



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

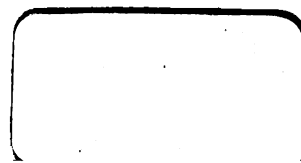
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>





721.

Per. 3977 d.  $\frac{163}{1805(3-4)}$







J E N A I S C H E  
ALLGEMEINE  
LITERATUR-ZEITUNG 3

VOM JAHRE

1805.

---

ZWEYTER JAHRGANG.

---

DRITTER BAND.

---

JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

---



---

J E N A,  
in der Expedition dieser Zeitung,  
und LEIPZIG,  
in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition,  
1805.

Das Knechtel nebst dem dazugehörigen Programm wird im August ausgegeben.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 J U L I U S, 1 8 0 5.

## T H E O L O G I E.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Magazin für christliche Dogmatik und Moral; deren Geschichte und Anwendung im Vortrage der Religion.* Herausgegeben von D. Joh. Friedrich Flatt, Prof. der Theol. in Tübingen. Achtes Stück. 1802. 206 S. Fortgesetzt von Fr. Gottlieb Süskind, Prof. der Theol. in Tübingen. Neuntes und zehntes Stück. 1803. (Jedes St. 20 gr.) Elftes Stück. 1804. 224 S. .8. (16 gr.)

Wenn gleich die Fortsetzung dieses Magazins, dessen Tendenz besonders Veranlassung zur bedacht-  
sameren Prüfung neuerer Urtheile über die auf dem Titel genannten Gegenstände zu seyn scheint, und in welchen viele für diesen Zweck bemerkenswerthe Abhandlungen mitgetheilt sind, seit dem IX Stücke von dem jetzigen Herausgeber allein besorgt wird: so hat doch Hr. D. Flatt auch künftig zu demselben Beyträge versprochen. — Das achte Stück enthält fünf Abhandlungen: I. *Etwas über Matth. 14, 22—33, und über Hn. D. Paulus Erklärung dieser Schriftstelle. Lavaters Manen geweiht von Joh. Schultheß*, Prof. der alten Sprachen in Zürich. Diese mit Heftigkeit abgefasste Bestreitung des Hn. Paulus hat der Vf. selbst hernach verworfen, und nach einer in den *theologischen Nachrichten*, (1802. S. 439) enthaltenen Anzeige, dem Hn. P. einen vollständigen Aufsatz über eben diese Materie mitgetheilt, worin er sich dahin erklärt hat, „dafs er aus dem Context grofse Vermuthung geschöpft habe, jene Stelle möge, ganz oder zum Theil, eine blofse Interpolation seyn, und dafs er nach einer neuen Erwägung des Textes überzeugt sey, die Evangelisten reden nur von einem Gehen Jesu am Meer, und können ursprünglich gar nichts Anderes zu sagen im Sinne gehabt haben; weil  $\epsilon\pi\iota$  mit dem Genitiv und Accusativ in ähnlichen Stellen des N. T. und der alexandrinschen Übersetzung des A. T. ganz gewöhnlich in der Bedeutung *an, bey, gebraucht* sey. Wo Johannes sagen will, *an den See* (6, 16), da setzt er  $\epsilon\pi\iota$  την θαλάσσαν. Wo er sagen will: *in den See hinein*, da setzt er  $\epsilon\iota\varsigma$  την θαλάσσαν, (Joh. 21, 7.) Eben so ist Ap. Gesch. 8, 36  $\epsilon\pi\iota$  το ὕδωρ, *an ein Wasser*, und V. 38  $\epsilon\iota\varsigma$  τα ὕδατα für: *in das Wasser* gesetzt; vgl. Ap. Gesch. 17, 14. 27, 30. 38. 40. Joh. 21, 1. 4. Offenb. 17, 1. und in den LXX. Jer. 46, 2. 51, 13. 2 B. Mos. 14, 4.“ Diese Retractation, welche der Wahrheitsliebe des Vf. viel Ehre macht, überhebt  
J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

den Rec. weiterer Bemerkungen über jenen Aufsatz. — II. *Warum haben nicht alle Evangelisten, und besonders die nicht, die Apostel waren, die Himmelfahrt Jesu ausdrücklich mit erzählt?* Wahrscheinlich ist in diesem Aufsatze vorzüglich auf Hn. D. Animon (*Adscensus Jesu Christi historia biblica*, Göttingen 1800, auch in dessen *Novis opusculis theologicis*), Rücksicht genommen, weil dieser gelehrte Theolog eben aus dem Stillschweigen der beiden von Aposteln verfaßten Evangelien seine Beurtheilung und Ansicht der Nachricht Ap. Gesch. 1, 9—11 von dieser Begebenheit hergeleitet hatte. In diesem Aufsatz hingegen wird auf Joh. 6, 62. 16, 8. Eph. 1, 20. 4, 10. Phil. 2, 9. Hebr. 1, 3. 4, 14. 6, 20. 7, 27. 8, 1. 1 Petr. 3, 22 die Behauptung gegründet, dafs in allen diesen Stellen von einer körperlichen Himmelfahrt Christi, als von der gewissesten Thatsache, geredet werde; wie denn auch Ap. G. 2, 32—35. 3, 21. 5, 30—32. 7, 55 die Überzeugung von der historischen Wahrheit jener Begebenheit deutlich beweise. Aber die Auslegung dieser Stellen, welche dieser Aufsatz vorzieht, setzt gerade die Gewissheit einer sichtbaren und leiblichen Himmelfahrt Christi voraus, und kann ohne eine solche Voraussetzung gar nicht als nothwendig dargethan werden. Es ist die Frage: in welchem Sinne sagte Jesus, er werde dahin aufahren, wo er vorhin war? und er gehe zum Vater? Seinem Leibe nach war er ja nicht bey dem Vater gewesen; wie könnte er denn von leiblicher Himmelfahrt haben reden wollen? Es ist die Frage: was die Apostel bey den Worten dachten, womit sie Christum, als in den Himmel zu Gott eingegangen, und zur rechten Hand Gottes sitzend beschrieben. Nach ihrer Lehre von der Allgegenwart Gottes deuten ja diese Worte auf nichts weniger, als auf ein leibliches, räumliches Hingehen zu Gott; vielmehr müssen nach derselben die Worte uneigentlich verstanden werden. In dem Stillschweigen des Matthäus und Johannes von Jesu Himmelfahrt findet der Vf. nichts Befremdendes; weil es der Apostel Hauptgeschäfte wat, von der Auferstehung Jesu, nicht aber von dessen Himmelfahrt, zu zeugen, und weil durch jene die Messiaswürde schon hinlänglich bewiesen werden konnte. Ihnen sey auch das Sichtbare bey dieser Begebenheit, dafs eine Wolke ihn aufnahm und ihren Blicken entzog, nicht das Wichtigste, sondern die Erhöhung zur allmächtigen Regierung der Körper- und Geisterwelt der wichtigste Theil dieser Begebenheit gewesen, und dieser habe nicht durch menschliche Zeugnisse bekräftigt,  
A

tigt, nicht als etwas Gesehenes erzählt werden können. Aber durch Wunder bewiesen sie, daß Christus allmächtig mit Gott über alles regiere, und nun durch sie so wirke, wie er vorhin sichtbar unter den Menschen wandelnd gewirkt hatte. Kaum sollte man denken, daß der Vf. selbst diesem Schlusse einige Beweiskraft zutraue. Sollten die Apostel allein von Christus Auferstehung zeugen, und war diese schon hinreichend zum Beweise, daß Jesus der Christ sey: warum erzählte denn Matthäus und Johannes so viele andere Wunder? Unleugbar betrachteten sie die Wunder als Bestätigung des Zeugnisses Jesu von seiner göttlichen Sendung und Messiaswürde; und unter allen Wundern war die Himmelfahrt eins der merkwürdigsten und einleuchtendsten, und sie waren Augenzeugen derselben nach Ap. Gesch. I, 3—11, und himmlische Boten hatten ihnen den Zweck des Wunders gedeutet: wie soll man sich, dies alles vorausgesetzt, ihr Stillschweigen erklären? Nur dann läßt sich dasselbe erklären, wenn die Vorstellung von einer sichtbaren Himmelfahrt erst später entstanden ist, als Matthäus und Johannes. — III. *Über den Kanon des Eusebius (Kirchengeschichte III, 25).* Von M. Karl Christian Flatt. Eine Hauptabsicht des Vf. ist, zu beweisen, daß die Tradition, von welcher Eusebius redet, nicht mündliche, sondern schriftliche Zeugnisse von der Ächtheit oder Unächtheit der unter dem Namen der Apostel und ihrer Gehülfen vorhandenen Schriften bedeute. Leider aber setzt uns Eusebius nicht in den Stand, die Gründe zu prüfen, auf welche seine Vorgänger in ihren Schriften ihr Urtheil bauten, daß diese oder jene Schrift ächt sey. Bauten sie auf unsichere Gründe: so verschlägt es nichts, daß sie ihr Zeugniß schriftlich hinterlassen hatten. Bey der Meinung des Vf., daß Eusebius sich deswegen nicht entscheidend über die Apokalypse erklärt habe, weil ihre Göttlichkeit von einigen bezweifelt worden sey, und weil sie nicht nützlich seyn könne, wenn ihre Weissagung nicht göttlich sey, scheint der Vf. als gewiß vorauszusetzen, Eusebius habe die Apokalypse buchstäblich als Weissagung, und nicht allegorisch erklärt, wie doch nach manchen Winken des Eusebius, z. B. nach seinen Urtheilen über die Chiliaften, vermuthet werden könnte. — IV. *Etwas über die Principien a priori und a posteriori, durch welche man das Locale und Temporelle von der allgemeingültigen Lehre in der christlichen Offenbarungsurkunde scheiden will, aus dem Standpunkt des Offenbarungsgläubigen.* Von Wilhelm Tobias Lang, Pfarrer in Singen. Fortsetzung und Beschluß einer schon in den früheren Stücken angefangenen Abhandlung. Das einzige zu dem angegebenen Zweck taugliche Princip, ist nach dem Urtheil des Vf. folgendes: „Jede Lehre, welche von Jesu und den Aposteln mit den für alle Christen zu aller Zeit gültigen Tugendpflichten unmittelbar oder mittelbar in Verbindung gesetzt wird, ist nach der Absicht derselben eine wirkliche oder wesentliche Lehre des Christenthums, und kann keine Einkleidung, und keine bloß für den

Eingang der Wahrheit benutzte irrige Volksidee seyn.“ Allein es ließe sich leicht beweisen, daß dieser Satz, auch unter der vom Vf. angegebenen Voraussetzung einer aufsernatürlichen göttlichen Offenbarung, nicht zum Princip der Unterscheidung desjenigen, was nach Gottes Antrieb ein von Gott begeisterter Lehrer nach dem subjectiven Bedürfnis eines gewissen Zeitalters und gewisser Menschen, oder als objectivgültige Glaubenslehre für alle Menschen, reden oder schreiben sollte, tauglich sey. Denn auch bey einem solchen Lehrer müssen wir die *Lehrweisheit* erwarten, welche den neuen göttlichen Unterricht an die menschlichen, bey seinen Zuhörern bereits vorhandenen Ideen anknüpft, und diese ihre menschlichen Ideen in der ihnen allein faßlichen menschlichen Sprache ausdrückt. Zur Tugend zu erwecken, und für die Erweckung derselben die kräftigsten Mittel zu benutzen, wird unstreitig ein Hauptzweck eines von Gott erleuchteten Lehrers seyn. Er wird demnach alle bey seinen Zeitgenossen vorhandenen religiösen Ideen anwenden, ihren Eifer für allgemeingültige Tugendpflichten zu beleben, und also ihre bloß menschlichen Ideen mit allgemeingültigen Tugendpflichten in Verbindung setzen. Mithin kann der Umstand, daß ein göttlicher Gesandter gewisse Sätze mit allgemeingültigen Tugendpflichten in Verbindung setzte, nur beweisen, daß diese Sätze für jene Zeiten und Menschen am schicklichsten genutzt werden konnten, sie zur Tugend zu wecken; aber nicht, daß solche Sätze für alle Menschen aller Zeiten zu demselben Zwecke gebraucht werden sollen. Der Vf. stellt sich das Geschäft eines göttlichen Gefandten zu leicht vor, wenn er meint, ein solcher Mann habe durch seine Wunder sogleich von der Wahrheit jeder Lehre überzeugen können, und deswegen keiner Anschmiegung seines Vortrages an Zeitbegriffe bedurft. Dies widerspricht der Natur der menschlichen Seele, die keinen Vortrag fassen, und in ein Eigenthum ihrer Erkenntniß und Überzeugung verwandeln kann, der nicht an Sätze angeknüpft wird, welche sie schon als wahr und gewiß anerkannt hat. Was nach der Überzeugung eines Menschen mit anerkannten Grundsätzen nicht bestehen kann, das wird er keinem Wunderthäter glauben, wenn dieser auch Berge versetzen könnte. Dies bestätigt auch das N. T., nach dessen Zeugniß die Wunder nur dazu dienten, die um der Lehre willen Glaubenden im Glauben zu befestigen, und nur für solche, die glaubten, und unter der Bedingung des Glaubens geschahen. Für Ungläubige, die Wunder forderten, that Jesus keine Wunder. Es ist wahr, was der Vf. behauptet: ein göttlicher Gesandter kann keinen Irrthum lehren! Aber warum dürfte er ihn nicht dulden? warum nicht ihn zum Besten desjenigen benutzen, der noch nicht fähig ist, in dieser Hinsicht Wahrheit zu erkennen? — V. *Apologie des Wunder- und Offenbarungsglaubens gegen die Abhandlung eines ungenannten Verfassers in Henkes neuem Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte,*



te, B. I. St. 3. S. 453 ff. Vom Pf. Hünérwadel in Zofingen. Die Absicht ist, zu beweisen, 1) daß der Wunderglaube nicht unvernünftig, und 2) daß er nicht moralischschädlich sey. Vergebens aber sucht der Vf. darzuthun, daß der Wunder- und Offenbarungsgläubige sich nicht amnasse, etwas für Menschen durchaus Unerkennbares zu erkennen. Bey der Untersuchung dieses Gegenstandes darf die vollkommene historische Gewissheit vorhandener Wundernachrichten nicht vorausgesetzt werden, da die Geschichte an bekannten und zuverlässigen Beyspielen lehrt, wie leicht sich Menschen, selbst bey einer sorgfältig angestellten Prüfung geglaubter Wunderbegebenheiten täuschen können. Vielmehr müßte, unabhängig von allen Wundernachrichten, der Beweis geführt werden, daß es zuverlässige Zeugen von Wundern geben, und daß ein Mensch mit Grund von der Unerklärbarkeit und Unbegreiflichkeit einer Begebenheit, die er in der Natur beobachtet hat, auf eine aussernatürliche Ursache derselben schliessen könne. Vergebens sucht der Vf. zu beweisen, daß der Begriff eines Wunders, als einer unmittelbaren Wirkung Gottes in der Sinnenwelt, mit dem Begriffe von Gott, als von einem nicht auf Raum und Zeit eingeschränkten Wesen vereinbar, und daß die Offenbarung unbegreiflicher Geheimnisse, als bloße Entwicklung der Überzeugung von denselben, aus der freyen Selbstthätigkeit eines endlichen vernünftigen Geistes denkbar sey. Vergebens beruft er sich auf das Bedürfnis des Glaubens an Offenbarung, um die Nothwendigkeit unmittelbarer Offenbarung zu erweisen; denn diese setzt ein objectives Bedürfnis unmittelbarer Offenbarung in der Vernunft jedes Menschen voraus, welches nicht erwiesen werden kann. Vergebens beruft er sich auf den wohlthätigen Inhalt der christlichen Religionslehre, um zu beweisen, daß der Glaube an unmittelbare Offenbarung nicht schädlich gewesen sey. Ein jeder Glaube, der die Vernunft im freyen Forschen nach Wahrheit hindert, und sie in Abticht ihres Urtheils und Gebote einem über alle Vernunft erheben, und ihr durchaus unbegreiflichen Unterricht unterwirft, kann nicht anders als schädlich seyn, wie wohlthätig auch immerhin sein der Vernunft begreiflicher Inhalt seyn mag! Wird die Vernunft nicht als Richterin über Wahrheit und Irrthum in Sachen des Glaubens und der Religion anerkannt: so ist die Menschheit, wie die Natur der Sache, die Geschichte und die Erfahrung noch zu unseren Zeiten lehrt, den Angriffen des Aberglaubens, der Religionschwärmerie und des Unglaubens, und den abscheulichsten Ungerechtigkeiten und Bosheiten ausgesetzt, die als von der Religion geboten ausgeübt werden!

Im achten Stücke findet man: I. Prof. Süskind's Beytrag zur Vertheidigung der Aechttheit des Evangeliums Johannes, in Beziehung auf die Schrift: Der Evangelist Johannes und seine Ausleger vor dem jüngsten Gericht. Um das Gewicht der Tradition von der Aechttheit dieses Evangeliums als entscheidend zu er-

weisen, wird dargethan, daß Irenäus und die folgenden Zeugen für die Aechttheit des Johanneischen Evangeliums sorgfältig zwischen den ächten und untergeschobenen Schriften der Apostel unterschieden haben. Allein durch diesen Beweis ist die obengenannte Schrift noch nicht widerlegt, welche nicht bloß die Zuverlässigkeit der Tradition in den Schriften der Kirchenväter seit Irenäus, sondern hauptsächlich der Tradition vor Irenäus, als der Quelle, aus welcher Irenäus wie seine Nachfolger schöpfte, bezweifelt hätte. Man muß es doch gestehen, daß in Absicht der Evangelien die ältesten Nachrichten sehr unvollständig und dunkel sind, da wir weder die Zeit, wann sie geschrieben sind, noch die Personen und Kirchen, welche dieselben aus den Händen ihrer Verfasser erhalten haben, noch die Gründe der Überzeugung der älteren Kirchen von der Aechttheit dieser Schriften, bestimmt angeben können. — Aber auch selbst in Absicht der erwähnten Kirchenschriftsteller fehlt dem Beweise, daß sie als kritisch zuverlässige Zeugen zu betrachten seyen, noch sehr viel. Der Vf. kann es nicht leugnen; daß sie selbst auch Schriften für ächt gehalten haben, die in der Folge als unächt verworfen sind, und wie viel muß nicht schon dadurch ihr Zeugnis am Gewicht auf der Wage der Kritik verlieren! Gern wird man dem Vf. zugeben, daß die Kirchenväter die Zeugnisse für die Aechttheit der allgemein als ächt angenommenen Schriften für völlig zuverlässig hielten, und also nach ihrer Meinung hinlänglich geprüft hatten; aber wer kann es leugnen; daß ihnen die einstimmige Sage apostolischer Kirchen genügte? und wer kann jetzt bis auf den Grund dieser Sage in den apostolischen Kirchen zurückgehen? — Gegen einen anderen Einwurf wider die Aechttheit des Evangeliums Joh., der davon hergenommen war, daß häretische Parteyen dasselbe nicht annehmen, ist mit Recht erinnert: daß sie es wohl für ächt halten, und doch aus dogmatischen Gründen verwerfen konnten. Aber eben deswegen beweiset auch der Gebrauch, den eine häretische Partey von diesem Evangelium gemacht hat, nichts weiter, als daß sie dasselbe für nützlich hielt, nicht daß sie die Aechttheit derselben untersucht, und sie wegen ihrer Aechttheit gebilligt hätten. — Endlich ist sehr gut bewiesen, daß Johannes der Apostel das Evangelium griechisch geschrieben haben kann. Von demselben Vf. ist II. Noch etwas über die moralische Möglichkeit der Aufhebung verdienstlicher Sündenstrafen, zu bemerken. Der Vf. gründet diese Möglichkeit auf den Satz, daß Gottes Endzweck, möglichst vollkommene Sittlichkeit und Glückseligkeit, durch die Aufhebung der Strafen wirksamer, als durch die Vollziehung derselben, befördert werden könne. Rec. kann in die meisten Sätze dieser gelehrten und scharfsinnigen Abhandlung nicht einkommen, so fest er auch übrigens aus anderen Gründen überzeugt ist, daß der Begriff von Strafen oder Strafübeln nicht mehr statt finde, sobald der Mensch der Gesinnung nach gebessert ist. Nach unserer Überzeugung fodert die Vernunft gar nicht

nicht unbedingt, daß der Unmoralische in Absicht seines äusseren Zustandes, von welchem doch allein bey positiven Strafen die Rede seyn kann, unglücklich sey; sondern nur, daß ihn solche und so viele Übel treffen, als nothwendig sind, ihn aus seiner Sicherheit und Sorglosigkeit zur Erkenntniß seiner Verkehrtheit und Verworfenheit zu erwecken, und ihn zu dem festen Vorsatze zu leiten, künftig ganz seiner Pflicht und dem Gehorsam gegen Gottes heiligen Willen zu leben. Kann dieser Endzweck bey einem unmoralischen Menschen ohne äussere sinnliche Übel erreicht werden, und zwar in einer Ordnung der Dinge, deren höchster Zweck möglichste Moralität und Glückseligkeit ist: so fodert die Vernunft gar nicht nothwendig äussere Übel, die als positive Strafen den Unmoralischen treffen müssen. Verdiente Strafen können wohl nur die natürlichen, so lange der Mensch unmoralisch gesinnt ist und handelt, nie fehlenden, und die zur Besserung nothwendigen positiven Strafen genannt werden. Mithin könnte von Aufhebung verdienter Sündenstrafen nicht wohl die Rede seyn. Nach Verdienst und Schuld, das ist, so wie es zu seiner Besserung nothwendig ist, wird ein jeder gestraft. Aber mit der Besserung ist der Zweck der Strafe erreicht, und sie kann folglich den Gebesserten nicht mehr treffen, da er ein Gegenstand des Wohlgefallens Gottes ist. Übel werden ihn treffen, als Folgen voriger Vergehungen oder gegenwärtiger Übereilungen; aber diese treffen ihn nur als Erziehungsmittel zu vollkommenerer Tugend. — III. Einige Bemerkungen über die psychologisch-historische Erklärungsart der neutestamentlichen Wunderbegebenheiten. Von W. T. Lang. Sie beziehen sich auf Hn. Paulus Commentar über das N. T., und bestreiten die Erklärung desselben von Luc. 1, 5—38. 2, 7—20. Matth. 3, 15. So wenig aber Rec. behaupten möchte, daß die in den angezeigten Stellen erzählten Begebenheiten gerade so sich zugetragen haben, wie Hr. Paulus sie darstellt, und daß keine andere Erklärung jener Nachrichten möglich sey: so wenig scheinen doch die hier gemachten Einwendungen wider die Möglichkeit der psychologisch-historischen Erklärung obiger Abschnitte zu

entscheiden. Der Vf. hält eine Ekstase des Zacharias für unglaublich, theils weil, nach der Beschreibung im Lucas, er gezweifelt habe, theils wegen seines Alters, theils wegen der Erfüllung dessen, was ihm zugesagt war. Aber wer vermöchte Zacharias Alter genau anzugeben, und entscheidend zu bestimmen, in welchem Alter ein israelitischer Priester, und noch dazu bey einem Geschäfte, das seine Phantasie ungewöhnlich exaltirte, und bey welchem die Priester, nach der Sage der Juden, öfter Visionen gehabt haben sollen, keiner Ekstase mehr fähig gewesen sey? War es doch natürlich, daß er zweifelte, und den Erfolg erwartete, um nach seiner subjectiven Überzeugung gewiss zu werden, ob ein himmlischer Bote zu ihm geredet, oder seine Phantasie ihn getäuscht habe! Und eben so natürlich war es, daß die wirkliche Schwangerschaft seiner Gattin, und besonders die Geburt eines Sohnes, für ihn der Beweis wurde, daß er sich nicht getäuscht habe; obgleich der Erfolg, weil nicht dargethan werden kann, daß er nach der Ordnung der Natur unmöglich war, zum Beweise einer übernatürlichen Causalität, die ihn gewirkt habe, nicht hinreicht. — Nähme man Luc. 1, 34 mit einem Ungenannten im neuen Henckeschen Magazin B. III. S. 399 an, daß γινωσκω als das Futurum erklärt werden müsse, weil die Juden die Geburt des Messias von einer Jungfrau erwarteten, und Maria deswegen fragte: Wie könnte ich Mutter des Messias werden; denn da würde ich ja keinen Mann haben müssen: so wäre auch der Einwurf des Vf. gehoben, daß eine Ekstase der Maria den Ursprung ihrer Schwangerschaft nicht erkläre. Aber nach Luc. 2, 7 scheint der Buchstabe der Erzählung doch von einer Schwangerschaft, deren Ursprung als übernatürlich beschrieben werden soll, erklärt werden zu müssen. Indessen von Erklärung des Buchstabens kann hier nicht die Rede seyn, wenn auf eine natürliche Erklärung der Begebenheit gedacht wird; und denkbar ist es doch, daß die Ekstase vor der Verehelichung der Maria zu setzen, und daß hernach dieselbe von ihr auf ihren ersten Sohn gedeutet sey.

(Der Beschlufs folgt.)

#### KURZE ANZEIGEN.

ΠΑΙΔΑΓΟΓΙΚ. Halte, b. Gebauer: *Methodik des öffentlichen Unterrichtes in Bürger- und Landschulen*, von Friedrich Fricke, Feldprediger des königl. preuss. Dragonerregiments von Voss. Erster Theil. Allgemeine Methodik. 1803. 315 S. 8. (1 Rthlr.) Ein sehr zweckmäßiger Beytrag zur Methodik des Unterrichts, der eben seiner speciellen Beziehung wegen vielen Dank verdient, da in den meisten Land- und Bürgerschulen die wenigsten Lehrer wissen, was und wie gelehrt werden soll; und da selbst Lehrer der Seminaristen oft nicht mit den besondern Bedürfnissen der Schulen bekannt sind, für welche sie Lehrer bilden sollen. Der Vf. hat mit kluger Wahl benutzt, was seine Vorgänger in diesem Fache leisteten; aber er hat überall überzeugende Beweise von seinem eigenen reifen Nachdenken über einen Gegenstand geliefert, der die rüstigen Hände der pädagogischen Polygraphen deshalb nicht so sehr beschäftigte, weil es hier viel zu denken und wenig abzuschreiben gab. Das Ganze dieses ersten Theiles zerfällt in 2 Hauptabschnitte, von

welchen der erste die *Lehrobjecte*, der zweyte die *Behandlungsart* der Lehrgegenstände zum Gegenstande hat. Die von S. 6 bis 125 eingeschalteten Proben, wie der Unterricht in Hinsicht auf Verstandeswahrheiten und auf historische Gegenstände geleitet werden müsse, möchten vielleicht zu ausführlich scheinen. Wenn man indessen bedenkt, daß dem angehenden Lehrer durch solche Beyspiele die Theorie durchaus vernünftig wird: so muß man auch für diese Beyspielsammlung dem V. Dank wissen. Was im 2. Abschn. von dem Vortrage des Lehrers in Hinsicht auf Munterkeit des Docenten, und auf den zunehmenden Ideengang, der vor dem Unterrichte genau studirt seyn muß, und über die Erweckung und Leitung des Interesses der jungen Gemüther gesagt wird, verdient den Beyfall jedes erfahrenen Lehrers und Beherzigung aller angehenden Schulmänner in hohen und niederen Schulen. Wir wünschen daher diesem nützlichen Buche viele Leser, und hoffen, daß d. Vf. den zweyten Theil bald nachfolgen lasse.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 J U L I U S , 1 8 0 5 .

## T H E O L O G I E .

TÜBINGEN, b. Cotta: *Magazin für christliche Dogmatik und Moral, deren Geschichte und Anwendung im Vortrage der Religion.* Herausg. von D. J. F. Flatt. — Fortgesetzt von F. G. Süsskind, etc. (Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

IV. Ueber das Verhältniß der Erzählung von der Wache am Grabe Jesu. (Matth. 7, 62—66. 28, 2—4. 11—13.) Diese Erzählung soll sehr wichtig seyn, die Wahrheit der Auferstehung Jesu zu beweisen. Denn hier wird behauptet, die Feinde Jesu würden die Wache nicht bestochen haben, wenn sie nicht von der Auferstehung Jesu überzeugt gewesen wären. (Aber daß sie die Wache bestochen haben, ist nicht ausdrücklich gemeldet.) Daß Jesu Freunde seinen Leib vorher aus dem Grabe genommen hätten, sey nicht denkbar. (Warum nicht? Nach Matth. 27, 62. Luc. 23, 53. 54. Joh. 19, 42 ist Jesu Leib nur deswegen in das Grab gelegt, weil es nahe war, und die Wache erst am folgenden Tage angestellt. Da wäre doch denkbar, daß Joseph, um den Leib Jesu geheim anderswo zu begraben, ihn in der Nacht aus dem Grabe genommen hätte, und Jesus damals wieder erwacht sey!) Man würde keine Wache an das Grab gestellt haben, wenn man nicht gewußt hätte, daß Jesus seine Auferstehung vorhergesagt habe. Also auch die so wichtige Vorher- sagung der Auferstehung Jesu werde durch die Erzählung von der Wache gewiß, und da man jene Vorher- sagung wußte: so suchte man sich auch gewiß seines Todes zu versichern, und ließ deswegen sein Herz mit einem Lanzenstich durchbohren. Folglich auch das, daß an keinen Scheintod Jesu zu denken sey, mache die Erzählung von der Wache am Grabe Jesu noch gewisser, so daß seine Auferstehung ein unleg- bares Wunder sey. Aber die Feinde Jesu erklären ja nicht, woher sie die Nachricht von jener Vorher- sagung haben! Sie reden von einem vagen Gerüchte. Dies kann nach den Evangelien nicht von den Apo- steln und durch Reden derselben veranlaßt seyn, denn die glaubten nach den Evangelien vorher, ehe Jesus auferstanden war, nicht daß er auferstehen würde. Es ist daher am wahrscheinlichsten, daß jemand die Worte Matth. 26, 61. Joh. 2, 19 so verstanden hat, daß sie eine dunkle Vorher- sagung seiner Aufer- stehung am dritten Tage enthielten, und dann fällt dieser Beweis weg, weil die Jünger diese Worte nicht von seiner Auferstehung verstanden, und weil sie auch nicht allein und nicht nothwendig von dersel-

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

ben zu verstehen sind. Was aber die zweyte Bemerkung betrifft: so muß dies Gerücht erst am folgen- den Tage den Pharisäern zugekommen, und ihnen eingefallen seyn, eine Wache ans Grab zu stellen, sonst hätten sie sich dieselbe gleich erbeten. Also darf auch nicht geschlossen werden, daß sie sich des Todes Jesu zu versichern suchten, und ihm das Herz durch- stechen ließen. An diese Folgerung ist um so weniger zu denken, da, nach der Erzählung, einer von der Wache, nicht etwa nach einem dazu erhaltenen Be- fehl, oder aufgefordert von einem Feinde Jesu, son- dern aus eigenem Antriebe ihn in die Seite stach. Ge- setzt endlich, er hätte dies auf Befehl gethan, und das Herz Jesu durchstechen wollen; (denn es ist aller- dings wahrscheinlich, daß er, obgleich aus eigenem Antriebe, den Tod Jesu gewiß machen, und wenn er noch nicht todt sey, ihn tödten wollte;) ist denn damit erwiesen, daß der Stich das Herz nicht verfehlt, daß er nicht vielleicht eine der Rippen getroffen habe, und nur flach durch die Seite gedrungen sey? Also die gro- ße Wichtigkeit der Erzählung von der Wache am Gra- be Jesu findet Rec. nicht erwiesen; aber die Widerle- gung der Einwendungen gegen die Ächtheit dieser Er- zählung, welche theils von Hn. Paulus, theils von Hn. Conrector Rufswurm in *Augusti's* theol. Monats- schrift 1801. St. VI. gemacht sind, scheint dem Vf. sehr wohl gelungen zu seyn.

Im X Stücke sind vom Hn. Prof. Süsskind drey Aufsätze mitgetheilt. I. *Etwas über die neueren An- sichten der Stelle Joh. 1, 1—14.* Daß Johannes un- ter dem ewigen Wort die göttliche Weisheit ver- standen habe, dünkt dem Vf. nicht unwahrschein- lich. Er sucht aber zu beweisen, Johannes beschrei- be dieselbe als eine, zwar im göttlichen Wesen be- stehende, jedoch als eine von Gott zu unterschei- dende Person im göttlichen Wesen. Denn Johannes setze *Licht* und *Wort* als gleichbedeutend: nun sey unter dem Lichte offenbar Christus zu verstehen; also sey auch das *Wort* Christus, und bezeichne folglich eine von Gott unterschiedene Person. Bei- de Sätze kann Rec. nicht zugeben, Joh. 1, 4. 5 scheint es uns wenigstens am natürlichsten, *Leben* von der Belebung der ersten Menschen durch das Wort Gottes, und *Licht* von der Belehrung der Men- schen durch Gottes Veranstaltung, seitdem Menschen auf der Erde lebten, zu erklären; weil in diesen Versen von den Zeiten vor *Johannes des Täufers Sen- dung* die Rede ist. Dawider streitet nicht, daß es heißt: *und das Licht leuchtet in der Dunkelheit*; denn diese Worte deuten sehr treffend auf das Licht der Re- ligions-

ligionslehre des A. T., welches auch noch zur Zeit des Evangelisten den durch Vorurtheile geblendeten Juden leuchtete, welche die Religion Jesu nicht annehmen wollten, Joh. 1, 7—10 aber bedeutet *das Licht* die durch Christum die Welt nun erleuchtende Weisheit Gottes, nicht die Person Christus, welche die Menschheit mit einschließt. Rec. sieht also nicht ein, wie aus dem Gebrauch der Ausdrücke: *Wort* und *Licht*, bewiesen werden könne, daß Johannes die göttliche Weisheit in Christo als eine in göttlichen Wesen für sich bestehende Person betrachten lehre. Der Vf. urtheilt ferner, Joh. 1, 1 würden die drey Sätze tautologisch lauten, wenn nicht *das Wort* als Person von Gott unterschieden, und angenommen würde, daß dieser Vers Gegensätze gegen des Cerinthus Meinung vom Logos, als einem aus Gott ausgefloßenen Aon, enthalte. Aber aller Schein von Tautologie verschwindet, wenn der zweyte Satz als Beweis des ersten, und der dritte als Beweis des zweyten erklärt wird. Das Wort war von Ewigkeit, weil das Wort nicht von Gott getrennt werden kann; ja weil es Gott selbst ist, oder eben das bezeichnet, was der Ausdruck: *Gott*, bezeichnet. Beziehungen auf Cerinthus Meinungen anzunehmen, findet Rec. Bedenken; weil Cerinthus, oder gnostisirende Juden überhaupt, dem Ausdruck: *Wort*, eine ihrem Sprachgebrauch eigene, und nicht außer ihrer Secte gewöhnliche Bedeutung beylegten; und weil deswegen Johannes nicht erwarten konnte, daß seine Leser an diese Bedeutung des Ausdrucks: *Wort*, denken würden. — Gegen die Meinung, daß Johannes, wie Philo, den *λογος* als *δεύτερον θεον* von Gott getrennt und Gott untergeordnet habe, streitet der Vf. mit entscheidenden Gründen. Nur dürfte auch der Grund wider jene Meinung entscheiden, daß Johannes den Sprachgebrauch Philo's nicht als allgemein bekannt vorausgesetzt, und also nicht den Ausdruck *λογος* in dem Sinne, worin er in Philo's Schriften vorkommt, gebraucht haben kann. — II. *Über die jüdischen Begriffe vom Messias als Weltrichter und Todtenerwecker, und seinem Reich am Ende der Welt. Zur Beurtheilung der Hypothese, daß die Lehre Jesu über diesen Gegenstand Accommodation sey.* Hr. Süskind verwirft diese Hypothese, weil es nicht erwiesen werden könne, daß die Juden nur solche Ideen vom Messias als Weltrichter und Todtenerwecker, und von seinem Reiche am Ende der Welt, gehabt haben, welche mit den Aussprüchen genau übereinstimmen, worin sich Christus laut den Evangelien als solcher, und sein Reich beschrieben hat. Er beweiset dagegen durch viele aus jüdischen Schriftstellern zusammengetragene Stellen, wie verschieden die Ideen der Juden von diesen Gegenständen gewesen sind. Rec. erkennt die Sorgfalt, womit der Vf. diese Stellen zusammengebracht hat. Aber die Folgerung, welche derselbe aus der Verschiedenheit der jüdischen Begriffe zieht, scheint uns nicht consequent aus den Prämissen abgeleitet zu seyn. Ist es wohl nach der Natur der Sache anders zu erwarten, als daß, wie die Geschichte bestätigt, diese jüdischen Ideen sich in verschiedenen Subjecten auch verschieden modificirt haben? Ist es zu erwarten, daß gerade die Modificatio-

nen dieser Ideen, welche sich in den uns aufbehaltenen jüdischen Schriften finden, die einzigen gewesen, welche jemals stattgefunden haben? Ist es zu erwarten, daß in den Reden Jesu im N. T. gerade dieselben Formen dieser Begriffe sich finden, die in jüdischen Schriften anzutreffen sind? Kommt es hier überhaupt ja doch weniger auf die verschiedenen Formen und Darstellungen jener *Hauptideen*, daß der Messias Weltrichter und Todtenerwecker seyn werde, als auf diese Hauptideen selbst an! Und wer möchte es leugnen, daß die Juden in Christus und der Apostel Zeitalter, und schon früher, dem erwarteten Messias die Haltung eines Weltgerichts und die Auferweckung der Verstorbenen zugeschrieben haben? Demnach ist auch die Möglichkeit nicht zu leugnen, daß Jesus, was er von sich als Weltrichter und Todtenerwecker sprach, bildlich gesprochen, und die Redensarten, worin die Juden dem Messias, welchen sie hofften, Wirkungen physischer Macht und Gewalt zuschrieben, auf sein sittliches Reich und seine Wirkungen in demselben zur Veredlung der Menschen durch Wahrheit und Tugend übertragen habe. — III. *Bemerkungen über die Aussprüche Jesu, in welchen er sich die Auferweckung der Todten, das allgemeine Weltgericht, und ein Reich am Ende der Welt zuschreibt.* Weil die Juden bey den Worten: *Auferstehung* und *auferwecken*, an eine wirkliche Auferstehung gedacht haben; weil die Erwartung einer Auferstehung der Vernunft gemäß sey; weil es nicht bewiesen werden könne, daß gerade die im N. T. beschriebenen Begriffe von der Auferstehung bey den Juden geherrscht haben, als Christus unter denselben lebte; und weil endlich Christus sich in seinen Reden einen unmoralischen Betrug und lächerliche Prahlercy erlaubt haben würde, wenn er nicht von wirklicher Auferstehung, u. s. w. geredet hätte: so müsse er haben lehren wollen, daß er wirklich einst am Ende der Welt alle Todten erwecken, jedem Menschen sein ewiges Schicksal wirklich ertheilen, und seine treuen Bekenner in einem ewigen seligen Reiche vereinigen werde. Rec. zweifelt, ob die Gründe, welche der Vf. anführt, das beweisen können, was sie beweisen sollen. Jesus hatte sich ja so oft und deutlich erklärt, daß er durch seine Religionslehre, und sein Beyspiel im Leben und Tode, ein Reich Gottes als ein sittliches Reich der Wahrheit und Tugend stiften, daß er in dem Sinne für den Messias erkannt seyn, in dem Sinne allem Fleisch ewiges Leben geben wolle; warum konnten denn die Juden es nicht verstehen, daß er *bildlich* redete, wenn er von Auferstehung und Auferweckung der Todten sprach? Hat Paulus doch Eph. 2, 6. 7 *Tod* und *Auferstehung* auch für *Elend* und *Befeligung des Geistes* gesetzt! Wer kann beweisen, daß Jesus Zuhörer nicht die Begriffe hatten, die seine Reden erwähnen? Wer kann nur daran zweifeln, daß sie vom Messias Todtenerwecker am Ende der Welt, Gericht und Einführung der frommen Israeliten in sein Reich, und Verdammung der Abgötter erwarteten? Und das ist ja die Hauptsache! Wer kann die Auferstehung, welche die Juden erwarteten, und ein solches Weltgericht, der Vernunft gemäß finden? Und worin bestünde denn der

Schwulst der Reden Jesu, oder gar das Unmoralische des Inhalts derselben, wenn er bildlich verstanden seyn wollte? — IV. *Einige Bemerkungen über die psychologisch-historische Erklärungsart der neutestamentlichen Wunderbegebenheiten.* Von W. T. Lang. Hier sind gegen die Erklärung der Heilung der dämonischen Kranken mit vielem Scharfsinn Einwendungen gemacht, die sich indeffen, wie Rec. glaubt, befriedigend beantworten lassen.

XI Stück. I. *Hat Jesus das heil. Abendmahl als einen mnemonischen Ritus angeordnet?* Fast als neu und unerhört, scheint der Herausg. in den Anfangsworten seiner Abhandlung die Zweifel vorzustellen: ob Jesus das Abendmahl vielleicht bloß für seine Schüler, um ihnen den Zweck seines Todes recht zu verständlichen, und nicht in der Absicht, als ein besonderes Gedächtnismahl seines Todes künftig wiederholt gefeyert zu werden, angeordnet habe? Allein mehrere Leser werden sich hier der Abhandlung im 14 Hefte der *Beiträge zum vernünftigen Denken in der Religion*, und der Aufserungen von *Theiss*, in seinem praktischen Commentar über das N. T., erinnern, und schon deswegen eine neue Erörterung der aufgeworfenen Frage nicht überflüssig finden. Indessen schränkt sich diese Abhandlung nur auf die Beantwortung dessen ein, was Hr. *Paulus* in seinem Commentar über das N. T. gegen die Bejahung der obigen Frage eingewendet hat. Die Meinung, Jesus möge auf ein, vielleicht ihm bevorstehendes, tumultuarisches Zerreißen seines Leibes hingedeutet haben, wird hinlänglich widerlegt, eben so, wie die Einwendung, daß Matthäus, der wichtigste Referent, nichts von der Anordnung eines Gedächtnisritus sage, und daß die Worte: *Solches thut zu meinem Gedächtnis*, auf das Passamahl hätten bezogen werden müssen, wenn Jesus sie gesprochen hätte; wie auch, daß die Worte, *der für euch gebrochen wird*, nicht auf Jesu Leib, sondern auf das Brod deuteten, und die Worte: *das für euch vergossen wird*, nicht auf das Blut Jesu, sondern auf den Becher zu beziehen seyn, den er für seine Schüler in mehrere kleinere Becher ausgegossen habe. Der Vf. giebt zu, daß der Bericht des Matthäus und Marcus, wenn wir keinen anderen hätten, uns nicht nöthigen würde, Jesu die Absicht zuzuschreiben, das Abendmahl als einen mnemonischen Ritus zu stiften. Paulus aber und Lucas werde seinen Bericht gewiss nach dem Zeugnisse der Apostel aufgeschrieben haben. Es sey kein Grund, an dieser Voraussetzung zu zweifeln, da die Apostel das Abendmahl überall eingeführt, und also gewiss Jesum so, und nicht anders verstanden haben. Der letzte dieser Gründe scheint der wichtigste zu seyn. Liefse sich denken, daß die Apostel willkürlich, ohne einen Befehl Jesu, das Abendmahl zum Andenken seines Todes eingeführt hätten: so könnte man es wohl erklären, daß man in der Folge die Worte der Einsetzung so durch Zusätze erweitert und deutlicher bestimmt habe, wie wir sie bey Lucas und Paulus lesen. Der Liturg hätte auch sehr wohl Jesum redend einführen können, wie es Hr. *Paulus* beschreibt. Die Hypothese, daß Matthäus das Evangelium des Marcus zum Grunde gelegt, und deswegen

von den Worten der Einsetzung des Abendmahls nicht mehr angeführt habe, weil er im Marcus nicht mehr davon gefunden, ist nicht befriedigend. Denn hielt Matthäus es für nöthig, mehr von der Anordnung des Abendmahls zu erzählen: so ergänzte und vervollständigte er gewiss auch hier den Marcus, wie an anderen Stellen, vorausgesetzt, daß er ihn zum Grunde legte, welches doch kaum wahrscheinlich ist. Hielt aber Matthäus aus anderen Ursachen einen ausführlicheren Bericht von der Einsetzung des Abendmahls nicht für nothwendig: so bedarf es der Hypothese nicht, daß er Marcus Evangelium zum Grunde legte. Hätten wir auch bloß Matthäus und Marcus Bericht, und daneben die Thatfache, daß die Apostel das Abendmahl als Feyer des Todes Jesu angeordnet haben: so würde schon jener Bericht, mit dieser Thatfache verbunden, uns nöthigen, Jesu bey der Einsetzung des Abendmahls die Absicht beyzulegen, daß es zum Andenken seines Todes künftig wiederholt werden sollte. Auch nach Matthäus und Marcus kündigte Jesus durch Gebet dies Mahl als ein neues Mahl an, und bezeichnete dasselbe durch die bekannten Einsetzungsworte, als ein neues Religionsmahl für die, die Jesu glaubten, und durch ihn Vergebung der Sünden von Gott erwarteten. Konnte es denn seinen Schülern zweifelhaft seyn, daß dies ein neues Passamahl seyn sollte, zu feyern die Wohlthat der Sündenvergebung, wie das alte Passamahl die Wohlthat der Rettung aus der Knechtschaft in Ägypten feyerte? — II. *Über den Versucher, Matth. IV, 1—8. Marc. I, 13. Luc. IV, 2 ff. Von dem verstorbenen Diaß. in Zürich J. G. Schultheiss.* Ehemals hatte der Vf. in den *Beiträgen zum vernünftigen Denken in der Religion* die Hypothese vertheidigt, daß Jesus eine innere Versuchung, Gedanken, Vorstellungen, Wünsche, die durch die Umstände der Zeit erweckt wurden, lebhafter habe schildern wollen, da er sie einem personificirten Versucher in den Mund legte. Allein bey unparteyischer Prüfung fand der Vf., diese Ansicht sey nicht so sehr aus dem Studium des Textes hervorgegangen, als aus dem in der Hermeneutik durchaus falschen Grundsatz, daß es ein Verdienstum die Aufklärung sey, die Person des Teufels aus der Bibel hinwegzuschaffen. Die Gründe des Vf. für seine jetzige Auslegung, welche eine wirkliche Erscheinung des Teufels vertheidigt, sind folgende: 1) Der Abschnitt habe durchaus den Ton einer schlichten *historischen Erzählung*. 2) Wäre der Glaube an den Teufel ein Vorurtheil: so liefse es sich nicht denken, daß Jesus, der sich so laut für das Princip erklärte, *vitam impendere vero*, dasselbe begünstigt haben würde. 3) Die Erzählung von der Versuchung auf dem Berge erlaube keine ungezwungene Erklärung von einer inneren Versuchung. 4) Die Natur, der Zweck und die Beschaffenheit der Versuchungen seyen der Arglist eines übermenschlichen Bösewichtes recht angemessen. — Man sieht leicht, daß das Gewicht dieser Gründe durchaus von der Beantwortung der Frage abhängt, ob Jesus bey seinem Eifer für wahre Gottesverehrung und Menschenwohl es für nothwendig, oder für weise halten konnte, die jüdische

sche Meinung vom Teufel zu bestreiten? ob er es nicht vielmehr für rathsam, ja aus moralischen Gründen für nothwendig erkennen mußte, seinen Zuhörern diese Meinung zu lassen, wenn er sie gleich für eine irrige Meinung hielt? Der Vf. hielt übrigens den Satan im Hiob und Zach. 3, 1 für eine Fiction des Dichters, und selbst 1 Chron. 21, 1, meint er, sey unter dem Satan wohl ein arger Teufel von Cabinetsrath zu verstehen, der den David verführte, das Volk zu zählen. Der Vf. des Buchs der Chronik dachte indeffen wohl an den eigentlich sogenannten Satan, welcher nach dem Exil als Beförderer alles Bösen gedacht wurde. Alle drey Versuchungen erklärt der Vf. als Versuchungen zum Egoismus, und die beiden ersten, wie gewöhnlich, als Versuchungen zu einem egoistischen Mißbrauch der Wunderkraft. Die Antworten Jesu scheinen aber vielmehr auf die Belehrung hinzudeuten, daß der Mensch nie von Gott Wunder fodern solle, wo ihm natürliche Mittel zum vernünftigen Gebrauch angewiesen sind. Nur dann, wenn er thue, was er könne und solle, dürfe er die Sorge für sein Schicksal vertrauensvoll Gott überlassen. Eher könnte man denken, der Teufel habe Jesum auf die Probe stellen wollen, ob er wirklich Gottes Sohn sey, und Wunderkraft habe. Dieser Gedanke findet aber auch nicht Statt, weil dann der Teufel eine für die Begriffe der Juden vom Teufel nicht angemessene Rolle, die Rolle eines wirklich dummen Teufels, in der Erzählung spielen würde. Deutet man aber die Versuchung bildlich, von den Reizungen, es darauf anzulegen, ein bürgerliches Messiasreich zu stiften, wie es die Juden sich dachten und wünschten, und bedeutet die Person des Versuchers nur die personificirte Versuchung selbst: so sind alle Schwierigkeiten der Auslegung gehoben. — III. Einige Bemerkungen über die psychologisch-historische Erklärungsart der neutestamentlichen Wunderbegebenheiten. Von Wilhelm Tobias Lang, Pfarrer in Berghausen im Kurfürstenthum Baden. Fortsetzung und Beschluß. Es ist von der Heilung des Paralytischen Matth. 9, 2—8. Marc. 2, 1—12. Luc. 5, 17—26 die Rede. Mit schwachen Gründen und ermüdender Weitschweifigkeit sucht der Vf. darzuthun, daß die Heilung des Paralytischen nicht so habe geschehen können, wie Hr. Paulus sie darstellt. Schon das wird man ihm nicht zugeben können, daß die Meinung der Juden von den Übeln, welche sie als positive Sündenstrafen anfaßen, aus ihrer Meinung von einem vollkommenen Vergeltungszustande in diesem Leben entstanden sey; denn theils erwarteten sie wirklich vollkommene Vergeltung für Alle, erst nach diesem Leben; theils war ihre Unwissenheit in Absicht der natürlichen Ursachen gewisser Übel die Quelle der Meinung, daß solche Übel positive Verhängnisse Gottes, und übernatürlich seyn. Vergebens sucht er ferner die Erläßlichkeit der im Causalnexus gegründeten Folgen der Handlungen dadurch zu beweisen, daß manche Krankheit, die auf gewisse Sünden folge, doch heilbar sey. Vergebens will er darthun, Verfaulen und Niedergelassenheit hätten sich im Kranken nicht beyfammen finden können; wenn er seine Krankheit nur für unheilbar gehalten, und bloß das Vertrauen zu Jesu ihm Muth gemacht hätte, seine Kräfte zu gebrauchen. Das Vertrauen, Jesus könne ihn heilen, führte ihn zu Jesu. Erst aber, nachdem Jesus erklärt hatte, daß er ihn auch heilen wolle, war er seiner Heilung gewiß. Unleugbar ist der von Paulus angegebene Zusammenhang der Begebenheit möglich, und das Gegenheil nicht klar aus der Erzählung erweislich. Daß die Heilung als ein Wunder angesehen wurde, giebt auch Hr. Paulus zu. — IV. Über Matth. XI, 12 und Luc. XVI, 16 vom Archidiak Tobler in Zürich. Der Vf. meint, es sey von gewaltthätigen

gen und räuberischen Verbrechen, das Messiasreich herbeyzuführen die Rede. Seine Frage, ob etwa die Kirchenväter seine Erklärung hätten, ist verneinend zu beantworten. Diese mystifiziren über diese Stelle. Seiner Auslegung aber steht theils die Parallelstelle Luc. 16, 16 entgegen, wo offenbar nicht von jüdischem Räubern und Mördern die Rede seyn kann, theils der Umlauf, daß das Himmelreich in dieser Stelle nicht wohl anders, als vom Reiche Christi, nicht vom bürgerlichen Messiasreiche, welches Aufrührer mit Gewalt herbeyzuführen suchten, erklärt werden kann. Es ist also vom Eifer für die Anerkennung Christi als Messias die Rede; nur könnten die *παροιμιαι* solche Leute seyn, welche nach Joh. 6, 15 Jesum nöthigen wollten, als König an ihre Spitze zu treten. — V. Noch etwas zur Vertheidigung der Aechtheit des Evangeliums Johannis. — VI. Über einige anscheinende Widersprüche im Evangelium Johannis in Abjicht auf das Höhere in Christo. Vom Prof. Suskind. Beide Aufsätze sind wider die Einwürfe geschrieben, welche von Hn. K. G. Horst (nicht Horstig, wie er hier an mehreren Stellen heist.) in Henkes Museum B. I. St. 1 gegen die Aechtheit des Johanneischen Evangeliums gemacht waren. Der Vf. zeigt, daß theils die Schüsse aus dem Sillschweigen der älteren Kirchenväter nichts wider die Aechtheit des Evangeliums Johannis beweisen, theils die übrigen Horstischen Schlüsse nicht einmal die Wahrscheinlichkeit begründen, daß das Johanneische Evangelium untergeschoben sey, theils endlich, daß die angelegentlichsten Widersprüche im Evangelium Johannis, als bloße Scheinwidersprüche, bey näherer Betrachtung verschwinden. — VII. Vermischte Bemerkungen. Vom Prof. Suskind. Sie vertheidigen des Vf. historisch-exegetische Untersuchung der Frage: in welchem Sinne Jesus die Göttlichkeit seiner Religions- und Sittenlehre behauptet habe, gegen Einwürfe, die Hr. D. Eckermann, in der Vorrede zum vierten Bande seines Handbuchs der christlichen Glaubenslehre vorgetragen hat, und gegen die Recension jener Schrift in der neuen allgemeinen deutschen Bibliothek. Da der Vf. sich nach S. 141 bloß gegen positive Lehraccommodationen Jesu im engeren Sinn erklärt, übrigens aber S. 140 zugiebt, daß Jesus nicht jede nicht ganz richtige Meinung vollkommen berücksichtigt; sondern seinen Zuhörern unschädliche irrige Meinungen gelassen, und diese für dieselben als ein Mittel benutzt haben möge, wohlthätigen Unterricht an dieselben anzuknüpfen: so kommt es darauf an, durch exegetische Gründe zu bestimmen, ob in dieser oder jener Stelle, vorausgesetzt, Jesus hätte sich in derselben accommodirt, eine positive Lehraccommodation anzunehmen sey, oder nicht. Beide Gelehrte, welche hier mit einander uneinig erscheinen, stimmen doch in der Anerkennung einer wirklichen und unerklärbaren Causalität Gottes überein, in welcher die Sendung, und die Religions- und Sittenlehre Jesu ihren Grund habe. Nur behauptet Hr. Suskind, Jesus erkläre bestimmt sich darüber, daß seine Lehre in einer übernatürlichen und unmittelbaren Causalität Gottes gegründet sey, und fordere den Glauben an eine Göttlichkeit derselben im engeren Sinne, d. h. an eine solche, um welcher willen die Lehre für wahr gehalten werden könne und solle; wenn auch die Vernunft die Wahrheit derteiben aus inneren Gründen nicht zu erkennen vermöchte. — VII. Über die Gründe des Glaubens an eine Gottheit, als außerweltliche für sich bestehende Intelligenz, in Beziehung auf das neueste System der absoluten Identität. Auf diesen gehaltreichen und keines Auszugs fähigen Aufsatz, der eine Fortsetzung erwarten läßt, und das neueste System in Beziehung auf den Glauben an eine Gottheit scharfsinnig prüft und beitreitet, möchte Rec. alle Aufmerksamkeit machen, für welche der Gegenstand ein Interesse hat, und welche sich die Prüfung des Systems absoluter Identität zu erleichtern wünschen. — VIII. Über das Fundament des Glaubens an die Gottheit. Vom Prof. Flatt in Tübingen. Dieses Fundament soll das Postulat der theoretischen Vernunft seyn, daß ein vernünftiges Wesen der Urrund aller Dinge sey. Rec. hält dafür, daß die Nothwendigkeit dieses Postulats a priori nicht erwiesen werden könne. Vergebens bemüht sich der Vf. zu zeigen, Kant widerspreche sich selbst, wenn er Etwas als Urgrund der Welt anzunehmen für notwendig, aber jeden Versuch zu bestimmen, was dies Etwas sey, für eitel erklärt. Ist die theoretische Vernunft unvermögend, a posteriori auf ein *Omnium primum* zu schließen: so heist dieses *Omnium primum* für sie stets unbestimmbar, und eine bloße regulative Idee.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 3 JULIUS, 1805.

## JURISPRUDENZ.

HANNOVER. b. d. Gebr. Hahn: *Fr. von Bülow's und Th. Hagemann's, königl. großbritt. u. braunschw. lüneburgischer Oberappellations - Räte, praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit. Viertes Band. 1804. 517 S. 4. (2 Rthlr. 18 gr.)*

Die Verfasser fahren auch in diesem Bande rühmlich fort, dem Publicum eine bedeutende Anzahl rechtlicher Bemerkungen, größtentheils durch Entscheidungen des Tribunals zu Zelle unterstützt, vorzulegen. Sie erwarben sich dadurch, ausser dem allgemeinen Verdienste, welches guten Arbeiten dieser Art nicht abzusprechen ist, noch besonders das Verdienst, daß sie die Geschäftsmänner ihres Vaterlandes mit den Grundsätzen und Meinungen des höchsten Justizhofes desselben bekannt machen, und daß sie gesetzliche Vorschriften, oder sonstige, in die rechtlichen Verhältnisse Einfluß habende Einrichtungen, zu ihrer Wissenschaft bringen, welches ihnen zu einer glücklichen Verhandlung ihrer Geschäfte sehr zu Statten kommen kann. Das Verdienst wird dadurch um so bedeutender, weil eines Theils in den kurhannöverschen Ländern über alle öffentliche Einrichtungen ein gewisses Dunkel verbreitet ist, und daher dem Geschäftsmanne oft sehr schwer wird, von den ersten Einrichtungen die nöthige Kenntniß zu erhalten, anderen Theils weil die Gesetzgebung in denselben eben keine große Fortschritte gemacht hat. Es ist nämlich in den letzten Zeiten, in welchen fast alle deutsche Fürsten für die Gesetzgebung sehr thätig gewesen sind, in dem Hannöverschen für das eigentliche Civilrecht, insofern es nicht etwa mit Policey - oder Cameral-Gegenständen in einer genauen und nothwendigen Verbindung steht, so gut wie gar nichts geschehen. Es sind daher alle sogenannten Controversen des gemeinen Rechtes immer noch controvers, und durch unzählige Controversen des Particular-Rechts noch vermehrt worden. Es muß deshalb dort öfter als anderswo der Fall seyn, daß eine und dieselbe Rechtsfrage in den Provincialgerichtshöfen — deren unstreitig zu viele sind — bald so, bald anders entschieden wird; und es wird aus diesem Grunde eine wahre Wohlthat, wenn die Ansicht, welche der höchste Justizhof hat, zur Wissenschaft der Unterthanen gelangt, und dadurch ein *jus honorarium* zu Stande und in Umlauf kommt, welches den Übeln einer unthätigen Gesetzgebung einigermaßen abhilft.

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

Die üblen Folgen, welche aus dieser Unthätigkeit der Gesetzgebung entspringen, werden noch dadurch vermehrt, daß selbst die vorhandenen Gesetze und Verordnungen nicht in eine Sammlung gebracht, und unter öffentlicher Autorität dem Publicum übergeben sind. Die Sammlungen von Landesverordnungen, welche unter öffentlicher Autorität erschienen sind, gehen nämlich nur bis etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Alle seit jenen Zeiten erlassene Verordnungen existiren nur einzeln, oder zerstreut in den seit den sechziger Jahren erschienenen hannöverschen Anzeigen. Es kostet daher oft sehr viele Mühe, ehe man nur einmal die Existenz einer Verordnung erfährt, oder ehe man ein Exemplar derselben aufreibt, und es ist vielleicht keinem Privatmanne, oder doch nur sehr wenigen gelungen, eine vollständige Sammlung derselben zusammenzubringen; ja es sind, wie Rec. gewiss weiß, nur sehr wenige öffentliche Behörden, welche eine vollständige Sammlung derselben besitzen. Eine jede Nachweisung darüber ist mithin dem Geschäftsmanne so lange äußerst willkommen, bis einmal von Seiten des Staats auch diesem Mangel abgeholfen seyn wird. In dem vorliegenden Bande finden sich 83 Erörterungen, welche natürlich nicht alle von gleichem Gehalte sind. Sehr viele haben es einzig und allein mit Gegenständen des Particular-Rechts zu thun, und bey weitem in den meisten wird auf das besondere Recht einer oder der anderen von den verschiedenen hannöverschen Provinzen Rücksicht genommen. Es ist nicht zu verkennen, daß die Vff. hier auf eine sehr rühmliche Weise sich ganz ihres Gegenstandes bemächtigt haben, da hingegen wo sie sich in tiefere Untersuchungen aus dem römischen Recht einlassen, eine gewisse Unsicherheit, und wenn man so sagen darf, Schwerfälligkeit in der Behandlung sichtbar wird.

Der Geist, welcher im Ganzen die Vff. und das höchste Tribunal, dessen Entscheidungen sie mittheilen, belebt, die Ansicht über die Justizpflege und über ihren Zweck, welche daraus hervorgeht, ist unstreitig die einzig richtige, und sicher wird der Ruhm, den das Zelle'sche Oberappellations-Gericht bisher behauptet hat, und welcher auch selbst in diesen Zeiten, in welchen doch viele der kurhannöverschen Anstalten leider wohl nicht ganz mit Unrecht — wenn gleich mit Übertreibung — angegriffen worden sind, unangestastet geblieben ist, durch diese Sammlung aufs neue bezeugt werden. Möge der Geist, der bisher über denselben

C

ge-



geschweht hat, fortdauernd auf demselben ruhen, und möge dieser höchste Gerichtshof die Rechte und Mittel, welche ihm zustehen, sich gegen das Eindringen *unwissender, oberflächlicher*, und, was am schlimmsten ist, *leichtfertiger* Männer oder Jünglinge zu schützen, mit männlicher Kraft und wahrer Eiferfucht handhaben! Dies ist der aufrichtige Wunsch, welchen Rec. als ein wahrer Verehrer dieses Gerichtshofes, und als ein warmer Anhänger des hannoverschen Landes, desto weniger unterdrücken kann, weil er es für äußerst wichtig hält, daß man mit *Achtung* und *Vertrauen* auf den höchsten Justizhof, und auf jedes *einzelne Mitglied desselben* hinsehen könne, und weil es leider nur zu wahr ist, daß man in dem Kurhannoverschen, wo sonst in vielen Stücken ein trefflicher Sinn für Rechtlichkeit herrscht, bey der Besetzung der Staatsämter, weit öfter, und fast immer nur darauf sieht, daß dem *Manne* geholfen werde, dem wegen seiner Verbindungen nun einmal geholfen werden muß, als darauf, daß dem *Staats-Amte* geholfen werde, und weil endlich bey dem unvermeidlichen Fortgange, den eine gewisse Corruption in den Principien nimmt, zu fürchten steht, daß auch das Tribunal davon ergriffen werden möchte, wenn es auch noch zur Zeit davon nicht ergriffen seyn, oder noch nicht darunter leiden sollte.

Es würde zweckwidrig seyn, wenn wir uns über alle einzelne Erörterungen verbreiteten; wir wollen uns daher nur bey einigen aufhalten, und mit der Freymüthigkeit, welche in Rechtsfachen gelten soll, unsere Bemerkungen mittheilen.

In No. 2 wird bey der Erörterung des Rechtes eines Besitzers einer Windmühle, die Nachbarn zu verhindern, keine, dem Windzuge nachtheilige Anlage zu machen, behauptet, daß bey Windmühlen, die mit landesherrlicher Concession und zum Mitgebrauche für andere angelegt sind, den Eigenthümern der anliegenden Grundstücke, dadurch allein, daß sie dazu schweigen, wenigstens unter hinzukommender Verjährung, die Befugniß benommen werde, Anlagen zu machen, welche dem Betriebe der Windmühle nachtheilig sind. Schwerlich wird dieser für das Privat-Eigenthum und dessen möglichst freye Benutzung so gefährliche Satz, welcher gegen die ersten Grundsätze des Eigenthums-Rechts anstößt, nach welchen der Eigenthümer, ohne Nachtheil davon zu haben, sein Eigenthum beliebig benutzen und Anlagen machen und zu machen unterlassen kann, allgemeinen Beyfall finden. Auch ist eine Verjährung gar nicht dabey gedenkbar, ehe nicht von Seiten des Besitzers der Windmühle auf irgend eine rechtmäßige und genügende Art zu erkennen gegeben worden ist, daß man sich eine Anlage, die dem Windzuge nachtheilig sey, nicht gefallen lassen wolle. Gewiß liegt aber eine solche Erklärung in der bloßen Anlegung einer Windmühle noch nicht. Was für Folgen würde es haben, wenn das dieser Entscheidung zum Grunde liegende Princip jetzt, in unseren so cameralistischen Zeiten, in seinem ganzen Umfange entwickelt, und auf alle

Fälle, auf welche es eben so gut paßt, als auf diesen angewandt würde? Und welche eine unbillige Forderung ist es, wenn man verlangen will, daß die Eigenthümer der Grundstücke jederzeit sich melden sollen, um sich ausdrücklich Rechte zu erhalten, welche ihnen dem Gesetze und der Natur der Sache nach unstreitig zustehen, die ihnen aber vielleicht nie nützlich werden. — No. 6 handelt von dem eingeschränkten Gebrauche der Provocation *ex lege diffamari*. Der angeführte Fall wird durch die bekannte Regel, daß gegen den Besitzer — wenn er auch nur den jüngsten Besitz für sich hat — eine Provocation *ex lege diffamari* nicht statt finde, sondern ordentlich entweder *possessorie* oder *petitorie* geklagt werden müsse, völlig entschieden. Diese Erörterung, welche übrigens nichts neues enthält, conträdict sehr mit dem, was Gönner im Handbuche des deutsch. gem. Processus Th. 4. S. 169 über den Nutzen dieses Rechtsmittels nicht ohne Grund sagt. No. 8—13 gehören in das für die kurhannoverschen Lande so wichtige, und demungeachtet noch auf sehr schwankenden Grundätzen beruhende Meyerrecht. No. 10, worin einer Ehefrau eines Meyers auch dann alles Recht an der Meyerstelle abgesprochen wird, wenn solche gleich von ihr herrührt, und der Ehemann derselben bloß wegen eigener Verschuldung verlustig wird, scheint dem Rec. hart, und gegen die Grundsätze über die Erklärung der Pönal-Verordnungen, und des natürlichen Rechtes, daß eine Strafe und eine jede der Strafe nahe kommende Verfügung, so wenig als möglich einen dritten treffen dürfe, anzustoßen. Die dafür angeführten allgemeinen Gründe ließen sich leicht widerlegen, und die aus der Calenbergischen Meyer-Ordnung angeführte Stelle, redet nicht ausdrücklich von dem Falle, wenn das Meyer-Gut von der Frau herrührt. Obnehin hat dem Rec. oft geschienen, daß man bey dem Meyer-Recht und bey den Meyer-Ordnungen in dem Kurhannoverschen überhaupt einen viel zu einseitigen Gesichtspunkt vor Augen habe, und unter anderen viel zu ängstlich darauf sehe, daß der Staat und der Guts-Herr mit *Bequemlichkeit* zu seinen Gefällen komme, da man doch nur vorzüglich darauf sehen sollte, daß er deshalb sicher sey. No. 14 handelt von der Strafbarkeit unbefugter Aufforderungen in Zeitungen und Intelligenzblättern. Mit völligem Rechte, und ganz zu seiner Zeit, wird die öffentliche Aufforderung von Personen, deren Aufenthalt man weiß, und die einem ordentlichen Richter unterworfen sind, zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten, als eine unerlaubte Art der Selbsthülfe und als eine Beleidigung für den Aufgeforderten angesehen. Es ist ohne Zweifel ein unnützer Mißbrauch der Publicität, wenn man auf diese Weise Privat-Angelegenheiten zur öffentlichen Kunde bringt, die auf keine Art dazu geeignet sind; und es ist dies wenigstens eben so unanständig und beleidigend, als wenn man jemanden an einem öffentlichen Orte, oder in einer großen und guten Gesellschaft laut mahnen wollte. Jede Sache

che hat in dem Staate ihren ihr angewiesenen Gang, jede Abweichung davon, die einem dritten zum Nachtheil gereicht, besonders jede eigenmächtige Selbsthülfe, und noch mehr, jede Art der Selbststrache — diese liegt aber bey dergleichen öffentlichen Anzeigen gewöhnlich zum Grunde — muß, wenn gute Ordnung seyn soll, nothwendig verboten seyn. So lange daher der ordentliche und gewöhnliche Gang statt finden kann, dürfen die außerordentlichen Mittel nicht gebraucht werden; so lange man daher z. B. weiß, wo der Schuldmann sich aufhält, und so lange die Rechtshülfe noch nicht versagt ist, darf man zu dem Außerordentlichen einer öffentlichen Aufforderung nicht schreiten. Dieß sollten alle Herausgeber öffentlicher Blätter und deren Censoren billig beherzigen, damit der Unfug, der mit dergleichen Aufforderungen zur Belustigung des Pöbels und zur Kränkung der Ehre manches braven Mannes, gewöhnlich von gemein denkenden Menschen, die keine ganz reine Sache haben, getrieben wird, einmal ein Ende hatte. Durch No. 22 wird die dunkle und schwierige Lehre von den Nullitäten schwerlich aufgeklärt werden. Auch möchten die meisten Beyspiele wohl keine *sententias nullas*, sondern nur *iniquas* enthalten. In No. 23 ist ein schätzbarer Beytrag zu der Lehre, von der Vollstreckung der Urtheile auf Requisition eines anderen Gerichtes. Bey verschiedenen Gerichten desselben Staates ist es Pflicht, bey Gerichten verschiedener Staaten hingegen Gefälligkeit. Der requirirte Richter darf die Rechtlichkeit des rechtskräftigen Urtheils selbst nicht erst untersuchen; wohl aber muß von ihm auf Einreden, die der Execution entgegengesetzt werden können, Rücksicht genommen werden. Auch wegen handgreiflicher Nullitäten darf er die Vollstreckung versagen. Wenn Incompetenz des requirirenden Richters, einen Grund abgeben soll, die Vollstreckung eines rechtskräftigen Urtheils zu versagen: so muß es nach Rec. Meinung doch eine absolute, und eine solche Incompetenz seyn, die nicht durch eine Prorogation gehoben werden kann. In No. 24 werden einige Fälle angeführt, in welchen, nach den kurbraunschweig-lüneburgischen Landesgesetzen und der Verfassung, kein processualisches Verfahren vor den höheren Justizbehörden statt findet. Man sieht aus dieser wichtigen Abhandlung unter andern, daß diejenigen Sachen, welche die Administration und Oekonomie-Direction der königlichen Domänen, die Verpachtung derselben, und alles, was dahin einschlägt, betreffen, wie auch die Ansetzung und Absetzung der Beamten, insofern diese letzteren eine ehrenvolle Entlassung und keine Cassation oder *dimissio ignominiosa* ist, ferner alle Gegenstände, welche die Besetzung der Bauernhöfe, über welchen der königlichen Kammer die Gutsherrschaft zusteht, die Klagen und Beschwerden, welche die Kammerbauern in Dienst-sachen (Frohn) über die Ämter und Forstbedienten haben, lediglich zum Ressort der königlichen Kammer zu Hannover gehören. Diese sehr ausgedehnte Befugniß der königlichen Kammer in Rechts-

sachen, bey welcher noch dazu das herrschaftliche Interesse im Spiel ist, selbst und ohne Appellation entscheiden zu dürfen, ist um so auffallender, weil in der hannöverischen Kammer keine besondere Deputation für Justizsachen, wie solche in den preussischen Kammern ist, sich befindet, und weil auf die Geschäfte, die darin behandelt werden, die einzelnen Secretaire einen zu großen Einfluß haben, indem sie grossentheils den Vortrag machen, und ohne daß ihnen doch selbst eine entscheidende Stimme zukommt, die Sache leiten. Es können mithin alle die Übel leicht eintreten, welche dann entstehen, wenn nicht derjenige, der durch Lesung der Acten, oder auf andere Weise von einer Sache ganz und aus eigener Ansicht unterrichtet und überzeugt ist, die Entscheidung selbst, auf eigenen Namen und auf eigene Verantwortung zu fassen hat, sondern wenn diese erst dadurch hervor gebracht werden muß, daß ein anderer, auf dessen Namen und Rechnung sie dann geht, erst dazu gestimmt werde. Hierin liegt das Übel einer *Secretarien-Regierung*, worüber in Beziehung auf das hannöverische Land so viel gesprochen wird, welches aber die wenigsten, selbst im Lande, die darüber klagen, richtig ansehen, und daher oft mit großem Unrecht das Personale der Secretäre angreifen, da sie doch lediglich die Verfassung tadeln, und darüber klagen sollten, daß diese sogenannten allmächtigen Secretäre nicht noch allmächtiger sind, und keine *Raths* Rechte haben: Diese Übel einer indirecten Administration sind zwar in der hannöverischen Kammer in den neuesten Zeiten deswegen nicht im vollsten Maasse eingetreten, weil zufälliger Weise die größte Zahl der bloß aus Adelichen bestehenden Kammer-Räthe, Männer von wirklichem Verdienste und großer Rechtschaffenheit sind, und weil die hannöverische Kammer sich durch eine große Sorgsamkeit für das Wohl der Unterthanen sehr vortheilhaft vor vielen anderen Kammern auszeichnet; und doch hat Rec. verschiedentlich darüber klagen hören, daß besonders die Dienst-sachen (Frohn) und die Gegenstände, welche mit der Besetzung der Bauernhöfe in Verbindung stehen, nicht immer so behandelt und entschieden würden, als sie wohl würden entschieden werden, wenn einem Justizhofe die Cognition darüber anheim gegeben wäre. Eben diese Bemerkungen gelten in Ansehung der Exemption aller Licent-Accise, Landes-Oekonomie und Gemeinheits-Theilungs-Angelegenheiten, welche lediglich vor die Landes-Regierung, die bekanntlich in Hannover kein Justiz-Collegium ist, und in welcher keine eigentlich collegialische Behandlung der Geschäfte statt findet, allein oder in letzter Instanz gehören. Das für den Credit so nachtheilige *beneficium taxationis et adjudicationis* wird in der 26ten Erörterung billig sehr eingeschränkt, und nur bey Sachen, die nicht bloß zum Vergnügen dienen, dann statt gegeben, wenn eine *lacio ultra dimidium* vorhanden ist, und wenn darum binnen 10 Tagen nach erfolgter Subhastation nachgesucht wird. Es sollte billig ganz aufgehoben wer-

werden: auch kann nach Rec. Dafürhalten keine Läsion gedacht werden, wenn auf eine Sache, bey deren Subhastation weniger geboten wird, als der Eigenthümer erwartet, und die nach allgemeinen und daher oft unsicheren Principien aufgenommene Taxe ausfällt; denn der wahre Werth einer Sache, die man nicht selbst gebrauchen will, ist der, den das Publicum dafür geben will. In No. 37 wird über den Arrest, und besonders über die Wirkung desselben in Ansehung der Begründung des *fori* in der Hauptsache sehr bestimmt und nach sehr richtigen Grundsätzen gehandelt. In No. 38 hingegen werden der Verjährung in Schuldsachen untreitig zu enge Grenzen gesetzt. Nach No. 40 wird bey der Anwendung der L. Anastasiae, die Rücksicht auf äufsere Umstände, Unsicherheit, Schwierigkeit u. s. w. wohl zu sehr und gegen den zu beachtenden Geist unserer commercialen Zeiten, ausgeschlossen. No. 44 und 45 enthalten sehr richtige und weise Grundsätze über die Zulässigkeit von Zeugen. Man sollte nach Rec. Dafürhalten höchst vorsichtig im Verwerfen eines Zeugen seyn. Der denkende Richter wird die Gefahren und Nachtheile, welche aus dem Abhören eines nach positiven Gesetzen verdächtigen oder verwerflichen Zeugen für einen concreten Fall entspringen können, grösstentheils abzuwenden wissen, dahingegen der Schaden, welcher aus der Verwerfung eines in *abstracto* verdächtigen Zeugen für den Beweisführer in dem concreten Falle erwächst, oft auf keine Weise wieder gut zu machen ist. Bedenklich hingegen scheint es dem Rec., den Producenten jemals dazu zu lassen, daß er beschwöre, ein verloren gegangener Zeuge werde für ihn ausgesagt haben, wie in N. 46 dieß für zulässig geachtet wird. Wie leicht ist es möglich, daß der Producent Ausserungen seines Zeugen zu günstig für sich auslegt, und wie oft sind nicht die eidlichen Aussagen der Zeugen, welche sie in der Gerichtsstube ablegen, himmelweit von dem verschieden, was sie gegen die vielleicht zudringlichen Parteyen gesagt haben! No. 45—48 enthalten viele sehr brauchbare, mit vieler Sachkenntniß und nach richtigen Rechtsgrundsätzen aufgestellte Bemerkungen über die Benutzung der Weide-Gerechtigkeiten. No. 62 fodert wohl zu viele in den Gesetzen nicht gegründete Formalitäten zur Gültigkeit eines von dem Erben zu verfertigten Inventariums. In No. 68 wird die Bestimmung des römischen Rechts, daß ein im Anfang des siebenten Monats nach vollzogenem Beyschlafe gebornes Kind für legitim zu halten sey, auf die ausser der Ehe erzeugten Kinder angewandt. Rec. hält zwar dafür, daß diese Entscheidung sich recht gut vertheidigen lasse; doch kann er nicht leugnen, daß es sehr zu wünschen wäre, daß bey dem grossen Mißbrauche, den schlechte Weibspersonen, die sich schwanger fühlen, und diese ihnen so günstige Verordnung kennen, oder die nach entdeckter Schwangerschaft, durch ihre wirklichen Schwängerer damit bekannt gemacht werden, sich davon erlauben, und einen dritten Wohlhabenden zu einem Beyschlafe zu verleiten suchen, diese Verordnung eingeschränkt würde. Sie setzt doch offen-

bar etwas fest, was ganz gegen die Regel ist, und was, wenn jemals, doch nur als höchst seltene Ausnahme statt finden kann: es scheint daher höchst billig, daß mehr auf die Regel zurückgegangen und daß jederzeit auf die Beschaffenheit des Kindes, wenigstens einige Rücksicht genommen würde. Der *favor partus* ist zwar eine schöne Sache, allein es darf doch auf dessen Rechnung den Ungerechtigkeiten nicht Thür und Thor geöffnet werden; wenigstens sollten alle Privat-Ansprüche der Geschwängerten, bey einer frühzeitigen Entbindung von einem völlig ausgebildeten und ausgetragenen Kinde wegfallen. Unzählige Gründe, welche einem Gesetze zur Seite stehen, welches dem guten Rufe und der Ehre einer verheiratheten Frau das Wort redet, und ihr zu Gunsten eine schwache Möglichkeit für Wirklichkeit annimmt, fallen bey einer ausser der Ehe Schwangeren ohnehin gänzlich hinweg. Auch ist es mit der Verhütung des Kindermordes, worauf man bey diesen und ähnlichen Verordnungen in neuen Gesetzgebungen vorzüglich gesehen hat, eine eigene und gewiss zu weit getriebene Sache. In No. 70 werden mit vieler Vollständigkeit und Gründlichkeit die Gründe auseinandergesetzt, welche das Tribunal auf eine, von der königl. Landes-Regierung an dasselbe ergangene Anfrage, ob der Vater oder Großvater verbunden sey, die unehelichen Kinder seines Sohnes oder Enkels zu ernähren, wenn des Schwängers eigene Mittel dazu nicht hinreichen, sich verneinend zu erklären bewogen haben. Rec. pflichtet mit völliger Überzeugung dieser Entscheidung bey, wie er denn die ganze Frage nach dem römischen Rechte nicht einmal für zweifelhaft, und die Meinung der Rechtsgelehrten, die das Gegentheil lehren, für so unrichtiger hält, weil eine *obligatio immediata ex lege descendens* ohne eine ganz bestimmte gesetzliche Vorschrift nicht angenommen werden kann, und deshalb diese Meinung gegen die Grundsätze des Rechts eben so sehr, als gegen die der Billigkeit anstößt. Wenn neuere Gesetzgebungen, z. B. das preussische Gesetzbuch, und die im vorigen Jahre erschienene sachsen-gothaische Constitution die fleischlichen Verbrechen und den Hindermord betreffend, dem Großvater diese Verpflichtung auflegen, so ist das für den Staat ganz bequeme; allein es bleibt doch immer eine auffallende Inconsequenz in den Grundsätzen, wenn eben diese Gesetzgebungen dem Vater das Recht geben, sich einer Ehe des Sohnes deshalb zu widersetzen, weil er seine Kinder nicht zu ernähren im Stande ist, und doch denselben anhalten, die Folgen einer unrechtmässigen Handlung desselben, die wider seinen Willen begangen ist, zu tragen. Bemerken muß übrigens Rec. noch, daß es falsch ist, wenn S. 361 behauptet wird, Justinian habe den Vätern die Rechte der väterlichen Gewalt über die im-Concubinat erzeugten Kinder gewährt. Dieß ist weder in der Novelle 89 noch sonst irgendwo geschehen, sondern er hat nur festgesetzt, daß dem Vater die Befugniß zustehen solle, dergleichen Kinder legitimiren zu lassen, und hat also dadurch nur die Möglichkeit, einmal die väterliche Gewalt über sie zu erhalten, eingeführt.

(Der Beschuß folgt.)

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JULIUS, 1805.

## JURISPRUDENZ.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Fr. von Bälou's und Th. Hagemanns praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit etc.*  
(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In No. 71 wird sehr gut ausgeführt, dass die Wirkung der Einkindschaft hinwegfalle, wenn die unierten Kinder den Zeitpunkt des Erbanfalls nicht erleben. Auch wird darin ferner behauptet, dass bey allen Erbverträgen der Mitpascient den Erbanfall erleben müsse, wenn er die Vortheile des Erbvertrags sich zueignen wolle. Rec. ist völlig überzeugt, dass dies letzte so seyn sollte, leugnet aber nicht, dass die allgemeine Natur und Beschaffenheit der durch einen Vertrag erworbenen Rechte einen mächtigen Zweifel dagegen erzeuge. Die Ungewissheit, welche in so vielen Punkten bey der vertragmäßigen Erbfolge immer noch herrscht, setzt den ganzen Werth dieses Instituts ohne Zweifel sehr herunter, wie denn Rec. überhaupt nicht bergen kann, dass ihm die römische Gesetzgebung, nach welcher nur widerrufliche und einer freyen Abänderung unterworfenen Dispositionen auf dem Todesfall gelten, höchst weise zu seyn scheinen, indem nur bey solchen Dispositionen eine wirklich zweckmäßige und den Umständen angemessene Verordnung, und Vertheilung des Vermögens sich gedanken lässt. Er will daher den Germanisten gern zugeben, dass die alten Deutschen, welchen Erbverträge heilig waren, recht redliche Leute seyn mochten; allein es will ihm nicht einleuchten, dass es legislativ weise sey, ohne Noth Verordnungen, wie sie einmal unter gewissen Umständen und Voraussetzungen gemacht worden sind, auch dann noch für unabänderlich gelten zu lassen, wenn diese Umstände und Voraussetzungen nicht mehr vorhanden sind. Wie viele vernünftige und gute Eheleute würden nach einer mehrjährigen Ehe anders testiren, als sie vor der Ehe paciscirt haben! Sicher haben die verständigen Römer, bey dem Grundsatz, dass des Menschen Wille bis zum letzten Athemzug frey und ungebunden bleiben müsse, einen höheren Gesichtspunkt zum Grunde gelegt, als bloß um Nachstellungen nach dem Leben zu verhüten. Nach No. 73 haben auch die bloß Titulirten das *privilegium fori*, welches im Hannöverschen den landesherrlichen Bedienten zufließt. Wann wird doch das Unwesen mit den *privilegiis fori* aufhören! In N. 74 wird das

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

Verfahren aus einander gesetzt, was bey Appellationen von den Erkenntnissen der in gewissen Fällen aus kurbraunschweigischen und kurbessischen Gerichtsobrigkeiten zusammengesetzten Gerichte zu beobachten ist. Das Ganze giebt einen Beytrag zu den seltenen Einrichtungen, die sich in Deutschland finden, und welche, wenn es möglich wäre, einmal gesammelt zu werden verdienten. Übrigens ist die Anordnung so gut, als sie bey der verwickelten Lage seyn kann. Aus No. 75 sieht man, dass die Stadt Stade ganz besondere und ungewöhnliche Rechte in Ansehung der ihr zustehenden Gerichtsbarkeit hat. No. 78 enthält viele brauchbare Bemerkungen über manche bey den Speditions-Geschäften vorkommende Rechtsfragen. Doch fehlt es dieser Abhandlung, wie der 15ten, welche von dem Entreprise-Contract handelt, an durchgreifenden einfachen Principien. In N. 79 wird den Eingefessenen eines Patrimonial-Gerichts die Befugniß, die Gerichtsbarkeit zu prorogiren, abgesprochen. So wenig Rec. den Prorogationen überhaupt gewogen ist, und fogern er sähe, wenn diese ganze Lehre zu den Antiquitäten gerechnet werden könnte: so kann er sich doch nach der Lage der Dinge, wie solche einmal ist, nicht überzeugen, dass unter den Eingefessenen eines Patrimonial-Gerichts und eines landesherrlichen Gerichts ein solcher Unterschied gegründet sey, indem bey der Patrimonial-Gerichtsbarkeit bloß der Rechtsgrund und die Form, unter welcher sie dem Inhaber zufließt, von derjenigen verschieden ist, unter welcher die sonstigen Richter ihr Recht haben, im übrigen aber der Patrimonial-Gerichtsherr u. dessen Gerichts-Unterthanen in denselben Verhältnissen zum Staat stehen, und dieselben Rechte und Verbindlichkeiten auf sich haben, welche bey anderen Unterthanen statt finden. Bey Fällen, wie derjenige ist, bey welchen diese Frage in Erörterung gezogen wurde, und welcher zu den *actibus jurisdictionis voluntarias mixtas* gehört, möchte überhaupt die Anwendung der Lehre von der Prorogation wohl bedenklich seyn, indem der Richter dabey nicht eigentlich in der Qualität eines Richters, sondern als obrigkeitliche Person, welcher die Ausübung anderer landesherrlicher Regierungs-Rechte übertragen ist, concurrirt, und hiebey den Unterthanen natürlich diejenige Freyheit nicht zustehen kann, welche ihnen bey denjenigen Rechtsangelegenheiten zugestanden wird, die bloß das Mein und Dein betreffen, und welche sie ganz liegen lassen, oder durch Vergleich, durch Schiedsrichter und auf sonstige beliebige Weise abzuthun berechtigt sind, und in die sich der Richter

ter nur dann mischen darf, wenn er darum angegangen wird. No. 81 enthält sehr richtige Grundsätze über die Verbindlichkeiten der Parteyen, persönlich im Gericht zu erscheinen. Die Würde und der Zweck des Richteramts erfordert es, daß besonders da, wo der Richter nicht zu einer Maschine herabgewürdigt, sondern wo ihm eine zweckmäßige Thätigkeit gestattet ist, die Regel sey, daß die Parteyen jederzeit, wenn es der Richter will, persönlich erscheinen müssen. In der letzten Erörterung wird die nach den kurbraunschweig-lüneburgischen Verordnungen wirklich sehr zweifelhafte Frage: von der obrigkeitlichen Bestätigung der Verträge, und von den Folgen, die mit dem Mangel derselben verbunden sind, sehr gründlich und richtig entschieden. Diese Rechtsfrage dient recht zum Beweise, wie müßig im Hannöverschen die Regierung der Ungewissheit in den Gesetzen zugefahen habe. Denn Rec. übertreibt gewiss nicht, wenn er behauptet, daß seit *Strubens* Zeiten einige hundert Proceßse hätten vermieden werden können, wenn diese Rechtsfrage, welche, so wie die verschiedenen Gesetze darüber jetzt sind, äußerst zweifelhaft ist, und ganz entgegengesetzte Ansichten zuläßt, durch eine neue Verordnung, oder auch nur durch eine authentische Erklärung, um welche gewiss oft genug gebeten, und zu welcher hinlänglich vorgearbeitet worden ist, genauer bestimmt worden wäre; und es läßt sich in der That kaum begreifen, wie eine solche genauere Bestimmung eines zweifelhaften Landes-Gesetzes hat unterbleiben können. Möge die Stelle, welche diese Erörterung hier gefunden hat, für diese ganze Frage ominös seyn, und möge sie zum letztenmal streitig gewesen seyn! Gewiss läßt sich dies und überhaupt mehr Thätigkeit für Civil- und Criminal-Gesetzgebung, für alle Zweige der öffentlichen Verwaltung erwarten, wenn mit der hoffentlich bald wiederkehrenden Ruhe und Ordnung der Dinge, diejenigen Männer sich der Sache wieder annehmen, welche in den ganz letzten Zeiten vor der französischen Occupation, Einfluss zu bekommen schienen, und wenigstens neben denjenigen thätig und wirksam seyn konnten, welche aus Bequemlichkeit, Leichtfinn, Zerstreuungssucht und Schwäche der Beförderung des Guten sich selbst wenig annahmen, und durch ihren Stolz und durch den Nepotismus, den sie ausübten, der Beförderung desselben mächtige Hindernisse in den Weg legten, und möge dann ein neuer Band dieser Erörterungen das Publicum mit diesen glücklichen Fortschritten recht bald bekannt machen!

pp.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

HELMSTÄDT U. LEIPZIG, b. Cotta: *Staatsarchiv*, angelegt und geordnet vom Geh. Justizrath *Häberlin*. 38 bis 40 Hft. 1803. 405 S. 41 bis 44 H. 1804. 352 S. 45 H. 1804. 104 S. 3. (Jed. H. 10 gr.)

Der Herausgeber fährt mit dem rühmlichsten Eifer fort, seinem *Staatsarchiv* die Annehmlichkeit und Mannichfaltigkeit zu erhalten, wodurch es schon längst die Lieblingslectüre des unterrichteteren deutschen Publicums, und die Stütze gegen Bedrückun-

gen mancher Provinzen, Gemeinheiten und Privatpersonen geworden ist. Wir glauben unserer Pflicht Genüge zu leisten, wenn wir die Leser nur auf einige der interessantesten Aufsätze aufmerksam machen. Hft XXXVIII, No. II. *Kaiserliche Laudemialgelder in Deutschland und Italien, und großer Verlust, den der Reichshofrath daran leidet*. Die Laudemien, die sich in den letzten achtzehn Regierungsjahren Kaiser Karls VI noch auf die beträchtliche Summe von 953,212 Gulden belaufen hatten, nahmen seit dieser Zeit schon bedeutend ab. Nun cessiren mit dem Verlust von Italien und dem Oberrhein so viele andere Lehensfälle. Sämmtliche Reichskräfte bis auf sechs sind mediatisirt, die Stifter secularisirt, und alle werden als Surrogate für die verlorenen Lande begeben. Von allen Seiten her leiden folglich die kaiserlichen Laudemialgefälle einen unersetzlichen Abbruch. Und wenn das kais. Reichskammergericht zur Sicherung seines Unterhalts beschließt, bis zur Ergänzung seines Fonds keine Präsentirten einzuberufen: so möchte, nach dem Vf. dieses Aufsatzes, auch den Mitgliedern des Reichshofraths zu gönnen seyn: „wenn kais. Maj. einige Räte eingehen ließen, und ihre Befoldung unter die übrigen vertheilen, was bey dem Reichshofrath, der seine Geschäfte *in pleno* verhandelt, *ceteris paribus* noch thunlicher ist, als bey dem Reichskammergericht.“ Dieser Wunsch des Vf. scheint dadurch einigermaßen in Erfüllung gegangen zu seyn, daß man neuerlich in den öffentlichen Zeitungen las: da gegenwärtig 6 Reichshofrathsstellen erledigt seyen, deren Geschäfte von den übrigen Reichshofrathen besorgt werden, so habe Se. kais. Maj. befohlen, die Befoldungen der erledigten Stellen unter die übrigen zu vertheilen. III. *Von der Steuerfreyheit des kais. Reichshofraths und der Reichskanzley*. Enthält einen interessanten officiellen Aufsatz, der zu Begründung derselben bey der Gelegenheit verfaßt worden ist, als unter der verwittw. Kais. Maria Theresia auch vom Personale des Reichshofraths u. der Reichskanzley die Interessensteuer bezogen werden wollte. Bis jetzt ist gleichwohl dasselbe im Besitze der Steuerfreyheit geblieben. IV. *Über die zu Frankfurt a. M. mit den dortigen katholischen geistlichen Stiftern und Klöstern vorgegangenen Veränderungen*. Ein Schreiben vom 12 Febr. 1803. Es ist dem Publicum bekannt, mit welcher weisen Mäßigung der Magistrat der Reichsstadt Frankfurt bey Aufhebung der ihm durch den Reichsdeputationschluss zugetheilten, innerhalb seiner Mauern gelegenen, Klöster zu Werke gegangen. Man darf allerdings in dergleichen Angelegenheiten die Handlungsart eines reichstädtischen Magistrats nicht nach der eines monarchischen Staats beurtheilen: jener muß viel schneller von den sich anbietenden günstigen Augenblicken zu profitiren suchen, weil sonst jeder Zeitverlust ihm sogleich wieder unübersteigliche Hindernisse in den Weg thürmt. Dessen ungeachtet aber war der Magistrat zu Frankfurt nicht so rasch zu Werke gegangen, als die meisten deutschen Reichsfürsten, die sich in gleichem Falle befanden; es war demnach der dem Magistrat dieserwegen gemachte Vorwurf sehr unge-

ungegründet. Auch waren die Einkünfte jener Stifter und Klöster für den Verlust der Gemeinberechtigung der beiden Dörfer Sulzbach und Soden, für die der Reichsstadt aufgebürdete jährliche Renten von 34.000 Gulden, und für die Entrichtung der Pensionen der Geistlichen jener Klöster und ihrer Dienerschaften, aus eine sehr dürftige Entschädigung. Frankfurt ist zwar im publicistischen Sinne eine pure evangelische Reichsstadt; es hat aber dennoch mehrere katholische Bürger, deren Anzahl sich ungefähr auf 4 bis 5000 Seelen belaufen mag, und die bisher in diese Klöster eingepfarrt waren. Der Magistrat sorgte daher gleich bey Aufhebung dieser Klöster für eine neue Einrichtung des katholischen Gottesdienstes, räumte für diese verhältnismäßig kleine Seelenzahl drey Kirchen ein, stellte dabey die nöthigen Seelforger an, und behielt noch ein Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen sich bisher um die Erziehung der Jugend verdient gemacht hatten, mit seiner Kirche provisorisch bey. Die übrigen eben nicht reichen Klöster und Stifter wurden aufgehoben, und die Carmeliten und Capuciner erhielten nach Verhältniß ihres Alters jährliche Pensionen von 450 bis 600 Gulden. Diese Gehalte sind desto beträchtlicher, wenn man dabey in Betrachtung zieht, daß die Conventualen mancher sehr reichen Reichsprälaturen nicht mehr bekommen haben. Da der Magistrat diesen Mönchen bey der Auflösung erklärt hatte, daß sie in diesen aufgehobenen Klöstern ihr *sodalitium monatlich* nach ihren Ordensvorschriften und Statuten nun nicht mehr fortsetzen könnten: so deuteten sie solches falsch, und denunciirten den Magistrat bey dem heil. Stuhl zu Rom, als ob er sich unterfangen habe, ihnen die Auflösung ihrer Ordensregeln und Gelübde anzukündigen. Allein das erzbischöfliche Vicariat sah die Unwahrheit dieses Vorgebens sogleich von selbst ein, und ließ den Klostersvorstehern unterm 30 Nov. 1802 die Weisung zugehen: „daß der Magistrat durch die ihnen gegebene Erklärung die Auflösung ihrer Gelübde keineswegs verstanden haben wolle.“ Wegen der verschiedenen Armen-Stiftungen der katholischen Gemeinde gab der Magistrat, wie billig, die Versicherung, daß solche ihrer Bestimmung gemäß unter seiner Aufsicht, mit Zuziehung eines katholischen Geistlichen und einiger katholischen Bürger, zweckmäßig verwaltet werden sollen. Überhaupt konnten wir die Schonung und das Zartgefühl nicht genug bewundern, womit der Magistrat in seinen Signaturen dem katholischen Theile seiner Mitbürger alle Beforgnisse zu benehmen, und sie über seine weise Handlungsart zu belehren suchte. Über die bey dem neuangeordneten Volksgottesdienst neuangestellte katholische Geistlichkeit hat sich der Magistrat, in den ihr Amt und Lehre nicht betreffenden Dingen, die weltliche Gerichtsbarkeit allerdings mit Recht vorbehalten; zumal da die jetzt secularisirte und also nicht mehr existirende Stiftsgeistlichkeit in Frankfurt selbst nicht einmal den Besitzstand des Entscheidungsjahrs von 1624 für sich hatte. XXXIX. I. *Reglement über die Vertheilung der Geschäfte zwischen den Landes-Collegien in den preussischen Entschädigungs-Ländern.* De Dato Berlin den 2 April 1803. Es ist ganz dem

preuss. Staatsrecht gemäß. II. *Merkwürdige Reichshofrathserkenntnisse.* Allerdings ist ein himmelweiter Unterschied zwischen dem deutschen Staatsrecht zu Wien, dem Territorialstaatsrecht der deutschen Stände, und zwischen dem Staatsrecht, das die akademischen Lehrer in ihren Hörsälen vortragen; sie sind einander oft so unähnlich, daß man an ihrer Verwandtschaft zweifeln sollte. Wenn die Anekdote wahr wäre, die der Herausgeber in der Note erzählt: „daß während des letzten Kriegs die österreichische Staatskanzley der Reichskanzley die Weisung gegeben habe, nur von solchen Angelegenheiten im deutschen Reich Notiz zu nehmen, welche man allerhöchsten Orts an sie bringen würde;“ so wäre solches ein redender Beweis, wie sehr die Reichsangelegenheiten den Einflüssen des kais. Hofes und des erbländischen Ministeriums unterworfen seyen. Um so wichtiger ist die nähere Kenntniß des Staatsrechts des kais. Hofes; und da sich dessen Grundsätze am besten aus den kais. Reichshofrathserkenntnissen erlernen lassen, so will der Herausg. hier und in den folgenden Heften die merkwürdigsten Reichshofrathserkenntnisse aus den neueren Zeiten (die von diesem Heft sind von den J. 1777, 1778 u. 1784) liefern. V. *Über die Verfassung des preussischen Staats.* Dieser weitläufige Aufsatz hat nach der Versicherung des Herausg. einen angesehenen preuss. Staatsbeamten zum Verf., und ist in gegenwärtigem Zeitpunkt, wo so viele Provinzen unter den preuss. Scepter gekommen sind, allerdings von doppeltem Interesse. Er enthält eine umständliche Beschreibung der preuss. Staatsverwaltung, von dessen Landescollegien, von dem bey denselben üblichen Geschäftsgänge, ihren Wirkungskreisen, und von den ihnen untergeordneten Landräthen, Steuerräthen, Directoren u. s. w. Der Aufsatz ist zu groß, als daß wir hier einen Auszug davon geben könnten. VI. *Über die Beybehaltung der Bettelmönche.* Von einem sehr angesehenen und achtungswürdigen kathol. Geistlichen, der mit Recht gegen die Beybehaltung der Bettelmönche eifert, während die übrigen fundirten Klöster größtentheils aufgehoben werden. Der Vf. sagt am Ende: „Möchten doch die protestant. Fürsten wohl erwägen, daß der Bettelmönch seiner Existenz nach ein Fanatiker seyn muß; daß er gewiss den Satz: außer der kathol. Kirche sey kein Heil, behauptet; daß er gewiss nicht unterläßt, davon insgeheim Anordnungen zu machen, sobald er Nutzen dabey findet; daß er eben der Beichte wegen einen unsichtbaren Hebel in der Hand hat, wodurch er den Koloss des großen Hauses bewegen kann, wie er will, und daß er es gegen Kaiser Joseph II in den Niederlanden gethan hat.“ Es ist allerdings zu verwundern, daß manche selbst protestant. Fürsten in den ihnen zugefallenen kathol. Ländern alle anderen freylich reicheren Klöster aufgehoben, und dabey nur die Bettelmönche, diese Geißel des gemeinen Volks, die lästiger als eine dreyfache Steuer sind, beybehalten haben. Dieses fällt in unseren Tagen desto mehr auf, je mehr man sonst der Betteley aller Art entgegen zu arbeiten sucht. Wir hoffen nicht, daß der Herausg. in



in einer Note den Schlüssel zu diesem Räthsel gebe; wenn er sagt: „Bettelklöster einzuziehen, verlohnte sich eben nicht der Mühe, im Gegentheil würde die Unterhaltung der Mönche Kosten verursachen. Jetzt leben die Leute auf Kosten der Unterthanen.“

VIII. Darf ein deutscher Reichsstand auf Kosten des gemeinen Wesens ein Schauspielhaus erbauen? Dem Magistrat der Reichsstadt Frankfurt a. M., der dieses thun wollte, wurde es durch ein Reichshofraths-Conclusum vom 8 Jan. 1778 untersagt. IX. Erforderniß des kais. königl. Hof's zu seiner Unterhaltung im J. 1704. XI. Des verstorb. Reichshofraths v. Senkenberg Gedanken über den niederen Adel in Deutschland, das würzburgische Herzogthum Franken und das kaiserliche Landgericht daselbst. Enthält ein kurzes Urtheil dieses Gelehrten über Drämel's tr. de Ducatu et judicio provinciali Franconiae, das der damalige kais. Reichshofrathspräsident von ihm verlangt hatte, und das späterhin die Veranlassung zu Senkenbergs Abhandl. von den kais. Landgerichten in Franken, sonderlich dem zu Würzburg, als Anhang zum Tractat von der kais. Gerichtsbarkeit in Deutschland, Frankf. 1760. 4. wurde. XL. 1. Merkwürdige Reichshofrathskenntnisse. Dieser lange Artikel besteht nur aus dem einzigen §. 7 (wird §. 4 heißen müssen), das staatsrechtliche Verhältniß zwischen Herr und Diener betreffend; und enthält sehr schätzbare Beyträge aus der Praxis des kais. Reichshofraths über diese ehnehin noch höchstschwankende Rechtsmaterie, die jeder Rechtsgelehrte gewils mit Dank aufnehmen wird. Wir sehen der baldigen Fortsetzung dieses für die Liebhaber des deutschen Staatsrechts interessanten Artikels mit Verlangen entgegen. III. Was kostete das österreichische Militär zu Anfang der 1780er Jahre? Die 273,818 Mann starke Infanterie kostete damals 11,591,400 fl., die Cavallerie von 49,624 Mann, 6,909,868 fl., andere Corps wie z. B. Artillerie, Fuhrwesen, Staatsmilitär u. s. w. zu 29,182 Mann 2,431,473 fl. Es kostete demnach die ganze Armee von 352,624 Mann in Allem 20,935,741 fl.; und seitdem ist die Armee und deren Unterhalt zahlreicher und kostspieliger geworden. Der Vf. sagt am Ende: „Wie viel läst sich nicht bey einem dauerhaften Frieden hieran ersparen, und zu einem Schatze zurücklegen, der Österreich bisher gefehlt und dieses Haus in den meisten Kriegen in eine lästige und dem wahren Interesse der österreichischen Monarchie allem Ansehen nach gänzlich zuwiderlaufende Abhängigkeit von England gestürzt hat.“ V. Mußhafte Feuersche Verordnung, die Prüfung der Candidaten der Rechtsgelehrsamkeit betreffend. Sehr zweckmäßig. Es wäre zu wünschen, daß in den meisten deutschen Ländern die Candidaten der Rechtsgelehrsamkeit unter einer solchen genauen Aufsicht gehalten würden; dann würde der Staat tüchtigere Diener bekommen. XLI. I. Rückkehr der Descendenz des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg zur evangelischen Religion gegen jährliche Erziehungssubsidien von Seiten der Landstände. Die Stände bewilligten im J. 1769 eine jährliche Summe von 20,000 Gulden. IV. Streitigkeiten, veranlaßt durch den Reichs-

deputationschluss vom 25 Febr. 1803. Der Herausgeber will diesen Streitigkeiten in den folgenden Hefen einen eigenen Artikel widmen. Für diesmal liefert er zwey Fälle: 1) Die jetzigen Besitzer der dießseitigen Rhein-Pfalz gegen Pfalz-Baiern, die Staatsschulden und Säkulation der Diener und Pensionärs betreffend; 2) Hr. von Berlepsch gegen den Senat zu Hamburg, die Erfüllung einer Anwartschaft auf eine Präbende bey dem dasigen Domcapitel betreffend. V. Gute Folgen der neuesten deutschen Staatsveränderungen. XLII. II. Beyspiel eines Inductions-Beweises deutscher Landeshoheit gegen die Reichsritterschaft; ist ein Bericht des Grafen Franz von Erbach-Erbach an das Reichskammergericht, in Sachen der reichsritterschaftlichen Eingekessenen zu Laudenu, Winterkassen und Kleingumpen wider den Grafen von Erbach-Erbach und die unmittelbare Reichsritterschaft Orts Odenwald, vom J. 1800, wobey es auf die Frage ankam, welchem von beiden beklagten Theilen die Kläger schuldig wären, Beyträge zu dem im Kriege geforderten Requisitionen und die Pflicht der Landesvertheidigung zu leisten. Die Mehrheit des Senats erkannte wider Erbach, aber doch nur cum clausula, weil die Ritterschaft von dem Imploranten die Steuer bezieht. XLIII. II. Beyträge zur geheimen Geschichte der königl. preussischen und großherzogt. toscanischn Entschädigungen; für den Staatsmann und Statistiker von besonderer Wichtigkeit. IV. Über die neuesten Vorfälle gegen Mitglieder der Reichsritterschaft, besonders in den pfalz-baierschen Entschädigungslanden in Franken, den Fürstenthümern Bamberg und Würzburg. V. Entschuldigung der kleineren Fürsten und Herren (Ysenburg, Leiningen, Hohenlohe, Salin-Reiferscheid) über ihr ungerechtes Verfahren gegen die Reichsritterschaft. XLIV. I. Staatsrechtliches Verhältniß der Reichsritterschaft im Allgemeinen in Beziehung auf ihre Besitzungen in reichsständischen Territorien. II. Note des kaisert. königl. Gesandten zu München an das dortige Ministerium, das landfriedensbrüchige kurpfalz-baiersche Verfahren gegen die Reichsritterschaft betreffend. III. Reichshofraths-Conclusum in dieser Sache. VIII. Bemerkungen des Herausgebers zu diesen Actenstücken. X. Beweggründe zur Resignation des Fürsten von Wied-Neuwied d. d. Brüssel 30 Apr. 1802; vom Fürsten selbst eigenhändig aufgesetzt. XLV. I. Kön. dänische Strandordnung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein, die Herrschaft Pinneberg, Grafschaft Ranzau und Stadt Altona, v. 30 Dec. 1803; musterhaft, sowohl in Hinsicht auf die darin herrschenden billigen Grundsätze, als in Hinsicht auf die Fassung selbst. II. Wahrer Abriss des neuesten praktischen deutschen Staatsrechts. III. Entwurf einer Verfassungs-Urkunde für die fränkische Reichsritterschaft unter pfalz-baierscher Hoheit. VIII. Russisch-kaiserliche Gesandtschafts-Note, den französischen Einfall in das deutsche Reichsgebiet betreffend; voll Würde für Rußland, aber auch demüthigend für das Reichsoberhaupt und die größeren deutschen Reichsstände.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 J U L I U S. 1805.

## M E D I C I N.

LANDSHUT, b. Krüll: *Handbuch der Staatsarzneykunde zu Vorlesungen und zum Gebrauche für Bezirksärzte, Polizey- und Justizbeamte.* Von Joh. A. Schmidt Müller, Dr. Professor und Privatdocent zu Landshut etc. 1804. 342 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf. wollte ein vollständigeres Compendium zu seinen Vorlesungen über Staatsarzneykunde abfassen, als Metzger, Hebenfreit und Rooffe geliefert haben; und indem er die Schriften dieser und anderer Vorgänger benutzte, schaltete er einige neue Lehren wie die von den Schutzpocken u. dgl. ein. Er sagt in der Vorrede, man werde leicht einsehen, „dass er im Vortrage selbst rücksichtlich des ihm bestimmten doppelten Publicums, mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt habe, um auf der einen Seite nicht die Grenzen eines zu Vorlesungen bestimmten Lehrbuches zu übertreten, auf der anderen nicht durch eine handbüchlerliche Kürze ungenießbar zu werden.“ Wir können zwar diesem Buche das Zeugnis eines brauchbaren Compendii nicht vorenthalten, aber auf der anderen Seite auch nicht verhehlen, dass nicht ein und das andere Kapitel, wie z. B. das vom Medicinalwesen für ein Compendium kürzer gefasst, und ein anderes, wie das wichtige 18 von den Vorkehrungen gegen Viehseuchen, umständlicher seyn sollte. Für ein Handbuch zum Selbstunterricht ist manches zu kurz abgehandelt, und für Polizey- und Justizbeamte müssten keine unverständlichen Worte statt ganz bekannter gewählt seyn, die ohnehin nur eine Affectation verrathen, wie z. B. *Fruchthälter, Fruchthältermund, Fruchthälterhals* statt Gebärmutter, Muttermund u. dgl., *Kerbthiere* statt Insecten, *Gespür* statt Gefühl, *Kaiserlinge* statt Kinder, die durch den Kaiserschnitt zur Welt gebracht wurden. Vergleichene Worte sind so wenig deutsch, als das obige *Handbüchlerlich*, das oft vorkommende *rücksichtlich, allfalsig*, und die Worte *Nurphilosoph, Kindleinen* u. dgl. Auch giebt es keine Landgräflich-Badenischen Lande, sondern die jetzt Kurfürstlichen hießen ehemals Markgräfliche. In einem Lehrbuche müssen auch solche Dinge nicht als Kleinigkeiten angesehen werden. Der Vf. theilt die Staatsarzneykunde in Gesundheitspolizey und gerichtliche Arzneykunde. Wir würden doch lieber bey der alten Benennung medicinische Polizey statt Gesundheitspolizey bleiben, da diese Lehre und ihre Anwen-

dung nicht bloß mit Erhaltung der Gesundheit der Staatsbürger, sondern auch mit Besorgung der unheilbaren Kranken und Sterbenden sich beschäftigt. Er will nicht, dass man Kenntnisse von giftigen Pflanzen allgemein verbreite, so lange nicht eine bessere moralische Cultur das Eigenthum des größten Theils der Menschheit geworden sey. Besser, meint er, sey es, jeden Menschen frühe zu warnen, Pflanzen zu genießen, welche ein sehr trauriges schwarzgrünes Ansehen haben. Diefes ist aber ein sehr unsicheres Zeichen. — Die Vortheidigung akademischer Streitschriften scheint dem Vf. im Ganzen unnöthig. Wir geben ihm darin recht, wenn vom künftigen praktischen Arzte die Rede ist; aber Doctor, Lehrer einer Wissenschaft, sollte alsdann doch keiner heißen dürfen, der nicht im Stande ist, eine Dissertation lateinisch zu vertheidigen. Nach §. 43 sollen sich die Bader und Barbierer nur mit den kleineren chirurgischen Operationen abgeben, worunter der Vf. die Behandlung leichter Verrenkungen und unbedeutender Beinbrüche zählt. Rec. gesteht, dass er keinen einzigen Beinbruch kennt, der nichts zu bedeuten hätte, und selbst nach dem Geständnisse des Vf. §. 423 sind sie von vieler Bedeutung. Die Hebammen sollen wenigstens ein Jahr lang theoretischen und praktischen Unterricht genießen, und keine Person dazu beygezogen werden, die nicht noch unter 30 Jahr alt sey. — Wer zu viel fodert, erlangt nach dem Sprichwort nichts. Der Unterricht von einem ganzen Jahr ist zu viel gefodert. Denn wie wenig Frauen sind im Stande, ein ganzes Jahr lang von ihrem Hauswesen ohne großen Schaden abwesend zu seyn, um als arme Dorfhebammen angestellt zu werden, wobey sie des Jahrs weniger verdienen, als manche Dienstmagd. Und mit der Wahl der Frauenpersonen von jenem Alter zu Hebammen, hat es in Deutschland an den meisten Orten seine große Schwierigkeit, wo man nicht, wie in Russland, Leibeigene zum Unterricht schicken kann. — Bey solchen Mißbildungen des Körpers einer Frau, bey welchen eine Leibesfrucht nur mit Lebensgefahr der Mutter durch den Kaiserschnitt entnommen werden kann, soll die Obrigkeit befugt seyn, eine solche Ehe aus eigener Macht zu trennen, weil sie für den Staat ganz fruchtlos sey. Diefes leidet jedoch große Einschränkung: so lange man Beyspiele hat, dass Frau und Kind beym Kaiserschnitt am Leben erhalten wurden, und manche Frauen endlich zeitige Kinder lebendig geboren

haben, bey deren vorhergegangenen Geburten unwissende und ungeschickte Hebammen und Geburtshelfer wiederholt versichert haben, dass diese Frauen kein lebendiges Kind zur Welt bringen können, und dass nur die von ihnen unternommene Zerstückelung des Kindes oder der Kaiserschnitt nothwendig sey. Eben so möchte es auch weder rathlich noch schicklich seyn (§. 145), dass ein verhehlter Seelforger jungen Neuzuverehelichenden über ihre wechselseitigen physischen Obliegenheiten in der Ehe einen Unterricht ertheile. „An den grösseren Geburtshäusern, schreibt der Vf., soll sich immer zugleich eine Geburtsschule einfinden.“ Statt; mit den grösseren Gebärhäusern soll eine Lehranstalt für Geburtshelfer und Hebammen verbunden seyn. Warum aber nicht eben so gut mit kleineren, wenn das Land keine grossen vermag? Viele Schwierigkeit möchte wohl für eine Polizey haben, was der Vf. §. 173 fodert: bey jeder Säugenden darauf zu achten, dass sie nicht länger säuge, als bis zum ersten Erscheinen der Zähne im Munde des Kindes.

Wer das Mehl aus Gewinnsucht mit Sand, Kreide oder gar Bleyweiss vermische, der soll nach §. 198 nur um ein geringes gelinder zu bestrafen seyn, als ein Giftmischer. Die Bestimmung der Strafe ist Sache des Richters. Uns Ärzten gehet das nicht an. Aber es ist ein grosser Unterschied, ob einer aus Gewinnsucht Sand oder Bleyweiss dem Mehl beymischt. Wer Bleyweiss beymischt, ist ein wahrer Giftmischer; und der Vf. schreibt §. 227 selbst, dass die Verfälschung der Weine mit Bleykalken, „wie eine wahre Giftmischererey zu betrachten“ sey. — Wer hingegen Sand dem Mehl beymischt, ist ein Betrüger, der deswegen seinen Nebenmenschen nicht tödtet. Die Behauptung §. 294, dass die Obduction eines schon in Fäulniss übergegangenen Körpers voh dem gerichtlich-medizinischen Personale als zwecklos und ungeziemend abgelehnt werden könne, leidet grosse Einschränkung. Das gerichtlich-medizinische Personale kann und darf diess nicht durchaus ablehnen, da auch selbst bey einem in hohem Grade faulenden Körper noch ausgemittelt werden kann, ob sich z. B. Arsenik im Magen befindet, ob durch eine ohne genaue Besichtigung verborgene Wunde, z. B. durch eine in Kopf eines neugeborenen Kindes gesteckte Nadel, eine Tödtung beabsichtigt und wirklich geschehen ist, oder nicht. Übertrieben ist gewiss die Behauptung §. 322, dass kurze Zeit nach der Castration eines erwachsenen Mannes der in den Samenbläschen zurückgebliebene Samen zu einer fruchtbaren Begattung hinreichen könne. Kurze Zeit nach einer vollkommenen Castration beider Hoden ist kein Bey Schlaf denkbar. Man denke sich den langen Zeitraum der völligen Heilung, und erwäge, dass Castration bey Erwachsenen fast immer nur dann nothwendig ist, wenn die Saamenerzeugung längst wegen Krankheit der Hoden aufgehört hat. Bey genauer Analyse soll sich der Trug leicht entdecken, zu welchem Geschlecht ein vermeinter Zwittermensch gehöre. Dass

es wirklich nicht leicht sey, lehrt die Verschiedenheit der Meinungen über die sogenannte *Maria Dorothea Derrier* in Berlin, die *Hufeland* und *Blurfinna* zum weiblichen, *Stark* und *Martens* zum männlichen Geschlechte rechnen. Sehr wundern muss sich Rec. wie Hr. S., als Professor, noch die irrige Meinung der Alten nachschreiben konnte §. 334: „Das Hymen zerreist leicht bey einem grossen Schritte, bey einem Sprunge“ etc. Der (nicht das) Hymen liegt ja so entfernt vom Eingange in die Geburtstheile, dass bey einem noch so grossen Schritte oder Sprunge eher das ganze Mittelfleisch zerreißen kann, als der Hymen. Noch nie aber hat eine Person bey einem Schritte das Mittelfleisch, und also noch viel weniger den Hymen zerissen. Unrichtig ist es auch; dass man bey noch bestehenden Ehen fast gar nichts von verspäteten Geburten höre. Allerdings kommen auch in der Ehe verspätete Geburten vor. Wir wollen nur an zwey gedruckte Geschichten erinnern, an *Arnold tractatus de partu ferotino* 324 *dierum*, und an *Schützens* Geschichte einer sehr merkwürdigen 12 monatlichen Schwangerschaft. Der Vf. macht §. 373 einen Unterschied zwischen dem Leben eines Kindes, „welches dem Kinde als so zu sagen einem Theile der Mutter im Fruchthälter zukommt, und zwischen vollkommen selbstständigem Leben des Kindes ausserhalb der Mutter. Allein das Kind hat ein selbstständiges Leben in und ausser der Mutter. Das Kind kann ja in Mutterleibe die verstorbene Mutter noch lange überleben. Die Art der Selbstständigkeit und daraus fliessenden Lebensäusserung wird nur durch die Geburt verändert. — Die gehörig angestellte Lungenprobe soll immer beweisen, dass ein Kind, welches nicht geathmet habe, auch nicht selbstständig ausserhalb der Mutter gelebt habe. Wenn die Lungenprobe aber weiter nichts beweisen kann, als diess, so beweist sie sehr wenig. Zwischen Nichtathmen und dem vollkommenen Athmen ist noch ein grosser Unterschied; denn ein Kind, dessen Lungen zum Theil mit Luft angefüllt sind, das also wahrscheinlich unvollkommen unter oder nach der Geburt geathmet hat, hat deswegen noch nicht selbstständig nach des Vf. Begriff ausser der Mutter gelebt; und hingegen ein Kind, das ausser der Mutter noch lange, ohne zu athmen, lebte, hat eben das selbstständige Leben gelebt, wie in Mutterleibe. Die Erklärung des Vf. ist daher in Hinsicht der Lungenprobe eben so verfänglich, als der Einwurf, den andere der Lungenprobe machten, dass durch dieselbe nur bewiesen werden könne, dass ein Kind nicht geathmet, nicht aber, dass es nicht gelebt habe.

Bn.

BERLIN, b. Rottmann: *Die neuesten Entdeckungen und Erläuterungen in der Arzneykunde*, systematisch dargestellt von D. Friedrich Ludwig Augustin, ordentl. Prof. der Kriegsarzneykunde am königl. Collegio medico-chirurgico zu Berlin. Viertes Jahrgang. Das Jahr 1801. 1804. 668 S. u. VIII S. Inhalt. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Wahrlich, wenn alles das, was in diesem voluminö-

minösen Bande enthalten ist, reine Entdeckungen oder wahre *Erläuterungen* wären, wie der Titel sie verspricht: so könnte man die Riesenschritte, welche die Medicin binnen einem Jahre gemacht hätte, nicht genug bewundern. Dafs dieß aber der Fall nicht sey, lehrt uns schon die flüchtigste Durchsicht des Buchs. Denn wenn z. B. S. 247 der Vf. schreibt: „Mit unüberlegter Anhänglichkeit an die ältere Humoralpathologie sucht *J. Pelgas* die Ursachen aller Krankheiten auf Ausartung und Fäulniß zu reduciren,“ u. s. w. — oder S. 262: „Ziemlich oberflächliche Werke über Pathologie und allgemeine Therapie sind von *Ph. Petit Radel* und *J. B. M. F. Maurice*.“ so kann doch Hr. A. das, was jene Ärzte für die Medicin in den angeführten Werken geleistet haben, wohl selbst nicht für Entdeckungen oder Erläuterungen in der Heilkunde halten. Es wäre daher gewiß passender gewesen, statt des gewählten Titels dieser Arbeit etwa folgenden zu geben: *Neueste Verhandlungen in der Arzneykunde* etc. Und aus diesem Gesichtspunkte allein will Rec. vorliegendes Werk beurtheilen, überzeugt, auf diesem Wege mit Sicherheit den positiven und relativen Werth desselben bestimmen zu können.

Der relative Werth hängt offenbar von dem vorgesetzten Ziele ab, nach welchem der Vf. ringt. Dieses kann aber bey allen literarisch-geschichtlichen Werken als ein dreifaches gedacht werden. Das erste ist eigentliche Geschichts-Forschung: unstreitig das höchste, aber auch am schwersten zu erreichende Ziel; und die Namen eines *Henster*, *Gruener*, *Sprengel* und des sel. *Ackermann*, welche mit dem glücklichsten Erfolge das noch immer ziemlich öde Feld eigentlicher Geschichte der Medicin bearbeiteten, werden eben desswegen ewig ehrwürdig bleiben. Ein zweytes Ziel stecken diejenigen sich vor, welche für die künftigen Geschichtsforscher die überall zerstreuten Materialien getreu und vollständig zusammentragen und ordnen. Ein drittes, und unsers Bedünkens das letzte denkbar mögliche dient jenen zum Gesichtspunkte, welche durch eine verständige Heraushebung und Zusammenstellung der Resultate, die aus den gesammten Bemühungen der Geschichtsforscher und Denker in ihrer Wissenschaft bis jetzt hervorgegangen sind, dem Bedürfnisse der grösseren Menge zu Hülfe kommen, da es derselben gewöhnlich an Zeit und Gelegenheit, oft auch an der erforderlichen Masse gelehrter Kenntnisse fehlt, um selbst im Gebiete der Literatur und Geschichte sich umzusehen, damit doch auch diese Leute mit den Schicksalen ihrer Kunst und ihren ewigen Fortschritten nicht ganz unbekannt bleiben. — Die Absicht des Vf. scheint keine andere gewesen zu seyn, als gerade dieser Classe von Ärzten ein Repertorium alles Wissens- und Nachahmungswürdigen, was die neuesten Zeiten in der gesammten Heilkunde uns lehren, in die Hand zu geben; und er könnte daher mit Recht auf den Dank des grösseren ärztlichen Publicums Anspruch machen, wenn die Ausführung wirklich

seiner Absicht entspräche. Leider aber können wir dieß nicht rühmen.

Vorliegender Band erschien 1804, und enthält sämtliche Verhandlungen in der Arzneykunde, welche das Jahr 1801 erzeugte. Kann es nun aber z. B. einem praktischen Arzte gleichgültig seyn, erst nach einem Verlaufe von 3 Jahren mit den neu eingeschlagenen Wegen zur besseren, leichteren und gründlicheren Heilung einer Krankheit bekannt zu werden; und, wenn er also aus anderen Quellen sich die nothwendige frühere Kenntniß derselben erworben hat, (wie er denn es muß, wofern er nicht auf den würdigen Namen eines praktischen Arztes Verzicht leisten soll) was nützt ihm dann Hn. A. ganze Arbeit? — Noch mehr schwindet die von jedem wissenschaftlichen Werke zu fordernde Nützlichkeit bey genauerer Prüfung der Art, wie Hr. A. seine Darstellungen gearbeitet hat. Wir wollen hier einige Beyspiele ausheben. — Unter der Rubrik *Typhus* heisst es S. 333: „Das von *Carrie* (Jahrg. I. S. 364) so sehr empfohlene Begießen des Körpers mit kaltem Wasser im *Typhus* und in anderen Fieberarten fand auch D. *Shaw* in Edinburg sehr heilsam,“ und weiter unten auf derselben Seite steht: „Der grosse Nutzen warmer Bäder im *Typhus* ist allgemein bekannt. Dafs auch das Einwickeln solcher Kranken in wollene mit warmem Wasser getränkte Decken eben dieses leiste, beweisen D. *Harks* Erfahrungen.“ Hier werden also gegen dieselbe Krankheit zwey direct einander entgegenwirkende Heilmittel ohne weitere Kritik und Bestimmung der verschiedenen Fälle aufs Gerathewohl hin empfohlen. Nach welchem soll nun der Arzt greifen, der sich bey Hn. A. Rath holen wollte? — Ferner, S. 331: „Die zweckmässigsten durch eigene Erfahrung bewährten Vorbauungsregeln gegen ansteckende Fieberkrankheiten hat D. *John Haygarth* empfohlen.“ Unwillkürlich drängt sich hiebey jedem Leser die Frage auf: welches sind diese zweckmässigen Vorbauungsregeln? — Diese verschweigt Hr. A., und wir müssen also nothgedrungen zur Haygarthischen Schrift selbst unsere Zuflucht nehmen. — S. 311 schreibt der Vf.: „in einem bey Gelegenheit des Prorektoratwechsels 1801 zu Marburg herausgegebenen Programme lieferte Prof. C. F. *Michaelis* die Beschreibung und Abbildung neuer Instrumente zur Compression der *Arteria pudenda communis*, zur leichten und bequemen Einspritzung in die *tuba Eustachii* der rechten Seite, zur Stillung der Hämorrhagie aus der *Arteria epigastrica inferior*, verbesserte Instrumente zur Lithothomie und neue Tourniquets für die *Arteria subclavia*.“ Was soll diese nackte Angabe neuer Erfindungen nützen, da es Hn. A. nicht gefallen hat, von ihnen eine nähere Beschreibung zu liefern? Dieses wäre gerade hier um so nöthiger gewesen, da akademische Gelegenheitschriften oft sehr schwer zu bekommen sind. — Rec. hat nur diese wenigen Stellen ausgehoben, so wie sie ihm gerade bey der Niederschreibung seiner Kritik in die Hände fielen, getraute sich aber erforderlichen Falls sie bis auf 100 und drüber zu ver-  
meh-

mehren. — Diese Nachlässigkeit des Hn. A. aber ist um so mehr zu bedauern, da aus anderen Stellen klar hervorleuchtet, wie trefflich und bündig derselbe auszuheben, zusammenzustellen und vorzutragen verstehe. So sind unter andern die Abschnitte, welche die theoretischen Bearbeitungen der gesammten Heilkunde und ihrer einzelnen Zweige, ingleichen der Artikel *Galvanismus* sehr genau und belehrend abgefaßt. — Diesen ungleichartigen Gehalt des Buches glaubt Rec. daraus erklären zu können, daß Hr. A. öfters nicht die Urquellen benutzt hat, sondern zufrieden war, bloß aus dem Abflusse fremder Relationen zu schöpfen, wozu ihm freylich die vielen kritischen Blätter und periodischen Schriften gute Dienste leisteten. Und hier muß Rec. noch besonders auf eine Unart des Vf. aufmerksam machen. Hr. A. erlaubt sich nämlich, nicht bloß dergleichen fremde Nachrichten und Auszüge von Büchern zu benutzen, sondern sie geradezu, oft mehrere Seiten hindurch abzuschreiben. Am meisten hat die Salzburgerische medicinisch-chirurgische Zeitung so ein Plagiat aushalten müssen. Hier eine Probe:

Augustin. S. 344.

Med. Chir. Zeitung. 1802.

I. S. 114.

Prof. Horn sucht in Rücksicht des Kindbettfiebers folgende Fragen zu beantworten: Ist das sogenannte Kindbeterinfieber von allen übrigen Fiebern wesentlich verschieden; ist es ein eigenthümliches selbstständiges Fieber? Worauf beruht die wahre Natur dieses Fiebers? Finden reelle Unterschiede bey demselben statt, und worauf beruhen diese? Welches ist die schwerste (soll, wie aus der Urschrift erhellt, sicherste, heilsamen. Rec.) Behandlung? Untersucht man die Erfahrungen über die Zeichen des sogenannten Kindbettfiebers, so wird man die Annahme eines eigenthümlichen Kindbeterinfiebers zweifelhaft finden. Nicht nur bey Wöchnerinnen, sondern auch bey Mädchen und Unverheyratheten findet man öfters ganz dieselben krankhaften Erscheinungen; die das Kindbettfieber darbietet, wenn man die Störung der Milch- und Lochiensekretion ausnimmt; selbst bey dem männlichen Geschlecht beobachtet man bisweilen diese Form des Uebelbefindens. Die Krankheit zeigt sich epidemisch und sporadisch wie andere Fieberformen. Eben

In Rücksicht des letzteren (Kindbettfiebers) sucht Hr. H. in gegenwärtiger Abhandlung folgende Fragen zu beantworten: Ist das sogenannte Kindbeterinfieber von allen übrigen Fiebern wesentlich verschieden; ist es ein eigenthümliches selbstständiges Fieber? Worauf beruht die wahre Natur dieses Fiebers? Finden reelle Unterschiede bey demselben statt, und worauf beruhen diese? Welches ist die sicherste Behandlungsart dieser Fieber? — — — — Die Annahme eines eigenthümlichen Kindbeterinfiebers wird bey näherer Untersuchung verdächtig. Nicht nur bey Wöchnerinnen, sondern auch bey Mädchen und Unverheyratheten findet man öfters ganz dieselben krankhaften Erscheinungen, die das Kindbeterinfieber darbietet, wenn man die Störung der Milch- und Lochiensekretion ausnimmt; selbst bey dem männlichen Geschlecht beobachtet man bisweilen diese Form des Uebelbefindens. — — — — Die Krankheit zeigt sich epidemisch und sporadisch wie andere Fieberformen. Wei-

solche Ähnlichkeit findet man in den übrigen Zeichen, in der Veränderung des Selbstgefühls der Kranken, der Temperatur, Frost und Hitze, Pulsveränderung, Localaffection des Unterleibes, in den sogenannten gastrischen Zeichen, Erbrechen, Verstopfung des Stuhlganges, Durchfall und den verschiedenen Farbenveränderungen desselben.

tere Ähnlichkeit findet man in den übrigen Zeichen: Veränderung des Selbstgefühls der Kranken, der Temperatur, Frost und Hitze, Pulsveränderung, Localaffection des Unterleibes, in den sogenannten gastrischen Zeichen, Erbrechen, Verstopfung des Stuhlganges, Durchfall und den verschiedenen Farbenveränderungen desselben etc.

Doch genug der undankbaren Mühe, die nämliche Sache mit den nämlichen Worten doppelt niederschreiben, obgleich dieses Plagium noch 2 volle Seiten bey Hn. A. einnimmt. Um aber doch unsere Leser zu überzeugen, daß die angeführte Probe nicht die einzige war, welche wir auffinden konnten: so wollen wir ihnen noch ein kurzes Verzeichniß ähnlicher Sünden zum Nachschlagen in der *Salzburg. M. Ch. Zeitung* mittheilen, und bey jedem bloß die Seitenzahl in Hn. A. Buche und den Namen des Schriftstellers, von dem er gerade spricht, anmerken: S. 92—93. *Weiss*. 160—162. *Nolde*. 162, *Sommer*. 165—171, v. *Solingen*. 174, *Nissen*. 182, *Eckhardt*. 489—491, *Busch*. — Das ärgste von allen findet sich 468—478, also 10 Seiten lang, über *Scarpa*. Sollte jemand an den angeführten Stellen noch nicht genug haben, so ist Rec. zu einem anderen Dutzend erbötig. Da sich nun Hr. A. im Ganzen seine Arbeit so gar leicht gemacht hat, so wäre man freylich auf der anderen Seite berechtigt, wenigstens Vollständigkeit im Sammeln von ihm zu fordern. Aber auch hier ist ihn so manches, mitunter wichtige Aktenstück zur Geschichte der Heilkunde im Jahr 1801 entgangen. So vermißt Rec. *Kurt Sprengels* Handbuch der Semiotik, desselben kritische Übersicht des Zustandes der Arzneykunde in dem letzten Jahrzehend, *Michaelis* über die zweckmässigste Einrichtung der Feldhospitäler, das anatomische Prachtwerk der beiden *Caldani*, *Malacarne Ricordi della Anatomia chirurgica spettati al Capo e al Collo*; ferner die Angabe der *Chaussier'schen* Amputationsmethode; des vom *Bernard* in Paris ertundenen künstlichen Vorderarms.

So glaubt Rec. genugsam dargethan zu haben, daß vorliegende Arbeit des Vf. unmöglich den Beyfall prüfender Leser erhalten könne. Er wünscht daher zur Ehre desselben, daß dieser Band entweder der letzte sey, oder doch die nachfolgenden mehr das Gepräge der Gründlichkeit tragen mögen. Von den anerkannten Talenten und von dem Fleiße des Vf. kann man mit Recht etwas besseres verlangen.

Ⓒ.

## KLEINE SCHRIFTEN.

*Medicin. Regensburg*, b. Montag- und Weiss: *Anzeige der in den kurpfälzbaierischen und kurerzkanzlerischen Staaten mit allerhöchster gnädigster Bewilligung errichteten künftlichen Gesundbrunnen*. Von Fr. W. Fries, Ehrenmigl. d. physikal. Gesellsch. in Zürich. Ohne Jahrz. 22 S. 8. (2 gr.) Eine

mit Zeugnissen von Imhof, Dr. und Medicinalrath *Bernard* und Hofr. *Schüffer* jun. verfehene Ankündigung eines Instituts, Mineralwasser durch die Kunst zu bereiten, dergleichen in London, Paris und Winterthur seit mehreren Jahren schon existiren.

Agno.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 J U L I U S . 1 8 0 5 .

## G E S C H I C H T E .

HEILBRUNN am Neckar, b. Clafs: *Geschichte von Schwaben*, neu untersucht und dargestellt, von J. C. Pfister, Dr. der Philos. und Repetent am k. theol. Stift zu Tübingen. *Zweytes Buch*. 1805. 348 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Den ersten Theil dieses Werks haben wir mit dem verdienten Lob im vorigen Jahrgange Nr. 30 angezeigt, und freuen uns, die Erwartung so bald gerechtfertiget zu finden. Weder an Gründlichkeit, noch an Darstellung, oder an Reife des Urtheils läßt dieses Buch etwas zu wünschen übrig; was wir über einzelne Stellen bemerken werden, vermindert um nichts den Werth der großen Arbeit, noch die dem Talent gebührende Hochschätzung; es ist auch nicht möglich, eine in so vieler Rücksicht schwere Geschichte, der nur theilweise gut vorgearbeitet worden, auf einmal, vollendet wie Minerva's, aus dem Chaos hervorzuziehen. Immer ist Hn. Pfister's Werk wahrer Gewinn für die gemein Vaterländische Geschichte, welche, wenn jeder Kreis so bearbeitet würde, bald in vollkommener Gestalt auftreten könnte.

Vorliegende Abtheilung begreift die von Ernennung Burkhard's des Ersten zum Herzog Alemanniens bis auf Konrad's Ermordung verfloffenen vierthalbhundert Jahre. Herrgott's, Schöppin's, Hess und viele andere, auch einzelnen Deductionen anhängenden Urkundenfassungen sind, so wie die Jahrbücher, wohl benutzt, und, wie es einer ernsten Geschichte ziemt, gehörig angeführt. (Bey diesem Anlaß können wir uns nicht enthalten, oberdeutschen Geschichtsforschern die angelegentlichste Bitte zu thun, hin und wieder die bey Schöppin und in S. Blaischen Werken herausgegebenen Urkunden mit den Originalien zu vergleichen, und das Resultat auf irgend eine Weise bekannt zu machen. Dieses ist durchaus nicht bey allen erforderlich, wohl aber bey solchen zu wünschen, wo die Ansprüche der Fürsten und Klöster betroffen werden. Dem Recensenten ist von einem redlichen und wohlunterrichteten Mann, der auch mit Urkunden umzugehen hatte, etwas beygebracht worden, das er nicht glauben will, aber, aus Interesse für historische Wahrheit an einigen Proben verificirt oder vielmehr widerlegt zu sehen sehr wünscht.) Im übrigen hat Hr. Pfister auch ungedruckte Quellen, deren Resultat also reiner Gewinn ist, benutzt, und, wie es seyn muß, angegeben. Die vornehmste ist J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

(außer anderen Wiener Handschriften) eine dafelbst befindliche Briefsammlung aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert; neben oder zunächst nach derselben der von Luri seinem Werk über den Lechrain beygefügte Urkundencodex. Proben siehe S. 182, 185 f., 286, 300 f., 308, 310 f., 312 f., 319, 322, 331, 334 und an ein paar Stellen, die wir jetzt nicht wieder auffinden können. Urkunden aus Deductionen wie S. 317 sind so gut wie neu zu Tagescheinende.

Stellen, die einer zweyten Erdaarung würdig seyn möchten, sind etwa folgende. S. 32 wird die berühmte Kaiserin Adelheid Königs Hugo von Italien Tochter, und in erster Ehe Gemahlin Königs Lothar von Italien genannt: Auf diese Weise hätte sie ihren eigenen Bruder geheirathet. Aber nein! Sie war König Rudolfs II von Burgundien Tochter von der schwäbischen Bertha, die freylich nach Rudolfs Tod Hug'en angetraut wurde (ihm jedoch nicht gesiel; besser die junge Adelheid!) S. 55. Not. 186 ist in der zweyten Zeile Luithulf statt Otto verzeichnet. S. 57, Not. \* ist „sagt ein sächsischer Geschichtschreiber“ (der nicht genannt wird) nicht eine Citation, wie der Vf. nach den Regeln historischer Kritik sonst zu machen pflegt; (S. 155 heißt es doch auch, „siehe die Chroniken hin und wieder.“) Dafs Bern S. 58 aus Ditmar zu dem 982 Jahr (als civitas, wo Fürstentage waren) angeführt, und S. 266 die im J. 1191 erbaute schweizerische Stadt dieses Namens damit verwechselt werden will, ist wohl etwas eilig. Was ist gemeiner, als dafs dieser Name von alten Deutschen der Stadt Verona gegeben wird? Wer kennt nicht Dietrich von Bern? So ohngefähr nennen auch die Byzantiner die italienische Stadt. Hinf wiederum nennen lateinische Chroniken das schweizerische Bern, Verona in Burgundion. Ditmar mag hier einen deutschen Bericht in Eile oder aus Mißgriff unrecht übersetzt haben. Bern in der Schweiz hat (wenigstens als Civitas) im J. 982 so wenig existirt, als Plinius, des Altern, Bernenses Berner gewesen sind. Was für eine Grafschaft an der italienischen Grenze nach S. 76 jener alte Welf um 1027 verlor, zeigt der Freyherr von Hornmeier (titol. Beytr. I, 134 f.): die im Nosthal (valle Noresana; das Eisakviertel, Botzen). Kaiser Heinrich II war nicht Gemahl (S. 69), sondern Sohn Giselen von Burgund der Schwester (nicht Schwestertochter) König Rudolfs III. Dafs das Dorf Läringen den Namen eines Herzogthums je bekommen (S. 93, N. 197), hat, so viel wir wissen, niemand je sagen wollen: wohl aber, dafs

dass die Grafen jenes altbreisgauischen Geschlechts einmal in Kärnthen zu herzoglicher Würde erhöht, auch nach des Herzogthums Verlust den Namen nicht abgelegt haben. S. 95 u. N. 203 haben wir uns gewundert, über des Gegenkaisers Rudolf mütterliche Abkunft aus dem Hause *Öttingen* etwas wegwerfend abgesprochen zu sehen. Die Mängel Heinrichs IV mit den Sachsen gehören zwar nur wegen der eminenten Theilnahme des Herzogs von Schwaben in diese Geschichte: doch scheint, es hätte in einigen Zeilen die Natur der Klagen erläutert werden sollen. So wie es liegt, hätte ein wider Heinrich parteyischer Geschichtsschreiber es nicht anders machen können: es kommt von grossen schweren Klagen, in einem Tone, der sie zu billigen scheint, viel vor, ohne dass der Leser vernimmt, worin sie eigentlich bestanden, und inwiefern sie Grund haben mochten. Dem Vf. scheint unmerklich etwas von dem Eindrücke der einseitigen Erzählung Bertholds (S. 127) geblieben zu seyn. S. 124 wird von einem Grafen Otto gesprochen, ohne zu bestimmen, *wer* er und *wo* sein Schloß war. Sollte S. 127 das „Haus Ruck“ nicht Ruchaspermont seyn? S. 128 werden Hugens von Montfort Besitzungen so bezeichnet: „sie gingen von Rhätien bis an den Bodensee.“ Aber der rhätische Name ist vieldeutig; er erstreckte sich oft bis an denselben See und weiter; auch hatten die von Montfort nicht nur *bis an*, sondern *eigentlich an* dem See grosse Güter. Bey S. 168 ist zu bemerken, dass nicht der vierte, sondern der dritte züringische Bertold die bayerische Sophia geheirathet und keinen Sohn hinterlassen hat. Reinold, welcher S. 174 als Herzog von Burgund vorkommt, war in Hochburgund Graf, wie er in einer anderen Stelle richtig genannt wird. Bey S. 195: dass der heilige Bernhard um 1147 unmöglich von dem Verlust Jerusalems hat sprechen können, da er über vierzig Jahre später erfolgt ist. Sollte (S. 252) wirklich Philipp von Heinsberg, Erzbischof zu Cöln; der aus der Acht Heinrichs des Löwen das Herzogthum Westphalen gewonnen, sehr eifrig für Heinrichs Herstellung gewesen seyn? Ein Schreib- oder Druckfehler macht S. 255 aus dem Herzoge von *Meran* einen von *Mähren*. Die Söhne Heinrichs des Löwen waren *Neffen*, und nicht *Enkel* (272) des englischen Königs Richard Löwenherz. Was aber ist das für ein Neffe (man sieht nicht, ob des Papsts oder Kaisers), Sohn K. Richards, dem der Papst Philipps von Schwaben Tochter geben wollte (275)? Der Vf. meint wohl Otto IV, Richards Neffen. Wir schliessen dieses mit der Bemerkung, dass das Haus Kiburg das Haus Hohenstaufen nicht überlebt hat (333); es ist fünf Jahre früher ausgestorben; die späteren Grafen waren von habsburgischem Stamm. Noch müssen wir den Vf. bitten, bey der zweyten Ausgabe die Citate zu berichtigen; der Setzer (glauben wir) hat sich in denselben viel zu Schulden kommen lassen; wir haben sehr viele vergebens nachgeschlagen.

Mit gleicher Wahrheit, womit wir das aufblühende Genie vor Übereilungsfehlern warnen, die wir auf dieser Seite des Rheins nicht so leicht auf-

kommen lassen dürfen, mit eben der Wahrheit, und mit mehr Vergnügen, loben wir, nebst dem Fleisse, den Geist, den *Überblick*, und wollen davon Proben geben, die zugleich die Schreibart bezeichnen worden. S. 212: „Das war die erste Frucht der italiänischen Heerzüge, dass sie Anlaß wurden zu besseren Gesetzen. Friedrich der erste that für die Lehenverfassung, was vierthhalb hundert Jahre vor ihm Karl der Grosse für die Verfassung des Heerbannes gethan. Diese beiden Könige sahen, dass kein Herrscher seine Macht sicherer begründet, als durch Gesetze, welche seiner Zeit angemessen sind.“ Wir empfehlen die Beschreibung des Reichstags zu Mainz 1184 (S. 220 f.) S. 268 f.: „Karl des Grossen Reich zerfiel allmählich, weil keiner seiner Nachfolger Kraft oder Muth hatte, etwas ausserordentliches zu wagen: Friedrichs (Kaiser Fr. I) Sohn (Heinrich VI) brachte durch seine Vermesslichkeit alles in plötzlichen Umsturz.“ S. 273: „Frankreich und England waren ursprünglich in derselbigen Verfassung wie Deutschland; aber ihre Könige haben bald die Erbmacht erhalten, und damit die Fürstenrechte vernichtet. In Deutschland blieben diese, durch die Tapferkeit der Fürsten, durch der Stände Festigkeit, und durch die Wachsamkeit des Papstes. Es konnte nicht anders seyn: Das Reich ward oft ein Spiel der Parteyen; aber ohne diese wäre die innere Freyheit nie gewesen.“ Ganz recht: Unsere ehrwürdige alte Reichsverfassung, so vieler Helden und Weisen Werk, muß, zumal seit einigen Jahren, sich viel Böses unschuldig nachsagen lassen, weil man lieber den schweigenden Buchstaben anklagen mag als sich, oder weil man die völlige Auflösung vorbereiten möchte. Die Nation würde liebey den Vortheil so vieler Mittelpunkte des Fleisses und der Cultur, so mannichfaltiger Freystätte gedrückter Menschen, und den edelsten Theil ihres Werthes, die Entwicklung so vielseitiger Individualitäten, verlieren: und — *nichts gewinnen*. Ihre künftigen Häupter würden zusammenhalten, oder nicht: In *diesem* Fall, welches unabsehbliches Elend, welchem nirgendwo zu entgehen wäre! Im *ersten* Fall, was braucht's des Umsturzes der Gesetze? Wenn die Hauptmächte deutschen Namens *jetzt* zusammenhalten, so sind die anderen gewiss zufrieden und sicher. Es ist wahr, wenn in einer freyen Verfassung jeder nur kurzfristig sich, niemand das gemeine Wohl sucht, so kann sie leicht untergehen. Geht es aber in Spanien besser? Irret nicht; an der Verfassung unserer Vorältern liegt's nicht; weit näher, *in uns*, liegt der Fehler, in dem undeutschen Egoismus, in der unerhörten Verweichlichung unserer Charaktere. Gebt einem Honorius die französische Macht; je concentrirter sie ist, um so eher wird ihre Erschlaffung sichtbar werden; indess die Zeiten unserer Väter durch Fürsten von geringer Macht gewaltige Monarchien beschränkt gesehen haben, weil sie es *wagten*, und weil man *sich verstand*. Wir kehren wieder zu dem Buche. S. 333: „Wie die Staufer in hohem Herrschergeiste, die Welfen in starrem Widerstand, so ist dieses Haus (Züringen — *Baden*) sich immer gleich geblieben in Mässigung, guter Staats-



Staatswirtschaft und Beförderung der Friedenskän-  
 re. Dadurch hat es sich und sein Land unter allem  
 Wechsel des Glücks erhalten. Es ist von den wenigen  
 Häusern eines, das aus den uralten Zeiten bis auf den  
 heutigen Tag im Wohlstande geblieben ist. Wahr und  
 gut gesagt; wer kann ohne Rührung bedenken, wie  
 viel auch stilles, persönliches Verdienst in manchem  
 fürstlichen und edeln deutschen Stamm, Generation-  
 en lang, ohne Prahlerey gewirkt hat! S. 339 wird  
 bemerkt, wie mit dem Herzogthume die *allgemeine*  
 Geschichte Schwabens aufhört: Aber nicht ohne Ein-  
 schränkung läßt sich dieses zugeben. Die Nation ist  
 geblieben; freylich in hundert Formen des Seyns;  
 das ist aber eben des Geschichtschreibers Sache, was  
 allen gemein blieb, oder das gemeinsame Schicksal  
 oder den Charakter so oder anders bestimmte, auf-  
 zufassen, zu zeigen, daß und in welchem Sinn ein  
 gemeines Vaterland noch ist, und noch Liebe ver-  
 dient; im übrigen das jedem Gau Wichtige nach ei-  
 nem, freylich nicht leichten Plan so zu ordnen, daß  
 jedes aufzuführende Bild das andere beleuchte, und  
 sie in aller ihrer Wahrheit einander folgen, bis auf  
 diesen Tag. Das ist ein dieses Vf. würdiges Werk,  
 und welches, wenn er dazu Zeit hat, Er vor ande-  
 ren sehr gut vollbringen kann. „Das ist das Wesen  
 der Geschichte,“ so endiget er, „daß sie die allgemei-  
 ne Aufgabe der bürgerlichen Verfassung durch die  
 mannichfaltigsten Verkettungen hindurch führt, da-  
 mit“ (sie zeige, wie in ihr) „alles erreicht werde,  
 was in die menschliche Natur gelegt ist.“ Ungern  
 enthalten wir uns das schöne Stück von den Ver-  
 diensten des Hauses Hohenstaufen und über den Cha-  
 rakter desselben Zeitalters abzuschreiben; es ist nur  
 für diese Blätter zu weitläufig. Ein wahres Verdienst  
 findet der Vf. in dem besseren Schwunge, den diese  
 Fürsten einer wirklich freyen, selbstthätigen Cultur  
 im Norden gegeben; durch ihre Siege wurden die  
 Deutschen das geehrteste Volk, da denn auch durch sie  
 die Sprache außerordentliche Fortschritte gemacht;  
 Hierarchie und Despotismus untergruben einander,  
 aus ihren Trümmern erhoben sich freyere Formen.

Aus diesem allen erhellet auch die Güte und  
 Kraft der Schreibart. Wir würden sehr wenige Aus-  
 drücke anders wünschen: Die Stelle S. 91 unten und  
 92 oben ist etwas schwer. „Er *erfiel* den Stuhl,“ S.  
 103, giebt eine gewisse sonderbare Vorstellung über-  
 mässiger physischer Höhe; *bestieg* dürfte genug seyn.  
 S. 121: „Die Legaten waren verwundert, wie die  
 Herrschaft eines solchen Menschen so lange ertragen  
 worden wäre.“ Und dieser Mensch war Kaiser Hein-  
 rich IV, durch die unerschrockene Standhaftigkeit  
 eines mehr als dreißigjährigen Kampfs wahrlich zu  
 ehrwürdig, um in der Geschichte *so ein Mensch* ge-  
 nannt zu werden. Bey einer neuen Ausgabe würde  
 bequem seyn, unter dem Namen eines jeden Herzogs  
 den Anfang und das Ende seiner Verwaltung, wohl  
 auch am Rande die Jahre wichtiger Begebenheiten  
 angezeichnet zu finden.

Hr. Pfister braucht keine Ermunterung; sein Trieb  
 zum Vortrefflichen ist in ihm; aber unsere Unpar-

teyllichkeit ist das beste Lob; man braucht die gan-  
 ze Wahrheit am liebsten gegen den, der sie leicht  
 ertragen kann. Ths.

BERLIN, b. Matzdorff: Der kön. preussische und  
 kurfürstlich brandenburgische wirklich geheime  
 Staatsrath an seinem zweyhundertjährigen Stif-  
 tungstage, den 3 Jan. 1803. I. Kurze Geschichte  
 der kön. preuss. kurf. brandenburgischen Regenten,  
 von Christ. August Ludwig Klaproth, k. preuss.  
 geh. Kriegs Rath, Staats- auch Kabinetts- Archi-  
 var. II. Versuch einer Geschichte des gedachten  
 wirklich geheimen Staatsraths, nach Actenstücken  
 des kön. geh. Staatsarchivs bearbeitet, von Karl  
 Wilhelm Cosmar. III. Verzeichniß der wirklich ge-  
 heimen Staatsminister und der geheimen Staats-  
 Secretarien, seit Errichtung des geheimen Raths-  
 Collegii, den 24 Dec. 1604 a. St. von C. A. L.  
 Klaproth. XXIV u. 574 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Der angeführte umständliche Titel zeigt den In-  
 halt genau an. Zu dieser Stiftungsfeier, welche ei-  
 gentlich auf den 3 Jan. und nicht auf den 5ten fällt,  
 hat der Hofmedailleur Loos in Berlin eine Medaille ge-  
 prägt, deren Beschreibung der Vorrede angehängt ist.

In der unter Nr. I angeführten kurzen Geschich-  
 te der preuss. brandenb. Regenten haben wir nichts  
 Neues oder Denkwürdiges gefunden. Die älteste Ge-  
 schichte Brandenburgs liegt noch immer im Dunkel,  
 S. 20 muß man für *Hachingen* im Frankenlande wohl  
*Hechingen* in Schwaben lesen; eben so ist S. 23 der  
 Name des bekannten Rectors in Frankfurt a. d. Oder,  
 der als ein Freund Tezels gegen Luther disputirte  
 in *Wimpina* umzuändern. (Er nannte sich so von der  
 Stadt Wimpfen, wo sein Vater sich am meisten auf-  
 gehalten hatte. Eigentlich hieß er *Conrad Koch*.)  
 Daß nach S. 11 der Obotriten Fürst, Pribislav, den  
 Albrecht den Bären zum Erben von Brandenburg  
 eingesetzt habe, ist unstreitig eine Fabel. Albrechts  
 siegreiche Waffen halfen ihm zum Besitz des Lan-  
 des. — Nach S. 25 soll Lippold den Kurfürst Joachim  
 II von Brandenburg, der am 5 Jan. 1571 in Köpenick  
 starb, mit Gift im Wein umgebracht haben. Auch die-  
 ses ist unstreitig eine Legende und ein unerwiese-  
 nes Gerücht, welches Neid und Bosheit ausgedacht  
 hatten. Bestätigt wird hier, daß der Stallmeister  
*Froben* in der Schlacht unweit Fehrbellin 1675, zwar  
 an der Seite seines Herrn, des Kurf. Friedr. Wil-  
 helms des Großen, durch eine Kanonenkugel er-  
 schossen sey; daß er aber nicht, wie man sonst fast  
 allgemein erzählte, sein Pferd mit dem Schimmel  
 des Kurfürsten vertauscht habe. Wir treten dieser  
 Meinung völlig bey, da die Beweise für die Authen-  
 ticität derselben nicht zu verwerfen sind.

Die Geschichte des wirklich geheimen Staats-  
 raths unter Nr. II halten wir für eine verdienstliche  
 Arbeit. Mit möglichster Sorgfalt und Genauigkeit  
 sind die Acten des geheimen Staatsarchivs benutzt  
 worden, und man kann diese aus den Quellen ge-  
 schöpfte historische Darstellung, als einen dankens-  
 werthen Beytrag zur Aufklärung mancher noch nicht  
 ge-



genug bekannten Ereignisse in der brandenburgischen Geschichte ansehen. Die nach und nach erfolgten Veränderungen mit diesem Collegium, die Eintheilung in Departements, die Erweiterung des Geschäftskreises desselben, die erhöhte oder verminderte Macht des geheimen Raths unter den verschiedenen Regenten sind hier gut entwickelt, und es lassen sich daraus manche Einrichtungen und Vorfälle erklären. Man sieht an mehreren Orten, daß der Vf. dieser Geschichte, Hr. Cosmar, mit sorgfältiger Vorbereitung und hellem Blick an dieses Werk gegangen sey. Man vergleiche unter andern nur sein Urtheil über den Oberpräsidenten von Dankelmann, S. 230 ff. von dem man sonst annahm, daß er unter Kurf. Friedrich III gegen die Annahme der Königswürde gestimmt habe, und daß dieses die Ursache seines Falls und seiner mehrjährigen Gefangenschaft geworden sey. Hr. Cosmar ist, wie mehrere neuere Geschichtsforscher, der entgegengesetzten Meinung, daß D. vielmehr für die Erwerbung der Krone gearbeitet habe. Man muß die aus den Acten geschöpften Gründe zur Bestätigung dieser Behauptung hier lesen, und man wird ihm gern beypflichten.

Das Verzeichniß der wirklichen geheimen Staatsräthe von 1605 bis 1804 ist auch für den wichtig, der über das Leben dieser Staatsmänner näheren Aufschluß wünscht; denn von jedem ist eine biographische, bald mehr, bald minder reichhaltige Nachricht beygefügt, je nachdem die Materialien dazu vorhanden waren. Wir erinnern uns zwar, in einem Bande der Denkwürdigkeiten der preussischen Staaten ein Namenverzeichniß der geheimen Staatsräthe in chronologischer Ordnung verzeichnet gefunden zu haben; es war aber bloße Nomenklatur. Ein umständlicheres und mit biographischen Nachrichten begleitetes Verzeichniß der wirklich geheimen Staatsräthe von 1640 bis 1688 unter der Reg. Kurf. Friedr. Wilhelms des Großen ist in den hist.-politisch-geographisch-statistischen und militärischen Beyträgen die preuss. Staaten betreffend, 2 Th. B. 2 zu finden; wo auch gute und archivalische Quellen zum Grunde liegen. In vorliegender Schrift machen wir besonders auf die Nachrichten vom Grafen Adam v. Schwartz-

berg und dem erwähnten Eberhard v. Dankelmann aufmerksam. S. 343 ist der Irrthum stehen geblieben, daß Gerhard Rumelian von Kalchun, genannt Leuchmar, Hofmeister des Kurfürsten Friedrich Wilhelm gewesen sey. Dieser war sein Bruder, Johann Friedrich v. Leuchmar, wie auch schon in den Verbesserungen zu einer andern Stelle (zu S. 181) richtig bemerkt worden ist.

V. H. B.

PARIS, b. Didot d. j.: *Traits caractéristiques de l'histoire de Russie*. An XII. 1804. XX u. 187 S. 8.

Der Titel ist dem Inhalt nicht angemessen. Allenfalls könnte er: *Traits choisis de l'histoire de Russie* heißen; allein eigentlich ist es ein historisches Gemälde Rußlands seit der Regierung der drey Gebrüder Rurik, Sinaf und Trowor bis zu der jetzigen von Alexander, in 155 Anekdoten eingekleidet. Aus den Zeiten der großen Catharina und Kaisers Paul liefert die Sammlung für das oberflächliche Studium die interessantesten Erzählungen; allein der Geschichtsforscher wird auch in der älteren Zeit sehr vielen Stoff, Reichhaltigkeit und Interesse finden. Die Rubriken sind größtentheils so allgemein gefaßt, daß man den historischen Werth beynahe verkennen möchte. Die Auswahl ist übrigens so glücklich getroffen, daß die Vorurtheile der früher gebildeten Europäer gegen die russische Nation dabey verschwinden müssen. In einem Zeitpunkte und unter einer Regierung, wo letztere mit so sichtbarem Erfolge zu der Erreichung einer gleichen Culturhufe emporstrebt, kommt ein solches Werk sehr gelegen. Doppelt vortheilhaft war aber dessen Abdruck und Verlag in Frankreich während der Spannung der beiden Cabinetter von Petersburg und St. Cloud. Es erklärt sich dieses durch den, unter der Zueignungsschrift an die Kaiserin Mutter von Rußland zu lesenden, Namen des Verfassers: Es ist der durch die Sammlung dänischer Staatsverträge und durch neuere politische Schriften bekannte, kaiserliche Hofrath Clausen, welcher auf seiner gelehrten Reise durch Deutschland, England und die Schweiz dieses Werk zu Paris abdrucken ließ.

II + 2.

### KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Leipzig, b. Kummer: *Die Geschichte des (sächsischen) Prinzenraubes*; kritisch bearbeitet von Christoph Schreiter, Pfarrern zu Eilenleim. 1804. 260 S. 8. (18 gr.) Die Geschichte der Entführung der beiden sächsischen Prinzen, Ernst und Albert, und ihrer Befreyung ist in frühern und spätern Zeiten oft bearbeitet worden. Doch war noch mancher Punkt übrig, der einer genaueren Untersuchung und Aufklärung bedurfte. Besonders war man über den Ort nicht einig, wo der Prinz Albert durch den Köhler-Georg Schmidt aus den Händen des Kunz von Kaufungen befreit wurde. Fast allgemein behauptete man vormal, daß dieser Auftritt bey Wieselthal vorgegangen sey. In neueren Zeiten erklärte man sich mehr für den sogenannten Fürstenberg, ohne jedoch den eigentlichen Ort der Scene an diesem beträchtlichen Berge bestimmen zu können. Nach mühsamen Forschungen hat der Vf. gegenwärtiger Schrift, der in der Gegend des Fürstenbergs als Prediger angestellt ist, wenigstens so viel herausgebracht: daß der Prinz Albert allerdings am Für-

stenberge, in der Nähe des vormaligen Klosters Grünhayn, auf die bekannte Art aus Kunzens Händen gerettet worden sey; daß zwar der Platz am Fuße dieses Berges, wo es geschehen, sich nicht genau und mit voller Gewißheit bestimmen lasse, aber höchst wahrscheinlich in der Nähe des sogenannten Fürstenbrunnens, der Oswaldskirche gegenüber, an der jetzigen Grünhayner Straße, am Eingange in den Wald, zu suchen sey, einer Gegend, die damals den Grafen von Hartenlein gehört habe. Bey diesen und andern, zur Geschichte des sächsischen Prinzenraubes gehörigen, Untersuchungen zeigt Hr. Schr. nicht nur viel Fleiß und Belesenheit, sondern auch ungemein viel Forschungsgeist und Scharfblinn: und sollte er das Studium der sächsischen Geschichte fortsetzen, so wird er gewiß auch den Fehler der Weitgeschweifigkeit und Mikrologie, in den er bisweilen zu fallen scheint, vermeiden lernen. S. 18 rüfzt man auf einen Kaiser Wenzel; es soll König heißen.

T. R — 6.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 J U L I U S 1 8 0 5.

## PHILOSOPHIE.

ALTENBURG, b. Pétersen: *Beleuchtung und Beantwortung der Frage: Was ist Wahrheit?* Ein Beytrag zur populären Weisheitslehre von Ch. Fr. Böhme, Stiftpfarrer in Altenburg. 1803. 219 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. kommt durch viele Umwege, und nach langem Hin- und Herschwanken auf die bekannte Erklärung von der Wahrheit, wonach sie in der *Übereinstimmung unserer Vorstellungen mit dem Gegenstande* besteht. Aber hier macht ihm der in der neueren Philosophie so schwankende Begriff des *Gegenstandes* um so mehr zu schaffen, da er behauptet, daß wir nicht über unsere Vorstellungen hinauskommen können (S. 144), und der reale Gegenstand uns *gänzlich unbekannt* sey. Wenn dem so ist: so wäre Wahrheit nichts anders, als *Übereinstimmung unserer Vorstellungen mit Vorstellungen*. Diesen Begriff verwirft aber der Vf., weil er ihn für *idealistisch* hält, und er selbst kein Idealist seyn will. Um nun allem Verdacht des Idealismus von sich zu entfernen, sucht er diesen im Vorbeygehen, und zwar durch das *Denken* zu widerlegen. Er sagt S. 103: „Wir können das Denken selbst wieder denken, d. h. das Denken zum Gegenstand unseres Denkens machen. — Es fragt sich nun: ist das Denken, als Gegenstand meines Denkens, ein bloß Gedachtes; oder, ob wohl allerdings jetzt gedacht, doch auch noch mehr, als dieß, noch Etwas ausserdem? Wir wollen das Gedachte, inwiefern es nicht bloß ein Gedachtes, sondern noch mehr ist, von dem bloß Gedachten durch den Namen des *Seyenden* oder auch des *Realen* unterscheiden. — Gesetzt nun, man urtheile, denke folglich auch, daß das Denken überhaupt ein solcher Gegenstand, ein Seyendes und Reales, *nicht* sey: so nimmt man hiemit offenbar an, daß Etwas, nämlich das Denken, als Gegenstand des Denkens, für *nicht-seyend*, für ein *Nichts*, erklärt werden könne durch *Etwas*, dasjenige Denken nämlich, in und mit welchem man diese Erklärung thut, was *selbst nicht ist*, nicht Seyn und Realität hat. Das Nichtseyende also, das Denken des Denkens, sagt, daß Etwas, das gedachte Denken, und insofern Gegenstand des ersteren, nicht sey, und noch mehr, da beides ein Denken, und insofern einerley und das nämliche ist, das Nichtseyende sagt, daß es selbst nicht sey; es vernichtet sein eigenes Seyn. Folglich *thut es etwas, ohne doch selbst*

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

zu seyn. Ist das auch nur denkbar? Enthält es nicht den klarsten Widerspruch?“ u. s. w. Rec. zweifelt sehr, ob irgend ein Idealist durch dieses *verschrobene* Raisonement von der Unrichtigkeit seiner Meinung überzeugt werden wird. Der Vf. vermengt hier die Begriffe von *Wirklichkeit* und *Etwas*, von *Nichtwirklichkeit* und *Nichts*. Das Gedachte ist freylich immer *Etwas*; aber deswegen ist es nicht gerade ein *wirkliches, existirendes* Ding: und wenn es das letztere nicht ist, so ist es deswegen nicht *Nichts*. Der Idealist wird nie behaupten, daß der Gegenstand seines Denkens *Nichts* sey; aber deswegen ist er nicht gezwungen zuzugeben, daß er *Etwas*, von seiner Vorstellung verschiedenes sey. Man muß ihm auch zugeben, daß in vielen Fällen die Gegenstände unseres Denkens bloß *ideal* sind. Wenn wir z. B. in der Mathematik die *Zahl* und die *Größe*, in der Moral die *Tugend* und das *Laster*, und in allen Wissenschaften so viel *abstracte* Dinge zu *Gegenständen* unseres Denkens machen: haben wir da mit *wirklichen* Dingen zu thun, und sind diese Objecte nicht bloße Begriffe und Ideen? Der Vf. sagt ferner (S. 106): „Wenn es unentschieden bleiben müßte, ob das Denken etwas Reales, oder bloße Vorstellung sey: so müßte auch die Realität des *Denkenden* selbst für unentscheidbar angesehen werden.“ Dem Rec. ist es unbegreiflich, wie der Vf., der der *Kantischen* Philosophie zugethan zu seyn scheint, auf den letzteren Grund das mindeste Gewicht legen kann, da nach dieser Philosophie das, was wir das denkende Wesen oder das Ich nennen, bloß ein *logisches* Subject ist, nach dessen Realität außer unserer Vorstellung vernünftiger Weise nicht einmal gefragt werden kann. Wir sind uns ja, wie Kant in seiner Vernunftkritik (S. 182) ausdrücklich sagt, *nur wie wir uns erscheinen, nicht wie wir an uns selbst sind*, bewußt. Das *Denkende* ist also kein *Gegenstand an sich*, sondern bloß *Gegenstand in der Vorstellung*.

Der Vf. verwickelt sich bey dieser Lehre in alle die Widersprüche, die man längst der Kantischen Philosophie vorgeworfen hat, und die die Anhänger derselben nie auf eine befriedigende Art haben lösen können. So ist es z. B. ein offener Widerspruch, wenn er von dem Gegenstande sagt, daß er uns *völlig unbekannt* sey, daß wir *lediglich nichts* von ihm wissen u. s. w., und doch zugleich behauptet, daß *jenseits unserer Vorstellungen* noch Etwas liegen müsse, das ihnen, ihrem *Inhalt* nach, zum Grund liege (S. 144). Wie kann man sagen, daß

G

dafs wir von dem Gegenstande *lediglich nichts* wissen, da wir doch wissen, dafs er von unseren Vorstellungen verschieden ist; und ihnen zum Grunde liegt? Das letztere ist doch wahrlich nicht *Nichts*, sondern *Etwas*, ja, genau gesehen, *sehr viel*. — Wäre der Gegenstand für uns etwas völlig *unbekanntes*, von dem wir gar kein Prädicat anzugeben wüßten: so wäre er für uns so viel als *nichts*. Demnach bestände die Wahrheit in der Übereinstimmung unserer Vorstellungen mit *Nichts*; und so würde wohl die Wahrheit am Ende auf *Nichts* hinauslaufen.

Der Vf. muß das Mißliche seiner Theorie von der Wahrheit gefühlt haben, denn er nimmt seine Zuflucht zu dem *Sollen*, einem bekannten Zauberwort, wodurch die Philosophie Wunder zu thun, und alles wieder gut zu machen glaubt. „Es soll Wahrheit geben, (ruft er S. 141 aus), folglich giebt es Wahrheit! Nur durch diesen *Machtspruch* können wir die Wahrheit retten. — Wir *gebieten* uns und allen Menschen Wahrheit, und stützen uns hiebey auf ein gewisses *Sollen*, von welchem wir *annehmen* und *voraussetzen*, dafs es alle Vernünftigen der Erde binde. — Wie? wird auch der grösste und entschiedenste Skeptiker uns ableugnen können, dafs er in allen seinen Ausprüchen, wenigstens aufrichtig, ehrlich und unparteyisch mit sich selbst und mit anderen zu Werke gehen solle? — Er kann uns *freylieh* das *ableugnen*; er kann diess, sage ich, und soll dazu die Freyheit und Erlaubniß *auch von unserer Seite haben*: aber von nun an, werden wir auch *keines einzigen Worts mehr ihm würdigen*, und ihn sich selbst und seiner grenzen- und trostlosen Zweifelsucht überlassen können und *müssen*. Was wollen wir uns ewig umsonst mit einem Menschen noch zu schaffen machen, von dem wir nicht einmal je mit Gewissheit wüßten und erwarten dürften, dafs er es in seinem Streite mit uns redlich und aufrichtig meine? Wir sind nun mit ihm auf immer, zwar nicht einig und ausgehört, aber doch *zu Ende und fertig*.“ Diess ist freylieh eine sehr leichte Art, mit dem Skeptiker fertig zu werden. Man *gebietet* und sagt ihm: *Du sollst*; und wenn dieser *Machtspruch* keinen Eindruck auf ihn macht, so erklärt man ihm, dafs man *mehr nichts mit ihm zu schaffen haben wolle*. Rec. glaubt aber, dafs vielmehr der Skeptiker den Vf. mit der Erklärung abfertigen wird, dafs er mit einem Gegner, der ihn, statt der Gründe, mit *Machtsprüchen* bestreite, sich nicht einzulassen gedenke.

Es ist dem Rec. um so unbegreiflicher, wie der Vf. die Wahrheit auf das *Sollen* gründen kann, da er oben (S. 8) ausdrücklich gesagt hat, dafs die Wahrheit die unerlässliche Bedingung sey, unter welcher allein nur, was ein Mensch nach Pflicht und Gewissen *thun soll*, sich mit Sicherheit bestimmen lasse. Sehr richtig! Um zu wissen, was ich *thun soll*, muß ich *richtige Begriffe* von meiner Pflicht haben. Das *Sollen* setzt also *Wahrheit* voraus; mithin kann diese nicht auf das *Sollen* gegründet werden. — Wenn es in der Philosophie

blofs auf das *Gebieten* und auf *Machtsprüche* ankommt: so sieht Rec. nicht ein, warum man nicht auch das Daseyn Gottes, die Freyheit, die Unsterblichkeit der Seele u. s. w. sollte *gebieten* können. Wirklich hat Kant gesagt: *ich will, dafs Gott existire*; und die Existenz Gottes (versteht sich, in der Idee,) dadurch zu beweisen geglaubt. Wer wird aber das für einen *Beweis* halten?

Was der Vf. (S. 149 ff.) von einer für alle Menschen gültigen Gesetzgebung, und von *allgemeingültigen* Wahrheiten sagt, kommt dem Ziele näher: nur mischt er auch hier wieder (S. 151) sein beliebtes *Sollen* ein, und gründet diese *allgemeinen* Gesetze auf die Übereinstimmung aller Menschen in Ansehung derselben, auf die Sprache u. s. w. was alles erst eine *Folge* davon ist. „Wahrheit, heisst es S. 156, ist Übereinstimmung unserer *subjectiven* Erkenntnisse mit den *objectiven* Gesetzen des menschlichen Erkennens überhaupt.“ Diese Erklärung, wenn sie recht verstanden wird, möchte wohl die richtige seyn; und sie wird sich mit den obigen, nach der die Wahrheit in der Übereinstimmung unserer Vorstellungen mit dem Gegenstande besteht, wohl vereinigen lassen: welches aber der Vf. nicht gezeigt hat.

Der Vf. unterscheidet zwischen den *formalen* und *materialen* Wahrheitsgesetzen: jene sind nach ihm 1) der Satz des Widerspruchs; 2) der Satz des zureichenden Grundes; 3) der Satz des ausgeschlossenen dritten. Das hat keine Schwierigkeit; aber mit den *materialen* Gesetzen kommt der Vf. ins Gedränge, da die Kantische Philosophie behauptet, dafs es von unserer Erkenntniß, der *Materie* nach, kein allgemeines Kennzeichen der Wahrheit gebe. „Das wäre nun freylieh schlimm genug“, sagt der Vf. S. 165; und Rec. stimmt ihm hierin vollkommen bey. Denn wenn die Kantische Behauptung richtig wäre: so würde es für uns eigentlich gar keine Wahrheit geben. Nur in der Art, wie der Vf. den Knoten zu lösen sucht, kann ihm Rec. nicht beystimmen. Der Vf. unterscheidet die *materialen* Gesetze wiederum in *universale* und *generale*. Ein *universales* Wahrheitsgesetz giebt es nach ihm nicht; wohl aber ein *generales*, und diess lautet so: „Alle unsere Erkenntnisse müssen mit einander übereinstimmen, und zusammen ein System ausmachen“ (S. 171). Rec. zweifelt aber, ob hierdurch viel gewonnen wird. Zwar ist es immer ein gutes Zeichen für die Wahrheit eines Systems, wenn alles in demselben übereinstimmt; allein es läßt sich doch ein System denken, in welchem aus *falschen* Principien nach logischen Regeln durchgängig richtig gefolgert wird. Ein solches System würde sehr zusammenhängend; und doch falsch seyn. Es wird also bey einem System hauptsächlich auf die Principien ankommen, die demselben zum Grunde liegen: und hier entsteht die wichtige Frage, ob nicht auch die *Erfahrung* unter die Principien derjenigen Wissenschaften, in welchen von reellen Objecten die Rede ist, aufgenommen werden dürfte und

und müsse. Diese Frage hat der Vf. ganz unberührt gelassen, ob er wohl hier und da von einem *Stoffe* spricht, der uns gegeben werden müsse. Er behauptet vielmehr *Eine absolute (materiale) Wahrheit*, welche allen übrigen Wahrheiten zum letzten Grunde dienen könne (S. 189), ohne zu untersuchen, ob es für die eingeschränkte menschliche Vernunft eine solche Wahrheit geben könne. Er nimmt aber auch hier wieder seine Zuflucht zu dem *Sollen*, und zwar zu dem *absoluten Sollen*, oder zu dem *Sittengesetz*, und behauptet, „dass in diesem die Gründe aller Wahrheit enthalten seyen, und sich aus ihm müssen *entwickeln* lassen: dass alle *formale* und *materiale* Gesetze der Wahrheit erst durch jenes oberste, absolute und allgemein-gebietende Gesetz für uns Wahrheitsgesetze seyen, und alles, durch diese Gesetze bestimmte, *darum erst* wahr sey, weil es durch jenes Gesetz bestimmt und functionirt sey. Den Stoff, die Materie, den Gegenstand, oder wie wir es immer nennen wollen, soll uns im Einzelnen, für unsere Erkenntnis, das Sittengesetz aus seinem Schatze nicht ganz dargeben: aber dieses Gesetz müsse doch erst allen unseren Vorstellungen das Gepräge der Wahrheit aufdrücken. — Kurz, alles, was unsere Philosophie für wahr und richtig erkläre, das werde von uns aus *Pflicht* dafür erklärt“ (S. 193). Also wird das Sittengesetz ohne Zweifel auch der Grund der geometrischen Wahrheiten seyn, und der Vf. wird den Satz, dass die *drey Winkel eines Dreyecks gleich sind zweyen rechten*, aus *Pflicht* für wahr erklären. Zu solchen Ungereimtheiten führt eine Philosophie, in welcher die *theoretische Vernunft* herabgewürdigt, und der sogenannten *praktischen Vernunft* der *Primat* zuerkannt wird.

Der Vf. theilt die Wahrheiten in *nothwendige* und *zufällige* ein; welche Distinction ihren guten Grund hat. Allein er gründet sie wieder auf das *Sollen*: und da sieht Rec. nicht ein, wie es *zufällige* Wahrheiten geben kann. Wenn alle Wahrheit auf dem *unbedingt-gebietenden* Sittengesetze beruht: so muss *alle* Wahrheit nothwendig seyn. Der Vf. argumentirt nun folgendermaßen: Das Sittengesetz gebietet mir *etwas zu thun*, folglich auch, mich ins Unendliche zu vervollkommen; um dieses zu

können, muss es, anset den nothwendigen, auch *zufällige* Wahrheiten geben, deren Menge unzählich ist, und durch deren Einsicht ich immer vollkommener werden kann. — Dieß sind aber lauter willkürliche und grundlose Folgerungen. Wie folgt erstlich aus dem *Sollen*, dass ich *etwas thun*; und aus dem letzteren, dass ich mich immer *mehr vervollkommen* soll? Thut nicht derjenige, der sich seinem Vergnügen, seinen Neigungen, seiner Sinnlichkeit überlässt, auch *Etwas*? Will der Vf. diese und andere Fragen beseitigen: so muss er entweder ein anderes Principium aufstellen, oder sein Principium näher bestimmen. Durch das bloße *Sollen* lässt sich nichts beweisen.

Die Lehren von dem Daseyn Gottes, von der Unsterblichkeit der Seele u. s. w. will der Vf. weder zu den *nothwendigen*, noch zu den *zufälligen* Wahrheiten gerechnet wissen, und giebt hier bloß einen *Glauben* zu (S. 205). Erschiebt also zwischen die nothwendigen und zufälligen Wahrheiten den Glauben ein, und heisst ihn vernünftig, weil sich unser Verstand und unser Herz am besten dabey beruhigen können (S. 206). Allein das Herz hat in der Philosophie keine Stimme: und was den Verstand betrifft: so wird man den Vf. fragen, warum dieser sich bey der Lehre vom Daseyn Gottes beruhigen könne, d. i. man wird von ihm Gründe von dieser Lehre verlangen, da der Verstand nur in hinreichenden Gründen seine Beruhigung findet.

Rec. bedauert, dass ein Schriftsteller, der so viel Wahrheitsliebe zeigt, wie der Vf., und in dessen Werke sich so viele Spuren eines gefunden, soliden Verstandes finden, durch das Studium der *Kantischen - Fichtischen* Philosophie auf eine so schwankende, und in manchen Hinsichten so unrichtige Theorie von der *Wahrheit* gekommen ist. Vielleicht werden seine Begriffe über diese Materie bestimmter werden, wenn er nicht nur die neuen und neuesten, sondern auch die älteren Philosophen lesen und studiren, und den drey Weisen, die er am Ende seines Buches, in einer mehr als seltsamen Zusammenstellung, besonders auszeichnet: 1) *Immanuel Kant*; 2) *Johann Gottlieb Fichte*, und 3) *Jesum, Mariens Sohn*; auch noch andere Weisen beysügen wird. Rr.

## KURZE ANZEIGEN.

**PHILOSOPHIE.** *Schneeberg*, in d. n. Verlagsh.: *Anfangsgründe der Psychologie für Anfänger dieser Wissenschaft*. Ohne Jahrez. 160 S. 8. (12 gr.) Papier und Druck an diesem Buche weisen auf die letztere Messe, der Inhalt aber auf den Anfang der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurück, Wahrscheinlich ist es ein schlecht nachgeschriebenes Collegienheft aus jener Periode, in das eine spätere Hand einiges nachgetragen hat. Die Nachlässigkeit im Ausdruck, der buntseckige, halb deutsche, halb lateinische Vortrag, die größtentheils lateinischen Überschriften der einzelnen Kapitel, der Mangel an Genauigkeit in Anführung von Bücherniteln, das Aufwerfen problematischer Fragen, die unbeantwortet bleiben; dieß alles spricht für diese Vermuthung, und Rec. der nicht begreift, warum diese *Anfangsgründe der Psychologie* nicht schon längst

als Manuscript zu Maculatur geworden sind, ist überzeugt, dass sie diesem verdienten Schicksale als Buch gewiss nicht entgehen werden. Dass dieß hartscheinende Urtheil nicht unge- recht sey, werden folgende Stellen zur Genüge beweisen. „*Gesetzt, dass sich die Seele wirklich in der substantia cerebri albisima unter dem Cerebello aufhalte, so ist doch höchstens nur das richtig, dass das Sensorium bloß darinn eingewickelt sey.*“ — S. 32. Ob die Seele vim divinatorium habe, ob sie bisweilen den Körper verlassen, ob sie es bis zur Tanmaturgie (sic) bringen, und das göttliche Wesen schon in dieser Welt sehen könne? — alle diese Materien verdienen auf das strengste untersucht zu werden, um dadurch den Schlüssel zu vielen merkwürdigen und sonderbaren Behauptungen zu finden.“ Dass kein *senfus honesti* statt finde, beweist der Vf. S. 55 damit, dass es bey einem Kinde mehr

mehr Mühe als bey andern brauche, um ihm die Begriffe von Recht und Unrecht einzuschärfen, wovon der Grund in der Sympathie liege, die ihren Grund in den *fibris sensibilibus* und vermittelt derselben im *Senfio* habe. Mit dem *Herrgottshan* (sic) habe es die nämliche Bewandnis (S. 59). Der groste Haufe werde bekanntlich *mechanisch* an den Begriff Gottes gewöhnt und Vernünftige bekämen ihn dadurch, daß sie von der Wirkung auf die Ursache schlossen. Überdies fände man bey allen Völkern den Glauben an eine gewisse Art von Offenbarung eingewurzelt, und dieses führe auf die wahrscheinliche Mutmaßung, daß Gott in den ältesten Zeiten den Menschen die ersten Begriffe von sich selbst beygebracht haben möge. Daß das Kind bey den Sprachzeichen etwas denken lernt, geschieht nach S. 82 bloß durch die Association zwischen den Fiebern (sic) des Gegenstandes und den Fiebern des Schalles. Werden diese zu gleicher Zeit erschüttert, so bringen sie diese mechanische Wirkung hervor.“ Bey dem *Vapre Subjectivo*, der Worte geschieht es nach S. 83 unglücklicherweise, daß öfters ein Wort, wovon das Glück des ganzen menschlichen Geschlechts abhängt, nicht geachtet oder mißverstanden wird. Es ist daher eine äußerst wichtige Pflicht des Menschen, daß er den richtigen und (: ) gemeinen Begriff mit jedem Worte verbinden lerne. Um dieses zu bewirken, muß man die Philoophie genau studiren etc. Den Unterschied zwischen symbolischer und anschauer Erkenntnis bestimmt der Vf. S. 84 so: Symbolische Erkenntnis nennt man bloß das Zeichen, anschauende aber, wenn man die Sache selbst denkt. So lange wir die letztere besitzen, sind wir nichts besseres als Thiere (!) Denn alsdann haben wir allein sinnliche Begriffe (?) S. 98 heißt es: Wir sprechen dem Kranken und dem von Liebe getroffenen die Realität seiner Empfindungen ab, weil wir nichts davon empfinden, und weil es ein durch Erfahrung bestätigter Satz ist, daß ein Gegenstand auf Leute von geschickten Organen und gesundem Verstand allgemein gleiche Wirkung thut? — Dabey wimmelt das Buch von Druckfehlern z. B. *Dacine* für *Dacier*, *Authefon* für *Hutcheson*, *Lock* für *Locke*, *willkommen* für *vollkommen*. Mehrere Stellen sind dadurch völlig sinnlos geworden, und andere geben ein lächerliches *Quid pro quo*, z. E.: Ein Verliebter erhebt ein gemeines Mädchen zur Gattin (für Gottin), L.C.

Lübeck, b. Römhild: *Skeptische Fragmente oder Zweifel an der Möglichkeit einer vollendeten Philosophie, als Wissenschaft des Absoluten*, von D. H. Kuhnard, Corrector und Bibliothekar zu Lübeck. 1804. 84 S. 8. Diese in einem sehr beschneidenden Tone abgefaßte Abhandlung soll beweisen, daß Philosophie unter der Erklärung einer Wissenschaft des Absoluten für die menschliche Vernunft immer eine unauf lösbliche Aufgabe bleiben werde. Der Vf. zeigt 1), daß alle unsere wahrhafte Erkenntnis entweder Wahrnehmung sey, oder eine auf Wahrnehmung gegründete Abstraction, Reflexion und subsumirende Vergleichung, deren Regeln die Logik enthält; 2), daß durch diese Abstraction und Reflexion nichts zu unserer Erkenntnis hinzukomme, als analytische Erkenntnis und Schluß, welche beide, weil sie nur auf Zergliederung des gegebenen beruhen, keine Erweiterung unserer Erkenntnis möglich machen; 3) daß der Mensch in Rücklicht aller seiner Erkenntnis an Wahrnehmung gebunden sey, äußere oder innere, indem er zum wenigsten erst jede seiner Erkenntnisse selbst in sich wahrnehmen muß, um sich ihrer bewußt zu werden. Hieraus folgt dann bündig und auf mancherley Weise, daß eine positive Erkenntnis des Absoluten für die menschliche Vernunft unmöglich sey, daß der Versuch, alles beweisen zu wollen, ein thörichtes Unternehmen bleibe, und eben so die Idee alles erklären zu wollen, indem die obersten Erklärungsgründe doch immer als etwas unerklärtes stehen bleiben. Vollkommen richtig; aber der Vf. hat sich seine Aufgabe im Ganzen nicht bestimmt genug gedacht: sonst hätte er auf einer Seite sich nicht um Unmöglichkeiten bemüht, welche wohl niemand leicht für möglich nehmen wird, auf der andern Seite aber wohl auch nicht mit der Erkenntnis des Absoluten zugleich alles Wissen um die Nothwendigkeit synthetischer Urtheile verworfen. Im Streite, der einzig gegen die Erkenntnis des Absoluten gerichtet schien, wird er am Ende ganz zu einem Empiriker, welcher keine Nothwendigkeit als die der Logik anerkennen will.

Er führt alle unsere Erkenntnis auf die vier Formeln: Es ist so; es kann so seyn; es muß so seyn; es soll so seyn, zurück. Von diesen vindicirt er die erste der Wahrnehmung ohne Nothwendigkeit; die zweyte der Phantasie ohne Realität; die dritte der Logik ohne Inhalt; die vierte dem Glauben ohne Wissenschaft. In jeder werde aber durch das: Es nur eine leere Stelle angezeigt, zu welcher erst die Wahrnehmung den Inhalt liefere. Durch diesen letzten Grund und die Verweisung alles Müßens in die Logik will er dann zugleich mit der Philoophie, als einer Wissenschaft von den höchsten und unbedingten Ursachen alles Bedingten, auch die Philoophie als eine Vernunft-Wissenschaft aus Begriffen für unmöglich halten. Dagegen hätte er bedenken sollen, daß uns eine Erfahrung von unseren apodiktischen Erkenntnissen möglich und daß die Nothwendigkeit in Grundsätzen zwar unerweislich, aber doch deducirbar sey. (Kries System der Philoophie S. 265). Doch die Hauptsache ist hier die Behandlung der dritten Formel, es muß so seyn, welche er einzig der Logik zuschreibt. Wenn freylich die logische Form der Erkenntnisse die einzige wäre, und es keine Nothwendigkeit in synthetischen Urtheilen gäbe, so wäre mit der Philoophie nicht viel zu gewinnen. Gegen diese Nothwendigkeit wiederholt aber Hr. K. nur die seit Hume gewöhnlichen, unzulänglichen und fehlerhaften Einwendungen. Schon S. 1 zeigt er, daß er sich der richtigen Idee der Freyheit noch gar nicht bemächtigt habe, indem er die Analyse der Merkmale, so wie die Abstraction, also das bloße willkührliche innerer Thätigkeiten ein Werk der Freyheit nennt! Er widerlegt die Nothwendigkeit, synthetischer Grundsätze in abstracto z. B. S. 26 den Grundsatz der Causalität dadurch, daß er anfangs statt der Formel: Jede Veränderung hat eine Ursache, die analytische: Jede Ursache hat eine Wirkung, hinterher unter schiebt, dann aber nur die Erfahrungsnothwendigkeit in concreto, in dem Satze: die Sonne erwärmt den Stein, betrachtet.

Endlich S. 4 hat er sich mit Eberhard und Schulze in Helmsstadt überzeugt, daß alle Axiomen und Postulate der Mathematik analytische Sätze seyen. Wie war es, wenn Hr. K. oder auch Hr. Schulze durch diese Entdeckung verführten, den Mathematikern aus der Noth zu helfen? Wenn alle Mathematik nur Logik ist: so könnten sie ja wohl durch einige Zergliederung der einfachen Begriffe eines Differential und Integral aufweisen, welches Integral diesen oder jenen noch nicht entwickelten Differential zukomme, und so dem mühsamen Suchen nach neuen Formeln ein Ende machen. Oder wenigstens könnten sie Kants leichterem Forderung Gehör geben, die er einmal den Logikern macht, durch Umkehrung den ersten Euklidischen Grundsatz aus dem Satze zu beweisen: Wenn die Wechselwinkel gleich sind, so sind die Linien parallel.

J. F.

ERBAUUNGSCHRIFTEN. Coburg, b. Ahl: *Der Volkslehrer, wie er nach dem Umfange seines Wirkungskreises seyn soll*. I Hef. 1804. 79 S. 8. (6 gr.) Unter diesem Titel liefert Hr. Adjunct Rutsche zu Malsfeld bey Meiningen, welcher sich am Schluß der Vorrede als Vf. unterzeichnet, vier Casuareden, die er bey der ihm übertragenen Einführung von vier neuen Religionslehrern hielt, und die ihm, auch ohne Localverhältnisse, einer allgemeineren Bekanntmachung werth schienen. Sie enthalten auch wirklich viele gute Lehren oder Winke für angehende Religionslehrer, so wie manches erbauliche Wort an die Gemeinen in einem herzlichen, väterlichen Tone gesprochen, worüber man manchen übelgewählten Ausdruck, (z. B. S. 5: „gierige Aufmerksamkeit“; S. 14: „Sterbephil befördert“ u. a.) oder manches unschickliche Bild, z. B. S. 42 u. a. leicht vergißt. Die historische Notiz S. 77 ff. konnte entbehrt werden, wenn Hr. R. die Namen der Prediger und Gemeinen lieber gleich gehörigen Orts beygefügt hätte.

N.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 J U L I U S , 1 8 0 5 .

## PHILOSOPHIE.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Materialien zu neuen Ansichten für die Erfahrungsseelenkunde und andere physikalische Gegenstände*, von L. P. G. Hap-pach. Erstes Stück. 1802. 210 S. Zweytes Stück. 1804. 186 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Eine nicht sehr unterhaltende Lectüre: der Materialien sind wenige, und die neuen Ansichten sind nicht die haltbarsten. Im ersten Stück sind vier Abhandlungen darauf verwandt, um bey Gelegenheit der bekannten Nikolaischen Phantasmen eine sogenannte neue Ansicht über die Gemeinschaft zwischen Seele und Körper zu geben, welche aus anthropologischen Erfahrungen gezogen seyn soll. Der Vf. sagt: „Mein Ich, das durch seinen Verstand sein eigenes allgemeines Gefühl, durch seine eigene sinnliche Organisation und Kraft zu handeln bestimmt wird, unterscheidet sich von meiner gröberen körperlichen Sinnlichkeit, hängt aber mit dieser durch ein noch zu wenig bekanntes und bestimmtes Band zusammen, so daß es wohl für sich thätig und wirksam seyn, der grobe Körper aber ohne dasselbe zwar seine Constitution und Organisation behalten, aber nicht wirksam werden lassen kann.“ — „So wie alle solide Körper erst aus Flüssigkeiten bestehen, und erst durch das Zukommen anderer verwandten Stoffe ihre Festigkeit erhalten, so ist es auch mit dem menschlichen Körper. Andere Stoffe verbinden sich mit dem Grundstoff, und krySTALLISIREN sich an demselben. Er zieht seine Erhaltung und Nahrung theils aus der Luft theils aus der Erde. Aus der Erde erhält er gröbere Stoffe, welche das Solide desselben ausmachen, aus der Luft aber feinere, die sich zunächst mit dem Grundstoffe vereinigen, und nicht nur zur Vermehrung desselben dienen, sondern sich auch in der ganzen soliden Masse verbreiten. Erfahrungen lehren es uns, daß wir das, was wir Seele nennen mehr in den feinen Stoffen suchen müssen, daß es mehr in diesen seinen Sitz habe. Wo das Feinere aufhört und das Gröbere anfängt, läßt sich nicht bestimmen. Ich will dieß das Körperliche und jenes das Geistige des Menschen nennen.“ Aus dieser unbestimmten Unterscheidung macht sich der Vf. nun die Vorstellung, das Feinere sey die nächste Hülle der Seele, das Gröbere aber nur eine zufällige Hülle der Hülle, so daß der Mensch bey der Entwicklung seines Wesens und seines Zustandes wohl die gröbere Hülle bald mehr oder weniger von sich

S. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

trennen, bald auch ganz abstreifen und mit andern vertauschen könne, ohne die feinere zu verlieren. Darin soll nun die neue Ansicht zur Erklärung der Fortdauer nach dem Tode, der Geistergemeinschaft mit noch Lebenden und schon Verstorbenen, und sogar eine Andeutung liegen, daß *Nikolais-Phantasmen* nicht Spiele einer bloß kranken Phantasie, sondern vielleicht *wirkliche Phänomene* gewesen seyen! So wenig der Vf. von Metaphysik und Theorie hält, so wäre ihm doch etwas mehr von beiden zu wünschen.

Den Beschluß des ersten Stücks machen zwey Versuche, einer über die Theorie der Erde, der andere über das Sonnenlicht, von denen wir, um dem Vf. nicht zu nahe zu treten, lieber gar nichts sagen wollen. — Im zweyten Stück wird unter den beidem ersten Numern noch weiter ausgeführt, wie *Nikolais-Phantasmen* doch Realität gehabt haben können; es wird den Verstorbenen bestimmter ein flüssigerer Körper im Himmel der Erde, d. h. in der Luft zugeschrieben, durch den sie uns wohl auch zuweilen erscheinen könnten. Das seyen aber doch keine Gespenster, denn vor Gespenstern fürchte man sich, hier aber müsse man sich nicht fürchten, denn es gehe alles mit natürlichen Dingen zu. In einer dritten Abhandlung, meine eigenen psychologischen Erfahrungen überschrieben, folgt dann eine Reihe Anekdoten von Visionen, Ahndungen u. dgl., welche Liebhaber mit Vergnügen lesen werden.

J. F.

GIESSEN, b. Tasché u. Müller: *Metaphysische Unterhaltungen für Liebhaber*, von Chr. Wilhelm Snell, Prof. und Rector des Gymnasii zu Idstein. 1804. 384 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. geht von der Kantischen Unterscheidung der empirischen Erkenntnisse und der reinen Erkenntnisse *a priori* aus, und definirt dann die Metaphysik als die Wissenschaft, deren Inhalt diese reinen Vorstellungen ausmachen, zu unbestimmt, denn das befaßt Logik und Mathematik mit in sich. Von der allgemeinen Metaphysik der theoretischen Vernunft sondert er Metaphysik der Sitten und Metaphysik der Naturwissenschaft ab, und will nur erstere abhandeln. Diese theilt er nach altem Schulgebrauch in Ontologie, welche die reinen Vorstellungen der Sinnlichkeit und des Verstandes entwickelt, und in Kosmologie, Psychologie und Theologie aus Vernunftideen ein, für Liebhaber, wer will es ihm wehren?

Neue Ideen oder sehr scharfe Bestimmungen, tief eindringende Untersuchungen oder auch nur

H

meta-



metaphysische Deductionen darf man hier nicht suchen; aber das gewöhnliche der Kantischen Philosophie ist den Begriffen nach mit ausnehmender Planheit und Deutlichkeit entwickelt. Die Ontologie fängt mit dem Dinge und den allgemeinsten logischen Prädikaten desselben an, geht zu den gewöhnlichen kritischen Vorstellungen von Raum und Zeit, Erscheinung und Ding an sich bey der Sinnlichkeit fort, und entwickelt dann in Rücksicht des Verstandes den Unterschied der Erfahrung und der nothwendigen und allgemeinen Erkenntniß, die Begriffe der Kategorien und Prädikabilien nach Kant. Hierauf folgen die Entwicklungen der Begriffe von Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit. Bey diesen artet die Planheit ein wenig zu sehr in Oberflächlichkeit aus, indem Vollkommenheit erklärt wird als die Übereinstimmung des Mannichfaltigen, das sich in einem wirklichen oder bloß denkbaren Gegenstande unterscheiden läßt, zu Einem — wodurch sie von der Schönheit gar nicht unterschieden werden kann. Übrigens finden sich hier die Hauptbegriffe aus Kants Kritik der teleologischen Urtheilskraft erläutert. Eben so im Folgenden die vom Unbedingten und andere Formen der Vernunftideen. Dem gemäß wird denn erstlich von der Kosmologie gehandelt, in einer Entwicklung der Begriffe gemäß den kosmologischen Ideen in der Kritik der reinen Vernunft. Ein Anhang giebt die gemeinen Unterschiede dogmatischer kosmologischer Meinungen an, — des empirischen Realismus, des Systems der Beyhülfe und der vorherbestimmten Harmonie. Nachher aber weicht er in der Wortbestimmung der Arten des Idealismus von Kant ab, indem er die Lehre, die Sinnenwelt sey nur Erscheinung, kritischen Idealismus nennt, von diesem aber einen empirischen Idealismus unterscheidet, nach welchem die Sinnenwelt nur Schein seyn soll, den Gott in der Vorstellungskraft zur Ausbildung derselben erweckt, und einen rationalen, transcendentalen Idealismus, gewöhnlich Egoismus genannt, nach welchem das vorstellende Ich sich selbst den Schein der Sinnenwelt erzeugt. Die Charakteristik dieses kritischen Idealismus ist sehr klar und deutlich.

Es folgt die Psychologie und Theologie mit den seit Kant gewöhnlichen Entwicklungen der Begriffe, welche aber mit viel Seichtigkeit behandelt sind. Nach dem Vf. beruhen unsere Überzeugungen in Rücksicht der Unsterblichkeit, Immaterialität und Substantialität der Seele, und über das Daseyn und Wesen der Gottheit auf lauter Wahrscheinlichkeiten, von denen sich sein Raisonnement niemals freymacht. Es beschließt das allgewöhnliche über die moralischen Beweise der Unsterblichkeit und des Daseyns Gottes, und eine Classification der verschiedenen dogmatischen Lehren über das Daseyn Gottes.

J. F.

### TECHNOLOGIE.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *D. A. Thaer's Beschreibung der nutzbarsten neuen Ackergeräthe. Erstes Heft mit 9 Kupfertafeln. 1803. IV. u. 82*

S. Zweytes Heft mit 8 Kupfertafeln und dem Portrait des Vf. 1804. 30 S. gr. 4. (Jedes Heft 3 Rthlr.)

Der berühmte Vf. verspricht in der Einleitung zur englischen Landwirthschaft die besten englischen Ackerwerkzeuge in richtigen Zeichnungen vorzulegen, und ihren Gebrauch zu beschreiben. Dieses Versprechen hat er nunmehr zu erfüllen angefangen; ja, dem Titel dieser Hefte nach, scheint er noch weiter gehen, und sich nicht bloß auf englische Ackergeräthe einschränken, sondern überhaupt alle neuen und nützlichen Ackerwerkzeuge liefern zu wollen. Mit welcher Sorgfalt und Achtung für das landwirthschaftliche Publicum er gesammelt und gearbeitet habe, davon wird der Leser sich bald überzeugen. „Mein Vorsatz (sagt der Vf. in der Vorrede) ist, kein anderes Werkzeug abbilden zu lassen, als ein solches, von dessen Nutzen ich mich selbst überzeugt, und dessen Gebrauch ich praktisch kennen gelernt, und völlig ausstudirt habe. Von diesen werde ich aber so genaue und vollständige Abbildungen im Ganzen und in einzelnen Theilen geben, daß ein Arbeiter, der den verjüngten Maßstab, den Cirkel und das Winkelmaß kennt, und die gehörige Aufmerksamkeit darauf verwendet, solche nach den Figuren muß verfertigen können.“ Diesem Plane ist Hr. T. durchaus treu geblieben. Die beygefügtten Zeichnungen sind mit einer musterhaften Reinheit und mathematischen Genauigkeit gefertigt; jeder Radmacher oder Schmid, welcher nach einem vorliegenden Riss zu arbeiten versteht, wird bey der Fertigung der einzelnen Theile, der Schrauben und Bänder keinen Anstand finden, wenn er nur immer die beygefügte Beschreibung zu Hülfe nimmt.

Wie schwierig es sey, Ackerwerkzeuge, zumal Pflüge nachzubilden, ist jedem Landwirth aus Erfahrung bekannt. Ein Pflug, noch so sorgfältig verfertigt, darf nur einen halben Zoll flacher, oder tiefer eingreifen, als der Boden es fodert: so kann die Arbeit dadurch bald ungemein erschwert, bald um vieles erleichtert werden. Denn so einfach dieses Werkzeug dem ersten Anblick erscheint, so künstlich ist es in seiner Zusammensetzung, wenn alle seine Theile sich in einem richtigen Verhältniß und in einer seinem Gebrauch entsprechenden Verbindung befinden sollen. Es ist daher die in Schottland übliche Methode, den Small'schen Pflug fabrikmäßig zu verfertigen, auch in Deutschland, freylich immer mit Hinsicht auf das Local, nachahmungswerth. In jener Fabrik hat man nämlich eine durchgeschnittene Form, worein jeder fertige Pflug genau passen muß, widrigenfalls er als untauglich verworfen, und aus einander geschlagen wird.

Den Gebrauch der in diesem Werke beschriebenen Instrumente hat der Vf. meist selbst ausfindig machen müssen, weil sich der Engländer bey Beschreibung der Handgriffe selten aufhält. Da er also den eigentlichen Gebrauch nur erst nach manchen Versuchen herausgebracht, folglich nicht mechanisch, sondern aus Überlegung kennen gelernt hat:

so

so hofft er mit Recht, gegen die Fehler der Anwendung gründlich warnen, und die Vortheile deutlich ausgeben zu können. Auch hat er dabey manche eigene Verbesserungen angebracht. Die deutsche landwirthschaftliche Literatur hat demnach durch dieses Werk sehr viel gewonnen; und obgleich dasselbe zu kostspielig werden wird, als dafs es jeder Landwirth sich anschaffen könnte: so ist doch zu vermuthen, dafs die Reicherer sich diese Instrumente selbst verfertigen lassen, und durch ihr Beyspiel die Verbreitung derselben befördern werden.

Der Beschreibung des *Smallischen Pflugs*, im 1 Hefte, geht eine Theorie des Pflugs, und besonders eine genaue Bestimmung der Benennungen aller seiner Theile voraus, um bey der Verschiedenheit dieser Namen jedem Mißverständnis vorzubeugen. Vorzüglich machen wir hier die Leser auf den 2 §. aufmerksam, in welchem von dem Nutzen und von der Entbehrlichkeit des Vorgestellts und der Räder gehandelt wird, da in der Folge mehrere Pflüge ohne Räder beschrieben werden sollen. Ein solcher Pflug wird in England ein *Schwing-Pflug* genannt, und der *Smallische* gehört selbst unter diese Classe. Uns, denen solche Pflüge noch nicht zu Gesicht gekommen, mufs freylich die Behauptung des Vf., dafs sie ohne Vordergestell und Räder, leichter als die gewöhnlichen zu handhaben seyen, sehr befremden; indess unterstützt der Vf. die gemachten Erfahrungen durch einen überzeugenden Beweis, den er aus den Gesetzen der Mechanik führt. Die meisten Theile des *Smallischen Pflugs*, das Streich- und Molderbret; die Griffsäule etc. sind von gegossenem Eisen; und dennoch bedarf er keiner stärkeren Bespannung, als unsere gewöhnlichen Pflüge. Der Baum und die Stürzen sind von Holz. Da die letzten, wie immer, dazu dienen, dafs der Führer den Pflug, wenn er irgend einen Widerstand auf seiner Bahn findet, wieder in die gerade Linie bringen und den Fehler augenblicklich verbessern kann: so sind dieselben am *Smallischen Pflug* dem Mittelpunkt des Widerstandes möglichst nahe gebracht, und laufen gewissermassen in denselben hinein; sind aber hinten in der Masse verlängert, dafs sie als ein kräftiger Hebel wirken, und mit geringer Kraft die dem Widerstand angemessene Richtung geben können. Jede auf sie angewandte Kraft ist von grofser Wirkung, weil sie einen soviel stärkeren Hebel ausmachen. Der Führer mufs deshwegen, durch Übung und Gefühl in der Hand, seine Kraft mässigen lernen. Übrigens ist dieser Pflug sowohl in der Structur des Voreisens, oder des Messers, als in der Form der Schaar von den gewöhnlichen sehr verschieden. Da man ihn nach der Versicherung des Vf. für 18 Rthlr. anschaffen kann: so mufs man ihn für sehr wohlfeil halten, weil er ungemein haltbar ist, und lange geführt werden kann. Auf schwerem und Mittelboden, wo man wenigstens 5 Zoll tief pflügen will und kann, ist er am brauchbarsten. Auf leichtem Sandboden empfiehlt ihn der Vf. nicht, auch überhaupt da nicht, wo man nicht tief pflügen darf.

Des *verbesserten Cultivators*, oder des leichten Pflugs mit einem beweglichen Streichbret, bedient man sich in England, um die weiten Zwischenräume zwischen Kohl, Kartoffeln, Runkelrüben, Mays etc. zu bearbeiten. Man hat diesen Pflug auch mit zwey Strichbretern, damit die Erde an beide Pflanzenreihen zugleich angeworfen werden kann. Erstere werden mehr gebraucht, die Erde dicht von den Pflanzenreihen wegzunehmen, und sie in die Mitte des Zwischenraums zu legen, damit sie gelüftet, und gelockert mit dem doppelten Streichbretpfluge wieder angelegt werden kann. Weil die Reihen der Pflanzen nicht immer in gleicher Entfernung stehen: so mufs das Streichbret an beiden Pflügen enger und weiter gespannt werden können. Mehrere Einrichtungen sind dazu versucht worden; aber dieser verbesserte *Cultivator* soll unter den bis jetzt erfundenen noch immer die zweckmässigste haben. Überdies ist er so leicht, dafs er nur ein Pferd erfordert. Da das Behacken des Kohls, der Kartoffeln, Möhren, Runkelrüben und anderer Früchte, so vieler Menschenhände bedarf, und einen so beträchtlichen Geld- und Zeitaufwand verursacht: so möchte dieser *Cultivator* wohl die grösste Aufmerksamkeit jedes vernünftigen, auf Ersparnis bedachten Landwirths verdienen.

Hierauf folgt, ebenfalls noch im 1 Hefte, der *Exstirpator* mit 11 Schaaren, 5 im vorderen, und 6 im hinteren Balken: so dafs die letzteren in den Zwischenräumen, den die vorderen lassen, nachgehen. Die vorderen Schaaren werfen den hinteren die Erde vor, und diese schieben sie wieder zurück, so dafs jede Erdscholle eine zwiefache Rührung und Bewegung erhält. — Der Vf. rühmt den vielfachen Nutzen dieses Instruments. Der Hauptvortheil, welcher damit erzielt wird, ist die Vertilgung des Unkrauts. Es rührt die Oberfläche des Bodens nach einer Tiefe von 1½ bis 2½ Zoll herum, und die Arbeit geht sehr geschwind, weil es eine Breite von sechs Fufs auf einmal überzieht. Um die Brache von Unkraut zu reinigen, ist der *Exstirpator* vorzüglich zu empfehlen. Auch zur Bestellung des Sommerfeldes ist er sehr dienlich, wenn solches schon im Herbst, was immer geschehen sollte, gewendet worden. Nicht minder ersprießlich ist es bey dem Kartoffelbau. Bekanntlich überläuft das Feld mit Gras, ehe solche aufgehen; und dieses kann leicht und auf lange Zeit vertilgt werden, wenn der Acker mit diesem Instrument überzogen wird. Der Vf. hat sogar bemerkt, dafs sodann die jungen Pflanzen schneller hervorwachsen; wahrscheinlich, weil durch dieses Überziehen des Feldes die Oberfläche gut aufgelockert, und den jungen Keimen das Hervorbrechen erleichtert wird. Eben so brauchbar ist es zum Umreissen der Stoppeln, um Rüben oder sonst eine Herbstfrucht einzufäen.

Dies ist der Inhalt des ersten Heftes. Die in dem zweyten mit gleicher Sorgfalt gefertigten 8 Kupfertafeln machen uns mit drey *Drill- Werkzeugen* und mit der *Maulwurf-Egge* bekannt. Der gewöhnliche eng-



englische *Drill-Pflug* besteht aus einem Furchenzieher, mit dem zugleich der Saamenkasten verbunden ist. Dieses bringt den Vortheil, daß zur ganzen Operation nur eine Person nöthig ist. Bey dem hier beschriebenen Instrument ist aber beides getrennt. Das eine Werkzeug zur Ziehung der Furchen besteht für sich allein, und wird von einem Pferde gezogen; das andere, womit man den Saamen in die Furchen streut, wird von einer eigenen Person regiert und geschoben. Diese Trennung hat den Vorzug, daß die bey dem Furchenziehen gemachten Fehler sogleich verbessert werden können, welches bey den componirten Werkzeugen nicht geschehen kann, weil der Saame bey jeder Bewegung des Pflugs auch sogleich einfällt. Dazu kommt, daß wenn sich ein Saatgang im zweyten Werkzeuge verstopft, der Führer desselben leichter nachhelfen, auch wohl mit der Hand das nicht mit Saamen bestreute Land übersäen kann. Ob man nun gleich durch diese Trennung eine Person mehr braucht, so sollen sich doch die Kosten auf einen Morgen, nur um einen halben Groschen höher belaufen. Wir können indess nicht unbemerkt lassen, daß der Vf. bey der Erläuterung der ersten Kupfertafel, welche die Operation des Drillens vorstellt, *dreyer Personen* erwähnt: nämlich einer, die mit der linken Hand den Zügel des Pferds, mit der rechten die Stange der Gabeldeichsel halt, um nach dem Zuruf des Hakenführers das Werkzeug auch zugleich etwas rechts oder links drehen zu können, im Fall das Rad aus der Furche weichen sollte; einer zweyten, die den Hakenbalken oder Furchenzieher führt; und endlich einer dritten, die den Saatkasten schiebt. Ohne Zweifel muß, bey nützlicher Anwendung dieses Instruments, der Boden durch vorhergegangenes mehrmaliges Pflügen und Eggen ungemein locker und rein gemacht worden seyn, weil sonst schwerlich der Furchenzieher, der mit 6 Hakeneisen versehen ist, von einem Pferde gezogen

werden könnte. Bequem ist es, daß diese Hakeneisen auf 9, und auch wieder auf 12 Zoll von einander gestellt werden können. Der Vf. hält die Distanz von neun Zoll für hinreichend.

Mehr als diese Instrumente wird sich, unseres Ermessens, der *Bohnen-* und *Erbisen-Driller* empfehlen, da er außerst einfach ist, und von einem Menschen geschoben werden kann. Diese Maschine, in welcher der Furchenzieher und Saatkasten vereinigt ist, gleicht einer Schubkarre mit zwey Rädern. Auf den Fall, daß tiefe Furchen mittelst des Furchenziehers gezogen werden sollen, kann durch eine am hinteren Theile des Kastens angebrachte eiserne Krampe ein Strick gezogen, und der schiebenden Person eine andere, welche voranzieht, zu Hülfe kommen. Wir sollten glauben, daß dieses Werkzeug vorerst in Gärten auf eine nützliche Art versucht, und als Vorbereitung zu einer mehr erweiternden Drill-Wirthschaft dienen könne. Je nachdem eine andere passende, mit kleineren Löchern versehene, Walze eingepaßt wird, können auch feinere Saamen, als Rüben-Raps- und Klee-Arten, damit ausgesäet werden. Eine andere Maschine zur Drillsaat des Raps und ähnlicher feiner Sämereyen, die der vorigen ziemlich gleich seyn mag, ist auf der achten Tafel abgebildet. — Die *Maulwurf-Egge* ist sehr einfach, und verspricht bey der Säuberung der Wiesen von Maulwurfshügeln zweckmäßige Dienste. Sie wird leicht von ein paar Pferden gezogen. Wer den Schaden kennt, den die Maulwurfshügel den Wiesen zufügen, wird gewiß dem Vf. für die Mittheilung und Beschreibung dieses Instruments danken, und überhaupt der Fortsetzung dieses Werks, welches erst in der Folge seinen Nutzen ganz bewähren wird, mit Vergnügen entgegen sehen.

Der Druck und das Papier dieser Hefte macht der Mahnischen Officin Ehre, und entspricht ganz den schönen Zeichnungen und Kupferstichen, die das Werk zieren.

S. H.

#### KLEINE SCHRIFTEN.

**GZSCHNITT.** (Ohne Druckort): *Über die Auswanderungen der Schwaben vorzüglich der Württemberger nach Preussisch-Polen, Podolien und (in) die Krimm, nebst Nachricht von diesen Ländern.* 1804. 64 S. 8. (5 gr.) Die seit den letzten paar Jahren abermals so häufig gewordenen Auswanderungen, aus Schwaben und Württemberg insonderheit, haben diese kleine Schrift veranlaßt. Der Vf. bemerkt, die Auswanderungen seyen für Württemberg nicht so schädlich, als Ununterrichtete glauben. Menschen seyen im Lande, nämlich im gesegneten Theile Württembergs, genug vorhanden, und Geld werde nur wenig mitgenommen. Die stärkste Classe, und mehr als drey Vierteltheile der Auswanderer bestehen, aus Lumpen und Aushäutern, die zweyte Classe aus Unzufriedenen, die dritte aus Glücksrittern, und nur der kleinste Theil aus wirklichen Armen, die im Lande keine Nahrung finden können. Auch schamhafte Arme, die schuldlos im Vermögen zurückgekommen, und Separatisten, die mehrere Freyheit suchen, wandern häufig aus. Daß der größte Theil der Ausgewanderten aus liederlichem Gesindel bestehe, weiß Rec. aus Erfahrung in dem Staate, welchen er bewohnt. Von den 87 Familien, die ein glückliches Vaterland unter einer milden Regierung in den Jahren 1802 und 1803 verließen, waren 61 ohne alles Vermögen, die sich an die übrigen, welche noch einige Habs hatten, angeschlossen. Auch *Holsche* (Geogra-

phie und Statistik von Preussen. Th. II. S. 409) bestätigt dieses. „Der größte Theil dieser Kolonisten, sagt er, besteht aus württembergischen Ausgewanderten, welche jedoch nicht zu den besten Bewohnern dieses glücklichen Landes gehört haben müssen, weil sie *durchaus* keine guten Wirthe sind.“ Um fernere Auswanderungen, vorzüglich die Folge des letzten Kriegs, zu verhüten, schlägt der Vf. vor, die Auswanderungslustigen auf die württembergischen Alpen zu versetzen, wo noch urbar zu machendes Land genug sey. Auch durch anzulegende Fabriken und Manufacturen, woran es so sehr gebricht, könnte mit Hülfe der Regierung dem Übel gesteuert werden. Am Ende fügt der Vf. eine kurze Beschreibung von Preussisch-Polen, Podolien und der Krimm bey, die aber sehr mager ausgefallen ist. Besonders geht er hier sehr hart mit Preussisch-Polen um, über das er aber, um besser unterrichtet zu seyn, das oben erwähnte Werk von *Holsche* lesen sollte. Dieses würde ihn vom Wahne abbringen, als ob die preussische Regierung den Eingewanderten Nichts schenke, sondern Häuser, Felder u. dgl. höchstens nur creditire. Jede Familie kostet der Regierung im Durchschnitte 1000 Thaler, und Rec. zweifelt, daß in Podolien und in der Krimm, deren Vorzüge der Vf. sehr herausstreicht, so viel für die Kolonisten gethan werde, als in den preussischen Provinzen.

S. i.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 J U L I U S , 1 8 0 5 .

## O E K O N O M I E .

BERLIN, in d. Realschulbuchh.: *Benjamin Bell's Versuche über den Ackerbau, nebst einem Vorschlage, die höhere Cultur der Felder zu befriedigen.* Aus dem Englischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von *Albrecht Thaer.* Erster Theil. 1804. XXXIV, 404 und 78 S. 8. (2 Rthlr.)

Der als Arzt bekannte Vf. hatte mehrere Veranlassungen, neben der Ausübung seiner Kunst, sich auf den Ackerbau zu legen, und ihn auf seinen Reisen durch das ganze Reich zu beobachten. Mit Bedauern sah er, daß der Ackerbau im Reiche nicht mit seiner Bevölkerung gleiche Fortschritte machte, und selbst bey seiner Verbesserung nicht in Verhältniß der vermehrten Consumtion und des National-Reichthums stehe. Die Handlung, die Manufacturen und hauptsächlich die sogenannten Stocks und Schuldscheine der Regierung und das unglaublich weit getriebene Handeln und Jobberey damit, zogen das Capital der Nation dermaßen an sich, daß dem Ackerbau, im Verhältniß der übrigen Industrie-Zweige, zu wenig blieb; weil er unter allen der am wenigsten vortheilhafte war. Die auf ihn drückenden Lasten wurden dabey so groß, daß der englische Landwirth nicht anders als theuer verkaufen, mit den Ausländern aber, da man die Einfuhr des Getreides begünstigen mußte, nicht Preis halten konnte. Die Untersuchung dieses, der Nation bey jeder mittelmäßigen Arnte Gefahr drohenden Übels und Vorschläge, wie dem abzuhelfen, dem Ackerbau besonders das ihm entzogene zureichende Betriebs-Capital wieder zu verschaffen sey, machen den Inhalt dieses ersten Theils aus: der folgende, welcher mehr über den praktischen Ackerbau enthalten wird, soll bald erscheinen. In der Vorrede berechnet der Vf. bloß die indirecten Taxen, welche außer der Landtaxe und Fenster-taxen auf dem Ackerbau ruhen, auf 12 Millionen Pf. St. jährlich, in welche die hohen Taxen, welche die Producte bezahlen, noch nicht mit eingeschlossen sind. Dann folgen 4 *Essays*. In dem ersten, über die *Besteuerung des Einkommens*, will der Vf. daß die bisher zu unverhältnißmäßig treffenden Auslagen allmählich in eine Abgabe vom Einkommen verwandelt werden sollen. Die Vorzüglichkeit und Billigkeit einer solchen Besteuerungsart wird wohl jedermann anerkennen; wiefern aber die vom Vf.

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

vorgeschlagene Erhebungsart ausführbar sey, lassen wir dahin gestellt seyn. Das ganze National-Einkommen berechnet er jährlich auf 243 Millionen Pf. St. — Der 2te Versuch, über die *National-Schuld*, die Fonds und den Verkauf der Landtaxe, sucht zu erweisen, daß dieses Schulden- oder Fundirungs-System nicht, wie einige behaupten, den National-Reichthum erhöht, sondern seine Vermehrung sehr beschränkt habe. Den nominalen Reichthum hat es doch allerdings wohl befördert, daß aber der reale dadurch gelitten habe, scheint auch dem Rec. unleugbar. — Der 3te Versuch handelt von der *Verbesserung des Ackerbaues*, oder vielmehr von den Mitteln, welche der Staat dazu anwenden solle. Nach der jetzigen Lage der Dinge sey in den vereinigten Britanien jährlich eine Summe von 500.000 Pf. St. zu Prämien erforderlich. Ein Oberackerbau-Amt in der Hauptstadt, hauptsächlich aus kundigen Parlaments-Mitgliedern aus allen Gegenden zusammengesetzt, solle durch seine Verbindung mit untergeordneten Provincial-Ämtern oder landwirthschaftlichen Societäten die zweckmäßige Vertheilung dieser Prämien anordnen. Außerdem aber sollen auf 10 Jahre jährlich 2 Millionen Pf. St. zu zinsfreyem Anlehn für diejenigen bewilligt werden, welche beträchtliche Verbesserungen des Grund und Bodens, nachdem sie vorher durch Kunstverständige approbirt werden, vornehmen wollen. Wenn sie nach 10 Jahren wieder bezahlt werden, so leih man sie aufs neue aus. So groß diese Summe scheine, so sey sie nur eine Kleinigkeit gegen das was jetzt seit einer Reihe von Jahren für Getreide außer Landes gehe. Durch die Verwendung dieses für die Nation unverlorenen Geldes, konnten die ungeheuren Summen, die für Getreide außer Landes geschickt werden, erspart, und jeder Beforgniß eines Mangels vorgebeugt werden. Der Vf. fügt noch den Vorschlag hinzu, die in den Städten zusammengehäuften Manufactur-Arbeiter auf dem Lande herum zu vertheilen, und jeder Familie einen Küchengarten und Nahrung für eine Kuh zu geben, den sämmtlichen Landpredigern aber etwas Ackerland einzuräumen, und ihnen eine musterhafte Bestellung desselben zur Pflicht zu machen; womit dann auch Verbreitung des landwirthschaftlichen Unterrichts zu verbinden wäre. — Der 4te Versuch, über *Mangel an Lebensmitteln und Thuring*, bemerkt sehr richtig, daß der Mangel, wo sie am empfindlichsten gefühlt werden, durchaus nicht der Zeitpunkt sey, Mittel gegen ihre Rückkehr an-

zu-

zuwenden, und daß man, sobald die Noth überwunden, sie zu vergessen, und auf ihre Verhütung nicht weiter zu denken pflege. Er widerlegt treffend die in England, so wie allenthalben, herrschenden Vorurtheile über ihre Entstehung, die gewöhnlich dem Kornwucher zugeschrieben wird, und beweist, daß Theurung einzig und allein von wirklichem Mangel herrühre, weil bey einer solchen Concurrenz der Verkäufer, wie hier statt findet, kein Monopolium denkbar sey: daß eine Reihe von theuren Jahren, folglich von fehlschlagenden Ärnten, statt dem Landwirth vortheilhaft zu seyn, ihm vielmehr verderblich werde; und zeigt ferner, daß Wohlhabenheit und ein billiger Gewinn der Landwirthe den glücklichsten Einfluß auf die allgemeine Wohlfahrt habe. Was er über die üblen Folgen der Beschränkung des freyen Kornhandels sagt, ist dem Rec. vor allem einleuchtend, und auch auf unsere Verhältnisse anwendbar. Nachdem der Vf. noch mehrere angebliche Ursachen des Mangels und der Theurung in England widerlegt hat, schließt er, daß der Druck, worunter der Ackerbau leidet, und die Hintansetzung desselben, sobald es auf eine scheinbare Collision des Interesse der Städte, der Handlung und der Manufacturen ankomme, die Ursache der so oft wiederkehrenden Noth in England sey. Diese letzte Abhandlung ist für den deutschen Leser und jeden denkenden Landwirth ohne Zweifel die interessanteste, und verbreitet über die Verhältnisse des Ackerbaues in England viel Licht. Hin und wieder ist der weitschweifige Stil des Engländers und die häufige Wiederholung der Sätze etwas ermüdend.

Hr. Thaer hielt dieses Buch vor anderen englischen Werken einer Übersetzung werth, besorgte sie, und fügte seine Bemerkungen und gelegentliche Raïonnements lieber in einem Anhang bey, als daß er den Leser durch viele Noten unterbrechen wollte. — Erst etwas über die englische National-Schuld, über das Steigen und Fallen des Stocks, und die dadurch veranlaßte Stock-Jobbercy. Dies scheint wohl als erläuternde Anmerkung zum zweyten Versuche geschrieben, und etwas unpassend hieher gesetzt zu seyn. — Über die Übersetzung englischer Bücher über Landwirthschaft, wo er mit Hn. v. Münchhausen mehr einen räsonnirenden Auszug als wörtliche Übersetzungen wünscht, welche für deutsche Landwirthe mehrentheils unverständlich seyen. Beyspiele von vielen berühmten Ärzten in England, die sich auf den Ackerbau legten, und eine auffallende Reflexion über die subjective Ähnlichkeit des Studiums beider Wissenschaften, Die Staats-Bedürfnisse sämmtlich durch eine Besteuerung des Einkommens zu erheben, sey die natürlichste und billigste Auflage unter allen, habe aber große Schwierigkeiten bey der Ausführung. — Wichtigkeit des Betriebs-Capitals bey der Landwirthschaft. Nächst Grund und Boden kommt es am meisten darauf an, und der arme Landwirth sey immer ein schlechter Landwirth. Das Capital der Nation darf

daher dem Ackerbau nicht entzogen werden, was doch geschiehet, wenn man es vortheilhafter, auch nur auf Zinsen, anlegen kann, wozu hohe Schulden Gelegenheit geben. In England sey dies besonders der Fall, zumal da sich mit den Stocks ein so vortheilhaftes Spiel treiben lasse. Daher seyen dort so kräftige Mafsregeln, wie Bell vorschlägt, erforderlich, um dem Ackerbau wieder das nöthige Capital zuzuführen. Jedoch hat Hr. T. manche Zweifel gegen die Art der Anwendung, die Bell vorschlägt. Der Nutzen der Prämien scheint ihm problematisch. Darlehne auf Verbesserungen scheinen ihm zweckmäßiger, wenn nur Mißbräuche dabey vermieden, und die Wiederabtragung gesichert werden könnte. Er thut einen andern Vorschlag, wobey der Staat höchstens nur jährliche Zinsen zuschüsse. — So nützlich ein im gehörigen Gleichgewicht stehender Betrieb der Manufacturen dem Ackerbau sey, so nachtheilig werde er ihm, wenn er das Übergewicht bekomme; verbesserter Ackerbau werde aber immer Vermehrung der Population hervorbringen, und folglich den Betrieb anderer Industrie-Zweige begünstigen. In England beruhe ursprünglich das Fabrikwesen auf höherer Acker-Cultur, nicht umgekehrt. — Auch in Deutschland hebe sich der Ackerbau nicht im gerechten Verhältnisse mit der Population und anderen Gewerben, und das sey die Ursache, warum man, ohne gerade Mißwachs gehabt zu haben, in den meisten Gegenden jetzt so oft Theurung und Mangel verspüre. Die Vermehrung der Menschenzahl habe man zum Theil einer richtigeren Behandlung der Krankheiten, auf welche die verschiedenen Systeme der theoretischen Ärzte wenig Einfluß gehabt haben, zu verdanken, und allein die Kuhpocken-Impfung würde mehrere Menschen am Leben erhalten, als die blutigsten Kriege tödten könnten. Eine stärkere Production werde also auch für Deutschland dringend, sey aber leicht zu erreichen, wenn die Regierungen gehörige Mafsregeln nehmen.

Wenn Bell keinen Ausbruch des alten Grassandes und keine Urbarmachung der wüsten Gemeinheiten, sondern eine möglichst hohe Cultur des einmal zum Ackerbau bestimmten Landes will: so ist Hr. T., da wo noch viele wüste aber culturfähige Plätze sind, doch für eine extensive Vermehrung des Ackerbaues und Einführung der Koppelwirthschaft oder des Wechsels zwischen Weide und Getreidebau. — Hr. T. glaubt ferner nicht, daß die Engländer das Verhältniß ihres Ackerbaues gegen ihre Population sobald wieder herstellen werden, und meint, das nördliche Deutschland und die ostseeischen Häfen würden fortdauernd an ihnen gute Abnehmer für den Überfluß behalten. Durch die Getreide-Ausfuhr sey der Handel für diese Gegenden activ geworden. Da nun diese Staaten diese Ausfuhr hinreichend produciren und immer vermehren können, wenn sie, statt eingeschränkt zu werden, ermuntert wird: so müsse die-

dieser Zweig vor allen hier excollirt, das Capital und die Arbeit dieser Staaten dem Ackerbau vorzüglich gewidmet, nicht aber durch eine zu frühzeitige Übertreibung anderer Industrie-Zweige, worin man es den Engländern doch nicht gleich thun könne, ihm entzogen werden; bey welcher Gelegenheit er die Vorzüge eines producirenden Staats gegen einen Manufaktur- und Handels-Staat in ein helles Licht stellt.

E. L.W.

DARMSTADT, im Verlage der Herausgeber:  
Die Pflaumen. Herausgegeben von Friedrich  
Justinian von Günderröde und Moritz Baltha-  
sar Borkhausen. 1. Heft. 1804. II. Heft. 1805.  
Beide zusammen 68 S. Text und 12 illumini-  
rte Kupfertafeln in 8. (Jedes Heft 2 Gulden).

Die meiste Gartengewächse und Obstsorten sind ursprüngliche Erzeugnisse wärmerer Klimate und durch Verpflanzung unter unseren Himmelsstrich schon mannichfaltig verändert. Die stete Pflege im Gärten hat die Ausartungen noch vermehrt, und gab die nächste Gelegenheit zur Erzeugung vieler Spielarten, die bald wieder der ursprünglichen Art sich nähern, bald noch mehr von derselben abweichen. Diese Umstände sind die Grundlage der häufigen Verwirrungen, welche in der Bestimmung der Obst- und Gemüßsorten liegt. Hoffentlich werden die Abhandlungen, welche auf die jüngste Göttin-ger Preisfrage einkommen, die Verwirrungen der Gemüßsorten heben, und Arten und Varietäten aus einander setzen. Bey den Obstsorten findet der Forscher noch weit mehr Schwierigkeiten, in der großen Menge so vieler Verwandtschaften und Annäherungen. Hier können wir nicht besser und sicherer ins Reine kommen, als wenn Kenner und Freunde der Obstbaumzucht einzelne Gattungen und Arten ausheben, und diese einem ununterbrochenen Studium und Aufmerksamkeit unterwerfen.

Dies ist hier der Fall mit den Pflaumen. Duhamel hat als gründlicher Pomolog vieles geleistet, und so mehrere neuere Franzosen, aber es fehlt noch viel daran, bis wir von jeder Sorte deutliche Beschreibungen und der Natur getreue Abbildungen haben. Was nützen auf der andern Seite Abbildungen ohne distinkte Unterschiede, wie sie die *Pomona franconica* im ersten Bande S. 73 liefert?

Hier wird jede Sorte genau nach folgendem bestimmten Plane beschrieben, zum Beyspiele: Apri-cosen-Pflaume. Allgemeine Bemerkungen — Baum — Blatt — Blüthe — Frucht, welche letztere der Natur sehr getreu, nebst dem Umriss des Kerns abgebildet ist. Die Verfasser versprechen, keine Beschreibung einer Sorte zu liefern, welche sie nicht wirklich vor sich gehabt haben; doch getrauen sie sich noch zur Zeit die Zahl der Hefte nicht zu bestimmen, indem manche Sorten, die sie bereits gepflanzt und aus der Entfernung erhalten haben, noch keine Früchte trugen, wobey folglich noch Unge-

wissheit herrscht, ob es alte Bekannthschaften oder neue Sorten sind. In dem ersten Hefte sind beschrieben und abgebildet: 1) *Prune d'Abricot*; 2) *Abricotier*; 3) *Reine Claude à fleur double*; 4) *Imperiale rouge*; 5) *Imperiale violette*; 6) *Royale de Tours*. Im zweyten Hefte: 7) *grosse noire native*; 8) *grosse luisante*; 9) *Rognon de coq*; 10) *Damas de Maugeron*; 11) *Drap d'or*; 12) *Mirabelle rouge*.

Rec. kann dieser Arbeit das Zeugniß geben, daß sie attenthalben das Gepräge des Fleißes und des feinen Beobachtungsgeistes an sich trägt; sie verdient in jeder Rücksicht alle Aufmunterung von Kennern und Liebhabern, die der baldigen Fortsetzung mit Erwartung entgegen sehen. Bh.

GIESSEN, b. Tasché u. Müller: *Handbuch der Forsttechnologie* von Friedr. Ludw. Walther, Prof. in Gießen. Mit 29 Kupfertafeln. 1802. 256 S. 8. (2 Rthlr.)

Es war schon lange der Wunsch aller Forstmänner, über einen so wichtigen Zweig der Forstwissenschaft, als die Forsttechnologie ist, ein vollständiges Handbuch zu erhalten. Dieser Gegenstand kommt zwar in einzelnen Forstschriften vor; er wird aber immer so kurz berührt, daß der suchende Forstmann nie ganz befriedigt wurde. Es mußte daher um so erfreulicher seyn, durch vorliegendes Handbuch etwas zusammenhängendes über die Forsttechnologie zu erhalten. Der Vf. hat die in mehreren älteren und neueren Schriften zerstreuten Gegenstände in ein Ganzes gebracht, und dadurch den praktischen Forstmann zu der richtigen Behandlung seines Waldes ein brauchbares Hülfsmittel in die Hände zu geben. Indess kann die Ausführung der Sache mit dem Verdienstlichen des Unternehmens nicht ganz in Vergleich gestellt werden. Die allgemeine Einleitung macht den Leser nur sehr kurz mit der Einteilung der Nutzhölzer überhaupt, mit der Zeit und Art und Weise ihrer Fällung bekannt; so daß der nicht Unterrichtete hieraus schwerlich den gehofften Nutzen ziehen können. Rec. würde lieber bey jedem Kapitel diese Gegenstände besonders und mit vorzüglicher Rücksicht auf die abzuhandelnde Nutzholzsorte angeführt, oder auch in einem besonderen Kapitel ausführlicher behandelt haben, als es in einer bloßen Einleitung möglich war. — Der Vf. bringt alle Nutzholzsorten unter 4 Classen, nämlich: Floßholz, Bauholz, Werkholz und Nutzholz. Das Floßholz wird nach seinen verschiedenen Benennungen aufgezählt. Die Classe des Bauholzes theilt er in Landbauholz, Gruben- und Erdbauholz, Wasser- Mühlen- und Schiff-Bauholz. — Die ersten drey Sorten, die für den deutschen Forstmann das meiste Interesse haben, werden sehr kurz abgefertigt, dagegen das Schiffbauholz weitläufiger abgehandelt. Das Werkholz wird abgetheilt in Schnittholz, Stammholz und Klotzholz, und das Nutzholz, welches der Vf.

vom

vom Werkholz getrennt hat, theilt er ab in spaltiges und ganzes Stangenholz, in Gestell- und Geschirr- in Schnitzholz und kleines Nutzholz. Diese beiden Classen von Nutzholz, die für den ausübenden Forstmann die wichtigsten sind, werden im Allgemeinen zwar ziemlich weitläufig abgehandelt, und durch die Kupfer sehr erläutert; allein Rec. hätte doch gewünscht, daß sie nicht wären getrennt, und die verschiedenen Holzsorten derselben nach den verschiedenen Handwerkern

geordnet worden; dies würde die Übersicht sehr erleichtert haben. Die vielen dem Werke beygefügt guten Kupfer tragen zur Vollständigkeit desselben freylich sehr bey, und erläutern manchen zu kurz behandelten Artikel; nur Schade, daß dadurch das Buch zum Ankauf für viele zu theuer geworden! Ein Register würde auch noch die Übersicht des Ganzen und das Auffuchen der einzelnen Artikel sehr erleichtert haben.

W. z. L.

## KURZE ANZEIGEN.

**ÖKONOMIE.** Penig, b. Dienemann u. C.: *Ökonomisches Hauptrechnungsmanual zur bequemen und genauen Berechnung aller Vorräthe, Einnahme und Ausgabe bey...* aufs Jahr 18... Zum nützlichen Gebrauche für alle Eigenthümer und Pachtinhaber großer Ländgüter herausgegeben von einem Ökonomen C. D. T. 1804. 113 S. in kl. Fol. (1 Rthl.) Kein Landwirth kann eine richtige Übersicht von seinen Einkünften erhalten, wenn keine ordentlichen Rechnungen über den Bestand seiner Haushaltung geführt, oder über jeden Wirtschaftszweig ein gewisses Register gehalten, und darin alle Einnahme und Ausgabe pünktlich aufgeschrieben wird. Besonders nothwendig sind dergleichen einzelne Berechnungen in großen Wirtschaften; aber auch in kleineren ist wenigstens ein Journal, und eine jährliche Bilanz unentbehrlich. Die tabellarische Form ist zu dergleichen Geschäften die einzige und leichteste Art, eine schnelle Übersicht zu haben. Der unbekannte Vf. vorliegender Tabellen äußert in der Vorrede hierüber ganz richtige Grundsätze, und will durch dieses Werk den Landwirth seinen Arbeit erleichtern, und sie auf eine sehr bequeme Weise dahin führen; auf sichere Art zu berechnen; ob und wie sich ihre Güter und Einnahmen von Zeit zu Zeit verbessert oder vermindert haben. Da die Maße und Münzen in den verschiedenen Ländern verschieden sind: so hat der Vf. weder gewisse Maße noch Geldsorten im Manual aufgeführt; das nämliche hätte auch in den Getreide-Einnahmetabellen geschehen sollen, wo nur Schocke berechnet werden, die auch nicht aller Orten üblich sind. Ein gleiches gilt S. 27 von den Fudern, und S. 29 von den Eymern. Es ist dem Rec. unverständlich, wenn der Vf. S. 21 unter der Rubrik: Nutzholz — im Gegensatz von Brennholz — dasselbe nach Scheitholzklaffen berechnet. S. 25 wird unter der Rubrik: Schweine, das Markesin, der Frischling und die starke Sau verrechnet, und gleich zur Seite, aus dem Hirsch und dem Schmalthier, zwey Abtheilungen gemacht. — Die Einnahmen an ordentlichen Gerichtsgebühren und Strafgeldern sollen zwar auch in einer tabellarischen Form geführt werden; sie gehören aber schlechterdings nicht in ein ökonomisches Rechnungsmanual; auch giebt es eine große Menge sehr beträchtlicher Güter, bey welchen dergleichen Einnahmen gar nicht statt haben. — Diesem allen ohngeachtet, hat der Vf. jenen Güterbesitzern, in deren Gegenden die angeführten Namen gebräuchlich sind, ein bequemes Rechnungsmanual geliefert, das gerade zum Eintragen gebunden, und auf gutes Schreibpapier gedruckt ist. Andere können wenigstens die bequeme Form benutzen, und ihre üblichen Benennungen eintragen. In jeder Hinsicht muß man dem Vf. für seine Arbeit Dank wissen, Sbst.

Wien, b. Degen: *Abhandlung, wie man mit großem Nutzen in allen Ländern den Anbau der Kürbisse vermehren, und aus ihren häufigen Saamenkörnern ein vortreffliches und sehr gesundes Öl erzeugen kann.* Zur Belehrung und Ausübung allen Wirtschaftsbeamten und guten Haushaltern aus wahrem patriotischen Eifer gewidmet von Joh. v. Borcsinyi, k. k. pensionirtem Rittmeister. 1804. 36 S. 8. (5 gr.) Zum Legen nehmen man die Saamen von den gelben Kürbissen, und vertheile sie in allen Obst- und Küchen-Gärten um die Zäune, Planken und

Mauern, ferner in den Höfen um die Häuser, in den Gräben und wo kein Vieh hinkommt. — In der Mitte des Wachstums dienen die jungen Kürbisse dem Menschen statt eines Zugemüßes zu einer sehr guten, nahrhaften, gefunden und äußerst schmackhaften in Ungern sehr gewöhnlichen Speise, wenn man solche gleich den weißen Rüben hechelt, oder in dünne Blätter schneidet, mit etwas Sauerteig einsäuert, und gleich den sauren Rüben zubereitet. Dieser zu häufige Gebrauch wäre aber nicht ökonomisch. — Aus den zeitigen Kürbissen nimmt man die Saamen heraus, und bereitet sie ungewaschen auf stocken und gereinigten Bretern aus, um diese abwechselnd in die Sonne bringen zu können. Das Trocknen in Backöfen ist noch bequemer, demnachst sammelt man sie in Säcke, die an luftige Orte im Trocknen aufgehängt werden. Vor dem Ofschlag müssen sie nochmals in Ofen wohl gedörrt, alsdann in einer Windmühle gereinigt, und demnachst in einem hölzernen Stosmörter abtheilungsweise klein gestossen werden; das Gestossene wird gesiebt, mit kaltem Wasser vorzüglich angerührt, in einer kupfernen Pfanne geröstet, und heiß in die hier beschriebene besonders dazu eingerichtete Pressbüchse gebracht; das hier aufgesessene Öl bleibt etwa 20 Tage zum Hellen stehen, und wird dann in reine Gefäße abgezogen. Auf einem niederösterreichischen Metzen von Kürbiskörnern ohne Hülsen erhielt der Vf. 7 Pfund und 16 Loth, aus einem solchen Metzen von Körnern mit Hülsen 5 Pfund 12 Loth Öl. Die dabey erhaltenen Kuchen sind eine vortreffliche Nahrung für alles Vieh. Rec. hat die Versuche nachgemacht. Nach dem Frankfurter Maß und Gewicht wiegt ein Schoppen geschälter Kerne  $\frac{1}{2}$  Pfund, und dieses gab  $2\frac{1}{2}$  Unze Öl, welches anfangs grün und dick war, in Zeit 4—6 Wochen einen festen Bodensatz machte, dünner wurde und eine braune Farbe annahm. Der Geschmack ist nicht rein, aber doch sehr genießbar und nicht widerlich. Rh.

**TECHNOLOGIE.** Jena, in d. Crökerschen Buchh.: *Der wohlankuhrende Maler, oder Anweisung, wie man sich zur Malerey vorbereiten, mit Oelfarben umgehen, Grunde, Firnisse und andere dazu nöthige Sachen verfertigen, Gemälde geschickt ausziehen, vergolden, verjübeln, lackiren und saubere Kupferstiche ausarbeiten soll.* Nebst einem Kunstkabinet seltener und geheimgehaltener Erfindungen, aus eigener Erfahrung aufgezeichnet von Joh. Melchior Cröker. Neueste, sehr verbesserte Auflage. 1804. 546 S. 8. (16 gr.) Schon der Titel dieses Werks läßt vermuthen, daß Kunst und Handwerk in denselben nicht genau unterschieden seyn werden; und so ist es auch wirklich. Das Wenige, was den eigentlichen Künstler angeht, hat nicht viel Werth; für Flachmaler, Lackirer und Vergolder hingegen wurde schon besser gesorgt, am besten aber für diejenigen Halbkünstler, welchen ohne weiteren Zweck bloß gelüftet, allerley Kunststückchen zu probiren. Solchen dürfte vornehmlich der Abschnitt willkommen seyn, der den Titel *Kunstkabinet* führt, und worin von Wachsignen, Lichziehen, Siegellack und Oblaten zu machen, Strohfärbn, Kuten und andern dergleichen Dingen gehandelt wird.

M. H...s.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 J U L I U S, 1805.

## SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. de la Garde: *Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande*, von A. von Kotzebue. Zweyter Jahrgang. 1804. 245 S. Dritter Jahrgang. 1805. 256 S. 12. (Der Jahrgang 1 Rthlr. 16 gr.)

Der dramatische Lieblingsdichter des geschmackvollen europäischen Publicums zeigt sich in diesen Spielen, wie Jupiter vor dem Urtheil des Paris im zweyten Jahrgange derselben — im Schlafrocke, und zündet, wie jener, an den Blitzen seines Genius, einige zwar schnell verrauchende, jedoch schmackhafte Tabakspfeifen des Witzes und der Empfindung an. Aber nicht nur das, sondern auch der Umstand giebt diesen Spielen ein besonderes Interesse, daß der Dichter, der mit dem empfindungsvollesten Herzen Europas, und mit den nützlichsten ästhetischen und moralischen Ideen gleichsam Faro spielt, d. h. sie so leicht hinwirft, als er sie glücklich abzieht, jetzt, wo er den bloßen unnützen Scherz sich zum Gegenstande gewählt hat, mit dem Spiele spielt, und indem er uns Spiele des Menschendarstellungsspiels (Drama genannt) zum Besten giebt, uns diese Schattenspiele eines Traums, wie Hamlet sie nennen würde, dennoch mit so plastischer Kunst verkörpert. — Doch nein — der Dichter meldet den „Herren Kritikern“ mit einer, eben so seinen feinen Ton bezeichnenden, als auf seinem erhabenen Standpunkte fast überflüssigen Bescheidenheit, daß seine Poesieen keine Kunstwerke sind, noch seyn sollen, sondern nur Beyträge zur geselligen Freude, und bemerkt bloß dabey, daß diese Spiele, wie die schon gelieferten, in mehreren *auserlesenen* Gesellschaften Vergnügen gewährt haben.

Für diese eine Bemerkung kann die Kritik dem Vf. nicht dankbar genug seyn, indem er ihr dadurch den richtigen Standpunkt angewiesen hat, diese wichtigen Werke gehörig zu würdigen: denn wichtig sind sie, nicht nur wegen ihrer originellen Abweichung von allen pedantischen Grillen, die antike Graubärte über Kunst gefabelt, oder moderne Schwärmer geträumt haben, sondern auch hauptsächlich für künftige Jahrhunderte als Belege, wie die *auserlesenen* Cirkel des gebildetsten Zeitalters von seinem gebildetsten Dichter zum geselligen Vergnügen gebildet worden sind. Wie müssen nicht diejenigen, welche die dunkle Periode des rohen Mittelalters als goldene Zeit preisen, beschämt erröthen,

S. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

wenn sie den damaligen sogenannten guten Ton, wie er etwa in Boccatts Decamerone oder Calde-rons „Blume und Schärpe“ geschildert ist, mit den verfeinerten Belustigungen unseres gebildeten Jahrhunderts vergleichen, die wir durch diese Spiele kennen zu lernen, das Glück haben; — eine Parallele, die gewiß äußerst interessant ist, welche zu ziehen aber Rec. der Nachwelt überlassen muß.

Doch es ist Zeit, diese ernsthaften Bemerkungen abzubrechen, und zur Anzeige der Spiele selbst überzugehen.

In Nr. I steht das Urtheil des Paris an der Spitze. Der Hund des Paris, der (wie in der Vorrede richtig bemerkt wird) sich allerdings viel gefallen läßt, erscheint als Prologus, und zwar, um in dem feinen Cirkel, worin er sich präsentirt, weder den Damen noch den Herren zu manquiren, mit einem Häubchen auf dem Kopf und einem Haarbeutel am Schwänze. So a *quatre epingles* ajustirt, sollte man glauben, er würde vielleicht zu elegant seyn, um seinem Charakter treu bleiben zu können, aber weit gefehlt! er ist vielmehr ein neuer Beweis, wie glücklich der Dichter seine Charaktere zu benutzen weiß. — Wiewohl nämlich die zierlichen Knittelverse dieses Hundes auch das verwöhnteste Ohr befriedigen: so vergiftet er doch darüber das Bellen nicht. Zur Probe hebt Rec. die erste beste Stelle aus, z. B. folgende anspruchslose Zeilen:

Das Stück (nämlich das Urtheil des Paris)

ist — *salva venia* —

Vom Alarkos ein Anverwandter,

Es spricht sich aus — rein steht es da!

Und wie schön hat er Wort gehalten! — Reiner läßt sich die Schamlosigkeit nicht aussprechen, als in den drey Göttinnen im Urtheil des Paris, und man kann eine Wette darauf eingehen, daß Damen, die diese Nuditäten gehörig zu würdigen wissen, *du dernier ton* sind. Unsere Nachbarn jenseit des Rheins sind, wir können es stolz sagen, gegen die Cirkel, in denen diese Spiele gegeben werden, nur Kinder, und ihre schönsten ägyptischen Abende müssen diesen biedern häuslichen Freuden weichen. Wer noch zweifelt, der lese S. 23, wo die Göttinnen den nackenden Paris im Grase liegen sehen, oder die, wo Juno sich bequemt, daß ihrem Manne die Stirn juckt, Minerva in die saure Birn (es ist vom Halstuch abnehmen die Rede) beißt, und nun alle drey Göttinnen, die sich vorher schon in die Haare fallen wollten, „wie Weihnachtsdöckchen, das Unterrockchen bis auf die Waden aufgeschürzt,“ S. 41



vor ihrem Richter Paris stehen, der sie, *Stück vor Stück*, untersucht. Die Schönheit dieser Gruppe spricht sich gewiss selbst aus, und würde in sich abgeschlossen seyn, wenn auch Helena nicht am Schlusse, wie ehemals Eulalia, von den ländlichen Kartoffeln, in des gekrönten Hirten Arme eilte.

War das erste Stück ein Beyspiel von feinem Witze, so herrscht in dem zweyten, *die Tochter Pharaonis*, launige Sentimentalität. Zwey edle Roués, die ihr Geld wirklich ohne allen Nutzen in ästhetischen Collegien und Schlittenfahrten verschwendet haben, stehlen einem Wucherey, dem sie ein schlechtes Bild für einen Raphael anschachern, 55 Louisdor, und statten, wie weiland St. Crispin, der Schuster, mit 50 davon einen armen aber herzvollen Uhrmachergefallen und ein liebenswürdiges Gänschen, die sich gegenseitig lieben, aus. Durch Beglückung dieses holden Paares und die noch übrigen fünf Louisdor, die sie für sich selbst gestohlen haben, werden sie „so froh und reich, als wenn sie der Purpur schmückte;“ und so schließt sich diese neue edle Lüge, in moralischer und ästhetischer Rücksicht, würdig ihrer älteren Schwester an.

Hierauf folgt *Rübezahl*, bey welchem Rec. nur die Bemerkung sich erlauben will, daß dieser Charakter Anfangs — was freylich bey der Menge der neuen hier aufgestellten nicht leicht zu vermeiden war — in den des hündischen Prologus (s. oben) zu fallen scheint. Doch bald ermannt er sich, bis zum seltensten Edelnuthe, und beglückt eine treue und so genügsame Mutter, daß ihr selbst *die Erdbeeren*, die ihre lieben Kinder verzehren, der schönste Genuß sind. Diesem edlen Weibe führt er ihren Gatten, einen lahmen aber edlen Invaliden zu, beschenkt die ganze Familie mit Gold, und schließt diese liebliche Dichtung eben so originell als sinnreich dadurch, daß er einen jungen Wildfang (den ungetreuen Liebhaber der ältesten Tochter jener glücklichen Familie) das *Bein brechen* läßt, und es ihm dadurch auch physisch unmöglich macht, der ihm in den Armen seiner kraftvollen Schönen bereiteten häuslichen Glückseligkeit zu entlaufen. Gewiss ein untrügliches Mittel, um selbst die störrische Genialität unserer neupoetischen Schwärmer zu fesseln!

Das darauf folgende Incognito steckt uns über das Wesen des Prologs und den Umstand ein Licht auf, den wir vorher irrigerweise als einen Fehler rügten. Der bellende Hund des Paris nämlich, so wie der Rübezahl, ist hier wieder als ein armer Dichter Süßfauer personificirt, und dieser Hundscharakter ist mithin der durch die meisten hier gelieferten Stücke künstlich durchgeführte Chorus, der, wenn gleich durch Handlung in das Hauptinteresse verflochten, doch durch reine Sentimentalität über dasselbe erhoben ist. Das war der Zweck des Dichters, und wie glücklich ist er erreicht! Was dieser Chorus hier von Restauration trockener Gehirne und Erzeugung der Kunstproducte durch Opium, von armseligen Dichtern etc. declamirt, wird wahrschein-

lich dem Unwesen der neueren Kunst den letzten Rest geben, und kann, als Gegengewicht des Opiums, vielleicht gar selbst dazu dienen, einem Hugo Grotius seine narkotische Kraft zu nehmen. Zugleich bezeichnet dieser Süßfauer emblematisch den Grundton dieses dramatischen Cyklus, indem er die süße Sentimentalität des Stoffs — (Im Incognito: die durch den Regierungs-Raths-Posten belohnte Liebe eines Edelmüthigen —) durch die Zitronensäure des Witzes, zu einer eben so schmackhaften als wirksamen Gährung bringt.

Auf einen rührenden pädagogischen Lückenbüßer; *die Uhr* und *die Mandelforte*, folgt *Sultan Bimbambum*, der den Almanach für 1804 schließt. Dieser Sultan ist eine vortrefflich durchgeführte Allegorie, nicht nur er selbst, sondern alle seine Umgebungen sind allegorisch. Er selbst; denn in den Versen: (S. 218)

Auf unsre eigne Hand zu leben und zu lachen,

Wir kommen nicht dazu vor lauter glücklich machen! schaut sich der Geist dieser sinnreichen Spiele, die so gern leben und lachen möchten, wenn sie nicht das feinere Publicum durch gefühlvolle Sittlichkeit beglücken müßten, mit reingefälligem Lächeln gleichsam selbst an.

Eben so trägt der Ausspruch des Sultans (S. 231)

Wir haben eine Akademie,

Wo man in einem Saal, mit Gravität und Pracht

Sich selbst und uns, die schönsten Complimente macht, den Stempel der ächten Allegorie. Alle übrigen Personen des Stücks, von der humanen Maitresse Birihi, bis zu dem unter dem Tisch kriechenden Hofmarschall Bückling, sind, ohne einmal die anderen allegorischen Damen, Armuth, Jugend, Alter etc. zu rechnen, eine *auserlesene* Gesellschaft, die sich also, wenn sie dieses Stück darstellt, selbst objectiv werden muß. — Doch wir können bey diesem effectreichen Schauspieler (wo der Dichter sein Versprechen, keine Kunstwerke zu liefern, so schön gebrochen hat) nicht so lange, als wir es wünschten, verweilen, da wir die Leser noch mit den Schönheiten des folgenden Almanachs bekannt machen müssen.

Nr. II wird mit einem rührenden Drama: *Die hübsche kleine Putzmacherin*, eröffnet, dessen Inhalt folgender ist. Pauline, eine fünfzehnjährige Waise, die sich durch Putzmachen Brod verdient, kommt, als sie eben Putz zu einer Dame tragen will, auf dem Glatteise zu Falle, und schlägt sich ein Loch in den Kopf. Ein reicher Jüngling aus Dresden hebt sie aus dem Kothe auf, führt sie zu Hause, läßt sie curiren und — beide verlieben sich in einander. Seine Mutter erfährt's, eilt nach Paulinens Wohnort, und miethet sich, um ihren Charakter zu prüfen, in demselben Hause ein, wo diese wohnt. Um das besser zu können, wählt sie das Incognito einer armen Haushälterin, wiewohl rechtlich gekleidet. Sie wird nach zweymonatlicher Bekanntschaft mit Paulinen von deren Edelmuthe durchdrungen; da letztere sich aber — des Contrastes wegen unsittlich drap-



drappirt, mit dem alten verliebten Hauswirth eine Putzmacherinnen-Szene mit ungemeiner Natur spielt, und ihm sechs Louisdor aus dem Beutel lockt: so zweifelt Madame Silber — so heisst die Mutter — an Pauliniens Tugend und verbietet dem Sohne die Heirath. Letzterer zweifelt auch, Pauline weint, es giebt Spektakel, und man fürchtet schon ein tragisches Ende, als alles sich endlich dahin aufklärt, dass die Kleine mit dem alten Gecken nur darum coquettirt, und ihn um beträchtliche Summen geprellt hat, um seinem Stiefbruder, dem banquerotirten Manne ihrer kürzlich verstorbenen Wohlthäterin, zu helfen, worauf denn die reiche Madame Silber, von diesem schönen Zuge gerührt, mit Freunden in die Ehe ihres Sohnes mit der edelmüthigen Putzmacherin willigt.

Rec. erlaubt sich bey Gelegenheit dieses kleinen Dramas einen Wunsch und eine Bemerkung. Er wünscht nämlich, dass es dem Dichter gefallen möge, den Charakter des lebenswürdigen Wildfangs aus der Tochter Pharaonis mit dieser edlen Putzmacherin in einem grösseren Trauerspiele, etwa unter dem Titel: *Crispin und Crispiane*, durchzuführen, wie sie beide, in ihren schönen Bemühungen für die leidende Menschheit, dem Arme der gefühllosen Polizey erliegen; er bemerkt, dass die weiblichen Hauptcharaktere dieses Stücks, die rechtlich gekleidete Madame Silber und die unsittlich drappirte Pauline gleichsam symbolisch alle Charaktere der Kotzebuischen Kunstgebilde repräsentiren, deren Gewänder so schön in einander spielen, dass man immer ungewiss bleibt, ob man die lose rechtliche Kleidung für unsittlich, oder die fest anschließende unsittliche Drapperie für rechtlich halten soll.

Der *Gimpel auf der Messe*, wiewohl Hollbergen nachgebildet, trägt doch — wie der Dichter in der Vorrede sehr richtig bemerkt — ganz das Gepräge seines Eigenthums. Ein *Chevalier d'industrie* Würfelknochen, ein selbstgemachter Baron — betrügt mit Hülfe seines Bedienten, eines alten akademischen Jugendfreundes und einer schmiegsamen Jungfrau — wie sie der Vf. eben so zart als witzig nennt — einen dummen Bengel von Pächterssohn um anderthalb Tausend Thaler, mit denen der Vater des letzteren ihn auf die Messe geschickt hat. Das ist der einfache Stoff dieses kleinen Phantasiegemäldes, aber was hat der Autor daraus gemacht! Seine dramatischen Spiele sind gleichsam ein Klimax, dessen Silberblick — um eine zweckmässige Metapher zu wählen — sich hier den feinen Cirkeln zeigt, die sie zu schauen gewürdigt wurden. Nachdem sich das Göttliche der Unsittlichkeit im Urtheil des Paris rein ausgesprochen hat, und die Tochter Pharaonis die höhere Moral mit dem aufgeklärtesten Weltsinne so herrlich amalgamirt; nachdem in der Putzmacherin die edelste Unschuld sich durch ungemaine Gemeinheit verschönert, und der Vf., so zu sagen, Stufenweise seine Zuhörer ästhetisch gebildet hat: rollt er in diesem Stücke den Vorhang auf und zeigt ihnen, statt edler Filous und tugendhaften Co-

quetten, nunmehr einen leibhaften Spitzbuben und ein wirkliches Bordell, die beide nichts weiter als das seyn sollen, zum Beweise des grossen Satzes: dass die Kunst mit der Moral nichts zu schaffen habe. In dieser Rücksicht sind sowohl gegenwärtiger *Gimpel*, als seine früheren Brüder, wahre Kunstwerke, und wenn der Vf. sie, nach der Vorrede zu Nr. I nicht so genannt haben will, so trieb er nur mit uns seinen Spass, um uns gegen das Ende mit der wichtigen Entdeckung zu überraschen: er sey nur scheinbarer Gegner der neuen Schule, und tadele sie nur deshalb, weil sie sein Ideal nicht erreicht habe, dessen Genialität selbst ihre gewagtesten Hypothesen überflügelt. — So viel über dieses Schauspiel in ästhetischer Rücksicht! Denn wollten wir die philanthropischen Folgen in Erwägung ziehen, die solche selbst geschaffene schmiegsame Barons mit ihren selbst geschaffenen fast eben so schmiegsamen Lucretien auf die gebildeten Personen der feinsten Cirkel, die sie darzustellen das Glück haben, machen müssen, so müssten wir ein Buch schreiben, noch dicker als diese Spiele.

Auf obigen, sonst mit vieler Laune und Lebendigkeit gezeichneten kerngefundnen *Gimpel*, folgt ein schwindsüchtiger *Candidat*, der durch seine originelle Gutmüthigkeit fast an das Poetische streift, diesen Fehler aber bey den auserlesenen Cirkeln, in denen er producirt wird, durch mehrere auserlesene Sentenzen, als z. B.:

„Durch Geistesfrüchte die Liebe edler Menschen in weiter Ferne gewinnen, ist ein köstlicher Genuß“ (S. 123.)

oder:

„Mit dem was der Kopf erworben, das Herz beglücken, Welch ein seliges Gefühl!“ (S. 138.)

wieder gut zu machen weifs, und die Zuhörer am Ende gar mit folgendem, fast gewagtem Satze überrascht: (S. 145)

„Um wohlzuthun, um Andre zu beglücken,

Ist nicht vonnöthen vornehm seyn und reich!“

Rec. braucht, nach dem angeführten, wohl nicht zu bemerken, dass auch dieser *Candidat* allegorisch gedacht ist. Er ist selbst Autor und so genügsam, dass eine Flasche Dinte, ein paar Riess Papier und ein Gänseflügel zu seiner Glückseligkeit auf ein ganzes Jahr hinreichen. Mit diesem Gänsekiel hat er die Preisaufgabe eines Wiener Menschenfreundes beantwortet, und erhält dafür 100 Ducaten mit der Post. Auf dem Dachstübchen eines ehrlichen Bürgers einquartirt, (der theils Hufschmidt, theils — da er weder sentimental, noch Spitzbube — für diese Spiele ein *hors d'oeuvre* ist —) bemerkt er, dass dessen Tochter und Gefelle (Zwillingsgeschwister des durch Pharaos Tochter beglückten Paares) sich lieben, und macht es den jungen Leuten, dadurch dass er sein Honorar in ihre Sparbüchse schüttert, möglich, sich auf der Stelle zu heirathen.

Auch in diesem kleinen Drama ist die Zartheit, mit welcher sich der Dichter dem gebildeten Zeitgeiste anheimelt, unverkennbar. Das Geld, die Gottheit unserer gebildeten Stände, vertritt in diesen

sen und seinen meisten Schauspielen die Stelle eines komischen Fatums; der Knoten schürzt sich fast immer um einen Geldbeutel, und wird nur dadurch auf verschiedene Art gelöst, daß entweder ein voller Beutel, wie im *Gimpel*, leer, oder ein leerer, wie in diesem *Candidaten* und anderen merkwürdigen Stücken des Vf., voll wird.

*Hygia*, ein Geburtstags-Carmen, kann, wie der Vf. sehr richtig bemerkt, auch bey allen anderen ähnlichen Gelegenheiten, und überall gebraucht werden, wo transparente Namen an der Tagesordnung sind. Die Sparbüchsen, dießmal in den Händen zweyer frommen Kinder, spielen wieder die Hauptrollen, nebenbey bekommt auch die Wissenschaftslehre ihre Abfertigung, und da das aus dem Munde der kleinen Unmündigen selbst geschieht, so wird auch dieses Gelegenheitsstück — was man seiner Kürze nach für einen Lückenbüßer halten sollte — als Allegorie einer freymüthigen Kunstpolemik im umgekehrten Sinne eben so bedeutend, als die hier durchgeführte Verwandlung des Bettlers in eine Göttin.

*Mädchenfreundschaft*, nach dem französischen Lustspiel: *le Pacha de Surène*. Die bekannte Anekdote von drey jungen Mädchen, die sich ewige Freundschaft geschworen haben, und um nicht durch den Ehestand von einander getrennt zu werden, sich dem türkischen Kaiser für sein Serail antragen. Der Pacha des französischen Stücks ist hier in einen türkischen Gesandten, der den Liebhaber des ältesten Mädchens spielt, travestirt: was aber offenbar Eigenthum des deutschen Dichters ist, ist das lebhaft Colorit der 3 Hauptfiguren. Es ist Alles zu verwetten, daß, wenn sie, statt simplen Mansells, Göt-

tinnen wären, sie denen des Paris nichts nachgeben würden, so allerliebft zanken sie sich, so ungenirt entfalten sich in ihnen die lebenswürdigen Züge des Zeitalters. Nur einen zum Beyspiel! Der Pseudo-Gesandte schenkt einer der Freundinnen einen Brillantring — in demselben Augenblick springt die andere — die nachher als Gattin den verkleideten Jüngling beglückt, — hinzu, und will die Brillanten *getheilt* wissen! Die Wahrheit dieses der reizendsten Weiblichkeit entlauchten Zuges würde gewiss selbst im *Palais royal* nicht verkannt werden.

Der *Trunkenbold*, nach Hollberg, beschließt den Jahrgang. Es ist die Schnurre von dem Bauer, der betrunken auf einem Misthaufen einschläft, dann in ein freyherrliches Schloß gebracht, sich einen Edelmann glaubt, sich wieder berauscht, und als er sich bey dem abmaligen Erwachen auf dem alten Misthaufen, auf dem er das erstemal entschlummert, wiederfindet, alles für einen Traum oder gar für ein Teufelsblendwerk hält, dadurch zur Buße bewegt und so mit Hülfe der Karbatsche (hier Meister Erich genannt) und der Hand seiner Ehefrau, die jene ihm reicht, von seiner Trunkliebe geheilt wird. Diese simple Fabel enthält, vielleicht zufälligerweise, abermals eine symbolische Geschichte obiger gesammten Spiele, nur freylich wieder im umgekehrten Sinne. Aus einer rein poetischen Ansicht der höchsten Gemeinheit erzeugt, träumten sie sich (s. die Vorrede zum zweyten Jahrgange) nur Ergießungen des geselligen Witzes; die Kritik — der Kunst angetraute Gefährtin — entreißt sie diesem zu bescheidenen Traume, führt sie auf ihren höheren Standpunkt zurück, und reicht ihnen den verdienten — Lorbeer! S. d. T.

#### KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Aarau, b. Beck: *Bruchstücke und Beschreibung von der Verurtheilung des Altadministrators (s) Heinrich Häberling von Knonau — durch das zu Zürich, in Folge der Proclamation Sr. Exc. des Hn. Landammanns der Schweiz, Hn. Rudolf von Wattenwyl, vom 7 April, organisirte Kriegsgericht. — Von desselben Vertheidiger, Melchior Hirzel, Fürsprecher von Zürich. 1804. 48 S. 8.* Heinrich Häberling von Knonau war ein ohngefähr vierzigjähriger Mann, dessen Alter noch lebten, der von zwey Weibern, von welchen die zweyte auch noch am Leben war, drey Kinder hatte; von Jugend auf ein untadelhafter Landmann, dem Vernunft, Ehrlichkeit und Muth Credit gaben, so daß er vor und in der Revolutionszeit Ämter bekam, welche er treu, und so verwaltete, daß, nach dem Zeugniß eines der angefohensten Männer in Zürich, nie etwas über ihn zu klagen gewesen. In den Unruhen, welche gegen Ende des März an dem Zürichersee ausbrachen, verbreitete sich das Gerücht, als würden die mißvergnügten Gemeinden von den eidgenössischen Truppen mit äußerster Härte behandelt. Dieses erregte bey anderen Landleuten Mitleiden und Eifer. Auch aus seiner Gegend traten bey 10, endlich 70 Mann zusammen, um ihren Brüdern zuzuziehen. Erst unterwegs machten sie ihn, der wie andere mitzog, zum Führer, und forderten auch andere Gemeinden (er unterschrieb mit) zu gleichem Schritte auf. Aber vergeblich; die Waffen hatten schon entschieden. Häberling, der einen Tag und eine Nacht Führer gewesen, und weder selbst etwas verübt noch anderen etwas zugelassen hatte, ermahnte nun die Leute, aus einander zu gehen; welches geschah. Nach diesem wurde er gefangen, und

kreuzweise geschlossen, nach Zürich gebracht, Anfangs hatte er einige Zweifel, ob das außerordentliche Kriegsgericht befugt sey, ihn zu richten; diese wurden ihm durch einen Geistlichen ausgeredet. Gerichtet wurde er nach einem ihm unbekannten, in seinem Vaterlande nie promulgirten Gesetze, nach *Kaiser Karls V. peinlicher Halsgerichtsordnung*. Diese will (§. 127), daß „wer gefährliche, fursetzliche und boshafte Auf-  
rühren macht, nach Größe und Gelegenheit seiner Mißhandlung zu Zeiten enthauptet, oder mit Ruthen gestrichen und verwiesen werde; und sollen Richter und Urtheiler gebührlichen Raths pflegen, damit niemand unrecht geschehe.“ Nach diesem fremden Gesetz und ohne Rücksicht auf dessen Clausein wurde dieser Mann verurtheilt, und aus Gnaden, Ratt der Enthauptung, füllirt. Er war in der allergrößten Trauer über die Seinigen; der Jammer, da er Vater, Weib und Kinder und seinen besten Freund zum letzten mal sah, war für jedes menschliche Gefühl äußerst erschütternd. Hierauf faßte er sich als Mann; *Gellerts* Lieder waren immer sein Lieblingsbuch gewesen; den Tod scheute er nicht; nur so oft er an die Auflösung der zärdlichsten Bande gedachte, bewegte sich sein ganzes Herz. Er fiel, ohne convulsivische Bewegungen, „zufrieden“ sagte er „wenn durch sein Unglück andere klug werden.“

Das Urtheil über die Sache gehört nicht in die Literaturzeitung; und welcher edle Mann, welcher weise Regent wird dessen bedürfen! Die Erzählung ist acutenmäßig und ungeschmückt. „*Wer da stehet, der sehe zu, daß er nicht falle!*“ ist das Motto auf dem Titel. Und wer kann sagen, daß es denn auch sogar fest stehe!

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 12 J U L I U S , 1 8 0 5 .

## S T A T I S T I K .

**PHILADELPHIA:** *An account of Louisiana being an abstract of Documents in the offices of the departments of State and of the Treasury. 1804. 48 S. 8. Appendix to the account of Louisiana. 87 S.*

**B**ekanntlich trat Spanien durch den Tractat von St. Ildefonso im October 1800 die große und wichtige Provinz Louisiana an Frankreich ab. Ehe dessen Eskader zur Besitznahme eines so großen Landes auslief, brach der Krieg mit England von neuem aus, und nun verkaufte die französische Regierung Louisiana an die vereinigten Staaten von Nord-Amerika im Monat April 1803 für eine gewisse Anzahl Millionen Dollars. Das Schicksal dieser ungeheueren Provinz ist für alle künftige Zeiten entschieden. Die geographische Lage derselben, die Grenzung an Mexico, die außerordentliche Fruchtbarkeit und die mächtigsten Ströme, welche sich in den mexicanischen Meerbusen, den Brennpunkt des speculativen Ehrgeizes aller Nordamerikaner, ergießen, bestimmen dieses Land zur wichtigsten Rolle in dem Staaten-Verein Nord-Amerika's. Und diese Rolle wird sich schnell entwickeln, weil keine Provinz unter allen vereinigten Staaten so viele Mittel zur glücklichsten Landcultur und zum thätigsten Handel darbietet, als Louisiana. Im J. 1804 wurden am oberen Ohio elf Seeschiffe aus Producten des Landes erbauet und ausgerüstet, welche zur Zeit des hohen Wassers 700 Stunden weit nach Neu-Orleans hinabfuhren. Aus diesem Grunde ist vorliegende statistische Schilderung dieses von der Natur so begünstigten Landes in der Epoche seiner Verbindung mit dem Staatskörper der Nordamerikaner über alles interessant. Sie wurde der Regierung von mehreren Sachverständigen, welche Louisiana am besten kannten, eingereicht. Da diese Schrift äußerst selten ist, und auch wohl nicht übersetzt werden wird: so halten wir es für verdienstlich, die Haupt-Thatfachen zusammenzudrängen.

**Geographie.** Es giebt noch keine Generalkarte von Louisiana. Die Grenzen west- und nordwärts sind noch nicht recht gekannt; ostwärts läuft die Grenze von der Quelle des Mississippi längs diesem Fluß bis zum 31sten Grad der Breite, und von hier soll sie weiter östlich bis zum Fluß Perdido gehen, welcher sich östlich vom Fluß Mobile in

die Bay von Mexico ergießt. Nicht mehr als 24 bewohnte Bezirke giebt es, wovon die vorzüglichsten längs dem Mississippi liegen. Mehrere dieser Bezirke sind von einander durch unermessliche Wälder getrennt, und haben nur zu Wasser Verbindung mit einander; 3—4 Monate Zeit braucht man, den Mississippi aufwärts, um von Neu-Orleans zu den entferntesten Niederlassungen zu rudern, welche Fahrt, 4—500 Stunden weit, abwärts im Frühling in 12—16 Tagen gemacht wird. Zwanzig Stunden von der Mündung des Mississippi fangen sparsame Pflanzungen an, welche nach der Stadt Neu-Orleans, 35 Stunden von der See, immer mehr zunehmen. Der Mississippi theilt sich 5 Stunden vor seiner Mündung in 3 Arme, wovon der östliche sich wieder in 2 spaltet; alle Arme halten 8—14 Fufs Wassertiefe. Alles Land an den Ufern des Mississippi, 14—20 Stunden aufwärts von dem Meere, ist Sumpf, und wird im Frühling, auch öfters bey der Fluth und bey Südost-Stürmen, 2—10 Fufs tief unter Wasser gesetzt. Oberhalb Neu-Orleans liegen an den Ufern des Mississippi die Kirchspiele Chapitoulas, der erste und zweyte deutsche Bezirk, Catahanose, Fourche und Iberville. Dieser District 35 Stunden lang bis zum Strome Iberville, der bey hohem Wasser mit den Seen Maurepas und Pontchartrain und vermittelt derselben mit dem Meere in Verbindung ist, wird die Insel von Neu-Orleans genannt. An der Westseite des Mississippi, 25 Stunden von Iberville entfernt, sind an den Strömen Fourche, Teche und Vermillon die Niederlassungen Bayou de la Fourche, Atacapas und Opelousas sehr reich an Vieh, Pferden und gutem Boden. Unmittelbar oberhalb Iberville längs dem Mississippi liegen die Bezirke Manchac, Baton-Rouge, Pointe-Coupée, und etwas landeinwärts an dem alten Bette des Flusses liegt Fausse-Riviere. Pointe-Coupée ist 50 Stunden von Neu-Orleans, und in diesem District wohnen  $\frac{1}{2}$  Theile aller Einwohner Louisiana's, und  $\frac{1}{2}$  aller Erzeugnisse des ganzen Landes werden hier gewonnen. In allen genannten Bezirken am Mississippi und anderen Strömen sind die Pflanzungen dicht an den Ufern, welche der höchste Theil des Landes sind; die Ufer fallen landeinwärts nach den Niederungen allmählich ab, wo keine Cultur des Sumpfes wegen möglich ist, und die Tiefe des zu bearbeitenden Bodens von den Ufern an beträgt nur 40 Acker. Bey Baton-Rouge, 40 Stunden von Neu-Orleans, wird das Land höher; denn hier sind die Ufer

30 — 40 Fufs über den höchsten Wasserstand des Mississippi erhaben. Von *Pointe-Coupée* bis zum *Cap Girardeau*, oberhalb der Mündung des Ohio, wird eites Land an der Westseite des Mississippi 8—10 Stunden landeinwärts im Frühling 2—16 Fufs hoch vom Wasser überschwemmt, einen schmalen Strich bey *Neu-Madrid* ausgenommen; an der Ostseite hingegen giebt es viele Gegenden, welche den Fluß beherrschen. Zwanzig Stunden oberhalb *Pointe-Coupée* ist die Mündung des *Rothten-Flusses*; an dessen Ufern sind die Niederlassungen *Rapide*, *Avoyelles* und *Natchitoches*; die letzte 75 Stunden von der Mündung des Roth-Flusses. An der Nordseite desselben, einige Stunden von seiner Vereinigung mit dem Mississippi ist der *Schwarze Strom*, an dessen einem Arme liegt die neue Pflanzung *Ouachita* in einem sehr fruchtbaren Bezirk. Vermittelt des *Rothten-Flusses* werden Verbindungen mit den Grenzen von *Neu-Mexico* unterhalten. Von *Pointe-Coupée* bis zur Mündung des *Arcansas-Stromes*, 180 Stunden entfernt, liegen am Mississippi nur die kleinen Niederlassungen *Natchez* und *Concord*. Von der Mündung des *Arcansas*, wo nur wenige Familien wohnen, bis *Neu-Madrid*, wieder keine Pflanzung. Weiter aufwärts liegen *Cap Girardeau*, *St. Genieve*, *St. Louis*. Diese Gegenden sind sehr fruchtbar, besonders an den Ufern des *Missouri*, wo Auswanderer von *Kantuky* die Orte *St. Charles* und *St. Andreas* gegründet haben. Alle Niederlassungen vom *Arcansas* an liegen in *Ober-Louisiana* und werden unter dem allgemeinen Namen die *Illinois* benannt. Dieser Theil des Landes bringt auf den Markt von *Neu-Orleans* das trefflichste Pelzwerk. *Ober-Louisiana* ist nicht so flach als *Unter-Louisiana*, und doch eben so fruchtbar. Die Westseite des Mississippi ist hoch, gesund und von vielen Strömen durchschnitten; die Ostseite vom *Cap Girardeau* oberhalb der *Ohio-Mündung* nach dem *Missouri* zu ist das Land so niedrig, daß es beständig Überschwemmungen ausgesetzt ist, hingegen nahe an dem Mississippi werden hin und wieder die Ufer äußerst malerisch, indem sich dort Kalk- und Sandsteinfelsen von 300 Fufs Höhe wunderbar zerissen gruppiren, und mit Wald bedeckt allgemach landeinwärts sich verflachen. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist hier außerordentlich. Der Theil von *Ober-Louisiana*, welcher an *Nord-Mexico* grenzt, ist eine unermessliche Wiese, mit Gras bedeckt, voll von Büffeln, Hirschen und anderem Wild. In mehreren Gegenden sind nur 3—4 Fufs unter der Oberfläche der Erde so reiche *Bley-Minen*, daß man ganz Europa damit versehen könnte, wenn genug Hände da wären; auch soll man schon *Silber-* und *Kupfer-Minen* gefunden haben. *Salzwerke* giebt es viele. Tausend englische Meilen den *Missouri* aufwärts ist nicht weit von diesem Flusse ein ungeheurer *Salzberg*, der 180 englische Meilen lang und 45 breit seyn soll. Eben so sind an dem *Missouri* einige hundert Meilen von der letzten Niederlassung *Saipetergruben* gefunden worden, wo-

von, so wie von jenem *Salzberge*, viele Zentner nach *St. Louis* gebracht und verkauft worden sind. Die Länder zwischen dem Mississippi und *Missouri* sind noch wenig bekannt. Zufolge der Aussage der Kaufleute soll man 100 englische Meilen oberhalb ihrer Vereinigung in einem Tage, und 700 Meilen höher in 4—5 Tagen von einem Strome zum andern zu Fuß gehen können. Der Präsident *Jefferson* wird im laufenden Jahre 1805 Landmesser, Zeichner und Botaniker den *Missouri* und den *Rothten-Fluß* so weit als möglich aufwärts reisen lassen, um diese unbekannte Gegend zu erforschen. Auch soll auf seinen Befehl der ganze Lauf und die Tiefe des Mississippi und die Gestalt seines Delta aufgenommen werden. — Nahe bey *Neu-Orleans* ist der Kanal *Carondelet*, der mit dem Strom *Bayou St. Jean*, welcher in den See *Pontchartrain* 21 Stunde vor der Stadt fällt, zusammenhängt, und vermittelt dessen die Verbindung mit den Niederlassungen von *Pensacola* in *West-Florida*, die unter spanischer Herrschaft zu *Louisiana* gehörten, unterhalten wird. Ökwärts des Mississippi 3 Stunden von *Neu-Orleans* liegen noch 2 Kirchspiele, *Poblacion de St. Bernardo* genannt.

*Einwohner und Bevölkerungszahl.* Die ersten Einwohner von *Louisiana* stammen von Franzosen und Kanadiern ab; allein jetzt machen Amerikaner, Orkadier aus *Neuschottland*, Engländer und Deutsche den größten Theil aus. Nach einer im J. 1785 aufgenommenen Liste waren in ganz *Louisiana*, *Pensacola* und *Natchez* mit inbegriffen, 32,062 Einwohner sowohl weisse, als schwarze und farbige Leute. Die Stadt *Neu-Orleans* zählte damals 5028, und die zwey deutschen Kolonien 3203 Einwohner, unter denen 1853 Sklaven waren. Nach den allerneuesten Überschlügen wird jetzt die Zahl auf 21,244 weisse, 1768 farbige und 12,920 schwarze Sklaven angesetzt; und nach dieser Liste zählt *Neu-Orleans* 8056, darunter 2773 Sklaven; die zwey deutschen Kolonien 4371, darunter 2666 Sklaven; und ganz *Ober-Louisiana* nicht mehr als 6028 Menschen, unter denen 883 Sklaven. Doch werden diese Angaben nicht für ganz richtig gehalten, und die spanische Regierung war überzeugt, daß die ganze Volksmenge 50,000 überstiege. Nach der Schätzung eines achtungswürdigen Mannes, welcher am genauesten unterrichtet ist, beläuft sich die Zahl der weissen und farbigen Leute in *Unter-* und *Ober-Louisiana* auf 50,150; der schwarzen Sklaven auf 39,820, der Miliz auf 10,340 Mann. Seit der Besitznahme von *Louisiana* durch die nordamerikanische Regierung sind in diese neue Provinz 6700 Kolonisten theils aus Europa, *St. Domingo* und den übrigen Bundesstaaten eingewandert. (Die Auswanderungen aus Schwaben, aus dem *Hannoverschen*; vom linken *Rheinufer* sind seit dem J. 1803 außerordentlich stark. In den Sommern 1803 und 1804 sind aus Schwaben, besonders aus dem *Wirtembergischen*, und aus der deutschen Schweiz zwischen 8—10,000 Menschen den

den Rhein hinunter nach Holland gefahren, um nach Amerika zu gehen. In diesem Jahre 1805 sind bis zu Ende Apr. schon wieder gegen 2000 Menschen den Rhein hinabgegangen. Unter den schwäbischen Auswanderern haben wir selbst Greise von 70 Jahren gesehen, die mit ihren Enkeln ein besseres Vaterland jenseit der weiten Meere suchen. Das Elend im Hannoverschen steigt dergestalt, daß die Menschen aus Verzweiflung Haus und Hof verlassen, und in Hamburg nach Amerika sich einschiffen. O Deutschland! Deutschland!! — Amerikanische und holländische Häuser haben Commissäre nach Deutschland gesandt, um Männer, Weiber und Kinder für Louisiana anzuwerben; ihre große Werbungs-Niederlage war im Monat April 1805 zu Frankfurt am Main). — *Indianer.* Diese bestehen in den Überresten von der Nation Houmas, 60 Köpfe, an der Ostseite des Mississippi 25 Stunden oberhalb Orleans; der Tounicas, 50—60 Köpfe, auf der Westseite des Flusses oberhalb Pointe-Coupée; zwey Dörfer der Chitimachas 100 Personen, der Atacapas 100 Personen an den Strömen Bayou, Teche und Vermillon, wandernde Stämme von Billex und Choctaws 30 Köpfe; zwey Dörfer der Alibamas 100 Personen in der Nähe von Opelousas, und 350 Conchates am Sabina-Strom zerstreut; in den Gegenden des Rothen-Flusses zwey Dörfer der Biloni 60 Köpfe, der Choctaws und Billexes 350 Personen, die Nation der Cadoquies oder Cados, aus 3—400 Kriegern bestehend, (Freunde der Weissen, und die geschätztesten und edelmüthigsten von allen Indianern dieses weiten Landes), und 4—500 Familien Choctaws, die zerstreut leben; in den Gegenden des Atacapa-Stroms drey Dörfer der Arcanfas, aus 260 Kriegern bestehend, brav und friedlich und den Franzosen stets zugehörig, und eine beträchtliche Anzahl wandernder Familien der Cherokees, Choctaws und Chickasaws; an dem Strome St. Francis in Ober-Louisiana 500 Familien Miamis, Chickasaws, Cherokees, Pivrias, stets wandernd, Räuber und Mörder, verstehen fast alle das Englische, und einige lesen und schreiben es; in der Gegend von St. Genevieve 30 Köpfe, Pivrias, Kaskaskias und Illinois, die Überreste einer Nation, welche vor 50 Jahren 1200 Krieger ins Feld stellen konnte. Längs dem Missouri wohnen viele und zahlreiche indianische Völker, unter denen folgende die bekanntesten sind: die Osages, am Strome desselben Namens 80 Stunden vom Mississippi, 1000 Krieger stark, ein Menschenstamm von riesenmäßiger und herrlicher Gestalt, von wildem und grausamem Charakter, den Weissen feind, und von allen anderen Indianern gefürchtet und gehaßt. Sechzig Stunden höher am Missouri die Kanzas, 250 Krieger stark, eben so grausam wie die vorigen. Sechzig Stunden höher die Octotactos oder Oros, 200 Krieger. Vierzig Stunden höher die Panis, 700 Krieger stark, bekriegen oft die Spanier in der Gegend von Santa-Fe, von denen sie nicht weit entfernt sind. Sechzig Stunden höher

die Mahas, 500 Krieger; fünfzig Stunden höher die Poncas, 250 Krieger; hundert Stunden höher die Aricaras, 700 Krieger, und sechzig Stunden noch weiter am Missouri oder (50 Stunden vom Mississippi) die Mandanes, 700 Krieger, beide Freunde der Weissen. Noch höher hinauf kennt man die Länder nicht genau, ob man gleich weiß, daß mehrere zahlreiche Völker dort wohnen. Die Sioux oder Mandewessies-Indianer verhindern allen Handel und alle Schifffahrt der Missouri weiter aufwärts, und morden alles, was unter ihre Hände fällt. Nord- und südwärts vom Missouri wohnen viele indianische Völker, die aber wenig bekannt sind. Fünf und siebenzig Stunden oberhalb der Mündung des Missouri in den Mississippi wohnen die Ayoas, 200 Krieger. Die Sacs und Renards, 500 Krieger, leben am Mississippi, 300 Stunden oberhalb St. Louis, sind friedlich. (Diesen Aufzählungen zufolge leben also ohngefähr in ganz Louisiana 36—40,000 Indianer, Männer, Weiber und Kinder zusammen gerechnet.) — *Landbau.* Reis, Baumwolle; Zucker, Tabak und Indigo sind die Erzeugnisse, welche für den Handel angebaut werden. Ein Acker von 180 Quadrat-Fuß giebt im Durchschnitt 1200 Zentner Zucker und 50 Gallons Rum. Im J. 1802 wurden aus Louisiana 1,576,933 Zentner Zucker nach den vereinigten Staaten ausgeführt. Die Pflanzungen in Ober-Louisiana ärndeten im J. 1799 an Weizen, 88,349 Scheffel, an türkischem Korn 84,534 Scheffel, an Tabak 28,667 Pfund; an Salz wurden 965 Pfund, an Bley 170,000 Pfund ausgebeutet, und der Viehstand betrug 7980 Rinder und 1763 Pferde. — *Handel.* Die Ausfuhr-Artikel sind Zucker, Baumwolle, Indigo, Tabak, Reis, Pelzwerk, Felle, Theer, Pech, Bley, Mehl, Pferde u. Rindvieh. Die Ausfuhr aller dieser Artikel betrug 1801 und 1802 2,158,000 Dollars, und die Einfuhr belief sich auf 2,500,000 Dollars, der Schleichhandel aus Ober-Louisiana nach Canada und nach dem Meer ist dabey ungerechnet. Der größte Theil aller Einfuhr-Artikel wurde von den Nord-Amerikanern nach Louisiana verschifft. — *Manufacturen.* Ausser Fabriken für Schießpulver und Haarpuder, Stricken, einigen Brantweinbrennereyen, einer Baumwollspinnmaschine und einigen Weberstühlen für die schlechten Bekleidungszeuge der Sklaven, giebt es keine Manufacturen. — *Schifffahrt.* Im Jahr 1802 segelten 268 Schiffe, worunter 80 Kriegsschiffe waren, in den Mississippi; davon waren 170 amerikanische, 97 spanische und 1 französisches. In demselben Jahre segelten aus dem Mississippi, ohne die Kriegsschiffe, 265 unbeladene Schiffe, unter denen 158 amerikanische, 104 spanische und 3 französische Schiffe waren. In den ersten 6 Monaten des Jahres 1803 kamen nach dem Mississippi 173 Schiffe, und 156 segelten ab. Die innere Schifffahrt von Pensacola, Mobile, aus den Gegenden des Sees Pontchartrain nach Neu-Orleans ist sehr beträchtlich; 500 Schiffe von 8—50 Tonnen schifften im Jahr 1802 aus dem See nach Orleans hin und

und her, und führten Schiffbauholz, Holzkohlen, Theer, Pech, Rindvieh. — *Abgaben; Kosten der Regierung.* Die Abgaben aller Einwohner von Louisiana betrug jährlich zwischen 5—6000 Dollars, und die von allen Ein- und Ausfuhr-Artikeln erhobenen 6 pr. C. trugen eine Summe von 120,000 Dollars ein. Die Ausgaben der Regierung für Beamte, Soldaten, öffentliche Gebäude und Festungswerke, Geistlichkeit, Geschenke an Indianer beliefen sich jährlich auf 650,000 Dollars. Die spanische Regierung sandte alljährlich von Vera-Cruz 400,000 Dollars nach Louisiana, welche Summe mit den Abgaben und erhobenen Ein- und Ausgangs-Rechten die Ausgaben nicht bestreiten konnte; es war also stets ein Deficit. Hieraus ist eine Schuld entstanden, welche sich jetzt ohngefähr auf 450,000 Dollars belaufen soll. — *Schulen und Geistlichkeit.* In ganz Louisiana ist die einzige öffentliche Schule zu Neu-Orleans, wo in spanischer Sprache der Unterricht erteilt wird. Kaum die Hälfte aller Einwohner von Louisiana können etwas, und nur 200 Personen vollkommen gut lesen und schreiben. Die Geistlichkeit besteht aus einem Bischof, der aber nicht in der Provinz wohnt, und 27 Pfarrern. Zu Neu-Orleans ist ein Ursulinerinnen-Kloster, welches nur noch 12 Nonnen zählt, die Französinen sind. Sie erziehen 12 Waisen, unterrichten junge Mädchen im Schreiben, Lesen und in weiblichen Arbeiten, und sind in der ganzen Provinz sehr geachtet. — *Bürgerliche Verfassung.* Kein einziger Beamter wird von den Bürgern erwählt. — *Gesetze, Gerichtshöfe, Gerichtsgang, Unkosten, Verbrechen, Strafen.* Die französischen Gesetze sind gänzlich verschwunden, und in der ganzen Provinz gelten jetzt nur die spanischen Gesetze, und die für die Kolonien gegebenen Verordnungen. In dem *Appendix* ist die Organisation der Justiz, der Polizey u. s. w., welche im J. 1769 und 1770 von dem General-Capitän *Alexander Oreilly* im Namen der spanischen Regierung gegeben wurde, abgedruckt. Die erste Appellation ging von Louisiana nach dem Obergericht in der Havanna, von hier die zweyte Appellation an das Gericht von St. Domingo, in späterer Zeit nach Cuba, und die letzte Appellation ging an den indischen Rath in Spanien. Schwere Verbrechen sind selten. Die Strafen sind im Allgemeinen mild, z. B. Diebstahl und Raub an den Bürgern wird niemals mit dem Tode, sondern mit Ersatz und Gefängnis bestraft. — Zum Be-

schluss dieser Anzeige müssen wir aus der *Sklaven-Polizeyordnung*, welche den 1ten Jun. des Jahres 1795 von dem General-Capitän *Baron von Carondelet* gegeben und bekannt gemacht wurde, noch einige Verfügungen anführen. Im Eingang heisst es: „Um theils der außerordentlichen Milde und Nachsicht, womit die Sklaven in manchen Pflanzungen behandelt werden, woraus Insubordination und Insolenz und böses Beyspiel entstehen, zuvorzukommen, und theils die Härte und Grausamkeit anderer Herren zu verhindern, so . . . — Jeder Sklave soll mit Tagesanbruch zu arbeiten anfangen, und mit Anbruch der Nacht aufhören; zum Frühstück soll ihm 1 Stunde, zum Mittagessen 2 Stunden vergönnt seyn. Den Sonntag sollen sie nicht arbeiten, außer in der Ärnte, wo aber der Herr ihnen 4 Schillinge für die Sonntagsarbeit bezahlen muss. — Niemand soll einem Sklaven auf einmal mehr als 30 Peitschenhiebe geben, doch kann dies in dem Zwischenraume eines Tages wiederholt werden. — Kein Sklave soll bey Strafe von 20 Hieben die Grenzen des Eigenthums seines Herrn überschreiten. — Jeder Sklave, der ohne Erlaubnis auf einem Pferde reitet, soll zwey Tage hinter einander 30 Hiebe, und der Feuegewehr, Pulver und Blei hat, soll drey Tage hinter einander 30 Hiebe erhalten. — Kein Sklave soll bey Strafe von 25 Hieben die Producte seines ihm zugestandenen Ackers ohne Erlaubnis seines Herrn verkaufen. Jeder Sklave, der bey Tag oder Nacht bey den Sklaven einer benachbarten Pflanzung ohne Erlaubnisschein seines Herrn angetroffen wird, soll 30 Hiebe erhalten. — Auf jeden entlaufenen Sklaven soll man schießen, wenn er beyan Ruf nicht stehen bleibt, oder man ihn auf andere Art habhaft werden kann; auf jeden, der sich gegen seinen Herrn zu vertheidigen erfrecht, soll man schießen.“ — Dies sey genug, um zu zeigen, wie die christlichen Europäer am Ende des 18ten Jahrhunderts mit ihren Mitmenschen von schwarzer Haut nach niedergeschriebenen und gedruckten Gesetzen verfahren. Die Greuel, welche die Franzosen auf Domingo in den Jahren 1802 und 1803 an den Schwarzen dort begingen, übersteigt alle Vorstelllungen. Darf alsdann noch das Loos befremden, das die Schwarzen den Weissen widerfahren lassen, wenn ihnen endlich einmal das Schickal das Rachschwert, zur Bestrafung eines Jahrhunderte langen Verbrechens an der Menschheit, in die Hand giebt? □

## KURZE ANZEIGEN.

**KINDERSCHRIFTEN.** Leipzig, b. Richter: *Le Livre du second Age, ou Instructions amusantes sur l'Histoire naturelle des Animaux. Ouvrage orné de soixante-douze Figures, représentant: Quadrupèdes, Oiseaux et Insectes.* Troisième Edition, revue, corrigée et augmentée d'un Vocabulaire français-allemand. 1805. 138 S. Text und 24 S. Register 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Der Werth dieses angenehmen und nützlichen Kinderbuchs ist bekannt. In dieser neu-

en Auflage hat es durch das hinzugekommene französisch-deutsche Wörterbuch, in welchem die schwersten Wörter mit ihren Bedeutungen aufgeführt sind, eine sehr wesentliche Verbesserung erhalten. Das Titel-Kupfer ist recht artig, die Abbildungen der Thiere aber im Buche selbst sind hie und da zu grell und der Natur zu wenig entsprechend, z. B. die Lerche, u. a.

AN.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 13 JULIUS, 1806.

## GESCHICHTE.

AUGUSTA, (wohl aber in Italien): *Raccolta cronologico-ragionata di documenti inediti che formano la storia diplomatica della rivoluzione e caduta della repubblica di Venezia. Unicusquisuum. 1799. Zwey Theile. 396 u. 416 S. 4.*

Der älteste unabhängige Staat in Europa, der durch Tapferkeit und Weisheit gegen die Oberherren Italiens, die Tyrannen der benachbarten Communen und gegen die osmanische Pforte in den Zeiten ihrer gewaltigsten Macht glücklich bestanden, ist in einem Augenblick ohne einigen Widerstand verschwunden. Durch den Haß des Volks? Das Volk zu Stadt und Land liebte die Regierung unaussprechlich, war zum Tode für sie bereit, war kaum zurückzuhalten, gerieth am Morgen des jammervollen Untergangs in die äußerste Wuth. So fehlten Vertheidigungsmittel? Diese Republik beherrschte den sechsten Theil Italiens; venetianisch war ein Fünftheil der italischen Volksmenge; Venedig hatte zwanzig Städte; vierthalbtausend Gemeinden; neun Millionen Ducaten Einkünfte; noch im letzten Augenblick zweyhundert und sechs Schiffe und achthundert Stücke, und nebst der herzlichsten Bereitwilligkeit einer bey funfzigtausend Mann starken Miliz (*Cernide*), eilftausend (leicht zu vermehrende) Slawonen, brennend von Begierde zur Schlacht, an Mehl, Getreide, Zwieback, Wein, Wasser, Vorrath mehrerer Monate, die Lagunen, das Meer, die Nähe großbritannischer Flotten, das Recht, die Politik, die Ehrfurcht, die Liebe der Nationen. Dreyhundert übelverforgte Feinde mit Einer Canone, ohne Schiffe, erscheinen zu Marghera, und das tausendjährige Werk so vieler Tugend und Klugheit.... fällt. Nicht verlassen als andere Staaten war Venedig von Männern, alter Zeit würdig; noch lebte der ehrwürdige *Francesco Pesaro*, noch der edle *Niccolò Erizzo*, *Joseph Priuli*, mehrere würdige Enkel der Großen. So kann, was ihnen geschah, wer weiß wie schnell, jedem begegnen. Dieses giebt der Frage, wie es zugeing, ein jedem nahe liegendes, höchwichtiges Interesse. Diese Frage wird hier mit mehr Gründlichkeit und Evidenz als je irgend eine andere politische oder historische Frage vollständig beantwortet: so, daß, wenn man von dem Vf. auch nicht Ein Wort, sondern bloß und allein die Urkunden lesen will, kein Mann von Ehre oder Gefühl dieses zu thun vermag, ohne daß das Herz ihm.

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

zerrissen werde, das Geblüt koche, und die Haare zu Berg stehen. Dieses Buch, welches allein für alle Übel der letztabgewichenen Jahre schadlos halten könnte, wenn man Lehre daraus zöge; dieses, zu Schätzung des äußersten Grades von Verdorbenheit und Schwäche in dem menschlichen Herzen, und des Gangs und Gehalts der großen Geschäfte unserer Zeit unentbehrliche Buch; das in allen Cabinetern und Rathsfälen der etwa noch selbstständig bleiben wollenden Staaten, wie vormals die Bibel, auf dem Tisch liegen sollte, ist auf das gelassenste dem Buchhandel, der öffentlichen Kenntniß, entrückt worden: eben wie vor Zeiten dem machiavellischen *Principe* geschah. Es hat Ähnlichkeit mit demselben, insofern der ganze Gang, Ton und Geist seiner, in moderne Phrasologie übersetzten Politik noch umständlicher dargestellt wird: Nur gab der Florentiner die Resultate, hier sieht man die Sachen: so klar aber, daß jene auch dem mittelmäßigen Kopf in die Augen fallen müssen; man könnte und sollte aus diesem Buch einen zweyten *Principe* schreiben. Der alte hat die Künste der Unterdrückung enthüllt, welche in einem noch kraftvollen Jahrhundert üblich waren; dieser, nebst viel größerer Profanation von Treu und Glauben, liefert eine höchst denkwürdige Schilderung der Folgen unbewaffneter Neutralität, übertriebener Verheimlichung der Staatsgeschäfte, übler Wahlen, Selbstbetrugs, falscher Mäßigung und der Heucheley, die einen verrätherischen Plan hinter einem Schein von Erbarmlichkeit verbirgt, welchen die gemeinen Menschen zu entschuldigen geneigt sind. Wenn bey schon zu weit verbreiteter Herabwürdigung der Charaktere (so weit, daß man den Willen, sich noch helfen zu wollen, zu gestehen kaum wagen dürfte, und übel nähme, wenn andere helfen möchten) der praktische Nutzen dieses Buchs nicht mehr zu erreichen stünde, so ist seine Aufbewahrung doch Pflicht für die Nachwelt, um ihr die Ereignisse unserer Zeit begreiflich zu machen. Es ist auch zu wünschen, daß wohlgesinnte Männer einige Exemplare jenseits dem Ocean in die Länder bringen, welche nach Vollendung des Falls von Europa der interessantere Schauplatz eines erneuerten Kampfs zwischen Licht, Freyheit, Sclaverey und Barbarey seyn werden. Denn wenn ein trüges, verblendetes, niederträchtiges Geschlecht vor den Lehren der Geschichte, und vor dem Anblick der Erfahrung Augen und Ohren zstopft: so bleibt edeln Geschichtschreibern doch das, nebst den Verbrechern die Namen so elender Häupter und Räthe,

M

the,



the, wie wir in diesem Buch viele urkundlich dargestellt sehen, mit gebührender Infamie auf ewig zu proscribiren, damit die Nachkommen wissen, wie viel sie zu vergüten haben, und andere durch die Lautbarkeit der öffentlichen Meinung und einige Scheu vor der unparteyischen Strenge der Nachwelt, wo möglich, zu einigem Pflichtgefühl aufgeschreckt werden. Ein Auszug dieses Buchs würde merkwürdig seyn; wir finden aber nicht für gut, hiedurch die Neugier zu befriedigen: Man übersetze es, mit Sachkenntniß und Verstand; alsdann, wer sehen will, sehe. Was hier geschah, ist in anderen Ländern auch begegnet; und muß begegnen, wenn man sich selbst verläßt. Ths.

VERONA ITAL. (zum Unterschied der österreichischen Seite), b. den Erben Merlo: *Dé vicendevoli amor di Messer Francesco Petrarca e di Donna Laura*. Nuova edizione. 1804. 139 S. 8.

Hr. Canonikus Gian. Giacomo Dionisi, ehrwürdig durch seine beharrliche Anhänglichkeit an Tugend und Wissenschaft, weihete, sobald die Revolutionsstürme sich einigermaßen gelegt, den Rest seiner, dem achtzigsten sich nähernden Jahre, aufs neue den gelehrten Forschungen, welche in früheren Zeiten für ihn der geliebteste Reiz des Lebens waren. Vorliegende Schrift beleuchtet einige Züge in dem Charakter des Petrarca, welche zu kennen allezeit gut ist; Wahrheit behauptet immer den Vorzug vor überspannten Vorstellungen. Dafs die Moral des Vf. von der strengen Art ist, wird in unserm Zeitalter, welches viele Dinge leichter nimmt, dem Ruhm des grossen Florentiners keinen sonderlichen Abbruch thun; viele werden ihm nicht nur vergeben, sondern ihn um so mehr lieben, je mehr sie finden, dafs er in der That nicht so ganz platonisch gewesen. Das eben zeigt Hr. Dionisi, wie nämlich Petrarca die Laura wahrhaft sinnlich geliebt, ob schon es nicht zur Vollendung gediehen; vornehmlich weil diese Liebe durch seine Dichtkunst mit so außerordentlichem Ruhm so ätherisirt worden war, dafs beiderseitige Eitelkeit nicht erlaubte, was gewöhnliche Sterbliche für den Preis der Liebe halten. Im übrigen müße auffallen, wie Petrarca in dem Buch seiner Bekenntnisse (*Secretum*) mit überfeiner Moralität über diese Liebe (als wüßte er von einer ganz sinnlichen vollends nicht) sich Vorwürfe macht, indess er wirklich (und selbst in dem Jahr, wo er dasselbe Buch schrieb) mit anderen Weibern ein paar uneheliche Kinder gezeugt. (Vielleicht machte er sich nicht so viel Scrupel über die thierische Handlung, als über jene Liebe, die sich seiner Seele bemächtigte.)

Nach diesem erläutert der Vf. einen zwar längst gedruckten (*Petr. epist. Lugd. (Genf) 1601*; der 12 im 12 Buch), aber meist nicht oder übel verstandenen Brief des Petrarca an den Boccaccio (*Joanni de Certaldo*). Hiezu bedient er sich der ächtesten Quelle, des lateinischen Gedichtes, wodurch Boccaccio jenes Antwortschreiben veranlafste. Es ist nun offenbar, waren freylich viele Umstände, auch sonst

kaum zweifeln ließen, dafs Petrarca in letzterem sich des Vorwurfs entledigen will, den Dante unrühmlich zu beneiden. Boccaccio sandte ihm ein (im Vatican noch vorhandenes) selbstgeschriebenes Exemplar der *Commedia*, und giebt nicht undeutlich zu erkennen, dafs er einigen Zweifel trägt, ob sein Freund diesem grossen Werke recht günstig sey.

*Italiae iam certus honos, cui tempora lauro  
Romulei cinxere duces, hoc suscipe gratus  
Dantis opus vulgo, quo nunquam doctior ullis  
Ante reor simili compactum carmine faeculis.  
Nec tibi sit durum, versus vidisse poetae  
Exulis et patrio tantum sermone sonoros, u. f. f.*

Petrarca nun protestirt gewaltig, dafs er Dante hoch ehre: Als Jüngling habe er zwar ihn nicht lesen, auch in seine zahlreiche Bibliothek nicht aufstellen mögen; um nicht wider Wissen und Willen zur Nachahmung hingerissen zu werden (*Tantum fiducia indueram, ut ad meum et proprium quandam modum succurrerem mihi ingenium arbiträrer*); jetzt lese er ihn, und er sagt hierauf über das grosse Gedicht manches Schöne. Es wird freylich dem Rec. wie dem Vf. um so deutlicher, je mehr Petrarca es leugnet, dafs dieser die *divina commedia* mit einem gewissen Unmuth betrachtet haben mag: sie mochte ihm unübertrefflich scheinen; in der That ist in ihr ein ganz anderes, höheres Genie. In späteren Jahren (der Brief mag von 1360 seyn), da Petrarca durch seine lateinischen Gedichte (die niemand mehr liest, und auf die er das meiste hielt) und andere vortreffliche Thaten und Werke seinen Ruhm gesichert glaubte, mag er williger in die für Dante hochbegeisterte Nationalstimme auch seinen Einklang gegeben haben. Es ist weise und edel genug, dafs er nie durch Hervorstellung der Unvollkommenheiten des gerühmten Werks dessen Glück zu trüben gesucht; das Gefühl der Verzweiflung, ein grosses Ziel auch, und noch näher, zu erreichen, mag selbst erhabene Seelen zuweilen bekümmern.

Die Titelvignette ist eine auf den Triumph 1341 sich beziehende Medaille: Er, mit dem Lorbeer, und der Umschrift: *Vates Augustus*; auf der Kehrseite *Urania*. Ths.

KÖNIGSBERG, b. Goebbels u. Unzer: *Versuch einer Geschichte und Beschreibung Königsbergs*, von Ludwig v. Baczo, Prof. der Geschichte bey der Artillerie - Akademie und verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitgliede. 1804. XX u. 539 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Was dem verst. Mangelsdorf aus Mangel an Unterstützung nicht gelang, eine ausführliche Beschreibung Königsbergs, wozu er sehr viele Materialien gesammelt, genaue Nachrichten eingezogen, und sich den Zutritt zu den Archiven verschafft hatte, nach dem, in einer weitläufigen Ankündigung vor etwa 10 Jahren bekannt gemachten, wohl durchdachten Plane, herauszugeben; das hat der als preussischer Geschichtsforscher rühmlichst bekannte Hr.

Hr. v. B. wenn auch nicht so gelehrt und ausführlich, wie man es dort zu erwarten berechtigt war, doch mit Klarheit, Gründlichkeit und in einer gefälligen Schreibart im Ganzen recht glücklich ausgeführt. Es liegen dabey die vom Vf. vor etwa 15 Jahren gelieferten einzelnen Hefte zur Beschreibung Königsbergs zu Grunde; und schon eine flüchtige Vergleichung lehrt, daß keine Mühe gespart worden ist, um jenem Entwurfe die nöthige Ausführlichkeit zu verschaffen, das Unvollständige zu vervollkommen, das Fehlende zu ergänzen, das Unrichtige zu bestimmen, und dem Ganzen mehr Leben und Gewandtheit zu geben. Man sieht es deutlich, daß sich der Vf. *Nikolais* Beschreibung von Berlin zum Ziel vorgesteckt, und ihr, so viel möglich, nachzukommen gesucht hat; aber in dem, was Königsberg als große Handels- und Seestadt, als Sitz einer Akademie und Grenzort des preussischen Landes an Rußland und das ehemalige Polen, eigenthümliches hat, foderte ihre Beschreibung besondere Kenntnisse, tiefen Beobachtungsgeist und ein geübtes Kennnerauge. Und gerade hier erregt es keine geringe Bewunderung, daß ein Mann, dem bekanntlich die Natur und das Schicksal so viel Hindernisse in den Weg gelegt hat, diese überwältiget, gleich einem *Sehenden*, so gut beobachtet, so vieles zusammengetragen, und mit einem Worte das geleistet hat, was geleistet worden ist. Man wird in dem, was man von einer Stadtbeschreibung zu erwarten hat, nicht leicht etwas Erhebliches vermissen; keinen Artikel ganz mager ausgeführt finden, ermüdende Weiterschweifigkeit vermeiden, und gedrängte Kürze unbeschadet der Deutlichkeit beobachtet sehen. Hier und da wäre etwas mehr Lebhaftigkeit des Vortrags zu wünschen, z. B. in der Beschreibung der Umgebungen Königsbergs, deren Mangel aber dem Vf. gerade am meisten zu verzeihen ist, da sein Auge diese Anblicke entbehrt. Im 1. Abschnitt wird die mathematische und physische Topographie, im 2. die Geschichte, im 3. die Topographie, im 4. alles übrige *Statistische* der Stadt und des Orts beschrieben. Letzterer steht, seiner Weitläufigkeit wegen, mit den übrigen nicht im genauen Verhältniß, und der Erstere hätte mit dem dritten verbunden werden sollen, da er mit demselben gleiches Inhalts ist, und um so mehr, da er nur 17 Seiten füllt. Diese gewählte Ordnung und Trennung mancher zusammengehörenden Artikel hat einigemal eine unnöthige Wiederholung erzeugt. Am besten ist die Geschichte der Stadt — die Beschreibung des Handels, des Fabrik- und Armenwesens in Königsberg gerathen. Sehr beherzigenswerth ist, was S. 468 zur Berichtigung der Urtheile über die Armenanstalten gesagt wird. Königsberg kann gewiss mit jeder andern großen Stadt, die gute Armenanstalten hat, wetteifern; und Rec. hat nicht leicht einen Ort gefunden, wo so viele wohlhabende Privatpersonen andere Hausarme und Nothleidende edelmüthig unterstützen. *Zusätze, Berichtigungen und Verbesserungen* muß es natürlich bey

einem solchen Werke geben, das eine so getheilte Aufmerksamkeit erfordert, obgleich der Vf. größtentheils aus guten und richtigen Quellen geschöpft hat. Was Rec. hier erinnert, sind nur Kleinigkeiten, die bey einer neuen Ausgabe leicht berichtigt werden können. Was S. 3 vom Pregelstrom gesagt wird, ist in mehr als einer Hinsicht unrichtig und mangelhaft. Nicht bloß bey Steinbeck 11 Meilen von Königsberg theilt sich der Pregel, sondern schon vorher bey Cremitten oder Langendorf, 4 Meilen von der Stadt. Nicht der *rechte* Arm heißt der *alte* und der *linke* der *neue* Pregel, sondern gerade umgekehrt. — Der Pregel bildet zwar jetzt die Insel Kneiphof, man weiß aber, daß der östliche Arm, der Communication willen, *gegraben* worden ist; nicht mit zwey Armen, sondern ungetheilt fließt der Pregel ins frische Haf. S. 17 ist zuzusetzen, daß oft beträchtliche Stücke Bernstein auch im Pregel aufgesucht werden. Der Argwohn des Vf. S. 40, daß der im Bildniß auf einem Brunnen stehende *Hans Sagan*, der sich 1370 in der Schlacht bey Rudau so berühmt gemacht hat, der katholische Heilige, *Florian* sey, wird doch durch allgemeine Tradition widerlegt. — Den Hof des bekannten *Scalichius* (S. 54) hört man von gemeinen Leuten nicht *Kalixten* sondern *Kalixtenhof* nennen. S. 55 wo gesagt wird, daß das ganze Land an dem *hesshusischen* Streite über *abstractum* und *concretum* Theil genommen habe, hätte zugesetzt werden müssen, daß sich sogar die Weiber auf dem Fischmarkte eine abstracte und concrete Hure geschimpft haben. — An der altstädtischen Kirche stehen jetzt nicht *drey*, sondern zwey Diakonen; dasselbe hätte auch bey der löbenichtschen und kneiphöfischen Kirche angemerkt werden sollen. Beym altrosengärtischen Kirchhofe (S. 147) fehlt die Merkwürdigkeit zweyer verschlungenen Bäume, die am Grabe zweyer Liebenden stehen, die sich im Leben nicht ehelich umarmen durften, wovon schon 1803 eine Beschreibung im Druck erschien. Hart ist das Urtheil, das Hr. v. B. S. 186 bey Gelegenheit des Mahlers *Knopke* fällt. „Er hatte das *Schicksal der besten Köpfe Preussens*; er wurde verkannt. — Wäre er ein *Ausländer*, mit halb so viel Anlage für seine Kunst und hinreichend *unverschämt* gewesen, seines Ruhmes wäre *hier* kein Ende.“ Zum Glück wird es durch Erfahrung widerlegt, welches man den Auswärtigen nicht erst sagen darf. — Daß die theologische Fakultät alle 14 Tage (S. 434) ihre Zusammenkünfte gewöhnlich halte — ist lange nicht mehr wahr, auch nicht leicht üblich gewesen; eben das gilt vom größeren Fiscus S. 336, weil die Promotionen bey der theologischen Fakultät selten sind. — Nicht 3, sondern 4 Tage hält der Doctorandus in der theologischen Fakultät die *lectiones cursorias* (S. 336). Zu S. 339 gehört: Grafen, die inscribirt werden, zahlen das Triplum. — Nicht alle Schriften, die gedruckt werden, passiren eine dreyfache Censur, sondern nur Gedichte (wovon wieder, die auf *Bändern*, ausgenommen sind, die einfach censirt werden) und in ein bestimmtes Fach einschlagende Schriften.

ten. S. 340. Schon seit 6 Jahren lesen die Professoren der philosophischen Fakultät nicht mehr die Pädagogik *wechselseitig unentgeltlich*, sondern sie ist einem von ihnen vom Hofe aus aufgetragen worden zu lesen, gegen ein Honorar von 150 Rthlr. jährlich. Die Nachricht (S. 270), daß der akademische Rendant den Gehalt des ehemaligen 3 Hofpredigers ziehe, ist ganz entstellt. Die Wallenrodtsche Bibliothek ist seit Jahr und Tag unter gewissen Bedingungen der Akademie geschenkt worden, die sie vielleicht mit der akademischen vereinigen wird. Doch da die Nachrichten überhaupt nur bis zum Jahr 1803 gehen, so darf man über das, was später vorgefallen ist, mit dem Vf. nicht rechten. Hier ist nun der besondere Fall, daß gerade das Jahr 1804 so merkwürdig für die Verfassungen mehrerer hohen Collegien der Stadt geworden ist, und der Regierung, der Kammer, dem Consistorio, dem Hospitalcollegio u. s. w. eine andere Gestalt gegeben hat, so daß nun kein eigentliches Etatsministerium mehr existirt, und vieles nicht mehr wahr ist, was davon hier gemeldet wird. Mancher unrichtige Ausdruck z. B. „das Altar“ die Soldaten tragen kurze Stiefel. S. 269 „ohne daß die Reihe an sie war“ u. s. w. läuft als Provincialismus mit unter. Kein Kapitel ist jedoch im Ganzen dürftiger ausgefallen, als das von der Akademie, und man würde berechtigt seyn, dem Vf. darüber Vorwürfe zu machen, wenn er nicht S. 12 der Vorrede ein eigenes Werk „das gelehrte Königsberg“ verspräche, zu dessen baldiger Herausgabe wir ihn hiermit ermuntern. Bis dahin befriedige man sich mit

folgender kleinen, dem Inhalt nach verwandten Schrift:

KÖNIGSBERG, b. Hering, Goebbels u. Unzer: *Über die Universität zu Königsberg*. Ein Nachtrag zu Arnold und Goldbeck. 1804. 94 S. 8. (13 gr.)

Der ungenannte Vf. (dem Vernehmen nach, Hr. geh. R. und königl. Leibarzt D. Metzger zu Königsberg) handelt nach einem Prolog und nach einer Einleitung über Universitäten überhaupt, von der Stiftung und Verfassung der Universität zu Königsberg, theilt einen Nekrolog der U. z. K. seit 1782, und ein Verzeichniß einiger Lehrer, welche die Akademie nach einigen Jahren wieder verlassen haben, mit, beschreibt das jetzige Personale d. U. z. K., und spricht über die mit einer Universität mehr oder weniger nothwendig verbundenen Anstalten am ausführlichsten, und im medicinischen Fache interessantesten, alles zu dem Zwecke, zu zeigen, daß sich diese auswärts etwas verkannte Universität mit ihren übrigen gepriesenen Schwestern wohl messen könne, und in keinem Stücke ganz zurück bleibe. Diesem Gesichtspunkte ist es wohl zuzuschreiben, wenn fast alles zu sehr gelobt, die Lehrer sehr erhoben, und einige Mängel zu sehr verdeckt sind. Ob sich gleich die Schrift gut lesen läßt, und von einer geübten Feder herrührt: so scheint sie doch etwas flüchtig niedergeschrieben, und besonders die Charakterisirung der Lehrer etwas einseitig entworfen zu seyn.

EBST.

### KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Venedig, b. Rosa: *Expositionem Symboli, quae prodiit Patavii 1799, tribuendam esse S. Nicaeae Dacorum episcopo*. 1803. LXVIS. 4. Hr. Johann Prosdocius Zabao, Prof. der Theologie zu Venedig, durch eine Chrestomathie aus den Kirchenvätern in drey Bänden und eine *Logik der Theologie* bekannt, gab vor einigen Jahren das Glaubensbekenntniß heraus, welches ein heiliger Bischof Nicetas von Romatiana im fünften Jahrhunderte seinem Kirchspengel vorschrieb. Nach Cave, (gewissermaßen) Dupin und anderen, wurde es einem aquilejischen Vf. zugeschrieben; man hielt, aus schwer zu fassenden Gründen, Romatiana für eine ungewöhnlichere Benennung Aquilejens. Hievon ist Hr. Zabao mit Recht abgegangen. Romatiana ist eine, von Nissa und von Giustendil (Justiniana) wenig entfernte, daciſche Stadt, welche in dem heutigen Serbien lag. Das gleiche ist bey Recension einer anderen Handschrift eben dieser Confession dem berühmten Denis aufgefallen; es trägt zu Befestigung der Sache bey, daß er und unser Vf. nichts von einander gewußt.

Im übrigen läßt sich abnehmen, daß die Ketzer, mit welchen Bischof Nicaeas es aufzunehmen hatte, dieselben waren, welche in seiner Provinz das ganze Mittelalter hindurch den Eifer der Rechtgläubigen übten. Es wird viel seyn, wenn ihrer nicht jetzt noch sind: Wenn die Turkey einst, wie andere Länder, durchforſcht werden kann, so wird auch die Kirchengeschichte Eroberungen machen; man wird Reste der alten Secten finden. Die, wider welche hier gekämpft wird, waren Katharygen, Marcioniten, Manichäer, Leute, welche nur einen Schein der Menschwerdung (in *phantasmate factam*) glaubten, und von einer körperlichen Auferstehung nichts wissen

wollten. Von ihnen ruft Nicaeas zu der Kirche, der auch die hohen Kräfte, die Engel, zugehören. „Entsagen soll jeder dem Teufel und seinen Werken, als Theater, Tanz, Trunkenheit, Hurerey, wahrsagendem Loofe (*Sortibus*) und — der *Cultura*“ (*culturae*; welches Hr. Zabao für Kleiderluxus nimmt. Es könnte auch auf Gottesdienst gehen; *Idole* werden zwar später genannt: Wenn aber diese die Verirrung der Heiden waren, so könnte jenes die unbilligen Anbetungsgegenstände einiger Secten bezeichnen.)

Ths.

Hamburg u. Mainz, b. Vollmer: *Französischer Cornelius Nepos, oder Leben der vorzüglichsten Helden, die sich während der Revolution ausgezeichnet haben. Ein Muster zur Nachahmung für die reisende Jugend, und als Lehrbuch in Schulen vorzüglich brauchbar*. Aus dem Französischen von Müller. 1805. 187 S. 8. (12 gr.) Der Zusatz zum Titel: *Ein Muster etc.* ist hier ganz am unrechten Orte. Was soll die Jugend nachahmen? Soll denn alles, was jung ist, Soldat werden? Und was wird man nicht noch alles für Schulen brauchbar, ja vorzüglich brauchbar finden! Rec. möchte die Schule kennen, in der dieser französische Cornelius Nepos als Lehrbuch (wessen?) eingeführt werden könnte. Aber abgesehen von diesem Zusatz, haben diese Biographien *Rochambeau's*, *Custine's*, *Wimpfen's*, *Dugommier's*, *Edmund Richer's*, *Guibar's* und *Alarrie's*, das Verdienst eines guten Vortrags, und einer schicklichen Auswahl des Interessanten. Unter den angehängten militärischen Charakterzügen hat Rec. einige weniger bekannte gelesen.

π.ο.

DEN 15 JULIUS, 1805.

## STATISTIK.

MÜNSTER, b. Waldek: *Abriss der Länder- und Staatenkunde, besonders von Deutschland, mit beständiger Hinsicht auf die neuesten Veränderungen und kurzen historischen Notizen.* Bearbeitet von Johann Heinrich Müller, Lehrer an der Realschule zu Hattingen, in der Grafschaft Mark. Zum Schul- und Privatgebrauch. 1805. 346 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. fand sich, wie er in der Vorrede sagt, durch „das selbst empfundene Bedürfnis und den leicht in die Augen fallenden Nutzen eines nach den gegenwärtigen Zeitumständen modificirten kurzen Abrisses der Länder- und Staatenkunde bewegen, dieses in der That mühevoll Geschäft zu übernehmen; denn der Weg, den er betreten mußte, sey gewissermaßen noch ganz ungebahnt.“ Er nennt sein Buch Länder- und Staatenkunde, da es doch meist nur eine magere Erdbeschreibung ist, die öfters in eine bloße Nomenclatur ausartet. In der Beschreibung der Staaten selbst, ist er nicht der natürlichen Lage gefolgt, sondern hat oft sehr entfernte Länder neben einander hingestellt, bloß weil sie unter einerley Titel zu bringen waren, wie z. B. die Republiken, oder die Königreiche. Deutschland hat er gar von Europa getrennt, und es hinter Amerika gestellt; eben so hat er Venedig bey Deutschland abgehandelt, als ob es jetzt ein deutsches Land wäre, weil es einem deutschen Besitzer gehört. Auf diese Art müßten Ungarn und das österreichische Polen auch zu Deutschland gehören.

Der Vf. hat seinem Werke einige geographische Vorkenntnisse, wie er es nennt, — vorangeschickt, worin er die mathematische und physische Erdbeschreibung abhandelt, ohne jedoch etwas neues zu sagen; desto mehr hat er alte Fehler anderer Geographien wiederholt, und diese noch mit neuen vermehrt. S. 23 setzt der Vf. den Montblanc irrig nach Valaisien (Wallis), da er ganz im französischen Gebiet zwischen den Depart. Montblanc und Doria steht. Unter den feuerpeyenden Bergen S. 23 sind die Berge auf Volcano und Stromboli vergessen. Die geographische Darstellung selbst fängt der Vf. mit den entferntesten europäischen Ländern, Rußland und der Turkey, an. Dem europäischen Rußland giebt er 94,000 Quadratmeilen, und 33 Mill. Einwohner. 1803 sind im ganzen russischen Reiche 1,277,321 geboren worden, welches eine Bevölkerung von 32 bis 33

Mill. giebt, wovon ungefähr 26 bis 27 Mill. auf den europäischen Theil fallen können.

Der zweyte Abschnitt der Schrift enthält die Königreiche, bey welchen mit Portugal der Anfang gemacht wird. Die Volksmenge dieses Landes wird auf 3 Mill. angegeben; es hat aber nicht über 2,250,000 Einwohner. Eben so ist bey Spanien die Volksmenge von 11 Millionen zu hoch. Bey der Zählung im J. 1804 wurde die traurige Bemerkung gemacht, daß die Volksmenge, seit der vorübergehenden Zählung, um eine volle Million abgenommen habe, und jetzt nur noch aus 9 Mill. bestehe. Die Behauptung, daß England in guten Jahren Überfluß an Getreidearten habe, war zwar ehemals wahr; jetzt aber ist es umgekehrt. Ehemals konnte England vieles ausführen; jetzt muß eingeführt werden, woran die ungeheure Ausbreitung der Viehzucht, zum Schaden des Ackerbaues, die sehr vervielfältigte Anlage der Landhäuser, Gärten, Lustwälder, die zunehmende Bevölkerung, und der große Verbrauch der Flotte schuld sind. S. 54 ist die Bevölkerung von England mit beynahe 8 Mill. und Schottland mit 1,800,000 unrichtig angegeben. England hatte 1802. 8,331,434; Wales 541,564 und Schottland 1,599,068 Seelen; mithin ist das erstere zu gering, das andere zu hoch angegeben. S. 56 schreibt der Vf. auch dem gewöhnlichen Haufen der Geographen nach, London habe 1 Million Einwohner. Höchstens kann man die Volksmenge dieser Hauptstadt, mit Einschluß der Miliz und der Seeleute auf den Handelschiffen in der Themse auf 900,000 rechnen. Eben so sind auch bey den meisten anderen Städten die Bevölkerungsangaben übertrieben. — Bey der Beschreibung Dänemarks ist die Quadratmeilenzahl Norwegens von 7200 zu hoch; es hat nur 6056. Die Einwohnerzahl Dänemarks wird unrichtig auf 2½ Mill. gesetzt. Im J. 1799 wurden in Dänemark, Norwegen und den Herzogthümern 77,284 geboren, 59,878 waren gestorben, und 18,267 Ehen geschlossen worden: dies giebt eine Bevölkerung von 1,925,000 Seelen. — Island hatte 1801, 47,207 und die Färöer Inseln 5263 Einwohner, demnach der ganze dänische Staat, ohne die außereuropäischen Besitzungen, nach runden Zahlen, 1,977,000, also noch keins 2 Millionen Seelen. Stockholm hat nicht 80,000, sondern nur 70,000 Einwohner. Im J. 1804 sind in Stockholm 2441 Kinder geboren worden, und unter diesen über 1000 uneheliche. Das ist mehr, als was Paris und Leipzig bisher in dieser Rücksicht aufweisen konnten! Wismar gehört nicht mehr unter die schwedischen Besitzungen.

gen. Der Satz, daß der Boden in Preussen fast durchgehends fruchtbar sey, ist sehr unsichtig; der Vf. durfte nur auf die Landkarte sehen, wenn er auch sonst keinen anderen Führer gehabt hätte, unsich vom Gegentheil zu überzeugen. — Danzig hat nicht mehr 50.000 Einwohner, es ist leider von 60.000, auf 36.000 herabgekommen, seitdem es preussisch ist. Die Zahl der jährlich Gebornen ist nur noch 1400. Eben so ist der Verfall der Stadt Warschau, deren Einwohnerzahl der Vf. auf 66,000 angiebt, merkwürdig. In den letzten zehn Jahren des Königreichs Polen hatte Warschau 90 bis 95,000 Einwohner, unter welchen 15 bis 1800 Juden waren. 1796 waren es noch 57.000 Christen und 7600 Juden; 1800, 54,000 Christen und 9200 Juden; im J. 1803, 53,000 Christen und 9724 Juden. Sonderbar ist es, daß, so wie die Christen abnehmen, die Juden zunehmen; und wenn es in dieser Progression fortgeht, so wird Warschau endlich eine Judenstadt werden. Die Einwohner von Gallizien und Lodomirien setzt der Vf. auf 4½ Mill. Genauer ist sie in Ostgallizien 3,650,000, und in Westgallizien 1,281,000, zusammen 4,930,000, also beynahe 5 Mill. S. 85 ist der Flächeninhalt von Ungern mit 3200 Quadratm., von Slavonien mit 340, von Kroatien mit 314, und von beiden Dalmatien zu 406 Quadratm. unrichtig angegeben. Ungern allein enthält 4033 Quadratm., Kroatien 477, Slavonien 333, Dalmatien 240, Siebenbürgen 730, zusammen 6010 Quadratm. Der Vf. bringt in allem nur 4260 Quadratm. heraus, welches offenbar viel zu wenig ist. Eben so ist die Quadratmeilenzahl von Neapel mit 1260 M. zu niedrig angegeben. Es sind 1437. S. 107 ist die bey Parma und Piacenza gegebene Seelenzahl mit 350,000, um 100,000 zu hoch. Eben so S. 108 bey Malta mit 150,000. Man ist jetzt von dem Zustande Malts besser unterrichtet, und weiß, daß die Insel wenig fruchtbar, und schlecht bewohnt ist, auch nur 2 Städte und 27 Dörfer enthält, so wie Gozo, ein Städtchen und 8 Dörfer. Die Besitzer dieser Insel sind gegenwärtig nicht mehr die Johanniter - Ordensritter, wie der Vf. sagt, sondern die Engländer, und die Zukunft muß erst das Schicksal dieser Insel aufklären. Daß der Vf. auf Paris noch 700,000 Einwohner rechnen konnte, ist unbegreiflich, da ja die gezählte Einwohnerzahl zu 547,000 in allen Zeitungen bekannt gemacht worden ist. Die Einwohnerzahl der batavischen Republik beläuft sich nicht mehr über 2 Mill., sondern nur auf 1,873,000, nach der neuesten Zählung. Holland hat davon 799,979; Seeland 81,916; Utrecht 108,820; Geldern 323,282; Overysse 170,330; Gröningen 93,000; Friesland 96,846; und Brabant 207,708. Die Seelenzahl in Amsterdam mit 250,000 ist um 50,000 zu hoch; Amsterdam hat bey 8000 Gebornen, nur 200,000 Einwohner. S. 130 rechnet der Vf. den Gotthard mit 8587 Fufs Höhe, (nach andern 1650 Toisen) den Tödißberg, den Jura und andere, unter die höchsten Berge der Schweiz; hingegen die Jungfrau, Stella, das Finsterarhorn, Schreckhorn, Mönch, Eiger, die alle über 10,000, theils über 11,000 Fufs haben, nennt er nicht. Hel-

vetiens Bevölkerung ist um mehr als 200,000 zu hoch angegeben. Bey der Eintheilung Helvetiens bringt der Vf. nur 18 Kantone heraus, da es doch 19 sind. Den Kanton St. Gallen hat er vergessen. Dagegen hätte er das Fürstenth. Neuenburg, das in keiner Verbindung mit der Schweiz mehr steht, hier wohl weglassen können. S. 132 und 133 zählt der Vf. Tirano, Bormio, Chiavenna zur Schweiz, da doch diese Orte und Gegenden zur italienischen Republik gezogen worden sind, und jetzt zum Depart. Adda und Oglio gehören. S. 135 rechnet der Vf. den Montblanc nochmals zu Wallis; dagegen hat er den grossen Berg Rosa von 14,380 Fufs, den höchsten in Wallis, der dem Montblanc wenig nachgiebt, vergessen. Der Gemnißberg, den der Vf. dagegen anführt, hat nur 5166 Fufs Höhe. Die italienische Republik, deren Flächeninhalt der Vf. zu 1000 Quadratm. angiebt, hat nur 784 Quadratm.; auch hat sie nicht 3,800,000 Seelen, sondern nur 3,552,000. Wenn der Vf. S. 142 von dem genuessischen Baumöl als dem besten in Europa redet: so dachte er nicht an das vortreffliche Öl von Lucca, und das, welches auf den Inseln im adriatischen Meere gebauet wird. Poglizza kann nicht ein Freystaat, in dem Sinne genannt werden, wie Ragusa und andere, in deren Gesellschaft sie der Vf. anführt, denn die Einwohner haben sich ehemals den Venetianern unterworfen, sind aber von ihnen aus Dankbarkeit schonend behandelt worden. In dieser Eigenschaft sind sie an Oesterreich übergegangen. Es ist ungefähr das Verhältniß, wie bey den Montenegrinern. Bey den Producten der Sieben - Inseln - Republik hätte der Vf. das vortreffliche Öl nicht vergessen sollen, welches meist nach Triest und Venedig verführt wird. S. 149 bis 166 wird Asien abgehandelt; Afrika von 167—178; Amerika von 179 bis 196; Australien von 197 bis 200. Und nun erst nach allem diesen kommt Deutschland vor, mit der Bemerkung, daß es zu S. 31 gehöre.

Auch diese Beschreibung wimmelt, wie die ganze Schrift, von statistischen und anderen Fehlern. Den Main möchte Rec. doch nicht zu den Hauptströmen Deutschlands rechnen. Er ist bey Frankfurt, also 8 Stunden vor seinem Ausflusse, so seicht, daß die Schiffe mit Stangen regiert werden müssen. Die Drave und Sau sind wohl viel bedeutender. Grätz hat nicht 36,000, sondern nur 28,000 Einwohner; Klagenfurt hat nicht 10,000, sondern nur 8000; Laibach nicht 20,000, sondern nur 14,000 Einwohner. S. 228 giebt der Vf. dem Herzogthum Venedig, nebst Friaul und Istrien, also ohne Dalmatien und die Inseln, 2,200,000 Einwohner. Nach bekannten Zählungen hat Venedig, das feste Land, 1,384,000 und Istrien 60,000 Einwohner, also zusammen 1,453,000 Einwohner. S. 229 ist die Einwohnerzahl von Padua mit 34,000 viel zu gering, und Vicenza mit 30,000 viel zu hoch angegeben. Auch die Zahl von München mit 50,000 ist zu hoch. Hazzi giebt sie, mit der Aue und dem Militär zu 48,750 an, wovon für diese beide 12,995 abzuziehen sind; mithin bleiben 35,750. S.

S. 241 macht der Vf. bey den württembergischen Land-  
schulen die richtige Bemerkung, daß sie eine dem  
Geist der Zeit mehr angemessene Einrichtung erhal-  
ten sollten. Es war schon längst der Wunsch der Pa-  
trioten, daß die vielen lateinischen Schulen in den  
Landstädten eingehen, und Bürgerschulen daraus  
gebildet werden möchten! Denn wozu soll dem Hand-  
werker und Ackersmann das Latein dienen? Urach  
ist keine Fabrikstadt, nicht eine einzige Fabrik ist  
da, bloß Handwerker, vorzüglich Leinwandwe-  
ber. Eßlingen hat nicht 7000 Einwohner, sondern  
nur 5200; eben so Heilbronn nicht 7200, sondern  
nur 5400. Dagegen ist die Seelenzahl Württembergs  
mit 700,000 zu gering. Alt-Württemberg hat 670,000;  
Neu-Württemberg mit Kreuzthal 120,000, also zusam-  
men 790,000 Einwohner. Wimpfen ist schon seit et-  
lichen Jahren von Baden an Hessen-Darmstadt ver-  
tauscht worden. Biberach hat nicht 7000, sondern  
nur 5000 Einwohner. Der Theil der Rheinpfalz, wel-  
chen Baden besitzt, gehört nicht mehr zum ober-  
rheinischen Kreise, sondern zum schwäbischen. Ulm  
hat, nach mehreren Zählungen nur über 11,000,  
nicht 14,000 Einwohner. Die bayerischen Besitzungen  
in Schwaben, mit 330,000 Einwohnern sind wieder  
sehr übertrieben. Ottingen, Spielberg und Waller-  
stein haben jetzt nicht nur, wie vormals, den fürst-  
lichen Titel, sondern sie haben auch durch den  
Schluß der Reichsdeputation, Sitz und Stimme im  
Reichsfürstenrath erlangt. Lindau ist schon im vor-  
igen Jahre an Oesterreich vertauscht worden; eben so  
ein Theil der Abtey Weingarten. Egloß gehört nicht  
Abensberg und Traun (Traun Abensberg), sondern  
dem von Waldstein, unter dem Titel Fürst von Win-  
disch Grätz. Augsburg hat bey 900 bis 1000 jährlich  
Gebornen, höchstens nur 23,000 Einwohner (1804  
wurden 978 geboren). Bamberg hat nicht 20,000,  
sondern, mit dem Militär 18,600 Seelen. Die 9 bis  
10,000 Einwohner Ansbachs treibt der Vf. auf 13,000.  
Mannheim enthält nicht mehr 20,000, nur noch 18,800  
Seelen; ehemals waren es 24,000. Heidelberg hat  
nicht 11,000, sondern 8900 Einwohner, beides nach  
der letzten Zählung. Wenn der Vf. Frankfurt 43,000  
Einwohner zuschreibt, so ist dieses von Stadt und Ge-  
biet zu verstehen; denn die Stadt allein hat bey 1100  
Gebornen nicht über 30,000 Seelen. Die Bevölke-  
rung Düsseldorf mit 20,000, Elberfelds mit 17,000,  
Solingens mit 9000 Einwohnern ist viel zu hoch. Eben  
so die Einwohnerzahl Osnabrücks, mit 160,000, da  
es nur 136,000 hat. Rietberg ist jetzt, so klein es ist,  
ein Fürstenthum, da es durch den Reichsdeputa-  
tions-Hauptschluß von 1803 Sitz und Stimme im R.  
Fürstenrath erhalten hat. Nach S. 298 soll Magdeburg  
87 Quadratm. und 284,000 Einwohner enthalten, und  
die Stadt Magdeburg 30,000. Das Land Magdeburg  
enthält mit Mansfeld, 106 Quadratm. und 250,000  
Einwohner; und die Stadt Magdeburg, nach Abzug  
der Garnison, der Neustadt mit 5000, und der Bu-  
denburg mit 1600 Seelen, — welche beide Städte in  
ein ganz anderes Amt gehören, — 20,000 Einwohner.  
Nordhausen hat mit seinem ehemaligen Gebiet, nur

10,000 Einwohner. Hamburg mit 125,000, Lübeck mit  
30,000 Einwohner, sind wieder ohne Prüfung nach-  
geschrieben. Dresden mit 55,000 zu 1600 Gebornen  
ist ebenfalls ohne Kritik hingefetzt. Berlin hat nach  
der neuesten Zählung 153,000 Einwohner ohne die  
Besatzung. Böhmen hat über 3,100,000 Einwohner.  
Auch Prag hat weit mehr als 80,000 Einwohner. Trop-  
pau hat nicht 3000, sondern bey 530 Gebornen 14,000  
Einwohner.

Es würde dem Rec. leicht seyn, das Verzeich-  
niß der in dieser Schrift enthaltenen Unrichtigkei-  
ten zu vergrößern. Aber schon die angezeigten ma-  
chen es klar, wie unkritisch der Vf. die älteren feh-  
lerhaften Erdbeschreibungen benutzt, und wie we-  
nig er die neueren und zuverlässigeren Hülfquellen  
gebraucht habe. Überhaupt läßt sich nicht absehen,  
welchem Bedürfnisse der Vf. mit seiner Arbeit habe  
abhelfen wollen.

H.

LEIPZIG, b. Schumann u. TRIEST, b. Orlandi,  
ni: *Beschreibung der Handlung und des Indu-  
striefleißes der K. K. Seestädte und Freyhäfen Triest  
und Fiume. 1804. 193 S. u. XXIX S. Register.*  
8. (16 gr.)

Zuverlässige Nachrichten über den Handel und In-  
dustriefleiß der Seestädte Triest und Fiume müssen  
jetzt für den Statistiker sehr erwünscht seyn, da der  
Handel derselben immer mehr aufblüht, und da-  
durch auch der österreichische Industriefleiß beför-  
dert wird. Dem Rec. ist daher diese Schrift, die der  
bekannte Vf. des *gewerbefleißigen Deutschlands* heraus-  
gegeben hat, sehr willkommen, weil bis jetzt bloß  
einige beyläufige und zerstreute Notizen über den  
Triester Handel, und noch weniger über den Handel  
zu Fiume erschienen sind. Zwar hält er diese Beschrei-  
bung keinesweges für erschöpfend und mangelfrey,  
vielmehr vermißt er manches Wichtige, vorzüglich  
über den Industriefleiß, z. B. ausführlichere Nach-  
richten über die Schifffahrt nach diesen beiden Frey-  
häfen, und über die österreichischen Schiffe, die aus  
denselben auslaufen, über die Beschränkung des un-  
gerischen Handels zu Fiume u. s. w.: doch liefert der  
Vf. schätzbare Beyträge zu einer künftigen vollstän-  
digeren Beschreibung des Handels und der Industrie  
in den Seestädten Triest und Fiume, und sein Fleiß  
verdient die größte Aufmunterung. Er hat die be-  
sten Notizen, welche von Triest und Fiume in ver-  
schiedenen Schriften vorkommen, kritisch benutzt,  
und sich durch Correspondenz mehrere Angaben und  
Berichtigungen verschafft. Ja er verspricht bey künf-  
tigen Ausgaben seine Beschreibung immer richtiger  
und vollständiger zu geben, damit sie L'Espine's ge-  
schätztem Werke über die Handlung Amsterdams  
nicht nachstehe.

Zugrät beschreibt der Vf. das Gebiet von Triest,  
und handelt namentlich von dessen Grenzen und  
Größe, seiner natürlichen Beschaffenheit und der  
Zahl seiner Einwohner. Der Flächeninhalt ist noch  
nicht genau bestimmt, indem er nach einigen 5,  
nach anderen 7 Quadratmeilen beträgt. Die Gegend  
hat



hat sanfte Hügel, nur gegen Norden wird sie von einem Gebirge, der *Karst* genannt, eingeschlossen. An Naturproducten liefert das Pflanzenreich südliche Früchte verschiedener Art, besonders vortreflichen Wein, im Überflufs, und gutes Baumöl, das dem genuesslichen nicht nachstehen soll. An Holz ist im Ganzen Mangel, der aber durch Steinkohlen ersetzt wird, so wie der Mangel an Kochsalz durch das von den Triestern bereitete Meersalz. Aus dem Thierreiche hat Triest Pferde, Schaafe und treffliche Fische im Überflufs. Von dem Triester Handel mit Fischen, handelt der Vf. weitläufig. Die Zahl der Einwohner ist im Steigen, indem jetzt die Stadt Triest allein nahe an 40,000 Einwohner hat. — Von S. 8 bis 52 wird von der Stadt Triest und ihrem Handel und Industriefleiß gehandelt. Der Vf. zählt I. ihre verschiedenen beträchtlichen *Manufacturen und Fabriken* auf; II. die verschiedenen *Handelshäuser*, nach folgender Ordnung: 115 börsenmäßige Handelshäuser; 60 Großhändler, die bey dem Mercantilgericht angemeldet sind; 28 Großhändler, die zugleich im Kleinen verkaufen; 53 Großlisten, von denen der Vf. nicht bestimmt sagen kann, zu welcher Classe sie gehören; 4 böhmische Glashändler; 4 Buchhandlungen. Der Buchhändler *Creutz* führt auch die Törökischen Universalarzneyen, z. B. das *Specificum antivenereum externum*, die stärkenden Zeugungstropfen, u. s. w. mit welchen in den österreichischen Provinzen leider viel Unfug getrieben wird, ohne daß ihm die medicinische Polizey steuert. Der Verfertiger, Graf Török, ist ein Anhänger des berühmten Charlatans *Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus a Hohenheim*. Auch in Ungern befaßen sich meist Buchhändler mit dem Verkauf der Törökischen Arzneyen: III. *Künstler und gewerbtreibende Personen anderer Art*. Unter dieser Rubrik nennt der Vf. bloß Apotheker und Buchdrucker. Warum nicht auch Uhrmacher, Goldschmiede und andere Künstler? IV. *Handelsanstalten*: Bergwerksproducten - Verschleiß - Direction, Börse, Güterbestätteramt, Freyhafen, u. s. w. Von S. 49 bis 52 beschreibt der Vf. die *Wichtigkeit des Triester Handels*. Er behauptet, daß Triest jetzt unter die ersten Handelsstädte Europas gezählt werden könne. Triest ist unstreitig wegen seiner vortheilhaften Lage, seiner wohlunterhaltenen Strafsen, seines vortreflichen Freyhafens und seiner nützlichen Canäle der wichtigste und schicklichste Vermittelungsplatz zwischen der Levante, Italien, Deutschland und anderen Ländern von Nord- und Südeuropa. Indessen ist nach des Vf. gegründeter Versicherung für Triest kein Handelszweig so ergiebig, als der des Speditionswesens. Der Seehandel Triests fing im J. 1719

an aufzublühen, als der Platz für einen Freyhafen erklärt wurde. Jetzt kann man die Ausfuhr zu Wasser auf 18 Mill. Gulden schätzen. Der Fall Venedigs hat den Handel Triests hauptsächlich begünstigt. Der Vf. hätte auch anführen können, daß während des jetzigen Kriegs zwischen Frankreich und England Triests Handel im Steigen ist, und daß es sehr unpolitisch seyn würde, wenn sich der Kaiser von Österreich in diesen Krieg einmischen wollte. — Der Triester *Ausfuhrhandel* hat es zu thun mit den natürlichen Producten und Kunstartikeln Österreichs, Böhmens, Ungerns, der Lausitz, Sachsens, der Schweiz, des Reichs. *Eingeführt* werden alle Arten von Producten und Waaren aus Portugal, Spanien, Italien, der Levante, Barbarey, aus England, Holland, u. s. w. die dann wieder in die österreichischen Staaten, ins Reich und andere nördliche Länder u. s. w. versendet werden. In einem *Anhang zu Triest* liefert der Vf. 1) ein allgemeines Verzeichniß der Waaren, welche über diesen Platz eingeführt werden, mit Angabe des verschiedenen Gewichts, u. s. w. 2) einen wirklichen Preis - Courant. — Von S. 92 bis 98 handelt der Vf. von der zum Königreich Ungern gehörigen Seestadt *Fiume*. Fiume, deutsch. St. Veit am Pflaum, krainerisch Reka, ist nach Triest und Venedig der wichtigste Hafen und die ansehnlichste Seestadt der österreichischen Monarchie. Der Vf. führt die *Fabriken und Manufacturen*, die *Handlungen*, und die *Sensale und Consuls* an. S. 96 beschreibt er den Fluß *Fiume* (Flumen), der sich ins Meer verliert, und in welchen die Schiffe bequem einlaufen können. *Fiume* wurde im J. 1719 von Karl VI (S. 97 steht durch einen sonderbaren Druckfehler Karl XV) zu einem Freyhafen erklärt. Maria Theresia unterwarf Fiume der Commercial - Intendenz zu Triest. In älteren Zeiten war der Handel Fiumes sehr unbedeutend; die Ausfuhr schränkte sich fast nur auf Getreide und Holzkohlen ein, und die Einfuhr bestand bloß in Salz und Öl. Der steigende Handel hat aber in neueren Zeiten viele Fremde hieher gezogen, daher sich die Stadt immer mehr vergrößert. Die Ausfuhr aus Fiume besteht vorzüglich in Holzwaaren, Flachs, Pottasche, Rind-, Schaafe-, Borstenvieh und Tabak. Auch Mineralien könnten zu diesen Artikeln hinzukommen, wenn der Transport aus dem innern Ungern erleichtert würde. Rec. fügt hinzu: der Handel von Fiume könnte viel blühender seyn, wenn Ungern Commerzfreyheit hätte, und sein Industriefleiß nicht unterdrückt würde. Aus Ungern könnten, in diesem Fall, über Fiume vorzüglich folgende Artikel in Menge ausgeführt werden: Metalle, Häute, Wolle, Salzfleisch, Pottasche, Holz, trefflicher Tabak. — i.

#### KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Rudolstadt*, b. Langbein u. Klüger: *Kinderalmanach*, von Karl Dilthey. 1805. 84 S. 12. (4 gr.) Wie dies Büchlein zu dem Titel eines *Almanachs* oder *Almanach* gekommen ist, mag Hr. Dilthey sagen. Es sind Fragen über die Pflichten der Wohlthätigkeit und eines guten Be-

tragens für Kinder. Abgerechnet, daß es mitunter ein wenig bunt und unordentlich in diesen Fragstücken hergeht, können doch Kinder, die das Büchlein wirklich lesen, manche gute und nützliche Lehre aus demselben lernen.

AN.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 J U L I U S 1 8 0 5 . 1

## S T A T I S T I K.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner:  
*Genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch auf  
 das Jahr 1803.* Th. I, II. 1803. 779 u. 412 S. gr. 8.  
*Ebendasselbe auf das Jahr 1804.* I Th. 1804.  
 804 S. II Th. VI und 474 S. gr. 8. (Beide  
 Theile auf Druckp. 2 Rthlr. 3 gr. auf Schreibp.  
 3 Rthlr.)

Mit Vergnügen sieht Rec. dieses Handbuch sich mit jedem Jahre erneuern, und zugleich fast mit jedem Jahrgange durch Sorgfalt des verdienten Herausgebers, sowohl in Ansehung der Ökonomie des Ganzen als der Genauigkeit im Einzelnen, immer mehr sich seiner Vervollkommenung nähern. Seine Abstammung von dem seit 1738 vier Jahre hindurch erschienenen *Einen Bändchen in Querform*, welches mehr einem Frankfurterischen Kalender ähnlich sah, ist durch Vergleichung kaum mehr zu erkennen. Neben dem im J. 1742 ertheilten und seitdem von zehn zu zehn Jahren, zuletzt 1802 erneuerten kaiserlichen Privilegium, welches (mit einem sonderbaren Druckfehler) vorangedruckt steht, wurde es durch eine im J. 1751, und noch mehr im Jahre 1766, wo es zuerst in zwey Bänden erschien, veränderte Form gemeinnütziger und weiter verbreitet. Vorzüglich aber war es die durch des rühmlichst bekannten Hn. v. Schwarzkopf Werk *über Staatskalender* veranlasste, und in dem Jahrgange 1798 zum erstenmale beobachtete zweckmäßigere Anordnung des Ganzen, welche, verbunden mit dem jährlich ersichtlichen Eifer zu verbessern und zu vervollständigen, dieses Handbuch fast für jeden Geschäftsmann zum wirklichen täglichen und unentbehrlichen Handbuche gemacht hat. Natürlich würde eine Anzeige des Jahrg. 1803 viel zu spät erscheinen, aber auch, nach dem, was wir so eben bemerkten, völlig unnöthig seyn. Allein gern ergreifen wir diese Gelegenheit, um mit einer kurzen Darstellung desjenigen, wodurch sich dieses Handbuch seit diesem Jahrgange von den vorhergehenden in der Anordnung unterscheidet, die Erwähnung einiger noch immer nicht verbesserter Irrthümer zu verbinden, und auf diese Weise das unsrige zu der Vervollkommenung desselben beyzutragen.

Im *ersten Theile* hat der *1ste Abschnitt*, der bisher die in selbstständigen Staaten erblich und monarchisch regierenden Häuser, und zwar in der *ersten*  
*J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.*

*Abtheilung* die europäischen, in der *zweiten* die vorzüglichsten der außereuropäischen enthielt, seinen Inhalt auch in diesen beiden Jahrgängen im Ganzen beybehalten. Nur ist von dem Jahrgange 1803 an in der *1sten Abtheilung* die Ordnung dahin abgeändert worden, daß die drey bisherigen europäischen *Kaiserhäuser*, welche vorher den Anfang machten, jetzt in die alphabetische Reihe der sämtlichen europäischen Monarchen eingerückt sind; daß *Parma* nicht mehr, außer *Etrurien*, in einem besonderen Artikel aufgeführt, sondern mit diesem verbunden ist. Hinzugesetzt finden wir mit allem Rechte den Beherrscher des *Kirchenstaats*, welcher vorher die geistlichen Fürsten in dem bisherigen zweyten Abschnitte eröffnete. Dagegen sind *Böhmen* und *Toscana* hier verschwunden, und nur im 2ten Abschnitte unter den Kurfürsten, als *Böhmen* und *Salzburg* genannt. Der in der vorigen Ausgabe enthaltene *Anhang* dieser Abtheilung, welcher die depodirten Häuser *Bourbon*, *Modena* und *Polen* begriff, ist nunmehr weggefallen, indem *Bourbon* als ein Anhang zu *Spanien* aufgestellt, der Herzog von *Modena* mit seiner Familie im zweyten Abschnitte unter den deutschen reichsständischen Fürsten erwähnt, und die bisherige Rubrik *Polen* gänzlich weggelassen, und das fürstl. Haus *Poniatowsky*, dessen Sprössling der letzte König von *Polen* war, im Jahrgange 1804 S. 444 unter den weltlichen, nicht reichsständischen Fürsten aufgeführt ist. Bey der *zweiten Abtheilung* sind die neueren Nachrichten über die Veränderungen in den außereuropäischen Regenten-Häusern sorgfältig benutzt; auch finden wir unter den indostanischen Fürsten den Schach von *Cabul* zugesetzt. — Desto wichtiger und durchgreifender ist die Veränderung, welche die Form der übrigen Abschnitte dieses Theils erhalten hat. Denn bisher waren in dem 2 *Abschnitte* die geistlichen Fürsten aufgezählt, sowohl die mit Sitz und Stimme auf dem deutschen Reichstage vergessenen geistlichen Kurfürsten und Fürsten in der *ersten Abtheilung*, (mit einem die Reichs-Prälaten, welche an einer Curial-Stimme Antheil hatten, enthaltenden Anhang,) als auch in der *zweiten Abtheilung* die deutschen und nichtdeutschen geistlichen Fürsten und Prälaten, welche an der deutschen Reichsständschaft keinen Antheil haben. In dem *dritten Abschnitte* waren die weltlichen Fürsten, und in dem *vierten* die Grafen aufgestellt; in beiden Abschnitten trennten zwey Abtheilungen die reichsständischen Familien von den nichtständischen. Eine Abänderung in dieser Anordnung war durch den  
 O neue-

neuesten Reichschluß vom <sup>24 März</sup>  
27 April 1803, welcher

die Sacularisation so vieler geistlichen Staaten in Deutschland sanctionirte, gewissermaßen nöthwendig geworden, und diese ist in den vor uns liegenden Jahrgängen auf eine der deutschen reichständischen Würde entsprechende, und überdies sehr bequeme Weise getrossen worden. Der zweyte Abschnitt enthält nämlich jetzo in drey Kapiteln die reichständischen Kurfürsten, Fürsten und Grafen, und in einem Anhange die resignirten geistlichen Stände; der dritte Abschnitt zählt im 1 Kap. die fürstlichen, und im 2ten die gräflichen Häuser auf, welche keinen Antheil an deutscher Reichsstandschaft haben. Im Jahrgange 1804 findet man die in den Fürstenstand ganz oder nur zum Theil erhobenen reichständischen Familien von Fugger-Babenhause, Metternich, Solms-Krauthaus, Sinzendorf und Waldburg, und die mediate fürstliche Linie des Hauses Hatzfeld an ihrer neuen Stelle eingerückt, den Artikel Baiern nunmehr richtiger unter Pfalz-Baiern, und Aschaffenburg unter Erz-Kanzler geordnet. Zum erstenmale findet man in diesem Jahrgange die Genealogie der nicht reichständischen gräflichen Häuser Coreth, Galowkin, Hahn, und eines Ailes des Hauses Preysing-Lichtenegg verzeichnet; die eine Zeitlang ausgelassenen Familien der mediaten Grafen Diesbach und Ingelheim sind, und zwar vollkommen berichtet, wieder aufgenommen; eben so, jedoch wegen des Abgangs neuerer Nachrichten in ihrer vorigen mangelhaften Darstellung, die ebenfalls mehrere Jahre lang nicht aufgeführte Genealogie der italienischen fürstlichen Häuser Altieri, Barberini, Borghese, Chigi, Colonna, Conti, Corsini, Doria, Gonzaga, Pallavicini, Piombino, Rezzonico, Ruspoli und Sforza. Bey den meisten einzelnen Familien ist des durch die neuesten Territorial-Veränderungen Deutschlands erhaltenen Zuwachses im Allgemeinen gedacht, auch sind die in Folge dieser Erwerbungen angenommenen neuen Titel, soweit solche bereits bekannt waren, aufgeführt. Übrigens ist in den einzelnen Kapiteln die schon früher beobachtete alphabetische Ordnung beybehalten worden.

Der zweyte Theil des Jahrganges 1803 enthält wie bisher, das Personale der wichtigeren Staatsbeamten sowohl in, als außer dem deutschen Reiche in zwey Abschnitten; nur sind letztere, welche bisher den 2ten Abschnitt füllten, nach dem Beispiele des ersten Theils nunmehr den ersten vorgesetzt, und S. 83 unter der Rubrik Rom mit dem Cardinals-Collegium vermehrt worden, welches vorher sehr unpassend im ersten Theile unmittelbar nach dem, den übrigen geistlichen Fürsten vorangehenden, Papste aufgezählt wurde. Da der die deutschen Staatsbeamten enthaltende 1ste Abschnitt sich stets nach der Ordnung des 1sten Theils richtet: so sind diesem zufolge jetzo auch die Kurfürstenthümer von den Fürstenthümern und Grafschaften getrennt worden. Unter diesen wird hier durch die zum erstenmal verzeichnete fürstlich Waldeckische Staats-Dienerschaft eine

bisherige Lücke gefüllt; und als Anhang zu diesem 3ten Kapitel erscheint die Burg Friedberg, welche vorher erst am Ende des im 4ten Kapitel verzeichneten reichstädtischen Personales Platz gefunden hatte. Die Erscheinung dieses 2ten Theils wurde lange durch den Wunsch des Herausgebers verzögert, die Resultate der durch die grossen Veränderungen in den einzelnen deutschen Territorien nothwendig gewordenen neuen Organisation der bisherigen Staatseinrichtungen und Landesverwaltungen diesem Jahrgange bereits einverleiben zu können. Allein nur bey wenigen war dieses möglich. Namentlich ist bey Kur-Erzkanzler (in den Zusätzen S. 406), Kur-Wirtemberg, bey den beiden hessischen Häusern und bey Hohenlohe-Faxberg die neue Staatsdienerschaft aufgeführt. Doch ist bereits bey sämmtlichen deutschen Staaten die statistische Übersicht durch eine ziemlich detaillirte Aufzählung sowohl des erlittenen Verlustes, als des dafür erhaltenen Ersatzes — nach den Rubriken: Quadratmeilen, Seelenzahl, Städte, Flecken und Dörfer, Klöster und Einkünfte — vermehrt worden, wobey der Herausg. die Angaben eines *Traiteur*, *Normann*, *Gaspari*, *Höck* u. a. befolgt zu haben versichert.

Die ebenfalls verspätete Erscheinung des 2 Theils vom Jahrgange 1804 hatte, nach dem Vorbericht, vorzüglich ihren Grund in dem Bestreben der Verleger, auch diesen Theil möglichst correct und vollständig zu liefern. Daher finden wir auch die Staatsbeamten mehrerer deutschen Fürstenthümer hier zum erstenmale eingeschaltet, z. B. von Kur-Salzburg, Modena-Breisgau, Nassau-Usingen, Oranien-Nassau-Fulda; (nicht Nassau-Oran., wie die Verleger stets schreiben; denn Fürst von Oranien und Nassau, oder kürzer Oranien-Nassau ist der Titel dieses Hauses;) bey anderen Staaten, z. B. Hessen-Darmstadt, Thurn und Taxis, ist die Staatsdienerschaft vollständiger als bisher aufgeführt. Dennoch ist es zu bedauern, daß die Bemühungen der Herausgeber nicht im Stande waren, so manche Lücke wegen vergebens erbetener Mittheilung und aus Mangel an anderen Hilfsmitteln zu füllen, so wünschenswerth dies auch für mancherley Classen der Geschäftsmänner seyn würde. Unter denjenigen deutschen Staaten, deren Staatsdienerschaft hier um deswillen fehlt, weil die Bitte um ein Verzeichniß derselben nicht berücksichtigt wurde, bemerken wir Kur-Baden, Braunschweig-Wolfenbüttel, Nassau-Weilburg, und Sayn-Wittgenstein-Berleburg. Die Folge der einzelnen Abschnitte und Kapitel ist übrigens dieselbe, wie im vorigen Jahrgange geblieben. — Einige Bemerkungen mögen die Sorgfalt des Rec., und seinen Wunsch, dieses Handbuch immer mehr von Flecken gereinigt zu sehen, bewahren. Im ersten Theile des Jahrganges 1804 ist bey Baden S. 59 (auch Th. II. S. 227) bemerkt, daß es die kurfürstliche Würde nebst dem *jure de non appellando* erhalten habe. Da aber dieses Recht nicht Baden allein bewilligt, sondern in Gemäßheit des §. 33 des Deputations-Hauptschlusses vom 25 Febr. 1803 für ein allen Kurfürsten zukommendes Privilegium er-

erklärt worden ist: so hätte dieselbe Bemerkung auch bey Salzburg, Kur-Hessen und Wirtemberg wiederholt werden sollen. Auffallend ist es, das ehemalige hessencassellische Privilegium *de non appellando* (von 1742 u. 1791) im Vorbeygehen S. 120 bey Hessen-Darmstadt bemerkt zu finden. Nicht ganz genau ist es, wenn S. 59 versichert wird, daß Baden ansehnlichen Zuwachs an Besitzungen und die kurfürstliche Würde durch die von Kaiser und Reich angenommene französisch-russische Vermittelungs-Acte vom 8 Oct. 1802 erhalten habe. Denn nicht dieser sogenannte *Plan général*, sondern der viele bedeutende Zusätze und Abänderungen enthaltende Hauptschluss der außerordentlichen Reichsdeputation vom 25 Febr. 1803 war es, welchen Kaiser und Reich durch ihre Genehmigung zum Reichsgesetz erhoben. Ohnehin hat Baden durch den erwähnten Hauptschluss, außer der ihm bereits in dem früheren *Plan général* zugesicherten Entschädigung noch mehreres erhalten, in welcher Hinsicht die erwähnte Stelle ebenfalls unrichtig ist. (Dieselbe Bemerkung gilt von mehreren anderen Stellen dieses Handbuchs.) Es widerspricht der jetzigen Verfassung des Reichstags, wenn ebendaß. das Alterniren Badens mit Hessen, Wirtemberg und Pommern nur als bisher geschehen dargestellt wird, indem diese Verhältnisse bekanntlich im Reichsfürstenrathe fortdauern, und nach dem §. 31 des Deputationshauptschlusses im Kurfürstenrathe in Ansehung des Ranges zwischen Hessen, Baden und Wirtemberg ebenfalls ferner beobachtet werden. Bey Baiern S. 67 ist der von den Hunnen 907 bey Augsburg erfochtene Sieg erwähnt. Man sollte doch bald aufhören, die Hunnen mit den Ungern zu verwechseln. S. 64 ist bey Kur-Hessen das Fürstenthum Hirschfeld angeführt; richtiger hiesse es Hersfeld, wie auch der Titel der beiden hess. Häuser zeigt. Bey Kurfassen ist S. 71 das Jahr, in welchem die albertinische Linie zum Besitz der Kurwürde gelangte, unrichtig 1528 statt 1547 angegeben. Statt Wirtemberg S. 74 stünde richtiger Wirtemberg, da des Landes Name von den Viturgis, seinen ehemaligen Einwohnern, herrührt. Die Gemahlinnen der Herzoge Wilhelm und Heinrich von Wirtemberg S. 76 und 77 sind in dem kurfürstl. wirtembergischen Adressbuche auf 1804 ausgelassen. Unrichtig wird S. 79 den mit einem Kreutze bezeichneten Häusern eine Curiatstimme in einem Grafen-Collegio zugeschrieben, da sie nur Antheil an einer solchen Stimme haben. Am 23 Apr. 1803 war es, wo der Fürst von Brezenheim S. 100 die Stadt Lindau an Oesterreich abtrat, welches am 29 Febr. 1804 davon Besitz nahm. Die Halbschwester dieses Fürsten S. 101 ist keine geborne Gräfin von Barklein, sondern von Bergstein, wie aus einer bey der Reichsdeputation in Regensburg eingereichten Reclamation derselben (in den Beylagen zu dem Protocoll der Reichsdeputation. Regensb. 1803. 1ster Band S. 258) zu ersehen ist. Falsch ist es, wenn S. 120 das Privilegium, mit dem 18ten Jahre majorenn zu seyn, auf alle Prinzen des landgräfllich hessischen Hauses erstreckt wird, nur auf die regierenden Landgrafen bezieht es sich. Nicht 1722, sondern 1724

war der vorige Landgraf von Hessen-Homburg, Friedrich Karl, S. 123 geboren. Daß der Fürst Karl Albrecht von Hohenlohe-Schillingsfürst S. 131 im Jahre 1796 Volljährigkeit erhalten habe, ist falsch, da ein Reichshofraths-Conclusum vom 22 März 1797 vielmehr die Fortsetzung der Vormundschaft befohlen hat. S. v. Berg juristische Beobachtungen, und Rechtsfälle II Th. Hannover 1804 S. 343, wo auch der 11 Febr. 1776 als der Geburtstag des erwähnten Fürsten angegeben wird. S. 162 wird die Mutter des Stammvaters des Löwenstein-wertheimischen Hauses immer noch Clara von Dettingen, aus einem reichsadelichen Geschlecht in Schwaben, genannt, obgleich schon längst, besonders nach Spittler's musterhafter Ausführung im Göttingischen historischen Magazin Bd. III, es keinem Zweifel mehr unterliegt, daß sie Clara Dettin geheissen, eine Sängerin und eines augsburgischen Bürgers Tochter gewesen sey. Das Dorf Winterrieden war ein Theil des Amtes Thannheim, ist also S. 169 bey der Entschädigung des Fürsten von Metternich unnöthig angeführt. Nicht 1753, sondern 1743 starb der S. 176 angeführte Fürst Wilhelm Hyacinth von Nassau-Siegen. Bey dem nassauischen Fürsten-Hause ist nunmehr der bekannte sogenannte Prinz von Nassau-Siegen mit seiner Familie weggelassen worden, welchen wir in einer neuen Ausgabe wieder eingeschaltet wünschen, da ein Handbuch, das sich sonst der Vollständigkeit so rühnlich beileistigt, selbst die Prätendenten, so gerecht oder ungerecht auch ihre Ansprüche immerhin seyn mögen, mit aufführen sollte. Bedenklich in politischer Hinsicht kann diess wohl um so weniger seyn, da ja auch S. 7 der sogenannte Prätendent v. Großbritannien nicht vergessen ist, und ohnehin die Forderung des anmaßlichen Prinzen von Nassau-Siegen dadurch neuerlich mehr Interesse erhalten hat, daß der §. 12 des Deputations-Hauptschlusses dem Hause Nassau-Dillenburg die Verbindlichkeit aufgelegt hat, jenen Ansprüchen Genüge zu leisten, welcher Verbindlichkeit gemäß der gedachte Prinz durch ein Aversionalquantum von 130,000 Gulden und durch eine jährliche Pension von 10,000 Thalern soll abgefunden worden seyn. Otto Ludwig, Graf v. Schönburg-Waldenburg, starb nicht 1661, wie hier S. 206 angeführt wird, sondern 1701. Die S. 237 für gemeinschaftlich angegebene Bentheimische Stimme im westphälischen Grafen-Collegio wird bloß von der jüngeren Bentheim-Bentheimischen Linie geführt. Nicht 1763, sondern 1786 starb der S. 264 angeführte Graf Christian Ernst von Isenburg-Büdingen in Wächtersbach. Nicht 1767, (S. 277) sondern 1768 ist der älteste Bruder des regierenden Grafen von Neu-Leiningen-Westerburg geboren. Die S. 290 sogenannte Linie von Manderscheid-Blankenstein hieß Blankenheim. Die durch gesperrte Schrift kenntlich gemachten Haupt- oder Unterscheidungs-Namen der Kinder des S. 323 angeführten Grafen Adolph von Sayn-Wittgenstein-Berlenburg sind bey No. 2 Ludwig, bey 3 Louise, und bey 4 Gustav. Nicht 1641, sondern 1632 starb der Graf Ernst von Sayn

Sayn S. 325. Zu den neuen Acquirenten der kölnischen Lande S. 387 gehört auch *Nassau-Usingen*. Auch auf der rechten Rheinseite lag ein Theil des Bisthums *Basel* S. 389, und diesen hat *Baden* erhalten. Nicht 1797, sondern 1796 starb (S. 497) der Graf *Gottlob von Beuff*. Der Graf *Friedrich von Reventlow* S. 679 ist auch dänischer Geheimerath und Curator der Universität Kiel.

Im zweyten Theile ist unter den Besitzungen des Kurfürsten von *Baden* S. 227 und 229 die durch den Deputations-Hauptschluss ihm zugefallene ehemalige Reichsstadt *Wimpfen* noch aufgeführt, ob sie gleich bereits 1803 durch einen Tauschvertrag an den Landgrafen von *Hessen*, gegen einige diesem zugetheilte Dörfer auf der linken Seite des Neckars, abgetreten wurde. Die durch den Deputations-Hauptschluss vielen deutschen Fürsten zugedachten neuen Virilstimmen im Reichsfürstenrathe sind sämmtlich als schon existent hier aufgeführt, obgleich dieser Punkt in dem kaiserlichen Ratificationsdecrete vom 27 April 1803 bekanntlich von der Genehmigung des Kaisers ausgenommen wurde, und also bis auf weitere Anordnung der höchsten Reichsgewalt suspendirt bleibt. — Das Jahr der Entstehung des *Johanniter-Ordens* wird S. 54 fälschlich 1048 statt 1099 angegeben. Die secularisirten geistlichen Reichsstände haben nicht ihre Unmittelbarkeit verloren, wie S. 221 behauptet wird, da ihnen der Fortgenuss derselben im jüngsten Deputations-Hauptschluss (S. 48) ausdrücklich zugesichert worden ist. Ebenso wenig sind die *salzburgischen* Directorial-Gerechtsame im Reichsfürstenrathe weggefallen, obgleich S. 223 bloß *Österreich* als Director angeführt ist. Die S. 229 als Besoldung eines Reichshofraths angegebenen 4000 fl. ziehen nur die Reichshofräthe von der gelehrten Bank, diejenigen hingegen, welche die Herrenbank bilden, bekommen nur 2600 fl. (Wiener Währung.) S. 235 ist die jetzige kurbadensche Herrschaft *Lichtenau* als Rest der hessendarmstädtischen Grafschaft *Hanau-Lichtenberg* angegeben. Allein zu letzterer gehörte außer den beiden Ämtern *Lichtenau* und *Willstadt* (nicht *Wildstadt*, wie S. 313 steht) noch das Amt *Schaaheim*, welches jetzo dem hessendarmstädtischen Fürstenthum *Starkenburg* incorporirt ist. S. 245 ist die Grafschaft *Bentheim* noch unter den kurbraunschweigischen Besitzungen aufgeführt; obgleich die von dem jetzigen Grafen geschehene Wiedereinlösung derselben schon in den Zusätzen zum ersten Theile S. 789, und im zweyten Theile S. 304 bemerkt ist, Nicht für den ganzen

hessischen Rheinzoll zu *St. Goar* (S. 251) wurde *Kurhessen* entschädigt, sondern nur für die Hälfte desselben, von welcher aber auch ein Viertel, also ein Achtel des Ganzen, dem Landgrafen von *Hessen-Rothenburg* gehörte. Die andere Hälfte stand dem Landgrafen von *Hessen-Darmstadt* zu. Die *Hessen-Casselschen* beliehen sich jährlich auf 3,500 fl. Der Landgraf von *Hessen-Darmstadt* hatte bereits für den größten Theil seiner Besitzungen das *Privilegium de non appellando*. Also hat er es nicht für seine sämmtlichen Lande, wie S. 13 steht, sondern nur für die neuerworbenen Besitzungen und für den kleinen Rest der Grafschaft *Hanau-Lichtenberg* erhalten. Das Kloster *Engenthal* in der *Wetterau* (S. 341) hat der Graf von *Leiningen-Westerburg* bereits im vorigen Jahre an den Grafen von *Solms-Wildenfels* für 445,000 fl. verkauft. Der S. 378 erwähnte Vertrag zwischen den wild- und rheingräflichen Häusern wurde nicht am 28ten, sondern am 26ten Oct. 1801 geschlossen. Die S. 385 angeführte Entschädigung der *Solmsischen* Häuser ist nunmehr durch Vertrag so regulirt, daß *Solms-Braunsfels*, dessen Verlust am meisten bedeutend war, die Abtey *Altenburg* privative erhalten hat. Die Abtey *Arensburg* hingegen bleibt zwischen sämmtlichen Linien gemeinschaftlich, und das dortige Klostergebäude wird zu einem Zucht- und Arbeits-Hause eingerichtet. Die Einkünfte der Abtey *Buxheim* (S. 367) wurden von dem Subdelegirten der zur Regulirung der Entschädigung der Reichsgrafen ausersehenen Commissionshöfe zu 23,500 fl. angegeben. Ein Fürstenthum *Waldeck*, welches S. 398 aufgeführt wird, existirt nicht; das Land ist nur eine Grafschaft. Der Vergleich zwischen *Dänemark* und *Hamburg* (S. 412), wodurch ersteres als Herzog von *Holstein* auf seine Rechte in Ansehung des Domcapitels in *Hamburg* verzichtete, wurde am 21 April 1803 geschlossen. In Ansehung des am 2 April 1804 zwischen *Holstein-Oldenburg* und *Lübeck* eingegangenen Vertrags (S. 413) ist zu bemerken, daß das agnatische königliche dänische Haus keinen Antheil daran nahm, sondern seine Rechte deshalb sich reservirte. Der angebliche Vergleich *Nürnbergers* mit *Preussen* vom May 1803 (S. 414) ist nicht zu Stande gekommen, wie aus den beiden im Febr. und März 1804 am Reichstage überreichten *nürnbergischen* Vorstellungen ersichtlich ist. Das S. 324 angeführte *hohenlobische*, ehemals *limburgische* Amt *Gröningen* hat nunmehr der Fürst von *Colloredo* erkaufte, und am 27 Oct. 1804 in Besitz nehmen lassen.

(Der Beschlufs folgt.)

## KURZE ANZEIGEN.

**KINDERLEHRBÜCHER.** *Baireuth*, b. *Lübeck's Erben*: *Nützliche und angenehme Schule zum Unterrichte für Stadt- und Landkinder.* 2 Theile. 3te, verb. mit Lese- Declamir- Sing- Rechen- u. Schreibe-Übungen verm. Aufl. 1804. VIII, 236 und XXVIII, 224 S. 8. (16 gr.) Erzählungen, Lieder, Gespräche — alles planlos durcheinander, aus anderen Sammlungen zusammengetragen; für den Lehrer, der sie zu gebrauchen weiß, und auch in Familien, wo sie unter Leitung gelesen und gelernt werden, ganz nützliche Materialien. Die *Katechisationen*, in der *Dolmetschen* Manier, doch ohne deren Vortrefflichkeit, ließen vieles gegen sich erinnern. Um nur Eines in Absicht der Probeunterhaltung über

die *Unschuld* zu bemerken, so fehlt es ihr gänzlich an der Einfachheit, welche die Aufmerksamkeit stetig auf den Hauptpunkt festhält. Die Natur des Kindes erkennt man wenig in den Antworten. Gagen die Auswahl der Lieder läßt sich erinnern, was mit Grund gegen die *Mildheimischen* Liederbücher erinnert worden. Da sollen z. B. die Kinder singen: „Schön röthlich die Kartoffeln sind“ etc. — ein bezeichnendes Bild der weiland gepriesenen Popularität! — Der Zusatz: „mit Lese etc. Übungen vermehrt“ heist nichts anders, als was hier gedruckt steht, kann man nach Belieben lesen, singen, schreiben etc.

Nig.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 JULIUS. 1805.

## S T A T I S T I K.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner:  
*Genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch auf  
 das Jahr 1803 u. 1804. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Von S. 429 an bis zu Ende sind Zusätze und Berichtigungen zu beiden Theilen enthalten, die aber selbst noch einiger Berichtigungen fähig sind, besonders der Artikel *Frankreich*, welcher den grössten Theil dieser Zusätze einnimmt, allein durch den seitdem erschienenen *Almanach imperial pour l'an XIII par Texte*, manche Abänderungen leiden wird. Wir bemerken hiebey die Ängstlichkeit der Verleger S. 433, die Gattin des jüngsten Bruders des französischen Kaisers nicht zu erwähnen, und dieß in dem Vorbericht S. V mit den Worten zu entschuldigen: „Die Nichterwähnung von Vermählungen, die aus öffentlichen Blättern bekannt geworden sind, wird man darin nicht rügen, da jene Verbindungen ohne Autorisation des Familien-Chefs eingegangen wurden, und daher als ungültig betrachtet werden.“ Eine Ängstlichkeit, welche in einem *allgemeinen genealogischen Handbuche*, in welchem bey so vielen anderen Häusern Vermählungen, welche von der Familie nicht anerkannt werden, als solche bemerkt sind, doppelt auffällt. Der — nun verstorbene — Graf von *Bassenheim* hat nicht, wie S. 440 angeführt wird, im J. 1804 die Sequester-Befreyung zu seinen noch nicht veräußerten Gütern auf dem unteren Rhein-Ufer erhalten, wiewohl er seit dem Aufenthalte des französischen Kaisers zu Mainz grofse Hoffnung dazu äufserte. Die von Kurhaden zu beziehende Pension des Bischofs von *Speyer* (S. 440) beträgt nicht 40,000, sondern 44,000 fl., wogegen der Bischof die nach dem jüngsten Deputations-Hauptschlusse ihm zustehenden bis zum 1 Dec. 1802 erwachsenen Rückstände (*Arvtrages*) durch einen Vertrag vom 22 März 1803 dem Kurfürsten überlassen hat. Von der erwähnten Pensions-Summe hält aber Kurhaden seit dem 1 Jun. 1804 den 4ten Theil zurück, weil sämtliche im Österreichischen gelegenen Speyerischen Stifts-Capitalien mit Sequester belegt sind. — Wir ergreifen diese Gelegenheit, noch einige Berichtigungen zu den Angaben im *ersten Theile*, die Pensionen der abgetretenen geistlichen Regenten betreffend, hinzuzufügen. Der Bischof von *Basel* (S. 399) erhält freylich wegen seiner deutschen Besitzungen, also von Kurhaden, jährlich 10,000 fl., (also lag das Bisthum *Basel* nicht, wie wenige Zeilen vorher steht, ganz auf dem linken Rhein-Ufer;) aber ausserdem noch 10,000 fl. von denjenigen Bischöfen, welche im Besitze zweyer oder mehrerer Bisthümer waren, und daher zu Ausbringung dieser Summe den 20ten Theil der Revenuen eines ihrer Bisthümer abgeben. Die gefürstete Äbtissin von *Buchau* (S. 390) erhält von dem Fürsten von Thurn und Taxis eine jährliche Pension von 8,000 fl. Die 50,000 Thaler, welche Preussen jährlich an den Fürst-Bischof von *Hildesheim* und *Paderborn* (S. 393) zahlt, betragen nicht 80,000 fl., sondern, nach der Angabe des kurbrandenburgischen Subdelagierten in der 18ten Sitzung der Reichsdeputation zu Regensburg 88,500 fl. Die Pension des verstorbenen Fürst-Bischofs von *Kempten* betrug 25,000 fl., die des verstorbenen Fürst-Bischofs von *Regensburg*, *Bergtolsgraden* und *Freisingen* (S. 396) 60,000 fl. Nicht erst nach des Bischofs von *Bamberg* Tode, sondern jetzo schon erhält der Fürst-Bischof von *Würzburg*, mit Rücksicht auf seine Coadjutorie auf *Bamberg* (S. 399), 90,000 fl. Nicht 4000 fl., (S. 402) sondern 5,000 fl. beträgt die jährliche Pension des Abtes von *Neresheim*, welche der Fürst von Thurn und Taxis zu entrichten hat.

Wir schliessen unsere Anzeige mit dem dringenden Wunsche, dafs dieses treffliche Handbuch stets freundliche und schnelle Unterstützung erhalten möge, damit die Erscheinung der künftigen Jahrgänge sich nicht so sehr, wie bey dem dießjährigen, verspäte.

## G E S C H I C H T E.

BERLIN, b. Mylius: *Geschichte des christlichen Königreichs Jerusalem*. Von Karl August Wilhelm Spalding. 1803. Erster Theil. XXII S. Zueign. u. Vor. 320 S. Zweyter Theil. 258 S. kl. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

In diesem Werke sollte man dem Titel nach die Geschichte der Gründung, Bildung und Vernichtung — also eine Staatsgeschichte — des königreichs Jerusalem erwarten. Es ist aber zu wenig auf seine innere Verfassung und deren Veränderungen Rücksicht genommen, um diese Erwartung ganz zu befriedigen. Demohngeachtet ist dieses Werk sehr nützlich, um einen richtigen Überblick der äufseren Geschichte dieses merkwürdigen Staates zu gewähren. Es wäre auch unbillig, diese Schrift ei-

einem strengen Gericht zu unterwerfen, da ihr Vf. selbst mit so vieler Bescheidenheit von ihr urtheilt, und sich selbst nur als historischer Dilettant dem Publicum ankündigt.

In der Vorrede meint der Vf., daß es sehr schwer sey, die Geschichte der Kreuzzüge pragmatisch darzustellen. Wenn der Vf., heisst es, den vorhandenen Quellen treu bleiben, das heisst, Geschichte schreiben wollte: so konnte er Trockenheit hier schwerlich vermeiden. Alte Begebenheiten können nach einer so langen Zeit nicht entwickelt, und in ei-

wehn sie v  
ne, volle  
Blicklichen  
machten,  
den Geist  
schen, un-  
rung zu zi  
die Quelle  
fassen. Un-  
züge ist z  
Mönche,  
den beschä

den sich unter ihnen auch einige Männer, welche durch Verstand und Urtheilskraft, Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe unter die besten Schriftsteller ihres Zeitalters, fast über ihr Zeitalter hinaus, gehören. Wir machen den Vf. nur aufmerksam, unter den von ihm benutzten Schriftstellern, auf den Erzbischof Wilhelm von Tyrus, welchem er selbst Th. II. S. 190 Gerechtigkeit widerfahren läßt, und auf einen von ihm nicht gekannten, für den Kreuzzug Königs Richard höchst wichtigen Schriftsteller *Gaufridus Vinisau* (*Itinerar. regis Anglor. et aliar. in terram Hierosolymitan. in Gale Scriptt. hist. Angl. t. II.* aus welchem ein Excerpt ist die *Anonymi Historia Hierosolymitana in Bongars. Gestis Dei p. Fr.*) Auch bey den schlechteren Schriftstellern glauben wir nicht, daß dem Geschichtschreiber nur die zwey Wege offen stehen, welche der Vf. in der folgenden Periode anzeigt: „Der Erzähler mußte entweder die Lücken durch eigene Urtheile und Voraussetzungen füllen, also mehr oder weniger dichten: das verderblichste, was der Geschichte widerfahren kann; oder solche Ereignisse, deren wahrer Ursprung und Zusammenhang verloren gegangen ist, müssen der Vergessenheit überlassen bleiben.“ Warum soll dem heutigen Geschichtschreiber einer vor 600 Jahren vorgefallenen Begebenheit alles eigene Urtheil über ihre Ursachen und ihren Zusammenhang unterlagt seyn, vorausgesetzt, daß er auf Thatfachen dasselbe gründe? Der wahre Geschichtschreiber wird vielmehr das Urtheil seines Gewährsmannes von dem Factum sorgfältig unterscheiden, und wie viele tausend Male wird er sich gezwungen sehen, einen anderen Zusammenhang der Begebenheiten anzunehmen, als jenen, ohne deswegen zu dichten. Des Vf. Arbeit würde sehr gewonnen haben, wenn er in seinem Urtheile über

die Charaktere der handelnden Personen, über die Ursachen und Folgen der Begebenheiten weniger strenge seinen Gewährsmännern gefolgt wäre. Es kommen in der Geschichte Jerusalems in dem Zeitraum, welchen diese Geschichte umfaßt, wenige Begebenheiten vor, deren Zusammenhang und Ursprung aus den Berichten mehrerer Schriftsteller, meistens verschiedener Parteyen, bis zu hoher Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, die historische Kritik verzweifeln wird. In welcher Geschichte aus dem Mittelalter ist uns vergönnt, eine so große Reihe Schriftsteller von allen handelnden Parteyen, als hier mohammedanische und christliche, zu vergleichen? Aber um aus dieser Vergleichung die richtigen Resultate zu ziehen, muß eine genaue Kenntniß der Sitten und Gebräuche des Morgen- und Abend-Landes in jener Zeit, seiner Vorurtheile, seiner politischen und religiösen Verfassung den Geschichtschreiber unterstützen.

Die Geschichte des Reichs Jerusalem nach der Eroberung der heiligen Stadt durch Saladin, welche die meiste Schwierigkeit dem Geschichtschreiber darbietet, indem sie nur aus einer Menge französischer, englischer und deutscher Annalen des dreyzehnten Jahrhunderts zusammengesucht werden kann, hat der Vf. ausgeschlossen. Die vollständige Erzählung endigt sich mit dem Verlust Jerusalems im Jahr 1187. Von den übrigen Begebenheiten bis zur gänzlichen Vertreibung der Christen aus Syrien im Jahr 1289 ist eine sehr wenig befriedigende Übersicht in siebzehn Zeilen gegeben. Es läßt sich aber doch nicht behaupten, daß nach dem Jahr 1187 kein Reich Jerusalem wieder in der Wirklichkeit existirt habe, wenn es auch nicht wieder zu der Kraft, als unter Balduin I gelangte. Der Vf. hat sein Werk in neun Abschnitte getheilt, wovon die ersten acht die Regierungen der acht Könige von Gottfried bis Veit darstellen, der neunte eine Schilderung des Zustandes der abendländischen Christen in Syrien während ihres Besitzes von Jerusalem enthält. Vor jedem der ersten acht Abschnitte sind die gleichzeitigen Regenten angegeben. Statt der böhmischen Könige und der russischen Großfürsten hätten hier zweckmäßiger die wichtigsten Fürsten des Morgenlandes bemerkt werden können.

In dem Verzeichnisse der von dem Vf. benutzten Schriften finden wir die meisten der wichtigsten hieher gehörigen Schriftsteller angeführt. Wir vermüssen nur außer dem oben bemerkten *Gottfried Vinisau*, welcher auch für die letzte Zeit der Regierung Königs Veit wichtig ist, *Abulgedas Annales moslem.* nebst den dazu gehörigen Erläuterungsschriften, *Abulfaragii Chron. syr.* und *Maillet Esprit des Croisades*. Vorzüglich scheint uns tadelnswerth, daß von den byzantinischen Annalisten gar kein Gebrauch gemacht worden ist.

Diese Geschichte des Königreichs Jerusalem ist keinesweges, den zuletzt erschienenen Geschichten der Kreuzzüge, welche *Mainbourg* fast blindling



ausgeschrieben, zu vergleichen; sie ist aus den Quellen selbst geschöpft. Zum Grunde liegt ihr die Geschichte des Erzbischofs Wilhelm von Tyrus und seines französischen Fortsetzers, aber auch andere Schriftsteller sind zu Rathe gezogen. Weil mehrere morgenländische Annalisten verglichen worden sind: so finden sich die Namen der morgenländischen Länder, Städte und Fürsten nicht so abentheuerlich verkrümelt, als in unseren meisten historischen Schriften, wo man auftritt von Zenki von einem Emir Sanguinus u. s. w. liest. In der Darstellung verräth sich eine Einbildungskraft, welche in das Zeitalter der Begebenheiten und in die Begebenheiten selbst sich zu versetzen weis. Die Erzählung ist anmuthig, die Stellen ausgenommen, wo unglücklicherweise der Vf. in einer Art von Originalität sich gefällt, welche ihm nicht natürlich ist. Durch diese Originalität wird die Erzählung oft einförmig, steif und matt, der Ausdruck unedel, unrichtig und ungenau. Wem können folgende Stellen gefallen: Th. I. S. 23. „So schlug hervor der Thor aus Amiens (Peter der Einsiedler) den Funken einer Raserey, die an zweyhundert Jahre wüthete, und nur über zehn Millionen Leichen erstoch.“ Th. II. S. 19: „Fast ganz Edeffa lag geschlachtet auf bluttriefendem Acker.“ Folgende Stelle aus der Charakteristik Gottfrieds von Bouillon ist eine der gelungenen, und wird unser Urtheil rechtfertigen: „In seinem Knabenalter ward er entflammt durch die Erzählungen rückkehrender Pilger; er nahm sich schon damals vor, die heiligen Orte, nicht als ängstlicher Wallfahrer, sondern mit einem Kriegsheere zu besuchen, um sie von der Herrschaft der Ungläubigen zu befreyn. Aber (in welchem Sinn hier aber?) sein gerader Sinn ward nicht verdreht durch die Frömmigkeit jener Zeit, strenge Sittlichkeit beherrschte sein ganzes Wesen, und nie ist besleckt worden sein Leben durch irgend eine ungerechte und unreine Handlung. Mitten in der Ausgelassenheit eines räuberischen Kriegs blieb er ein rechtschaffener Mann; mitten in der Zügellosigkeit eines Feldlagers beobachtete er die Pflichten des Klosters(?), denn durch die Annahme des Kreuzes hatte er sich gleichsam geweiht zum Geistlichen, und blieb unverheirathet. Anmaßungslos gegen den Freund, unerschrocken gegen den Feind; Unrecht war das einzige, was er fürchtete; Muthlosigkeit in Gefahr, und Übermuth in der Sicherheit gleich weit von ihm entfernt. Überhaupt zeichnete ihn aus eine seltene Gleichmuthigkeit, die ihn nie aus der Fassung kommen, oder dem Entschlusse untreu werden liess.“ Diese Stellen geben auch zugleich eine Probe von des Vfs. versuchter Neuerung in der deutschen Wortstellung. Die deutsche Wortstellung hat gewiss sehr viel unbequemes durch ihre häufige Trennung zusammengehöriger Wörter, und Entfernung des regierenden Wortes von dem regierten. Des Vfs. Neuerung trägt aber zur Verbesserung dieser Unbequemlichkeit nichts bey. Auch

ist er selbst nicht überall ihr treu geblieben, wie schon die angeführte Stelle beweist.

Die Auführung der Beweistellen hat der Vf. unterlassen, weil er glaubte (Vorr. XIV), „dass ein Buch, welches einem vermischten Publicum gewidmet ist, dieses Uebelstandes und der Störung im Lesen entübrigt seyn könne, die nur der eigentliche Geschichtsforscher wünschen muß.“

Es würde zu einer unnützen Weitläufigkeit führen, wenn wir die Erzählung einzelner Begebenheiten genau beurtheilen wollten. Wir führen nur einige der Stellen an, wo die Vergleichung mit den Quellen uns einiges Irrige und Unbestimmte entdecken liess. Wenn der Vf. Th. I. S. 239 erzählt, König Balduin II habe zu Antiochien die Wittwen verheyrathet, hätte hinzugefügt werden sollen, dass diese die Wittwen der Besitzer von Lehen waren, von welchen Kriegsdienst zu leisten war, und dass nach der Lebensverfassung des Mittelalters, und insbesondere des Reichs Jerusalem, die Lehnsherrn die Wittwen ihrer Vasallen, welche die Vormundschaft der minderjährigen Söhne führten, zu einer neuen Vermählung anhalten konnten, damit nicht der zu leistende Lehendienst beeinträchtigt würde. In einem Lehenstaat als das Reich Jerusalem, welches in beständigem Kriege mit seinen Nachbarn sich befand, war diese Verordnung vorzüglich nothwendig. Vergl. *Assises et bons usages du Royaume de Jerus. ed. Thaumasiers*. C. 189. Thaumasiers Anmerk. zu C. 179. Aus eben dieser Verordnung erhält auch die Erzählung von der Vermählung der Fürstin von Antiochien (Th. II. S. 48) Licht. Ein Irrthum ist, wenn der Vf. den Namen *Surianer* in Syrer verwandelt, und Th. I. S. 285 behauptet, dies sey der gemeinschaftliche Name aller christlichen Religionssecten in Syrien. S. *Jacob. de Vitriaco hist. Hieros.* C. 74. wo ihre Meinungen und Gebräuche angegeben, und sie selbst von Jacobiten, Nestorianern u. s. w. unterschieden werden. Der armenische Name *Toros* hätte nicht durch *Theodor* übersetzt werden sollen, denn auch bey den Byzantinern heisst er *Topos*. Nicht der versuchte Einfall Reinholds von Chatillon, (der Vf. schreibt Schatillon, so wie Owerne, Schampanje) welcher Th. II. S. 174 erzählt wird, erbiiterte Saladin, da er nicht wider die Gesetze des Kriegs ankriess, sondern der spätere schändliche Bruch des Waffenstillstandes im Jahr 1187, welchen der Vf. S. 208 erwähnt. S. *Abulfed. Ann. mosl.* bey dem Jahr 582. *Bohaed. Vita Sal.* p. 27. 71. Die Nachricht von der im Jahr 1182 im Reich Jerusalem ausgeschriebenen ausserordentlichen Kriegsskener (Th. II. S. 176) ist nicht genau, denn es waren nicht nur zu Jerusalem und Akka vier Männer zur Bestimmung und Erhaltung der Beyträge verordnet, sondern auch in jeder anderen Stadt des Reichs. In jenen beiden Städten waren nur die Generalrecepturen. S. *Guilelm. Tyr. XXII, 23*. In der Erzählung des Treuens bey Hittin (Hutin bey dem Vf.) hätte, als ein charakteristischer Zug aus der



Verfassung des Reichs, angeführt werden sollen, warum der Graf Raimund von Tripolis, nicht der König, das Vordertreffen führte. Wir wissen die Ursache aus der französischen Fortsetzung der Geschichte Wilhelms von Tyrus: „*Parceque en sa terre fu la bataille devoit il avoir la premiere pointe.*“ Diese Bemerkungen sollen nicht dazu dienen, den Fleiss des Vf. in ein ungünstiges Licht zu setzen, sondern nur unser Urtheil bekräftigen, indem wir versichern, die Erzählung meistens richtig und genau gefunden zu haben.

In dem letzten Abschnitt wird das Sittenverderbniss der Christen aus dem Abendlande, welche in Palästina sich niederliessen, und zu damaliger Zeit unter dem Namen *Poulatins* (Pulani) allen Europäern verächtlich waren, beschrieben, und die Verfassung des Reichs (nicht ganz befriedigend) dargestellt. Wir hätten gewünscht, die Verhältnisse der grossen Vasallen, besonders des Fürsten von Antiochien, und der Grafen von Tripolis und Edeffa, zur Krone, überhaupt die ganze Lehenverfassung des Reichs mehr entwickelt zu sehen. Die *Assises et bons Usages du Royaume de Jerusalem*, welche der Vf. unter den von ihm benutzten Schriftstellern auführt, enthalten dazu reichliche Materialien, und verdienen zur Erläuterung der Lehenverfassung des Mittelalters überhaupt sorgfältiger, als bisher geschehen, benutzt zu werden. —lk—

### ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Levrault, Schoell u. C.: *Voyage à l'Ouest des monts Alléghany, dans les états de l'Ohio, du Kentucky et du Tennessee et retour à Charleston par les hautes Carolines; contenant des détails sur l'état actuel de l'agriculture et les productions naturelles de ces contrées, ainsi que des renseignements sur les rapports commerciaux, qui existent entre ces états et ceux situés à l'Est des montagnes et la Basse Louisiane. Entrepris pendant l'an X. — 1802, sous les auspices de S. E. M. Chaptal, Ministre de l'Intérieur. Avec une carte très soignée des états du centre de l'Ouest et du Sud des états-unis. Par J. A. Michaux, M. D. membre de la société d'histoire naturelle de Paris etc. An XII. 1804. 312 S. gr. 8. (4 Rthlr. 4 gr.)*

Dem beobachtenden Reisenden ist nichts schwerer, als bey den immer wechselnden Erscheinungen der Täglichkeiten, die allgemeinen Übersichten des ganzen politischen und physischen Zusammenhanges der bereiseten Länder nicht aus den Augen zu verlieren, und nicht durch die immer fortlaufenden Kettenglieder neuer Ansichten und Ereignisse ins Kleinliche, nur von dem Augenblicke interessanter Umstände fortgerissen zu werden. Der Arzt Michaux ist nicht frey von diesem Vorwurfe, ob man gleich nicht leugnen kann, daß er durch seine Umständlichkeit dem Leser, der ihm Schritt vor Schritt folgen muß, die Länder, die er durchwandert, sehr anschaulich macht. Hieraus liessen sich freylich viele nützliche und merkwürdige Resultate ziehen; worunter wir besonders eines aus-

zeichnen, weil darin eine wichtige Lehre der Moral und der Statistik liegt, und weil der Charakter der Deutschen sich in einem vorzüglichem Lichte zeigt. M. bestätigt S. 55, was auch Volney bezeugt, daß alle Ortschaften, in denen sich Deutsche angebauet, sich durch Wohlstand und Ordnung auszeichnen, und daß Fleiss, gegenseitige Beyhülfe, Anhänglichkeit an vaterländische Sitten, Abneigung gegen starke Getränke und, unter den englischen und irländischen Amerikanern sehr geliebten, Whiskey, so wie gegen die Geschwätzigkeit und das nachbarliche Umhertreiben der Franzosen, diesen Wohlstand erzielen. So angenehm es nun auch ist, zu sehen, wie aus dem Innern der häuslichen Ökonomie das grosse Wohl der Staats-Ökonomie hervorgehet, und wie praktisch das den Regierungen so heilsame, nicht genug zu empfehlende und viel zu wenig beobachtete *Laisses faire* der Menschheit redet: so ist doch zu bezweifeln, daß der Minister des Innern aus diesen Nachrichten des Reisenden vieles Licht für seine Handlungs- und Manufactur-Politik geschöpft haben wird. Selbst in der Botanik, die des Vf. Hauptgegenstand gewesen zu seyn scheint, hat man oft Ursache, mehr Genauigkeit und Bestimmtheit zu wünschen, wie z. B. in den, von ihm nur flüchtig berührten Eichen- und Wallnuss-Arten, wo nicht einmal die Namen richtig angeführt sind, z. B. S. 66. *Juglans pignut*, st. *J. glabra*, da *Pignut* der engl., so wie *Pacano* der franz. Volksname sind. S. 17 heisst sie *J. minima*, weil die Frucht klein ist, und da findet man *J. hickory* st. *J. alba* (*Hickory* nat.) *Quercus tinctoria* ist vermuthl. *Q. nigra*, und *Cerasus virginiana*, ist *Prunus padus virginiana*, den die Franzosen *cerisier de virginie* nennen, engl. *The american bird Cherry or Clustercherry*. Ungern vermisst man die botanische Beschreibung eines Strauchs, der mit dem ergiebigen Nutzen des Ölbaums den unschätzbaren Vortheil verbindet, die Kälte der nördlichsten Gegenden zu ertragen. Warum hat der Vf. S. 50 nicht im ganzen Norden des Erdbodens die dankbare Verehrung zu verdienen gesucht, welche die Athener der Einführung des Ölbaums widmeten, indem sie die Minerva selbst zur Schöpferin desselben machten? Man hat um so mehr Recht von ihm Bestimmtheit zu fordern, da er eine *Flora boreali-americana* und eine Monographie der N.A. Eichen herausgegeben hat, wiewohl auch diese nicht sorgfältig genug ist, wie der Vf. selbst S. 18 beweiset. S. 53 hätte die neue Art *Azalea* beschrieben werden müssen. Daß ein *Platanus occident.* 4 Fufs über der Wurzel, 47 Fufs im Umfange mafs (S. 92), würde unglaublich scheinen, wenn sich des Vf. und seines Vaters Zeugnisse bezweifeln liessen. Vom *Ginseng* (*Panax quinquefolia* L. vulgo *Radix Nivi*) giebt der Vf. S. 182 einige Nachricht, lagt aber nicht ihren Gebrauch. Die Karte ist vorzüglich gut gestochen.

Die Abhandlung des Vf. vom gelben Fieber ist durch die neueren Journale bekannt geworden. In dem vorliegenden Werke ist nichts davon enthalten. Es ist zu vermuthen, daß der Vf. das Wichtigste seiner Beobachtung dem Minister, der ihn abgeandt, und das Unrichtigere dem Publico mitgetheilt hat, welches der verkehrte Weg zur Gemeinnützigkeit und zur Berühmtheit ist.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 J U L I U S . 1 8 0 5 .

## TECHNOLOGIE.

ERFURT, b. Hennings: *Ökonomische Technologie, oder vollständige Anweisung zur Anlegung und Bereitung derjenigen Gewerbe, welche mit der Landwirthschaft verbunden werden können.* Ein Handbuch für Landwirthe, Kameralisten und Polizeybeamte von Joh. Christoph Gottlob Weise, Herzogl. Weimar. Landfeldmesser. I Theil. 1803. 256 S. II Theil. 400 S. III Theil. 1804. 404 S. 8. mit Kupfern und Tabellen. (4 Rthlr. 4 gr.)

Das allgemeinste Nebengewerbe des Landwirths ist das Brantweinbrennen. Jedes Nebengeschäft dieser oder ähnlicher Art, sobald es in einem Lande überhäuft wird, leidet an seinem Absatze, und gewährt den Vortheil nicht, der für das aufgewandte Kapital, die Zeit und Mühe, gefodert werden kann. Das ist jetzt in den mehresten deutschen Gegenden mit den Brenneren der Fall. Dazu kommt noch der nachtheilige Einfluss des Brantweins auf die Gesundheit und Moralität der Menschen. Der vernünftige Landwirth muß auf andere Nebengewerbe sinnen, die mehr Vortheile abwerfen. Mancher hat wohl schon an dergleichen Gegenstände gedacht, und zum Betrieb Lust gehabt, nur fehlte es an gutem deutlichem und vollständigem Unterricht, der bisher nur aus kostbaren Werken geschöpft werden konnte.

Hr. Weise hat schon längst in den beliebten Blättern für Polizey und Cultur unterrichtende Aufsätze über dergleichen Nebengewerbe mit Beyfall geliefert. Jetzt giebt er ein Ganzes. Der erste Band enthält die Anlegung einer Zuckerraffinerie, einer Salpetersiedererey, einer Pottaschensiedererey, die Verfertigung des Schießpulvers und der weißen Stärke. Aufser den Nachrichten, die im zweyten Theile zur Ergänzung der Abhandlungen des ersten nachgeliefert werden, findet man hier einen vollständigen Unterricht vom Bierbrauen. Der dritte Theil ist der Essigbereitung, der Gewinnung der Öle und der Ziegelbrennerey gewidmet.

Der Vf. fängt mit der Zuckerraffinerie an. Sein Zweck dabey ist vorzüglich, Unterricht denjenigen zu geben, welche aus den Runkelrüben Zucker bereiten wollen. Andere Zuckerraffinerien sind keine Nebengewerbe für Landwirthe, und schon längst hat die Eifersucht der Britten die norddeutschen Raffinerien des westindischen Zuckers zum Stillstand gebracht. — Bey Anlegung der Salpetersiederereyen wird das Grobe in Stößen etc. als ein widerrecht-

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

licher Gebrauch verworfen, und S. 84 wird es wohl statt Salzfäure — Salpetersäure heißen müssen. — Die Privilegien zum Aschensammeln sind den Mitbürgern nachtheilig. Der Pottaschfiederer muß sich seine rohe Waare gleich anderen Fabrikanten kaufen, und hat er dabey Verlust, so hört besser sein Geschäft auf, als daß er es zum Nachtheile aller fortsetzt, darum ist Rec. nicht mit S. 130 einverstanden. — Das Schießpulver wird aus Fabrikaten, aus Salpeter und Schwefel etc. zusammengesetzt, man erhält auch dabey keine beträchtlichen Abfälle zum Gebrauche für die Ökonomie; darum möchte Rec. die Verfertigung desselben den eigentlichen Ökonomen nicht empfehlen. Die Bereitung der Stärke hat einen bestimmten Einfluss auf die Landwirthschaft, wegen der vortreflichen Maftung für Schweine und Rindvieh, deshalb ist die Fabrikation derselben ein sehr nutzbarer Nebenzweig für den Ökonomen. Eben so wichtig ist die Essigbereitung und der Ölhandel. Der chinesische Ölrettig vermehrt sich aber nicht hundertfältig, und Nau's langjährige Beobachtungen empfehlen ihn nicht aller Orten in Deutschland. — Die Ziegelbrennereyen werfen im Ganzen wenig Vortheil ab, gewöhnlich nicht mehr, als daß der Brenner mit seiner Familie seinen Tagelohn dabey sichert.

Was die Beschreibung der vorkommenden Geräthschaften und Handgriffe betrifft, die auch zum Theil mit Abbildungen erläutert werden: so muß Rec. dem Vf. das Zeugniß einer lichtvollen Darstellung geben. Man sieht, daß er die Gegenstände durchaus genau kennt, welche er abhandelt. Wer sich daher über diejenigen Gegenstände unterrichten will, die in dieser ökonomischen Technologie vorkommen, kann sich kein deutlicheres Handbuch mit geringerer Auslage anschaffen. Sbst.

Blosse Wiederholung eines Theils von obiger Schrift enthält folgendes Werk, von welchem wir hier sogleich die Beurtheilung eines anderen Recensenten beifügen:

ERFURT, b. Hennings: *Der vollkommene Bier- und Essigbrauer, oder: leichter und für jedermann verständlicher Unterricht, alle Arten Biere und Essige, sowohl im Großen als Kleinen selbst und wohlfeil zu bereiten und zu verbessern.* Ein unentbehrliches Hülfsbuch für Kameralisten, Ökonomen, Wirthe, Bier- und Essigbrauer. Herausgegeben von Joh. Christ. Gottl. Weise. Mit Kupfern. 1804: 27 Bog. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Da die Anweisungen zur Bierbrauerey und Verfertigung

Q

fertigung der Essige, welche in der grösseren Schrift den Schluß des 2ten, und den Anfang des 3ten Theils ausmachen, in der That nicht ohne Verdienste sind: so ist die gute Absicht des Verlegers, sie mehr zu verbreiten, sehr zu billigen. Der Vf. hat als denkender Ökonom geschrieben, er verräth überall genaue Bekanntschaft mit dem Fache, das er bearbeitete, und da seine Theorie auf richtige physikalische Grundsätze gebaut ist, so zeichnet sich seine Schrift vor vielen ähnlichen aus. Zuerst handelt er von der *Bereitung des Essigs*, jedoch mit der Einschränkung, daß bloß die einfachsten und am wenigsten kostspieligen vorgetragen werden, nämlich: die Fruchtesigbereitung, oder die eigentliche Essigbrauerey; dann der Wein-Obst- und noch einige andere Arten von Essigen. Hiebey von den Gebäuden, von den Geräthschaften, von der Wahl des Getreides, vom Wasser, vom Malzen. Mit Recht verlangt er, die Zugießung des Wassers zum Einbrauen nach dem Gewichte und den guten Eigenschaften des Schrotes zu bestimmen, und nicht nach der Scheffelzahl; und so rechnet er auf ein Pf. gutes Schrot 7 Pf. Wasser. Gewöhnlich bedienen sich die gemeinen Essigbrauer zu sämtlichen Aufgüssen auf das Schrot eines Wassers von gleicher Hitze, nämlich lauter siedenden Wassers; aber aus guten Gründen verlangt der Vf., daß das Wasser zum ersten Aufguss nur ungefähr 18 Gr. Reaum. Wärme haben solle, bey dem zweyten 30 Gr., und wenn die Würze abgelassen worden, soll der dritte Aufguss auf das größtentheils ausgezogene Schrot, mit einem Wasser von 60 Gr. Wärme erfolgen, dann nach einiger Zeit abgezapft, und auf ein Kühlschiff gebracht werden. Um endlich noch alle nutzbaren Theile aus dem Schrote zu ziehen, wird kochendes Wasser darauf gefüllt, wodurch die Öltheilchen ausgezogen werden, da hingegen die ersten minder warmen Aufgüsse bloß den Zuckerstoff ausziehen sollen. *Bereitung des Weinessigs*. Hier beschreibt der Vf. besonders das Verfahren der Essigfabrikanten in Orleans, deren Product, wegen seines aromatischen Geruchs, in so gutem Rufe steht. Auch von der Verfälschung des Essigs handelt er: welche Betrügerey ohne genaue chemische Untersuchung nicht leicht zu entdecken sey. Doch sey das die leichteste und sicherste Probe, die Reinigkeit eines Essigs zu erkennen, wenn man ihn der freyen Luft aussetze: wäre er rein, so würden sich eine Menge der kleinen Essigfliegen um ihn versammeln; niemals aber würden diese Fliegen zum Essig kommen, wenn er Vitriol- oder eine andere Säure enthielte, oder mit anderen scharfen Substanzen vermischt sey. Zum Schluß folgen einige Regeln zur Bereitung der sogenannten aromatischen oder *Kräutereffige*.

Wichtiger als diese, ist die, vom Vf. meisterhaft bearbeitete Abhandlung vom *Bierbrauen*, deren Grundsätze von jeder Braupolizey befolgt werden sollten, um an jedem Orte ein gutes und gesundes Getränk zu brauen. Zuförderst handelt der Vf. vom Wasser, von der Luft, vom Feuer, dann vom Ther-

momenter, inwiefern es bey der Brauerey unentbehrlich sey, und nicht nur die Wärme der Flüssigkeit zum Einbrauen zu bestimmen, sondern auch die Wärme des Malzes bey dem Keimen, bey dem Darren, untersuchen zu können. Durch Rechnung sey aber doch mit der größten Genauigkeit zu bestimmen, wieviel man Wasser von einem jeden Wärmegrad zu kochendem Wasser gießen müsse, um solches auf jeden beliebigen Grad Wärme zu bringen. In der darüber gegebenen Regel aber, und dem beygefügteten Exempel (S. 75), befinden sich zwey starke Rechnungsfehler. Der erste: 80 mit 90 multiplicirt, geben nicht 2700, sondern 7200. Der zweyte: 10 mit 20 multiplicirt, geben nicht 400, sondern 200. Nur der letzte Fehler ist unter den angezeigten Druckfehlern berichtigt. Daher geben 90 Eimer kochendes Wasser à 80 Gr. Reaum., und 10 Eimer Wasser à 20 Gr. Reaum. Wärme, in ihrer Vermischung, nicht 29 Gr., wie in den Berichtigungen angezeigt wird, sondern 74 Gr. Reaum., und das ist denn doch ein auffallender Unterschied. Eben so ist auch S. 76 das dafelbst befindliche Exempel falsch berechnet; denn 40 Scheffel Malz, das bey 53 Gr. Reaum. Wärme, und 20 Scheffel Malz, das bey 66 Gr. Wärme gedarrt worden, geben im Durchschnitt, nicht 58½, sondern nur 57½ Gr. Wärme. Aber wo giebt es eine Bierbrauerey, wo man sich des Thermometers bey dem Darren des Malzes bedient? und gleichwohl, wenn man aus den verschieden gedarrten Malzen gleich gutes Bier brauen will, ist doch nöthig, daß man den Grad der Hitze, womit gedarrt worden, mit der Wärme der ersten Möße in Verhältniß setze, und das kann nur mittelst des Thermometers geschehen. Dann dient dies Instrument zur Bestimmung der Temperatur im Keller, wo das Bier verwahrt werden soll; zur Bestimmung der früheren oder späteren Gährung; zum Zusammenschlagen der Würze auf einerley Temperatur; ferner, wie Biere, die sich lange halten sollen, in jeder Jahreszeit, selbst in den heißen Monaten, gebrauet werden können; ja auch als Bierprobe, könnte man den Thermometer gebrauchen: denn wenn Wasser bey 80 Gr. Reaum., Öl bey 230 Gr. siedet, und die Würze aus einer Zusammensetzung von Wasser, Öl- und Salztheilchen besteht, so muß also eine Würze desto mehr Öl- und Salztheilchen enthalten, je mehr Grad Hitze über 80, sie zum Sieden braucht. Hierauf handelt der Vf. vom Getreide zum Bierbrauen, wo manche Fehler gerügt werden, durch welche nie ein gutes Bier gebrauet werden kann. So auch über den Hopfen; wo der gelbe zahme Hopfen 10 pro Cent besser geachtet wird, als der grüne zahme. Erzählung, wie betrügerische Hopfenhändler den Hopfen verfälschen, was nur durch den schwachen Geruch zu entdecken sey. Auf die oft schädlichen, hier genannten, Thaten der Brauer, um das Bier geistreich zu machen, sollte die Polizey ein wachames Auge haben. Von der Gährung, deren Theorie sehr gut erklärt ist. Von den Hefen: künstliche Hefen geben doch dem Biere nie den gehörigen Biergeschmack.

Nach diesen theoretischen Hauptsätzen der Brauerey geht der Vf. zum praktischen Theil derselben über. Zuerst von der Lage des Brauhauses. Vom Brauofen; hier wird die Rumfordische Einrichtung empfohlen, und durch ein Kupfer dargestellt, in welchem Ofen fast zwey Drittel Holz, in Verhältniß der alten Einrichtung, erspart werden soll. Von den Braugefassen: das Gestell im Stellbottich wird hier getadelt, und ein anderes zugleich abgebildetes Werkzeug empfohlen, das *Paupis* in seiner *Kunst Bier zu brauen* bekannt gemacht, und die *Knospe* nennt. Dieser *Paupis* verwirft auch die ovalen Bottiche, und verlangt viereckige, deren Einführung Rec. auch längst in den Brantweinbrennereyen gewünscht hat. Aus guten Gründen verwirft der Vf. auch den *Hopfenseiger*, der aus Haselstöcken oder Holzspänen, verfertigt ist, und empfiehlt einen anderen von Eisenblech, den er auch in Abbildung darstellt. Dann, vom Malzhaufe. Die Tenne, wo das Getreide wachsen und trocknen muß, soll schlechterdings von Steinen seyn, um alle Fäulniß zu vermeiden. Malzdarre: hier beschreibt der Vf. die im Herzogl. neuen Brauhause zu Weimar befindliche Darre, die alles leisten soll, was man von einer guten Darre fordern kann, und fügt selbige in Abbildung bey. Beschreibung der englischen und brabantischen Darren, welche letztere im Kupfer beygefüget ist, und in welcher man, im Verhältniß der gewöhnlichen Darren, nur ein Zehentheil Holz bedarf, also neun Zehentheil erspart. Mit Recht nennt der Vf. das ein vollkommenes Malz, wenn der Keim eben aus seiner Hülle hervortritt: aber wie wenig nimmt man in den Brauereyen darauf Rücksicht! Gemeinlich läßt man es zu lang wachsen. Gute Regeln bey Einquellen des Getreides. Je langsamer die Keimung, desto zuckerreicher sey das Malz. Nach *Combrune* verbrennt Gerste auf der Darre bey einer Hitze von 63 Gr. Reaum. Da dieses nun in der Hitze, von dem niedrigsten Grade, wobey Malz gedarrt werden muß, bis zu dem höchsten, wo es verbrennt, einen Unterschied von 25 Gr. beträgt: so kann man aus der Farbe des Malzes den Grad der Darrung bestimmen, den es erhalten hat. Eine hier beygefügte Tabelle bestimmt die Farben des Malzes, die es bey den verschiedenen Graden der Hitze annimmt: Diese Kenntniß hat Einfluß auf die Dauer des Bieres; denn aus Erfahrung weiß man, daß ein Bier, dessen Malz bey einer Wärme von 58 Gr. Reaum. gedarrt worden, zwey Jahre Zeit braucht, ehe es trinkbar wird. *Combrune* hat darüber eine hier beygefügte Tabelle gefertigt, welche nach den verschiedenen Graden der Darrung des Malzes die Zeit anzeigt, wann es trinkbar werde; nach derselben ist Bier, dessen Malz den niedrigsten Grad der Wärme (38 Gr.) erhalten hat, in zwey Wochen trinkbar. Luftmalz giebt ein gefünderes, aber weniger dauerhaftes Bier. Darrmalz kann zwar auch einen guten Trank geben, aber bey dessen Zubereitung gehen oft Fehler vor, welche die Aufsicht der Polizey verdienen. Um sich von der Güte des Malzes zu überzeugen, dient vorzüglich die Wa-

ge und das Wasser: 140 Pf. Gerste müssen circa 100 Pf. gutes Malz wiegen; und im Wasser müssen die Malzkörner oben schwimmen. Nach der Göttingischen Brauordnung v. J. 1766 wird ein Pf. Malz genau abgewogen, in einen Beutel gethan, Sommers im Schatten und Winters in geheizten Zimmern aufgehängt, und nach einigen Tagen wieder gewogen. Der Verlust von einem halben Lothe wird nicht geachtet; aber ist er grösser, so wird bis zu zwey Loth jedes fehlende Quentchen mit 10 Pf. Malz auf das Gebraude von 1210 Pf. Malz ersetzt. Wenn der Verlust grösser als zwey Loth ist, so wird für jedes ausgetrocknete Quentchen des dritten Lothes 20 Pf. nachgeschossen. Wenn aber mehr als drey Loth eingetrocknet ist, so wird ein solches Malz noch mit Geld bestraft. Billig sollte die Menge Malz zu einem Gebraue, nicht nach dem Maass allein, sondern hauptsächlich nach dem Gewicht bestimmt werden; weil das verborgene Interesse der Brauer, nämlich das zu lang gewachsene Malz, die Güte des Bieres verringert. — Über die Grade der Gährung, und der nothwendigen Temperatur der Luft zur Beförderung des Brauens. Hier liefert der Vf. eine Tabelle über die mittlere Wärme von 15 zu 15 Tagen für jeden Monat des Jahres, wie sie in Weimar in den Morgen-Mittag- und Abendstunden v. J. 1786 bis 1797 beobachtet worden; und in einer anderen nutzbaren Tabelle bestimmt er für alle Monate, die durch die Luft verursachten verschiedenen Zufälle, welche die Wärme der ersten Mösche verändern, weil es gewöhnlich kurz vor Sonnenaufgang kälter zu seyn pflegt, als um 8 Uhr Morgens. Man sieht hieraus, wie genau der Vf. in der Bestimmung der Wärme zu Werke geht. — Zu wünschen wäre, daß ein allgemeines Grundgesetz zu einem zuverlässigen Verhältniß des Schrotes und des dazu gehörigen Gusses entworfen werden könnte; aber nicht allenthalben herrscht die Freyheit, so viel Malz, als man will, zu einer willkürlichen Menge des zu brauenden Bieres zu nehmen; Gesetze bestimmen die Stärke des Schrotes und des dazu gehörigen Wassers; die Preise des dazu nöthigen Getreides, Hopfens und Holzes ändern sich alle Jahre; auch die Abgaben und dergleichen Zubehör sind nicht allenthalben gleich. Dies veranlaßte den Vf., eine Bier-scale in zwey Tabellen zu geben, nach welcher in Fulda gebrauet wird. Zu Folge derselben wird der Brauherr sowohl, als das Publicum, bey jedem Steigen oder Fallen der Preise schadlos gehalten, und das Gleichgewicht des Verhältnisses des Malzes, Hopfens, Holzes, der Abgaben, der Einnahme und des Gewinnes zu dem Verhältnisse der Eimer Bier sehr bequem erhalten. Nur bey dem Verkauf der Lagerbiere würde das Verhältniß des Preises und Gewinnes eine Abänderung erleiden. — Sehr richtig erklärt der Vf. alle bisherigen Bierwägen für unzuverlässig und verwerflich. Denn an sich schwaches Bier, welches eine geringe Gährung gehabt, und daher weniger Weingeist entwickelt hat, wird mehr wiegen, als ein viel stärkeres, das vollkommen gegohren, und daher mehr Weingeist entwickelt. Unkundige aber schlie-

schließen, die Leichtigkeit des Bieres habe ihren Grund in mehr Wasser, da doch dieses oft von mehr entwickeltem Weingeist herrührt. Hat das Bier aber nicht vollkommen ausgekochen, und ist daher noch mit Hefen vermischt: so enthält es auch noch heterogene Erdtheilchen. Untersucht man eines solchen Bieres specifische Schwere, so findet man sie groß, weil die Erdtheilchen die Wage in der Höhe erhalten; Unkundige aber schließen davon auf seine Güte. Auch der Gebrauch des Areometers beym Bierbrauen ist unzulänglich, worüber der Vf. mehrere richtige Gründe angiebt, statt dessen aber *Richartsons* Secharometer (m. s. dessen Vorschläge zu neuen Vortheilen beym Bierbrauen) eine allgemeine Verbreitung verdiene. Nöthigenfalls könne man durch die Destillation den inneren Gehalt des Bieres genau bestimmen. Doch sey auch durch die Bierwage ziemlich zu erfahren, um wieviel ein Bier verfälscht worden, wenn man nur von dem reinen Biere beym Brauen ein Probefäßchen voll nehme, dieses mit der Wage untersuchte, und selbiges in der Folge mit dem Schenkbiere vergliche: Z. B. Ein Fals Bier hielte 200 Maafs, und die Wage hätte bey dem reinen Biere auf 50 Gr. gestanden, im Schenkfasse zeige sie aber nur 40 Gr.: so dividire man die 200 Maafs durch 50 Gr., so kommen auf einen Grad 4 Maafs; nun soll man auch 200 durch 40 dividiren; kommen 5 Maafs auf einen Grad. Zieht man 4 von 5 ab, so zeigt der Rest, daß auf 4 Maafs, ein Maafs Wasser, also auf das ganze Fals, 50 Maafs zugegossen worden. — Vom Verluste der Würze durchs Einkochen, wie dieser zu berechnen. Vom Schroten des Malzes; es soll nicht so fein wie Brantweinschrot gemahlen werden. Wie der Veruntreuung in der Mühle vorzubeugen. Von der schädlichen Erwärmung des Malzes beym Schroten in der Mühle. Vom Einmöschen und von den verschiedenen Arten der zum Ausziehen der Würze zu gebrauchenden Hitze: die vollkommenste sey die, wo das Bier fähig werde, sich bloß durch die Zeit zu verbessern, und von sich selbst klar und helle zu werden. Wie bey der Essigbereitung, so muß auch hier bey jeder Art Bier vom ganzen Gebraue die erste Mösche, oder die erste Ausziehung, am wenigsten, hingegen die letzte Mösche eine so starke Hitze bekommen, daß selbige eine Linlängliche Menge Öltheilchen ausziehe, um die Säure der ersten Mösche zu mildern, und die Würze zu versüßen. Es muß daher die Hitze der ersten Mösche, wo nicht stärker, doch wenigstens gleich seyn der Hitze, bey welcher das Malz gedarrt worden. Grundsätze um blaßes haltbares Bier, sowohl starkes als leichtes, zu brauen. Praktisches Verfahren des Einmöschens. Beschreibung und Abbildung einer englischen Maschine zum Einmöschen, bey welcher, statt 6 Menschen, nur zwey erforderlich sind. Eine dergleichen Maschine, die durch einen kleinen Esel bewegt werden soll, werde anjetzt in der Herzogl. Brauerey zu Weimar errichtet, und koste 150 Thaler. Von der Brauerey in einer, und in zwey Pfannen. Berechnungen und Tabellen, wieviel Raum ein eingemöschtes Malz bey seinen verschiedenen Graden der Darrung einnimmt, wo der Vf. sehr genau zu Werke gehet. Hierauf folgen Regeln

zur Bestimmung der Hitze der ersten, zweyten und folgenden Möschen, bey leichten und bey starken Bier. Wieviel Hopfen zu leichtem, und zu starkem Biere zu nehmen, und wie eine harzigen Theile zu extrahiren. Verschiedenheit der Meinungen der Brauer; ob die Mösche, oder die Flüssigkeit mit dem Malze, erst zur Gährung angesetzt werde, zum Abkochen in die Pfanne gebracht werden müsse? Der Vf. scheint dagegen zu seyn; er meint, der einzige Vortheil bestehe in einer feurigern Farbe des Bieres. Ein anderes Verfahren mancher Brauer, die Würze allein ohne Hopfen durch Stroh zu filtriren, dann in der Pfanne zu kochen, hernach wieder auf die Maltztrebern zu gießen, und nochmals zu filtriren, auch wohl dieses Verfahren verschiedne mal zu wiederholen, verwirft er schlechterdings. — Wie lange die Würze zu kochen? Tabel darüber. Aus den Trebern zu erkennen, ob solche gut oder schlecht ausgezogen worden. Vom Abkühlen der Würze: in Köfritz habe man in der englischen Brauerey das Kühlschiff mit thönern Röhren versehen, durch welche in heißen Sommertagen Wasser aus dem Brunnen geleitet werde, wenn die Würze auf den selben stehe, wodurch diese in bestimmter Zeit den gehörigen Grad der Abkühlung erlange. — Über die nöthigen Grade der Wärme zum Hefengeben. Einwirkung der Gewitter auf die Würze und das gärende Bier; Mittel dagegen. Wenn die Würze im Kühlschiff eine röthliche Farbe annimmt, oder sommerranz werde, was das bedeute? Wieviel Hefen in jeder Jahreszeit zu geben, sowohl zu leichtem, als zu Lagerbieren? Tabelle darüber. Nach dem Hefengeben solle der Gährbottich sogleich mit seinem Deckel verschlossen werden. Aber dadurch wird ja der Einfluß der atmosphärischen Luft verhindert, die die Gährung befördert — Zeitpunkt des Fassens der unter, und der ob sich gährenden Würzen. Dauer der Gährung im Kelle. Auffüllen der Fässer soll nicht mit Kofentwürze geschehen. Schwefelung der Lagerfässer, wozu *Roziers* Maschine empfohlen wird. Um die Lagerfässer spundvoll zu erhalten, dient die Halleische Röhre, welche ebenfalls beschrieben wird. Bereitung des Weißbiers oder Breyhans. Ungemalzter Waizen, als Zusatz zum Gerstenmalz, sey dem Weißbiere offenbar schädlich. Eigenschaften guter und schlechter Biere. Brauanzeige von Braun- und Weißbier. Beschreibung und Abbildung zweyer wohl eingerichteter Berliner Brauereyen, mit genauer Bestimmung der Größe aller darin befindlichen Braugefäße. Endlich, allgemeine Regeln über die zweckmäßige Anlage einer Brauerey, welche Regeln aber, wegen der algebräischen Formeln, für alle Leser doch nicht so leicht und verständlich seyn dürften, als der Vf. auf dem Titel verspricht, so wie auch das Versprechen, über alle Arten Bier Unterricht zu ertheilen, von ihm nicht erfüllt worden ist.

Es erhellt schon aus dieser Anzeige, wie viel Gutes diese Schrift enthalte: der erfahrenste Bierbrauer wird sie nicht ohne Nutzen aus den Händen legen. Schade, daß durch so viele Druckfehler, die zum Theil angezeigt worden, die Lektüre erschwert wird!

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 19 J U L I U S , 1 8 0 5 .

## B O T A N I K .

GENÈ, b. Paschoud, (käufl. b. Reclam in Leipzig): *Histoire des Conservees d'eau douce, contenant leur differens modes de reproduction et la description de leur principales especes, suivie de l'histoire des Tremelles et des Ulves d'eau douce.* Par Jean Pierre Vaucher, Ministre du St. Evangile à Geneve, Professeur de Botanique. 1803. 285 S. 4. (Mit 17 Kupft.) (4 Rthlr.)

Keines unter allen Naturstudien darf sich rühmen, seinen Gegenstand, bey einer gleichen Mannichfaltigkeit, in solcher Ausbreitung verfolgt zu haben, als die Botanik. Der Botaniker will sehen, suchen, und sammeln: denn ihm ist die Natur auf lebendigen Blättern vorgelegt, und in der Vollständigkeit seines Gegenstandes auch die Wissenschaft auf wirkliche Weise gegeben. Jede Idee seines Studiums ist in einer Reihe von Gewächsen dargestellt, jede Frage von ihnen gelöst. Was das eine bringt, schließt das andere auf, und in einem anderen schaut es sich wieder; hier wird es verzehrt, dort aus einander gelegt, von diesem verwandelt, und jenes faßt die ganze Entwicklung wieder zu einem Bilde auf. Es ist daher für unser Zeitalter ein erfreuliches Ereigniß, daß, da ein jedes Studium in seiner Form den Ideen nachstrebt, auch die Botanik den geschlossenen Umfang des Gewächsreichs vor sich versammelt findet. Die Entdeckung neuer Gewächse scheint schon so weit beendet zu seyn, daß das Unbekannte nur zu seinen Verwandten übergeht, und die Vollständigkeit aller Formen hält der Mannichfaltigkeit wieder das Gleichgewicht.

Die ersten noch schwachen Äußerungen dieser Lage zeigt das überall keimende Bestreben, das botanische Studium von der bisherigen Beschäftigung mit dem Vereinzelten zur allgemeinen Ansicht zu führen, so sonderbar auch die Anstalten, wodurch man die Vegetation aus jedem Winkel in Abstraction zu setzen sucht, erscheinen mögen. Hier forscht man mit Begier und Anstrengung über die Fasern, das Gewebe, die Säfte und die innere Bewegung; dort macht man das Große klein, und bauet es aus dem Kleinen wieder heran; unzufrieden mit dem verfänglichen Studium hoffen einige vom thierischen Leben die Lösung, und andere sind kindlich froh, daß irgend ein planer Unter-

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

schied vom Subjectiven und Objectiven u. dgl. m. an dem Gewächse gefunden sey.

Unter solchen Umständen ist die Classe der sogenannten kryptogamischen oder blütenlosen Gewächse das Hauptstudium der Zeit geworden. Von der älteren Botanik nach Linnés Ausdruck als Barbarey und Diebsgesindel der Gewächse wenig geachtet, haben sie jetzt die herrschende Neigung erhalten. Das Studium forscht überhaupt nach verborgenem Geheimniß, und hofft es handgreiflich aufzuschneiden; — wohin könnte es sich also besser wenden, als zu den kryptogamischen Gewächsen? — Den neugierigen Fragen kommt hier eine gleiche Antwort entgegen. Das Gewächs ist hier als ein einfacher Faden in Trennung und Verbindung vorgestellt; oder es wird als einzelnes Blatt sichtbar gewebt, noch an der Grenze von Luft und Wasser schwebend; das Grünen ist hier für sich zu einem Gewächse geworden; selbst bis auf den Schleim ist in einem eigenen Gebilde gezeigt, was an ihm sey: alle die zu einem Blicke verschlungenen Prozesse der Pflanzenbildung liegen hier von einander gefondert, und sogar das vielbesprochene Problem vom Thier- und Pflanzen-Wesen wächst hier zu eines jeden Ansicht hervor. — Nach steht freylich alles dieß als eine Reihe von Besonderheiten da, die man auf bekannte Weise verzeichnet, ohne den Sinn der neuen Entdeckung zu ahnen. Der ganz entgegengesetzte Charakter dieser Vegetation nöthiget indess schon zu einer anderen Beobachtungsweise. Wenn sich in den blühenden Gewächsen nur ein einzelnes Glied jedesmal verändert, was die Zeit bringt, in ihnen wieder zusammengehalten, und als eine Zeugung angeschaut wird: so nimmt hier nicht selten die ganze Bildung in verschiedenem Ansatz eine so durchgreifende Verwandlung, daß das Gewächs nur aus dem Tagebuche des Beobachters als dasselbe erkannt wird. Die Unterscheidung aus sogenannten Merkzeichen wird hier mit jedem Schritte erschwert, denn die Historie der Vegetation wird beynahe der einzige Charakter. So wird also die Botanik in diesen kryptogamischen Gewächsen aus der bisherigen Arbeit verrückt; sie setzt der eingewurzelten Ansicht selbst ein Gegengewicht, sie verläßt die festen Formen der blühenden Gewächse, welche bis zu den letzten Spitzen mit Sicherheit umschrieben wurden, und geht zu diesen unbestimmten allgemeinen Bildungen über. Wie könnte die Botanik ihre Fesseln auf botanische Weise besser lösen? — Hier wird sie, zu sich in die

R

Schu-



Schule tretend, sich selbst-begreifen und übersehen lernen, um also den ersten Schritt zu einer neuen Bildung zu gewinnen.

Diese Bemerkungen, welche Rec. an jedem Theile der kryptogamischen Vegetation wiederfindet, sind auch das Resultat seiner Betrachtung des vorliegenden Werkes. Eine unvermischte Anzeige des an frischer Beobachtung reichen Inhalts soll den Leser zuerst in den Stand setzen, sich von dieser eigenthümlichen Vegetation zu unterrichten, und die vorgelegte Ansicht zu prüfen; alsdann wird Rec. zur besonderen Beurtheilung des Gegenstandes gehen.

Die Conerven der kryptogamischen Vegetation, der Hauptgegenstand dieses Buchs, zeigen auf den ersten Blick nicht viel mehr als eine Faser oder einen Faden im Wasser, welcher das Wachsen, sich Vermehren, Verwachsen und Weben im Wasser, bey mikroskopischer Betrachtung so bestimmt unterschieden zeigt, daß Rec. sagen möchte, das verschlossene Stengelgebilde der Gewächse sey hier einmal zu Wasser geworden, und in seinen Faden zur Durchsichtigkeit ausgebildet. *Vaucher* unterscheidet sechs Familien dieser Wassersfaden nach der Form ihrer Wiedererzeugung. Die erste Familie, *Ectospermes*, besteht aus cylindrischen mit grünem Stoffe mehr oder weniger gefüllten verzweigten Röhren ohne Abtheilung. Die Röhren gleichen einer durchsichtigen elastischen Haut. Der grüne Stoff füllt sie bald gleichmäßig, bald giebt er ihnen den Anschein von Abtheilungen, bald schwellt er das geschlossene Ende der Röhre dunkelgrün an. Sie sind häufig in kleinen Gräben und in fließendem Wasser; entweder an der Oberfläche schwimmend, oder auf dem Grunde gehalten. Wenn die Entwicklung sich beschließt, schwellt das Ende der Röhre rundlich an, es zerreißt und verstäubt sich. An den Röhren sitzen aber noch auf Stielchen kleine Kugeln, neben und zwischen welchen man hakenförmig gebogene Hörnchen bemerkt. Diese Hörnchen nehmen eine spirale Windung, und damit werden auch die Kugeln abgefordert. Aus den abgeforderten Kugeln wächst der Faden allmählich wieder hervor. — 2te Familie. *Conjugées*. Ihre Faden sind in ganzer Ausdehnung einfach und ohne Verzweigung. Die Röhre ist in viele ihrer Axe perpendiculare Fächer getheilt, und der grüne Stoff hat in diesen Fächern eine regelmäßige Form. Er bildet nämlich entweder Spiralen, die mit glänzenden Körnern vermischt sind, oder er liegt in den Fächern in eigenen inneren Röhren verschlossen, oder er liegt in ihnen in der Gestalt eines Sternchens. Hiedurch unterscheidet nun *V.* drey Ordnungen der *Conjugées*. In der ersten Ordnung findet man die Spirale in verschiedener Windung; enger, weiter, verflochten, und zuweilen an ihrer Statt einen unordentlich vertheilten grünen Stoff. Oft ist aber auch die Röhre leer, ohne Spuren einer Ausleerung. Die glänzenden Körner scheinen der Spirale fest anzuhängen, man findet sie indeß auch ohne Körner. Wenn die Spirale verdirbt: so mischen sich die glänzenden Körner in

den grünen Stoff. Die Scheidewände der Röhre bestehen aus einer durchsichtigen zarten Haut; sie scheinen einfach zu seyn; *V.* hält sie indeß für gedoppelt. Er sah oft, daß eine Röhre sich in 2, 3, ja so viel Stücke theilte, als sie Fächer hatte, ohne sich dabey auszuleeren. Man könnte diesen Faden demnach auch als Vereinigung vieler, und jede Abtheilung als ein eigenes Gewächs betrachten, denn jede ist in sich verschlossen, hat eigene Spiralen Körner, und kann sich sogar für sich vermehren. In der bisher beschriebenen Einfachheit findet man diese Faden viele Monate hindurch. Im Fröhlunge kommt nun aber aus allen Abtheilungen der Röhre eine unregelmäßig gebildete, meist stumpfe Geschwulst oder Warze hervor. Diese Warzen verlängern sich und erreichen die Warzen des neben liegenden Fadens. Man sieht auch wohl zwey, drey und mehrere Faden in dieser Verbindung, wo dann der mittlere abwechselnd zu den Seitenfaden geht. Während diese Vereinigung gelingt, verwandeln sich die Spiralen in eine grüne Masse, und die 2 Massen der durch ihre Warzen verbundenen Fächer gehen in das Fach des einen Fadens zusammen. Größtentheils giebt der eine Faden dem anderen in seiner ganzen Länge; doch wechselt diese auch. Die zwey in einer Abtheilung vereinten Massen nehmen in dieser die Gestalt eines einzelnen Kugelchens an, welches den grünen Stoff in einem untercheidbaren Überzuge enthält. Eine lange Zeit bleiben die Faden in diesem Zustande unverändert. Allmählich verderben dann die Röhren, die Kugelchen fallen heraus, und behalten in dem Verderbnisse der Faden ihr Grün und ihre Form. Auch diese Kugelchen liegen eine lange Zeit unverändert. Plötzlich öffnen sie sich dann aber wie ein Samenkorn mit seinen Lappen, aus deren Grunde ein grünes Beutelchen hervorgeht. Dieses dehnt sich allmählich aus; man sieht auch bald die Spiralen mit glänzenden Körnern in ihm, die Fächer der Röhre kommen heran, der junge Faden trennt sich von seinem Korne, und wird wieder dem älteren gleich. Diese Beobachtung (wovon der vortreffliche *Decandolle* Augenzeuge war) geschah an der *Conserva jugalis* Müller. Von den anderen, dieser Art ähnlich gebildeten Faden erwartet *V.* im Allgemeinen dasselbe. Einzelne Besonderheiten hat er selbst schon gefunden; so sah er z. B. an einer anderen Art ein sich unmittelbar zum Faden ausdehnendes Kugelchen. — Die gesternten *Conjugées* enthalten, anstatt der Spiralen, einen mehr oder weniger dichten grünen Stoff, welcher anfangs beynahe die ganze Röhre füllt, und sich allmählich in zwey bestimmt unterschiedene Körper trennt. Diese erhalten dann die Gestalt zweyer Sternchen von vier oder sechs Strahlen; oft findet man aber auch statt der Sternchen zwey eiförmige Massen, oder zwey dreyzählige Kämme. Die zwey Körper eines jeden Fachs gehen erst in der Copulation des Fadens zusammen. — Die dritte Abtheilung der *Conjugées* hat eine Röhre wie die anderen; sie ist in Fächer getheilt, enthält aber in jedem einen kle-



nen Faden. Sie verbindet sich mit anderen nicht durch Wülste, sondern die zwey einander entgegenstehenden Fächer, beugen sich, daß die Conserven ein ellenbogenartiges Ansehen erhalten; die Winkelspitzen gehen dann zusammen. Sie sind lange in dieser Stellung; und V. meint, daß sich alle Fächer, der Reihe nach, in dieser Form verbinden werden. Ein Übergang aus einem Fache in das andere ist hier nicht bemerkbar, sondern aus der Röhre gehen unmittelbar die kleinen Faden hervor. Man sieht, wie sie noch zur Hälfte in der Röhre liegen, zur anderen Hälfte geboren. Sie trennen sich endlich ab, und zwar bey den mittleren Fächern zur Seite, bey dem letzten Fache am Ende der Röhre. — 3 Familie. *Hydrodictye*. Ein grünes sackähnliches Netz aus gewöhnlich fünfseitigen Maschen gewebt. Die Maschenseiten sind sich ungleich in Zahl und GröÙe; die Seiten der Masche bestehen aus cylindrischen Röhren mit grünem Stoffe und glänzenden Körnern gefüllt. Diese Röhren sind aber noch mit einer durchsichtigen Haut umgeben, welche die Enden verbindet. Jede der 5 Seiten schwillt allmählich an, und sondert sich aus dem Fünfeck los. Dies geschieht durch eine Zerstörung der Haut, welche die Röhren enthält. Der nun abgetrennte Faden verflücht sich allmählich, wächst von Innen heran, erweitert seine Maschen, und verwandelt sich bald in ein dem ersten gleiches Netz. — 4 Familie. *Polyspermes*. GröÙer gebildete grünlich schwarze Faden, deren Röhre durch unregelmäßige Aufschwellungen unterbrochen ist, gleich einer gegliederten Antenne bey den Insecten. Sie gleichen den anderen Conserven nur in ihrem Wasseraufenthalte und in der sadigen Bildung. Anfangs sieht man eine Menge kleiner Fadenbüschel; jedes Härchchen dieser Büschel ist eine *Polysperme*. Die Büschel haben folgende Erzeugung. Die Röhre des Fadens (über deren Bildung V. noch ungewiß ist) enthält grüne Staubkörperchen, welche sich, mikroskopisch betrachtet, als kleine verzweigte, aus Ringen zusammengesetzte Schnüre darstellen. Der letzte Ring wird mit den, ihm nächsten, dunkler und gröÙer; einige hatten sich abgetrennt, und schienen Endringe gewesen zu seyn. So sieht man die *Polysperme* täglich diese Schnüre und Körner abtrennen. Endlich werden die Schnüre seltener, die Körner häufiger. Damit erhält die Conserve das Ansehen eines verwelkten, halbdurchsichtigen ausgeleerten Fadens. Die Körner verlängern sich nun aber wieder in dasselbe Gewächs und die beschriebenen Fadenbüschel sind eine Versammlung junger *Polyspermen*. — 5 Familie. *Batrachospermes*. Gelatinöse, weiche, fettige Faden; sie kleben auf Papier so fest an, daß man sie nicht ohne Anfeuchtung abtrennen kann. Bey einigen scheint ein klebender Stoff zu seyn, allein andere lassen davon nichts vermuthen, und zeigen den schärfsten Umriss. Sie sind größtentheils einfach oder doch wenig verzweigt, aber so fein und unzählich zertheilt, daß sie ein sammetartiges Ansehen erhalten. Bey 3 Arten geschieht diese Vertheilung aus einem Hauptstamme, welcher von durchsichtigen Ringen gebildet wird, oder vielmehr

aus einer in jedem Fache mit grünem Stoffe gefüllten Röhre. Einer Art fehlt indeß dieser Hauptstamm, und sie vertheilt sich regellos. Bey allen Arten geht die Ramification in einen dünnen, höchst feinen Faden über, was, wenn er dem unbewaffneten Auge bemerkbar wäre, ein wimperiges Ansehen geben würde. Der Faden ist aus festen, beynahe eiförmigen, hinter einander gereihten in einer Röhre verschlossenen Ringen gebildet. Diese Ringe verkleinern sich gegen die Spitze des Fadens, und werden allmählich unsichtbar. Im Inneren der *Batrachosperme mamelonée* findet man weißliche Körperchen, woran kleine Faden von verschiedener Länge bemerkbar sind. Diese gleichen einer kleinen schon entwickelten Pflanze. Hat die Conserve ihr Wachsthum beendet, so zerreißen und trennen sich die Ringe. Ein Theil davon bleibt an ihr kleben. Sie verlängern sich allmählich, werden durchsichtig, unterscheiden sich von dem Mutterfaden, durchbrechen ihre Hülle, stellen sich strahlend um einen Punkt und werden also wieder dem ersten Gewächse gleich. — 6 Familie. *Prolifères*. Hat der Faden sein Wachsthum beendet: so kommen in seiner ganzen Länge Anschwellungen oder Wülste, aus welchen eine Menge Faden, die dem Mutterfaden gleichen, hervorgeht. Man könnte sie auf den ersten Blick für *Ectospermes* oder *Conjugées* halten, denn die Röhre ist in Fächer getheilt, und enthält viele glänzende Körner, sie ist aber meist Fuchslang. Die Wülste wachsen schnell, und bedecken sich mit einem Staube; dann kommen viele Faden hervor, welche sich schnell verlängern, und einem Haarbüschel gleichen. In diesen jungen Faden sind bald die Fächer bemerkbar, sie werden dem Mutterfaden ganz gleich und trennen sich von ihm, (wie V. vermuthet, da er den Trennungsmoment selbst noch nicht beobachtet hat). Sehr merkwürdig ist die bey dieser Gelegenheit mitgetheilte Beobachtung kleiner parasytischer Wasserfaden; ja diese parasytische Faden sollen wieder andere noch kleinere tragen! — Man unterscheidet den parasytischen Faden dadurch, daß er in der ganzen Länge der Conserve hervorkommt; vor seiner Entwicklung sieht man auf ihrer Röhre kleine, rundlich flache Anschwellungen, welche in ihrer Oberfläche nicht im Inneren geschehen. Alsdann unterscheidet sie auch die Entwicklung; wenn nämlich die entstandenen Faden der *Prolifere* gleichen, so schreibt sie V. der Mutter zu, als parasytisch sind sie von ihr verschieden. V. gesteht indeß, sie noch wenig untersucht zu haben.

II. *Geschichte der Tremellen*. V. theilt sie in 2 Gattungen, die sadigen (*Oscillatoires*) und die eigentlich bisher sogenannten (*Nostocs*). — Die *Oscillatoires* sind für den ersten Blick den Conserven sehr ähnlich. Sie bilden auf dem Grunde, oder der Fläche des Wassers einen grünen Teppich. Ihre Faden sind gefächert, und man würde sie für *Conjugées* halten, wenn sie nicht durch ihre Einfachheit und den höchst kleinen Durchmesser unterschieden wären, auch haben die Fächer weniger Länge, als Brei-

Breite, was bey den *Conjugées* umgekehrt ist, und das Innere ist mit grünem Stoffe angefüllt, nicht regelmäfsig vertheilt, wie bey den *Conjugées*. Sie haben ein weiches, fettiges Substrat, gleich der Gallert bey den *Nostocs*, worauf sie sich strahlig ausbreiten. Sie sind nie über 5 bis 6 Linien lang, und oscilliren beständig zu den Seiten. Diese Oscillation bleibt auch in veränderter Stellung, sie hört auf, bleibt im Fortschritte eine Zeitlang stehen, ist dann langsamer, dann geschwinder, und überhaupt so veränderlich, dafs sie nicht auf mechanische Weise geschehen kann. Auch ziehen sich diese Faden, wie schon *Desaussure* bemerkte, nach dem Lichte. An einem (*Osc. majeure*) glaubt *V.* deutlich Kopf und Schweif gesehen zu haben, aber nicht an allen Individuen dieser Art. An den Ringen der Faden sieht man keine Entfernung oder Zusammenziehung, in dem grünen Stoffe bemerkt man stärker gefärbte Körner. Der oscillirende Faden theilt sich in zwey und mehrere Stücke, welche allmählich wieder heranwachsen. Diese Theilung ist von verschiedener Länge, im Allgemeinen ungefähr  $\frac{1}{3}$  des Fadens. (Der Italiener *Corti* hat schon früher diese Trennung im wirklichen Momente gesehen.) — Die *Nostocs* unterscheiden sich durch ihre gallertige Substanz. Diese ist grün und mit langen Faden angefüllt, die aus zusammengereihten Kügelchen bestehen. Sie haben viel Ähnlichkeit mit den *Oscillatoires*, unterscheiden sich aber durch die grüne Gallert, worin sie liegen. Bey den *Oscillatoires* ist nur eine erdige Unterlage, die *Nostocs* sind dagegen in die Gallert gleichsam gewebt. Auch sind die Faden der *Nostocs* kürzer, gekrümmt, und ohne Bewegung; (ein andermal nennt *V.* die Bewegung der *Nostocs* „*presqu'insensible*“.) Gegen das Ende der Entwicklung reißt die Haut der *Nostocs* unordentlich auf, und der gallertige Stoff kommt halbflüssig hervor. Die Haut bleibt am Steine hängen, die Gallert vertheilt sich im Wasser. Sie ist mit gegliederten Faden gefüllt, welche sich gewöhnlich in ein dickeres und runderes Kügelchen enden. Dieses wird bald kugelig, trennt sich unmerklich vom Faden, am folgenden geschieht dasselbe, und so ist endlich der ganze Faden in Kügelchen verwandelt. Oft geschieht die Trennung in mehrere Kügelchen auf einmal. Die Kügelchen hält *Vauch.* für den ersten Anfang der *Tremelle*, da alle junge *Nostocs* eine kugelige Form haben, und er Kügelchen von verschiedener Gröfse fand, wovon die grössten schon fadige Ansätze machten.

III. *Geschichte der Ulven*. Sie haben mit den *Nostocs* Ähnlichkeit; sie bestehen aus einer häutigen, durchsichtigen, feinen Substanz, worin nicht articulirte Faden, sondern ein Netz von den feinsten Kügelchen bemerkt wird. Bey der *Ulva latis-*

*ima* sah *Vauch.* nur Spuren eines Netzes. In der Mitte des Netzes sind unregelmäfsige Punkte. Die *Ulva rivularis* hat eine durchsichtige mit vielen Kügelchen gefüllte Haut; diese Kügelchen liegen zu vieren, zuweilen aber auch so zusammengedrängt, dafs sie allein die Haut zu bilden scheinen. Die Wiedererzeugung geschieht aus blasenähnlichen Kügelchen, welche sich in einfache Häute verwandeln.

Dies ist der Haupt-Inhalt der vorliegenden Schrift, wovon *Rec.* um so mehr wünscht, dafs diese Anzeige die Leser zum näheren Studium eingeladen habe, als hier eine Menge einzelner Bemerkungen übergangen, und ein von der Schrift verschiedener Vortrag gewählt werden mußte. *Vauch.* giebt nämlich seine Beobachtung größtentheils als Tagebuch. Dadurch hebt das Folgende oft das Vorhergehende auf, oder giebt ihm eine neue Bestimmung; dazwischen durchkreuzen sich Vermuthung, Erwartung und Bestätigung; bald vermischt sich die Vorstellung von den Gründen des Vorgangs mit der Beobachtung, bald fällt die Untersuchung in Einzelheiten, sie schweift auf Nebenheiten, faßt sich hier und dort wieder, aber unvollkommen, zusammen. Dies erschwert das Studium dieser Schrift außerordentlich, da sie ein jeder wieder umarbeiten muß. Indefs schadet das ihrem Werthe nicht, welcher dadurch vielmehr von einer anderen Seite erhöht wird. Denn es liegt doch an dem Gegenstande selbst, dafs der Botaniker so lange hin und hergehen muß, um seiner habhaft zu werden, und die Negativität dieser Vegetation hat keinen anderen botanischen Ausdruck mehr, als in dem mühevollen, oft fruchtlosen Bestreben des in der übrigen Botanik erfahrenen Beobachters. Eine aufrichtige Erzählung dieser Schicksale, wie die vorliegende, ist zugleich um so nothwendiger, als ohne dieselbe von dem vorgelegten Resultate nicht mit Sicherheit geurtheilt werden kann, wie weit die Beschwerden der Beobachtung daran Antheil haben können. Sie ist um so schätzbarer und als Muster zu empfehlen, da es bey der herrschenden Sitte, jedes Gewächs mit wenig Worten in dem Verzeichnisse kenntlich zu machen, bisher noch wenig Beobachtern gefallen hat, bey den Kryptogamen auf die andere Natur derselben Rücksicht zu nehmen. Überhaupt ist nicht abzusehen, was von den rüstigen Versuchen, die Wasser-Algen in ein Differenz-Verzeichniß zu bringen, erwartet werden könne. *Vauchers* Schrift zeigt hinreichend, wie viel Sorgfalt, Zeit und Geduld zur vollständigen Kenntniß erfordert werde. Diese Kenntniß muß nothwendig der Anordnung vorhergehen, wenn nicht verschiedene Zustände desselben Fadens, als Arten, oder wohl gar als Gattungen beschrieben werden sollen.

(Der Beschlufs folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 J U L I U S, 1805.

## B O T A N I K.

GENÉ, b. Paschoud (käufl. b. Reclam in Leipzig): *Histoire des Conferves d'eau douce, contenant leur differens modes de reproduction et la description de leur principales especes, suivie de l'histoire des Tremelles et des Ulves d'eau douce.* Par Jean Pierre Vaucher, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wie viel wagen daher diejenigen, welche (wie sogar oft dabey gesagt wird) auf einer Reise, auf einem Spaziergange, neue Conferven zu entdecken, und aus einem solchen Anblicke über ältere Beobachtung zu entscheiden wissen; da doch jedem Unterrichteten bekannt ist, und in vorliegender Schrift gezeigt wird, wie, viele Monate, oft Jahre lang fortgesetzte Beobachtung desselben Fadens, und die Übersicht aller seiner Verwandlungen, erst die richtige Kenntniß geben. Darum hat bey der gegenwärtigen Lage der Botanik nur die Beobachtung über die Conferven und deren verwandte Vegetation einen Werth, welche zugleich ihre eigene Historie nach V. Beyspiele vorlegt.

Bey den mehresten Familien führt V. eine Reihe verschiedener Arten auf; diese sind in sehr scharf und bestimmt gezeichneten Figuren vorgestellt. Einige Leser könnten in Ansehung der Arten über Mangel an Vollständigkeit und Rücksicht auf Synonymen unzufrieden seyn. Allein, ist denn alles, was zu dieser Vollständigkeit zu rechnen wäre, mit der Sicherheit beobachtet, daß man schon an die systematische Aufzählung desselben denken darf? — Noch viel weniger ist aber von den flachen Beschreibungen und rohen Abbildungen der älteren Botanik für diesen Gegenstand zu hoffen; wenigstens ist die Bestimmung dieser noch unbestimmten Synonymen jeder Willkühr preis gegeben. Überhaupt wäre zu wünschen, daß man bey Bestimmung der Arten und Synonymen jedesmal den Grund des Verfahrens und der Behauptung auszuführen, zur Regel setzen wollte. Ein jeder macht sich — weil es nun einmal erlaubt ist — das seinige fertig; der eine nimmt es dann an, der andere nicht, der dritte macht was anderes daraus u. s. w. Das alles geht in der Stille vor sich; jeder schreibt sich wieder an, wie der es aufgenommen, dieser es verrückt hat u. s. w.; so kommt es in die Bücher, und so hat es nach einer Reihe von Jahren seinen Platz behauptet. Wirft endlich einer es wieder fort, so rückt der andere es in

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

Kurzem als Synonym wieder bey. Auf diese Weise hat man sich eine so furchtbare Gelehrsamkeit gesammelt, daß an das eigentliche Studium der Pflanzen gar nicht mehr zu denken ist. Zum Glück stehen die Gewächse dazwischen in ihren sicheren und einfachen Zügen so fest, daß man den Schritt durch diese Verwirrung, als das historische Document der botanischen Klarheit und Anschaulichkeit betrachten möchte. Nur bey den Kryptogamen verschwindet diese äußere Bestimmtheit. Wird auch hier dasselbe Verfahren länger zugestanden, so ist freylich ein weiter Raum sehr gelehrter Bemühungen eröffnet; ob aber davon Segen zu erwarten sey, möchte sich früher entscheiden, als man zu glauben scheint. Es ist zwar in Ansehung der Kryptogamen schon oft von botanischer Strenge und Gründlichkeit die Rede gewesen; allein wenn diese Strenge nicht Grundsätze vorlegt, so ist sie nur eine Auftreibung zur Strenge zu nennen. Die eigene Versicherung, daß man die Sache richtig und gut gemacht habe, kann vor dem wissenschaftlichen Forum nicht zugestanden werden.

In Ansehung der V'schen Beobachtungen ist nun aber Rec. keineswegs der Meinung, daß die Nachforschung schon damit erschöpft sey; vielmehr könnte Rec. mancherley Abweichungen seiner und anderer Beobachtung bemerken, wenn hier der Ort wäre, solche Einzelheiten anzuregen. Die Geschichte der Oscillatoires verdient eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Rec. hat sie leider bey aller Mühe noch nicht entdecken können; überhaupt ist die Geschichte der Ulven und Tremellen am wenigsten erforscht. Die Reproduktion der *Conjugées* ist eine neue Entdeckung, welche bisher noch nicht von anderen bestätigt ist; die Geschichte der *Batrachospermes* möchte noch von vielen Seiten zu berichtigen seyn, besonders verdienen die parasytischen Conferven eine nähere Betrachtung. — Indefs darf man bey der Vorliebe, welche die Botanik gegenwärtig an Versteckten und Kleinen zu nehmen scheint, bald eine Menge Beyträge erwarten, wovon zu wünschen ist, daß sie sich durch Fleiß und Genauigkeit den Arbeiten unseres vortrefflichen Roth anschließen mögen.

Ein besonderes Interesse hatte bisher für die Botanik die Frage über die Erzeugung der Kryptogamen; die Conferven haben diesen Gegenstand von neuem aufgeregt. Der herrschenden Vorstellung gemäß, wird zur Fortpflanzung die Bestäubung des Griffels erfordert. Bey den Kryptogamen sind diese Theile ununterscheidbar geworden, zum wenigsten einer

einer willkürlichen Deutung hingegeben. Wo man ein Spitzchen fand, machte man daraus den Griffel; ein Häckchen war hinreichend, um als Staubfaden zu gelten, und irgend ein mikroskopisch körnchen mußte den Blumenstaub bilden. Es ward indeß bald verrathen, daß man die Sache auch anders wenden könne, und die Menge neuer Fictionen machte die gesuchte Sexualität der Kryptogamen bald verdächtig. Auch unser V. ist damit in Ungewißheit; er klopft überall an, hat bald eine kleine Anthere, ein Hörnchen, u. s. w. bald eine *materia secundans* im Verdachte, kommt aber doch größtentheils auf die redliche Versicherung zurück, daß alles dieß nur als Vermuthung gelten solle; zuweilen wird er auch auf präformirte Keime, auf Einschachtelung u. s. w. geführt. Demungeachtet ist ihm schon von verschiedenen Seiten vorgeworfen, warum er denn noch an die Sexualität glaube; mit der Fortpflanzung durch Keime werde man ja leichter fertig. Rec. möchte indeß das Forschen nach den Fortpflanzungsorganen dem Geiste der herrschenden Botanik ganz angemessen nennen. Von dem Pistill ist nämlich bey blühenden Gewächsen bekannt, daß es oft nur als Narbe, ja daß selbst von dieser kaum eine Spur vorhanden ist; die Antheren verwandeln in vielen Fällen ihr Ansehen, in auf einem Blatte liegenden Staub, und es wird sogar eine *Anthera solida* zugestanden; ferner ist auch den Geschlechtern erlaubt, sich von einander zu entfernen. Warum sollte denn nicht bey den Kryptogamen die *Anthera* als Staub, die Narbe als allgemeine Fläche vorkommen können? — und wenn die Natur die Entfernung der Geschlechter durch Insecten, ja sogar durch einen Wind vermittelt, so wäre es doch nicht uneben, für die Kryptogamen was ähnliches zu hoffen. Der Staub könnte z. B. im Wasser aufgelöst als schwimmend den Faden in allen Fächern befruchten, oder ein guter Seher fände vielleicht in den Infusionsthierchen den Dienst der Insecten wieder? — Die Hauptfrage möchte dabey aber noch immer bleiben, was denn, wenn wirklich Staubfaden u. s. w. entdeckt würden, für die Fortpflanzung gewonnen sey? — Die gewöhnliche Meinung ist, durch die Bekäubung die Erzeugung des fruchtbaren Samenkorns begreiflich gemacht zu haben; allein das Räthsel kehrt damit um desto ärger wieder, wovon man sich nur durch eine befruchtende Kraft des Blumenstaubes erretten kann. Dieß scheint diejenigen Botaniker geleitet zu haben, welche die Erzeugung der Kryptogamen durch Keime geschehen lassen; denn der Umweg durch eine befruchtende Kraft ist bey einer keimenden Kraft erspart. Dadurch ist aber auch wieder für den leichtsinnigen Beobachter die beste Entschuldigung gewonnen. Hat man den Faden angesehen und beschrieben, so läßt man ihn keimen, wovon, da es doch unsichtbar geschieht, nichts weiter zu erwarten ist. Von einer anderen Seite geben diese Keime eine brauchbare Taschenspielerrey. Wenn nämlich das einmal die samenähnlichen Körnchen, woraus der Faden heranwächst, die Keime bedeuten, so giebt

es auch ein anderes mal verborgene unsichtbare Keime; denn keimen muß doch alles. Wo jene fehlen, da ist dieses; wo man dieses sieht, darf man jene im unendlich Kleinen vermuthen; wo man Körnchen sieht, das Keimen erwarten u. s. w. Dieß scheint anderen vorgekehrt zu haben, welche die Meinung von einer *Generatio aequivoca* den Keimen entgegensetzten. Das äußere Ansehen giebt den Kryptogamen allerdings diesen Schein einer zufälligen Bildung. Könnte aber nicht auch dieses zweydeutige Ansehen vegetabilisch organisirt, und also wieder das Wesen dieser Gewächse seyn? — Wenn z. B. einige in den Schwämmen einen Samen annehmen, andere hingegen die Schwämme aus der Fäulniß kommen lassen: könnten da nicht beide Theile Recht haben, wenn die Samen des Schwammes, Samen der Fäulniß wären, woraus er hervorgeht? Die Fäulniß ist ja selbst ein lebendiger Proceß, und wenn der Schwamm aus der sich selbst angesteckten Fäulniß wiederkeimt, so ist seine *Generatio aequivoca* sein Eigenthum. Bey den Wasseralgae kommen ähnliche Fälle vor. Daß man Conferven künstlich durch Auflösung anderer Vegetabilien erzeugen kann, ist bekannt. Wer sie zum ersten Male an ihrem natürlichen Aufenthalte sieht, wird sie für aufgelösete verdorbene Pflanzentheile halten, und der Einfluss, welchen Luft, Wasser, Witterung, Licht u. s. w. auf ihre Entwicklung erhalten haben, ist so auffallend, daß man leicht in Versuchung gerathen könnte, ihm alles zuzuschreiben. Wer dieß sehen will, stelle, wie Rec. es im vorjährigen Sommer versucht hat, dieselbe Confervenart bey mehr und weniger Erfrischung des Wassers an einen schattigen, lichten, halbsktern, warmen und kühlen Ort, beobachte alles dieß zugleich, bringe sie in den entgegengesetzten Zustand, und vergleiche den Erfolg. Es ist dabey nicht die Meinung, die alte Vorstellung zu vertheidigen; Rec. wünscht vielmehr, die Untersuchung auf die Frage zu lenken, wie bey dem Anschein einer solchen Erzeugungsweise, und einer solchen Veräußerung des Lebens, doch die Vegetation auf diesen letzten Grenzen noch bestehe?

Abgesehen von den äußeren Verhältnissen, ist die Vegetation dieser Wasserfaden so einfach, und die zwar nicht leichte Beobachtung so befriedigend, daß man keiner Fiction bedarf. Rec. will, um davon einen Beweis zu geben, die erste Familie der *Ectospermes* hier näher betrachten. Ein gründer Faden wächst in seiner Verlängerung fort; er begrenzt sich selbst, indem der Faden ein rundliches Ende nimmt, und sein grünes Innere ausleert; er vermehrt sich zugleich in Verzweigung. Dann begrenzt sich der Zweig; die Verzweigung windet sich nämlich sogar in sich wieder auf den Stamm zurück, in den Hörnchen, und nimmt ein Kügelchen auf ihre Spitzen, welches wieder den Faden giebt. Alles dieß ist zugleich; Begrenzung des Fadens auf sich selbst, Vermehrung über sich hinaus, und die Reflection, daß eins das andere setze. Der erste Satz der organischen Geometrie in vegetativer Form.

Form. Folgt man dem Mikroskope, so wird nur die weitere Ausführung des Satzes gefunden. In dem Faden sieht man nämlich eine Menge grünender Pünktchen, also den Grund der Verlängerung als seinen Inhalt. Für sich betrachtet kann dieser grünendestauige Stoff sich auf verschiedene Weise zeigen, wie er bey anderen Wasseralgeln als Blatt u. s. w. vorkommt. Dafs also im vorliegenden Falle die Vermehrung der Länge sich auch in Form der Verlängerung zeigt, ist eine eigene Form, welche daher als die für sich durchsichtige Röhre des Inhalts unterschieden ist u. s. w.

Die schon in der älteren Botanik vorgetragene Meinung von animalischen Äußerungen der Kryptogamen ist bey den Wasseralgeln wieder angeregt. Giroud-Chantrons sucht zu derselben Zeit durch mikroskopische Beobachtung die Conserven als Polypenstämme und Aggregat von Infusionsthierchen vorzustellen, da V. die Geschichte ihrer Vegetation giebt. V. setzt den Grund dieser Verschiedenheit darin, dafs er die beobachteten Conserven, so oft er gekonnt, mit frischem Wasser versehen, dafs hingegen Giroud-Chantrons die seinigen mehrere Tage in demselben Wasser gelassen habe, wo denn durch Verderbnifs die bekannten Infusionsthierchen entstanden wären. Dieser Meinung V's. sind viele Botaniker beygetreten. Allein von Seiten des Giroud-Chantrons kann man hierauf noch erwiedern; ob denn erwiesen worden, dafs jene beständige Erfrischung des Wassers das natürliche Erfordernifs dieser Conserven sey? — Wir finden die Conserven in Bächen und an Wasserfällen nach V's. Behandlungsweise, aber doch auch eben so sehr in stehenden sumpfigen Wassern, unter Polypen und Infusionsthierchen: Konnte also nicht das, was wir Conserve nennen, gegen zwey Seiten schweben, dafs beiden Beobachtern gleiches Recht zukäme, V. die vegetative Seite, Giroud-Chantrons die animalische Inclination verfolgt hätte? — Auch möchte der Unterschied dieser Beobachtungen nicht allein am Wasser liegen. Wenigstens hat Rec. nicht selten bemerkt, dafs dieselben grünenden Körnchen, gleichsam unentschlüffig gegen Tag und Nacht des Lebens, wenn sie eine Zeitlang im Dunkeln gestanden hätten, sich als Infusionsthierchen zeigten; dafs in vielen Arten dieser Thierchen derselbe grüne Stoff der Conserven unterscheidbar war, und dafs in den, mit diesen Thierchen gefüllten Gefäfsen, nachdem sie einige Zeit dem Lichte ausgesetzt waren, nicht nur weniger Bewegung bemerkt wurde, sondern auch bald vegetirende Conserven zum Vorschein kamen. Rec. hält darum dafür, dafs bis zur Entscheidung durch neue Versuche beiden Beobachtern dasselbe Recht zugestanden werden müsse. Man beobachte also nunmehr unter verschiedenen Umständen, wie es Rec. schon oben bemerkte.

In welchen Verhältnisse nun die Vegetation dieser Kryptogamen zu den blühenden Gewächsen stehe, zu den Schläuchen, Röhren, sogenannten Gefäfsen, Fasern, dem Gewebe der Rinde, u. s. w. wel-

che man an den blühenden Gewächsen unterscheidet, wird Rec. bey Gelegenheit eines anderen Werkes der mikroskopischen Botanik nächstens erörtern: daher er, zum Schlusse dieser Anzeige, nur auf diese Beziehung hinzudeuten sich begnügt.

F. J. S.—.

BERLIN, in d. akad. Kunst- u. Buchh.: *Deutschlands wilde Gewächse nach dem Linneischen Geschlechssysteme geordnet, und durch sorgfältige Zusammenstellung der von ihnen bekannten Wahrheiten, dem Liebhaber möglichst kennbar gemacht, von Johann Heinrich Karl Sack, königl. preuss. Oberamtmann und Mitgliede der königl. märkischen ökonomischen Gesellschaft. Ersten Theils erster Band. 1804. XX u. 383 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)*

Der Vf. glaubt, der Mangel an Hilfsmitteln, welche die Schwierigkeiten des Studiums der Botanik, wenn nicht aus dem Wege räumen, doch vermindern, sey besonders Schuld, dafs man auch die in Deutschland wildwachsenden Pflanzen noch lange nicht genug kenne. Ein vorzügliches Hindernifs, warum nicht mehrere sich mit dem Studium derselben beschäftigen, scheint ihm die lateinische Sprache zu seyn, deren Kenntnifs so vielen mangelt. Gegen die lateinische Sprache wird oft von so Manchen Klage geführt, in welche aber Rec. gern bekennt, keineswegs einstimmen zu können. Wer der lateinischen Sprache nicht mächtig ist, wird nie im Stande seyn, sich eine gründliche Kenntnifs der Botanik zu verschaffen, weil doch stets die Hauptwerke ihm unverständlich bleiben werden. Wenn also auch noch so viel deutsche Handbücher, Grundrisse u. dgl. für die der lateinischen Sprache nicht Kundigen geschrieben werden: so sind diese darum doch noch nicht fähig, zu dem Grade der Kenntnifs dieser Wissenschaft zu gelangen, dafs sie in der Folge derselben selbst Nutzen schaffen könnten. Für die Wissenschaft ist es also einerley, ob solche sich überhaupt mit derselben beschäftigen oder nicht. Deutsche Werke für dies Publicum können deshalb immer nur insofern Nutzen haben, dafs sie dasselbe zu einer angenehmen Beschäftigung leiten. Für die Wissenschaft wird Niemand dadurch gebildet werden. Ob es aber nicht oft der Wissenschaft Schaden bringe, dafs zu viele Dilettanten sich mit ihr beschäftigen, die alsbald, besonders in unserm lieben Vaterlande, wenn sie nur einige Ideen sich zu eigen gemacht haben, auch zu schreiben anfangen, will Rec. nicht entscheiden, obwohl er es glaubt. Wenn demnach Rec. gegenwärtiger Schrift in der Hinsicht keinen grossen Nutzen zusehen kann, dafs sie darauf hinwirkt, die Dilettanten zu vermehren: so will er doch blofs darum derselben die Nutzbarkeit noch nicht geradezu absprechen.

Die über die wilden Pflanzen Deutschlands in unserer Muttersprache herausgegebenen Schriften schienen dem Vf. theils zu kostbar, theils zu unvollständig, theils, weil manche sich nur auf einzelne Gegenden beschränken, nicht allgemein genug. Diese

und

und das 1  
leinischen  
Botanik n  
Ausarbeit  
das Syſtem  
ſte aus de  
lich und  
für das zweckmäßigſte hielt.

Prof. Willdenow, ein Freund des Vf., hat dieſe Schrift mit einer Vorrede verſehen, welche gewiſſermaßen ein Urtheil über dieſelbe in ſich faßt. Dieſer verdienſtvolle Gelehrte glaubt nämlich, der Vf. habe einen guten Mittelweg eingſchlagen, nicht bloß Liebhabern dieſer Wiſſenſchaft ein zweckmäßiges Handbuch zu liefern, ſondern auch für Kenner manche eigenthümliche Beobachtungen hinzuzufügen. Beſonders hält Willdenow dieſes Werk geſchickt, die Liebhaber der Botanik für das Studium des ökonomiſchen Nutzens der Pflanzen zu vermehren, für welchen Theil, wie er glaubt, Dilettanten gemeinlich mehr leiſten, als ſtreng wiſſenſchaftliche Botaniker. Zugleich meint er aber, daß von ſolchen Liebhabern auch für den ſyſtematiſchen Theil, inſofern ſolcher aus Beobachtung in der freyen Natur Aufklarungen erhält, oft manches richtiger angeſehen werde, als von Gelehrten, die ſelten die Studirſtube verlaſſen. Zum Beweiſe, wie manchmal ſolche Gelehrte zu irrigem Meinungen Anlaß geben, führt er ſehr paſſend das Beyſpiel von *Lichtenſteins* Luſtpolypen an. Es iſt hier nicht der Ort, weitläufig über dieſe Luſtpolypen zu reden, die das Heer der Dilettanten in Deutſchland ſchon als ſak-ungewiß bezweifelt annimmt, und auf Trugſchlüſſe neue Trugſchlüſſe baut; nur da dieſe Schrift ihm gerade Gelegenheit dazu bietet, kann Rec. ſein individuelles Urtheil über dieſelben nicht unterdrücken. Er glaubt nämlich, daß wenn Hr. *Lichtenſtein* Mycologie und Lichenologie eifrig ſtudirt hätte, er nie auf die Idee gekommen ſeyn würde, dergleichen niederzuſchreiben.

Im allgemeinen ſtimmt Rec. Hn. Willdenow bey, daß, in der von ihm angegebenen Hinſicht, Schriften, wie die unſeres Vf., immer gewiſſen Nutzen ha-

ben können, wenn ſie mit der gehörigen Sorgfalt ausgearbeitet ſind; daß aber vorliegendes Werk, welches eigentlich nichts als eine, immer noch unvollſtändige, Compilation iſt, Bedürfniß geweſen ſey, und alſo weſentlichen Nutzen ſchaffen werde, glaubt Rec. keineswegs. Daß der Vf. treu ſeine Quellen an- giebt, und auch unter jedem entweder überſetzten, ausgezogenen oder abgeſchriebenen Satze den Autor citirt, aus welchem er ihn nahm, iſt allerdings zu loben; aber mit Recht kann man ihn doch vorwerfen, daß er, wenigſtens nach des Rec. individuel- lem Urtheil, keine richtige Anſicht davon hatte, in- wiefern ein Werk, wie das ſeinige, Bedürfniß ſey oder nicht. Schriften wie *Suchows Handbuch der theo- retischen und angewandten Botanik*, *Schkuhrs Hand- buch der Botanik*, die *Flora der Wetterau* u. a. m. machen im allgemeinen das Werk des Vf. überflüſſig, deſſen einzelne eigene und neue Beobachtungen in einer Zeiſchrift einen zweckmäßigen Platz gefun- den hätten. Dieſe aber für mehrere Bände mit ſo vielem Bekanntem, aus anderen Schriften entlehnt zu vermengen, bedurfte es nicht, um ſie zur Kenntniß des Publicums zu bringen. Aus der *Wet- terauer Flora* ſind allein wörtlich mehrere Bogen abgeſchrieben, eben ſo aus Willdenows *Berliniſches Baumzucht*, *Schkuhrs Handbuch* u. a. m.: ſo daß von dem Eigenen des Vf. wenig übrig bleibt.

Auf den 383 Seiten dieſes erſten Bandes des er- ſten Theils kommt der Vf. nur bis in die *Triandria Digynia* die Gattung *Melica* zu Ende. Würde er ſei- ne Schrift fortſetzen, wovon aber Rec. abſtatten zu müſſen glaubt: ſo würde ſie ſehr voluminös und nicht wohlſeil werden, ohne eine Lücke in der Wiſſenſchaft auszufüllen. Für manchen Dilettanten, der keins der Werke beſitzt, aus denen dieſes zu- ſammengetragen iſt, mag es indels immer, wenn es gegen den Wuſch des Rec. ſollte vollendet werden, des Ankaufs werth ſeyn; aber ſicher wird auch ir- gend eins der ähnlichen Werke, deren wir ſchon genug beſitzen, für den Zweck eines ſolchen Publi- cums für vollkommen hinreichend, dieſes alſo für überflüſſig erklärt werden müſſen. —/—

## KLEINE SCHRIFTEN.

**BOTANIK.** Wittenberg, b. Zimmermann: *Enumeratio plantarum circa Vitebergam in aquis, locis paludosis et humidis praecipuarum nec non officinalium sponte crescentium, cum prae- fam. Traug. Cur. Aug. Vogt, Anat. et Physiol. P. P. O. etc. a D. Jo. Ge. Wunſche, Med. Pract. 1804. XVI u. 101 S. 8. (9 gr.)* Es iſt wahr, daß beſonders in unſerm deutſchen Va- terlande der Umfang der Florenſchreiber keine Grenzen zu ken- nen ſcheint: in den gegenwärtigen Bogen möchte er ſie indels erreicht haben. Oder, fragt Rec. jeden ſeiner Leſer, was ſoll die Aufzählung von 410 um Wittenberg wachſenden Pfla- zen, nach ihren lateiniſchen, mehreren deutſchen Namen, der Angabe der Blüthezeit und des ſpeciellen *locus natalis* für Wit- tenberg? Dieſs iſt, was man hier findet. Warum d e in *aquis, locis paludosis et humidis* wachſenden vorzüglichen (welche ſind das?) Pflanzen eben gerade mit den officiellen aufgezanht wor- den mußten, weiß und erfährt man nicht. Aber der Vf. will uns mit einer möglichſt vollſtändigen Wittenbergiſchen Flor

noch künftigt beſchenken; und daher, und zumal, da er die- ſes Werk ſchon begonnen hat, liegt ja nichts daran, wenn man etwa in der jetzigen Enumeration dieſen oder jenen Ar- tikel vermiſſen möchte. Wir rathen dem Vf. vor der Hand doch ſehr ab, ſeine botaniſch ſchriftſtelleriſche Laufbahn weiter zu verfolgen.

Ob es mit allen den aufgeführten Pflanzen, ſo wenige ih- rer ſind, ſeine Richtigkeit habe, laßt ſich wohl nicht unterſu- chen, da nichts, als der lateiniſche Systemname, noch dazu ohne Autor, daſtehet. In der Vorrede des Vf. heiſt es, die *Oenanthe pimpinelloides* ſey doch nichts, als Var. der *Pimpi- nella saxifragula*. Dieſe Vorrede, die Dedication (an die ganze Wittenbergiſche Uniſerität) und der Titel ſind durchaus ſo un- lateiniſch, daß man ſie zu verſtehen Mühe hat. Der erbaute Vor- redner hat ſich denn auch des ihm ohne Zweifel läſtigen Ge- ſchäfts, wie man ſieht, ohne große Liebe zum Dinge, bald entledigt. —h—



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 J U L I U S 1 8 0 5.

## ALTERTHÜMER.

PARIS, b. Laroche: *Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués par A. L. Millin*, Conservateur des antiques, médailles et pierres gravées de la Bibliothèque - nationale de France, Professeur d'histoire et d'antiquités etc, 1802. 1—9 Livraison in 4. Die 6 ersten Lieferungen oder Hefte machen einen Band aus, und enthalten, das Register mitgerechnet, 428 gedruckte Seiten, nebst 40 Kupfertafeln. Die 7. 8 und 9te Lieferung sind die erste Hälfte des 2ten Bandes, und haben zusammen 24 Kupfertafeln nebst 198 S. Text.

Ein günstiges Urtheil hätte vorliegendes Werk nur in dem Falle zu erwarten, wenn man dasselbe bloß als eine Reihe archäologischer Vorlesungen betrachten wollte, gehalten vor einem gemischten Publicum, welches nur überhaupt einiges von Alterthümern erfahren möchte, nicht aber sich über die Kunst und den Geschmack in den alten Monumenten gründlich zu unterrichten wünscht. Hr. Millin hat daher auch rathlich gefunden, zur angenehmen Unterhaltung seiner Leser oder Zuhörer, nach einer auch in Deutschland gebräuchlichen, doch nicht lobenswerthen Manier, manachmal Theater-Kritik und andere fremde Dinge in Noten anzubringen. Bey diesem Scheine von Oberflächlichkeit fehlt es ihm doch keinesweges an gelehrten Kenntnissen; nur verführen sie ihn sehr oft, von Nebendingen zu reden, und über denselben die Hauptsache ganz aus den Augen zu lassen. Wenn z. B. im 1sten Bande 3te Lieferung ein bemaltes Gefäß mit tanzenden bacchischen Figuren beschrieben und erklärt werden soll: so wird vornehmlich von Hauptbinden und von verschiedenen Arten des Epheu gehandelt. Bey einem anderen dergleichen Gefäß in eben derselben Lieferung liest man Vieles über die Hand - oder Schellen - Trommel (*Tympanum*), über Trinkhörner und über die verschiedenen, bey den Bacchusfesten gebräuchlichen Tänze; hingegen erfährt man von den beiden Gefäßen selbst nur äußerst wenig.

Andere noch merkwürdigere Monumente der alten Kunst sind von Hn. Millin eben so flüchtig übergangen worden. Für das Ganze ist indessen dadurch kein wesentlicher Schade geschehen; denn in Sachen, welche die Kunst betreffen, waltet durchaus weder gesundes Urtheil, noch ein richti-

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

ger Geschmack. Nirgends zeigt der Vf. wahren Sinn für das Schöne, eben so wenig geübte Beobachtungsgabe in Betreff des verschiedenen Stils oder der Manier der antiken Werke nach ihrem verschiedenen Alter. Hierüber ließen sich nun ohne viel Suchen und Wählen aus jeder Lieferung Beispiele anführen: wir begnügen uns aber, um weder den Beweis ganz schuldig zu bleiben, noch übermäßig weitläufig zu werden, mit Aushebung einer einzigen Stelle aus der ersten Lieferung des zweyten Bandes, wo ein zu Athen am Parthenon ausgebrochenes und durch M. de Choiseul Goussier nach Frankreich gebrachtes Basrelief abgebildet und erklärt worden. Dasselbst liest man nun S. 48 in der Note folgendes: „*Les plus belles figures antiques drapées sont, le Jupiter du palais Verospi, le Posidippe et le Menandre du musée Napoléon, l'Ariadne du même musée, la Flore Farnèse, et celles du bas-relief dont je donne la description.*“ Für Sachverständige brauchen wir keine weiteren Anmerkungen hinzuzufügen. — Mißbilligung verdient es ebenfalls, daß Hr. Millin, ohne Zweifel aus Gefälligkeit, Monumente in sein Werk aufgenommen, welche eben nicht besonders merkwürdig sind, ob es ihm gleich bey seinem Amt und Verhältnissen an weit interessanteren nicht hätte fehlen können.

Von den Kupfertafeln sind einige recht gut und sauber gearbeitet; manchen anderen wird man zwar kein vorzügliches Kunstverdienst einräumen, doch fehlen ihnen die Eigenschaften nicht, die zum Zwecke der Auslegung nach des Vf. Weise erforderlich seyn mögen: am wenigsten befriedigend in artistischer Hinsicht werden Kunstkenner, besonders diejenigen Blätter finden, welche Malereyen von alten Gefäßen in gebrannter Erde darstellen sollen. W. K. F.

NÜRNBERG, b. Frauenholz: *Dactylitheca Stoschiana, oder Abbildung aller geschnittenen Steine, die ehemals der Baron Philipp von Stosch besaß, die sich jetzt aber in dem königlichen preussischen Museum befinden. Nebst der Beschreibung derselben von Joh. Winkelmann und mit Anmerkungen und Erläuterungen von Friedrich Schlichtegroll.* Zweyter Band. 1805. Erster Heft. Mit XII Kupfertafeln und 60 S. Text in gr. 4.

Von diesem Werk ist zugleich auch eine französische Ausgabe erschienen unter dem Titel:

T

Dacty.



*Dactylitheca Stoschiana, ou Collection de toutes les pierres gravées qui appartenoient autrefois au Baron de Stosch, et qui se trouvent maintenant dans le Cabinet du Roi de Prusse. Gravees en taille-douce et accompagnées de leur description par J. Winkelmann et d'observations et explications par Fr. Schlichtegroll. Tom. Second. 1805. (Prem. Cahier avec XII Planches.) 7 Bogen gr. Fol.*

Nachdem schon im J. 1797 der erste Band dieses Werks mit 48 Kupfertafeln und 197 S. Text erschienen war, traten verschiedene Umstände ein, wodurch die Fortsetzung desselben so lange unterbrochen wurde, bis der Verleger einen erweiterten und nicht weniger zweckmäfsig verbesserten Plan angenommen. Denn seinem ersten Vorhaben gemäfs sollte nur eine Auswahl der vorzüglichsten Gemmen des Stoschischen Cabinets in sehr vergrößerten Abbildungen, und von Hn. *Schlichtegroll* erläutert, als elegantes Prachtwerk erscheinen; nun aber wird ohne Ausnahme die ganze Stoschische Gemmensammlung (über 3000 Stücke) in Abbildungen, welche die Grösse der Originale wenig überschreiten, geliefert werden; nach vergrößertem Maßstabe sollen künftig nur noch einige der besten Gemmen eingeschaltet vorkommen, wozu theils die Zeichnungen, theils die Kupferplatten bereits fertig daliegen, und von dieser vergrößerten Art sind auch die 66 sauber gestochenen Abbildungen von ägyptischen oder jüngeren auf ägyptischen Götzen dienlich sich beziehenden Steinen, welche die 12 Kupfertafeln des vor uns liegenden 1. Hefts des 2. Bandes enthalten. Wir finden hier genau die Ordnung befolgt, welche *Winkelmann* in seiner Beschreibung der Stoschischen Gemmensammlung beobachtet hat, so nämlich, daß Hr. *Schlichtegroll* bey jeder Nummer das Betreffende aus *Winkelmann* übersetzt, und überdem, so oft es ihm nöthig schien, eigene berichtigende Anmerkungen hinzugefügt hat. Das Publicum erhält also hiemit eine neue Ausgabe und Übersetzung der so seltenen Winkelmannischen Beschreibung des Stoschischen Cabinets geschnittener Steine, durch gelehrte Zusätze vermehrt, und, wie *Winkelmann* selbst solches gewünscht (s. dessen Vorrede S. 11), mit den Abbildungen der beschriebenen Gemmen ausgestattet. Die Hefte sollen einander von 6 zu 6 Monaten richtig folgen, und mit dem 3ten Bande wird wahrscheinlich das ganze Werk beendigt seyn.

Im Namen aller Freunde der Alterthumskunde wünschen wir einer so nützlichen Unternehmung die günstigste Aufnahme, damit sie ununterbrochenen Fortgang haben möge.

—y—H.

### MATHEMATIK.

**LEIPZIG, b. Martini:** *Erste allgemeine Rechenlehre, oder Rechenkunst für und nach jeglicher (für jede und nach jeder) stetigen Eintheilung vermittelt der Dekadik.* Allen angehenden Civil- und Bergbaukundigen empfohlen. Ein Bey-

und Nachtrag zu jedem mathematischen Lehrbuche, von Dr. *Joh. Friedr. Christian Werneburg* in Göttingen. 1804. 164 S. 4. Angehängt sind auf 26 S. und auf einem einzelnen grossen Bogen die sogenannten Verwandelungs- oder Übersetzungs-Tafeln, worauf die gemeinen dekadischen Zahlen von 0 bis  $10^{15}$ , desgleichen die Quadrate und Würfel der einfachen Taunzahlen in die Taunzahlensprache übersetzt sind. (3 Rthlr.)

Die mathematische Welt mag sich immerhin des Vf. berühmtes Taunzahlensystem verbitten: er kann sich dennoch nicht entbrechen, sie in dieser Schrift, welche in Verbindung mit anderen von ähnlichem Schlage die unübertreffbare Vollkommenheit desselben in das hellste Licht setzen soll, aufs neue mit seinen Entdeckungen zu beglücken, läßt es aber in demüthiger Bescheidenheit freylich dahin gestellt seyn, ob sein Taunzahlensystem keine göttliche, jedoch natürliche, Offenbarung, als wofür es, nach seiner Versicherung, wirklich Einige ausgeben wollen, seyn mag!!! Nun diese neue göttliche Offenbarung lehrt uns in der That wundervolle Dinge, die noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, und die noch in keinen Menschenverstand ohne solche Offenbarungen gekommen sind; wie unter der grossen Menge nur folgende wenige Beyspiele zeigen mögen. Nach S. 25 beträgt die Fläche eines ebenen Rechteckes, dessen eine Seite  $= 8^{1014} + 3' + 6''$ , die andere  $= 10^{1014} + 5' + 8''$  ist, nicht etwa  $93 \square^{1014} + 33 \square' + 120 \square''$ , wie wir sonst nach dem dekadischen System finden, sondern  $93^{1014} 5^1, 3^{11}, 10^{11}, 0^{14}$ . Nach S. 26 beträgt der Inhalt eines Kiegels, dessen eine Seite  $= 9^\circ + 4' + 6'' + 9'''$ , die andere  $= 5^\circ + 8' + 4'' + 5'''$ , die dritte  $= 3^\circ + 4' + 8''$  hält, nun nicht mehr, wie ehemals,  $169^\circ + 2420' + 208'' + 1128'''$ , die Ruthe zu 16 Fufs gerechnet, sondern  $168^{1001}, 12^{001}, 13^{011}, 9^{111}, 4^{14}, 5^V, 5^{VI}, 6^{VII}, 0^{VIII}$ . Nach S. 45 — 46 muß man künftig  $51 \square^\circ + 56 \square' + 25 \square'' + 117 \square'''$  nicht mehr so, sondern durch  $51^{00}, 04^{01}, 08^{11}, 02^{111}, 01^{14}, 09^V, 09^{VI}$  ausdrücken, wenn man mit  $5^\circ + 8' + 4'' + 5'''$  hineindividiren, und so dieses Rechtecks zweyte Seite  $= 9^\circ + 4' + 6'' + 9'''$ , die Ruthe zu 16 Fufs gerechnet, finden will. S. 151 u. f. wird auch zur grossen Beglückung der Civilbaukundigen eine praktische Anwendung der vorgetragenen Lehren auf die Widerlagen der Gewölber gemacht, und nach *Belidor*s Regel zu einer im übrigen gegebenen steinernen Brücke die Dicke ihrer Widerlagen, welche *Belidor* selbst, nach dem mangelhaften dekadischen System fälschlich  $= 15', 5'', 4'''$  gefunden hat, nach dem Taunzahlensystem auf drey vollen Quartseiten weit genauer herausgebracht, nämlich  $= 01, 03^1, 01^{11}, 10^{111}, 01^{14}, 06^V, 07^{VI}$ , soll heißen  $15' + 1'' + 10''' + 1^{11} + 12^{111} + 12^{14}$ . Rec. machte ohne Offenbarung diese Sache auf einer Octavseite ganz kurz ab, fand aber auch zur Strafe seines Leichtsinns nur 15', 05. Traurig bleibt es immer, daß

den

den Vf. keiner seiner Freunde auf eine glimpfliche Weise von dieser fixen Idee, durch welche er mit seinem Taunzähnsystem durchaus ein neuer Weltheiland werden will, abzubringen, und seine guten mathematischen Kenntnisse, die er wirklich besitzt, auf nützliche Untersuchungen zu leiten sich bemühet! Als höchstmerkwürdiges Geistesproduct von einem Manne, der Mathematik gelernt hat, und selbst lehrt, verdient dieses, dem durchlauchtigsten Kurprinzen von Pfalz-Bayern dedicirte, Buch allerdings in grossen Bibliotheken aufgestellt zu werden; zu einem besseren Zweck hingegen ist es nicht zu gebrauchen. Schade nur um das dazu verschwendete kostbare Schreibepapier und um den ungemein schönen correcten Druck, wozu der Drucker ohne Zweifel sogar eine grosse Quantität neuer Nullen hat kaufen müssen, da fast alle Rechnungsexempel, die mehr als die Hälfte des ganzen Buches füllen, ja sogar auch die meisten Tafeln, beynahe lauter Nullen enthalten! V—H.

LEIPZIG, b. d. Verf. u. b. Richter: *Der neue Vignola, oder Elementarbuch der Baukunst, der gemeinsten Fassung angemessen* von J. R. L. Architecten zu Paris, aufs neue ausgearbeitet etc. von J. N. C. A. J. K. Erster Theil, in welchem J. B. de Vignolas Grundsätze der fünf Säulenordnungen erläutert sind. 1804. 40 S. Fol. Mit 36 Kupf. (6 Rthlr. 16 gr.)

Auch französisch unter dem Titel: *Le Vignola moderne ou traité élémentaire d'architecture* etc.

Der Vf. hat sein Werk bestimmt *pour des personnes habitans de lieux éloignés des grandes Villes*. Wenn solche Leute ganz von allen Hilfsmitteln für das Studium der Baukunst entblößt sind, so möchten sie schwerlich von des Vf. gutem Willen Gebrauch machen. Denn man findet in seinem Buche nichts weiter, als: 1) eine dürftige Darstellung der Geschichte der Baukunst, wobey Vitruv C. I. B. 2 ohne Zweck und Ordnung geplündert ist, aus welcher man eigentlich nichts erfährt;

2) eine Erklärung der geometrischen Figuren, so weit sie in der Baukunst wichtig sind; 3) Erklärung der Glieder der Säulenordnung; 4) Anweisung die fünf Säulenordnungen zu zeichnen; 5) Unterricht im Tuschiren der Zeichnungen. (Vielleicht soll der zweyte Band mehr liefern, was aber nirgends versprochen wird). — Das Ganze scheint bloß eine Finanzspeculation zu seyn. Neues läßt sich aus dem Buche nicht erlernen. Eine Anweisung, Säulen zu zeichnen, findet sich beynahe in jedem Handbuche der Baukunst, und dort erhält man die Regeln zur Anwendung der Säulen nebst vielen anderen mit in den Kauf, wovon der neue Vignola nichts sagt. Überhaupt aber waren im 16ten Jahrh. *Regule delli cinque ordini d'Architettura*, wie sie Jacob Vignola, Seb. Serlio, Scamozzi, Palladio und viele andere lieferten, weit wichtiger, als sie es jetzt seyn müssen, da wir bereits durch die Arbeiten und durch das mühsame Studium jener Männer in den Stand gesetzt worden sind, über architektonische Schönheit, besonders über die Säulenordnungen, richtiger zu urtheilen; jetzt verlangen wir also mehr. Dasselbe scheint auch der Vf. gefühlt zu haben. Daher widmet er die zweyte Kupfertafel allein der Abbildung eines alten dorischen Dipteros, um die wahrscheinliche Entstehung der dorischen Säule zu zeigen! Darum wird auf der 4ten Tafel deutlich vorgestellt, wie Callinachus den Korb mit der Asche des korinthischen Städtchens von Akanthusblättern umgeben, abgezeichnet habe; ferner, wie sich eine Baumrinde, unter einem Deckel auf einem Klotze gelegt, wohl mit der Zeit krümmen und die Voluten der ionischen Säule veranlaßt haben könne! — In der Hauptsache befolgt der neue Vignola die Regeln seines Ahnherrn; nur beyin Fußschaftsgesimse der korinthischen und römischen Ordnung wird eine Hohlkehle ausgelassen und das wohl mit Recht. Die Kupfer sind übrigens recht gut, und man kann dem, der bloß Säulen zeichnen lernen will, dieses Buch, wenn er die Kosten nicht scheut, allerdings empfehlen.

K.j.R.

## KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Leipzig, b. Rabenhorst: *Commentationes mathematicae, auctore Mauritio de Prasse*. Fasciculus primus. 1804. 54 S. 4. (20 gr.) Der Vf. hat sich schon früher durch geschickte Anwendungen der Hindenburgischen Combinationslehre auf Gegenstände aus der höheren Analysis eine rühmliche Stelle unter den Wenigen erworben, welche neue und fruchtbare Methoden in der Wissenschaft einzuführen bestrebt sind. Er giebt uns auch diesmal einige Abhandlungen, die den nämlichen Zweck haben; sie betreffen freylich nur elementarische Gegenstände, geben keine neuen Resultate; aber sie enthalten scharfsinnige Kunstgriffe, süssreiche Wendungen des Calculs, die ihnen dennoch unser Interesse erregen. Wir zeigen kurz den Inhalt der einzelnen an. I. *Addimenta ad theoriæ seriearum arithmeticarum ordinum superiorum*. Der eigentliche Zweck der Abhandlung ist, zu zeigen, daß, wenn gleichhohe Glieder arithmetischer Reihen von beliebiger Ord-

nung mit einander multiplicirt werden, die Producte eine ähnliche Reihe bilden, deren Ordnung die Summe der Ordnungen von jenen ist. Das Charakteristische seiner Methode; besteht darin, daß er die Glieder seiner arithmetischen Reihen selbst schon, nach der bekannten Summationsformel, aus Theilen zusammensetzt, und dieses Gesetz ihrer Bildung bey den nachherigen Verbindungen zur Ableitung der dabey stattfindenden Beziehungen gebraucht. Übrigens kann sein Hauptsatz aus der bekannten Formel für die höheren Differenzen eines Products aus zwey veränderlichen Factoren, mit ein paar Worten abgeleitet werden, und wir würden diesen Weg, als den leichteren und wissenschaftlicheren unbedenklich vorziehen. II. *Methodus nova series arithmeticas interpolandi*. Sollte wohl eigentlich Vorbereitung zu einer solchen Methode genannt werden. Es wird bewiesen, daß Glieder einer arithmetischen Reihe, die gleichweit von einander abstehen, aus

ihr herausgerissen, selbst eine arithmetische Reihe der nämlichen Ordnung bilden. Es wird gezeigt, daß die Anfangsglieder der Differenzreihen von diesen letzteren, aus den Anfangsgliedern der Differenzreihen, welche die ursprüngliche Reihe hatte, zusammengesetzt sind. Dadurch begründet sich denn die Idee der umgekehrten Aufgabe, deren Auflösung, wie man leicht sieht, mit der Interpolation zusammenfallen würde, und sie ist eigentlich nichts anders, als ein specieller Fall der Elimination. Insofern gehörte sie also recht eigentlich in das Gebiet der combinatorischen Analysis. Statt dessen sagt unser Vf.: *Sed quoniam, si ad ipsam interpolationem redat labor, nullius sunt utilitatis formulae generaliores, speravimus illis relictis, non ingratis fore lectoribus, quarundam serierum ordinis certi restitutionem tabula parata adjuvare.* Diese Tafel ist für die Reihen bis zur sechsten Ordnung gegeben; der mechanische Rechner kann dankbar dafür seyn; aber der Analyst fordert allgemeine Gesetze, ohne Rücksicht auf die Weitaufigkeit der Rechnung. III. *Funktionen logarithmische et trigonometricae in series solutae.* Die Ableitung der Reihen für  $\log x$ ;  $\log(1+x)$ ;  $\sin x$ ;  $\cos x$ ;  $\tan x$ , nach den Kunstgriffen, die La Grange und La Croix dabey gebrauchen, wobey sich der Vf. selbst nur das Verdienst der genauen und ausführlichen Darstellung zueignen will und kann. Artig sind diese bekannten Kunstgriffe allerdings, aber wissenschaftlich gewiss nicht. Was wäre die Analyse, wenn sie bey der Entwicklung solcher Grundformen wie  $\log x$  und  $\log(1+x)$  keinen directen Weg hätte? Zudem könnte man die Beweiskraft jener La Grangeschen Kunstgriffe noch sehr in Anspruch nehmen. Wenn z. E. die Reihen, die man für  $x^n$  und dem gemäß für  $x^{n+u}$  gebildet hat, ein Product geben, welches mit der nach demselben Gesetze für  $x^{p+u}$  gebildeten zusammenfällt, und selbst das ist hier noch lange nicht bewiesen, so könnten sie deswegen noch alle drey unrichtig seyn. IV. *Theorematibus binomialis demonstratio elementaris.* Der Vf. ist mit den bisherigen Beweisen nicht zufrieden: wir möchten fragen, was er an dem von L'Hôpital, in der strengen Form, die ihm Rotho gegeben, auszusetzen findet? Er selbst geht folgenden Gang: Die in der vorigen Abhandlung abgeleitete Reihe für  $\log(1-x)$  wendet er hier auf  $\log(1-x)^n$ , während er  $(1-x)^n$  durch eine fingirte Reihe ausdrückt, an; das was ihm hervorgeht, setzt er der Reihe  $n \cdot \log(1-x)$  identisch, und bestimmt dadurch die fingirten Coefficienten, deren Werthe, nach gehöriger Entwicklung, das Gesetz des binomischen Lehrsatzes zeigen. Darüber wäre ungefähr das, nämlich zu sagen, was bey der vorigen Abhandlung erinnert ist. Der Kunstgriff ist recht artig; die Rechnung mit vieler combinatorischen Gewandheit ausgeführt, aber soll in einer wissenschaftlichen Theorie die Lehre von den Logarithmen den Grund der Regeln des Potenzirens abgeben? — Wir hoffen die baldige Fortsetzung dieser Abhandlungen, deren erstes Heft in den IV eben angeführten enthalten ist; der Scharfsinn des Vf. verspricht noch viele Früchte für die Analysis.

S. S.

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Factoren und Primzahlentafel von 1 bis 100,000 neuberechnet und zweckmäßig eingerichtet, nebst einer Gebrauchsanleitung und Abhandlung der Lehre von Factoren und Primzahlen.* Für Mathematiker, Rechenlehrer und Kaufleute, von D. Karl Chr. Fr. Krause, Privatlehrer der Philos. und Mathematik zu Jena. 1804. 7 Bog. Fol. (1 Rthlr. 26 gr.) Jedem Arithmetiker ist Kenntniss der Factoren und Primzahlen und ihrer hauptsächlichsten Eigenschaften ein wesentliches Bedürfniss, sowohl bey der praktischen Ausübung, als bey analytischen Untersuchungen. Ohne eine solche Kenntniss zu besitzen, wird er immer in sehr eingeschränkten Grenzen bleiben, und manchen Vortheil entbehren müssen. So groß aber der Nutzen dieser Lehre ist: so bleiben dennoch dabey eine Menge Lücken, die noch auszufüllen sind, besonders bey den Primzahlen; auch haben wir gar keinen Überschuß an gründlichen Schriften über diesen Gegenstand. Euler, La Grange, vornehmlich aber Gauss in seinen *Disquisitiones*

*arithmeticae* haben hierüber noch das Beste geschrieben. Weit mehrere Bücher aber hat man, welche die Factoren der compositen Zahlen und die Primzahlen enthalten: Vega, Felkel, Lambert u. a. m. haben deren in beträchtlicher Anzahl geliefert, die zum praktischen Gebrauch hinreichen, zum Theil aber theuer und selten sind. Deshalb wird Hn. Krouse's Schrift nicht unwillkommen seyn, da sie zumal mit vielem Fleisse ausgearbeitet ist, und auf Empfehlung gegründete Ansprüche machen darf. Der Vf. schickt eine Erläuterung über die Factoren und Primzahlen überhaupt voraus, wodurch er seiner Arbeit einen Vorzug vor den übrigen Büchern dieser Art giebt. Bey den Primzahlen aber bleibt immer noch die schwere Aufgabe, bey jeder gegebenen Zahl A, durch eine allgemein passende gründliche Operation zu untersuchen, ob es eine Prim- oder compositirte Zahl sey, unaufgelöst; denn die hier angegebene Methode, durch bloßes Probiren dieses zu entwickeln, ist zu mechanisch und weitaufig. Wie bekannt, sind die Factoren von A (wenn es deren giebt) allemal  $x + \sqrt{A+x}$  und  $x - \sqrt{A+x}$  wo es darauf ankommt ein  $x$  in ganzen Zahlen zu finden, das  $A+x^2$  zum Rational-Quadrat macht: aber bis jetzo hat man hierüber keine befriedigende Solution, sondern bloß Methoden, die sich nur auf partielle Fälle beziehen. Sehr gründlich und deutlich ist die Anweisung, diese Factoren- und Primzahlen-Tafeln anzuwenden. Die Tabellen selbst gehen noch weiter als die Felkelschen, welche bisher die ausgedehntesten, aber auch zugleich die seltensten waren; doch muß man dabey sehr genau die gegebenen Regeln in Obacht nehmen, um bey dem beschränkten Raum, nicht in Irrthümer zu verfallen. Den Beschlus machen verschiedene Anwendungen solcher Brüche, deren Zähler und Nenner Primzahlen sind, und andere Notizen. Der Druck ist correct und gut, das Papier aber sollte besser seyn. W. A.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Halle, b. Mendel: *Lehrreicher Zeitvertreib bey müßigen Stunden; bestehend in einer Auswahl Anekdoten, Erzählungen, Aufsätzen und Gedichten.* Von Fr. A. Andreu. 1804. 364 S. 8. (20 gr.)

Wittenberg, b. Kühne: *Ragout für die Lesewelt, oder: Anekdoten, kleine Erzählungen, Satiren, Charaden und witzige Einfälle zur unangenehmen Unterhaltung und zur Erschütterung des Zwergells.* Fünfte Schüssel, oder zweyten Bandes erstes Stück. 1803. 96 S. 8. (6 gr.)

Froburg: *Kirmes-Büchlein, enthält eine Sammlung der besten deutschen Triaklieder mit leichten Melodien im Volkstone, Spruchwörter, gesellschaftliche Spiele, Charaden und Rathsels, zunächst der Feyer der Kirchweih, zugleich aber auch jedem Cirkel froher Menschen gewidmet.* Ohne Jahr. 183 S. 8. Hierzu: *Melodien für Klavier oder Pianoforte zu den gesellschaftlichen Liedern im Kirmes-Büchlein.* 31 S. Queer-Folio. (16 gr.)

Berlin, b. Matzdorff: *Entlarvte Ganner-List und Räuber-Schliche, Prellereyen und Täuschungen. Interessant für die Lesewelt, nützlich für Inquisitoren und Polizey-Beamte.* Erster Theil: Mit einem Titel-Kupfer. 1805. 295 S. 8.

Breslau u. Leipzig, b. Gehr u. C.: *Raritäten aus Fabian Spasvogels Guckkasten.* Erstes Bändchen. (Auch unter dem Titel: *Schnaken und Schmarren im poetischen Gewande.* Oder *Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Laune.* Herausgegeben von Fabian Spasvogel. Erste Fortsetzung. 1803. 164 S. 12. (12 gr.)

Dunzig, b. Goldstamm: *Räthsel und Charaden zum Nachdenken und angenehmen Vergnügen.* 1804. 64 S. kl. 8.

So wie unter gewissen Umständen keine Antwort doch eine Antwort ist: so kann bey gewissen Büchern keine Recension doch eine Recension seyn: Bey vorstehenden wenigstens, die sich und ihren Werth hinlänglich durch ihre Titel aussprechen, scheint es genug und übergenug zu seyn, zu sagen: sie sind da.

12x37.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 J U L I U S, 1805.

## NATURGESCHICHTE.

LANDSHUT, b. Attenkofer: *Handbuch der Mineralographie einfacher Fossilien*. Zum Gebrauch seiner Vorlesungen von D. und Prof. Georg August Bertele bearbeitet. 1804. XXXIV u. 536 S. gr. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Als vor einigen Jahren Vauquelin, Klaproth u. a. Chemiker die merkwürdigen Resultate ihrer Fossilien-Analysen bekannt machten; als d'Andrada, Schumacher, Esmark u. a. aus den nordischen Reichen so manches neue Fossil nach Deutschland verpflanzten; konnte es nicht fehlen, daß nicht mehrere deutsche Mineralogen an Reformen der zeitherigen Mineralsysteme gingen; daher seit einiger Zeit die Menge neuer Oryktognosieen, bey der das vorliegende Werk, wie der Vf. selbst fühlte, nach dem ersten Anblicke überflüssig scheinen könnte. Allein es hat einen zu eigenthümlichen Plan, giebt zu bedeutende speculative Winke, und ist bey einer zweckmäßigen Kürze, mit zu rühmlicher Präcision ausgearbeitet, als daß es nicht neben seinen Vorgängern und Nebenbuhlern ein dankbares Publicum finden sollte. — Da Hr. B. dasselbe für Lehrer und Schüler zugleich bestimmte, so setzte er sich die größte Vollständigkeit mit genauer äusserer Charakteristik zum besonderen Zwecke vor; dieß und die streng chemische systematische Anordnung zeichnet auch wirklich diese Bearbeitung aus, wodurch der Vf. die Mineralogie als physicalische Doctrin der heutigen lebendigen Ansicht der Natur mehr anzupassen, und sich so an die grossen geognostischen Ideen eines Werner, Steffens, v. Humboldt u. a. anzuschliessen strebte.

Aus der Inhaltsanzeige ist des Vf. streng chemisches Mineralsystem ersichtlich, das manche Spuren von Scharfsinn mit manchen Fehlern vereinigt. Schon aus der Unvollkommenheit unserer bekannten chemischen Analysen mußten viele Unnatürlichkeiten entstehen, über die wir uns hier nicht weiter verbreiten können. Das vom Vf. aufgestellte System enthält die gewöhnlichen 4 Classen, und jede Classe ist zunächst in Ordnungen abgetheilt, die so auf einander folgen, wie sie, nach Steffens scharfsinniger Bemerkung, in jeder Classe zwey einander entgegengesetzte, in einem Indifferenzpunkte zusammenstossende Reihen bilden. In der Classe der Erden kommen sonach die Kalk-Baryt- und Strontian-Erdeordnung, als die kalkige Reihe; die Talkerde, als das vermittelnde Glied beider Reihen, und

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

dann die kieselige Reihe, nämlich die Kiesel-Alaun-Zinken-Glycin-Gadolin- und Agassit-Erdeordnung. — In der Classe der Salze folgen die Ordnungen in weniger ausgezeichneten Reihen, als schwefel-salpeter-salz-borax- und kohlenstoffsaure Salze auf einander. Die Inflammabilien sind in die Kohlen-Schwefel- und Wasserstoffkohlenstoffige Ordnung rangirt. — Ganz ausgezeichnet aber bilden wieder in der Metallclasse, die Platin-Gold-Silber-Kupfer- und Eisenordnung, die kohlenstoffige Reihe (deren Charakter grössere Cohärenz ist); das Quecksilber macht die Indifferenz aus, und von da an geht die stickstoffige Reihe der Ordnungen des Zinn, Bley, Zink, Wismuth, Spiesglanz, Kobold, Nickel, Braunstein, Molybdän, Arsenik, Scheel, Uranium, Titanium, Tellurium, Chromium, Columbinum und Tantälum, abwärts fort, so wie sie sich durch die durch Eindringen des Lichts immer mehr und mehr gestörte Cohärenz stufenweise charakterisirt. — So weit billigen wir des Vf. Reihung ganz; in den niederen Stufen des Systems aber finden wir zu wenig Einfachheit. Zuförderst werden die Gattungen jeder weitläuftigeren Ordnung noch in Unterabtheilungen gebracht, die ebenfalls rein chemisch, aber gewiss nicht überall schon constatirt genug sind. Bey weitläuftigen Ordnungen, wie z. B. in der Kalk- und Kiesel-Erde-Ordnung, ist diese Unterabtheilung zur leichteren Übersicht ganz gut; in anderen (z. B. in den Ordnungen der Inflammabilien) erläutert sie des Vf. chemische Ansicht dieser Verbindungen; in manchen aber, z. B. in den Talkerden- und anderen weniger zahlreichen Ordnungen, war diese Verfertigung der Unterabtheilungen überflüssig, oder erscheint gar widerlich, wie im Bleygeschlechte. Der Gattungen zählen wir überhaupt 303; also gegen 50 mehr, als das neueste Wernerische System, und ebenfalls weit mehr, als das Suckowische und andere Systeme enthalten. Hiedurch ist nun zwar die größte Vollständigkeit bewirkt, aber nicht eine noch wünschenswerthere Reinheit des Systems. Unter den Gattungen, und noch mehr unter den Arten, finden wir manche problematische Fossilien, z. B. das gediegene Bley, das Palladium u. s. w.; manche auch, die ihre Selbstständigkeit gewiss nicht behaupten, werden mit aufgeführt; auch manche wohl unnöthige Trennung, z. B. des schiefrigen Jaspis, des erdigen Malachit u. s. w. Diese Liebhaberey, das System zu bereichern, erweitert zwar seinen Umfang, mindert aber nicht allein seinen Gehalt und seine Zuverlässigkeit, sondern dient auch zur Verbreitung

U

wirk-

wirklicher Irrthümer. Wir finden hier manche Fossilien, die selbst *Suckow* nur als Arten aufstellte, zu Gattungen erhoben, z. B. den *Dypore*, *Kupholit*, *Eisenopal* u. a. Wie setzen sich diese vom Vf. ganz neu bestimmte und hier zuerst bekannt gemachte Gattungen, z. B. der *Silicite*, der *saure Kiesel*, der *Mollit* und andere, als selbstständig bestätigen werden, ist noch abzuwarten.

Der Bearbeitung der Leitungsbegriffe für das Werks voraus. Der Vf. in zwey Doctrinen, der *Minerographie*, die Anweisung auf die äußere Kenntniss der darüber nicht rec die Geognosie, mineralogische Geographie u. s. w. von der Mineralogie ausschließt; aber dass unter den Mineralien, überall die einfachen zu wenig von den zusammengesetzten Fossilien abgefordert werden, ist ein großer Mangel an Präcision. Die *Minerographie* ist in ihrer praktischen Anwendung, nach Verschiedenheit der Mineralien, entweder *Oryktognosie* oder *Geognosie*. Gemeinschaftlich aber ist nach dem Vf. beiden Doctrinen der *präparative Theil* (S. 1—84), welcher sich fast bloß mit den Kennzeichen der Mineralien beschäftigt.

Neu, aber nach unserer Überzeugung nicht glücklich, ist die ganz allgemeine Behandlung der *Kennzeichenlehre*, nicht bloß in Bezug auf *Oryktognosie*, sondern auch auf *Geognosie*. 1) Die *äußeren Kennzeichen* werden (S. 1—61) ganz nach *Werner*, selbst in der *Krystallographie*, behandelt, obgleich die Anordnung etwas von der *Werner'schen* abweicht. Vergleicht man diesen Abschnitt mit anderen seit Kurzen erschienenen mineralogischen Handbüchern, so wird man zwar nichts Neues, aber überall Vollständigkeit, Kürze, Präcision und philosophischen Blick in den erklärenden und erläuternden Bestimmungen finden. 2) Zu den *physischen Kennzeichen* (S. 61—67) werden alle die gerechnet, die aus dem Verhalten der Mineralien als Theilganze zu anderen Körpern erkannt werden; also selbst Festigkeit, Härte, Zersprengbarkeit, Geschmeidigkeit, Biegsamkeit und Anhängen an der Zunge; nächst dem Phosphoreszenz, Elektricitätszustand, magnetische Eigenschaften und specifische Schwere, welche letztere mit vieler Wichtigkeit und Sorgfalt behandelt wird. Noch dürften die galvanischen Eigenschaften mancher Fossilien einige Erwähnung verdient haben. 3) Die *empirischen Kennzeichen* (S. 67) sind, wie in den meisten mineralogischen Handbüchern, zu wenig gewürdigt, und zu oberflächlich abgehandelt. 4) *Organische Kennzeichen* nennt Hr. B. solche, die von dem Habitus organischer Körper, oder von der Bildung ihrer einzelnen Theile entlehnt sind, um dadurch solche Fossilien zu erkennen, die ihrer Formation nach etwas Fremdartiges haben. Hier wird also (S. 67—77) die Lehre von den Versteinerungen in zweckmäßiger Kürze abgehandelt, und dabey erst auf ihre Gattung, dann auf die Art der Veränderung des ver-

steinerten Körpers, und endlich auf die Operation der Formung gesehen. 5) Zu der unpassenden Aufstellung und noch ganz rohen Skizzirung der *Kennzeichen der Zusammensetzung* (S. 78, 79) mußte der Vf. schon dadurch veranlaßt werden, daß seine *Minerographie* nicht bloß für einfache, sondern auch für zusammengesetzte Fossilien und Gebirgsarten berechnet ist. 6) Endlich sind noch (S. 79—82) die *mineralogischen Merkmale* aufgeführt, und zwar, nicht sowohl die Kennzeichen der Analyse, als vielmehr das, was *Werner* die chemischen Kennzeichen nennt, deren Bestimmung aber Hr. B. mehr ausgearbeitet hat.

Da der Vf. alle Mineralien in *einfache Fossilien*, *Petrifacien* und *Gebirgsarten* abtheilt, so beschreibt der nun folgende *praktische Theil* S. 83—536 bloß die *ersten*, und zwar S. 83—316 die *erdigen*, S. 317—332 die *salzigen*, S. 332—352 die *brennbaren Fossilien*, und von S. 353 an die *Metalle*. — Jeder Abtheilung, sowie jeder Ordnung, geht erst der chemische Charakter, oder eine kurze Charakteristik des Ordnungsobjects, mit Angabe der dabey beobachteten Reihungsprincipien, voraus; bey welcher Gelegenheit dem wissenschaftlichen Leser hin und wieder, besonders bey den beiden letzten Classen, scharfsinnige Bemerkungen und neue Ansichten nicht entgehen werden. Die Gattungsnamen (mit Hinweglassung der Trivialbenennungen) sind deutsch, lateinisch und französisch nach *Werner* und *Hauy* angegeben. — Dann folgt von jedem Fossil eine vollständige, obgleich kurze, äußere Beschreibung, mit Hinweglassung der weniger bedeutenden Nuancen, meist nach *Werner*, *Karsten*, *Reuss*, *d'Andrada*, *Abilgaard* und *Schumacher*. Dieß sind die nämlichen Quellen, aus denen auch *Reuss*, *Suckow* u. a. schöpften. Daher sind denn auch alle diese Charakteristiken größtentheils unter einander gleichlautend; daß der Vf. aber die neueste, — *Suckow's* — Mineralogie schwerlich benutzt habe, erhellt aus den ganz unvollständigen Beschreibungen vom phosphorsauren Kupfer, Eisenchrom, arseniksauren Eisen, der schaeligen Zinkblende, dem Spodumen, Soumit u. a. Fossilien, die sonst leicht hätten vervollständigt werden können. Die meisten Beschreibungen sind Rec. richtig, doch darf man es, wie dieß auch in des Vf. Plan lag, mit den einzelnen Nuancen nicht so genau nehmen. Das erstere im Ganzen bey weitem nicht so vollständig sind, wie bey *Reuss*, *Suckow* u. a., bemerkten wir schon oben; dadurch aber gewinnen sie an Übersichtlichkeit. Wirkliche Irrthümer fielen uns nur in der Beschreibung des dichten Gips S. 105, des stänglichen Karyt S. 130, des schlackigen Erdpechs, der Faserkohle und der Silberschwarze S. 363 auf. — Am genauesten und nicht bloß arbiträr ist bey jedem Fossil das specifische Gewicht bestimmt. Dann folgt die Angabe der Bestandtheile nach der jedesmaligen zuverlässigsten Analyse; ferner die Bemerkung des Gebrauchs (überall vollständig und richtig, obschon ganz kurz); seltener einzelne Notizen über das geognostische Vor-

kommen, und dann die Aufzählung der Geburtsorte. Letztere ist jedoch nur in Rücksicht der bayrischen Staaten genau; wo der Vf. theils *Fluvs*, *Malls* und andere Nachrichten benutzte, theils eigene neue Bemerkungen mittheilt, und in dieser Hinsicht enthält sein Werk selbst manchen Beytrag zur Oryktographie der bayrischen Länder. So findet man das Vorkommen des Bolognesersteins, Mehlzeoliths, Porcellanjaspis, Heliotrops, krySTALLisirten dichten Feldsteins (Feldspath), flussfauern Kiefels, Cyanits, Stangenstein, Graphit, der Graskohle, des dichten Malachit, der blauen und grünen Eisenerde, des Nigrin und anderer seltener Fossilien in der Oberpfalz und in Bayern erwähnt. — Eine genauere Angabe des geognostischen Vorkommens, so wie die für den wissenschaftlichen Leser durchaus nothwendigen historischen- und Literar-Notizen vermiffen wir ungern gänzlich.

Es würde zu weit führen, hier die kleinen Irrthümer zu rügen, die wir hin und wieder, z. B. S. 211. 265. 301. 344. 440 u. f. w. fanden, — oder das nachzutragen, dessen Erwähnung wir bey dem oder jenen Fossil gewünscht hätten, — oder auch die Bemerkungen auszuheben, die uns weniger bekannt schienen (z. B. was der Vf. über die Ableitung der Steinkohlen aus dem Mineralreiche sagt); Lehrer, die dies Werk bey ihrem öffentlichen Unterrichte zum Grunde legen, und dazu ist es allerdings passend, werden dies Alles gehörigen Orts selbst bemerken.

Der Druckfehler sind sehr viel, und doch findet man noch manche, die wir wenigstens für Druckfehler halten wollen, (z. B. das Hr. B. immer *empyrisch* statt *empirisch*; *de Luyar* statt *d'Elhuyar* u. f. w. schreibt, ferner das unrichtig angegebene Mischungsverhältniß des phosphorsauern Kupfers (S. 396 u. a.) nicht erwähnt.

Ob wir vom Vf. noch eine Verfeinerungs- und Gebirgslehre zu erwarten haben, erteilt aus dem gegenwärtigen Werke zwar nicht; dagegen aber macht die Vorrede Hoffnung, daß jährlich eine mineralogische Nachlese zu letzterem gehalten werden soll, welche die etwanigen Berichtigungen und neuen Entdeckungen nachliefern wird; und hiezu sowohl, als zu der noch rückständigen Gebirgslehre, verdient Hr. B. alle Ermunterung. — n.

LEIPZIG, im Comp. für Literatur: *Epitome Entomologiae systematicae secundum Fabricium, continens genera et species insectorum Europaeorum*, auctore M. Gustavo Friderico Hentschio, R. M. Cand. 1804. 218 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Da der Vf. sich in seiner Vorrede kurz faßt, so ist es wohl am besten, ihn über den Zweck seiner Schrift selbst zu hören. Er sagt: „*Ad scribendum hunc qualemunque Libellum animum adjiciens, duopotissimum spectavi. Primum studui insectorum genera et species brevi conspectu et ordine, quantum fieri potuit, lucido, oculis proponere, ut non solum facilius citiusque comparari et agnosci, verum quoque memoria teneri possent. Deinde valui Entomologis, quibus*

*majora Linnaei, Fabricii, Herbsii aliorumque operamendi potestas non erat data, systematicam et sufficientem*“ (???) „*omnium europaeorum in Europa notorum et magnae partis rari exoticoz notitiam suppeditare*“ etc. Rec. muß nun, da der Zweck aus Obigem bekannt ist, die Beschaffenheit der Schrift etwas genauer angeben. Der ersten Ordnung liegt *Fabricii systema Eleuteratorum* zum Grunde, aus welchem die Diagnosen der von *Fabricius* als europäisch angegebenen Käfer, plankos mit aufseureuropäischen untermischt, in Abbreviaturen abgeschrieben sind. Das Vaterland ist hier und da angegeben, doch nicht immer. Es fehlt nicht etwa bey allen deutschen Arten, sondern es scheint, daß der Vf. in Weglassung und Beysetzung desselben ganz willkürlich verfuhr. So ist es z. B. bey den Gattungen *Heteroceris*, *Tilius*, *Peltis* etc. nicht angegeben, dagegen findet man es bey *Trox sabulosus*, *hispidus*, *arenarius*, *Opatrum sabulosum*, und bey den übrigen sieben aus dieser Gattung aufgeführten Arten. Die ausländischen Gattungen sind mit Beysetzung der *Fabricius*-schen Charaktere angegeben, selten aber bey kleinen aufseureuropäischen Gattungen die Arten. Bis an *Copris* findet man alle in *Fabricii systema Eleuteratorum* beschriebene Arten aufgezählt, bey den folgenden *generibus*, von aufseureuropäischen Arten bald einige aufgenommen bald weggelassen, wies der Zufall gab; wenigstens kann Rec. durchaus keinen Plan entdecken, der den Vf. leitete. *Lethrus aeneus* (bekanntlich ein *Lucanus*) z. B. wird diagnostirt, dagegen von *Erodium* keine Art u. f. w. Daß der Vf. so manche als Bewohner Europas längst bekannte Arten z. B. *Cossyphus* und andere wegließ, weil *Fabricius* ihnen ein aufseureuropäisches Vaterland zuschreibt, zeugt eben nicht von seinen Kenntnissen in der Insectenkunde. Überhaupt verdient diese Schrift in jeder Hinsicht einen Platz unter den Fingerarbeiten. Rec. will nun zwar keinesweges einer jeden Fingerarbeit Nutzen und Brauchbarkeit geradezu absprechen; aber dieser glaubt er es doch mit vollem Rechte thun zu können, denn jeder, der nur einige entomologische Kenntnisse, oder auch nur einen Begriff von dem wirklichen Zustande irgend eines Zweiges der Naturgeschichte sich erwarb, weiß, daß aus bloßen Diagnosen, wenn sie nicht mit der strengsten Kritik und der genauesten Vergleichung der verwandten Arten ausgearbeitet sind, bey dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft kein Naturproduct könne bestimmt werden. Am wenigsten aber ist es möglich, nach bloß aus *Fabricius* Werken abgeschriebenen Diagnosen, von denen viele schon über zehn Jahr alt, und nicht nach den Fortschritten der Wissenschaft gehörig verbessert sind, irgend ein Insect, welches man vorher nicht kennt, mit Gewißheit zu determiniren. Der Vf. folgt nämlich, bey den übrigen Ordnungen, der *Entomologia systematica*; das *Systema Rhynagotorum*, welches ihm schon hätte bekannt seyn müssen, hat er nicht benutzt, ja er hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, den *Appendix der Entom. syst.* und das *Supplement*



mentum gehörig zu seinem Zwecke zu vergleichen. Die Arten, die Fabricius im Appendix mit der Nummer, wohin sie gehören, aufführt, setzt der Vf. zum Theil mit einer falschen Nummer hinter die Gattung z. B. *Lynips compressa*, oder er setzt sie willkürlich hinter eine Abtheilung, wohin sie nicht gehören, ohne Nummer, z. B. *Ichneumon flavatorius*, der bey Fabricius seinen Platz in der Abtheilung *Scutello albo, antennis totis nigris* hat, steht bey unserm Vf. in der Abtheilung *Scutello albo antennis albo annulatis* (von solchen Fehlern hätte ihn etwas Aufmerksamkeit auf die Fabriciusche Nummer abhalten können); oder er trifft die rechte Abtheilung und hängt die Arten ohne Nummer an, oder endlich, was das schlimmste ist, er läßt sie ganz weg, z. B. *Ichneumon abbreviatus, ferrugineus, splendidus* u. a. m. die Rec. wenigstens nicht finden kann. Wie wenig der Vf. das Supplement. Ent. syst. kannte, beweisen besonders die Krebse, die in seiner Schrift noch im Jahr 1804 (!!!) als *Agonaten* chaotisch zusammenstehen, da doch des zu früh verstorbenen Daldorfs neues Licht über diese Familie schon

1793 den Entomologen nicht mehr ganz unbekannt war, und Fabricius bey Herausgabe seines Supplements von Daldorf zuerst geleitet, richtiger dieselben in drey Ordnungen theilte, und den falschen Begriff von Agonaten gänzlich aufhob.

Schliesslich muß Rec. noch bemerken, daß hin und wieder die Ableitungen der Gattungsnamen angegeben, und daß die Diagnosen in Abbriviaturen geschrieben sind, von denen die schwierigen besonders erklärt werden. Nicht jedem wird es leicht seyn, sich diese geläufig zu machen. P. heisst z. B. bald *punctum* bald *palpi*; ant. bald *antennae*, bald *anticus*, bald *anterior*; fl. bald *flavus* bald *flavosus*; gen. bald *genicula* bald *genus* u. s. w. Die vor den Namen gesetzten Zahlen sollen sich auf Fabricius Werke beziehen.

Dies mag hinreichen, diese Schrift zu charakterisiren. Beyspiele ähnlicher Art, wie die, welche Rec. ausheben mußte, um sein Urtheil zu bestätigen, finden sich noch in Menge.

—β—

## KURZE ANZEIGEN.

NATURGESCHICHTE. Arnstadt u. Rudolstadt, b. Lang-Bein u. Krüger: *Naturgeschichte für den Bürger und Landmann, von Karl Heinrich Biel*. 1804. VIII u. 320 S. 8. (12 gr.) Mit dieser Arbeit, sagt der Vf. in der Vorrede, liefere ich die Erklärung der 4, 5, 6, 7 und 8 Vorbereitungslectionen unsers neuen Schwarzbürg. Rudolstadt. und Frankenhäuf. Katechismus, und vollende damit die Arbeit, welche ich zum Besten der Schuljugend zu übernehmen wagte. Die Ordnung in welcher die Sachen, die den Inhalt dieser Schrift ausmachen, auf einander folgen, ist folgende: Den Anfang machen die Thiere, dann kommen die Pflanzen, hierauf wird von der Erdkugel und den Elementen, darauf von Mineralien, und zuletzt von Sonne, Mond und Sternen gehandelt. Wäre es nicht natürlicher gewesen, mit der Erdkugel und den Elementen den Anfang zu machen, sodann die Mineralogie, hierauf Pflanzen und Thiere folgen zu lassen, und mit Sonne, Mond und Sternen, wie auch geschehen ist, zu schließen? Daß dies Buch keinen besonderen Artikel vom Menschen enthält, darf nicht befremden, weil die 1, 2 und 3 Lektion dieses Katechismus vom Menschen handelt. Leider aber scheint es dem Hn. Biel überhaupt an gehöriger Kenntniß der Naturgeschichte sehr zu fehlen. Zum Beweise nur einige Beyspiele: Die Thiere werden eingetheilt in Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insecten, Würmer; und doch kommt der Walfisch als Säugethier unter den Fischen vor. S. 3 heisst es: der Ameisengraber gräbt sich eine trichterförmige Grube, um die Ameisen, die hineinfallen, zu erfassen. Es (wahrscheinlich ein Druckfehler, Statt: er) streckt seine schmale Zunge aus und läßt sie voll Ameisen kriechen; alsdenn zieht er sie geschwind zurück und verschlingt die Ameisen. Sind hier nicht der Ameisenlöwe, das Insect, und der Ameisenbär, das Säugethier, in Ein Thier zusammengeworfen? Am unbefriedigendsten ist der Theil, der von Mineralien handelt; denn hier ist eine Verwirrung und Verwechselung der Fossilien und mineralogischen Gegenstände, die nicht größer seyn kann. Quarz heisst ein Grubenstein; der Speckstein wird zu den Thonarten gezählt u. s. w. Auch wird von Mineralien, wenn auch alles an sich recht gut wäre, in einem Buche dieser Art, viel zu viel gesagt.

Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Herrn von Buffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere*. Zu einem lehrreichen Lesebuch für die Jugend nach Campe's Lehrart bearbeitet vom Verfasser des Lesebuchs: Beschreibung der Reisen des Capitän Cook um die Welt. Erstes Bändchen mit 32 illuminirten

Abbildungen auf 4 Kupfertafeln. 1804. IV u. 202 S. 8. (20 gr.) Weil des Vf. Bearbeitung der Cook'schen Reisen drey Auflagen erhalten, und allgemeines Interesse des Publicum erregt habe: so zweifelt er keinesweges, daß auch diese Schrift Beyfall erndten werde; denn — fügt er hinzu — wer ist nicht begierig die Thiere näher kennen zu lernen, die entweder um und neben uns, oder auch in entfernten Gegenden wohnen? Obgleich dies dem Rec. kein Grund scheint, daß gerade dieses Lesebuch Beyfall erhalten müsse, so will er dem Vf. doch gern zugestehen, daß es eben so gut, wie manche andere sey, um Kinder zu beschäftigen; daß diese aber großes Interesse daran finden werden, bezweifeln wir. Theils ist gar zu viel, was selbst Kinder, sobald sie eben lesen können, schon wissen, vorgetragen, und zu wenig Anziehendes ausgehoben, theils manches, z. B. der Abschnitt vom Hunde, so weitschweifig abgehandelt, daß er Kinder ermüden muß. In diesem ersten Bändchen werden nach Buffon die Hausthiere, und zwar von den wilden Thieren bis zum Fuchs, durchgegangen. Ohne Selbstprüfung ging der Vf. zu Werke. Sonst hätte er z. B. nicht den Lehrer sagen lassen: daß Buffon der Stammvater der Naturgeschichte sey, und daß er diese Wissenschaft in ein vollständiges System gebracht habe; daß beym Hunde nichts allgemein charakteristisches als die innere Bildung anzutreffen sey u. s. w. Wenn der Vf. die Hausthiere nur als Nutzenbringende betrachtet, die Fleischfressenden hingegen diesen, als Schaden verursachende, entgegengesetzt, (S. 192) ohne sich weiter darüber zu erklären, so muß dies selbst Kindern auffallen, und nach der Art, wie er seine Kinder sonst fragen läßt, wundert es den Rec., daß keines fragt: Wozu sind denn diese Thiere auf der Erde, wenn sie bloß schaden?

Die vier Kupfertafeln enthalten nicht schlechte Abbildungen der meisten im Buche abgehandelten Thiere. Allein Zeichnungen vom Pferde, Ochsen und einigen andern Thieren, die jedes Kind kennt, wären wohl nicht nöthig.

—β—

SOMMER KUNST. Leipzig, b. Fleischer: *Oeuvres complètes de M. de Florian*. Tome treizième. 1803. 144 S. 8. Mit 1 Kupfer. (12 gr.) Auch als zweyter Band der *Oeuvres posthumes de Florian*. Enthält: *Eliezer, et Nephtaly*, ein Gedicht in Prose in vier Gesängen; und *Dialogue entre deux chiens*, eine Novelle nach Cervantes. Beide Stücke athmen den Geist ihres bekannten Verfassers. Der Abdruck ist mit lobenswerther Genauigkeit und Reinheit geschehen; des Lesers Aufmerksamkeit wird durch keine störenden Druckfehler unterbrochen.

Gch.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 J U L I U S , 1 8 0 5 .

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

**OLDENBURG, h. Schulze:** *Allgemeines Wörterbuch zur Verdeutschung und Erklärung der in unserer Sprache gebräuchlichen fremden Wörter und Redensarten.* Zum bequemen Gebrauch für alle, welche jene Ausdrücke richtig verstehen und gebrauchen, oder auch vermeiden wollen, insonderheit für Schulen, von *J. C. A. Heyse.* Erster Theil von A bis K. Zweyter Theil von L bis Z. 1804. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. erklärt in der Vorrede, daß sein vieljähriger Vortrag der deutschen Sprache und Rechtschreibung nach dem Handbuche des Hn. C. R. Kruse die Entstehung dieses Wörterbuchs veranlaßt habe, weil derselbe im ersten Theile viele fremde Wörter angeführt hat, die einer Erklärung bedurften. Die mündliche Erklärung dieser Wörter würde viele Zeit erfordert haben; ein Wörterbuch aber war nicht nur zur Zeitersparung dienlich, sondern auch zum häuslichen Gebrauche und zur Vorbereitung der Schüler auf die Lehrstunde. Von den schon vorhandenen Wörterbüchern dieser Art schien keins dem Vf. bequem zum Schulgebrauche zu seyn. Entweder waren sie zu theuer, oder zu weitläufig, oder zu unvollständig, welches letzte, nebst der sonderbaren Schreibart, als ein Fehler des gemeinnützigen Wörterbuchs von Roth angemerkt wird. Daher sammelte der Vf. viele Jahre lang an diesem Wörterbuche, wovon er behauptet, daß es an 2000 Ausdrücke mehr enthalte, als das *Campische*. Er bediente sich dazu der besten Hülfsmittel, auch fremder Wörterbücher, z. B. des italienischen von *Gagemann*, suchte auch in schweren Fällen, bey Wörtern aus der Rechtskunde oder Kunstsprache, schriftliche Belehrung sachkundiger Männer, und glaubt also, daß sein Werk die Stelle einer Synonymik vertreten, und dem Schriftsteller und Übersetzer nützlich seyn könne, um die Fremdheiten in der deutschen Sprache zu vermeiden. Dabey bezeichnete er den Ton der fremden Wörter und die richtige Aussprache mit deutschen Buchstaben, imgleichen das Geschlecht der französischen, wobey er sich die Freyheit nahm, ein Wort, das etwas lebloses bedeutet, nicht als ein Wort männlichen Geschlechts, sondern als ein geschlechtsloses aufzuführen, z. B. *Divertissement*, außer wo der deutsche Sprachgebrauch das Geschlecht der Wörter verändert hat, denn in diesem Falle werden zwey

*J. A. L. Z.* 1805. Dritter Band.

Geschlechter angegeben, z. B. *courtage m. et n.* Übrigens hat der Vf. auch durch Abkürzungen für die Wohlfeilheit dieses Buches gesorgt. Er hat alle Wörter mit deutschen Buchstaben drucken lassen, außer dergleichen Ausdrücke, wie *ad interim* etc. Wörter, die ursprünglich griechisch, aber durch die Römer zu uns gekommen sind, hat er lateinisch mit Beybehaltung des C geschrieben, die anderen griechischen aber, die nicht durch die Lateiner auf uns gekommen, haben ihr K behalten, z. B. *Ma-krobiotik*. Diefs ist zu billigen, obgleich nicht sehr viel darauf ankommt. Wo der schwankende Sprachgebrauch etwas anderes mit sich brachte, sind Ausnahmen gemacht. Endlich ist auch öfters zugleich, weils eigentlich hieher nicht gehörte, die Abstammung der Wörter angegeben worden.

Dieser ganze Plan ist also tadellos; auch die Behandlungsart ist im Ganzen zweckmässig. Bescheiden erklärt der Vf., er wolle Zurechtweisungen gern annehmen. Rec. will also das Werk aus den beiden Haupt-Gesichtspunkten der Vollständigkeit und Richtigkeit beurtheilen; und weil Hr. Oertel etwas früher sein ähnliches Wörterbuch vollendet hat, so wird eine kurze Vergleichung beider wetteifernden Schriftsteller zweckmässig seyn.

Die Vollständigkeit ist in Vergleichung mit *Camps*, *Krackherr*, und *Oertel* nicht so groß, daß sie die Erwartung befriedigen könnte. Gleich im Anfange vermisst man das französische *à* in der Bedeutung für, gegen, um, zu z. B. *à 5 pro Cent*, der Centner *à 10 Rthlr.* etc. ferner *A* und *O*. *Abactor*, *A baculo ad angulum*, *Abälardisiren*, *Abajour*, *Abas*, *Abattuta*, *Abba*, *Abbreviatores*, *Abderitis-mus*, *Abdomen*, *abdominalis*, *abdossiren*, *Abrenuntatio* u. s. w., welches alles *Oertel*, auch zum Theil schon *Krackherr* hat. Hr. H. kann diesen Mangel damit nicht rechtfertigen, daß er sein Buch besonders für die Schulen bestimmte: denn 1) mußte es alsdann nicht ein allgemeines Wörterbuch genannt werden; 2) sind auch offenbar solche Wörter weggelassen, welche nicht von allen Gelehrten, vielweniger von Schülern verstanden werden, besonders viele aus der griechischen Sprache, die mehrentheils nur von künftigen Theologen erlernt wird, z. B. *Acribie*, *Acridophagus*, *Acroama*, *Acronyctisch*, *Acroposthie*, *Acroterien*, *Adenologie*, *Adiaphorist*, *Adipfie*, *Aeolipila*, *Aërodynamik*, *Aërologie*, *Aërometer*, und viele andere. Wenn die Redensarten *ad com-putum*, *ad Calendas graecas*, *ad amussum*, *ad instar* und dergleichen dazu gerechnet werden; so kann man

man mit Wahrheit behaupten, daßs bloß in dem Buchstaben *A* einige hundert Ausdrücke fehlen, die man doch mit Recht in dergleichen Wörterbüchern sucht. Eben so in anderen Buchstaben. Wenn man z. B. das *L* nimmt, und mit *Oertels* Wörterbuche vergleicht, so kann man aus demselben folgende Ausdrücke hinzusetzen *Lala*, franz. für obenhin, *Labarum*, *Lachesis*, *Lago*, *Lagunen*, *Lagrimoso*, *Laitaux*, *Laicus*, (doch kommt *Laye* vor, wo aber das unrichtige *y* eben so wenig als in *May* in Schutz genommen werden sollte), *Lamdacismus*, *Laocoon*, *Lapis causticus*, *Lapis Philosophorum*, *Larga manu*, *L'argent*, *Lateran*, *Latet anguis in herba*, *Laticlavium*, *Latium*, *Latona*, *Laudiren*, *Laudum*, *Lazaroni*, *Lazerolen*, *Lechem*, *Lectisternium*, *Leda*, *Leg*, *Leges*, *Lemures*, *Lentement*, *Lentigo*, *Lentigines*, *Lepva*, *Lettera di Cambio*, *Lettres de repit*, *Levade*, *Leviren*, *Levis notae macula*, *Libitina*, *Lictor*, *Licando*, *Limbus infantum et Patrum*, *Liment*, *Loy*, *Lues venerea*, *Lunaelabium*, *Lunambulif*, *Luogetenente*, *Lupanarium*, *Lycaon*, *Lycanthropie*, *Lysd'or*. In beiden Büchern aber sucht man, um nur bey diesem Buchstaben stehen zu bleiben, folgende Wörter vergebens: *Lana caprina*, *Lanifex*, *Lanificium*, *Libet*, *Libitum*, *Ligula*, *Limes*, *Limites*, *Lipsana*, *Lithogeognosie*, *Lithostratum*, *Loquela*, *Lucifuga*, *Ludus literarius*, *Luminare* (substantivum et verbum), *Lunula*, (in codd. mss. et in calceis vet.) *Lytrum*, *Λύτρον*. Wir wollen noch einige Wörter anführen, die in beiden Büchern fehlen, besonders aus dem Latein des Mittelalters, welche man in den gewöhnlichen Wörterbüchern nicht findet, nämlich *Broglum* oder *Brolum*, (Brühl), *Brocardicum*, *Chorus* (ein Wispel), *Faldistorium* oder *Faldistolium*, (Fallstuhl), *Hypaleipton*, *Indentura*, *Lassus*, *Lito*, *Lodo*, *Matta*, (Mahl-Metze), *Mallus*, (Gerichts-Stätte), *Modius*, *Metreta*, *Manica*, *Mola*, *Molendinum*, *Penicillum*, *Perspicillum*, *Prescaria* (scil. pensio), *Solidus* (scil. nummus), *Typologie*, *Typotheta*, *Versus artificialis*, — *mnemonicus*, — *politicus*, *retrogradus sive cancrinus*, *echoicus*, *Vinna*, *Xenodochium*, *Xenodochus*, *Xylographie*, *Xyloglyptica*, *Xylothea*, *Zythopoeus*, *Zythopepta*. Bey dem öfteren Gebrauch dieser Bücher läßt sich noch eine weit größere Nachlese anstellen.

Was die Richtigkeit betrifft: so hat Rec. zwar selten offenbar falsche Erklärungen gefunden. z. B. bey dem Wort *Interusurium*, welches mit *Anatocismus* verwechselt wird; aber doch andere Unrichtigkeiten, besonders Unterlassungs-Fehler, welche zugleich Verletzungen der Vollständigkeit sind. Dahin gehört der öfters vorkommende Fall, daßs von fremden Wörtern bloß die uneigentliche Bedeutung, als wenn sie die erste wäre, angegeben, die eigentliche aber ganz verschwiegen, und also der Leser auf irrige Vorstellungen geleitet wird. Man sehe die Artikel *Abbé*, *Academie*, *Alkove*, *Almanach*, *Apostill*, *April*, *Aquagium*, *Arabesken*, *Arche*, *Archiv*, *Arithmetik*, wo die Kantische Verstandes-Schätzung fehlt. Dies alles hat *Oertel* genauer erklärt.

Z. B. *Bey Akademie* hat er zuerst die eigentliche Bedeutung aus dem Alterthume, nämlich ein Garten des Akademus zu Athen angeführt, hernach die uneigentliche, wo er Gelehrten- und Künstler-Verein unterscheidet, (wiewohl er vergißt die Mäler-Akademien zu benennen), endlich die noch entferntere Bedeutung von Erziehungs- und Bildungs-Anstalten, z. B. Universität, Handlungs- und Ritter-Akademie. Hr. *Heyse* berührt bloß die letzte Bedeutung, gedenkt auch der *Academia della Crusca*, der *Academie des Inscriptions* u. s. w. gar nicht. Das Wort *Lauwine* erklären beide richtig, aber das beste deutsche Wort, *Schneewalze*, führt Hr. O. nicht an. Beide lassen es unbemerkt, daßs es eigentlich *labina* heißen sollte, weil es ein lat. Wort ist, und von *labi* herkommt. *Isidorus Orig.* L. XVI, 1 *Labina*, eo quod ambulantibus lapsus inferat. dicta per derivationem a labe (labendo). Unter *Legat* ist O. weit ausführlicher, als H. und berührt *Legations-Rath*, — *Secretär*, auch die *Legationen* des Kirchenstaats, imgleichen *Legatum alimentorum*, *annuum* etc. So ist auch O. unterrichtender unter *Legende* und *Lex*, wo Hr. H. nicht befriedigend ist. Unter *Ligament* führt er zwar *Ligne* auf, aber Hr. O. erklärt auch das Fürsten-Bündniß dieses Namens im 30jährigen Kriege, wovon der Ausdruck, die *ligistische Armee* u. dergl. oft genug vorkommen. Unter *Lithos* ist Hr. O. ebenfalls reicher; im Gegentheil erklärt Hr. H. unter *Litre* das neue französische Fafs-Maafs ausführlich, welches Hr. O. ganz vergessen hat, ist auch unter *Logik*, *Logistik* unterrichtender. So findet sich auch in andern Buchstaben, daßs der eine bald reicher, bald ärmer ist, als der andere. So z. B. bey dem Worte *Sacrament*, wovon Hr. *Oertel* als die erste Bedeutung angiebt, jede feyerliche gottgeweihte Handlung. Allein *Festus* erklärt *sacramentum* durch *id, quod sacratum interposita fide*. Daraus entstehen zunächst zwey alte Bedeutungen, 1) eines Eidschwurs, 2) eines von streitenden Parteyen an einem heiligen Orte niedergelegten Geldes. Die neuere kirchliche Bedeutung, die sich auf die angeführte erste bezieht, auf Handlungen, welche die Kraft und Würde der Bundes-Eide haben, ist zwar kurz berührt, aber die andere auch neue christliche Bedeutung *pro mysterio* ist übergangen, wie auch die alte zweyte römische. Unter *Jus* haben beide Vf. eine Menge von einzelnen Rechten erklärt, aber das *jus braxandi*, *fensurarum*, *georgicum*, *grutiae*, *herbergariae*, *protimiseos*, *Wildfangiatius* u. dergl. ist doch unberührt geblieben. Besonders findet der Rec. das Wort *Terminus* nicht hinlänglich erläutert. Die Bedeutung einer bestimmten Zeitfrist ist zwar in beiden Wörterbüchern angegeben, wiewohl Hr. *Oertel* den *Terminus decretorium* und *praeclusivum* übergangen hat, allein der grammatische Begriff, da *Terminus* soviel als *vox* ist, und also auch *Terminus aequipollens*, *aequivocus*, *univocus*, *adaequatus* etc. ist eben so wenig berührt, als der *Terminus syllogisticus* in der Logik. Die drey Hauptbegriffe, die in einem Ver-

Vernunftschlüsse mit einander verbunden werden, hätten wohl eine Erklärung verdient, besonders der *Medius terminus*, der Verbindungsbegriff, weil dieser Ausdruck auch häufig im gemeinen Leben vorkommt, und für einen Vorwand gebraucht wird. Die Redensart der Rechtsgelehrten in *terminis* bleiben, hätte auch hieby angebracht werden können: denn sie wird von solchen gemüthsigten Ausdrücken gebraucht, worin nichts ehrenrühriges liegt. *Termini* heisst auch die Wohnung eines terminirenden Mönchs, und dies Wort wird öfters von den Protestanten unrecht verstanden. Von den Terministen in der Kirchengeschichte hat H. gar nichts angeführt. Übrigens hat Hr. Oertel den Vorzug, dass er mehrentheils für Gelehrte brauchbarer ist, weil er die Herleitung der Wörter angiebt, das Griechische hinzusetzt, die Tonsylbe richtig bestimmt, die unrichtige Aussprache nebst der richtigen anmerkt, die eigentliche und uneigentliche Bedeutung der Wörter gut unterscheidet, fremde Wörter auch richtiger schreibt, als Hr. Heise, (der *Amaranth*, *Aperception*, *Appertus*, *Dinte* schreibt); nur muss man ihm seine sonderbare Schreibart zu gute halten, und sich nicht verdrissen lassen, lange nach einem Worte zu suchen, welches man in C erwartete, aber in K oder Z findet. Hr. Heise ist für Ungelehrte belehrender, weil er Thiere, Gewächse, ausländische Zeuge, Modegeräthe, Spiele, Farbstoffe, Werkzeuge der Gelehrten und Künstler, auch Kunstwerke sehr gut beschreibt, ohne sich auf die Herleitung der Wörter einzulassen. Sonst ist dem Rec. bey seinem Buche noch folgendes aufgefallen, welches zur künftigen Verbesserung dienlich seyn möchte. 1) Hr. Heise ist nicht allezeit in der Bezeichnung der Tonsylbe richtig. Bisweilen ist die Bezeichnung ganz vergessen, z. B. in *Aconitum*, hin und wieder ist sie undeutlich, z. B. in *Lucina*, *Pyramus*, bisweilen ist sie unrichtig, wie in *Solanum*, wo die zweyte Sylbe lang bezeichnet seyn sollte. Hr. Oertel hat dieses Wort gar nicht angeführt, und Hr. H. hat sich auch zu kurz gefasst. So ist auch das *e* in *Polyedron* unrichtig als kurz bezeichnet. 2) Die alphabetische Ordnung ist hin und wieder verfehlt. *Abelmosch* steht hinter *Aberration*, *Antik* hinter *Antinomie*, *Lupine* vor *Lupercalia*, *Lingwist* vor *Lingot*, *Poissarde* steht ganz unrecht nach *Pontificalien* S. 202, da es doch S. 194 angeführt seyn sollte u. s. w. 3) Manches Wort wird gar zu kurz erklärt, z. B. *Lätare*, als der Name eines Sonntages in der Fasten. Sollte es nicht wenigstens heissen, des vierten Sonntages? Unter *Localität* hätten die Ausdrücke *locus classicus*, *paralelus*, *privatus*, imgleichen *Locabilität*, mit berührt werden sollen. Dafs *Locus* schlechthin im Mittelalter eine Salzkothe bedeutete, wäre auch zu bemerken nicht überflüssig gewesen. Bey *Tinctur* ist zwar angemerkt, dafs *Tinte* davon herkommt, aber die gewöhnliche unrichtige Schreibart *Dinte* sollte nicht gerechtfertiget werden. *Luther* schreibt schon *Tinte* 2 Cor. 3, 3. 2 Joh. 12. 4) Auch ist es zwar

nicht eigentlich Unrichtigkeit, aber doch Unbequemlichkeit, dafs Hr. H. viele Wörter unter ihren Stammwörtern aufführt. Wenn er dies für gut und der Kürze zuträglich fand, so mußte er manches Wort wenigstens anführen, und den Ort nachweisen, wo man die Erklärung findet. So findet man das französische *Accès*, Anfall von einer Krankheit, unter dem lateinischen *Access*, nebst *accessible*, *Accessit*, *Accessit*, *Accessorium*, wobey *Accessiones* doch vergessen ist. Der Gelehrte weifs freylich, dafs alle diese Wörter von *Accedere* herkommen, aber dies Buch und ähnliche sind mehr für Ungelehrte und Halbgelehrte bestimmt, und diese wissen doch aus Mangel der Sprachkunde die Ableitung eines Wortes nicht zu machen. 5) Überhaupt drängt Hr. H. vieles zu sehr zusammen, was besser abgesetzt wäre. So hat er unter *Langage* den Ausdruck, *Languißant* angeführt, der zu *languir*, oder *languescere* gehört.

Wir dürfen am Schlusse dieser Recension nicht verschweigen, dafs Hr. H., bey übrigens grösserer Unvollständigkeit, doch verschiedene Wörter erklärt, die Hr. Oertel, der so freygebig ist, dafs er auch viele deutsche, mit lateinischen Buchstaben gedruckte Wörter anführt, ganz übergangen hat. Man sehe folgende Wörter und mache daraus aufs Ganze einen Schluss: *Abellagium*, (welches Hr. Oertel unter *Abollagium* hat, aber am letzten Orte nur hätte nachweisen sollen), *Abelmosch*, *Acajou*, *Acatalapsie*, *Accordoir*, *Actorium*, *Ados*, *Adversaire*, *Aërolithen*, *Affermiren*, *Agami*, *Agatha*, *Agnese*, *Aguti*, *Akanthikone*, *Akeley*, *Alakdaga*, *Alart*, *Algebraisch*, *Alk*, *Alkanna*, *Aloeholz*, *Althee*, *Aludel*, *Amabile*, *Amaranthholz*, *Amaru-Schlange*, *Amaryllis*, *Ammey*, *Amodiation*, *Amphibolie*, *Anacardien-Baum*, *Anacamptic*, *Angurie*, *Angustura-Rinde*, *Anhima*, *Anhinga*, *Ani*, *Anschovis*, *Anta* f. *Tapir*, *Antecelliren*, *Anthere*, *Anthora* f. *Aconitum*, *Antibachius* f. *Palimbachius*, *Apaisiren*, *Apatit*, *Aptera*, *Aralie*, (*Berg-Angelica*), *Aras*, *Archa-Palme*, *Arctior citatio*, *Arrendat*, *Argali*, *Argirolde*, *Argutien* u. s. w. Überhaupt ist Hr. H. reicher, auch grossentheils bestimmter und ausführlicher in der Erklärung ausländischer Wörter, die sich auf Naturgeschichte oder Handlung beziehen. Man sehe *Agave*, *Amphibien*, *Alhorn*, *Cacao*, *Calmar*, welches letzte im Oertelischen Buche ganz fehlt u. s. w. Auch bey *Antiphlogistik* hat sich Hr. H. befriedigender erklärt, als Hr. O., und bey *Aie* hat er auch das franz. neue Maass genau angegeben. Man kann also nicht sagen, dafs ein Buch das andere entbehrlich mache; vielmehr wird eins durch das andere in vielen Stücken ergänzt. Um nur ein Beyspiel anzuführen, hat Hr. O. das Wort *Acacie* durch Anführung des gelehrten Namens *Robinia* bestimmter erklärt, als Hr. H.; aber dieser hat wiederum den Unterschied zwischen dem ächten und unächtten *Acacienbaum* bemerkt, auch etwas vom *Acacien-Saft* hinzugesetzt, welches Hr. Oertel nicht hat.

Beide Bücher sind also zwar brauchbarer, als die bisherigen; beide Vf. verdienen wegen ihres Fleisses Lob; beide haben für einen richtigen Druck gesorgt, der be-

besonders in dem Buche des Hn. H. zu loben ist: aber Zusätze und Nachträge müssen beide Werke; und das Heyfische noch mehr, als das andere bekommen, wenn sie recht gemeinnützig werden sollen. GZ.

**BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg:** *Versuch einer Erläuterung der gothischen Sprachüberreste in Neapel und Arezzo, als eine Einladungsschrift und Beylage zum Ulfilas von Joh. Christian Zahn, Prediger in Delitz an der Säule bey Weissenfels in Sachsen. 1804. XIV und 94 S. gr. 8. (8 gr.)*

Der Vf., welcher jetzt die berühmte gothische Übersetzung der 4 Evangelisten von dem Bischof Ulfilas, aus *Ihrens* genauer Abschrift des *Cod. argentei* in Upsal, abdrucken läßt, macht mit dieser vorläufigen Schrift den Liebhabern der alten gothischen Sprache ein angenehmes Geschenk. Er hat sie dem berühmten Sprachforscher, Hn. Prof. Heynatz in Frankf. a. d. O. gewidmet, weil derselbe *Ihrens* Abschrift und buchstäbliche Übersetzung besitzt, und sie dem Vf. mit rühmlicher Uneigennützigkeit mitgetheilt hat. Er erläutert darin die beiden alten Überbleibsel der gothischen Sprache mit der größten Genauigkeit. Von dem ersten Denkmale zu Neapel wird *Ihrens* lat. Erläuterungs-Schrift S. 22—63 aus den *Novis actis regiae Societ. scientiarum Upsal.* Vol. III eingeschaltet. Die alte Schrift selbst ist ein lat. Kaufbrief einiger Sümpfe in der Gegend von Ravenna, welcher von 3 gothischen Priestern in ihrer Muttersprache, vielleicht aus Unkunde der lat. Sprache, unterschrieben ist. Diese 3 Unterschriften, welche Hr. Prof. Gräter neuerlich in der *Bragur* 7 Bd. 2 Abth. 5. 63, in Kupfer gestochen, mit *Ihrens* u. *Suhms* Erläuterungen geliefert hat, werden hier Wort für Wort umständlich erklärt, und *Ihrens* Erklärungen hin und wieder berichtigt. Die Anmerkungen sind unter den Text gesetzt, aber von dem dunklen Worte *doamoda* sind sie wegen der Weispläufigkeit eingeschaltet. Es bleibt noch immer ungewiß, ob es ein ehrenvolles Beywort des Diaconus, etwa *venustabilis*, oder ein Eigennamen, oder die Bezeichnung eines Kirchen-Amtes seyn soll. Das letzte scheint deshalb nicht sehr wahrscheinlich, weil der Mann schon durch das Wort Diaconus seinem Amte nach bezeichnet ist. *Ihrens* Erläuterungen sind wegen der S. 60—63 angefügten Betrachtungen über die Literatur der Gothen und ihre Schrift lezenswerth. Es ist unrichtig, wenn man sie als Unwissende und wohl gar als Feinde der Literatur beschreibt, die höchstens eine Runenschrift gehabt hätten; vielmehr ist offenbar, daß sie ihre eigene Schrift gehabt, als sie Herren von Italien wurden, welches wider die Verf. des *Nouveau Traité de Diplomatique* T. II, p. 72 und andere zu merken ist. Der Unterschied der Buchstaben in *Cod. argent.* in den Wolfenbüttelischen Fragmenten und in dem Neapolitanischen Überbleibsel

lehren auch, daß die Kalligraphie und Tachygraphie bey ihnen eben sowohl, als bey den gebildeten Völkern, verschieden war. Da ferner die Westgothen in Spanien die toletanischen, aus dem Lateinischen genommenen Buchstaben gebrauchten, nicht aber die wirklich gothischen: so ist *Wachters* Meinung irrig, daß der *Cod. argent.* zum Gebrauch des tolosanischen Königs *Alarich* oder *Amalrich* geschrieben sey. Auch die von S. 63 folgenden Anmerkungen, des Hn. Zahn über den Wechsel der gothischen Buchstaben, um den Wohlklang zu befördern, sind in der That lezenswerth, und man muß gestehen, daß diese Sprache einer höheren Ausbildung fähig gewesen wäre. S. 79 folgt die Erklärung des gothischen Überbleibsel, welches in Arezzo aufgefunden, und zuerst in *Donis Inscript.* hernach in der *Benzelschen* Ausgabe des Ulfilas, und in *Büschings* Sammlung der Ulfilanorum S. 267 in Kupfer gestochen vorhanden ist. In diesen beiden Ausgaben ist die kurze gothische Unterschrift mit ulfilanischen Buchstaben geliefert, hingegen hat *Donis* die Buchstaben der Urschrift getreu beybehalten, und eben so *Knittel* in seinen *Fragmentis Ulfilanis*, auch *Janus Steenwinkel* in seinen *Taelkundigen Mengelingen* S. 84, denn dieser Gelehrte in Harderwyk wollte vor mehr als 20 Jahren den Ulfilas neu herausgeben. Die alte lateinische Urkunde selbst gehört, wie die erste, ins 5te Jahrh., ist auf Papier (vermuthlich nilotischem oder ägyptischem) geschrieben. Der *Diac. Gudilebus* oder *Gudilivus* verkauft an einen anderen *Diac. Lamud* 4 Unzen Einkünfte von verschiedenen Landgütern, und unterschreibt den lat. Kaufbrief in gothischer Sprache. Hr. Zahn beweiset durch Erklärung der einzelnen Wörter, daß bisher keiner diese Unterschrift völlig richtig verstanden habe. Der *Diac. Lamud* heisst hier auch *alamoda*, und es muß also wohl ein Ehrenwort seyn. Wir wünschen, daß der gelehrte Vf. seinen Endzweck erreichen, und Aufmerksamkeit auf seine Ausgabe des Ulfilas, des ältesten Denkmals der deutschen Sprache, erwecken möge. Für viele in der Gelehrten-Geschichte wenig bekannte Gelehrte wäre es wohl nicht überflüssig gewesen, wenn etwas von dem Alter und dem hohen Werth des *Cod. arg.* angeführt worden wäre. Vielen jungen Gelehrten ist Ulfilas ein unbekannter Name. Diese mögen das beherzigen, was in der Einleitung S. IX aus *Lüdkens* schwedischem Archiv angeführt wird, nämlich daß das Buch jetzt schon so vermodert und verweset ist, daß es nicht mehr in Kupfer gestochen werden kann. Besto erwünschter ist eine Ausgabe, die an innerer Güte vorzüglich, aber auch an äußerer Schönheit, wie die Proben zeigen, alle älteren übertreffen wird.

GZ.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 J U L I U S, 1805.

## AUSLANDISCHE SPRACHKUNDE.

PAMPLONA, por la viuda y hijo de Longas: *Semana Hispano-Bascongada, la unica de la Europa, y la mas antigua del Orbe*. Por su autor D. Thomas de Sorreguieta, Presbitero. 1804. XII u. 208 S. gr. 8. — *Monumentos del Bascuence, o Prosecucion de los precedentes Astea etc. Segunda Parte*. Das übrige eben so. 134 S. 8.

Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, daß alte Volksstämme, zumal wenn sie durch ungünstige Umstände zusammen geschmolzen sind, und dabey von ihren Mitbürgern sich etwas gedrückt glauben, einen ganz eigenen Geist der Nationalliebe und des Nationalstolzes annehmen, der dann leicht auf die abenteuerlichsten Behauptungen verfällt. Dies zeigt sich in vollem Mafse an dem ehrlichen Vasken, dem Pfarrer Sorreguieta zu Tolosa in der Landschaft Guipúzcoa. Er findet die höchste menschliche, ja göttliche Weisheit, die ältesten und zugleich wichtigsten Kenntnisse in Natur, Kunst, Philosophie, Religion, nicht sowohl bey seinem Volke selbst, das, wie er öfter klagt, den Schlüssel zu diesen großen Geheimnissen verloren hat, als vielmehr in dessen Sprache. Seine bewundernden Ausrufungen, seine zur Bewunderung auffordernden Fragen nehmen kein Ende. Das hohe (vier- bis fünftausendjährige I, 149) Alter des jetzigen Vaskischen ist ihm daraus klar, weil (II, 56) eine so vollkommene Sprache von Niemand, weder von den Weisen unserer Tage, noch von den tiefgelehrten Vasken der Vorzeit, erfunden werden konnte, indem ihre Form allen menschlichen Verstand übersteigt, bloß im Geiste Gottes zur Idee gelangen konnte, und durch ein Wunder den ersten Vasken eingegeben ward. Dies geschah bald nach der Sündfluth, zur Zeit der Sprachverwirrung in der Ebene Sinear; denn unmöglich hätten sonst die reinen Begriffe von Astronomie, Musik, Verehrung des alleinigen wahren Gottes, u. s. w. sich so ausbilden und erhalten können, wie sie — in dem einzigen Worte *Astea* liegen. Aus diesem Wort entwickelt er alles Gefagte. Es bedeutet *die Woche* (das hinten stehende *a* ist der Artikel). Das spanische Wort für Woche (*Semana*) ist deshalb auf den Titel des ersten Theils gesetzt, so wie das Vaskische auf den Titel des zweyten. Zugleich heist es *der Anfang*, wie der Vf. sagt, dem aber in der That nicht recht zu trauen ist, da er bey'm Erklären und Ableiten sehr gewaltthätig verfährt. Das Verbum *asi*, anfangen.

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

gen, hat freylich ein Participium *astan*; die Verbalia davon sind übrigens aber *asitzra* und *asiá*. Doch auch jenes möge den *Anfang* bedeuten. *Also*, fährt der Vf. fort, zugleich *die Schöpfung*. Wie vortreflich nun, ruft er, dasselbe Wort für *Woche* zu gebrauchen, und dadurch deutlich auf das Dogma von der Erschaffung aller Dinge aus Nichts in sieben Tagen hinzuweisen! — Sonntag, Montag u. s. w. heißen vaskisch so: *Igandea*, *Astelena*, *Astearteá*, *Asteazquena*, *Osteguna*, *Ostirala*, *Larunbata*. Drey Tage, sieht man, sind von *arte*, Woche, benannt; die zugesetzten Silben heißen: *len* erstes, *arte* zwischen oder mittleres, *azque* letztes. Also gleichsam: *prima Sabbati*, *media S.*, *ultima S.* Hieraus schlossen andere Forscher, und wohl nicht mit Unrecht, daß die Vasken ehemals nur eine Aste von drey Tagen hatten. Dagegen sträubt sich der Vf. auf das Äußerste, theils weil die heilige Sieben sich bey der Tagezählung aller Völker finde, theils weil den Vasken immer die wahre Kenntniß Gottes und der Schöpfungsgeschichte beygewohnt habe. Freylich, sagt er, folgen jene drey Namen sich jetzt unmittelbar; aber das kann ursprünglich unmöglich so gewesen seyn, da nach der gelehrten cyklischen Zählungsart, die nur in den traurigen Zeiten der Zerstörung verloren ging, man das, was dem gemeinen Ansehen nach zusammen gehört, immer um zwey aus einander stellen muß, auch wirklich von jeher aus einander gestellt hat, wie bey den Planetennamen der Wochentage und in der Musik: laut der bekannten allerdings merkwürdigen Stelle im Dio Cassius 37, 18. Weil also die Planeten, welche sich so folgen: Saturn, Jupiter, Mars, Sol, Venus, Mercurius, Luna, bey den Tagennamen in diese Reihe gestellt werden: Saturn, Sol, Luna, Mars u. s. w., und weil die schönere Harmonie *dia tessaron*, in *Quarten*, fortschreitet: so, schließt er, müsse die wahre uralte Aste eigentlich so gelautet haben, welches er durch Tabellen und Figuren recht deutlich, wenigstens weitläufig macht: *Astelana* (den Sonnabend bedeutend, denn wir sind hier in einer Zeit von ein paar tausend Jahren vor Christi Geburt), *Larunbata*, *Osteguna*, *Astartea*, *Igandea* u. s. w. Mit gleicher Willkühr entziffert er die noch nicht erklärten Namen: z. B. der letzte müsse eigentlich *Egunbea* heißen, von *egun* Tag, und *be* unten, niedrig; weil er auf den mittelften folgte, also der herabsteigende Tag war; die herabsteigende Woche, würden die Alten eher gesagt haben. Jetzt ist es gerade der erste Tag, der Sonntag. Der Vf. erschöpft sich

Y

in

in Bewunderung der tiefen astronomischen und der richtigen musikalischen Kenntnisse der alten Völker, mit heftigen Ausfällen gegen die jetzige Musik. Schon *Amiet* und *Rouffier* vermutheten, es müsse ein älteres Volk als Sinesen und Aegypter geben, welches die Musik kannte und lehrte; daß es die Völker waren, wußten jene Franzosen freylich nicht. Er zeigt noch, wie hoch diese Tagebenennung über die der Hebräer stehe, welche wie Kinder bloß 1, 2, 3 u. s. w. zählen, und über die der Aegypter, welche gleich allen anderen Völkern Planeten, d. h. Götzen hineinmischen. Woher dieser Vorzug? Erstlich, durch unmittelbare göttliche Belehrung; und dann, weil diese Wochenrechnung und die Sprache und das Volk älter sind, als alle Abgötterey, kurz weil die Völker gleich vom Thutmbau aus Asien fortzogen, und sich in Spanien immer rein bey dem Glauben der Erzväter an den wahren Gott erhielten. So viel liegt in Einem Wort!

Indess kommen noch andere Wörter zu Hülfe. *Urtea* heist das Jahr, und *ur* heist Wasser. Offenbar sey demnach die *Sündfluth* gemeint, welche laut Mose gerade ein Jahr dauerte. — Am merkwürdigsten, sagt der Vf. mit Recht, ist der Name eines Volkes oder Landes. Man höre also seine Entzifferung. *Gu*, wir; *iz*, Sprache; *puzc*, getrennt; *co*, von; *ac*, die. So kommt, kümmerlich genug, mit Wegwerfung eines *z*, Verwandlung eines *z* in *s*, Wegwerfung eines *c*, der um ein *c* verlängerte Name *Guipuscoa* heraus, der bedeuten soll: Wir die von der getrennten Sprache, nämlich: Wir seit der Sprachtrennung in Babel als gesondertes Volk Ausgezogenen. *Ac* ist der Plural des hinten stehenden Artikels, hier wegen des Plurals *gu* erforderlich, und daher vom Vf. statt des letzten *a* geradezu hingesetzt. Jede Silbe, ja jeder Buchstab hat bey ihm seine eigene Bedeutung. Das Pronomen *personale* ist ihm so wenig anstößig, daß er auf gleiche Art eine Menge Namen frischweg etymologisiert, also die Länder und Städte redend einführt, oder anreden läßt: z. B. *Isas* Meere, *bat* eins, *ni* ich, *a* Artikel; *Isasbatnia*, *Isbania*, *Hispania*: ich die Vereinigung zweyer Meere; eher wohl eigentlich die Trennung, des Oceans und des mittelländischen Meers. *Urnietz*, ich Wasserort; *Usurbil*, du dicht am Wasser. — Doch genug der Proben von diesen freylich mit etwas Scharfsinn und Gelehrsamkeit aufgestützten Grillen, die noch dazu in schwerfälligem, wiederholendem, mit Auswüchsen überladnem Stil vorgetragen sind, auch dem Werke bereits Widerlegungen zugezogen haben, sowohl von Spaniern, als von den näheren Landsleuten des Vf., z. B. von einem *Paul Astarloa*, der in seiner *Apologia de la lengua Bascongada* (wie seltsam, eine Schutzschrift seiner Sprache zu schreiben!) gelegentlich unseren *Sorreguiets* anzapft, und daher von ihm am Schluss des zweyten Theils eine Antwort erhält.

Weit bedeutender wäre das Historische von dem Volk, und das Grammatische von der Sprache; nur leider ist beides gar sparsam eingewebt. Die *Gui-*

*pukoer*, sagt der Vf., sind der Urstamm der fünf Völkerschaften, die übrigen vier sind die *Navarger*, *Alaveser*, *Biscayer*, *Basken*. Die letzten wohnen im südlichen Frankreich (seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts: II, 99). In Spanien ist gegenwärtig Navarra ein Königreich, Guip. und Alava Landschaften, Biscaya eine Herrschaft: alle vier weder zur Krone Castilien noch zur Krone Aragon gehörig, und mit besonderen Vorrechten versehen, als „die erstgebornen Söhne des spanischen Landes.“ Das Volk ist brav, wohlgesinnt, verständig, freyheitliebend. Ehedem befaß es (wahrscheinlich) ganz Spanien; aber der herrliche Boden lockte fremde Eroberer an: Phöniciern, Karthager, Römer; die mehr oder weniger das Urvolk aus den südlichen Provinzen wegdängten. Seit 2000 Jahren litt es die bittersten Drangsale, von den Römern; Hunnen, Alanen, wandernden Deutschen, Arabern. Gegen die letztern focht es im 8 Jahrh. für die gothischen Könige Don Pelayo und D. Garcia Ximenez; und schloß sich nach und nach an Kastilien, „in Freundschaft mehr als in Unterwürfigkeit,“ namentlich Guipuscoa im J. 1200 bey der Belagerung von Victoria, welche D. *Alfonso de las Navas* unternahm gegen Sancho den Tapfern, 13ten König Navarra's, welcher die Freyheiten der Guipuskoer gekränkt hatte. Daß der kleine Gebirgsraum, wo die Nation jetzt zusammengepreßt lebt; nicht ihr ursprünglicher Wohnsitz ist, beweist sich nach einer richtigen Bemerkung daraus, weil man auf einer Reise von 3 Tagen drey verschiedene grössere Dialekte und zwölf kleinere antrifft. Was der Vf. vom Unterschiede beybringt, besteht meist in der Aussprache oder in einzelnen Silben; ausser die zwölf Monatsnamen; wovon wir I, 156 ff. drey völlig abweichende Reihen lesen. Der Vf. wünscht eifrig, daß die vier oder fünf latinisirenden Monatsnamen aus dem einen Dialekt herausgeworfen würden, und die vier Völkerschaften sich über die reinvaskische Benennung aller Monate vereinigten. Seit dem Ende des 16 Jahrh. hob sich die Literatur des Volks; seine berühmtesten Schriftsteller sind: *Lizarraga*, *Arxalar*, *Argainarat*, *Echederri*, *Gasteluzar*, *Larramendi*, *Perruohagui*, *Cordavera*, *Blendiburu* u. s. w. Jetzt sey, glaubt der Vf. II, 14, diese Literatur so in Ehren durch ganz Europa, und bey den in Asien, Afrika und Amerika wohnenden Europäern, daß kein Gelehrter sich um die vaskische Sprache und Wohlredenheit unbekümmert lasse. Diese Meinung können wir mit dem patriotischen Vf. nicht theilen, und wollen lieber etwas zur Bekanntschaft mit dieser alten und merkwürdigen Sprache beyzutragen suchen.

Die Sprache der Völker — denn so nennt man wohl am besten und ohne Verwirrung das gesammte Volk — diese Sprache, welche spanisch *el Basconze*, und bey dem Volke selbst *Euscara* heist (der Vf. führt II, 115 sechs geringe Variationen des Namens an, und bringt etymologirend und jauchzend die Bedeutung heraus: *der Bandmacher*, *der Binder*, *das Band*), schien von jeher so fremd und eigen-



eigenthümlich, daß man sie gar nicht zu classificiren wußte. Der große Leibnitz warf den Gedanken hin, sie möge aus Afrika stammen, von wo so oft Eroberer nach Spanien herübergekommen sind. Eine solche Conjectur konnte Hn. Rüdiger wohl noch nicht berechtigen, in seinem *Grundriß* §. 241 das Vaskische unter den afrikanischen Sprachen anzusetzen; zwischen dem Gienischen und Akrischen, womit es gar nichts gemein hat. Rec. weiß, daß Hr. Wilhelm von Humboldt bey seinem Aufenthalt in Spanien sich ausdauernd mit dem Euscara beschäftigt hat, mehrmal an Ort und Stelle deshalb gewesen ist, an einem ausführlichen und gewiß erschöpfenden Werke darüber arbeitet, an dessen Vollendung ihn nur seine Versetzung als Gesandter nach Rom hinderte, und daß er mehrmal geäußert hat, er werde ohne Mühe das Vaskische um den wunderbaren Ruf bringen, daß es mit keiner anderen Sprache übereinkomme. Möchte dies Werk des sorgfältigen und geistvollen Mannes, zu Deutschlands neuer Ehre, bald erscheinen! — Da die vaskischen Wörter in dem angeführten Rüdigerschen Grundriß theils Schreibfehler theils Lücken haben: so stelle hier das Richtigere und Vollständige. Zahlen: 1 *bat*. 2 *bi*. 3 *iru*. 4 *lau*. 5 *bofi*. 6 *fei*. 7 *zaxpi*. 8 *zorzi*. 9 *bederatzi*. 10 *amar*. 11 *amaica*. 12 *amabi* (10, 2). u. s. w. 19 *emoretzi*. 20 *ogueti*. 21 *oguitabat* (20 und 1), u. s. w. 30 *oguitamar* (20 und 10); 40 *berroguei* (2 mal 20). 60 *iruroguei* (3 mal 20). 80 *lauroguei* (4 mal 20). 100 *cun*. Man sieht zugleich, wie bey Zusammensetzungen Buchstaben verändert, auch des Wohllauts wegen zugefügt oder weggelassen werden. Die Rüdigerschen 22 Substantive: Gott *Jaincoa* oder *Jaugoica* (wörtlich: Herr in der Höhe, also erst ein später gemachtes Wort). Himmel *ceruá* (*ceru*, *celu*, aus dem Lateinischen genommen). Erde *lurra*. Wasser *ura*. Feuer *sua*. Sonne *eguzquia* (zum Tage gehörig: von *egun* Tag, und der Endsilbe *quia*. *Sorreguieta* leitet gerade umgekehrt ab, 1, 133 *egun* von *eguzquia*, und dann das letzte S. 179 ganz abenteuerlich). Mond *ilarguia* (von *il* sterben und *arguia* Licht: entweder todes Licht, wegen Mangels der Wärme; oder ersterbendes, wegen des Wechsels. So auch *illuna*, todes stille Zeit, Nacht. Nein, sagt *Sorreguieta*, dies ist zusammengezogen aus *ilargui-una*, Mondzeit [als wenn jede Nacht der Mond schiene!], und nur aus Religion nicht vollständig ausgesprochen, um durch Nennung des Gestirns nicht zur Abgötterey zu verleiten. Mensch *guizona*. Vater *aita*. Mutter *ama*. Sohn *semea*. Tochter *alaba*. Bruder *anaya*. Schwester, zwiefach: der Bruder nennt sie *arriba*, eine Schwester spricht *aizpa*. (Fast so hat der Ungar zwey ganz verschiedene Wörter für älterer Bruder und jüngerer Bruder, keines für Bruder überhaupt, sondern sagt: meines Vaters Sohn.) Kopf *burua*. Auge *beguia*. Ohr *belarra*. Nase *sudurra*. Zunge *mihia*. Haar *biloa*, auch *illea*, *ulea*. Hand *escua*. Fuß *oia*.

Wichtiger, als einzelne Wörter, ist die Umwandlung derselben, wobey wir unseren Vf. benutzen

können. Der Artikel *a*, Plural *ar*, hat kein Geschlecht. Daß er angehängt wird, geschieht in mehreren Sprachen, z. B. im Dänischen; auch das schon genannte Ungarische hat Suffixa. Hier aber steht er hinter dem letzten der zusammengehörenden Nominum, die also gleichsam in Eins verschmelzen, auch wohl am Ende einer ganzen Redensart. *Eguna*, der Tag; *egun bata*, der Tag eins; *egun leua*, der erste Tag. Declinirt wird durch Präpositionen (hier eigentlich, weil sie hinten stehen, Postpositionen), wie im Französischen durch *de* und *à*, im Englischen durch *of* und *to*, und in mehreren Sprachen, die deshalb keine eigentlich sozuhennenden Casus haben, weil das Nomen unverändert bleibt. Wo eine Contraction des Artikels mit der Präposition ist, pflegt man einen Casus anzunehmen, giebt daher dem Italienischen, außer dem Genitiv *del* und dem Dativ *al*, auch einen Ablativ *dal*, der dem Französischen fehlt; aber so sollte man billig noch mehr Casus zählen, für *sub*, *col*, *nel*; man scheute sich jedoch über die lateinische Grammatik hinauszugehen. Gerade so verhält es sich mit dem Vaskischen. Statt des Artikels, Nominativ *a*, Genitiv *aren* oder *arena*, u. s. w. setzen wir gleich dem Substantiv her, wo sich Alles eben so angehängt wieder findet. Nomin. *Asteá*, die Woche. Gen. *astearen* oder *astearena*. Dativ *asteari* oder *astearenzat*. Accus. wie Nominativ. Voc. mit dem Ausrufungswort *ah* oder *ó*. Ablative: *astearequin*, mit der Woche; *asteagatic*, von der Woche; *asteagabe*, ohne die Woche; *asteagan*, in der Woche. Plural: *Asteac*. Genitiv *asteen*, *asteena* oder *asteenac*. Dativ *asteai* oder *asteenzat*. Die vier Ablative: *asteacquin*, *asteagatic*, *asteagabe*, *asteetan*. Auch das Indostanische, ohne dies für verwandt mit dem Vaskischen deshalb erklären zu wollen, hat fünf Ablative, durch Postpositionen, bedeutend: in, durch, aus, noch einmal in, vor; man s. Rüdiger's *Neuest. Zuwachs*, 1796, S. 73. Synonyme giebt es wohl nicht in solchen Formen: und also ist hier das doppelte in gewiß verschieden, wie dort oben der zwiefache Dativ, wobey auch der spanische Vf. *an* und *für* hinsetzt, man also noch einen Ablativ mehr zählen könnte. — Conjugirt wird nur durch die Hülfsörter *izan* haben, und *naiz* ich bin. Infinitiv: *asi*, anfangen. Particip. Praesentis *asten*, Praeteriti *asi*, Futuri *asico*. Praesens: *asten det*, ich beginne (eigentlich: ich habe beginnend). *asten dec*, du. *asten deu*, er. *asten degu*, wir. *asten dezute*, ihr. *asten dute*, sie beginnen. Eben so Perfectum: *asi det*, ich habe begonnen, u. s. w. Futurum: *asico det*, ich habe beginnen werdend. Das Passivum gebraucht das Verbale *asia*. *Asia naiz*, ich werde begonnen. *asia zera*, du wirst. *asia du*, er wird. *asiac guera*, wir. *asiac zerate*, ihr. *asiac dira*, sie werden begonnen.

Noch ein paar Besonderheiten, die auf Reichtum und Cultur der Sprache hinweisen. Die Vasken haben mehrere Wörter für sein, *juus*. *Aren*, ihm gehörig, *orren* diesem gehörig, *bere* jenem gehörig, *ayen* ihnen gehörig, *beren* jenen gehörig. Gleichfalls: *orre-*

erteilt, wie dieser, *ends* wie jener, *avala* wie er. Aber können sie wirklich kein Geschlecht ausdrücken, wie ihr einfacher Artikel anzudeuten scheint, und weiß sich nirgend ihr gehörig findet? — Selbst die Verba nehmen Steigerungsfilben an, und mehr als wir bey den Adjectiven haben. *Deabrutú*, einteufeln, dem Teufel übergeben, kommt offenbar aus

dem Lateinischen her, gleichsam *diablotiren*. Nur giebt es: *deabruzcoágutu*, mehr einteufeln; *deabrutúgnitu*, übermächtig einteufeln; *deabrutúchoágutu* ein wenig mehr einteufeln. Eben so verändert sich das Wort *Jaincotú*, welches sich schwer auf Deutsch geben läßt: begotten? oder eingöttern? Auf Spanisch heißt es *endiosar*, wie jenes erste *endiablar*.

Jeb.

## KURZE ANZEIGEN.

**AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.** *Pirna*, ind. Verlagsbuchh.: *Erster Unterricht in der englischen Sprache für Kinder*. Nach J. V. Meidinger. Von J. Milton und K. G. F. Schwalbe. Ohne Jahrzahl. 112 S. 8. (9 gr.) In 32 Lectionen abgetheilt; übrigens ganz den gewöhnlichen Gang englischer Grammatiken haltend. Bey der Aussprache wird angefangen, und so durch alle Theile der Rede fortgeschritten. In der 32 Lection kommen alle Adverbien, Conjunctionen, Präpositionen und Interjectionen auf einmal vor. Dabey verlangen die Vf. noch, daß, bey dem Unterrichte in der englischen Sprache, für Kinder von 6 bis 10 Jahren, „das Abstracte, Steife und den Kindern Lästige“ verbannt werde. An der Aussprache, der gewöhnlichen Klippe der englischen Grammatiker für Deutsche, sind auch diese hart gescheitert. Nur wenige Beispiele aus der Menge. Nach ihnen soll *Danger* wie *Dehndschörr*, *All* wie *Oal*, *Was* wie *Uhwafs*, *Physician* wie *Fissihschann* ausgesprochen werden. Zuletzt folgen noch etnige Übungstücke. Unter anderen lesen wir: „*Was this the once admired Lavinia, who, soon as she attracted the eye, subdued the heart?*“ — Für Kinder von sechs bis zehn Jahren!!

Von denselben Verfassern ist:

*Pirna*, ind. Verlagsbuchh.: *Neue englische Sprachlehre, oder: gründliche Anweisung etc. Auf Erfahrung gegründet*. 164 S. 8. (12 gr.) Die Erfahrung, auf welche, belege des Titels, diese neue Sprachlehre gegründet seyn soll, muß wohl die der vorangegangenen Grammatiken seyn; denn schwerlich haben die Vf. ihre Schüler nach England geschickt, um sich dort, z. B. in der Aussprache, abhören zu lassen. Sie haben ein halbes oder ganzes Dutzend englischer Grammatiken vor sich hingelegt, und aus jeder in beliebiger Folge das Nöthige abgeschrieben. Indessen, ganz fehlt es ihnen nicht an Originalität. Ihre Schüler sollen auch die, von schlecht unterrichteten Engländern begangenen, Sprachfehler nachmachen lernen. Unter mehreren Redensarten dieses Schlags, die als Muster aufgestellt werden, nur Eine. S. 115: „*My uncle does my aunt and I the honour*, mein Onkel erzeigt meiner Tante und mir die Ehre.“ Gerade wie die bekannte Grabchrift:

*Weep not for me, my only dear,  
I am not dead, but sleepeth here;  
Therefore make haste, prepare to die,  
For shortly you must come to I.*

Oh,

**Bamberg:** *Kann man die richtige Pronunciation einer fremden Sprache erlernen?* Herausgegeben von Heinrich Jück, 1804. 1 Bog. 8. (2 gr.) Die Beantwortung dieser Frage ist in einem englisch geschriebenen Briefe an den Herausgeber von einem Unbekannten, der in der Einleitung *the most celebrated grammarian* genannt wird, enthalten. Er fodert von jedem, der die richtige Aussprache einer fremden, z. B. der englischen Sprache, lernen will, daß er sich ein oder anderthalb Jahre unter den Landeseingebornen aufhalte, täglich mit ihnen umgehe, ihnen während dieser Zeit aufmerksam zuhöre, und immer dabey ein pythagorisches Schweigen beobachte. Sein Ausdruck derweil muß bloß pantomimisch seyn. Wer sich nach dieser Vorschrift richtet, wird, nach Verlauf des gedachten Zeitraums,

im Stande seyn, die erlernte fremde Sprache so leicht und fließend auszusprechen, als wenn er im Lande geboren wäre. — Über wen sich dieser hochberühmte Grammatiker haufhalten wollen, ziemt uns nicht zu entscheiden. Hätte Hr. J seinen Brief nur wenigstens correct abdrucken lassen! Aber da findet man Sylbentrennungen, wie: *distinguis-hing*, *who-te-le-arn*, u. dgl.

Oh.

**ALBERTHÜMER.** 1) *London*, b. Wilson u. Comp.: *Jos. Hager*, Univ. Pap. Doctoris, *de Var Hunnorum pariter atque Hungarorum disquisitio, adversus Paulum Beregszaszy*, Phil. Prof. Patakiensem. 1800. 16 S. gr. 4.

2) *Rom*, b. Fulgoni: *Jornandis vindiciae de Var Hunnorum auctore P. Paulino a S. Bartholomaeo*, Carmelita discalceato S. Congr. ab Indice Consultore, miss. orient. Syndico cer. 1800. 12 S. 4.

Beide Schriften sind ein Commentar über die Stelle bey *Jornandes*, einem Schriftsteller des sechsten Jahrhunderts: *pari Hunnorum in fugam versa eas partes Scythiae petit, quae Danubii amnis fluentia praetermeant, quae lingua sua Hunni var appellant*.

Die Schrift Nr. 1 ist polemisch, wider den Prof. *Beregszaszy*, der in seiner Abhandlung über die Ähnlichkeit der hungarischen Sprache mit den morgenländischen, Leipz. 1796 eine frühere Schrift des D. *Hager* über die Verwandtschaft der Hunnarn mit den Lappländern, Wien 1793 zu widerlegen suchte. Hr. *Hager* behauptet hier mit Grund, daß aus dem einzigen Worte *Var*, bey *Jornandes*, welches sich auch in der hungarischen Sprache in der Bedeutung eines Schlosses befindet, z. B. in *Temes-var*, *Colos-var*, nicht auf eine Verwandtschaft zwischen Hunnen und Ungarn geschlossen werden könne, zumal da dieses Wort sich auch in dem deutschen *War*, *Ward*, *Warte* und in anderen Sprachen erhalten habe. Er vertieft sich aber hiebey so sehr ins Etymologisiren, daß er die hebräische, persische, griechische, und sogar die ägyptische, indische und chinesische Sprache mit herbeizieht, erklärt übrigens die Stelle bey *Jornandes* von einem Schloß, welches die Hunnen nach ihrem Übergang über die Donau erbauet, und *Hunni-var*, Hunnen-Schloß genannt haben sollen.

Der Vf. von Nr. 2 stimmt dem Dr. *Hager* darin bey, daß sich eine Verwandtschaft der Hunnen und Hungarn nicht erweisen lasse, wirft aber demselben vor, daß er die Stelle bey *Jornandes* nicht verstanden habe, indem dieser gar nicht von einem Schloß jenseits des Flusses, sondern von dem Übergang über den Fluß rede. Die Hunnen wären unstreitig tatarischen Ursprungs, und in den meisten Sprachen tatarischen Ursprungs bedeute *var* Wasser, *vard* Fluß. *Hunni-var* sey also Fluß oder Wasser der Hunnen.

Unstreitig hat der Vf. von Nr. 1 über alles Etymologisiren den geraden Sinn der Stelle bey *Jornandes* übersehen, den Nr. 2 richtiger getroffen hat. Doch möchte vielleicht derselbe noch natürlicher und ungekünstelter hervorgehen, wenn man das Wort *Hunni-var* theilt: *Danubii fluentia, quae lingua sua Hunni Var appellant, welche die Hunnen in ihrer Sprache Var* (var = Fluß) nennen.

\*

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 J U L I U S, 1803.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

L O N D O N, a. d. oriental. Druckerey, b. Cadell d. j.

u. Davies: كتاب مسالك وصالک تصنیف ابن حوقل

*The oriental Geography of Ebn-Haukal, an Arabian traveller of the tenth Century.* Translated from a Manuscript in his own Possession, collated with one preserved in the Library of Eton College, by Sir William Ouseley, Knt. LL. D. 1800. XXXII S. Vorr. u. 327 S. 4. mit einer Karte.

P A R I S, b. Didot d. j.: *Notice de la Geographie orientale d'Ebn-Haukal*, traduite du Persan en Anglois et publiée par Sir W. Ouseley. par A. J. Silvestre de Sacy. 1802. 106 S. 8.

Hr. Ouseley hat durch die Ausgabe des *Ebn-Haukal* eine wichtige Lücke in unserer orientalischen Literatur ausgefüllt, indem bisher außer *Abulfeda* und *Edrisi* noch keine geographischen Werke der Araber bearbeitet, oder durch den Druck bekannt gemacht worden sind. In welcher Achtung *Ebn-Haukal* unter den Orientalern gestanden, erhellt schon daraus, daß *Abulfeda* ihn fast überall anführt und excerptirt. Aus einigen Stellen seines Werks, die Hr. Ouseley in der Vorrede bemerkt, wird es erweislich, daß er in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts der Flucht, oder zwischen den Jahren 902 und 968 nach Christi Geburt geschrieben habe. Daß aber dieses Werk, welches den Namen des Vf. nicht führt, und in persischer Sprache abgefaßt ist, in der That *Ebn-Haukal's* geographisches Werk, aus dem Arabischen ins Persische übersetzt sey, beweiset Hr. Ouseley durch die Vergleichung einiger Citaten des *Ebn-Haukal* bey *Abulfeda* mit den aus diesem Werke ausgehobenen Stellen. Rec. hat sorgfältig *Abulfeda's Chorasmiae et Mavaranahrae descriptio*, ed. Jo. Gravii, Londini 1650 mit Hn. Ouseley's *oriental geography* verglichen, und sich noch mehrere Stellen angemerkt, die es unwidersprechlich beweisen, daß *Abulfeda's Ebn-Haukal*, und diese anonymische orientalische Geographie eins und dasselbe Werk sind. Zum Beweise mag folgende, von Hn. Ouseley nicht bemerkte Stelle dienen, die zugleich eine Probe von dem Verhältniß der persischen Übersetzung zu dem arabischen Original abgeben kann.

*Abulfeda*, ed. Gravii pag. 24.

*Ebn-Haukal*: In montibus Farganae auri et argenti fodinae reperitur, et in tractu Nisae superioris pice. Illi tituli  
J. A. L. Z. 1803. Dritter Band.

a montibus Naphtha et Alfairuzag (lapis vulgo Turcois dictus) et ferrum et aes et plumbum effodiuntur. Lapidés etiam nigros habent, qui instar carbonum ardent: tria plausra drachma venduntur. Favillae eorum accensae sunt intense calidae, eis utuntur.

*The oriental Geography*, page 272.

In the territories of Ferganeh there are mines of gold and silver, and the district of Boetay Zeirin affords springs of bitumen or pitch; and they say that in the mountains of

آشکزه there are fountains of naphtha, and mines of copper, and of turquoise stone, of lead, and of iron: all these are in the borders of Ferganeh.

Was nun dieses geographische Werk selbst betrifft: so ist es von ungleichem Gehalt. In den Gegenden, die der Vf. selbst bereiset hat, besonders in den persischen Provinzen, beobachtet er sehr genau, aber in der Beschreibung anderer Gegenden verläßt er sich zu sehr auf Erzählungen, die zum Theil ihn getäuscht und irre geleitet haben. Er begnügt sich nicht damit, wie *Abulfeda*, die Lage der Orte anzugeben, oder ihre Straßen, Tempel, Paläste und andere Merkwürdigkeiten anzuführen, sondern nimmt auch Gegenstände der Archäologie, der Geschichte, der Künste und Wissenschaften mit in seine Bemerkungen auf. Es enthält daher dieses Werk wirklich viel Neues und Wichtiges. Auch hievon ein paar Beyspiele.

Man hat bisher an der Authenticität der rabbinischen Nachrichten von vormaligen Besitzungen der Juden am caspischen Meer, und von einem Könige Cosri, welcher das Land Cosar am caspischen Meere beherrscht habe und zur jüdischen Religion übergetreten sey, gezweifelt. *Ebn-Haukal* bekräftigt diese Nachrichten in der Beschreibung, die er von dem Lande Khozar giebt, S. 185 ff. „After one passes Moukan to Derbend, for two days journey the country is Shirwan; from that to Semender — and from Semender to Atel. This Atel (Volga) is a certain river which comes from Rous and Bulgar. — The sovereign of Atel resides on the western side: he is styled King, and surnamed Baal. — In these territories are about ten thousand Mussulmans. The King's habitation is at a distance from the shore: it is constructed of burnt bricks; and this is the only building of such materials in all the country; the will not allow any body but the King to erect such a dwelling. The city of Atel has four gates: — The King of this country is a Jew: he has in his train four thousand Mussulmans, and Christians, and Idolaters; but his principal people are Jews. And this King has twelve thousand soldiers in his service; of whom when one dies,

*dies, another person is immediately chosen into his place; and they have no other commander but him. And this King has under him nine magistrates or judges: these are Mussulmans, Jews, Christians and Idolaters. The smallest in number of the inhabitants of this country are the Jews; the greatest in number are the Mussulmans and Christians: but the King and his chief officers are Jews“ u. s. w.*

Unter den samanidischen Münzen, die häufig an der Ostsee ausgegraben worden, findet man mehrere, die in kleine Stücke zerfchlagen sind, und man hat bisher über die Ursache dieser absichtlichen Zerstückelung nur rathen und muthmaßen können. Ebn-Haukal giebt uns hierüber den Aufschluß S. 258: „*Pecuniary affairs are transacted in Samarcand by means of gold, and of dirhems of Ismael, broken.*“ Die Dirhems von Ismael sind die samanidischen Silbermünzen, von Ismael-ibn-Ahmed, dem ersten samanidischen Regenten, also genannt. Ebn-Haukal will sagen, daß die Geldgeschäfte in Samarkand in Goldbarren oder in ganzen und zerbrochenen Silbermünzen, nach dem Gewicht, gemacht werden.

Die Brauchbarkeit dieses Werks wird indessen dadurch sehr vermindert, daß es eine Übersetzung einer andern, oft fehlerhaften, persischen Übersetzung ist, und daß in dieser besonders die Namen der Städte und Orte auf eine unverzeßliche Art durch die Copisten entstellt worden sind. Hr. Ouseley gab sie, wie er sie in seiner Handschrift vorfand, und er verdient für diese Genauigkeit und Treue den Dank der Freunde der orientalischen Literatur; indessen wäre es doch für die Gemeinnützlichkeit des Werks zu wünschen gewesen, daß er wenigstens die auffallendsten Fehler in kurzen Anmerkungen beachtet hätte. Rec. hat sich bloß in der Beschreibung von *Mavarannaher* folgende angemerkt; S. 259 werden zwey Büche, welche durch die Stadt *Kasch* hießen, angeführt, der eine wird genannt *Rud Kaschan* statt *Rud Kasarin* رُون قشارين und der Name des andern *Ashur* آشور ist ganz ausgelassen. S. 261 hier und überall wird *Ofruschna* افروشنة falsch *Setruschteh* genannt. Ebendaf. und anderswo steht nach der persischen Schreibart چاج (*Ouseley* schreibt *Choje*) für شاش *Schosh*, eine bekannte Stadt in *Mavarannaher*, eben-so *Chegamian* für صغانيان *Seganijan*, *Sheman* für شومان *Shuman*, S. 262 *Ramin* für زامين *Debzek* für دارک *Ghur* für غزنه *Khojend* für خجندیات *Debzek* und *Deirek* für دارک. S. 266 *Bounket* für بونکت *Sanjat* für سنجات für *Esfigiab* اسفیجاب

Daß übrigens die Übersetzung getreu sey, daran läßt sich bey Hn. Ouseley's bekannten Sprachkenntnissen nicht zweifeln. Der persische Text ist nicht mit abgedruckt, aber alle Namen sind mit den

Original-Charakteren eingeschaltet. Im Anhang giebt der Herausgeber einige Stellen im Original, und einige erläuternde Auszüge aus anderen orientalischen Schriftstellern. Den Beschluß macht ein Namenregister.

Ein großer Gewinn würde es für die künftige Bearbeitung dieses wichtigen orientalischen Reisebeschreibers seyn, wenn der arabische Text durch den Druck bekannt gemacht werden könnte.

Die oben angeführte Abhandlung des Hn. de Sacy beschäftigt sich theils mit der näheren Untersuchung über den Vf. des Werks und die Epoche, wann er schrieb, theils liefert sie Auszüge aus seinem Werke mit hinzugefügten gelehrten Bemerkungen. Daß Ebn-Haukal der wahre Vf. sey, wird durch mehrere Auszüge aus arabischen Schriftstellern bewiesen, zugleich aber sehr wahrscheinlich gemacht, daß diese persische Geographie nur ein Auszug aus dem größeren Werke des Ebn-Haukal's sey, daher gleich im Anfang Arabien ausgelassen worden, auch mehrere, von anderen Schriftstellern angeführte Stellen, die dem Übersetzer nicht erheblich scheinen mochten, gänzlich fehlen. S. 17. 19. 47. Die Epoche, in welcher Ebn-Haukal schrieb, bestimmt Hr. de Sacy genauer. Der Vf. erwähnt nämlich schon der von *Obeidallah* im J. 303 der Flucht gegründeten Stadt *Mahadia* in Afrika, und führt bey *Fes* an, daß *Obeidallah* diese Stadt noch nicht erobert habe, welche aber nach *Abulfeda* im J. 307, oder nach anderen Geschichtschreibern im J. 309, wirklich von ihm erobert ward. Daraus schließt Hr. de Sacy mit Recht, daß Ebn-Haukal dieses Werk zwischen den Jahren 303 und 309 der Flucht, oder 915 und 921 nach unserer Jahrrechnung, geschrieben haben müsse. Diese Abhandlung oder Recension steht übrigens auch in dem *Magazin Encyclopedique*, année VII. T. VI. p. 83 ff. abgedruckt.

DORPAT, in d. akadem. Buchh.: *Neue hebräische Sprachlehre für Anfänger*, zunächst für die Lehranstalten in den vier deutschen russ. kaiserl. Gouvernements, Lief-Kur-Ehst- und Finnland, entworfen von D. Wilhelm Friedrich Hezel, russ. kaiserl. wirkl. Hofrath u. Prof. an der kaiserl. Universität zu Dorpat. 1804. IV u. 154 S. 8. (20gr.)

Eigentlich eine veränderte Bearbeitung der kürzern hebräischen Sprachlehre für Anfänger, welche Hr. H. im Jahr 1787 herausgab. Er bemühte sich, dem gegenwärtigen Leitfaden „mehr Simplicität und in mancher Rücksicht, mehr Vollständigkeit, Leichtigkeit und Deutlichkeit zu geben“ als das ältere Lehrbuch hatte, und Rec. muß bezeugen, daß dieß dem Vf. nicht mißlungen ist. Aber zum Verwundern ist's, daß Hr. H. auf die großen Fortschritte, welche seitdem in der hebräischen Sprachlehre gemacht worden sind, so wenig Rücksicht genommen hat. Wenn er auch Gründe haben mochte, bey seiner alten Meinung zu bleiben, so hätte man doch erwarten sollen, daß er dieß bemerkt haben würde; allein wir fanden selbst in der Vorrede keine Zeile dar-

darüber. Man findet also hier die alten Vorzüge und Mängel der satifam bekannten Methode des Vf. Der 86 §. handelt die *Declination* und den *status constructus* offenbar viel zu kurz und mangelhaft ab. Die Conjugations-Formen (vom Vf. *Verbal-Formen* genannt) sind auch hier noch ohne Noth vervielfältiget. „Es giebt deren, heist es S. 47, gegen zwanzig.“ Das ist sehr schwankend. So redet zwar der Naturhistoriker, der, die Entdeckung neuer Arten erwartend, die vorhandenen vorläufig auf *circa* angiebt; nicht so der Grammatiker einer todten Sprache, die, mehr wie irgend eine andere, ein geschlossenes Ganzes zu nennen ist. Und wie viel wäre überhaupt gegen die Zulässigkeit der S. 48 ff. charakterisirten Formen zu erinnern! Die Sprache des Vf. ist für ein Lehrbuch im Ganzen genommen einfach und bestimmt; doch kommt zuweilen ein Ausdruck vor, den wir nicht billigen können, z. B. S. 45: „Eigentlich haben die Hebräer nur eine Art, ihre Zeitwörter *abzuwandeln*, zu conjugiren (conjugiren), folglich eigentlich nur eine Conjugation (Conjugation).“ Noch hat man die Reichhaltigkeit der Paradigmen, den correcten und saubern Druck und das vorzüglich gute Papier als Vorzüge dieser Grammatik zu betrachten.

#### AUSLÄNDISCHE LITERATUR.

ГОТНА, b. Steudel u. Keib: *English Library. Authors in Prose*. Vol. I. containing the first Part of Tom Jones. 1804. XXVII u. 406 S. Vol. II. containing the second Part of Tom Jones. 1804. XVI u. 446 S. Vol. III. containing the third Part of Tom Jones. 1804. XIV u. 386 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Auch unter dem besondern Titel:

*The History of Tom Jones a Foundling*, by Henry Fielding, Esq. In four Volumes. Vol. I. II. III.

Ungeachtet schon zu Basel ein Abdruck der vorzüglichsten englischen Schriftsteller erschienen ist, der sich nicht wenig durch sein Aufseres empfiehlt: so ist doch der Preis desselben für den unbemittelten Liebhaber der englischen Literatur zu hoch, als daß das Unternehmen, eine möglichst wohlfeile Ausgabe der vorzüglichsten Geisteswerke einer sich in Hinsicht der Ausbildung so sehr auszeichnenden Nation zu liefern, nicht allgemeine Aufmunterung verdienen und finden sollte. Zuerst nun erhalten wir hier den *Tom Jones* von Fielding, ein Werk, das in jeder Hinsicht verdient, an der Spitze der prosaischen Schriften zu stehen. Nur Schade, daß das Publicum sich damit begnügen muß, einen bloßen Abdruck der Baseler Ausgabe vorzufinden, und zwar mit allen ihren Fehlern, deren Zahl zugleich nicht wenig durch neue vergrößert worden ist. Bey den älteren classischen Schriftstellern der Engländer, zu denen der schon im J. 1754 verstorbene Fielding wohl mit Recht gerechnet werden darf, deren Werke bereits so manche Auflage erlebt haben, ist dem, welcher einen correcten Abdruck derselben zu besorgen sich anheischig macht, fast eben der kritische

Geist nothwendig, wodurch sich der Herausgeber eines classischen Werkes der älteren Sprachen auszeichnen muß, wenn er seiner Arbeit dauernden Werth geben will. Es ist fast unglaublich, wie verschieden und abweichend selbst in den einheimischen Ausgaben einiger englischen Schriftsteller die Lesarten sind, wie es Rec. nur erst kürzlich bey der Vergleichung einiger wenigen Ausgaben des *Victr* gefunden hat. Diese verschiedenen Lesarten nun nach Möglichkeit zu sammeln, sie mit der Wagschale der Kritik gegen einander abzuwägen, und die beste herauszuheben, sollte in jeder Hinsicht der sich zur Pflicht machen, der sich ein bleibendes Verdienst um einen Schriftsteller zu erwerben, und den Dank des Publicums auf immer zuzusichern wünscht. So hätten nun auch bey dem *Tom Jones* wenigstens einige der vorzüglichsten Ausgaben verglichen werden müssen, um dem neuen Abdrucke einen etwas mehr als augenblicklichen Werth zu geben; allein wir erhalten, wie es schon bemerkt worden ist, nichts, als den Text der Baseler Ausgabe, mit allen darin befindlichen, oft nicht unbedeutenden Fehlern, wie es sich schon bey der flüchtigsten Vergleichung ergibt. Um nicht der kleineren Fehler zu erwähnen, welche die neue Ausgabe mit der Baseler gemein hat, daß zum Beyspiel Th. I. S. 156 Z. 1 *no* statt *now*, S. 238 Z. 20 *no* statt *not*, und S. 319 Z. 1 *for* statt *forth* steht: so fehlt Th. I. S. 241 Z. 9 vor *Molly* das des Zusammenhanges wegen so nothwendige *I say*, und S. 198 Z. 22 nach *unfavorable* das Wort *ones*. S. 330 Z. 3 von unten, ist höchst sinnentstellend *provision* statt *profusion*, und S. 398 Z. 5 v. u. nicht weniger unverständlich *one* statt *other* beybehalten worden. Th. II. S. 34 Z. 3 von unten heist es völlig sinwidrig: *At length she thundered forth in the following articulate sounds*, statt *she thundered forth the following inarticulate sounds*; und S. 38 Z. 7 findet sich das dem Sinn zuwiderlaufende action für *affection* wieder.

Aber nicht bloß die Auffuehung, Vergleichung und Sichtung der verschiedenen Lesarten reicht zur Beforgung einer völlig correcten Ausgabe eines so classischen Werkes, wie *Tom Jones* ist, hin; der Herausgeber muß zugleich mit einem durch Kritik gestärkten Auge versehen seyn, um auch die Fehler aufzufinden, die sich vielleicht gleich bey dem ersten Abdrucke eingeschlichen, und durch alle nachfolgenden Ausgaben fortgepflanzt haben. So ist es offenbar, um nur zwey Stellen anzuführen, daß es, wenn auch keine Ausgabe diese Lesarten liefert, Th. I. S. 112 Z. 4 *in order to make his defense*, und Th. II. S. 383 Z. 16 *are* statt *and* heißen muß. Denn wo wollen wir außerdem in dem Satze: *I question not but the ingenious author of the Spectator was principally induced to prefix Greek and Latin Mottos to every paper from the same consideration of guarding against the pursuit of those scribblers, who, having no talents of a writer but what is taught by the writing master, and yet nowise afraid or ashamed to assume the same titles with the greatest genius, than their*

their good brother in the fable was of braying in the lion's skin; — wo wollen wir in dieser Periode ohne jene Veränderung mit dem Fürworte *who* hin, welches doch als Nominativ nothwendig ein Verbum zur Begleitung haben muß? (S. *Wagners* englische Sprachlehre, §. 340.) Aber auch so find, wie *Rec.* erst jetzt bemerkt, alle Schwierigkeiten noch nicht gehoben; sondern wegen des ohne Beziehung dastehenden *than* ist die Einrückung von *no more* nach *greatest genius* zur vollständigen Verkettung des Ganzen durchaus erforderlich.

Noch wäre zu wünschen, daß den für Deutschland bestimmten Abdrücken der englischen Schriftsteller Erklärungen solcher Wörter und Redensarten hinzugefügt würden, welche den gewöhnlichen Wörterbüchern fehlen; so wie auch eine Auseinandersetzung der englischen Gebräuche, Landeseigenlichkeiten und anderer Gegenstände, auf welche angespielt wird, und die wohl nicht einmal allen Lehrern der englischen Sprache bekannt seyn möchten, ein nothwendiges Erforderniß wäre. So bemerkt z. B. *Adelung* in seinem nach *Johnson* bearbeiteten, und sich noch immer auszeichnenden englischen Wörterbuche zwar, daß *to bear the cloth*, in *Kriegsdiensten stehen*, und auch, *ein Geistlicher seyn*, heiße; aber das wird nicht von ihm angeführt, daß *cloth* oft den ganzen Stand der Geistlichen, so wohl als der Krieger, und selbst der Bedienten bezeichne, welches zu wissen doch zum Verständniß mehrerer Stellen in *Fieldings* Werken durchaus nothwendig ist. — Wer wird ferner wohl folgende Stelle (XI, 8): *there arrived — a noise, not unlike, in loudness, —*

to those sounds, which, in the pleasant mansions, that gate, which seems to derive its name from a plurality of tongues, issue from the mouths, and sometimes from the nostrils of those fair River — Nymphs cleft of old the Naiades; in the vulgar tongue translated Oyster-Wenches: — wer wird diese Stellen verstehen können, ohne zu wissen, daß *Billinggate* der Name eines nicht weit von London-Bridge an der Themse befindlicher Sammlungsplatz der Londner Fischweiber ist, den der Vf. also von dem lateinischen *bilinguis* herleitet? So möchten auch wohl Wenige folgende Stelle entziffern: (III, 2) *Remember, thou hast seen the gallery of beauties at Hampton-Court. Thou mayst remember the bright Churchill of the Galaxy, and all the toys of the Kit-Cat, etc.* — Bode hat in seiner Übersetzung an beiden Stellen seinem eigenen Genie freyen Lauf gelassen, und ohne Rücksicht auf die Anspielung des Engländersätze aufgestellt, die dem deutschen Leser von selbst verständlich sind.

Von dem hier angezeigten Abdruck der englischen Schriftsteller nun verspricht der Verleger zwey Monate eine Fortsetzung zu liefern; auch sollen alle Jahre zwey Bände Gedichte, unter dem Titel: *English Library, Poems*; — erscheinen. Nun wird dem Publicum Hoffnung gemacht, daß in Folge zu diesem Abdrucke neue Lettern genommen werden sollen: es ist zu bedauern, daß der Verleger nicht gleich durch den Gebrauch derselben dem Abdrucke eine schönere Außenseite hat geben können.

Rw.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ORIENTALISCHE LITERATUR. Duisburg, b. Biedeker u. Kürzel: *Jonas et Obadiae Oracula Syriace*. Notas philologicas et criticae addidit H. A. Grimm, Theol. D. ejusd. Histor. Eccles. et Ling. Orient. in Acad. Duisburg. Prof. P. O. 1805. 41 S. 8. Zunächst ließ Hr. Prof. Grimm diese kleine Schrift als Probe der neuangeschafften syrischen Typen drucken. Sie wäre also zuvörderst in typographischer Hinsicht zu betrachten. Die Consonanten sind, obgleich etwas mager, im Ganzen symmetrisch und sauber; doch ist das *Final-Lomad* und *Ee* nicht in gehöriger Proportion. Unter den Vocalen sieht *Ezotzo* etwas krüppelhaft, und *Zekofo* nicht deutlich genug aus. S. 9 und 15 stehen die Zeilen zu eng, was einigen Unbehagen verursacht. Was diesem Abdruck aber eigentlich Werth gibt, sind die von Hr. G. hinzugefügten kritischen und vergleichenden Anmerkungen. Wenn auch darunter für den Kenner gerade nichts von besonderer Erheblichkeit seyn sollte, so werden doch dem angehenden Schriftforscher die bemerkten Unterschiede zwischen dem Texte und dieser Übersetzung, sowie die Vergleichung desselben mit den übrigen alten Versionen, sehr nützlich und lehrreich seyn. Wir wollen zum Beweis unserer Aufmerksamkeit Einiges ausheben und mit unseren Erinnerungen begleiten. Jonas I. 4 steht zu den Worten: *Walphomothaphas* S. 2 folgende Anmerkung: *יחזקאלו jactabatur ad frangendum. Hand male explicat Syrus Hebr. חזקאלו חזקאלו propr. a vis cogitabat fore, ut frangeretur, i. e. parum aberat, quin frangeretur, propemodum ruptus est. LXX αυδουμν τε ενταυθα. Vulg. periclitabatur contereri.* Will man keine hier ganz unerwartete Prosopopöe annehmen, so muß *חזקאלו*

metonymisch genommen werden: *Das Schiffsvolk* (*Hamat* V. 5) glaubte u. s. w. Aber merkwürdig ist, daß die alten Versionen ein Wort ausdrücken, das mit diesem *haphuch* monirt. Vielleicht wäre *חזקאלו* statt *חזקאלו* zu lesen, von *alligavit, continuit, compressit*? So würde begreiflich, daß die Alten von dem Glauben oder Denken des Schiffs wußten. S. 9 bemerkt der Vf. zu Jon. II, 11, daß der den hebräischen Text *מרי*, et *evomuit*, durch: *phalideh* drückt habe. Das Zeitwort *מרי* heiße nicht nur *eripuit ravit*, sondern auch, wie im Chaldäischen, *evomuit*. Wir zweifeln diese Synonymität mit dem unedleren Worte. Es ist vielmehr gerade wie das lateinische *exonerare* zu lesen. Wir wollen damit nicht leugnen, daß der Sinn im Ende derselbe sey; aber hier ist bloß von der Bedeutung des Wortes die Rede. Jon. III, 10 muß der Syrer einen Text vor sich gehabt haben, da die Abweichung vom C so groß ist, als daß man es für bloße Paraphrase („*perversus reddita*“) halten sollte. S. 13 ist in der Note ein Fehler *פלו* statt *פלו*. S. 19–21 ist noch angehängt: *Ilion Ephraemi ad Cap. III. 4. aus Affemanni Biblioth. T. I. S. 70.* 71 ebenfalls mit einigen lesonswerthen Belegen ausgestattet. Am ausführlichsten sind die Anmerkungen über den Propheten *Obadia* S. 23 ff., die als ein kritischer Anhang angesehen werden können, und einen neuen von der philologischen Genauigkeit und Gründlichkeit, die man bey dem Vf. zu finden schon längst gewohnt ist



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 27 J U L I U S , 1 8 0 5 .

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

STRASBURG, h. König: *Was haben wir, als Christen, zu fürchten, zu hoffen, zu thun, in den neuen uns bevorstehenden Zeiten?* Überlegungen mit seinen Zuhörern angestellt von D. Johann Lorenz Blesig, Amt-Prediger in der neuen Kirche. 1 u. 2 Heft. 1802. 3 u. 4 Heft. 1803. 5 Heft. 1804. 502 S. gr. 8. (1 Rthlr. 21 gr.)

Der Standpunkt, auf welchem der Vf. bey Abfassung dieser trefflichen Vorträge sich befand, mußte ihnen den Charakter der höheren-praktischen, tief eingreifenden Anwendung religiöser Wahrheiten geben. Er hielt sie am Morgen des Jahrhunderts, das seinen leidenden Mitbürgern den Segen des Friedens und der wieder verliehenen freyen Religionsübung brachte, die verödeten Tempel von neuem öffnete, und dem öffentlichen Vortrage der Religion seinen wohlthätigen Wirkungskreis wieder anwies. Die Ertragung gemeinschaftlicher Leiden mußte die Religionslehrer jener Gegenden ihren Zuhörern näher bringen, und die edle Erduldung der Verfolgungen, die sie in den Zeiten des Terrorismus um ihres Amtes willen traf, mußte sie ihren Gemeinen theurer machen. Reich waren jene angstvollen Zeiten an fruchtbaren Erfahrungen. Die Zeit solcher Stürme rückt den Charakter der Menschen mehr ins Licht; in lauten Thatfachen äußerten sich Gesinnungen, die sonst, durch den Schleyer der Convenienz bedeckt, vom Prediger nicht so treffend gerügt werden können. Die Sehnsucht nach Rückkehr der Ordnung und sittlicher Verfassung giebt dem Lehrer der Ruhe und Tugend gebietenden Religion in solchen Lagen Gelegenheit, jene Sprache der ergreifenden Warnung mit einem Nachdruck zu reden, dessen Wirkung in glücklicheren Zeiten der moralische Eigendünkel so gern verkümmert. Wie viel Gutes vermögen also auf einem solchen Standpunkte die Vorträge eines geistvollen, beredten Mannes zu bewirken, der auch in Zeiten der Stürme die geistigen Bedürfnisse seiner Gemeinde mit fester Beobachtung im Auge behielt, und nun, nach wiedergekehrter Empfänglichkeit, muthvoll den wärmerden Sittenspiegel aufstellt, furchtlos jedes moralische Gebrechen aufdeckt, und durch die furchtbare Wahrheit seiner Gemälde erschüttert! Da wird es fühlbar, daß praktisch predigen mehr verlangt, als einen praktischen Gegenstand wählen, und daß nur derjenige es könne, der eine genaue Kenntniß

S. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

des Geistes der Zeit besitzt. Wir glauben, alles zum Lobe dieser vorzüglichen Arbeiten zu sagen, wenn wir überzeugt zu seyn versichern, daß ihr würdiger Vf. alles leistete, was sich von dem Religionslehrer in solchen Momenten des Wirkens erwarten läßt. Sie sind ein würdiges Seitenstück zu Hoffner's Festpredigten, voll reifer Beobachtung, bewährter Erfahrung, furchtloser Freymüthigkeit, rednerischer Kraft und ergreifender Wärme. Die vielfachen wichtigen Ereignisse und Erfahrungen der vergangenen Revolutionsjahre werden unter seiner Bearbeitung eine warnende und tröstende Stimme an die Gemüther. Der Vf. benützt sehr reichhaltig biblische Geschichte und biblische Aussprüche, aber neben diesen auch interessante Züge aus der allgemeinen und vaterländischen Geschichte, und treffliche Äußerungen neuerer Weisen. Die Reichhaltigkeit der Ideen und die in diesen gedrängten Vorträgen herrschende Sprache setzt inzwischen sehr gebildete Leser voraus. — Sie machen sämmtlich Ein Ganzes nach einem wohlgedachten Plane aus. Einzelnes aus einzelnen Predigten auszuheben, verbietet hier der Raum. Wir wollen nur Einer Predigt, der vorletzten, über die Einführung des neuen Gesangbuchs, als einer musterhaften Casualrede, namentlich gedenken. Mit Menschenkenntniß, Feinheit, weiser Nachgiebigkeit und kräftiger Vorstellung ist hier von dem würdigen Vf. alles aufgeboten, was die noch ungünstig Gesinnten umstimmen, und jede noch vorhandene Bedenklichkeit heben könne. „Dieses Buch, spricht er am Schlusse, soll unsere Nachkömmlinge nicht binden; es soll den Fortgang zum immer Besseren nicht hemmen. Hört es, ihr Jüngsten unter den heute versammelten Zuhörern. In euren Schooß lege ich hiemit mein Testament nieder. Wenn in den kommenden Tagen die segensvolle Erkenntniß des Herrn, die Wahrheit, die in Christo Jesu ist, immer lauter hervortraße, und wenn Wärme und Kraft mit dem Lichte gleichen Schritt hält: so erhebt dann muthig eure Stimme zur Abschaffung, wie ich jetzt zur Einführung dieses Gesangbuchs. In der Zwischenzeit habe ich die Hoffnung zu Gott: dieses gegenwärtige Liederbuch werde, im Übergange zu etwas Vollendeterem, manchen Wankenden unter uns halten, manchen Leichtsinrigen wecken, manchen Gebildeten weiter erziehen, und manchen Radlichen besessigen in dem Worte des Lebens bey Jesu.“ — Zuletzt noch als Beylage: Erlesene Stellen aus dem Rodem von Portalis, Simon etc. V. P. R.

Aa RIGA

RIGA, b. Hartknoch: *Über Menschenleben, Christenthum und Umgang*. Eine Sammlung von Predigten aufs ganze Jahr für gebildete Leser, von *Karl Gottlob Sonntag*, Oberpastor an der Kronskirche in Riga. Zweyten Bandes erster Theil, 1796. 368 S. 8. Zweyten Bandes zweyter Theil. 1802. 500 S. (2 Rthlr. 12 gr.)

Rec. hat diese Predigten lange vorher belesen, ehe ihm die Beurtheilung derselben ist aufgetragen worden; er hat insbesondere den neuesten Theil derselben unter sehr verschiedenen Gemüthsstimmungen gelesen; hat diesen Theil mehreren gebildeten Personen in die Hände gegeben, und auch die Urtheile noch anderer Leser darüber gelegentlich abgehört, und alle stimmen mit ihm überein, daß die Lectüre dieser Predigten eine Wirkung auf das Gemüth äußere, welche höchst selten eine gelesene Predigt hervorgebracht habe. Diese Predigten fesseln die Aufmerksamkeit, indem sie uns das innere Leben und das äußere Verhalten gebildeter, verfeinerter, lebhaft und tief empfindender Menschen, ihre Bedürfnisse, ihr Streben, ihre Verirrungen und Verwöhnungen mit großer Treue und Lebhaftigkeit darstellen; sie erwärmen das Herz für Religion und Tugend, indem die Wahrheiten der Religion und die Grundätze der Sittenlehre überall aus den Bedürfnissen und Gefühlen des Herzens, und aus den Forderungen der Vernunft entwickelt und auf alle Lagen des Lebens angewandt werden; indem sie überall das edlere Denken und Handeln, Dulden und Genießen, Streben und Hoffen des religiösen und sittlich guten Menschen mit Wahrheit und Innigkeit schildern. Sie fördern den Entschluß der Selbstverbesserung und der Erziehung der Unserigen, indem sie uns einen treuen Spiegel vorhalten, worin wir uns und unsere Zeitgenossen in bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen, im Umgange und in der Einsamkeit, im Genuß des Vergnügens und auf dem Krankenbette erblicken, und manches an uns und den Unserigen als fehlerhaft wahrnehmen, was wir bisher aus der Acht ließen; wobey wir denn allerdings öfters genug eine Schaamröthe auf unseren Wangen und einen Seufzer der Reue in unserer Brust fühlen, aber doch nie den Muth und die Hoffnung verlieren, die Flecken verwischen, das Fehlerhafte verbessern, und manchen Schaden wieder gut machen zu können. Und wenn diese religiösen Vorträge schon dadurch manches Gemüth beruhigen: so wirken sie auch übrigens mit eigener Kraft auf Erheiterung des Geistes, indem sie Wunden aufsuchen und verbinden, welche die Moralisten nur zu oft nicht bemerken, sondern in sich verbluten lassen; indem sie mehr als gewöhnlich auf die Leiden und Beschwerden des anderen Geschlechts Rücksicht nehmen, und davon eben sowohl die reichhaltigen Quellen zu verstopfen, als der ganzen Lage, den Verrichtungen und Pflichten desselben eine höhere Ansicht zu geben suchen; indem sie überhaupt auf die dunkelsten Stö-

len des Menschenlebens so viel Licht des Christenthums fallen lassen, als nöthig ist, um Furcht und Mißmuth zu verschreiben. Wie sehr überdies diese Predigten, besonders die letzte Sammlung derselben, durch ihre freyere Form, ihre durchauß verständliche, reine und kräftige Sprache, durch ihre Entfernung von aller Pedanterey irgend eine Schule anziehen und festhalten können, mag man aus dem schließen, was der Vf. in der lebenswichtigen Dedication an den nun verewigten Theil vor dem zweyten Theile, selbst von ihnen sagt: „Keine mühsam vollendeten Kunstwerke einer officiellen Beredsamkeit wollte ich liefern, sondern vertrauliche Mittheilungen eines beobachtenden und fühlenden Herzens; aus Drange des eigenen inneren Bedürfnisses; in einer Sprache, die zwar zuweilen mit ihrem Gegenstande zugleich sich erhöhe, aber doch für gewöhnlich innerhalb des Gesichtskreises mittelmäßig gebildeter Leser hielte. Statt es anzulegen auf eine gewisse Einheit des Tons, die im Grunde sich wohl in Eintönigkeit verlieren möchte, suchte ich die wahre künstlerische Einheit gerade darin, daß jeder Materie eben ihr zukommende Darstellung gegeben würde. Wo denn bey einer merklichen Verschiedenheit jener, auch diese durchaus nicht sich gleich sein darf; nicht einmal in einem und demselben Vortrage. Auch bin ich der Meinung, daß, bey einer mitleidigen Darstellung, Anmuth und Wirkung gewinnen, und die strenge Richtigkeit der Zeichnung falls sie nur sonst vorhanden ist, nicht verliere, wenn auch eben nicht, als Beleg der gemachten anatomischen Studien, überall unter der Carnatur das Skelet sich hervordrängt.“

Eben diese Dedication erinnert uns, daß Ursache von der sechsjährigen Verspätung des letzten Theiles dieser Predigten in den politischen Verhältnissen gelegen hat, worin sich in jenem Zwischenraum alle denkenden Männer des russischen Reiches befanden. Was der Vf. selbst glaubt, daß während der Zeit Manches an der Gestalt und dem Tone seiner Predigten verbessert habe, wird dem merksamen Leser nicht entgehen; sowie er wahrnehmen wird, daß schon der erste Theil des zweyten Bandes mehrere Vorzüge vor dem ersten Theile besitzt. Wenn dieses Hn. S. allerdings zum Theile gereicht: so muß man indessen auch gestehen, daß er an seiner Stelle ungewöhnliche Auflockerungen hat, seinen Prediger Arbeiten einen immer höheren Grad von Vollkommenheit zu geben; was denn überhaupt untreitig für den Prediger in der großen Stadt und vor einer gebildeten Gemeinde, wo man noch Predigten hört, leichter ist, als Vorzügliches zu liefern, als für diejenigen, welche in kleinen und mittleren Städten predigen oder hauptsächlich Zuhörer aus niederen Ständen haben. Ich gehe nur einmal unsere Prediger vom ersten Theile durch, und sehe zu, bey wem für Gemeinen angestellt sind, oder angestellt waren. Wie auch Rec. der seltenen Überzeugung ist, daß es

ter Prediger auf der Kanzel bey einer gebildeten Gemeine ungleich mehr ausrichten wird, als ein eben so guter Prediger bey einer Gemeine von niederen Bürgern und Bauern, bey allen Rücksichten auf ihre Fassungskraft und ihre Bedürfnisse. — Da schon die Wahl der abgehandelten Sätze viel Empfehlendes hat: so zeichnen wir einige davon aus, deren Ausführung dem Rec. vorzüglich gefallen hat. In ersten Theile: *Das Verhalten der Christen in Hinsicht auf die herrschenden Fehler der Stände und Berufsarten.* (Evang. am Trinitatisfeste.) *Die meisten Freuden auf der Erde werden gerade von denjenigen Menschen am wenigsten genossen, die sie am leichtesten haben könnten.* (Evang. am 2ten S. n. Tr.) *Über ernste Stunden* (über B. d. Weisheit 7, 22.) *Über die geheime Abneigung, die Menschen oft gegen ihre Mitmenschen haben* (Ev. am 6ten S. n. Tr.), wo aber die Aufzählung der Arten nicht vollständig, und gerade die merkwürdigste vergessen ist, welche man die physische nennen möchte, da sie auf sinnlichen Eindrücken des einen auf den anderen beruht. — Im zweyten Theile: *Ein jeglicher Tag hat seine Plage.* Homilie über das Ev. am 15ten S. n. Tr. *Über das Scherflein der Wittwe.* Marc. 12, 41 f. *Verlieren oder gewinnen wir durch die Zunahme an Jahren?* Pf. 90, 5. 9. 10. *Der Mensch kann täglich und stündlich Menschen glücklich machen.* (Ev. am 26ten S. n. Tr.) *Über das Gefühl: allein zu stehen,* über Joh. 1, 24. *Trost und Pflicht in Hinsicht auf die eigenthümlichen Beschwerden und Leiden des weiblichen Geschlechts.* (Ev. am 2ten W. Feyert. Luc. 2, 15 ff.) *Homilie über das Lied: meine Lebenszeit verstreicht.* — Dafs nicht übrigens eine strenge Kritik auch kleine Flecken an diesen Predigten, selbst an den neuesten, ausfinden, und besonders hin und wieder an dem Stile eine gröfsere Correctheit vermissen könnte, wollen wir nicht in Abrede seyn. Hf.

BREMEN, b. Seyfert: *Entwürfe zu den Sonn- und Festtagspredigten*, in der Kirche zu St. Stephani in Bremen gehalten von J. L. Ewald, Dr. der Theol. und zweytem Prediger an dieser Kirche. Siebenter Jahrgang. 1803. 250 S. gr. 8. (20 gr.)

Hr. E. liefert hier eine Sammlung von 31 abgekürzten Predigten, wovon jede einen halben Bogen einnimmt, die sich aber, des Inhalts unbeschadet, leicht auf einen Viertelbogen zurückbringen, aber hieumit noch für keinen Predigtentwurf ausgeben liesse. Zwar fehlt es nicht an Unterscheidungszeichen aus dem lateinischen und griechischen Alphabet; aber die Gedanken laufen in einander, und die Worte holen sie herbey. Dieses Gewirr ist nicht selten so grofs, dafs man es fast bezweifeln sollte, dafs Hr. E. diese Vorträge niedergeschrieben habe. Dafs sie gleichwohl gedruckt sind, liesse sich wohl aus der Theilnahme erklären, mit welcher manche extemporirte Predigten angehört werden, zumal von solchen, die auch noch mit Zungen reden möchten, und die es dem Prediger gleich anse-

hen, ob er die Salbung habe. Sonach liesse sich vielleicht manche Stelle auf Rechnung des eifertigen Concipienten bringen, z. B. gleich in der ersten Predigt S. 3 von dem *Segen Gottes*, woran bey den *Conjuncturen der Kaufleute* alles gelegen ist. S. 4. Von den *neuen Vortheilen*, die man jede Woche vom Gebet, vom Kirchengehen und Bibellefen verspüren kann. S. 5. Von dem Schutze Gottes, ohne welchen man in manchen Fällen über seine *Sittlichkeit* vergebens wacht, und wobey man in allen Fällen sich gesichert halten kann, nur dafs die Anwünschung desselben zum Neujahr ein frommer Wunsch bleibt, indem man nie weifs, ob man unter diesem besonderen Schutze steht. S. 8. Von dem festen Glauben an Gott, den man sich allein nicht geben, aber um den man bitten kann, dafs Gott ihn gebe, welches wiederum eine Wirkung dieses Glaubens ist, der sich am Ende in Nichtglauben auflöst, wenn nicht Gott das Vermögen zu beten ungebeten schenkt. S. 9. Von dem schönen lustigen Hause der Weltweisheit und Vernunftreligion, welches der Prediger bewohnt hat, ehe er durch Leiden, in denen ihm Niemand und er am wenigsten sich selbst helfen konnte, gleich den Weisen aus Morgenland, zu Jesus gezogen wurde. Dergleichen Aufserungen, sollte man vermuthen, beruheten auf Mißverständnis eines im Denken noch zu wenig geübten Zuhörers. Auch stösst man hin und wieder auf wirkliche Schreibfehler. — Aber die einzige Note S. 17 wirft diese Conjectur über den Haufen. Diese Herzensergiefsungen sind wirklich durch Hr. E. Feder geflossen. Schade, dafs er die „Reihe von Wahrheiten, die er, nach S. 13 sich ausgedacht, und die Alle begreiflich und erweislich waren, wie sich's versteht, und Alle schön unter sich zusammenhingen, wie sich's versteht“, seit den Leiden, die ihn, gleichsam zur wohlverdienten Demüthigung, betroffen, gänzlich aus dem Kopfe (wofür er vormals nur Wahrheit bedurfte) verloren zu haben scheint; Schade zum wenigsten für seine Recensenten, die keine erklärte Vorliebe für das Unbegreifliche und Unerweisliche haben, worin Hr. E. sich, und vermuthlich auch seinen Zuhörern und Lesern, gefällt! Die Brocken von Schriftgelehrsamkeit, die er seitdem gesammelt hat, geben ihm selbst zu wenig Nahrung, als dafs man ihre Mittheilung nicht verbitten möchte. Doch spendet er gelegentlich aus seinem eigenen Vorrath eine Note. So will ihm S. 15, dafs Jesus eine Dornenkrone getragen habe, aus Matth. 7, 16 und 13, 7. 22 einleuchten. S. 84 heisst das griechische Wort Joh. 11, 33 nicht betrübt werden (wie doch das, ihm entsprechende, hebräische *אין* zuweilen, sondern ergrimmt, empört werden, wie Luther, nicht *Stolz*, übersetzt hat.

WÜRZBURG, b. Stahel: *Fest- und Casualpredigten.* Herausgegeben von Kaspar Heithrich Burkard, der Philos. Dr. und Domprediger zu Würzburg. 1804. 383 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese Predigten müssen eine erfreuende Erscheinung

nung für Jeden seyn, der die wahre Rechtgläubigkeit in dem Bestreben findet, den hohen Charakter der Christenthumslehre, ihre heilige Tendenz zur Aufklärung und Veredlung der Menschheit, fest ins Auge zu fassen, und mit Kraft und Würde praktisch darzustellen. Die Lehre des Evangeliums wurde nur allzuoft in jeder Kirche von Lehrern, die ihren hohen Geist nicht zu fassen vernochten, zur Verdüsterung der Gemüther und zur Erschlaffung der sittlichen Kräfte gemißbraucht. In vorliegenden Predigten ist dagegen das feste Streben sichtbar, die edelsten Kräfte der Menschen aufzuregen, durch helle Einsicht zum sittlichen Entschluß zu leiten, und den frommen Eifer durch religiöses Gefühl zu stärken. Die meisten dieser Casualpredigten sind an Festtagen gehalten, die der Kirche des Vf. eigen sind. Welchen willkommenen Stoff hat da der Geistes-Arme, der nur Legenden zu erzählen, und durch Hinweisung auf fremdes Verdienst den Tugendeifer zu lähmen versteht! Bey unserm Vf. sind diese Reden gerade die vorzüglichsten, und auch für Protestanten erbaulich. Seine Bearbeitung macht jene Heiligenfeste zu Festen dankvoller Erinnerung, prüfender Vergleichung der früheren und jetzigen Zeit, und der frommen Entschliessung, die Verdienste der verherrlichten Entschlafenen nachzuahmen. Wahl und Bearbeitung der Texte und Materien gereichen dem Vf. zur Ehre. Richtige Ansicht der Religion, praktisches Eindringen in die Verhältnisse des menschlichen Lebens, Freymüthigkeit des Urtheils, Wärme, Kraft und Würde der Sprache sind empfehlende Eigenschaften der meisten dieser Vorträge. Die Kritik würde ihnen dieses Lob unbedingt ertheilen, wenn alle so sorgfältig ausgearbeitet, so wahr und richtig vorgetragen wären, wie es jedoch die meisten sind. Eine specielle Kritik, die ihre Bemerkungen zu belegen Raum hat, mag ihre Forderungen dem Vf. an anderen Orten vortragen. Sie wird von ihm, der so viel zu leisten vermag, bey künftigen Arbeiten hier und da genauere Verfolgung und Ausführung der Disposition, sorgfältigere Verbindung der einzelnen Sätze, geschmackvollere Wahl der Bilder, Vermeidung allzuanthropopathischer Vorstellungen, und grössere Bestimmtheit des Ausdrucks erwarten. Die Vernachlässigung dieser homiletischen Forderungen findet sich jedoch nur in manchen dieser Predigten; andere sind durchaus vortrefflich. Die Sammlung selbst enthält 19 Vorträge. Wir können hier nur von einigen eine kurze Inhaltsanzeige liefern. I. *Über die Leichtigkeit der Pflichten, und die süßen Folgen eines heiligen Lebens.* Am Gedächtnistage aller Heiligen. Matth. XI, 30. Mit treffender Beziehung ist

dieser Satz gewählt, um, wie der Eingang andeutet, der irrigen Vorstellung von jener finsternen Heiligkeit, die im fruchtlosen Entfagen und in Selbstpeinigungen gesucht wird, die Freudigkeit eines wahrhaft heiligen Lebens entgegenzustellen. III. *Über die Bestimmung des weiblichen Geschlechts.* Am Festtage der heil. Katharine. Matth. XXV, 4. Ein selten bearbeitetes Thema. Die Predigt ist voll heilsamer Lehren für das weibliche Geschlecht. Nur ist der Text nicht gut gewählt. VI. *Von der Verstocktheit des Herzens.* Am Feste des heil. Stephanus. Matth. XXIII, 37. Der Vf. wird hier im 1 Theile seiner Disposition ungetreu, und unterläßt es, die aufgestellten Merkmale des Begriffs zu entwickeln. Er sagt S. 97: „Ein Herz, das bey dem Bewußtseyn seines Unwerths die Nothwendigkeit nicht mehr fühlt, sich zu bessern; ein Herz, das unempfindlich ist gegen alle Vorstellungen der Vernunft, ein Herz, das keine Verpflichtungsgründe, keine Antriebe mehr zum Guten in sich trägt, verdient den Namen eines verstockten Herzens;“ und doch macht er es S. 99 zur Unterabtheilung, das Bild solcher verhärteter Menschen aufzustellen, die a) keine Gesetze der Welt erweichen, b) ja selbst die Ahndungen der herabgewürdigten Natur nicht zurückrufen können. Wenn der Vf. ferner in dieser Predigt den Versuch tadelt, die *Leidenschaften* der Kinder zu unterdrücken, und zugleich darauf sagt: „Die Leidenschaften des Menschen sind das Feuer unseres Lebens: ohne diese, wie kalt und finster wäre der Mensch; sie geben uns Wärme und Licht:“ so verleitet ihn der Mangel an philosophischer Bestimmtheit des Ausdrucks zu einer gefährlichen Behauptung. X. *Über Freud und Leid im menschlichen Leben, als eine Anstalt Gottes zu unserer Vervollkommnung.* Am Feste des heil. Josephs. Matth. I. 10. Woher weis der Vf. so viel von Josephs Geschichte und Charakter? Wenn zu den Leiden Josephs die Verstoßung Mariens aus Bethlehem gezählt wird: so ist das eine historische Übertreibung, die sich der Vf. seiner Disposition zu Lieb nicht hätte erlauben sollen. Gänzlich unverkündlich ist uns folgende Stelle, S. 189: „Sehet ihr jene von wenigen bemerkte, und von vielen verachtete Hütte? Sie stehet noch an dem verruchten Bethlehem. Wissen! Jesus, dieser unvergängliche Reichthum, den die Motten nicht fressen, die Diebe nicht entwenden können, ist hier für euch aufbewahrt, Jesus, die höchste Wonne wirft sich hier in die Arme jener, welche nicht murren, er beglückt die, welche gern leiden. Der Weg ist freylich beschwerlich, aber er ist ja nicht weit, und am Ende, welches Vergnügen erwartet euch!“

V. Pf.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

ERBAUNUNGSSCHRIFTEN. Salzburg, b. Dugle: *Gottesheitereden für das Landvolk*, 10 Sammlung. Predigtenwürfe auf die Feste Mariens. 1804. 311 S. 8. (15 gr.) Diese Gelegenheitsreden sind zunächst denkenden Predigern gewidmet. Das Hauptbestreben des Vf. war, in jedes Fest eine bestimmte moralisch-praktische Idee zu legen. Die Hauptsätze sind zweckmäßig und ansehnend. Zum Beispiele mögen die Sätze auf das Rosenkranzfest dienen: *Die gemeinschaftliche Andacht, gewürdiget nach ihrem wohlthätigen Einflusse und ihrem rechten Gebrauche* —

*Die weise Benutzung alter und neuer Erbauungsmittel — Bemerkungen über eine geordnete häusliche Andacht.* Der Inhalt ist sach- und gedankenreich, die Anordnung natürlich, der Vortrag edel und beredt, doch nicht überall populär und einleuchtend genug. Sie zeichnen sich durch Richtigkeit der Grundsätze, durch Reinheit der Lehre und Sittlichkeit, und durch einen feinen Geschmack aus: kurz, sie machen ihrem Vf. Ehre, und sind ein schönes Zeichen der Zeit. Angehängt sind einige Notizen über den Ursprung und die Feyer dieser Feste. ♡

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 29 JULIUS 1805.

## SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Epigrammen und vermischte Gedichte*, von Johann Christoph Friedr. Haug. 1805. Erster Band. 382 S. Zweyter Band. 532 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Hr. Haug ist seit geraumer Zeit fortdauernd ein so thätiger Mitarbeiter an den meisten deutschen Musenalmanachen und anderen periodischen Schriften, daß man eine allgemeine Bekanntschaft mit seinem Namen voraussetzen darf. Wenn seine Poesien auch selten darauf ausgehen, die Sinnenwelt durch einen Abglanz vom Unendlichen zu verklären: so versteht er es doch, unser Gemüth mit heiteren Erscheinungen zu ergötzen. Sein Element ist das französische Epigramm. Wir besitzen auch von ihm mehrere Sinngedichte, welche unsere Meister in dieser Gattung, Lessing, Kästner und Gütingk, unter die ihrigen aufzunehmen nicht zu ersöthen brauchten.

Der erste Band der vorliegenden Sammlung besteht aus lauter Sinngedichten (1001 an der Zahl); der Vorrede nach nur eine Auswahl der sämmtlichen Epigrammen dieses fruchtbaren Dichters. Aber freylich löst man auch in dieser Auswahl auf Gedichte, welche des Auswählens nicht recht werth seyn möchten. Mitunter scheint der Fehler in einem bloß localen Interesse zu liegen. Indessen wird man doch oft für einen schielenden Einfall bald wieder durch treffenden Witz entschädigt.

Dem Unglücke bey dem Herunterleuchten in die Tiefe, abzugleiten und selbst mitzufallen, ist Hr. H. mehrentheils ausgewichen; doch ist der Pfad des Epigrammatisten allzuschlüpfrig, als daß er jenen Unfall immer hätte vermeiden können, und der Einfall z. B. auf die Krönung eines Reimers:

„Du freuest dich der Lorbeern um dein Haupt?  
„So werden Schinken oft umlaubt.“

wird auch wohl mit Recht ein solcher Fall genannt werden. Übrigens stehen die der griechischen Weise nachgeformten, Empfindung aussprechenden Epigramme, z. B. I. S. 64 und S. 68 den komisch-satirischen weit nach.

Im zweyten Theile, welcher die vermischten Gedichte enthält, sind die vorzüglichsten Stücke ebenfalls diejenigen, deren Hauptzweck in einer epigrammatischen Wendung besteht. Doch giebt es auch mehrere, die sich durch ein zartes und inniges Gefühl empfehlen. Hier befinden sich auch viele Übers.

S. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

setzungen aus dem Englischen, Italienischen u. s. w. desgleichen Bearbeitungen altschwäbischer Minnelieder. Allein nur selten ist es dem Vf. gelungen, den Ton und die Seele seiner Originale in unsere Sprache rein herüber zu bringen. So hat Thomson's Hymne durch den Hexameter außerordentlich an Kraft verloren, wie schon der Anfang beweisen kann:

*These, as they change, almighty Father, these  
Are but the varied God.* —

welches unser Dichter, lange nicht so poetisch, durch: Dieser Wechsel der Zeiten, allmächtiger Vater, enthüllt nur Deine Gottheit in neuen Gestalten. — gegeben hat. Bald darauf übersetzt er die Worte: *the forest smiles*, durch: die Waldung lebt, das bey weitem matter aussieht, und das schöne Bild gar nicht wieder giebt. Ungleich besser ist ihm die bekannte Popesche Ode: *The dying christian to his soul* II. S. 227 gerathen. — Dem Bruchstück aus Marino's Kindermord II. S. 452 wird, ohngeachtet Hr. H. die Stenzen des Italieners in immer fortlaufende, reimlose Jamben verwandelt hat, keine große Genauigkeit nachzusagen seyn; ja die in dem ersten Drittheil des verfloßenen Jahrhunderts erschienene Übers. von Brockes sogar, giebt oft das Original getreuer wieder. Und Brockes, der den Marino Stanze für Stanze in achtzeilige, gereimte Verse übertrug, hatte es doch mit einer noch viel uncultivirteren Sprache zu thun! So übersetzt Brockes den Vers:

*Tré rigoroso Vergini vicino  
Sono assistenti a l'Infernal Tiranno  
E con sferze di vipere e di spine  
Intente sempre a stimular lo stanno.  
Crespi han di serpi inanellato il crine,  
Ch' horrida intorno al volto ombra lor fanno  
Scettro ei sostien di ferro, e mentra regna,  
Il suo regno, e se stesso abhorre e sdegna.*

Es stehn drey Furien bey diesem Hölltyrannen,  
Um auf der Folterbank ihn ewig anzuspinnen,  
Und ihn ohn' Unterlaß zu zerr'n und zu zerspinnen  
Durch Peitschen angeschärft mit Nattern und mit Dornen.  
Die Locken ihres Haars sind krumme, magre Schlangen,  
Ihr falber Schatten schwärzt die abgezehrten Wangen.  
Sein Zepter ist von Stahl; es merkt wer ihn beschaut,  
Daß ihm vor seinem Reich, ja vor sich selber graut.

Bey Hn. II. hingegen heist der Vers folgendermaßen:

Drey Jungfrau'n, hager, unerbittlich, graus,  
Umzingeln den Tyrannen, stürmen ihn  
Und spornen ihn mit Viperngeißeln wüß.  
Statt Ringellocken überschatten wüß  
Ihr Antlitz Schlangenwirren! — Eisern ist  
Sein Zepter. Ihn ergreifen im Geherrsch'  
Ob seiner Herrschaft, Abscheu, Wuth und Schreck.

Wer möchte wohl mit einer solchen Verdeutlichung zufrieden seyn! — Das so herrliche Gedicht der Clotilde

Bb

tilde von Sürville, wovon H. S. 24 eine Übersetzung steht, hat zwar ein viel ~~schöneres~~, deutsches Gewand als der Marino erhalten, aber von der alten Zeit ist keine Spur darin geblieben, und die heisse Liebe, welche kunstlos daraus lodert, hat sich zu prächtigen Worten bequemen müssen. — Durch Voss und andere neuere Sprachkünstler sind wir allzusehr verwöhnt, als das wir nicht immer mehr von einem Übersetzer verlangen sollten. Wenn daher Hr. H. Clotildens:

*De tes beaux yeux partoit ma loy,*

in:

„Deine Winke schienen mir Befehle“

verwandelt: so möchte das eher den Vers in Prosa zerfallen, als ihn poetisch wiedergeben heißen. Schon das unser Dichter ein anderes Metrum gewählt hat, wird als eine unerlaubte Lizenz betrachtet werden müssen. Einem ächten Kunstwerke in der Übersetzung eine fremde äussere Form geben zu wollen, ist vielleicht nicht viel thörichter, als einem Menschen den Körper nehmen, um seinem Geiste eine andere Gestaltung zu verschaffen. Denn an ächten Kunstwerken verhält sich Wesen und Form, wie Seele und Leib; sie sind und verschwinden mit einander.

Bey den Liedern der Minnesänger scheint Hr. H. dies ebenfalls gefühlt zu haben. Wenigstens hat er seine Bearbeitung derselben grösstentheils in dem ursprünglichen Versmaasse unternommen. Wir wollen auch nicht leugnen, das aus den meisten unter seiner Hand recht artige neue Lieder geworden sind. Aber die süsse, weiche Sprache, welche sie vorzüglich charakterisirt, ist fast gänzlich verschwunden. *Wink's Worte* z. B.

*So wolt ich froeidenrichen sin.*

*Dunne Künig oder Künigin,*

lauten in seiner Übersetzung (H. S. 58):

*Dann trüge freudenreichern Sinn*

*Kein Künig, keine Künigin.*

Wer möchte diese vier auf einander folgenden K., bey der grössten Anstrengung, einem nur nicht vollkommen fühllosen Ohre zu Dank aussprechen!

Hr. H. scheint im Ganzen die Sache nicht mit hinlänglichem Ernst unternommen zu haben. Bey einiger Aufmerksamkeit hätten sich Unworte, wie: *Abendweiss* H. S. 231 unmöglich behaupten können; auch kommen auf der nämlichen Seite, *Murmeltbüsche*, *Pappelhaine*, ja *Nachtigallennelodien* vor, welche dem Liede *Walthers von der Vogelweide*, weder eigen sind, noch zusetzen. Allein Hr. H's. Voratz ist gewesen, die alten Sänge zu *verhessern*, wie man unter andern in dem Minneliede nach *Werner von Teufeln* (H. S. 252) deutlich gewahr wird, weil er hier manches, statt seiner Umänderung, wörtlich hätte wiedergeben können. Es fragt sich jedoch noch sehr, ob z. B. die Zeile:

*Min froeide ist leider krank;*

durch die Verwandlung in:

Ich bin vor Liebe krank,

mehr, als manches andere gewonnen habe. — Überhaupt sollte wohl niemand daran denken, diese hei-

ligen Reste einer poetischen Zeit der unserigen passen zu wollen; denn der Mißgriff ist wahr nicht geringer als der, sie den heutigen Dicht zum höchsten Muster ihres Strebens aufzustellen. Mehr vielleicht als irgend ein Werk der Dichtkunst hangen diese Minnelieder mit ihrem Zeitalter zusammen; und das Genüth, das von ihren wunderbaren Tönen ergriffen seyn will, muß sich zuvor mit Nichtigkeit in die damaligen Sitten und Gebräue versenken. Sie sind Kinder, die in ihren ziellos Spülen bewußtlos das Höchste aussprechen. Ihn die kindliche Sprache nehmen, und eine in unsern gebildeten Zirkeln übliche dafür aufdrängen wollen, hiesse sie zu Zierpuppen umgestalten, man deren wohl unter unserer heutigen Kinderviel hier und da kokettiren sieht. Als Kinder wollen sie ihrer ursprünglichen Reinheit genossen werden, oder ganz ungenossen bleiben. Daher scheint uns die Annahme, welcher Hr. Tieck viele der alten Minnelieder bearbeitet hat, was sich auch gegen manches einzusetzen liesse, immer die einzig richtige. Wie Hr. H. sie zu behandeln pflegt, werden zwar mitunter, versonnen gedacht, hübsche, neue Lieder daraus; da gleichen solche alten Silbermünzen, die man ohnehin schon aus der Schatzkammer geschauert hat. Blank sind sie geworden, aber das Gepräge ist ihnen unter der Operation verloren gegangen.

Den lateinischen Gesang aus dem Mittelalter *Dulce cum sodalibus sapit vinum bonum* etc. hat unser Dichter wirklich mit Geschicklichkeit in die nämliche Versart übergetragen; auch, wie im Originale in den vierzeiligen Strophen auf das Endwort der Zeile, alle 3 folgenden reimen lassen. Wenn der letzte Vers zuviel von seiner Kraft verloren haben sollte: so trägt unfehlbar die Verschiedenheit der beiden Sprachen grössere Schuld, als der Übersetzer.

Im Ganzen also möchte wohl Hr. H. als Originaldichter, oder als Nachbildner der seinem Genius so angemessenen, französischen auf eine Pointe hinauslaufenden Poesien, glücklicher als in eigentlichen Übersetzungen älterer poetischen Werke seyn. Zum Ende unseres Lobes und zur Empfehlung der ganz Sammlung wollen wir hier nur einige von sein Gedichten (I. S. 19. I, S. 165. H. S. 41) wie wir zufällig aufschlagen, ausheben:

*Klage.*

Ach! der junge Herr Baron  
Spielt mit seinen Dorfgemeinen  
Die verkehrte Passion:  
Alle leiden hier für Einen.

*Er und Sie.*

Ihr Gatte starb. Sie grämte sich zu Tode.  
Das, Weiber, ahmet nach! Es ist die neueste Mode.

*Als er Louisa ein Veilchen bot.*

Ich schwöre nicht nach Dichtersitte,  
Dass dieses Veilchen schöner blüht,  
Wenn es in deines Busens Mitte  
Vom Anhauch deines Lebens glüht.  
Nah ist des armen Blümchens Ende!  
Es welkt dahin im Abendroth,  
Und ach! — und findet da den Tod,  
Wo ich das Leben finde.



Sollten auch von den Gedächtnen im Anhang zum 2ten Theile, die hauptsächlich des Dichters Gattin angehen, nicht alle der Kunst Genüge thun: so zeugen sie doch alle von dem Glück der Ehe dieses Sängers und von seinem dankbaren Herzen.

A. 2.

1) LEIPZIG, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Ouverture pour 2 Violons, 2 Flûtes, 2 Hautbois, 2 Clarinettes, 2 Cors, 2 Tromp., 2 Bassons, Tymb., Violo, Violoncelle et Basse. Compos. par Louis van Beethoven.* (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Ebendasselbst: *Grande Symphonie pour 2 Violons, 2 Oboes, Flûtes, 2 Cors, 2 Bassons, 2 Tromp., Tymb., Violo, Violoncelle et Basse. Compos. par F. A. Hoffmeister.* (2 Rthlr. 8 gr.)

3) Ebendasselbst: *Sinfonie pour plusieurs Instrumens. Compos. par G. Brandl.* (2 Rthlr.)

Sey es auch, das die unter No. 2 angezeigte *Ouverture*, als isolirtes Tonstück betrachtet, (Rec. kennt nämlich das Ganze nicht, denn sie zur Einleitung dient,) weniger hinreissende Gemüthsgehalte, als mehrere der früher bekannt gewordenen Werke des Vf.; dennoch ist sie für diejenigen, welche Kunstwerke, hauptsächlich in Hinsicht auf bleibenden Werth schätzen, eine wichtige Erscheinung dieses Tonsetzers, von dem die musikalische Welt noch manches sich vorzüglich auszeichnende Kunstwerk erwartet, und zu erwarten berechtigt ist, weil sie den Beweis enthält, das der Vf. darauf aufmerk-samer wird, das Genie im Zügel zu halten, und die Auswüchse desselben zu beschneiden.

Es scheint in der Regel zu seyn, dasjenige, mit vorzüglichem Genie ausgerüstete Tonsetzer, wenn sie nicht so, wie z. B. unser Haydn, den Gipfel des Parnasses stufenweis erklimmen, sondern gleichsam mit einem Male den Flug bis dahin beginnen wollen, in der früheren Hälfte ihrer Laufbahn dem Genie zu sehr den Zügel schiefsen lassen. Überladungen aller Arten, besonders Überladung des verarbeiteten Materials, wodurch die schöne Finheit des Kunstwerkes verhehrt, und der Totalindruck desselben geschwächt wird, sind dann die gewöhnlichsten Folgen. Auch unser verdienstvoller B. bestätigte seither nicht selten die Wahrheit dieser Bemerkung, wie z. B. seine, ausserdem mit Recht beliebte, Sinfonie aus c dur, beweiset, welche die Kritik von Überladungen verschiedener Arten nicht freysprechen kann. Ganz anders verhält es sich bey der angezeigten aus c dur und in C Takte gesetzten *Ouverture*. Hier herrscht vollkommene Einheit, die Auffassung des Ganzen wird durch den überladenen Gebrauch der Blasinstrumente nicht erschwert, der Charakter ist weniger schwankend und der Totalindruck bestimmter.

Der Vf. von No. 2 hat die Liebhaber seiner Sinfonien, einem Tonstücke dieser Gattung aus seiner Feder ziemlich lange entgegen sehen lassen; wahr-scheinlich werden sie sich jedoch dafür durch die

Bekanntmachung dieser Sinfonie völlig entschädigt halten. Sie unterscheidet sich von den älteren, uns bekannt gewordenen Sinfonien des Hn. H. durch mehrere thematische Bearbeitung, durch den an-jetzt beliebten Gebrauch der Ausweichungen in ent-ferntere Tonarten, und durch das mehr Hervor-tretende der Blasinstrumente. Auch ist dabey der Vf. in die kleinsten Abweichungen der Formen eingegan-gen, die sich seit der Erscheinung seiner älteren Sinfonien in dieser Gattung der Tonstücke behauptet haben. Kurz, sie giebt den Beweis, das der Vf. auch in der Sinfonie mit dem Geiste der Zeit gleich Schritt zu halten wisse. Die Tonart d dur ist die Grundtonart dieser Sinfonie, und sie beginnt mit einem, Aufmerksamkeit erregenden Einleitungssatze in langsamer Bewegung und im C Takte, dem ein weit ausgeführtes *Allegro con fuoco* im 4 Takte folgt, welches in Hinsicht auf Ausführung und Haltung dem Vf. in diesem Werke am vorzüglichsten gelungen ist. Das Adagio in a dur. (C Takt), enthält Verände-rungen über ein liebliches und dabey sehr naives Thema, in welchem die Coda am mehesten hervor-treht. Der letzte Satz ist ein *Allegro con brio* im C Takte, und in etwae dem Rondo ähnliche Form ge-kleidet. Über den eigentlichen Kunstwerth der Sin-fonien des Hn. H. hat das Publicum schon längst ent-schieden; es wird daher hinreichend seyn, hier nur noch zu bemerken, das die so eben angezeigte Sin-fonie in mehr als einer Rücksicht vor seinen frühe-ren hervortreht, und das sie, weil der Vf. sowohl für Saiten- als Blas-Instrumente sehr applicabel setzt, und merkliche Schwierigkeiten der Ausführung ver-meidet, solchen musikalischen Gesellschaften sehr willkommen seyn muss, für welche die mehesten Sinfonien von Haydn u. Mozart noch zu viel Schwie-rigkeiten enthalten.

No. 3 enthält, besonders in den beiden Allegro-sätzen, eine gute Anlage, und manches Hervor-tretende in der Behandlung des Hauptsatzes. Bey dem alten entspricht sie bey der Ausführung nicht völ-lig der Erwartung, wozu man sich nach der ersten Durchsicht (insoweit nämlich diese Durchsicht bey ausgeschriebenen Stimmen möglich ist) berechtigt hält. Rec. glaubt die Ursache darin zu finden, das sich der Vf. um seinem Werke den Geist des Zeital-ters einzuhauen, allzu merklich bestrebt hat, dem an-jetzt nicht selten bis zum ästhetischen Unsinn ge-triebenen Gebrauch der öfteren Ausweichungen, und besonders der Ausweichungen in entfernte Ton-arten, nachzuehmen, wobey manche Ausweichung zu einschneidend gerathen, und zu grell tingirt ist. Ein Verfahren, welches Rec. in anderen Gattungen der Tonstücke des Vf. nicht bemerkt hat. — Das letzte Allegro würde Rec. nicht wieder mit den Blasinstrumenten allein haben anfangen lassen, weil dieses schon in dem ersten Allegro geschehen ist, und weil die Wiederholung dieses Verfahrens, be-sonders so kurz nach einander gebraucht, der be-ab-sichtigten Wirkung desselben nothwendig Abbruch thun muss. — Diese übrigen recht brav gearbeitete Sin-

Sinfonie ist in der Tonart d' dur gesetzt. Der erste Satz, dem ein Andante  $\frac{3}{4}$  Takt in d moll als Einleitung vorhergeht, ist ein Presto im C Takte. Der langsame Satz besteht aus einem Andante aus H moll, und dem letzten *Allegro molto* hat der Vf. ebenfalls einen Einleitungssatz von langsamer Bewegung und zwar im  $\frac{3}{4}$  Takte vorher gehen lassen. Wann wird aber die Nachahmungs-Sucht aufhören, die Menuet in der Sinfonie bloß zum allgemeinen Tummelplatze des *tempo rubato* zu machen!

CQ.

1) LEIPZIG, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Trois Quatuors concertants pour deux Violons, Alto et Basse*, par *Angela Beninotti*. Oeuv. III. (2 Rthlr. 8 gr.)

2) Ebendasselbst: *III Quatuors concertans pour Flûte, Violon, Alto et Violoncelle*, composés par *Schoenebeck*. Oeuv. XIV. (2 Rthlr.)

Rec. kennt die beiden früher herausgekommenen Werke des erstgenannten Vf. nicht, freuet sich aber, mittelst dieser drey Quartetten mit der Arbeit desselben bekannt zu werden, und Gelegenheit zu bekommen, sie den Liebhabern der Quartett-Musik zu einer angenehmen und befriedigenden Unterhaltung empfehlen zu können. Durch künstliche Verwebung der Harmonie, durch Versetzungen und Umkehrungen der nach verschiedenen Gattungen des doppelten Contrapunktes gesetzten Stimmen, und durch andere dergleichen Behandlungen des harmonischen Theils des Satzes, welche Kenner in den mehresten Quartetten von *Mozart* und *Haydn* bewundern, zeichnen sich zwar diese drey Quartetten nicht aus; dennoch werden sie solchen Ausfühern und Zuhörern, die nicht geradezu die höchsten Kunstforderungen machen, viel Vergnügen und Interesse gewähren. Die eigene Manier des Vf. läßt sich nicht wohl mit der Manier eines unserer beliebten Quartett-Componisten vergleichen. Sie wollen daher, ehe sie ganz gefaßt werden können, mehr als einmal gehört seyn; und ihr Inhalt ist auch größtentheils so beschaffen, daß sie von selbst die Ausführet zur Wiederholung reizen. Die Gedanken sind oft ganz neu, und die Behandlung derselben in Hinsicht auf die Vereinigung der übrigen Stimmen mit der Hauptmelodie ist größtentheils originell. Nicht selten enthalten sie etwas lange Episoden, die jedoch gut in das Ganze verwebt sind. Die Modulationen sind oft fremd und überraschend; zuweilen aber auch nicht ohne zu auffallende Härte. Alles dieß gilt vorzüglich von den beiden Allegrosätzen und von der Menuet des 2ten, und von dem 1sten Allegro und von der Menuet des 3ten Quartetts, die Rec. am vorzüglichsten gefallen haben. Zuweilen wird die Stimme, welche die Hauptmelodie vorträgt, durch die in den übrigen Stimmen, in Hinsicht auf jene, enthaltenen heterogenen Notensfiguren allzusehr verdunkelt, der Satz überladen, und es hält alsdann schwer, jede Stimme gehörig zu fassen. Sie verlangen übrigens vier Spieler, die ihres Instrumentes völlig

mächtig sind; besonders verlangt die erste Violine vor der Ausführung durchgesehen zu seyn, und es möchte wohl für die mehresten Violinspieler zu viel gewagt seyn, sie *prima vista* vortragen zu wollen. Das Adagio scheint dem Vf. weniger zu glücken, als die Sätze von geschwinderer Bewegung und munterem Charakter; wenigstens haben die langsamen Sätze dieser drey Quartetten den Rec. nicht befriediget. Sie enthalten zu wenig cantable Melodie, und dagegen zu viel unwirksame Notensfiguren. So wünschte z. B. Rec., die im Adagio des 2 Quartetts auf der unteren Hälfte der 12 Seite der ersten Violine enthaltenen fürchterlichen Noten-Thürme in diesen Quartetten nicht gefunden zu haben.

Das erste dieser Quartetten ist in der Tonart b dur gesetzt, und sticht unter allen am wenigsten hervor. Das zweyte in a dur ist unstreitig das vorzüglichste derselben; besonders ist das Rondo ganz originell, sowohl in Ansehung seines Theims und der Zwischensätze, als auch in Ansehung der Behandlung und Vereinigung der Nebenmelodieen mit der Hauptmelodie. Das erste Allegro des dritten Quartetts in f moll, ist ebenfalls originell behandelt. Schade, daß der Rhythmus in demselben hin und wieder etwas holperich ist! Dem Rondo dieses Quartetts, bey welchem die harte Tonart F zum Grunde liegt, mangelt aber diese Originalität, wodurch sich das erste Allegro auszeichnet. Überdies ist es bis zum Ermüden lang, ungeachtet einige Episoden hinein verwebt sind, denen niemand seinen Beyfall versagen wird.

Den Quartetten in No. 2. mangelt das Hervorstechende der Gedanken, und das Originelle der Manier, wodurch sich No. 1. zu seinem Vortheile auszeichnet. Sie enthalten zwar weder allenthalben zusammengeraffte, noch schon oft verbrauchte Gedanken; im Gegentheile findet sich in denselben manche schöne Phrase und manche gute Nachahmung und Versetzung. Nur der Inhalt der übrigen Stimmen, welche die Hauptmelodie begleiten, und die Art, wie jene mit dieser vereinigt sind, hat nichts Anziehendes. Besonders hat der Vf. seiner Arbeit durch den überhäuften Gebrauch einer seiner Lieblingsfiguren geschadet, die aus dem Wechsel einer Achtel- und zwey darauf folgender Sechzehnthel-Noten besteht, und nicht allein in dem ersten Allegro und im Rondo des ersten Quartetts, sondern auch in dem Rondo des zweyten, und im ersten Allegro des dritten, theils unter den Figuren der Hauptmelodie, theils in der Begleitung derselben, sehr oft vorkommt. — Die Adagio-Sätze dieser Quartetten (besonders das Adagio des 2ten Quartetts) haben Rec. am besten gefallen, und behaupten in mehr als einer Rücksicht den Vorzug vor den langsamen Sätzen von No. 1. Übrigens scheinen die Quartetten des Hrn. S. vorzüglich für solche Spieler berechnet zu seyn, die keine merklichen Schwierigkeiten auf ihrem Instrumente überwinden können; und diesen können sie allerdings zur Abwechslung empfohlen werden.

CQ.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 30 J U L I U S, 1 8 0 5.

## PHILOSOPHIE.

HAMBURG, b. Perthes: *Über das Verhältniß des gesunden Verstandes und der philosophirenden Vernunft zum gemeinen Verstande und zur speculirenden Vernunft.* Von K. L. Reinhold, Prof. in Kiel. 1803. 30 S. 8. (5 gr.)

Diese Abhandlung ist aus den *Beyträgen zur leichtern Übersicht des Zustandes der Philosophie bey dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts* Heft 6 abgedruckt worden. Verfasser und Verleger verdienen Dank dafür, da diese Schrift die gegenwärtigen Überzeugungen Reinholds von dem Wesen der Philosophie, auf eine, auch denjenigen Lesern, welche nicht schulgelehrte Philosophen sind, verständliche Weise darzustellen bestimmt ist, und die Überzeugungen des Vf. der Aufmerksamkeit des Publicums werth sind. Denn, wenn irgend jemand unter unsern philosophischen Schriftstellern mit Ernst und Eifer sich bestrebt hat, die Philosophie in ihrem innersten Grunde bestimmt aufzufassen und darzustellen, so hat es der achtungswerthe Reinhold gethan. Er hat diesem ernsten Eifer seine eigenen Theorien zum Opfer gebracht, und sich nicht gescheut, auf die Gefahr, ein Unbeständiger gescholten zu werden, durch die That zu bekennen, daß er sich für perfectibel halte, und *Wolf* wie *Kant*, und *Fichte* wie *Schelling*, und *Jacobi* wie *Bardili*, für seinen Endzweck, rein-philosophische Wahrheit zu entdecken, benutzt habe. Ob und in wiefern R., durch seine reine und redliche Hingebung an die Lehrgebäude anderer, seinem Genius (den Rec., wie er bey dieser Gelegenheit offen und freudig bekennt, ungemein ehrt, weil er ihm viel verdankt) gehuldigt habe, darüber wird unten einiges bemerkt werden. Zuförderst werde der Inhalt dieser Schrift dargestellt, wie ihn der Rec., nach wiederholtem Lesen, frey und denkend gefaßt hat, und ohne einseitige Schulterminologie.

Der Mensch ist nicht Gott. Er begreift und ergreift also nicht, gleich dem Einig-Unendlichen, das Wesen der Dinge (das Seyn an sich) rein und unmittelbar, er begreift und ergreift es in menschlich-wahrnehmbarer Form und Gestalt, d. h. als Erscheinung. Der bestimmte Mensch ist ein Einzelnr, und seine Ansicht des, dem Menschen erscheinenden, Wesens wird durch seine individuelle Lage und Stimmung bestimmt. Für den bestimmten Menschen also umschwebt, in theoretischer und prakti-

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

scher Hinsicht, bald mehr bald weniger, auch Schein das erscheinende Wesen. Aber der Mensch hat ein vernünftiges Erkenntnisvermögen. Durch dieses weiß er, daß er das Seyn an sich nur in erscheinenden Gestalten erblickt, und daß diese erscheinenden Gestalten durch Schein auf mannichfache Weise entstellt werden können und werden: aber er erkennt auch, daß und wie Wesen, Erscheinung und Schein unterschieden sind. Durch das vernünftige Erkenntnisvermögen gelangen wir demnach zu menschlicher Wahrheit: denn diese ist da, wo der Nebel des Scheins zerrinnt, und durch die subjective Hülle der Erscheinung das reine Seyn und Wesen angeschaut wird, wo also die drey, für den einzelnen Menschen in Eins gemischten (Seyn an sich, Erscheinung und Schein) vernünftig unterschieden, und die eigenthümlichen Charaktere eines jeden derselben vernünftig aufgefaßt werden. Das vernünftige Erkenntnisvermögen des Menschen äußert sich theils als Verstand, theils als Vernunft im engeren und höheren Sinne dieses Worts. Der Verstand erkennt den Unterschied zwischen Schein und Wesen, die Vernunft weiß nicht nur den Schein, sondern auch die Erscheinung vom Wesen selbst zu unterscheiden. Beide vereinigt, müssen thätig seyn, wenn wir der Wahrheit mächtig werden wollen. Du mußt Vernunft gebrauchen, um das Sinnlich-erscheinende nicht für das an sich Seyende zu halten: du mußt Verstand anwenden, um das Wesen nicht in einem Schein-Gebilde deiner Phantasie zu suchen. Der Verstand muß dich vor den Nichtigkeiten der Träumerey und Schwärmerey; die Vernunft vor dem Irrwahn und Dünkel der Seichtigkeit und herzlosen Klügeley sichern. Wer seinen Verstand und seine Vernunft in inniger Vereinigung anwendet, dessen Verstand ist gesund, denn er lebt in dem Elemente der Wahrheit, und dessen Vernunft ist philosophirend, denn sie hat sich zu deutlichen und bestimmten Ideen über die Natur des menschlichen Wissens, und das wahre Verhältniß des Wesens zu der menschlichen Ansicht desselben gebildet. Für den großen Haufen, dessen Verstand der Geist der Vernunft nicht beseelt und ihr Licht nicht erleuchtet, ist der wahre Zusammenhang und der wahre Unterschied zwischen Wesen und Erscheinung, und den über beide sich verbreitenden Schein in Dunkel gehüllt. Sein Verstand ist gemein und schwankend, und dieses gemeine Schwanken giebt ihn, bald dem Vorwitz des Unglaubens, bald dem Wahnsinn des Aberglaubens preis, je nachdem er das wahre Seyn

Cc

an

an sich als täuschenden Schein von sich stößt, oder in Sinnenerscheinungen allein, der Vernunft und dem Verstande zum Trotz, Wesen und Wahrheit zu finden wähnt. Der gute Kopf, geleitet durch seine helleren Verstandesbegriffe, und das gute Herz, begeistert durch sein tiefes Vernunftgefühl, bemerken leicht, daß der große Haufe, das Licht und die Wärme des Göttlichen im Menschen entbehrend, von dem Wege der Wahrheit in das Labyrinth des Irrthums hineingezogen wird, und sie sehen sich daher nach einem besseren Wege um; aber sie können ihn nicht entdecken, so lange die hellen Verstandesbegriffe des Einen nicht zu tief-bestimmten Vernunft-Ideen, und das tiefe Gefühl des Andern nicht zu klar-bestimmten Verstandes-Einsichten geworden. Sie schauen der Wahrheit (speculirend) nach; aber sie schauen sie nicht (im Geiste der Philosophie) an. Je inniger indess die Herzens-Freude an der Wahrheit, je lebendiger also der Glaube an sie und die Liebe zu ihr ist: desto besser gelingt das Bestreben, das wahre An sich zu erkennen. Aber, wo der kalte Begriff, herzlos, vorherrscht, da ist es mit dem Suchen nach Wahrheit kein wahrer Ernst, und der gekünstelte Versuch, ihre Spur zu entdecken, verliert sich in leere, müßige Nachforschung, und wird ganz zu eitlem Schul-Wahn und Thorheit, wenn er zu der Annahme führt, den wesentlichen Unterschied zwischen dem Seyn an sich und Erscheinungen zu leugnen, und den vernünftigen Herzensglauben an Etwas, was über allen Schein und alle Erscheinung erhaben ist, für subjective Täuschung zu erklären.

Die speculirenden Individuen, die die Unphilosophie des vulgären Verstandes bemerken, aber weder den Sitz seines Irrthums, noch den Urquell der Wahrheit deutlich und bestimmt erkennen, müssen in ihren Speculationen nothwendig auf verschiedene Wege gerathen, deren einer dem anderen entgegenläuft, weil ihre Versuche einseitig sind, und von verschiedenen, einander oft entgegengesetzten, Standpunkten aus, angestellt werden. Der gute Kopf führt sie zur positiven, das gute Herz zur negativen Speculation; und wenn jene meint, durch ein Kunststück des Verstandes allein ein haltbares Vernunftsystem zu Stande bringen zu können, so glaubt diese (die negative Speculation), daß das lebendige Gefühl des Gewissens alle intellectuelle Begründung der Wahrheit entbehrlich mache, ja daß ein Wissen, welches höher liege, als dieses Gefühl und daraus ihm hervorquellende Glaube, unmöglich sey. Die positiv-speculirenden trennen sich in Skeptiker und Dogmatiker. Jene meinen, daß es menschlich-unmöglich sey, reines Wesen und Erscheinung von einander zu unterscheiden: diese halten eine Unterscheidung derselben für möglich, aber ihr Unterscheiden selbst ist einseitig und irrig. Bald erheben sie objectiv-dogmatisch die Erscheinung zur Dignität des absoluten Seyns, wie z. B. im Dualismus, Pantheismus, Materialismus und gemeinen Idealismus, mit zwey Worten, in der vorkantischen

Metaphysik geschehen ist: bald setzen sie das Seyn an sich zu einem bloß Erscheinenden herab, um erklären, subjectiv-dogmatisch, alles Seyn, dessen Abhängigkeit vom Bewußtseyn nicht auf irgend eine Weise und von irgend einer Seite dargethan werden kann, für Schein; wie z. B. im Kantischen Kriticismus und Fichte's Wissenschaftslehre geschah bald amalgamiren sie; absolut-dogmatisch, die Ideen des transcendentalen Idealismus und Pantheismus wie z. B. Schelling, dessen System die consequente aller dogmatischen Theorien ist, und den charakteristischen Satz des Dogmatismus, Seyn = sich = Erscheinung ganz unverholen ausspricht. Jacobi's Philosophie erhebt sich über den Skepticismus sowohl, als über den Dogmatismus, indem das Gefühl des Göttlichen, aus dem sie hervorgeht, weder die Leugnung der Erkennbarkeit des Unterschiedes zwischen wahren, erscheinendem und bloß erscheinendem Seyn zuläßt, noch auch die dogmatische Behauptung, diesen Unterschied durch bloße Verstand in seiner innersten Tiefe ergründen zu können. Aber, auch die Jacobische Lehre, ist noch nicht wahre Vernunftlehre oder Philosophie, sondern Speculation, weil sie von menschlich erkennbarer Wahrheit zwar klare, aber nicht deutliche Begriffe hat, und, wie alle speculative Theorien das Denken, wodurch allein das wahre Wesen und seinen Unterschied von Erscheinung und Schein vernimmt, von dem Vorstellen, mittelst dessen die Erscheinung zugleich mit dem, in dieselbe sich mischenden, Schein aufgefaßt wird, nicht scharf genug unterscheidet.

Wahre Philosophie ist nur insofern möglich, als das reine Seyn von Erscheinung und Schein, nicht bloß klar, sondern deutlich unterschieden wird und dieses deutliche Unterscheiden gelingt nur dann wenn man den reinen Charakter des Denkens, und seinen wesentlichen Unterschied vom bloßen Vorstellen, und sein Verhältniß zu diesem ergründet. Die bisherige Logik hat zwar das Denken vom Fühlen, Empfinden und Anschauen, aber nicht vom Vorstellen durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse unterschieden. Sie genügt daher der wahren Philosophie nicht, und hat die speculirenden Köpfe irregeleitet. Um diesen Irrweg zu vermeiden, und sich in Besitz der wahren Vernunftwissenschaft, d. h. der Philosophie zu setzen, muß man folgende Grundsätze durchdringen und von ihnen durchdrungen seyn. 1) Wenn Wahrheit, d. i. Einigkeit zwischen Seyn und Denken, für den Menschen möglich sey: so muß das vernünftige Denken in seiner Anwendung im Bewußtseyn des Menschen mit dem Seyn an sich, in einer, zwar nicht erscheinenden aber inneren und wesentlichen Beziehung stehen. Das vernünftige Denken muß ein Seyn an sich ankündigen, das Seyn an sich auf ein vernünftiges Denken hinweisen. 2) Das Denken geht also, so gewiß Wahrheit ist, über das Vorstellen hinaus, denn dieses ist nur subjectiv. 3) Vorstellungen, als solche, stellen das Wesen vor, wie es, der Subjectivität gemäß

mäfs modificirt, sich darstellt. Vorstellungen also gegeben nur Erscheinungen, und Erscheinungen indiciren, noch nicht denkendes, sondern blofs vorstellendes Wesen. Wenn demnach Erscheinung nicht für Seyn an sich genommen, mithin die Erkenntniss des Menschen Schein werden soll: so muß das, blofs subjectiv-darstellende Vorstellen der Kritik des, bis zum Wesen hindurch dringenden, Denkens untergeordnet werden. Sowie die Erscheinung dem Seyn, so ist die Vorstellung dem Gedanken unterworfen. 4) Es ist ungereimt, das Denken für etwas blofs subjectives zu halten. Denn, wie könnte ein blofs subjectives, und, als solches, vom Objectiven isolirtes, wahre Objectivität (Seyn an sich) offenbaren? „Die wahre Philosophie geht aus von demselben Denken, welches im ganzen Weltall, in der gesammten Natur, ausser und in dem Menschen allenthalben, wo nicht der Schein täuscht, schaltet und waltet, welches sich durch alles Berechnete, Geregelte, Zweckmäßige, und, nur als solches, auch Bestehende, Wesende, wahrhaft Natürliche äussert, und wodurch allezeit und überall die Erscheinung dem Seyn an sich unterworfen wird, und vermittelt dieser den Schein daran aufhebenden Unterwerfung, als die wahre Subjectivität, mit dem Seyn an sich, als der wahren Objectivität, besteht.“ Darum ist und heisst auch die wahre Philosophie der *rationale Realismus*, denn sie ist gegründet auf die Überzeugung, daß nur durch rein vernünftiges Denken das Wesen der Dinge vernommen werden könne. 5) Nach der Ansicht des rationalen Realismus hat die wahre Objectivität oder das Seyn an sich drey charakteristische Merkmale, Möglichkeit, Wirklichkeit, und durch Möglichkeit bestimmte Wirklichkeit. Keines von diesen Dreyen ist das andere, und doch keines ohne das andere. Sie machen in ihrer unzertrennlichen Vereinigung das Wesen, als solches, aus. 6) Wenn man sich diese, durch vernünftige Anwendung des reinen Denkens begriffenen, Charaktere des Seyns an sich durch vollständige Analyse verdeutlicht: so überzeugt man sich, daß das Wesen, weder bloße Natur, noch Gott, noch Identität dieser beiden, sondern nichts weniger und nichts mehr, als Offenbarung Gottes an der Natur sey. Denn α) die Möglichkeit, als Urquell alles Wesens, weist hin auf einen Gott, der über der Natur ist, β) die durch die Möglichkeit bestimmte Wirklichkeit, als in dem Wesen wirkende und etwas bewirkende Kraft (Ursache), weist hin auf ein Natursystem unter Gott, so wie γ) die Wirklichkeit auf Natur-Erscheinungen, d. h. auf die Arten und Individuen, die auf dem Grund und Boden des Universums der Vorstellung des Menschen sich darbieten. 7) Wenn man sich des Geregelten, Zweckmäßigen, Berechneten in der Natur, worin das Wahre derselben besteht, und wodurch sich Gott an ihr offenbart, bewusst wird, so erlangt man die wahre philosophische Erkenntniss. 8) Gemäß dieser Erkenntniss ist es die Bestimmung und der Endzweck und das wahre Wesen des Menschen, daß er

wissend und wollend die Offenbarung Gottes an der Natur befördere, wie es durch die vernunftlosen Individuen, ohne Wissen und Willen, instinctmäßig geschieht. Nur wer den Geist und das ewigste Gesetz Gottes in der Natur erkennt, hat vernünftige Einsicht, und nur, wer Gott vor Augen hat, handelt mit Vernunft. 9) Die wahre Philosophie vernichtet weder den Herzensglauben an das Göttliche, noch das empirische Wissen des gesunden Menschenverstandes: aber sie läutert den einen, wie das andere, indem sie dieselben durch die Anwendung des rein-vernünftigen Denkens vom Schein befreit, und in der Wahrheit, deutlich wissend, begründet. Aber, wie die Sonne den Nebel in Nichts auflöst, so vernichtet sie die Speculation, die sich über Glauben und empirisches Wissen, anmassend erheben will. Aus dieser Anzeige, welche, viele interessante Neben- und Zwischen-Ideen übergehend, nur das Wesentliche der Reinholdischen Abhandlung darzustellen bestimmt ist, erhellet:

I. Es soll in dieser Schrift, gleichwie in anderen, anonymischen und nicht anonymischen, Schriften des Vf., das *πρωτον ψευδος* der irrigen Theorien, und das wahrhafte Princip der wahren Philosophie kenntlich gemacht werden.

II. Die bisherige, sogenannte formale oder allgemeine, Logik trägt, nach der Überzeugung des Vf., vorzüglich, ja im Grunde allein, die Schuld des scientiisch-philosophischen Irrthums.

III. Das wahre und höchste Problem der Philosophie ist: das Denken, seinem Wesen nach, vom bloßen Vorstellen zu unterscheiden, und die richtige Auflösung dieses Problems giebt das wahrhafte Princip der wahren Philosophie.

Das Urtheil über den zweyten und dritten Punkt schliesst das Urtheil über den ersten ein. Nur über jene also hat Rec. nöthig, sich zu erklären.

Was nun zuvörderst den zweyten Satz betrifft: so haben allerdings, sowohl die Skeptisch, als dogmatisch-irrenden Denker, wenn sie, sich selbst und andern, irgend verständlich seyn wollten, ihre Begriffe, Urtheile und Schlüsse, den Gesetzen der Logik gemäß, in ihrem Bewusstseyn ordnen, und in ihrem Vortrage darstellen müssen. Aber das Gleiche haben auch die Philosophen, deren Geist der Vf. selbst für einen Geist der Wahrheit anerkennt, *Platon* und *Leibnitz*, thun müssen und gethan. Darf man nun daraus, daß die irrenden sowohl, als die nicht irrenden Denker, wenn und insofern sie ihre Ansichten verständlich machen wollten, sich durch die Principien der Logik leiten lassen mußten, den Schluss ziehen, daß die Logik die Schuld des Irrthums in der Philosophie trage? — Dieses wird der, so logisch-gesetzmäßig denkende *Reinhold* nicht zugeben, sondern, ohne Bedenken, zugestehen, daß, nach solcher Art zu schliessen, mit gleichem Grunde behauptet werden könne, daß der Logik das Verdienst der Entdeckung der Wahrheit beyzumessen sey. „Aber, die Logik giebt keine Idee von dem Denken *κατ' εἶδος*, und dessen wesentlichem Un-

Unterschied von dem Vorstellen! Sie sagt bloß, daß das Widersprechende nicht denkbar sey, ohne das reale Wesen des Widerspruchs deutlich und gründlich zu entwickeln! Sie behauptet bloß, daß Identität das Kriterium des Denkbaren sey, ohne sich um den Sachbegriff der Identität zu bekümmern! Sie läßt also die Natur des reinen Denkens im Dunkeln, treibt mit dem Widerspruch ein bloßes Versteckenspielen, und weiß im Grunde nichts, als die Tautologie: Widerspruch = Widerspruch, Identität = Identität! Allerdings ist es (das Versteckenspielen abgerechnet) so, wie hier angemerkt wird, und es ist so, aus guten, aus wissenschaftlichen Gründen. Denn die Logik beschränkt sich, wie jede, einzeln als ein organisches Ganzes sich darstellende, Wissenschaft soll, auf ihr Gebiet, und will Logik, nicht aber zugleich Metaphysik seyn, und, was ihr zum Vorwurf gereichen soll, muß ihr zum Verdienst zugerechnet werden! Wahrlich, wenn irgend eine Wissenschaft, in ihren würdigsten Inhabern, sich innerhalb ihrer Grenzen gehalten, aber auch, innerhalb dieser, ihr Gesetz mit ausnahmsloser Strenge geltend gemacht hat, so ist es die Logik. Weder Platon, noch Aristoteles, weder Leibnitz, noch Kant, weder Spinoza, noch Hume, haben gedacht und gesagt, daß die Logik die Schöpferin der Eingebungen ihres Genius sey; aber sie haben gewußt und durch die That erklärt, daß sie ihren Ideen logische Form geben mußten, um sie selbst zu verstehen, und anderen verständlich darzustellen. Die Sache ist, nach Rec. Einsicht, diese. Die Logik beschränkt sich, und muß sich beschränken, auf das Geschäft, wissenschaftlich zu zeigen, wie man seine Begriffe, Urtheile und Schlüsse (sie mögen ein Werk des gemeinen oder des höheren Denkens seyn) verständig zu organisiren habe, um sie, für sich selbst und andere, in einem haltbaren Sinne darzustellen. Rec. hat schon, in seinen ersten Arbeiten für diese Wissenschaft, darauf aufmerksam zu machen gesucht, daß, durch falsche Freunde und Sophisten, manches in einige Lehrgebäude der Logik eingemischt sey, was bloß für die Rhetorik gehört. Er ist, bey fortgesetztem Nachdenken zu der Überzeugung gelangt, daß die ganze Logik nichts sey, als eine rein philosophische, (also von aller Sophisterei entfernte, und alle Sophisticationen aufdeckende) Rhetorik der Verständlichkeit. Eben darum aber darf auch die Logik, wenn sie das, von der Vernunft ihr angewiesene, Gebiet nicht überschreiten will, nicht weiter gehen, als bis zu den Principien der Verständlichkeit, d. h. bis zu den Sätzen des Widerspruchs und der Identität. Sie geht, diese Sätze, als ihre Principien und Grenzsteine anerkennend, nur bis zu der Bemerkung, daß das Widersprechende nicht verständlich denkbar sey, und bloß das Nicht-widersprechende (Identische) sich denken lasse; aber, was, seinem Wesen nach, Widerspruch enthalte, das zu bestimmen, überläßt sie, sofern es wissenschaftliche Wahrheit betrifft, dem höheren Denkvermögen, (welches sie, eben deshalb, als die höhere Logik, ehrt),

und sofern es gemeine, sinnlich vorstellbare, Gegenstände betrifft; dem gefunden Verstande (welchen sie eben darum auch, als die natürliche Logik, sehr hoch schätzt). Es wird die Logik desswegen, weil sie nur Philosophie der verständlichen Vorstellung und Darstellung seyn will und soll, auch nicht bloß, als nothwendig für den Philosophen, sondern auch, als unentbehrlich für jeden anderen Gelehrten, geachtet, und, wenn man auch dem positiven Theoretiker und dem bloßen Geschäftsmanne die höhere Vernunftansicht seines Fachs und seines Geschäftskreises erläßt, so giebt man ihnen doch nicht die Erlaubniß, in ihrer Theorie oder Praxis unlogisch zu seyn. Die Untersuchung über den inneren Gehalt des reinen und höheren Denkens, und seinen Unterschied von dem gemischten und niederen überläßt die Logik der Metaphysik. Will man, mit Kant und anderen, den Theil der Metaphysik, der der Erforschung des Wesens des Denkens und der realiter verschiedenen Arten desselben gewidmet wird, Logik, oder bestimmter, transcendente Logik nennen, so hat man hiezu Grund in der Sache: ja, nach Rec. Überzeugung, ist der Übersetzungsname, Vernunftlehre, den man der eigentlich sogenannten Logik gegeben, ein Name, welcher allein der höheren Philosophie gebührt, und, will man übersetzen die Logik eine Verstandeslehre zu nennen. Auch ist unleugbar, daß die Metaphysik das Wesen des Denkens noch tiefer ergründen und deutlicher beschreiben könne und müsse, als bisher geschehen ist und der Vf. erwirbt sich ein neues, großes Verdienst um die Philosophie, daß er dieses metaphysische Geschäft so thätig zu befördern sucht, und zur Betrachtung des negativen und positiven Kriteriums der Wahrheit aus einem höheren, als dem bloß logischen, Standpunkte, mit eindringender Wärme aufodert. Doch wünschte Rec., daß ein Mann, dessen Stimme in Angelegenheiten der Philosophie so bedeutend ist, auch nicht dem Scheine nach, zu der Herabsetzung der Logik stimmte, die in unseren Tagen von mehreren, aus Furcht vor der Strenge logisch genauer Kritik, mit recht ängstlicher Beflissenheit betrieben worden ist. Zwar hat die Wissenschaft deren Wahrheit durch die classischen Denker aller Zeiten und Völker, und selbst durch die unwandelbare und nie wankende Praxis des gefunden Menschenverstandes bewährt ist, ihre Vernichtung nicht zu befürchten; aber es ist doch zu besorgen, daß unser selbstständige Jünglinge durch die Worte der Impostoren, und noch mehr durch mißverständlichen Aufserungen Geachteter und Achtungswürdiger gegen ein nothwendiges Wissen gleichgültig gemacht werden; eine Besorgniß, welche bedeutend ist für jeden, der es weiß, daß das Studium der Logik den meisten für Studium der Philosophie überhaupt gilt, und daß durch die Logik, die der vernunftige Lehrer, besonders auf Universitäten, auch als Vorübung und Reiz zum Philosophiren benutzer wird, schon mancher zur philosophischen Ansicht seines Wissens und Lebens gereizt worden ist.

(Der Beschlus folgt.)



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 31 J U L I U S. 1 8 0 5.

## PHILOSOPHIE.

HAMBURG, b. Perthes: *Über das Verhältniß des gesunden Verstandes und der philosophirenden Vernunft zum gemeinen Verstande und zur speculirenden Vernunft.* Von K. L. Reinhold, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wenn Rec. den Vortrag des scharfsinnigen Denkers richtig gefasst hat, so denkt er in Absicht der wahren Philosophie grösstentheils einstimmig mit ihm. Die Bemerkungen, zu welchen der, oben ausgehobene, dritte Satz den Rec. veranlasst, werden das eben Gesagte näher bestimmen.

Wahrheit und Wesen sind mehr, als bloße Erscheinung, sie werden durch bloß subjective Fassungskraft nicht in ihrer reinen Gestalt erkannt, und es muß, so gewiß die Wahrheit ist, ein mehr, als subjectives, ein reines, ein höheres Denken geben. Dieses höhere Denken ist das eigenthümliche und einzige Organ, wodurch das wahre Wesen philosophisch aufgefaßt werden kann. Aber es ist auch bloßes Organon, der Philosophie, nicht ihr Princip, nicht das Höchste, welches sie vermittelt dieses Organons sucht, um die Vernunft für Wissen und Handeln vollkommen zu organisiren; und die Analyse des höheren Denkens ist zwar ein durchaus nothwendiges Geschäft für den Philosophen, der eine deutliche Einsicht in das Wesen des philosophischen Organs haben muß, aber sie ist keinesweges die Philosophie κατ' ἐξοχήν.

Das reine Denken ist das Organ der Philosophie, nicht das rechnende oder überhaupt mathematisirende. Dieses führt vielmehr, in der reinen Philosophie angewendet, zu todtem Formelwerk und irrigen Ansichten. Denn das mathematisirende Denken ist construierend (dieses Wort nach dem Kantischen Sprachgebrauch verstanden), es denkt und behandelt nicht die reine Idee, sondern kleidet die Idee in sinnliche Formen; in dem mathematisirenden Denken wird also der Gedanke nicht in seiner Reinheit, sondern vermischte mit Sinnlichem festgehalten und erwogen. *Wolfs methodus mathematica* hat der Ausbreitung der Leibnitzschen Ideen ungemein geschadet, und unsere *Baumgarten*, *Mendelssohn* und *Eberhard* würden der Philosophie noch herrlichere Dienste geleistet haben, wenn sie Leibnitzens Philosophie nicht durch das trübe Glas des Wolfischen Systems betrachtet hätten. (Der Name *Leibnitz-Wolfische Philosophie*, den man der vor Kant herrschenden

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

den beygelegt, ist, daß Rec. dieß beyläufig bemerkt, historisch richtig, aber dabey vor dem Irrthum, den viele hegen, daß die *Leibnitz-Wolfische Philosophie* rein-leibnitzische sey, zu warnen.) Das „berechnete, geregelte Denken, welches allenthalben in der Natur hervorleuchtet,“ ist allerdings nothwendiges Object der philosophischen Contemplation, und ergötzt den Denker durch den wunderbaren Parallelismus der Sinnen- und Ideen-Welt; aber selbst dieses sogenannte berechnete Denken kann nicht rechnend aufgefaßt werden, wie es nicht nach Rechnungsregeln gemacht ist, sondern diese vielmehr erst gegeben hat. *Bacon* und *Buffon* und *Rousseau* haben die feste Regel, die sich in und außer dem Menschen offenbart, nicht rechnend erkannt, und die Sänge der *Ilias* und *Odyssee*, in deren Werken gewiß das Gesetz des reinen Denkens sichtbar ist, haben diese Werke, nicht rechnend, sondern rein denkend und dichtend gebildet. Reine Vernunft-Ideen und Vernunftschlüsse aus ihnen, das sind die Elemente des Philosophirens, und in allen classischen Philosophien als solche anerkannt und angewendet worden. Aber Studium der Mathematik ist eine wesentliche Vorübung zur Philosophie, denn es gewöhnt an das, von der Philosophie geforderte, durch keinen Schein verwirrte, keine Einbildung zerstreute und an unwandelbare Normen sich haltende Begreifen, Urtheilen und Schließen. In diesem Sinne ist das Platonische *ἰδέαι ἀγασμεναι* zu verstehen, das er daher auch an dem Eingang seiner Hallen den Fremden, nicht aber im Inneren seinen philosophischen Freunden zurief.

Das erste Postulat der Philosophie — Postulat in der mathematischen Bedeutung der unendlichen Ausdehnung der Linie, nicht in der neu-philosophischen genommen — ist das Bestehen der Vernunft und die Beförderung derselben ins Unendliche. So wie nun die Mathematik (man erlaube hier diese, bloß parallelisirende, Ansicht, und denke an Euklides Linien-Arithmetik in der Proportionslehre u. s. w.) die Linie, construierend, bis zu ihrer höchsten Potenz (im mathematisch-unendlichen und dem Weltenystem) wissenschaftlich verfolgt: so forscht der philosophirende Denker, speculirend, der Vernunft bis zu ihrer höchsten Dignität nach, und die Philosophie ist, ihrem Wesen nach, nichts anderes, als die gesunde Vernunft auf der höchsten Stufe ihrer wissenschaftlichen und praktischen Organisation. Wo die Vernunft ihres vollen Selbstbewußtseyns im höchsten Grade genießt, und sich bis auf die höchste

Dd

Stu-

redet, wo nach dem Zeugnisse des verdienstvollen Hn. Justizrath Rothe die Justizverwirrung so groß war, daß die Wohlthat der Vergleichs-Commissionen gewiß allda nicht zu verkennen ist, so wie es höchst undankbar seyn würde, die fast die Kräfte der Menschheit übersteigende Arbeit der Vergleichs-Commissarien zu verkennen.

Wenn man die Worte der Recension in ihrem wahren Gebrauche gegen die Einführung der Vergleichs-Commissionen in Holstein wieder herstellt, sind sie gewiß nicht für leidenschaftlich zu halten, da es eine gänzliche Unkunde der Gerichtsverfassung in Holstein verrathen würde, wenn man daselbst die Vergleichs-Commissionen auf einen anderen Fuß, als den in der Recension der Recension selbst gerühmten Preussischen einführen wollte. Rec. darf, oh-

ne zu viel zu thun, sagen, daß in keinem Lande eine bessere Justiz herrscht als in Holstein, und ist überzeugt, daß man sich nicht stark genug gegen die Einführung der Vergleichs-Commissionen erklären kann. Ist das leidenschaftlich, wohlan, so sind auch Leidenschaften hoher Grad von Pflicht! — Es ist nicht in der Recension des *Memoire* gesagt, daß den Parteyen unterlagt sey, nach mißlungenem Versuche der Vergleichs-Commissionen noch anderswo einen Vergleich zu stiften. Wer kann so etwas auch nur erfinden? — Daß in allen Real-Iniuriën *ex officio* verfahren werden soll, hält Rec. nach *Quistorp* nur mit den Grundsätzen einer guten Polizey-Ordnung für Recht, wenn gleich die classische Schrift des Hn. *Weber* hier gegen ihn ist.

GDZ.

## KURZE ANZEIGEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Wien*, b. Gerold: *Schematismus des kaiserlichen, auch kaiserlich-königlichen Hofes und Staates, besonders aber in der Haupt- und Residenz-Stadt Wien befindlichen höchsten und hohen unmittelbaren Hoffstellen, Chargen und Würden, niederen Collegien, Instanzen und Expeditionen nebst wie's; andern zum allerhöchsten Hof, den k. k. Erbprinzen und der Hauptstadt Wien gehörigen geistlichen, weltlichen und Militär-Bedienungen, Versammlungen, Stellen und Aemtern*. Mit Inhalt- und Namen-Register versehen. 1805. 536 S. 8. Die Erwartung, daß mit dem österreichischen Kaiserthume eine Verbesserung dieses Staatshandbuchs beginnen würde, ist noch nicht erfüllt, und bleibt daher jetzt auf das rühmliche Versprechen der *Degen'schen* Buchhandlung geheftet. Selbst die Erwerbungen durch die Friedens-Tractaten von Campo-Formio und von Luneville, namentlich die venetianische Provinz, sind noch nicht darin aufgenommen; überall auch das rühmliche Beyspiel des *Militär-Almanachs* unbefolgt geblieben. Rec. beschränkt daher diese Anzeige auf einzelne Wahrnehmungen, so wie sie sich nach der Seitenzahl folgen. S. 9 erlitt das Gesandtschafts-personale seit dem Abdrucke mehrere Veränderungen. Z. B. die neue Gesandtschaft bey dem oberrheinischen Kreise und bey Kurhessen fehlt; auch die bey Niedersachsen. S. 70 findet man das Personale der im Auslande so merkwürdigen Bücher-Censur. Es bestehet aus 13 Censoren und den Subalternen. Höchst weitläufig ist S. 319 der Commentar über ein *gräflich löwenburgisches Convict*, bey den P. P. *Piaristen in der Josephstadt*. — Außerst ausführlich ist gleichfalls das Verzeichniß der *Bothschafter, Gesandten, Abgesandten, Residenten, Abgeordneten, Räte, Reichshofraths-Hof-Agenten, wie auch Legationssekretär* (so ist bis auf die mangelhafte Orthographie die Gradation beobachtet) von der Stadt *Aalen* an, mit Inbegriff der Kaiser und Könige bis auf den Agenten der Gebrüder *Zyllmhard*. — S. 456 bemerkt man unter den Rittern des *Theresien-Ordens* 9 britische und 6 russische Officiere. — Der Abschnitt von *Ungarn* ist in lateinischer Sprache abgefaßt. — Die Zahl der Consuln füllt die S. 529 bis 536. In Triest allein residiren 21 auswärtige Agenten, unter welchen auch einer von der ionischen Republik sich befindet.

11 + 2.

ERDBESCHREIBUNG. *Leipzig*, b. Steinacker: *Reisen zu Wasser und zu Lande etc.* von Joh. Friedrich Kestler, königl. spanischem pers. Chirurg. Mit einem Kupfer. 1805. 352 S. 8. (1 Kthlr. 16 gr.) Als Chirurg ging Kestler (geb. i. J. 1742 zu Altenburg) wie so mancher junge Mensch, voll süßer Hoffnungen und Träume in die Welt, sein Glück in derselben zu suchen, und hegte ein ganz besonderes Verlangen übers Meer zu gehen, die *Eldorado's* aufzufuchen, welche die damals allge-

mein gelesebenen Robinsonaden so reizend schilderten, daß wirklich diesen Schilderungen die sogenannte neue Welt manchen ihrer Bewohner zu verdanken hatte. So kam er 1760 zu den preussischen Truppen, wurde aber 1763, nach geschlossenem Frieden, dienstlos, hing an zu wandern, nahm endlich 1769 kaiserliche Kriegsdienste, und kam nach Italien als Fourier. Im Jahr 1772 wurde die Anzahl der Fouriere vermindert; K. erhielt seinen Abschied, und ging in neapolitanische Dienste. Als Protestant kam er in Neapel in Verlegenheit, und mußte 1774 diese Stadt verlassen, worauf er in florentinische Seendienste ging, in welchen er 1775 von Seeräubern gefangen genommen und in die Sklaverey nach Algier geführt wurde. Hier erbarmte sich seiner der französische Consul, und nahm ihn 1777 in sein Haus, brachte es auch dahin, daß er im Sept. 1778 von spanischen Missionairs de *Nuestra Señora de la Redencion*, nebst anderen Sklaven, losgekauft wurde. Er kam hierauf in spanische Kriegsdienste, in welchen er bey verschiedenen Gelegenheiten verschiedene Theile Spaniens so genau kennen lernte, als wohl selten ein Reisender sie kennen lernen wird. Er giebt uns besonders gute Beschreibungen von Gibraltar, Barcelona, Barceloneta, ein Gemälde von Madrid, welches in mehreren Linien der kargen *Fischer'schen* Darstellung dieser Stadt weit vorzuziehen ist. Wir folgen ihm nach Frankreich in den Krieg, ziehen mit ihm nach Spanien, und lesen seine Schilderungen von den Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten etc. der Spanier mit Vergnügen. — Der Vf. sehnte sich endlich in sein Vaterland zurück, in den Ort, wo er erzogen worden war, und ging mit Urlaub, als Pensionair, zu seiner Schwester, deren Mann Pfarrer zu Frankenthal bey Gera ist. Hier kam er im Jul. 1803 an, und hier hat er seine Reisen geschrieben, und fühlt sich glücklich. Aber sein Schwager kann ihn nicht bey sich behalten, ohne sich und seiner kleinen Ökonomie zu schaden. Kestler ist ein Greis; er wird sein Vaterland wieder verlassen müssen. „Ich fühle es, sagt er S. 326, mein Herz wird bluten, wenn ich zum letztenmal die lieblichen Bäume und die trauten Blumen unter meinem Fenster begrüße, meine Augen werden in Thränen schwimmen, wenn ich zum letztenmal die kleine, einfache Laube besuche, in der ich diese Blätter niederschrieb, das Herz meiner Schwester wird brechen, wenn ich den letzten Bruderkuß auf ihre Lippen drücke, und von ihr auf ewig scheide, denn unsere Wege laufen hienieden nicht mehr zusammen; nur dort, wo der Geist unserer Aeltern weilt, werden wir uns wieder finden!“ — Man legt das Buch in der That nicht ohne Wohlwollen gegen den Vf. aus der Hand, der so viel Angenehmes und Nützliches erzählt hat, und ruft: Möge der Wunsch, in seinem Vaterlande sein Leben beschließen zu können, dem guten Alten gewährt werden!

V. S.

# Monatsregister

v o m

J u l i u s 1 8 0 5.

## Verzeichniß der im Monat Julius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

A.

- A**ccount of Louisiana 166. 81.  
Amori, de vicendevoli, di Petrarca et di Laura  
Nuova ediz. 166. 91.  
*Andres's* iehrreicher Zeitvertreib 173. 152.  
Anfangsgründe der Psychologie 161. 53.  
*Augustin*, die neuesten Entdeckungen in der Ame-  
neykunde. 4 Jahrgang 159. 36.

B.

- v. *Baezko's* Versuch e. Beschreib. Königsbergs 166. 92.  
*Bartholomaeo*, Jornandis vindiciae de Var Hun-  
norum 176. 176.  
von *Beethoven* Ouverture 179. 197.  
*Bells* Versuche über den Ackerbau, übersetzt von  
*Thaer*. 1 Th. 163. 65.  
*Benincori* Trois quatuors. Oeuvr. III 179. 199.  
*Bertele's* Handb. d. Minerographie einfacher Fos-  
silien 174. 155.  
Beschreibung d. Handlung in Triest u. Fiume 167. 102.  
Beyträge zur Kenntniß der Vergleichs-Eurich-  
tungen in Dänemark 211. 214.  
*Bief's* Naturgesch. f. d. Bürger u. Landmann 174. 159.  
*Bleßig*, Was haben wir als Christen zu fürch-  
ten etc. 1—5 Heft 178. 185.  
*Böhme's* Beleuchtung und Beantwortung der Fra-  
ge: Was ist Wahrheit? 161. 49.  
v. *Borcsanyi's* Abhandl. wie man den Anbau der  
Kürbisse vermehren kann 163. 71.  
*Borkhausen* u. *Günderrode*.  
*Brändl* Sinfonie pour plusieurs instruments 179. 197.  
v. *Buffon's* Naturgeschichte d. vierfüßigen Thie-  
re, nach *Campes* Lehrart bearbeitet 1 B. 174. 159.  
v. *Bülow's* u. *Hagemann's* praktische Erörterun-  
gen aus allen Theilen der Rechtsgelahrtheit.  
4 B. 157. 17. 158. 35.  
*Burkard's* Fest- und Casualpredigten 178. 190.

C.

- Cornelius Nepos*, französicher. Uebers. von  
*Müller* 166. 96.  
*Cröker*, der wohlanföhrnde Maler Neue Aufl. 163. 72.

D.

- DRtkey's* Kinderalmanach 167. 05.

E.

- Ebn-Hankoi* oriental Geographie, translated by  
*Onsfelt* 177. 177.  
*Enderavte* Gaunerlist u. Räuberschliche. 1 Th. 173. 152.  
*Ewald's* Entwürfe zu den Sonn- und Festtagspre-  
digen. 7 Jahrgang 178. 183.

F.

- Fielding* the history of Tom Jones f. Library  
*Flatt's* Magazin für christl. Dogmatik und Morat.  
8 St. Das 9—11 Stück v. *Siskind* besorgt 155. 1. 156. 9.  
*Florian's* oeuvres. XIII T. 174. 160.  
*Fricke* Methodik d. öffentl. Unterricht. 1 Th. 155. 7.  
*Fries* Anzeige der im kurpfalz-bayer. u. kurerz-  
kanzler. Staaten errichteten künstl. Gesund-  
brunnen 159. 59.

G.

- Gelegenheitsreden für das Landvolk. 10 Samml. 178. 191.  
v. *Günderrode* und *Borkhausen*, die Pflaumen.  
2 u. 2 Heft 163. 69.

H.

- Häberlin's* Staatsarchiv. 58—45 Heft 158. 27.  
*Hagemann* f. *Bülow*.  
*Hager*, de Var Hunnorum pariter atque Hunga-  
rorum disquisitio 176. 176.  
Handbuch, genealog. Reichs- und Staats-, auf d.  
J. 1803. 1 u. 2 Th., auf d. J. 1804. 1 u. 2 Th.  
168. 105. 169. 113.  
*Happach's* Materialien zu neuen Ansichten d. Er-  
fahrungsseelenkunde. 1 u. 2 St. 162. 57.  
Hauptrechnungs-Mammal. ökonomisches, für Ei-  
genthümer und Pachtinhaber 163. 71.  
*Hany's* Epigrammen u. vermischte Gedichte. 1 u.  
2 B. 179. 193.  
*Hentschli* Eptome entomologiae systematicae 174. 157.  
*Heyse's* allg. Wörterb. zur Erklär. der fremden  
Wörter 175. 161.  
*Hezels* neue hebräische Sprachlehre 177. 180.  
*Hirszel's* Bruchstücke u. Beschreibung von d. Ver-  
urtheilung des Administrators *Heinrich Häber-*  
*ling* von *Knorau* 164. 79.  
*Hoffmeister's* Grande Simphonie 172. 197.

I.

- Jäck*, kann man die richtige Pronunciation einer  
fremden Sprache erlernen? 176. 175.  
*Jonae et Obadiae* oracula Syriace ed. *Grimm* 177. 183.

K.

- Kessler's* Reisen zu Wasser und zu Lande 181. 215.  
Kirmesbüchlein 173. 152.  
*Klaproth*, der königl. preuss. u. kurfürstl. bran-  
denb. wirkliche geheime Staatsrath an seinem  
200jährigen Stiftungstage 160. 46.  
v. *Kotzebue's* Almanach dramatischer Spiele. 2  
u. 3 Jahrg. 164. 75.  
*Kyauß's* Factoren und Primasidenten 173. 151.  
Kren-

<i>Kroners bayer. Landtagshandlungen.</i> 1—8 B. 181, 212.	<i>Schmidt's Handbuch d. Staatsarzneykunde</i> 159, 33.
<i>Kunhard's skeptische Fragmente</i> 161, 55.	<i>Schönbeck III Quatuors. Oeuvr. XIV</i> 179, 199.
<i>L.</i>	<i>Schroiter's Geschichte des Prinzenraubes</i> 160, 47.
<i>Library. english, Authors in Prose.</i> 1—111 V. 177, 181.	<i>Schule, nützliche u. angenehme, zum Unterricht für Stadt- u. Landkinder.</i> 1 u. 2 Th. 3 Aufl. 168, 111.
<i>Livre, le, du second âge. 3 edit. augmentée d'un Vocabulaire français - allemand</i> 165, 87.	<i>Schwalbe f. Milton.</i>
<i>Michaux, Voyage à l'Ouest des monts Alleghany etc.</i> 169, 119.	<i>Snell's metaph. Unterhaltungen für Liebhaber</i> 162, 58.
<i>Millin monumens antiques inédits.</i> 1—9 Liefer. 173, 145.	<i>Sonntag, über Menschenleben, Christenthum etc.</i> 2 B. 1 u. 2 Th. 178, 187.
<i>Miltons u. Schwalbe's erster Unterricht in der engl. Sprache</i> 176, 175.	<i>de Sorregueta, Semana Hispano - Bascogada.</i> 1 u. 2 Th. 176, 169.
— — — — — neue engl. Sprachlehre 176, 175.	<i>Spalding's Geschichte d. christl. Königsreichs Jerusalems.</i> 1 u. 2 Th. 169, 114.
<i>Müllers Abriss der Länder- und Staatenkunde</i> 167, 97.	<i>Spasvogel's Raritäten.</i> 1 B. 173, 152.
<i>O.</i>	<i>Suskind f. Flatts Magazin für christl. Dogmatik.</i> T.
<i>Obadiae orac. f. Jonae etc.</i> P.	<i>T. ökonomisches Hauptrechnungsmanual. S. Hauptrechn.</i>
<i>Pfisters Geschichte von Schwaben.</i> 2 Buch 160, 41.	<i>Thaer's Beschreibung d. nutzbarsten neuen Ackergeräthe.</i> 1 u. 2 Heft 162, 59.
<i>de Proffe, commentationes mathematic. Fasc. I.</i> 173, 149.	<i>U.</i>
<i>R.</i>	<i>Ueber die Auswanderungen der Schwaben</i> 162, 63.
<i>Raccolta cronol. ragionata di documenti inediti che formano la Storia diplomatica della rivoluzione di Venezia.</i> 1 u. 2 Th. 166, 89.	<i>Ueber die Universität zu Königsberg</i> 166, 96.
<i>Ragout für die Iesewelt. Fünfte Schüssel</i> 173, 152.	<i>V.</i>
<i>Rasche, der Volkslehrer.</i> 1 Heft 161, 56.	<i>Vaucher, histoire des Conserve d'eau douce</i> 171, 129, 172, 157.
<i>Räthsel und Charaden</i> 173, 152.	<i>Vignola, der neue, oder Elementarbuch der Baukunst.</i> 1 Th. 173, 149.
<i>Reinhold über das Verhältniß des gesunden Verstandes etc.</i> 180, 201, 181, 209.	<i>Vignole, le, moderne</i> 173, 149.
<i>Ruffie, traits caractéristiques de l'histoire de, an XII</i> 160, 48.	<i>W.</i>
<i>S.</i>	<i>Walthers Handbuch der Forsttechnologie</i> 163, 70.
<i>Sach, Deutschlands wilde Gewächse, nach dem Linnéischen System geordnet.</i> 1 Th. 1 Bd. 172, 142.	<i>Weise's ökonomische Technologie.</i> 1—3 Th 170, 121.
<i>de Sacy, notice de la Geographie orientale d'Ebn-Haukal</i> 177, 177.	— — — der vollkommene Bier- u. Eßigbrauer 170, 122.
<i>Schematismus des kaiserl. Hofes in Wien</i> 181, 216.	<i>Wernburgs erste allg. Rechenlehre</i> 173, 147.
<i>Schlichtegroll, Dactylothea Stofchiana.</i> 2 B. 1 Heft 173, 146.	<i>Wuensche, enumeratio plantarum circa Vitebergam</i> 172, 143.
— — — — — D. St., ou Collection de toutes les pierres gravées etc. 173, 147.	<i>Z.</i>
	<i>Zabeonis Expositio Symboli, quae prodiit Patavii 1700</i> 166, 95.
	<i>Zahn's Versuch einer Erläuterung der gothisch. Sprachüberreste in Neapel u. Arezzo</i> 175, 167.

## II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

<i>Ahl in Coburg</i> 162.	<i>v. Günderrode und Borkhausen in Darmstadt</i> 163.	<i>Paschoud in Genf</i> 171, 172.
<i>Akademische Kunst- und Buchhandlung in Berlin</i> 172.	<i>Hahn, Gebr. in Hannov.</i> 157, 158, 162.	<i>Perthes in Hamburg</i> 180, 181.
<i>Akadem. Buchh. in Dorpat</i> 177.	<i>Hartknoch in Riga</i> 178.	<i>Peterßen in Altenburg</i> 161.
<i>Attenkofer in Landshut</i> 174.	<i>Hendel in Halle</i> 175.	<i>Rabenhorst in Leipzig</i> 175.
<i>Bachmann u. Gundermann in Hamburg</i> 174.	<i>Hennings in Erfurt</i> 170 (2).	<i>Realschulbuchhandl. in Berlin</i> 165.
<i>Bädecker u. Kürzel in Duisburg</i> 177.	<i>Hering, Göbbels u. Unzer in Königsberg</i> 166.	<i>Reclam in Leipzig</i> 171, 172.
<i>Beck in Aarau</i> 164.	<i>Hoffmann in Hamburg</i> 162.	<i>Richter in Leipzig</i> 166, 173.
<i>Cadell d. j. u. Davis in London</i> 177.	<i>Hoffmeister und Kühnel in Leipzig</i> 170 (5).	<i>Römhild in Lübeck</i> 161.
<i>Claß in Heilbronn am Neckar</i> 160.	<i>König in Stralsburg</i> 178.	<i>Rosa in Venedig</i> 166.
<i>Comptoir f. Lit. in Leipzig</i> 174.	<i>Krüll in Landshut</i> 159.	<i>Rottmann in Berlin</i> 159.
<i>Cotta in Tübingen</i> 158.	<i>Kühne in Wittenberg</i> 175.	<i>Schulz in Kopenhagen</i> 181.
<i>Cröcker'sche Buchh. in Jena</i> 163.	<i>Kummer in Leipzig</i> 162.	<i>Schulze in Oldenburg</i> 175.
<i>Degen in Wien</i> 163.	<i>Langbein und Klüger in Rudolstadt</i> 167, 174.	<i>Schumann in Leipzig</i> 167.
<i>Didot d. j. in Paris</i> 160, 177.	<i>Laroche in Paris</i> 175.	<i>Seifert in Bremen</i> 178.
<i>Dienemann u. C. in Penig</i> 163.	<i>Lentner in München</i> 181.	<i>Stahel in Würzburg</i> 178.
<i>Duyle in Salzburg</i> 178.	<i>Levrant, Schoell u. C. in Paris</i> 169.	<i>Steinzecker in Leipzig</i> 181.
<i>Fleischer in Leipzig</i> 174.	<i>Longas in Pamplons</i> 176.	<i>Steudel und Keil in Gotha</i> 177.
<i>Frauenholz in Nürnberg</i> 173.	<i>Lübecks Erben in Baireuth</i> 168.	<i>Tasché u. Müller in Gießen</i> 162, 163.
<i>Fulgoni in Rom</i> 176.	<i>Martini in Leipzig</i> 175.	<i>Unzer in Berlin</i> 179.
<i>Gabler in Jena</i> 175.	<i>Matzdorf in Berlin</i> 160, 175.	<i>Varrentrapp und Wenner in Frankfurt a. M.</i> 168, 169.
<i>de la Garde in Berlin</i> 164.	<i>Merle in Verona</i> 166.	<i>Verlagsbuchhandl. in Pirna</i> 176 (2).
<i>Gehr u. C. in Breslau u. Leipz.</i> 175.	<i>Montag u. Weiss in Regensburg</i> 159.	<i>Verlagshandl., neue, in Schneeberg</i> 161.
<i>Gerold in Wien</i> 181.	<i>Mylius in Berlin</i> 169.	<i>Vieweg in Braunschweig</i> 175.
<i>Göbbels u. Unzer in Königsb.</i> 166 (2).	<i>Orlandini in Triest</i> 167.	<i>Vollmer in Hamburg u. Mainz</i> 166.
<i>Goldstamm in Danzig</i> 172.		<i>Waldeck in Münster</i> 167.
		<i>Wilson u. C. in London</i> 176.
		<i>Zimmermann in Wittenberg</i> 172.

### III. Intelligenzblatt des Julius.

#### Bemerkungen über Literatur und Kunst.

Nachricht über den Unterricht der Taubstummen  
in verschiedenen Gegenden Europa's 72. 609.  
Stimmung des Orchesters 72. 615.  
Proben 73. 623.  
Tempo 74. 631.  
Stellung der Instrumente 75. 659.

#### Ankündigungen.

Akademische Buchh. zu Frankf. a. d. O. Verl. 81. 695.  
Baumgärtnerische Buchhandl. in Leipzig Verl. 79. 676.  
Breitkopf u. Härtel in Leipzig Verl. 81. 691. 692. 694.  
Bücher, neue unterhaltende, für Lesegesellschaften  
und Lesebibliotheken 82. 704.  
Cabanis Rapport du physique et du moral de  
l'homme 82. 702.  
Cuviers anatomie comparée 82. 702.  
Darmmann in Züllichan Verlag 83. 711.  
Dieterich in Göttingen Verl. 78. 667. 84. 718.  
Ernst in Quedlinburg Verl. 78. 669.  
Fleischers Buchh. in Leipzig Verl. 83. 709. 712.  
Franzen und Große Verl. 80. 687.  
Fröhlich in Berlin Verl. 75. 687. 78. 670.  
Gädicke, Gebr., in Berlin Verl. 74. 632.  
Gefners in Zürich Verl. 79. 613.  
Göbhardt in Bamberg u. Würzb. Verl. 77. 664.  
Göthes in Leipzig Verl. von Disputationen und  
akademischen Schriften 84. 717.  
Hackers ausführl. Predigtentwürfe, 2 Samml. 79. 679.  
Hartknocks in Leipzig Verl. 77. 661.  
Harzi, die ächten Ansichten der Waldungen u.  
Förste, 2 B. 81. 695.  
Henningische Buchh. in Erfurt Verl. 74. 627.  
Herrmann Bastard von Orleans 83. 710.  
Hertels in Leipzig Verl. 79. 680.  
Industrie-Comtoir in Leipzig Verl. 79. 675—678. 679.  
81. 692. 693. 694. 83. 707.

Joachims liter. Magazin in Leipzig 82. 702.  
Joachimsche Buchh. in Leipzig Verl. 82. 703.  
Keil in Magdeburg Verl. 73. 613. 74. 631. 75. 638.  
Knick in Erfurt Verl. 80. 688. 81. 696. 83. 709.  
Marshall's Taschenbuch für Gold-, Silber- und  
Metallarbeiter etc. 3 Aufl. 82. 702.  
Martini in Leipzig Verl. 84. 717.  
da Matthaei accurata cod. graec. mss. bibliothecarum  
mosquens. sanctissimae synodi notitia et  
recensio. II Vol. 82. 704.  
Mauers in Berlin Verl. 77. 661.  
Mohr in Frankf. a. M. Verl. 84. 718.  
Oehmigke d. j. in Berlin Verl. 80. 685.  
Perthes in Gotha Verl. 82. 701. 702. 83. 710.  
Pierde-Arzt, der Pariser Taschen-, 10 Aufl. 82. 703.  
Reichsbothe, der. 2 St. 82. 701.  
Rein u. C. in Leipzig Verl. 82. 702.  
Reinhardt's Predigt am 2. Bußtage 1805 beym kurf.  
sächsl. evangel. Hofgottesdienst zu Dresden ge-  
halten 80. 688.  
Rinkische Buchh. in Altenburg Verl. 84. 715.  
Röffig elementa-juris romani. T. I. 82. 704.  
Schumanns in Ronneburg Verl. 72. 615. 73. 621. 622.  
75. 640. 76. 655.  
Schüppelsche Buchh. in Berl. Verl. 80. 687.  
Seegers in Leipzig Verl. 79. 680.  
Steuert's Justiz- und Polizey-Rügen. 2 Jahrg. 75. 637.  
Steinackers in Leipzig Verl. 81. 695.  
Sternberg's Literaturzeitung für die Medicin.  
2 Jahrg. 2 Hefte 75. 617.  
Stettinische Buchh. in Ulm Verl. 84. 716.  
Steudel u. Keil in Gotha Verl. 75. 635. 76. 653.  
Uebersetzungsanzeige von Traité elementaire  
d'Art militaire par Gay de Vernon 77. 664.  
Verlagshandlung, der, in Schneeberg, Schriften  
zur Jubiläumfeier 1805 73. 619.

#### Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Adelung in Petersburg	84. 713	Hartmann in Wien	81. 690.	Ramsay in Stockholm	77. 659.
Albers in Bremen	81. 689.	Heeren in Bremen	79. 675.	Regner in Stockholm	79. 676.
Armselt in Stockholm	79. 673.	Heinecke in Berlin	79. 673.	Ritter in Berlin	79. 673.
Azzuni in Paris	77. 648.	Herholdt in Kopenhagen	81. 690.	Rosenblad in Stockholm	79. 676.
Bang in Kopenhagen	79. 675.	Hermes in Kiel	75. 655.	Ruff in Mainz	79. 675.
Bartholdy in Stettin	84. 715.	Hüllerström in Stockholm	79. 673.	Schelle in Leipzig	79. 676.
Beauchêne in Paris	79. 674.	Hjerne in Stockholm	77. 659.	Schmidt in Wien	81. 690.
Bredenkamp in Bremen	79. 675.	Hortig in Bückeburg	75. 686.	Schow in Kopenhagen	75. 634.
Brial in Paris	79. 676.	Jefferson in Paris	81. 690.	v. Schwarzkopf in Frankfurt am Mayn	75. 655.
Cederström in Stockholm	77. 659.	Kaltenstein in Wien	79. 673.	Sell in Stettin	84. 715.
Ceray in Paris	79. 676.	Keller in Herrenalb	79. 674.	v. Siebold in Würzburg	79. 676.
v. Croll in Helmstädt	75. 635.	Koch in Stettin	84. 715.	Steffens in Halle	84. 716.
Cronstrand in Stockholm	77. 659.	Kolmodin in Upsal	79. 673.	Suedenstjerna in Stockholm	79. 676.
Dillenius in Rathmannsweiler	79. 674.	Krahner in Leipzig	75. 634.	Sverstrup in Kopenhagen	75. 634.
Dobrowsky in Petersburg	73. 618.	Krug in Berlin	79. 673.	Tertina in Großwardein	75. 635.
Dubois in Paris	79. 674.	Krusenstjerna in Stockholm	77. 659.	Thorvaldsen in Kopenhagen	79. 675.
Duburg in Agen	77. 660.	Langermann in Bayreuth	75. 635.	Tibell in Stockholm	77. 659.
Dutenkofer in Thummlingen	79. 675.	Lengren in Stockholm	79. 676.	Tingradiur in Stockholm	79. 676.
Eberhard in Halle	79. 673.	Leutwein in Pfullingen	79. 675.	Törne in Stockholm	77. 659.
Ebers in Berlin	79. 674.	v. Levelling in Landsbut	84. 713.	Voss in Halle	79. 676.
Elben in Albrshausen	79. 675.	Lidströmer in Stockholm	79. 676.	Ualdmann in Hadamar	79. 674.
Emmert in Tübingen	79. 674.	Linrot in Stockholm	79. 676.	Wegener in Berlin	79. 674.
Federbach in Landsbut	84. 715.	Marjolin in Paris	79. 674.	Wegscheider in Göttingen	75. 635.
Ficker in Paderborn	81. 689.	Masrellet in Stockholm	79. 673.	Weidlich in Rosowadze	79. 676.
Fonke in Fitchbeck	75. 635.	Maurer in Berlin	79. 674.	Weisse in Leipzig	75. 634.
Galar in Linz	79. 674.	Milleroys in Aven	77. 660.	Wirgin in Stockholm	77. 659.
Gers in Stockholm	79. 676.	Mohl in Württemberg	79. 674.	Wiss in Leipzig	79. 676.
Gmelin in Tübingen	79. 674.	Mörner in Stockholm	77. 659.	Wolf in Halle	79. 673.
v. Gücking in Petersburg	75. 635.	Müller in Kopenhagen	77. 659.	Wundram in Ebeldshausen	84. 715.
Heberle in Erfurt	75. 635.	Niethammer in Würzburg	75. 635.	Zarnack in Berlin	79. 674.
Hagström in Stockholm	77. 659.	Norby in Stockholm	77. 659.	v. Zeiller in Wien	79. 675.
Harles in Erlangen	75. 635.	Nöfse in Halle	79. 673.	Zibet in Stockholm	79. 676.
Hartig in Mergentheim	84. 713.	Raja in Kopenhagen	81. 690.		

# N e k r o l o g.

<i>Beck</i> in Wien	81. 691.	<i>Heinzelmann</i> in Salzwedel	75. 636.	<i>Mayer</i> in Saratow	81. 690.
<i>Beyer</i> in Schneeberg	81. 691.	<i>v. Helmholt</i> in Gotha	75. 636.	<i>Meyer</i> in Breslau	81. 692.
<i>Brodhagen</i> in Itzehoe	81. 692.	<i>v. Jellens</i> in Innsbruck	75. 636.	<i>Paley</i> aus Peterborough	81. 692.
<i>Bruckner</i> in Neubrandenburg	81. 692.	<i>Kaibel</i> in Mannheim	75. 636.	<i>Schelle</i> in Salzburg	75. 636.
<i>Dellebasse</i> in Paris	75. 636.	<i>Kallies</i> in Ludwigslust	84. 714.	<i>Schorcht</i> in Jena	81. 692.
<i>Dürr</i> in Maynz	81. 691.	<i>Klocker</i> in Wiblingen	84. 714.	<i>Schroger</i> in Zeitz	81. 692.
<i>Ermann</i> in Potsdam	81. 691.	<i>Knorre</i> in Narva	81. 691.	<i>Villoison</i> in Paris	75. 636.
<i>Fontana</i> in Florenz	84. 713.	<i>Kohlmann</i> in Nürnberg	75. 636.	<i>Vossmann</i> in Heidelberg	75. 636.
<i>Gabler</i> in Wemdingen	81. 691.	<i>Koreff</i> in Breslau	81. 691.	<i>Walther</i> in Dresden	81. 692.
<i>Gerber</i> in Straßburg	81. 692.	<i>Lahner</i> in Nürnberg	75. 636.	<i>Watson</i> in Miesau	81. 691.
<i>Heeren</i> in Bremen	81. 692.	<i>Link</i> in Heidelberg	75. 636.	<i>Wurthwehr</i> in Wien	81. 692.

## Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Agen, Sitzung d. Gesellsch. d. Ackerb., d. Wissensch. u. Künste	77. 660.
Barcelona, königl. Handelsocietät	77. 660.
Cassel, Akademie d. bildend. Künste	81. 690.
Erfurt, außerordentl. Sitzung d. Akad. nütz. Wissenschaften	77. 667.
— Vorles. in der Akad. nütz. Wissensch.	77. 657.
Gleims testamentarische Preisaufgabe	74. 625.
Mannheim, in, feyerte d. Casino Klopstocks-Andenken	84. 716.
Kopenhagen, Vertheil. d. Prämien v. Kronprinz.	81. 690.
Neuyork, Stiftungen daf.	77. 658.
St. Quentin, Preisvertheil. in d. Zeichenschule	77. 659.
Rouen, Sitzung d. freyen Gesellschaft der Nach-eiferung	77. 660.
Waad, Preisaufg. d. kleinen Raths im Canton	77. 657.
Wien, Preisverth. des k. k. medicin. chirurg. Josephs-Akademie	81. 689.

## Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

### Schul- und Universitäten-Chronik.

Von Berlin	78. 666.
— Erfurt	75. 634.
— Erlangen	75. 633.
— Frankfurt a. d. Oder	75. 634.
— Göttingen	78. 665.
— Jena	75. 633.
— Leipzig	82. 697.
— Mannheim	75. 634.
— Marburg	78. 665.
— Prag	75. 634.
— Tübingen	82. 700.
— Wittenberg	82. 698.

## Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Aspremont's Anlage eines botanischen Gartens	74. 627.
As's Druckfehleranzeige	84. 720.
Baden, Verordnung daf., die Organisation des Sanitätswesens betreffend	74. 626.
Bayern, Kurf. von, errichtet eine Forstschule	74. 627.
Bern, Verordnung der Regierung in, auf Veranlassung einer Beschwerde des Stuttgarter Hofes	83. 708.
Bernhardi reist nach Tyrol	84. 716.
Bücherverkauf	80. 688.
Campanhaufen vermacht seine Bibliothek dem Departement des Inneren zu Petersburg	81. 700.
Decret, franz. kaiserl., die Kirchenbücher betreffend	85. 708.
Desgenettes und Dumeril sind von Paris nach Spanien abgereist	82. 702.
Dobrowitzky übergiebt dem russ. Kaiser seine Manusc. Samml.	78. 613.
Druckfehleranzeige, Lit. Zeit.	75. 167.
— — Intell. Bl.	58. 500.
Eilwangen, Generalrescript aus, die persönliche Medicinalverfah. Neuwurtemberg betreffend	74. 625.

Gall's, über, Vorlesungen in Halle	85. 705.
Giesecke reist nach Grönland	84. 716.
Götting's Anzeige, betreffend sein pharmaceutisch-chemisches Institut	78. 672.
Grönigen, Nachricht von dem dortigen Taubstummeninstitute	75. 620.
Ghatsk, Kaufmannschaft daf., sammelt ein Capital zur Errichtung einer Commerschule	74. 627.
Gutfeld, ein paar Worte an den Hn. Medicinalrath Gebel in Berlin	76. 666.
Hantelmanns Auktionsanzeige	78. 671.
v. Hoffmanns Wittwe Testamentsvermachung	74. 627.
Holland, Befehle der Regierung in, die grammatischen Schriften von Siegenbeck u. Weyland betreffend	78. 619.
Hubers Kupferstichsammlung vom Herzog in Gotha gekauft	74. 626.
Jena, Anzeige der Expedition der A. L. Z.	78. 671.
Karl IV, Königs von Spanien Decret, die Pressfreiheit betreffend	84. 716.
Lukas reist nach Tyrol	84. 716.
Martens Auktionsanzeige	78. 671.
Miesau, Eröffnung d. neuen kurz. Kreischule	78. 667.
München, Nachrichten über die dasige Hof- und Nationalbibliothek	74. 628.
Nicole, d. Abbé, geht nach Frankreich	73. 618.
Ossolinsky erweitert sein Bibliotheksgebäude	74. 626.
Petersburg, Nachrichten aus, über russische Literatur	78. 618.
Philosophie, über den Vortrag der, in den bayerischen Lyceen	83. 705.
Richters Berichtigung	79. 630.
Rinkische Buchh. in Altenburg Anzeige	80. 688.
Rom, Kunstinrichten aus	73. 617.
Rubens Gemälde, die Abnehmung Jesu vom Kreuze, wird von Hodges copirt	72. 622.
Schoders Anzeige	78. 672.
Schulorganisationsplan, preussischer, wird auszuführen angefangen	84. 715.
Seetzen's Nachricht von den in der Levante befindlichen Buchdruckereyen	76. 641.
Stettin, Nachrichten üb. die Schulanstalten daf.	84. 715.
Stockholm, in, bekommt die Militärsocietät einen neuen Namen	77. 659.
Teleki kauft den Codex des Tacitus aus Strassburg und das daselbst befindliche Portrait vom König Matth. Corvinus	74. 626.
Termin, der, zur Concurrenz des Preises für das beste Lehrbuch der Menschenliebe wird verlängert	77. 667.
Uebersetzungsanzeige von Valentin's Traité de la fièvre jaune d'Amerique	81. 696.
Ukafen, russisch-kaiserl.	80. 682.
Wilhelm III, König von Preussen, erhöht den Gehalt einiger Lehrer in Heiligenstadt	79. 676.
— — kauft das Mineralienkabinet des Prof. Peter in Halle	84. 716.
— — kauft Bock's Gemäldesammlung	74. 626.



Gesamtheit der Zeit, in welcher er gelebt  
hat, etwas näher aneinander zu setzen.

Von dem Künstler, welcher es unternimmt, Poly-  
pots Bilder nach Beschreibungen bildlich wieder

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

nes und Geralliges überall vorwalten zu lassen. Im  
Falle des Gelingens müßte freylich ein solches Ver-  
fahren weder das Knächtige, Grofse, in den Formen  
benachtheiligen, noch den Ausdruck oder die Be-  
deutung schwächen, das Mächtige, das Starke wür-  
de



Ellwangen, Generalrescript aus, die persönliche  
Medicinalverfah; Neuwittenbergs betreffend 74. 689.

**Prof. Dr. phil. habil.**

## Über Polygnots Gemälde

auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi, mit Beziehung auf die von Fr. und Joh. Riepenhausen entworfenen Umriffe und Erläuterung derselben.

Zur weimarischen Kunstausstellung vom Jahr 1803 wurden von den Gebrüdern Fr. und Joh. Riepenhausen aus Göttingen eine Folge gezeichneter Umriffe, Figuren und Gruppen eingesendet, nach der Beschreibung des Pausanias von einem der Gemälde des Polygnots in der Lesche zu Delphi entworfen. Diese Bemühungen der Hn. Riepenhausen wurden schon damals vom Publicum günstig aufgenommen; auch haben wir ein Programm zum 1ten Band der Jemischen Allgemeinen Literatur-Zeitung 1804 derselben öffentlich als einer verständig ausgedachten Unternehmung Meldung gethan, und über den Kunstwerth der Ausführung die erforderlichen Bemerkungen hinzugefügt. Weil aber die genannten Künstler bey ihren eingesendeten Entwürfen keine Zusammenstellung des Ganzen versucht: so fanden wir uns erlanst, nicht nur unsere Gedanken von den Malereyen des Polygnots in der Lesche zu Delphi überhaupt mitzutheilen, sondern auch, so weit bloß typographische Mittel zureichen mochten, durch besondere Tafeln die wahrscheinliche Anordnung jener Gemälde darzustellen. Die Zeichnungen der Hn. Riepenhausen umfassten indeß nicht das Ganze, was Pausanias von Polygnots Gemälden in der Lesche zu Delphi berichtet hat; sie beschränkten sich vielmehr bloß auf den Inhalt des einen großen Gemäldes an der rechten Seite oder Wand, welches an dem einen Theil die Eroberung von Troja, an dem anderen die Verherrlichung der Helena und die Heimfahrt der Griechen bedeutete.

Unsere Künstler haben ihre Zeichnungen, seitdem wir solche gesehen, nochmals revidirt, in Kupfer gestochen, und nunmehr in Dietrichs Verlage zu Göttingen in 14 Blättern Quer-Fol. nebst noch einer neu hinzugekommenen Tafel, welche die Composition des ganzen Werks zeigen soll, erscheinen lassen, begleitet von einer gedruckten Erläuterung auf 1 Seiten in 4, denen das Gebäude der Lesche im Aufs- und Grundrisse vorgesetzt ist.

Zur Recension dieses Werks aufgefordert (vgl. No. 14 dieses Jahrg.), verbinden wir mit derselben gegenwärtig noch die Absicht unsere in dem oben erwähnten Programm vom J. 1804 bereits dargelegten Gedanken über Polygnots Geist und Kunst, vornehmlich aber über die Zeit, in welcher er gelebt hat, etwas näher aneinander zu setzen.

Von dem Künstler, welcher es unternimmt, Polygnots Bilder nach Beschreibungen bildlich wieder  
J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

darzustellen, darf man weder das Unmögliche fordern, noch etwas Überflüssiges oder Zweckloses verlangen. Unter dem Unmöglichen verstehen wir aber getreue Bilder der ursprünglichen Gestalten, Gebärden, Bekleidungen etc., welche einen vollkommen bestimmten Begriff, ja die klare Anschauung der Specialeigenschaften jener verloren gegangenen Bilder gewähren könnten; dieser ist auch wohl nur in dem Falle noch zu hoffen, wenn etwa zufällig alte Copien derselben aufgefunden würden. Überflüssig wäre unter den gegebenen Umständen ein geistloses Nachäffen des älteren etwas steifen griechischen Kunstgeschmacks: denn wiewohl höchst wahrscheinlich Polygnots Arbeiten von demselben noch nicht völlig befreit gewesen sind, so ist es doch keineswegs diese Alterthümlichkeit, warum Werke des gedachten großen Künstlers, wenn auch jetzt noch dergleichen im Original vorhanden wären, vornehmlich zu schätzen oder nachzuahmen seyn dürften, weil unter den, uns noch übergebliebenen, Resten der griechischen Kunst ohne allen Zweifel sich vieles von schönerem Geschmack, genauer abgewogenen Formen, und also von dieser Seite betrachtet, auch Mustermäßigeres findet. Allein der ernste hohe Sinn mit reiner Naivetät im Bunde, mit bewundernswürdigem Vollgehalt und verständiger Zweckmäßigkeit in der Wahl aller zur beabsichtigten symbolischen Darstellung des Gegenstandes dienlichen Motive, das sind die großen nacheiferswerthen und vermuthlich niemals übertroffenen Verdienste, welche Polygnots Ruhm durch alle Zeiten getragen haben und noch tragen werden; wir halten sie aber keinesweges für Dinge, die von dem damals herrschenden Nüancen im Geschmack der Ausführung abgehungen, oder dieselben nothwendig wieder bedingen, sondern für ewige Grundlagen der Kunst überhaupt im höchsten Sinne. Die Hn. Riepenhausen haben sich demnach Ansprüche auf Beyfall und Dank von den Kunstfreunden erworben, weil sie in ihrem Darstellungsversuch des Gemäldes auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi den alten strengen etwas steifen Geschmack, als zur Sache nicht wesentlich nothwendig, vermieden, hingegen die löbliche Ablicht verrathen, Mannichfaltigkeit, Schönes und Gefälliges überall vorwalten zu lassen. Im Falle des Gelingens müßte freylich ein solches Verfahren weder das Knächtige, Grobe, in den Formen benachtheiligen, noch den Ausdruck oder die Bedeutung schwächen, das Mächtige, das Starke wür-

de dem schönen Zarten gegenüber nur noch gewaltiger erscheinen, und dieses im Gegensatz mit jenem noch mehr Anmuth erhalten. Hier aber könnte man von dem Künstler, der es übernehmen will, Bilder des Polygnot wieder darzustellen, billig etwas mehr verlangen, als in den Blättern der Hn. Riepenhausen geleistet worden. Denn was wir schon ehemals gegen ihre gezeichneten Entwürfe zu erinnern nöthig gefunden, ist grösstentheils auch jetzt noch gegen die Kupferstiche geltend zu machen, nemlich die Umrisse der Fig. sind gar oft fehlerhaft, das Verhältniß der Theile ist nicht genau beobachtet, Ausdruck und Charakter sollten wahrhafter, abwechselnder und kräftiger seyn; Greise erscheinen weder alt, noch abgelebt, Kinder eben so wenig wahrhaft kindlich, die Frau ist nicht gegen die Magd, der Herr nicht vom Diener gehörig unterschieden.

Ogleich, dem Gefagten zufolge, Darstellungen der Polygnotischen Gemälde in treuer Übereinstimmung mit den Urbildern durch neu verfertigte Entwürfe nach des Pausanias Beschreibungen unter die unmöglichen Dinge zu rechnen sind: so muss man dennoch wünschen, ja wir empfehlen es allen strebenden, willigen, talentvollen Künstlern gelegentlichst, dass die Sache noch nicht als abgethan durch die Riepenhausischen Entwürfe, deren Verdienst wir übrigens nicht miskennen, betrachtet, sondern vielmehr als eine sehr reichhaltige, für die Darstellung besonders günstige Aufgabe angesehen werden möge, welche Mehrere mit gutem Erfolg bearbeiten können. Das Werk des Pausanias ist in dieser Hinsicht ein reicher, noch wenig benutzter Schatz; und unter das Kostlichste, was derselbe enthält, gehören ohne Zweifel die Beschreibungen von den Gemälden des Polygnot. Auch das schönste Talent wird schwerlich einen günstigeren Gegenstand wählen können, um seine Kräfte zu prüfen.

Wenn es aber bey einem solchen Unternehmen dem Künstler erlaubt seyn muss, der vom Pausanias uns überlieferten Nachrichten sich mit Freyheit zu bedienen, und ohne den altgriechischen Kunstgeschmack nachzuahmen, der wahrscheinlich in Polygnots Original-Gemälden herrschte: so wird ihm hingegen ein genaueres Forschen nach der wahrscheinlichen Anordnung der einzelnen Figuren und Gruppen zum Ganzen in jenen Gemälden um so mehr nützlich, ja unentbehrlich seyn, als eben diese Anordnung in den Geist des Werks wesentlich eingreift, die symbolische Art darzustellen, deren sich Polygnot bedient hat, motivirt, und wieder von derselben motivirt wird. Da nun die Riepenhausische Tafel, welche die Anordnung des ganzen Gemäldes auf der rechten Seite der Lesche zeigen soll, unter den von diesen Künstlern dem Publicum übergebenen Entwürfen gerade der unbefriedigendste ist: so haben wir die unserm Ermessen nach nöthigen Abänderungen mit demselben vorgenommen, und legen nun in der beygefügt Kupfertafel einen neuen Versuch Kunstfreunden und Alterthumsforschern zur Prüfung dar.

Schon Caylus in seinem Entwurf eben dieses Gemäldes fehlte vornehmlich darin, dass er Polygnots symbolisch gedachte Figuren in die dramatische Compositionsform der neueren Malerey zwingen wollte, und gleichen Irrthum haben auch die Hn. Riepenhausen jetzt begangen, wiewohl sie im Übrigen den antiken Sinn und Geschmack weit besser ausgedrückt, als der Franzose, oder mit anderen Worten, sie haben, nachdem ihnen gelungen, dem Grafen Caylus weit vorzuschreiten, sich doch auf diesem Punkt wieder gegen ihn zurück gewendet. Man vermisst in ihrer Tafel das Hüben und Drüben, Gegensatz und Gleichgewicht, wie auch die durchlaufenden Linien, worauf, dem Princip von symmetrischer Anordnung zufolge, der alte Maler seine Figuren und Gruppen gestellt. Man kann zwar das Werk als ein Doppelgemälde ansehen, es ist vielbedeutend, voller Sinn und Gehalt in allen seinen Theilen; nichts destoweniger muss alles unter sich in Verbindung gebracht seyn, alles muss als ein geordnetes Ganzes ohne Verwirrung erscheinen. Die Figuren der beiden einander entgegengesetzten Hälften dürfen demnach nicht von ungleicher Grösse seyn, wie solches, wahrscheinlich um den laiblichten Unterschied merklicher zu machen, auf der Tafel der Hn. Riepenhausen der Fall ist. Sie verfehlen den wahren Sinn endlich auch noch besonders damit, dass die Stadtmauer, welche Epos einzuwerfen sucht, als eine wirkliche Trennung der einen Hälfte des Gemäldes von der andern gebraucht wird, wodurch Polygnots gemalte Dichtung in ihrer hohen symbolischen Würdigkeit einbüsst, und einen unangenehmen Zusatz von gemeiner Realiterhält, wie jedermann gleich fühlen und einsehen muss, der mit den Werken der alten Kunst nicht blos oberflächlich bekannt ist.

Da unsere Tafel keine neue oder veränderte Darstellung der einzelnen Theile beabsichtigt, sondern nur die Berichtigung der Composition des Ganzen: so konnten wir uns auch der Riepenhausischen Figuren und Gruppen grossentheils wieder bedienen, damit den Sachkundigen die Vergleichung beider Tafeln desto bequemer werde; jedoch sind wir ihnen über die vorgenommenen Abänderungen Rechenschaft zu geben schuldig.

Erfürlich haben wir alle Figuren von gleicher Grösse gehalten, und auf parallele Linien gesetzt haben angenommen, dass die unterste Reihe derselben nicht wie nach einem perspectivischen Plane gleichsam vertieft im Bilde, sondern unmittelbar übereinem etwas vorspringenden Gesims oder Endigung einer hohen Lambris gemalt gewesen. Daher werden die sämtlichen Figuren zur Linken tiefer gerückt; das Kind, welches erschrocken zum Vortritt flüchtet, worauf der Harnisch liegt, von der Gruppe der Laodice mehr abgesondert, wie selbst der Ort zu verstehen giebt; auch darf es als eins der bedeutendsten Motive im ganzen Stück frey in die Augen fallen, und weil Polygnot die Ursache der Furcht des Kindes von der Gruppe des Neoptolem's, der die T

janer noch verfolgt, abzuleiten scheint, so wurde es deswegen mit derselben durch die Linie in Verbindung gebracht. Ferner glaubten wir dem Sinn der Darstellung sowohl, als der Beschreibung des Pausanias gemäß, den Raum zwischen den Figuren der beiden Attiden und der Wohnung des Antenors dergestalt vergrößern zu dürfen, daß höher hinauf der Hause erschlagener Trojer Platz gewann, welcher sodann in der symmetrischen Anordnung des Ganzen jener Gruppe gegenüber steht, wo man auf der andern Seite des Gemäldes die Gezelte abbrechen sieht.

Odyseus wurde herum gewendet, weil sich vom Polygnot nicht erwarten läßt, daß er ihn, den Klügsten und Vorsichtigsten der griechischen Helden, mit dem Unbefonnensten derselben in Verbindung gebracht, wohl aber etwa in hoher sittlicher Absicht, durch Charakter und Handlung verschieden, beide neben einander wollte contrastiren lassen.

Epeus, der die Mauer niederreißt, ist als Symbol höchst bedeutend; deswegen sowohl, als weil ihn Pausanias gleich vor dem Polypoites und Akamas nennt, mußte er neben sie und in die unterste Reihe gesetzt werden; denn so entfernt, verkleinert, zu oberst in das Bild verwiesen, und an den unendlichen Stadtmauern sich abmüdend, wie man ihn auf der Riepenhausischen Tafel erblickt, steht er dem Sinn der Sache zuwider, nicht weniger auch dem guten Geschmack.

Die Figuren der Andromache und der Medesikaste wurden zu dem Ende hin weiter auseinander gerückt, auch die zwischen ihnen stehende Polyxena anders gezeichnet, damit die beiden höher auf einer zweyten und dritten Linie befindlichen Gruppen gefangener Trojanerinnen in der Composition gleichsam eine Base hätten, denn die Solidität, die wir in allen Monumenten des älteren griechischen Stils wahrgenommen haben, scheint es zu erfordern. Von diesen drey Figuren soll die Sitzende zur Rechten, mit dem Kind die Andromache vorstellen; aber die neben ihr stehende wünschten wir, nach Massgabe des Texts, als Medesikaste, und die gebückt auf der Ferse sitzt, als Polyxena angesehen, da die Umriffe der Hn. Riepenhausen sie hingegen unrichtig, diese für Medesikaste, und jene für die Polyxena geben. Die in der Mitte stehende Figur erscheint dieser Ursache wegen auf unserem Blatt etwas abgeändert.

Nachdem nun die von den Hn. Riepenhausen entworfenen Umriffe betrachtet worden, und für die Zusammenstellung des Ganzen einige Verbesserungen vorgeschlagen sind: bleibt uns noch übrig auch der gedruckten Erläuterung zu gedenken, welche die genannten Künstler ihren Tafeln befügten.

Wir ehren und schätzen das schöne Talent der Vff. in seinen verschiedenen Äußerungen nach Würden, und liegen überhaupt den besten Willen gegen sie, können uns aber an ihrer abndungsvollen, gestaltlosen Ansicht der Kunst des Alterthums durchaus weder erfreuen, noch dieselbe für die wahre, nützliche und fördernde halten. Wer mag z. B. wohl verstehen, was die — *unendlich geheimnißvolle Of-*

*fenbarung des Gemüths* — seyn soll, von welcher S. 19 geredet wird? Eben daselbst findet sich die erweislich unrichtige Behauptung — Malerey sey ihrer Natur nach symbolischer als die Plastik, und auf der 20 Seite verfricken sie sich in einen noch unverzeihlicheren Irrthum. „Niemals (so heisst es) war der Griechen zu der Erfindung eines solchen Kunstwerks gelangt, in welcher sich der Geist der ganzen Welt, mit allem seinen Glanze, allen seinen Verborgenen, und seiner entzückenden herrlichen Hoheit offenbart; diese lag ausserhalb des Umfangs seiner Möglichkeit, und war späteren Zeiten vorbehalten, in welchen eine andere göttlichere geheimnißvollere Religion, eine andere, durch sie wiedergeborene Welt mit neuer Vortrefflichkeit überströmen sollte.“ Wem ist in diesen Phrasen die neukatholische Sentimentalität nicht bemerklich? das klosterbrudrissende, sternbaldissende Unwesen, von welchem der bildenden Kunst mehr Gefahr bevorsteht, als von allen Wirklichkeit fodernden Calibanen.

Zum Beschlufs erlaube man uns noch einige Betrachtungen, welche dahin abzwecken sollen, in kunstgeschichtlicher Rücksicht die Zeit näher auszumitteln, wann Polygnot eigentlich gelebt und gemalt habe. Es ist keinem gegründeten Zweifel unterworfen, daß unser Künstler ein großer Verbesserer der zu seiner Zeit noch unmündigen, und nur erst später zur Vollendung gelangten Malerey war; und so lassen uns auch die Specialnachrichten der Schriftsteller in Polygnots Gemälden, neben Gedanken von unschätzbarem Gehalt, doch noch eine sehr grofse Einfalt, ja man möchte beynahe sagen, Spuren von Rohheit in der Ausführung erkennen; Plinius aber rechnet ihn unter diejenigen Künstler, welche noch vor der 90 Olympiade berühmt waren. Soll man nun annehmen, wie der Sinn des Texts bey Plinius wirklich zu bedeuten scheint, Polygnot habe ganz kurz vor der erwähnten Zeit geblüht: so entsteht ein nicht wohl zu begreifendes Mißverhältniß des feinen Malereyen zugeschriebenen Stils gegen denjenigen, welchen man in den, alsdann mit ihnen für gleichzeitig zu achtenden plastischen Monumenten bemerkt; und dieses Mißverhältniß erzeugt wieder eine Störung in dem der Kunstgeschichte zum Grunde liegenden Begriff vom allgemeinen Gange und ruhig stufenweisen Emporsteigen der Kunst im Alterthum. Nicht befriedigend wäre es, wenn man sich darauf berufen wollte, daß der Plastik als älterer Kunst in der damaligen Zeit noch Vorschritte über die Malerey eingeräumt werden müssen; weil dieses Vorausschreiten der Plastik doch nur die mechanischen Mittel und Fertigkeit betreffen könnte, keineswegs aber den Geschmack überhaupt, den Stil der Formen. Der Bildhauer mochte vielleicht seinen Stoff besser handhaben, seinen Willen gewandter ausdrücken — als der Maler mit unvollkommenerer Technik zu thun im Stande war. Aber sie strebten doch beide nach einem Ziele hin, ihre Geschmacksbildung war dieselbe, und die Foderungen, welche von dieser Seite beide zu erfüllen

füllen hatten. Es lohnt also wohl der Mühe, nachzuforschen, ob Polygnots Werke nicht füglich in eine, etwas frühere Zeit zu setzen wären, als nach der unbestimmten Angabe des Plinius gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Plutarch führt im Leben des Cimon beyläufig an, der Maler Polygnot habe Cimon's Schwester, Elpinice, geliebet, auch das Bildniß derselben in der Halle zu Athen, welche Poecile hieß, als Laodice angebracht. Nachrichten des Plinius und des Pausanias zufolge, war Polygnots Gemälde in der Poecile zu Athen, ohngefähr des nämlichen Inhalts wie das auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi, mit dessen Erinnerung wir uns auf diesen Blättern beschäftigt haben. Doch davon nichts weiter, denn zu unserm jetzigen Zweck ist es hinlänglich zu wissen, daß Polygnotus die Elpinice gemalt und geliebt hat, weil beides zu der Vermuthung berechtigen kann, diese Dame sey damals noch in blühendem Alter schön und lebenswürdig gewesen, welches hingegen nicht mehr der Fall seyn möchte, da sie zum Perikles ging, um für ihren angeklagten Bruder zu bitten, und die demüthigende Antwort erhielt: *Elpinice, du bist zu alt, als daß du dergleichen thun solltest*. Cimon wurde hierauf aus Athen

verbannt im 1 Jahr der 80 Olympiade. Er sowohl als seine Schwester konnten zu derselben Zeit kaum weniger als 40 Jahre alt seyn. Denn Plutarch bemerkt ebenfalls, Miltiades, ihr Vater, habe sie alle beide *noch sehr jung und unverheyrathet nachgelassen*. Miltiades aber ist gestorben im 4 Jahr der 72 Olympiade.

Sind nun diese historischen Angaben richtig, und die daraus gezogenen Folgerungen wahrscheinlich: so kann Polygnot, wenn er ein hohes Alter erreichte, und wir ihm, als dem Liebhaber der Elpinice, mit ihr und dem Cimon gleiche Jahre geben, wohl bis gegen die 90 Olympiade hin, gelebt haben; allein aus dem oben angeführten scheint darum doch nicht minder klar zu erhellen, daß diejenigen Gemälde, die seinen Ruhm als Künstler vornehmlich begründet, noch vor der 80 Olymp. sind verfertigt worden; folglich früher, als die großen plastischen Meisterstücke des Phidias und Polyklets. Durch diese Untersuchung erhielten wir also für die Gemälde des Polygnot ein ohngefähr 50 Jahre höheres Alter, als ihnen sonst nach dem Plinius zugeschrieben werden durfte, und alles Mißverhältniß des Stils derselben gegen die Zeit, in welcher sie entstanden sind, löst sich nunmehr harmonisch auf,

Weimar, d. 1 Jul. 1805.

W. K. F.

#### N a c h t r a g.

Das glücklich bemerkte Alter der Elpinice scheint allerdings ein gutes Datum zur genaueren Bestimmung der Zeit zu geben, wann Polygnotus gearbeitet habe. Die allgemeine Bestimmung bey Plinius macht auch durchaus kein Hinderniß, wie die Vergleichung der ganzen Ausführung bey ihm zeigt. Er will nicht sagen, daß Pol. kurz vor Olymp. 90 geblüht habe, sondern er gebraucht diesen Zeitpunkt als Epoche, um die ältesten kunstmäßigen Maler, zu welchen vorzüglich Pol., nebst dessen Vater und Lehrer Aglaophon gehört, von den folgenden, unter welchen Zeuxis und Parrhasius oben an stehen, abzusondern; es muß vielmehr nach Plinius als sehr wahrscheinlich gelten, daß P. die 90 Olymp. nicht überlebt habe. Aber hiemit ist noch nichts über die Zeit seiner Celebrität bestimmt, welche beträchtlich früher fallen kann, wenn wir, wie aus anderen Gründen wahrscheinlich wird, den Pol. ein Alter von 80 Jahren und drüber erreichen lassen. Sonach kann man, ohne Widerspruch von irgend einer Seite, die Geburt des Pol. in Ol. 63 oder 67 setzen.

Jetzt kömmt alles darauf an, auszumachen, ob Pol. schon vor Phidias Hauptarbeiten, deren Zeitpunkte hinlänglich bekannt sind, gemalt habe, und in welche Zeit die Ausmalung der Poecile falle.

Die Ausmalung aber der Poecile fällt aller Wahrscheinlichkeit nach in Ol. 82 u. 83, und gleich im Anfang der nächsten Ol. fängt Phidias an für Perikles zu arbeiten; zuerst die Minerva, die Ol. 85, 2 fertig wird. Ol. 85, 4 folgt dann der Bau der Propyläen, woran 5 Jahre gearbeitet wird. Diese Zeit von Ol. 84—87, zusammen 12—15 Jahre, scheint die höchste Blüthe des Phidias zu seyn. — Die Liebchaft des Pol. mit Elpinice, der Schwester u. Gemahlin des Cimon mußte vorzüglich in Ol. 83 fallen, wenn nicht etwa der Maler sie in der Zeit der Ehe selbst liebte. Bereits Ol. 72, 4 hatte Cimon sie zur Frau, wie eine beglaubigte Anekdote der Alten beweiset. Ol. 80, 1 lebte Elpin. noch, wie eine andere Erzählung bey Plutarch ergibt. Nehmen wir nun an, daß sie bey dem Tode des Cimon (Ol. 82, 4) noch lebte, so würde die 83 Ol. von Einer Seite ein günstiger Zeitpunkt jener Liebchaft seyn. Geben wir aber der Elp. in Ol. 72, 4 nur 16 Jahre, (und weniger ist kaum möglich,) so wäre sie in der 83 Ol. ziemlich weit über das Alter der Liebe hinaus, wie sie denn wirklich in dem Jahre, wo sie bey dem Pericles für ihren Bruder bat, nach obiger richtigen Bemerkung, etliche und 40 Jahre gehabt haben muß. Allein es ist keinesweges gewiß, ob Elp. bis zum Tode des Cimon, oder nur bis zu dessen Verbannung, in seiner Ehe blieb, und ob nicht vielmehr Cimon sie frühzeitig an den Callias abtrat. — Bey dieser Ungewißheit und einigen anderen eben so unbestimmbaren Umständen läßt es sich nicht wohl ausmachen, ob Pol. seine Geliebte in der ersten Jugend, oder erst später als Laodice vorgestellt habe. Das erste ist wegen des Alters von Pol. kaum wahrscheinlich, und so bleibt übrig, daß er ein Bild von ihr, was er vielleicht schon in jüngeren Jahren gemacht, bey dem Ausmalen der Poec. bloß wiederholt habe, wie öfter ikonische Statuen selbst nach dem Tode der vorgestellten Personen gearbeitet wurden. Zugleich folgt aus Allem, daß Pol. wirklich einige Jahre vor den Meisterstücken des Phidias gemalt; so wie auch nichts dagegen ist, wenn jemand den Pol. etliche Jahre älter als den Ph. machen wollte, wodurch schon die Schwierigkeit vermindert werden möchte, die der gelehrte Kunstsorcher erregt hat.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 1 A U G U S T , 1 8 0 5 .

## T H E O L O G I E .

HALLE, b. Hendel: *Theologische Symmiktta*, von Theodor Friedr. Stange, Prof. d. Theol. u. Ephorus des reform. Gymn. zu Halle. *Erster u. zweyter Theil*. 1802. zusammen 417 S. *Dritter Theil*. 1805. 204 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. hat nach der Vorrede die Benennung *Symmiktta* gewählt, weil der Titel *vermischte Abhandlungen* nicht völlig den Inhalt des Buchs ausdrückte, indem derselbe nicht bloß didaktischen, sondern größtentheils elenktischen Inhalts ist. Er erinnert deswegen, daß das griechische *συμμικττα* nicht bloß vermischen, vermengen, sondern auch mit dem Feinde handgemein werden, bedeute, und setzt zuletzt hinzu: mag sie doch immer der Spötter theologische Scharmützel nennen! Rec. hat nichts gegen jene Benennung, und will auch von dem letzteren keine weitere Anwendung machen, obgleich sich die Manier des Vf. mit einem Scharmützel im Felde in mehrerer Rücksicht vergleichen ließe. Er schätzt die Kenntnisse des Vf., und billigt es sehr, daß er die Behauptungen angesehenen Männer, die er ungegründet fand, und denen andere auf das Ansehen jener Männer ohne weitere Untersuchung zu folgen pflegen, näher zu würdigen sucht, ihnen seine Gründe entgegensetzt, und sie in ihrer Unhaltbarkeit darstellt. Es ist immer verdienstlich, einseitigen Vorstellungen vorzubeugen, und das Wahre vom Scheinbaren zu unterscheiden. Selbst die Berichtigung anscheinender Kleinigkeiten kann wichtig werden, und zur wahren Ansicht der Sache hinleiten. Allein die Art, wie sich der Vf. gegen seine Gegner benimmt, mißfällt dem Rec. durchaus, und er muß gestehen, daß ihm eben dieses das Durchlesen des Buchs sehr erschwert hat. Mit Recht fodert man von einem Gelehrten, der gegen andere polemisiert, daß er seine Gegner mit der ihnen zukommenden Achtung handle, gegen den guten Ton, den jeder Gebildete im gesellschaftlichen Umgange nie vergißt, nicht anstoße, und es überhaupt durch sein humanes Betragen zeige, daß es ihm um Wahrheit, nicht um Kränkung und Herabwürdigung des Gegners zu thun sey. Gegen dieses alles hat aber der Vf. dieser Schrift oft gefehlt. Er verbittet zwar in der Vorrede alle Consequenzmacherey der Recensenten, und sagt, „daß er dieser Kritiker wegen das offenerzige und aufrichtige Zeugniß von sich ablegen müsse, daß er die von ihm getadelten Gelehrten weit über sich erkenne;

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

daß seine geringe Gelehrsamkeit mit derjenigen, die diese Männer besitzen, gar nicht könne verglichen werden; ja er müsse mit Johannes sagen: *ὦν ἐκ εἰμι ἱκανὸς λυσαὶ τὰς ἱμάντας τῶν ὑποδημάτων αὐτῶν*; dennoch glaube er in denen (den) Punkten, die er tadelt, seinen Gegnern überlegener zu seyn. Das (der) müsse ein Strohkopf seyn, der diese *ἐναντιοφάνα* nicht zu componiren wisse.“ Allein wenn es mit diesem Geständniß ein wahrer Ernst ist, wie ist es denn damit zu vereinigen, daß der Vf. sich niedriger Beynamen und beleidigender Ausdrücke bedient, und es offenbar darauf anlegt, seinen Gegnern recht wehe zu thun? Würde es Hr. S. wohl wagen können, wenn er sich mit seinen Gegnern selbst über die Sache unterredete, solche niedrige und beleidigende Ausdrücke zu gebrauchen? Rec., der mit den hier bestrittenen Gelehrten in keiner anderen Verbindung steht, als daß er sie als anerkannte verdienstvolle Männer schätzt, ohne deswegen allein, was sie behauptet haben, beyzustimmen, kann sich kaum entschließen, einige dieser harten Ausfälle als Probe auszuzeichnen. Hr. Eichhorn wird besonders bey jeder Gelegenheit hart angefahren. Er heist ein Wortklaubler, ein *abedarius*, von dem man bey nahe glauben sollte, er verstünde nicht einmal das Abc weder der Völker- nach Literargeschichte; ja er wird der Confusionsrath genannt, und es wird dabey gesagt, die Regierung zu Hannover hätte ihm diesen Titel schicklicher geben können, als das Hofraths-Prädicat u. s. w. Kant wird der philosophische Phantast genannt, und ihm wird unverzeihliche Unwissenheit und Unbefonnenheit und eine armselige Belesenheit vorgeworfen u. s. w. Auch andere Gelehrte, die nicht direct bestritten werden, bekommen gelegentlich derbe Seltenheie. Der Vf. sucht ordentlich Gelegenheit, um sie austheilen zu können z. B. S. 7. 153. Doch es ist wirklich zu erniedrigend, sich bey solchen niedrigen Ausfällen länger aufzuhalten. Von einem Professor der Theologie und einem Ephorus sollte man sie am wenigsten erwarten. — Wir sind unseren Lesern die nähere Anzeige des Inhalts dieser Schrift noch schuldig.

Der erste Theil enthält 9 Abhandlungen. 1) *Über die Benennung Semitische Sprachen wider Eichhorn*. Der Vf. bestrittet die Gründe, welche Eichhorn in dem 6 B. seiner Bibliothek S. 772 aufgestellt hatte, um zu zeigen, daß die gewöhnlich so genannten orientalischen Sprachen besser und schicklicher Semitisch genannt würden. Manches ist hier mit Grund erinnert, obgleich nicht alles zweckmäßig ist. Der

E e

Vf.

Vf. bemerkt, daß Sprachen nicht von Urhebern und Stiftern der Völker beneydet werden, sondern von den Ländern, wo sie ursprünglich gesprochen werden, und wo sich die Sprache eigentlich gebildet und fixirt hat; daß die mosaische Volkertafel wirklich der Behauptung von Eichhorn entgegenstehe, und daß man aus ihrer Vergleichung deutlich sehe, daß auch andere Völker, als Semiten, eine von den sogenannten orientalischen Sprachen geredet haben, ob sie gleich nicht in Vorder-Asien wohnten. Ganz richtig wird bemerkt, daß Winke vorhanden sind, daß nicht allein Japhetiten sondern auch Chamiten diese Sprache oder Dialekte redeten, und daß man sie deswegen nicht Semitische nennen könne. Gegen die Behauptung von Eichhorn, daß die Semi-

ben- und Buchstabenschriftliche Völkerstämme sich anbedient hätten, wird erinnert den Nachrichten der Griechen den Chämiten, denen die Erfindung der Buchstaben wird, und daß das letztere. Wenn aber der Vf.

den Gedanken äußert, daß die Hieroglyphen eben sowohl von den Buchstaben könnten entstanden seyn, als diese von jenen; so kann Rec. ihm nicht beystimmen. Das erstere ist nicht einmal der Natur der Sache gemäß. Gut ist inzwischen die Bemerkung, daß die Sprache eher gewesen sey, als die Buchstabenschrift, und daß, wenn die Semiten die Buchstabenschrift gehabt, und die Chämiten diese von ihnen erlernt hatten, noch nicht könne gefolgert werden, daß die gewöhnlich sogenannten orientalischen Sprachen nur von Semiten herrührten. Auch wird gezeigt, daß ohne hinreichenden Grund angenommen wird, daß die Cananiter nicht ursprünglich, sondern erst nach ihrer Niederlassung unter den Semiten hebräisch geredet hätten. Die Meinung, daß die Cananiter ursprünglich an dem rothen Meergewohnt, und nachher sich an das mittelländische Meer begeben hätten, wie Herodot als Sage erzählt, wird von dem Vf. bestritten. 2) *Über die Benennung Christen wider Kant*, welcher die Benennung Christen als eine Sonderbarkeit des deutschen Sprachgebrauchs ansah, gleich als ob es mehr, als einen Christus gebe und jeder Gläubiger ein Christus wäre, und hinzusetzte: Sie müßten sich Christen nennen. Hr. S. antwortet darauf: Christus sey kein *nomen proprium*, sondern ein Amtsname, und könne deswegen auch von den Gläubigen gebraucht werden — der Name Christen sey eigentlich eine Zusammenziehung und Abkürzung des Worts Christen, und der deutsche Sprachgebrauch unterscheide beide Namen Christus und Christ. Zugleich bemerkt er, daß die Anhänger Jesu von den Heiden *Χριστιανοί* und *Christiani* seyen genannt worden, weil sie den Namen *Χριστος* für ein *nomen proprium* gehalten hätten. Das Ungegründete, das Kant von der veränderten Aussprache Jawoh anstatt Jehovah vorbringt, wird zuletzt noch bemerkt. 3)

*Über die Namensveränderung der Sarai in Sarah.* Die gesuchte und gezwungene Erklärung von Michaelis wird billig verworfen. Allerdings muß die Namensveränderung der Sarah mit der Namensveränderung Abrahams eine Übereinstimmung haben. Der Vf. betrachtet den Namen *שָׂרָה* als die Form in Kal von *שָׂרָה* *principem esse*, und übersetzt ihn *femina princeps, Augusta*; oder, wenn man auf das Jod am Ende noch besonders Rücksicht nehmen will *princeps est dominus*. Der Name *שָׂרָה* ist aber die Form Pihel anstatt *שָׂרָה* *reges et principes paritura*. Sie sollte aus dem intransitiven Zustande, ebenso wie Abraham, in einen transitiven veretzt werden. Die alexandrinische Übersetzung schreibt daher auch den veränderten Namen *Sapph*. 4) *Über die Stelle Hebr. II, 6.* Hr. S. findet in dieser Stelle keinen Beweis der Wirklichkeit Gottes, und bestimmt den Sinn also: Wer Gott gefallen will, der muß das Vertrauen zu Gott haben, daß er sich um ihn bekümmert, für ihn sorgt, und auf sein Thun und Lassen schauet; und daher sowohl belohnt als bestraft. 5) *Die kritischen Anmerkungen J. D. Michaelis und W. E. L. Ziegler über die Sprüche Salomo's sind größtentheils sehr unkritisch.* Diese Abhandlung enthält, wenn man von den bitteren Ausfällen die Augen wendet, viel Gutes, und verdient gelesen zu werden. Sie zeigt, daß manche Änderung unnöthig, und wirklich unrichtig ist, und es kommen auch eigene Bemerkungen darin vor. Wir können nur einige Proben mittheilen. Bey K. 1, 10 wird bemerkt, Ziegler wisse nicht, was er mit *אֶבֶן לֵב* anfangen solle. Das arab. *أَبْ* *digitis annere* anzunehmen, passe nicht. Richtiger hatte noch gesagt werden können *ل*, heiße eigentlich mit vorwärts ge-

bogenem Finger winken, daß jemand herzu kommen solle, und daß dies gar keinen Sinn gebe. Der Vf. hält *אֶבֶן* für die chaldaische Form in Aphel von *אָבַן* oder *אָבַן*, und sagt, die Aramäisten seyen in den späteren hebräischen Büchern nichts Befremdendes. Allerdings laßt sich dies behaupten; aber wenn man nicht *אֶבֶן* punktieren will, so möchte doch Rec. lieber die Lesart *אָבַן* annehmen, welche durch 32 Kennic. Handschr. und 24 bey *de Rossi* bestatiget wird, und die ebenfalls mit der Übersetzung der alten Versionen zusammenstimmt. Rec. erinnert sich auch nicht, daß ihm die Form Aphel von *אָבַן* vorgekommen ist. K. 1, 20 wird die Änderung von *Michaelis*, welcher *חָנָן* von *חָנָן* lauren, liest, verworfen, weil der Parallelismus die gewöhnliche Lesart hinlänglich beweise. Hr. S. glaubt das *ח* in *חָנָן* könne, wenn man es nicht für das paragogische *ח*, wie Hiob 11, 17 annehmen wolle, das *Afform. f. 3 pers. plur. n* seyn; und zwar von der Form *חָנָן*, die mit *חָנָן* oft verwechselt werde. Das letztere ist doch etwas gesucht, besonders wenn *חָנָן* der Singular ist. K. 2, 7 wird gezeigt, daß Ziegler ohne Ursache *אֶבֶן* ausspreche, und man keinen Grund habe ein *verbum אֶבֶן* zu erdich-

dichten. Der Vf. sagt, wenn  $\text{נָשָׂא}$  nicht Schild seyn sollte: so könne es das *particip. Hiph.* von  $\text{נָשָׂא}$  seyn, welches mit der Übersetzung der 70 zusammenstimme. Das erste Wort im Vers will er lieber im *particip. Hiph.* lesen, damit es dem folgenden  $\text{נָשָׂא}$  als *particip.* entspreche, und es durch *obducere, obtegere* übersetzen. Rec. nimmt  $\text{נָשָׂא}$  lieber in der gewöhnlichen Bedeutung *Schild*, und das *Cthib* würde er als *Infinitiv* aussprechen, der bekanntlich oft in der Bedeutung des *praeterit.* und *fut.* gebraucht wird. K. 10, 25 will Ziegler  $\text{נָשָׂא}$  punktiren, das *part. Pahul* kommt aber nirgends in der Bibel vor, und die gewöhnliche Leseart giebt einen bequemen Sinn  $\text{נָשָׂא עַל הַיָּדָיִם}$  ist wie ein bejahrtes Fundament zu übersetzen. Das  $\text{נָשָׂא}$  *similitud.* ist wie gewöhnlich zu ergänzen. Ebenfalls unnöthig ist die Änderung  $\text{נָשָׂא}$  K. 11, 20; es müßte alsdann doch  $\text{נָשָׂא}$  punktiert werden. Die gewöhnliche Leseart ist bequemer. Wer sein Haus beunruhigt, der wird nichts vor sich bringen, er wird Wind erhalten. 6) *Über einige Benennungen theologischer Wissenschaften.* Der Vf. bestreitet vorerst diejenige, welche den Namen Dogmatik von der Religionstheorie nicht gebraucht haben wollen, weil  $\text{δωγμα}$  die Meinung bezeichne. Er bemerkt, daß  $\text{δωγμα}$  auch bey den Alten die evangelische Lehre selbst anzeige, und von einzelnen Lehren der christlichen Religion gebraucht werde, daß auch Cicero schon  $\text{dogmata}$  von den Grundsätzen der Philosophie gebrauche. Wenn er S. 156 Pfaff für den Urheber der Benennung Dogmatik angiebt: so ist dies nicht richtig. Joach. Hildebrand gab schon 1692 eine *theologiam dogmaticam cum praecipuis controversiis sacris* zu Helmstädt heraus; und J. B. Niemeier eine *theologiam dogmatum fidei* 1702. Die Benennung *theologia polemica* mißbilligt Hr. S., und will den Namen *elenctica* beybehalten haben, klagt aber darüber, daß man ihn nicht einmal richtig zu schreiben wisse. Wenn er S. 162 sagt, Bechmann habe seinem Buche zuerst den Titel *theologia polemica* gegeben: so hat er nicht bemerkt, daß J. H. Alsted schon 1620 eine *theologiam polemicam* geschrieben hat. Mit der Benennung theologische Encyclopädie anstatt Einleitung in die theologischen Wissenschaften ist auch Hr. S., sehr unzufrieden. 7) *Einige wenige Belege zu dem Satz: die alten Dogmatiken sind nicht ganz zu verachten.* Hr. S. excerpirt hier aus Turretins Elenctik, was er über die Beweisstellen, die man um die *scientia media* zu erweisen anführt, gesagt hat. Er meint, Döderlein und noch weniger Murfina würden diese Stelle noch anführen, wenn sie den Turretin gelesen hätten. Auch führt er an, Michaelis würde seine Erklärung von  $\text{πορνεία}$  Hurenlohn Apost. 15, 20, 29 nicht für neu ausgegeben haben, wenn er *Maresii systema theolog.* S. 94 gelesen hätte. 8) *Daß der Mensch seine künftigen Schicksale nicht weiß, ist kein Beweis der göttlichen Güte.* 9) *Warum hat man am 1 Jenner 1801 eine Jubelfeyer angestellt?*

In dem zweyten Theile finden sich folgende Aufsätze: 10) *Über das Tikkun Sopherim Habak. 1, 12.*

Nachdem der Vf. vorläufig darüber geklagt hat, daß die neueren sogenannten Kritiker und namentlich Hr. Eichhorn nicht wüßten, was *Tikkun Sopherim* sey, erklärt er  $\text{נָשָׂא}$  für die einzig richtige, wahre und unverfälschte Leseart. Er hält das Wort aber nicht für die erste pers. pl. fut. sondern betrachtet es als das *Particip. in Niphal*, und zeigt, daß dieses nach der Grammatik könne gerechtfertigt werden.  $\text{נָשָׂא}$  wäre also *immortalis*. Döderlein, der  $\text{נָשָׂא}$  vertheidigen wollte, wird der elende Kritiker genennet. Auch Michaelis bekommt wieder seine Abfertigung, weil er sich darüber verwundert, daß keine Handschrift hier  $\text{נָשָׂא}$  habe. Hr. S. sagt: *admiratio est filia ignorantiae.* 11) *Etwas über die Erbsünde wider W. A. Teller.* Nur sehr wenig über die Erinnerungen, welche Teller über dieses Dogma bey der Ausgabe von Burnets Schrift gemacht hat. 12) *Warum wird die Bibel ein Testament genannt?* Es wird bemerkt, daß das lateinische *testamentum*, welches die Vulgata anstatt  $\text{διαθήκη}$  gebraucht hat, bey Irenäus und anderen auch die Bedeutung Einrichtung, Gesetz, Zeugniß, habe. 13) *Die Stelle 1 Mos. 49, 10 aus dem Parallelismus erklärt.* Im Ganzen ist es die gewöhnliche Erklärung, nur näher bestätigt. Die Worte  $\text{נָשָׂא}$  nimmt der Vf. als Antwort auf die Frage im vorhergehenden Vers: wer wird ihn reizen? und übersetzt: *Juda wird das Scepter erhalten.*  $\text{נָשָׂא}$  wird durch *denn, so daß* übersetzt.  $\text{נָשָׂא}$  von der Zeugung erklärt, und  $\text{נָשָׂא}$  sein Sohn übersetzt. Diese Bedeutung wird insbesondere durch die Stelle 5 Mos. 28, 57 bestätigt, wo der Vf.  $\text{נָשָׂא}$  nicht durch Nachgebur, sondern durch leibliche Tochter oder Geburt übersetzt, und mit dem syrischen  $\text{ܢܫܐ}$  vergleicht. Übrigens glaubt Hr. S., daß Jakob wirklich der Verfasser dieses Liedes sey, und daß diese Weissagung auf den Salomo gehe. 14) *Über einige biblische Beweisstellen der christlichen Moral.* Es wird gezeigt, daß einige Stellen unrichtig als Beweisstellen gebraucht werden; besonders werden einige Stellen, die man von der Heiligung anzuführen pflegt, durchgegangen; und es wird gezeigt, daß  $\text{ἀγνωση, ἀγλαος, ἀγιος}$  den Sünden der Unreinigkeit u. Unkeuschheit entgegengesetzt werden. 15) *Die biblischen Interpreten und Kritiker unserer Zeit übersehen oft die leichtesten Sachen.* Es werden zwey Beyspiele angeführt. Das erste ist aus den Scholien von Rosenmüller über Ps. 11, 7 entlehnt. Rosenmüller (der Vf. sagt: der jüngere Rosenmüller mit dem Zunamen Ern. Frid. Car.) führt dafelbst verschiedene Erklärungen von dem  $\text{אֱלֹהִים}$  an. Hr. S. macht darüber seine Bemerkungen, und sagt, die einfachste Auslegung sey: *Sein Antlitz blickt auf das, was recht ist.*  $\text{אֱלֹהִים}$  respondirt dem  $\text{יְהוָה}$ , das  $\text{יְהוָה}$  dem  $\text{אֱלֹהִים}$ , und  $\text{אֱלֹהִים}$  dem  $\text{צָדִיק}$ . Das andere Beyspiel ist aus Ps. 16, 2 genommen, wo man sich über die Leseart  $\text{אֱלֹהִים}$  und  $\text{אֱלֹהִים}$  stritt. Beides sagt Hr. S. ist gleich gut, beides ist die zweyte Person sing. fem. Auch das

Afform

*Affirm* ist in der zweyten Person *Pract.* im Hebräischen wie im Syrischen gebräuchlich. Vergl. Jerem. 31, 21. Ezech. 16, 20. 22 u. s. w. 16) *Über die Geschichte der hellenistischen Sprache des N. T. wider Plank.* Die Stelle in *Planks* Einleitung in die theologischen Wissenschaften 2 Th. S. 42, wird hier weitläufig glossirt. Es kommen manche Berichtigungen und Ergänzungen vor, aber auch viele unnütze Kleinigkeiten. Unangenehm ist es, daß die Bemerkungen des Vf., die oft ganze Seiten einnehmen, immer zwischen die Worte von *Plank* als große Parenthesen eingeschoben werden. 17) *Etwas über die Geschichte des Dogma vom heiligen Abendmahl wider Lessing und Ernesti.* Lessing suchte in seinem Berengar. Tur. zu zeigen, daß nicht die reformirte, sondern die lutherische Meinung die älteste sey. Darüber werden hier Erinnerungen gemacht. Z. B. *Lessing* nannte die lutherische Lehre die Lehre von den prägnanten Zeichen, mit der Lehre der Reformirten die Lehre der bloßen Zeichen. Der Vf. zeigt, daß dieses unrichtig sey, indem eigentlich der Reformirte prägnante Zeichen

annehme u. s. w. Gegen *Ernesti* wird gezeigt, daß in der Stelle aus *Justins* Apologie nichts von Luthers Meinung enthalten sey. 18) *Hat Seb. Münster die Neuheit der hebräischen Punkte mit dem Elias Levita geglaubt?* Hezel hat in seiner hebräischen Sprachlehre und in der Geschichte der hebräischen Sprache gesagt, Seb. Münster habe der Meinung des Elias Levita, daß die hebräischen Vocale eine spätere Erfindung seyen, beygestimmt. Hr. S. giebt sich viele Mühe zu zeigen, daß dies nicht der Fall sey, und beruft sich hauptsächlich auf die Vorrede zu *Münsters* hebr. Bibel. Rec. muß gestehen, daß, wenn er die Worte in der Vorrede mit anderen Stellen vergleicht, es ihm noch zweifelhaft bleibt. Es ist aber hier der Ort nicht, dieses auseinander zu setzen. 19) *Einige theologische Anfragen.* 20) *Anmerkungen über eine Eichhornische Recension.* Die Recension von des Vf. *Anticritica* in der Biblioth. der bibl. und morgenländ. Literatur 6 Bd. S. 722 ist hier abgedruckt, und mit Gegenbemerkungen begleitet.

(Der Beschlufs folgt.)

### K U R Z E A N Z E I G E N.

**THEOLOGIE.** Leipzig, b. Steinacker: *Pestalozzi's Religionslehre, vornnehmlich aus seinen Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts gezogen und mit untermischten kritischen Anmerkungen katechetisch-dialogisch bearbeitet* von M. Christ. Gottlob Hempel. 1804. 110 S. 8. (9 gr.) In *Pestalozzi's Nachforschungen* etc. giebt sich, wie der uneingeweihte Leser längst weiß, überall das Streben nach einem nicht-historischen, nach einem absoluten Erkenntniß von der Religion, ihrem Ursprunge, Wesen und Zweck aufzuklären zu erkennen. Man kann einräumen, daß diese Nachforschungen ihr Ziel verfehlt haben, und die Darstellung derselben in jener Schrift des richtigen Ausdrucks und der wahren Form gänzlich ermangele; aber wer überhaupt Sinn für ein freyes Forschen und Untersuchen hat, wird das genannte Streben lieben und loben, und den Mann hochachten, der seiner fähig war. Hr. H. hat die Resultate der Pestalozzischen Nachforschungen über Religion in vorliegender Schrift, wie in einer früheren dessen Lehre vom Menschen, in Anspruch genommen, und dies auf eine Art, wodurch seine Schrift nicht eine Widerlegung der Pestalozzischen, sondern eine Anklage gegen den Mann selbst, und eine Denunciation desselben bey dem christlichen Publicum wird, so daß nur gleich der Scheiterhaufen angezündet werden könnte, um ihn, als den Erbsind des Christenthums, gehörig zu verbrennen. Diese Anklage ist zugleich ein, mit Pestalozzi unter den Augen des Publicums angestelltes Verhör, worin F. der Denunciant, Kläger, Inquisitor und Richter, und A. Pestalozzi, der Angeklagte ist, der dem F. Rede stehen muß, und aus dessen Nachforschungen viele einzelne Gedanken als Zeugen gegen ihn, die Kinder gegen den Vater, aufzutreten gezwungen werden. Kurz, nicht katechetisch-dialogisch, wie der Titel der Schrift sagt, sondern inquisitorisch-verketzern, wie die Schrift selbst lehrt, hat Hr. H. Pestalozzi's Religionslehre bearbeitet. Er nimmt die Religion in Bezug auf ihren Ursprung bloß als Factum lediglich als Etwas, das sich von allen Zeiten her durch eine, und zwar gleichfalls factische Offenbarung begeben habe, und welchem sich jeder, besonders nachdem es lausam durch Begriffe und in ihnen bewiesen sey, ergeben müsse, wenn er sein Heil suchen und finden wolle; und mit diesem historischen Begriffe von der Religion greift er, wie mit der Hauptwaffe, die Resultate der Nachforschungen Pestalozzi's an. Man dürfte selbst noch gegen die Art des Angriffs nichts einwenden, wenn Hr. H. nur im Entferntesten das oben genannte Streben geahndet, und den Vf. der Nachforschungen darum wenigstens mit einiger Achtung behandelt hätte; aber hiervon ist in seiner Schrift keine Spur, sondern nur das Gegentheil zu finden. Desto größer ist der Eifer für das historische und, gehörig heräsonirte Christenthum;

und das Hauptstrategem im Bekämpfen des Feindes besteht in einem pfaßlichen Wenden und Drehen der Pestalozzischen Gedanken, Worte und Redensarten (z. B. von der Traumkraft, als dem, was zur Erkenntniß der wahren Religion führe) bis sie absurd und lächerlich genug gemacht sind, um als Unsinn weggeworfen zu werden. Wer möchte wohl unbedingt der Verehrer Pestalozzi's und seiner Lehre seyn, und vor seinen und deren Mängeln die Augen freywillig verschließen? Rec. gewiß nicht, und Pestalozzi selbst nicht! Aber welcher ruhige Forscher möchte andererseits jene Lehre in der Art prüfen, wie der Vf. gethan? Dieser schließt seine Kasechisation mit den Worten; „Kommt Christen, und ihr alle, die ihr noch Ehrfurcht vor Gott habt, und am Geiste noch unverstümmelt seyd, kommt, laßt uns beten! Vor einem verschobenen Menschenverstande, vor thörichten Resultaten eigener Nachforschungen, und vor philosophischer Superklugheit in der Religion behüte uns lieber Herr Gott, Amen!“ Dd.

**Bremen, (b. Seiffert): Actenstücke zur Geschichte der neuesten, besonders kirchlichen Angelegenheiten der Reichstadt Bremen.** 1, 2, 3, 4 Hefte. 1803. 442 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.) Was für einen Begriff der Herausg. wohl mit *Actenstücken* verbinden mag? Wir anderen verstehen darunter Verhandlungsschriften in Rechts-händeln; in vorliegender Sammlung hingegen findet man *Recensionen* von Flugschriften, die sich auf die neuesten kirchl. Angeh. d. Reichst. Br. beziehen, Notizen aus den *Marb. theol. Nachr.* u. a. dgl. Beyträge zur Geschichte der dortigen Streitigkeiten, mitunter freylich auch einige Actenstücke, die aber den kleinsten Theil dieser Sammlung ausmachen. Bequem ist indessen diese Sammlung doch für Liebhaber, die gern alles über solche öffentliche Vorfälle beysammen haben; wir zweifeln jedoch, ob sich deren außer Br. viele finden werden. In Br. selbst ist man dieser Streitschriften so sehr überdrüssig, daß wir es bey einer bloßen Anzeige der Existenz dieser 3 Hefte füglich bewenden lassen können. Einst nach völlig ausgemachter Sache wird es immer noch Zeit genug seyn, zu zeigen, daß das entferntere Publicum, welches die örtlichen Verhältnisse nicht genug kannte, durch Partey-Schriften irre geführt, sich größtentheils eine unrichtige Vorstellung von dieser Angelegenheit machte; und wenn es dann, durch unparteyische Männer eines Besseren belehrt, von seinen ersten irrigen Vorstellungen zurückkommt: so mag es sich in Ansehung derselben an diejenigen halten, die es zu ungerechten Urtheilen über Collegia verleitet haben, welche in dieser Sache nichts als Gerechtigkeit nichts als Gleichheit der Rechte verlangen, und zu allem, was billig ist, noch bis auf diesen Augenblick von ganzem Herzen bereitwillig sind. 3.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 A U G U S T, 1805.

## T H E O L O G I E.

HALLER, b. Hendel: *Theologische Symmikte*, von Theod. Fried. Stange, etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der dritte Theil enthält acht Aufsätze: 1 und 2) Antikritik der Recensionen des 1 und 2 Theils dieser Schrift in dem 74 und 88 B. der N. allg. d. Bibliothek. Der Vf. hat auch diese Recensionen wieder abdrucken lassen und seine Antworten darunter gesetzt. Besser hätte er seine Hauptbeschwerden kurz in einer Vorrede vorgetragen, und den Platz zu anderen Abhandlungen genützt. 3) *Erklärung der für sehr schwer gehaltenen Stelle*, 1 Petr. 3, 18—20. Hr. St. ist mit den neueren Interpreten, die hier eine Mythe finden, nicht zufrieden. Er giebt den Sinn der Stelle also an: „Christus ist zwar nach seiner schwachen und niedrigen Natur unterdrückt, aber nach seiner höheren lebt er noch immer und ist wirksam; durch diese hat er auch jenen getreten frommen Noachiden vornahm Rettung verkündigt, da sie schon wankelmüthig und unglaublich wurden, als Gott nach seiner Langmuth sehnlich wartete (nämlich auf Besserung der Gottlosen), und zu den Zeiten Noah die Arche erbaut wurde, durch welche nur wenige Menschen, nämlich acht, von der Wasserfluth gesichert wurden.“ Diese Erklärung ist fast ganz neu; aber sie hat doch wirklich etwas gefuchtes. *Θανατωσεis* wird durch *unterdrückt* übersetzt, weil das Wort Röm. 8, 13 in der uneigentlichen Bedeutung *schwächen, unterdrücken* vorkommt. Aber es ist doch unläugbar, dass das Wort mehrmals auch in seiner eigentlichen Bedeutung *tödtet* im N. T. vorkommt. Warum sollte also die eigentliche Bedeutung hier nicht vorgezogen werden? Bestand nicht auch die Unterdrückung der menschlichen Natur vornehmlich darin, dass Jesus getödtet wurde? Eben so wenig Grund ist vorhanden, *ζωοποιεiv* hier in der Bedeutung *am Leben erhalten* zu nehmen. Wenn auch die 70 es anstatt *καὶ καὶ* gebrauchen, so ist es doch unläugbar, dass es die Bedeutung *lebendig machen, erwecken* hat. Der Vf. behauptet zwar, dass es in allen Stellen des N. T. durch *am Leben erhalten* könne übersetzt werden; aber Joh. 5, 21 ist es offenbar ein Synonymum von *εγερειν*, denn sonst müsste zuletzt auch dieses Wort wiederholt werden. Dass *σας* und *πνευμα* hier nicht in der Bedeutung *Leib und Seele* zu nehmen sey, wird gut gezeigt, und die angenommene Bedeutung wird auch durch die

Vergleichung einiger Stellen aus den apostolischen Vätern als dem Sprachgebrauch gemäß bestätigt. Bey *ἐν ᾧ* wird bemerkt, dass man übersetzen könne durch *diese hohe Kraft* und auch *darum und desswegen weil er so wirksam ist*. Dass unter *πνευματα ἐν Φυλακῇ* abgeschiedene Seelen zu verstehen seyn, wird bestritten, weil *Φυλακῇ* nie im N. T. den Ort der abgeschiedenen Seelen bezeichne. Aber könnte deswegen nicht Petrus das Wort doch so gebraucht haben? Die Bedeutung ist doch wohl mit dem Sprachgebrauch zu vereinigen, und die Antwort wegen der Stelle Offenb. 20, 7 ist gar zu subtil; *τοis ἐν Φυλακῇ πνευμασι* ist dem Vf. nichts anderes als *τοis πνευμασι φυλαχθεis* sc. *ἀπο τοῦ ὕδατος*, die Frommen, die vor der Wasserfluth verwahrt wurden, Noah und seine Söhne. Er nimmt hier die gewöhnliche Periphrasis durch die Präp. *ἐν* an, wie Mark. 1, 23, 5, 25 u. s. w., und zeigt, dass *φυλασσειν* eigentlich die Verwahrung und Sorge anzeigt, dass nichts von einer Sache entwendet werde, und dass es wirklich auch von der Noachischen Geschichte 2 Pet. 2, 5 gebraucht werde, welche Stelle überhaupt der Vf. als Parallelstelle betrachtet. Er giebt auch zu, dass man *Φυλακῇ* von dem Orte, wodurch jemand aufbewahrt wird, von der Arche selbst, verstehen könne. Auf die Frage, warum Petrus den Noah und seine Familie *πνευματα* nenne, wird geantwortet, dass dieser Ausdruck überhaupt auch von Menschen gebraucht werde, und dass hauptsächlich hier die frommen Noachiden *πνευματα* im Gegensatz gegen ihre Zeitgenossen, wovon der Ausdruck *καὶ* 1 Mos. 6, 3 vorkommt, genannt würden. Dass *πνευματα* von abgeschiedenen Seelen gebraucht werde, wird bestritten. Hebr. 12, 23 wird der Ausdruck *πνευματα δικαίων τετελειωμένων* nicht von den Seligen in dem Himmel, sondern von den Christen unter dem N. T. erklärt. Bey *πορευθεis ἐκρυψε* wird das erste Wort als gewöhnlicher Pleonasmus erklärt und *κρυπσειν* in der Bedeutung *Rettung, Heil verkündigen* genommen; *ποτε* wird zu *ἐκρυψε* gezogen und *ἀπειρησεν* von den Noachiden, die anfänglich ein Mistrauen in die göttliche Verheißung und Drohung setzten, erklärt. Rec. muss gestehen, dass ihm diese letztere, so wie die Erklärung von *πνευματα*, sehr gezwungen vorkommt; übrigens stimmt er aber darin mit dem Vf. überein, dass die Lehre von der Höllenfahrt Christi aus dieser Stelle nicht bewiesen werden kann. 4) *Über Christi Armuth*. Der Vf. bestreitet hier die Behauptung mehrerer Theologen, dass Jesus in der größten Armuth gelebt habe. Er ist nicht ein-

einmal überzeugt, daß Jesus arm und nothdürftig gewesen sey, und sagt, seine Altern wären zwar keine reichen Leute oder Kapitalisten gewesen, sie hätten aber doch ihr gutes Auskommen haben und nach ihrem Stande anständig leben können. Das letztere hat er aber nicht näher auseinandergesetzt, oder wahrscheinlicher zu machen gesucht, wie doch gewissermaßen hätte geschehen können. Der Vf. meint auch, da Jesus ausdrücklich τεκτων, ein Künstler, genannt werde, und man ihm nicht absprechen könne, daß er Genie gehabt habe, so habe es ihm auch nicht an Abfatz seiner Waare fehlen können, er habe daher nothwendig sein gutes Auskommen haben müssen. Um dieses nun mehr zu bestätigen, werden die Stellen, woraus man die Armuth Jesu zu erweisen sucht, näher beleuchtet. Der Vf. findet sie alle unzulänglich; um jene Behauptung daraus abzuleiten. Matth. 8, 20 erklärt er die Worte ἐκ ἔχει πτωχὴν καὶ φάλην κλην als eine Weissagung Jesu von seinem künftigen Kreuzestod, und glaubt sie am besten aus Joh. 19, 30 erläutern zu können. Der Sinn soll seyn: Die Füchse haben Gruben und die Vögel Äste und Zweige, wo sie sich verbergen und sichern können; hingegen der Messias ist vor nichts geschützt, er wird nicht einmal auf seinem Lager ruhig sterben können, er wird eines grausamen Todes sterben müssen. Schwerlich wird ein unbefangener Ausleger dem Vf. hier beystimmen können. Die Erklärung ist gar zu künstlich ausgedacht. Auf diese Weise hat gewiss der Schriftgelehrte die Antwort nicht verstanden, und nicht verstehen können, und wozu sollte sie dann gegeben seyn? Sie stimmt auch gar nicht zu dem Vorhergehenden. Auch die anderen Stellen 2 Kor. 8, 9. Phil. 2, 7. und Matth. 21, 5 erklärt der Vf. so, daß nichts von der Armuth Jesu darin enthalten ist. Aber in der Stelle Phil. 2, 7 kann doch der Ausdruck μορφήν δούλου λαβὼν nicht wohl so verstanden werden: Christus nahm Sklaven-Natur an sich, dadurch, daß er sich wie ein Sklav kreuzigen liefs. Das folgende ἐταπεινώσεν u. s. w. kann nicht als eine Erklärung davon angesehen werden, sondern ist eine Gradation. Die Stelle Luk. 8, 3 hat der Vf. vergessen anzuführen. Sie ist wirklich seiner Meinung, daß Jesus seinen nöthigen Unterhalt ohne Beyhülfe anderer gehabt habe, nicht günstig. Rec. bemerkt noch, daß die Behauptung des Vf. nicht ganz neu ist. In den Beyträgen zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion 4 H. S. 160 ist etwas ähnliches als Muthmaßung vorgetragen, nämlich der Gedanke, daß Jesus seinen ihm zugefallenen und erworbenen Reichthum bey dem Antritt seines Lehramts zurück gelassen habe, wovon insbesondere 2 Kor. 8, 9 erklärt wird. 5) Ist die gewöhnliche Pronunciation מָנָה 1 Mos. 49, 15 richtig? Michaelis wollte das Wort מָנָה oder מָנָה Gegend aussprechen und es von מָנָה ableiten, theils weil er in der gewöhnlichen Lesart anstatt מָנָה eine Anomalie fand, theils wegen des folgenden מָנָה welches מָנָה seyn müsse. Hr. St. ist sehr unzufrieden darüber, und kann sich gar nicht darein

finden, daß mehrere diese Conjectur angenommen haben. Er zeigt, daß nichts anomalisches in der Schreibart des Wortes sey, und daß man auch substantiv gebraucht werde. Überhaupt enthält die Abhandlung manche gute Bemerkungen, aber die verächtlichen und groben Seitenhiebe, die darin vorkommen und mit der Humanität nicht zu vereinigen sind, verdienen eine abermalige Rüge. Von Michaelis wird gesagt, daß er Abschützerereyen schreiben könne, ihm wird Leichtsinigkeit, Unbesonnenheit, Keckheit in einem verächtlichen Tone vorgeworfen, und Eichhorn wird ebenfalls der nachlässige, der elende, der große si dis placet, genannt. Dieses ist doch in der That nicht auszuhalten. 6) Sind Socinianer auch Protestanten? Der Vf. bestreitet die Behauptung, daß die Socinianer auch Protestanten seyen; weil sie wie die Protestanten bey dem Vortrage der Religionswahrheiten Vernunft und Schrift gebrauchten. 7) Erklärung der Stelle Apoftg. 17, 30. 31. Diese Stelle, die man gewöhnlich als Beweis gebraucht, daß Christus am jüngsten Tage das ganze menschliche Geschlecht mit Gerechtigkeit richten werde, stellt nach des Vf. Erklärung Christum bloß als einen Herrn und Regenten vor, der durch seine Lehre die Welt erleuchten und regieren werde. Die Worte κρινεῖν ἐν δικαιοσύνῃ müssen nach dem hebräischen Sprachgebrauch erklärt werden Ps. 9, 8. 72, 2 u. s. w. 8) Etwas über die Ausgaben der Fragmente des Heraclides Ponticus de rebus publicis. Dieser Aufsatz, ad fugam vacui beygefügt, ist gegen Hn. Köler gerichtet, der in seiner Ausgabe von den Fragmenten des Heraclides Halle 1804 glaubt, die Ausgabe, die sich bey dem Buche des Cragius de republ. Laced. 1593 findet, sey die editio princeps; und gar vernunthet, daß Cragius diese Fragmente selbst gemacht habe. Hr. St. zeigt, daß dieses alles ungegründet ist: Die erste Ausgabe von den Fragmenten des Heraclides ist die Römische, welche Camillus Perusinus mit Aetiani var. hist. zu Rom 1545 herausgab. Darauf folgte die Ausgabe des J. Tornaesius mit der lateinischen Version des J. Vulteius Lugd. 1587, und darauf erst die Ausgabe von Cragius, welcher jene Fragmente ohne Zweifel aus einer vorhergehenden Ausgabe abdrucken liefs.

T. D.

DANZIG, b. Troschel: Das Urchristenthum, nach dem Geiste der sämtlichen neutestamentlichen Schriften entwickelt. Ein Versuch in der Specialhermeneutik des N. T. Th. I. Die Ev. des Matth. Mark. Luk. und die Apostelgeschichte. 1804. 15½ Bog. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. konnte bey wiederholter Durchlesung des N. T. immer weniger den Wunsch unterdrücken, daß jeder Schriftsteller des N. T. nach den in ihm enthaltenen Lehren und nach der ihm eigenthümlichen Darstellung dieser Lehren isolirt behandelt werden möchte, weil er glaubt, daß dem einfachen Geiste des N. T. durch erkünstelte Erklärungen neuerer Exegeten Gewalt angethan worden sey; besonders schien



schien ihm die historische Behandlung des N. T. noch viel zu wenig angebahnt. Um also ein reines Resultat des Studiums des N. T. für eine Specialhermeneutik zu gewinnen, machte er diesen Versuch, aus welchem man die einzelnen Schriftsteller des N. T. nach ihren Eigenthümlichkeiten soll kennen lernen, weil man unter einfache Rubriken alles zusammengestellt finde, was jeder Vf. einer Schrift des N. T. über die Grundwahrheiten des Christenthums in sich enthalte, und durch diese Zusammenstellung die Übersicht erleichtert, und der Leser zu sichern Resultaten geführt werde. In diesem Werke, welches aus drey Theilen bestehen wird, nimmt man also, wie der Vf. versichert, das N. T. wie es ist; man will nicht erklären, wie Jesus gedacht haben könne, sondern man stellt auf, was er ausdrücklich gesagt hat. Die Wunder läßt man in ihrer Unerklärbarkeit stehen; die einfache Gnomensprache wird beybehalten; jeden Schriftsteller des N. T. läßt man für sich sprechen, unbekümmert, ob und inwiefern er mit anderen übereinstimme, und bringt, was er sagt, unter eine lichtvolle Übersicht. Bey diesem Verfahren werden, heisst es, alle Künsteleyen der neueren Exegese, alle verunglückten Versuche, die Wunder des N. T. natürlich zu erklären, und die Dämonologie, die Versöhnungslehre, die Messias-Ideen u. dgl. aus dem N. T. hinwegzudrängen, in ihrer ganzen Blöße erscheinen; freylich wird manche sogenannte Beweiskelle in der Dogmatik sich in einem anderen Lichte zeigen; aber eben so gewiss wird das unbefangene gezogene Resultat sich ungleich mehr zu dem orthodoxen als zu dem heterodoxen Lehrbegriffe hinneigen. Der Rec. findet hierbey nur zu erinnern: 1) Das Geschäft des Auslegers, als solchen, ist allerdings vollendet, wenn er a) grammatisch interpretirt, oder nach den Regeln der Sprache seines Originals den Sinn des Vf. genau zu bestimmen sucht; b) auf die damals herrschenden Zeitbegriffe zur Erläuterung der von ihm zu erklärenden Urschrift Rücksicht nimmt; oder historisch interpretirt. Aber es ist ohne Zweifel von Nutzen, wenn c) der philosophische Kopf seine Meinung über den Inhalt der Schrift sagt, damit man wisse, was er davon halte, welchen Werth er darauf lege, und was für einen Gebrauch er davon mache und gemacht wissen wolle. Wenn er z. B. die Nachrichten von dem Tode, der Auferstehung und der Himmelfahrt Jesu als Exeget zu bearbeiten hat, so ist es nicht genug, daß er grammatisch den Sinn der Evangelisten unparteyisch erst setze, und historisch die Vorstellungen der damaligen Juden von den Kennzeichen des erwarteten Messias nachweise; man erwartet auch von ihm, daß er sage, was er von diesen Nachrichten halte, was er als wirkliche Thatsache dabey annehme, wie er diese seine Ansicht durch die von ihm erklärten Nachrichten rechtfertige, wie viel mithin die Berichte der Evangelisten bey ihm gelten, und was für eine Beweiskraft zur Begründung gewisser Dogmen er ihnen zuschreibe oder nicht zuschreibe. Der gram-

matische Ausleger wird z. B. keinesweges leugnen, daß die Evangelisten manche Ereignisse in dem Leben Jesu als außerordentliche Begebenheiten vorstellen, ob er gleich auch beweisen kann, daß man Verschiedenes bis dahin außerordentlicher gemacht hat, als es selbst nach dem Sinne der Erzähler war; er leugnet nicht, daß manches allerdings von den Referenten in das Gebiet des Wunderbaren gespielt sey; als historischer Exeget begreift er auch wohl, warum dieß geschah, und daß die Evangelisten ehrlicher Weise die Sache nicht wohl anders erzählen konnten; allein als philosophischer Kopf zeigt er, was, als wirkliche historische Thatsache, dabey anzunehmen sey; er weist aus der Erzählung der Evangelisten selbst die Umstände nach, welche auf diese Ansicht der Sache führen und sie rechtfertigen. 2) Bey des Vf. Verfahrensart kann manches erschlichen werden, was freylich dem orthodoxen Lehrbegriffe günstig seyn mag, deswegen aber noch nicht haltbar ist. Wunderthätige Heilungen werden, weil alles in seiner angeblichen Unerklärbarkeit gelassen werden soll, überall, auch wo es noch grammatisch zweifelhaft ist, willkürlich vorausgesetzt; Jesus geht auf dem See, wie wohl andere gefragt haben, ob er nicht an dem See gewandelt habe; er kommt übernatürlich in die Welt, weil es Künsteley wäre, anzunehmen, daß er in πνεύματος ἁγίου, und doch natürlich, obgleich nicht durch Beywohnung Josephs, in die Welt gekommen seyn könnte; er fährt gen Himmel, und man begreift nicht wie; ein leidender Messias, den die Propheten geweissagt haben sollen, wird eingeschwärzt; Wunder als Beweise der Seher des Messias werden unversehens eingeschoben; und dieß soll dann alles doch zum Urchristenthume gehören, und aus den Quellen selbst geschöpft seyn. 3) Der Vf. sagt zwar, seine Zusammenstellungen seyen eine mühsame Arbeit; dieß kann aber der Rec. unmöglich glauben; ihm deucht, daß jeder seiner Leser, dem das N. T. nur einigermaßen geläufig ist, mit der größten Leichtigkeit eine solche Arbeit fertigen könnte. 4) Der Vf. läßt die Evangelisten, deren jeder sich durch seine Zusammenstellungen durch sich selbst erklären soll, unerklärt, und deswegen kann der Leser nicht so viel aus seinem Buche lernen, als er wünscht; er bekommt über vieles gar kein Licht; er weiß nicht, was er aus so manchem, worauf er stößt, machen soll; unbefriedigt legt er eine Schrift, die er mit dem ehrlichsten Verlangen, durch sie in seiner Erkenntniß weiter zu kommen, in die Hand nahm, wieder weg. — Ungern gesteht der Rec., daß auch er einer dieser Leser sey; doch will er über das Ganze noch nicht entscheiden, sondern erst die versprochene Fortsetzung erwarten.

32.

BREMEN, b. Seyfferts: *Des Propheten Jesaias perspectivisches Zeitengemälde, oder: Trostbuch für das Volk Gottes im Auszuge. Nebst zwey Beylagen: Trostgesang und hebräischer Trostbrief*

*Brief an die jüdische Nation, von Johann Caspar Volkhufen. 1803. 182 u. 20 S. 8. (12 gr.)*

Der Vf. äußert in der Vorrede den frommen Wunsch, „dafs doch der Geist Jesu und seiner Apostel, dessen lebhafterer Eindruck seinen Empfindungen höheren Schwung gegeben habe, sich der Gemüther seiner christlichen Leser so kräftig bemächtigen möge, dafs sie einer Nation, der wir, unter Gottes lenkender Vorsehung, unser wesentlichstes Heil verdanken, bey jeder Gelegenheit gern mit brüderlicher Herzlichkeit die Hände bieten möchten.“ Wir ehren diesen Wunsch, können aber doch den eigentlichen Plan des Vf. bey der Zusammenstellung der einzelnen Stücke dieses perspectivischen Zeitengemäldes, das zuerst theilweise im brom. und verd. theol. Magazin erschien, nicht völlig errathen. Was wir gefunden haben, wollen wir dem Leser kürzlich mittheilen.

In einem voranstehenden Gedichtchen: „bey wiederholter Ansicht des perspectivischen Zeitengemäldes im Jesaias“ wundert sich Hr. V. darüber, dafs Jesaias „Jahrtausende voraus, was kommen wird, sehen konnte,“ und wünscht, von ihm belehrt zu werden, „wie das Rad der Welt sich morgen drehen“ werde. Hierauf folgt das *Trostbuch* für das Volk Gottes; — Übersetzungen, zum Theil ganz glückliche, zum Theil aber auch harte und gezwungene und zum Theil blofse Paraphrasen jesaianischer, oder wenigstens unter Jesaias Namen bekannter Stücke in allerley Sylbenmassen. Bey genauerer Ansicht dieser hier zusammengestellten Stücke dürfte man jedoch darin eher allgemeinere Propheten-Aussichten, als eigentliche perspectivische Zeitengemäldes finden. Auch enthalten diese verschiedenartigen Stücke nicht lauter Trost, sondern auch Warnungen, Drohungen, u. s. w. Die Stellen, die der Vf. übersetzte, sind gar nicht näher bezeichnet, und man mufs sie selbst in dem hebräischen Urtexte auffuchen, um die Übersetzungen damit vergleichen zu können. Wären nur nicht auch bisweilen ganz fremdartige Stücke an einander gereiht worden! Nicht überall weifs Hr. V. sich in seinen Sylbenmassen leicht zu bewegen, mehrere Stellen sind äufserst hart zu scandiren, am wenigsten scheinen dem Vf. die Hexameter gelungen zu seyn. Zu den glücklichern Stellen gehört folgende:

Tröstet! tröstet mein Volk; spricht der Gott Israels:  
Doppelt ward ihm sein Mafs Elend und Kampf zu  
Theil,

Seine Schuld ist gebüfset;

Sprecht nun Hoffnung ihm ein, und Muth.

Ehen so athmen wenigstens gute Gesinnungen in folgender Stelle:

Diene nur jeder dem Herrn, nach seiner besten Erkenntnis,

Juden, den Heiden ein Licht zum Preise des ewigen Schöpfers;

Christen, erlöset von der Schmach des die Menschheit entehrendsten Joches.

Juden, Erben des Sinnes dem Herrn sich weihender Väter;

Christen, nicht minder geweiht zum Dienst der heiligsten Göttheit:

Beide nicht für des Erdballs verwelkende Freuden! —

Folgende Zeilen sollen Hexameter seyn:

Seht! dort tritt Er auf, der meinen Entwurf einst hinausführt,

Den ich unter allen hervorzog, der innigst Geliebte!

Auf ihm ruhet mein Geist. Mein Gesetz wird er kundthun den Völkern,

Nicht laut auf den Gassen erheben die Stimme, das Rohr nicht,

Das sich bieget, zerdrücken; u. s. w.

Bisweilen hat sich Hr. V. auch — und mit glücklicherem Erfolg — der gereimten Jamben bedient, z. B. S. 18. 19:

Ermattet schwachten sie im dürrn Lande;

Die Zunge lechzt: kein Quell ist auszuspähen.

Ich lasse plötzlich Ström' im heifsen Sande,

Und Balsamtauden in der Wüsth' entsiehn,

Auch Cedern unter ihren Füfsen,

Und Myrthen überall entsprofsen!

S. 23 kommen einige gelungene Zeilen vor. Die Abwechselung mit den verschiedenartigsten Sylbenmassen in einem Gefange bringt nicht die beste Wirkung hervor. Hr. V. hingegen scheint geglaubt zu haben, dadurch seinen Lesern annehmlicher zu werden. Inwiefern die Besiegung *Edoms*, *Bosra's*, *Babylons*, wovon in diesem Trostgefange die Rede gleichfalls ist, jetzt noch tröstend für die jüdische Nation seyn könne, will Rec. nicht entscheiden. Der S. 90 ff. befindliche *Trostgesang an die jüdische Nation* enthält einige recht glückliche Strophen.

Angehängt ist dieser Schrift: *Iggareth Thanchumim seu Epistola consolatoria ad gentem judaicam, hausta, ex fontibus prophetarum*. Dieser Trostbrief, der in dem *Spicileg. Commentat. theol. fasc. III. p. 274 ff.* ins Lateinische übersetzt ist, wurde schon ehemals vom Vf. zum Druck befördert, theils in der Hoffnung, vermittelt desselben seinen akademischen Zuhörern die Parallelismus-Harmonie näher vor den Sinn zu bringen, theils, um den Ungewöhnten das geläufige Lesen des Hebräischen, durch Entfernung aller, anfänglich zu sehr das Auge verwirrenden Punkte und Accente zu erleichtern. Um diesen Zweck noch mehr zu erreichen, ist der ganze Trostbrief S. 106 ff. mit lateinischen Buchstaben abgedruckt worden. Zuletzt sucht sich der Vf. S. 120 ff. noch gegen einige Mißdeutungen zu verwahren. Wir ehren die reinen Absichten des gelehrten und achtungswürdigen Vf., zweifeln aber an dem grossen Gewinn für die gute Sache, den er sich von dieser Schrift zu versprechen scheint.

Wi.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 3 A U G U S T , 1 8 0 5 .

## J U R I S P R U D E N Z .

BERLIN, b. Unger: *Drey Preis-Schriften der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.* 1804. 8.

Von diesen drey Preisschriften bezieht sich die letzte auf die von der physikalischen Classe der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgeworfene Preisfrage; diese wird von dem Rec. übergangen, welcher sich allein mit den beiden ersteren in die Criminalrechts-Wissenschaft einschlagenden Abhandlungen beschäftigen wird. Beide betreffen die von der philosophischen Classe gedachter Akademie im J. 1803 aufgegebenen Preisfrage.

Der Titel der ersten Preisschrift lautet so:

*Versuch einer Beantwortung der von der philosophischen Classe der hochlöbl. königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin für das Jahr 1803 aufgegebenen Preisfrage: Wie weit, wenn anders überhaupt, darf die moralische Schätzung einer Handlung bey der Festsetzung eines Strafgesetzes und bey der Anwendung desselben in Anschlag kommen? Von Friedrich August Boyssén, Prediger bey der Schlosskirche zu Quedlinburg.*

Die Absicht der Akademie war nicht nur, wie man aus der Fassung der aufgeworfenen Preisfrage sieht, auf die Entscheidung des jetzt besonders reg gewordenen Streits über die Zulässigkeit der moralischen Beurtheilung der Handlung des Verbrechers bey Beystrafung desselben, sondern auch im Falle der Bejahung darauf gerichtet, daß genau bestimmt werden sollte, wie weit die moralische Schätzung einer Handlung sowohl bey der Abfassung eines Strafgesetzes, als bey der Anwendung desselben in Anschlag komme. Mit Recht verlangte die Akademie, daß die Kämpfer um den Preis sich nicht an allgemeinen Bejahungen und Verneinungen begnügen, sondern die Rechte und Pflichten des Gesetzgebers von denen des Richters genau unterscheiden sollten. Denn es könnte wohl seyn, daß das, was dem Richter nicht gestattet wäre, dem Gesetzgeber eingeräumt werden müßte; aber auch dieser Unterschied konnte die Akademienoch nicht befriedigen; sie verlangte vielmehr, daß die Verfasser genau angeben sollten, wie weit der Gesetzgeber oder der Richter die moralische Schätzung der Handlung in Anschlag zu bringen habe; sie erwähnte überdies nur der moralischen Schätzung der Handlung, und wollte damit zu erkennen geben,

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

daß, wenn es auch unmöglich seyn sollte, über den ganzen moralischen Werth eines Menschen zu entscheiden, sich doch eine solche Schätzung der Handlung denken lasse, welche sich auf die innere Pflicht des Handelnden bezieht, deren Verletzung erkannt werden kann, wenn es auch nicht möglich ist, zu bestimmen, ob und wie weit eine Handlung, welche äußerlich dem Sittengesetze gemäß ausgefallen ist, auch aus Achtung gegen dasselbe unternommen worden sey. So ist z. B. Dankbarkeit gegen Wohlthäter eine Gewissenspflicht, deren Umfang sich nicht bestimmen läßt, deren Beobachtung auch nie mit Zuverlässigkeit erkannt werden kann, weil es ungewiß ist, ob nicht bloße Vorliebe für den Wohlthäter, Convenienz, oder Klugheit die Triebfeder davon gewesen sey; aber auch das Gegentheil davon offenbart sich, wenn z. B. ein Vagabund bey einer alten armen Bekannten unentgeltlich Abendbrod und Nachtquartier findet, welches ihm sonst überall ver sagt wurde, und dennoch diese Wohlthäterin ermordet, weil er zwey Groschen bey ihr findet, die er in Brantwein vertrinken will. Wenn ferner die Akademie die Übel nicht verkannte, welche daraus entstehen, wenn man die Tugend zu erzwingen hofft: so wußte sie doch auch, wie viel dem Staate daran liege, daß das Sittengesetz in Achtung stehe; und es schien ihr also der Mühe werth, genauer zu bestimmen, wie weit diese Achtung auf die Bestimmung der Strafe Einfluß haben könne, ohne in die Rechte des Gewissens einzugreifen.

Die vor uns liegende Preisschrift trägt unverkennbare Spuren des Fleißes an sich, welchen der Vf. anwendete, um die Forderungen der Akademie zu befriedigen. In Rücksicht auf diese löbliche Absicht und auf die überall herrschende Gründlichkeit muß man die Schwerfälligkeit und Weitschweifigkeit übersehen, welche aus der bey diesem Gegenstande entbehrlichen mathematischen Form des Vortrags entstanden ist. In eben dieser Rücksicht hat ihm auch wohl die Akademie die Nachlässigkeit in der Schreibart verzeihen, wenn er z. B. S. 61. §. 90 sich selbst zum Beyspiele macht, und sagt: *wenn ich nachdrücklich durchgeprügelt werde.* Dagegen wird man nicht nur durch die Sache selbst, sondern auch durch viele schöne Stellen, von denen wir einige in der Folge anführen werden, schadlos gehalten.

Den Plan der Schrift hat der Vf. selbst in der Vorrede kurz und bestimmt angegeben. Er geht von

von den Rechten des Menschen zu den Rechten des Bürgers über; zeigt, daß zu Beschützung der Bürger die Strafe nothwendig sey, handelt sodann von dem Unterschiede zwischen dem rigoristischen Verfahren und der moralischen Zurechnung; die letzte wird sodann als die rechtmäßigste und erfrieslichste dargestellt und ausführlich abgehandelt. Weil aber die rigoristische Strafart den Schein an sich trägt, als werde durch sie die Sicherheit der Staatsbürger vorzüglich befördert; so bemühte sich der Vf. zu zeigen, daß dieses nur Schein sey, erörterte mit dieser Rücksicht ausführlich die verschiedenen Arten und Grade der Verbrechen, und stellte den Zusammenhang zwischen der politischen Schädlichkeit und der unmoralischen Beschaffenheit der Handlungen dar. Nachdem er die innige Verwandtschaft der äußeren Güte und Schädlichkeit der Handlungen mit ihrer innern Beschaffenheit vor Augen gestellt hat, bestimmt er zuletzt, wie weit die Moralität der Handlung auf die Strafbarkeit derselben Einfluß habe.

Der Rechtsgelehrte würde vielleicht das Amt des Gesetzgebers und Richters noch genauer unterschieden haben; auch wünschten wir, daß mancher Grundsatz anders bestimmt wäre: aber das Ganze verräth einen richtigen Blick, und bietet auch zuweilen neue Ansichten der Sache dar.

Die in dem 1 Kap. enthaltene Einleitung hat uns sehr wenig Genüge geleistet, vielmehr hätten wir gewünscht, daß der Unterschied der Rechtslehre und der Moral noch schärfer wäre angegeben worden. Unser Vf. legt §. 5. S. 9 den Satz zum Grunde: *Betrachte dich sowohl als alle andere Menschen stets als Zweck, nie bloß als Mittel zur Erreichung beliebiger Absichten allein.* Dieser Grundsatz ist, wie man sieht, gebotsweise gefaßt; er mußte aber in einen assertorischen verwandelt werden, ehe er zur Grundlage der Rechte dienen konnte. Denn bey den Rechten ist das Erlaubte die Hauptsache, und selbst die Überschreitung der Grenzen des Erlaubten darf von demjenigen, dessen Rechte dadurch verletzt worden sind, so lange ungerügt bleiben, als nicht diese Nachsicht eine Verletzung der Rechte Anderer in sich schliessen würde. Hätte aber auch der Vf. seinen Satz so gefaßt: *Kein Mensch darf sich eines anderen Menschen, als eines bloßen Mittels zu Erreichung beliebiger Absichten bedienen* — so würde uns doch auch diese Fassung wegen der Mißverständnisse, die sie veranlassen kann, nicht gefallen, weil die Absichten des Handelnden nur einen indirecten Einfluß auf die Bestimmung der Rechte haben. Ich bin zwar berechtigt, meine Massregeln nach der zu vermuthenden Absicht dessen zu nehmen, welcher sich mir in einer drohenden Stellung mit bloßem Degen nähert. Dagegen kann ich es nicht als einen Eingriff in meine Rechte betrachten, wenn der Andere mich durch freundliches Zureden dahin bringt, daß ich mich als bloßes Mittel zu seinen Zwecken brauchen lasse, wenn er mir nur dadurch nicht wider meinen Willen irgend ei-

nes meiner Güter entzieht. Das Fehlerhafte in der Formel des Vf. hat indeß auf die weitere Ausführung keinen nachtheiligen Einfluß gehabt. Denn sobald die Einwilligung des Anderen in die mir allein nützliche Handlung hinzukommt, muß man annehmen, daß doch mein Zweck auch den seinigen befördert habe. Dieser manchen Mißdeutungen unterworfenen Formel ist es jedoch zuzuschreiben, daß der Vf. sich oft so ausdrückt, als gehe er aus dem Gebiet der Rechtslehre in das der Moral über. Aber erwägt man seine Behauptungen näher: so findet man bald, daß die Vermischung der rechtlichen und der moralischen Begriffe nur scheinbar ist. Wenn er z. B. im §. 9 sagt: *der böse Wille begeht daher jederzeit, sobald er zur That überschreitet, eine unrechtmäßige Handlung, und ist eben hierdurch gefährlich* — so fehlt er zwar dadurch, daß er jede äußere Handlung, die einen bösen Willen zu erkennen giebt, für eine unrechtmäßige Handlung auszugeben scheint; allein er versteht, wie der Zusammenhang zeigt, hier unter dem Worte That, eine Handlung, wodurch die Rechte Anderer verletzt werden sollen, wenn auch die Verletzung selbst noch nicht erfolgt ist.

Besser ist das 2 Kapitel ausgefallen, welches den Begriff der Strafe festsetzen soll. Der Vf. geht von dem Gedanken aus, daß der Schutz des Staats die Selbsthülfe überflüssig machen soll, und also, da er nicht alle Beleidigungen physisch verhindern kann, ein Übel androhen müsse, dessen Vorstellung für fähig gehalten werden kann, denjenigen Reiz der gemüthsbrauchten Sinnlichkeit zurück zu halten, welcher der Sicherheit Anderer gefährlich werden könnte (§. 29 S. 22). Die Gefährlichkeit der Verbrechen mißt der Vf. nach dem Grade des bösen Willens ab, mit welchem sie begangen werden. Unter einem bösen Willen aber versteht er einen solchen, welcher Andere als bloße Mittel zu einem beliebigen Zwecke behandelt (wobey man freylich voraussetzen muß, daß derjenige, welcher sich um die Einwilligung des Anderen zu einer nur ihm nützlichen Handlung bewirbt, doch durch die nachgesuchte Einwilligung selbst zu erkennen giebt, daß er ihn als ein Wesen betrachtet, welches seine eigenen Zwecke hat). Der Vf. hat ganz Recht, wenn er annimmt, daß der, welcher sogar die Existenz des Anderen angreift, ihn am meisten als bloßes Mittel braucht. Hiermit eröffnet er eine ganz richtige Classification der Verbrechen nach ihrer allgemeinen Gefährlichkeit. (S. 23 ff.) — Die Todesstrafe wird aus dem Rechte der Nothwehr hergeleitet (§. 34), und er macht (§. 35) die ganz richtige Bemerkung, daß der gegen die Rechtmäßigkeit der Todesstrafen gemachte Einwand, als ob die Gefährlichkeit des Mörders durch ewiges Gefängniß oder Landesverweisung verhütet werden könne, deswegen nicht eingreife, weil die Strafe nicht ein Sicherheitsmittel gegen einen bestimmten Verbrecher wäre, und die Furcht vor einer bloßen Einschränkung der Freyheit nicht abschreckend genug seyn

seyn würde. — Er bemerkt hierauf (§. 38 ff.), daß eine Strafe um so härter sey, je mehr die Furcht, welche das Strafgesetz erweckt, den Reiz zum Verbrechen überwiegt, und daß daher ein Volk, welches noch wenig zum Gehorsam gegen die Gesetze gewöhnt ist, oder dessen Gefühle nur einen geringen Grad der Reizbarkeit erhalten haben, durch harte Strafgesetze in Ordnung erhalten werden muß, da hingegen eine gebildete Nation bey einem reizbaren Gefühle nur gelinderer Gesetze bedarf, ja, daß vielmehr bey dieser eine übermäßige Härte Widerwillen gegen die eingeführte gesetzliche Ordnung erregen würde. Es scheint nun freylich, als ob das Beyspiel der Franzosen diese Behauptung widerlege. Wollte man aber auch zugeben, daß die alten grausamen Strafen nöthig wären, um die dort überhandnehmenden Verbrechen zu mindern, so würde doch dies eine bloße Folge der Revolutions-Scenen seyn, die bey einer Nation, die ruhig ihren Gang fortgehet, und sich an keine blutigen Begebenheiten gewöhnt hat, nicht eintreten würde. Überhaupt schließt man viel zu leicht aus der vermehrten Anzahl der Verbrechen auf die Nothwendigkeit, die Strafgesetze zu schärfen. Vergrößerte Volkszahl, vermehrte Bedürfnisse, verringerte Mittel des Unterhalts, Irreligiosität und ähnliche Ereignisse können die Anzahl der Verbrechen vermehren, ohne daß man darum hoffen darf, die Anzahl derselben durch härtere Strafgesetze zu vermindern; und es fällt sogar ins Lächerliche, wenn man genug gethan zu haben glaubt, indem man hier und da ein oder ein paar Jahre Zuchthaus- oder Festungs-Strafe zu der bisherigen Strafe hinzufügt.

Trefflich ist das, was unser Vf. §. 44 über die Gelindigkeit der Strafgesetze und über die Mannichfaltigkeit der Strafarten sagt. Die Strafe, sagt er, sey nur eine Nothwehr, und könne so wenig als diese immer ihren Zweck erreichen; und wir fügen hinzu, daß das Strafgesetz sogar aufhören würde, zu wirken, wenn es schon so weit gekommen wäre, daß keine Verbrechen mehr begangen würden. Denn alsdann würde gar nicht mehr gestraft, und es würde also auch der Nutzen hinwegfallen, welchen man von der abschreckenden Wirkung der Strafvollziehung erwartet. Alsdann würde man sogar wünschen müssen, daß zuweilen ein Verbrechen begangen würde, damit durch Bestrafung desselben das Andenken des Strafgesetzes zur Verhütung künftiger Verbrechen in den Gemüthern erhalten würde. Dahin wird es nun zwar niemals kommen, aber eben deswegen muß man sich auch nicht wundern, wenn der Strafgesetze ungeachtet noch immer Verbrechen begangen werden, und der Staat muß statt der leichteren Mühe, die Strafgesetze zu schärfen, lieber die Quellen der Verbrechen auffuchen, und diese verstöpfen, so weit es möglich ist. — Nicht weniger richtig ist das, was unser Vf. ebendasselbst über die Unmöglichkeit, einen allgemeinen Maßstab zu finden, nach welchem

die Gröfse des Reizes zum Verbrechen gegen die Gröfse des anzudrohenden Strafübels abgemessen werden könnte. Er glaubt daher mit Recht, daß die Strafe nach der verschiedenen Lage, und also auch nach dem verschiedenen Stande der Verbrecher sich richten müsse; denn was für den einen ein furchtbares Übel sey, mache auf den anderen keinen Eindruck, und ein Reiz, der unter gewissen Umständen unüberwindlich zu seyn scheine, könne unter anderen sehr leicht unterdrückt werden.

Im 3 Kap., welches von der Pflicht des Staats bey den Strafen handelt, sagt der Vf. ganz richtig, daß die Sicherheit der Bürger die Absicht des Staats bey der Strafe sey (§. 46); moralische Güte beruhe auf dem freyen Willen des Menschen und könne also nicht erzwungen werden (§. 47). Die moralische Besserung könne also nur als Nebenzweck (§. 48) betrachtet, oder auf eine negative Art befördert werden, indem man die gemeinschädliche Thätigkeit hindert, und dadurch verhasst, daß die Thätigkeit des Menschen sich da äußere, wo sie der Gesellschaft nützlich ist. Nun würde zwar, wie wir hinzufügen müssen, die bloße gemeinnützige Richtung der Thätigkeit noch keine innere moralische Güte nothwendig voraussetzen, weil bloßer moralischer Egoismus Ursache seyn kann, warum man sich gewöhnt, die uns selbst nützliche Thätigkeit auch auf das Wohl Anderer zu richten; allein diese durchgängig gemeinnützige Thätigkeit wäre nicht nur das Merkmal wirklich gemeinnütziger Absichten, sondern sie würde auch bey dem Handelnden selbst ein Haupthinderniß seiner Besserung haben, und ihn mit der Zeit selbst fühlen lassen, daß er, wenn er diese Gemeinnützigkeit zum Zwecke macht, der Würde eines vernünftigen geselligen Wesens gemäß handle. — Wenn die Gesellschaft, so bemerkt unser Vf. §. 55 ff., die Pflicht hat, nicht mit Verletzung seiner Sicherheitsrechte gegen den Verbrecher Nachsicht zu beweisen: so darf er doch eben so wenig seiner eigenen Sicherheit die ihm, als Menschen, schuldige Achtung opfern. Kant hat, wie Schleyermacher in seiner Kritik der Moral zeigt, nicht ganz consequent verfahren, wenn er bey den Pflichten gegen Andere nur deren Glückseligkeit zum Zwecke macht; vielmehr müssen wir dabey auch den Zweck der Menschheit überhaupt zu erreichen suchen, wenn wir uns nur dabey vor dem Irrthume hüten, als ob die Tugend, welche doch in der höchsten und reinsten Geistes-Thätigkeit besteht, erzwungen werden könne. Nie dürfen wir daher unter dem Vorwande der Tugendliebe in die Freyheit Anderer eingreifen; aber wir sind auch eben so verbunden, nichts zur Sicherheit der Gesellschaft zu thun, was Mangel an Achtung gegen die Tugend zu erkennen geben könnte; vielmehr müssen wir aus allen Kräften dahin arbeiten, damit das Reich der Tugend sich erweitere. Dazu würden wir aber auch selbst in dem Falle verpflichtet seyn, daß wir nur die Glückseligkeit Anderer zum Gegenstande unserer Pflichten gegen sie machen

chen dürfen: denn diese würde unter lasterhaften Menschen nicht zu finden seyn.

Was unser Vf. unter einem freyen Willen verstehe, darüber erklärt er sich S. 45 sq: „Ein freyer Wille ist derjenige, welcher durch *keine Beschränkung* abgehalten wird, sich vermittelst der Vernunft gewissen Gesetzen gemäß, zu bestimmen; mit welcher Erklärung des freyen Willens wir für den praktischen Gebrauch zufrieden seyn können. Es ist eine speculative, hier nicht zu entscheidende Frage: ob die grössere Zuneigung des Handelnden zu dem einen oder zu dem anderen Gesetze durch eine ehemals gehabte sinnliche Anschauung, oder durch eine ursprüngliche Bestimmung der Seele, als eines Dinges an sich, veranlaßt wurde. Es ist genug, daß die Vorstellung des Gesetzes ebenfalls Veranlassung zu einer solchen Bestimmung des Gemüthscharakters werden konnte.“ — Einen guten Willen nennt er den, welcher sich durch die Achtung gegen das Pflichtgesetz bestimmt (S. 46), und über die Verschuldung erklärt er sich S. 47 §. 74 wie folgt: Hat eine Handlung, der (in Beziehung auf den Zweck, von welchem die Rede ist,) aller moralische Gehalt abgeht, Folgen, welche die Handlung für böse erklären würden, sobald sie einen wirklichen moralischen Gehalt hätte, so ist sie eine *Verschuldung (culpa)*; wofern man annehmen kann, daß diese Handlung durch eine andere moralische Handlung bestimmt wurde, durch welche sich der Handelnde außer Stand gesetzt hatte, die gesetzwidrige Folge seiner Handlung zu vermeiden.“ — Der Begriff, welchen sich unser Vf. von der Verschuldung (*culpa*) macht, ist in der Hauptsache richtig; nur muß man dabey die verschiedenen moralischen Beziehungen nicht aus der Acht lassen, welche bey derselben äußerer Handlung angetroffen werden können. So kann z. B. ein Mensch, der nach dem Orte eilt, wo er die Stimme seines Freundes hört, aus Pflichtgefühl handeln, indem er seinen Weg dahin beschleuniget, aber an die Pflicht, Feuergefahr zu verhindern, hat er nicht gedacht, und so durch seine Verschuldung eine Feuersbrunst verursacht; allen Mißverständnissen aber wird durch die von uns in eine Parenthese eingeschlossenen Worte abgeholfen. Überhaupt giebt unser Vf. durch Weglassung solcher Beziehungen einigemal zu Mißdeutungen Anlaß. Wenn er z. B. §. 97 S. 67 von einem *überwiegend freyen Willen* spricht: so versteht er darunter, wie sich aus dem Zusammenhange und in Vergleichung mit §. 77. S. 48 ergibt, einen solchen, welcher in Beziehung auf das durch die Handlung verletzte Gesetz überwiegend frey ist, d. i. wo sogar sinnliche Reize, ein vorzüglicher Verstandesgebrauch oder äußerliche Hindernisse gegen die böse Handlung stritten, und wo es also nur an der besondern Stärke derjenigen bösen Neigung liegt, welche bey dem Verbrechen vorausgesetzt wird, z. B. wenn der Sohn nach reiflicher Überlegung einen gegen ihn gültig gesinnten und ihn freundlich liebkosenden Vater aus Gewinnsucht tödtet. Ein wahres Uebermaß an Freyheit ist

zwar auch hier nicht vorhanden, weil dieses an sich betrachtet, nicht einmal denkbar ist, vielmehr wurde der Mörder durch seine Gewinnsucht so beherrscht, daß er nicht im Staude war, den dagegen kämpfenden Gründen der Vernunft und Sinnlichkeit Raum zu geben; aber in Beziehung auf die Nebengründe, welche nicht in der verbrecherischen Absicht selbst liegen, war er überwiegend frey, weil sehr starke Gründe gegen den Mord vorhanden waren, die auf einen weniger böshaften Menschen gewiß gewirkt haben würden.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir Alles, was der Vf. im 4 Kap. von der moralischen Würdigung, und im 5ten von dem Verhältnisse der Größe der Verbrechen zu der Größe des bösen Willens sagt, hier ausziehen wollten, da der Gang seiner Ideen schon aus dem vorausgeschickten Plane erhellt. Im 6 Kap. zeigt der Vf., daß die politische Schädlichkeit der Verbrechen sich ebenfalls nach dem Grade des ihnen zum Grunde liegenden freyen Willens richtet, und im 7ten führt er aus, daß der Staat die moralische Würdigung der Verbrechen nach der Pflicht, die er sich selbst schuldig ist, anwenden müsse. Hier beweist er gegen die Rigoristen, daß die Rücksicht auf Hindernisse der Freyheit und den moralischen Werth der Freyheit nicht nur gerecht, sondern auch nützlich sey. Sehr treffend zeigt der Vf., daß es nicht nur unmöglich sey, bey den jetzigen Gesetzen rigoristisch zu verfahren, sondern daß auch kein Gesetz denkbar sey, welches ein solches rigoristisches Verfahren durchgängig verstatte. Denn sollte ein solches Gesetz existiren, welches alle möglichen Fälle unter sich begriffe: so müßte es mehrere ungleichartige Fälle mit derselben Strafe belegen, weil es unmöglich ist, alle möglichen Schärfungs- und Milderungs-Gründe bey jedem Verbrechen insbesondere so genau zu bestimmen, daß man jeden dieser Fälle als einen für sich bestehenden betrachten könnte, und es ist nicht möglich, diese Verschiedenheit der Fälle durch gesetzliche Bestimmungen anders zu umfassen, als indem man die Schärfungs- oder Milderungs-Gründe, es sey nun überhaupt, oder bey den besondern Verbrechen in Classen bringt, und es nun dem Urtheile des Richters überläßt, was für eine Strafe in dem gegebenen Falle, wo vielleicht mehrere Milderungs-Gründe mit einander oder auch mit Schärfungs-Gründen zusammenkamen, zu bestimmen sey. Wollte man aber auf die verschiedenen Schattirungen der Fälle durch die eintretenden Schärfungs- oder Milderungs-Gründe gar keine Rücksicht nehmen: so würde die auf alle diese Fälle bestimmte Strafe zugleich zu gelinde und zu hart ausfallen; das erstere, weil es nicht möglich ist, sich alle die Abscheulichkeiten zu denken, welche mit einer gewissen That verbunden seyn können; das letztere, weil Fälle eintreten können, in welchen die Strafbarkeit der That beynahe ganz verschwindet.

(Der Beschlus folgt.)



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 A U G U S T, 1 8 0 5.

## JURISPRUDENZ.

BERLIN, b. Unger: *Drey Preis-Schriften der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin etc.*  
(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Oft werden sonst sehr strafbare Handlungen durch die gutartigsten und gemeinnützigsten Neigungen zu Tage gefördert, an deren Erzeugung und Fortpflanzung also dem Staate unendlich viel gelegen ist. So kann z. B. die innigste, durch eine ganz besondere Verpflichtung zur Dankbarkeit noch verstärkte Zuneigung gegen den Monarchen einen sonst sanftmüthigen, zu Beleidigungen gar nicht geneigten Mann verleiten, eine freche Verläumdung der Regierung durch öffentliche schimpfliche Behandlung zu ahnden. Hätte man auch den Staupenschlag, oder wohl gar die Todesstrafe auf eine solche That im Allgemeinen gesetzt: so würde doch der Thäter sich dadurch nicht haben abhalten lassen, sie zu begehen. Das einzige Mittel also, den Geist, der durch die ganze Gesetzgebung herrschen muss, mit sich selbst in Übereinstimmung zu bringen, ist die Festsetzung oder doch Zulassung der Schärfungs- und Milderungs-Gründe. Wenn die Rigoristen mehr Beysfall erhalten, als sie verdienen, so liegt dieß wohl in der Weichlichkeit, mit welcher man zuweilen bey der Anwendung der Gesetze verfahren ist, und die man mit der Milde verwechselt, welche keinen anderen Zweck hat, als den, nicht mehr Übel zu verhängen, als der Zweck erfordert. Vgl. S. 232.

Vorzüglich lezenswerth ist das, was unser Vf. im S. 233—236 über die wahre Gerechtigkeit im Gegensatz des Rigorismus sagt. Er sagt unter andren: „Nichts spricht mehr an das menschliche Herz, als die Gerechtigkeit. Wenn gleich die Güte die Herzen erobert, so wird doch zuweilen ihr Glanz verdunkelt, wenn sie über einen Unwürdigen ihren wohlthätigen Ausfluss verschwendet; und sie arbeitet alsdann auf Kosten des Verstandes, der sich durch eine menschenfreundliche Neigung bestechen lässt. Strenge, auch wenn es ihr gelingt, entfernt das menschliche Herz von sich, eben deswegen, weil sie, stolz auf ihr Glück und ihren Muth, sich selbst vom Herzen trennt, und sie empört das Herz ganz gegen sich, sobald sie das Missgeschick erfährt, ihre Absicht zu verfehlen. Allein die Gerechtigkeit leistet allem ein Genüge: sie stellt zu gleicher Zeit den Geist und das Herz auf eine Höhe, auf welcher selbst der Neid sie im Anfange bewundern und zuletzt — lieben muss.“

S. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

Diese Probe zeigt, dass es dem Vf. gelungen seyn würde, gedrängter und unterhaltender zu schreiben, wenn er nicht geglaubt hätte, den gefälligen Vortrag dem Ernste des Zwecks aufopfern zu müssen.

Die zweyte diesen Gegenstand betreffende Schrift, welche der erktern beygefügt ist, führt den Titel: *Wie weit die moralische Schätzung einer Handlung bey der Festsetzung oder Anwendung eines Strafgesetzes in Betrachtung kommen darf; — eine Abhandlung, welche bey der königl. Akad. der Wissenschaften das Accessit erhalten.* Von J. G. Gebhard, königl. preuss. Kirchenrath.

Diese Schrift scheint beym ersten Anblick eine der ersten ganz entgegengesetzte Tendenz zu haben. Sie geht von der Bemerkung aus, dass die Vermischung der Theologie mit der Rechtswissenschaft eine Vermischung der rechtlichen Verbindlichkeiten mit den Gewissenspflichten veranlasst habe, und sie setzt den Grundsatz fest, dass der Staat nicht über den Menschen als Menschen, sondern über den Staatsbürger und also nur über den Menschen, so weit er den Gesetzen des Staats unterworfen ist, entscheiden dürfe. Indessen sieht man doch schon aus den zuletzt angeführten Worten, dass unser Vf. den Menschen und Bürger nicht als zwey einander entgegengesetzte Dinge betrachtet, ob er gleich den Unterschied zwischen dem Menschen, der zugleich Staatsbürger ist, und dem Menschen, als solchem, zu weit getrieben hat.

Es fehlt dieser Schrift nicht an schönen und treffenden Bemerkungen, aber an einem festen Gesichtspunkte und einer durchgängigen Bestimmtheit. Den Gesichtspunkt hat sich unser Vf. schon dadurch verrückt, dass er S. 6 annimmt, der Richter wolle bey der Rücksicht auf die moralischen Triebfedern der Handlung das Unmoralische in der Handlung bestrafen, und er schließt hieraus weiter, dass, wenn das Unmoralische in der gesetzwidrigen Handlung bestraft werden müsste, kein Grund abzusehen sey, warum nicht überhaupt alle unmoralischen Handlungen gestraft werden sollten. Hierbey hat er übersehen, dass diejenigen, welche auf das Moralische in der zu bestrafenden Handlung Rücksicht nehmen, das Unmoralische nicht als solches, sondern nur in der Eigenschaft des Gefährlichen in Rechnung bringen, weil sie voraussetzen, dass die Bosheit nach dem Maaße ihrer Größe auch gefährlich sey. Der Vf. hat nicht genug erwogen, dass bloße äußere Handlungen keine wahren Handlungen sind, dass die Handlung irgend einen moralischen Gehalt:

Hh

ha-

haben muß, wenn sie für gesetzwidrig erklärt werden soll, und daß der böse Wille, welcher gegen das Gesetz ankämpft, eine um so größere Gegenwirkung erfordere, je größer seine schädliche Tendenz ist. So lange der in seinem Inneren gefährliche Mensch sich so zu beherrschen weiß, daß sein böser Wille in keine gesetzwidrigen Handlungen ausbricht, so lange hat der Staat kein Recht, seine Freyheit zu beschränken; er kann es auch nicht, weil keine Gewalt die wahre innere Thätigkeit geben kann, welche zur Tugend erforderlich ist. Sobald aber der böse Mensch das Gesetz verletzt, setzt er durch seine eigene Handlung die Richter in die Nothwendigkeit, seine Absichten zu erforschen und ihn darnach zu richten, weil die Erforschung der Absicht nothwendig ist, um die Straffälligkeit des Handelnden einzusehen. Denn wie ist es möglich, jemanden als einen vorsätzlichen Mörder zu strafen, ohne nach der Absicht zu fragen, in welcher er das Feuergewehr abgefeuert, oder den Stein geworfen hat? Die bösen Absichten sind es ja auch nur, welchen der Staat durch Strafgesetze entgegenarbeiten will. Denn, daß ein Stein wegen seiner Schwere herunterfalle, und einen Menschen tödte, läßt sich nicht verbieten. Nur die ohne Absichten nicht denkbare menschliche Willkühr ist es, welche durch die Strafgesetze ihre Richtung erhalten soll. Es scheint zwar, als müßte man den Richter auf Erforschung der nächsten Absicht des Handelnden einschränken; allein diese wird sich selten finden lassen, ohne dabey auf die entferntere Rücksicht zu nehmen. Absichtlich wurde das Gewehr abgefeuert, aber welche entferntere Absicht sollte durch diese Handlung erreicht werden? Sollte ein wildes Thier oder ein Mensch getroffen werden? Es ist aber auch nicht genug, zu wissen, daß die Absicht des Schiessenden auf den Menschen gerichtet war, welcher getroffen wurde; man muß auch nachforschen, ob es wahr ist, daß bey dem Schusse nur die Erhaltung des Eigenthums beabsichtigt wurde, welches der fliehende, auf andere Weise nicht zurück zu haltende Dieb an sich genommen hatte. Wer da, wo ihn die Hülfe des Staats verließ, sich selbst Recht zu verschaffen suchte, stört die Sicherheit des Staats entweder gar nicht, oder doch weniger, als der, welcher die Störung der allgemeinen Sicherheit beabsichtigte, und bey diesem hält gewiß Bosheit und Gefährlichkeit gleichen Schritt, wenn auch jener wegen seiner geringen Achtung gegen Menschenleben einen großen moralischen Unwerth haben kann. Hieraus ergibt sich, warum die Rücksicht auf das Unmoralische der Handlung hauptsächlich nur bey der Milderung der Strafe durch Gesetze oder richterliche Erkenntnisse in Betrachtung kommen kann. Denn es ist gewiß kein Eingriff in die bürgerliche Freyheit, wenn man nach den geheimen Triebfedern einer Handlung forscht, um den Handelnden gar nicht oder geringer zu bestrafen, als sonst geschehen müßte. Dagegen würde der Staat sein Recht überschreiten, wenn er bey der Handlung, die ent-

weder gar keine oder nur eine geringe Verletzung der Rechte in sich schließt, auf die innere Gefährlichkeit des Menschen Rücksicht nehmen, und ihn mit Rücksicht auf diese strafen wollte. — S. 24 wirft unser Vf. die Frage auf: Hat der Beleidigte, als Staatsbürger, ein Recht, die Genugthuung, die er fordert, so weit auszudehnen, daß er vor dem Richterthule des Staats nicht nur für das Genugthuung fordern kann, was in der ihm zugefügten Beleidigung gesetzwidrig, sondern auch für das, was darin unmoralisch ist? Darf der Wohlthäter, könnte man fragen, wegen der Undankbarkeit seines Mitbürgers Genugthuung fordern? Gewiß nicht. Denn in dem Augenblicke, da er den Dank als Lohn für seine Wohlthat forderte, würde er aufhören, Wohlthäter zu seyn. Aber dem Staate ist daran gelegen, daß der gemeinschädlichen Neigung, welche das Verbrechen hervorbrachte, entgegengearbeitet werde, und diese muß gewiß groß seyn, wenn sie durch das Gefühl der Dankbarkeit nicht zurück gehalten werden konnte.

Wenn unser Vf. S. 27 und 28 sagt, es könne ein an sich besserer Mensch oft eine sehr unmoralische Handlung begehen, und es könne z. B. der, welcher seinen Wohlthäter in der Hitze des Streits ermordet, unmittelbar nach der That durch die bitterste Reue zu erkennen geben, daß er ein ungleich besserer Mensch sey, als der, welcher einen Unbekannten, dem er keine besondere Verbindlichkeit schuldig war, ermordete. Aus diesem Einwurfe folgt aber nur, daß auch die Reue unmittelbar nach der That ein Milderungsgrund sey, welcher den sonst eintretenden Verschärfungsgrund heben könnte. — Wenn der Vf. S. 31 meint, der Gesetzgeber könne, wenn er auch selbst nach seinem moralischen Gefühle die Milderungsgründe zu bestimmen verstände, dennoch nicht ein eben so feines Gefühl bey dem Richter voraussetzen: so liegt dies vielleicht an seinem Mangel juristischer Erfahrungen. Denn diese würden ihn belehren haben, daß die verschiedenen Abstufungen der Verbrechen, wenn sie sich auch nach der moralischen Unwürdigkeit oder Würdigkeit der Thäter richten, dennoch meistens sehr kenntliche äußere Merkmale haben.

Überhaupt streitet unser Vf. mehrmals mit Vorurtheilen, von denen jetzt wenig oder gar keine Spuren mehr in unseren Gesetzen und Gerichtshöfen anzutreffen sind, und von allen Gründen, welche unser Vf. gegen die moralische Zurechnung vorträgt, verdienen nur diejenigen Rücksicht, welche sich auf die Gewissens-Freyheit beziehen.

So sehr aber auch unser Vf. gegen die moralischen Rücksichten bey Bestrafung der moralischen Verbrechen zu kämpfen scheint: so sagt er doch selbst am Schlusse seiner Abhandlung S. 72 von dem Richter: „Er darf und soll bey einem jeden Vergehen, auf die mildernden oder erschwerenden Umstände genau Rücksicht nehmen. Er handelt sonst ungerecht, und schwächt die Moralität der Staatsbürger. Zu diesen mildernden Umständen gehören auch der falsch

falsch angewandte Naturtrieb des Mitleids, und die verworrenen oder schwärmerischen Religionsbegriffe, der moralisch gute Charakter, und die gute Absicht des Verbrechers bey dem Verbrechen. Er darf zwar einen höchst unmoralischen Menschen, welcher zum erstenmal ein Verbrechen begangen hat, nicht härter bestrafen, als einen anderen, welcher eben dieses Verbrechen begangen. Er soll aber doch denjenigen Verbrecher, welcher ein und dasselbe Verbrechen, oder andere, öfter begangen hat, weil er für den Staat ein gefährlicherer Mensch ist, mit der härteren Strafe belegen, welche der Gesetzgeber bestimmt hat, um die bürgerliche Gesellschaft vor einem solchen Menschen sicher zu stellen.“

Nimmt man alles das, was nicht nur in diesen Preisschriften, sondern auch von *Feuerbach*, *Grolman*, *Kleinschrod*, *Klein* und besonders von *Almendingen* über diesen Gegenstand gesagt worden ist, zusammen, und prüft Gründe und Gegengründe, so kommt man zuletzt auf folgendes Resultat.

Der Staat muß vor allen Dingen diejenigen Reize aus dem Wege räumen, welche auch dem gutartigen Bürger zu gemeinschädlichen Handlungen oder zu Eingriffen in die Freyheit Anderer verleiten können. Er muß z. B. dafür sorgen, daß kein Unschuldiger in die Nothwendigkeit gerathe, aus Hunger zu rauben oder zu stehlen; er muß keine Bedrückungen dulden, wodurch der Bürger zu Störung der öffentlichen Ordnung gereizt werden kann; er muß überhaupt den Übermuth derer unterdrücken, welche alles ihrem Eigendünkel oder ihren Privatzwecken ohne Schonung Anderer aufopfern. Soweit man aber dem gemeinschädlichen Willen keine minder schädliche Richtung geben kann, muß man ihm die Furcht vor der Strafe entgegensetzen. Diese Furcht wirkt nach Verhältniß der Größe und der Gewissheit der Strafe; je gewisser aber die Strafe ist, desto geringer kann das Strafübel seyn. Daher sind in einem Staate, wo die Polizey wachsam und die Criminalprocedur zweckmässig ist, gelinde Strafen hinreichend.

Die gemeinschädliche Neigung steht nicht immer mit dem angerichteten, ja nicht einmal mit dem beabsichtigten Schaden in Verhältniß. So würde z. B. derjenige, welcher in der Meinung, einem Sterbenden das Sterben zu erleichtern, das Kopfkissen unter dem Kopfe weggenommen hätte, ihn vorsätzlich getödtet haben; aber es würde sogar eine ausgezeichnete Mißbilligung der That zu Verhütung ähnlicher Vergehungen ausreichen, wenn man nicht beforgen müßte, daß die böse Absicht sich hinter die Larve der guten Meinung verstecken möchte. Dadurch werden Strafen nothwendig, welche den doppelten Fehler zu haben scheinen, daß sie an der einen Seite für den gutartigen Verbrecher zu hart, an der anderen aber für den boshafteu zu gelinde sind, bey denen sich aber dieser Widerspruch hebt, wenn man erwägt, daß dieser dennoch, wenn seine böse Absicht entdeckt wird, eine härtere Strafe, jener aber, wenn seine gute Absicht

offenbar ist, eine gelindere zu erwarten hat, daß aber doch in den meisten Fällen unvorsätzlicher Verschuldung eine sehr strafbare Gleichgültigkeit gegen die bösen Folgen der Handlung anzutreffen ist.

Muß man also bey Bestimmung der Strafen eben sowohl auf die Gefährlichkeit der Neigung, welche bey der That zum Grunde liegt, als auf die Schädlichkeit des Ausgangs sehen, und ist der Staat selbst schuldig, die Veranlassung zu schädlichen Handlungen aus dem Wege zu räumen und dem Übermuth zurückzuhalten: so folgt, daß die Strafe, wo nicht wegfallen, doch gemindert werden müsse, wenn die Einrichtungen im Staat oder der Übermuth des Beschädigten die Beschädigung veranlaßt, oder wenn das Verbrechen, welches in der Regel aus einer gemeinschädlichen Handlung fließt, durch eine gutartige motivirt würde.

Ob nun also gleich die Strafe in der Regel der Neigung zum Verbrechen das Gegengewicht halten muß: so kann doch selbst die Stärke des Reizes einen Grund zur Milderung der Strafe an die Hand geben, wenn nämlich diese Stärke des Reizes nicht in der Größe des bösen Willens liegt, welcher das Verbrechen hervorzubringen pflegt, sondern in der Einwirkung einer anderen minder schädlichen oder wohl gar gutartigen Neigung, oder in einem Zustande des Gemüths, welche keine Macht der Gesetze überwältigen kann. Dahin gehört eine außerordentlich heftige Leidenschaft, welche dem Handelnden alle Belinnung raubt, jedoch mit folgender Maßgabe. Auch die heftigste Leidenschaft kann auf einige Augenblicke, z. B. so lange der Soldat unter Gewehr steht, oder der Untergebene mit seinem Vorgesetzten spricht, zurückgehalten werden. Man kann die Furcht vor der Strafe an gewisse Gegenstände so binden, daß demjenigen, welcher eben Hand daran legen will, in der größten Heftigkeit der Leidenschaft die Hand gleichsam erstarrt. Aber fordert man von den Staatsbürgern durchgängig auch bey ihren geselligen Unterhaltungen, und sonst im gemeinen Leben eine solche angespannte Aufmerksamkeit auf sich selbst: so fordert man entweder etwas unmögliches, oder man verwandelt den Staat in ein Zuchthaus, in welchem keiner einen Augenblick vor Streichen sicher ist. Deswegen aber dürfen die in der Wuth der Leidenschaften begangenen Handlungen nicht ganz unbeftraft bleiben. Sie können doch durch Gewöhnung an eine größere Besonnenheit mehr oder weniger vermieden werden. Es kann aber auch die Furcht vor einer gelinden Strafe hinreichen, um die Besonnenheit bey allen Handlungen zu vermehren, wenn sie auch nicht im Stande ist, alle Ausbrüche der Leidenschaft zu hintertreiben.

Wird die Strafe auf diese Weise bestimmt, so wird sie auch mit den Grundsätzen der moralischen Schätzung der Handlungen durchgängig übereinstimmen, und sie wird durch das moralische Gefühl gebilliget werden, welches Richter und Zuschauer auf eine unwiderstehliche Weise ergreift. Alsdann wird

wird die Anwendung der Strafgesetze auch dem gemeinen gefunden Menschenverstande als gerecht erscheinen.

Zwar wird bey den Verbrechen, welche das Eigenthum verletzen, die Eigennützigkeit des großen Haufens härtere Strafen fordern, als nach obigen Grundsätzen bestimmt werden können; aber wehe dem Staate, der diesem Verlangen nachgiebt! Er waffnet gegen sich die kühnsten Unglücklichen, die es bald mehr, bald weniger durch eigene Schuld des Staats geworden sind, und die um so kühner und grausamer seyn werden, je geringer die Schonung ist, mit welcher man sie selbst alsdann behandelt, wenn sie des Menschen schonten, der in ihre Hände fiel.

Nach dem System der Gesetzgebung muß sich auch die Ausübung des richterlichen Amtes richten. Wäre es möglich, Gesetze für alle besondere Fälle zu geben, so müßte man die richterliche Willkühr beschränken, und dadurch den Bürgern das edle und beruhigende Gefühl geben, daß er allein von

den Gesetzen abhängt. Da diese aber nicht möglich ist, so müssen wenigstens die Grundsätze angegeben werden, nach welchen die Strafen verschärft oder gemildert werden sollen. Man glaubt zwar der bürgerlichen Freyheit, als dem grösseren Gute, alles übrige aufopfern zu müssen; aber man bedenkt nicht, daß, wenn allein der Buchstabe des Gesetzes entscheiden soll, dieser Buchstabe eben so sehr von dem Despotismus auf der einen, als auf der anderen Seite von der Bosheit der Beherrschten gemißbraucht werden kann. Überhaupt nimmt man einen ganz unrichtigen Gesichtspunkt, wenn man voraussetzt, der Staat schliesse mit dem Verbrecher einen Vertrag, nach welchem ihm erlaubt seyn solle, zu rauben, wenn er sich gefallen lassen wolle, gehängt zu werden. Würde dieser Vertrag wirklich geschlossen, so würde ja der Mörder ein Recht haben, dem Staate, der ihn am Morde hindern will, zuzurufen: Laß mich erst morden, dann rädere mich!

Kl. n.

### KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPAUDENZ. Göttingen, b. Dieterich: *De jure emphyteutico commentatio* — auctore Carolo Groschard. 1803. 85 S. 8. (5 gr.) Die Einleitung dieser sich durch eigenes Forschen in den Gesetzen vorthellhaft auszeichnenden Schrift handelt, nicht ohne Scharfsinn, vom Eigenthume und den verschiedenen Arten dinglicher Rechte. Dann folgt eine geschichtliche Einleitung in die Lehre von der Emphyteuse, welche, wiewohl sie eben nicht pragmatisch zur Aufhellung schwieriger Theile dieser Lehre angelegt worden, doch als Beweis von eigener Belesenheit des Vf. in den nicht juristischen Classikern, die unter unsern Rechtsgelehrten immer seltener wird, eine rühmliche Erwähnung verdient. Dieser geschichtlichen Auseinandersetzung ist die Ausführung einer, so viel Rec. bekannt, dem Vf. eigenthümlichen Idee, daß Emphyteuse und Superficies nach der neuesten römischen Gesetzgebung nicht verschieden seyen, angehängt worden. Zwar würden beide Rechte in den Pandecten, z. B. l. 16. §. 2. d. *pignorat. actione* als verschieden neben einander gestellt, und möchten damals darin von einander abgegangen seyn, daß jene bey *rebus publicis*, diese bey Privatpersonen zugehörigen Grundstücken vorgekommen sey. Im Codex aber und in den Novellen komme das Wort *superficies* nicht mehr vor, und man müsse annehmen, daß das hier so häufige, als in den Pandecten seltene Wort *emphyteusis* von beiden zu verstehen sey, unter denen sich auch, dem Begriffe des Rechtes selbst nach, gar kein Unterschied ersinnen lasse. — Diese Gedanken verdienen, als dem Vf. eigenthümlich und einer genauern Prüfung nicht unwerth, kurz ausgehoben zu werden. Zwar scheinen sie Rec. an sich verwerflich: aber sie können eine genauere Bestimmung des Unterschiedes zwischen Emphyteuse und Superficies veranlassen, als man gewöhnlich aus der, von Hn. Thibaut widerlegten Annahme, als habe der Emphyteut eine Art von *dominium*, herleitet. Dieser Unterschied nun ist bey den Pandecten-Schriftstellern sicher nicht der, vom Vf. angegebene, worauf weder die Namen jener Rechte, noch andere bedeutende Umstände hinführen. Das Recht dessen, der eine *superficies* hat, geht verloren, wenn diese *superficies*, z. B. das, auf dem Boden erbaute Haus, untergeht; l. 39. §. 2. *D. d. damno infecto*. Nicht so bey dem *ager vectigalis*, welches, in den Pandecten gebräuchliche Wort selbst schon anzeigt, daß das Recht nicht an der *superficies*, sondern am Boden haftet. Demnach ist ein in der Sache selbst liegender Unterschied vorhanden, welchen sorgfältiger zu entwickeln, hier zu weit führen würde. Dieser Unterschied muß rechtlich noch immer fortdauern, da er weder im Codex, noch in den Novellen aufgehoben ist. Denn den Umstand, wenn er auch richtig seyn sollte, daß des Rechtes der *superficies* in diesen jüngeren Theilen des *Corpus juris* nicht erwähnt wird, läßt gewiß der Vf. selbst bey genauerer Prüfung nicht als Aufhebung des bisher Bestandenen

gelten. — Von S. 34 bis zu Ende wird das Recht der Emphyteuse selbst in einer recht guten Ordnung und ziemlicher Vollständigkeit entwickelt. Doch vermißt Rec. einige Untersuchungen, z. B. die schwierige, wie es bey dem *Pactum de retrovendendo*, bey der *Rescission ob laesionem enormem* und in ähnlichen Fällen mit dem sogenannten *Laudemium* zu halten sey. Einzelne gute oder fehlerhafte Bemerkungen auszuheben, ist hier nicht der Ort. Nur auf die sehr gute Auseinandersetzung über Accessionen eines in Emphyteuse gegebenen Grundstücks S. 60 will Rec. aufmerksam machen, und dagegen vor der S. 56 aufgestellten Meinung, als werde das Emphyteut-Recht bey unbeerbtem Tode des Emphyteuten vom Eigenthümer consolidirt, da die Gründe, wodurch der Vf. den Fiskus auszuschließen meint, keinesweges ausreichen dürften, warnen. — Sprache und Stil des Vf. sind auffallend ungleich, im Anfange ziemlich unrein und unlateinisch, nachher aber fließend und richtig.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Über das Recht des Papstes, die deutschen Synodal-Richter der dritten Instanz für jede geistliche Streitsache zu bevollmächtigen, zur Erläuterung des §. 5. des XIV. Artik. der kais. Wahlkapitulation, bey Gelegenheit der annahmenden reichstäglichen Berathschlagungen über ein neues Concordat mit dem römischen H. se.* Eine Einladungsschrift zu den Vorlesungen von Dr. Theodor Konrad Hartleben, öff. ord. Lehrer des deutschen Territorial-, Staats- und Polizey-Rechts zu Würzburg etc. 1804. 54 S. 8. Die Frage ward schon ernsthaft untersucht, als die alte deutsche Kirchenverfassung noch bestand; besonders in Köln und Salzburg. Der Vf. mußte sein Gutachten darüber dem Erzb. von Salzburg ausstellen, das er uns hier im Drucke mittheilt. Er behauptet, es sey genug, wenn die Erzbischöfe und Bischöfe ein Synodal-Gericht mit Consens ihrer Kapitel zu dem Ende niederlegten, um in Streitsachen, die in letzter Instanz an den Papst gebracht worden, in dessen Namen, zu entscheiden, wenn er nur ein für allemal dem Papste die Mitglieder desselben genannt, und dieser sie als *indices delegatos in partibus* würde bestätiget haben, ohne daß es nöthig sey, diese Bestätigung oder Delegation bey jedem neuen Proceß auf neue zu verlangen, oder über jeden einzelnen Proceß erst an die Curia nach Rom zu referiren. Dieses sollte nun, meint der Vf., auch durch das neue Concordat sanctionirt werden, welches die deutsche Kirche nun bald mit dem Papste abschließen werde. In einem Anhang von wenigen Seiten bestimmt er seine Lehrgegenstände und deren Grenze: Polizeywissenschaft, mit Berücksichtigung des Polizeyrechts — Reichsgeschichte in Bezug auf die deutsche Staatsverfassung, Staats- und Territorial-Recht — deutsches Territorial-Recht mit Berücksichtigung des kurpfälz-bayrischen Staatsrechts.

F.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 A U G U S T 1 8 0 5.

## M E D I C I N.

ARNSTADT U. RUDOLSTADT, b. Langbein u. Klüger: *Versuch einer Topographie der Stadt Würzburg in Beziehung auf den allgemeinen Gesundheitszustand und die dahin zielenden Anstalten* von Dr. Phil. Jos. Horsch, Stadt-Physicus, Arzt des Bürgerspitals und der Gefängnisse in Würzburg. 1805. 410 S. gr. 8. 4  $\frac{1}{2}$  Bog. Tabellen. (2 fl. 54 Kr.)

Der Werth medicinischer Topographien vorzüglich für das Staatsinteresse ist allgemein anerkannt, und jede Arbeit dieser Art ist schon verdienstlich, wenn sie auch nur zum Theil dem Zwecke entspricht. Der erste und wichtigste Gegenstand derselben ist eine genaue, der Natur getreue Darstellung des allgemeinen Gesundheitszustandes, nicht nur aller Bedingungen, von welchen derselbe abhängt, sondern auch der Abweichungen, welche die Gesundheit erleidet. Daraus zieht der Staat folgende Vortheile. Entweder erhält er die Überzeugung, daß seine zum Behuf der öffentlichen Gesundheit getroffenen Vorkehrungen hinreichend sind, und dem Zwecke entsprechen, oder daß er noch so manches anzuordnen, zu verändern oder zu verbessern habe, um dem Volke jene Genüsse der Gesundheit zu gewähren, die sowohl zur glücklichen Existenz, als auch zur thätigen Mitwirkung und Ausführung der Staatszwecke erforderlich sind. Der zweyte Vortheil ist die Übersicht der Populations-Verhältnisse. Er sieht, ob die Population zu- oder abnehme, und findet zugleich die Ursache von beidem, er lernt dadurch, wie sich der vorstehender Schrift ausdrückt, seine äußere, wie durch das obige, seine innere Kraft schätzen, und erhält die Mittel, beide zu erhöhen, und sicherer zu begründen. Zugleich gehen hieraus die Maximen hervor, wie die Nation ihrem Charakter und ihrer Lebensart gemäß zu behandeln sey, und vor allem gelangt er zur Einsicht, wie Cultur und Industrie als die wichtigsten Mittel zur möglichsten physischen und moralischen Vervollkommenung des Volkes zu leiten und zu befördern seyn. Dabey wird immer noch ein großer Vortheil durch Bemerkung derjenigen Hindernisse, welche diesen Zwecken entgegenstehen, erreicht. Gewiss sind die Forderungen, die man an den medicinischen Topographen macht, nicht gering, und zu ihrer Erfüllung gehören weit unfassende Kenntnisse; allein das Verdienst, diesen

S. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

Bedingungen vollkommen Genüge geleistet zu haben, ist gleich groß. Wir freuen uns von vorliegender Schrift sagen zu können, daß der Vf. hinter keinem seiner Vorgänger in diesem Zweige der Literatur zurückgeblieben ist, und in manchen Punkten an Genauigkeit und Gründlichkeit viele als gut anerkannte Topographien übertroffen hat.

Die Schrift zerfällt in 3 Abschnitte. Der erste enthält die Betrachtung der Momente, welche auf den Gesundheits-Zustand von Würzburg Einfluß haben. Nachdem der Vf. das Locale geschildert hat, wendet er sich zu den Bewohnern, und dann zu den Einflüssen der Lebensweise, und zuletzt zu der Beschaffenheit der Atmosphäre, und bestätigt das, was von diesen Einflüssen angeführt ist, durch die Beobachtungen des Verlaufs der Krankheiten. Rec. muß bekennen, daß ihm dieser Plan der Ausarbeitung sehr zweckmäßig scheine, und Nachahmung verdiene; indem auf solche Weise der Gesundheits-Zustand am genauesten und auch dem Entfernten zur deutlichen Einsicht dargelegt werden kann. Unter die vorzüglichsten Theile dieser Topographie gehören die Populations- und Mortalitäts-Berechnungen, welchen eine physische Beschreibung und kurze Bemerkungen über Charakter und Lebensart der Einwohner vorangeschickt sind. Die Volksmenge von Würzburg beläuft sich auf 21000 Menschen, das Verhältniß beider Geschlechter gegen einander ist sich beynahe gleich. Die mittlere Zahl der Verstorbenen ist 663, und im Durchschnitte ist die Zahl der Verstorbenen größer als die der Geborenen, worüber der Vf. auch durch Tabellen befriedigende Auskunft giebt. Der Übergang zu den besonderen Einflüssen macht die Erwägung der Schädlichkeiten, welchen die Kindheit und die Jugend ausgesetzt ist. Die Sterblichkeit unter den Kindern ist, wie an den meisten Orten, sehr groß: es stirbt jährlich das 13te Kind männlichen, und das 14te weiblichen Geschlechtes, und die Zahl der verstorbenen Kinder verhält sich zur Summe der Verstorbenen überhaupt, wie 24:65. Die Reflexionen über die Krankheits-Tabellen enthalten eigenthümliche Bemerkungen über den Wechsel, die Succession und Verwandtschaft der Krankheitsformen, welchen kurze theoretische Versuche zur Bestimmung derselben beygefügt sind. Einige dieser Ideen, zu deren künftiger Ausführung der Vf. erwünschte Hoffnung macht, hebt Rec. aus, um die Aufmerksamkeit der Ärzte darauf zu lenken. Die Veränderungen der Temperatur und des Pulses, als die wesentlichen

Er-

Erscheinungen des Fiebers, können nach dem Vf. nur in dem System der blutführenden Gefäße statt finden. Für den allgemeinen Begriff des Fiebers sey das Verhältniß jenes Systems zu den übrigen gleichgültig; durch das bestimmte Verhältniß desselben zu den einzelnen Systemen werden die Fiebergattungen als Krankheitsformen bestimmt. Er fodert daher vor allem von den Nosologen zu untersuchen, welche wesentliche Veränderung jedes organische System erleide, wenn Abnormität seiner inneren Verhältnisse gesetzt ist, und unter welcher allgemeinen Form diese Erscheinungen hervortreten nach dem verschiedenen Verhältnisse des in seiner Function gestörten Systems zu den übrigen. Das Fieber, nimmt er an, müsse nicht jederzeit auf das ganze Gefäßsystem verbreitet seyn, sondern es könne ein überwiegender Gegensatz seine allgemeine Verbreitung hindern; örtliches Fieber nennt er Entzündung. Die diesen Formen zu Grunde liegende Krankheit könne sthenisch oder asthenisch seyn, nach Verschiedenheit der ursächlichen Einflüsse; es sey daher einseitig, alle Fieber als asthenisch zu betrachten. Überhaupt habe man zur Bestimmung des Wesens der Krankheitsformen als solcher noch zu wenig geleistet. Den Typhus betrachtet er als eine der gefährlichsten und bösartigsten Krankheiten, welcher enorm überwiegende Asthenie zu Grunde liege, seine Form sey eine der zusammengesetztesten, und die Menge der concurrirenden Krankheitsformen, welche allgemeine Störung und Alienation in allen Functionen verrathen, bestimmen ihm den Grad der Bösartigkeit. Er tadelt hiebey, daß man jetzt alle asthenische Fieber mit diesem Namen belege, und daher sich oft auf seine Kuren vieles zu Gute thue. Den Typus der Fieberarten rechnet er lediglich zu ihrer Form.

Der zweyte Abschnitt beschreibt die Anstalten, welche das physische Wohl der Bewohner Würzburgs bezwecken. Wir finden hier eine solche Menge nützlicher Anstalten in einer Stadt vereinigt, welche oft in ganzen Ländern beysammen nicht angetroffen werden, und doch scheinen einige der milden Stiftungen, und sonstige Foundationen der Aufmerksamkeit des Vf. entgangen zu seyn, z. B. das vorhandene Kapital, um die Stadt stets mit dem nöthigen Vorrathe von Getreide zu versehen, die Stiftung des sogenannten Jungferngeldes, welches sowohl vom Stadtmagistrate, als dem vormaligen Stifte Neumünster jährlich einigen neuverehelichten Bürgertöchtern zur Belohnung der guten Aufführung ausgetheilt wird, und für die Person 30—36 fl. rh. beträgt. Indessen ist nicht zu verwundern, daß ihm diese und einige andere Stiftungen entgingen, indem nie Notizen von denselben ins Publicum kamen, und der Schein eines gewissen Geheimhaltens über sie verbreitet ist. Über die Armenanstalten ist der Vf. am ausführlichsten. Er liefert nicht nur eine Beschreibung und historische Notizen derselben, sondern auch Vorschläge zu ihrer Verbesserung, welche um so mehr die Aufmerksamkeit der

thätigen bairischen Regierung verdienen, da man dem Vf. umfassende Kenntnisse sowohl von den Gebrechen, als überhaupt von der Polizey des Armenwesens einräumen muß. Zu bewundern ist es, daß bey der, der ursprünglichen Anordnung nach so vortrefflichen Armencommission in Würzburg kein Arzt Mitglied ist, da der wahre Arme nur unter die Kranken gehört, und der Arzt allein, die wahren Armen richtig zu unterscheiden, die nöthigen Kenntnisse hat. Der Vf. schildert die bestehende Arbeitsanstalt, und zeigt unpartheyisch ihre gute und fehlerhafte Seite; die letzte zu verbessern, wird bey der neu eingetretenen Regierung nichts schweres mehr seyn, da die Polizeyanstalten in den älteren bairischen Staaten als ein hervorleuchtendes Muster voranleuchteten. In den hier bestehenden Pfründe-Häusern werden stets 5—600 arme Personen mit allen Bedürfnissen unterhalten. Das Juliahospital enthält allein 140 Pfründner, wovon nur der 4te Theil aus der Stadt ist; die Josephspflege ist eine neue Stiftung vom J. 1795 für alte Dienstbothen, und unterhält 26 innere Pfründnerinnen und 25 äußere, von diesen erhält jede jährlich 75 Guld. Diese äußeren Pfründen sind erst im vorigen Jahre errichtet worden. Unter die wohlhabendsten Pfründenhäuser gehören das Bürgerhospital, welches seit 1319 besteht, und das Hospital zu den 14 Heiligen, oder sogenannte Hofpital, welches 1494 gestiftet wurde. Nächst dem werden 6—700 Personen vom Armeninstitute unterstützt und ernährt, und das Waisenhaus verpflegt 56 Kinder. Eben so mannichfaltig sind die Heilungsanstalten für Arme; diese werden in ihren Häusern von besonders angestellten (aber unbefoldeten) Armenärzten, und einem Wundarzte, der 200 Guld. Befoldung hat, in ihren Wohnungen behandelt, und erhalten nebst den Arzneyen die nöthigen Bedürfnisse. Die Krankenwarte ist jedoch noch ganz vernachlässigt, wie überhaupt in der Stadt nicht für taugliche Krankenwärter gesorgt ist; und doch existirt allda schon seit mehreren Jahrhunderten eine besondere Stiftung zu dieser Absicht, welche der Vf. wieder auf ihren Zweck zurückgeführt wünscht, und zugleich den einfachsten Vorschlag zur Errichtung eines Krankenwärterinstituts ertheilt. Hier wird auch das berühmte Juliahospital als Krankenhaus betrachtet. Dasselbe hat das Jahr hindurch wenigstens 600 Kranke, und ist sowohl seiner vortrefflichen Einrichtung wegen, als auch als Sitz der klinischen Schule hinlänglich bekannt. Was läßt sich aber auch nicht von einem Hospitale erwarten, das bis 120.000 Gulden jährliche Einkünfte hat? Und doch bedürfte es noch mancher zweckmäßiger Verbesserung. Am ausführlichsten handelt der Vf. von den beiden Instituten, nämlich dem für kranke Handwerksgefallen, und dem für kranke Dienstbothen; das letzte ist erst seit 1802 errichtet. Die Idee hiezu war schon vor 1790 in Würzburg entworfen, aber viel früher in Bamberg ausgeführt worden. Die Geschichte und Beschreibung der Anstalten für Wahnsinnige, für Epileptische, und für



für venerische Kranke sind sehr genau und ausführlich. Nebst diesen Anstalten ertbeilt der Vf. Nachrichten vom Militärhospitale, und dem beliehenden Gebäuhause; ferner von dem Ehehaltenhause, welches gegenwärtig theils als Krankenhaus, theils als Siechenhof für Arme benutzt wird, und vom Siechenhause, welches Personen mit unheilbaren ekelhaften Krankheiten aufnimmt. Den Beschluß dieser Beschreibungen machen die Gefängnisse, das Zuchthaus, und Arbeitshaus, Stockhaus, als Landesgefängnisse, und die Gefängnisse der Stadt. Diesen, den erwähnten Pflegehäusern, dem Ehehalten- und Siechenhause steht der Vf. als Arzt vor, und die Übersicht, welche er hier gegeben hat, beweist, auf welche Weise er den mühevollen Dienst versehe.

Der dritte Abschnitt enthält die Medicinalanstalten der Stadt Würzburg. Vorangeschickt ist ein sehr merkwürdiges Actenstück, eine Medicinalordnung von 1502, gewiß eine der ersten in Deutschland, welche in jeder Rücksicht eine öffentliche Bekanntmachung verdiente. Die interessantesten Anstalten sind die im Julushospitale vereinigten Lehranstalten, der botanische Garten, das anatomische Theater, mit seiner ausgezeichneten Präparatensammlung, das chemische Laboratorium, die beiden clinischen Schulen, die chirurgische und die medicinische. Mit Vergnügen las Rec. die Nachrichten von den Verdiensten des Veteranen *Siebold*, des Stolzes der Würzburger Universität, der verdienten Lehrer, *Heilmann*, *Pichel*, *Thomann*, *Barthel* und *Elías v. Siebold*, und mehrerer anderer. Diese Unpartheylichkeit, wie überhaupt das offene Urtheil des Vf., bezeichnen zugleich seinen Charakter von einer sehr vortheilhaften Seite. Doch bedauert Rec., daß diese interessante Schrift in einer Zeit bearbeitet wurde, als der ganzen Medicinalverfassung so bedeutende Veränderungen bevorstanden, und zum Theil bereits eingetroffen sind, wie vorzüglich an der Universität, woher die Nachrichten von den neueren Verfügungen fehlen. Rec. wünscht daher recht sehr, daß der Vf. einmal diese Schrift mit Rücksicht auf die neueren Verbesserungen des Medicinalwesens umarbeite, welches um so weniger überflüssig seyn möchte, da überhaupt noch so wenig von den vielen vortrefflichen Anstalten in Würzburg geschrieben ist, von welchen mehrere als Keime zu betrachten sind, die erst eine zweckmäßige Entwicklung zu erwarten haben. Chir.

LEIPZIG, b. Schäfer: *Die Kinderstube von ihrer physischen Seite dargestellt*. Zur Beherzigung für Hausväter und Hausmütter u. s. w. Nebst einer Vorrede von Dr. Joh. Chr. Rosenmüller. Mit (2) Kupfern. 1803. XVI u. 162 S. kl. 8. (20 gr.)

Wir sind ganz mit dem Ausspruche des Hn. Vorrednerseinsverstanden, daß diese Schrift ihrer Bestimmung Mütter zu belehren, ganz angemessen sey. Sie giebt über eine Menge von Gegenständen, welche die physische Erziehung der Kinder in dem ersten Lebensjahre betreffen, eine zwar kurze, aber gründliche Belehrung; der Vortrag ist einfach, aber der Fassungskraft

jeder Mutter angemessen; die Gründe für oder wider gewisse Rathschläge sind einleuchtend u. treffend, und letztere nicht gesucht, sondern Resultate eines nüchternen Verstandes und der Erfahrung. — Eine Schrift dieser Art kann nicht einen Schatz von neuen Wahrheiten enthalten, und es würde daher unzweckmäßig seyn, wenn wir uns weitläufig über den Inhalt derselben herauslassen wollten. Wir wollen vielmehr bloß die Hauptrubriken angeben, und hie und da einige der einzelnen darin behandelten Gegenstände mit unserer Beurtheilung aufführen. In der Einleitung klagt der Vf., daß Weiber u. Aberglaube in den Kinderstuben herrschen, und hält sich an die Verständigen. Dann handelt er in 14 Kap. folgende Gegenstände ab. 1. *Ehen*. Über zu frühe und zu späte u. s. w. 2. *Schwangerschaft*. Verhalten in derselben; Gelüste sollte man nicht befriedigen, weil sie selbst schon von Krankheit zeigen; (ist wohl zu viel gesagt;) das Tanzen, Schnüren, Aderlassen, Laxiren, Besuchen großer Gesellschaften wird untersagt. 3. *Entbindung*. Behandlung der Nachgeburt, Befichtigung des Körpers, Verfahren beym Scheintode. (Die Nabelbinde solle nicht täglich abgenommen werden, weil sich sonst leicht Geschwüre am Nabel erzeugen; dieß verstehen wir nicht.) 4. *Reinlichkeit*. Gut. Man solle erst nach den 6 Wochen die Kinder lau baden, vorher bloß waschen; wir ziehen das Bad von der Geburt an vor, weil das Kind darin einer gleichmäßigen Temperatur ausgesetzt ist, und beym Waschen nicht der Fall seyn kann. 5. *Wochenstube*. Sorge für frische Luft; gute Rathschläge: nur das Räuchern mit auf glühendes Eisen gegossenem Essig möchten wir lieber mit dem Verdunsten des Essigs auf dem Ofen oder über einer Lampe vertauschen. Über Wärme und Beleuchtung des Zimmers. Glänzende Dinge müssen nicht so gestellt werden, daß das Kind nach ihnen von der Seite sehen muß, weil es sonst schielen lernt. 6. *Stillen*, Regeln für Säugende. Ein Versehen ist es wohl, wenn ihnen, mit Recht, blähende Dinge z. B. Hülsenfrüchte untersagt werden, und doch Bohnen und Erbsen unter den erlaubten Dingen aufgeführt sind. Den Rath, Kinder in der Nacht nicht zu stillen, können wir nicht billigen, und er widerspricht auch der Angabe des Vf., daß Kinder im ersten Vierteljahre alle 2 Stunden einmal die Brust bekommen müssen; aber gut ist es, Kinder bald so zu gewöhnen, daß sie des Nachts nur ein paar Mal die Brust bekommen. Sehr richtig sucht der Vf. in der Mode, Kindern zu frühzeitig und zu reichlich Nahrung von der Brust zu geben, den Grund zu vielem menschlichen Elende; aber wenn er sagt, man solle im zweyten Monate schon anfangen, Kindern andere Nahrung zu geben, und es sey zu lange gewartet, wenn man sie bis zum halben Jahre bloß mit der Brust nähre, so stimmt unsere Erfahrung damit nicht zusammen; uns scheint es besser, vorausgesetzt, wenn die Mutter viele und gute Milch hat, auch das Stillen gut verträgt, mit Darreichung von anderen Speisen so lange zu warten, bis man merkt, daß der Körper einer stärkeren

keren Nahrung bedarf, was meistens erst nach 3 Monaten der Fall seyn wird. Doch gestattet der Vf. nur wenig weifs Brod oder Zwieback  $\frac{1}{4}$  — 1 Loth mit verdünnter Milch. Er empfiehlt hier auch frisch bereitete Molken, hebt diese Vorschrift aber in der Folge, wir glauben mit Recht, fast ganz wieder auf; denn Molken würden leicht laxiren machen, und überhaupt nicht allemal gut bereitet werden. 7. *Entwöhnen*, muß allmählich und nicht zu einer willkürlich festgesetzten Zeit geschehen. 8. *Ammen*; Gründe für das Selbststillen und eindringende Ermahnung dazu; nützliche Regeln die Behandlung der Warzen, und die Wahl und Pflege der Ammen betreffend. 9. *Aufziehen ohne Brust*. Et empfiehlt bloß Milch mit Quecken- oder Fenchel-Abkochung verdünnt und etwas Zwieback; Gries, Hafergrütze u. s. w. sey im ersten Vierteljahre schädlich; (dies ist übertrieben, Zwieback ist wohl kaum verdaulicher.) 10. *Kinderküche*, zweckmässig. Es werden alle Geräthschaften nach dem besten Material bestimmt, und einfache Kost empfohlen, besonders Fleischbrühen, Eygelb, Zwieback, Reismehl u. s. w. Obst und Wurzeln werden verworfen, nur Kartoffeln und märkische Rübchen ausgenommen; (aber letztere sind äusserst blähend, und erstere zwar nahrhaft, aber doch schwer und unsicher, weil sie sich nicht gleich sind, und wir würden einen gut bereiteten Mehlmus, den der Vf. ganz verwirft, ihnen vorziehen.) Künstliche und geistige Getränke, Bier, Chokolade u. s. w. werden mit Recht verworfen. 11. *Bekleidung*. Sie bedecke gehörig, ohne zu warm zu seyn; der Kopf ist mehr gegen die Sonnenstrahlen als gegen die Kälte zu schützen. 12. *Ruhe und Schlaf*; er taugt nicht bey vollem Magen; vorzüglich schädlich ist es, wenn kranke Wärterinnen die Kinder mit in ihr Bett nehmen; sanftes Wiegen schadet nicht, aber wohl heftiges, und wenn das Kind die Augen dabey offen und den Magen angefüllt hat; es wird eine schweben-

de Wiege empfohlen; die hohen Kinderstühle werden verworfen, weil das Kind sich das Brustbein und die Rippen an der anderen Leiste eindrückt; niedrige sind gut, nur muß das Kind ja nicht immer auf denselben sitzen, wenn sie zugleich zum Leibstuhl dienen; (sehr richtig) es ist eckelhaft und es entstehen gern Mastdarmvorfälle, wohl nicht vom Sitzen, wie der Vf. zu glauben scheint, sondern weil die Kinder glauben, so lange sie auf dem Stühlchen sitzen, haben sie nichts anders zu thun, als die Bestimmung desselben zu erfüllen, und so endlich den Mastdarm herauspressen. 13. *Bewegungen der Kinder*. Die Kinder müssen immer volle Freyheit behalten, ihre Glieder zu bewegen und zu üben, so lernen sie von selbst laufen; (sehr richtig) man vermeide also alles, was das Kind hindert, sich zu bewegen, als das beständige Tragen auf dem Arme, das Einwickeln u. s. w. Die Laufbänder, Gängelwagen werden verworfen, und die Erfindung des Herzogs von Meiningen als die zweckmässigste angegeben, Kinder laufen zu lernen; sie besteht darin, das Tücher in die Stube ausgebreitet, und mit gepolsterten Schranken umgeben werden, die dem Kinde bis an die Brust reichen, an welchem es aufstehen und gehen lernt. 14. *Kinderwärterinnen*; leider! ist es wahr, daß es meist Leute sind, die sonst zu nichts taugen; leider wahr, daß sie ihre Bequemlichkeit nur immer beabsichtigen, und die ersten Leidenenschaften in den zarten Kinderseelen erwecken. Unter anderen Dingen fodert er von ihnen mit Recht, daß sie das Schreyen der Kinder wohl zu unterscheiden lernen müssen, um es nicht immer durch Nahrung stillen zu wollen, daß die Ausbildung des sittlichen Gefühls durch gute Beyspiele eine Hauptforge seyn müsse.

Das Kupfer stellt das von P. Frank angegebene Instrument, das Erdrücken der Kinder im Schlafe zu verhüten, und eine schwebende Wiege vor. N.W.

## KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Braunschweig, b. Fleckstein: *Rettungstafeln bey Scheintodten und plötzlich Verunglückten. Vorzüglich für Nichtärzte*. 1803. 14 S. 8. (1 Stück geheftet 1 gr. 30 Stück 1 Rthlr.) Diese von Hn. Kraus in Göttingen verfaßten Tafeln haben keine Vorzüge vor den bekannten Struvischen und Ackermannischen Noth- und Hülfstafeln: sie enthalten manche so unbestimmte und zweckwidrige Regeln, daß sie leicht mehr schaden, als nützen können. Der Vf. empfiehlt z. B. bey Arsenikvergiftung den Gebrauch der Schwefelblumen oder des gemeinen Schwefels, ohne die Dosis davon anzugeben. Gegen scharfe Pflanzengifte, Hahnenfuß, Wolfsmilch, Fingerhut, Saubrod u. s. w. sollen dieselben Mittel dienen, wie gegen Arsenik: also auch in solchen Fällen sollen Schwefelblumen angewendet werden?? — Bey der Vergiftung durch Kupfer warnt er, ja nichts Wässeriges zu gebrauchen: und doch rühmt er das Seifenwasser. — Innere Mittel sollen den, von tollen Hunden gebissenen, Personen nichts nützen, sondern dieselben nur ängstigen. Die dadurch verursachten Wunden soll man mit Schröpfköpfen besetzen,

auch wohl dem ganzen Umfange nach ausschneiden. Ist dies aber nicht die Sache des Wundarztes? — Der Vf. scheint kein Freund der Tabaksklystiere zu seyn: wenigstens erwähnt er dieselben nicht, sondern empfiehlt bey Scheintodten vorzüglich Klystiere aus einer Abkochung von Kamillen, Lavendelblumen, Münze und ähnlichen Reizmitteln. Rec. will zwar dieses nicht mißbilligen; wünschte aber, daß der Vf. gezeigt hätte, in welchen Fällen solche Klystiere vor, und in welchen nach dem Lufteinblasen mit Nutzen anzuwenden sind. Ein sogenanntes Erdbad soll Personen, die vom Blitze getroffen worden, schädlich, und ein kaltes Bad Erfrornen gefährlich seyn. Solche und andere Sätze hätten von dem Vf. nicht ohne Beweise hingeworfen werden sollen. Zur Erklärung dieser Tafeln verspricht er jedoch eine ausführlichere Anweisung, Scheintodte zu retten, herauszugeben. Bey dieser Gelegenheit kann Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, daß solche medicinische, vorzüglich für Nichtärzte bestimmte, Schriften vor dem Abdrucke einem Medicinalcollegium zur Prüfung vorgelegt werden möchten. eca.

Druckfehler. In No. 112. S. 283. Z. 18 v. o. muß statt *Geschlecht* gelesen werden *Gattung*, und S. 283. Z. 26 ist hinzuzufügen: und dem *Genus* nach wenigstens sehr merkwürdig.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 A U G U S T, 1803.

## PHILOSOPHIE.

MÜNCHEN, b. Lentner: *Kajetan Weillers*, Dr. und Prof. der Philosophie und Rector des Lyceums (in München), *Anleitung zur freyen Ansicht der Philosophie, zunächst für seine Zuhörer*. 1804. XII u. 531 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

„Die Philosophie befindet sich gegenwärtig in einem revolutionären Zustande. Was bey Revolutionen immer zu geschehen pflegt, das ist auch hier der Fall. Die *Leidenschaften* haben an dem Gange der Ereignisse einen grösseren Antheil, als die *Vernunft*.“ Mit diesen Worten beginnt die Vorrede, um es hieran augenfällig zu machen, wie nothwendig es sey, die Anarchie zwischen Kopf und Herz zu endigen. Mit kühnem Muth will Hr. W. der vielköpfigen Hydra den Todesstreich versetzen: ob mit Herkules Kraft, und zum Nutzen und Frommen der Menschen, muß durch das Werk entschieden werden. Die äussere Gestalt der Philosophie ist allerdings eingegangen in den Kampf des Zeitalters, und steht in Gefahr, von einem, der da die Macht besitzt, überwunden, dessen Farbe tragen zu müssen, wie es in der politischen Welt vor unseren Augen sich zugetragen hat. Es ist kaum zu erwarten, daß die Göttliche jetzt schon anerkannt werden sollte von dem gesunkenen Volk. Doch sey uns jeder Strahl von Hoffnung willkommen; er erwärmt und erregt die Seele zur Herbeyführung des Besseren. So scheint es denn auch bey dem ersten Anblick mit unserm Vf. Beginnen sich zu verhalten. Aber wir sind zu oft vom Strohefeuer getäuscht worden, als daß wir es wagen sollten, dem ersten Anblick schon zu trauen. Man verheißt uns hier S. VI: „Ruhe, aber auch Lebendigkeit, und Lebendigkeit des ganzen Geistes, Liebe und Achtung für Wahrheit, und nur für Wahrheit, aber für reelle, und nicht bloß für logische anzuregen, und so durch die Beruhigung der kleineren Geisteskräfte und durch die Berührung der grösseren die Heiterkeit, den Muth, das Selbstgefühl, die innere, höhere Thätigkeit einzuleiten, ohne die alles sogenannte Philosophiren höchstens ein todes Speculiren, oder gar nur ein unruhiges Phantasiren ist.“ Wenn diese Worte alle in Erfüllung gehen sollten, so fodern sie doch nicht weniger, als eben so viele Thaten, und an der Thatkraft eines Mannes, der im *ganzen Geist* lebendig ist, läßt sich wohl nicht zweifeln. Der Einspruch: wie doch der ein ächter Geist seyn könne, der nicht immer ganz lebendig ist, mag bey solchen Erwartungen wenig Bedeutung haben.

J. A. L. Z. 1803. Dritter Band.

ben: lernen wir ja doch (S. X) den Weg, der auf dem Gebiete der Philosophie eingeschlagen werden soll, und haben dabey auch den Trost, daß wir den Mann, der sich (S. XI) nicht in die volle Rüstung der Schule verbergen will, so recht im Herzen zu erkennen. Und daß wir ihn ruhig erforscht haben, ganz, so wie er es fodert, dafür bürgte die eben so ruhige Vergleichung seines Werks mit unserem Urtheil, auf daß letzteres nicht auch unter die Schmähungen gerechnet werde, welche niemand zu achten hat, außer demjenigen, der sie verdient. Doch dieses hat uns ein hartnäckiger Dämon zugeflüstert.

Das ganze Werk zerfällt in zwey Abtheilungen: den *negativen* und den *positiven Theil*. Vernichten soll der eine die revolutionäre Anarchie, der andere die Jugend zu Kindern Gottes erziehen helfen, auf daß da erscheine, was oben verheissen ist, auf daß Kopf und Herz in Eintracht zur Erreichung des Unerreichbaren, des Unausprechlichen streben. Was fehlt dieser Eintheilung, daß sie vortrefflich sey? Das Zeitalter hat so vieles eingerissen, und so wenig aufgebaut, daß es jedem Guten erfreulich seyn muß, neben den Trümmern auch ein Gebäude aufgeführt zu sehen, in welchem es bequem sich wohnen, und behaglich auf die zurückgebliebenen Spuren einer Heldenthat hinblicken läßt.

Im §. I lesen wir vom Erwachen der Vernunft. Es wird hier zwar nicht gesagt, auf welche Art sie erwache, und welchermaßen sie vorher geschlafen. Es soll mit diesem Erwachen in dem Menschen eine sonderbare, vorher unbekannte, Selbstentzweyung entstehen: doch, ob das Erwachen der Vernunft von der Selbstentzweyung komme, oder diese von jenem, wird hier nicht gesagt; vielleicht erfahren wir's im Reiche Gottes, das aus dem zweyten Theile uns entgegenstrahlt. „Der Mensch ist zwar auch zuvor schon mit sich selbst nicht eins. Er ahndet aber da noch nicht, daß er es seyn kann und soll, — und fühlt es auch noch nicht bestimmt, daß er es noch nicht ist. — Diese Änderung ergreift ihn bald sehr nachdrücklich. Es packt ihn ein *ganz ungewohnter Zweifel*, ein Zweifel über sich selbst. Er begreift sich nun nicht mehr. Er begriff sich zwar zuvor auch nie. Allein er verlangte sich damals nicht zu begreifen.“ u. s. w. Es wird sich wohl niemand beygehen lassen, nach solchen Darstellungen von des Menschen Selbstentzweyung dem Vf. natürliche Darstellungsgabe abzusprechen; denn das Unbegreifliche wird nur von dem natürlich dargestellt, der auf eine unbegreifliche Weise davon spricht. Diese Gabe bewährt der Vf. in §. 9, wo es heisst: „es sey der bloße Blindgläubige, (wenn

K k

er übrigens zur Vernunft erwacht ist) sowenig als der Selbstdenker ohne alle Philosophie. Jeder habe seinen Maßstab, an welchem er alles messe, was ihm im Reiche des Wahren vorkommt.“ u. s. w. Man halte aber ja jene Gabe nicht für das Übel selbst, von welchem §. 6 gesagt wird: „das Übel beginnt in dem Kopfe. Es breitet sich zwar bald über den ganzen Menschen aus. Sein Anfang ist aber doch — der Zweifel. Wo kann also auch die Heilung beginnen müssen? in dem Kopfe.“ Dieses Übel ist allerdings, wie die Anmerkung sagt, eine der größten Wohlthaten, die dem Menschen werden können. Was so heftig leidet, wird sich zu erhalten streben, der Kopf wird sich bemühen, das höhere Wahre zu erkennen, durch welches in ihm Einheit werden soll. „Ein bestimmtes Streben erhält, zumal, wenn der Kopf so großen Antheil daran hat, immer auch bald einen bestimmten Namen. Das Streben nach diesem Neuen, Wichtigen, Wahren wurde schon früh mit dem Ausdruck: *Philosophiren*, bezeichnet.“ Dazu drängt die Menschen ein unwiderstehlicher Trieb. Auch giebt es (§. 11) Glückskinder, denen die *Lebensweisheit* so gleichsam angeboren ist. Aber „sie befriedigt das Bedürfnis (!) der Vernunft nicht umfassend und nicht sicher genug. Sie befriedigt mehr nur das Herz als den Kopf. Auch steht es bey dem bloßen Naturgang nach Wahrheit — um die Befriedigungen der Vernunft  *sogar sehr schlimm*.“ Der Kopf muß demnach doch ein eigenhüthiges, viel verlangendes Ding seyn. „Die Natur sieht sich daher auch hier immer genöthigt, sich der Hülfe der Kunst anzuvertrauen.“ Das Wort *Kunst* ist hier der Anmerkung nach in der weitesten Bedeutung genommen, und faßt Kunst und Wissenschaft in engerer Bedeutung in sich; besagt also mehr, als Wissenschaft. Demnach ist die Lebensweisheit mehr Sache des Herzens, die Kunstweisheit mehr Sache des Kopfs; Kunst ist über Wissenschaft und doch auch wieder ein Streben, das „an der Hand der Absicht mit deutlichem Bewußtseyn des Zwecks, unter der Leitung eigener Vernunftthätigkeit“ fort schreitet. Die Wissenschaft ist aber von alten Zeiten her als wahre Vernunftthätigkeit bekannt. Sie wird also auch hinwiederum die Kunst leiten, welche jedoch über ihr ist. Nur ein Übelgesinnter könnte sagen, beide kämen auf solche Weise nicht vom Platze. Und wenn ein solcher sich unterstehen sollte, zu behaupten, eine Kunst von dieser Art verwirre noch mehr, als die blinde Natur: so ist er auf die §§. 13—27 zu verweisen, und sein Muth wird ihm vergehen. Doch einigermaßen mag er sich wieder erholen durch den Ausdruck des §. 27: „die Philosophie, sie die Kunde von dem höchsten, alles umschließenden Einen — kann so wenig Theile haben, als ihr Gegenstand Theile hat. Allein ihr Studium (oder besser, die Anstrengung, sich ihrer zu bemächtigen,) kann Theile haben.“ — So werden dann, wills Gott, auch wir die Philosophie nach und nach aus diesem Buche erlernen.

„Was ist Philosophie?“ — Die Antwort wird der Consequenz gemäß bis dahin verschoben, wo man mit allen Theilen fertig seyn wird. Die Untersuchung beginnt nach den Worten des Vf. mit einer Verlegen-

heit. In der Abhandlung regt sich zuerst etwas, welches zwar aniebt, was die Philosophie *nicht ist*, nicht aber, was sie *ist*. Hiebey müssen wir uns erinnern, daß wir noch in der negativen Untersuchung begriffen sind, worin es dann auch negative Abhandlungen giebt. Wir bewundern den seligen Mann, der die Unterscheidungen so ins Feine zu treiben weiß; wir bewundern zugleich seine Bescheidenheit, da von Verlegenheit zu sprechen, wo ihm, dem Abhandlungs-vollen, die Welt schon in klarer Verschiedenheit da liegt. Leicht schwingt er sich nun über die Verschiedenheit hinaus, (§. 35) sprechend: „Philosophie ist nicht bloß die Kunde, (so soll es heißen, um das häßliche Wort: *Wissenschaft* zu vermeiden) von irgend einem Bedingten, von irgend einem nur insofern Wahren, als ein Anderes wahr ist, sondern von dem Unbedingten (Absoluten,) von dem „an sich“ *Wahren*.“ — Das Bedingte soll das Merkmal der Nothwendigkeit als bezeichnendes seiner Unterordnung an sich tragen, und wird hier aus dem reichen Kenntnißschatze des Vf. aufs herrlichste charakterisirt, so, daß wir lernen, wie Nothwendigkeit, Zwang, Abhängigkeit, ganz eins und dasselbe sind, und die Natur als das Gebiet der strengen, unausweichlichen Nothwendigkeit betrachtet werden muß. Deswegen reflectirt sich die Philosophie auch nicht in der Physik (oder vielmehr *Physik* nach der Schreibart des Vf.); sondern, sie fängt erst so an, (§. 40) wo diese aufhört; denn „diese befaßt sich nur mit der Erklärung des Ineinanderwirkens der nun ein Mal in Bewegung begriffenen Räder des gesammten Naturmechanisms, der nun ein Mal lebenden Fasern des gesammten Naturorganisms.“ — So kann demnach die Physik niemals etwas tüchtiges seyn, und wird in dieser Gestalt auch nicht zur Philosophie vorbereiten, genau so, wie der Vf. es meint. Es ist kein geringer Schmerz, dieses von der den Alten so geliebten Physik zu vernehmen, und wir hätten darum gewünscht, der Vf. möchte seine eigene, viel besagende Behauptung (§. 37) „die Natur sey ein *vollständiges System* von Bedingtheiten,“ nicht so leicht aufgegeben haben. Indessen er hat es, und wir müssen uns auf andere Art helfen. Ohngesachtet man also in der Physik auch in einer unendlichen Anhäufung (§. 41) nicht zum Unbedingten, sondern immer nur zu einem höheren Bedingten gelangt, so kommt uns doch in der Anmerkung zum nämlichen §. die Verheißung, wie vom Himmel, daß man eine, wenigstens kleine, Strecke auf dem Gebiet des Bedingten zurückgelegt haben müsse, um das Unbedingte nur überhaupt (!) ahnden zu können, und daß man beträchtlich vorgerückt seyn müsse, um es bestimmt (!) zu ahnden.

Nachdem wir nun geahndet haben, was die Philosophie nicht sey, gelangen wir an die *Classification der verschiedenen philosophischen Versuche*, welche durchaus nicht nach den Regeln der Schule sich richten soll: denn es ist noch nicht ausgemacht, „daß das Absolute der Speculation und nur dieser zugänglich sey. Die Welt wenigstens wollte öfters schon, auch ohne Speculation, da angekommen seyn, wo die Schule so oft und lange vergeblich hinstrebte — wenig-

nigstens ist eine Kenntniss des Absoluten ohne Speculation vorstellbar. Wir stellen uns z. B. im höchsten Wesen die vollkommenste Einsicht ohne alle Speculation vor.“ — Wir haben uns bisher vorgestellt, die Speculation sey die reine Durchsicht und Klarheit der Intelligenz, und da diese selbst absolut ist, die einzige Form für das Absolute, welche, bey ihrer weiteren Einbildung in die Seele die Gestalten der Wissenschaft und der Kunst annimmt, und halten (aber ganz unmafsgeblich) dafür, daß die §. 46 angegebenen Gesichtspunkte der Schule, nämlich, „nicht nur mit dem *Denkvermögen*, (durch Speculation,) sondern auch mit dem *Gefühlvermögen*, (durch unmittelbare geistige Berührung (!)) und mit dem *Begehrungsvermögen* (durch freye Selbstthätigkeit) zur Bekannthschaft des Absoluten (zur Philosophie) zu gelangen“ — nur rohe, empirisch-psychologische Gesichtspunkte sind, worin der Geist der Speculation sich niemals festeln liefs, wodurch demnach auch ihre bisherigen Geburten niemals charakterisirt werden können. Auf jedem von jenen Gesichtspunkten befindet man sich nach dem Vf. „entweder bey einem Inbegriff von Behauptungen, bey einem Dogmatism, oder bey einer endlosen Zweifeley, bey dem Scepticism. Der Dogmatism kann vollständig seyn. Er kann Kopf und Herz — Denken und Handeln — umfassen. Die Gewifsheit sagt dem ganzen (!) Geist des Menschen zu. Nicht so vollständig kann der Scepticism seyn. Dieser kann sich nie des ganzen Geistes, wenigstens nie anhaltend bemächtigen. Er kann höchstens das Denken, den Kopf, aber nicht auch das Handeln, das Herz besetzen.“ — Wieder ein Beweis von des Vf. hoher Ahndungsgabe! Ob sich nämlich gleich seine Seele sträubt gegen alle und jede wissenschaftliche Speculation, und sich lieber verirrt, als an jene Herrschfüchtige hingiebt: so will sie doch auch nichts wissen von einem Organismus der Zweifeley, gleich jenem des Dogmatismus und wir achten bey den bisherigen Beweisen der Vortrefflichkeit auch diese menschliche Schwäche an dem Mann, daß er (§. 51) behaupten mag: es liefs sich der Scepticism (jener Grundverschiedenheit vom Dogmatismus ungeachtet) dennoch auch auf dieselbe Art eintheilen. *Quandoque bonus dormitat Homerus.*

„Der Dogmatism schlägt gewöhnlich zweyerley Wege zur endlichen allumfassenden (?) Vereinigung ein. Er leitet entweder das Vorstellen vom Seyn, (das Ideale vom Realen), oder das Seyn vom Vorstellen, (das Reale vom Idealen) ab, und erscheint daher entweder als *Realism* oder als *Idealism*“ (§. 53). Der eigentliche Idealismus (§. 55) muß nicht blofs das Seyn vom Vorstellen, sondern beides von einem höheren, von einer *Idee* ableiten. Diese Idee ist entweder von der Art, daß diese beiden darin Eins sind, und durch irgend eine Trennung (?) aus ihm, und durch dasselbe entstehen, oder von der entgegengesetzten, daß sie darin nicht Eins sind, aber doch an ihm, und durch dasselbe entstehen. Im ersten Fall ist das Absolute, (die oberste, Alles tragende Idee) nichts anders, als eine Verschmelzung der beiden höchsten Beziehungen (Relationen), aus welcher durch eine darauf sel-

gende Scheidung die beiden Ingredienzien wieder getrennt zum Vorschein kommen: Das Absolute gerinnt durch den einen chemischen Proceß zu dem, was es *ist*, und löst sich durch einen anderen wieder auf in das, was es *scheint*. Im zweyten Falle ist das Absolute etwas so sehr über alles Relative Erhabenes, daß es dessen zu seiner eigenen Beschaffenheit gar nicht bedarf, weder in einem getrennten, noch in einem verschmolzenen Zustande. Hier ist es vielmehr für sich in aller Hinsicht ohne alle Ausnahme selbstständig, so, daß es für sich keines anderen als seiner selbst, in keiner Hinsicht (weder in wahrer, noch in scheinbarer) und daß doch alles Andere, um wenigstens in irgend einer Hinsicht Etwas zu seyn, seiner bedarf. Hier ist daher keine bloße *physische* Vereinigung in einem höchsten *physischen* Einem, sondern eine höhere Einheit in einem höchsten *wahrhaft absolut* Einem (in innerer und äußerer Hinsicht Einem). Der eigentlichere Idealism (§. 57) kann also, wie man sieht, („denn dies ist doch nicht zu verkennen,“) von zweyerley Absoluten ausgehen, von einem *physischen*, und von einem *höheren*. Er kann aufstreten als *absoluter Idealism im physischen Sinne*, und als *absoluter Idealism im höheren Sinne*. Man kann die erste Art den *absoluten Verstandes-Idealism*, die andere den *absoluten Vernunft-Idealism* nennen. Diese vielen verschiedenen Versuche (§. 58) sind sich sehr entgegengesetzt. Sie können also nicht alle lauter Wahrheit seyn. Sie sind aber insgesamt nothwendige und nur vom Verstande verschieden geleitete Regungen der Vernunft. Sie können also auch nicht alle lauter Irrthum seyn. Es kann in jedem etwas Irriges, es muß aber auch in jedem etwas Wahres liegen. Die Vernunft kann sich nicht regen, ohne Wahrheit hervorzubringen. Eigentlich (§. 60) ist das Gefühl, die Ahndung dieses gemeinschaftlichen Wahren, das sich in allen mehr oder weniger ankündigt, Philosophie, und es ist daher jeder der angeführten Versuche Philosophie, aber freylich größtentheils nur Philosophie im Gefühle, in der Ahndung. — „Die Philosophie (§. 61) ist also so alt und allgemein, als die Vernunft. Immer, und überall, wo diese rege ist, ist, (aber freylich gewöhnlich nur unter sehr beschränkten, oft unter sehr widerstreitenden Gestalten) Philosophie vorhanden. Ihr Ausdruck kann fehlen, kann oft ganz fehlen, (oft ganz das Gegentheil von ihr aussprechen). Sie selbst aber kann da, wo Vernunft ist, nie, wenigstens nie ganz fehlen.“ — Diese Stellen sprechen sich, (um hier einen berücktigten Ausdruck zu gebrauchen) allzu deutlich aus, und es ist ein wahres Kunststück, wie naiv der Vf. hier das deutliche ins Unbegreifliche spielen läßt.

„*Würdigung der verschiedenen philosophischen Versuche.*“ Die praktischen, oder, wie Hr. W. sie nennt, die mystischen Versuche erheben sich (§. 68) allerdings oft zu einer ruhigen und schönen, aber nicht zu einer deutlichen und festen Ansicht des Absoluten. Indess ist doch dieses (§. 69) an den mystischen Versuchen ein sehr merkwürdiger Umstand, daß ihnen ohne Speculation, wenigstens ohne hohe Speculation, das Urwahre, wenn auch nicht in einem ganz deutlichen und dauer-

dauerhaften, wenigstens in einem sehr lebhaften und innigen Licht vor schwebt. Als Muster eines solchen Mysticismus wird auch Sokrates aufgestellt. Hr. W. hat ohne Zweifel Gründe entdeckt, vermöge welcher dem Sokrates die Speculation abzusprechen wäre; er wird sich ein neues Verdienst erwerben, wenn er uns dieselbe mittheilt: denn nicht gut ist es, in solchen Dingen zu irren. — Von den theoretischen Versuchen heisst es: „Sie unterscheiden sich von den bloß praktischen oder mystischen zunächst dadurch, daß sie das, was sich diese bloß zu kennen (zu fühlen, u. dgl.) begnügen, auch auszusprechen suchen. Sie streben nach einem Ausdruck des Absoluten, und zwar nach einem Ausdruck in Worten.“ — Ja wahrhaft goldene Worte müssen das seyn! Wer sie inne hat, und zu gebrauchen weis, ist glücklich. Sagt uns nichts weiter von Speculation und Wissenschaft, und wie das alles heisst, was der Erkenntniß Haltung giebt, und inneres Leben; das Wort, der Ausdruck ist, was wir haben müssen. Vom Gefühl zum Wort, vom Wort zum Gefühl, hie und da auch zum Gedanken, zur geistigen Berührung, mit dem Unerreichbaren, das ist der Gang der wahren Theorie und Praxis. — Vermittelt des Verstandes und der Vernunft, deren charakteristische Eigenthümlichkeiten zwar hier (§. 76) noch nicht bestimmt angegeben werden können, werden die verschiedenen philosophischen Versuche geboren, die sich eigentlich auf drey Hauptarten zurückbringen lassen: denn nur in diesen sprach sich bisher (§. 81) die Schule ganz und deutlich aus. „Es zeigen sich nämlich (§. 80) der philosophischen Untersuchung eigentlich überall nur vier Wege, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Das Absolute, durch welches alles Relative, also auch das höchste (das Seyn und das Vorstellen) begriffen werden soll, kann entweder schon in dem, was gewöhnlich *Seyn* heisst, oder in dem, was man gewöhnlich *Vorstellen* nennt, oder endlich in einem *Höheren* bestehen, als diese Beiden sind. Dieses Höhere aber kann nun selbst wieder entweder bloß als die Einheit von jenen beiden Niederen, (folglich nur als ein in gewisser Hinsicht Höheres) oder als eine ganz darüber hinausliegende Einheit (folglich als ein in aller Hinsicht Höheres) angenommen werden.“ — Diese Vorkellungsarten werden von §. 82—94 erwogen. Es ist die Geschichte der Philosophie in der kleinsten Mignatur; schade, daß einige Figuren, wahrscheinlich von einem Klekser bey dem Nachhelfen ganz verdorben sind. Man könnte z. B. bey dem Platon sich allerley denken, wenn diese hohe Gestalt nicht mit Materie übertüncht wäre (§. 82), in welcher sich so etwas vom Absoluten spiegeln soll: denn bey der Erklärung des Gemäldes wird gesagt: „selbst Plato fand zwar nicht das Absolute selbst — in der Materie. Er fand aber doch in dieser auch ein Absolutes.“ — Die Gestalten des Fichte und Schelling (§. 91. 92 ff.) sind nicht weniger überfahren. Wenn doch Sudler sich nicht an die Ausbesserung kunstvoller Darstellungen wagten! — Es ist uns zwar nicht bewußt, daß der neuere Idealismus (§. 93) behaupten soll: das Vorstellungsvermögen bringe die Gegenstände hervor, und wisse alsdann von ihnen, als eigenen Producten. Solcher originellen Entdeckungen finden sich mehrere. Eine Folge derselben ist, die von §. 99—152 gegebene

ne Darstellung der entscheidenden Merkmale gegen die Ächtheit der angestellten Versuche, welche indess in demjenigen selbst liegen, was sie als Absolutes aufstellen. „Die eine Art (§. 99) stellt das Seyn im Raume als das erste auf, die zweyte das Vorstellen in der Zeit, die dritte die Einheit oder Ununterschiedenheit von beiden.“ — Hier stoßen wir zuerst auf die Frage: „was ist das Relative (§. 101)?“ — Es ist kein *An sich*, sondern bloße Erscheinung. Es ist daher an sich nichts. Es ist nur als Gegensatz eines Anderen ein Etwas. Will man (§. 103) also das Relative erkennen, so kann man es nur durch sein Entgegenstehendes.“ — Diese Charakteristik des Relativen ist äußerst merkwürdig: den wir lernen hieraus, daß das Relative als ein Nichts an seinem Entgegenstehenden als einem andern Nichts, also das Nichts am Nichts sich abspiegle. Dennoch ist es (§. 108) dem Gesetz der Nothwendigkeit unterworfen, in welchem sich nach dem Sinn der Philosophie sonst so die Totalität und absolute Realität hält und trägt und ihre innere Freyheit behauptet. Daß diese Erkenntniß des Relativen (§. 109) dem Gesetz der *Unbegreiflichkeit* unterworfen sey, haben wir auch schon geglaubt. — Die Versuche, welche das Seyn als das Absolute anerkennen, rein oder bildlich, werden von §. 114 an, als sich beziehend auf das *Seyn im Raume*, dargestellt. Auf eine klügere Art läßt sich diesen Versuchen nicht beykommen: man müsse den Feind erst schwächen, ehe man sich mit ihm schlägt, und dieß geschieht hier, indem alle bisherige Ansichten des absoluten Seyns als in einem grenzenlosen Raume zerstreuet, verdünnt und aufgelöst, betrachtet werden. Damit geschieht diesen Ansichten ganz recht, warum haben sie alles bis zur Durchsichtigkeit geläutert, worin kein ehrlicher Mann etwas bestimmtes mehr ins Auge zu fassen vermag? Dieses Seyn ist überall die bloße unausweichliche, der eisernen Nothwendigkeit unterworfenen Natur (§. 121); die Systeme (§. 119) wissen sich freylich gewöhnlich sehr leicht zu helfen. Sie lassen das zum Grund gelegte todte Seyn auf irgend eine Art sich regen, und so umfaßt es alsdann immer auch alles Wirken. Allein wo sie dieses thun, da spielen sie auch nur mit Begriffen. Denn: man bleibe sich (was nicht streng genug gefodert werden kann) consequent! ist das bloße todte Seyn, oder Bestehen nicht ganz von dem ganzen Reiche des Lebens ausgeschlossen? — Wir wollen uns dieß gewissenhaft merken; denn der Vf. hat uns in dieser Äußerung einen der angelegensten Wünsche offenbart, wie er selbst beurtheilt zu seyn nur wollen kann. Er spricht consequentermaßen dem todtgemachten Seyn im Raume alles Leben ab. Wäre es nicht Vermessenheit, zur Rechtfertigung der Versuche über die Lehre vom absoluten Seyn nur noch ein Wort weiter zu verlieren? Eine schöne Entdeckung aber dürfen wir hier nicht unberührt lassen, die nämlich, daß (§. 121) der Organismus eben so blind dem Zwang oder der hier sogenannten Nothwendigkeit für sich allein unterworfen ist, wie der Mechanismus, ohne der Freyheit theilhaftig zu seyn, kurz daß ihm keine Idee zum Vorbild dient, sein ganzes Wesen vielmehr in dem gewöhnlich sogenannten Causalverhältniß bestehe.

(Der Beschlus folgt.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 A U G U S T, 1805.

## PHILOSOPHIE.

MÜNCHEN, b. Lentner: *Kajetan Weillers, etc. Anleitung zur freyen Ansicht der Philosophie, zunächst für seine Zuhörer. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der Vf. prüft nun weiter von §. 126 an die Philosophie, welche vom Vorstellen, als Absoluten ausgeht, (die Philosophie der Subjectivität). Nicht wenige werden begierig seyn, zu wissen, wer die Theilnehmer einer solchen Philosophie wohl seyen; einige werden sogar auch glauben, dergleichen Philosophen, wenn es anders welche giebt, seyen ausgemachte Narren, und ein Maler erwürbe sich wenig Verdienst um die Welt, wenn er sie auch noch so kunstmässig zeichnete: denn solche Zeichnungen würden doch nur die zerstörte Menschheit darstellen. Auch ist es unter diesen Umständen nicht zu verwundern, dass dem Vf. die Philosophie des Subjectiven, wie die des Objectiven, unter den Händen zu nichts wird. Wie wird daher Manchem zu Muth werden, wenn er seinen Kant, Fichte und Schelling als die Häupter und Stifter dieser Vorstellungsphilosophie dargestellt sieht! Aber es ist recht so: nichts ist so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen, und wenn auch diese schöne Entdeckung nicht ursprünglich dem Vf. ganz angehört: so ist sie doch nirgends deutlicher und unbegreiflicher, geordneter und verwirrter, und in jeder Hinsicht unerreichtbar dargestellt, als hier von §. 127—152. Diese Darstellung ist also die treue Kopie von der Erscheinung der Subjectivitätsphilosophie, wie sie in das; von den Göttern begünstigte, ganz ungewöhnliche Vorstellungsvermögen des Vf. herniederstieg. Wir wagen es nicht, einzelne Stellen abzuschreiben; es ist hier alles in einem gediegenen Zusammenhang; eine eiserne und diamantene Consequenz fesselt den Leser. Wer aber gerade hier die Redseligkeit und unvergleichliche Kunst des Hn. W. recht erkennt, wird gerne in solchen Fesseln bleiben. Für die Unsinnigen, welche dieses an ihm nicht erkennen wollen, lässt er aus angeborener Gutmüthigkeit dasselbige Pförtchen offen, wodurch sie hereingekommen sind. Wer kann ihm verübeln, dass er solche Leute nicht weiter vorwärts führen mag? Wir aber, die wir kindlich und unbefangen dem Gange des Vf. nach allen Winden gefolgt sind, haben es nun hinlänglich begriffen, dass in dem bisher dargestellten nichts von Philosophie zu erblicken sey.

Nach solchen Proben von der negativen Stärke des Vf. sollen wir nun zu seiner positiven Wunderkraft

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

fortschreiten, und dies wird uns leicht, denn: „wenn (S. 143. §. 1) der Irrthum seinen Kreis vollendet hat, so regt sich die Wahrheit von selbst, d. i. ohne unser, absichtliches Zuthun, schon bestimmt und kräftig. Eigentlich ist der Irrthum nichts Anderes, als eine unrichtige Äußerung der sich regenden Wahrheit.“ — Beym Rückblick auf den vollendeten Weg können wir uns demohngeachtet aber nicht der schmerzhaften Empfindung erwehren, welche uns die Betrachtung der Verfunkenheit unserer Zeit verursacht. Ist es nicht schändlich, dass ein Mann von der Kraft und Begeisterung, wie unser Vf., sich in niedrige Kämpfe mit eitelm Wahn, mit teuflischen Gaukeleyen und unreinen Gespenstern einlassen muss, um endlich die Gemüther für seine Wohlthaten empfänglich zu machen? Wir würden indessen doch mit ihm hadern, dass er uns, die wir doch vielleicht zu den Besseren gehören, seine eigenen höheren Ansichten so lange vorenthalten hat, wenn wir aus seinem Benehmen nicht ermesen könnten die ihm einwohnende Achtung für alles, was dem Menschen Trost oder Verderben bringen kann. Zudem ist es einleuchtend, dass „die (§. 5) auf dem philosophischen Felde mögliche Anarchie noch nie so vollständig war als jetzt. Jetzt sind, die Sache in ihrer strengen Consequenz (?) und nur in der Theorie genommen, alle intellectuelle und moralische Bande gesprengt. Auf's bodenlose Nichts ist alles hingeführt. Aber nur aus der Vollendung der Unordnung, nur aus der Auflösung kann die neue Ordnung beginnen.“ — Alles ist doch gut und brauchbar, wenn man es recht zu nutzen versteht: die elenden Hüllen, die uns täuschten, werden vor unseren Augen abfallen, und dastehen wird die Wahrheit in reinem Glanz. Mit bangem Herzen haben wir bisher gehofft und gefürchtet: die Angst schwindet, die Hoffnung wird zur Gegenwart, die Furcht zur Vergangenheit. Wie verlangt uns nach diesem seligen Zustand! — Aber das Himmelreich will verdient seyn; wir müssen erst durch ein Fegfeuer, worin nur die ersten leichten Regungen einer neuen Philosophie zu schauen sind. Wer ahndet, was folgen wird, lässt sich auch dies noch gefallen, besonders wenn er, vielleicht ein heimlicher Anhänger jener Vorstellungsphilosophie, aus diesem ersten Abschnitte des positiven Theils einsehen lernt, wie Hr. W. den armen Sündern, Kant, Fichte und Schelling nicht allein Gerechtigkeit, sondern auch Barmherzigkeit widerfahren lässt. Bey „allen ihren Ungereimtheiten, wegen deren andere sie der Hölle werth achten würden, und zum Theil geachtet haben, erkennt er, der

L1

Groß-

Großmüthige, doch einige Spuren des Besseren an ihnen, ja er hält sie sogar für würdig, neben einem Unbekannten und mit ihm gemeinschaftlich das Höhere, das Bessere, das über alles relative Erhabene zu ahnden. Mit Bedauern erfahren wir, (aus den eigenen Worten in der Oberdeutsch. Lit. Zeitg.) daß Hr. W. in diesem Unbekannten sich geirrt habe, was uns seines Ahndungsvermögens wegen nicht wenig beunruhigt. Wir selbst können hieby die Ahndung nicht ganz beschwichtigen, er möge in seiner Barmherzigkeit gegen jene großen Sünder und verkehrten Gemüther zu weit gegangen seyn. Diese Ahndung will nicht verschwinden, obgleich er im Abschnitt II. §. 31—47: *Von dem gemeinschaftlichen Gebrechen und Resultat der bisherigen Schulversuche*, noch einmal ernstlich warnt vor jenen endlosen Abgründen, über welche uns der erste Theil weggeführt hat, ja sogar zur letzten Verwahrung die gehaltvollen Worte ausspricht: „*der speculativste* (§. 42) *consequente Versuch* lieferte am Ende das Maximum von Ausdruck und das Minimum von Geist, — einen unendlichen Ausdruck, und die Null von Geist. *Der mystische* (§. 44) *consequente Versuch* lieferte am Ende das Maximum von Geist und das Minimum von Ausdruck, — lauterer Geist und die Null von Ausdruck. Das wahre Resultat (§. 46) soll aber eine *verhältnismäßige Verbindung des Geistes mit dem Ausdrucke*, soll also keine Begünstigung des einen auf Kosten des andern, sondern das möglichst vollständige Gleichgewicht von beiden seyn. Die Denkkraft (§. 47), die Speculation liefert den Ausdruck; das Gefühl und die Willensthätigkeit aber den Geist. *Jeder Versuch also, welcher ganze Befriedigung verschaffen will, soll alle unsere höhern geistigen Kräfte und alle in gleichem Grade anbieten.*“ — Doch wir hoffen noch immer, daß die Ahndung uns täuscht, und gehen getrost zum Absch. III. §. 48—183 über. Es sind *Blicke in die Organisation des menschlichen Geistes*, zur Entscheidung der Fragen: was vermag die Empfindung? was der Verstand? was die Vernunft? was das Gefühl? was der Wille? — „Der Geist überläßt sich (§. 58) giebt sich hin, leidet insofern er empfindet. Er kann vielleicht zugleich auch thätig seyn. Das ist er aber alsdann nicht als empfindend. Sein Leben ist nicht weniger zusammengesetzt, als das des Körpers. Was ist nun das (§. 64), was durch Empfindung erhalten wird? eine Nachricht von einem Mannichfaltigen, von einem, aber vor der Hand freylich nur verworrenen Vielen (?) Die Empfindung als solche (§. 67) gelangt nicht über sich selbst hinaus; sie bleibt vielmehr immer nur in sich selbst verfunken, nur auf sich selbst allein beschränkt ohne alle Ahndung alles außer ihr. Sie sieht nur sich und sonst nichts.“ — Herrlich! wenn wir nur wüßten, wie sie zu einem mannichfaltigen, verworrenen Vielen käme. „Die thätige Seite des Erkenntnisvermögens (§. 73) ist der Verstand. Er ist das Vermögen (§. 76) zu begreifen, zu urtheilen und zu schliessen. Das Begreifen als ein Begriffe-Bilden, ist nichts anderes (§. 77), als ein Zersetzen und ein Verbinden des Zer-

setzten. Das Urtheilen (§. 78) ist nur ein wiederholtes Begreifen; also auch nichts anderes, als ein Zersetzen und Verbinden des Zeretzten. Das Schliessen (§. 79) unternimmt dasselbe mit ganzen Urtheile was das Urtheilen mit Begriffen, und das Begreifen mit einzelnen Merkmalen unternimmt. Das Schliessen ist also nur ein noch öfter wiederholtes, ein fortgesetztes Urtheilen und Begreifen. Es ist daher auch der Charakter des Schliessens mit dem des Urtheilens und Begreifens wesentlich einer. Es ist das Schliessen ebenfalls nichts anders, als ein Zersetzen und Verbinden des Zeretzten. Der Grundcharakter (§. 80) der ganzen Verstandesthätigkeit besteht daher in einem Zersetzen und in einem Verbinden dieses Zeretzten. Der Grundcharakter der ganzen Verstandesthätigkeit besteht also mit anderen Worten im Reflectiren. Das Reflectiren ist ein beständiges Getrennhalten von zwey Entgegengesetzten. Es kann (§. 85) über das Zwey, über die Entgegensetzung nicht hinaus. Es kommt nie zum Einen, zur Einheit, zur eigentlichen Ver-Einigung. Es kommt nur zur Ver-Bindung“ (wie aber?) „Der Verstand (§. 105) gelang also für sich allein nie zum Reellen. Er ist, wenn er sich nur mit sich selbst begattet, der Vater aller Grubeleyen, der Vater aller Unbegreiflichkeiten, der Vater aller Ungewissheiten.“ — Aber nur muthig immer höher und höher: „es ist ein Princip (§. 111) in uns, welches selbst zu geben, selbst zu afficiren, welches das, was das Gegebene, die Affectionen, bearbeitet und leitet, d. i. das Denken selbst wieder in einem höheren Sinne zu bearbeiten und zu leiten im Stande ist. Dieses höhere Princip heißt Vernunft.“ — Ist diese Definition nicht wie eine Divination, ausgesprochen von der Begeisterung? — „Sie enthält Ideen, oder wenn der Ausdruck enthalten anstößig seyn sollte, sie schafft Ideen, und giebt in diesen nicht mehr ein bloßes Subjectives, welches nur für gewisse vernünftige Subjecte, sondern ein Objectives, welches für alle Vernunftwesen gültig ist, nicht mehr ein hohles Ideelles, das für sich allein nur zu einem bloßen Spiele taugt, sondern ein reelles Ideelles her, welches im Stande ist, das sonst unvermeidliche bloße Spiel in hohen, d. i. in Bedeutung habenden, Ernst zu verwandeln“ (§. 121). Solche Ideen sind (§. 122 ff.) die der Schönheit, der Erhabenheit, der Wahrheit, der Sittlichkeit, der Heiligkeit. Allen diesen Ideen (§. 127) liegt eine gemeinschaftliche Uridee zum Grunde, die — der Einheit im höchsten, im eminenten Sinne.“ — Unbeschreiblich müssen diese Ideen allerdings seyn, sonst hätte wohl Hr. W. wenigstens einen leichten Federzug zu ihrer Bezeichnung gewagt. — „Die Vernunft entscheidet in oberrichterlicher Instanz über Begriffe und Urtheile eben so, wie über Schlüsse. Aber ihre Begriffe sind Ideale, die nicht bloß erklären, sondern auch anziehen. Ihre Urtheile sind Urtheilssprüche, die nicht bloß eine gelehrt, sondern auch eine richterliche Gewalt ausüben. Ihre Schlüsse sind Visionen (im besseren Sinne), die nicht bloß kalt folgern, sondern lebhaft sehen machen. — Das Gefühl (§. 155) ver-

verhält sich gegen die Empfindung, wie die Vernunft gegen den Verstand. Es ist (§. 156) ein unmittelbares Vorstellen eines selbstgeschaffenen Werthes, eines höheren Werthes, eines Werthes an sich.“ („Welche Erhabenheit über den Gedanken, wie gefühlvoll vom Gefühl gesprochen.“) — Es macht das *Wissen*, was durch die Vernunft möglich wird, zu *unserem Wissen*; das *Begreifen*, das durch die Vernunft möglich wird, zu *unserem Begreifen*; die *Gewissheit*, die durch die Vernunft möglich wird, zu *unserer Gewissheit*. Ein Wissen, ein Begreifen, ein Gewissseyn, das nicht von einer unmittelbaren geistigen Berührung ausgeht, ist Unsinn. Welches Organ unsers Geistes aber, ausser dem des Gefühles, macht uns diese Unmittelbarkeit möglich? — Dazu aber muss noch der Wille kommen, ohne welchen die Vernunft (§. 169) nur manchmal in das zusammengesetzte Spiel von Erscheinungen blitzt, und das Gefühl diese höheren sprühenden Funken auffasst. Man nehme uns (§. 170) den Willen weg! was sind wir? wunderbare Automate, aber keine lebendigen Geister. Der Wille (§. 176) ist das Vermögen, sich zu einem Hervorbringen frey aus sich selbst zu bestimmen. Er ist (§. 177) die gewaltigste unter unseren geistigen Kräften. In ihn hinein vermag keine der übrigen zu greifen, um ihn zu lenken nach ihren Zwecken; aber alles in uns (§. 182) ist unter die Gewalt des Willens gelegt. — Wahrlich! schliesst endlich der Vf., „wenn uns noch eine Kraft in uns sehr unbekannt ist; so ist es der Wille.“ — Wunderbar! setzen wir hinzu, dass mit allen diesen Erläuterungen doch nichts weiter, als ein flacher Blick in die Organisation des menschlichen Geistes gethan ist, und zwar noch durch ein sehr vielseitig geschliffenes Glas, welches die Klarheit der Erkenntniss, mithin die Reinheit der Speculation trübt, und der optischen Täuschung unterwirft. Es beginnt wahrlich unsere Abndung sich zu bestätigen und zu erhellen. Hr. W. hat sich in der That von der absoluten Einheit, welche jene unselige Speculation erfasst zu haben wähnt, hintreissen lassen, nur sieht er sie durch sein Glas mit anderen Augen an. Er erkennt sie weder im Subjectiven an, noch im Objectiven. Aber wie gelangt er zu ihrer Erkenntniss? — durch die Vernunft, durch das Gefühl, durch den Willen; also doch wieder durch den nur in seinem Glas gebrochenen Strahl des Subjectiven. Hr. W. kann, nach dieser Täuschung, das volle Vertrauen auf sich uns nicht mehr zumuthen. Wir achten ihn indessen als einen Betrogenen, bey dem es sogar nichts ganz leichtes gewesen, ihn in den Betrug zu verstricken. Muthig und tapfer kämpft er gegen die subjective Philosophie im Absch. V: *was ist das Absolute nicht?* geräth aber im Absch. VI: *durch welches Organ gelangt man zum Absoluten?* aufs neue wieder in seine, von geborgtem und gebrochenem Licht erbante Welt, und da heisst es denn am Ende (§. 299) wie am Anfang: „Zur Philosophie gelangt man nur, wenn man Kopf und Herz, beiden mit gleichen Schritten folgt, wenn man eben so viel und richtig fühlt und handelt als denkt.“ — Wie aber gehen dem Vf. jene ge-

borgten und gebrochenen Strahlen wieder zusammen zu einem Licht? und nicht allein diese Ver-Bindung wollen wir sehen, — nein, ein höheres, reineres, herrlicheres Licht. Zu diesem himmlischen Gesicht macht uns der Vf. aufs neue Hoffnung, da er, wie wir bis jetzt noch glauben, in dem Bisherigen am Ende seine Selbsttäuschung eingesehen, und mit rühmlicher Kraft sich über seine eigene Niedrigkeit, worin er von den Andern sicher nur eine Zeitlang verstrickt seyn konnte, erhoben haben wird. In diesem Glauben wenden wir uns zum Abschnitt VII: *Was ist das Absolute?* — „Die Merkmale des Absoluten sind nicht als eigentlich, sondern als uneigentlich (§. 302) und bloß für den Verstand bezeichnend anzusehen. Die relativen Merkmale sprechen nur den Kopf an (§. 303); die absoluten aber das Herz (§. 306). Diefs geschieht in der Idee der Schönheit (§. 310), der Erhabenheit, Wahrheit u. s. w. (§§. 311. 312). Die Idee der Heiligkeit (§. 314) erhebt uns auf die höchste Stufe, erhebt uns zur unmittelbaren und vollendeten Ansicht des Absoluten. Das Absolute ist also (§. 316) das Heilige. Aber nur das von der Vernunft mit ihrer hohen Idee nur bezeichnete, übrigens aber für sich selbst schon lebendige Heilige ist das Absolute (§. 317). Das Absolute (§. 320) ist also — Gott, aber Gott im Sinn der Vernunft, das lebendige Heilige, nicht Gott im Sinn des Verstandes, ein unter andern etwa auch noch heiliges Wesen (?).“ — Dafs alle Ansichten der Dinge bey ihrer Vollendung wenigstens hinführen auf Gott oder irgend ein Sinnbild oder einen Begriff, den man der reinen Anschauung untergeschoben, diess hat die Geschichte der Philosophie bisher sattfam gelehrt. Diefes höchste Erkenntniss muss aber eine unmittelbare seyn, wie sie sich auch schon in der Sinnenanschauung an den Nachbildern des ewigen Urbildes als eine solche ankündigt. In keiner der sogenannten Gemüthskräfte kann sie fehlen, wenn sie gleich unter den Formen der Differenzen das Eine und Ewige aufzufassen bestrebt sind. Die Erkenntniss Gottes ist also keineswegs eine transcendente. Das Urbild wird nur von seinem Ebenbild erkannt: nur in der gleichen Seele, wie Platon sagt, kann die Seele sich spiegeln; nur in Gott schauet Gott sich an. Wie ist aber hiemit auszugleichen die Ansicht des Hn. W.? Nach dem falschen Sinnbild: *über alles erhoben muss Gott seyn*, wie er nun auf dem Standpunkt seines Sinnes oder Verstandes sprechen könnte, und wie der gemeine Verstand von jeher gesprochen hat, setzt er Gott aufser der Ewigkeit der Anschauung: denn niemals wird ein Verhältniss zu finden seyn zwischen den Ideen des Schönen, Erhabenen, Wahren, Heiligen und einem ewigen lebendigen, heiligen Gott, *ausser und über uns*. Überhaupt können dergleichen Vorstellungen von Gott niemals anders, als anthropomorphisch ausfallen. Indem man nämlich die organische Form des Geistes (wenns noch gut geht,) als das Wesentliche ansieht, als den gemeinschaftlichen Charakter, von welchem Vernunft, Gefühl und Wille gehalten und getragen werden, indem das ewige Wesen, welches sich in der organischen Form nicht anders, als unter dem Charakter der Schönheit, Wahrheit, Gerech-

rectigkeit, Allwissenheit, Heiligkeit u. s. w. offenbaren kann, und zwar in allem auf unendliche Weise, nicht in unmittelbarer Anschauung, d. h. in der Anschauung seiner selbst erkannt wird: so ist natürlich, daß der Mensch, welcher diese göttliche Anschauung nicht hat, das Wesen der Wesen bekleidet mit seiner Idee, so daß ihm der Gott, zu welchem vorher kein Verhältniß des Verstandes statt finden sollte, mit dem uns nur Andacht, Anbetung, Seligsucht, u. s. w. in Verbindung bringen kann, nun auf einmal erscheint als die potenzierte Idee des Menschen, als eines Individuums im Universum. Ein Verhältniß, das eigentlich keines ist, muß sich vernichten, so wie die Sache schärfer ins Auge gefaßt wird. Andacht, Anbetung, Sehnsucht u. dgl. m. sind Zustände, welche mit der Negation noch sehr behaftet sind, und auf die Schönheit, Wahrheit, Sittlichkeit, Heiligkeit, als die göttlichen Ebenbilder in der menschlichen Idee, zunächst sich beziehen. Sowie der Geist der Anschauung Gottes als seines absoluten Seyns nicht bloß in Momenten der Begeisterung, sondern in Ruhe und klarer Besonnenheit theilhaftig wird, niemals mehr seiner Reinheit vergerend, durch die Macht der zeitlichen Verhältnisse; steigt die Weisheit, die Wissenschaft und die Kunst auf ihn hernieder, und er erhebt sich in seiner Form, und vermählt sich mit ihnen, und ist ewig eins mit sich selbst. So ist er heilig, und lebt wirklich und wahrhaftig in Gott, und ist nicht aus sich selbst gewichen zu einem fremden Götzen, in dessen Auge sein Anbeter doch nur als eine verworfene Creatur erscheint, deren er nur durch ihren Abfall von dem wahren Gott, durch die Verleugnung ihrer selbst habhaft geworden ist. Diesem nach wäre dann auch der Ausspruch (§. 335): „die Kenntniß des Heiligen ist Philosophie“ auf keine Weise erschöpfend; wie denn überhaupt alles vom Absoluten gesagte, genau angesehen, bloß in Worten besteht, die, wir müssen es nach langem vergeblichen Kampf der Hoffnung mit der Überzeugung endlich eingestehen, sich durchaus verhalten wie das Echo jener anfänglich verworfenen, und zu Boden geschlagenen Systeme. Nur ist dieser Wiederhall nicht rein, sondern gleich dem Ton, der von vielfacher Felsenkluft gebrochen und zurückgeworfen, endlich zum verwirrten Schalle wird. So ist es auch nicht wunderbar, sondern es geschieht durch einen unverstandenen Instinct, daß der Vf. von der *Anbetung* im *Allerheiligsten* (§. 407) unmittelbar zu seiner alten Heimat, dem Seyn und Vorstellen, sich wendet, wodurch wir denn nachher (§. 457—462) die artigen Bestimmungen von Philosophie erblicken. Zuletzt wird noch gesprochen von den Wahrheitsfunken in den bisherigen philosophischen Versuchen, und wir müssen gestehen, der Vf. hat sich ein wunderschönes Feuerchen davon angezündet.

So hätten wir denn vergeblich gehofft, und uns des Besseren gefreuet, und sind nun doch betrogen. Von einem Betrüger? — nein, von einem Manne, der durch seinen bestimmungslosen Verstand und durch die Macht einer chaotischen Phantasie um sein wahres Selbst betrogen ist. Diesen Betrug haben wir schon frühe vorausgesehen; schon der Titel der Schrift ist sehr ominös, und drängt einem den Gedanken auf, ob der Vf. durch seine *freie* Ansicht sich etwa von der wissenschaftlichen Strenge

losagen wolle. Wir waren so zutraulich, dem Gange des Vf. einen spielenden Einfluß auf uns zu verstaten; er war uns so lang lieb und werth, als er im irrenden Ritterthum verstrickt, uns Beweise von Eifer und Muth für die gute Sache an die Hand gegeben. Als wir aber endlich erkennen *mußten*, daß seine gute Sache noch viel schlimmer ist, als die schlimme Sache, welche er besiegt und sich unterworfen zu haben glaubt: konnten wir nicht länger, in Bezug auf dieses Werk wenigstens, ihm auch nur das geringste zutrauen, und wir sagen es ohne Scheu, die Philosophie, welche in diesem Werk gelehrt wird, ist eine gesetzlose, schwärmerische Willkühr, ohne Spur von Kraft und That. Und was gesetzlos ist, ist eben soweit von der Nothwendigkeit, als von der Freyheit entfernt, und schwärmt ebendeshwegen zum Transcendenten hin, weil es keine Beschlossenheit in sich hat. Ohne den Ernst der Wissenschaft ist alles Streben eitel, kraft- und thatenlos: wo aber ist in diesem Buche eine Spur von Wissenschaft und wahrer Speculation zu finden? Reine und strenge Erkenntniß erzeugt auch ein concises, in sich zusammenhängendes Werk, woran nirgends unnütze Fülle und wässeriger Schwulst zu sehen ist. Betrachten wir aber die darstellende Kunst des Vf. nach ihrem wahren Werth: so läßt sich an ihr eben dieser eitle, im Wortschall sich gefallende Pleonasmus nicht verkennen. Gleichwie gemeine Menschen nicht selten vorgeben, über gewisse Dinge schweigen zu wollen, dennoch aber in einem Athem davon plaudern: so verstummt auch dieser Mann vor dem, was er das Unausprechliche heisst; redet aber, ohne Ende davon; denn weder das Schweigen, noch das Reden, hat Bedeutung an demjenigen, der ohne Wissenschaft von etwas redet, und es verdrängt eines das andere. Daher gleicht eben auch der Vortrag dieses seltsamen Mannes ganz demjenigen, wodurch *Shakespeare* im zweyten Theile von *Heinrich IV* den Friedensrichter *Schaal* bezeichnet.

Und ein solches Werk, worin vieles anzutreffen ist, nur keine Spur von Wissenschaft und Kunst, ist als Lehrbuch aufgestellt, in den philosophischen Lyceen von Bayern! — Es ist den Regierungen nicht zu verargen, wenn sie selbst keinen directen Antheil nehmen an dem Fortschritt der Philosophie und aller in ihr begriffenen Wissenschaften; dafür lassen sie billig diejenigen sorgen, denen es näher obliegt, die Wissenschaft zu pflegen, und die jungen Gemüther zu ihrer Strenge und Gediegenheit zu bilden. Aber leider! dringen sich nicht selten die leichtesten Menschen durch einen äußeren Anstrich auch der edelsten Regierung auf, und tauschen auf eine sündliche Weise das Vertrauen: denn nicht daß sie bloß, wie in Griechenland die Sophisten, die jugendlichen Seelen durch Pro und Contra verwirren — sie rauben ihnen auch allen Bestand durch eine unselbige Schwärmerie, welche sich in lächerlichen Sprüngen von Wörtern zu Wörtern aufschwingt, in Wahrheit aber die Seele verzehrt und ausdorret. Was soll aus der Generation werden, die solchen Unterricht genießt? — Wem ruhige Erkenntniß und die Seligkeit des Menschen eine Angelegenheit ist, den wird sie auch anspornen, zu verhüten, daß die Verwirrung nicht noch größer werde, als sie unserer Zeit schon wirklich einwohnt. Aber eben deshwegen muß es ohne alle Rücksicht gesagt werden, daß die Vertrauten der Philosophie sich nicht der weltlichen Dinge entschlagen sollten, allzu sehr auf die formellen Vorzüge dieser Ansicht vor einer anderen wesentlich eben so wahren bedacht: in Eintracht müssen sie vielmehr der Wahrheit und ihrer Erkenntniß in den Jünglingen pflegen, mit Würde abweisend die Attentate der Schlechten, in den Gang der Bildung einzugreifen. Dadurch allein werden es endlich die Regierungen erkennen, daß es nur diese besonnenen Männer sind, welche zur höheren Bildung der jungen Staatsbürger den Beruf haben. Diesem Bestreben der Besseren steht nichts mehr entgegen, als jene *verführerische* Lehre, die sich die Philosophie des Kopfs und des Herzens nennt, und welche die Wissenschaft (wie unlängst *Voss* in Rücksicht einer gewissen Behandlungsweise der Classiker gesagt hat) ganz *cavaliermäßig* tractirt. Gegen dergleichen vornehmen Unsinn ist sogar der bisherige Schlandrian im philosophischen Unterricht, der hie und da besonders im katholischen Deutschland noch sehr herrschend ist, vorzugswerth. Ernst und Eintracht aber werden und müssen das Bessere herbeiführen. Vernichtet sind alsdann alle diese Trödeleyen, und die Philosophie gelangt, erhaben über lahme Formeln, zur wahren und absoluten Form, welche gegenwärtig nur von sehr Wenigen ihrem inneren Leben nach erkannt wird.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 A U G U S T , 1 8 0 5 .

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

NEUSTRELIZ, b. Albanus: *Über Meklenburgs Credit-Verhältnisse nebst einigen Reflexionen über Getreide-Preise und Güterhandel* vom Kammer-Rath Dr. Zimmermann. 1804. XV u. 279 S. 8.

Der groſſe Güterhandel, der in dem Meklenburgiſchen nach dem amerikaniſchen Kriege hauptſächlich durch die ausgedehntere Verkäuflichkeit der Lehnsgüter entſtand; die Geldfluth, womit der Getreidehandel das Land während der Revolutionszeit überſchwemmte, und der mit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts doch plötzlich wieder eingetretene Geldmangel waren Erſcheinungen, die jedem, der über das Wohl und Wehe des Landes nachzudenken im Stande war, zu Betrachtungen über die Folgen, und wie dem Nachtheile, den das Übel zu drohen ſchien, vorgebeugt werden könne, wecken mußten. Die meklenburgiſche ökonomiſche Geſellſchaft erhöhte dieſe allgemeine Senſation noch, indem ſie auf die beſte Beantwortung der Frage, wie dem Geldmangel abzuhelfen ſey, einen Preis ſetzte. Hr. Zimmermann, der die Geld- und Credit-Verhältnisse des Landes bey ſeinen mancherley Geldgeſchäften ſeit vielen Jahren kennen gelernt hatte, hatte dieſen Gegenſtand ſchon vorhin ſeiner Unterſuchung unterworfen, und wurde nun durch die Umſtände veranlaßt, zwar nicht mit um den Preis zu werben, aber doch ſeine Gedanken über die Sache zu ſammeln, zu ordnen, und bis zu feſten Reſultaten zu bearbeiten. So entſtand dieſe Schrift — eine herrliche Schrift, die auf jeder Seite von der gründlichen Sachkenntniß, der geläuterten Erfahrung, einem glücklichen Beobachtungsgeiſte, dem völlig gereiften Studium und der reinſten Vaterlandsliebe des Vf. zeugt. Wenn ſie auch nur Meklenburg allein gewidmet ſeyn ſollte, wie es bey der Anſpruchloſigkeit des Vf. faſt das Anſehn hat: ſo verdient ſie doch gewiß in Deutschland allgemein bekannt zu werden; indem ſie die erſte iſt, die für einen deutſchen Staat von der dritten Gröſſe einen Gegenſtand zu unterſuchen wagt, den man bisher nur noch kaum in den Staaten der erſten Gröſſe der Unterſuchung fähig gehalten hat. Der Vf. giebt, nachdem er einige allgemeine Grundſätze der Staatswirthſchaft aufgeſtellt hat, eine allgemeine Überſicht der meklenburgiſchen Geld- und Credit-Verhältnisse vom 7jährigen Kriege an bis jetzt. In jenem Kriege hatte das Land zwar ungemein gelitten;

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

an Geld hatte es ihm aber nicht zu fehlen geſchiehen. Bey der damaligen bekannten Verſchlechterung des Gehalts der Münzſorten war wenigſtens die Geldmaſſe ungemein vermehrt worden. Der Kreis für den Umlauf war in dem Lande ohne Handel und ohne Fabriken klein, und es bedurfte alſo dazu keiner ſehr groſſen Summen. Der Umlauf ging raſch vor ſich, weil er ſich immer nur auf den Ankauf der Unterhaltungsmittel für die Armeen und auf die Geldwechſeley einſchränkte. Die Ärnten und die Preise waren meiſtens gut geweſen. In der auf den Krieg folgenden Periode bis zu 1776 wurde aber der Mangel an Geld ſo wie an Credit ungemein merkbar. Die Herabſetzung der ſchlechten Münzſorten, der vom Kriege herbeygeführte Luxus, Mißjahre und die Viehſeuche hatten das wenige noch vorhanden geweſene Geld weggeſchwemmt; und dazu hatte die Unſicherheit der Hypotheken auch noch den Credit vernichtet. Mit einem Male beſſerten ſich indeſſen die Conjuncturen wieder. Die Ärnten wurden gut. Der amerikaniſche, und nachher auch der baieriſche Krieg wirkten auf den Vertrieb des Getreides und die Preise. Die Conſtitution vom 21 May 1776 wegen des Verkaufs der in Concurs gerathenen Güter erfolgte. Ausländer ſingen nun an, Güterankäufe zu machen. Geldanleihen im Auslande kamen zu Stande. Am Ende dieſer Periode ſchlägt der Vf. den baaren Geldvorrath von Meklenburg auf 4 Millionen Thaler an. Ein Anſchlag, von deſſen Richtigkeit wir uns aber, ungeachtet unſeres groſſen Vertrauens auf die Einſichten des Vf., doch nicht überzeugen können. Der Grund, worauf er dabey baut, iſt allein der, daß Gadebuſch in ſeiner pomm. Staatskunde den Geldſtock von Schwediſch-Pommern, das nur 70 Qu. M. groſs iſt, auf 1200,000 Thl. berechnet; wornach alſo Meklenburg für ſeine 245 Qu. M. Oberfläche 4 Mill. Thl. haben müſſe. Allein ungerechnet, daß der Gadebuſch. Behauptung ſehr bedeutende Einwendungen entgegenſtehn: laßt ſich ja auch ſo ein Schluß aus der Analogie, wenn vorher nicht die Identität der Umſtände dargethan iſt, gar nicht rechtfertigen. Eine Geldmaſſe von 4 M. würde auf jeden der 363000 Menſchen, die in Meklenburg wohnen, an die 12 Thl., auf eine Familie von 5 Menſchen alſo 60 Thl. baar Geld bringen: wie läßt ſich das bey einem Lande, das weder Fabriken noch Handel hat, denken? Indeſſen, um den Vf. in ſeiner Darſtellung weiter folgen zu können, wollen wir zugeben, daß der Geldvorrath damals wirklich 4 M. geweſen ſey. Nun kam die Revolutionsperiode. Der Preis der Güter und des

Mm

Ge

Getreides stieg plötzlich immer höher und höher; Käufer und Pächter drängten sich von allen Seiten zu. Wenn Meklenburg für seine Producte vorhin 3 M. Thl. eingenommen hatte, so mußte es nun wohl noch einmal so viel, also in den 12 Jahren bis zum allgemeinen Frieden 33 bis 36 M. Th. mehr eingenommen haben. Wollte man dagegen nun auch auf den so sehr erhöhten Luxus und die Kriegskosten nach einem vom Vf. gegebenen Detail 25699200 Th. in extraordinäre Ausgabe setzen: so hätten am Ende dieser Periode doch noch immer 7 bis 10 M. übrig seyn müssen, die mit dem Vorrathe am Anfange derselben die ungeheure Summe von 11 bis 14 M. ausgemacht hätten. Mit dem Eintritte des Friedens zeigte sich aber auf einmal ein ganz anderes Resultat. Das baare Geld war so sehr verschwunden, daß allgemeine Klagen über den Mangel desselben entstanden, und die Zinsen wirklich auf 5 von 100 hinaufgingen. Um dieses sonderbare Resultat zu erklären, zeigt der Vf., daß die Geldeinnahme des Landes in der vorhergehenden Periode so beträchtlich nicht gewesen sey, als man nach der Erfahrung aus den neueren Zeiten in der Berechnung angenommen habe. Mißwachs, Künsteleyen und unüberlegte Veränderungen in der Bewirthschaftung der Güter, und die unverhältnißmäßige Vermehrung des Waizenbaues mit ihren Folgen, haben die Production außerordentlich vermindert; die höheren Preise haben bey den erwähnten widrigen Umständen den Abgang an Getreide nicht ersetzen können, und daher rühre nun jetzt der Mangel. Der Vf. meint, daß der active Geldstock gegenwärtig wirklich nur noch 3 M. betrage. Eine noch größere Verminderung desselben sey aber nicht nur möglich, sondern sogar auch nicht unwahrscheinlich. Denn wenn man gleich zugeben wolle, daß die Production und folglich auch die Exportation wieder bis zu dem ehemaligen Betrage steige: so sey es doch nicht wahrscheinlich, daß die Getreidepreise sich auf ihrer bisherigen Höhe halten können. Jedoch, gesetzt auch, daß sie um 20 bis 25 auf 100 über dem Stande vor der Revolution blieben, und daß die größeren Ausgaben für den vermehrten Luxus, für den gesteigerten Preis der auswärtigen Bedürfnisse und auf Zinsen für die vergrößerten Schulden dagegen bis auf 1 Mill. herabgebracht werden: so werde dem Lande denn doch jährlich noch 1 Viertelmillion fehlen. Diese Wahrscheinlichkeit sey für Meklenburg in Hinsicht auf die Pachtverhältnisse, den Geldverkehr und den Güterhandel äußerst schreckhaft; und man müsse eine ganzliche Zerrüttung befürchten, wenn nicht bey Zeiten zweckmäßige Mafsregeln ergriffen werden, das Unglück abzuwenden.

Nun führt der Vf. die Mafsregeln, auf die man denken könnte, nach einander an. Diejenigen, denen er seinen Beyfall nicht giebt, sind die Einführung des Papiergelds; die Errichtung einer Zeddel- oder Leihe-Bank; Anleihen im Auslande; und die Veranstaltung eines Creditsystems. Was für triftige Gründe er gegen alle diese Hülfsmittel aufstellt, läßt sich

hier nicht sagen. Wem die Sache wichtig ist, der muß das Buch darüber selbst nachlesen — er wird sich gewifs in einem hohen Grade befriedigt finden. Wir bemerken nur von den Gründen gegen das Creditsystem den so sehr auffallenden, daß es die Güterbesitzer, die so hoch gekauft, oder ihre Güter so hoch verschuldet haben, mit einem Male zu Grunde richten müsse, indem die dazu nöthige Veranschlagung der Güter den weitgeringeren Werth derselben, folglich die Insolvenz der Inhaber gleich bey der Einführung an den Tag bringen werde. Hierauf wendet sich der Vf. zu denjenigen Vorschlägen, die er für zweckmäßiger hält; und diese bringt er unter 2 Rubriken. Erstlich nämlich müsse man die Überbilanz im Verkehre mit dem Auslande zu erhalten, und dann zweytens die Vermehrung des Geldumlaufs zu bewirken suchen. Jene Überbilanz werde man sich durch die Beförderung der Manufacturen und Fabriken verschaffen; und dabey, glaube er, werde man seinen Zweck gewifs erreichen, wenn man eine Summe von 100,000 Th. jährlich 15 bis 20 Jahre lang mit der gehörigen Vorsicht dazu anwenden wolle. Um den Geldumlauf zu vermehren, müsse man erstlich den Credit heben, und dann das Privateigenthum vermehren, und die kleinen eigenthümlichen Besitzungen vervielfältigen. In Betreff des Creditwesens werden die Gebrechen, an denen dasselbe im Meklenburgischen noch leidet (— und vielleicht noch minder als in manchen anderen deutschen Staate leidet) freymüthig gerügt, und der Gesetzgebung sehr überdachte Vorschläge gethan, wohlthätig dagegen einzuwirken. Was die Vermehrung des Privatvermögens betrifft, so sieht es der Vf. mit Recht für eine große Unvollkommenheit Meklenburgs an, daß über 200,000 Einwohner dieses Landes von dem Besitze eines Grundvermögens gänzlich ausgeschlossen sind; und trägt dringend darauf an, es ihnen zu geben; und um die kleinen eigenthümlichen Besitzungen zu vervielfältigen, empfiehlt er die Gelegenheit zum Anbauen zu vermehren, und die Bauernhöfe erblich zu machen; giebt zu dieser letzteren Operation auch gleich einen Plan an, worinnen die Gründe für und wider dargestellt sind, und die Art der Ausführung angegeben ist. Ubrigens mißbilliget der Vf. alle Verbindung mercantilischer Operationen mit diesem oder jenem Creditinstitute, und erklärt nur etwa die Anlegung einer Depositenbank in Rostock noch für rathsam, um denen, die Zahlgeschäfte haben, dieselben dadurch zu erleichtern.

Dies sind die Grundlinien des interessanten Buchs, die wir hier nachgezeichnet haben, mehr um unsere Leser auf das Buch selbst aufmerkamer zu machen, als um den Inhalt desselben damit zu erschöpfen. Eine Menge von vortrefflich ausgearbeiteten Nebenpartien, als die über den Güterhandel, über die Ursachen der letzten Theurung, über die Einrichtung des Hypothekenwesens, über die Veranstaltung einer Getreidehandlung für das Land u. d. m. haben wir aber nach dem Plane dieser Blätter ganz übergehen müssen, so schön und lehrreich durchgeführt sie uns auch erschienen haben. Daß übrigens gegen manche vom Vf.



angenommene Data und gewagte Behauptungen noch Einwendungen mit Grunde gemacht werden können, verkehrt sich bey so schweren Materien, als hier abgehandelt sind, von selbst; und der Vf. giebt seinen Lesern selbst mit einer ungemein rühmlichen Bescheidenheit Winke dazu. Sichtbar scheint ihm weniger daran gelegen zu seyn, seine Ideen geltend zu machen, als daran, das das, was zum wahren Besten des Landes gereicht, wirklich ausgefunden werde.

BERLIN, b. Vofs: *Über Gesetzgebung und Staatenwohl.* Nachlaß von Th. G. v. Hippel. 1804. 200 S. 8. (18 gr.)

Obgleich die Kritik über den Werth der früheren *Hippelischen* Schriften längst entschieden hat: so wird es Rec. doch erlaubt seyn, bey dieser letzten Veranlassung nochmals einen eigenen, freyen Blick in den Geist dieses Schriftstellers zu thun. Dafs das *bona de mortuis* nur dem moral. Charakter (oftmals als *beneficium flebile*) zu Statten kommt, dafs jedoch der Tod bey literarischen Gegenständen kein Privilegium zur Täuschung der Lebenden ausstellen kann, versteht sich ohne Beweis. Aber dafs eine unbefangene Kritik dieses letzten *Hippelischen* Products ihren Nutzen haben könne, leuchtet schon dann ein, wenn man nur das ausgezeichnete Lob vor Augen nimmt, welches diesem Schriftsteller zu Theil worden ist, und erwägt, dafs die blinde Erneuerung desselben, ein Meer unberufener Nachahmer seiner Manier bewegen könnte, einem neuen Strom zur Sündfluth der Literatur herbeyzuführen. — *Hippel* ist aus 3 Gesichtspunkten zu beurtheilen, welche im *Ensemble* die Tendenz seines Geistes bestimmen: aus dem philosophischen, aus dem politisch-juristischen, und aus dem ästhetischen. Wir fangen mit dem letzten, als dem an, welchem der Vf. die Aufmerksamkeit des Publicums vorzüglich zu danken hat. In der That, wir würden nicht begreifen können, wie H. um dieses willen je sein Glück gemacht haben sollte, wenn wir nicht auf einige Ähnlichkeit seiner Manier mit der *Sterneschen* in *Humphry Klinker*, *Tristram Shandy* und den sentimentalen Weisen zurückblicken, und an den dauernden Enthusiasm, der diesem Genie zu Theil worden ist, und an das Verlangen nach mehr Werken solcher Art uns erinnerten. Es ist wahr, dafs H. einige, aber leider! nur einige äussere Ähnlichkeit mit *Sterne* hat; eben in dem Mangel der inneren liegt ein Hauptfehler seiner Schreibart. Ist schon H. nicht in die Mythen der *Sterneschen* Kunst eingeweiht: wie viele unter seinen Verehrern werden dies um so weniger seyn! Es ist nöthig, dafs Rec. in aller Kürze den Versuch anstellet, die genialische Kunst *Sternes* in ihre Elemente zu zerlegen, um dem Verdienst *Hippels* von dieser Seite auf den Grund zu kommen. — Stelle man sich doch ja nicht vor, dafs jene auf ein regelloses Quodlibet seiner Bemerkungen sich reducire: als solches wäre sie ein kumultöses Chaos, mithin ein der Schönheit widersprechendes — ein hässliches Gemengsel, Abdruck der Uppigkeit eines überreizten Gehirns, das Product roher oder geckischer Selbstgefälligkeit in der Nachlässigkeit, die auf

die Fülle u. Mannichfaltigkeit, auf die Feinheit u. Tiefe der einzelnen durch einander geworfenen Bemerkungen und Sentenzen pocht, und um dieser Vorzüge willen die Verzeihung der ersten Fehler eines Kunstwerks zu ertragen glaubt. Allein vor den Augen des Kunsttrichters würde ihr höchster Werth so verschwinden, und nichts könnte ihn gegen den Ausspruch bestechen: welch' ein garstiges Werk hat dieser seine, lebendige Kopf geliefert! Doch nicht so mit *Sterne*. Freylich wechselt dieser mit den mannichfaltigen Arten der Darstellung in einer Schnelligkeit, die, verliert man den Faden seines Geistes, zur kunstwidrigen Regellosigkeit zu werden scheint; bald erzählt er, bald reflectirt er, bald beschreibt er, bald stellt er dar: aber er wechselt hierin mit dem glücklichsten Talente in den richtigen Momenten ab. Sein Genius sagt ihm, wann die Erholung, oder der Antrieb des Geistes den neuen Wechsel bedarf. Opium, Nieswurz oder den Stachel wählt er, je nachdem das Gefühl, oder die Denkkraft des Lesers in die Krisis der Überspannung oder der Ermüdung kommt, und der grösste Verlust, der Verlust am Interesse auf der Spitze steht. Aus dem Rocken der Geschichte entspinnt er das Leben seiner Werke; an die Mannichfaltigkeit der Charaktere und Situationen reiht er den Wechsel der Empfindungen, der Ansichten, der Bemerkungen mit kritischem Witze, und so wird das bunte Gewebe ein wahres, in seiner Wirkung schönes Gebilde. Der Geist wird vom Geiste befeelt, das Gefühl vom Gefühl belebt, gereizt und befriediget; alles, wie es der talent- und gefühlvollste Menschenkenner nur wünschen — kaum erwarten kann. So wechseln denn nun in ihm alle Arten der Empfindungen, das Erhabene mit dem Gemeinen, das Moralische mit dem Jovialischen, die Schwärmerey mit der Satire, das Weibliche mit dem Heroischen, das Tragische mit dem Komischen ab; Schatten und Licht sind vertheilt, die Übergänge bald rasch u. kühn, bald schmiegen sie sich an der Hand des Witzes, und so sind *Sternes* Werke, Werke der tiefsten, umfassenden Menschenkenntniß und des geläuterten Geschmacks, das Reich der menschl. Empfindungen u. socialen Bemerkungen. Es versteht sich übrigens von selbst, dafs Er nicht nach Regeln, sondern Er als die Regel sich, oder sie selbst schrieb. — Die Manier *Sterne's* läßt sich auf Gegenstände wie Ehe, oder wie Gesetzgebung u. Staatenwohl, gar wohl anwenden. Diese Sujets sind von einer so grossen Fruchtbarkeit für Empfindung u. Witz, als irgend welche. Allein wenn die Anwendung mit Glück geschehen soll, so muß die Tendenz der Schrift ästhetisch seyn, und sie darf, da ihr besonderer Charakter der Humor ist, durchaus keinen wissenschaftlichen Zweck blicken, oder den didaktischen einporragen lassen. Der Ernst des Systems, die Form der Abhandlung, der Faden der philosophischen Theorie sind die specifischen Mittel zur Vertreibung des Humors, u. dieser, in der Gesellschaft jener, wird zum Poffenreisser. Wahrlich, so ist es mit *Hippel*! Er giebt philosophische Abhandlungen; der Zettel ist das gemeine Schulsystem seiner Zeit, der Einschlag sind witzige Einfälle von verschiedenem Gehalte, Digressionen, Epi-

soden, Intermezzi, Parenthesen und wie man sie weiter nennen mag, durch die zwar die Runzel der Theorie einerseits etwas ausgeebnet, andererseits aber zum Frazzengesichte des launischen alten Weibes wird. Eine fatale Unterhaltung, die weder belehrt, noch erbaute, noch erheitert. Und doch liesse sich die wunderliche Matrone noch geduldig anhören (denn sie hat auch manchen Friedrichsd'or in der Tasche), wenn sie nur nicht die Präension hätte, in ihrem altmodischen Sonntagskleide ihren Geschmack rechtfertigen, und die Jugend zu ihrer Mode durch Falte und Ernst bewegen zu wollen. So ist es hier: *Hippel* stellt das Thema im Gewande des Erhabenen auf (S. 8) „die positive Gesetzgebung ahme der göttlichen, oder natürlichen nach, müsse natürlich seyn und eine weltbürgerliche Absicht haben“, und behandelt es komischwitzig. In der That, heisst das nicht ein humoristischer Gottesdienst, wo der Priester die Monstranz in der Attitüde von *pas de deux* präsentirt? — Was thut Plato im buntscheckigen Gewande des Harlequin?

Als Philosoph gehört *Hippel* der Kantischen Schule hier ganz, sogar bis auf die Nachahmung der Manieren Kants in seinen Wendungen, biblischen Anspielungen, Vergleichen, Erläuterungen und in seinen Kunstausdrücken an; diese letzteren hat er, wie er sagt, oft in der gemeinfasslichen Sprache umschrieben. Wir haben in seiner philosophischen Theorie durchaus nichts Originelles gefunden; ja wir fanden uns vielmehr durch die Lektüre dieser Schrift in die Jahre 1794—98, oder in die Periode zurückgeworfen, wo die Kantische Schule ihr Wesen in der Staatsphilosophie, nach den Lehrsätzen ihrer präntirten eigenen Stoa, nach Rousseau, nach den Tagblättern der französischen Anarchie und — nach der Bibel trieb. Wahrscheinlich nahm der Vf. irgend ein Compendium des philosophischen Staatsrechts vor sich, wählte das Kapitel der Gesetzgebung (in Erwartung der Dinge, die da kommen könnten), schrieb nieder, was ihm bey jedem Satze, und wie es ihm einfiel — und bestimmte so das Product sicherlich nicht für die Presse. Gott behüte uns vor unseren Freunden! möchten wir dem Herausg. im Namen H's zurufen. —

Als politischer Jurist tritt der Vf. nur mit einzelnen eingeschalteten Blicken auf, die zum Theil treffliche Be- weise seiner Belesenheit und originellen Reflexion, zum

Theil aber auch schief, ja falsch sind. Wir sagen für einen grossen Theil unserer Leser über diese Qualität *Hippels* Alles, wenn wir sie an die Geistesstimmung vieler unserer philosophischen Juristen zur Zeit der französischen Revolution erinnern. Jene demokratische Heiligkeit, jenen drohenden und warnenden Ton gegen die Monarchen, jenes erhebende Selbstgefühl bey dem Anblicke der französischen Machthaber, mit einem Wort, den ganzen politischen Charakter jener Zeiten finden sie hier; und wenn auch nicht dieser Geist der Schrift es bewies, wann sie geschrieben worden, so setzen es doch Aufserungen des Vf. wie S. 35 völlig ausser Zweifel. Dafs *Hippel* von seinem Vorhaben ein grösseres ernstes Werk über die Gesetzgebung auszuarbeiten, abstand, wollen wir ihm, gelindest ausgedrückt, nicht verdenken.

Die Überschriften der Abhandlungen sind: *Einleitung* von S. 1—13. Der Mensch, der Bürger S. 14—59. Die bürgerl. Gesetzgebung muss väterlich seyn S. 60—84. Ihr muss weltbürgerl. Absicht zu Grunde liegen S. 85—115. Monarchische Regierungsform besonders im Verhältniss der Gesetzgebung S. 116—174. (Fast blosse *Rousseausche* Philosophie. Der adeliche Vf. behauptet unter Anderem: Die Erblichkeit der Regierung sey weit weniger nöthig, als die des Adels! —) Über die Kürze der Gesetze S. 175 bis z. E.

Als Total belehrt diese Schrift nicht; denn indem der Faden der Abhandlung alle Augenblicke abgeschnitten wird, verschwindet der Zusammenhang, und der Leser wird durch die Intermezzi zerstreut und geblendet. Manche einzelne Bemerkungen sind zwar, wie wir schon gesagt haben, trefflich; aber um sie von dem Unkraute zu sondern, muss man den Vf. übersehen können, wo dann seine Belehrung wegfällt. Der Philosoph und philosophische Jurist findet, wie es kommt, wenig oder nichts Neues, und das Alte in keinem gefälligen Gewande; der Nicht-Philosoph aber versteht den Vf. nicht. Wir wissen demnach nicht, welchen Werth wir dieser Schrift zuerkennen sollen, oder vielmehr, wir wollen hierüber unser Urtheil nicht aussprechen; wir sind aber überzeugt, dafs derjenige, welcher den Gesetzgeber zu machen hat, das Product mit Gleichgültigkeit zur Seite legt. Das Äufere der Schrift macht dem Verleger Ehre.

O. St. G.

### KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Rostock, in d. Müllerschen Officin: *Gedanken über die Frage: Ist in Meklenburg eine erweiterte Industrie ohne erhöhte Cultur der Ländereyen denkbar? Veranlaßt durch die Schrift des Hn. Kammer-Raths Zimmermann: Über Meklenburgs Credit-Verhältnisse etc.* Vom Domänen-Rath Jacob Christian Martin v. Ihlenfeld, Freygelesenen auf Schwastorf etc. 1 B. 8. Hr. Zimmermann hatte über Meklenburgs Credit-Verhältnisse, besonders über die, von der dortigen Landwirtschafts-Gesellschaft schon seit mehreren Jahren aufgegebenen Preisfrage! Ob in Meklenburg eine Bank oder eine Art von Credit-system zu gründen sey? viele eingreifende, zum Theil freylich auch wohl fast zu schmerzende Wahrheiten gesagt. Er verwarf die Gründung einer Bank oder jeder andern Anstalt, die auf ein Credit-system Beziehung haben konnte, ganz; um aber eine grössere Geldcirculation in Meklenburg zu bewirken, empfahl er, in den unteren Ständen mehr Thätigkeit und Industrie durch die Verarbeitung roher inländischer Producte zu verbreiten, woran es freylich in Meklenburg leider! ganz und gar fehlt. Um aber dies zu bewirken, sollten die Gutsbesitzer eine bestimmte Reihe

von Jahren hindurch ein Opfer bringen, um dadurch den inländischen Fabrikaten den Vorzug der Wohlfeilheit gegen die ausländischen zu verschaffen. Diesen Vorschlag sucht Hr. v. I. dadurch zu entkräften, dafs Meklenburg, als eigentlicher Agriculturnstaat, zunächst auf den erhöhten Ertrag der Ländereyen bedacht seyn müsse, ehe an eine Beyhülfe für die Industrie gedacht werden könne. Vielleicht sind beide Verfasser in diesem Punkte nicht auf ganz richtigen Wegen. Beide haben immer in der Hauptsache Recht; allein wenn hier ein Zirkel im Demonstrieren vermieden werden soll, so müssen die Gründe auf eine andere Art entwickelt werden, als es von beiden gesehen ist. Diese kleine Piege, die freylich nur Aphorismen enthält, verdient indessen wegen mancher anderweitigen, nur von ferne gegebenen Winke, besonders in Hinsicht der Bauerawirtschaften, Aufmerksamkeit. Auch, da sie gleichsam die erste Avantgarde eines furchtbaren Corps ausmacht, das gegen Hn. Z. sich jetzt im Stillen rüstet, darf sie, um zu weiterem Nachdenken Veranlassung zu geben, nicht außer Acht gelassen werden.

K. N.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 A U G U S T, 1805.

## GESCHICHTE.

P R A G, b. Barth: *Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumanns*, von A. G. Meissner. Erster Theil. 1803. 323 S. Zweyter Theil. 1804. 424 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. ist der Kritik seines Buchs selbst entgegen gegangen, und zwar mehr höflich als freundlich, so daß er sie, wie Höfliche auch sonst wohl diejenigen, welche sich ihnen nähern, entkräftet, wo nicht es ihr unmöglich macht, ihre Pflicht zu erfüllen. Erläßt ihr nämlich keinen festen Punkt, von welchem sie ausgehen könnte. Fragt sie nach der Geschichte des Geistes unseres Künstlers, nach dem geheimen Gange der Entwicklung, Ausbildung, Befestigung und Anwendung seiner Talente: so antwortet Hr. M., das habe ich nicht geben wollen, sondern weit mehr den Menschen, als den Künstler, ins Auge gefaßt, obwohl auch manche historische Notizen über diesen und seine Werke beygebracht. Gehet sie mit den Anforderungen der historischen Kunst an den Biographen zu diesem Buche: so wird ihr entgegnet: ich habe keine Biographie liefern wollen, sondern nur Bruchstücke zu einer. Findet sie sich darin, behauptet aber doch, selbst solche Bruchstücke müßten wenigstens so gewählt und aufgestellt seyn, daß das Bild des Helden von selbst lebendig und in aller seiner Eigenthümlichkeit hervorträte, daß darum z. B. ein Verhältniß zwischen dem mehr oder weniger Bedeutenden stattfindet, durch Menge, durch Breite und Schwere der Ausführung von unbedeutenden Nebensachen, der äußeren, gleichgültigen Lebensverhältnisse des Helden, dieser nicht erdrückt, der Leser nicht zerstreuet und von der Hauptsache abgezogen würde: so erwiedert der Vf., er habe weit mehr für N's. Freunde, als für die Welt geschrieben. Wenn nun Hr. M. einmal nichts geben wollte, als ein — *Er und über ihn.* von jenem aber weit weniger, als von diesem: so ist da freylich nichts zu thun, als anzugeben, was dann wirklich in diesen zwey ziemlich starken Bänden enthalten ist; und man darf nur fragen, warum der Vf. nicht lieber etwas seiner selbst und seines Freundes Würdigeres der Welt vorlegte, da er es doch wahrscheinlich vermochte, N. es gewiß verdiente, und es zu geben hier überdies weit weniger schwierig war, als bey vielen anderen Künstlern? N. war nämlich keiner von den Musikern, die man mit den Wassernymphen verglei-

*J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.*

chen könnte, die im Teiche unter allerley Schwimmenden, Kriechenden, und auch wohl Modernen unbemerktlich wachsen, wanken und gedeihen, bis sie plötzlich aufschiefen, eine sehr schöne Blume über der Wasserfläche hervortreiben, und dann wieder zurücksinken, bis ein neuer Zweig sich auf gleiche Weise empor schwingt. N. glich auch denen nicht, die fester und länger stehen, und mit der Akazie zu vergleichen sind, die im Walde, gehörig umgeben, gut fortkömmt, beträchtliche Äste, feines Laub, und vortreffliche Blüthen bringt, wenn auch das Holz nicht viel taugt und gemeiniglich leidet vom — Windbruch: N. glich unsern einheimischen Obstbäumen, wo alles, was überhaupt ihrer Natur nach kommen kann, etwas langsam und nicht in südlicher Vollendung, aber sicher und recht ordentlich alle Jahre kömmt, die sehr fest und sehr lange stehen, auch im Alter noch angenehme Blüthen und gute Früchte tragen, und nur allmählich, ganz dem allgemeinen Gesetze der Natur gemäß, und sogar mit gewissem Anstand, zur Ruhe gehen. — Doch wir vergessen, daß wir hier nicht selbst über N. zu sprechen, sondern anzuzeigen haben, wie in dem Buche über ihn gesprochen worden.

*Naumann: Er, und über ihn* — jenes hat man vornehmlich zu schöpfen aus mancherley, zum Theil wirklich interessanten, charakterisirenden Anekdoten, und aus den nicht wenigen Fragmenten von seinen Papieren; dieses bestehet wieder aus Anekdoten, aus umständlicher Erzählung seiner Schicksale, aus Raïsonnements von mancherley Art, die sich aber zuweilen ins Alltägliche verlieren und sehr breit auslaufen, und aus Urtheilen Anderer über ihn, als Menschen und Künstler, die jedoch, wenn man von den Verhältnissen derer, die sie äußern, von ihrem Range in der bürgerlichen Gesellschaft u. dgl., absehen, nicht selten unbeträchtlich sind. Von zwey besondern Kapiteln gegen das Ende des zweyten Bandes wird in der Folge gesprochen werden.

Seltzam ist es, daß Hr. M. wegen Einschränkung jener Papiere N's. so oft um Entschuldigung bittet, da doch eben sie für jeden, der N. kennen lernen und nicht bloß ein Buch gegen die Langweile zur Hand nehmen will, das Wichtigste und Anziehendste seyn müssen. Ist es denn zu verkennen, daß einzelne geistreiche Ausprüche des Künstlers über seine Kunst, deren Wesen und Anwendung, über sein Gefühl und seinen Zweck bey Abfassung dieses, oder jenes seiner Werke, auch wenn sie nur leicht hingeworfen und ohne allen Anschein von wissenschaft-

schaftlicher Gründlichkeit, ohne Deductionen und Erweise dastehen, — daß diese Ausprüche nicht etwa nur anziehender, sondern oft auch lehrreicher und zweckdienlicher sind, als gelehrte Deductionen, ergübelte, chimärische Analysen u. dgl. Und ist es denn auch mit dem, was ein guter, und sonnenbefangener, kindlicher Mensch, als N. besonders in früheren Jahren war, über sein Inneres, als moralisches Wesen, ausagt, anders? Bedarf die Mittheilung solcher Herzensergießungen einer Entschuldigung, und die Berichterstattung, welche goldene Dosen, wie freundliche Anreden und Belobungsschreiben ein Künstler erhalten, keiner? Verdienen die Leser das Kränkende Mißtrauen, das Hr. M. bey dieser Gelegenheit äußert? und wäre es ihnen zu verübeln, wenn sie sich durch die Frage rächten: von welchem Standpunkte aus muß ein Schriftsteller selbst die Dinge in der Welt betrachten, wenn er so entschuldigen und so mißtrauen kann?

Wir geben noch eine nähere Anzeige des Inhalts dieser Schrift mit unseren Bemerkungen; und da nichts langweiliger zu lesen ist, als eine Inhaltsanzeige, wenn sie nicht in einigen Zusammenhang gebracht worden, so versuchen wir, ihr diesen zu geben.

N. war von ehrlichen, armen Landleuten in Blasewitz bey Dresden geboren. Das Beyspiel der gewissenhaften, aber in jedem Betracht sehr beschränkten Ältern, die einfachste Lebensweise, der Druck der Verhältnisse, erleichterten zwar dem Knaben, gut zu werden, ließen aber auch seine Talente nicht emporkommen. Sittsamkeit, Gelehrigkeit, Fleiß und Hang zum stillen, beschaulichen Leben zeichneten ihn schon früh unter seinen Gespielen aus. Auf die Tonkunst wurde er zuerst dadurch geleitet, daß sein Vater in den wenigen Stunden der Ruhe und des gemüthlichen Wohlseyns auf der Geige spielte. Seiner Neigung zur Musik kam erst der Unterricht des Schulmeisters, etwas später, als N. die Dresdner Kreuzschule besuchte, die Belehrung an dieser und das aufmerksame Anhören der Musik der Residenz zu Hülfe. Sie nahm überhand, diese Neigung, und schien sein ganzes Wesen ausfüllen zu wollen; aber er sollte sie, nach dem strengen Willen der besangenen Ältern, besiegen und durchaus ein tüchtiges Handwerk erlernen. Man brachte ihn zu einem Schlosser in die Lehre: das war gut; denn ebendiese grobe, schmutzige Handthierung widerstand seinem zarten Wesen so ganz, und reizte den Sanftmüthigen, Demüthigen, Gehorsamen so heftig, daß er entlief, und sich nun lieber dazu verstand, das Vieh zu hüten, als sich jener verhassten Thätigkeit weiter zu ergeben. Man mußte ihn endlich gewähren lassen; der kleine Hirt hing, wie ein morgenländischer, bey seinem bequemen, sorglosen Geschäfte seinen Träumen und musikalischen Ideen nach, und lernte zu Hause auch recht gut Klavier spielen. (Die Schilderung dieser kleinen Ereignisse ist wirklich anziehend und mit Liebe verfaßt; hätte sie Hr. M. noch zarter behandelt, so würden sie fast diesel-

be Wirkung, wenn auch im mindern Grade, hervorbringen, wie eine liebliche Vossische Idylle.) Ein schwedischer Musiker kam zufällig ins Haus, lernte den jungen N. und sein Talent kennen, und nahm ihn mit sich nach Italien, unter dem Versprechen, ihn dort zum Künstler ausbilden zu lassen. (Auch hier sind die näheren Umstände interessant und gut erzählt.) Statt dieses Versprechen zu erfüllen, entzog ihm der wüste, rohe Mensch alle Befriedigung seiner geistigen — ja auch, seiner körperlichen Bedürfnisse, gebrauchte ihn zu den niedrigsten Diensten, und behandelte ihn auch sonst äußerst drückend und sklavisch. Der in eine, ihm ganz fremde Welt gestossene, muthlose Jüngling ertrug geraume Zeit alle Erniedrigungen, so daß ihm dadurch eine, selbst späterhin kaum zu besiegende Schüchternheit, Heimlichkeit und Geneigtheit zum Mißtrauen aufgezwungen wurde; doch ketteten ihn seine Leiden desto enger an seine Kunst, als der einzigen ihm zugänglichen Quelle des Trostes, der Stärkung, der Freude. So eingeschränkt er von allen Seiten war, so konnte es ihm doch in Italien, der Welt der Kunst und damals vornehmlich auch der Musik, nicht an dieser Labung fehlen. Entschendend wurde für N. nach einiger Zeit vornehmlich die Bekanntschaft mit dem berühmten Tartini, der ihn herzlich lieb gewann, und ihm seinen Unterricht, nicht nur im Violinspiel, sondern auch in der Theorie, ja späterhin sogar in der Mytik der Tonkunst schenkte. (Ein *hors d'oeuvre* ist zwar, was bey dieser Gelegenheit sehr ausführlich über Tartini und sein System gesagt wird, indem es ohne speciellen Einfluß auf N. blieb; an sich aber ist es nicht ohne Interesse.)

Nun war dem Jüngling seine innere Welt aufgeschlossen; nun mochten Armuth, Verachtung und andere Lasten ihn beugen: er war nicht mehr unglücklich, ja er bekam sogar den Muth, sich seinen Tyrannen zu entziehen und es darauf zu wagen, ob er sich durch Unterrichten werde erhalten können. Es gelang; er benutzte nun seinen Lehrer weiter, machte die ersten und glücklichen Versuche in der Composition, und wurde dadurch auch dem, damals in Dresden alles vermögenden Haffe empfohlen. Nun unterfängt er sich sogar eine Oper (*für zehn Zechinen!*) in Musik zu setzen; sie wird in Venedig auf die Bühne gebracht, sie gefällt: wer ist glücklicher, als Naumann! Sehen Sie, schreibt er den Ältern, da er berichtet, das Publicum habe bey seiner Oper geklatscht; sehen Sie, wie Gott mich nirgends verläßt! Jetzt fängt der junge Mann an, sich zu fühlen und faßt Muth, den vorinals gesenkten Blick höher zu werfen: er schickt der Mutter seine besten Compositionen, sie soll sie der kunstliebenden, verwittweten Kurfürstin überreichen. Die ehrliche Bäuerin führt das wirklich aus, im Stolz auf den geliebten Sohn; N's Arbeiten gefallen gemein, er wird in sein Vaterland zurückberufen, ehrenvoll aufgenommen, angestellt, aber, wie nun die Verhältnisse in Sachsen gleich nach dem sieben-

jährigen Kriege waren, so ärmlich bezahlt, daß er kaum leben kann. Aber glücklich seyn in der Zusammenstimmung seines inneren und äußeren Berufs, glücklich seyn in freyer, geschätzter Anwendung seiner besten Kräfte: das kann er doch! Damit er sich noch mehr Einsicht und Erfahrung in der Verwendung seiner Kunst aufs Theater erwerben möge, sendet man ihn nochmals nach Italien. Er macht mancherley, und immer, mehr oder weniger glückliche Versuche, findet jedoch, daß ihn die Natur mehr zum Ernsthaften, als zum Komischen in seiner Kunst berufen habe; was sich sodann in der Folge seines ganzen Lebens bestätigt hat. Wo es ihm nun verstatet wird, ergiebt er sich jener Gattung, kommt nach Dresden zurück, gefällt, besonders durch Arbeiten für die Kirche, immer mehr, und ist nun eine Art von *italienischem* Componisten, nicht besser, aber auch nicht geringer, als die meisten. Noch hat er nämlich den Platz nicht gefunden, auf welchem sich seine Künstler-Individualität weiter entwickeln, freyerausbreiten, und fester, bestimmter hervortreten könnte. (Die Berichte auch über diesen Abschnitt des Lebens N's. sind größtentheils interessant; sie würden es aber weit mehr seyn, wenn sie nicht durch Beyläufiges und Unbeträchtliches zerstückelt und gedehnt, und wenn sie durch den inneren Zusammenhang, von welchem der Aufsatz, in den Verhältnissen, doch nur ein Wiedererscheinen ist, der durch jenen erst lebendige Farbe und Bedeutung erhält, verbunden worden wären.)

Jenen Platz, der N. eigenthümlich gebührte, konnte er an dem Hofe nicht finden, der mit auszeichnender Vorliebe, in der Kirchenmusik nur eine gewisse mittlere, obgleich allerdings achtungswerthe Gattung, in der Theaternmusik aber nur das Fremde, das Ausländische, hegt und pflegt. König Gustav von Schweden ließ N. diesen Platz finden, indem er ihm die großen, edeln, aber nicht eigent-lich heroischen, noch weniger romantischen Opern, *Amphion*, *Cora*, und später, *Gustav Wasa*, in Musik zu setzen, und selbst an Ort und Stelle einzustudieren und aufzuführen auftrug. In dieser Gattung fand N. sich selbst und sein Eigenstes; und da er in Stockholm in den Stand gesetzt wurde, auch in Absicht auf Wirkung dieser seiner Arbeiten sogleich Versuche aller Art zu machen: so schwang er sich hier zu der höchsten Stufe, auf welcher sich zu halten seiner Individualität möglich war. Einzelnes aus der Folge, z. B. in seiner *Mæda*, im *Protesilao*, in einigen Oratorien, Messen und im *Vaterunser*, steht zwar höher, ist aber weniger originell, ist nicht durch das Ganze gleich gehalten, ist, wenn man uns nicht falsch verkehrt, weniger N. selbst, als ein verständig modificierter Anderer, z. B. ein bereicherter, verfeinerter, verzierter *Hasse*; oder auch, es verliert sich aus dem Charakteristischen, Lebendigen, in kalte Gründlichkeit, geschickten Fleiß, reflectirte Allgemeinheit. — Hr. M. wird es geschehen lassen, daß wir hier wenigstens mit einigen Grundzügen anzudeuten versuchen, worüber wir,

und wahrscheinlich jeder Leser, bestimmt und ausführlich in dem Buche selbst gesprochen wünschten.

Nachdem der Vf. N. nach Schweden und Dänemark begleitet, und dabey, zwar nicht wenige sehr interessante Anekdoten, aber auch vieles Unbedeutende so umständlich referirt hat, daß man wirklich zu N's. persönlichen Freunden gehören muß, um nicht gelangweilt zu werden, führt er eben so ausführlich an, wodurch nun endlich auch Deutschland, und namentlich Dresden, N. mehr Achtung und anständigere Auszeichnung bewies; verbreitet sich, meistens nur historisch, doch genau und sorgfältig, über alles, was N. schrieb, wofür ihm, jedermann danken wird, und auch über seines Freundes kleinere, häusliche Verhältnisse, Verbindungen mit vornehmen Herrschaften u. dgl., wofür ihm nicht jedermann danken wird. Noch umständlicher und äußerst gesprächig berichtet eine Dame die Geschichte von N's. letzten Lebenstagen in einem Aufsatze, den Hr. M. ganz eingerückt hat. Von ihm selbst findet man nun noch eine kürzere Übersicht dessen, was N. als Mensch war, und auch als Künstler leistete. Diese Kapitel sind mit Geist und Sorgfalt ausgearbeitet und zu loben, obgleich das erste fast nur wiederholt, was vorher schon zerstreuet gesagt worden, und das zweyte nicht tief genug eingehet, nicht fest genug zeichnet, nicht bestimmt genug würdigt. Dieß letztere Kapitel ist auch um mancher feinen und treffenden Nebenbemerkungen willen jungen Musikern sehr zu empfehlen.

MÜNSTER u. LEIPZIG, b. Waldek: *Leben Peters des Großen*, von G. A. von Halem. Erster Band. 1803. 343 S. Zweyter Band. 424 S. Dritter Band. 1804. 280 S. gr. 8.

Das Buch ist schon von den meisten kritischen Blättern angezeigt, daher wir es nur mit einigen Bemerkungen begleiten. — Der Beruf, eine Geschichte des russischen Czaars zu schreiben, mußte dem Vf. entweder aus seinen *Materialien* oder aus seiner Kunst der *Bearbeitung* kommen, er mußte entweder jene für neu oder diese für genügend halten.

Von *Materialien* hatte er die in *Deutschland bekannten* vor sich. Verdienstlich führt er in der Vorrede fast vollständig die Literatur über Peter den Großen an, nicht ohne Würdigung der Glaubwürdigkeit; sowohl die Quellen, als die Biographien, die zerstreuten Hilfsmittel und einzelnen Notizen, Allein, wenn auch seit 1725 keine Lebensbeschreibung des Kaisers außer Rußland erschienen ist, so konnte doch kein neuer Biograph, in oder außer Rußland, der wichtigen inländischen Schriftsteller entrathen: so kann z. B. ohne den kritischen Gebrauch von Golikow's Thaten P. d. G. aus glaubwürdigen Quellen gesammelt und nach der Jahrfolge geordnet, Moskau 1788. 12 Bände, eine neue Biographie, sey ihr Vf. ein Russe oder Nichtrusse, durchaus nicht auf Vollständigkeit oder Unentbehrlichkeit für den Historiker Anspruch machen.

Sonach dürften wir hier keine neuen Facta, wohl aber eine neue und fruchtbare *Zusammenstellung* derselben zu suchen haben, obwohl eine pragmatische Anordnung ohne Vollständigkeit nicht wohl gedacht werden kann. — Da es gerecht ist, den Schriftsteller nur nach dem zu beurtheilen, was er nach seinem eigenen Geständniß geleistet zu haben glaubt: so sehen wir uns um, ob der Vf. selbst seinen *Zweck* angezeigt habe. Er thut dieses im Vorbericht also: „Der Spur des außerordentlichen Mannes zu folgen, der, die ihn umringenden Vorurtheile besiegend, den Gedanken faßte, seine Nation umzugestalten und seinem Reiche den gebührenden Platz in dem europäischen Staatenvereine zu erkämpfen — das war mein Zweck.“ Wenn wir unter dem „*Folgen der Spur*“ das verstehen, daß entwickelt werden solle, wie Peter, im Zusammentreffen seiner Naturanlagen mit den äußeren Umständen, oder in seiner Freyheit, dazu kam, jenen großen Gedanken selbst aufzufassen und mit eigener Geistesthätigkeit auszuführen; wie er unter dem Gebote der Nothwendigkeit, oder mit freyem Bewußtseyn *dieser* Mensch, *dieser* Held, *dieser* Regent werden mußte: so finden wir in der chronologischen Erzählung seiner Begebenheiten davon eigentlich *keine Spur*. Es heist zwar S. 61: „Erfüllte nach Sophiens Entfernung seinen großen Beruf, die Nation der Russen zu *entwilden*, die alten Grenzen herzustellen“ etc. Allein dies wird nur *gesagt*, nicht vor den Augen des Lesers entwickelt, oder als nothwendiges Resultat seines Wesens dargestellt. So hat der Vf. in den vier Zeiträumen, die er in dem ersten Theile abhandelt (nämlich 1) von Peters Geburt bis zur Endigung der Regentschaft der Zarewna Sophia 1672—1689; 2) bis zur Kriegserklärung gegen Schweden 1700; 3) bis zur Gründung von St. Petersburg 1703; 4) bis zum Siege bey Poltawa 1709) den Czaar durchgängig nur als Weisen und Helden ohne Flecken, ja beynah als *geborenen* großen Mann dargestellt, da ihm doch mehrere Umstände — die der Vf. selbst in den Anmerkungen angiebt — Gelegenheit zu einigen Schattenpartien hätten geben können, welche sein Gemälde nicht entstellten, sondern anziehender und wahrer gemacht haben würden.

Es bleibt uns nichts übrig, als die *Sprache* und die *Einkleidung* der erzählten Begebenheiten. Der Vf. protestirt gegen alle *poëtische* Behandlung seines Gegenstandes, und will bloß reiner Historiker seyn. Er drückt sich darüber, etwas unbestimmt, S. 24 also aus: „Ihn singen nicht *Mythen*, es ist die *Muse* der Geschichte, die seine Thaten bewährt“ (als ob eine Muse etwas

anderes, als *Mythen* vortragen könnte!); und in der Zueignung an Alexander I: „*Nicht Kalliope's* Tuba töne zu seinem Preise! Würdiger feyere ihn die *Muse* der Geschichte. Ihr horchend schrieb ich kühn dies Werk.“ — Wir kennen keine Muse der Geschichte, die mit *Kalliope* nicht verschwifert wäre, und urtheilen, daß der Vf. etwa habe sagen wollen: Man darf Peters des Großen Thaten nur treu und einfach erzählen, und er ist dadurch glorreicher gepriesen, als durch den dichterischen Aufwand, den das Epos machen könnte; ich will daher, ohne dem Gegenstande etwas zu entziehen, bloß *Geschichtschreiber* seyn. — Wenigstens aber hat der Vf. sehr *poëtisch* angefangen (er giebt sogar vorn, nach epischer Art, den *Inhalt* seiner Erzählung an) und man verliert in den ersten Abschnitten ihn selbst und seine Bestrebung nicht einen Augenblick aus den Augen, welches der Hauptfehler aller historischen und epischen Werke zugleich ist; in der Folge nur scheint er selbst die Anstrengung einer kostbaren und epischen Sprache nicht ausgehalten zu haben; daher er sich in den letzteren Abschnitten immer mehr und mehr der trockenen Historie nähert, bis er den Leser, ohne einen merklichen Abfall im Vortrage, zu den *Anmerkungen* übergehen läßt.

Mehrere neuere Historiker oder Geschichtserzähler bedienen sich einer gewissen vornehmen, zuweilen an Bombast anstreichenden Sprache. Dies scheint so zuzugehen: Undurchdrungen von ihrem Gegenstande, und ohne ihn in seiner Nothwendigkeit zu begreifen, haben sie, durch mehr oder weniger fleißige Studien, einen rohen Stoff in sich aufgenommen, mit dem Vorsatze, ihn künstlerisch wieder von sich zu geben. Sie *poëtisiren* also das, was ursprünglich als Prosa in ihnen liegt, nicht ohne Anstrengung, schnitzeln und meißeln alles, bis auf das Kleinste, kostbar aus, und verfallen unvermerkt aus der Kunst in Künsteley.

Das Buch wird übrigens für Viele eine angenehme Lectüre seyn; die Begebenheiten sind ordentlich gestellt, und, wie sich von dem bekannten Vf. erwarten läßt, lebhaft vorgetragen. Man liest Lebensbeschreibungen von Peter, wie von Friedrich dem Großen, immer gern; beide können, wie auf ihren Bildern, nicht ganz verfehlt werden; doch wartet man mit Recht von beiden noch auf ein getroffenes Portrait, das zugleich Kunstwerk ist.

Endlich ist das Buch gut und schön gedruckt, und mit einem Bildnisse Peters des Großen, nebst mehreren Vignetten, von *Bolt*, geziert. C. F.

## KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Steinacker: *Leipziger Messscenen*. 1 Heft. 20 S. 2 Heft. 18 S. 3 Heft. 19 S. 1804. 4. mit illuminirten Kupfern. (Jedes Heft 1 Rthlr. 8 gr.) Es ist, bey der Darstellungsfucht unserer Zeiten, fast unbegreiflich, wie das bunte, mannichfaltige Feld der Leipziger Messscenen so lange hat unbebaut liegen können, und es ist gewiß, daß jeder, der das Terrain kennt, auf welchem hier agirt wird, gegenwärtige Abbildungen, nicht ohne Theilnahme in die Hände nehmen wird. So trifft man z. B. in illuminirten Darstellungen, unter denen sich *Geisler* als Verfasser nennt, solche

Scenen an, wie den Büchertrödler (besonders gut ausgeführt); die Glücksbude; die Freuden des Rosplatzes; der Guckkasten; die griechische Gesellschaft (sprechend wahr); Orgel-Musik auf der Straße; der Schutter; der russische Tanz u. s. w. Man findet sich, hat man einer Leipziger Messe beygewohnt, allenthalben wieder, und man würde, auch ohne Leipzig zu dieser Zeit gesehen zu haben, sich recht wohl dabey unterhalten, wenn die beygedruckte Erklärung der Scenen etwas geschmackvoller, und die eingemischten Verse dem Verfasser besser gerathen wären. L. P.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 A U G U S T, 1 8 0 5.

## S T A T I S T I K.

KÖLN, b. Ödenkoven u. Thiriart: *Statistique du Département de la Roer*, par A. J. Dorfsch, Sous Préfet de la Société d'Agriculture du département de la Seine et de celle des sciences et des arts séante à Mayence. An. XII (1804). XIV u. 327 S. gr. 8. avec 2 Cartes topograph. (3 Rthlr.)

Vom Roerdepartement, einer, wie Hr. Dorfsch sehr richtig bemerkt, der schönsten und reichsten Landschaften des alten und neuen Frankreichs, welche einen vortrefflichen, sehr cultivirten Boden, eine blühende Industrie und einen lebhaften Handel besitzt, von diesem Departement hatten wir bisher nichts, als *Wasserfall's* sehr dürftigen und äusserst fehlerhaften sogenannten Kalender, der sich vorzüglich durch wiederholte bittere Anmerkungen gegen die alten Regierungen — damals Modeton — auszeichnet. *Breton's* Beschreibung in seiner *Voyage dans la ci devant Belgique* hat zwar verschiedene gute Sachen. Er behandelt aber das Departement nur oberflächlich und als Reisender. Sehr angenehm wird daher jedem Freunde der Statistik diese Beschreibung eines *Geschäftsmanns* seyn, der Gelegenheit hatte, an der Quelle selbst zu sammeln. An gutem Willen und Kenntnissen, dem Werke einen hohen Grad von Vollkommenheit zu geben, fehlt es Hn. D. nicht, allein selbst an der Quelle ist es den Statistikern im alten Frankreich und um wie viel mehr noch im neuen unmöglich, solche statistische Beschreibungen zu liefern, wie wir von verschiedenen deutschen Staaten, besonders preussischen Provinzen, haben. Es liegt an ganzen Verwaltungssysteme, das sich, wenn Rec. sich so ausdrücken darf, noch nicht gesetzt hat, das mit sich selbst noch nicht im Reinen ist. Hr. D. giebt dies auch ausdrücklich S. VIII zu erkennen. So viel Mühe er sich auch gab, eine richtige Bilanz über die Producte des Ackerbaues, der Fabriken und des Handels — wie man sie z. B. von preussischen Provinzen hat — zu liefern: so war ihm doch nicht möglich, die Data dazu zu erhalten. Die Regierung selbst besitzt sie nicht vollständig. Diese und mehrere andere Lücken fallen daher dem Vf. nicht zur Last. Seine Beschreibung ist mit grossem Fleisse ausgearbeitet, und behauptet, nebst jener des Hn. Zegowitz vom Saardepartement, wo nicht den ersten, doch gewiss einen ganz vorzüglichen Platz unter den vielen Statistiken der französischen Departements. Das Ganze zerfällt in 4 Abschnitte. Der erste handelt von

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

der Lage, den Grenzen, Flüssen, der alten und neuen Territorial-Eigtheilung, der Grösse und Bevölkerung, den Abgaben, Einkünften und Schulen, der Verfassung des Departements u. s. w.; ferner enthält derselbe eine sehr gute, kurze Beschreibung der Städte und ein genaues Verzeichniß der Mairien mit der Volksmenge. Die Grösse des Departements kann noch nicht genau angegeben werden, weil die Vermessung noch nicht beendigt ist. Hr. D. schätzt den Flächeninhalt auf etwas mehr als 300 franz. Quadrat-Lieues (108 geogr. Quadratm.). *Ehrmann* giebt in den Tabellen zum Zeitungslexikon, vermuthlich durch einen Druckfehler, nur 221 franz. Quadrat L. (75½ g. Quadratm.) an, und andere haben diesen unrichtigen Ansatz nachgeschrieben. Der oben angeführte *Breton* nimmt 289 franz. Quadrat L., *Chanlaire* aber 6697 Quadrat-Kilometer an. Diese betragen, 11½ Myriameter auf einen Grad angenommen, 122½ geographische Quadratmeilen. Das ganze Departement enthält überhaupt 338 Mairien, wovon 126 auf den Gemeinde-Bezirk von Aachen, 70 auf jenen von Köln, 89 auf Krefeld und 33 auf Kleve kommen. Die ganze Bevölkerung bestand im Jahre 10 in 590687 Seelen, im Jahre 7 nur in 516246. Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, die Bevölkerung habe während dieser Zeit um so viel zugenommen. Die erste Zählung war ganz unrichtig, indem von den Orts-Vorständen fast durchgängig die Volkszahl geringer angegeben wurde. Auch sind inzwischen Viele von den Ausgewanderten zurückgekehrt. Gesamte Abgaben betrugen im J. 1804; 3.844.236 Franken. Hr. D. berechnet die Einkünfte der vorigen Herrschaften auf 2.476.069 Gulden. Franzosen und unwissende deutsche Zeitungschreiber haben hieraus geschlossen, daß die Abgaben in jenen Gegenden sehr vermindert worden seyen. Hr. D. behauptet das nicht, hat aber zu diesem falschen Schlusse dadurch Gelegenheit gegeben, daß er die übrigen Einkünfte der Republik hier nicht zugleich angegeben hat. Die Einkünfte der alten Herrschaften werden hier außerordentlich hoch und selbst höher angenommen, als sie bey der Reichsdeputation angegeben wurden, wo man bekanntlich immer das *maximum*, oft das *duplum* und *triplum* vorlegte. Zweitens stecken unter den Einkünften von Preussen die Mafszölle und der Ertrag der an die batavische Republik gekommenen Theile, und bey allen grossen und kleinen Herrschaften die Rhein- und Landzölle. Bey den ersteren Angaben sind diese nicht mit in Anschlag gekommen, und sie sind doch bey den gewerb-

O o

dende aber liegt in der auf dem Titel angedeuteten kurzen Schilderung des Charakters der vornehmsten unter den entschädigten Fürsten. Die Freymüthigkeit dieser Schilderungen möchte wohl nicht überall gleich angenehm seyn, so behutsam auch der Vf., der viel vom Schicksal gelitten haben will, auftritt, und so wenig sie sich immer auf eigene Beobachtung, sondern eben so oft auf bloße Gerüchte gründen. Vornehmlich aber zeichnet sich dieses Werk noch von einer Seite aus, die mit Beyfall zu erwähnen, bey der jetzigen Lage der Dinge und der Nothwendigkeit, die Aufmerksamkeit auf das, was uns dabey nütz ist, zu richten, Rec. für Pflicht achtet. Er meint die weltbürgerlich wahre Ansicht der politischen Gestalt Europas und der Lage Deutschlands, und das danach geregelte Urtheil über die Begebenheiten und Ereignisse unserer Zeit; ohne Zweifel wichtiger, als man dasselbe gewöhnlich abgeben hört, und die Einsicht und Reflexion Vieler hervorzubringen im Stande zu seyn scheint. Der Blick, mit welchem der Vf. die Entschädigungsvertheilungen, die Lage Deutschlands und das, was Deutschland und Deutsche thun sollten, betrachtet, zeigt einen richtigen, denkenden, über das Gewöhnliche sich erhebenden Beobachter; sein Bestreben, den Nationalgeist zu wecken, damit die Zeiten des Grabgefanges über ein einst kraftvolles und weitgeachtetes Volk, (unsere östlichen Nachbarn sind uns ein warnendes Beyspiel!) entfernt werden mögen, verdient den Beyfall und die Aufmerksamkeit der Nation. Die Bemerkungen des Vf. ergreifen das unversimmte Gemüth des weltbürgerlichen Beobachters, zu ihrer Auffuchung empfiehlt Rec. die Lösung des Buches und die Beherzigung desselben. Der Freund des Vaterlandes muß sich über solche Erörterungen freuen. Denn je mehr die Stimmen seiner Bürger über die wahrscheinlich erfolgenden Ereignisse sich vereinigen, je mehr sie laut den Bedarf unter diesen Umständen aussprechen: desto eher und desto gewisser ist zu hoffen, daß wir aus unserer Schlassucht, aus unserer behaglichen, aber thörichten Gleichgültigkeit bey einer einseitigen Ansicht der Dinge aufgeschreckt werden, daß wir unsere Lage im wahren Lichte betrachten lernen, und mit Verlassung gleich schädlicher Furcht, Kleingläubigkeit oder Verzweiflung (gleich unversantwortlich) Hand zur Rettung des Vaterlandes anlegen werden. So wenig in den angelegentlichsten Sachen der Menschheit und der allgemeinen Politik, als in den Meinungen über das, was wir Deutsche jetzt thun müssen, darf man glauben, daß der richtige Weg, die wahre Ansicht der Dinge, schon genug gezeigt, und in die Augen springend sey, daß darüber schon eine Meinung im Vaterland herrsche. Schon die ersten Sätze des Vf. zwecken auf die Wahrheit hin, daß nicht die physische Macht, (das Gebieten über halbe Millionen stets gerüsteter Männer) das Schick-

sal und die Sklaverey Deutschlands und Europas entscheiden dürfe, oder allein könne; daß vielmehr die moralische Macht weit stärkere, siegreichere Waffen gebe, wie sich so gut bey Marathon, als auf den Feldern von Leuthen und Rossbach, oder den Kämpfen unserer Tage, diese nothwendige Herrschaft gezeigt habe. Diese moralische Macht, Herrscher! wird aber nur durch Aufklärung erworben und zu ihrer Kraft gebracht. „Der Enthusiasmus, den man für die Behauptung von allem, was dem Menschen hehr und ehrwürdig ist, in Bewegung setzt; der giebt einem Staate Kräfte zur Besiegung der Hindernisse“ (S. 9). Ist es aber wohl nichts Ehrwürdiges, mit der Selbstständigkeit des Vaterlandes unsere Nationalehre zu behaupten? Haben wir Ursach im Ganzen mit der Weise unzufriedener als andere Völker zu seyn, wie der Mensch in uns geachtet wird? Die Gefahr, welche uns droht, ist nicht nur an sich so groß, sie wird es noch mehr durch die Schnelle, mit der sie über uns hereinbrechen kann; daher muß man stets gerüstet seyn, sie zu empfangen. Erwartung des Unglücks mindert dasselbe schon um die Hälfte! Unsere Bemühungen müssen also jetzt dahin gehen, zu verhüten, daß wir vor der Vereinigung unserer Kräfte nicht schon unterjocht sind, dann lassen sich weder physische noch moralische Kräfte anwenden. Wenn die mindermächtigen Stände ein Heer aufstellen können, das hinlänglich ist, jeden ersten Andrang aufzuhalten, so können sie versichert seyn, daß sie gerettet werden. Hätten die Schweizer ein gerüstetes Heer voll Gemeingeist, hätten sie ihre Pässe hinlänglich besetzt gehabt, nie würde das Directorium in die glücklichen Thäler Helvetiens Mord, Brand und Verheerung-getragen haben. Was muß Deutschlands Schicksal seyn, hey seinen überall offenen Marken, wenn wir uns erst dann vereinigen wollen, wenn der Feind schon unsere Kräfte vermindert! Durch eine Mittelmacht wird ja auch so die allgemeine und besondere Freyheit immer am besten bewahrt. So trefflich auch Vieles gesagt ist, so scheint der Vf. doch auf genauere Prüfung, auf consequenteres Durchdenken und Bearbeiten noch aufmerksam gemacht werden zu müssen; oft erhält Rec. wenigstens andere Resultate. Vielleicht wenn der Vf. alles im Zusammenhange noch einmal betrachtet, gelangt er wohl zu gerechterer Beurtheilung der reichsritterchaftlichen Angelegenheit, bey deren Ansicht das hohe Princip der Gerechtigkeit ihm nicht vorschwebte, da er sie, wie diese ganze Classe von Reichsbürgern, sehr unrichtig und ungerecht beurtheilt. Die Mängel, welche der Vf. rügt, liegen bloß in der Form, und ohne Zweifel wird man thätig Hand anlegen, sie zu verbessern. — Ob die beygefüigten 5 Portraits ähnlich sind, darüber kann Rec. nicht urtheilen.

H. St. F.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 A U G U S T 1 8 0 5.

## ERDBESCHREIBUNG.

**ERFURT**, b. Hennings: *Allgemeines historisch-statistisch-geographisches Handlungs- Post- und Zeitungs-Lexikon für Geschäftsmänner, Handelsleute, Reisende und Zeitungsleser* u. s. w. eingeleitet und angefangen von Prof. Theophil Friedrich Ehrmann; fortgesetzt von D. Heinrich Scherck, Prof. zu Erfurt. Zweyter Band. Mit einer Posttabelle und statistischen Übersichten des Handels der europäischen Staaten, und der Nebeländer und Besitzungen derselben in anderen Erdtheilen. 1805. 4. in gespaltenen Columnen 1436 Seitenzahlen. (2 Rthlr. 16 gr.)

In diesem Bande, welcher von der Stadt Faaborg in Fünen anhebt, und bis zu Itzwörden, einem Dorf im Herzogth. Bremen, fortgeht, ist der Buchstabe F von den vorigen Mitarbeitern; die Fortsetzung vom Buchstaben H an hingegen von dem jetzigen Herausgeber Hn. Schorch. (Wer die Artikel unter dem Buchstaben G verfaßt habe, darüber läßt uns die Vorrede in Ungewissheit.) Mit der Bearbeitung des Hn. Schorch sind zweckmäßige Abkürzungen im Druck eingeführt worden, wodurch freylich viel Raum für den Inhalt gewonnen wird. Nach dem Plane sollen die Länder, welche nach den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens in Verbindung mit Deutschland geblieben sind, ganz speciell beschrieben werden, und außer diesen am ausführlichsten die Reiche Frankreich und England, nebst den Staaten von Rußland und Nordamerika. Doch soll auch kein Ort des übrigen Europa und der anderen Erdtheile fehlen, der für eine solche Darstellung der Geographie wichtig genug ist.

Dieser Plan empfiehlt sich durch seine für die jetzigen Zeitumstände in die Augen fallende Nutzbarkeit; besonders da wir finden, daß bey einigen anderen Staaten, als Batavien, Helvetien, und einem Theile Italiens, die in den neuesten Zeiten ebenfalls eine Veränderung ihrer Verfassung und Eintheilung erfahren haben, auch eine ziemlich specielle Darstellung beobachtet worden ist, indem diese Länder den auf dem Titel genannten Personen nicht minder wichtig sind, als Nordamerika nur seyn kann.

Dem vorgezeichneten Entwurf zufolge, müssen wir gestehen, daß die Ausführung demselben gemäß ist. Wir haben wahrgenommen, daß unter andern bey einzelnen deutschen Provinzen und Ort-

schaften die durch den Lüneviller Frieden herbegeführten Veränderungen in Hinsicht des Besitzthums sowohl, als auch bey den Staaten in Hinsicht auf die jetzige Organisation derselben die Darstellung richtig gebraucht ist, wie die Beyspiele von Kurhessen und Hessen-Darmstadt beweisen, wo die Einbuße dieser Fürsten und ihre Entschädigungen mit Angabe des Areals, der Seelenzahl u. s. w. angezeigt worden sind. Später eingetretene Veränderungen wird der versprochene ergänzende und berichtende Anhang nach Vollendung des Ganzen gewiß liefern. Wir rechnen dahin die Artikel, die zur italienischen Republik gehören, da bekanntlich dieselben durch die Erhebung dieses Freystaates zum Königreich andere Beschreibungen in einiger Hinsicht erhalten müssen. Die bedeutendsten Beschreibungen in diesem Bande haben Florenz, Florida, Foix, Frankfurt a. Mayn, Frankfurt a. d. Oder, Freyenwalde, Georgien, Glogauischer Kreis, Glogau, Gotha, Groß-Britanien (mit den neuesten statistischen Angaben), Guienne, Habesch, Halle a. d. Saale, Hamburg, Hessen, Hohenzollern, Holstein, Jersey, Italien, Italienische Republik, u. a. m. Bey dem ausführlichen Artikel Frankreich fanden wir noch die Constitution als Republik, unter consularischer Regierung. Alles, was darauf Bezug hat, muß jetzt geändert werden, und daher vom Kaiser, den großen Würden des Staats, den Großbeamten des Reichs, dem Senat, Staatsrath, dem gesetzgebenden Corps, dem jetzigen Tribunat, dem hohen kaiserlichen Gerichtshofe, u. s. f. die Rede seyn. (Dieser ganze Artikel ist fast wörtlich aus Gaspari entlehnt.) — Wir bemerken noch, daß von den neuen, dem jetzigen Zustande angemessenen Beschreibungen uns unter mehreren richtigen aufgefallen sind S. 165 *Französisches Amerika*. Mit Recht ist bemerkt, daß Louisiana jetzt an die vereinigten nordamerikanischen Staaten abgetreten ist. *Flandern*, der österreichische und holländische Antheil, gehört Frankreich; S. 223 das ehemalige mainzische Amt *Fritzlar* Kurhessen; *Fulda* S. 251 Nassau-Diez; *Ober-Geldern* S. 334 Frankreich; *Goslar* (sonst freye Reichsstadt) Preussen, u. dgl. m. (In *Halle a. d. Saale* sind eigentlich drey Seminarien, das theologische, philologische und pädagogische. Die beiden Gymnasien, das lutherische und reformirte werden laut höherer Verordnung vereinigt.)

Wir sind der Meinung, daß das Lexikon überaus reichhaltig und vollständig ist; wenn gleich mehrere Namen übergangen seyn sollten. Auch sind die

die neuesten und bewährtesten Hülfsmittel benutzt, wie dies unter andern die Artikel *Holzkreuz* und *Molzzelle* bezeugen, wobey *Kings topogr. Wörterbuch* der preuss. Staaten zweckmässig benutzt ist. Warum verweist der Herausg. aber bey den Wörtern *Helvetien*, *Helvezische Republik*, auf den in der Folge erst vorkommenden Artikel *Schweiz*, da doch hier nach der richtigsten neuen Benennung hin und wieder z. E. bey *Glarus* die helvezische oder helvetische Republik aufgeführt wird? Wir hätten die Darstellung unter dem Buchstaben *H* gewünscht. — Ob nicht einige ganz unbedeutende Dörfer und Vorwerke, unbeschadet des Plans und des beabsichtigten Wegfallens können, müssen Herausgeb. anheimstellen. Erke eine große Verbreitung, Raumerparung, wie jetzt angefangen ist. Der Titel: in seiner strengsten Bedeutung aber dennoch eine planmässige auch dann noch statt findende unwichtige Namen weg-

Prof. Ehrmann entworfenen, und zwey derselben geben die Naturerzeugnisse, Fauna, Rechnungsarten u. s. w. an, so wie ihrer Nebenländer in den anderen Erdtheilen. V.H.B.

LEIPZIG, b. Rein u. C.: *W. Wittmann's, der Arzeneykunde Doctors, Reisen in der europäischen Turkey, Kleinasien, Syrien und Aegypten, in den Jahren 1799, 1800, 1801 und 1802 nebst Bemerkungen über die Pest und andere in der Turkey herrschende Krankheiten, wie auch einem meteorologischen Tagebuche.* Aus dem Englischen mit Anmerkungen und mit Desgenettes, Larrey's, Pagner's, Sotiras und anderer Untersuchungen über die Pest übersetzt von J. A. Bergk, Erster Band. Mit vielen Kupfern. 1804. XIV. und 293 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Als die Franzosen festen Fuß in Aegypten gefasst hatten, entwarf bekanntlich das englische Ministerium den Plan, einige Officiere und gemeine Soldaten nach der Turkey zu schicken, damit sie in Verbindung mit den Türken gegen den gemeinschaftlichen Feind agiren sollten. In dieser militärischen Gesandtschaft, die nebst einer Anzahl freywilliger Officiere und gemeiner Soldaten von der königlichen Artillerie, zusammen aus 76 Personen bestand, befand sich auch unser Verfasser. Nachdem der wichtigste Theil der Gesandtschaft in dem Dec. des J. 1798 zu Lande nach Constantinopel gereist war, folgte Hr. W. im April 1799 mit den Übrigen zu Wasser nach, und theilt von diesem Augenblick an seine in Form eines Tagebuchs abgefassten Bemerkungen den Lesern mit. Dieser erste Band endiget sich da, wo die Armee des Großwesirs nach Aegypten auf-

bricht, um die Franzosen aus diesem Lande zu verjagen.

Diese neue Reisebeschreibung scheint dem Rec. nur einen geringen Werth zu haben, und für Länder- und Menschenkunde nur eine schwache Ausbeute zu liefern. Die wichtigsten Nachrichten, die wir hier antreffen, haben wir schon längst weit vollständiger und lehrreicher durch *Dallaway*, *Tott*, *Lechevalier*, *Eton*, *Lüdecke* und andere Reisende, welche die von Hn. W. berührten Gegenden u. Länder beschrieben haben, erhalten, und was die dem Vf. eigenen Notizen betrifft, so sind sie größtentheils entweder so unbedeutend, daß man sie ihm gern erlassen hätte, oder das Resultat so flüchtiger Beobachtungen, daß sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt gar nicht befriedigen, oder wenigstens erst durch einige vom dem Übersetzer mitgetheilte Aufklärungen z. E. S. 119. 157. 177 etwas genießbarer werden. Dieses gilt ganz vorzüglich von den ersten 9 Kapiteln, oder bis zum Eintritt des Vf. in Syrien, ja, S. 197 ff. werden eine Menge in Palästina umlaufende an biblische Namen, Orte und Denkwürdigkeiten geknüpfte Sagen und alberne Märchen, die gewinnflüchtiger Betrug oder fromme Einfalt erfunden und geglaubt haben, treu nacherzählt, von S. 222 bekommen wie sogar eine wahrhafte Beschreibung der heiligen Orte zu Jerusalem und an anderen Stellen zu lesen, welche gewöhnlich die frommen Pilgrime in Judäa, Galiläa u. s. w. besuchen. Dieser langweilige, von den ehrwürdigen Vätern des lateinischen Klosters zu Jerusalem mitgetheilte Aufsatz, der für einen interessanten topographischen Abriss der Gegend ausgegeben wird, welcher die merkwürdigsten, in der heiligen Schrift vorkommenden Gegenstände enthalte, hatte ganz unterdrückt, und nach den kurz vorhergegangenen Proben der Geduld des Lesers nicht noch mehr zugemuthet werden sollen. Zwar sagt Hr. B., er habe diesen Abschnitt deshalb mit übersetzt, damit die Leser sehen, wie es in dem Kopfe eines Mönchs in Palästina beschaffen sey, wer verlangt aber dieses zu wissen? Für die Belehrung und den Beutel der Käufer wäre diese nach besser gesorgt worden, wenn der Inhalt der ersten 9 Kapitel in einem sehr gedrängten Auszuge mitgetheilt, und bloß das allein Interessante, wozu wir unter andern mehrere Nachrichten über Buyukdere S. 34 ff., über die Sophienkirche in Constantinopel, über mehrere Feyerlichkeiten, die hier beschrieben werden, z. E. S. 184, und die lehrreiche Beschreibung eines von dem Vf. secirten Chamäleons S. 186 rechnen, ausgehoben worden wäre. Viel günstiger indessen müssen wir von den beiden letzten Kapiteln dieses ersten Bandes urtheilen. Denn diese liefern nicht nur über die physische Beschaffenheit von Syrien, den Charakter, die Lebensweise u. s. w. der Einwohner dieses Landes schätzbare Nachrichten; sondern sind auch reich an Thatfachen, die die traurige Gestalt des türkischen Reichs und die Ohnmacht der Regierung eben so schön offenbaren, als sie uns in die Militärverfassung jener

ner Länder, die Beschaffenheit der türkischen Armeen und die Einrichtung der Lager, helle Blicke werfen lassen. Wir wollen einige Beyspiele anführen. Die Syrer, heist es S. 260, sind im Ganzen von einer mittelmässigen Statur, sehen dürr und mager aus, sind aber sehr thätig und munter. Ihre Geschwindigkeit sowohl im Gehen, als im Laufen ist sehr gross, und da sie eben sowohl an Mangel als an Beschwerlichkeiten gewöhnt sind, so können sie eine sehr beschwerliche Arbeit eine beträchtliche Zeit hindurch bey sehr wenigen Lebensmitteln aushalten. Im Gesicht sehen sie mager und kränklich aus, und ihre Hautfarbe ist so dunkel, daß sie sich bisweilen fast dem Schwarzen nähern. Ihr Haar ist glänzend schwarz, die Weiber tragen es sehr lang und lassen es bis auf den Leib herunterhängen. Über die gedrückte, bedauernswürdige Lage der Fellahs, d. h. der Pächter oder Landleute, verbreitet sich der Vf. S. 262 sehr lehrreich, woraus hier Folgendes: „Der Fellah wohnt in Dörfern oder in einzeln liegenden Wohnungen auf den Ebenen, und steht unter der Herrschaft eines Beys, ja vielleicht eines Mamelucken oder Cashefs, der anfänglich bey Einem der Beys ein Sklave gewesen ist, das Vertrauen seines Herrn gewonnen, und nicht allein seine Freyheit, sondern auch die Regierung über eine gewisse Anzahl von Dörfern erhalten hat, deren Abgaben er für sich bezieht. Bey seinen despotischen Hudeleyen unterstützt ihn ein Unterbeamter, der Gindi (Gindex) heist. Diese erlauben sich wechselsweise die schreyendsten Bedrückungen gegen ihre armen Untergebenen.“ Unter den in Syrien herrschenden Krankheiten ist nach S. 267 die Pforophthalmie, ein eingewurzeltes Augenübel, die vorzüglichste und gewöhnlichste. Sie herrscht so allgemein, sagt der Vf., daß in der Stadt Jassa beymahe zwey Drittheile von den Einwohnern durch diese Krankheit die Sehkraft entweder bloß auf einem Auge, oder auf allen beiden eingebüßt hatten. Nicht bloß in den bekannten Ursachen, sondern auch in den engen Hütten u. Wohnungen, in denen die Einwohner leben, glaubt Hr. W. einen Hauptgrund dieser Erscheinung suchen zu müssen, und erhebt diese Vermuthung zu einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit.

Was die Übersetzung betrifft: so glaubt Rec., auch ohne das Original verglichen zu haben, nach den vielen von Hn. B. bereits gelieferten Arbeiten dieser Art, ihre Treue voraussetzen zu dürfen; nur wünschte er, daß sie in einzelnen Theilen mehr Geschmeidigkeit und Gedrängtheit erhalten hätte. Die untenstehenden Anmerkungen, die theils erläutern, theils berichtigen, theils nachtragen, zeugen von einer vorzüglichen Belesenheit in den wichtigsten Reisebeschreibungen der älteren und neueren Zeit, und verleihen dieser *Wittmannschen* Schrift einen großen Werth und einen höheren Grad von Brauchbarkeit. Zuweilen sind aus Versehen frühere Anmerkungen späterhin wiederholt, z. E. S. 157 u. 196; S. 64 u. 242. Auch sind S. 168 die Worte: „vergiftet habe“ hinter zurücknehmen wollte, ausge-

lassen worden. Die 15 Kupfer, die das Werk sehr theuern, hätten auf wenigere reducirt, und lieber eine Reisekarte beygelegt werden sollen.

D.B.

LEIPZIG, b. Gräff: *Briefe eines Südländers*. Herausgegeben von C. A. Fischer. 1805. 392 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Leser finden hier eine Sammlung grosser und kleiner, belehrender und unterhaltender, wichtiger und vielleicht unwichtiger Aufsätze, die gewissermassen, um diesen Ausdruck zu brauchen, aus einem literarischen Schiffbruch gerettet worden sind. Der Vf. hatte nämlich den Plan gehabt, eine Zeitschrift herauszugeben, die sich mit den physikalischen, literarischen, sittlichen und mercantilischen Verhältnissen der südlichen Länder von Europa beschäftigen sollte, und er hatte sich deswegen in Marseille niedergelassen, wo ihm dieser Plan, der vielen Handelsverbindungen wegen am leichtesten ausführbar zu seyn schien.

Leider zeigte sich aber schon nach wenig Monaten, daß jene Unternehmung in den jetzigen Zeitumständen, mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden war. Jene Länder waren zerrüttet, und die Verbindungen, bey der gänzlichen Stockung des Handels, äusserst erschwert; mehrere vorhin bestehende Zeitungen, Journale u. s. w. waren eingegangen, und die etwa noch erscheinenden kamen nur äusserst langsam an; alles zusammen mußte den Herausgeber bestimmen, auf seinen Plan Verzicht zu thun. Da er indeß schon mehrere, besonders das südliche Frankreich betreffende, Materialien gesammelt hatte: so entschloß er sich, wenigstens diese bekannt zu machen, und so die kleine Sammlung zerstreuter Blätter herauszugeben, die man vor sich liegen hat.

In diesem Vorberichte des Vf. findet man den Gesichtspunkt, aus welchem das vorliegende Bändchen angesehen seyn will. Es sind Bruchstücke aus seinem Tagebuche, die er sich bey seinem Aufenthalte im südlichen Frankreich über Avignon, Aix, Marseille, Toulon, Hieres, Nizza, Nismes, Montpellier u. s. w. sammelte; mit lebendiger Beobachtungsgabe aufgefaßt, und sehr anziehend dargestellt. Der Mann vom Fach findet hier nichts Neues, aber die Freunde der Länder- und Menschenkunde, so wie jeder gebildete Leser, werden hier mancherley Belehrung und angenehme Unterhaltung finden. Wird Hr. Prof. Fischer, der seine literarische Laufbahn nur mit zu regem Fleisse beginnt, des horazischen *nonum prematur in annum* mehr eingedenk seyn: so darf er auf eine sehr achtungswerthe Stelle unter den nützlichen und angenehmen Schriftstellern seiner Nation sicher Rechnung machen; er schreibe mehr *multum* und weniger *multa*. Wir können sodann mehreren Schriften, die so gediegen und schön sind, wie seine Gemälde, von Madrid, mit Verlangen entgegensehen.

—M—

LONDON,

LONDON, b. Baldwin: *Walks and Sketches at the Cape of good Hope; tho which is subjoined a Journey from Cape-Town to Blettenbergs-Bay etc.* By Robert Semple. 1804. 152 S. 8. (2 Rthl.)

Obgleich diese Bogen einige, nur flüchtig hingeworfene Bemerkungen enthalten, die, ohne die Geographie der südlichen Erdsitze von Afrika im Westlichen zu bereichern, und neue, durch gründlich angestellte Untersuchungen gemachte Entdeckungen im wissenschaftlichen Gebiete der Natur-Erd- und Völkerkunde zu verbreiten, manchen unangenehmen Eindruck, wegen der, in der Vorrede und an mehreren Orten herrschenden üblen Laune und sonderbaren Schreibart, wider den Vf. erwecken könnten: so verschaffen sie doch einige neue Ansichten und Gestalten von den besonders seit Kolbe bis auf die neuesten Zeiten der Engländer beschriebenen Gegenständen am Kap, die noch von keinem Vorgänger des Vf. aus einem solchen Gesichtspunkte, wie sie Hr. S. betrachtet, angesehen worden sind. Dadurch erhebt sich dieses Büchlein zu einer angenehmen originellen Lectüre, und zwar um so mehr, da der Ton des Vf., der vielleicht Vielen nicht gefallen dürfte, empfindsam, neu, und in der Darstellung seiner Schilderungen oft entscheidend künstlich angebracht ist. Wir wollen das Ganze, das in 8 Kapitel zerfällt, in der Kürze unseren Lesern mittheilen, doch zuvörderst bemerken, daß der Vf. in den Jahren 1800 und 1801 am Vorgebirge der guten Hoffnung war, und daselbst seine Beobachtungen anstellte. Kap. 1 beschreibt der Vf. ausführlich, und in Vergleichung des Raums gegen alle vorige europäische Reisenden am Kap, die Kapstadt, an der Hand eines dortigen Freundes geleitet, sehr befriedigend, wobey er gelegentliche Bemerkungen einstreut, die am rechten Orte, oft mit Naivität angebracht sind. Kap. 2 ist den Bewohnern daselbst gewidmet, von denen er behauptet: Kein

Volk auf der ganzen Erde habe einen so gemischten Charakter, als der der jetzigen Kap-Bürger sey, da die Vermischung aus allerley Nationen denselben innerhalb 3 Jahrhunderten hervorgebracht und bestimmt habe. Im 3 Kap. werden die Slaven am Kap mit vieler Gründlichkeit beschrieben, und von deren Sitten, Gebräuchen, Nationalcharakter, Nahrung und Kleidung, Betragen, Tugenden, Laster, Belohnung und Strafen derselben befriedigende Nachrichten gegeben. Die *Malayen* sollen die rachsüchtigsten aller seyn. Das 4 Kap. enthält die Beschreibung eines Spazierganges, den der Vf. nach dem *Löwenberge* und in die dortige Gegend, wohin die Engländer, während der jüngsten Besitznahme des Kaps, eine neue Straße anlegten, mit seinem Freunde unternahm, und wobey interessante Gegenstände aller Art vorkommen. Im 5 Kap. wird der *Tafelberg* in einer rührenden, und mit der hohen Begeisterung des Vf. übereinstimmenden, angenehmen und meistens sehr richtigen Schilderung dargestellt. Das 6 Kap. ist dem sogenannten *Rohrthal* (holländ. *Ried-Valley*) gewidmet; dieser flache Moorgrund, der mit Schilfgras und Binsen bedeckt ist, und in welchem man nichts als salziges Seewasser antrifft, enthält den Richtplatz, worüber der Vf. einige treffende Bemerkungen mittheilt. Im 7 Kap. macht er auf seine Reise nach der *Simonsstadt* aufmerksam; trefflich ist die Beschreibung von *Constantia*, und der ganzen umliegenden Gegend, wo der herrliche *Kapoder Constantia-Wein* wächst. Der Vf. nennt den Besitzer aber (nach der englischen Aussprache des holländischen) irrig *Cloote* statt *Kloote* (lies *Klute*). Dergleichen Fehler kommen mehr vor. So heisst auch im 8 Kap. die Bay, wohin der Vf. seine letzte Reise anstellte, nicht *Blettenbergs*, sondern *Plettenbergs-Bay*. Diese Reise, die ungefähr 6 Wochen dauerte, ist sehr merkwürdig, und nimmt den grössten Theil des Buchs von S. 49—152 ein. Alles ist darin unterhaltend. K.C.B.

## KURZE ANZEIGEN.

ERDBESCHREIBUNG. Leipzig, b. Weigel: *Reise durch Kursachsen in die Oberlausitz nach den evangelischen Brüdergemeinen Barby, Gnadau, Herrnhut, Niesky und Kleinwolka.* Nebst einer Schilderung des bürgerlichen, religiösen und sittlichen Zustandes der evangelischen Brüdergemeine. 1805. 467 S. gr. 12. (Nebst einer Reisekarte.) (1 Rthlr. 12 gr.) So mancherley auch immer über die Herrnhuter und ihre Einrichtung ist geschrieben worden: so verdienen sie dennoch, da sie einigermaßen einen *statum in statu* bilden, eine genauere Rücksicht. Vorliegendes Buch, welches darüber Aufschluß geben will, gehört auch wirklich zu den besseren dieser Art; und wenn gleich der unbekannte Verf. in mancher Hinsicht zu viel verlangt, und das *Illicet intra muros peccatur et extra* ganz aus dem Gesichtskreis zu verlieren scheint: so erfüllt er doch dasjenige, was er auf dem Titel versprochen, so ziemlich, und bietet über die äussere und innere Verfassung der Brüdergemeine eine gute, wenn gleich nicht immer ganz genügende Ansicht dar. — In den übrigen hier mitgetheilten Notizen aber ist manches Schiefe und Falsche. So wird z. B. S. 74 bey Gnadau der Lackirfabrik, als der einzigen in Sachsen gedacht, da sich doch in Wittenberg schon seit einigen Jahren eine ähnliche von *Coglarshy*

eingerrichtete, befindet. S. 106 bey Hubertsburg scheinen dem Vf. die auf dem Schlosse wohnenden Personen merkwürdiger zu seyn, als der daselbst geschlossene Friede. S. 112 hätte bey Meissen wohl *Böttgers*, des Porcellains-Erfinders, von welchem überdiess noch so manches gesagt werden konnte, Erwähnung geschehen sollen: Beym Naturalienkabinet zu Dresden S. 118 hätte füglich sollen angemerkt werden, daß die Naturalien daselbst (und vorzüglich die Quadrupeden) so schlecht, wie fast in allen Rec. bekannten anderen Sammlungen, conservirt worden. S. 127 ist bey Bauzen nicht angegeben, worin eigentlich der Handel bestehe. — Einige noch vorkommende Sonderbarkeiten kann Rec. unmöglich mit Stillschweigen übergehen: z. B. rechnet der Vf. die Geschichte durchaus nicht unter das wissenschaftliche Fach. Dann schlägt er S. 263 in den herrnhutischen Orten die Errichtung eines Absonderungshauses, wo sogar geschwängerte Personen einen Aufenthalt finden könnten, vor. S. 57 kommt noch eine eigene Zusammenstellung von dem Blühen der Künste und Wissenschaften mit der nächtlichen Beleuchtung vor. — Auch auf den Stil hätte mehr Aufmerksamkeit verwendet werden sollen.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 A U G U S T, 1805.

## Ö K O N O M I E.

LEIPZIG, b. Schäfer: *Der Frühlings- und Sommergärtner, oder: Anweisung, jede Art von Blumen, wohlriechende niedrige Strauch - Stauden- und rankende Gewächse, nebst Küchengartenkräutern, so wie auch Obstorangerie, nach Art der Chinesen in Scherben zu erziehen, zu pflanzen und abzuwarten, und dieselben für den Winter aufzubewahren und zu erhalten.* Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet von F. G. Leonhardi, Prof. der Ökonomie zu Leipzig, etc. und von G. H. Seidel, Kurf. Sächf. Hofgärtner etc. 1803. VI u. 163 S. kl. 8. (mit einem ausgemalten Titelkupfer und 2 Kpft. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. Leonhardi wurde von mehreren Gartenfreunden, seit der Erscheinung des Dieterichschen Wintergärtners aufgefordert, nach diesem Muster und nach dem Plane des seit einigen Jahren unterhaltenen kleinen Blumen- und Gemüßgartens von demselben Vf., ein ähnliches Handbüchlein für die Frühlings- und Sommergärtner auszuarbeiten. Er entschloß sich daher, den Gartenfreunden theils einen Leitfaden zur Beurtheilung der Gartenanlagen in Rücksicht auf Boden, Lage, Absicht der Pflanzungen und ihrer verschiedenen Verhältnisse unter einander zu liefern, theils ihnen eine kurze Übersicht und Beschreibung solcher Blumengewächse zu geben, welche zur verschönerten Anlage eines dem Vergnügen gewidmeten Gartens dienen, in Deutschland im Freyen fortkommen, und den ganzen Frühling und Sommer hindurch den Garten ununterbrochen durch ihre Farbenspiele beleben. Was der Vf. in der Vorrede verspricht, das liefert er auch, theils aus eigenen Erfahrungen, theils aus guten Quellen; in zweifelhaften Fällen erbat er sich die Belehrung des Hn. Seidel. Die Einleitung handelt von den Schicksalen und der langsam erfolgten Ausbildung der Gartenkunst. Hiervon ist zwar in mehreren Gartenschriften die Rede; indess steht diese Abhandlung, welche von guten Kenntnissen zeugt, keinesweges am unrechten Orte, und Rec. zweifelt nicht, daß sie den Gartenfreunden Nutzen gewähren wird. Zuerst redet Hr. L. von der Gartenkunst der Alten, und geht dann zu den jetzigen Modegärten über. Durch die Bemühung der Engländer, sagt er, ist die Gartenkunst wieder geworden, was sie vom Anfange an hätte bleiben sollen, nämlich: zwanglose, einfache Nachahmung und Verschönerung der Natur.

G. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

Was also die wohlthätige Natur Charakteristisches in ihren Landschaften zerstreut enthält, das soll in diesen, nach den verschiedenen Jahreszeiten geordneten Gärten gesammelt, vereinigt und verschönert dargestellt werden.

Das Ganze ist in 6 Abschnitte getheilt. Der erste handelt von der Lage des Gartens und der Zubereitung des Bodens. Ein sehr nützlicher, mit vieler Einsicht geschriebener Aufsatz. Der zweyte handelt von dem Endzweck der Blumengärtner. Über die Anpflanzung der Lustgebüsch eines grossen Gartens, und die Zusammenstellung der Bäume und Sträucher nach den Farben ihrer Blüthen haben uns zwar einige Gartenschriftsteller, besonders Hirschfeld in seiner Theorie der Gartenkunst (4 Band S. 52 ff.), vortreffliche Anleitungen gegeben; aber unser Vf. redet nur von Anlegung und Nutzen der Blumen- gärten, die gewöhnlich im Besitze solcher Gartenliebhaber sind, denen es an ausgedehntem Raume zur Anlage eines grossen, mit allen Theilen der Gartenkunst ausgeschmückten Gartens mangelt. Allerdings müssen Blumengärten so geordnet werden, daß Anmuth und Heiterkeit den Hauptcharakter derselben ausmachen. Daher sagt er auch richtig, daß bey Anlegung der Blumengärten der Gartenkünstler für die Beständigkeit der Blumenflor und für die Abwechselung der Farben und Wohlgerüche zu sorgen habe. Der 3 Abschnitt liefert die Beschreibung und Erziehung der Frühlings-, Sommer- und Herbstblumen. Diese Gewächse sind nach den Monaten, in welchen sie blühen, eingetheilt, und in Hinsicht ihrer Dauer mit den, selbst von Linné festgesetzten, Planetenzeichen bezeichnet, nämlich: einjährige Gewächse mit ☉, zweyjährige mit ♀, perennirende mit ♀, Stauden und Sträucher mit ♀. Eben so ist auch die verschiedene Höhe der Blumengewächse, zur Ersparung langweiliger Wiederholungen einer und derselben Bestimmung, durch Buchstaben ausgedrückt worden. An dieser Abhandlung hat ohnfehlbar Hr. Seidel Theil, insofern von den Zierpflanzen und ihrer Erziehung die Rede ist, nur hätte er auch durchgängig zeigen sollen, daß er diesem Unternehmen gewachsen sey. S. 39 heisst es: Die Schwerdtlilie; Iris oder Regenbogenblume — Iris — enthält über 70 Arten. Rec. findet in *Species plantarum* ed. Willd. nur 54 Arten angezeigt; wo sind die übrigen Arten beschrieben? Die deutschen Namen verschiedener Pflanzen sind nicht gut gewählt, und einige lateinische nicht richtig geschrieben. Z. B. S. 207 S. 42 u. f. w. Überdies sind auch mehrere Pflanzen zweymal

mal beschrieben, z. B. die Gattung *Pulmonaria* S. 76 und 97, *Pinguicula vulgaris* S. 94 und 136, *Iris lysimachium* (*lysinchum*) S. 137 und 192, *Anemone coronaria* S. 64 und 107, *Anemone hortensis* S. 65 und 107, *Calendula officinalis* S. 165 und 206, *Glaucolus communis* S. 115 und 191. Dafs viele inländische Gewächse, die sich durch Wuchs, durch Schönheit ihrer Blumen, oder andere artige Eigenschaften auszeichnen, in diesem Buche als Zierpflanzen mit aufgenommen sind, finden wir zweckmässig; nur hätte man bey der Auswahl derselben etwas vorsichtiger seyn sollen. Statt der ganz gemeinen Pflanzen, z. B. *Marrubium vulgare*, *Ranunculus auricomus*, *Anagallis arvensis* u. a. m. würde Rec. folgende, ebenfalls in Deutschland häufig wildwachsende Pflanzen empfehlen: *Echium vulgare*, *Fumaria bulbosa*, *F. fabacea* u. a. m. Sehr ungern vermisst Rec. die vortreffliche *Lonicera grata*, das überaus schöne *Antirrhinum alpinum*, *Epilobium angustifolium*, *Saxifraga crassifolia* u. s. w. S. 191 ist zwar die Lilie angezeigt, aber die Arten dieser schönen Pflanzengattung, welche eine grosse Zierde der Gärten ausmachen, und den Liebhabern Vergnügen gewähren, hätten billig beschrieben werden sollen. Da in diesem Abschnitt die Pflanzen nicht alphabetisch geordnet sind: so wäre ein Register höchst nothwendig, zumal da bey einigen die Blühzeit nicht richtig angegeben ist. Einen Blumenfreund, der nicht genau weifs, in welchem Monate die Pflanzen blühen, wird es schwer fallen, dieselben in diesem Buche aufzufuchen. Deshalb bitten wir die Vff. mit der zweyten Ausgabe ein Register zu liefern. Die Cultur der folgenden Zierpflanzen, welche in den meisten Gärten in Deutschland unterhalten werden, ist in diesem Buche weitläufiger abgehandelt: *Crocus vernalis*, *Iris*, *Cyclamen vernale* (*hederaefolium*), *Narcissus*, *Hyacinthus*, *Fritillaria*, *Anemone coronaria* und *A. hortensis*, *Tulipa gesneriana*, *Ranunculus asiaticus*, *Cheiranthus*, *Dianthus*; die Arten der letztern Gattung sind in drey Classen getheilt: 1) Gartennelken; 2) Pinks; 3) Bartnelken. Die vorzüglichsten Krankheiten und Feinde der Nelken und die Mittel dagegen sind viel zu oberflächlich abgehandelt. — 4 Abschn. Über die Lage, Auswahl und Zubereitung des Frühlings- und Sommergemüsgartens; 5 Abschn.: Übersicht der anzubauenden Frühlings- und Sommergemüse; 6 Abschn.: Von der chinesischen Zwergbaumzucht, oder Obstorangerie, nach Dr. Dietl's Anleitung.

Wir bemerken noch, dafs auf der 2. Kupfertafel ein zum Vergrössern und Verkleinern eingerichteter Stubengarten abgebildet ist. Dieser besteht in einem Gestelle, auf welchem die Gewächse nach ihrer Grösse geordnet werden können. Eine genaue und durch Abbildung erläuterte Beschreibung dieses Blumengestelles ist in derselben Buchhandlung unter folgendem Titel zu haben:

*Abbildung und Beschreibung eines neuen und geschmackvollen Blumengestelles für Zimmer und Garten brauchbar, zum Verlängern und Verkürzen, so wie es die Lage und Umstände des Orts*

*zum Aufstellen erfordern, nebst neuen und geschmackvollen Blumenbretern, die auch vor Fenstern, die keine Simse haben, zweckmässig befestigt, verkürzt und verlängert werden können. 1803. 16 S. kl. 8. Mit zwey Kupfertafeln. (8 gr.)*

Wer den Frühlings- und Sommergärtner kauft, kann diese besondere Ausgabe entbehren.

H—ch.

EISENACH, b. W. Tekindt: *Ökonomisch-botanisches Garten-Journal*, herausgegeben von Fr. G. Dietrich, Fürstl. Sachsen-Weimarischem Hofgärtner, u. s. w. Fünften Bandes erstes Stück. 185 S. Zweytes Stück. 186 S. 1804. 8. (Jedes Stück geheftet 18 gr.)

Die vier ersten Bände dieses Journals haben bereits den verdienten Beyfall des Publicums gefunden, der auch diesem 5. Bande nicht versagt werden kann, da er mehrere sehr gute Aufsätze enthält. Der 1. Abschnitt des 1. Stücks liefert zwey ökonomische Aufsätze: I. *Bemerkungen über den Flachsbau, aus dem Tagebuche eines Reisenden mitgetheilt*, von J. C. M. Reinecke. Diese wichtigen Bemerkungen waren angeblich durch einen Reisenden gesammelt, der England, Irland, die Niederlande, die Pfalz, Wirtemberg und Schlesien bereiste, blos in der Absicht, sich mit der Cultur des Flachses in den verschiedenen Ländern bekannt zu machen, und um die gesammelten Erfahrungen bey Betreibung eines ganz vollkommenen Flachsbauens zum Behuf einer anzulegenden, der besten schlesischen und holländischen gleichkommenen Fabrik, anzuwenden. Weil aber die Ausführung dieser Fabrik durch äussere Umstände verhindert worden, so wolle man hier die Früchte dieser Bemühungen mittheilen, um sie nicht verloren gehen zu lassen. Es wird also hier der Flachsbau in Brabant, Seeland, Jülich, England, Irland, Pfalz, Wirtemberg und Schwaben, und in Schlesien, in gedrängter Kürze erzählt; zugleich werden die wesentlichsten Vorzüge gezeigt, wodurch sich der Flachsbau in diesen Ländern vor unserm thüringischen besonders auszeichnet. Diese Vorzüge werden nun auf den thüringischen Flachsbau angewendet, dessen Fehler gerüget, und gezeigt, wie er nach Anleitung der Cultur in jenen Ländern zu verbessern sey, um diesem gleich zu kommen. II. *Ob es im Grossen mit Nutzen dahin zu bringen sey, in einem Jahre auf einem Felde zwey Erndten zu machen?* Vom Pfarrer Frenzel zu Olsmannstedt. Der Vf. verneint die Frage, einmal: wegen des in unserm nördlichen Deutschlande herrschenden Klimas; zweytens: weil wir ausser den gewöhnlichen Körner- oder Winterfrüchten, keine Körnerfrüchte hätten, die in wenig Monaten zur vollkommenen Reife gelangen könnten. Selbst die Sommerung gestattet er nur in solchen Gegenden, wo gutes fettes Land ist. Da nun, wie die Erfahrung lehre, Doppeländten der Melioration des Bodens nie zu statuten kommen, sondern denselben deterioriren, so bliebe immer die Regel in ihrem Werthe, nämlich: viel Stroh bey seiner Länderey zu gewinnen suchen, damit es in der Folge nicht an Dünger fehle; dadurch

durch verbessere man sein Land viel sicherer, als durch häufige und starke Sömmerung, wo man alsdann auch mehr Vieh halten könne, als sein Nachbar, der diese Regel nicht befolge. Aus diesem Grunde billiget auch der Vf. den Kleebau im Grossen nicht, sondern gestattet ihn nur in gehörigem Verhältniss, um den Gewinn an Getreide und Stroh zugleich beyzubehalten. — Der 2. Abschnitt des 1. Stücks enthält drey botanische Aufsätze: I. *Das entdeckte Geheimniss der Natur in Bau und Befruchtung der Blumen*, von Hn. Rector Christian Conrad Sprengel, geprüft von F. J. Frenzel. Sprengel's vortreffliches Werk ist bekannt genug. Er lehrte zuerst die dichogamische Einrichtung der Blumen, die bey vielen Pflanzen statt hat, kennen, enthüllte den oft räthselhaften Bau vieler Blumen, und zeigte, wie bey dem Bau jeder Blume die weiseste Absicht des Schöpfers immer dahin ziele, den in ihr befindlichen Honigsaft gegen Verderb zu schützen, und die Geschlechtstheile in eine solche Lage zu bringen, dass die Insecten, welchen dieser Honigsaft bestimmt ist, entweder den Antherenstaub in der einen Blume abstreifen und in der andern aufs Pistill bringen, oder dieses in einer und derselben Blume zugleich verrichten, und so die Befruchtung befördern. Er unterschied die Wahre- und Schein-Nektarien, lehrte uns die Saftdrüsen, Safthalter, Saftdecken und Saftmale der Blumen kennen, und zeigte, wie ihr Bau, ihre Lage, ihre Farbe zur Erreichung jener Absicht abzwecke. Mehrere dieser scharfsinnigen Beobachtungen prüft hier Hr. Frenzel mit Scharf sinn, und widerlegt sie nachdrücklich. Um aber diese Controvers gehörig beurtheilen zu können, muss man nothwendig alle die angezeigten Untersuchungen mit Aufmerksamkeit wiederholen; sonst bleibt dieser Aufsatz, dessen erste Abtheilung schon im 2. Stücke des 4. Bandes dieses Journals zu finden ist, nur trocken und zum Theil unverständlich. II. *Von der Luft im Baume und in den Pflanzen, ohne Bestimmung, was für Gasarten in den Pflanzen enthalten sind*. Vom Pfarrer F. J. Frenzel in Oßmannstedt. Sehr interessante Bemerkungen, zu deren Untersuchung der Vf. durch die verschiedenen Meinungen der Naturforscher im deutschen Obstgärtner, 1 B. S. 275 über die Luft im Baume und der Pflanzen, und in welchen Theilen sie zu finden, veranlasst wurde, wo er denn seine Beobachtungen zugleich über das Netz- und Zellengewebe; ob aus Spiralfiber-Röhren, Wasserröhren entstehen, und aus Wasserröhren, Holzfibern entstehen können; ob die Spiralfibersrauben sich in Holznerven verwandeln, oder sich mit Coagulationsmasse anfüllen; wie die Theile und Gefässe, Fibern, Nerven und Coagulationsmasse zu beschauen, dass man sich bey ihrem Anblick durchs Mikroskop keine unrichtigen Begriffe von allen Theilen im Baume und in Pflanzen mache; von der Coagulationsmasse selbst, nicht in chymischer Bestimmung, u. s. w. mittheilt. Alles dies ist keines Auszugs fähig. III. *Verzeichniss einiger Pflanzen, welche im J. 1803 im Herzogl. Karthausgarten zu Eisenach geblühet haben*, vom Her-

ausg. Bereits im 2. Heft des 4. Bandes lieferte Hr. D. ein solches Verzeichniss; das gegenwärtige ist die zweyte Lieferung. Man findet darunter seltene und schöne Pflanzen, die er zum Theil mit Bemerkungen über ihre Cultur begleitet hat, und die auch bereits in seinem Gartenlexikon, so weit es heraus ist, beschrieben sind. Die in diesem Verzeichniss mit aufgeführte *Madia viscosa, mihi*, ist das die nämliche, die Jacquin und Cavanilles in ihren Werken abgebildet haben, und die auch Willdenow in seinem *Spec. plantar.* unter diesem Namen auführt? Nach der Dietrichschen Beschreibung seiner Pflanze scheint sie es zu seyn; woher also das *mihi*? Bey *Veratrum nigrum* hätte auch gesagt werden können, dass sie das Versetzen nicht verträgt, und gewöhnlich nach zwey, drey Jahren erst wieder blühet.

Im 2. Stück des 5. Bandes enthält der 1. Abschnitt drey ökonomische Aufsätze: I. *Über den Einfluss der Bestandtheile des Bodens auf die Vegetation*. Von C. L. Wundram, Doctor der Philos. und Prediger zu Eboldshausen im Fürstenthum Göttingen. Ein Aufsatz, der zwar nichts Neues enthält, aber doch die Bekanntschaft des Vf. mit der neueren Chemie bezeugt, indem er die Bestandtheile und Eigenschaften der verschiedenen Grunderden, als der Kiesel-erde, der Thonerde, der Kalkerde, der Bittererde; dann die Gegenwart des Eisens, der Schwefelsäure, der Phosphorsäure und des Wassers beschreibt, was jedem Landwirth zu wissen nöthig ist. II. *Über die Zerstückelung der Domainen- und adelichen Landgüter*, von J. F. Frenzel. Nur unter gewissen Umständen ist der Vf. für die Zertheilung, wobey er als Beyspiel das ehemalige Graf von Marschallische Rittergut Oßmannstedt, zwey Stunden von Weimar gelegen, anführt, das eben wegen der vortheilhaften Umstände, auf eine sehr nutzbare Weise zerstückelt wurde. III. *Beurtheilung einer Hypothese des Hn. Lamarck von der Condensation der Feuchtigkeit im Pflanzenreiche*, von J. F. Frenzel. Lamarcks Hypothese gehet von da aus; Europa habe seit ungefähr zweytausend Jahren, durch Zuwachs an den Seeküsten, am Umfange beträchtlich gewonnen. Hieraus folgert er, dass die Oceane in sich selbst zurücktreten. Dieser Zurücktritt sey mit einer Verminderung der Flüssigkeit verbunden, und zu dieser Verminderung sey die Condensation der Feuchtigkeit die Ursache. Man solle einen Kern in einen fruchtbaren Boden stecken; der Kern entwickle sich zu einem Baume, der Baum werde nach hundert Jahren gefällt, verbrannt, in seine Bestandtheile aufgelöst. Was würde geschehen? Die Flüssigkeiten die er enthielte, würden in die Luft verfliegen, aber was übrig bliebe, würde in Hinsicht der Masse immer mehr betragen, als der eingesteckte Kern. Woher dieses Residuum? So lange der Baum lebte, zog er theils aus dem Boden, theils aus der Luft eine Menge Feuchtigkeiten, welche die Basis seines Wachstums und Gedeihens ausmachten; und indem dadurch sein Stamm mit allen seinen Zweigen gebildet wurde, entstand aus der Flüssigkeit, auf einem

aus bis jetzt unbekannten Wege, eine Masse, welche in ihre Bestandtheile aufgelöst, zuletzt die Erdmasse vermehren müsse. Dieses Beyspiel dehnt Lamerck auf die ganze Vegetation der Erde aus, wodurch eine beständige Abnahme der Flüssigkeiten schlechterdings nothwendig sey. So langsam auch das Condensations-Geschaft von Ratten ginge, so sey doch erwiesen, daß es vorrückte, und daraus folge, daß es sein Ziel nicht eher finden werde, bis daß nach vielen Millionen Jahren die Basis der Vegetation verschwunden sey. — Alle diese Ideen, worauf sich Lamercks Hypothese gründet, widerlegt nun Hr. Frenzel gründlich, so einem französischen Witze einzuwenden haben dürfte dieses Hefts, *Botanik*, ein Aufsatzes im ersten Heft: *In den Pflanzen etc.* von 11 hier fort, den deutschen O und besonders von der *Ric ihren Endungen im Stamm* handeln. Der dritte Abschnitt, enthält vier Aufsätze: I. *Aphorismen über die Erdarten und ihre künstliche Mischung*. Der Vf. will die Beurtheilung der Eigenschaften aller Erdarten nach einem Maßstabe bestimmt wissen. Dieser sey in der Menge der Flüssigkeit zu finden, welche eine Erdart verschlucken könne, so wie diese Verschluckung bloß auf die Grösse der einzelnen Erdtheilchen beruhe, gleichviel aus welchen Bestandtheilen selbige bestehe. Er nennt das die Capacität der Erdart, mittelst deren Kenntniß man durch Rechnung im Stand gesetzt ist, verschiedene Erdarten in solchem Verhältniß zu mischen, um die einzelnen Erdtheilchen in gleicher Grösse, als der schicklichsten zur Ernährung der Pflanzen, zu erhalten. So richtig indeß das Raisonnement des Vf. zu seyn scheint, so wenig möchte doch wohl im Großen davon Gebrauch zu machen seyn, und lieber wird der Gärtner sowohl, als der Landwirth, bey seiner einmal gewohnten Art zu düngen verbleiben. Die Abhandlung verdient gleichwohl gelesen zu werden. — II. *Über die Cultur der Alpenpflanzen*, vom Herausg. Bereits in seinem Lexikon der Gärtnerey und Botanik, Th. 1. S. 16 hat er eine künstliche Anlage dazu beschrieben, aber einige nöthige Anmerkungen vergessen, die er nun hier beyfügt. Hr. D. verspricht zugleich selbige in seinem Lexikon gehörigen Orts nachzutragen. — III. *Über die Cultur der Ananaspflanzen*, vom Handelsgärtner J. G. Rückert in Wetzlar. Durch Erfahrung ist er überzeugt worden, daß viele künstliche Pflege, in Absicht auf Wärme und Feuchtigkeit, den Winter hindurch, zur Grösse und Vollkommenheit der Früchte nicht so viel beytrage, als man sich gewöhnlich vorstelle. Er hielt eine Partis Pflanzen den Winter durch trocken auf einer Stella-

ge im Treibhause. Im April setzte er sie in ein frisch Lohbeet, nachdem er sie zuvor gereinigt und in frische Erde gepflanzt hatte, und erhielt im August und September die schönsten Früchte. — IV. *Über die Ostheimer Weichsel*, vom Pastor Büttner zu Ottinghausen. Der Vf. beschreibt hier eine vortreffliche Kirche, die er besitzt, und die, von einigen irrig für die Ostheimer Weichsel gehalten wird, sich aber von selbiger sehr unterscheidet. Nirgends findet er selbige beschrieben. — Der letzte Abschnitt dieses 2 Stücks enthält vier vermischte Abhandlungen: I. *Bemerkungen über die Kohl- und Weiskrautraupe*, von J. F. Frenzel. Beschreibung der verschiedenen Arten, darunter eine befindlich, die noch vor ihrer Verpuppung in ihren Leibern lebendige Maden erzeugen, welche sie ablegen, und die alsdann gleich im folgenden Frühjahr als Raupen erscheinen. Vorgeschiedene, aber schon bekannte Mittel, alle diese Arten zu vertilgen. II. *Über das Entstehen des Thaues*. Ein naturhistorisches Fragment. Von C. L. Wundram. Nach Aufführung der bisherigen Meinungen über die Entstehung des Thaues, giebt der Vf. die ganz richtige und befriedigende Antwort: daß der Thau nicht aus der Höhe herabfalle, auch nicht aus der Erde, oder aus den Gewächsen hervorkomme; sondern er werde nach einem heißen Tage, durch die Abkühlung des Erdbodens, vermittelt der sich verdichteten Dünste, gebildet, und lege sich an die Gewächse, als an die kältesten Gegenstände. III. *Über Haselnuskätzchen und Haselnussblüthe, Berichtigung, Vertheidigung und Beschlus*. Von J. Büttner. Schon im 3 Band 2 Stück behauptete der Vf., durch unrichtige Beobachtungen verleitet: daß die Kätzchen der Haselnussstaude, so wie aller Bäume, zur Befruchtung gar nichts beytragen, und daß selbige, ohne Kätzchen, gleichwohl Nüsse tragen. Im 4 Bande bekräftigt er durch fernere Beobachtungen seine Behauptung, und so glaubt er berechtigt zu seyn, an dem System der Befruchtungslehre zweifeln zu dürfen. In dem nämlichen 4 Bande aber schon überführt ihn Hr. Frenzel seiner falschen Beobachtungen, und widerlegt zugleich bey dem Schlusse die vermeintliche Erzeugung des Saamens an Kohlblättern, die Hr. Büttner ebenfalls als wahr angenommen hatte. In dieser letzten Abhandlung vertheidigt sich nun Hr. Büttner, bleibt fest auf seiner Behauptung, und nimmt beharrlich die Erzeugung des Saamens an Kohlblättern in Schutz. Aber in der gleich folgenden Abhandlung IV giebt Hr. Frenzel seine Gegenerklärung, widerlegt von neuem die unrichtigen Beobachtungen seines Gegners, und so hatte denn dieser fast hitzig geführte Streit ein Ende, ohne daß man sich einander bekehrt hat. — Mit Vergnügen sehen wir einem folgenden Bande dieses Journals entgegen, besonders wenn der Herausgeber alle Controversen zu vermeiden sucht. ALX.

Druckfehler. Nr. 151. S. 592 Z. 7 v. u. fl. Saneulotismus l. Senculotismus, S. 595 Z. 15 v. u. fl. Kaueras l. Kagevas. — Nr. 152. S. 602 Z. 9 v. o. fl. mindern l. niedern. — Nr. 153. S. 610 Z. 5 v. o. muß es heißen: 15) Dafür leistet der Bauer dem Hofe an ordinarer Frohn zu Pferde 156 Tage. [Wöchentlich drey Tage mit einem Pferde.] An so genanntem Hufschorsch: 15 Tage u. s. w. — Z. 14 v. o. fehlt das Wort: Hufschorsch.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 15 AUGUST, 1805.

## TECHNOLOGIE.

- 1) LEIPZIG, auf Kosten des Verfassers: *Holzsparskunst*. Ein Buch für Jedermann von M. J. Chr. Hoffmann. *Erster Theil*. 1800. 160 S. m. 13 Kpf. *Zweyter Theil*, b. Schädel. 1804. 179 S. m. 10 Kpf. 8. (Jed. Band 1 Rthlr.)
- 2) LEIPZIG, b. Hinrichs: *Anweisung zur Construction eines Verkohlungs-Ofens, welcher mehrere Stuben Tag und Nacht heizt, und worin den ganzen Winter hindurch, ohne Kosten, ein beständiges Feuer unterhalten werden kann*, von Boireux, Architekten und Ingenieur. Herausgegeben von Dr. C. G. Eschenbach, Prof. der Chemie in Leipzig. 1804. 34 S. m. 3 Kupf. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)
- 3) EISENACH, b. Wittekindt: *Karl Christian Rommerdts sehr verbesserte gesunde, wohlfeile, und angenehm ins Auge fallende Stubenheize und Kochöfen*. 1804. 66 S. 8. m. 2 Kupf. (12 gr.)
- 4) ROSTOCK, b. Müller: *Vorschläge zur bessern Einrichtung der bisherigen Kochherde und Ofen zum Zweck der so nöthigen Holzersparung vom Obristleutnant von Both*. Allen biedern Einwohnern Meklenburgs-gewidmet. 1803. 54 S. 8. m. 1 Kupf.

Die gering scheinende Kunst, das Brennmaterial mit höchster Sparsamkeit zu verbrauchen, erweckte bekanntlich in den letzten 40 Jahren das Nachdenken vieler scharfsinnigen Köpfe. Ein Reizmittel kam hinzu, das den einmal angefachten Eifer nie erschlassen lassen kann, sondern beständig die Bemühungen, jenen Zweck zu erreichen, rege erhalten, und uns immer neue Erfindungen über diesen Gegenstand hoffen lassen wird. Wahr ist es freylich:

*labor omnia vicit*

*improbis et duris urgens in rebus egestas;*

allein so lange unsere Noth noch so allgemein fort-dauert, wird jeder Einzelne der seinigen durch die Vorschläge Einzelner noch nicht abgeholfen glauben, sondern zu seinem Besten neue ersinnen, sie für besser als alle vorhergehenden halten, sie anpreisen und — vergessen werden. Dieß Schicksal haben in der That die mehresten Schriften über Erbauung holzsparender Anlagen gehabt, woher es auch wahrscheinlich rührt, daß die Neueren, oft ohne ihr Wissen, Vorschläge früherer Vorgänger für neue ausgeben. So lange wir noch nicht sichere Grundsätze zur Erbauung der Schornsteine ken-

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

nen, ja so lange wir diese noch nicht zu berechnen verstehen, bleiben alle Vorschläge zu holzsparenden Anlagen schwankend, und höchstens nur bey gewissen sehr speciellen Localumständen zulässig.

Unter den vorliegenden Schriften über den angeführten Gegenstand zeichnet sich unstreitig No. 1 am vortheilhaftesten aus. Es war schon ein rühmliches Unternehmen, ein Buch über einen, jetzt so wichtigen, Gegenstand zu liefern, das sich mehr mit allgemeinen, deutlich und verständlich vorge-tragenen Regeln beschäftigte, und das nicht bloß willkürlich gewählte Beyspiele enthielt, die, wie unser Vf. mit Recht urtheilt, nur nach Localbeschaf-fenheiten modificirt werden müssen. Einen größeren Vorzug giebt Hr. Hoffmann seinem Werke durch die musterhafte Parteylosigkeit, mit der er andere eben so wie sich selbst beurtheilt. So war z. B. im ersten Theile, auf Werners Autorität (wie es scheint) behauptet worden, nur eiserne Ofen könnten zu Spar-öfen eingerichtet werden. Rec. war längst überzeugt, daß Werner u. a. hierin offenbar zu weit gehen, und hatte bey dieser Behauptung schon den Vf. wegen einer zu großen Nachgiebigkeit im Verdachte, als er zu seinem größten Vergnügen im Anfange des zweyten Theils diese Meinung gänzlich verworfen, und dagegen bemerkt fand, daß Unterkasten von glazirten Kacheln und eiserne Aufsätze, aller vernünftigen Theorie nach, die besten holzsparenden Ofen geben müssen. (In der Anwendung bestä-tigen sich auch Ofen aus unglazirten Kacheln, oder selbst von Lehmputzen aufgemauert, sehr gut.) Wenn indess der Vf. S. 176. Th. II durch eine Belohnung von 40 Rthl. die Bemühungen mehrerer Sach-verständigen zu erregen sucht, um über folgendes zu entscheiden: „1) daß die, in diesem zweyten Theile an mehreren Orten aufgestellten Grundsätze über das Material der Ofen, über die Anordnung desselben in Bezug auf einen schnell oder anhaltend erwärmenden Ofen schlechterdings falsch sind; oder 2) daß diese Grundsätze nicht nur schon praktisch ausgeführt, sondern auch in irgend einer Schrift im November 1803 bereits bekannt gemacht, und durch eben die Gründe, oder durch bessere unter-stützt worden sind; oder endlich 3) daß bereits andere durch Schriften bekannt gemachte Vorschläge existiren, durch welche mehr, als durch seine Vor-schläge geleistet werden kann“: so können wir freylich die gute Absicht des Vf. für die allgemeine Verbreitung der zu holzsparenden Feueranlagen nöthigen Kenntnisse nicht verkennen, fühlen uns aber zu-

Rr

gleich

gleich verpflichtet, bey jeder Anzeige des Inhaltes dieser Holzparkunst etwas sorgfältiger zu verfahren, als wir sonst vielleicht gethan haben würden. — Alle angeführten Beyspiele im ersten Theile im 13, 14, 16 und 17 Kapitel beruhen auf dem Grundsatz, daß ein holzsparender Ofen durchaus ein eiserner seyn müsse. Diesen verwirft der Vf. in der Folge selbst wieder, wie schon angeführt worden. Die Hauptsache, worauf also hier gedrungen wird, ist die Erreichung einer möglichst grossen Oberfläche bey dem kleinsten inneren Raume des Ofens; daher sind alle Rauchgänge seiner Ofen frey, stehen von einander abgesondert, als Säulen. So consequent der Vf. sich bey diesem Vorschlage bleibt: so hat er doch durch eine solche Isolirung der Rauchgänge keinesweges etwas neues angerathen; da bekanntlich der Diac. Korte (in seiner *prakt. Anweis. holzsparende Stubenöfen mit wenigen Kosten zu bauen*, Hamb. 1799) in anderer Absicht dasselbe vorschlug. Niemand aber hat noch so sehr, als unser Vf., die Unzweckmässigkeit der Register und der Thüröffnungen bey den Windöfen behauptet, und auf die Ausführung des Vorschlages so sehr gedrungen, die Luft von aussen über die Flamme schlagen zu lassen, wie er. Den Einwand gegen die Stellung des Rauchrohrs am Chryseliuschen Ofen S. 117 würde auch *Nachtmann* völlig gebilliget haben. — Im zweyten Theile werden Entwürfe zu Ofen mitgetheilt, die zugleich zum Kochen, Braten und Destilliren angewandt werden können, auch von einem solchen, worin zugleich eine Blase zum Erhitzen des Wassers befindlich ist u. s. f. Man könnte diese als neue Beyspiele zu den sehr unzählig oft gemachten Vorschlägen rechnen, wenn nicht unser Vf. insofern durch eine systematische Darstellung sich wieder vorthellhaft auszeichnete, daß er diese Vorschläge zu Belegen anwendet, um die Möglichkeit der Verkürzung und Verlängerung der Rauchgänge durch angebrachte Ventile zu zeigen, wodurch in der That, ohne daß es der Vf. ausdrücklich bemerkt, das schnellere Verbrennen des Holzes nach Umständen befördert werden muß. Eine Vervollkommnung der gewöhnlichen Ofen wird im 6 Kapitel gezeigt, die auf der Hebung dreier Umstände beruht, wodurch die Wirkung des Feuers vermindert werden muß, nämlich: 1) Mangel an atmosphärischer Luft; 2) zu langsames Zufließen der atmosphärischen Luft; u. 3) zu schnelle Abkühlung der Flamme. Der Vf. scheint indess selbst einzusehen, daß seine vorgeschlagenen Luftkanäle nicht vermögend sind, eine hinlängliche Menge frischer Luft über die Flamme hinzuzuführen, und in der That möchten solche Vorrichtungen, (abgerechnet, daß sie nicht jedesmal anzubringen sind) anstatt das schnelle Verbrennen des Holzes zu befördern, dasselbe weit mehr verzögern, als bey der gewöhnlichen Methode geschieht. Ganz seinen Grundsätzen treu, sucht der Vf. S. 103 auch die Russischen Ofen zu verbessern. Die Bemerkung über die Unzuverlässigkeit der Bestimmungen der Länge und Kürze der Rauchkanäle

ist allerdings bis jetzt noch sehr wahr; indess können mehrere Erfahrungen genauere Bestimmungen und selbst algebraische Untersuchungen nicht unmöglich machen. Zur schnelleren Verbreitung der warmen Luft im Zimmer sollen in dem Unterkalten Durchsichten angebracht werden, wodurch eine Circulation der Luft entsteht. Gleichfalls ist die vorgeschlagene Verbesserung der Kanonenöfen S. 129 eine Anwendung der oft wiederholten Behauptung von der Vergrößerung der Oberfläche des Ofens. S. 139 kommt der Vf. auf die Thermolampen. Thilorierschen und Boreuxschen Ofen u. s. w. und beschreibt am Ende seinen neuen Rauchverzehrenden Ofen, der den Vorzug eines Luftzuflusses durch ein besonderes Ventil vor den übrigen hat. Den Beschluss macht die Beschreibung eines Kochherdes, der in seinem Wesentlichen dem Wernerschen nicht unähnlich ist.

Mögen doch bald recht viele, bey dem Vf. eingelaufene, Abhandlungen uns öffentlich belehren, daß man die hier geschehenen Vorschläge wirklich, und mit Nutzen, ausgeführt habe. Der Vf. wird sich dagegen gerne mit dem frohen Bewußtseyn begnügen, nicht wenig zur Vervollkommenung unserer Kenntnisse in einer so äußerst schwierigen Sache, wie die Anlage der Feuerstellen ist, gethan, ohne sich gerade das Verdienst anmassen zu wollen, den ganzen reichhaltigen Gegenstand schon erschöpft, und allein wichtige Belehrungen darüber gegeben zu haben. Denn offenbar hat, von dem Vf. des *Vulcanus famulus* an, jeder frühere und spätere Schriftsteller etwas in diesem Fache aufgeklärt; aber völlig abgeschlossen kann man die Verhandlungen darüber noch nicht nennen: dazu gehören die Erfahrungen vieler nachfolgenden *Clavelins*! —

Die folgenden Schriften enthalten bloß Beyspiele, und sind für die allgemeine Erweiterung unserer Kenntnisse in der Holzparkunst mehr oder minder bedeutend. No. 2 enthält die Abbildung und Beschreibung des längst berühmten Boreuxschen VerkohlungsOfens, der immerhin wirklich angelegt seyn mag, aber doch keine vollkommenen Kohlen zu liefern scheint. Überhaupt wird der immer problematische Absatz derselben die allgemeine Anwendung dieser Ofen dem Privatmanne, so wie die unverhältnißmäßige Holzconsumtion, dem Staate bedenklich machen. Die gute Übersetzung des Hn. Prof. *Eschenbachs* hätte sehr gewinnen können, wenn es dem trefflichen Chemiker gefallen hätte einige Erfahrungen über diesen Ofen mitzutheilen!

Der Vf. von No. 3 bezieht sich auf seine 1803 herausgekommene *Anweisung Stubenöfen und Kochöfen holzsparend zu erbauen*, und theilt in dieser vorzüglich die Verbesserung mit, „vermittelst eines dicht anschließenden Schiebers die große Quantität Wärme des zu Nachmittagszeiten leer stehenden Kochkastens zu verbreiten, und dem Ofen die Einrichtung zu geben, von der Stube aus in demselben zu kochen.“ Übrigens werden die schon einmal mitgetheilten Regeln wiederholt, den Aschen-

kasten



kasten unter dem Fußboden und den Feuerheerd so niedrig als möglich zu legen. Vorzüglich dringt der Vf. auf die Anlage einer eisernen Luftröhre, die horizontal durch den Ofen gelegt wird, und die so wichtig für sein Zimmer ward, daß nur dieß das einzige (obgleich temporäre) Mittel war, die Wände vom Salpeterfrase zu befreien.

Dem Vf. von No. 4, der nach S. 46 in seinem hohen Alter nur den Wunsch zu erfüllen strebte: „durch die Ausbreitung nützlicher Kenntnisse unter den Unerfahrenen noch einiges Gute zu stiften“, gebührt wegen seiner guten Absicht aufrichtige Hochachtung. Er sagt: „aufrichtig ist mein Wunsch, für mein geliebtes Vaterland etwas Gutes zu Stande zu bringen, und lohnend wird das Gefühl für mich bleiben, wenn man ihn nicht verkennt. Nur darum sparste ich keinen Aufwand meiner Kräfte und meines ganzen Vermögens; mein ganzes Leben habe ich ihm geweiht“. Durch diese Aufserungen wird man geneigt, die Schrift nachsichtig zu beurtheilen, obgleich man sie wegen ihres Inhalts vielleicht für ganz unbrauchbar halten möchte. Alles, was nur im Entferntesten auf Holzersparung Bezug hat, ist hier ohne Ordnung und Deutlichkeit zusammengeworfen. Der Kochheerd ist der Werner'sche, und der abgebildete Ofen aus dem 3ten Bande der schwed. Abhandl. unmittelbar entlehnt, obgleich der Vf. nach S. 43 noch die eisernen Luftröhren durch den Ofen, angewandt hat. Die Einleitung (S. 7—19) kann in forstwirtschaftlicher Rücksicht für Meklenburg wichtig werden, wenn die Berechnung auf genaue Data sich gründet. K.j.R.

DRESDEN, in C. d. Arnoldischen Buchhandl.: *Einzig aufrichtige Anweisung zum Destilliren aller möglichen Breslauischen, Danziger und anderer Liqueure, Rosolis und Aquavite in 211 Recepten, mit deutlicher Erklärung jeder Verfahrensart und Zucker- und Farben-Bereitung, nebst einem Anhang für Brantweinbrenner*, von einem 16 Jahre practicirenden Breslauer Destillateur G. B. K. Zweyte, rechtmäßige und verbesserte Auflage. Mit einem Kupfer. 1804. 15 1/2 Bog. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. dieser Schrift, die er aus Patriotismus, und nach einer auf Erfahrung gegründeten Praxis (!) geschrieben hat, nennt sie: *einzig in ihrer Art*, und um den Namen *einzig* — zu behaupten, meint er alles geben und auf dem Altare des Vaterlandes opfern zu müssen, zumal da er über seine seltene Kunst (!) zum erstenmal als Schriftsteller vor ein erleuchtetes Publicum trete. Nach diesen vielversprechenden Aufserungen, und nach den Versicherungen des Vf., daß ihm noch keine einzige Schrift vor Augen gekommen sey, die das Destilliren der so berühmten und selbst im Auslande gesuchten Breslauer feinen Liqueure und Danziger Aquavite gewissenhaft und gründlich lehre, daß ihm zwar hin und wieder gedruckte Receptbücher bekannt geworden, die aber nichts weniger als aufrichtig, sondern höchst ver-

worren und falsch wären, hätte man allerdings von ihm etwas vollkommenes erwarten müssen; aber da wir bereits über diese Kunst weit bessere Anweisungen haben, der Vf. auch in der That darin noch zurück ist: so würde er es wohl nicht gewagt haben, mit der seinigen aufzutreten, wofern ihm unter mehreren guten Anweisungen, besonders *Althofs wohlverfahrener Destillateur und Liquorist*, zu Gesicht gekommen wäre. Denn diese Schrift enthält alles, was über diese Kunst zu sagen ist, und macht alle anderen Anweisungen entbehrlich. Die vor uns liegende Schrift zerfällt in drey Theile, von welchen der erste und stärkste, zufolge des Titels und einer beygefüigten Tabelle, 211 Recepte enthalten soll, die sich aber nur auf 209 erstrecken, und worunter sich auch 5 bis 6 medicinische z. B. für die Augen befinden. So wie allemal Aquavit-Recepte sehr verdächtig sind, wenn sie zu viel Ingredienzien enthalten: so ist dieß auch hier der Fall, indem manche aus 30 Speciebus zusammengesetzt sind. Mehrere von diesen Recepten bestehen bloß aus der Zusammengießung verschiedener Aquavite. So ist z. B. der *Krambambuly* aus dem kurfürstl. Magen-, dem Abbée-Elixir, dem Wachholder - Badian - Kümmel - Pomeranzen - Zitronen - Kirsch - und Persico - Liqueur, also aus 9 verschiedenen zuvor bereiteten Liqueurs, componirt. Auf diese Weise lassen sich freylich unendliche Arten Aquavite bereiten, weil durch die Vermischung nur zweyer Arten, allemal ein anderer Geschmack entstehen muß. Mehrere in dieser Schrift enthaltene Recepte hat Rec. mit anderen Receptbüchern verglichen, aber kein einziges conform gefunden: dieß ist der Fall auch mit anderen Anweisungen darüber. So wird z. B. das beliebte Chemnitzer Luftwasser in jedem Receptbuche anders beschrieben: welches ist nun das richtigste? Fast scheint es, als ob jeder Destillateur seine Recepte selbst componirte. Das möchte nun seyn, wenn nur alle Aquavitmacher ihre gewählten Ingredienzien nach ihren inneren Bestandtheilen kennten, wozu freylich chemische Kenntniß gehört, damit nicht die Befriedigung des Gaumens auf Kosten der Gesundheit erfolge. So hat z. B. unser Vf. bey Bereitung des Elixir proprietatis vorgeschrieben, daß die dazu gehörigen Ingredienzien, als: Myrrhen, Aloe und Saffran, drey Wochen lang in Spiritus weichen sollen. Aber Weingeist löset ja nur den harzigen Theil der Aloe auf, der hier schädlich ist, und läßt den gummichten Theil derselben liegen, daher die Aloe nothwendig in Wasser aufgelöst werden muß; es ist also die Vorschrift des Vf. durchaus falsch. So werden auch mehrere seiner Recepte dadurch unbrauchbar, daß er viele Ingredienzien mit — wahrscheinlich schlesischen, Provinzial-Namen belegt, die man in anderen Gegenden nicht kennt; denn was ist z. B. Titian, Fermentill, Busenblumen, Jochandel, Ankovan, Partschkraut, Kaffika, Metvan, Edelbeerkraut, Ziegenbart? was ist Springaufblüthe? etwa das Mayblümchen, *convallaria majalis*? was Forogablu-men;

men; etwa Boragen? was bedeutet: *Angelica St. non alarand, diamb., dianb., Tosta, Ducius?* was ist *Topasolis* für eine Farbe? und was ist das 168ste Recept für ein Liqueur: *Soy Aquavitae?* Durch solche Mißdeutungen muß nothwendig jede Schrift unbrauchbar werden, zumal wenn die Recepte durch ganz besondere Ingredienzien, als Dachsungen, die auch hier vorkommen, verdächtig sind. — Der 2te Theil handelt vom Kochen des Zuckers und Färben der Liqueure. Um mit Zucker zu färben, nimmt der Vf. zu 17 Pfund reinen weißen Zucker, noch 3 Pf. braunen Kandieszucker, wenn die Farbe nicht sehr braungelb werden soll; zu dunkelbrauner Farbe aber nimmt er 16 Pf. weißen Zucker und 4 Pf. Kandieszucker. Letzteren stößt er zu Pulver, schüttet ihn zu dem weißen Zucker, gießt die gehörige Quantität Wasser darauf, und wenn es zum erstenmal aufkocht, schüttet er das Weiße von 3 bis 4 Eiern dazu, das er zuvor mit etwas Wasser durcheinander geschlagen hat, und läßt es unter beständigem Rühren abkühlen. Dieses Zuckerwasser, das nun sehr schön braun färbet, gießt er heiß in den Spiritus. Die Beschreibung der übrigen Farben enthält nichts Neues. — Der 3te Theil ist ein Repertorium sämtlicher zum Destilliren erforderlichen Ingredienzien, oder Apotheke eines Breslauer und Danziger Destillateurs. Diesem folgt ein Anhang für Brantweinbrenner zur zweyten Auflage des gemeinnützigen Destillirbuchs, in welchem der Vf. große, noch unbekannte Vortheile zu verkündigen verspricht. Es sind folgende: wie im Sommer eben so viel Brantwein als im Winter zu erlangen sey. Ist längst bekannt; auch sein Rath, dickes und salpetriges Fließwasser im Sommer, durch Asche, eine Metze auf einen Scheffel Getreide gerechnet, zu verbessern. Der zweyte Vortheil bestehet darin: wie man die Mösche (der Vf. schreibt Metzsch) in der Blase, ohne Gefahr des Anbrennens, gar nicht zu rühren brauche, sondern sogleich den Helm aufsetzen könne, um zu verhindern, daß kein Geist als blauer Dunst entweiche. Er giebt also den Rath, man solle auf einen Scheffel in der Blase für 1 Gr. 6 Pf. Baumöl und für 6 Pf. Essig zusammenrühren, die Blase damit inwendig von oben bis unten bestreichen, wodurch die Mösche nie anbrennen würde. Welcher Rath! Das Baumöl wird sich nach der Oberfläche der Mösche ziehen, hier eine Decke machen, und das Aufsteigen der Dämpfe hindern! Ein zweyter Rath des Vf. auf diesen Fall ist der: man soll auf einen Scheffel Mösche in der Blase, eine Metze ganzen Hafer nehmen, diesen auf den ganzen Boden der Blase herumstreuen, dann eben soviel Asche über den Hafer streuen, und nun die Mösche, anfänglich ganz behutsam, darauf füllen. So brauche man gar nicht zu rühren, und könne den Helm gleich aufsetzen. Wenn die Mösche nun anfangen zu kochen, würden die Haferkörner nach und nach in die Höhe steigen, und die Asche auf dem Boden ihren Platz einnehmen, wodurch ebenfalls das Anbrennen verhindert, und die Blase zu scheuern nie nöthig seyn würde. Wenn auch Rec. zugiebt, daß durch dieses Mittel der Boden der Blase gesichert sey: so kann

aber doch Hafer und Asche unmöglich die Seitenwände der Blase schützen! Und wo soll alle Asche herkommen, wenn in einer Brennercy, und in einer Blase, täglich 16—18 Scheffel Getreide gebrannt werden, also eben so viel Metzen Asche erforderlich sind? — Endlich will der Vf. für die, die keine Destillirblase (er meint eine eigene Weinblase) haben, und doch abgezogenen Brantwein machen wollen, folgenden großen Vortheil lehren: Man soll gerade zur Läuter (also zur zweyten Destillation) in der Blase die benötigten Ingredienzien, als Kümmel, Anies u. dgl. thun, dazu ohngefähr für 1 Gr. 6 Pf. grobe, stark mit Salz eingeriebene Brodrinde, und 1 Viertelpfund in Stücken gebrochene Kreide; diese Zuthaten würden das ganze Pflagma an sich ziehen, und wohlschmeckenden abgezogenen Brantwein geben, wenn man eben so viel abdestillirte, als vom gemeinen Brantwein. Vom Kohlenpulver, zur Reinigung des Brantweins, weiß also der Vf. nichts, sonst würde er nicht Salz, Brod, Kreide empfehlen. Aber wenn auf diese Weise eben so viel abdestillirt werden soll, als bey dem gemeinen Brantwein: so ist das Destillat zu arm an Weingeist, und kann nicht für Aquavit gelten, es sey denn, daß man nur halb so viel als gewöhnlich ablaufen ließe. — In der Einleitung spricht der Vf. von der Stärke des Kornbrantweins, aus welchem Spiritus bereitet werden soll, von 5—10 gradigen Brantwein, von seiner messingenen, von den Berliner elfenbeinernen, und von den Breslauer gläsernen Probierwagen. Aber wer versteht diese Sprache, da der Vf. nicht die Eintheilung dieser Wagen, den Weingeist- und Wasserpunkt, anzeigt? Seine untrügliche Probe, den Spiritus bey der Destillation zu probiren, ist diese: Wenn sein zu erwartendes Quantum bald vollzählig ist, so läßt er auf den Finger etwas Spiritus laufen, eilt damit zu einem entfernt stehenden Lichte, und zündet den Spiritus am Finger an; brennt er noch gut und still, so destillirt er fort, bis daß der Spiritus am Lichte knastert, wodurch er beygefellte Wassertheilchen zu erkennen giebt. Rec. mag seine Finger zu so einem Versuch nicht hergeben. Das zu dieser Schrift gehörige kleine Kupfer macht den Begriff von der Destillir-Anstalt des Vf., der sich, zufolge der Einleitung, in Potsdam aufhält, um sich in einer Provinzialstadt dasiger Gegend zu etabliren, vollkommen. Man erblickt auf diesem Kupfer das ganze Laboratorium des Vf., den Ofen, wie er im vorigen Säculo Mode war, ohne Züge, mit einem neben der Blasenöffnung hervorgehenden Rauchrohre, die Blase selbst noch einmal so hoch als breit, nur bis zur Hälfte eingemauert; doch hat sie einen langen Hals, und einen erdbeerförmigen Helm mit Traufrinne. Die Vorlage ist ein ganz offen stehendes Geschirr, in Form eines *pot de chambre*, und in der Ferne befindet sich ein Tisch mit einem brennenden Lichte, an welchem sich der Vf. eben den Finger anzündet. — In einer neuerlich (im Sept. 1804) im Reichs-Anzeiger erschienenen Anzeige, bietet J. W. Schmidt in Berlin, der sich zu dieser Schrift, die anfänglich 3 Rthl. gekostet haben soll, als Verleger nennt, selbige zu 12 Gr. feil, weil Nachdrucker (!) sie zu 1 Rthl. verkauften. NN.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 A U G U S T, 1805.

C H E M I E.

LEIPZIG, b. Cruſius: *Journal der Pharmacie für Ärzte, Apotheker und Chemiſten*, von D. Johann Bartholomä Trommsdorff, Prof. der Chemie und Pharmacie auf der Univerſität zu Erfurt, wie auch Apotheker daſelbſt. Zwölfter Band, erſtes und zweytes Stück. 1804. 659 S. 8. Mit 2 Kupfer- tafeln. (2 Rthlr. 4 gr.)

Die eigenthümlichen Abhandlungen, welche in dieſem Bande des Journals für die Pharmacie eben ſo, wie in den vorhergehenden Bänden, ungefähr die erſte Hälfte jedes Stückes einnehmen, haben theils den Hn. Trommsdorff ſelbſt, theils die Hn. Schnaubert, Bucholz, Dingler, Voigt, und andere Gelehrte oder Künſtler, die den Herausgeber ſonſt ſchon mit Beyträgen zu unterſtützen pflegten, zu Urhebern, und enthalten, neben manchen ziemlich unbedeutenden Bemerkungen, auch mehrere Verſuche und Beobachtungen, die des Aufhebens wohl werth waren. Wir wollen daher unſere Leſer mit dem Inhalte der vorzüglichſten Auffätze kürzlich bekannt machen. *Erſtes Stück:* 1) *Noch einige Nachricht von der neu entdeckten metalliſchen Subſtanz.* Hr. Trommsdorff iſt nicht ſo glücklich geweſen, eine größere Menge von der, wie er glaubt, neuen metalliſchen Subſtanz, deren Eigenſchaften er unlängſt in dieſem Journale beſchrieben hat, zu erhalten; er hat ſo auch keine neuen Verſuche damit anſtellen, noch die, welche er bereits unternommen hatte, wiederholen oder fortſetzen können; er meldet uns nur, daß dieſe Subſtanz in einem Steinbruche bey Eiſenach vorgekommen ſey, daß ſie ſich vom Queckſilber und Zinke ſo wie vom Spießglase, Wiſmuth und Arſenik, beſtentlich unterſcheide, und daß ſie ihm allerdings ein neues Metall zu ſeyn ſcheine. Man kann, unſers Erachtens, aus den wenigen Beobachtungen, die der Vf. bis jetzt bey der Bearbeitung dieſes Erzes gemacht hat, noch keinen ſicheren Schluß ziehen, und mehrere Verſuche müſſen erſt angeſtellt werden, bevor man zu entſcheiden wagen darf, ob jene Subſtanz ein noch nicht bekanntes Ding in ſich habe, oder ob ſie vielleicht ein *Metallo pncum* ſey? 2) *Chemische Unterſuchung des Arſenik- Waſſerſtoffgas.* Hr. T. hat ſich dieſe Luſtart, deren Hr. Scheele zuerſt gedacht hat, aus Zinn mit tropfbar flüſſiger Arſenikſäure erhitzt, auch aus Eiſenfeile mit weiſſem Arſenik vermiſcht und mit Salzſäure erhitzt, aus gekörntem Zinke, weiſſem Arſenik und verdünnter S. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

Schwefelſäure u. ſ. w. bereitet, und dann mehrere Verſuche damit angeſtellt, um die Eigenſchaften und das Verhalten derſelben gegen andere Körper kennen zu lernen; er hat gefunden, daß man dieſes Gas aus einem Gemenge von weiſſem Arſenik, gekörntem Zinke, Vitriolöle und Waſſer am vollkommenſten und reinſten erhält, daß es den Arſenik in metalliſcher Geſtalt in ſich hat, ſtark nach Knoblauch riecht, etwas ſchwerer, als reines Waſſerſtoffgas, aber leichter, als die atmöſphäriſche Luſt, iſt, mit oxygeniſirter Salzſäure vermiſcht den Arſenik in metalliſcher Geſtalt fahren läßt, und daß dieſes Metall in einem Kubikzolle des Gas ungefähr  $\frac{1}{2}$  Gran ausmacht. 3) *Vorſchläge zur Verbeſſerung der Gazometer, vorzüglich zur Vereinfachung des Lavoifieriſchen, von Voigt.* Der Vf. macht einige, wie uns dünkt, nicht ungegründete Einwendungen wider die Rathſchläge, die die Hn. van Marum und Mayer, in Rückſicht auf die Verbeſſerung dieſes Werkzeugs, gegeben haben, und lehrt uns dann, wie wiſſes anzufangen haben, wenn wir daffelbe ſimplificiren und wohlfeiler darſtellen wollen. Die Angaben des Vf. ſind durch Zeichnungen erläutert, und wir zweifeln nicht, daß die Künſtler, die ſich mit der Verfertigung ſolcher Gazometer abgeben, ſeine Vorſchriften mit Nutzen befolgen werden. 4) *Bemerkungen über die Darſtellung reiner Gasarten.* Die Mittel, die Hr. Schnaubert, der Vf. dieſes Auffatzes, anwendet, um ſeine Abſicht zu erreichen, beſtehen darin, daß er der pneumatiſchen Röhre eine beſſere Einrichtung, als ſie gewöhnlich hat, giebt, und die Entbindungsflaſche mit der zur Entwicklung der Luſt nöthigen Flüſſigkeit jedesmal bis an die Mündung anfüllt, um alles atmöſphäriſche Gas aus dieſer Flaſche zu entfernen. Die Einrichtung der Röhre, worauf viel ankommt, hat der Vf. durch eine Zeichnung deutlich zu machen geſucht, und er verſichert, daß, wenn man ſeine Vorſchläge befolgt, man brennbares Gas, kohlenſaures Gas und andere Luſtarten ganz frey von atmöſphäriſcher Luſt erhalten könne. Hr. S. belehrt uns zugleich, daß er bey mehreren Verſuchen die Beobachtung gemacht habe, daß die beiden Gasarten, die mit den Namen: Phosphorwaſſerſtoffgas und gephoſphortes Waſſerſtoffgas, belegt worden ſind, kein beſtimmtes Verhältniß ihrer Beſtandtheile haben, ſondern in einander übergehen. 5) *Verſuche mit tanniſirtem Zinne, von Schnaubert.* Dieſes Product iſt, den Beobachtungen des Vf. zufolge, in mit Waſſer verdünnter Schwefelſäure nicht auflöslich, in concentrirter Schwefelſäure aber zergeht es bald, und ſtellt damit eine klare braune Auflöſung dar, die bey der Vermischung

mischung mit Wasser einen Niederschlag absetzt, der Zinnoxid zu seyn scheint; auch vom Scheidewasser, selbst wenn es sehr verdünnt ist, wird jenes Product aufgenommen und es bildet sich eine röthlich braune Flüssigkeit, die sich mit Wasser, mit blausaurem Kali u. s. w. vermischen läßt, ohne getrübt zu werden, mit luftvollem Kali aber, ferner mit Hydrothionschwefelammoniac u. s. w. verbunden, eine Zersetzung erleidet, so daß ein rothbrauner oder purpurrother Niederschlag zu Boden fällt u. s. w. 6) *Über die Wirkung der flüssigen Ammoniac auf den Phosphor* von demselben Vf. Wenn man, sagt Hr. S., Phosphor mit Ammoniac übergießt und die Mischung erwärmt, so steigen keine Blasen von Phosphorwasserstoffgas auf, es erhebt sich nur ein Dunst, der weißlich aussieht und wie Phosphor riecht; das flüchtige Kali verhält sich also anders, als das vegetabilische Laugenalz, gegen den genannten entzündlichen Körper, und dieser erleidet durch eine solche Bearbeitung mit jenem Kali nur wenig Veränderung; denn der Vf. fand, daß, ob er schon undurchsichtig und einem weißen schmutzigen Wachse ähnlich geworden war, er sich doch jetzt noch eben so leicht, als vorher, entzündete. 7) *Einige pharmaceutisch-chemische Bemerkungen*, von Michaelis. Es sey Thatsache, meint der Vf. daß die Säuren und Schleime bey dem sogenannten Digestionsgrade der Wärme mit mehr Kraft auf die Metalle wirken, als bey der Hitze, bey welcher das Auflösungsmittel kocht, und er habe beobachtet, daß eine aus 16 Theilen Wasser und einem Theile Weinsteinrahm bereitete Flüssigkeit bey jener Temperatur das Glas des Spiegels nach und nach so vollkommen aufgelöst habe, daß nur ungefähr  $\frac{1}{2}$  Mineralkermes zurückgeblieben sey, und daß das Eisenextract mit Apfelsaure bey mäßiger Wärme ebenfalls besser gerathe, als bey einem stärkeren Grade der Hitze; man sollte also, fährt er fort, bey diesen und ähnlichen Arbeiten, wenn man gute Producte erhalten will, minder rasch, als man gewöhnlich zu thun pflegt, zu Werke gehen u. s. w. 8) *Einige Bemerkungen über die Nomenclatur* von Ebendenselben. Hr. M. schlägt vor, statt *Atramentum rubrum*, *Rubramentum*, statt *Aqua Sambuci*, *Aqua sambucea*, statt *Solutio salis*, *Solutum salis*, u. s. w. zu sagen, und er bemüht sich zugleich, diese neuen Benennungsarten zu rechtfertigen. Wir können uns hier nicht in eine weitläufige Prüfung der Gründe einlassen, die der Vf. in dieser Hinsicht beybringt; aber einige derselben sind offenbar von der Art, daß sie mehr beweisen, als sie beweisen sollten, und wenn man sich durch dieselben veranlaßt finden könnte, die Änderungen zu treffen, die hier vorgeschlagen werden, so würde man auch künftig viele andere eingeführte Benennungen, z. B. die aus dem Mineralreiche hergenommenen, oder von Vegetabilien u. s. w. entlehnten Namen mehrerer Menschen u. s. w. gegen andere Namen vertauschen müssen. — Noch gedenkt Hr. M. einer gewissen Eigenschaft der Würznelken; von der er schon an einem anderen Orte geredet hat, und nimmt dabey Gelegenheit, sich über Hn. Göttling zu beschweren, der, wie es scheint, von dieser

Bemerkung unsers Vf. nicht viel Aufhebens gemacht hat. Der Gegenstand selbst ist höchst unbedeutend, und die Ausfälle wider einen verdienten Mann stehen hier am unrechten Orte. 9) *Kleine Bemerkungen*, von Kastner. Der Vf. empfiehlt die aus Gartenschnecken bereitete Gallerte statt der Hausenblase zum pharmaceutischen Gebrauche, besonders auch zur Bereitung des sogenannten englischen Pflasters, und ein aus *Spiergaudenblumen*, womit man eine Portion Rosenblätter und eine Auflösung von etwas Bergamotten- und Citronenöl in Alkohol vermischt hat, destillirtes Wasser statt des Pomeranzenblüthenwassers, und beschreibt zugleich die Verfahrensarten, die man befolgen muß, wenn man jene Gallerte, das englische Pflaster und das genannte abgezogene Wasser gut erhalten will. 10) *Über einige Begriffe in der Chemie*, von Ebendenselben. In diesem Aufsatze redet der Vf. von der Verschiedenheit, die zwischen Rauche, Dampfe und Gas statt findet, und trägt seine unvorgreifliche Meinung über den Begriff, den man eigentlich mit dem Worte: Salz, verbinden soll, vor. 11) *Versuch einer chemischen Analyse des fetten Nephrits*, von Ebendenselben. Den hier erzählten Erfahrungen zufolge hat das genannte Fossil, so wie der Serpentinsteine, etwas Chromium in seiner Mischung; doch macht dieses metallische Oxyd nicht ganz  $\frac{1}{10}$  darin aus, indess die Kieseelerde  $\frac{1}{10}$ , die Talkerde  $\frac{1}{10}$ , die Thonerde  $\frac{1}{10}$  und der Eisenkalk  $\frac{1}{10}$  beträgt. 12) *Kleine pharmaceutische Bemerkungen*, von Elich. Der Vf. theilt einige die Zubereitung des garayanischen Chinaextracts betreffende Anmerkungen mit, und benachrichtigt die Leser, daß er einen Zusatz von gebrannter Bittersalzerde zur Violonbrühe, aus der man Violonsyrop machen will, sehr gut befunden, und daß die Ammoniac aus durch Frost verstärktem und dann aus verzinnnten kupfernen Gefäßen destillirtem Essige etwas Zinnkalk niedergeschlagen habe. 13) *Essigäther durch Zersetzung des Bleyzuckers*, von Dingler. Sechzehn Unzen dieses metallischen Salzes, mit einem Gemische aus 10 Unzen Vitriolöl und 16 Unzen Weinalkohol übergossen und destillirt, gaben dem Vf. 14 bis 16 Unzen einer Flüssigkeit, aus der sich, nachdem sie von der ihr anklebenden freyen Säure durch gelöschten Kalk gereinigt, dann über 3 Unzen erdige Schwefelleber abgezogen, und mit einer dünnen Aetherauflösung in Wasser vermischt worden war, 12 Unzen guter Aether absonderte. 14) *Versuch einer Erklärung, warum das mit einer Bleyzuckerlösung, oder mit anderen Metallauflösungen getränkte Papier so leicht Feuer fängt*, von Märklin. Die Ursache, warum dergleichen Papier die so eben angeführte Erscheinung gewährt, liegt, nach dem Vf., darin, daß der ins Glühen versetzte Kohlenstoff des Papiers dem Metalloxyde den Sauerstoff entzieht, und daß dieses Princip mit jenem Stoffe zugleich als Kohlen Säure entweicht, so daß nun das oxydirte Metall als Wärmeleiter diene, und das Glimmen des Papiers unterhalten kann. 15) *Versuch einer neuen auf Erfahrung gegründeten Theorie der Aetherbildung und Bestimmung der Bestand-*

*Handtheile des Äthers*, von Meyer. Der Vf. erklärt die künstlichen Naphthen für nicht ganz oxydirte und mit Kohlenstoffe verbundene Säuren, und behauptet, daß sich kein Wasser in denselben befinde, und daß der Sauerstoff nur einen entfernten Bestandtheil von ihnen ausmache; die Versuche, welche dieses Urtheil bekräftigen sollen, sind aber, wie auch der Herausgeber erinnert, nicht so überzeugend, wie Hr. M. glaubt, und man muß Bedenken tragen, ihm beyzupflichten. 16) *Chemische Untersuchung des rohitzscher Sauerbrunnens*, von Süßs. Dieses Mineralwasser, das im cylliner Kreise in Steyermark entspringt, gehört unter die eisenhaltigen Säuerlinge, die, neben der Kohlensäure und dem Eisen, noch Natrium, Bittersalzerde, Kalk, Thonerde, Kochsalz, Glaubersalz, Gyps, Bittersalz und etwas salzsaure Erde in ihrer Mischung haben. Der Vf. hat noch einige andere mineralische Wasser, die in der Nähe von Rohitzsch hervorquellen, aber nicht so reichhaltig an Eisen, Salzen u. s. w. sind, als jenes, untersucht, und er macht hier die Leser auch mit den Resultaten dieser Nachforschungen bekannt. 17) *Wechselseitige Reduction des neuen französischen und des nürnbergischen Apothekergewichts*, von Schnaubert. Der Vf. hat auf diese Berechnung viel Fleiß gewendet, und die Leser, die über das Verhalten der größeren und kleineren Gewichte der einen Art gegen die der anderen Art belehrt seyn wollen, werden seine Arbeit mit Danke annehmen und benutzen. 18) *Chemische Kabinette und Tabellen*. Hr. Meyer, der diesen Aufsatz eingereicht hat, sagt uns, daß er im Begriffe sey, Tabellen herauszugeben, die für diejenigen, welche sich seine chemischen Probierkabinette angeschafft haben, sehr brauchbar seyn sollen. — Die Merkwürdigkeiten, die Hr. Tr. unter der Rubrik: *Auszüge aus Briefen*, in diesem Stücke angeführt hat, finden wir ziemlich unwichtig, und wünschen, daß er künftig alle Briefe, die so wenig Interesse für das pharmaceutische und chemische Publicum haben, wie die, aus welchen er hier etwas mittheilt, in seinem Pulte behalte.

*Zweytes Stück.* 1) *Verbesserungen des Medicinalwesens im Österreichischen*. Hr. Tr. theilt unter dieser Aufschrift einen Auszug aus dem vor 2 Jahren in Wien herausgekommenen *Gesetzbuche über Verbrechen und schwere Polizeyübertretungen*, gegen die Sicherheit des Lebens mit, inwiefern dieses durch unbefugte Ausübung der Arzney- und Wundarzneykunst, durch den Verkauf verbotener, oder schlecht bereiteter Heilmittel, durch Verwechselung der Arzneyen in den Apotheken u. s. w. in Gefahr kommen kann, und meldet uns, daß er einige Erinnerungen, die er zu einigen Paragraphen dieser Verordnung machen zu können glaubt, in der Folge den Lesern zum Besten geben wolle. 2) *Über die Agusterde*, von Trommsdorff und Pucholz. Die Vff. beweisen, daß der Beryll von Johannegeorgenstadt im sächsischen Erzgebirge keine eigenthümliche Erde in sich habe, daß das Educt, das Hr. Tr. ehemals unter dem sonderbaren Namen: Agusterde (oder Sansgeschmackerde, wie einer unserer Freunde dieses Wort zu über-

setzen pflegte,) aufgeführt hat, ein Product aus Phosphorsäure und Kalk sey, und daß das erwähnte Fossil eigentlich zu den Apatiten gehöre. 3) *Anleitung zur Bereitung des englischen Opodeldok*, von Michaelis und Thiemann. Dieses Arzneymittel ist, den Versuchen des Hn. Michaelis zufolge, eine mit etwas Kampfer, Ammoniac, Rosmarin- und Thymianöl vermischte Auflösung einer aus Natron und Talg bereiteten Seife in Weingeiste, und man kann sich dasselbe leicht selbst verfertigen, wenn man die so eben genannten Materien in einem schicklichen Verhältnisse, das Hr. M. angegeben hat, unter einander vereinigt. Hr. Thiemann hat, bey seinen Nachforschungen, fast dieselben Bestandtheile im Opodeldok entdeckt, doch ist er von dem Daseyn der Ammoniac in demselben nicht so überzeugt, als jener Vf. 4) *Prüfung der bertholletischen Methode, das Kali durch Hülfe des Weinalkohols rein darzustellen*, von Bucholz. Die hier beschriebenen Versuche lehren, daß sich das Kali, wenn man es auf die bertholletische Weise behandelt, wohl von allem Kohlenstoffe, so wie auch vom Kalke, Eisenoxyde und Schwefelsäure, aber nicht von aller Thonerde und Salzsäure (von welchen beiden Materien die letztere vielleicht im Kali zugegen gewesen seyn, die erstere aber einen Bestandtheil des zum Versuche gebrauchten Kalkes ausgemacht haben kann,) befreit und rein darstellen läßt. Wenn man sich also ein ganz reines Kali auf dem genannten Wege verschaffen will: so muß man, sagt Hr. B., Weinsteinlaugenfalz nehmen, und sich den zu dieser Arbeit nöthigen Kalk aus weißem Marmor oder aus Austerschaalen brennen u. s. w. 5) *Über die vortheilhafteste Abscheidungsart der concentrirten Essigsäure aus dem Bleyzucker*, von Ebendenselben. Wenn man diesen sauren Geist recht gut erhalten will, so muß man gegen 4 Pfund Bleyzucker eine Mischung von 18 Unzen, 5 Drachmen und 1 Skrupel Vitriolöl (von 1,880 Eigenschwere) und 24½ Unze Wasser nehmen und dann destilliren; man erhält so 4 Pfund Destillat, und aus diesem, durch die Rectification über 2 Unzen Bleyzucker, 62 Unzen Essigsäure, die völlig frey von Bley und Schwefelsäure ist, und welche die Hälfte ihres Gewichts reines Kali zu sättigen vermag. 6) *Beantwortung der Frage: Ist es vortheilhafter, durch die Sättigung des Kalis mit der auf vorstehende Art bereiteten Essigsäure das essigsaure Kali zu bilden, als durch die Sättigung mit destillirtem Essig?* von Ebendenselben. Aus der Berechnung, die der Vf. angestellt hat, scheint sich zu ergeben, daß man wohlfeiler zu seinem Zwecke gelangt, wenn man sich der aus Bleyzucker geschiedenen Säure zur Sättigung des Kali bedient, als wenn man vom destillirten Essig Gebrauch macht. Wir müssen indessen bekennen, daß uns jene Säure immer höher zu stehen gekommen ist, als der Vf. ihren Preis angiebt, und daß wir mittelst des destillirten Essigs immer ein sehr gutes geblätternes Weinstein Salz erhalten haben. 7) *Einige Versuche über die Natur des Eyweisses, nebst Bemerkungen über die Gallerte im Elute*, von Schnaubert. Der Vf. hat das Eyweiss, und auch das Gel-

Gelbe des Eyes, mit sauren und anderen Flüssigkeiten, sowohl in der Wärme als in der Kälte, vermischt, und die Erscheinungen, die sich hierbey, so wie bey anderen Versuchen, die besonders mit dem Eyweisse angestellt worden sind, zu erkennen gegeben haben, genau angemerkt und sorgfältig beschrieben. Er hat, bey der Vergleichung der Eigenschaften des sogenannten Eyweissstoffes, (den schon mehrere Naturforscher vom Eyweisse selbst sehr wohl unterschieden haben,) mit denen des Klebers und des fadenartigen Theils des Blutes, eine auffallende Ähnlichkeit unter diesen Materialien der organisirten Körper wahrgenommen, und er ist daher sehr geneigt, diese Principien für identisch, und den fadenartigen Theil für nichts weiter, als für geronnenen Eyweissstoff zu halten, der im Blute sehr fein zertheilt und gleichsam im Begriffe, sich abzusetzen und die Muskelfaser zu bilden, ist. Übrigens behauptet Hr. S., daß der Eyweissstoff nie rein in der Natur vorkomme, sondern immer mit Natron, oder mit anderen Substanzen verbunden sey, daß man ihn aber aus Eyweiss, durch die Behandlung desselben mit verstärktem Weingeiste und siedendem Wasser und durch die weitere Bearbeitung der so erhaltenen geronnenen Masse in einer Presse u. s. w. von allen ihm beygemischten Theilen scheiden und ganz rein darstellen könne. 8) *Neue Einrichtung der Thermolampe zum pharmaceutischen Gebrauche*, von Büniger. Dieser Vf. macht hier die Apotheker nur vorläufig auf das genannte Werkzeug, und auf die, wie er versichert, sehr gute Einrichtung, die er bey demselben getroffen hat, aufmerksam, verspricht aber, bald eine vollständigere Beschreibung desselben herauszugeben. Hr. B. hat auch einen aus 2 Cylindern bestehenden Windofen, in welchem man alle in einem solchen Ofen vorzunehmende Arbeiten verrichten und sich zugleich siedendes Wasser machen kann, erfunden, und er hat sich für verpflichtet gehalten, dieses Werkzeug, dessen Zusammensetzung er deutlich angiebt und durch eine Zeichnung erläutert, seinen Collegen bestens zu empfehlen. 9) *Chemische Analyse des Augits und des weissen Lepidoliths*. In dem Augit, der in der Gegend von Fulda vorkommt, hat der Vf. dieses Aufsatzes (vermuthlich Hr. Trommsdorff) 54 Theile Kieselerde, 6½ Theile Kalk, 14 Theile Talkerde, 3½ Theile Thonerde, 7 Theile Eisenoxyd und etwas über 5 Theile Kali, in dem weissen Lepidolith aus dem ruhlaer Revier aber 52 Theile Kieselerde, 31 Theile Thonerde, 8½ Theile Kalk, 4 Eisenoxyd und 7 Theile Kali gefunden. 10) *Auszüge aus Briefen*. Hr. Kastner hat in den unentwickelten Blattknospen des Ebereschensbaums denselben bitteren Bestandtheil angetroffen, der in den bitteren Mandeln zugegen ist. Man kann daher, wenn man gemeines Wasser über jene Knospen abzieht, ein Arzneimittel darstellen, das sich von dem Kirschchlor-

beerwasser fast gar nicht unterscheidet; Hr. Gellien versichert, daß er in der Senegawurzel einen eigenthümlichen näheren Bestandtheil entdeckt habe; Hr. Döbereiner urtheilt, daß das Verfahren, mittelst dessen man aus Bleyzucker Essigäther erhält, viel Vorsicht erfordere, wenn man sich ein reines und zum arzneylischen Gebrauche geschicktes Product verschaffen will; es sey ihm ein Fall bekannt, wo man durch einen so verfertigten Äther, der noch Bleytheilchen enthielt, einen Menschen fast ums Leben gebracht hätte; der essigsaure Kalk könne mit mehr Vortheil, als jenes metallische Salz, und auch ohne alle Gefahr, zur Abscheidung der zur Darstellung dieses Äthers bestimmten Säure angewendet werden, und er habe aus 18 Unzen trocknen essigsauren Kalks, 8 Unzen Vitriolöls und 12 Unzen Weinalkohols, 10 Unzen und 2 Drachmen reinen Äther erhalten; Hr. Poler hat aus 57 Pfunden nordhäuser Vitriolöls 9 Pfund flüchtiges Salz bekommen, das gleichsam lederartig, aber nicht hart, noch zerbrechlich, war; der nach dieser Rectification des Vitriolöls zurückgebliebene Totenkopf hatte weder Eisen, noch Kupfer in sich, er verhielt sich vielmehr wie Alaun, der wahrscheinlich seine Entstehung von den zur Destillation gebrauchten Gefäßen gehabt hat u. s. w. — Unter den aus französischen, holländischen u. s. w. Zeitschriften übersetzten Abhandlungen, die der Herausgeber in diesen Band seines Journals aufgenommen hat, kommen wieder einige vor, die der Übertragung in unsere Sprache entweder gar nicht werth waren, oder die sich wenigstens zu einer vollständigen Übersetzung nicht qualificirten, da sie, neben einigen eigenen Bemerkungen, sehr viel allgemein bekannte Dinge, z. B. vom Kakao, von der Schokolade, den spanischen Fliegen, dem weinsteinsäuren Kali u. s. w. enthalten. Wir bitten daher den Herausgeber recht sehr, daß er künftig den Wunsch, den wir schon mehrere Male geäußert, und neuerlich wiederholt haben, erfüllen, und besonders die nichts Merkwürdiges enthaltenden Vorreden und Einleitungen, die die Vff. bey mehreren Abhandlungen anzubringen für gut gefunden haben, ferner die weitläufigen Unschreibungen, die hier und da angebracht sind, die aber eine an sich deutliche Sache nicht erläutern können, (so sind z. B. S. 212, 2 St. einige Salze, die jeder Leser kennt, wenn man sie unter den gewöhnlichen Namen aufführt, unter mehreren Namen, die zusammen 7 oder 8 Worte ausmachen, und der Alaun gar unter 4 Namen, die zusammen 12 Worte ausmachen, aufgeführt, u. s. w.) wegzureichen, und die Fehler, die zuweilen ein Mitarbeiter begeht, und die von Unachtsamkeit oder von Unwissenheit zeugen, (z. B. 1 St. S. 87 u. 97 Z. 21, 22 S. 101 Ann. wo statt Schwefelsäure geheimer Salmiak stehen sollte u. s. w.) verbessern möge.

5X.

#### KLEINE SCHRIFTEN.

CHEMIE. Nürnberg, in d. Steinischen Buchh.: *Der praktische Waid- und Schönfärber*, oder: *aus eigener Erfahrung mitgetheilte Geheimnisse der Färbekunst auf Wollen und Leinen*. Von Joseph Mollenhauer, praktischem Färber in Fuld. 1804. 83 S. 8. (6 gr.) Der Vf. dieser Schrift wird für die Mittheilung der hier als

Geheimnisse bekannt gemachten Färberecepte nicht viel Dank einzuwenden haben, indem der praktische Färber darin nichts findet, was ihm nicht schon bekannt ist oder aus andern Färberecepten zu Theil ward; füglich hätten daher diese Bogen ungedruckt bleiben können.

y+y



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 A U G U S T 1 8 0 5.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Brauer: *Predigtentwürfe über die Sonn- und festtäglichen Evangelia und andere biblischen Texte* von Rudolph Jänisch, Pastorn an der Hauptkirche zu St. Katharinen und Scholarchen in Hamburg. *Siebenter Jahrgang.* 308 S. gr. 8. (16 gr.)

Es sind nicht sowohl Predigtentwürfe, als vielmehr Predigtfragmente, die der Vf. Amtshalber drucken läßt. Sie verdienen es im Ganzen wohl, den zahlreichen Sammlungen seiner Amtsgenossen und Amtsverweiser, auch den seines unmittelbaren Vorgängers, an die Seite gestellt zu werden; außerdem aber haben sie mehr Mängel als Vorzüge an sich. Letztere bestehen eigentlich nur darin, daß der Vf. sich alles unfruchtbaren Dogmatizirens und nachtheiligen Polemizirens enthält, und solche Materien auszuwählen fortfährt, die wirklich für die Kanzel gehören. Hin und wieder ist doch ein Mißgriff geschehen, z. B. am 4 Epiphaniast. *Stürme und Ungewitter als Herolde der Größe unseres* (gleichsam von den Juden angeerbten Volks-) *Gottes.* Am 1 Osterf. Wie wichtig der Glaube an die Auferstehung Jesu sey: 1) Für unseren Glauben *ans Christenthum* überhaupt; 2) für unsere Erwartungen jenseits des Grabes insonderheit. Am 2 Osterf. Ohne Hoffnung für ein anderes Leben ist gerade der Christ (der insofern schon kein Christ ist) äußerst unglücklich, wo auch der, vom Vf. gewählte, Text 1 Cor. 15, 19 das gar nicht sagt, was er aus ihm herleitet; indem *μόνον* nicht auf *ἐν τῇ ζωῇ ταύτῃ* zurück geht, sondern zu *ἐι ἡλικιώτες ἐσμέν ἐν Χριστῷ* gehört. Am Johannist. Über das Verhältniß der mosaischen- und christlichen Religion zu einander: 1) die mosaische Religionsverfassung sollte die Welt auf die vollkommnere Religion des Christenthums vorbereiten, — welches sich höchstens denen sagen ließe, die, wie die Galater, von dem Christenthum zum Judenthum zurücktreten möchten. Am 4 Adv. Der, vielen Christen zu ihrer eigenen Schande unbekannte Gott: 1) Gott hat sich uns hinreichend und auf das deutlichste geoffenbaret a) durch die Natur und Vernunft b) noch vollständiger — durch die nähere Offenbarung in der heiligen Schrift; 2) dennoch ist er vielen Christen fast ganz unbekannt; 3) dies aber gereicht zu ihrer eigenen großen Schande. Aus dieser Einthei-

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

lung läßt sich zugleich der Werth abnehmen, welcher diesen Blättern, als *Predigtentwürfen*, zukommt. Der angeblich 2te Theil der Predigt ist oft nur ein Anhang zum 1sten, z. B. S. 9. 17. 25. 29. 33. 93. 162. 233. 257; oft vertritt dagegen der 1ste Theil die Stelle des gleichwohl vorangeschickten Eingangs, z. B. S. 13. 41. 54. 145. 185. 261. Thema oder Eintheilung ist häufig so unrichtig angegeben, daß jenes mit dieser wiederum verschwindet, z. B. S. 225. 249. 281, wenn es nicht, wie S. 133 von selbst ausbleibt. Auch die Theile heben sich nicht selten einander auf, z. B. S. 165. 198. 230; oder sie stehen, wie S. 136 in einem ungleichen Verhältniß gegen einander, oder, z. B. S. 37. 205 in umgekehrter Ordnung. Bey solchen Verstößen wider die Logik läßt sich hier keine philosophische Präcision des Vortrags erwarten. Sie findet sich da am wenigsten, wo sie am meisten erforderlich gewesen wäre, z. B. in der Predigt: Gott kann die Anschläge der Bosheit bald zunichte machen, in den beiden Osterpredigten u. a. Am Sonnt. Miser. Dom. will Hr. J. zeigen: Muthige Aufopferung des Lebens 1) ist in *manchen* Fällen Pflicht; 2) und dann ungemein edel und ehrwürdig. Auf die Frage: in *welchen* Fällen? antwortet er, 1) da, wo unser Beruf und *unsere Bestimmung* es fodert; 2) wo *das Wohl unserer Brüder* es fodert; 3) wo Wahrheit und Tugend es fodern. Am Sonnt. Septuag. spricht er über die Pflicht der Genügsamkeit und Zufriedenheit, wie sie (*diese Pflicht*) 1) für uns ein wirklich großer Gewinn, und *daher* 2) in sich selbst äußerst vernunftmäßig ist. Es fehlt also diesen Predigtauszügen, bey allem Bestreben des Vf., sich deutlich zu machen, auch an wahrer Popularität. Die Schreibart ist im Ganzen ungebildet, weitschweifig und trocken, und stellenweise ganz incorrect; wie man denn dem Vf. auch seine Orthographie; das einzige, was er von J. M. Göze angenommen zu haben scheint, streitig machen dürfte. Erschöpft ist in diesem Jahrgange kein einziges Thema, auch nicht das speciellste, z. B. am Bußtage, oder das, wobey sich Hr. J. lediglich an den, deshalb zusammengesetzten, Text hat halten wollen, wie am Charfreitage. In der 2ten Fastenpredigt kommt S. 59 eine historisch unrichtige Erklärung vor. Die Casualrede: was kann den Menschen dahin bringen, sich an dem Leben seiner Mitmenschen zu vergreifen? entfernt sich, je näher sie zum Schluß kommt, desto weiter von der Pastoralklugheit. Für den Kanzelvortrag ist auch die nicht geeignet: von dem

dem unleugbar großen Nutzen öffentlicher Armenanstalten für — den Staat. T.

BREMEN, b. Seiffert: *Beiträge zur Erweckung und Belebung christlicher Andachtsfreude und zur Bildung eines redlichen Herzens*. Predigten und kürzere Aufsätze von J. H. von Aschen, Prediger in Bremen. 1804. 368 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Auch unter dem Titel:

*Betrachtungen über Gegenstände der christlichen Sittenlehre, welche in unserem Zeitalter vorzüglich Beherzigung verdienen etc.* Erster Theil.

Diese Betrachtungen handeln vorzüglich von dem Werthe der christlichen Andachtsübungen überhaupt und der öffentlichen Gottesverehrungen insonderheit, von Gebetserhörnung, Aufrichtigkeit vor Gott, gegen Menschen, und von dem Eid. Es wird darin viel Rücksicht auf das Eigenthümliche des Christenthums genommen. Sie sind mit Wärme und Beredsamkeit geschrieben, und nicht ohne Gründlichkeit und Ordnung, doch hie und da etwas zu wortreich, und als Predigten, selbst zu sachreich. In einem Theile der ersten z. B. werden alle mögliche Arten der Andachtsübungen angegeben, und in dem anderen, worin zur fleissigen Abwartung derselben ermuntert wird, ist die Ausführung folgende: Ihr müßt fleissig seyn in der, jener und in allen diesen Arten von Andachtsübungen, die nun alle wieder erwähnt werden. Dies muß dem Zuhörer und selbst dem Leser langweilig werden. Unter Gebetserhörnung hätte der Vf. nach Rec. Wunsch, jeden Nutzen verstehen sollen, den ein wohlengerichtetes Gebet hat, so würde er richtiger und bestimmter darüber gesprochen haben. Als Ermunterung zum fleissigeren Besuch der Kirche hätte der Grund eindringlicher vorgestellt werden sollen, daß das Christenthum durchaus ein fleissiges öffentliches Bekenntniß zu Christo fodert, und daß Jesus seine Absichten vornehmlich durch Zusammenkünfte seiner Jünger hat erreichen wollen, sie ohne diese gar nicht erreichen kann; ein Reich stiften wollte, welches ohne Zusammenhalten und Versammlungen derselben nicht möglich ist. Die Aufrichtigkeit hätte nicht, wie gewöhnlich, als Übereinstimmung des Äusseren mit dem Inneren beschrieben werden sollen, denn diese Übereinstimmung ist nicht immer eine Tugend; dabey fände auch, wenn sie immer gefodert werden sollte, keine Verbesserung des Inneren statt. — Richtiger versteht man dadurch das Verhalten, worin das Äussere mit dem zusammenstimmt, wie man innerlich theils ist, theils doch zu seyn wünscht. So ist z. B. der schon aufrichtig, der, wenn er auch noch Rachsucht in seinem Inneren empfindet, doch für seine Feinde betet, weil er wünscht, von Rachsucht eben dadurch immer mehr befreiet zu werden, und sich so zu stimmen, daß er von ganzem Herzen seinen Feinden Gutes wünschen könnte, ob er es gleich noch nicht kann. Wie alles das, was der Vf. aus der Aufrichtigkeit herlei-

tet, aus ihr fliesse, ist nicht ganz deutlich gezeigt worden. Über den Eid (warum *Eid schwören*?) wird sehr viel Wahres und Beherzigenswerthes gesagt, wie denn überhaupt diese Schrift den bessern Erbauungsbüchern für etwas gebildete Christen beyzuzählen ist. Daher wir ihr viele Leser wünschen, und es gerne sehen werden, wenn Verfasser und Verleger durch hinlänglichen Absatz in Stand gesetzt sind, auch den versprochenen zweyten Theil dieser Betrachtungen zu liefern. Df.

FRAG, b. Widtmann: *Kürzere Kanzelvorträge auf alle Sonntage eines ganzen Jahrs*, zum Gebrauch für die (?) Seelforger (?) besonders auf dem Lande, von Michael Kajetan Hermann, Pfarrer zu Dehlau. Erster Jahrgang. I Th. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. 1804. 410 S. II Th. 1802. 395 S. Zweyter Jahrgang. I Th. 636 S. II Th. 368 S. 1804. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Diese Vorträge haben fast alle gewöhnlichen Eigenschaften guter Predigten fürs Landvolk. Sie sind populär, plan und verständlich, mit biblischen Erzählungen, Exempeln und Sprüchen reichlich ausgestattet, voll Gütherzigkeit und Wärme, gefunder Einfälle und Gemeinprüche, geschickter Wendungen und Darstellungen, so daß es nicht zu verwundern ist, wenn ein schleuniger Absatz eine zweyte Auflage, wie der Vf. versichert, erforderte. Wenn es aber auch unter dem Landvolke Menschen giebt, die selbst denken; und das Feine, Edle und Schöne eines Vortrags empfinden, und Nahrung für Geist und Herz zugleich suchen; wenn die Zahl dieser Menschen durch immer häufigere Lectüre, und durch Umgang mit gebildeten Menschen, sich täglich vermehrt: so möchten diese Predigten wohl in der Länge ihr Glück unter den Landleuten nicht machen. Und für Prediger auf dem Lande sind sie sogar, laut des Titels, bestimmt? Für aufgeklärte und geschmackvolle gewiß nicht. Diese werden nicht leicht Eine ohne Anstoß lesen, viel weniger sich entschliessen können, davon Gebrauch zu machen. Für unaufgeklärte und geschmacklose mögen sie noch seyn. Aber diese werden durch sie für ihre Bildung nichts gewinnen. Übrigens sind die Gedanken nicht überall richtig: Wir sollen nichts erwarten, was mit Gottes Weisheit nicht übereinstimmt. (Wie wissen wir dies?) Die Hoffnung, die sich auf Gott stützt, soll sich bloß auf seine Macht und Güte gründen? (Hat dazu die Weisheit nichts zu sagen?) Die Beyspiele sind oft sehr unpassend; das Lob Alexanders, das Cäsar gelesen habe, sey von guter Wirkung gewesen. (Daß Cäsar viele hundert Städte zerstückte, und Millionen von Menschen schlachtete? Und was wissen die Landleute von Alexander und Cäsar?) An unschicklichen Ausdrücken fehlt es auch nicht: Millionär, Metaphysik, Realisirung, Kornjude. Und welch ein schlechter Exeget der Vf. sey, lehrt unter anderen die Erklärung der Versuchungsgeschichte Christi, wo der Satan seine Rolle trefflich spielt.

LEIPZIG, b. Crusius: *Andachtsbuch einer christlichen Familie auf alle Tage im Jahre über biblische Sprüche oder erbauliche Liederverse* von Jacob Gaupp, drittem evangel. Prediger zu Grotz-Glogau. 1804. 917 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

An Schriften dieser Art ist bekanntlich kein Mangel, und es scheint ein neues *Erbauungsbuch auf alle Tage des Jahres* bey seiner Einführung in das Publicum einiger Entschuldigung zu bedürfen. Der Vf. glaubt sie dem seinigen zu geben, wenn er in der Vorrede sagt: „Der Geschmack und die religiösen Bedürfnisse der Menschen sind zu vielseitig, die Anzahl der Freunde der Religion und einer vernünftigen Andacht ist (auch) zu groß, als daß nicht mehrere Bücher von einer Art neben einander sollten bestehen können. — Wir wollen diese Rechtfertigung um so bereitwilliger als gültig annehmen, da das vorliegende Buch, ob es wohl im Allgemeinen den Ton der gewöhnlichen Erbauungsschriften der Art ebenfalls anstimmt, sich gleichwohl dadurch unterscheidet, daß der Vf. es nicht auf Erbauung im engeren Sinn, sondern mehr auf Belehrung und Weckung des Nachdenkens über die wichtigeren christlichen Glaubenswahrheiten und Sittenvorschriften angelegt hat. Die Betrachtungen stehen darum in einer gewissen systematischen Verbindung und folgen in ihrem Gange dem „*kleinen Auszuge aus der heiligen Schrift*“, der in den schlesischen Kirchen und Schulen eingeführt ist. Ihren Geist, namentlich in dogmatischer Rücksicht, darf man sich etwa eben so denken, wie man ihn in den besseren *Älteren* Lehrbüchern der protestantischen Kirche anzutreffen gewohnt ist. — Die kleinen Aufsätze — die meisten nehmen *zwey* gedruckte Seiten ein, und über jedem steht ein Bibelspruch oder Liedervers — aus welchen das Buch zusammengesetzt ist, scheinen dem Rec. nach Gehalt und Sprache ungleich zu seyn. Wenn in einigen (wie S. 105. 109) das Raisonement oberflächlich erscheint, und nicht selten (wie S. 323) die Consequenz, wenigstens der Hauptsätze, nicht genug ins Auge springt; wenn in anderen der schon ganz abgetretene asketische Weg wieder eingeschlagen wird; wenn besonders gewisse kirchliche Dogmen allzusehr in der dürftigen und veralteten Compendienmanier aufgestellt und beglaubigt werden; wenn der sogenannte Wunderbeweis mit besonderer Wichtigkeit vorangesetzt und ausgeführt wird, dagegen andere, z. B. jener Joh. 7. 16—17 angedeutete sehr populäre Beglaubigungsgrund der Lehre Jesu, mindestens in den Hintergrund gestellt werden; wenn mehrere Betrachtungen aus dem Umfang der Sittenlehre durch schärfere Anwendung der Philosophie und durch concentrirte Ideenfolge, bedeutend gewinnen würden, und wenn hie und da die zum Grund gelegten Bibelfellen (wie S. 101) nicht glücklich gewählt seyn möchten; so findet man doch in vielen dieser Aufsätze zu solchem Tadel keine Veranlassung, und in den meisten spricht sich jener gute Sinn, der auf das Verstehen und Festhalten der biblischen

Religionserkenntniß dringt, um dadurch dem inneren Gemüth des selbstbewußten Menschen Leben und Besonnenheit, den sittlichen Grundätzen einen fruchtbaren Boden zu geben, vernehmlich genug aus. — Die asketische Sprache dieser Schrift ist im Ganzen würdig und angemessen; zuweilen stört ein Ausdruck aus der veralteten Terminologie der Asketik: auch können wir den Gebrauch mancher unschicklichen Worte (z. B. Hurenglieder S. 454) nicht gut heißen. Wenn S. 451 von den „Zeugen der süßen köstlichen Liebe“ die Rede ist, so scheint dies gegen jene Delicatesse zu verstoßen, deren keine Grenzlinie am wenigsten der asketische Schriftsteller verkennen darf.

NA.

BAIREUTH, b. Lübeck's Erben: *Der Landprediger am Altar und Krankenbette*, eine Sammlung kleiner geistlicher Reden auf allerley nur immer vorkommende Fälle, als ein Versuch, vor einer Landgemeinde faßlich und erbaulich zu reden. Herausgegeben von Wolfgang Hieronymus Bayerdörfer, Pfarrer zu Aßalterthal. *Erster Theil*. (Neue Ausgabe). 1797. 411 S. *Zweiter Theil*. 1794. 360 S. *Dritter Theil*. Herausgegeben von Johann Ludwig Wilhelm Scherer, Prediger zu Echzell im Hessen-Darmstädtischen. 1802. VIII und 374 S. *Vierter Theil*. 1804. IV und 352 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.) (Der dritte und vierte Theil haben den beygelegten Titel: *Der Stadt- und Landprediger, eine Sammlung geistlicher Reden etc.* I und II Theil.)

Der sel. Bayerdörfer gesteht selbst in der Vorrede, daß die neue Auflage des *ersten Theils* „nicht sowohl dem wahren Werth seiner Arbeit, als der gültigen Rücksicht — des theologischen Publicums auf seine redliche Absicht zuzuschreiben-sey. Er hat damit seinem Recens. einen nicht unrichtigen Gesichtspunkt für die Beurtheilung angegeben. Des Vf. redlicher Wille und frommer Eifer sind in seinen Arbeiten unverkennbar; aber es fehlt durchgängig an geläuterten dogmatischen Begriffen, und, so wie er sie hatte und seinen Lesern giebt, vermißt man die originelle Anwendung und geschmackvolle Darstellung derselben. Auf welcher Stufe der theologischen, wie der Geschmacks-Bildung der Vf. stand, davon führt Rec. *zwey* Stellen zur Probe an. In einer Krankenbesuchsrede kommen die Worte vor: „In jener Nacht, vor seinem ewig denkwürdigen Todestage, stand Jesus unser Mittler vor dem göttlichen Gerichte, und übernahm von seinem Vater die schwere Last aller Welt Sünden, und ihre schrecklichen Strafen“ etc. und in der Rede bey Beerdigung eines Kindes: — „die Verstorbene, in Liebesprache unsere *Mutter* (sic!) genannt“ etc. — Die sehr häufig angebrachten Liederverselein sind aus ganz veralteten Liedern genommen. — Dem *zweiten Theile* sind „Vorschläge“ angehängt, wie ein Prediger mit Schwermüthigen und Angefochtenen umzugehen habe; und hier wird man aus vielen Worten auch zweckmäßige und anwendbare Ideen herausfinden.

Im

Im Wesen, wie im Ton contrastirend mit jenen ersten, sind die von Hn. Scherer besorgten folgenden Theile. Wenn jene für den heutigen denkenden Prediger im Grunde nur den historischen Werth haben, daß er daraus die in tausend Schriften gangbare asketische Sprache aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und zugleich einen wohlmeinenden Geistlichen an dem Vf. kennen lernt: so wird er hier, unter verschiedenartigen Beyträgen mehrerer Vff., häufiger auf solche stoßen, die eine gesunde und der jetzigen Zeit angemessene Nahrung für den Geist geben, und denen, die einmal nicht auf eigenen Füßen stehen und gehen können, zu einiger Ermunterung und Stärkung empfohlen werden dürfen. Dem Herausgeber wird das hieher gehörige Publicum vermuthlich am meisten für seine *Altargebete* danken, da gerade in diesem, sich von mehr als einer Seite empfehlenden Fache der Liturgik am wenigsten vorgearbeitet ist. Die von ihm mitgetheilten Gebete haben in einzelnen Stellen Schwung und Kraft; im Ganzen sind sie etwas wortreich und im Ausdruck hie und da vernachlässigt. Das Gebet am Neujahrsfest hebt z. B. mit folgenden etwas abgenutzten Phrasen an:

Schon ist ein Theil des Erdenwallens

Von uns vollendet wieder.

Ins Meer der Zeit ist's alte Jahr geschwommen,

Ein neues ist herangerückt u. s. w.

Am vorzüglichsten haben Rec. die Gebete am Osterfest geschienen. In den ähnlichen Gebeten und Liedern eines Hn. *Carriere* erkennt man nichts so deutlich, als die Vorbilder, denen der Vf. nachstrebt.

Eine ins Einzelne gehende Kritik der hier gelieferten Predigten, Predigtentwürfe, u. s. w. müssen wir Prediger-Journalen überlassen. Rec. setzt nur noch einige Anmerkungen hinzu. Im Allgemeinen

zeichnen sich die Arbeiten des Herausgebers, der Hn. *Palmer*, *Böhme*, *Beckhaus*, *Breitenstein* — durch Neuheit der Ansichten, durch Gedankenreichthum, wie durch zweckmäßige Darstellung aus. Andere Mitarbeiter entstellen ihre sonst lobenswerthen Beyträge durch Mängel, denen sie bey vernachlässigtem Fleiß und bey Festhaltung des nothwendigen Zwecks jeder religiösen Rede abhelfen könnten. Die Gebete des Hn. *Thurn* (z. B. III Th. S. 70) sind steif und trocken, und ermangeln ganz jener Natürlichkeit und Herzlichkeit, der unerlässlichen Eigenschaften für jedes achte Gebet. — Ein Hr. *E—g—s* gefällt sich in hochtrabenden und nicht selten leeren Redensarten. An dem Sarge eines Candidaten ruft er unter Andern aus: „Wir schwören, Schlummerer, (?) bey deiner Todesblasse der Tugend Treue, die das Dunkel der Gräber lichtet u. s. w. — Ein Hr. *Sommer* redet in einer Confirmationsrede von dem „Jubiläum der Kindheit, dem Adel der Menschheit und Vernunft“ — schwerlich verständlich für die Confirmanden. — Hr. *Engels* ermüdet sich und die Leser durch gehäufte und noch dazu verbrauchte Bilder, z. B. „der schattigte Baum winkt dem müden Wanderer, der Hafen dem von Wellen gepeitschten Schiffer, die Freyheit dem Gefesselten und so — reicht jene Welt dem Müden die Schale der Erquickung und Labung dar etc. — Die Participialconstruction — „das höchste Lebensziel erreicht, sehnte er sich nach Ruhe“ oder: — „auf der Erde ausgefungen, singt er jetzt ein himmlisches Lied“ ist völlig undeutlich.

Rec. glaubt durch diese Ausstellungen, die er mit anderen vermehren könnte, den Wunsch hinlänglich motivirt zu haben, daß der Herausgeber in Absicht auf manche unreife Beyträge seiner Mitarbeiter künftig mit mehr Strenge verfahren möge! N A.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

ERBAUUNGSCHRIFTEN. Mannheim, b. Schwan und Götz: *Religionsvorträge, bey besondern Verfassungen im Cabinet der Frau Erbprinzeßin von Thurn und Taxis, und bey ihrer öffentlichen Gottesverehrung gehalten*, von Georg Heinrich Lang, Herzoglichem Meklenburg-Schwerinschem und Hochfürstlich Thurn und Taxischem Kirchenrathe und Hofprediger. Erste Sammlung. 1804. 225 S. 8. (18 gr.) Diese Predigten haben, bey einzelnen Mängeln, große Vorzüge. Der Vf. besitzt die Kunst im hohen Grade, local, passend und eindringend zu reden. Sein Geist ist reich an Darstellungen und Wendungen, sein Herz ergießt sich in sanften Gefühlen, und sein heller Religionsblick macht seinen Vortrag zu einer lehrreichen und interessanten Lecture. Die biblischen Stellen weiß er geschmackvoll zu benutzen. Er versetzt sich mit Leichtigkeit in den Geist der Andacht und theilt sie mit. Bey diesen Vorzügen sey es dem Rec. vergönnt, auf einige Mängel aufmerksam zu machen. S. 17 fand er einen unschmackhaften Ausdruck: *Für den Glauben an Gott noch nicht die Schale eines Getränks bekommen haben, dessen Geist längst ausgekautet ist*. S. 18 war ihm die Bemerkung auffallend, daß Gott die Weltmaschine nicht in angestörter Ordnung und ungeschwächter Kraft spielen lassen solle. Wie kommen S. 20 die weniger, auserwählten Menschen in die Reihe der Undankbaren und Boshaften? Nach S. 21 kann Gott nicht Verzicht thun. Worauf? Auf die Dankbarkeit? Oder auf die daraus entspringende Freude? die aber der Vf. unmittelbar vorher ihm abgesprochen hat. Wie

kann S. 46 die Vorsehung der Erfolg einer geglückten oder verunglückten Reise seyn? Manche Predigten scheinen uns zu complimentenreich, und die Anrede, *Durchlaucht*, sollte bey dergleichen Gelegenheiten billig wegfallen. Die Perioden sind hie und da zu gedehnt und schleppend. ☐

Leipzig, b. Crusius: *Homilien über einige Sonntagsevangelia*. Herausgegeben von M. Philipp Rosenmüller, Diaconus in Wiehe und Pastor in Garnbach. 1 Band. 1804. 138 S. 8. (12 gr.) Der Vf. dieser Homilien, Hr. R., ein für's Gute sehr thätiger Mann, zeigt sich auch so in diesen Vorträgen. Als Erstlinge eines jungen Predigers sind sie um so mehr mit Nachsicht zu beurtheilen, da sie uns eine gültige Bürgschaft leisten für das, was in Zukunft, in diesem Fache, von ihm zu erwarten ist. Er wird gewiß bald selbst einsehen: daß man mit weniger Aufwand von Worten und doch lichtvoller und kräftiger seinen Text behandeln kann; daß es auch in Homilien nicht darauf ankommt, jede Zeile des Textes mit einer Nutzenanwendung auszustatten, sondern die Hauptmomente auszuheben und lehrreich zu machen. Dann wird gewiß die Fortsetzung seiner Homilien, besonders über die Episteln, wo wir, aus begreiflichen Ursachen, — viele Episteln eignen sich ganz und gar nicht zu solchen Vorträgen — wenige Arbeiten dieser Art haben, von dem Publicum, für welches er arbeitet, gern aufgenommen werden. Möchte nur die Vorsehung ihm bald einen anderen Wirkungskreis anweisen, wo er sorgentfreyer an seiner Ausbildung arbeiten, und mit seinen, nicht gemeinen Prediger-Talenten, Nutzen stiften könnte! J J.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 A U G U S T, 1805.

## MATHEMATIK.

PARIS, b. Courcier: *Connaissance des Temps, ou des mouvements célestes, à l'usage des Astronomes et des navigateurs. Pour l'an XIV de l'ère de la République française.* Publiée par le Bureau des Longitudes. Nivose, an XII (1804). 512 S. gr. 8. (2 Fr. et avec les additions 4 Fr.)

Unter allen astronomischen Jahrbüchern ist dieses das älteste. Es erschien zuerst unter Picard im J. 1679. Uns J. 1760 erhielt La Lande die Redaction. Späterhin erhielt sie Saurat (1776), Mechain (1788), und endlich das Bureau der Meereslänge 1793. Seit 1796 bis jetzt hat aber La Lande wieder den meisten Antheil an der Herausgabe. — Das Bureau der Meereslänge, auf dessen Ordre die *Connaissance des Temps* erscheint, besteht aus folgenden Mitgliedern: La Grange, La Place sind als Geometer dabey, La Lande, Mechain (seit der Zeit gestorben in Barcellona) De Lambre und Messier als Astronomen, Fleurieu und Bougainville als alte Seefahrer, Buache als Geograph, Caroché als Mechaniker, Chabert und Prony sind überzählig. Le François La Lande, Bouvard und Burkhart sind Adjuncte.

Die C. d. T. hat zwey Abschnitte. Der erste ist der Kalender bis Seite 232. Der zweyte bis 512 enthält astronomische Abhandlungen und Tafeln. Die erste Seite jedes Monats zeigt den Auf- und Untergang von Sonne und Mond für Paris. Die zweyte enthält die Länge der Sonne, ihre gerade Aufsteigung und Abweichung nebst der Zeitgleichung. Die dritte Länge und Breite des Mondes von 12 zu 12 Stunden. Die vierte seine gerade Aufsteigung von 12 zu 12 Stunden, und seine Abweichung von 6 zu 6. Die fünfte seine horizontale Ortsverrückung von 12 zu 12 Stunden, und seinen halben Durchmesser. Ausserdem findet man hier noch die nahen Zusammenkünfte des Mondes und der Planeten mit Sternen. Die sechste Seite enthält die Orte der Planeten. Ceres und Pallas sind hier noch nicht eingeführt, — Uranus steht hier unter dem Namen *Herschel*. Wenn La Lande noch länger lebt, so kommen die übrigen auch wohl unter dem Namen, *Piazzi*, *Olbers* und *Harding* hinein. — Die siebente und achte Seite enthalten die Stellungen und Verfinsterungen der Jupiters-Trabanten. Die vier letzten Seiten jedes Monats enthalten die Abstände des Mondes von der Sonne, *Antares*,  $\alpha$  im Adler, *Fomalhaut*,  $\alpha$  im Pegasus,  $\alpha$  im Widder, *Aldebaran*, *Pollux* und *Regulus*.

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

lus. Diese Mondabstände geben der *Connaissance des Temps* einen entschiedenen Vorzug vor den übrigen astronomischen Jahrbüchern, weil diese sich bey ihren Rechnungen noch der alten Mondtafeln von *Mason* bedienen, hingegen alle Abstände in der *Connaissance des Temps* nach den neuen vortrefflichen Mondtafeln von *Bürg* berechnet werden, wobey noch zugleich auf die neuentdeckten Gleichungen von *La Place* Rücksicht genommen wird. — Dann kommen Tafeln für die Strahlenbrechung, für die Verwandelung der Bogen in Zeit, und ein Verzeichniß von 600 der vorzüglichsten Sterne von *Le François La Lande*. Darauf folgt eine Tafel, welche die Länge und Breite von 1300 der vorzüglichsten Städte über die ganze Erde angiebt, von *Buache* aufs neue durchgesehen. Den Beschluß machen 16 Seiten Erklärung über die Einrichtung und den Gebrauch des Jahrbuchs und der Tafeln.

Dieser erste Theil wird einzeln für die Seefahrer verkauft, und bleibt jedes Jahr derselbe bis auf geringe Abänderungen. Wir haben deswegen den Inhalt dieses Theils so ausführlich angegeben, damit wir uns bey der Anzeige der künftigen Jahrgänge desto kürzer fassen können.

Bey den geraden Aufsteigungen des Sternverzeichnisses hat man durchaus 4 Sec. hinzugefügt. Man scheint also in Frankreich mit dieser Correction des Hn. *Maskelyne*, über die man so viel gestritten hat, jetzt einverstanden zu seyn. Bey den Sternbedeckungen vom Monde hat man den Unterschied in der scheinbaren Breite des Sterns und des Mittelpunkts des Mondes für den Augenblick des Austritts angegeben. Dieses ist sehr zweckmäfsig, weil, wenn der Beobachter den Punkt auf dem Mondrande nicht vorher weifs, wo der Stern herauskommt, er den Austritt leicht um mehrere Secunden verfehlt. Zugleich sind alle Sternbedeckungen angegeben, so bald der Stern nicht kleiner ist als vierte Gröfse. — Diese sehr zweckmäfsigen Einrichtungen machen das Jahrbuch beynah für jeden Astronomen unentbehrlich. — Die C. d. T. wird an die berühmtesten Astronomen umsonst vom Bureau der Meereslänge vertheilt.

Den Beschluß des ersten Theils macht eine Anzeige der höchsten Fluthen fürs Jahr 14 nach der Theorie von *La Place*. Dieses hat Veranlassung zu einem Artikel in den französischen Zeitungen gegeben, der ungefähr so abgefaßt war, als ob *La Place's* Theorie eine neue Erfindung wäre, wodurch man die hohen Fluthen vorher wissen könnte. Indefs ist

Uu

es

es weiter nichts als die alte Newtonsche Theorie von Ebbe und Fluth, berechnet nach dem gewöhnlichen Mondlauf. Da die Richtung des Windes auf die Fluth einen so grossen Einfluss hat, und sich diese nicht voraus bestimmen lässt, so kann an einem Tage, wo hohe Fluth angezeigt ist, gerade sehr niedrige seyn, und so umgekehrt. — Ubrigens ist es bekannt, welche Verdienste sich *La Place* um die Mondtheorie erworben hat, und es ist auch sehr gut, es vorher anzuzeigen, wann die anziehenden Kräfte von Sonne und Mond ihr Maximum haben; nur hätten die Pariser Journalisten und nach ihnen die Deutschen etwas nicht für eine neue Erfindung sollen ausgeben, was man vor hundert Jahren schon wusste.

Alle Zeitangaben in der *C. d. T.* sind nicht nach dem Decimalsystem, eben so wenig ist die Kreistheilung nach diesem System. *La Lande* soll nie sehr dafür gewesen seyn, und man scheint es beym blossen Decretiren bewenden zu lassen. Alle Uhren auf der National - Sternwarte (jetzt wirkl. kaiserlichen Sternwarte) und auf der der Kriegsschule gehen nach alter Zeit. Es scheint den Franzosen an Beharrlichkeit und Kraft zu fehlen, um eine so grosse Veränderung durchzuführen. Jetzt war der rechte Moment gekommen. Die beobachtende Astronomie war durch die Einführung der ganzen Kreise eben so revolutionirt wie zu *Braults* Zeiten. Die mit den älteren Instrumenten gemachten Beobachtungen konnte man ohnehin nicht gebrauchen; weil sie nicht die Genauigkeit der neuen hatten. Gab man nun den neuen Instrumenten durchaus Decimaltheilung, so war in zehn Jahren wieder die alte Harmonie unter den Beobachtungen. — Doch scheint es, als wenn die Ausführung der grossen Ideen, welche in der Revolution geweckt wurden, einem anderen Volke vorbehalten wären, das weniger leichtsinnig, weniger veränderlich und weniger plaudernd ist, als das französische:

— — — Worte sind Beute des Sturms;

Im Kampf mit dem eisernen Schicksal,  
Siegt nur die rüstige That.

Indefs werden die Keime nicht wieder verloren gehen, und wenn in Frankreich der Boden zu schlecht war, auf den sie fielen, so dürfen wir hoffen, dass sie unter anderen Völkern, zwar langsam, aber desto fröhlicher gedeihen werden.

Der zweyte Theil der *C. d. T.* enthält folgende Abhandlungen: 1) Bemerkungen über die Stunden tafeln, von *La Lande*. 2) Beobachtungen über den Cometen von 1802, von *Messier*. 3) Tafeln für die Abirring des Lichts und das Schwanken der Erdachse für 140 Sterne. 4) Ein Sternkatalog von 148 Sternen, von *Vidal*. 5) Formeln um die scheinbaren Mondabstände in wahre zu verwandeln, von *Delambre*, (nebst mehreren Tafeln). 6) Geschichte der Astronomie fürs Jahr X (1802), von *La Lande*. Es sey uns erlaubt hier einiges daraus anzuführen. So wie im vorigen Jahr die Geschichte der Astronomie mit der Entdeckung der Ceres anfang, so fängt sie jetzt mit der Entdeckung eines zehnten Planeten an, den Dr. *Olbers* in Bremen entdeckte. Hr. *Burkhardt* hat im

Moniteur vom 14 Nov. neue Elemente gegeben, welche den Beobachtungen bis zum 20 October genügen. Hr. *Burkhardt* hat auch die Störungen des Oberflachen Planeten berechnet, die auf mehrere Grade gehen. Hr. *Gauß* hat im Journal des Hn. von *Zach* eine Ephemeride berechnet, die bis zum 1 Jul. 1803 geht; aber Hr. *Burkhardt* wird, wenn er die Berechnung seiner Störungen vollendet hat, uns Elemente geben, die viel sicherer sind. Im Anfange des Januars fand Hr. *Olbers* den Planeten des *Piazzi* wieder, der lange Zeit verschwunden war. Man hat ihn bis in den Julius beobachtet. Seit dem 15 Februar hat Hr. *Gauß* neue Elemente davon berechnet; aber Hr. *Burkhardt* unternimmt die Störungen davon zu berechnen, und er wird genauere Elemente finden. (Wenn man dieses liest: so glaubt man, dass das grösste Verdienst bey der Berechnung der Elemente auf Seiten des Hn. *Burkhardts* wäre, *qui nous donnera des éléments encore plus sur*; — und doch ist es gerade umgekehrt, wie man auch in Paris vielleicht einsehen würde, wenn Hr. Dr. *Gauß* das Glück hätte, dort zu leben. Die Sache verhält sich nämlich so: *Piazzi's* Planet war völlig verloren gegangen. Schuld war vorzüglich das Geheimthun des Entdeckers und das Mittheilen von Beobachtungen, die Anlaß zu dem Verdacht gaben, dass sie mit Vorsatz wären verfälscht worden. *Piazzi* berechnete die Elemente seines Planeten, — er suchte ihn und konnte ihn nicht wieder finden, weil seine Elemente um mehrere Grade falsch waren. Eben so ging es mit *Burkhardts* Elementen, und *La Lande* gab sogar den neuen Planeten auf, weil man ihn nicht wieder finden konnte. Dieses war am Ende des Jahrs 1801. Dr. *Gauß* in Braunschweig erfand um diese Zeit eine neue Methode, die Elemente eines Planeten zu berechnen, welche völlig frey ist von allen hypothetischen Voraussetzungen. Er nimmt dabey nur an, dass der beobachtete Himmelskörper sich in irgend einem Kegelschnitte bewege, und braucht weder, wie die übrigen Astronomen, anzunehmen, dass seine Bahn ein Kreis oder eine Ellipse oder eine Parabel sey, noch ob die Beobachtungen in der Sonnennähe oder in der Sonnenferne oder in irgend einem anderen Theile der Bahn liegen. — Durch diese neue Entdeckung gelang es Dr. *Gauß*, aus den Beobachtungen *Piazzi's*, (der nun endlich die wahren mitgetheilt hatte) so genaue Elemente herzuleiten, dass sie nur 20 Minuten vom Himmel abwichen. Jetzt war es leicht, den neuen Planeten wieder zu finden, und Dr. *Olbers* fand ihn gleich den ersten Abend, als er ihn nach der Gaussischen Ephemeride suchte. Dieses war den 1 Januar 1802. In Paris hatte man sich gar nicht einmal die Mühe genommen, ihn nach der Gaussischen Rechnung zu suchen, und man war sehr erstaunt, als man aus Deutschland die Nachricht von dem wiedergefundenen neuen Planeten erhielt. Im März entdeckte *Olbers* die Pallas, und drey Wochen nachher bestimmte *Gauß* schon ihre Elemente. In Paris, wo man bey der Berechnung der Elemente der alten



ten Methode folgte, glaubte man im May immer noch, daß die Pallas in 12 Jahren um die Sonne lief. Endlich sahen sie aus *Gaußs* Rechnung, daß sie hiezu nur 4 Jahre 220 Tage gebraucht, so wie die Ceres. — Diese Überlegenheit des deutschen Geometers schmerzte die französischen Astronomen tief, weil sie in Planetencalkul ihre Hauptstärke setzten, und sich für die ersten Geometer der Erde halten. — Sie gingen nun gleich dabey, die Perturbationen zu berechnen, die die neuen Planeten vom Jupiter erleiden, weil dieses so der hergebrachte Gebrauch ist. — Dr. *Gaußs* hätte dieses nicht gethan und wollte es nicht thun, weil er seine Zeit besser zu nutzen wußte. Alle die Perturbations-Rechnungen sind vergeblich, so lange die elliptischen Elemente der Bahn nicht genau bekannt sind, und diese können nur durch fortgesetzte Beobachtungen entdeckt werden. Dr. *Gaußs* begnügte sich deswegen, seine Ephemeride nach den neueren Beobachtungen zu verbessern, wodurch sie immer eine Genauigkeit erhielt, welche den Astronomen das Aufsuchen leicht machte. Und dieses war hinlänglich, da man nach einigen Jahren in ein paar Wochen die Störungen genauer bestimmen kann, als jetzt in sechs Monaten. Die Arbeit, die jetzt hierin geschieht, ist fast durchaus vergeblich, und es ist für einen Astronomen wohl nicht schwer, eine Arbeit zu finden, bey der er seine Zeit besser nutzen kann.) Wir fahren fort, noch Einiges aus *La Lande's* Geschichte auszuheben. Der König von Neapel hat *Piazzi* 1206 Fr. Gehalt-Zulage bey Gelegenheit der Entdeckung der *Ceres Ferdinandea* gegeben. Die 4 Tafeln von *Bürg* und von *Bouvard* wurden jede mit 3400 Fr. gekrönt. *Bouonaparte* präsidirte an dem Tage im Institut. — *La Place* entdeckt eine neue Mondgleichung von 16 Sec., die eine Periode von 185 Jahren hat. — *Bürg* schlägt einen Ruf mit 3000 Fr. Gehalt nach Paris aus. Der Druck der Beobachtungen von *Ibn Junis* ist in der Druckerey der Republik vollendet. *Mechain* geht nach Ivica um die Gradmessung der 93000 Toisen von Barcellona fortzusetzen. Dr. *Schröter* giebt den zweyten Theil der Fragmente über den Mond heraus, in dem man die Sorgfalt und die Geduld sieht, mit welcher dieser geschickte Astronom die Oberfläche des Mondes beobachtet hat. Dr. *Benzenberg* in Hamburg stellte 31 Versuche im Thurme von St. Michael über die Umdrehung der Erde an. Den 7 Junius gab *La Lande* die beiden letzten Bände der großen Geschichte der Mathematik von *Montucla* heraus. Den 29 Dec. erschien der dritte Band von *La Place's* Mechanik des Himmels. Die Astronomie verlor in diesem Jahre *Darquier* in Toulouse, er starb den 10 Januar in einem Alter von 84 Jahren. Den 31 Januar starb *Bogdanich*, und *Vega* ertränkte sich im September in der Donau. (Der unglückliche Major von *Vega* hatte sich vielleicht an seinem großen *Thesaurus logarithmorum* hypochondrisch gerechnet.) Die Abweichung der Magnetnadel fand Hr. *Lenoir* den 20 Junius 22° 6°. *Verniquets* schöner Plan von Paris ist jetzt erschie-

nen. Er kostet 600,000 Franken aufzunehmen und 110,000 Fr. zu stehen. (9) Nun folgen vermischte Planeten- und Cometenbeobachtungen von *Herschel*, *Olbers*, *Vidal*, *Burkhardt*, *La Lande*, *Flaugergues*. 7) Über die schwedische Gradmessung. 8) Eine schätzbare Abhandlung von *Girard* über die alten Masse der Ägyptier. 9) Über die Tafeln des Jupiters und über die Masse des Saturns, von *La Place*. 10) *Maskelynes* Katalog der 36 Fundamentalsterne und der 9 Sterne, welche im *Nautical Almanac* gebraucht werden. 11) Über die Abweichung fallender Körper von der Senkrechten. (*La Lande* sagt hier: *M. Guglielmini publica en 1792 des experiences sur la chute des corps*. *M. Flaugergues en a fait a Viviers et M. Benzenberg à Hamburg*. Früher hatte *La Lande* gesagt, daß *Flaugergues* diese Versuche unternommen hätte, daß es ihm aber an den Mitteln gefehlt, sie nach seinem Sinne anzustellen. Es ist schlimm, daß *La Lande* bey solchen Nachrichten so wenig Genauigkeit hat). 12) Über die Steine, welche aus der Atmosphäre gefallen sind. 13) Über die raumdurchdringende Kraft der Teleskope, aus dem Englischen von *Herschel*. 14) Über die neuen Spiegelkreise des *Mendoza*, von *Burkhardt*. 15) Register über die 45 Bände der *C. d. T.* von 1760 bis 1805 von *Cotte*. Dieses Register ist sehr brauchbar, da es nach den Gegenständen geordnet ist, und man ohne dasselbe oft lange nach einer Abhandlung in der *C. d. T.* suchen muß. Der Buchhändler *Courcier* macht zugleich bekannt, daß die Bände der *C. d. T.* von 1760 für 2 Fr. bey ihm zu haben sind. Die seit dieser Zeiter erschienenen kosten 3 Fr. und die selteneren Jahrgänge 5 Fr. 15) Über die größte Hitze und Trockenheit des Sommers von 1803, von *Cotte*. Das Thermometer stand den 31 Jul. auf 29 Grad. Das Barometer war die ganze Zeit über beynahe unveränderlich. Die Hitze dauerte beynahe ununterbrochen 3 Monate. In dieser Zeit waren nur 9 Regentage, an denen aber doch nicht mehr als 11,7 Linien Regen fiel. In derselben Zeit pflegen sonst 7 Zoll Regen zu fallen. Die Ausdünstung, die in dieser Zeit gewöhnlich nur 9 Zoll beträgt, betrug jetzt 14 Zoll. Beynahe alle Brunnen waren trocken. In einigen Departements mußte man das Wasser 3 und 4 Stunden weit holen, und man bezahlte 30 Sous, um ein Pferd nur einen Tag zu tränken. Die Seine zu Paris war so niedrig, wie sie es noch nie war, der Arm, welcher am *Quai des Augustins* fließt, war beynahe trocken. Am 21 Sept. war es 9 Zoll unter dem Nullpunkte, an dem Flußmesser, der den niedrigsten Stand im J. 1719 zum Nullpunkt hat. Eine Niedrigkeit des Wasserstandes, die vielleicht in mehreren Jahrhunderten nicht statt gefunden hatte. 16) Auszüge aus den meteorologischen Registern der National-Sternwarte in Paris, vom 1ten Jahr der Republik, von *Bouvard*. 17) Den Beschluß macht ein Verzeichniß der Mitglieder des Bureau für die Meereslänge, nebst der Angabe der Straße und der Hausnummer, wo sie in Paris wohnen.

Rec. schließt diese Anzeige mit der Bemerkung, daß wir *La Lande's* rastlosen Eifer für Astronomie mehr verdanken, als wir jetzt noch glauben. Er ist es, der alle die verschiedenen Arbeiten der Astronomen von Europa sammelt, und sie durch seine Verbindungen den übrigen Astronomen und der Welt bekannt macht. — Für alles interessiert er sich, es geschehe im Inn- oder Auslande, alles sucht er mit einander in Verbindung zu setzen. Und er kann dieses um so mehr, da er in seinem langen

thätigen Leben beynahe das ganze Feld der Astronomie durchlaufen hat, und sich nicht, wie die meisten Gelehrten, nur auf einen Zweig seines Fachs gelegt. Deswegen ist ihm nichts fremd und nichts für ihn ohne Bedeutung. Wenn dieser Senior der Astronomen einmal nicht mehr seyn wird, dann werden wir fühlen, was jeder an ihm verlor, und wie schwer es seyn wird, jemand wieder zu finden, der so glücklich für die verschiedensten Interesse in der Wissenschaft ein neuer Mittelpunkt werde.

— e — e — e.

### KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Hamburg, b. Perthes: *Anweisung aus einer beobachteten Distanz des Mondes von der Sonne oder einem Fixsterne die geographische Länge zu finden, wobey der Gebrauch des Nautical-Almanak und der dazu gehörigen Tables requisite etc. erfordert wird.* Von J. T. Reinke, Strom- und Canal-Director auch Grenzaufseher zu Hamburg etc. 1803. 35 S. gr. 8. (6gr.) Die Wichtigkeit dieser Aufgabe, von deren richtigen Auflösung nicht selten das Leben vieler Menschen und der Wohlstand mancher Familien abhängt, hat schon sehr oft die vorzüglichsten Mathematiker veranlaßt, sie zum Gegenstande ihrer tiefstinnigsten Untersuchungen zu machen; und wirklich, seit der großen Verbesserung der Mondstafeln und anderer dazu erforderlichen Hilfsmittel, kann man dieses große Problem als völlig aufgelöst ansehen. Sollen jedoch diese Verbesserungen recht wohlthätig werden, so ist es durchaus nothwendig, daß die Methode der Auflösung möglichst einfach gemacht werde, um den Schiffer, der ihrer am meisten bedarf, nicht nur in den Stand zu setzen, die Länge seines Schiffes in kurzer Zeit sicher auszumitteln, sondern ihm auch, bey seiner oft so großen Unwissenheit in mathematischen Rechnungen, die ganze Operation auf alle Weise zu erleichtern, und es ihm fast unmöglich zu machen, Fehler und Irrthümer zu begehen, die er oft mit dem Verluste seines ihm anvertrauten Schiffes, wohl gar mit seinem und seiner Gefährten Leben bezahlen muß. Durch die Bemühungen eines *Dunthorne*, *Maskelyne*, *Borda*, *Mendoza* etc. ist auch wirklich bereits fast alles geleistet, was hierin geleistet werden konnte, und der Schiffer kann durch Hülfe ihrer Vorschriften, mit leichtester mechanischer Rechnungen, in kurzer Zeit zur richtigen Kenntniß der Länge seines Schiffes gelangen. Auch Hr. R., dem als Bürger einer großen Handelsstadt die Auflösung des Längenproblems am Herzen lag, versuchte schon vor 20 Jahren seine Kräfte daran, und arbeitete vorzüglich darauf hinaus, die Berechnung noch deutlicher und kürzer zu machen, als es durch alle damals ihm bekannten Auflösungsmethoden geschehen konnte. Nach wenigen Versuchen gerieth er auf die, in dieser kleinen Schrift entwickelte Methode, von deren Genauigkeit, Kürze und Bequemlichkeit er sich durch praktische Anwendung so sehr überzeugte, daß er sie im Jahre 1786 dem Dr. *Maskelyne* in einer kleinen Abhandlung überschickte, mit der Anfrage, ob er es der Mühe werth hielte, sie der Commission wegen der Meereslänge vorzulegen. Die Antwort des Dr. *Maskelyne* fiel aber dahin aus, daß er nicht glaube, daß das *Board of Longitude* einen Preis dafür erteilen werde: er stelle es indeß in des Vf. Willen, ob er sie selbst einsenden wolle. Dieses that jedoch Hr. R. nicht, sondern legte sie 17 Jahre lang bey sich nieder, indeß er seine Methode mit Ruhe und Unbefangtheit prüfte; und sich völlig überzeugte, daß sie vor allen anderen noch immer den Vorzug verdiene, und daher dem Schiffer äußerst nützlich, so wie dem Astronomen willkommen seyn werde. In dieser festen Überzeugung glaubte daher der Vf. eine Sünde zu begehen, wenn er sie dem Publicum vorenthielte.

Von dieser Sünde hätte nun zwar Hr. R. sich leicht absolviren können, wenn es ihm eingefallen wäre, daß dieselbe Methode schon 20 Jahre früher von *Dunthorne* erfunden und bekannt gemacht worden, weshalb auch ohne Zweifel Dr. *Maskelyne* es ablehnte, sie dem *Board of Longitude* als eine neue Erfindung vorzulegen. Inzwischen bleibt doch der Vf. immer auch Erfinder davon, wenn er gleich nicht der erste war; und er konnte sie immerhin neben der *Dunthorne'schen* um so mehr

bekannt machen, da er ihr eine etwas andere Einrichtung gab, die allerdings dem ungeübten Schiffer von einigem Nutzen werden kann.

Hr. R. löset die Aufgabe durch die beiden bekannten trigonometrischen Formeln auf: aus den drey gegebenen, Seitens eines sphärischen Dreyecks einen Winkel, und dann weiter, aus zwey gegebenen Seiten und dem eingeschlossenen Winkel die diesem Winkel gegenüberstehende Seite zu finden, welche hier die gesuchte wahre Entfernung des Mondes von der Sonne oder einem Fixsterne ist. Die ganze Formel lautet demnach

$$\sin ZM \sin ZS : \sin ZM \sin Zs :: \sin ZM \sin ZS : \sin ZM \sin Zs$$

(ch MD — ch MS) worin

MS den gesuchten wahren Abstand des Mondes von der Sonne oder dem Sterne, ZM den wahren, Zm den scheinbaren Scheitelabstand des Mondes, ZS und Zs dieses für die Sonne oder den Stern, und MD, md den Unterschied der wahren und scheinbaren Höhen des Mondes und der Sonne oder des Sterns bedeutet.

Um diese Formel bequem berechnen zu können, werden verschiedene in den *Tables requisite* etc. vorkommende Tafeln benutzt. Was nicht aus diesen gefunden werden kann, dazu giebt Hr. R. drey Tafeln A, B, C. Taf. A hat zur Überschrift: *Correction des ( und enthält die Differenz von Log. Sin. compl. alt. verae ( und Log. Sin. compl. alt. appar. ( bis zur 6 Decimalestelle. Diese Tafel ist die beträchtlichste, und nimmt beynahe 22 Seiten ein. Taf. B und C enthalten ebenfalls bis zur 6 Decimalestelle die Differenz von Log. Sin. compl. alt. verae ( aut \* und Log. Sin. compl. alt. appar. ( aut \* und sind mithin sehr klein, weil der Unterschied zwischen scheinbarer und wahrer Höhe der Sonne und der Sterne nicht groß seyn kann. Einen Hauptvortheil suchte Hr. R. seiner Methode durch die Einrichtung zu geben, daß in der ganzen Rechnung durchaus nur subtrahirt zu werden braucht (den Fall ausgenommen, wenn der Abstand des Mondes von der Sonne oder dem Sterne größer als 90° ist, in welchem *Cosin. Differ. altit. appar. ( et ( und Cos. dist. appar. ( et ( addirt werden), damit besonders der Schiffer durch abwechselndes Addiren und Subtrahiren nicht in Gefahr komme, Fehler zu begehen. Nützlich kann freylich diese Gleichförmigkeit der Rechnung dem Schiffer werden, der an mechanisches Rechnen gewöhnt ist, und oft in eine Lage kommt, die ihm nicht gestattet, Nachdenken und Anstrengung zu einer Zeit anzuwenden, wo es ihm gerade am nöthigsten ist, dieses Problem aufzulösen.**

Zur Erläuterung dieser Methode fügt der Vf. vier vollständige Exempel bey, die das ganze Verfahren und die Anordnung der Rechnung deutlich zeigen. Die dazu gebrauchten Mondabstände sind von dem (gegenwärtig mit auf der russischen Entdeckungsreise unter v. *Krusenstern's* Leitung begriffenen) Dr. *Hornor*, zu Hamburg und Wandsbeck gemessen, und geben zwar ein unter sich sehr gut übereinstimmendes Resultat; aber sonderbar genug ist es, daß dadurch die Länge von Hamburg, die nach den neuesten und zuverlässigsten Beobachtungen = 30° 31', 4 in Zeit von Paris ist (v. *Zach monatl. Correspond.* 1804. Nov. S. 392) hiernach = 33° 1', 5 mithin um drittheil Zeitminuten, oder mehr als einen halben Grad größer ausfällt, welches um desto auffallender ist, da die Messungen zu ganz verschiedenen Zeiten, nämlich den 19. und 21. Dec. 1799 und 12 April 1801 angestellt wurden.

HDL.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 20 A U G U S T, 1 8 0 5.

## TECHNOLOGIE.

QÜTTINGEN, b. Dieterich: *Recherches théoriques et expérimentales sur l'effet des machines et outils, dont on se sert pour produire des mouvements instantanés; principalement sur l'Effet du Mouton pour l'enfoncement des pieux.* Par R. Woltman, Directeur des constructions hydrauliques à Cuxhaven, au service de la République de Hambourg. Avec une traduction allemande et 5 Figures. 1804. 198 S. gr. 8. (16 gr.)

Der deutsche Titel ist:

*Theoretische und praktische Untersuchungen über die Wirkung der Maschinen und Werkzeuge, deren man sich bedient, um augenblickliche Bewegungen hervorzubringen; hauptsächlich über den Effect des Rammes zum Eintreiben der Pfähle.* Nach vorstehendem Französischen übersetzt, auch mit einigen theils eingeschlossenen, theils angehängten Bemerkungen noch mehr erläutert, und mit einer Zugabe vermehrt.

Diese vortreffliche Schrift beschäftigt sich mit einem Gegenstande, der besonders für Ingenieure und Architecten von größter Wichtigkeit ist, und der bisher noch immer mancherley Berichtigungen nöthig hatte. Zuerst erklärt der Vf. den Gebrauch der Rammmaschine überhaupt, und zeigt, daß der Name *Ramm* (in englischer und niederländischer Sprache ein *Schafbock*) mit dem alten *Aries* gleichbedeutend ist. Der ältere Sturmbock und der neuere Ramm unterscheiden sich nur darin von einander, daß die Stöße des ersten in horizontaler Richtung gegen Mauern geschahen, der letzte aber zum Eintreiben der Pfähle meistens in lothrechter Richtung wirkt. Unter allen Rammmaschinen ist die gemeine und die englische am meisten im Gebrauch. Bey ersterer, wo das Tau an dem Rammklotze fest sitzt, und damit auf und nieder gezogen wird, ist die Bewegung nicht so gleichförmig, und veränderlicher als bey der englischen, wo der, mittelst einer Art Zange gefasste Klotz ganz frey wieder herabfällt. Hr. W. bemerkt, daß es am vortheilhaftesten sey, wenn der Rammklotz der ordinären Maschine nur 5 bis 6 Fuß hoch aufgezogen wird, wenn jeder Arbeiter ohngefahr 30 Pfund des Klotzes zu ziehen bekommt, wenn in Einer Minute 25 Schläge geschehen und immer eine Minute lang ausgeruht wird. Je mehr Arbeiter an der Maschine.

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

ne angestellt sind, desto größer ist der Kreis, den sie einnehmen, folglich auch desto schiefer die Richtung ihrer Zuglinien, und einander desto mehr entgegengesetzt, wodurch ein Theil der bewegenden Kraft ganz verloren geht. Auch das mechanische Vermögen der Arbeiter wird dadurch geringer. Diese und andere Bemerkungen, welche der Vf. seinem specielleren Unterrichte voranschickt, verdienen allerdings recht sehr beherzigt zu werden.

Unsere deutschen Autoren setzen den Effect des Ramms proportional seinem Gewichte und dem Quadrate der Geschwindigkeit, womit er auf den Pfahl stößt: *Perronet* behauptet aber, daß man die größte Wirkung allein von dem Gewichte des Ramms zu erwarten habe, um große Pfähle einzuschlagen. Auch *Belidor* betrachtet den Pfahl als eine Last, die durch den Stofs des Ramms (Klotzes) muß in Bewegung gesetzt werden. Hr. W. pflichtet diesem bey, und gründet darauf seinen Calcul von der Wirkung des Ramms. Am allerwichtigsten war es, den Widerstand des Grundes zu bestimmen, worin der Pfahl eingerammt ist, damit er nicht unter der Last, z. B. der steinernen Brücken, Schleusen etc. tiefer einsinken könne. Dieses interessante Problem war noch nie theoretisch aufgelöst worden. Der Vf. liefert hier den ersten Versuch dazu, mit lehrreichen Exempeln erläutert, nachdem er zuvor einen deutlichen Begriff vom Widerstande des Erdreichs gegeben, und einige Lehrsätze und Formeln über Geschwindigkeit, Bewegung etc. vorangeschickt hat. Rec. will aus der Berechnung nur folgende Resultate hier mittheilen: Es ist vortheilhafter für die Praktik, einen schwereren Rammklotz zu nehmen, als denselben höher zu heben, welches auch die Erfahrung *Perronet's* bestätigte; die gemeine Rammmaschine hat meistens den Vorzug vor der englischen; alles übrige gleich gesetzt, lassen sich leichtere Grundpfähle leichter einrammen, als Pfähle von schwererem Holze. Daß der Widerstand des Grundes in den meisten Fällen größer seyn müsse, als die zu tragende Last, ergiebt schon der Augenschein; bisweilen muß er noch einmal so groß seyn; nur da, wo das Gebäude ohne Schaden sich setzen darf, kann die Last dem Widerstande gleich kommen.

Nun sucht der Vf. aber auch die Wahrheit seiner Berechnungen durch Experimente außer Zweifel zu setzen, welche in der That sehr sinnreich gewählt sind. Dergleichen hat auf seinen Antrag auch

Xx

auch der Bauinspector *Mehne* in Hamburg angestellt. Sie stimmen alle ziemlich mit der Theorie überein. — Die *Zugabe* enthält noch Resultate von Versuchen, die Hr. *Mehne* angestellt hat, und Bemerkungen des Vf. über die Ursache der Verschiedenheit der Resultate nach der Rechnung und nach der Erfahrung. Hch. Ce.

ERLANGEN. b. Palm: *Schauplatz der Künste und Handwerke, oder vollständige Beschreibung derselben. Mit Kupfern. Ein und zwanzigster Band.* 1803. 120 S. gr. 4.

Auch unter dem besonderen Titel:

*Der Strumpfwirkerstuhl und sein Gebrauch, nebst den damit verbundenen Maschinen, deutlich beschrieben und durch genaue Abbildung aller einzelnen Theile umständlich erläutert für Manufakturisten und Freunde der Technologie, von Karl Christian Langsdorf, Prof. der Mathematik, wie auch der Technologie auf der russisch-kaiserlichen Universität zu Wilna etc. und Johann Michael Wassermann, Manufacturist zu Erlangen. Erster Theil. Mit 14 Kupfertafeln.* 1805. 120 S. gr. 4. (2 Rthlr.)

Der Strumpfwirkerstuhl ist eine so nützliche, aber auch eine so künstliche Maschine, daß davon eine vollständige und deutliche, mit genauen Abbildungen versehene, Beschreibung sowohl dem Fabrikanten selbst, als dem bloßen Liebhaber der Technologie, gewiß sehr willkommen seyn wird. Bisher fehlte es noch immer an einem solchen Werke, da die vorhandenen Beschreibungen, selbst die von *Lehmann* nicht ausgenommen, noch viel zu wünschens übrig ließen. Erst durch vorliegende Schrift ist jenem Mangel besser abgeholfen. Hr. *Langsdorf* lernte bey dem Manufacturisten *Wassermann* in Erlangen den Strumpfwirkerstuhl sehr genau kennen, und erwarb sich auch von den darauf vorzunehmenden Arbeiten mancherley Kenntnisse. Er vereinigte sich deswegen mit Hr. *Wassermann* dahin, daß er die vollständige Beschreibung des Stuhls übernahm, Hr. *W.* aber die Beschreibung der Stuhlarbeiten und der zu ihren mannichfaltigen Abänderungen noch erforderlichen einzelnen Vorrichtungen. Hr. *W.*, der, wie Hr. *Langsdorf* in der Vorrede bemerkt, vorher nie einigen Unterricht, weder in der Mathematik noch im Zeichnen, genossen hatte, lieferte die Zeichnungen zu dem Werke, außer der perspectivischen Darstellung des ganzen Stuhls, Tab. XIV, welche von dem Zeichenlehrer *Hofmann* in Erlangen herrührt. Das ganze Werk zerfällt in zwey Abschnitte. Der erste enthält die Beschreibung des Strumpfwirkerstuhls, von *Langsdorf*; der zweyte ertheilt Belehrung in der Bearbeitung dieses Stuhls nach allen seinen Abweichungen, von *Wassermann*. Hr. *L.* geht im 1sten Abschnitte erst alle einzelnen Theile der Maschine, so wie sie auch in den Kupfertafeln enthalten sind, genau durch, und dann zeigt er die

genaue Verbindung aller dieser Theile am ganzen Stuhle. Hr. *W.* lehrt im 2ten Abschnitte das Wirken der Strümpfe auf dem Stuhle, ferner der Nutzen (aus Baumwolle, Wolle und Seide), der Handschuhe, Westen, Hosen, Pohlröcke oder Kinderkleider, und der Strumpfzeuge von Wolle zu Mannsröcken und zu Unterröcken für Frauen. Es folgt dann die Beschreibung und der Gebrauch einiger sogenannten *Blechmaschinen* zu mancherley Faconirungen; der sogenannten *Links* und *Rechtsmaschinen*; der *Riegelmaschine* zu übers Kreuz laufenden Maschinen; der *Werfmaschine*; der *Kantenmaschine*, die eine Art Spitzengrund zu Kopfsputz und verschiedenen Kleidungsstücken liefert; der *Kollirkettenstuhl*, wo durch eine besondere Vorrichtung der Strumpfwirkerstuhl mit dem Weberstuhle in Verbindung gesetzt ist; und eine Maschine zur *Versertigung und Ausbäumung der Kette*. — Hr. *L.* macht uns Hoffnung, daß Hr. *Wassermann* bald den zweyten Theil nachliefern werde, der die Beschreibung mehrerer Vorarbeitmaschinen und einer von Hr. *W.* selbst angegebenen Walzen-Pressmaschine enthalten soll. Rec. muntert ihn dazu mit Überzeugung auf. Hch. Ce.

ERLANGEN, in d. Bibelanstalt: *Kurze Beschreibung der Künste und Handwerke.* Ein Anhang zum allgemeinen Lesebuche für den Bürger und Landmann. Vierte Auflage. Aufs neue durchgesehen, verbessert und vermehrt von *Johann Andreas Ortloff*, Prof. der Philos. zu Erlangen. 1803. 180 S. 8. (4 gr.)

Die vorzüglichsten Künste und Handwerke sind zwar in diesem Buche nur so abgehandelt, daß der mündlichen Erklärung des Lehrers das meiste übrig gelassen bleibt; zum Selbstunterricht eignet es sich gerade nicht. Der Lehrer wird es aber wegen seiner Reichhaltigkeit und guten Einrichtung bey den Schülern sehr gut gebrauchen können, besonders wenn er Zeichnungen und Modelle dabey zu Rathe zieht, und mit seinen Schülern auch wohl die verschiedenen Werkstätte selbst besucht.

In der *Einleitung* erklärt der Vf. zuerst, was ein Handwerk und was eine Kunst ist. Dann zeigt er einige allgemeine technologische Werke an; darauf folgt eine kurze Geschichte der Handwerke und Zünfte; und zuletzt kommen einige Betrachtungen über die wissenschaftliche Behandlung der Handwerke. Dann werden die Handwerke und Künste selbst einzeln abgehandelt. Der Vf. theilt sie ein: 1) in Handwerke und Künste, welche sich mit der Nahrung des Menschen beschäftigen; 2) in solche, welche die Kleidung des Menschen besorgen; 3) in diejenigen, welche sich mit der Wohnung des Menschen beschäftigen; und 4) in solche, welche das Hautgeräthe, die Bequemlichkeit und das Vergnügen des Menschen besorgen. Zu No. 1 rechnet er den Müller, Bäcker, Conditor, Metzger und Bierbrauer; zu No. 2 den Kürschner, Roth-Loh- und Weisgerber, Schuster, Handschuhmacher, Hutmacher,

cher, Perückenmacher, Kleinweber, Raschweber, Tuchmacher, Tuschscheerer, Seidenweber, Färber, Schneider, Knopfmacher, Bortenwirker, Strumpfwirker; zu No. 3 den Mäurer, Steinhauer, Ziegler, Zimmermann und Dachdecker; zu No. 4 den Töpfer, Schreiner, Drechsler, Glasmacher, Glaser, Glaschleifer, Siebmacher, Wagner, Fafsbinde, Bürstenmacher, Kammacher, Seitenfieder, Lichtzieher, Rierner und Sattler, Leinsieder, Seiler, Papiermacher, Buchbinder, Buch- und Kupferdrucker, Potaschenfieder, musikalischen Instrumentenmacher, Huf- und Waffenschmidt, Schlosser, Nagelschmidt, Messerschmidt, Zeugschmidt, Feilenhauer, Büchschmidt, Pulvermüller, Windenmacher, Groß- und Klein-Urmacher, Zinngießer, Kupferschmidt, Klempner, Nadler, Roth und Gelb-Gießer, Rothschildt und Rothschildtsdrechsler, Gürtler, Zirkelschmidt, Schriftschneider und Schriftgießer, Mechanikus, Goldschläger, Gold- und Silber-Drathzieher, Gold- und Silber-Arbeiter, Kupferstecher, Maler, Bildhauer, Bader und Apotheker.

Rec. hat diese Eintheilung sehr zweckmässig gefunden. Nur einige vorzügliche Gewerke vermisst er hier ungern, z. B. den Baumwollenweber (von dem sich doch jetzt viel angenehmes sagen liefs), den Münzer (der die Neugierde der Kinder besonders zu reizen pflegt), den Zuckerfieder und einige andere. Auch die Ordnung, wie die verschiedenen Künste und Handwerke auf einander folgen, hätte an einigen Stellen wohl etwas anders seyn können. So hätte Rec. z. B. lieber den Uhrmacher, den Mechanikus, den Zirkelschmidt und den musikalischen Instrumentenmacher neben einander gesetzt. Es wäre gewifs auch recht nützlich gewesen, wenn der Vf. zur Bequemlichkeit für Lehrer und Lernende unter jedem abgehandelten Gewerbe ein oder ein paar der vorzüglichsten Bücher darüber, z. B. den Theil des Schauplatzes, worin der speciellere Unterricht davon, nebst Zeichnungen zu finden, genannt hätte. Einige wenige Unrichtigkeiten sind bey einer neuen Ausgabe leicht wegzubringen, Z. B. S. 126. Die Uhren lassen sich nicht eintheilen in Gewicht- oder Pendel-Uhren und in Feder-Uhren, (denn es giebt auch Feder-Uhren die zugleich Pendel-Uhren sind, nämlich die Tafel-Uhren, wie auch aus der weiteren Beschreibung selbst erhellt); sondern in Gewicht-Uhren und in Feder-Uhren, oder in Pendel-Uhren und Unruh-Uhren. S. 129. Die Unruhe wird nicht durch die Spiralfeder bewegt, sondern die Spiralfeder durch die Unruhe. Vielleicht wäre es auch wohl gut gewesen, wenn der Vf. mit wenigen Worten auf die Mühseligkeiten und Gefahren, die mit einigen Handwerken verknüpft sind, aufmerksam gemacht hätte. — Am Ende dieses gutgeschriebenen Buchs giebt der Vf. noch eine kurze Übersicht von einigen deutschen Erfindungen, von Handwerksgebräuchen, Ordnungen u. d. gl.

Hch. Ce.

## MATHEMATIK.

1) HALLE, b. Hendel: *Sammlung aufgelöseter algebraischer Aufgaben, nebst einer Einleitung in die Buchstabenrechnung und Algebra*, von Johann Philipp Gräson, königl. preuss. Prof. der Mathematik bey dem adelichen Cadetten-corps und bey der Bau-Akademie, auch wirklichem Mitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften etc. *Erster Theil*. Enthaltend bestimmte Aufgaben vom ersten Grade mit einer unbekannten Grösse. Neue verbesserte und sehr stark vermehrte Ausgabe. 1805. X und 332 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

2) CASSEL, auf Kosten und im Verlage des Verfassers: *Kleine Sammlung algebraischer Aufgaben und deren Auflösung vom 1ten, 2ten und 3ten Grade; zum Gebrauch für Lehrer und Anfänger dieser Wissenschaft* von Johannes Gundlach, Prof. der Mathematik. 1804. 119 S. kl. 8.

Die Lehre von den Gleichungen und ihre Auflösung ist der wichtigste Theil in der gesammten Mathematik. Eine zahlreiche Menge von Aufgaben, welche die gemeine Arithmetik darbietet, läst sich am leichtesten und kürzesten durch Gleichungen auflösen, und alle Beweise der Elementargeometrie beruhen auf selbigen. Die höhere Mathematik insbesondere beschäftigt sich im ausgebreitetsten Umfange mit der Auflösung der Gleichungen. Eine gut ausgewählte Sammlung algebraischer Gleichungen ist daher ein sehr nützlichcs Unternehmen, besonders wenn der Sammler dem Unterrichtenden zugleich eine deutliche Anleitung giebt, wie aus den Bedingungen der Aufgabe die sogenannte Fundamentalgleichung gefolgert wird; denn gerade dadurch werden ihm die Grundbegriffe der Wissenschaft selbst, die Verhältnisse, welche die bekannten und unbekannten Grössen gegen einander haben, geläufiger, und überhaupt sein Urtheil im Schliessen bestimmter und schärfer. Der Sammler sollre sich also bey der Auswahl der Aufgaben nicht allein auf arithmetische Fälle einschränken, sondern auch aus anderen Theilen der Mathematik belehrende Beyspiele ausheben, welche sich kurz und einleuchtend in algebraische Formeln einkleiden lassen. Denn da er doch einmal die Gründe von demjenigen Theile der Mathematik als bekannt voraussetzen muss, aus welchem er Beyspiele herholt: so würde er ohne Zweifel durch Vervielfältigung von Aufgaben aus allen Theilen der Mathematik dem Anfänger desto aufmerksamer auf die wichtige Lehre der Gleichungen machen, und ihm dadurch zugleich belehrender werden. Allein die wenigen Sammlungen algebraischer Gleichungen, welche wir von den Hn. Uflacker und Hirsch besitzen, und die beiden vor uns liegenden, enthalten grösstentheils blofs arithmetische Aufgaben. Hr. Gräson ist schon als ein vorzüglich guter Mathematiker rühmlichst bekannt, und es hätte ihm gar nicht schwer

schwer fallen können, auch andere, mehr anwendbare Beyspiele aufzufinden. Die Geometrie, Trigonometrie, praktische Geometrie, der mathematische Theil der Naturlehre u. s. f. liefern dergleichen in sehr großer Menge. Indessen kann Rec. die Sammlung des Hn. *Grässon* dem Anfänger zur Übung mit Recht empfehlen, da sie eine sehr deutliche Einleitung in die Buchstabenrechnung, und eine lichtvolle Entwicklung der Bedingungen aller hier aufgeführten Aufgaben enthält.

Auch die kleine Sammlung des Hn. Prof. *Gundlach*, welche sich nicht allein mit Gleichungen vom ersten Grade beschränkt, sondern auch Gleichungen vom zweyten und dritten Grade untersucht, ist für Anfänger empfehlungswürdig. Der Vf. setzt aber die Kenntnisse der Quatgriffe, welche bey Auflösung der Gleichungen in Anwendung kommen müssen, voraus, und es werden bloß aus den Bedingungen der Aufgabe die Fundamentalgleichungen angegeben. RF.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

**TECHNOLOGIE.** *Glogau*, in d. neuen Güntherschen Buchhandlung: *Beschreibung neuerer Erleichterungen und Verbesserungen bey dem Erdstampf oder Pissebau*, von *Unverricht*, Eigenthümer des Gutes Jauernick bey Schweidnitz. Mit Kupfern. 1803. 91 S. 8. (12 gr.) Der Vf. führt S. 17 die Vortheile des Pissebaues an, die in Wohlfeilheit, Feuerfestigkeit, größerer Zuträglichkeit für die Gesundheit der Bewohner, Festigkeit und Holzerparung bestehen sollen. Es ist indessen ausgemacht, daß diese Gründe nur nach Beschaffenheit der Localumstände richtig seyn können. Der S. 13 angeführte Grund für die Festigkeit der pistrten Wände, wegen des ungeheilten Brucks der Luft, ist ganz unrichtig. Überhaupt wird Niemand daran zweifeln, daß Mauern von Pissesteinen, oder auch von alten Pisse zusammengestampft, nicht fester zusammengedrückt werden können, als gewöhnliche Massivmauern; man beschränkt nur das Erweichen derselben vom anspülenden Regen- und Schneewasser. Die Methode S. 36 die Wände mit Kalk zu bewerfen (welche bloß die bekannte Goldfußscheiff) hat sich bisher auch nicht allenthalben als durchaus bewährt bestätigt. Die Beschreibung der zu dieser Bauart nothwendigen Werkzeuge (S. 22) ist sehr genau, und die instructiven Kupfer verdeutlichen alles hinlänglich, obgleich wenig Neues dabei vorkommt, außer daß der Vf. das Abwechseln der Aufsetzkaffen an den Ecken verwirft. Der 6te Abschnitt S. 51 giebt deutliche und hinlängliche Belehrung über das eigentliche Verfahren bey der Arbeit, wobey das Einlegen der gebrannten Ziegel an den Ecken dem Vf. eigenthümlich ist. Auch läßt der Vf. an jeder Seite der Mauer einen 2 Zoll starken Mörtel Streifen mit hineinstampfen, und hiedurch wird den nachtheiligen Wirkungen des Regens Einhalt gethan, auch soll die Masse dadurch schneller trocknen, so daß ein Gebäude, das 4 Sommermonate gestanden hatte, und dann abgeputzt wurde, sich seit einigen Jahren sehr gut erhalten hat. Zuletzt wird des neueren Pissebaues unter der Benennung der Erdquadern gedacht. Ein 12 Zoll lang, 9 Zoll breit und 9 Zoll hoch zusammengestampfter Pissestein soll nach S. 73. 100 bis 120 Pfund wiegen. Des Vf. Bereitungsart dieser Steine ist die alte Methode mit Stößeln. Das ganze Werk ist wegen der Deutlichkeit des Vortrages zu empfehlen. K. j. R.

*Hof*, b. *Grau*: *Anleitung zur Atzkunst besonders in Crayon und Tuschmanier*, nach eigenen praktischen Erfahrungen herausgegeben von *Johann Heinrich Meynier*, Lector der französischen Sprache auf der Universität Erlangen und Lehrer der Zeichenkunst am Gymnasio daselbst 1804. 230 S. 8. Nebst 12 Kupfertafeln. (1 Rthlr. 4 gr.) Blicke auf die höhere Kunst würde man freylich in vorliegendem Werke vergeblich suchen, eben so dürfte auch der geübte Kupferstecher wenig Neues daraus erlernen; Dilettanten aber, welche ohne Unterricht von einem tüchtigen Meister sich mit Radiren und Arbeit in Crayon und Tuschmanier beschäffigen wollen, finden hier eine deutliche Nachricht von mancherley Handgriffen, die ihnen ihr Vorhaben erleichtern können. Die Kupfertafeln stellen theils Werkzeuge dar, theils sind sie bestimmt, die Wirkung der vom Vf. angegebenen Verfahrensweisen anschaulich zu machen.

**MATHEMATIK.** *Berlin*, b. *Dieterici*: *Darstellung geometrischer Wahrheiten für den Künstler, Kaufmann, und überhaupt für den Nicht-Mathematiker*, von *S. Sachs*, königl. Ober-

Illobauamts-Inspector. 1804. VIII u. 36 S. 8. Weil die Mathematik unter allen Wissenschaften den größten Einfluß auf das praktische Leben äußert, und nicht jeder in seiner Sphäre eine ausgebreitete Kenntniß derselben nöthig habe: so unternehm es, laut der Vorrede, Hr. S. die wichtigsten geometrischen Wahrheiten ohne Beweis darzustellen, und sie so für das gewöhnliche Leben genießbarer zu machen. Rec. leugnet zwar nicht, daß Vorschriften dieser Art von einigem Nutzen seyn können; allein es liegt auch am Tage, daß sie für denjenigen, der die Mathematik braucht, unvollständig sind, indem er sie nicht gehörig zu prüfen, und mit Sicherheit anzuwenden im Stande ist. Es bleibt also immer sicherer, wenn sich derjenige, der zu seinen Geschäften mathematische Kenntniß nicht entbehren kann, auch mit den Gründen bekannt macht. Er wird hiezu nicht mehr Zeit anzuwenden haben, als er zur Fassung der ihm vorgeschriebenen Regeln braucht. Auch giebt Hr. S. nicht allemal die leichtesten und richtigsten Ansichten. So ist z. B. die Vorschrift, welche er bey Aufgaben, die zur Regel Detri gehören, gegeben, nicht in allen Fällen richtig: er sagt, man solle den Fragatz mit dem Mittelsatz multipliciren, und das herauskommende Product durch den Vorderatz dividiren. Allein bey den Fällen, die zur umgekehrten Regel Detri gehören, muß das Product zweyer Sätze durch den Fragatz dividirt werden, wenn man das richtige Facit haben will. Abschn. II. von den Winkeln wird gesagt; daß das Maß eines rechten Winkels 90 Grade sey. Allein das Maß eines Winkels muß wieder ein Winkel seyn, und es ist nichts etwas Willkürliches, den rechten Winkel in 90 gleiche Theile zu theilen; denn nach der jetzt gewöhnlichen Einteilung der Neufranken wird der rechte Winkel in 100 gleiche Theile (Grade) eingetheilt, und man könnte daher mit eben dem Rechte sagen, das Maß eines rechten Winkels müsse 100 Grade seyn. Die eigentliche Lehre ist diese: Wenn man aus der Spitze eines Winkels mit jedem willkürlich gewählten Halbmesser einen Kreisbogen macht, theilen in eine Anzahl gleicher Theile theilt, und aus den Theilungspunkten gerade Linien nach dem Winkelpunkte zieht: so wird dadurch der Winkel in eben so viele unter sich gleiche Theile getheilt, als der Kreisbogen hatte. Nimmt man daher den rechten Winkel zum Maße aller übrigen Winkel an: so wird derselbe in 90, 100 u. s. gleiche Theile getheilt seyn, wenn der Quadrant mit jedem willkürlichen Halbmesser in so viel gleiche Theile ist getheilt worden. Daher können weder der Quadrant noch seine Theile das Maß des rechten Winkels seyn. Die Kreisbogen geben bloß das Verhältniß der Theile von dem rechten Winkel an, und es ist folglich der Quadrant, oder die halbe Peripherie, als ein uneigentliches Maß der Winkel zu betrachten. Im Abschn. III handelt der Vf. von den Flächen. Ehe er die verschiedenen Arten der Dreyecke erklärt hätte, würde es sehr zweckmäßig und unterrichtend gewesen seyn, den Satz aufzustellen, daß in jedem Dreyecke die drey Winkel zusammen genommen, nicht größer als zwey rechte Winkel seyn können; denn alsdann würde z. B. die Erklärung von dem rechtwinklichten Dreyecke, daß nur ein Winkel ein rechter seyn kann, bestimmter und einleuchtender geworden seyn. — Es erheilt aus allem diesem, daß eine Vorschrift ohne beygefügte Grund unsicher ist, und daß, welcher Geanwendet, leicht in die Irre führt. RF.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 A U G U S T, 1805.

## SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *The Plays of William Shakspeare, accurately printed from the Text of Mr. Steeven's last Edition, with a selection of the most important Notes.* Vol. I. 1804. 456 S. Vol. II. 1804. 388 S. Vol. III. 1805. 312 S. 8. (3 Rthlr.)

Durch Wielands, Eschenburgs und Schlegels Übersetzungen der Shakspeare'schen Schauspiele vorbereitet, und durch das in neueren Zeiten so herrschend werdende Studium der englischen Sprache unterstützt, hing man in Deutschland seit den letzten beiden Decennien sehr eifrig an, den großen Dichter in dem Originale zu lesen, und fühlte dabey sehr lebhaft das Bedürfnis einer wohlfeilen und zweckmäßigen Handausgabe, deren in England eine große Menge, von sehr verschiedenem Werthe, erschienen ist, welche gleichwohl dießseit des Kanals immer noch nicht ohne Schwierigkeit zu haben sind. Deutsche Buchhändler berechneten diese Umstände auf das Unternehen, *Shakspeare's* Werke in Deutschland englisch zu drucken; und so erschienen bereits zwey Ausgaben: die eine von Prof. Wagner, (Braunschweig 1797. VII Vols. 8.), und die andere bey Thurneisen in Basel (1800). Die Forderungen der Kritik würden dabey folgende seyn. Der Herausgeber muß sich als einen Mann aufstellen, der mit dem Geiste und mit den Formen des Dichters, sowie seiner Vorgänger und Zeitgenossen, innigst vertraut ist, der alle die Hülfsmittel, welche England geliefert hat, aus eigener Ansicht kennt, und die vorzüglichsten benutzt; der die Kunst versteht, mit Geschmack und Correctheit englisch zu schreiben, um die englischen Kritiker zu epitomiren, oder seine eigenen Ideen und Interpretation mit Gewandheit und Kürze in demselben Idiom vortragen zu können. Der Text muß nach den besten Ausgaben mit höchster Correctheit abgedruckt, und bey den vielen, selbst unter englischen Kritikern noch zweifelhaften Lesarten, müssen diejenigen aufgenommen werden, die dem Zusammenhange und dem Geiste des Dichters am meisten entsprechen. Aus dem fast unübersehbaren Meere von *Variorum* Noten, womit die englischen Commentatoren den Dichter ausgestattet haben, und die man in der Reedschen Ausgabe mit überladener Vollständigkeit gesammelt findet, müssen mit umfassender Kenntniß, mit scharfer Urtheilskraft diejenigen ganz kurz ausgehoben werden, welche die

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

schwersten Stellen, entfernte Anspielungen, dunkle und veraltete Wörter erklären. Diese stehen, englisch, unter dem Texte; etwa so, wie bey der Ayscoughschen Ausgabe, oder der, welche vor 14 Jahren bey Rivington in London in 7 Bänden in 8 erschien. Mit drey oder vier Worten kann oft ein schweres Wort, worüber man in keinem Wörterbuche Auskunft findet, erklärt werden; und es ist zu mühsam und aufhaltend, sie jedesmal in einem Anhange am Ende des Bandes zu suchen. In diesen gehören bloß längere Erklärungen und Entwicklungen, die dort zu viel Raum einnehmen würden. Jedem Schauspiele muß eine gedrängte Darstellung des Plans und der Quellen vorangehen: sowie eine ästhetische Würdigung des Effects, den der große Dichter beabsichtigte, und dessen, was er geleistet und wie er es geleistet hat. Ein so vollständiges als gründliches Shakspeare'sches Glossarium müßte die ganze Masse von dunkeln Wörtern, die gegenwärtig veraltet sind, oder welche sich der originelle Britte selbst schuf, kritisch interpretiren. Die Engländer haben dergleichen schon, wenigstens im Skelett; aber unendlich viel ist hier noch zu thun übrig, und nur von deutscher Gelehrsamkeit und umfassender Kenntniß zu erwarten. Vor allen Dingen wäre aus der, jetzt wiederum so sehr hervorgezogenen, falschen Sprache für eine logische Etymologie der alten Wörter, sowie für die Entstehung des ganzen inneren Baues der englischen Sprache unendlich viel zu holen und zu thun! — Der Britte kann und wird hier nie viel leisten; nur der Deutsche kann das; und ihm dürfte es vorbehalten seyn, der Welt ein Glossarium über *Shakspeare*, seine Vorgänger und Zeitgenossen zu liefern, dergleichen noch nicht da ist. Ja, würde ein solches Glossarium noch weiter ausgedehnt, und von *Chaucer* bis auf *Milton* heruntergeführt, und zugleich auf die verwandten Dialekte der dänischen, schwedischen und frißischen Sprachen Rücksicht genommen: so könnte dadurch ein Werk entstehen, das für das gründliche Studium der früheren Periode der englischen Dichtkunst von außerordentlichem Gewinn seyn, und eine für sich bestehende interpretirende Einleitung zu derselben werden müßte. Der Gelehrte in England kennt die alte Sprache der Sassen gar nicht; oder, was er davon weiß, ist so dürftig, so unzusammenhängend und einseitig, so falsch angesehen und verstanden, daß diese armselige Buchstabenkenntniß nie zu dieser so reichen Fundgrube ächter und glücklicher Sprachforschung vordringen kann. Ein zweckmäßiger

Y y

ger Index, nach Anleitung des Ayscoughschen, nur minder weitläufig und ins Einzelne gehend, müßte das Ganze beschließen.

Dies wären etwa, *in nuce*, die Forderungen, welche Rec. immer an den Herausgeber eines *Shakspeare's* in Deutschland machte, und nach welchen er, vor Jahren schon, in England selbst den Gedanken faßte, selbst eine solche Ausgabe zu versuchen. Im Besitz bedeutender und kostbarer Hülfsmittel, begünstigt durch mancherley Verbindungen mit gelehrten Engländern, seit zwanzig Jahren mit dem Dichter vertraut, den er jungen Britten zu erklären wiederholt aufgefordert wurde, glaubte er einigen Beruf dazu zu haben. Andere sind ihm zuvorgekommen; eigene Arbeiten anderer Tendenz haben die Ausführung hinausgesetzt. Bis jetzt ist das Ideal, das ihm beständig vorschwebte, noch nicht erreicht. Hr. Prof. *Wagner* hat nichts, als den Text geliefert, und der versprochene Commentar ist nicht erschienen. Die Baseler Ausgabe ist ein vollständiger Nachdruck der Dodsley-Reedschen, die, so vortrefflich auch in ihrer Art, wenig geeignet ist, für das Bedürfniss der großen Majorität von Lesern des Continents zu sorgen, und dabei so kostbar, das nur wenige sie kaufen können.

In der vor uns liegenden Ausgabe sind jene Forderungen ebenfalls nicht befriediget; allein sie bereitet ihnen vielleicht den Weg, und überzeugt noch lebendiger von der Richtigkeit des Gesichtspunktes, von welchem sie ausgehen. Irret Rec. nicht, so ist sie ein bloßer Nachdruck von folgender: *The Plays of William Shakspeare, neatly and accurately printed from the complete and elegant edition, published by G. Steevens in 1793 in 15 Vols. 8.* (bekanntlich, die oben erwähnte Reedsche) *with a careful selection of the most important notes. In eight Vols. 12.* (2 Guin.) die er nicht bey der Hand hat, um sie vergleichen zu können. Wenigstens rühren die Noten daher. Die Auswahl derselben, wenn sie anders ausgewählt, und nicht bloß abgedruckt sind, wie die englische Ausgabe es vorschrieb, läßt noch sehr viel zu thun übrig. Sie enthalten nichts Eigenthümliches von dem deutschen Herausgeber; im Gegentheil sehr oft viel überflüssiges für den deutschen Leser: noch öfter lassen sie schwere Stellen und Wörter, wo alle unsere Wörterbücher schweigen, ohne alle Interpretation und Aufhellung. Wie soll der Anfänger, oder der ungeübte Leser sich nun da helfen? — Vielleicht wußte es der Herausgeber selbst nicht! — Wir müßten eine eigene Abhandlung schreiben, wenn wir die Beweise beybringen wollten. Ungleich bequemer und zweckmäßiger wäre es auch, wenn alle kurzen Wortklärungen unter dem Texte fortließen, und nur die ausführlichen sich am Ende gesammelt fänden. Das Außere also, Correctheit, Druck und Papier wären die nächsten Erfordernisse, wodurch diese Ausgabe eine gute Aufnahme suchen müßte; und wirklich verdient sie von dieser Seite alle Empfehlung. Die Schrift paßt sehr gut zu dem bequemen Taschenformate; das Papier, wenn gleich etwas dünne, ist weiß, und die Correctur ist mit

vieler Aufmerksamkeit besorgt. Nur hin und wieder sind wir auf kleine Unrichtigkeiten gestoßen, die den Druck entstellen. Wir wünschen, daß der Verleger durch einen schnellen Abatz aufgemuntert und unterstützt werde, auf eine Ausgabe zu denken, wie wir sie in einem leichten Unriss angedeutet haben; eine Ausgabe, die, gehörig verstanden und mit Kenntniß und Talent ausgeführt, Deutschland zur Ehre gereichen, und den selbstfüchtigen Britten zu dem Geständniß nöthigen könnte, daß er auch hier noch viel von uns zu lernen habe. Das schön gearbeitete Portrait *Shakspeares*, das dem ersten Bande beygefügt ist, wird den Käufern eine angenehme Zugabeseyn. Schade nur, daß es keine Abbildung nach dem Leben ist und feyn kann! Das einzige Gemälde von *Shakspeare*, das auf Originalität Anspruch macht, ist durch ein unvorsichtiges Reinigen, oder einen anderen Zufall geworden, wie *Reed* sagt, wenig besser als:

„the shadow of a shade,“

und die vielen Kupferstiche, die wir von ihm haben, sind keinesweges Darstellung der Natur, sondern bloß ein Product der Kunst und der Phantasie. Eben desswegen hat die Reedsche Ausgabe auch keinen derselben aufgenommen. A—Z.

ALTENBURG, b. Rink: *Bibliotheca Castellana, Portugues y Provençal*, por Dr. H. Schubert. T. I. 1804. 224 S. 8.

Dieses Unternehmen hat, besonders für unsere Zeit, wo man endlich angefangen, die Poesie der blühendsten Zeiten des Mittelalters, und jener glücklichsten und heitersten Länder des südlichen Europa's mehr und mehr zu würdigen, ein sehr entschiedenes Verdienst. Man hat endlich jene rohe Annahmung, welche mit stolzer Verachtung auf die Jahrhunderte einer vermeintlichen Barbarey herabsah, wenigstens zum Theil abgelegt, und wohl erkannt, daß jenen Zeiten die nämliche Sonne geschienen habe, als uns; auch ihnen war der Frühling heiter, und die Liebe gefellte sich zu ihnen nicht minder, als zu den unsrigen: so war ihnen auch das Heilige heilig, und mit frommer treuer Inbrunst hat man auch in jenen Jahrhunderten das Höchste erkannt, nach ihm gestrebt. War es doch zu allen Zeiten eine Erde, ein Gott, und ein vielfach strebendes Geschlecht der Menschen. — Aus seinen Werken hat man das Mittelalter vornehmlich höher würdigen lernen, und endlich hat man auch die bunte, jugendliche Poesie desselben mit neuer Liebe und ernster Unparteylichkeit aufgenommen. Man hat den Wahn abgelegt, als ob damals die Kunst von der Erde gewichen sey, und als ob vornehmlich die Spanier und Portugiesen (eben die liederreichsten Völker) völlig arm an Gedichten, als ob diese allein unter allen Völkern von der Kunst veräußert wären. — Die vor uns liegende Bibliothek giebt in dem ersten Bande eine sehr interessante und ausführliche Nachricht, von den ältesten spanischen Dichtern vor dem 15. Jahrhundert, von denen man einige bisher in Deutschland selbst dem Namen nach nicht gekannt hat. Selbst die Spanier begannen bis auf *Sanchez* (dessen Notizen der

der Vf. benutzt hat) die Geschichte ihrer Dichtkunst mit dem *Juan de Mena* und *Poscen de Garcilasso*, welche beide zu Anfang des 15 Jahrhunderts lebten. Vor ihnen hat aber eine sehr ansehnliche Zahl von Dichtern gelebt und gedichtet. Ein altes Epos (*El Poema de Alexandro*), das dem Rec. besonders für die Geschichte der Künste und Wissenschaften des Mittelalters merkwürdig scheint, und das in seiner wunderlichen Anlage und Manier doch vieles Schöne und Eigenthümliche enthält, ist wahrscheinlich bald nach dem ältesten Gedicht der Spanier, dem Gedicht vom *Cid*, entstanden. Der Vf. jenes Gedichts vom *Alexander* war ein gewisser *Lorenzo d'Astorga*, der gegen die Mitte des 14 Jahrhunderts gelebt zu haben scheint. Vor diesem und etwa ein halbes Jahrhundert später als der Vf. des Gedichts vom *Cid*, dichtete ein gewisser *Gonzalo de Berceo* viele Gedichte, größtentheils mystischen Inhalts, wovon aber einige (besonders *El luto de la Virgen el día de la Pasión de su hijo*) die zarteste Liebe und Inbrunst athmen. Die älteren spanischen Dichter, welche man in der angeführten Bibliothek genannt findet, und deren Namen meist in dem daselbst übersetzten, äußerst merkwürdigen Brief des ersten *Marqués de Santillana*, (Namens *Illego Lopez de Mendoza*, geboren 1398 gestorben 1458,) nebst einigen Urtheilen des *Marqués*, der ein großer Verehrer des *Dante* und selbst Dichter war, enthalten sind, sind folgende: Nach dem merkwürdigen Gedicht vom *Cid*, dessen Vf. unbekannt, das aber sehr wahrscheinlich schon in der Mitte des 12 Jahrhunderts gedichtet ist, stehen der Zeitfolge nach die Gedichte des *Gonzalo de Berceo*, (lebte zu Anfang des 13 Jahrh.). Hierauf scheint uns ein (wahrscheinlich verloren gegangener) Roman, *Votos del Puvon* genannt, welchen der *Marqués* in seinem Briefe anführt, und nach diesem das Gedicht vom *Alexander* (von *Lorenzo d'Astorga*) gestellt werden zu müssen; wenigstens kömmt die Sprache im letzteren Gedicht der, welche in den Poësieen des *Berceo* herrscht, sehr nahe, sie ist voll lateinischer, provenzalischer und lemosinischer sowie voll französischer Worte, wie es die älteste spanische Sprache zu seyn pflegt. Noch in der Mitte des 13 Jahrh. dichtete König *Alfonso* der Weise, ein Sohn *Fernando's*. Hierauf im 14 Jahrh. dichteten *Juan Ruiz* (ohngefähr 1336), *Pero Lopez de Ayala*, der Ältere, und *Macias* oder *Mathias*, mit dem Beynamen der Liebende (*el enamorado*). Der erstere dichtete meist mystische, der andere in seinem *Rimado del Palacio* halb politische Reime, die Gedichte des *Macias* scheinen aber nach den wenigen Proben, die wir noch davon haben, jenen schönen Beynamen des Dichters völlig zu rechtfertigen. Hierauf folgen *Don Juan de la Cerdá*, *Pero Gonzalez de Mendoza*, der *Rabbi Santo*, *Alonso Gonzalez de Castro*, der Archidiaconus von *Toro*, *Garci Fernandez de Gerena*, und vor allen die berühmtesten und beliebtesten Trobadores ihrer Zeit, *Alonso Alvarez de Illiezcas* und Meister *Franzisco Imperial* (*Ginoves*), welche alle um das Ende des 14 und den Anfang des 15 Jahrhunderts zu setzen sind, sowie *Pedro Velez de Guevara*, *Fernan Perez de Guzman*,

man, der Herzog *Fadrique de Castro*, *Juan de Goyaso*, *Alfonso de Morana* und *Fernan Manuel de Lando*. Diese sind die ältesten spanischen Dichter, von denen die Bibliothek einige Notizen giebt, denen an mehreren Orten Proben altspanischer Gedichte beygefügt sind. Zugleich wird man darin einige schätzenswerthe Notizen über einige der ältesten portugiesischen und lemosinischen Dichter finden. Rec. kann diese Gelegenheit nicht vorüber lassen, ohne eines alten, äußerst seltenen spanischen Cancionero's zu erwähnen, der sich unter den vielen Schätzen der Dresdner Bibliothek befindet. Er scheint dem Drucke nach, welcher altgothisch und ohne alle Interpunction ist, aus dem 15 Jahrhundert (die Jahreszahl ist nicht angegeben) zu seyn, und enthält die meisten Gedichte der ältesten spanischen Dichter aus dem 14 und 15 Jahrhundert. Sein Titel ist: *Cancionero general de muchas y diversas obras, de todos, o de los mas principales trovadores despaña en lengua castellana assi antiguos como modernos, en devocion, en moralidad, en amores, en burlas, romances, villancicos, canciones, letras de invenciones, motes, glosas, preguntas, respuestas, compilado y maravillosamente ordenado por hernando del castillo*. Es finden sich in dieser seltenen Sammlung die Gedichte von 138 alten spanischen mit Namen genannten Dichtern, von denen wenigstens die grössere Hälfte im 15 Jahrhundert gelebt und gedichtet hat, während nur die geringere Zahl aus den früheren Zeiten scheint. Merkwürdig ist es, daß in diesem beträchtlichen Folianten, welcher eine so vollständige Sammlung alter spanischer Gedichte enthält, sich auch nicht ein einziges findet von jener Gattung, die man gewöhnlich Romanzen nennt, von welcher doch, wie man oft fälschlich geglaubt hat, die älteste spanische Poësie ausgegangen seyn soll. Es ist allerdings eine Abtheilung dieses *Cancionero* überschrieben: *Los romances*; diese Romanzen sind aber nichts anders, als eine Art leichter Liebesgedichte, welche alle nach Einer Norm gedichtet scheinen. Zur Probe möge hier nur eine der kürzesten stehen:

*Mudita sear ventura  
que assi me hazes andar  
desterrado de mis zierras,  
de donde soy natural;  
por amar una señora  
la qual no deviera amar.  
Adame la por mi bien,  
y salíome por mi mal,  
por que ame donde nospen  
galardones alcanzar.  
Por hazer plazer amor  
amor me hizo pesar.*

Denen, welche die eigentliche Bedeutung des Worts *Romance* und *Romançär* vor Augen haben, wird dieses freylich nicht befremdend vorkommen, staunen würden sie aber allerdings, wenn sie in einer so beträchtlichen Sammlung, statt der in der altspanischen Poësie einzig und ausschliesslich geglaubten (sogenannten) Romanzen, auch nicht eine Spur von diesen, sondern nach Art der Gedichte der Trobadores: Hymnen an Marien und andere Heroen der Katho-

katholischen Religion, Liebeslieder, Streitgedichte und sogenannte *preguntas* u. s. w. erblickten.

Das Gedicht vom Cid, um wieder auf das erwähnte Werk zu kommen, macht den vorzüglichsten Inhalt des ersten Bandes dieser Bibliothek aus. Es trägt in Sprache nicht minder als in der Versart das Gepräge eines sehr hohen Alterthums. Es ist naiv, und an vielen Stellen sehr rührend. An poetischem Werth steht es vielleicht dem alten Gedicht von den *Haymon*-Kindern am meisten parallel; sonst ist es aber für die Geschichte der spanischen Poesie sehr charakteristisch und bedeutend, indem, wie der *Cid Ruy Diaz* den späteren spanischen Helden ein Vorbild war, so aus diesem Gedicht das älteste Ideal der Dichtung, das dem spanischen Geist in jenen Zeiten vorschwebte, hervorleuchtet. Rec. erlaubt sich hier den Anfang des Gedichts treu und fast wörtlich übersetzt, so wie ganz in derselben Versart (Reime und Assonanzen) beizufügen. Im Anfang des Gedichts, so weit es bis auf unsere Zeiten gekommen, fehlen einige Seiten, worin wahrscheinlich die Verwüstungen beschrieben waren, welche auf dem Schloß des *Ruy Diaz* auf Befehl König *Alonsos*, bey welchem ihn seine Feinde verläumdet hatten, angerichtet worden waren:

- Da ihm die Augen also heftig thauen,  
Da wendet er das Haupt (den Gräul) zu schauen,  
„Ich sehe Thür und Kisten sind zertrümmert  
Die Stangen leer, da Fell und Mäntel hingen,  
5) Da sonst Falk und Adler bunt geschimmert.“ —  
— Da seufzt mein Herr, gar inniglich bekümmert,  
Es sprach mein Herr gar gut und ernste Rede:  
„Gepriesen seyst du Vater in der Höhe!  
Das haben mir die Feinde angerichtet.“ —  
10) Hier zogen fürther sie mit schneller Eile,  
Ein Rabe flog am Forst zur rechten Seiten  
Und einer links, da sie gen Burgos reiten.  
Die Schultern zuckt mein Herr, und schaut empor:  
„Das Land, o Alvar Fanez, muß ich meiden!“  
15) Durch Burgos ritt mein Herr, mit seinen Schaaren  
Und sechzig Fähnlein Reuter mit ihm waren.  
Da kommen Mann und Frauen, ihn zu schauen,  
Die Bürger sammt den Weibern stehn am Fenster,  
Sie weinen heftig, also tief bekümmert,  
20) Und alle riefen laut mit einer Stimme:  
Gott welch ein treuer Lehnsman war der Ritter!  
— Verlangend ihn zu laden, wagts doch keiner,  
Denn groß war König Don Alfonso's Zürnen,  
Gen Burgos ward vor Nacht desselben Schreiben,  
25) Gar ernst und sehr besiegelt dargebracht:  
„Dafs keiner herbergt meinen Herrn zu Nacht,  
Sonst treffe ihn der streng' und wahre Ausspruch,  
Dafs er verliere Güter sammt den Augen  
Und überdem noch Leib und Seele, beide“  
30) — Da trugen großes Leid die Christenleute,  
Und suchten schweigend meinen Herrn zu meiden,  
— Der Kämpfe eilt, die Herberg zu bereiten  
Er fand verwahrt die Thür von allen Seiten,  
Aus Furcht vor'm König, der es so bereitet:  
35) „Dafs wenn er sie nicht sprengt, sie Keiner öffnet.“ —  
Es riefen laut die Leute meines Herrn,  
Doch die von innen wollten nicht erwiedern.  
Da ritt mein Herr in Eile zu der Thür.  
Und stiefs mit bügelfreyem Fuß dafür.  
40) Die Thüre ging nicht auf, die wohl verschlossen,  
Ein Mägdlein von neun Jahren kam herfür,  
„O Held der stets zum Heil das Schwerdt gegürtet,  
Der König wills nicht, Abends kam sein Schreiben  
Gar sehr besiegelt, das uns streng besägte,  
45) Dafs keiner Euch hinein zu lassen wagte,

- Wofern er Haus und Hof nicht wolle lassen,  
Die man ihm sammt dem Augenlichte nähme. —  
Was frommts Euch, Herr, dafs solches Leid uns treffe,  
Euch möge huldreich, Gott der Höchste helfen.“ —  
50) Das Mägdlein sprach und ging ins Haus zurück.  
Da sah mein Herr, wie ihm der König zürnte,  
Die Thüre liefs er, ritt durch Burgos schnelle,  
Und stieg vom Pferd bey St. Mariens Schwelle.  
Da knieend, betet er von ganzer Seelen,  
55) Als er gebetet ritt durchs Thor der Halde,  
Dafs er zur Herberg Arlanzon erwähle.  
Er hielt bey dieser Stadt im freyem Felde,  
Hier stieg er ab, hier schlug er auf die Zelte.  
Mein Herr, der stets zum Heil das Schwerdt gegürtet,  
60) Der blieb im Feld, da keiner ihn bewirthe.  
Wo ihm so nahe Freunde und Bekannte,  
Da weilte mein Herr, als wärs im öden Lande etc.

Aus diesem Anfang wird sich vielleicht ohngefähr die Manier dieses alten Gedichts erkennen lassen, welches aber in seiner Mitte noch weit schönere und poetischere Stellen enthält. Interessant ist die Geschichte der Grafen von Carrion und der Töchter des Cid, interessant sind die meisten früheren Abenteuer des Cid, vor und nach der Eroberung Valenzias. Man darf freylich an dieses einfältige Kind einer alten treuen Zeit nicht die Forderungen machen, welche wohl an ein Heldengedicht der neueren Zeit gemacht werden können; auch hat sein Vf. wohl nicht im mindesten ein Epos im hohen Sinne, sondern nur die treue Erzählung der Thaten des größten Helden der alten spanischen Geschichte, des *Cid Ruy Diaz* geben wollen. Doch hat das Gedicht vom Cid unstreitig einen höheren poetischen Werth als das Gedicht vom Alexander, das doch schon aus weit gebildeteren Zeiten scheint. — Der Vf. der Bibliothek hat dem Gedicht vom Cid noch einen Index angehängt, in welchem die, in neuerer Zeit nicht mehr gebräuchlichen Wörter aus der altspanischen Zeit erklärt sind. Er scheint größtentheils nach dem Index, der sich an der Ausgabe des Gedichts vom Cid von Sanchez (in der *Collecion de Poesias Castellanas anteriores al siglo XV*) befindet, gearbeitet; doch weicht er von diesem oft ab, und hat einige nöthige Zusätze.

So hat diese Bibliothek auf eine nicht unwürdige Weise begonnen, und ihre Fortsetzung\*) wäre höchst zu wünschen, damit das Studium so fruchtbarer Sprachen und einer so blühenden poetischen Welt endlich Allen zugänglich, Allen erleichtert werde. Was sich an diesem ersten Bande mit Recht tadeln ließe, ist die Weitläufigkeit einiger Stellen jener oben angeführten Notizen, (z. B. die über das Buch vom Schatz u. s. w.), welche wohl conciser seyn könnten. Wozu die weitläufigen Anführungen der Streitigkeiten *Sarmiento's* und Anderer? Doch wird hoffentlich der Vf., so wie ihn noch wichtigere Gegenstände der späteren spanischen Poesie ernster und ernster anziehen werden, jene Weitläufigkeit der historischen Bemerkungen, die nur eine geringe Zahl Literatoren, nicht die wahren Jünger der Kunst interessieren können, von freyen Stücken aufheben.

ZKP.

\*) Nachdem diese Recension bereits eingegangen war, ist von der *Bibliotheca Castellana* der 2 Band 1804. 405 S. erschienen. (Beide Bände kosten 3 Rthlr. 4 gr.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 A U G U S T. 1 8 0 5.

## NATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. Schüppel: *Monographia Siricum Germaniae atque generum illis adnominatorum*, auctore D. Fr. Klug, cum tabulis aeneis coloratis VIII. 1803. XII u. 64 S. 4. (3 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. übergiebt dem entomologischen Publicum diese Monographie als eine Probe, wie er die ganze Ordnung der Piezaten zu bearbeiten gedenkt, um in der Folge ein allgemeines System über diese Insecten herauszugeben. Er bittet die Freunde der Entomologie, wenn sie nach dieser Probe ihn geschickt zu seinem Unternehmen glauben, ihm neue und zweifelhafte Arten, aus dieser Ordnung mitzutheilen, damit sein Werk einen höheren Grad der Vollständigkeit erreichen könne. Bey Bearbeitung dieser Monographie war der Vf. noch fast bloß auf seine eigene Sammlung beschränkt. Deshalb lieferte er auch jetzt nur eine genaue Auseinandersetzung der deutschen Arten, die ihm alle aus Autopsie bekannt waren; denn zu einer vollständigen Monographie fehlten ihm noch einige ausländische Species. Monographie der europäischen *Sirices* hätte er seine Schrift nennen können, da sich bis jetzt in Europa keine sichere Art dieser Gattung gefunden hat, die nicht auch in Deutschland vorkäme. Nur *Sirex Struthiocamelus* Villers ist dem Vf. noch zweifelhaft; doch glaubt er, es könne wohl eine Varietät des Männchens von *Sirex Juvenus* seyn. *Sirex reflexus* desselben Autors gehört aber nach des Vf. Versicherung gar nicht zu dieser Gattung, selbst nicht im weitesten Sinne, sondern ist entweder *Ichneumon cultellator*, oder doch ein diesem sehr verwandtes Insect, von dem der Vf. bemerkt, daß es mit Unrecht von *Fabricius* zu *Ophion* gebracht sey, und wohl eine eigene Gattung auszumachen verdiene.

Rec. freut sich, in dem Vf. dieser Schrift einmal wieder einen Entomologen zu sehen, der den Regeln, welche die Natur und aus Beobachtung der Natur abstrahirte Erfahrung heiligen, mit Festigkeit und Wärme anhängt, der nicht die Schwierigkeiten scheut, sorgfältig die kleinen Mundtheile, die allein ein festes entomologisches System geben, zu analysiren, und der sich nicht von dem unseligen Hange nach so genannten natürlichen Systemen, einem Hange, der jetzt die grössere Menge von Entomologen gewaltsam ergriffen hat, weil ein paar achtungswürdige Männer an der Spitze dieser antifabriciuschen Schule stehen, hat verleiten lassen; die sichere,

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

freyllich schwierigere Bahn entomologischer Untersuchungen zu verlassen.

Die meisten Entomologen, welche Selbstuntersuchungen scheuen, glauben, wenn sie ein vages, anders modificirtes künstliches System, das ohne bestimmte Gesetze auf alle Theile des Insectenkörpers zur Begründung von Gattungen Rücksicht nimmt, als Leitfaden wählen, sie folgen einem Systeme, das dem letzten Zweck des Studiums, dem Systeme der Natur, welches nur unserm Verstande denkbar, aber nie zu erreichen ist, sich in einem hohen Grade genähert hat, oder wohl gar dieses schon selbst ist. Ohngefahr eben so wie diese nicht selbst untersuchenden, blindlings folgenden Entomologen, denken denn auch die Begründer solcher Systeme, die allseitige Verwandtschaften und Abweichungen zur Basis wählen, und sich nicht an streng künstliche, von Einem Theil, oder von Theilen, die zusammen Ein Ganzes ausmachen, abstrahirte Charaktere binden wollen. Es ist nicht schwer, einzusehen, daß die Vertheidiger dieser Meinung den Gesichtspunkt, aus welchem man die reine Systematik betrachten muß, daß sie nämlich *sicheres* Auffinden der Naturkörper bewerkstelligen soll, aus den Augen verlieren, und sich durch scheinbare Leichtigkeit ihrer Systemetäuschen lassen. Sicherheit kann man nur von einem System erwarten, das sich streng künstlich an feste Gesetze bindet. Ein solches kann zur Grundlage irgend einen Theil des Insectenkörpers oder mehrere, die zusammen eine Einheit ausmachen, wählen, darf aber diese nie mit anderen Theilen vermengen, weil dadurch die, jedem wissenschaftlichen System, so auch dem entomologischen, durchaus nothwendige Einheit des Principis gekört wird. Dies ist des Rec. entomologisches Glaubensbekenntniß; der ungern der Anarchie zusieht, die seit mehreren Jahren in der Entomologie herrscht, und welche nicht eher aufhören wird, bis so gründliche Forscher, wie unser Vf., durch glückliche Ausführung die Vortheile künstlicher Systeme immer deutlicher beweisen. Die von den Mundtheilen entlehnten Kennzeichen für das entomologische System, auf die zuerst *Fabricius* aufmerksam machte, (eine Idee, die seinen Namen in den Annalen der Entomologie stets unsterblich machen wird,) verloren besonders durch *Fabricius* selbst, weil er nicht stets diese Theile mit der gehörigen Sorgfalt untersuchte, einen Anhänger nach dem andern, da die Gegner dieses Systems individuelle Fehler, welche *Fabricius* beging, mit grellen Farben als Fehler des Systems aushuben, und so

Zz

die

die Schaar der nicht selbst genau prüfenden Entomologen täuschen.

Durch den Vf. dieser Schrift gewinnt die geringgewordene Zahl streng systematischer Entomologen wieder ein schätzbares Mitglied, und nichts ist mehr zu wünschen, als daß für die verschiedenen Zweige der Entomologie Männer aufstehen mögen, die mit eben dem Geist und Scharfsinn, mit eben dem hohen Grade analytischer Gewandtheit, wie der Vf. ausgerüstet, die Bearbeitung derselben unternehmen. Dann werden der individuellen Fehler weit weniger, und den Gegnern nicht Gelegenheit geboten werden, diese fälschlich gegen das System selbst zu benutzen.

Die Mundtheile, welche nach einer leicht aufzustellenden Schlussfolge, die besten Repräsentanten für den ganzen Organismus jedes Thiers, mithin des Insectis sind, zieht auch unser Vf. zur Charakterisirung der Insectengattungen, jedem anderen Kennzeichen, als Grundlage künstlicher Systeme, mit Recht vor. Er verbreitet sich in der Vorrede besonders über das neue Piezaten-System des trefflichen *Jurine*. Rec., der das Vergnügen hatte, als er einige Zeit lehrreich bey Hn. *Jurine* zubrachte, sich eine genaue Einsicht in dieses System zu verschaffen, welches die Deutschen nur aus *Panzers* Anzeige in der Erlang. Lit. Zeit. vom May 1801 kennen, denkt über dasselbe gerade wie Hr. Klug. Dieser, indem er die Verdienste *Jurines* um die genauere Untersuchung der Flügel der Piezaten, als zur genaueren Kenntniß der einzelnen Insectentheile sehr wichtig, nach Würden schätzt, sagt: er sey überzeugt, daß diese Untersuchung als Hilfskennzeichen bey zweifelhaften Arten sehr leiten könne, weil oft Verschiedenheiten im Geäder der Flügel mit Verschiedenheiten in den Mundtheilen coexistiren, aber als Hauptbasis des Systems bey den Piezaten verwirft er es mit Recht aus folgenden Gründen. In allgemeinen billigt er es nicht, daß Hr. J. bisweilen neben dem Flügelgeäder *mandibulas* und *antennas* mit zu Charakteren benutzte, weil dadurch die Einheit des Systems gestört wird. Doch davon abgesehen, scheintes dem Vf. auch deshalb verwerflich, weil es auf Charakteren beruht, die sich nicht bey allen anderen Insecten-Ordnungen anwenden lassen. Er fragt sehr richtig die selbst in Deutschland zahlreich gewordenen Anhänger dieses Systems, das sich allerdings durch Leichtigkeit auszeichnet, ob sie jeder Insecten-Ordnung ein eigenes Princip zum Grunde legen wollen? Daß man durchaus nicht bey den verschiedenen Abtheilungen der Insecten verschiedenartige Principe einführen dürfe, glaubt Rec. besonders einleuchtend zu machen, wenn er anführt, daß dadurch jede Vergleichung aufgehoben wird, aus der ja einzig die Verschiedenheiten sich ergeben. Wenn man bey einer Ordnung Füße, bey der anderen Flügel, bey der dritten Mundtheile u. s. w. als Principe für die Zerfallungen annimmt: so findet ja gar keine Vergleichung, mithin kein Auffinden von Verschiedenheiten zwischen den Ordnun-

gen statt. Allen Ordnungen muß daher ein und dasselbe Princip zum Grunde liegen, damit man die Verschiedenheiten, die sich in den zum Princip angenommenen Theilen bey den verschiedenen Ordnungen finden, als comparative Charaktere aufstellen könne. Die Zahl der flügellosen Piezaten, und die Gattungen ohne Flügelgeäder scheinen dem Vf. ebenfalls ein wichtiger Einwurf gegen die *Jurine'sche* Methode, sowie auch die Variationen des Flügelgeäders bey verwandten Arten derselben Gattung, und die Übereinstimmung desselben bey wesentlich verschiedenen, z. B. *Larra* und *Bembex*, *Sphex* und *Scleriphon*. Je häufiger zu dem *Jurine'schen* System, ohne genaue Prüfung desselben, sich Anhänger fanden: um so mehr glaube Rec. des Vf. triftigen Gründe gegen dasselbe ausheben zu müssen.

*Jurines* Abweichungen von dem einzigen Princip des Flügelgeäders scheinen Rec. auch ein redender Beweis für künstliche Systeme nach den Mundtheilen zu seyn. Denn auf andere, minder wesentliche, minder constante, Theile gebaute Systeme vermögen nicht leicht ihre Einheit des Principis zu erhalten, weil die Vff. derselben doch nicht zu sehr gegen das, was die Natur deutlich ausspricht, sündigen wollen, weil sie dann andere Theile mit benutzen, und so in gemischte Systeme verfallen.

Unser Vf. hat das Problem, Gattungen nach den Mundtheilen deutlich und bestimmt zu charakterisiren, zur vollkommenen Zufriedenheit gelöst; so, daß auch gewiss die Gegner dieser Methode ihm ihren Beyfall nicht werden verweigern können. Das Einzige, was Rec. nicht billigt, ist, daß der Vf. unnöthiger Weise bey dem Charakter der von ihm angenommenen Gattungen die Antennen mit auführt. Rec. glaubte dies vorausschicken zu müssen, um die Leser mit dem Geiste, der in dieser Schrift herrscht, bekannt zu machen, und wendet sich nun zum Specieellen, von dem er die wichtigsten Resultate kurz angeben wird.

Alle deutschen Insecten, welche *Fabricius* in der Gattung *Sirex* ehemals zusammenstellte, die zum Theil nach minder sicheren Kennzeichen von anderen schon in Gattungen zerfällt waren, versteht der Vf. mit festen Gattungscharakteren, bestimmt die Arten genau, berichtigt sorgfältig die Synonymie, citirt mit Selbstprüfung die hauptsächlichsten Schriftsteller, und fügt so schöne Abbildungen der Gattungskennzeichen, Arten und zum Theil Varietäten hinzu, wie man sie selten erblickt. Bey den einzelnen Gattungen giebt er erst eine *diagnosis generis*, dann eine genaue *descriptio*, welcher er, so viel es ihm bekannt war, die allgemeinen Verschiedenheiten der Geschlechter, die Art der Metamorphose, den Aufenthaltsort, die Weise des Fliegens, und den Schaden, den etwa eine Gattung verursacht, folgen läßt. Die einzelnen Arten werden meistens neu diagnostirt, treffend beschrieben, und die oft zahlreichen Varietäten und Verschiedenheiten der Geschlechter, so viel wie möglich, angegeben. Die Gattung *Oryssus*, welche *Fabricius* im

Suppl.



*Suppl. Entom. syst.* zuerst aus *Sirex vespertilio* begründete, macht den Anfang. *O. vespertilio* Taf. I. Fig. 1—3 ist die einzige hier aufgezählte Art, zu der das Synonym *Sphex abietina* Scop. Entom. Carn. gehört, und dessen Männchen *Oryssus coronatus* Fabr. *Suppl.* ist. Das vom Christ (v. d. Bienen Taf. XXVI. Fig. 5) unter dem Namen *Sphex abietina* Scop. abgebildete Insect erklärt der Vf. für einen *Pompilus* Fabr., über den er nichts habe ausmachen können. *Hybonotus* Kl. *Juvina* setzte unter dem Namen *Urocetus* aus *Sirex Camelus* und *Dromedarius* ein eigenes Genus fest, welches der Vf. annehmen zu müssen glaubte. Den Namen zu ändern, und statt desselben *Hybonotus* einzuführen, bewogen ihn mehrere Gründe, welche allerdings zu einer solchen Veränderung das Recht geben. Nur den letztern kann Rec. unmöglich für vollgültig achten. Dieser bezieht sich nämlich bloß darauf, daß der Name *Hybonotus* passender sey, als *Urocetus*. Dieß darf nie in Betracht kommen, dann sicher lassen sich für die meisten Gattungen passendere Namen finden. Der Charakter dieser Gattung ist: *Maxilla compressa intus unidentata, Labium cylindricum integrum medio palpigerum*. H. *Camelus* Taf. I. Fig. 4. 5 und H. *Dromedarius*, Taf. I. Fig. 6—7 sind die beiden einzigen deutschen Arten. Das Citat aus Scop. Ent. Carn. 742, welches Fabricius zu *Sirex Camelus* zieht, gehört nach dem Vf. zu *Leineumon persuasorius* Linn. *Sirex*. Historisch werden die von Linné, Geoffroy, Fabricius, Linné, dieser Gattung beygelegten Charaktere vorausgeschickt. Der vom Vf. angegebene Charakter ist: *Labium cylindricum integrum medio inflexum corneum, Maxillae breves, subulatae, incurvae acuminatae, Palpi brevissimi, inaequales, anteriores cylindrici, posteriores longiores subclavati pilosi*. Nach der auffallenden Verschiedenheit der Palpen, die wohl berechtigt hätte mehrere Gattungen aus *Sirex* zu machen, theilt der Vf. dieses Genus in Familien. *Familia I. Palpi anteriores biarticulati, articulis brevissimis cylindricis aequalibus, posteriores quadriarticulati, articulo primo brevissimo cylindrico, secundo et tertio itidem cylindricis, quarto omnium maximo subgloboso*. Hierher gehören 1) *S. Gigas* Taf. II. Fig. 1—5 zu dem als Varietäten *S. Psyllus*, *S. Moriscus* und *S. hungaricus* Christ. gezogen werden. Acht Varietäten sind im Ganzen angegeben und zum Theil abgebildet. 2) *S. Augur* Taf. III. Fig. 1. 2. Taf. IV. Fig. 3. Dieß ist *S. gigas* Panz. In. Inf. LII. F. 3, der *capite fusco, postice late flavo* diagnostirt wird, von dem *S. gigas* Kl. *capite nigro macula pone oculos utrinque flava* abweicht. Rec. muß gestehn, daß ihm die spezifische Verschiedenheit beider noch nicht ganz einleuchtend ist. Vom *Augur* werden sechs Varietäten beschrieben. 3) *S. Fantoma* Taf. III. Fig. 3 *capite nigro, postice luteo*. Diese vom Vf. angegebene Diagnose scheint Rec. nicht hinreichend. Die Diagnose von *S. Augur* stimmt bis auf die Farbe ganz mit dieser überein. *Fuscus* und *niger*, *flavus* und *luteus* sind aber zu verwandte Farben, als daß man in der Diagnose bloß danach Verschie-

denheiten angeben sollte. 4) *S. Juvencus* Taf. III. Fig. 4. 5 und Taf. IV. Fig. 1. 2. Als Varietät des Männchens von *S. Juvencus* wird *S. noctilio* Fabr. hierher gezogen. Auch *S. nigricornis* Ludw. (Erste Aufzählung der bis jetzt in Sachsen entdeckten Insecten S. 56) welcher keineswegs *S. nigricornis* Fabr. ist, wie Hr. Prof. Ludwig fälschlich glaubte, gehört nach dem Vf. als Varietät zu *S. Juvencus*. *Familia II. Palpi anteriores uniarticulati, cylindrici, apice obtusi vix ciliati, posteriores triarticulati articulis prioribus cylindricis aequalibus, ultimo subgloboso*. *S. Spectrum* Taf. IV. Fig. 5. 6. Taf. V. Fig. 1 *litura ante oculos utrinque testacea*. *S. emarginatus* Fabr. ist das Männchen desselben. *Familia III. Palpi anteriores uniarticulati, breves cylindrici, posteriores biarticulati, articulis aequalibus, primo cylindrico, altero subgloboso*. 1) *S. fuscicornis* Taf. V. Fig. 5 von dem *S. Camelogigas* Christ. synonym ist. 2) *S. magus* Taf. V. Fig. 2. 3. 4. Als das Männchen dieser Art wird *S. nigrita* angegeben, den Fabricius, der leider in seinen Schriften die Arten so selten nach den Verwandtschaften zusammenstellte, von seinem Weibchen durch sieben zwischengelegte, zum Theil höchst verschiedene, Arten trennte.

Die kleinen Species der ehemaligen Gattung *Sirex*, die durch das *labium apice tridentatum* sich besonders auszeichnen, werden hier in der Gattung *Astutus* zusammengestellt. Der Name *Trachetus*, den diese Gattung auf den, noch bis jetzt, so viel Rec. weiß, nicht herausgegebenen, nur an seine Freunde verschickten, Tafeln zum Jurinischen Werke führt, wäre passender gewesen, da *Astutus* und *Astutus* zu verwandte Namen sind, die man vermeiden muß. Die vom Vf. aufgezählten Arten sind: 1) *A. Troglodyta* Taf. VI. Fig. 1. 2. a. b. 2) *A. pygmaeus* Taf. VI. Fig. 3. 3) *A. spinipes* Taf. VI. Fig. 4. a. b. (*Bauchus* Panz.) Der Vf. hält sich fast überzeugt, daß dieses Insect das Weibchen von *A. pygmaeus* sey; da aber eigene fest überzeugende Beobachtung dem vorsichtigen Vf. jene Vermuthung noch nicht zur Evidenz erhob, so zog er es vor, dieses Insect als Art aufzuführen. 4) *A. pallipes* Taf. VI. Fig. 6 *ater, nitidus, tibiis tarsisque omnibus testaceis*. Auf Wiesen. 5) *A. floralis* Taf. VI. Fig. 5. a. b. *ater, nitidus abdomine fasciis anoque luteis*. Auf Blumen. 6) *A. anatis* Taf. VII. Fig. 1. *ater nitidus, ano luteo*. 7) *A. punctatus* Taf. VII. Fig. 2. a. b. *ater nitidus abdomine punctis, anoque luteis*. Beide auf Blumen. Diese vier letztern Arten sind vom Vf. entdeckt und hier zuerst beschrieben. Rec. wünscht, daß der Vf. in Rücksicht der Geschlechter dieser Arten noch etwas ausmitteln möge. Man erfährt bey denselben nichts darüber, und muß daher glauben, daß dem Vf. nichts davon bekannt gewesen sey. Ist dieß, so muß man wohl, bis genaue Beobachtung über die Geschlechtsverschiedenheit entscheidet, diese Arten noch nicht als fest begründet, sondern nur als provisorisch aufgestellt, betrachten. 8) *A. tabidus* Taf. VII. Fig. 3. a. b.

Die letzte Gattung, unter dem Namen *Sapyga*, den ihr *Jurine* beylegte, gehört eigentlich nicht in die natürliche Verwandtschaft der ehemaligen *Syrices*, wird aber von dem Vf. hier abgehandelt, weil *Fabricius* ein von *Daldorf* bey Kiel zuerst entdecktes Insect mit dem Namen *pacca* zu seiner Gattung *Sirex* setzte, und Hr. K. alle deutschen Insecten, die ehemals zu *Sirex* gezählt wurden, einer genauen Prüfung unterwerfen wollte. Der sogenannte *Sirex pacca* ward dem Vf. von *Fabricius* selbst mit der Bemerkung gesandt, daß er der *Scolia prisma* nahe verwandt sey, und wohl mit dieser eine eigene Gattung auszumachen verdiene. Diese charakterisirte der Vf. also: *Os lingua inflexa trifida, maxillae ad apicem submarginatae*, und zählt die zwey Arten, die *Fabricius* andeutete, auf. 1) *S. punctata*, unter welchem Namen er *S. pacca*, *Scolia quinquepunctata*, *Sc. quadriguttata*, welche das Männchen, und *Sc. ferguttata* die Varietät ist, vereinigt, und Taf. VII. fig. 4. 5. 6 abbildet. 2) *S. prisma*. Synonym ist *Masaris crabroniformis* *Panz. Fn. Inf. Germ. XLVII. 22.* Angabe der Schriften, welche der Vf. benutzte, unter denen man nichts wichtiges vermisst, und die Kupfererklärung machen den Beschlufs dieser gehaltreichen Schrift. Die achte Tafel liefert die

Abbildungen der genau analysirten Gattungskennzeichen.

*Rec.*, der viel aus dieser Schrift gelernt zu haben versichert, hält es für Pflicht, alle Freunde der Entomologie aufzufodern, den würdigen Vf., von dem gewiss jeder bald mehr zu lesen wünscht, nach Kräften zu unterstützen, damit er bald im Stande sey, durch sein System der Piezaten, über diese noch lange nicht genug bearbeitete Insecten-Ordnung Licht zu verbreiten. *Rec.* würde dem Vf. rathen, die einzelnen Gattungen, wie sie seine Vorgänger aufstellten, zuerst, nach und nach, auf ähnliche Weise wie diese Monographie, zu bearbeiten, und erst dann, wenn er so alle Gattungen durchgearbeitet hat, sein vollständiges System herauszugeben. Das Publicum würde davon den Gewinn haben, bald wieder etwas von dem Vf. zu lernen, und er selbst auch im Verlauf der Zeit mehr Unterstützung von auswärtigen Entomologen erhalten, die ihn in den Stand setzen würde, endlich ein möglichst vollständiges System der Piezaten zu liefern.

Der Verleger verdient wegen des schönen Drucks und Papiers, der Vortreflichkeit der Zeichnungen, die er selbst verfertigte, des Sticks und der Illumination alles Lob. —β—

## KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Erfurt, b. Keyser: Die Seereisen, ein Buch zur Unterhaltung und Belehrung in der Naturgeschichte und Physik des Meeres, in der Schiffahrts-, Länder-, Völker- und Producten-Kunde, von *Adolph Friedrich Höpfer*, Rector zu Greußen im Schwarzburgischen. Erster Band. 1804. XII und 274 S. 8. (18 gr.) Diese Schrift soll Ungelehrten, jungen Leuten und Kindern Vorkenntnis von dem beybringen, was ihnen, wenn sie Reisebeschreibungen mit Nutzen lesen wollen, zu wissen nöthig ist. *Rec.* denkt sich den Nutzen, den diese Schrift haben kann, noch größer. Der Vf. erzählt vieles von den Gefahren und Mühseligkeiten der Seereisen; sollte nicht das Lesen dieser Schrift manchen unfahrenen Menschen, dem die Laune anwandelt, zur See zu gehen, von seinem Schwindel heilen können? Auch ist ein Buch dieser Art als ein angenehmes Geschenk für viele anzusehen, weil sein Inhalt mit Dingen bekannt macht, welche vorzüglich denen, die weit von der See leben, größtentheils ganz fremd, und die doch für jeden Witsbegierigen von großem Interesse sind. Möchte nur der Vf. bloß solche Gegenstände, wie man sie nach dem Hauptworte des Titels, *Seereisen*, erwartet, mitgetheilt, und nicht auch solche, die Völker- und Länder-Kunde betreffen, mit aufgenommen haben. Daß der Vf. auch selbst gefühlt zu haben scheint, daß in diese Schrift nur Gegenstände der ersten Art gehören, beweist sowohl der Inhalt dieses Theils, in welchem Erzählungen, vom Schiffe, Seegel, Ebbe und Fluth, Stürmen auf der See, Möven, Boot, Matrosenkost, Anker, Oberfläche des Meeres, Seehunden, Haiisch, Bleywurf, Seeräubern, Meerfalswasser, Passatwinde, Feuerchein zur See, Sanct Elmesfeuer, Harpunen, Wasserhofen, Tropikvogel, fliegenden Fischen, Delphinen, Schildkröten, Piloten, Kegelschnecken, Helle des Seewassers u. s. w. vorkommen; als auch der Zusatz auf dem Titel: Länder- und Völker-Kunde, welcher sonst ganz überflüssig seyn würde. Die Schrift selbst ist in 21 Abende abgetheilt. An jedem Abend erzählt ein Onkel den Kindern seines Bruders, was er auf seinen Reisen erfahren

hat, und die Kinder unterbrechen nur allzuoft, nach der Weise ermüdender Kinderschriften, die Erzählung durch Fragen. Nicht immer werden die Quellen angegeben, aus welchen geschöpft worden ist. Wenn aber mehreres durch den eigenen Fleiß des Vf. zusammengetragen worden wäre, wie unter andern das, was vom Seewasser erzählt wird: so wäre dieser Fleiß sehr ruhmlich. Was übrigens S. 155 von den Schildkröten gesagt wird, daß sie des Nachts ihre Eyer bebrüteten, ist gewiss eine Täuschung. Es ist gegen alle Analogie der Amphibien, welche so wenig, als andere kaltblütige Thiere, ihre Eyer selbst bebrüten. Sie überlassen dies der Sonnenwärme, und geben daher entweder ihre Eyer ins Wasser von sich, oder scharren sie in den Sand u. s. w.; wie dies diejenigen, von denen hier die Rede ist, nach der eigenen Erzählung des Vf., auch thun. In einer Schrift, die für Ungelehrte und Kinder bestimmt ist, sollten auch nicht Worte, wie Quart (als Maß) Sextant, Friction u. s. w. ohne Erklärung, wenn sie nicht ganz vermieden werden könnten, vorkommen, und von venerischen Säften sollte gar nichts gesagt werden. Ferner mußte auch, wenn der Vf. vorzüglich für diese Classe von Lesern sein Werk fortsetzen wollte, Vieles was zugelehrt ist, wegbleiben, und Manches hingegen vollständiger beschrieben werden. r.

TECHNOLOGIE. Nürnberg, in d. Stein'schen Buchh.: H. F. A. Stöckels, Hofschreibers zu Schleiz, praktisches Handbuch für Künstler, Lustliebhaber und Oefen-Anstreicher. Dritte rechtmäßige, ganz umgearbeitete und mit einem Anhang vermehrte Auflage. 1804. 264 S. 8. (1 Rthlr.) Der Titel: praktisches Handbuch, ist dem Inhalt ganz angemessen, weil in allem, was der Vf. vorträgt, nur die unmittelbar handwerksmäßige Anwendung bezieht wird, und unter dieser Bedingung scheint aus das Werk Empfehlung zu verdienen. Inwiefern die gegenwärtige dritte Auflage, gegen die beiden früheren gehalten, verbessert worden, kann *Rec.* nicht sagen, da er keine Gelegenheit gehabt, solche mit einander zu vergleichen.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 A U G U S T, 1 8 0 5.

## B O T A N I K.

LEIPZIG, b. Martini: *Illustrationes plantarum imperfecte vel nondum cognitarum cum Centuria iconum*, recensente Petro Simone Pallas, Eq. Aur. Acad. Petrop. Fasc. I. Tab. I—XII. 1803. 20 S. gr. Fol. (8 Rthlr.)

So erfreut denn der würdige Veteran Pallas das botanische Publicum wieder mit einer Schrift, die das Resultat mühsamer und lang fortgesetzter Beobachtungen ist. Fast keine natürliche Pflanzenfamilie bedurfte einer kritischen Revision so sehr, wie die, welche der Vf. mit dem Namen *Halophyta* belegt. Er begreift unter derselben die Gattungen *Salicornia*, *Anabasis*, *Salsola*, *Sueda* Forsk. (*Lerchia* Hall.), *Polycnemum* und *Camphorosma*; und diesen widmet er vorerst seine Erläuterungen. Er macht aber Hoffnung, in der Folge auch andere schwierige Gattungen, wie *Hedysarum*, *Artemisia*, *Potentilla*, u. s. w. von denen er schon eine Menge Zeichnungen hat anfertigen lassen, genauer zu bearbeiten.

Die Halophyten des Pallas findet man so abge- sondert noch in keiner natürlichen Pflanzenanordnung zusammen, sondern sie waren mit sehr abweichenden Formen gewöhnlich zu einer Section vereinigt. Bey Adanson in seinen *Familles des plantes* stehen die ihm davon bekannten Gattungen in der 35 Familie der *Blitis*, zu welchen er auch, um nur ein paar Beyspiele anzuführen, die, auf Natürlichkeit gesehen, weit abweichenden Gattungen *Amaranthus*, *Blitum* L. u. s. w. rechnet. In *Jussieu's generibus plantarum secundum ordines naturales dispositis*, denen eigentlich eine strenge Künstlichkeit zum Grunde liegt, stehen diese *Halophyta* Pall. in der sechsten Ordnung der sechsten Classe *Atriplices*, sind aber z. B. mit *Basella*, *Spinacia*, *Chenopodium* u. a. m. vereinigt, wodurch die charakteristische Natürlichkeit verwischt wird. Hr. Trattinnick, der sich auch daran wagte, die Pflanzengattungen nach einer natürlichen Methode zu ordnen, hat drey dieser Gattungen *Salsola*, *Polycnemum* und *Camphorosma* in seiner siebenten Abtheilung der fünften Familie *Simplices Atriplices*. Manche Gattungen, durch die *Jussieu* die Natürlichkeit der Halophyten störte, liess Hr. Trattinnick zwar hier weg; aber *Petiveria*, *Beta*, *Chenopodium*, mit denen er sie vereinigt lässt, lösen auch bey ihm das natürliche Band, welches jene Gattungen zu Einem Ganzen vereinigt. *Anabasis* wird von Hn. T. zur 30 Abtheilung dieser Familie, den *Ba-*  
J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

*jellis*, gerechnet. *Salicornia* findet man in der 14 Familie, und zwar allein stehend in der Abtheilung *Salicorniae*. Wer nur etwas Gefühl für Natürlichkeit hat, wird die weisse Trennung der *Salicornia* von den übrigen Halophyten nicht begreifen können. Wer sollte es sich denken, dass in einer sogenannten natürlichen Methode *Salicornia*, z. B. mit *Isoetes*, *Salvinia*, *Lycopodium*, *Poralla* (einer *Jungermannia*) *Cuscuta* u. s. w. zu einer Familie hätte gebracht werden können, wie dies von Hn. T. geschah. In des verstorbenen Batsch *Tabula affinitatum regni vegetabilis* stehen die Halophyten in der ersten Familie der sechsten Ordnung der fünften Classe, *Incompletae Seminiferae Oleraceae*, aber auch mit vielen abweichenden Gattungen vereinigt, wie *Rivina*, *Herniaria*, *Illecebrum* etc. Aus dieser Übersicht, welche Rec. seinen Lesern von den Anordnungen in den verschiedenen sogenannten natürlichen Methoden glaubte geben zu müssen, erhellt, dass vor Pallas niemand die obengenannten Gattungen als natürliche Einheit zusammenbegriff.

Um mit Glück gerade diese schwierige Familie, um deren Kenntniss sich der Vf. schon in früheren Schriften so verdient machte, bearbeiten zu können, vereinigten sich für ihn viele günstige Umstände. Die Gegenden uns caspische Meer, Sibirien und die Tartarey sind vielleicht die reichsten an diesen Gewächsen, und sie durchwanderte der unermüdete Vf. mit forschendem Blick zu wiederholten Malen. So konnte er diese Gewächse, die in botanischen Gärten, ohne dass sie ihre natürliche Gestalt verändern, sich fast gar nicht cultiviren lassen, frisch beobachten. Als er im Jahr 1793 die letzte Reise in die Wüsten uns caspische Meer anstellte, begleitete ihn ein geschickter Maler, den er unter seiner Aufsicht nach der lebendigen Natur Zeichnungen der Halophyten verfertigen liess. Nur die Entfernung von Kupferstechern und Buchdruckern verzögerte die Herausgabe dieses wichtigen Werks bis jetzt.

Ehe der Vf. sich zur speciellen Bearbeitung wendet, schickt er in diesem ersten Hefte eine allgemeine Einleitung über die Gattungen der Halophyten voraus, deren Hauptresultate Rec. um so mehr hier mittheilen muss, je wichtiger sie sind, und je weniger man hoffen kann, dass dieses nach Verhältniss so theure Werk in den Händen vieler Botaniker sey. Zuerst tadelt der Vf. die von den Autoren angegebenen generellen Charaktere, die, da sie meistens nicht von dem natürlichen Zustande dieser Gewächse abstrahirt wurden, mannichfaltige Irrthümer

enthalten. So legte *Jussieu* der *Salicornia* einen *calycem tetragonum circa semen inflatum* bey, da doch alle zu dieser Gattung gehörigen Pflanzen nach unserm Vf. keinen *Calyx* haben. *Anabasis* soll nach *Jussieu* einen *Calycem quinquepartitum* haben. Nach *Pallas* ist der *Calyx tribracteatus*, und die *denticuli*, welche um den Saamen sitzen, sind für die *Corolla* anzusehen. Die *Suedae Forsk.* oder *Lerchiae Pall.* wurden von *Linne* und kürzlich wieder von *Cavanilles* fälschlich mit den *Salsolis* vereinigt. Am nächsten kam *Schreber* der Natur, ohne doch von einzelnen Fehlgriffen frey zu seyn, welche, ohne sie hier namentlich anzuführen, deutlicher erhellen werden, wenn wir die vom Vf. festgesetzten Gattungsscharaktere durchgehen, mit denen dann jeder selbst die *Schreiberschen* vergleichen kann. — Das Wesentliche, wodurch der Vf., theils diese Gattungen unter sich, theils von allen übrigen im künstlichen System zu unterscheiden sucht, wurde nicht, wie Rec. gewünscht hätte, kurz in botanischer Form angegeben, sondern man muß gestehen, daß die Kennzeichen des Vf., zum Theil wenigstens, *Characteres oratorii* sind, die mit Recht *Linne* in seiner *Philosophia botanica* tadelt. Rec. hat sich die Mühe gegeben, aus den paar Folioseiten, die der Vf. mit diesen Charakteren füllt, das Wesentliche so kurz wie möglich auszuheben, und theilt es seinen Lesern mit, nebst einigen Bemerkungen, wie man die alten Meinungen gegen die neue zu verstehen habe.

*Salicornia.* (*Calyx et corolla nulla*) *Stamina filamentis brevissimis, anthera saepe didyma. Pistillum gemine infero, stigmate bifido. Semen unicum in singulo flore lanulatum, massa spongiosa pericarpium mentiente inclusum. (Flores ternati in amento omnino nudi).* Daß die Schriftsteller bisweilen zwey *Stamina* annehmen, rührt daher, weil die *Anthera* der mittleren Blume sehr früh abfällt, und dann die zwey übrigen Blumen, deren *Anthera* auch nach einander zum Vorschein kommen, als eine angesehen wurden. (Vgl. *Ehrharts Beiträge VII. p. 178* und *Vahls enumeratio plantarum I. p. 10.*) Was man sonst in den *Salicorniis* als *Calyx* glaubte ansehen zu müssen, nennt Hr. P. mit Recht eine *Squamula articulum coronans*, die nicht zu den Fructificationstheilen gerechnet werden kann. Das *Pistillum*, welches Einige *superum* glaubten, ist dies nicht. Die Meinung rührte wohl daher, daß man nicht auf die mittlere, wie oben erinnert, früher abfallende *Anthera* Rücksicht nahm. *Anabasis. Charact. essent. Calyx fructificans tribracteatus. Semen conchiforme depressum.* Von den Autoren wurden manche nicht zu dieser Gattung gehörige Pflanzen zu derselben gezählt. *Salsola Char. eff. Bracteae petaloideae, post deflorationem calycis fructificantis. Semen orbiculatum continens corculum spirale. Descr. gen. Calyx excolor quinquesidus, post deflorationem exserens bracteas petaloideas. Corolla nulla. Stamina filamentis brevissimis. Pistillum. Germen orbiculatum. Stili plerumque duo. Stigmata recurva. Semen unicum corculo spirali vel conduplicato.* Daß die *Plumula* bey dieser Gat-

tung lebhaft grün ist, spricht deutlich gegen die Meinung, daß die grüne Farbe bloß vom Lichte herrühre, welches doch zur *Plumula* keinen Zugang hat. *Sueda.* Diese Gattung ward als verschiedene von *Salsola* und *Chenopodium* zuerst von *Haller* angesehen, der ihr in den *Comment. Goetting. 1752 p. 223—224* den Namen *Lerchia* beylegte. Späterhin, 23 Jahre nachher, begründete sie *Forsk.* gleichsam von Neuem unter dem Namen *Sueda.* (Vgl. *Forsk. Fl. Aegypt. Arab. p. 69.*) *Linne* und neuere Botaniker achteten nicht darauf, sondern verbanden die hierher gehörigen Arten wieder mit *Salsola*. Unser Vf. stellt diese Gattung mit Recht wieder her, und nimmt nothgedrungen den spätern Namen an, weil *Linne*, auf *Hallers Lerchia* nicht achtend, sich selbst eine andere *Lerchia* in der *Monadelphia Pentandria* gebildet hatte. *Pallas* erkannte die Beobachtungen *Forsk.* für richtig, und so ist es nicht nöthig, hier etwas davon zu wiederholen. *Polycnemum.* Diese natürliche, dem künstlichen Charakter aber so wenig anerkennende Gattung, daß Arten mit zwey, drey, und fünf Nominibus vorkommen, will der Vf. doch auch zusammen als eine eigene Gattung ansehen. Die Charaktere derselben findet der Leser in manchen Schriften gut auseinandergesetzt. Hr. P. macht nur bey derselben die für Rec. wenigstens neue Bemerkung, daß in den meisten *Polycnemis pentandris* eine *Syngenesia antherarum* statt findet. Von *Camphorosma* wird nichts besonders erwähnt. Den Schluß der Einleitung machen allgemeine Bemerkungen über die Aufnahme des Salzes in diesen Pflanzen, die zum Theil nicht bloß gesammelt, sondern auch angebaut werden, um Soda aus ihnen zu bereiten. Besonders vom Standort auf salzigem Boden hängt ihre salzige Beschaffenheit ab. Merkwürdig ist es; daß vor der Blüthezeit alle *Salsolae*, *Suedae* und *Polycnema* mehr Soda liefern als nach derselben, und daß sie im völlig reifen Zustande fast gar keine mehr hergeben. Der Grund davon ist aber leicht einzufehen. In der Jugend sind die Wurzeln dieser Pflanzen sehr groß, und ihre Nahrung wird fast einzig aus dem salzigen Boden geschöpft; im Alter haben sie kleine Wurzeln, und ihre Ernährung wird mit durch Aufnahme aus der Atmosphäre befördert. Daher das umgekehrte Verhältniß in der Menge der Soda zum Alter der Pflanze.

So nöthig die Revision der Gattungen der Halophyten von einem Manne, wie unser Vf. war, eben so nöthig war auch eine sorgfältige Kritik der Arten. Chaotisch stand bey diesen Vieles, besonders in Rücksicht auf die Synonymie, durch einander. *Pallas* war der Mann, der Licht in dieses Dunkel bringen konnte, da, wie oben erwähnt, so glückliche Umstände für ihn zusammentrafen. Seinen Beruf, für diese Familie etwas Zusammenhängendes zu liefern, hat er auch hinlänglich schon durch die Fragmente bekrundet, welche sich über dieselbe in seiner Reise finden.

Dieses erste Heft, dem Rec. von Herzen bald viele folgende wünscht, liefert die Abbildungen und Be-

Beschreibungen von elf Arten und einer Varietät. Nach vorausgeschickter Diagnose, folgt die Synonymie, eine weitläufige Beschreibung (die auch hier, so wie wir es schon bey den Gattungen bemerkten, ohne Verlust hätte kürzer gefasst werden können), Bemerkungen über die Varietäten, Wohnort und Nutzen. Die hier abgehandelten Arten sind: I. *Salicornia acetaria* Pall. Tab. I et II. F. 1. *annua strictim erecta subramosa, amentis oppositis cylindricis terminalibusque*. Ein neuer Name zu einer bekannten Pflanze. Es ist dies nämlich nichts anderes als *Salicornia herbacea* Linné. Was den Vf. zu dieser, wie zu mehreren dergleichen Namenänderungen bewog, sieht Rec., der sie nicht billigen zu können gesteht, keinesweges ein. Dafs die Dauer hier wie bey einigen der folgenden Arten mit in die Diagnose aufgenommen wurde, möchte der strengen Systematik nicht angemessen seyn. Die Varietäten, welche angegeben und abgebildet sind, findet man auch schon in *Smiths flora britannica* und *Vahls enumeratio plantarum* recht gut auseinandergesetzt. II. *Salicornia prostrata* Pall. Tab. III. *Caule ramossimo divaricato trifariam prostrato, articulis apice subsinuatis, amentis crebris oppositis terminalibusque*. Diese allerdings in mehreren Punkten von der vorigen abweichende Art ward ehemals von *Pallas* nur als Varietät derselben angesehen. Sie ist seine *Salicornia herbacea*  $\beta$  It. I. p. 378 App. 479 Tab. A. F. 1. Die in jenem Werke gelieferte Abbildung ist nur kleiner, sonst steht sie der hier gegebenen nicht nach. Die Wurzel dieser Pflanze gab P. in der Reife als ausdauernd an; in diesem neuen Werke wird dagegen behauptet, sie sey wie bey der vorigen Art jährlich. III. *Salicornia pygmaea* Pall. Tab. II. F. 2. *Caule pusillo moniliformi, articulis globosis, amentis confertis crassissimis cylindricis*. Diese Art wird hier zum erstenmal beschrieben und abgebildet. Sie scheint von allen übrigen hinreichend verschieden zu seyn. IV. *Salicornia strobilacea* Pall. Tab. IV. *Suffruticosa ramossima assurgens, amentis creberrimis oppositis cylindricis, extremorum ramorum sensim minoribus*. Diese Pflanze ist als eigene Art schon bekannt, und früher von *Buxbaum*, *Gmelin* und *Pallas* selbst abgebildet. Fragenweise citirt der Vf. *Salicornia cruciata* Forsk. *Fl. Aegypt. Arab.* zu dieser Art. Dieses Synonym möchte aber wohl nicht hierher gehören. *Vahl*, der beide Arten die *S. strobilacea* und *S. cruciata* kannte, hält die letztere für eine verschiedene Species. V. *Salicornia foliata* Pall. Tab. V et VI. *Frutescens prostrata alterne ramosa articulis folio productis, amentis extremorum furculorum alternis oblongis*. Diese Art zerfällt in zwey Varietäten a) *Salicornia arabica* L. Pall. It. I. App. 481 N. 92 Tab. A. F. 3,  $\beta$ ) *Salicornia foliata* Pall. It. I. App. 482 N. 93. (*Salicornia perfoliata* Forsk.?). Dafs *Salicornia foliata* Pall. und *Salicornia arabica* Linn. nichts als Varietäten seyen, wird man dem Vf. gern zugeben; aber die *Salicornia perfoliata* Forsk., die freylich auch nur fragweise hinzugezogen wird, scheint doch hinreichend abzuweichen, um eine eigene Art

bilden zu können. Rec. hat die Autorität *Vahls* für sich, der wahrscheinlich diesmal besser entscheiden konnte, wie *Pallas*, der wohl kein Forskähisches Originalexemplar sah. Zur *Salicornia foliata* a. wird *Buxb.* Cent. I. p. 7 Tab. II. Fig. 1. *Salicornia arborescens Tamarisci facie* einzig von *Pallas* gezogen. So viel sich Rec. nach der Buxbaumischen Abbildung vergewissern kann, zweifelt er, dafs dieses Citat hierher gehöre. Bey VI. *Salicornia caspica* L. Tab. VII. *Frutescens ramis articulatis oppositis, amentis pedunculatis elongatis*, giebt der Vf. dasselbe Buxbaumische Citat wieder an. Es herrscht hier offenbar eine Verwirrung, die Rec. nicht ganz zu lösen vermag. Von *Vahl* und *Willdenow* wird dies Buxbaumische Citat zur *S. caspica* gezogen, und Rec. hält es auch für wahrscheinlicher, dafs es hierher gehöre, besonders wenn er die Abbildung in *Pallas* Reise I. Tab. A. Fig. 2 mit jener vergleicht. Nach der jetzt von dem Vf. gelieferten Abbildung, die einen ganz andern Totalhabitus hat, möchte man diese Art freylich schwerlich mit der Buxbaumischen für dieselbe halten. Mit Bestimmtheit kann Rec. nicht entscheiden. VII. *Anabasis tartarica* Tab. VIII. *Frutescens furculis annuis articulatis, ramosis extremo floriferis subspicatis*. Dies ist leider wieder ein neuer Name zu einer nicht neuen Art. Es ist *Anabasis aphylla* L., welche *Pallas* ehemals, weil er die Blüthen nicht gesehen hatte (Siehe *Pallas* Reise p. 493) als Varietät zu seiner *cretacea* zog. *Buxbaum* lieferte schon auf der achtzehnten Tafel seiner ersten *Centuria* eine recht gute Abbildung. *Salsola articulata* Forsk. wird fragweise als Synonym beygesetzt. *Cavanilles articulata* gehört nach *Willdenow* gewifs hierher. Das von *Gmelin* angezogene Synonym aus *Barrelier Kali geniculatum aphyllanthos gilvis paleaceis flosculis Hispanicum* (icon 215) gehört nach *Pallas* gewifs nicht hierher, sondern zu einer *Salsola*, wie man aus den Fructificationstheilen sehen kann. Wir kommen weiter unten auf die Art, zu der es gehört. VIII. *Anabasis cretacea* Pall. Tab. IX. *perennis furculis annuis simplicissimis, floribus solitariis lateralibus*. Die hier gelieferte Abbildung ist keinesweges der in *Pallas* Reise Tab. K. Fig. 4 gelieferten vorzuziehen. Das Citat aus *Gärtner* Cent. V. Tab. 77 Fig. 4 möchte wohl zur vorigen Art gehören. IX. *Salsola prostrata* L. Tab. X. *suffrutescens assurgens, foliis linearilanceolatis villosis caulibus subspicatis, floribus glomeratis*. Hierher gehören *Gmel.* Fl. Sib. III. Tab. 18. F. 2 und Tab. 20 F. 1, letzteres excluso synonymo *Barrelieri*. X. *Salsola Dasycantha* Pall. Tab. XI. *annua erecta ramosa, foliis alternis, filiformibus pubescentibus, floribus lanuginosis*. Bey dieser Art findet eine grosse Verwirrung statt, die sich auch in *Willdenows* Ausgabe der *Specierum plantarum* eingeschlichen hat. Um diese endlich einmal zu heben, kann man es entschuldigen, dafs der Vf. einen neuen Namen wählte. Es ist diese Art nämlich *Salsola laniflora* Gmel. jun. itin. I. p. 100 Tab. 47. Linné im Supplement verwechselte diese mit der *Pallasischen Salsola lanata* und *Sueda sedoides*. Nach dieser Verwech-

wechselfung nannte *Gmelin*, der Göttinger, im Natursystem die *Salsola lanata* Pall. *Salsola laniflora*. Willdenow bleibt bey diesem Irrthum, und behält den Namen *laniflora* für die *laniflora* Linn. Suppl., *laniflora* Gmel. und *lanata* Pall. zusammen, zwey höchstverschiedene Arten. Zur *Salsola Dasycantha* Hall. gehört demnach als reines Synonym nur die *Salsola laniflora* Gmel. itin. XI. *Salsola rigida* Pall. Tab. XII. *fruticans*, *fragilis*, *tomentosa*, *foliis carnosiss cylindraceis*, *lanuginosis*. Hierher gehört das Citat aus *Barrelier*, welches *Gmelin* fälschlich zu *Anabasis tartarica* (seiner *Salsola baccifera Salicorniae facie*) zog. Linnés *vermiculata* wird als Synonym angegeben, der Name hätte also bleiben können. Ob die *vermiculata* Pall. (siehe Reise App. Nr. 103) hierher gehöre, weißt der Vf. jetzt selbst nicht mehr gewiss.

Dies ist der Inhalt des ersten reichhaltigen Hefts dieses Werkes, in dem man ausser den vorzüglichsten allgemeinen Bemerkungen viele treffliche Berichtigungen in der Synonymie nicht verkennen

wird. Rec. hat die angezogenen Schriftsteller alle sorgfältig verglichen, und sich in den meisten Fällen von der richtigen Ansicht des Vf. überzeugt, nur zuweilen hat er geglaubt, seine Zweifel äußern zu müssen.

Was die Abbildungen betrifft, so sind sie, so weit Rec. sie mit der Natur hat vergleichen können, treu, und liefern durch die Grösse und hinzugefügten Analysen ein deutliches Bild von den Arten. Schön sind sie aber keinesweges, was doch der Vf. von seinem Verleger erwartet zu haben scheint. Einzelne stehen selbst den von *Pallas* früher in anderen Schriften gelieferten in mancher Hinsicht nach, und nur dadurch, daß sie illuminirt sind, welches bey diesen Gewächsen nicht unwichtig scheint, haben sie wieder einigen Vorzug. Im allgemeinen aber muß Rec. über den sehr hohen Preis von 8 Rthlr. für diese 12 Tafeln erstaunen, da z. B. die weit besseren 12 Tafeln zu *Willdenows Hortus Berolinensis* nicht viel über die Hälfte kosten.

—β—

### KURZE ANZEIGEN.

**BOTANIK.** Leipzig, b. Barth: Pflanzen-Kalender, oder: Versuch einer Anweisung, welche Pflanzen man in jedem Monat in ihrer Blüthe finden könne, und auf welchem Standorte. Von F. A. Heune, Herz. Sächsischer (m) Rath (e). 1804. Erste Heft. XXIV u. 166. Zweytes Heft. 167—403 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.) Mit einem Blicke übersehen zu können, welche Pflanzen in jedem Monate blühen, und auf was für einem Standorte man sie suchen soll, gereicht dem angehenden Botaniker allerdings zur Erleichterung seines Studiums; ein guter Pflanzenkalender ist ihm also ein erwünschtes Buch. Wie aber ein solcher Kalender eingerichtet seyn müsse, und ob der obengenannte gerade am zweckmäßigsten sey; darüber wollen wir mit dem Vf. nicht rechten: ein jeder Leser wird sich davon ein eigenes Ideal nach seinen individuellen Bedürfnissen erdenken, und gewiss nicht zwey werden darüber emerley Meinung seyn. Wir begnügen uns daher, nur anzuzeigen, wie Hr. H. den seinigen eingerichtet hat; und überlassen den Lesern, selbst zu beurtheilen, ob sie ihre Bedürfnisse dadurch befriedigt finden. Hr. H. ist dem Linnéischen System gefolgt; hat aber nur aus den ersten 23 Classen Pflanzen aufgenommen. Die Classe, in die jede Pflanze gehört, ist mit einer römischen; die Ordnung mit einer arabischen Zahl bezeichnet; das Geschlecht und die Art aber sind mit den Linnéischen lateinischen Namen angegeben; dabey ist ein deutscher Name mit aufgeführt, der, wie der Vf. versichert, der gewöhnlichste ist. Wirklich sind jedoch die deutschen Namen der Arten oft nur wörtliche, und nicht einmal immer wohlgetroffene Übersetzungen der lateinischen, als z. B. *galega officin.*, gebräuchliche Geisraute. Die aufgenommenen Pflanzen sind meist deutsche; der ausländischen haben wir nur wenige, und auch nur solche bemerkt, die in unseren Gärten häufig, und zwar im Freyen cultivirt werden. Das Verzeichniß der deutschen ist nicht ganz vollständig; aber doch ziemlich zahlreich: nach unserm Überschlage enthält es an die 5000 Arten. Wenn Pflanzen in mehreren Monaten blühen, als z. B. *Sentio vulg. Linn.* so sind sie in demjenigen aufgeführt, in welchem sie zuerst blühen; bisweilen aber doch auch wiederholt worden, wie z. B. *corvus arbor.* den wir erst unterm Januar und dann auch unterm März finden. Einige Pflanzen z. B. *brong.* *secal. Linn.* scheinen uns nicht unter dem Monate zu stehen, in welchem sie eigentlich blühen. Vielleicht hat sie aber der Vf. unter einem andern Grade der Länge beobachtet, als Rec. Standorte sind 26 unterschieden, und unter jedem Monate sind die in demselben blühenden Pflanzen unter diesen 26 Rubriken aufgeführt. Daß aber dabey keine völlige Richtigkeit hat sagt finden können, versteht sich von selbst, da viele Pflanzen mehr

als einen Standort vertragen. In einem Anhang hat der Vf. die 19 Linnéische Pflanzenclassen neu geordnet, um Anfängern die Übersicht derselben zu erleichtern; und unter jeder Ordnung auch gleich die dahin gehörigen Geschlechter aufgeführt.

*Eisenach*, b. Wittekindt: Die kleinen Freunde der Pflanzenkunde, von Adolph Friedrich Höppler. Erster Theil. 1804. VI u. 244 S. 8. (12 gr.) Hr. H. giebt hier unter 63 Rubriken von Pflanzen, ihrer Natur, Bauart und Nutzen, und unter 2 Rubriken von einigen botanischen Kunstausrücken, und von dem Unterschiede zwischen den Thieren und Pflanzen, eine Belehrung für Kinder. Die Eigenschaften, wodurch sich solche Schriften für Kinder auszeichnen müssen, sind gute Auswahl nicht nur an sich interessanter, sondern auch dem Fassungsvermögen der Jugend angemessener Gegenstände, strenge Beobachtung der Wahrheit und Richtigkeit, Eleganz und Gefälligkeit im Vortrage. In Ansehung der Auswahl hat Hr. H. unseren Wünschen völlig Genüge geleistet. Die Materien, worauf er sich eingelassen, sind jedem gebildeten Menschen zu wissen nöthig und nützlich, und auch Kinder können sie begreifen, und müssen Interesse daran finden. Auch gegen das, was gesagt wird, haben wir nur hier und da noch Etwas erinnern gefunden. So ist es z. B. unrichtig, S. 44, daß die Halme der Getreidearten inwendig voll lockern Marks seyen; S. 183 daß ein Unterscheidungszeichen des Wunderweizens auch darin bestehe, daß aus einer Wurzel wohl zehn Halme treiben; S. 185 daß das beste Mittel, die Quecken auszurotten, sey, das Land oft zu pflügen; S. 151 daß die Heide schlechtes Honig und Wachs gebe, wenn die Biene nicht noch andere Nahrung dabey haben; S. 152 daß die Wurzeln der Heide die Erzeugung des Torfs befördern. Den Vortrag finden wir zwar fehlerfrey, aber etwas trocken, und für Kinder nicht anziehend genug. Durch die Gesprächsform werden zwar manche Wendungen und Übergänge erleichtert; andere aber auch desto unnatürlicher. In den Übergängen scheint uns Hr. H. überhaupt nicht immer glücklich zu seyn. So giebt z. B. S. 184 folgender vom Weizen zur Quecke „aber werdet ihr es wohl glauben, wenn ich euch sage, daß eins unserer beschwerlichsten Unkräuter (die Quecke, *tritium repens*) eine Weizenart ist.“ den Kindern einen sehr unrichtigen Gesichtspunkt an. Ungemein würde das Buch gewonnen haben, wenn der Vortrag durch Kupfer vorlännlicht worden wäre; auch hätte die Anführung der lateinischen Linnéischen Namen für manche Kinder Nutzen haben können.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 24 AUGUST 1803.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

ERFURT, b. Keyser: *Über Theuerung des Getreides und Administration der Domainen- oder Kammer-Güter als gegenwirkendes Mittel* von D. Christian Julius Stelzer. 1804. 148 S. 8. (8 gr.)

Diese Abhandlung ist aus dem freyen literarischen Magazin für das Gemeinwohl der Völker und Länder besonders abgedruckt worden, um sie, ihres gemeinnützlichen Inhalts wegen, weiter bekannt zu machen.

Der Vf. schickt die Ursachen der bisher anhaltenden Getreide-Theuerung voraus, und sucht sie vorzüglich in dem überspannten Weizen-Bau, da dieser aus dem Acker mehr Nahrungstheile, als der Roggen, nehme, und zu stark ins Ausland gehe, und dann in dem außerordentlichen Verbrauche des Brantweins, durch den der 24ste Theil alles gezogenen Roggens verzehrt werde, der überhaupt nichts Gutes wirke, und als ein Feind des allgemeinen Wohls zu behandeln sey. Er empfiehlt dabey dessen möglichste Einschränkung und höhere Besteuerung, daneben aber die möglichste Beförderung des Bierbrauens, und die Verminderung der desfalligen Abgaben. Hiernächst verweilt der Vf. bey der Veredlung des Viehstandes, hält sie, vorzüglich bey Schafen, die ohnehin fast durchgängig mehr gehalten werden, der Verminderung der Getreidepreise für nachtheilig, und will aus mehreren Gründen die spanischen Schäfereyen nicht befördern, nicht geschützt, sondern nur tolerirt wissen. Dagegen stellt er den vollkommenen Ackerbau, als das erste Glück des Staats, und daher die Vermehrung desselben und seines Ertrages als nothwendig auf, stößt aber dabey auf neue bekannte Hindernisse, auf Besümmerung, die nothwendige Brache, die Dreyfelder-Wirthschaft, die Gemeinheiten, die Koppel- und Mitweiden. — Er beklagt S. 63 ff. den Mangel zureichender Magazine auf den Nothfall, ohne darunter die *Festungs-Magazine*, die er S. 140 wieder für unentbehrlich hält, zu verkehren, und ohne den *allgemeinen Land-Magazinen* das Wort zu reden. Dagegen glaubt er S. 67, daß die *Provinzial-Kreis- oder Districts-Magazine* zweckmäßiger und besser berechnet wären, ohne sich, S. 72, hier für die *fliegenden* und überall *gegenwärtigen idealischen Magazine* zu erklären, die er jedoch S. 133 wieder hervorhucht. Er wünscht dagegen S. 78, daß auf den Domainen-Gütern wenigstens zwey Natural-  
J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

Jahres-Gefälle vorrätzig gehalten würden, und glaubt, daß dadurch bey der Sorgfalt, über die Vollziehung des Verbots der Ausfuhr bey hohen Getreide-Preisen zu wachen, jede Getreidetheuerung, wenigstens die, welche von besonderem Einflusse ist, nämlich die Roggentheuerung, verhütet werden würde.

Zu Erreichung dieses Endzwecks ist der Vf. mit dem Zeitpachte der Güter S. 92 gar nicht zufrieden, und zieht solchem fogar den Erbpacht vor, von dem, nach seiner Meinung, doch noch etwas Gutes gesagt werden könnte, das für den Staat auf andere Art gar nicht zu erreichen sey. Rec. kann sich jedoch schon hierin mit dem Vf. nicht vereinigen, indem er sowohl jeden Erbpacht überhaupt, als auch besonders die S. 91 bemerkten einzelnen Erbverpachtungen der Domainen-Güter an die Unterthanen, nach allen damit zu verbindenden Begriffen und nach so manchen Erfahrungen, für äußerst nachtheilig und zweckwidrig hält, und diese Art der Verlosung in mehreren Schriften und Ausarbeitungen als eine cameralische und rechtliche Mißgeburt aufgestellt hat. — S. 92 ff. will der Vf. behaupten, daß die Domainen-Güter die einzigen, wenigstens die besten Mittel wären, mehrere unentbehrliche Provinzial-Korn-Magazine zu begründen, welche überall (?) gegenwärtig, immer (?) wohlfeil mit frischem Getreide gefüllt, und mit dem geringsten Kosten-Aufwande erhalten werden könnten, und daß die Korn-Magazine dieser Art das einzige Mittel zum grofsen, wohlthätigen, den Staat beglückenden Zweck wären. Er glaubt daher, daß nur Administrationen der Domainen-Güter dieses wohlthätige Mittel, über alle Einwendungen erhaben, in die Hände geben könnten. Er sucht darauf Einwürfe gegen die Administration aufzustellen, und sie zugleich zu entkräften.

Ob nun gleich der Vf. sein Augenmerk vorzüglich auf Kurfürsten richtet, und deshalb manches rückfichtlich und örtlich beurtheilt werden muß: so sollten doch auch schon deswegen die in den mehreren Fällen sehr nachtheiligen Sperren nicht in Schutz genommen werden. Sie sollten wenigstens in einzelnen Abtheilungen eines Kreises unter sich selbst niemals, und auch von Kreis gegen Kreis nur bey besonderen Ereignissen Statt finden. Dagegen sollten sich die sämmtlichen, oder doch einander nahe liegenden Kreise über die Ausfuhr ins Ausland mit einander vereinigen, und bey dieser Vereinigung jederzeit mit höchtem Patriotismus, wenn dessen Existenz in Deutschland noch denkbar ist, zu-  
-Bbb  
Werke

Werke gehen. Wenn übrigens die Administration der Domainen-Güter dem Zeitpachte so sehr vorzuziehen seyn soll: so wird zugleich anzunehmen seyn, daß zu den Administratoren nur gute, und zu den Pächtern bloß schlechte Personen gewählt, und beygehalten werden. In beiden Fällen ist wohl, wenn ohne Parteylichkeit gegen die Sache selbst zu Werke gegangen wird, jedes Individuum von Administratoren oder Pächtern zu beurtheilen. Selbst bey gleich guten Subjecten möchte ~~sch. Rec.~~ aus mehreren Gründen, deren Aufstellung hier zu weitläufig werden würde, eher für den Zeitpacht erklären. Das S. 96 angegebene Beyspiel, daß bey der Administration des Domainen-Gutes, Wendelstein, zu welchem vor 12 Jahren nach dem Anschlage von 5400 Rthlr. kein Pächter zu finden war, jährlich 18000 Rthlr. berechnet werden, kann so lange nichts beweisen, bis alle Umstände, die vorherige Verfassung des Gutes, die bey der Administration eingeschlagenen Verbesserungsmittel — unter die ja selbst das äußerst nachtheilige Brantwelnbrennen gehören kann — mit den detaillirten Rechnungen vorgelegt werden. Auf einen gleichen Zeitraum können zum Vortheile der Verpachtungen eben so wichtige Erhöhungen angeführt werden, ohne daß selbigen Rec. aus diesem Grunde den Vorzug einzuräumen wagt. Man sollte freylich die Güter nicht geradezu an den Meistbietenden verpachten. Unter Mehreren sollte man nur den, in vielen Rücksichten empfehlungswürdigsten, selbst gegen ein leidlicheres Pachtgeld wählen; und auch diesen dürfte das Gut vorerst nur auf 3 oder höchstens 6 Jahre zu überlassen seyn. Zeigt er sich in dieser Zeit als ein thätiger, wirthschaftsverständiger und recht-schaffener Mann: so möchte dann mit diesem die Pachtverlängerung auf 12 und mehrere Jahre immer rathsam seyn. Bey einer solchen wird er vieles, das der Vf. nur dem Administrator zueignen will, eben so gut besorgen, z. B. die Obstbaumzucht, die S. 85 nur bey den Administrationen für ausführbar gehalten wird; auch befördern, wie Rec. auch hiervon Beweise liefern, ja darthun könnte, daß er auf Domainen-Gütern, auch während deren Verpachtung, ansehnliche Obstanpflanzungen bewirkt habe. — S. 96 versichert der Vf., daß besonders in Sachsen mehrere Edelleute die Administration ihrer Güter mit Vortheil eingeführt hätten. Rec. kennt auch verschiedene Gutsbesitzer, von denen aber eben jetzt zwey von ihrem Eifer, selbst zu administriren, und mit Maschinen und sonst alle mögliche Versuche anzustellen, zu ihrem wahren Vortheile und zur Zufriedenheit ihrer Freunde, zurückgekommen sind, und ihre Güter wieder verpachtet haben.

Wir können daher keinesweges mit dem Vf., der S. 139 seine Vorschläge, auf den Fall des wahren Getreide-Mangels, selbst nicht für auslangend hält, die Administration der Domainen-Güter, als die bequemste und wohlfeilste Gelegenheit, nach und nach Vorräthe zu sammeln, und dadurch der Theuerung zu steuern, ausgeben; müssen vielmehr, zu Erreichung

dieses wichtigen Endzwecks, vortheilhafte Magazine anzulegen, lieber andere Mittel und Wege empfehlen, und der kleinen Abhandlung des Senators Breitenbach, hier nur um deswillen gedenken, weil er S. 163 ff. bis zum Jahre 1806 74. Schriften über diesen Gegenstand anführt, worüber die nachherigen ohnehin bekannt sind. Bey der näheren Kenntniß, allgemeiner Grundsätze und aller nöthigen Hülfsmittel dürfte es aber in jedem Lande und ~~Ländchen~~ auf die genaue Bekanntschaft mit dem Local, mit dem Charakter des Fürsten, mit den Gesinnungen der Minister und der Departements-Chefs, und auf manche andere Umstände ankommen, die reiflich erwogen und berücksichtigt werden müssen, wenn man an diesen bedenklichen Klippen nicht scheitern, sondern sie zur Sicherheit des Hafens benutzen will.

Wir würden übrigens weniger weitläufig gewesen seyn, wenn nicht der Vf. diese kleine Schrift S. 144 für eine Einleitung zu einer großen Verhandlung über mehrere berührte Gegenstände ausgegeben; und nicht geäußert hätte, daß er durch das Gesagte die Discussionen, welche eine endliche Entscheidung herbeyführen könnten, reizen wollte.

XT.

(Ohne Ort u. Verlagshandl.): *Beobachtungen ohne Brille über die Säkularisation der geistlichen Bisthümer und Besitzungen; besonders in Hinsicht auf die Bisthümer in Franken, Bamberg und Würzburg. Von einem Einwohner dieser Länder. 1803. 182 S. 8 (16 gr.)*

Die nach dem Lüneviller Frieden laut gewordenen Stimmen gegen die Säkularisation geistlicher Stiftungen zu Gunsten der Erbfürsten, und die so natürliche (aber vielleicht, wie sie ausgeführt wurde, politisch-schlecht berechnete) Bemühung, das Ungewitter, welches dieser Frieden für die Geistlichkeit herbeyführte, zu bannen, besonders die von den Anhängern der letzteren oft wiederholte Berufung auf die Vorzüge der geistlichen Regierung, und die erneuerte Behauptung, daß unter dem Krummstab gut wohnen sey; sollen den Vf., wie er sagt, bewogen haben, „in diesen (22) Briefen die grobe Unwahrheit dieses Satzes darzustellen, welche jene einseitigen Menschen mit frecher Stirne den Lesern aufbürden wollten.“ Diese wenigen Worte lassen schon die Tendenz des Vf. und die Quelle seines Berufs zum Mitstreiter nicht verkennen, und gestatten über die Manier seines Werks im Allgemeinen zu urtheilen. Es würde eine fehlerhafte Kritik seyn, wenn mehr als eine Anzeige des Tadelnswerthen dieses Werkes, der höchst parteyischen, inhumanen, ungerechten, (kaum weifs der Vf. die Ausdrücke recht herabsetzend und böse genug zu finden, ohne Schonung sieht man die Namen ausgeschrieben oder so angedeutet, daß man nur ein Varrentrapp'sches Handbuch, und ein wenig Kenntniß der Literatur zu haben braucht, um sie alle entziffern zu können) ja ins Pasquill übergehenden strafbaren Art der Behandlung dieses Theims gegeben würde, mit welcher der Vf. (wahrscheinlich selbst ein Würzburger, wenigstens nennt er sich ja einen Ein-

Einwohner dieser Staaten, obgleich er im Werke selbst stets für einen Reisenden gelten will) über die Geistlichkeit aller Classen; den Adel, die Fürsten, die Civilbeamten jedes Standes, Gelehrte mit und ohne Namen herfällt, und, wahrscheinlich von unedler Rache getrieben, über alle seine Geißel schwingt. Selbst der Juden verschont er nicht, auch über „diese krebsartige Beule der Menschheit“ ergießt er, ein würdiger Vorgänger der noch unvergessenen neuesten Stimmen, langausgesponnene Schimpfworte. Alles sucht er hervor, was die Regierungen von Bamberg und Würzburg in Schatten setzen kann, Alles, was schlechten Regierungen vorgeworfen wird, findet man hier als Fehler dieser beiden zusammengestellt. Vorwürfe aller Art, richtige und falsche, werden aufeinander gehäuft, so daß das Beherzigungswerthe in dem Haufen des Unwichtigen und Unwahren mit verloren geht. Dabey wird viel über Regierungskunst räsontirt, eine Menge Vorschläge dessen, was geschehen sollte, folgen einander; erbauliche Betrachtungen, Worte über die Verbesserung der Religion kommen an die Reihe; theils aber nicht verdauet, theils, so richtig die Bemerkungen an sich seyn mögen, finden sie in dieser Gesellschaft, und bey diesem Ton, keinen Boden, wo sie sprießen mögen. Dagegen wird, wie der Titel erwarten ließe, über die Sacularisation im Allgemeinen nicht gesprochen, ihre rechtliche oder politische Seite nicht gewürdigt, und nichts gesagt, was nicht durch bambergische oder würzburgische Anekdoten motivirt wäre. Hat ein Verfahren dieser Art stets die Verachtung aller rechtlichen Menschen gegen sich, so gewiß in einem höheren Grade diese Anekdoten und Insinuationen, die zu einer Zeit erschienen, als die geistlichen Fürsten ihre Sitze haben verlassen, und die vornehmlich angegriffene Geistlichkeit so gedemüthigt aus allen ihren Verhältnissen hat heraustreten müssen. Selbst das Verdienst, welches solchen Herzenserleichterungen oft noch zu Theil wird, daß der künftige Geschichtsforscher aus ihnen Züge seines Gemäldes, Farben zu seiner Darstellung entnimmt, dürfte diesem Buche nicht einmal zugestanden werden können: denn der Vf. hat die

Notizen, welche man als wahr annehmen könnte, durch die Nachbarschaft der augenscheinlich unrichtigen und hämisch erfonnenen, und durch seine Diction, welche nur tiefe Indignation erregen kann, so verdächtig gemacht, daß Niemand zu dieser Quelle gehen wird. Wir haben schon angedeutet, daß der Vf. wenig Menschen schont. Unter diesen ist jedoch der treffliche *Franz Ludwig*, dem das gebührende Lob nicht vorenthalten wird. Aber er war auch — und nun kommt eine andere Seite dieses Buches, welche dasselbe höchst interessant macht, und den unwilligen Leser allein abhält, dasselbe in der Hand zu behalten — ein *Illuminat*. Ungemessen ist das Lob dieser Gesellschaft. Wer zu ihrer Fahne nicht geschworen hat, wird hart behandelt, sie selbst aber, als das Licht solches Schattens, auf die höchste Stufe der Wichtigkeit und Verdienstlichkeit gehoben. Sie hat *Franz Ludwig* gebildet, daher erklärt sich auch das Lob mehrerer guten Eigenschaften des letzten Fürstbischofs v. Würzburg; denn beide waren eine Zeitlang Mitglieder „dieser erhabenen Gesellschaft“; aber wie hätte ein solcher Bruder es ihnen verzeihen, daß sie „ihre ehrenvolle Stelle deckten“ und sich „von der reinen Quelle der Weisheit und der Liebe entfernten?“ (S. 143). Aus einem solchen Kitzel ist der ganze, hierher gar nicht gehörige 17 Brief entstanden, bestimmt, einen der ersten u. biedersten Fürsten Deutschlands herabzusetzen. Es sey uns vergönnt zur Charakteristik des Vf. nur noch eine Stelle des gedachten Briefes herzusetzen: „Indessen ist es wohl möglich, daß er in der sorglosen Aufrichtigkeit eines truglosen Bruders Fingerzeige von der Unfehlbarkeit dieser Kunst (den Stein der Weisen zu finden) erhalten hat, die er nun weiter auszudeuten und zu ergründen bemüht ist.“ Wer noch mehr in den Grund zu leben wünscht, von welchem der Vf. eine Ecke des Schleyers gelüftet hat (S. 144), der lese das Buch, das zur Geschichte des *Illuminatinismus* und der geheimen Orden beytragen, und auf ihr Treiben und Bemühen aufmerksam machen kann, obgleich der Gesellschaft selbst mit dem Unternehmen dieses Bruders schwerlich ein Dienst geschehen seyn wird.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. 1) *Dresden u. Leipzig, b. Hartknoch: Predigt am 2. Bußtage 1805, beyrn kurfürstl. sächs. evangel. Hofgottesdienste zu Dresden gehalten, und auf ausdrückliches Verlangen dem Druck überlassen*, von D. F. V. Reinhard, Oberhofprediger. 1805. 32 S. gr. 8. (3 gr.)

2) *Leipzig, b. Höhn: Was haben wir in Zeiten gemeiner Noth vornehmlich zu beherzigen und zu thun?* — Eine Predigt, am 2. Bußtage 1805 in der Thomaskirche zu Leipzig gehalten und auf Verlangen dem Druck übergeben von D. J. G. Rosenmüller, Superintendent. 1805. 19 S. gr. 8. (2 gr.)

Bey der drückenden Theurung, unter der das Vaterland seufzte, war es äußerst nothwendig, daß Volkslehrer von Geist und Kraft ihre Stimme erhoben, und der öffentlichen Meinung eine Richtung zu geben, suchten. Schon durch die Wahl des Textes zu dem obenbenannten Tage, wurde sämmtlichen kurfürstlichen Predigern ein Wink gegeben, diesen feyerlichen Landstag vorzüglich zu benutzen, und jedem, wie sich der Vf. von No. 1 ausdrückt, zu sagen, was ihm jetzt nöthig und nützlich ist. Dieser Wink ist wohl von allen verstanden und beherzigt worden. — In dem herzlichen Eingange dieser Predigt öffnete sich der Redner die Herzen seiner Zuhörer durch ein rührendes Gemäde, wie es sonst war, und wie es jetzt ist; giebt seinen Amtsbrüdern eine versteckte, manchem

vielleicht nöthige Weisung, welche Gegenstände an solchen Tagen und zu solcher Zeit auf die Kanzel gebracht werden müssen, um nicht Dinge zu berühren und zu untersuchen, mit welchen die Religion nichts zu thun hat, und die der öffentlichen Gottesverehrung fremd sind; — wodurch er sich selbst zugleich stillschweigend rechtfertigt, daß er nicht solche Dinge zur Sprache bringe; was vielleicht ein Theil des Publicums erwartete, — und bahnt sich so den Weg zu dem zeitgemäßen Thema: *Von dem hohen Werth der wahren Verehrung Gottes zur Zeit einer öffentlichen Noth*. Unter wahrer Verehrung Gottes versteht er wahre, herzliche Frömmigkeit. Diese zeigt dann ihren hohen Werth a) in Berichtigung unserer Urtheile; b) in der Leitung unserer Gefühle; c) als Regel unseres Verhaltens; und d) als Linderung unserer Sorgen. Alles dieß wird lichtvoll, kräftig und in der, diesem Kanzelredner besonders eigenen, verständlichen, reinen und schönen Sprache bewiesen. Große Wahrheiten werden dem leidenden Theil der Nation, sowie — jedoch mit der nöthigen Berücksichtigung des Wohlstandes und der Delicatesse — denen gesagt, die solcher öffentlichen Noth vorzubeugen oder zu steuern haben. Die Verläumder, die leichtgläubigen Auffasser und Verbreiter falscher, zur Zeit öffentlicher Noth besonders schadenbringender Nachrichten; die, welche die Quelle der Noth gar nicht in sich selber, sondern

lediglich in andern suchen; die kalten, gleichgültigen, unempfindlichen Menschen; die schändlichen Wucherer; alle erhalten sehr zu beherzigende Lehren. Zur Mäßigung auch in dem Urtheil über fehlende Brüder; zur brüderlichen Theilnahme mit der Leidenden Noth; zur Zufriedenheit, nicht zur starren Unempfindlichkeit, sondern zu der Zufriedenheit wird hier ermuntert, die der Gedanke erregt: ohne Gottes Willen geschieht nichts, und er hat bey Allem weise und väterliche Absichten. Gezeigt wird, daß die öffentliche Noth zu größerer Thätigkeit, zur Sparsamkeit etc. aufrege. Auf Gott wird jeder ernstlich hingewiesen, den die Glücklichen wie die Leidenden so sehr aus den Augen verloren haben. Er ist, der uns züchtigt; aber er kann auch überschwanglich mehr thun, als wir bitten und verstehen. — Der Psalm, aus dem der Text genommen ist, wird vor der eigentlichen Abhandlung erklärt, und dann der Text selbst Psalm 50, 15 in der Predigt meisterhaft benutzt. — Man könnte fragen: ob dieser Vortrag, worin der ärmeren Classe soviel Wahres und Nützliches gesagt wird, in die Hofkirche für das Publicum des Oberhofpredigers gehöre? Aber, wenn man hört, daß das Publicum des Vf. zwar zum Theil aus Personen der höheren Stände besteht, er aber auch unter seinen Zuhörern sehr viele aus den geringeren, ja selbst aus den geringsten Classen zählt; daß gerade in Dresden die Theuerung bedenkliche Äußerungen und Bewegungen hervorgebracht hat; wenn man erwägt, daß in dieser Predigt doch nicht bloß zu den Ärmern gesprochen wird: so wird man diese Frage gern zurücknehmen. Und da nun auch dieser Vortrag — wie gleich bemerkt werden wird — vor die Ohren der ganzen Nation gekommen ist, so haben ihn auch alle die gehört, die ihn besonders anwenden können. Auf höhere Verordnung ist nämlich diese Predigt von allen kurfürstlichen Kanzeln verlesen worden. Wer aus dieser Verordnung den Schluss ziehen wollte, man hätte die kurfürstl. Prediger nicht für geschicklich genug gehalten, alles das, was die Predigt enthält, wenn auch nicht in der Form, ihren Gemeinden sagen zu können, der würde damit so viele verdienstvolle Männer des kurfürstl. Klerus beleidigen, die gewiß auch bey dieser Gelegenheit die Belehrungen, die, den Zeitumständen gemäß, für ihre Zuhörer besonders passend waren, in einer für sie verständlichen und kräftigen Sprache vorgetragen haben. Unstreitig verordnete man das Vorlesen dieser Predigt nur deswegen, um durch das Wort eines Mannes, den viele Bürger und Landleute hoch verehren, dem, was jedes Orts der Prediger gesprochen hatte, mehr Nachdruck zu geben; und man überließ es daher auch den Predigern, dieser Predigt die ihnen nöthig scheinenden Erläuterungen hinzuzufügen. — Zwey starke Auflagen von dieser Predigt sind schnell vergriffen worden. Wenn man nun auch die Exemplare abrechnet, welche die Prediger erhalten haben — Drey erhielten zusammen Ein Exemplar, das sie sich mittheilen mußten: — so giebt doch der starke Absatz derselben den erfreulichen Beweis, daß auch reißigste Wahrheiten in unseren Tagen nicht bloß Hörer, sondern auch Leser finden, wenn sie mit weiser Benutzung der Zeitumstände, schön und mit Würde vorgetragen werden.

Denselben Text hat der ehrwürdige *Rosenmüller* benutzt, in seinem gewöhnlichen väterlichen Tone über das im Titel angezeigte Thema zu sprechen. Wir sollen 1) über die Ursachen dieser Noth nachdenken; und dann 2) nicht nur Gott um Hülfe anrufen, sondern auch das Unrige zur Verminderung der Noth nach unserm Vermögen beynagen. Er nimmt im 1. Th. nicht bloß auf die Brodnoth, sondern auch auf andere bürgerliche und häusliche Noth, Noth mit Untergebenen, Kindern, Dienstboten etc. Rücksicht, und sagt sehr wahr: daß Geringschätzung der Religion und das daraus entpringende moralische Verderben, die fast einzige Quelle des Elendes sey, worunter die Menschen leiden. Diese Geringschätzung bringt den Wucherer dahin, ohne Erbarmen die Noth der Armen nur für seinen Beutel zu benutzen. Ohne Gefühl für Religion und Tugend stiehlt, mordet, sengt und brennt der Ärmere; freylich fällt ein großer Theil seiner Verschuldung auf die zurück, welche seine Noth mindern können, aber nicht wollen. — Geringschätzung der Religion ist die Ursache vieler unglücklichen Ehen etc. — Wie wahr, wie der iunigsten Beherzigung so werth, ist nicht alles dieses, und was er vom Genuß, vom Lesen verpestender Schriften etc. sagt. Im 2. Th. zeigt er: daß wir allerdings Gott um Hülfe anrufen, d. h. unsere Gedanken auf

Gott richten müssen, der helfen will und kann; aber auch durch Verehrung Gottes, sowohl durch äußere, durch Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienst, als auch, und besonders, durch innere, durch Besserung, Rechtschaffenheit, menschenfreundlichen Sinn, zur Minderung der allgemeinen Noth das Unrige beytragen, und uns so des göttlichen Wohlgefallens würdig machen müssen. Obrigkeiten, Vorgesetzte, Lehrer, Ältern, besonders der höheren Stände, ruft er auf, durch weise Gesetze, zweckmäßige Anstalten, durch Belehrungen und Beyspiele zur Minderung und Wegschaffung mancher allgemeinen Noth; und Reiche, Güterbesitzer, wohlhabende Landleute ermuntert er, barmherzig zu seyn, wie der Vater im Himmel es ist, und so besonders zur Steuung der Brodnoth thätig zu wirken. Letzteren legt er die Drohung des Jacobus 5, 1 ins Herz, und erklärt, die Stelle, in der Anmerk., den Zeitumständen gemäß. So väterlich der Ton im Ganzen ist: so wird er doch sehr ernstlich und stark, wenn von den Wucherern die Rede ist. Aber auch der sanfteste Mann muß zum hohen Unwillen gereizt werden, durch das empörende, schändliche Benehmen solcher Elenden, die den Namen Menschen kaum verdienen. Eine Stelle dieser Predigt kann sich Rec. nicht enthalten hier mitzutheilen. „Nach dem Beyspiel der höheren Stände richten sich grossentheils die mittleren und unteren; nach dem Beyspiel der Vorgesetzten, Untergebenen; nach dem der Ältern, ihre Kinder. Wenn Jene Gott und sein Wort gering schätzen, sich der Üppigkeit, der Wollust und Unmäßigkeit ergeben, sich aus Betrug und Ungerechtigkeit kein Bedenken machen: so werden die meisten ihrer Untergebenen oder ihrer Mitbürger vom geringem Stande — und (erlaubt sich Rec. hier zuzusetzen) zum grossen Nachtheile der Höheren und Vorgesetzten selbst — ihrem Beyspiele folgen. Diefes ist eine Wahrheit, die durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigt worden ist, und noch täglich bestätigt wird. — Auch diese Predigt ist stark gekaut, und zweymal aufgelegt worden.“

Rec. schließt diese Anzeige mit zwey Anmerkungen. 1) Auch Luther eifert zu seiner Zeit schon, in seinem Vaterlande, wider die Wucherer und hartherzigen Reichen. Und zwar — sagt er, *Sämmtliche Schriften* 15 Theil, Leipz. Ausg. 1732 S. 369 — hat uns Gott viele Jahre her reichlich versorgt: noch hilft nichts, will gleichwohl jedermann verhungern. Dazu helfen die Geizhälse und Wucherteufel, die mit Korn und Wein dahinzuhalten, wollen den Leuten nicht um einen gleichen Pfennig lassen, sondern warten, bis ihre Waare höher steigen und mehr gelten möge; das sind Unchristen. Und S. 372: „Wo bleiben die Armen, die das trockne Brod nicht haben, welche ja die Reichen nicht sollten Noth leiden lassen, wenn sie für den grossen Überschuß und Unkosten dazu kommen könnten, den sie auf Kleidung und Prunk wenden; da nicht allein alles überflüssig und verlust seyn muß, sondern auch vieles unnützlich umkommen und verderben. Sie lassen sich nicht dauern, was zur Pracht und Wollust gehört; wo sie aber einem Armen Hülfe thun sollen, das beschweren sie sich und thuns ungern und sind so, (unwillig) als stünde ihr Verderben darauf.“ — *Sic olim, sic et nunc.* 2) Was der würdige *Hofenmüller* von Verachtung der öffentlichen Gottesverehrungen sagt, wie oft ist dies Wort nicht schon von ihm und von seinen Amtsbrüdern auch in Sachsen und grossentheils vergebens gesagt worden! Es wird auch diesmal, es wird auch in Zukunft vergebens seyn, wenn nicht zweckmäßige Mafsregeln von denen getroffen werden, vor deren Ohren die Klagen so vieler bekümmerten Prediger schon vielfältig gebracht worden sind. Weltliche Obrigkeiten könnten hier freylich viel thun; aber die meisten wollen nichts thun, sie haben keinen Sinn für diese große Angelegenheit. Mancher Gerichtshalter, mancher Ammann besucht selbst mit seinem Amtpersonale wenig oder gar nicht die Kirche, und kann und mag also auch die Unterthanen dazu nicht anhalten, oder wegen des Nichtbesuchens derselben bestrafen. Nur von der obersten geistlichen Behörde ist hier Hülfe zu erwarten, und doch wohl mit Recht zu fordern. Kann sie nicht helfen, nun so entbinde sie doch die Prediger der Verpflichtung, ein sogenanntes Sonntagsgesandtschaft jährlich von der Kanzel abzulesen, das, so wie viele andere, fast niemand hört und worüber so viele spotten. Es ist wahrlich grausam, dem Prediger die Vorlesung eines solchen Mandats zur Pflicht, ihn in den Augen des grossen Hauens lächerlich zu machen, und sein Amt und sein ehrwürdiges Geschäft so recht geüßentlich herabzuwürdigen! J. J.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 A U G U S T, 1805.

## Ö K O N O M I E.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Grundsätze des landwirthschaftlichen Rechnungswesens, nebst Formulare zu dessen zweckmäßiger Einrichtung*, von Heimbert Joh. Hinze, Privatlehrer der Cameralwissenschaften zu Helmstädt. 1800. VIII u. 245 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Eine genaue und leicht zu überschauende Rechnungsführung ist nicht so leicht, als sie dem ersten Blick erscheinen mag, weil der Gegenstände, die berechnet werden sollen, zu viele, weil sie nicht selten vermischt und in einander verwebt sind, und weil die Einnahmen und Ausgaben, in Rücksicht ihres Betrags und ihrer Ergiebigkeit, mehr oder weniger von zufälligen Ereignissen abhängen. Die Auffindung einer Methode, welche, einfach und bequem, doch alles umfaßt, muß daher jedem Landwirth ein willkommenes Geschenk seyn. Hr. H. glaubte desswegen dem landwirthschaftlichen Publicum einen Dienst zu leisten, wenn er ihm eine solche auf Grundsätze gebaute Rechnungsart vorlegte, zumal da die von Hn. Riedel in Leipzig herausgegebenen Tabellen, theils zu willkürlich, theils nur nach individuellen Landwirthschaften geformt seyen, und das praktische Lehrbuch des Hn. Müller über Privat- und Cameral-Staatsrechnungen, noch weniger allen Forderungen eines jeden einzelnen Landwirths entspreche, ihm aber eine dreißigjährige Erfahrung mehr in Stand gesetzt habe, die Mängel, welche man in den gewöhnlichen Rechnungsführungen finde, genugsam zu beurtheilen und zu verbessern. Der Vf. hat sein Werk in drey Abschnitte getheilt. Der erste ist den allgemeinen, der zweyte den besonderen Grundsätzen landwirthschaftlicher Berechnungen in ihren verschiedenen Arten gewidmet; und der dritte trägt einige Belehrungen über die den Pächtern und Administratoren der Domainen oder Kammergüter obliegende Rechnungsführung vor. Die allgemeinen Grundsätze dieser Lehre sind zunächst aus dem Wesen des Haushalts und jeder richtigen Rechnungsform hergenommen, und eben so einfach, als faßlich dargestellt. Theils beziehen sie sich auf die Form, theils auf den wesentlichen Inhalt der einzelnen verschiedenen Register, theils auf die Personen, unter welche die Führung dieser verschiedenen Register zu vertheilen ist. Was die Form betrifft, so erklärt er sich, bey allen diesen Registern für die tabellarische, als diejenige, wo-

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

durch Mühe und Übersicht erleichtert werde. Die besonderen Grundsätze bestimmen die Anwendung der allgemeinen Regeln auf die einzelnen landwirthschaftlichen Rechnungen; nämlich auf die quartal-, monatliche-, wöchentliche Haushaltungs-Extracte, auf die Saat, Ärndte und Dresch-Register. Die Einnahme- und Ausgabe-Rubriken dieser verschiedenen Tabellen, sind genau und vollständig angegeben. Diesen Bestimmungen der Register folgt die Beschreibung des Hauptrechnungs-Manuals, in welchem am Schlusse jedes Monats die Resultate der ersten vorgetragen werden, und zwar unter drey Hauptabtheilungen, unter Vorratheinnahme und Ausgabe; ferner die Grundlinien einer Generalbilanz am Schlusse jedes ökonomischen Jahres, nebst den Rubriken eines richtigen Inventariums, um beständig von dem Daseyn, oder Abgang, und der Beschaffenheit der vielen Geräthschaften, welche zum Betrieb der Wirthschaft gehören, unterrichtet zu seyn. Das Haushaltungs-Jahr rechnet der Vf. von Johannis zu Johannis. Wo diese Rechnungsart eingeführt ist, wird sie schwerlich abgeschafft werden. Aber es wäre doch hier der Ort gewesen, sich über die verschiedenen Rechnungs- und Pacht-Termine zu erklären, ihre Vortheile und Nachtheile aufzuzählen, und den vorzüglichsten zu bestimmen. Uns dünkt immer der erste Februar, zum Antritt jeder Bewirthschaftung, folglich auch zum Anfang jeder darüber zu führenden Rechnung der natürlichste und bequemste zu seyn. Der dritte Abschnitt giebt die Rechnungs-Rubriken an, welche bey Rechnungen von Administration der Domainen-Güter vorkommen. Um diese Regeln deutlicher darzustellen, sind zwey Rechnungsformen beygefügt, eine bey der herzogl. braunschweigischen, eine andere bey der königl. preussischen Kammer gewöhnliche; denen noch einige Belehrungen über die Art, wie dergleichen Rechnungen abzunehmen, zu moniren, die Monita zu beantworten etc. beygesetzt sind.

Die nach obigen Grundsätzen ausgearbeiteten Formulare für die Haushaltungs-Extracte, und für 14 Arten verschiedener, in einer Wirthschaft nöthigen Register, dann für das Haupt-Manual, für den jährlichen General-Extract nebst Bilanz, für das Inventarium, für eine ausführliche und eine abgekürzte Pachtrechnung, und endlich für einen Quartal-Extract sind bey weitem das Praktischnützlichste dieses Werks. Sie leisten alles, was sie leisten sollen, und werden dem Rechnungsführer, sobald einmal die Linien gezogen, oder die Formulare gedruckt

C c c

druckt sind, nur wenig Zeit wegnehmen. Letzteres kann nur unbedeutende Kosten verursachen; und sollte man auch diese scheuen, so würde das erste von dem Verwalter, in einigen langen Winterabenden, ohne Anstrengung geschehen, und die Register auf das ganze Jahr vorgearbeitet werden können. — Wir hätten bloß noch gewünscht, daß der Vf. bey der Lehre und nach den angegebenen Grundsätzen zur Fertigung der einzelnen Wirthschafts-Rechnungen und Register, auch etwas von der zweckmäßigen Einrichtung eines selbst bey diesen Tabellen noch immer unentbehrlich bleibenden Journals, besonders was die Einnahme und Ausgabe an Geld betrifft, beygebracht hätte. Übrigens glauben wir diese Rechnungsmethode, wegen ihrer Kürze und Bequemlichkeit, um so mehr jedem angehenden Landwirth empfehlen zu dürfen, da selbst erfahrene Verwalter und Pächter, welche bereits eine ihren Absichten und ihrem Haushalt entsprechende Rechnungsführung eingerichtet haben, noch manches davon werden benutzen können. S. H.

ERFURT, b. Keyser: *Die Hausbierbrauerey, oder: vollständige praktische Anweisung zur Bereitung des Malzes und Hausbieres; nebst Beschreibung einer Braumaschine, mittelst der man auf eine leichte Art ein Hausbier selbst brauen kann; wie auch die Bereitung verschiedener Obstweine und Essige.* Von Johann Gottfried Hahn, der naturforsch. Gesellschaft zu Jena, und der Forst- und Jagdlocietät zu Dreißigacker ordentlichem Mitgliede. Mit einem Kupfer. 1804. Vorrede u. Inhaltsanzeige XXXII S. u. 240 S. 8. (16 gr.)

Umsonst, sagt der Vf., habe er sich nach einem Werke umgesehen, das den Ökonomen eine erschöpfende und zweckmäßige Anleitung zum Hausbierbrauen ertheile. Selbst in den Schriften von Riem, Stael, Krüniz und anderen mangle sie gänzlich. Was versteht denn der Vf. unter Hausbierbrauerey? Wird etwa das Bier in einem Privat-Brauhaus auf eine andere Art, als in einem öffentlichen gebrauet? In der Hauptsache muß doch wohl dasselbe Verfahren Statt finden. Es ist daher mehr als Unbescheidenheit, alle von der Bierbrauerey handelnden Schriften als unbrauchbar zu verwerfen. Selbst der Verfall der Bierbrauereyen ist vorzüglich durch das in neueren Zeiten sehr stark eingeführte Hausbierbrauen entstanden, und wird dadurch noch mehr befördert. Nach Rec. Erfahrungen findet man gerade in jenen Gegenden das schlechteste Bier, und überhaupt elende Brauanstalten, in welchen einem jeden nur etwas bemittelten Manne das Hausbierbrauen gestattet ist. Man sollte daher, um die öffentlichen Brauereyen wieder in Aufnahme zu bringen, vorzüglich dahin wirken, daß alles Hausbierbrauen, sowohl in den Städten, als auch auf dem platten Lande, aufhöre. Hierdurch würde auch der Staat in verschiedener anderer Rücksicht, vorzüglich aber an Feuermaterial, viel gewinnen.

Die ganze Schrift des Vf. ist eine ziemlich oberflächliche Compilation, welche fast nichts, als längst

bekannte Sachen enthält. Manche Vorschläge sind dabey ohne Prüfung und Auswahl mitgetheilt. So ist z. B. der S. 84 gemachte Vorschlag, die Oberhefen zu trocknen, sie nachher in einer hinlänglichen Quantität Wasser aufzulösen und sich dann derselben zu bedienen, durchaus nicht ausführbar, und Rec. muß aus eigener Erfahrung dem Vf. widersprechen. Ebenso wenig ist das darauf folgende Mittel, die Hefen aufzubewahren, anwendbar: alles dies dient zu nichts, als schreibbrühtigen Autoren zu vielen Bogen zu verhelfen. S. 130 beschreibt der Vf. eine einfache Braumaschine, mittelst der man ohne viele Geräthschaften auf eine leichte und geschwinde Art ein Hausbier zu brauen im Stande sey. Der Vf. hat diese Braumaschine weder erfunden, noch sie in praktischer Anwendung gesehen, sondern er glaubt bloß, daß sie zur Hausbierbrauerey sehr gut zu gebrauchen sey, und theilt uns hierüber folgende Notiz mit: Einer seiner Freunde habe die Zeichnung und Beschreibung dieser, von ihm aber verbesserten, Braumaschine unter den Papieren seines Vaters gefunden, und ihm solche mitgetheilt. Die Verbesserungen, welche der Vf. angebracht haben will, übergeht er ganz mit Stillschweigen, ungeachtet er doch solche hätte erwähnen sollen. Ob nun übrigens diese Maschine wirklich mit Vortheil anwendbar sey, kann Rec. aus Mangel eigener Erfahrung nicht entscheiden. S. 162 handelt der Vf. von Bereitung der Getränke aus verschiedenem Obste und aus Honig. Dieses Kapitel, sowie das folgende, welches von Bereitung verschiedener Essige handelt, und schon das dritte von der Art, wie ein gutes Hausbier mittelst der beschriebenen Geräthschaften und Materialien gebraut werden kann, ist ganz aus anderen Büchern zusammen geschrieben. Man vergleiche nur, um bloß dies anzuführen, S. 167 mit dem 3 Hefte des 2 Bandes der *ökonomischen Beyträge* S. 128, desgl. S. 179 mit dem a. B. S. 141 u. f. w. — Freylich liegen unter der vielen Spreu auch einige Weizenkörner; allein wer mag sich die Mühe nehmen, diese herauszufuchen? E. u.

1) MAINZ, b. Pfeiffer: *Stephan Calvel's etc. Praktisches Handbuch für Baumpflanzungen.* Herausgegeben zufolge der Einladung und unter der Leitung des Ministers des Inneren. Mit einem Kupfer. Übersetzt von Heinrich Brühl, Prof. der theoretischen und praktischen Geometrie. Im Jahr XII (1804). VIII u. 127 S. 8. (16 gr.)

2) MANNHEIM, b. Schwan u. Götz: *Kleine ökonomische Aufsätze.* Von F. C. Medicus, kurpfälz-bayerischem Regierungsrathe, etc. 1804. 138 S. 12. (8 gr.)

Zwey nützliche und empfehlungswürdige Schriften für den gemeinen Landwirth, welcher gern über eine zweckmäßige Einrichtung seiner Wirthschaft nachdenkt. Beide sind zwar zunächst für die durch den Krieg verunglückten Landbewohner der Rheingegenden bestimmt, sie werden aber auch jedem anderen Landwirth willkommen seyn, weil er darin mit



mit den vorzüglichsten Gewerbsquellen genauer bekannt gemacht wird, aus denen sich so vieler Segen über die Landbewohner verbreiten läßt.

Nr. 1 entstand in der deutschen Übersetzung, auf Veranlassung des Präfecten zu Mainz, Hn. *Jeanbon St. - André*, durch Hn. Prof. *Brühl*, weil ersterer durch den Obstbau den Bewohnern des linken Rheinufers eine neue Erwerbsquelle zu eröffnen glaubte. Das Buch ist in 10 Kapitel abgetheilt: I. *Von der Erde und ihren verschiedenen Eigenschaften*. II. *Von den verschiedenen Gattungen der Erde*. In diesen beiden Kapiteln hat der Vf. eine Theorie zum Grunde legen wollen. Dieß ist an sich löblich. Ob sie aber richtig und so beschaffen sey, daß der gemeine Landmann mit richtigen Naturkenntnissen die Vorbereitung zur glücklichen Baumpflanzung unternehmen könne, bezweifelt Rec. §. 2 heißt es: „An und für sich selbst ist die Erde beynahe gar nicht fruchtbar. Sie wird es aber durch die Salze, und andere die Fruchtbarkeit begünstigende Dinge, welche sie erhält. Diese bilden sich in ihrem Inneren durch die Fäulniß anderer Pflanzen, durch die Einwirkungen der Luft und des Dufstkreises, und durch den Dünger, mit welchem sie der Fleiß des Landmannes versieht.“ Ohne zu wissen, welche Salze hier gemeint sind, die die Erde erhalte, oder die in ihr gebildet werden sollen, und ohne zu wissen, woraus sie gebildet werden können: kann da jemand verstehen, wie er zur Fruchtbarkeit der Erde, die von den Salzen abhängen soll, durch Kunst etwas beytragen könne? Und führen denn die Salze nicht immer auch einen erdigen Bestandtheil bey sich, wenn man das flüchtige Laugensalz davon abrechnet? — Wie könnte man behaupten, daß die Erde an und für sich unfruchtbar sey, wenn man nicht jede Erdart für sich insbesondere darunter verstehen wollte? Es ist daher eine ungegründete Meinung, wenn in dieser Schrift an mehreren Stellen auf ein unbekanntes Salz zur Fruchtbarmachung der Erde verwiesen wird, welches aus der Luft kommen, und eben auf eine so unbekannte Art der Erde beygemischt werden soll. Daß aber der Vf. die Unzulänglichkeit seiner Theorie selbst einsah, bekennt er in der Folge §. 14 selbst. III. *Von der Umrodung des Bodens und den Löchern zur Setzung der Bäume*. Des Vf. Befruchtungsprincip bestimmt ihn anzunehmen, daß die Erde in der Tiefe ihre Fruchtbarkeit deshalb verliere, weil sie den Einwirkungen der Luft nicht so ausgesetzt seyn könne, als wenn sie auf der Oberfläche liege. Daß aber die Wurzeln weniger den in der Erde abgesetzten Salzen, als den ihrer Natur angemessenen Erdarten nachgehen, ist ohnstrittig aus dem Grunde anzunehmen, weil die Wurzeln der Bäume oft Mauern sprengen, um die rechte Erdart zu verfolgen, und weil keine Erde die Salze in solcher Menge enthalten, und viele auch gar nicht haben kann, welche gleichwohl einen Theil der Nahrung der Bäume und Pflanzen mit ausmachen. Die Erfahrung selbst widerlegt auch schon diese Theorie durch solche Fälle, wo die Erde ihre Lockerheit an sich so hat, daß die Luft die größte Menge von Salzen darin sollte bil-

den und absetzen können, und wo doch die Bäume weniger freudig wachsen, als in einer andern minder lockeren Erdart. Und wer sucht denn den Grund nicht in der Beschaffenheit des Bodens selbst? — IV. *Von der Auswahl der Bäume*. Viele gute Belehrungen. V. *Verzeichniß derjenigen Bäume, die man am gewöhnlichsten pflanzt, und den verschiedenen Arten des Bodens, die zu ihrem Wachsthum am meisten geeignet scheinen*. In einem Nachtrage werden noch mehrere andere zu eben diesem Behuf bestimmte Bäume angeführt. VI. *Von dem Versetzen der Bäume, und der Art, sie von einem Orte zum andern zu bringen*. VII und VIII. *Von der nöthigen Vorsicht bey dem Ausnehmen der Bäume und ihrer Wiederpflanzung*. IX. *Von dem Pflanzen der Bäume*. Ist sehr umständlich abgehandelt. Wenn aber der Vf. den Gebrauch in den Gegenden der ehemaligen Normandie, die Erde um den Fuß der Bäume den Winter über wegzuräumen und ihre Wurzeln zu entblößen, §. 128 aus folgenden zwey Gründen empfiehlt, weil die Wirkungen der Luft und des Dufstkreises den Wurzeln und dem Wurzelhalse die Nahrungssäfte besser zuführen könnten, welche, ohne dieses Mittel, nicht so leicht und nicht in so großer Menge eindringen wären; und weil die Kälte dem zu frühen Triebe des Saftes Einhalt thäte, indem die Bäume dadurch vom Blühen zurückgehalten würden, und folglich weit weniger durch späte Fröste, und durch die üble Witterung im Anfang des Frühlings litten: so dürfte dieß zwar eine Folge von seiner Theorie seyn, aber er scheint nur nicht bedacht zu haben: 1) daß die Wurzeln gar nicht bestimmt sind, Nahrung unmittelbar aus der Luft anzunehmen; 2) handelt er seiner eigenen Erfahrung zuwider, nach welcher er wohl weiß, daß die Wurzeln von Hitze und Kälte Schaden leiden; und 3) aus eben diesem Grunde rath *Medicus* in einem Aufsatze der oben genannten Schrift dagegen an, den Boden um den Baum herum mit Dünger zu bedecken; nur müsse man wenigstens einen halben Schuh im Umkreise um den Stamm herum den Dünger entfernt halten, und diese so entstandene Hölle mit abgefallenem Laube ausfüllen. X. *Von der zur Unterhaltung einer Baumpflanzung nöthigen Sorgfalt*. Der Leser sieht, daß dieser Schrift für den Zweck, wozu sie bestimmt war, an Vollständigkeit nichts abgeht.

Nr. 2 enthält folgende acht Aufsätze: 1) *Rückblick auf das zurückgelegte achtzehnte Jahrhundert in Betracht der Landescultur in der Rheinpfalz*. 2) *Von dem Sparkassé*. 3) *Von Aufbewahrung des Heues in freyer Luft*. Heuberge. 4) *Von dem Düngen der Wiesen, und anderen hier einschlagenden Bemerkungen*. 5) *Über eine große Verschwendung in der Landwirthschaft*. 6) *Über den Luzerner-, oder ewigen Klee*. 7) *Rother Klee*; und 8) *Über eine neue Methode, kranke Bäume zu heilen*. Diese Aufsätze waren, wie der Vf. selbst anzeigt, schon mit dem, von der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften seit 1766 herausgegebenen Landkalender dem Landmanne in die Hände gebracht worden. In welchem Sinne diese Aufsätze geschrieben, und in welcher Absicht sie der Vf. hier noch einmal abdrucken ließe,

heißt, vernimmt der Leser aus folgender Erklärung: „Der Ton, sagt Hr. M., in welchem diese Aufsätze geschrieben seyn müssen, verdient große Beherzigung. Der gelehrte Stil ist dem Landmann eben so zuwider, als der niedrige sogenannte populäre Ausdruck. Er will alles mit Klarheit, mit einem edeln Ausdrucke und mit Herzlichkeit vorgetragen haben, (Rec. bezeugt, daß er es durchaus so richtig gefunden hat.) und in dem Abfatze des Landkalenders fand man jederzeit deutlich, ob man die Absicht des Landmannes erreicht habe, oder nicht. Da ich gar viele Aufsätze seit

dem Jahre 1766 in diesem Landkalender verfertigt habe, so habe ich es nicht für unnützlich gefunden, verschiedene derselben hier zusammen drucken zu lassen, um die Art und Weise darzulegen, wie man sich bemüht habe, auf den kurpfälzischen Landwirth sich einen nützlichen Einfluß zu verschaffen.“ — Hr. M., der schon sonst durch seine nützlichen Schriften sich um das Publicum verdient gemacht hat, verdient auch diesmal unseren Dank, da er das Gute, welches schon in seinem Vaterlande so herrlich gefruchtet, auch im Auslande Frucht bringen lassen will. Ks.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**ÖKONOMIE.** Erfurt, b. Keyser; Franz Anton von Resch über die besten und wohlfeilsten Leuchtstoffe und vortheilhaftesten Gewinnungsarten derselben. Eine von der Landesverbesserungs-Deputation zu Aschaffenburg veranlaßte Preisschrift über die Beantwortung der Preisfrage: welches sind die besten Surrogate statt der Leuchtspäne für den Landmann im Speßart? welche das Accessit erhalten hat. 1803. 31 S. 8. (3 gr.) Obgleich die Frage nur für ein bestimmtes Local aufgegeben ist, so ist doch der Gegenstand im Allgemeinen so wichtig, daß er für ganz Deutschland eine genaue Untersuchung verdient. Die Bewohner der bergigen Waldländer halten in allem fest an ihren alten Gewohnheiten und Gebräuchen. Am schwersten aber sind diejenigen abzutheilen, welche mit unmittelbaren Vortheilen verknüpft sind. Alle Arten von Waldnutzung, Brenn- und Werkholztrieb, Laubrechen, Spanklözmachen, Aichbrennen, und alles was einer guten Forstökonomie schädlich ist, üben die Schwarzwälder, Fulder, Speßarter etc. von jeher aus. Die Förster und Forstbeamten setzten zwar Rügstrafen fest, aber die Bauern zahlten nicht, und aus Armuth derselben exquirte man nicht. So griff das Übel allenthalben so sehr um sich, daß nur die geschärftesten Mafsregeln den gänzlichen Ruin der Waldungen abhalten konnten. Ausserdem suchte man dem Landmann andere Mittel an die Hand zu geben, seine Holz-Düng- und Lichtbedürfnisse auf eine wohlfeile Art zu ersetzen. Zu dem Ende scheint auch die Landesverbesserungs-Deputation in Aschaffenburg die vorstehende Preisfrage ausgesetzt zu haben. Die Abhandlung, welche den Preis gewonnen hat, steht in Nau's vermischten Aufsätzen, (Frankf. 1804. 36 S. 8.), und hat den Landescommissar Behlen, einen jungen thätigen Mann, zum Verfasser.

Hr. A. geht in der Bearbeitung dieser Materie ganz systematisch zu Werke. Zuerst wird von dem Gebrauche der Schleissen oder Leuchtspäne, dann von der Schädlichkeit derselben und von der nöthigen Abstellung im Speßart geredet. Er bemerkt ferner sehr richtig, daß man nicht leicht ein vollkommenes Surrogat finden dürfte, und alle andere Leuchtmittel theuer seyn müßten, als Holzkölze, die sich der Bauer im Wald gehauen und zu Hauße zu Spänen gehobelt hat. Dann geht er die Bestandtheile und Producte durch, woraus fette Öle gewonnen werden. Hierher gehören: Rüben, *Brassica napus* und *campestris*; Schnittkohl, *B. arvensis*; Ölweitz, *Raphanus Chinensis oleiferus*; Leinsaamen, *Linum usitatissimum* und *perenne*; Hederich, *Raphanus Raphanistrum*; Senf, *sinapis sativa nigra*, vorzüglich Alba; Taback, *Nicotiana tabacum*; Wallnufsbaum, *Juglans nigra*; Haselnufs, *Corylus avellana*; Kastanien, *Fagus sylvatica*; Lindenfaamen, *Filia europaea*; Roskastanien, *Aesculus hypocaeanum*; Weinbeerkern, *vitis vinifera*. Der Rübsebau wird sehr empfohlen, aber es fragt sich: 1) Erriert die Winterfaat nicht zu häufig? 2) Ist sie nicht als leckere Kost des Wilds, diesem zu sehr ausgesetzt? 3) Gedeiht diese Pflanze auf den magern Bergäckern der Speßarter, die doch vor allem erst ihre Kartoffel-, Kraut- und Fruchtfelder zu düngen suchen, ehe sie an ihr Brennöl denken? Der chinesische Ölweitz komme in jedem Boden fort, wenn das Land mehr locker oder thonig, als fetz und nicht neu gedüngt sey. Als öltragende Pflanze könne er sich gegen das Gewicht des Saamens auf 50 p. C. belaufen. Es ist sonderbar, wie widersprechend die Nachrichten über den Anbau dieser Ölplanze sind. Sie komme überall gut fort, sagen viele Landwirthe, ihr Ertrag sey reichlicher, wie jeder andere ölgebende Saamen. Wenn gleich dem letzteren nicht widersprochen wird, so ist man doch über das Fortkommen der Pflanze im Großen noch nicht einig. Vielen ist ihr Anbau nicht geglückt. Rec. beruft sich dabey nicht allein auf das Gesagte in Schriften, sondern auch seine öfteren

Versuche, die bereits vor vielen Jahren, und dann wieder im verflossenen Jahre angestellt worden. Es wurde ein halber Morgen angefaet, der Saamen ging schon auf, aber nach 6 Wochen zerstörten ihn die Erdlöthe so, daß er schlechterdings nicht mehr wuchs, ausser die Pflanzen, die unter Obstkäumen standen, und die des Schattens halber von den Erdlöthen verschont blieben. S. 11. Das Öl von Leinfaamen brenne nicht so lange, wie jenes vom Rüböl, rauche zu stark, und sey der Gesundheit schädlich. Rec. ist von letzterem nicht überzeugt, es wird häufig in den schlesischen Gebirgen gebrennet, wo die Menschen keine nachtheiligen Wirkungen davon spüren. Auch glaubt Rec., daß in einem Berglande, wo der Flachs so vortreflich gerath, kein Gewächs zur Aufnahme der Landescultur schicklicher sey, als gerade der Flachs; sein Anbau, das Verspinnen und Weben desselben im Lande, mit guten Bleicheinrichtungen nach *Hermstüdt's* Vorrichtungen, könnte einen Wohlstand verschaffen, daß bald jeder Bauer im Stand wäre, Öl zu brennen, da er gegenwärtig froh ist, dasselbe zum Schmelzen zu benutzen. S. 11. Unter den öltragenden Pflanzen zeichne sich vor anderen der Taback aus. — Das mag wahr seyn, aber der Taback wächst nicht in den Gebirgen des Speßarts, und erfordert zu kostspielige und mühsame Erziehung. — Der Hederich wird vom Vf. nicht zum Anbau empfohlen, man könne diesen bekannten Unkrautsaamen durchs Sieben der Körnerfrüchte gewinnen. Rec. würde den Anbau des Hederichs sehr empfehlen, wenn das Aufspringen der Saamenkapeln nicht so äußerst bedenklich wäre. Beym Büchelöl hat der Vf. zu keinen Erfahrungen Gelegenheit gehabt. — In diesem Jahre war in der Gegend des Rec. die Büchelmaßung sehr gerathen, auch sind Buchwäldungen hier im Überflusse; dennoch kostete das Maß Bücheln 16 gute Groschen, folglich das Malter gerade einen Friedrichsd'or. Daraus werden 10—12 Maß oder 40—48 Pfund Öl und 12 Olkuchen gewonnen. Zum Brennen taugt es nicht, aber sehr gut zu Speissen. — Nach des Vf. Berechnungen wären für 12000 Familien zwischen 69—79000 Pf. Mainzer Maß Rüböl oder Leinöl erforderlich, und dafür eine Summe von 53600 und resp. 65000 Rthlr. die aus dem Lande gingen. Es möchte daher sehr rathlich seyn, um dieses zu verhindern: wenn 1) die Orts-Herrschaft mit guten Beyspielen voranginge, und auf herrschaftlichen Grundstücken Versuche zuerst aufstellte, um durch die stille Gewalt, die in dem Beyspiel liegt, das Eigenerzeugen der öltragenden Pflanzen im Lande zu beieben; 2) wenn von diesen öltragenden Pflanzen, Saamen erzogen, und unter die Unterthanen zur weiteren Ausfaat und Vermehrung vertheilt würde; 3) wenn die Unterthanen mit Prämien zum Anbau ermuntert; 4) die Prämien vorzüglich denjenigen ertheilt würden, welche diese Pflanzen selbst anzubauen und das Öl daraus zu gewinnen suchen, und dadurch einen Gegenstand des Handels erzeugen, wodurch fremdes Geld ins Land gezogen werden kann; 5) wenn zu besserer Überzeugung ein öffentlicher Unterricht in gemeinnützigen Blättern von dem Anbau dieser öltragenden Pflanzen und den zu erwartenden Vortheilen bekannt gemacht und unentgeltlich vertheilt, und endlich 6) wenn das Schleissen mit harter Andnung verpönt, das Schleissenbrennen als polizeyw drig gestraft, und die Strafe umachrichtlich vollzogen würde. — Nach des Vf. Beobachtungen brennt: 1 Loth Talg 50, 1 Loth Baumöl 96, 1 Loth Rüböl 128, 1 Loth Leinöl 112, 1 Loth Tabacksöl 144, 1 Loth Senföl 128, 1 Loth Büchelöl 96 Stunden. Darum wird auch Senf-Tabacks- und Schnittkohl-Saamen zum Anbau vorzüglich empfohlen. Beym Brennen dienen die Dachte von Verg besser, als die baumwollenen.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 A U G U S T, 1805.

## SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in Comm. b. Sander: *Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunst*. Herausgegeben von A. Hirt, königl. preuss. Hofrath, ord. Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften etc. 1805. Erkes Heft. *Die Tempelgötter*. Mit 12 Kupfertafeln und 26 Vignetten (alles Umrisse) nebst XVIII u. 102 S. Text gr. 4. (4 Rthlr.)

Jede Schule, sagt Hr. Hirt in der Einleitung, hat ihr Compendium, nach welchem der Unterricht in der Mythologie mehr oder weniger ausführlich, mehr oder weniger gründlich ertheilt wird. — Doch, was allen diesen grösseren und kleineren Compendien noch mangelt, ist eine Darstellung der mythologischen Gegenstände nach den Denkmälern der bildenden Kunst. — Der erste Zweck unseres Bilderbuches ist daher, dem Unterricht in einem, für die ästhetische Erziehung der Jugend so wichtigen Fache mehr Vollständigkeit zu geben, indem man dieses bildliche Compendium neben jedem anderen geschriebenen in den Schulen einführen kann.

Neben diesem ersten und vornehmsten Zweck beabsichtigt das vorliegende Werk auch noch einen anderen, nämlich den Unterricht in der Archäologie, und einen dritten, die Bildung des guten und wahren Geschmacks, des ächten Sinnes für edle und schöne Gestalten an den Denkmälern der alten Kunst.

Nach des Vf. Absicht soll das Werk in einzelnen Heften erscheinen, und jedes Heft gleich dem gegenwärtigen Ersten, 12 Kupfertafeln nebst einer beträchtlichen Anzahl Vignetten enthalten. Es wird eine mythologische und historische Ordnung beobachtet, und die Monumente sollen nach bestimmten Classen zusammengereiht werden. Das erste Heft nehmen die Bilder der Tempelgötter ein, die Untergötter und Genien werden zunächst nachfolgen; alsdann die Mythen der Heroen, theils nach Stämmen; theils nach Epochen und Völkern abgetheilt. Auf die mythologischen Gegenstände folgen die Wettkämpfe und Spiele; die religiösen Verrichtungen, Opfer, Todtenfeyern u. dgl. Auf diese endlich, Bildnisse berühmter Personen und historische Monumente überhaupt: 1) der griechischen Völkerschaften; 2) der Römer; 3) der fremden Völker, welche Gegenstände der bildenden Kunst für die Griechen und Römer waren.

So viel über die Anordnung des ganzen Werks. Was den Specialinhalt des vorliegenden ersten Hefts betrifft, so fängt solches nach der allgemeinen Einleitung damit an, daß der Vf. erstlich seine Gedanken vom Götterideal überhaupt vorträgt, und sodann der Reihe nach die auf den Kupfertafeln nach antiken Monumenten gezeichneten Darstellungen der verschiedenen Gottheiten erläutert. Dieselben sind folgende: Saturn, Rhea, Jupiter, Juno, Neptun, Ceres, Apollo, Phöbus, Diana, Vulkan, Minerva, Mars, Venus, Mercur, Vesta, Pluto und Proserpina, Bacchus, Asculap, Hygiea und Telesphorus, Mithras, Deus Lunus oder Mensis, Isis mit Horus, Hebe, Iris, Victoria, Fortuna, Fatum, Nemesis, Spes; alle in mehreren ganzen Figuren dargestellt, und, zur deutlicheren Anschauung der Gesichtszüge, auch einzelne Köpfe nach grösserem Maassstabe.

Es ist eingewendet worden, daß junge Leute, welche mit den Alterthümern erst bekannt werden sollen, aus diesem Bilderbuche verhältnissmässig zu Vieles über die antiken Denkmäler der bildenden Kunst erfahren, hingegen zu wenig von den Fabeln und Sagen, welche jenen Denkmälern zum Grunde liegen. Allein nach der oben ausgezogenen Stelle der Einleitung will Hr. H. sein Werk vornehmlich nur als eine bildliche Begleitung der schon vorhandenen mythologischen Compendien angesehen wissen, und unter dieser Bedingung nehmen wir keinen Anstand, solches als zweckmässig zum Unterricht angelegentlich zu empfehlen. Je vortheilhafter wir aber vom Werth und Nutzen des Ganzen denken, desto sorgfältiger haben wir auch das Einzelne geprüft, und finden uns, zur Beförderung der guten Sache, an unserm Theil verpflichtet, dem würdigen Vf. über verschiedene Stellen seines Textes Bemerkungen mitzutheilen, gegen welche er, falls sie ihm ungegründet scheinen sollten, in den versprochenen Beylagen zu künftigen Heften des Bilderbuchs seine jetzt gehegten Meinungen in Schutz nehmen mag.

S. 9 rechnet der Vf. unter die Nachbildungen des älteren griechischen Stils, in späteren Zeiten, 3 Reliefs im *Museo Capitol. Tom. IV. tav. 22. 43. 56*. Wir haben zwar die angeführten Kupferstücke nicht zur Hand; allein Hr. H. kann unter den erwähnten 3 Reliefs schwerlich andere meinen, als die Brunnen-einfassung mit 12 Göttern, das Basrelief, unter welchem der Name des Kallimachus eingegraben steht, und eine runde Ara mit den Figuren des Apollo, der Diana und des Mercurius geziert, weil ausser diesen und dem Fragment eines bekleideten alten Mannes mit Leyer und Stab, sonst keine Reliefs im altgriechi-

chischen Geschmack gearbeitet, zur capitolinischen Sammlung gehören. Nun möchten wir aber nicht gern anders, als allenfalls nur durch die aller unwiderlegbaren Gründe überführt, zugeben, daß die Brunneneinfassung, so wie das Basrelief mit dem Namen des Kallimachus, keine ächten altgriechischen Werke, sondern bloß später verfertigte Nachahmungen des altgriechischen Stils seyen, welches hingegen von der runden Ara wahrscheinlich ist. Jene beiden Werke unterscheiden sich von dieser letztern sehr auffallend durch die Proportion der Figuren, sowie durch den Charakter derselben überhaupt; alles zeigt eine weniger gebildete Kunst an. An dem Relief der Brunneneinfassung sind bey allen Figuren die Mundwinkel aufwärts gezogen, das Kinn vorliegend und gespitzt, die Augen senken sich gegen die Nase zu, und oft sind dieselben, wenn schon die Köpfe im Profil stehen, *en face* gebildet. Das Unvermögen der Kunst verräth sich auch durch mißrathenen Ausdruck, z. B. am Apollo, welchen der Künstler vermuthlich als zu der Leyer singend darstellen wollte. Ferner ist das Verhältniß der Köpfe zur übrigen schlanken Gestalt zu groß. Minerva, Jupiter, Neptun, Mars, etc. haben alle mehr nicht als  $6\frac{1}{2}$  Kopflänge, Apollo allein erreicht kaum das Maß von 7 Köpfen. Am Basrelief des Kallimachus scheint die Kunst etwas weiter vorgerückt zu seyn. Die Gestalten sind überhaupt besser, die Züge angenehmer; zwar gehen die Mundwinkel auch hier immer noch etwas aufwärts, die Augen sinken gegen die Nase zu, und das Kinn liegt vor; aber alles ist gemäßigter, alle Theile stehen in wechselseitig besserem Verhältniß. Charakter, Ausdruck und Bewegung haben mehr Wahrheit, mehr Leben erhalten; bey den bekleideten Figuren bemerkt man sogar einige nach der Natur gearbeitete Falten. Mit den drey Figuren auf der runden Ara hat es eine andere Beschaffenheit. Der Künstler wollte, — wenn wir uns bey genauer Betrachtung des Werks nicht geirrt haben, — durch steife Stellungen, gerade ausgestreckte Finger, kleine symmetrische Faltchen, etc. sich bloß die Maske alter, unbeholfener Einfalt vorhalten, ohne darum sein besseres Wissen ganz zu verleugnen. Daher sind die Proportionen gut, die Form der Glieder keineswegs mager, in den Köpfen ist keine Spur von Mißgestaltung, sondern rein idealische Züge; ja es kann der Apollo, von dieser Seite betrachtet, für eine der schönsten und edelsten Bildungen gelten, die sich in antiken Basreliefs erhalten haben.

Freunde und Kenner der Kunst werden S. 22 nicht ohne einige Verwunderung von der berühmten ehemals capitolinischen, nun nach Paris gegangenen, sogenannten Juno lesen: „*Sie verdiene nur unter die sehr mittelmässigen Kunstwerke gerechnet zu werden.*“ Der Vf. läßt sich zwar damit entschuldigen, daß er fast überall entschiedene Vorliebe für charakteristische Darstellung bezeugt, und weil die göttliche Hoheit, welche der Juno als Himmelskönigin zukommt, bey der eben angeführten Statue in der That nicht gefunden wird, sich daher leicht für berechtigt halten kann

te, geringer von derselben zu denken, als sie in Betracht ihrer übrigen Vorzüge verdienen mag. Wahrscheinlich rührt das Mißverständniß bloß von dem Namen her, welchen man ihr willkürlich beygelegt. Denn ein treffliches Kunstwerk ist sie allerdings, und wegen des schönen Gewandes mit Recht berühmt. Sie steht in hoher Würdigkeit, doch freylich mehr menschlich groß und königlich, als göttlich erhaben da. Warum sollte sie aber auch, weil Charakter und Züge dem Ideal einer Juno wenig angemessen sind, nicht lieber für das Bildniß irgend einer griechischen Königin gelten können? Rec. findet sich aus mehreren Gründen zu dieser Vermuthung geneigt. Der beschränkte Raum einer Anzeige gestattet es ihm nur nicht, seine Gedanken hierüber umständlich zu entwickeln.

S. 32 will Hr. H. von allen zur Familie der Niobe gehörigen Figuren, die zu Florenz beyammen aufgestellt sind, nicht eine für Original halten. Rec. muß dagegen bemerken, daß eine solche Behauptung bloß in zu eifertiger Beschaung dieser Monumente ihren Grund haben kann: sicherlich ist Hr. H. ein viel zu geübter Kenner der Kunst, als daß ihn die wundervolle Schönheit, Geist und Vollendung einiger Figuren verborgen geblieben wären, wenn er mit Muse und gehöriger Sammlung zu Florenz selbst Betrachtungen über die Familie der Niobe hätte anstellen wollen oder können. Eben so wären auch, um die Originalität des belvederischen Apollo verdächtig zu machen, haltbarere Gründe beyzubringen gewesen, als S. 33 geschieht, wo nach nicht genug bewährter Sage behauptet wird, diese Figur sey aus lunensischem Marmor gearbeitet.

Da Hr. H. S. 35 der seit einiger Zeit von verschiedenen Alterthumsforschern angenommenen Meinung beypflichtet, ein, unter dem Namen Alexander bekannter Kopf, vormals im capitolinischen Museum, und gegenwärtig in Paris, sey das Bild des Phöbus: so sehen wir uns zu Einwendungen gegen ein solches Vorgeben genöthigt, welches fortgepflanzt und befestigt, dem Kunstgeschmack und der Alterthumskunde schädlich werden dürfte. Sieben in der um die Haare liegenden Binde befindliche Löcher, worin Spitzen oder Strahlen von Erz gesteckt haben sollen, veranlaßten die neuere Benennung des erwähnten Monuments. Nun liesse sich zwar bezweifeln, ob diese Löcher auch wirklich so alt sind, als der Kopf selbst, und dieses zugegeben, alsdann noch fragen, ob die einzusteckenden sieben Strahlen von Erz nicht etwa nur allegorischer Schmuck eines Bildnisses seyn könnten. Allein, um Weitläufigkeit möglichst zu vermeiden, wollen wir bloß anführen, daß, indem der Name eines Phöbus für den genannten Kopf geltend gemacht werden soll, die Würde der alten Kunst damit gefährdet ist. Alles, was man sich von festen Regeln derselben gedacht, von weise erfundenen und stätig befolgten Typen, ja das ganze gerühmte und bewunderte Ideal in den Göttergestalten wäre für uns ein bloßer Traum; wer aber noch guten wahren Glauben an den reinen Geist und Geschmack der alten

alten Kunst hat, oder auch nur mit unbestochenen Sinnen unser Monument betrachtet, wird an dem waldenden Umriß der Nase (denn nur die Spitze derselben ist neu), an den flachen Wangen und merklich angedeutetem Knochens gegen das Auge hin, desgleichen an anderen Merkmalen, bald Portraitszüge wahrnehmen. Die von der Stirne emporstehende und mit den Spitzen sich wieder herunterneigenden Haarlocken, wie an Jupitersköpfen, sollen ohne Zweifel auf Verwandtschaft mit dem Gott zielen; und so paßt zum wenigsten die Meinung derer, welche hier den Alexander abgebildet glauben, im Allgemeinen weit besser auf das Monument, als auf dasselbe die Meinung derjenigen paßt, welche eine rein idealische Darstellung und den Sonnengott darin zu erkennen verneinen. Denn wäre auch der erwähnte entscheidende Umstand vorherrschender Portraitszüge nicht so auffallend, als er wirklich ist: so stehen der Benennung eines Phöbus doch noch andere Schwierigkeiten im Wege, die kaum weniger schwer zu beseitigen seyn dürften. Erstlich können wir uns keines antiken Götterbildes erinnern, welches, wie dieser seyn sollende Sonnengott, schon über das Jünglingsalter hinaus; und gleichwohl ohne Bart dargestellt wäre. Zweitens keines antiken Götterbildes, woran die Haare der Augenbraunen angegeben wären; wie sie doch hier sehr deutlich angegeben sind. Dieses Merkmal bitten wir vornehmlich in Betrachtung zu ziehen; es läßt sich dasselbe keineswegs auf zuweit getriebenes Detail und kleinliche Manier in der Ausarbeitung des Marmors schieben, weil zugegeben werden muß, unser Denkmal rühre, wenn auch nicht gerade aus Alexanders, doch immer noch aus guter Zeit her, und es herrsche im Ganzen desselben ein sehr guter Geschmack, ein hoher edler Sinn. Wo aber wäre noch außer den sieben Strahlen der Hauptbinde auch nur etwas symbolisch die Sonne bedeutendes, in einem verständig tiefen, poetischen Sinne gegründetes der Formen oder des Ausdrucks oder des Charakters zu finden? und wie, so möchten wir in solchem Fall noch besonders unseren würdigen Freund, Hn. H. fragen — wie würde es mit dem Charakter dieses von ihm gerühmten Bildes des Phöbus beschaffen seyn?

Hier sey nun unsern kritischen Bemerkungen ihr Ziel gesetzt. Wir äußern aber gern noch einmal, daß uns Hn. Hs. Bilderbuch im Ganzen ein sehr nützliches Unternehmen dünkt, und daß wir mit vielem Vergnügen der baldigen Erscheinung neuer Hefte desselben entgegensehen. Die wohl überlegte, des Vf. weitläufige Bekanntschaft mit alten Denkmälern beurkundende Auswahl der auf den Kupfertafeln und Vignetten abgebildeten Monumente, gehört mit zu den guten Eigenschaften des Werks; und der Künstler, Hr. Erdmann Hummel, hat seine schon bekannte Kunstfertigkeit an den festgezeichneten Umriffen aufs neue bewährt. Druck und Papier des Bilderbuchs sind ebenfalls einer rühmlichen Anzeige werth.

W. K. F.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Schäfer: *Wahrheit ohne Schminke über den freyen Getreidehandel*. Von einem unparteyischen suchverständigen Manne zur Beherzigung für jede Classe von Lesern, besonders für Minister, Cameralisten etc. herausgegeben. 1804. XVIII u. 196 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. eifert in einer allerdings ungeschminkten Schreibart gegen jede Fruchtsperre, findet die Vergleichung derselben mit einem weichen Ruhebett, auf dem ein träger Staatsmann wohlfeile Zeiten träume, die doch der thätige nur mit Anstrengung verschaffen und erhalten könne, sehr treffend, und hält die Erzeugung des Getreides für eine Art von Fabrik, mit deren Waaren ein um so freyerer Handel gestattet werden müsse, je anentbehrlicher sie seyen. Er erklärt die Getreidesperre geradezu für eine nicht zu rechtfertigende Gewaltthatigkeit, wodurch die Sicherheit des Eigenthums der Menge gestört werde, um einigen Staatsbewohnern, durch eine zweckwidrige Veranstaltung der Gemächlichkeit, die Nothdurft bequemer zu erhalten. Er nennt es eine höchst ungerechte Beschränkung der natürlichen Freyheit, wenn ein Mitbürger den anderen zwingen dürfe, ihm und nicht dem Nachbar seine mühsam erzeugten Producte, und zwar um geringeren Preis, zu überlassen. Alle künstlichen Polizeyanstalten, meint er, würden das nicht bewirken, was der ungehinderte Umlauf der Lebensmittel von selbst zu Wege bringe. Die Nothwendigkeit eines Verbots der Ausfuhr sey bloß Träumerey des Vorurtheils. Sie höre dann von selbst auf, wenn die Volksmenge und die Consumtion mit dem Ertrag in Verhältniß stehe (und wenn der Reiz des Gewinns bey höheren Preisen der Nachbarschaft aufhöret?) Der Mangel sey nie allgemein, und durch den freyen Handel werde eben das Gleichgewicht hergestellt. Ackerbau und Städte könnten nur bey ganz ungestörter Concurrenz aufblühen. Man sollte sonst andere Waaren auch sperren, um den Landmann zu entschädigen, besonders wenn Mißwachs ihn treffe.

Schlechte Ärndten, Mangel an Vorräthen, geringe Preise, Furcht, Speculation, durch Sperren gehemmte Zufuhr seyen Ursachen des Steigens der Getreidepreise, und keiner werde durch ein Verbot der Ausfuhr abgeholfen. Vielmehr das Gegentheil sey durch die Erfahrung bestätigte Folge derselben. Theuerung sey kein so großes Übel, als der Mangel. Sperren könnten aber da nichts hinbringen, wo es einmal fehle, sondern veranlassten nur Versteckung, heimliche Auschwärzung, Hinauftreiben der Preise und eigentliche Hungersnoth. Wo man diese unmoralische Beschränkung des Fruchthandels nicht kenne, da stehe das Getreide in niedrigerem Preise und Hungersnoth sey unerhört. Ganz wohlfeile Zeiten wären für ein Land kein Glück. Der Bauer werde dann so träge wie sein Ochse; die Armuth überfalle ihn, wie ein gewappneter Mann, und er müsse Hof und Pflug verlassen. Sogar die Manufacturisten

risten in England baten unter Jacob II, er möge doch die Fruchtpreise zu erhöhen suchen, das Beyspiel von Frankreich zur Zeit des Sülls nicht zu gedenken. Nie sollte man den Aufkäufer, der Vorräthe sammelt, in seiner Betriebsamkeit hindern. (Auch wenn er bey seltener Frucht für das entfernte Ausland aufkauft?) Überhaupt redet er, mit *Philippi vertheidigtem Kornjuden*, Berlin 1765, den Kornaufkäufern das Wort, und es ist ihm ein Räthsel, wie man sich wider sie erklären könne.

Alle durch die Wachsamkeit der Polizey veranlaßten Berechnungen der Erzeugnisse, der Vorräthe, und der Consumtion in einem Lande seyen höchst-unzuverlässig und täuschend. Die hierauf beschlossene willkührliche Fruchtsperre treffe also nie den richtigen Zeitpunkt, schwäche mithin den Nationalreichtum, vermindere das baare Geld im Lande, und unterdrücke den Geist der Agricultur. Man sollte sich lieber der natürlichen Ordnung der Dinge unterwerfen, und einer höheren Vorsehung vertrauen. Waizen und Hafer sollten wenigstens von der Sperre ganz ausgeschlossen bleiben; (wie soll aber der Unterschleif verhütet werden?) Die gewaltsamste Beschränkung des Eigenthums endlich sey es, wenn das Verbot auch auf die Kartoffeln ausgedehnt werde; (da sie doch den Getreidebau immer mehr verdrängen, und ein fast unentbehrliches Surrogat des Korns sind? auch die Preise aller Consumtibilien zugleich zu steigen pflegen?)

Zur wohlfeilen Zeit, gleich den Hamstern und Bienen, mäßige Vorräthe zu sammeln, das sey der Klugheit gemäß. Jeder Privatmann, der Raum und Geld habe, sollte das thun, aber auch bey zunehmender Theurung seine Consumtion freywillig einschränken. Von jedem Acker Winterfeld sollte eine Metze Korn oder Gerste jährlich zum Magazin geliefert, oder der Überfluß eines jeden dort deponirt, und nach einigen Jahren, oder zur Zeit einer Theurung sollte daraus, um den Mittelpreis, Frucht oder Mehl oder Brod an die Dürftigeren verkauft werden, um das Gelieferte davon zu bezahlen. (Was für eine beschwerliche Berechnung, der gewöhnlichen vom Vf. selbst angeführten Einwendungen gegen alle missliche Magazinanlegung zu geschweigen!) Sähe man dennoch Mangel voraus, so sey die Beyschaffung der Früchte geschickten Kaufleuten zu

übertragen. Gegen die Bestimmung eines Maximums spricht der Vf. ernüchlich.

Das ängstliche Geschrey des Städters, besonders des von Befoldung lebenden, bey steigendem Fruchtpreise, und das Mitleid der Obrigkeiten, auch wohl die List der bey der Sperre gewinnenden Pächter veranlaßten gemeinlich das Verbot der Ausfuhr. Ohne richtige Übersicht des Ganzen werde „dem Kinde der ungezogene Wille gelassen“, bloß weil es einmal so gewöhnlich sey. Eine Polizey, die auf Sperre antrage, habe diesen Druck des Landmanns und das daraus entstehende Elend bey ihrem Herrn und dereinst bey dem Weltgericht schwer zu verantworten. Sie sey Ackerärzten ähnlich, die Symptome curiren wollten, statt das Übel in der Wurzel anzugreifen. Sie spreche ihr Urtheil über ein Land so kaltblütig, wie der Arzt ein Brechmittel verordne, ohne die überwiegenden Vortheile des freyen Fruchthandels und die schädlichen Folgen jener *Scheinhülfe* zu bedenken. Mit starken Farben werden endlich einige Beyspiele von gesperrten und ungesperrten Ländern geschildert. Bey diesen ist, unter andern, Toskana und Bayern besonders genannt. Eine merkwürdige pfälzbayerische Verordnung vom 16 März 1795 wider die Fruchtsperre macht den Beschluss.

Man kann dem Vf., der ehemals selbst ein Gutsbesitzer war, nicht absprechen, daß er seine Meinung mit Freymüthigkeit und Energie zu behaupten sucht. Die Wahrheit liegt ohne Zweifel in der Mitte. Ein Land, in welchem das eigene Bedürfnis kaum gebaut ist, würde übel daran seyn, wenn auf der einen Seite gegen dasselbe gesperrt wird, und auf der anderen die Ausfuhr gestattet werden sollte. Große Reiche sind mit einzelnen Landesstrichen, die zum Theil von der Convenienz des Nachbarn abhängen, in der Politik nicht zu vergleichen. Der Schriftsteller kennt oft Localumstände nicht, nach welchen der Staatsmann urtheilen muß. Auch von einer Zeit auf die andere kann nicht einmal ein sicherer Schluss gelten. Ein Irrthum ist noch zu berichtigen: daß das Weimarische Amt *Altstedt* ungestört die Freyheit behalten habe, seine (überflüssig gebauten) Früchte nach Nordhausen verfahren zu dürfen; da es vielmehr, einer Convention mit den Nachbarn oder seiner Lage wegen, wenn die Durchfuhr durch das gesperrte kursächsische verlag wurde, daran bisweilen verhindert worden ist. Cth.

## KURZE ANZEIGEN.

**ÖKONOMIE.** Erfurt, b. Keyser: *Das Ganze der Pferde-zucht, oder: vollständiger Unterricht in der Wartung, Pflege und Behandlung der Pferde, ihre Verwendung, Kenntniß und Heilung ihrer Krankheiten*, von Johann Christian Gotthard, der VV. VV. und R. R. D. der Privat- und Staatsökonomie auf der k. preuss. Universität zu Erfurt Professor. 1 Band. 1800. XVI u. 592 S. 2 Band. 1804. XVI u. 312 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.) Da der Vf. dieses Werks von keinem Theile der Pferdezucht praktische Kenntniße besitzt; da er so wenig Pferdezüchter als Pferdewärter und Pferdehändler, noch weit weniger aber praktischer Pferdekennner, Reiter und Thierarzt ist: so läßt sich von ihm durchaus nur eine Zusammentragung aus anderen Schriften, ohne Sachkenntniß und eigene Erfahrung, erwarten. Eine solche Compilation findet man hier. Mit eben so viel Bereitwilligkeit als Mangel an Beurtheilung, schrieb Hr. G. aus gu-

ten und schlechten Schriften für die Pferdezucht ab. Wo ihm seine Vorgänger verließen, da hat auch er Lücken. Auf diese Weise ist denn freylich ein Ganzes — jedoch nur in Hinsicht des Mangelhaften entstanden, das, in diesem Sinn genommen, alle Bruchstücke, die je über die Pferdewissenschaften geschrieben worden sind, hinter sich zurück läßt. Vorzüglich aber hat der Vf. die Schriften des Hn. von Tennecker benutzt, und dessen Messgeschenk für Pferdeliebhaber, dessen Taschenbuch und vereinigte Wissenschaften der Pferdezucht, fast wörtlich abgeschrieben. Da aber alle diese Schriften nur unvollständige Abhandlungen enthalten, die oft selbst noch viele Berichtigungen verdienen: so gewinnen auch die Leser bey dieser gleichsam neuen, jedoch nicht verbesserten, Auflage der Tennecker'schen Werke weiter nichts.

L. T. L.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 28 A U G U S T , 1 8 0 5 .

## G E S C H I C H T E .

**B E R L I N**, b. Quien: *Tableau des révolutions du Système politique de l'Europe depuis la fin du quinzième Siècle*, par *Frédéric Ancillon*, Prof. à l'Académie militaire, (seither auch Historiographe de la Maison de Brandebourg, Membre de l'Académie des Sciences à Berlin). *Première partie. Tome premier.* 1803: LXXVI und 446 S. *Tome second.* XLVII und 574 S. *Seconde part. Tom. troiſ.* 1805. XXIV und 523 S. *Tom. quatr.* XL und 578 S. 8. \*)

Eine mit guter Auswahl, gründlicher Einsicht und gesundem Urtheil in einladender Schreibart abgefaßte Darstellung der Begebenheiten, welche den grossen europäischen Staatenbund begründet, wohlthätig gemacht und bis jetzt erhalten haben, und der Maximen und Sitten, welche die Kraft jedes Reichs bald hoben, bald niederdrückten, war immer noch Bedürfnis der vornehmeren Classen unter uns, noch mehr in Ländern, wo gelehrte Bildung seltener ist. Wahrheit so viel möglich (bey der Menge meist partheyisch beschriebener Begebenheiten überall sie zu treffen, dürfte unmöglich seyn), Vergessenheit der eigenen Individualität, so daß keine Nation, keine kirchliche, keine politische Partey über Verdienen in Licht oder Schatten gestellt werde, und ein über alle Rücksichten erhabener, das Ganze beseelender Geist des Rechts, nie dem Glück schmeichelnd, sondern die aus den mühseligsten kostbarsten Erfahrungen hervorgehende Lehre rein darstellend, diese, von ächter Geschichtschreibung überhaupt untrennbaren Eigenschaften, werden zumal einer so umfassenden Arbeit beywohnen müssen; denn sie ist für Männer, die meist nicht weiter forschen, und von deren Ansicht oft wichtige Entschlüsse abhängen. Von so einem Buche ist mehr zu fordern, es ist ihm aber auch einiges mehr als andern Geschichtsbüchern zu erlassen. Obschon wir weit entfernt sind, über die Anführung der Quellen im Allgemeinen so zu denken, wie hier Th. I, Vorr. 75 (*Il m'eût été facile de charger cet ouvrage de citations; le lecteur instruit jugera si j'ai consulté les sources; — l'échaffaudage doit disparaître quand le*

*bâtiment est élevé*); gleichwohl geben wir zu; daß bey einem Werk, wo keine eigenthümlichen Entdeckungen, oder kritisch herausgeschiedene Resultate, sondern die Bestimmung der *Ansicht*, die Heraushebung der *Geister*, Zweck ist, Anführungen wegleiben können. So mag eine ungewöhnliche Menge ausführlicher Charakterschilderungen in eigentlicher Historie nicht zugelassen werden, in einem Gemälde, wie dieses, ist sie wohl unvermeidlich: Wie viele glänzen in des Vellejus kurzer Geschichte; weil er nicht wie Polyb oder Livius ausführlich genug seyn konnte, auf daß der Leser sie aus den Begebenheiten finde. Es ist wahr; sie sollen auch in diesen Büchern keine Nomenclatur von moralischen Eigenschaften seyn, und nicht, wie bey den späten Classikern oder in vielen, sonst vorzüglichen Werken der Franzosen, durch gefuchte Antithesen Überraschung, anstatt Belehrung, erwirken wollen, sondern die auszeichnenden Züge, wie andere Facta, nur so vereinigt, nur zusammengedrängt, übrigens in der antiken Einfachheit darstellen. Und Schriftsteller in einer, solchen Spielen vorzüglich günstigen Sprache sind an dieses besonders zu erinnern; Jünglinge vor dieser fehlerhaften Seite der schätzbarsten Werke vorzüglich zu warnen. Tacitus selbst und Montesquieu sind gefährliche Muster, insofern ihr großer Geist, mit allen Früchten des fleissigsten Forschens bereichert, sich erkönnen durfte, dem Leser manches zu gebieten, was er von andern sich nicht gefallen zu lassen braucht; hiedurch eben ist in Zeiten sinkenden Geschmacks das unerträgliche Wortgeklänge entstanden. Diesen Punkt berühren wir, um zu zeigen, daß die vielen Charakterschilderungen in dem vorliegenden Buch, als von seiner Natur unzertrennlich, die Art aber derselben meist gut, gleichwohl nicht immer ohne Gefahr nachgeahmt werden mag.

Wir wollen den Inhalt vorlegen, den Geist kennen lehren, hierauf einige Verbesserungen *machen*, wo der Buchdrucker fehlte, und *vorschlagen*, wo über der langen Arbeit auch der Vf. von kleinen Versehen beschlichen worden zu seyn scheint.

Die Vorreden sind von zweyerley Art; politisch einige; andere Abhandlungen über Punkte der historischen Kunst; ausführlich, weil auf Leser berechnet,

\*) Von diesem Werke ist bereits bey demselben Verleger eine deutsche Übersetzung angefangen worden, welche den Titel führt: *Friedrich Ancillon's Darstellung der wichtigsten Veränderungen im Staatensysteme von Europa seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.* Aus dem Französischen übersetzt von D. Friedrich Mann. 1 Th. 1 B. 1804. 480 S. 2 B. 1805. 566 S. 8.

(3 Rthlr.)

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

rechnet, welche nach Art unserer Zeit auf Theorien halten, und welche, da die Gegenstände ihnen nicht so bekannt seyn mögen, einer erschöpfenden Entwicklung bedürfen. Die historische Kunst ist von den Alten in ihren Werken praktisch gezeigt, von Grammatikern und Rhetoren, wie der halikarnassische Dionysius, in eigenen Tractaten abgehandelt worden: aber jedes Zeitalter hat seine Weise. In beiderley Abhandlungen hat Hr. Ancillon viel Gutes beygebracht. Hierüber berufen wir uns zumal auf die Lehren der dritten Vorrede: „*L'équilibre parfait amèneroit un repos parfait — qui ne seroit peut-être pas même (gewiss nicht) un bien pour l'humanité. Mais en formant selon les occurrences contre toutes les puissances qui marcheroient à la domination, une masse de forces imposante, on peut et l'on doit empêcher l'excès d'une prépondérance quelconque, avec toutes les injustices qu'elle entraineroit.*“ Il sied bien à une grande puissance de ne pas ressentir des bagatelles, mais elle ne doit pas donner le change sur les bornes de sa patience.“ Selten möchten wir etwas anderes bestimmt sehen. Die Aristokratien werden beschuldigt, allzu unbewegbar, zu thätenscheu, zu seyn, und Bern und Venedig als abschreckende Beispiele genannt (I, XXIX). Aber beide haben bis kaum hundert Jahre vor ihrem Untergang viele große und oft glückliche Kriege geführt; zwischen zwey der größten Mächte und verbündete Cantone gedrängt, mußte Bern, erschöpft vom candidiotischen und von dem letzten peloponnesischen Kriege (1714) mußte Venedig vom Schauplatz abtreten, ohne daß es der Aristokratie, welche viele Jahrhunderte militärisch gegläntzt, zugeschrieben werden könnte; die Demokratien, die minder mächtigen Fürsten haben es auch gethan.

Der Plan des Werks ist gut geordnet. Die Einleitung besteht aus zwey Abschnitten, in deren erstem die Hauptmomente der Geschichte seit Untergang des abendländischen Kaiserthums, wie im zweyten die im funfzehnten Jahrhundert vorgefallenen Veränderungen, welche Europens Staatensystem bereitet haben, in zweckmäßiger Kürze vorgestellt werden (I, 1—240). Das eigentliche Schauspiel nimmt mit Karls VIII. italischer Unternehmung den Anfang, und führt im 1. Th. die Geschichte bis jenseits der Kriege Karls V. mit Franz I. (241—405). Hierauf wird das medicäische Jahrhundert der schönsten Arbeiten des menschlichen Geistes geschildert (406—446). Der wieder aufgenommene Faden führt durch Karls V. Zeit in ihren übrigen Verhältnissen; die Reformation wird mit so viel Strenge beurtheilt, daß man eher geneigt wäre, diese zu wenig rückfichtig auf Zeit und Umstände, als irgend eine Vorliebe oder Spur von dem Stande des Vf. in dieser Schilderung zu finden T. II. (1—136). Sie führt auf die scandinavischen und englischen Staatsveränderungen, wobey die Reformation mitwirkend, oft leidend, endlich siegend, erschien (137—211). Weiter folgt Philipps II. drohende Politik, durch die französischen Bürgerkriege in religiösem Vor-

wand, durch den Kampf der Niederlande um Freyheit, durch der Königin Elisabeth weise Regierung, lange beschäffiget, endlich vereitelt (212—509). Man folgt der Geschichte bis, nach Heinrichs IV. Tod, alles mehr und mehr den letzten Kampf der alten und neuen Glaubenspartey in Deutschland herbeyführt (S. 510—574). Nach einer kurzen Raft in Betrachtung des Zustandes der Wissenschaften am Anfange des vorletzten Jahrhunderts (T. III, 3—40) sieht man den schrecklichen dreysigjährigen Krieg, oder die so lang fortwährende Verwickelung und Folge von Kriegen, Richelieu, Gustav Adolph, wie viele große Feldherren, welche Staatsmänner (41—259)! Um nicht weniger anziehend durch ganz eigenen Charakter ist Portugalls Befreyung (260—297); tröstlich, wenn man erwägt, es sey dem Nationalwillen doch möglich, ein aufgedrungenes Joch bey etwas günstigeren Umständen wieder los zu werden; eine große Lehre für Völker, die in bösen Augenblicken, wo Übermaß der Kühnheit und Übermaß der Abspannung sich gegenüber stehen, sich viel gefallen lassen müssen! Geschehe mit *Formen* was da will; wenn nur der *Geist* nicht erlischt, wenn nur die Erinnerung bleibt, wenn nur das heilige Feuer im Herzen unterhalten wird. Hr. Ancillon schildert nach diesem die englischen Bürgerkriege (sehr geschickt) (298—465) und die Komödien der Fronde (466—523) mit dem Gefühl, dessen sie würdig sind. Es enthält der vierte Theil, was man die Zeit Ludwigs XIV. zu nennen pflegt; so, daß, während seiner Minderjährigkeit und Mazarins Leben, die wunderbare Christina und Karls X. erschöpfende Thatensucht (IV, 3—41), die Umwandlung der Verfassung Dänemarks, ohne große Männer, durch benutzte Volksstimme, (42—60), endlich der pyrenäische Friede (61—94) beschrieben wird. Als dann die Epoche des Glanzes und der Obermacht, mit den lebhaftesten Farben, die Menge der großen Diener und Feinde Ludwigs, des Königs Übermuth (so groß, daß man kaum hätte glauben sollen, er könne übertroffen werden), die lange Geduld endlich aufgerüttelt (eben so durch den Hohn seines Prahlers, wie durch die Willkühr, womit er handelte), und der große Ludwig endlich von einer Coalition meist schwacher Regenten, die ein paar gute Feldherren und die Stimme Europens für sich hatten, schmachlich heruntergebracht, und sein allbedrohendes Reich anderen wieder gleich gestellt. Episodenweise wird natürlich die Revolution Hollands 1672, Großbritanniens 1683 und Spaniens Dynastienänderung, nebst dem goldenen Alter sowohl der französischen (197—268) als englischen (554) Literatur, wohl beschrieben. So viel von der Einrichtung des wohlgerathenen Werks; man kann sie nicht anders als klar und verständig finden.

Die Denkungsart war schon aus den oben angeführten Stellen der Vorreden als frey und edel zu erkennen; wofür denn thörichte oder gewonnene Schmeichler, feige, feile Zeitgenossen den Vf. nicht loben werden,

den; aber die Nachwelt wird besser urtheilen. Wie sehr er dieses verdiene, wollen wir noch deutlicher machen.

Bekanntlich ist die Besorgniß der *Universalmonarchie* nicht ein Hirngespinnst *unserer* Zeiten, wohl aber haben die, welche sie in verschiedenen Zeiten zu gründen suchten, die Welt über die *Möglichkeit* derselben zu täuschen getrachtet, oder zeigen wollen, daß sie nicht von ihnen, sondern von ihren Gegnern zu befürchten sey. Hr. *Ancillon* hat wohl erläutert, worin eigentlich die unter diesem Namen drohende Gefahr besteht. „Ludwig XIV gedachte wohl nie, die sämmtlichen Staaten Europens in unterthänige Provinzen zu verwandeln, oder seinem Reiche sie förmlich einzuverleiben; aber Vorschriften sollten sie von ihm nehmen, seiner Eitelkeit und Prachtliebe dienstbar seyn; die Furcht, ihm zu mißfallen, sollte der leitende Grundsatz aller Cabinette werden. Fürsten, eigentlich vermummte Sklaven, sollten durch jede Unterwürfigkeit von ihm Erlaubniß erkaufen, weiter fort zu existiren; die Völker allen Nationalstolz, wie die Fürsten alle Würde, aufgeben; alles entmüthet, alles jämmerlich von ihm das Gesetz nehmen (IV, 196)“. „Das ist die in neueren Zeiten zu befürchtende Art von Universalmonarchie, daß *Eine* Macht ein so entscheidendes Übergewicht habe, daß sie anderen nur den Namen der Unabhängigkeit liesse, und durch Furcht vor Krieg sie alle ganz nach *ihrem* Willen bestimmte (I, 360)“. „Sobald eine Macht alles vermag, was sie will, wird sie wollen, was sie nicht sollte; nichts wird ihr ehrwürdig, nichts heilig seyn; kühn wird sie alles wagen; es wird vobey seyn mit der Freyheit (III, Vorr. 9)“. „Aber wo wäre, wird die pöbelhafte Gemeinheit fragen, wo das große Übel hiebey? Unterdrückung, der schreyendste Mißbrauch der Gewalt wäre die untrennbare Folge, ein schrankenloser orientalischer Despotismus ohne irgend eine Hülfe; von dem an keine freye Entwicklung des Geistes, kein wahres Leben, keine selbstständige Persönlichkeit mehr (I, 68 ff.)“. „Eine völlige Entwürdigung menschlicher Natur, der Tod aller eigenen Würde, der Untergang alles edeln Lebens - und Geistesgenußes wäre die gewissste Frucht (I, Vorr. 17 ff.)“. Was brauchen wir weiter Zeugniß; die schöne alte Römervelt bestätigt jedes Wort! „Es ist also durchaus erforderlich, daß Macht, der Macht entgegenwirkend, die Entwicklung dieser vergiftenden Thätigkeit, den Fortgang dieses allverschlingenden unseligen Laufs, durch kraftvollen Widerstand aufhalte“ (III, Vorr. 9. 10). Hiezu habe Ludwig XIV seine Zeitgenossen gebracht. „Man würde seine furchtbare Uebermacht nie angetastet haben, wenn man irgend ein Ziel seiner unruhigen Herrschsucht gesehen hätte; aber das habe weder sein Stolz, noch jenes *nimmerfatte* Bedürfnis *unaufhörlicher* Bewegung und immer neuer Vorbeeren erlaubt (IV, 195)“. Daß aber mit der Unabhängigkeit eine Nation alles verliert; wird an Portugalls Beyspiel 1580 schön ge-

zeigt. „Selbst eines milden guten Herrn glücklicher Slave hört auf, sich selbst anzugehören; und so verliert sich alle Ehre, alle häusliche Eigenthümlichkeit, alle Vaterlandsliebe eines Volks; jammervolles Andenken bleibt, wird bald gefährlich, und erstickt am Ende (II, 441)“; und hierauf, wie schändlich Portugall betrogen ward, als es sich *einverleiben* ließ u. s. f. Nachdem bey Anlaß Jacobs II bemerkt worden, „daß nur durch Schwäche Kronen verloren gehen, und daß die, welchen die höchste Gewalt entrißen wird, es gemeinlich wohl verdienen, durch den unseligen Leichtsin, womit sie sich hingeben (IV, 390), stellt Hr. *Ancillon* dar, mit welchem Scharfsinn, mit welcher Beharrlichkeit, mit welchem Nutzen für die Welt Wilhelm von Oranien der Dritte das System *des contre forces* wie er es nennt, (sonst unter dem Namen des Gleichgewichtes berühmt) eingeführt hat. Er schildert Wilhelm mit so wenig Parteylichkeit (IV, 139, 367 ff.), daß er des Guten eher zu wenig sagt: er vergißt, daß Wilhelm so kalt nicht war, nicht von seiner ersten Jugend an lebenslänglich wenigstens *Einen* Freund zu haben, den er über alles liebte, und daß von Ritter Temple und anderen, die es um die Sache ernstlich meinten, er mit nicht weniger persönlichem *Vertrauen* als Achtung behandelt wurde. Desto unverdächtiger ist das der Frucht seiner Geistesarbeit ertheilte Lob: Es wird gezeigt, wie vortrefflich der Utrechter Friede Wilhelms System festhielt und auf eine Weise entwickelte, wodurch „keine Macht aufgeopfert, keiner solche Vortheile zugestanden wurden, wobey das Gleichgewicht gelitten hätte (IV, 540)“. Weil von derselben Zeit Englands Continentalverhältnisse beginnen, wird die Natur derselben gewürdigt. „Die allgemeine Unabhängigkeit fodere diese Verbindung. Mehrmals hätte eine andere Macht, wenn sie von der See her nicht gestört worden wäre, die Unterjochung des festen Landes mit Erfolg versuchen können. Wenn verblendete oder bestochene Minister diese Verhältnisse gemißbraucht haben: so beweise dieses nicht gegen ihren wesentlichen Nutzen überhaupt; sie sey offenbar in der Natur gegründet (IV, 463 ff.)“. Hier wird unter dem „festen Lande“ besonders das mittlere Europa von Schweden bis Malta gemeint, von welchem gesagt werden kann, daß es bey jener Verbindung in mancher Hinsicht den Kern der wahren Cultur und moralischen Civilisation enthält, so daß für unverblendete Menschen, denen das allgemeine am Herzen liegt, was in Mysore, was am Phasis und Oxus geschieht, gegen die Alteration der Staateneintheilung *in dieser unserer Weltgegend* durchaus gar nichts ist, und in keine Betrachtung kommen kann.

In ersten Theile S. 16 möchte die Stelle vom arabischen Alphabeth so zu berichtigen seyn, daß durch den Koran Sprache und Schrift eine Art Universalität in den Morgenländern bekam; übrigens weist der Vf. wohl, daß jedes der genannten Völker sein eigenes, ja zum Theil mehr als Ein

Alphabeth gebraucht. S. 17: Yemens Eroberung durch die Römer, wenn man die Windbeuteleyen der Dichter abrechnet, hatte in der That nie Allgemeinheit noch Dauer. S. 19: Die parthische Dynastie in Persien war von der sassanidischen ganz verschieden, und hatte längst aufgehört; aber die Sassaniden waren (wenig unterbrochen) immer die Nachkommen Chofru Anushirvan's. S. 29: Waraka war keineswegs Mohammeds Nichte, sondern seines Oheims gelehrter Sohn (*Abulf.* I, 29). Sehr gut werden S. 32 die Siege der Araber erklärt: „Es war keine Zulammensicht, keine Verbindung zwischen den Staaten, welche sie nach einander zerstörten.“ S. 64 ff. werden die Ungerechtigkeiten Karls des Großen gerügt: „Genie entschuldigt die Verbrechen nicht; über äußerlicher Größe darf die Sache beleidigter Menschheit nicht vergessen werden. Leicht ist Erobern, wo, wie damals, kein vereinter Widerstand ist.“ Übrigens bestieg er den Thron in seinem 26sten, nicht 24sten Jahr, 768, nicht 63 (S. 41). S. 34 ist Kurdestan wohl Druckfehler, die Türken sind aus Turkestan. Die Kreuzzüge sind gut behandelt, und man sieht, daß ihre Wirkung auf Europa zu eingreifend vorgestellt worden. Genau genommen läßt sich Bagdad nicht an das Ende des achten Jahrhunderts setzen. Abu (nicht Abna) Dshafar starb 775, und Harun, sein Enkel, war erst sein dritter Nachfolger. S. 202: Karl der Kühne, da er in seinem drey- und vier- und vierzigsten Jahr den Schweizerkrieg führte, dürfte nicht mehr *jeune imprudent* gewesen seyn. S. 207: 53 Jahre hat Friedrich III regiert, 41 Jahre die Kaiserkrone getragen. S. 228: Die Einführung des Christenthums in Ungarn ist nicht Geysa, sondern seinem Sohne Stephan zuzuschreiben, welcher ungemeine Schwierigkeiten fand; und nicht von Hedwig, der Tochter König Ludewigs (S. 231) von der russischen Sophie, zeugte Jagello die Könige seines Geschlechtes. Vortrefflich ist Gasto von Foix gemalt (328). S. 335 ist für Bellenzona, das

bereits schweizerisch war, Val Madia zu nennen; und nicht die kleinen allein (348), alle 12 Cantone behielten die ennetbürgischen Vogteyen. Bey Bicocca ist nicht 1521 (374), sondern ein Jahr später gestritten worden. Die Betrachtungen über Karls V und König Franzens Kriege (394, 401) sind recht gut; schön und nach unserer Meinung überhaupt richtig die Urtheile über die Literatur (430 z. B.) im letzten Kapitel. Th. II, S. 74: ein halbes, nicht anderthalb Jahre dauerte das Zwischenreich nach Maximilian dem ersten. S. 89 erklärt sich der Vf. wider die symbolischen Bücher sehr stark: „*les Luthériens ne firent qu'échanger une servitude contre l'autre, ils se soumirent à un véritable despotisme*“ u. s. f. Man ist weit davon den Mißbrauch zu entschuldigen. Daß aber zwischen den Extremen auch gar keine Mittelstraße erlaubt seyn soll! Unbeschränkte Freyheit in Verbreitung aller (also auch der verkehrtesten) Meinungen über Gegenstände, die, wie die Welt einmal ist, mit Erhaltung der moralischen Gesellschaft zusammenhängen, wohin führt sie als durch den Weg der Ungebundenheit unter die Zuchtrute des Despotismus! Im übrigen ist der Weg zwischen beiderley Abgründen sehr schmal und schlüpfrig; hier ist nicht Raum für einen vollkommenen *Guide des voyageurs*. S. 126. Die Geschichte kennt keine Heyrath Kaiser Ferdinands I mit einer Tochter des Gegenkönigs Zapolya; noch wissen wir die Existenz dieser Prinzessin. Gustav Wasa (S. 154) und auch die übrigen so oft poetischen, Könige der Schweden, vortrefflich geschildert. Nicht 27, sondern 37 Jahre herrschte der erste Wasa (S. 165), und nicht 12, sondern 27 Jahre hat der unglückliche Christiern im Gefängniß verlebt (S. 175). Auch war Philipp II keine 32, sondern noch nicht 29 Jahre alt, als ihm sein Vater Spanien übergab (218), und nicht Suleymann, sein Vater Selim im J. 1517, hat Ägypten (236), nicht Heinrich II, sondern schon 1536 Franz, sein Vater, Savoyen und Piemont erobert (249).

(Der Beschlus folgt.)

## KURZE ANZEIGEN.

**SCHÖNE KÜNSTE.** Grütz, b. Ferstl: *Ästhetische Zweige der Empfindung und Wahrheit aus dem Haine der deutschen Literatur.* Seinen gefühlvollen Landsleuten gewidmet von F. S. einem Steyermarken. 1802. 132 S. 8. (10 gr.) Der gute Steyermarken, der gern seinen ästhetischen Landsleuten was schenken wollte, und doch nichts Eigenes hatte, ging bey Eckartshausen, Kotzebue, Salis, Herder, Denis, Richter, Göthe, Claudius, Hirschfeld, Wieland, Schreiber, Klopstock, Shakespeare (??), Ratschky, Berghofer, Utz, Kuhl, Schiller, Lafontaine, Volt, Meißner, Matthison, Gabrielle v. Baumberg, Fessler, Schütze, Wenzel, Gestner, Enlog Schneider, Funk u. a. (eine lange Wanderung!) umher, und bettelte. Da gab ihm denn jeder der Herren für seine 20 Rubriken ein oder ein paar Stellen aus seinen Schriften, und ließen ihn laufen. Hr. Eckartshausen liefs sich dabey am besten sehen. Gemeinlich gaben sie, was einem Bettler gehört, Bettelergaben. So z. B. unterzeichnete Kotzebue für den Abschnitz Gott, folgenden herrlichen Beytrag:

O fülle Muth, du Leidender,  
Die Reif ist bald vollendet;  
Es ist ein Gott.

Leipzig, b. Richter: *Auch eine Reise auf meinem Zimmer* von Karl Stern. 1805. 124 S. 8. (12 gr.) Hr. Stern gehört in die

Classe derer, denen auf Reisen nichts über die *Bequemlichkeit* geht. Das ganze Büchlein gleicht einem Wiederhale dieses Worts. Der Reisende dehnt sich von einem Fenster seines Zimmers zu dem anderen, nimmt uns bald vor ein Bild, bald vor eine Uhr, bald vor sein Pult, bald vor eine Reitgerte u. s. w. Sind nun diese Gegenstände an sich nicht eben von überflüssigem Interesse, so ist es doch das, was er darüber sagt, gemeinlich eben so wenig. Seine Reise unterbrechen allerley sentimentale Bekanntschaften, deren Acquisition Hn. S. auch keine sonderliche Mühe gemacht haben kann. Denn sie wüßten sich in ihren Reden gewiss weniger glücklich in den Schranken des Alltäglichen zu halten, wenn sie nicht die Alltäglichkeit selbst wären. Dadurch bekommt denn dieses leichte Büchlein einen so hohen Grad von Übereinstimmung zwischen den vorkommenden Gegenständen, und dem, was über solche gesagt worden, daß man ihm eine gewisse Vollendung kaum abprechen kann. Und doch; — denn es giebt mehrere Stellen, in denen der Vf. seiner lieben Bequemlichkeit auf Augenblicke untreu wird, und die denn zeigen, daß es ihm gar nicht an dem Talent als Schriftsteller angenehm zu seyn, gebrechen würde, wenn er künftig dem süßen Nichtsthun geringeren Einfluß auf seine Arbeiten verstatte wollte.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 29 A U G U S T, 1 8 0 5.

## GESCHICHTE.

BERLIN, b. Quien: *Tableau des révolutions du Système politique de l'Europe depuis la fin du quinzième Siècle*, par Frédéric Ancillon, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Schilderung der inneren Unruhen Frankreichs im sechzehnten Jahrhundert (f. z. B. S. 276), der Charakter des niederländischen Unternehmens (f. z. B. 393, 397) sind sehr gut gezeichnet. Ja wohl haben weder die Niederländer noch die alten Schweizer etwas Neues, nur im Gegentheil das Alte, nicht über abstracte Theorien einen blutigen Versuch, sondern das erprobte Gute gewollt. Mit welcher unparteyischen Gerechtigkeit der Vf. zu urtheilen pflegt, hat er an einem brandenburgischen Regenten bewiesen: „Es habe Georg Wilhelm die Gefahren wohl vorhergesehen, aber denselben nicht vorzubeugen gewusst. Die schrecklichen Zeiten haben eine große Seele erfordert, seine sey schwach gewesen. Immer mißtrauisch auf sich, und ohne Mißtrauen auf treulose Räthe, habe er Unthätigkeit mit Ruhe, Furchtsamkeit mit Klugheit verwechselt, und hiedurch sein und seiner Unterthanen Unglück bewirkt“ (S. 561). Durch einen Verstoß heißt Th. III, 72 Kaiser Ferdinand II der Bruder seines Vorfahren, er war desselben *Vaters Neffe*. S. 103 ist statt *Mansfeld* zu lesen. Wer betrachtet nicht mit höchster Theilnahme die Entwicklung der großen Krise, da Deutschland verloren schien, „als man sich begnügte, in der Stille abzuwarten, wie weit Ferdinand endlich gehen würde, und Ferdinand ohne allen Rückhalt, ja gegen alle Politik, von der Schwäche der Fürsten und von der Unthätigkeit Europens überzeugt, versuchen zu wollen schien, wie weit die Geduld gehen könne“ (S. 111). Herrlicher Charakter des rettenden Helden, des schwedischen Königs, den man gar nicht gefürchtet; er aber rechnete auf den allgemeinen Haß, auf die Sehnsucht der Hülfslosen (136, 139, 151, 163). Es ist eine der Geschichte würdige Frage (259), woher es kam, daß der großen Männer so viele sich damals zusammen-drängten und folgten: „In so gewaltsamen Krisen fühlten sich die großen Talente, und man ist genöthiget, sie an ihren Platz zu stellen. Die Macht der Ereignisse bricht durch die Gebräuche und Etiketten; die kleinen Leidenschaften müssen schweigen. Wenn die Menschheit mit Verbrechen und Unglück zu kämpfen hat, so entflammt sich das Genie; es fin-

det Materie zu Arbeiten, durch welche es über sich selbst erhoben wird.“ In Beschreibung der brittischen Bürgerkriege sind Stellen, des Alterthums würdig (f. III, 300). Cromwell ist gut analysirt (401); wie er früh zwey Dinge einfah, daß in Revolutionen die Gemäßigten immer zu Grunde gehen, und daß immer am Ende die Bewaffneten das Gesetz geben. In der That, „man fängt an, über die Freyheit hinaus zu schwärmen, und endlich (wie um sich dafür zu strafen) wirft man sich weit hinter die Freyheit zurück; die Ermüdung sieht alsdann weiter nichts vor, berechnet nichts“ (464). Th. IV, 79 lies Cosimo III. Ludwig XIV wird sehr billig beurtheilt (98), und was Frankreich seyn kann, wenn es seine Kräfte nicht mißbraucht, vortrefflich gezeigt. Es thut wohl, in der düstern Galerie von Gemälden superfeiner Minister, die mit vielem Geiste die Bürde und das Verderben der Völker geworden, das musterhafte Bild Ritter *William Temple's* zu finden (131, 164); wir haben ihn bey aller Gelegenheit als das vollkommenste Ideal, nach dem ein Staatsmann sich bilden sollte, empfohlen. S. 143 auf der zweyten Zeile von unten ist ein arger Druckfehler: gegen Holland soll Wilhelm III ein Bündniß zusammengebracht haben. S. 275 sieht man, wie auch die Übergabe Straßburgs mitten im Frieden *volontaire* genannt wurde; spätere verlieren die Ehre der Erfindung. S. 290 hätte besser bestimmt werden mögen, in welchem Sinne: „l'unité dans l'église seroit toujours funeste.“ Wäre die Religion auf die eigentlichen uralten Grundlehren zurückgebracht, woher das Unglück, daß Gott (Vorsehung, Unsterblichkeit, sind in ihm) *durchaus* geglaubt würde! Die Verfolgung der Hugenoten ist eine vorzügliche Stelle. Gerechtes Lob der englischen Nation im Jahr 1688; nie war in einem großen Reich eine schönere, nie eine so weise Revolution. — Von *Tököly* kann man nicht sagen, *que sa resistance lui a coûté la vie* (414); er ist 22 Jahre nach der Belagerung Wiens, im Jahre 1703, zu Nicomedia ruhig verstorben. Auch ist S. 486 ein Mißverständnis möglich: Pfalz und Köln seyen im spanischen Successionskriege französisch gewesen. So wenig war das Johann Wilhelm Kurfürst von der Pfalz, daß er nach dem Fall des Kurfürsten von Bayern um seine Treue vom Kaiser belohnt worden. Sollte (nach S. 512) Philipp V daran gedacht haben, sich nach Ostindien auf wenig bedeutende Inseln und nicht eher nach Mexico oder Peru zu retten? Eine gute Betrachtung ist S. 516 bey Anlaß der englischen Hofcabale 1711: „oberflächliche Menschen, oder welche

che die Geschichte der Menschheit gern höhnen“, haben den ganzen Utrechter Frieden der Historie mit *Lady Masham* (nicht *Marshall*) zugeschrieben; es waren höhere Grundsätze. Wenn S. 544 Frankreich als *l'amie naturelle de l'Allemagne* erscheint, so ist nöthig, weithin zurückzudenken; alsdann möchte man einschreiben *de l'extrême confusion et de l'affoiblissement de l'Allemagne*. Doch wer wird die Ironie verkennen! Die Pfalz haben sie verbrannt; im siebenjährigen Kriege sollte Contade Westphalen wüste legen. Andere Proben sind nicht so Alt. Im Fach der Literatur wird eigentlich die französische (vorzüglich), dann die englische; auch die spanische und italienische gewürdigt. Wir haben uns gewundert, unter Frankreichs Geschichtsschreibern (S. 236) den besten, Mezeray (zumal wenn man ihn hat, wie er war, ehe ihn die Censur entmannte), nicht genannt zu sehen; es ist weniger verwunderlich, daß er auf *Cobbert's* Pensionenliste nicht blieb. Sollte *Bossuet's* Universalhistorie (S. 234) nicht allzusehr erhoben seyn? Wir finden in der ersten Abtheilung eine Anzahl glücklicher Ausdrücke, überwogen von der, alles durchdringenden schiefen Ansicht des Bischofs; in der zweyten, ganz ihn, in seinem Fache, trefflich als solchen; in der dritten, viel schönes, in Frankreich dazumal neues, aus den Alten und Machiavel. Daß unsere Sprache so metaphysisch seyn soll (231), hatten wir an Luther, an unseren Chroniken, im Umgange des Volks, nicht bemerkt; wenn die Narrenkappe allgemein gesucht wird, kann freylich Schellen auch sie leihen. S. 566 wird *Milton's* Todesjahr, nicht allegorisch, sondern durch einen Druckfehler, für sein Geburtsjahr ausgegeben.

Bey einem Werke von mehr als zweytausend Seiten sind wenige und kleine Unrichtigkeiten, und größtentheils der Schrift und dem Druck zuzuschreiben! Der Geist des Buchs ist gut, ist edel, das Buch unterrichtend; wir wünschen es in viele Hände, mehr noch in Köpfe, die seine Lehren fassen; wir sind auf die Fortsetzung begierig.

Ths.

ALTENBURG, b. Rink: *Flavius Stilicho, ein Wallenstein der Vorwelt*. Ein Beytrag zum letzten Theile der römischen Geschichte. Von *Christian Ferdinand Schutze*, Prof. am Gymnasium zu Gotha. 1805. VI u. 159 S. 8. (16 gr.)

Hr. S. ist (nach S. 5 der Einleitung) überzeugt, daß Parallelbiographien „der historischen Wahrheit oft mehr Eintrag thun, als wahren Gewinn verschaffen;“ noch mehr, man kann auch überzeugt seyn, daß sie gewöhnlich ein leeres Witzspiel sind, und unter der Würde der Historiographie, da man sich ohne weiteres verpflichten kann, bey den parallelisirten Helden für eine anscheinende Ähnlichkeit, immer zwey und mehr wesentliche Verschiedenheiten aufzustellen, und dadurch jene wieder aufzuheben; wie es denn bekannt ist, daß die Weltgeschichte eben so wenig als die Natur — Doubletten liefere. Mit wem hat man z. B. nicht *Friedrich den Großen*, obnerachtet man ihn den *Einzigen* nennt (wie man

denn jeden Menschen so nennen könnte) und den jetzigen Kaiser der Franzosen verglichen! und mit wem könnte man sie vergleichen? — Darum will auch Hr. S. eine Parallelbiographie von *Stilicho* und *Wallenstein* nicht liefern, woran er um so mehr wohl gethan hat, weil sich in der That, ohnerachtet seiner Andeutungen, sowohl in den Umgebungen, als in dem Charakter Beider wenig oder gar keine Ähnlichkeit findet. — Er hofft ferner, zu Aufhellung historischer Dunkelheiten Einiges beygetragen zu haben, und fürchtet, daß die Schilderung des Helden durch die angeführten Zeitbegebenheiten in Schatten gestellt worden seyn möge. In Beidem hat er Recht.

Die Geschichte des *Stilicho*, oder vielmehr der Begebenheiten seiner Zeit ist, in 6 Kapiteln, mit Benutzung der Quellen (vorzüglich des *Claudian*, *Zosimus*, *Orosius*, sodann des *Rutilius*, *Jornandes*, *Isidorus*, *Tiro*, *Prosper* und anderer Chronikenschreiber und Mährchenerzähler) so wie der *Hilfsmittel*, (z. B. *Buat Histoire ancienne des peuples de l'Europe* und besonders *Gibbon*) mit der bey allen diesen Schriftstellern sehr nöthigen Kritik erzählt, und dadurch sowohl in der Specialgeschichte des *Stilicho*, als in der allgemeineren des weströmischen Reichs manches näher bestimmt, was einem künftigen Geschichtschreiber dieser traurigen und doch höchst denkwürdigen Zeitperiode willkommen seyn wird. Als Beyspiel führen wir an, was über die Zeitbestimmung von *Alarich's* Einfälle in Italien (i. J. 402 nicht 400), über *Rhadagais* u. dgl. gesagt worden ist. Dadurch hat der Vf. eine lobenswerthe Vorarbeit geliefert. — Und ein Beytrag zur *Geschichte der Zeit* ist das Buch auch allein, nicht ein Gemälde des, auf dem Titel genannten, Mannes. Zwar hat der Vf. so viel, als ihm möglich war, gethan, seine Forschungen zu einer Monographie zu ordnen; er hat alles aufgesucht, was man etwa historisch von der Lebensgeschichte *Stilicho's* weiß oder vermuthet; er hat alle die Zeitbegebenheiten übergangen, in die er nicht werththätig eingriff; aber er hat in seinem eigenen Gemüth die Individualität des Mannes nicht construiend und begrenzend herausgehoben, und daher auch nicht einen Charakter desselben aufgestellt (denn von seinen Thaten spricht er rechtfertigend und in einzelnen Redensarten deutet er auf Ehrgeitz, Herrschsucht etc. als auf etwas Allgemein-Angenehmes). So wie daher das eigene Urtheil des Vf. schwankend erscheint, so schwankt auch vor den Augen des Lesers das Bild des Helden, und er wird aus einer lebendigen Person zu einer todten Begebenheit. Allein dieser romanisirte Vandal, dessen Genie gerade jetzt die morschen Pfeiler der zusammenstürzenden Römergröße stützen mußte, damit der Nachwelt die Vortheile einer allmählichen Auflösung gerettet würden, der gerade auf dem Wendepunkte der alten und neuen Welt- und Völkergeschichte so bedeutend dasteht, und durch sein Genie, seinen Charakter, seine Thaten und Schicksale so merkwürdig ist, — verdiente es wohl, daß er schärfer ins Auge gefaßt und in seiner Freyheit und



und Nothwendigkeit, historisch und künstlerisch, gewürdigt würde.

Der Stil ist der eines Geschichtsforschers (daher auch viel gelehrte und kritische Noten den Text begleiten), und besser, als der Titel zu verrathen scheint. Ausdrücke, wie folgende: *machte ihn zurückführen* S. 39, *die Freude der sehnlichsten Erwartung* S. 93, *beystüchten* S. 122, *dankbare Ähnlichkeit* S. 136 u. a. halten wir für Druckfehler.

F.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Geschichte Bonaparte's, ersten Consuls der französischen Republik*, a. d. Französischen, mit Zusätzen, Portrait und zwey Karten versehen. Dritte Auflage. *Erster Band.* 1803. 244 S. *Zweyter Band.* 1803. 176 S. *Dritter Band.* 1803. 162 S. *Vierter Band.* 1804. 338 S. 8. (Der vierte Band hat auch noch den besonderen Titel: *Geschichte Napoléon Bonapartes, Ersten Kaisers der Franzosen von seiner Geburt an bis auf gegenwärtige Zeiten.*) (3 Rthlr. 12 gr.)

Es ist mit den Biographien überhaupt eine eigene Sache. Insgemein wird darin Lob oder Tadel übertrieben, und ein Portrait des Helden aufgestellt, das mehr Bild einer begeisterten Phantasie als der kalten, überlegenden Vernunft ist, mehr zu den Traumgestalten, als in das Gebiet der Wirklichkeit gehört. Schlimmer ist es, wenn der Held des Biographen ein außerordentlicher Mann ist; am allerschlimmsten, wenn er noch lebt und große Macht hat: da erfährt man nie die reine Wahrheit. Immer mischen sich Parteyfinn oder Vorurtheil, Schmeicheley oder Tadelsucht, Liebe oder Haß in die Feder, und man erhält mehr einen historischen Roman, als wahre Geschichte. So lange Friedrich II. noch lebte, unternahm es kein Schriftsteller von Bedeutung, sein Leben zu beschreiben. Aber kaum war er todt, als eine Menge von Schriftstellern auftrat, die es wagten, seine Thaten zu erzählen, und seinen Charakter zu schildern. Bey Bonaparte hat man so lange nicht warten wollen. Schon zu der Zeit, da er noch als Oberfeldherr in Italien commandirte, erschienen von ihm zu Paris Lebensbeschreibungen, die in Deutschland schnell übersetzt wurden. Das vorliegende, aus dem Französischen übersetzte und mit Zusätzen vermehrte, Werk soll sich von den frühern Schriften dieser Art hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß das Gemälde des Helden nach der Natur und von einem aufmerksamen und scharfen Beobachter des großen Zeitgenossen gezeichnet sey. Dies versichert der deutsche Bearbeiter. Auch sollen mehrere hier erzählte Thatfachen und Anekdoten auf den Aussagen von Augenzeugen beruhen, die jedoch nicht genannt sind. Der erste Band fängt mit Bonaparte's Geburt an, und reicht bis zu seiner Rückkehr aus Aegypten; der zweyte geht bis zum Frieden zu Amiens; der dritte bis zum organischen Senatusconsult vom 5. Aug. 1802; der vierte bis zur Umwandlung der französischen Republik in ein erbliches Kaiserthum. Die erste Ausgabe, die im J. 1802 erschienen seyn soll,

ist dem Rec. nicht zu Gesicht gekommen, und nach dem Vorbericht zum dritten Bande zu urtheilen, ist die gegenwärtige nur die zweyte, ob sie gleich auf dem Titel als die dritte angegeben ist. Der vierte Band ist neu, und, was die Charakteristik Bonaparte's und der französischen Nation betrifft, aus deutschen und englischen Schriften gezogen. Über manche Dinge geht der Vf. leicht und schnell hinweg. So wird zwar die Kühnheit und Tapferkeit der Franzosen bey dem Übergange über die Adda am 10. May 1796 sehr gerühmt, aber nicht bemerkt, daß es dem österreichischen Feldherrn Beaulieu zu einem ernstlichen Widerstande an Munition fehlte. Dagegen hat der Vf. nicht vergessen, ganze weitläufige Berichte des Generals Bonaparte an das Directorium zu Paris und sogar dessen bekannte lange Unterredung mit den Mufti's und Imams im Innern der Pyramide des Cheops einzurücken. Eben so hat er sich, im vierten Bande, über die letzte Verschwörung wider Bonaparte und über die Errichtung des französischen Kaiserthums sehr kurz gefaßt, und nur auf die Hauptfacta eingeschränkt. Der eigentliche Zweck des Vf. oder Herausgebers war die Charakterzeichnung des jetzigen Kaisers der Franzosen. Doch scheint das unvollendete Gemälde mehr schmeichlerische Lobpreisung als wahre Schilderung des allemal merkwürdigen Mannes zu seyn, wird aber wohl vielen, die sich gern die Zeit kürzen, Vergnügen machen. Andere, denen die Zeit edel ist, werden lieber warten, bis der Held seine Rolle ausgespielt hat.

G. v. F.

BRESLAU, b. Barth d. j.: *Handbuch der schlesischen Geschichte für Liebhaber und Schullehrer in niedern Schulen*, auch als Leitfaden in den obern Classen zu gebrauchen, von Johann Daniel Henrich. Zweyte mit der Geschichte der neuesten Zeiten vermehrte Ausgabe. 1804. 192 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. hat die Geschichte in 6 Abschnitte und 234 §. getheilt. §. 1 dient als Einleitung. Der 1. Abschnitt enthält die älteste Geschichte als Provinz von Polen bis 1168. Der 2te unter eigenen Herzogen bis 1356. Der 3te unter böhmischer Hoheit bis 1474. Der 4te unter ungarischer Regierung bis 1526. Der 5te unter österreichischen Regenten bis 1740. Der 6te unter preussischer Regierung bis jetzt. In jedem Abschnitt wird die Geschichte des Landesherrn, soweit sie Bezug auf Schlesien hat, der einzelnen Herzoge, und der Verfassung in allerley Hinsicht abgehandelt.

Wir zweifeln nicht, daß dieses Buch in den Schulen und zur Übersicht recht brauchbar gefunden werden wird; doch erlauben wir uns folgende Bemerkungen: §. 1 sagt der Vf., daß 75 Quadratmeilen Berge, Wasser u. dgl. unbewohnt sey, und nur 610 Meilen bewohnt werden könnten. Diese Summe ist zu groß, denn in Schlesien ist unmöglich der 9te Theil ödes Land; kaum wirds der 20ste seyn. — Die Endjahre der zwey ersten Perioden sind unrichtig angegeben; erstere schließt mit 1163; von diesem Jahre fangen erst eigene Herzoge in Schlesien an.

Die

Die 2te aber endigt sich 1335; in welchem Jahre die Gefandten des Königs Casimir von Polen zu Breslau Verzicht auf Schlesiens thaten. In dieser Periode hätte der Herzogin Hedewig, die um Schlesiens Cultur sehr viel Verdienste hat, billig erwähnt werden sollen. §. 103. Der collawratsche Vertrag von 1504 und das hannussische Privilegium von 1531, zwey wichtige Documente für Schlesiens, sollten angeführt seyn, weil auf beide noch viele heutige Verfassungen beruhen. S. 104. §. 131 wird gesagt, das Wallenstein Glogau besessen; dieß hat er nie als Regent beherrscht. S. 121 hätte die Einführung der ersten Grundsteuer im J. 1527 nicht vergessen werden sollen. — Die Domänen haben während der österreichischen Regierung wenig, und gewiß nicht, wie der Vf. S. 121 meint, die Hälfte der Landesabgaben getragen. Die Domänen waren oft verpfändet und wurden schlecht bewirthschaftet. Der siebenjährige Krieg ist für dieses Buch zu weitläufig geschrieben, und wenn nach S. 163 gesagt wird, das dieser Krieg dem preußischen Staate 180,000 Menschen, welche das Leben verloren, gekostet habe, so ist dieß ein Irrthum, denn Schlesiens allein hat nach dem Buche vom Wohlstande Schlesiens, 178,000 Menschen in diesem Kriege verloren. S. 175 ist bey den Ministern der Graf von Münchow vergessen, welcher von 1742 bis 1753 Minister war. S. 176 tragen die Zölle mehr als 30,000 Rthlr. und Servis ist keine landesherrliche Abgabe, sondern nur ein Ausgleichungs-Mittel, wegen der Einquartierung der Soldaten, weil nicht alle Städte und Häuser mit Militär belegt sind; und da die Städte nicht soviel aufbringen als nöthig ist, so schießt der Landesherr noch eine ansehnliche Summe zu. S. 178. Nicht 200, sondern beynahe 400,000 Stein Wolle werden in Zeuge und Tuche verwandelt. S. 194 werden zwey Hebammen-Schulen genannt, es sind deren aber drey, zu Glogau, Breslau und Oppeln.

Möchte der Vf. bey einer neuen Ausgabe, die Geschichte mehr so behandeln, das man aus der Darstellung der Gegenstände, die heutige Verfassung gleichsam hervorgehen sehe! Möchte er mehr die Geschichte der Menschen, als die des Landesherrn bearbeiten!

Zm. C.

BERLIN, b. Frölich: *Die Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer*, von K. Fr. Becker. I bis VIII Theil. 1801 bis 1804. 268½ Bog. IX Th. 1805. 640 S. 8.

Weltgeschichte selbst können Kinder noch nicht lernen; aber man kann sie zur Weltgeschichte vorbereiten. Man kann aus dem grossen Vorrathe der Geschichte dasjenige, was den Kenntnissen und dem Verstande der Kinder angemessen ist, herausheben, und in einen leichten, verständlichen Vortrag einkleiden. Schilderungen der Thaten grosser Männer, besonders derjenigen, die sie in ihrer Jugend ausführten, die für die Einbildungskraft etwas anziehendes haben; Beschreibungen der Sitten und

Gewohnheiten der alten Völker; märchenhafte Erzählungen, an welchen die Geschichtschreiber des kindlichen Zeitalters der Menschheit so reich sind, — diese können, selbst für Kinder von weniger als zehn Jahren, einen angenehmen Zeitvertreib abgeben, und zu einer guten Grundlage des historischen Unterrichts dienen.

Nach diesen Grundsätzen fing der Vf. dieses Werkes seine Arbeit an. Er hebt mit dem gegenwärtigen Zustande der Welt an, um die Kinder allmählich zu der Frage, wie dieß alles entstanden sey, hinzuleiten. In dieser Einleitung kommt jedoch manches vor, was theils unrichtig, theils unzweckmässig ist; das es z. B. in Rom Leute gegeben habe, die in einem Jahre mehr als 90 Millionen Thaler verthan hätten; das die heutige Turkey und das ehemalige Griechenland einerley sey; das in Aegypten in den ältesten Zeiten nur ein Staat bestanden habe; das man von den metallenen Bechern und Becken der Israeliten auf ihre Bekanntschaft mit dem Bergbaue schliessen könne. Das Noah zweymal Herr genannt wird, z. B. S. 32 „was passirt von dem ältesten Herrn Noah an,“ und S. 33 „Herr Noah wartet schon,“ das erinnert an den tändelnden Ton der raffischen Lehrbücher, der höchstens im mündlichen Vortrage zu verzeihen ist. Auch paßt es wohl nicht für Kinder, wenn B. I, S. 288 von Salomo's vielen Weibern die Rede ist, und wenn derselbe bedauert wird, das er nicht die Seligkeit kennen lernte, im Besitze einer einzigen, treuen, redlichen, verständigen Gattin — die höchsten Freuden des Lebens, die Freuden des stillen, häuslichen Glücks, zu genießen. So verdienstlich es übrigens um ein sonst brauchbares Werk seyn würde, die ziemlich vielen Stellen desselben, wo die Richtigkeit oder Zweckmässigkeit beleidigt ist, genauer anzugeben; so wenig eignet sich doch eine so genaue Angabe für das Publicum unseres Instituts. Die neun Bände dieses Werkes, die jetzt vor uns liegen, handeln die Weltgeschichte bis zum Ende der Regierung Friedrichs II ab. In den drey ersten Bänden sind die den Kindern gewidmeten Erzählungen meistens zweckmässig gewählt und vorgetragen. Vom vierten Bande an ändert sich aber die Art der Darstellung. Aus der Weltgeschichte wird eine, nach den universalhistorischen Zeiträumen abgetheilte, Staatengeschichte. Der Vf. hat sie, wie er sagt, für das Interesse von zwölfjährigen Knaben berechnet. Aber so anziehend auch manches ist, was er zumal aus der Lebensgeschichte berühmter Männer erzählt: so kommt doch manches vor, was nur für Schüler der obern Classen, was nur für Studenten, lesbar ist. Überhaupt aber wird, um dieses Buch für Kinder, denen es doch eigentlich gewidmet ist, mit Nutzen zu brauchen, ein einsichtsvoller Lehrer nöthig seyn, und für diesen kann die Becker'sche Weltgeschichte eine brauchbare Materialienammlung abgeben.

1g.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 30 A U G U S T , 1 8 0 5 .

## NUMISMATIK.

NÜRNBERG, b. Lechner: *Sonne, Mond und Sterne auf Siegeln und Münzen des Mittelalters, was sie bedeuten?* von J. G. Reuter, kurfürstl. erzkanzl. Geh. und Revis. Rath. Mit 6 Kupfertafeln und 3 Vignetten. 1804. 100 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. dieser mit einem grossen Aufwande von Gelehrsamkeit und Fleisse ausgearbeiteten Schrift schränkt sich nicht bloß auf Siegel und Münzen des Mittelalters ein, was man nach dem Titelblatte erwarten mußte, sondern er nimmt bisweilen seine Beyspiele auch aus der neueren Münzkunde, die doch auf das Mittelalter nur selten anwendbar ist; ja S. 7—25 zieht er sogar die alten römischen und griechischen, parthischen und persischen Münzen, dann die alten christlichen Denkmäler und geschnittenen Steine in seinen Plan hinein. Nun ist freylich nicht zu leugnen, daß ein geschickter Archäolog durch Vergleichung früherer Monumente auch die Denkmäler der mittleren Zeiten nicht selten glücklicher erläutern wird, als ein Gelehrter, der nicht Archäolog ist. Allein, wie gesagt, ein geschickter Archäolog. Hr. R. hingegen ist mit Allein, was griechische, römische etc. Monumentenlehre betrifft, so ganz unbekannt, daß man sich nicht genug wundern kann, wie er es wagen wollte, darüber etwas drucken zu lassen. Ein paar Stellen von Vielen mögen als Belege dieses harten, aber wohl überdachten Urtheils gelten. S. 6 verspricht er Beyspiele von antiken Münzen aller Gattung aufzuführen. Indessen hat er von den aufserömischen Münzen bloß ein Stück von Neapel, einige parthische, und, wenn man diese noch hieher rechnen will, einige persische Königsmünzen, und zwar die letzteren aus der Dynastie der Sassaniden. So wenig dies nun auch im Ganzen ist; so ist doch selbst bey diesem Wenigen gar manches zu erinnern. Z. B. S. 7. 8 sagt der Vf. Folgendes: „So befindet sich das Zeichen des Mondes auf den Münzen besonders von Neapel und mehrerer anderer Städte wechselsweis mit der Diana, als ihrer Schutzgöttin; nebst der Umschrift: *Diana lucifera*.“ Welches Neapel meinte hier der Vf.? das in Campanien, oder das in Macedonien, oder endlich das in Palästina? Münzen hat man von allen drey Städten dieses Namens, aber mit der Aufschrift: *Diana lucifera*, kennt Rec. keine, und gewiss existirt

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

auch keine. Auf das campanische und macedonische Neapel würde ohnehin die lateinische Aufschrift nicht passen, und fände man ja auch auf einer Kolonialmünze von Neapel in Palästina die angegebene Vorstellung und Legende: so würde das Stück für einzig in seiner Art gelten müssen. Denn ein solcher Typus und eine solche Aufschrift wäre gar nicht in dem Geiste der alten Kolonialmünzen. Ferner, welche andere Städte mochte der Vf. im Sinne haben? Städtemünzen mit der Diana giebt es bekanntlich sehr viele, und mit dem Zeichen des Mondes eben nicht sehr wenige. Aber eine Städtemünze mit der Umschrift: *Diana lucifera* kennt Rec. überhaupt nicht, und schwerlich wird eine existiren. Ja selbst wenn man allenfalls annehmen wollte, Hr. R. habe mit den Worten: *Diana lucifera*, bloß die Übersetzung einer griechischen Aufschrift angeben wollen: so würde dies wenig helfen, weil, soviel Rec. weiß, keine Münze mit einer griechischen Aufschrift gleichen Inhalts bekannt ist. — Ferner, wenn der Vf. in der Note zu dieser Stelle sagt: „Auch auf den Geschlechtmünzen der Familien *Clodia*, *Minucia*, *Sempronia* etc. werden *Apollo* und *Diana* als ihre besonderen Schutzgottheiten unter der Gestalt von *Sonne* und *Mond* vorgestellt; und zwar letztere zwischen mehreren *Sternen*, welche als das Gefolge dieser ihrer Königin anzusehen sind, so dachte Hr. R. bey diesem etc. vermuthlich an die Stücke der Familien: *Asinia*, *Fabia*, *Porcia*, *Postumia* und *Fittæ*. Allein alle diese Münzen, sowie die Stücke der Familien *Minucia* und *Sempronia* sind Goltzische Waare. Nur von der Familie *Clodia* hat man ein ächtes Stück dieser Art, aber auch wieder ein paar Stücke von Goltzischer Composition. Übrigens hätten die Denarien des *Cornelius*, des Sohnes von *Sulla*, Erwähnung verdient. cf. Doctr. V. 192—194. Eben dies gilt von einer vermuthlich nicht in Rom geprägten Kupfermünze mit der Aufschrift: *ROMA*. cf. Doctr. V. 47. Daß aber Hr. R. die Denarien des *L. Lucretius Trio* überging, war in der Ordnung, da nach *Eckhel's* scharfsinniger Vermuthung (Doctr. V. 239) die Sterne sich auf das Siebengestirn, *septem triones*, (*Trio*) Sonne und Mond aber auf den Namen *Lucretius* beziehen, *quod haec sidera ubiorem prae aliis lucem diffundunt*. — Was endlich die altrömischen Kaiser Münzen betrifft, die der Vf. anführt: so herrscht hier eine Verwirrung, die allein schon hinreichen würde zu beweisen, daß die alte Numismatik Hn. Reuters Fach nicht sey.

Ggg

sey. Ohne alle chronologische Ordnung werden Stücke von früheren und späteren Kaisern und Kaiserinnen aufgeführt, gerade als ob der Geist der römischen Münzen auch noch zu *Constantins* des Gr. und seiner Nachfolger Zeit derselbe gewesen wäre, der in den Münzen Augusts und seiner Zeitgenossen sichtbar ist. Noch weniger hält dieser Abschnitt die Kritik aus, wenn man ihn im Detail betrachtet, z. B. S. 7 scheint Hr. R. gar nicht zu wissen, daß *Elagabalus* selbst, und zwar schon in früher Jugend, Priester des Gottes *Elagabalus* war. Auch von diesem Gotte hat er, wie es scheint, keinen deutlichen Begriff, cf. *Doctr.* VII, p. 249—252. Auch was S. 8 über *Julians* Münzen mit *Securitas* resp. (nicht *Securitas orbis*, wie der Vf. irrig las) gesagt ist, muß aus *Doctr.* VIII, 133 berichtigt werden, *et sic de ceteris*. Denn mehr ins Detail zu gehen, verbietet der Raum unserer Zeitschrift. Nur folgende Stelle S. 14, die mit den Bemerkungen über neuere Münzen, und besonders S. 75 in näherer Verbindung steht, will Rec. noch ausheben. Hr. R. sagt nämlich: „In einem ganz besonderen Verstande erscheinen auf einer Goldmünze der beiden KK. *Postumus*, Vater und Sohn, die mehrerwähnten Bilder der Sonne und des Mondes mit der Umschrift: *Claritas Augg.*, um dadurch nämlich ihre hohe Würde, die sie bekleideten, anzuzeigen, wovon unten die nähere Anwendung sich besonders zeigen wird.“ Allein fürs erste ist es eine große Frage: ob je ein jüngerer Kaiser *Postumus* existirt habe. cf. *Doctr.* VII. 447. 448. Dann hat *Eckhel* l. c. hinlänglich bewiesen, daß der zweyte Kopf vielmehr den *Hercules*, als den Sohn des *Postumus* vorstelle. Ferner ist die Aufschrift nicht *Claritas Augg.*, sondern *Claritas Aug.* Ein wesentlicher Umstand! Endlich kann man nach dem, was der scharfsinnige *Eckhel* sagte, wohl nicht mehr zweifeln, daß Typus und Aufschrift der vorliegenden Münze sich auf des Kaisers rühmliche und eines *Hercules* würdige Thaten beziehe. — An die hohe Würde die er bekleidete, ist gar nicht zu denken. S. 19—25 ist von Monumenten nur wenig gesagt; Gori ist meistentheils Führer des Vf., doch zog er auch *Allegrezza*, *Paciandi*, *Ciampini* u. a. zu Rathe. Indessen eigene Erfahrungen finden sich nicht. Dafür ist eine große Menge Bibelstellen, wo von jenen Himmelskörpern die Rede ist, zusammengetragen. Rec. der kein Theolog ist, muß ihre Prüfung den Bibelexegeten überlassen. Nur muß er erinnern, daß Hr. R. auf die Monumente der *Basilidianer* und *Gnostiker* mehr Rücksicht hätte nehmen sollen, da bekanntlich gerade diese an Sternen vorzüglich reich sind. Freylich für die folgende Untersuchung wäre dies sehr überflüssig gewesen; aber der gegenwärtige Paragraph würde durch sorgfältige Absonderung der christlichen Meinungen von dem gnostischen Unsinne an Bestimmtheit viel gewonnen haben. — S. 25 kommt er nun zu dem eigentlichen Gegenstande dieser Abhandlung, über welchen, wie der Vf. sich ausdrückt, die vor-

nehmsten Münzkennner und Diplomaten bereits von langen Jahren her spänniger Meinung sind. Es ist nämlich die Frage: Sind Sterne, Sonne und Mond auf Siegeln und Münzen des Mittelalters nichts bedeutende Zierrathen, oder haben sie Sinn und Bedeutung? Rec., der bey literarischen Untersuchungen aller Art die Mittelstrasse höher als Gold schätzt, würde bey Beantwortung dieser Frage im Allgemeinen sich weder für die erstere noch für die letztere Partey erklären. Denn wer wird leugnen, z. B. daß *Chrylus* oder *Maria* auf Münzen nur darum zwischen Sternen vorkommen, weil man ihre vorzügliche Heiligkeit dadurch bezeichnen wollte? Hingegen mit welchem Grade von Wahrscheinlichkeit läßt sich behaupten, daß bey Münzfürsten, wo nach Verschiedenheit der Stempel, bald ein Sternchen, bald ein Kügelchen, bald ein Cirkel, bald gar nichts vorkommt, der Stern einen besonderen Bezug auf den Münzherrn, oder auf den Typus der Münze haben müsse. Rec. giebt daher dem Vf. gern zu, daß sich oft, sehr oft bestimmen lasse, ob die angebrachten Sterne, Sonne und Mond etwas bedeuten, und sogar, was sie bedeuten. Aber eben so wenig kann es Besitzern angesehener Münzsammlungen schwer werden, durch Vergleichung verschiedener Münzen derselben Art in hundert und wieder hundert Fällen zu beweisen, daß jene Himmelskörper nichts als Zierrathen sind. In den meisten Fällen aber dürfte es das ratsamste seyn, lieber seine Unwissenheit offenerherzig zu gestehen, als zu gewagten Hypothesen seine Zuflucht zu nehmen. Hr. Reuter hingegen, der in dem Grundsatze selbst ohne Zweifel mit Rec. einverstanden ist, aber übrigens seine Hypothesen nicht für gewagt zu halten scheint, versucht die mannichfaltigen Bedeutungen der Sterne etc. auf Siegeln und Münzen des Mittelalters aus einander zu setzen. Er beginnt diesen Versuch damit, daß er einige der berühmtesten Gelehrten, welche schon vor ihm diese Frage behandelten, als: *Olearius*, *Joh. Andreas Schmidt*, *Schlegel*, *Heinecius*, *Leuchfeld*, *Ludwig*, *Harzheim* und *Gercken* citirt; und freymüthig gesteht, daß von allen bloß die beiden ersten Gelehrten sich für seine Meinung erklärten; man müßte nur den wankelmüthigen *Ludwig*, der bald dies, bald jenes annahm, dazu rechnen wollen. Vollständig ist dies Verzeichniß freylich nicht, und sollte es auch nicht seyn. Doch will Rec. von neueren Schriftstellern noch *Schönwiesern* anführen, der zu No. 53 und 60 sich sehr bestimmt zu *Schlegels* Meinung hinneigt. — S. 29—45 führt der Vf. mehrere Siegel und Münzen mit Sternen etc. an. Fehlte es hier nicht am Raume: so wäre freylich gar vieles zu erinnern, z. B. die Beschreibungen stimmen, besonders in Rücksicht auf die Umschriften, nicht immer mit den Kupferstichen überein; die Münze *Friedrichs II* mit *Pergamum* ist auf der Anfangsleiste schwerlich sehr getreu abgebildet. Denn wenn auch die Gesichtszüge und die Kleidung wohl getroffen sind,

woran Rec. zweifelt: so haben doch die Buchstaben, und besonders die R auf dem Originale sicher eine andere Form. Auf jeden Fall ist der Vorwurf, der S. 38 Köhlern gemacht wird, ungegründet. Die Verschiedenheiten, die sich bey seiner Abbildung finden, rühren nicht von minder wohl erhaltenen Münzen, noch von einer fehlerhaften Zeichnung her, sondern einzig und allein von Verschiedenheit des Stempels. Rec. hat ein sehr wohl erhaltenes Stück vor sich liegen, das um sehr wenig kleiner ist, als das Köhlersche, und wo die Zeichen von Sonne und Mond gleichfalls fehlen, nur dass unter *Pergamum* auf beiden Seiten ein Kügelchen ist, das doch vermuthlich nicht zwey Monde wird vorstellen sollen. Überhaupt herrscht bey diesen Solidis eine sehr grosse Mannichfaltigkeit. Man vergleiche nur das Gebäude der Rückseite bey *Joachim* und *Reuter* mit jenem bey *Köhler*, und man wird finden, dass sie sich sogar in zwey ganz verschiedene Arten theilen, wovon die ersteren in der Regel kleiner, die letzteren grösser sind. Rec. hat von beiden Arten Stücke vor sich liegen, und zwar recht gut erhaltene Exemplare. Nach *Muratori* bey *Argelati* I. p. 54 Tab. 43. 1 und 3 scheint es auch von den letzteren kleinere Stücke zu geben. Zu einer dritten Art dürfen die Münzen bey *Muratori* I. c. Num. 2 und *Carli* p. 198 Tab. II. 2 gehören. Aber auch im Einzelnen sind die Stempel sehr verschieden, und statt der Sterne finden sich häufig Cirkel in verschiedener Anzahl und Lage. Im *Indice delle monete d'Italia* bey *Zanetti* II. p. 74. 75 sind acht verschiedene Stücke angegeben. cf. *Bellini de monetis non observatis* p. 8, wo aber die Abbildungen eben so schlecht sind, als das Latein fehlerhaft ist. Noch ungetreuer sind die Kupferstiche bey *Paruta* Tab. 194. 9. 10. Rec. will das Verzeichniss von Abbildungen und Beschreibungen solcher Münzen nicht länger fortsetzen, glaubt aber noch insbesondere bemerken zu müssen, dass die Aufschrift der Kopfseite *Fredericus Impr.* und nicht, wie S. 38 geschieht, *Fridericus Imp.* zu lesen sey. — S. 45 — 90 trägt Hr. R. seine Meinung über die Bedeutung jener Gestirne auf Siegel und Münzen vor. Er glaubt nämlich, wenn Sonne und Mond vorkommen, so müsse man ihre Deutung aus dem im 11ten Jahrhunderte aufgestellten Staatssysteme hernehmen, wo der Papst als die Sonne, der Kaiser als der Mond erscheint (Pf. 135, V. 7. 8. 9), oder umgekehrt der Papst durch den Mond, der Kaiser durch die Sonne bezeichnet wird. Er belegt dies mit vielen Beyspielen, die alle von der Art sind, dass sie seinen Satz erläutern, aber nicht begründen können; dass die Münze von *Bergamo* nichts beweise, ist schon oben gezeigt worden. Und was insbesondere das auf der Schlussleiste abgebildete Stück von *Ascoli* mit dem Namen und Wappen *Alexanders VI* betrifft: so dürfte ein Heller aus dem 15ten Jahrhunderte über eine Münze, die um zwey Jahrhunderte älter ist, wenig Licht verbreiten.

ten. — Dasselbe Staatssystem der geistlichen und weltlichen Macht trägt der Vf. auch auf die Sterne über. Durch sie, als mindere Lichter, sollen die den Päpsten und Kaisern untergeordneten Bischöfe und weltlichen Fürsten nebst den übrigen diesen abermal untergeordneten, sowohl geistlichen als weltlichen Vorstehern, Prälaten, Grafen u. s. w. verstanden werden. Und zwar soll es davon unendliche Beyspiele von Siegeln und Münzen des Mittelalters geben. Doch gesteht Hr. R., dass dieses Princip nicht auf alle Fälle anwendbar sey, sondern dass weltliche Münzherren häufig durch die Sterne bloß ihre hohe Geburt, grosse Würde, ausgezeichnete Titulatur und andere Vorzüge haben bezeichnen wollen, sowie auf der anderen Seite geistliche Personen bald die Heiligkeit des Stiftpatrons, bald das geheiligte Ansehen des vorgestellten Bischofs oder Abts heraushoben. Sterne auf Gebäuden endlich sollen Zeichen der Heiligkeit des Ortes seyn. Dies ist Hn. R's System. Was Rec. davon denkt, hat er schon oben bemerkt. Er würde gar nichts einzuwenden finden, wenn der Vf. seine Behauptungen minder allgemein abgefasst hätte. So aber! — Indessen giebt Rec. es weiter für gar nichts als für seine Meinung aus, und er ist so entfernt, Hn. R. förmlich widerlegen zu wollen, dass er sogar jede mit Gründen unterstützte Widerlegung für unmöglich hält. Denn wenn es auch bey irgend einer Münze erwiesen wäre, dass weder das Staatssystem der geistlichen und weltlichen Macht, noch die übrigen religiösen Erklärungsversuche sich anwenden lassen: so bleibt doch immer ein Ausweg, nämlich die hohe Würde, übrig. Wer einmal das Münzrecht hat, wird sich wohl irgend eines Vorzugs rühmen können. Allein damit ist für den Vf. nicht viel gewonnen. Denn dieselbe Allgemeinheit der Anwendung hat auch die Gegenpartey für sich. Sobald man die Sterne für Zierrathen gelten lässt: so ist die zu grosse Ausgedehntheit des Grundsatzes vielleicht nur minder versteckt, als bey der Reuterischen Hypothese. Indessen die Wahrheit zu gestehen, Rec. zweifelt, und wird bey einer andern Gelegenheit ausführlicher untersuchen, ob *Schlegel* u. a. wirklich so ganz unbedingt und ohne alle Ausnahme die Sterne auf Siegeln und Münzen für Zierrathen hielten. Wahrscheinlich liessen sie eben so gut Ausnahmen zu, als es Hr. R. thut, wenn er S. 45 behauptet, dass die Gestirne, wo nicht immer, doch gemeiniglich und überhaupt als eine wahre Bildersprache anzusehen seyen.

Doch genug von dem Texte! Noch mögen ein paar Bemerkungen über die Kupferstiche und über die gehaltvollen Noten hier stehen. Die ersteren sind minder anziehend für den Numismatiker als für den Sphragistiker, da Hr. R. mehrere anekdotische Siegel bekannt machte. Es ist zu wünschen, dass die Abbildungen getreuer sind, als Rec. von der ganz verzeichneten Münze der *Galeria Valeria* versichern kann. Die Noten sind nicht selten wahre Allotria; aber, für sich betrachtet, voll Erudition und äch-

ten inneren Gehaltes. Dahin gehört vor allen andern das, was S. 39—42 über den Gebrauch der Inſel geſagt wird, und womit man *Maders* kritiſche Beyträge S. 124—129 mit Nutzen vergleichen wird. — S. 81 ſtellt er eine neue Idee vom Mainzerrade auf, welche allerdings die Prüfung, die er wünſcht, von Mainzer Gelehrten verdiente. Er ſagt nämlich: „Wie wäre es, wenn ſelbſt das *Mainzer-Rad* urſprünglich nichts anders als eine Sonne oder ein Stern geweſen wäre, welchen die Erzbüſchöfe nach dem Beyſpiele anderer ſowohl geiſtlicher als weltlicher Fürſten in dem mehrerwähnten Systeme (der geiſtlichen und weltlichen Gewalt) ſich beygelegt hätten? Welches dann um ſo mehr Wahrſcheinlichkeit gewinnt, als die bey *Seeländer*: zehn Schriften etc. von Mainzer Bracteaten auf der Tab. II. Nr. 32 und 33 vorgestellten Erfurter Freypfennige viel Ähnliches mit einer Sonne haben; beſonders aber ein vor uns liegendes Original, welches einen formlichen Stern ohne Einfaffung vorſtellt.“ — S. 90—93 wird über die Sterne, die ſich nicht im Felde des Siegels, ſondern im Wappenschild ſelbſt finden, manches Gute geſagt. Der Vf. macht es durch mehrere Beyſpiele wahrſcheinlich, daß ſolche Sterne u. dgl. bald die renuncirten geiſtlichen Brüder von den weltlichen auszeichnen, bald die abgetheilten Familien und nachgeborenen Söhne von der Hauptlinie und dem Stammhalter, bald auch den Vater von dem Sohne oder dieſe unter ſich abſondern. — Doch Rec. muß ſchließen. Er thut dieſs mit der beruhigenden Zuverſicht, der Hr. geh. Rath *Reuter* werde in dem freymüthigen Tone der gegenwärtigen Anzeige die Achtung, die wahre Hochachtung, erkennen, die Rec. für ihn hegt. Bey Schriftſtellern vom gewöhnlichen Schlage nimmt man auch mit Wenigem vorlieb. Viel aber erwartet man von dem, der viel zu leiſten gewohnt iſt. Und der Vf. der Schrift über den *Albansguld* hat ſeine Leſer berechtigt, etwas Vorzügliches von ihm zu erwarten.

E—J. S.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Schöne: *Gerichtsbarkeits-Topographie von der Mittelmark, der Priegnitz, der Uckermark und einem Theile der Altmark*, entworfen von dem Kammergerichts-Regiſtrator *Licht*. I und II Theil. 1803. III und letzter Theil. 1804. gr. 4. (5 Rthlr.)

Dieſes Werk, welches in alphabetiſcher Ordnung ſämmtliche in den gedachten Landesdiſtricten liegende Städte, Dörfer, Vorwerke, Stifte, Hüttenwerke, einzelne Etabliſſements, Krüge, Mühlen (inſofern ſolche eigene Namen haben) umfaßt, bemerkt bey jedem Orte, in welchem der gedachten Landesdiſtrict, und zwar, in welchem Kreiſe derſelben, er belegen. — welche Städte ihm am näch-

ſten und wie weit von ihm entfernt liegen, — wem die Jurisdiction über ihn zuteile, und welche Juſtizperſon ſolche verwalte. Bey den Städten iſt zugleich die Entfernung derſelben von der Reſidenz bemerkt, und da die Jurisdiction über ſolche und die umliegenden Gegenden oft ſehr zertheilt iſt: ſo iſt in ſolchen Fällen bemerkt, ob dem Magiſtrat des Orts nur die Civil-Jurisdiction und welcher Behörde die Criminal-Jurisdiction zuſtehe, ob und welche Theile der Stadt oder der umliegenden Gegenden der Jurisdiction einer anderen Behörde, als der des Magiſtrats, des Amts etc. unterworfen ſeyen. Man ſehe z. B. die umſtändlichen Bemerkungen bey Berlin, Charlottenburg, Fürſtenwalde, Potsdam, Schwedt u. ſ. w. Bey den Magiſtraten und Stadtgerichten iſt der Name der dirigirenden Juſtizperſon angeführt. Weil die Beſitzer der Orte und die Gerichtsverwalter ſich abändern: ſo ſollen nach der Vorrede des Vf. dieſe Änderungen in Zuſätzen jährlich bekannt gemacht werden. Dem 2 und 3 Bande ſind bereits dergleichen Zuſätze beygefügt. Die Vollſtändigkeit und Genauigkeit dieſes Werks verbürgt der Umſtand, daß ſich ſolches einzig und allein auf *officielle Notizen* von den Gerichten dieſer Landesdiſtrictes gründet, die von dem Kammergerichte eingefordert ſind. Ein Vorzug, deſſen ſich wohl keine Topographie, auſer dieſer, rühmen kann. Gedachtes Collegium intereſſirt ſich ſelbſt für die Genauigkeit dieſes Werks, und hat daher von mehreren Orten noch nähere Anzeigen eingefordert, die der Vf. in den Zuſätzen aufgenommen hat.

Daß ein ſolches Buch einem jeden Gerichtshofe, jedem Richter und Juſtizcommiſſarius in der Mark nothwendig ſey, bedarf keines Beweiſes. Allein auch anderen Behörden und Privatperſonen auſer der Provinz, iſt es wegen ihrer Verbindung, in der ſie mit der Mark und dem Kammergericht ſtehen, nützlich. Es zeigt ihnen, welche Behörde ſie in Rechtsangelegenheiten zu requiriren, vor welchem Gerichte ſie ihre Klage anſtellen müſſen, u. ſ. w. — Bey den vorzüglichen Hülfsmitteln des Vf. kann man den Wunſch nicht unterdrücken, daß es ihm gefallen möchte, bey einer zweyten Auflage dieſer ſo vollſtändigen und genauen Topographie noch folgende Rubriken, mit aufzunehmen: 1) Ob die Güter Lehn- oder Allodial-Güter ſind. 2) Der Werth derſelben nach dem ritterschaftlichen Creditsyſtem. 3) Die Pfarren, wer ſolche zu beſetzen habe. Mit der gedrängten Kürze, der ſich der Vf. beſſen hat, könnten dieſe Bemerkungen in die ſtehenden Columnen, ohne die Bogenzahl zu vermehren, aufgenommen werden, ob wir gleich gern zugeben, daß ſie dem Vf. eine neue und ſchwierige Arbeit machen dürften. Allein er berechtigt uns einigermaßen zu dieſer Forderung. Wer viel hat, von dem kann man auch viel fordern.

P. C. R.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 31 A U G U S T, 1 8 0 5.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. d. O.; In d. akad. Buchh.: *Der gefährliche Umgang. Eine Geschichte in einer Reihe von Briefen, die in einem gewissen Zirkel geschrieben und für andere zur Lehre und Warnung herausgegeben worden.* Nach dem Französischen des Hn. de la Clos frey bearbeitet und mit einer Nachschrift begleitet. 1ster Theil. 1798. XX u. 450 S. 2ter Theil. 1799. 546 S. 8. (2 Rthlr. 16gr)

Das französische Original, wovon dieß deutsche Werk eine theils abgekürzte, theils erweiterte Bearbeitung seyn soll, führt den Titel: *Les liaisons dangereuses, ou lettres recueillies dans une société, et publiées pour l'instruction de quelques autres; par C... de L... etc.* Es erweckte bey seiner ersten Erscheinung großes Aufsehen, wurde bald verboten, und dadurch um so geschwinder in mehreren Auflagen verbreitet. Eine deutsche Übersetzung erschien davon schon 1783 zu Leipzig. Da Rec. das Original nicht zur Hand hat, so vermag er nicht zu entscheiden, ob seine Bemerkungen den französischen Vf., (erst Officier unter der Artillerie, nachher, während der Revolution, Secretär des Herzogs von Orleans, und als solcher, wie man glaubt, ebenfalls guillotiniert) oder den deutschen Bearbeiter treffen. Dieß ist indess jedem gleichgültig, dem es nur um richtige Würdigung des Inhalts zu thun ist.

Das Werk enthält eine Sammlung von Briefen von und an Personen, die theils heuchlerisch und leidenschaftlich sinnlich, theils aus Grundsatz schlecht, schlau, üppig und treulos sind; die nicht allein die Früchte ihrer Verderbtheit zu genießen suchen, sondern sogar darauf stolz sind; die sich keiner Entehrung der weiblichen Keuschheit und Sittsamkeit schämen; die durch Vorpiegelung täuschender Gründe, selbst mit Beyhülfe der Religion und Geistlichkeit ihre niedrigen Absichten verfolgen, der jugendlichen Einfalt und Unbefangenheit Hohn sprechen, über anvertraute Geheimnisse ohne Bedenken schwatzen; die, indem sie entgegengesetzten Parteyen dienen und rathen, keinen Anstand nehmen, sich mit der Gottheit zu vergleichen, die durch die widersprechenden Gebete der Sterblichen von ihrem unwandelbaren Rathschlusse nicht abweiche; die lieber aus Vergnügen, als aus Noth, betriegen, ihre niedrige Leidenschaft durch den Namen eines unfreywilligen Gefühls entschuldigen, einen Preis darauf setzen, die Unschuld eines *langsamten Todes* J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

sterben zu lassen, und darauf sinnen; einen *Katechismus der Liederlichkeit* aufzusetzen. Mit schamloser Frechheit verabreden Personen, die in Liebesverhältnissen stehen, sich zu neuen Abenteuern, und kaum wird eine kleine Reise unternommen, als gleich in dem ersten Nachtquartiere, ohne vorhergegangene Anwendung einer Intrigue, der Leidenschaft geopfert wird. Ein Liebhaber erfucht seine Geliebte, ihre Gunstbezeugungen keinem ausschließend, als ihm, zu schenken, er sehe es aber als gleichgültig an, wenn er jene mit mehreren theile. Keine Bekanntschaft wird leicht ohne schlechte Absicht angeknüpft, und diese ohne bedeutende Schwierigkeit erreicht. Ein einziger Charakter, der einer Präsidentin von Tourvel, behauptet sich ziemlich, und verletzt erst nach schwerem Kampfe die Grundsätze der Religion und Pflichten des ehelichen Verhältnisses. Alle übrigen Personen erscheinen, nach den Bedürfnissen gesellschaftlicher Verbindungen, gewandt, unterhaltend, verschmitzt, und voll Verstellungskunst, aber an Herzen und Charakter niedrig und verwerflich. Die Hauptrolle spielt eine Marquise von Merteuil, die stets mehr oder weniger auf die Plane der anderen wirkt, und sie nach Leidenschaft und Egoismus leitet. Hieraus sieht man leicht, daß das Ganze nichts enthalte, als Handlungen, welche Verführung der Jugend und Tugend beabsichtigen, die mit einem frostigen Wortschwallen, oft in einem einförmigen und faden Tone und mit erkünstelter Empfindung erzählt, und durch kaltes Raisonement scheinbar zu Lehren einer Lebensweisheit für höhere Stände erhoben sind. Einzelne Briefe gewähren inzwischen durch die Art der Darstellung, wie eine Verführung beendigt sey, augenblickliche Unterhaltung. Eben dieß dürfte auch von der Entwicklung des Schicksals der intrigirenden Personen gelten, von denen eine ihren Verstand verliert, die andere in ein Kloster geht, um für ihre Sünden zu büßen, eine dritte im Zweykampfe umkömmt, und endlich die erwähnte Marquise von Merteuil durch Blattern so entstellt wird, als wenn ihre niedrige Seele ganz auf dem Gesichte hätte abgebildet werden sollen, dann in einem Proceß ihr ganzes Vermögen verliert, und zuletzt Diamanten von beträchtlichem Werthe, die zum Nachlasse ihres Mannes gehören, entwendet, und damit nach Holland entweichen will u. s. w. Wenn ein zur Üppigkeit erkorrner Gegenstand sich nicht leicht und willig zu dem beabsichtigten Zwecke leiten lassen will: so werden die abgenützten Scenen wiederholt, Geld an Unglückliche unter Umständen, wo man gewiß bemerkt wird,

H h h

zu

zu spenden, oder wohl gar mit eigener Ermordung zu drohen. Aus obigem erzieht man leicht, daß die Anlage des ganzen Romans und deren Ausführung eben so mangelhaft als fehlerhaft — indem selten besondere Aufmerksamkeit des Lesers erweckt, oder durch Mannichfaltigkeit der Scenen in Anstrengung erhalten wird — als uninteressant und nicht belehrend sey: man möchte denn gerade das Gegentheil von dem thun sollen, was von den handelnden Personen erzählt und gethan wird. Diese Art zu lehren, ist aber äußerst verkehrt und gefährlich; jenes, weil es jeder gefunden Lehrmethode zuwider ist, dieses, weil in manchem Leser oder mancher Leserin zu viel Unbesonnenheit oder leidenschaftlicher Stoff ist, um es einzusehen, daß sie sich im wirklichen Leben, in ihrer Art, auf demselben Standpunkte, als die im Werke redenden Personen, befinden, oder, um nicht einem ähnlichen Schicksale entgegen zu gehen, bey Zeiten dem egoistischen Epicureismus entgehen zu können. Rec. möchte daher dem Bearbeiter seine eigenen Worte S. 168, im I Theile, zurufen: „*Lieber Himmel, was sind die schönen Geister einfältig!*“

Die Sprache ist im 1sten Theile einförmig, schleppend und langweilig, im 2ten aber mehr abwechselnd, mannichfaltig und unterhaltend, und enthält mehr, und über einzelne Vorfälle und Empfindungen richtiges Raisonement, so wie auch einige den Charakteren angemessene Abwechslung der Schreib- und Darstellungsart. Übrigens stießen uns manche Sprachfehler und Idiotismen auf, z. B. „es scheint für Jemand *entschieden*, st. *beschieden*; nach unserer Zusammenkunft verlange ich nicht wenig; ich werde ihm immer *güter*; ein paar *Worten*; die schönste *Forme*; auf eine *Ausrede* st. *Entschuldigung*, fallen; ihrer Fräulein u. s. w.

In einer Nachschrift im 2ten Bande, von S. 459 an, ist die schreckliche Katastrophe, mit der in den Briefen sich die Geschichte der Marquise schließt, von dem deutschen Berichtiger fortgesetzt, und aus nachgelassenen Papieren, die aber nicht für authentisch gehalten werden, ergänzt. Hier ist die Manier des Gesprächs zwischen ihr und einem Manne, der erst die Rolle eines Policeybeamten, versehen mit einem Verhaftsbefehle, dann die eines Räubers spielt, und zuletzt als Verwandter ihres verstorbenen Mannes, Namens Balzac, sich zeigt, unterhaltend und anziehend. Dieser vermehrt durch seine Behandlung ihre Reue über ihr voriges Leben, hält ihr die Folgen ihrer Greuelthaten lebhaft vor, versetzt sie unter gute Menschen, und bewirkt ihre gänzliche moralische Umwandlung, (!) so daß er sie sogar zur Erzieherin seiner Töchter (!!!) annimmt, und bis an ihr Lebensende bey sich behält. Zuletzt folgt noch ein Brief der Marquise an Balzac über das moralisch Gute und Böse, der hier ganz am unrechten Orte steht, und keine, als allgemein bekannte Lehren und Aufschlüsse enthält.

C.

1) LEIPZIG, im Comptoir f. Literatur: *Geistesblüthen, oder Materialien zum Denken für edle*

*Weiber und Mädchen*, von G. W. Anti-Roussseau. 1801. 110 S. kl. 8. (5 gr.)

2) FRANKFURT a. M., b. Berens: *Sentenzen aus Jean Pauls und Hippels Schriften; aus Dya-Nasore, Agnes von Lilien, Walter und Nanny*. Für Humanität und Menschenbildung. 1801. 264 S. kl. 8. (12 gr.)

Da selbst edle Weiber und Mädchen keinen grossen Hang zum Nachdenken äußern; war es wohl ein guter Gedanke, sie dazu veranlassen zu wollen. Auch ist es, bey der leichten Sinnesart dieses Geschlechts gewiss das einzig zweckmäßige Mittel, den Versuch durch interessante Aphorismen zu machen, die pikiren, anlocken, und nur auf Augenblicke fesseln. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die Auswahl ihrem Geschmack, ihrer Fassungskraft und ihrem zarten Gefühl des Schicklichen nicht entgegen sey.

Die Geistesblüthen (No. 1) enthalten manches duftende, aber auch manches übelriechende Blümchen z. B. S. 26, wo ohne Noth und noch dazu ganz unpassend von „Nothdurftverrichten“ die Rede ist. Es sind Reflexionen und Maximen *à la Rochefoucauld*; nur vermisst man dieses Weltmanns festen Takt im Beobachten, seinen treffenden Scharfsinn im Erklären, seine Feinheit der Wendungen und seine nette und elegante Kürze des Ausdrucks, mit einem Wort, alle jene Eigenschaften, durch welche ein Büchlein dieser Art classisch wird, und die dem bekannten französischen Werkchen seinen bleibenden Werth geben. Indess ist unser Vf. nicht ohne einen gewissen Bemerkungsgeist; seltener schon gelingt ihm die Erklärung der bemerkten Erscheinungen, z. B. No. 110, wo die beabsichtigte Erklärung des Problems, warum so wenig Sterbliche es wagen, lieber glücklich zu seyn, als zu scheinen, nicht eigentlich gegeben, sondern nur weiter hinausgeschoben wird. Auch ordnet er wohl die Wahrnehmung nicht unter ihre rechte Rubrik, z. B. S. 60, wo es heisst: „Die Welt um uns her schaffen wir; selten schafft uns sie um“. Wer erwartet hier nicht eine Bemerkung über die selbstständige Wirksamkeit gewisser Charaktere, die die Wirklichkeit um sich her umbilden? Statt dessen ist die Rede von den Täuschungen der Einbildungskraft, durch welche wir die Welt anders sehen, als sie ist. — Als eine der gelungenen Reflexionen heben wir folgende aus. S. 26: „Es giebt Leute, die kein Geschäft haben, als ihren Vergnügungen nachzugehen: glücklicher sind diejenigen, welche kein größeres Vergnügen empfinden, als wenn sie ihren Geschäften nachhängen.“ Übrigens scheinen die einzelnen Gedanken, mit Ausnahme weniger, deren Urheber genannt sind, ganz das Eigenthum des Vf. zu seyn.

No. 2 dagegen führt durchaus fremdes Gut. Der Ausschreiber dieser Abschnitte — denn eigentliche Sentenzen sind es nicht — hofft gutmüthig genug, durch diese Handarbeit Männer von Talent und Wissenschaften auf die originellen Schriftsteller unseres Vater-

Vaterlandes aufmerksam zu machen. Seltsam fürwahr, läßt er sich in der Vorrede so vernehmen: „Es ist doch wahrhaftig einmal Zeit, unsere Nation zu würdigen, und das auf heimischem Boden zu pflücken, was wir oft mühsam fremden Ländern entwenden.“ Ein solcher Mißbrauch, der von dem schön erwachenden Eifer für vaterländisches Verdienst, zum Vorwande einer unerlaubten Speculation gemacht wird, könnte in der That die große Angelegenheit in Mißcredit bringen helfen. — Aufmerk-

sam auf *Jean Paul, Hippel* u. s. w. machen zu wollen, war wohl etwas sehr überflüssiges: dagegen die originellen Eigenschaften dieser Geister durch charakterisirende Züge hervorzuheben, und durch eine Auswahl der passendsten Beyspiele vor die geistige Anschauung zu bringen, das hätte sich der Mühe verlohnt. Aber freylich hätte dazu mehr gehört, als ein paar Finger, die, ohne Beziehung auf eine leitende Idee, mechanisch abschreiben.

G. L. H. r.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**NUMISMATIK. Nürnberg, b. Lechner: Über die Krönungs-Münzen der römischen Könige Rudolph I., Adolph, Albert I. und Heinrich VII. Von J. G. Reuter, kurf. erz. Geh. und Revis. Rath. Mit drey Münz-Vignetten. 1804. 368. 8. (4 gr.)** Der Vf. spricht von dem merkwürdigen Solidus mit der Aufschrift: *VRBS AQVENSIS VINCE* oder *VRBS AQWENSIS VINCE* oder *VRBS AQVENSIS VINCE. M.* oder *VRBS AQVENSIS VINCE. S. M.* Auf der Vorderseite dieser Münzen sitzt immer der römische König auf einem Throne, die Krone auf dem Haupte, in der Rechten den Scepter, oder ein bloßes Schwert, in der Linken den Reichsapfel. Auf der Rückseite ist eine bethürmte Kirche; nur bey den Rudolphinischen Stücken ist ein bethürmtes Kirchengewölbe, unter welchem eine Krone angebracht ist: so wie gerade nur auf diesen Stücken der König ein bloßes Schwert hält, da bey den übrigen immer ein Scepter in der rechten Hand des Königs vorkommt. Man kannte solche Solidos bisher nur von *Rudolph I., Adolph* und *Albert I.* Allein in gegenwärtiger Abhandlung lernen wir auch ein ähnliches Stück von *Heinrich VII.* kennen, das der Vf. in seiner eigenen Sammlung von *Kaiser-Großlen* (wie er sich S. 6 etwas uneigentlich ausdrückt) nebst den Stücken der drey erstern Kaiser besitzt. Schon durch die bloße Bekanntmachung dieses Stückes hatte sich Hr. R. ein nicht unbedeutendes Verdienst um die Münzkunde des Mittelalters erworben. Doch er beschränkte sich nicht darauf, sondern theilt dem Publicum bey dieser Gelegenheit zugleich seine Meinung sowohl über die Bestimmung dieser Münzen, als über die noch immer räthselhafte Aufschrift der Rückseite mit; beides mit einer Selbstzufriedenheit, die Rec. unangenehm afficirte.

Was nun die Bestimmung obiger Münzen betrifft: so haben sie einige z. B. *Ludewig, Hergott* u. a. für Krönungsmünzen erklärt, während andere, z. B. *Voigt Nummi Germaniae medii aevi etc.* p. 43. 44. diese Hypothese geradezu für unwahrscheinlich erklärten. Ohne sich in diesen Streit einzulassen, nennt sie Hr. R. ohne weiteres Krönungsmünzen. Und wirklich, wenn man bedenkt, daß sie fast dieselbe, für jene Zeiten immer ungewöhnliche, Aufschrift der Rückseite bey vier auf einander folgenden Regierungen (1273–1313 also in einem Zeitraume von 40 Jahren) wieder findet: so erhält diese Conjectur allerdings einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, besonders wenn man zugleich den Typus der Vorderseite mit in Anschlag bringt. Doch freylich nur insofern der Ausdruck *Krönungsmünzen* soviel heißt als: Eine Münze, die in *Aachen*, damals als der römische König *Rudolph I.* u. s. w. dort war, sich krönen zu lassen, geprägt wurde, und zwar mit Hinsicht auf die Krönungsfeyerlichkeit. Denn daß diese Münzen wirkliche Auswurfsmünzen waren, würde Rec. ohne nähere Beweise weder behaupten noch verneinen. (Man sehe *Mader* S. 105–108.) Auf jeden Fall hätte uns der Vf. den Beweis seiner Behauptung nicht schuldig bleiben sollen. Allein so leise er auch über die Frage von der Bestimmung jener Münzen wegschleicht: so wußte er doch bey der Auflösung der vielfach gedauten Inschrift, die auf der Rückseite befindlich ist, den Vorwurf einer unzuverlässigen Kürze zu vermeiden. Er führt nämlich die verschiedenen bisher aufgestellten Erklärungen an, widerlegt sie theils mit Gründen, theils (wie z. B. *Voigt*s Meinung, der zufolge man *Sanctu Maria* lesen mußte) mit allgemeinen Behauptungen, trägt seine Meinung, oder, wie er sagt, seine

Auflösung vor, und spricht dann gelegentlich über die Ansprüche der deutschen Kaiser (als Nachfolger der alten römischen) auf die Herrschaft der Welt. Es überschreitet die Grenzen unserer Zeitschrift, jeden einzelnen Paragraph kritisch zu prüfen. Nur soviel bemerkt Rec. im Allgemeinen, daß die Auseinanderlegung dieser Paragraphen nichts weniger als logisch richtig, der Ton nicht selten absprechend und die Schreibart vernachlässigt ist. Denn die Ausdrücke „*vordersumst, dennichst, des Endes, dergestalten, allda, desfalls, unhinlänglich*“, u. dgl. erinnern an — vergangene Zeiten. Eben so unglücklich ist Hr. R. dann, wenn er sich auf das Conjecturiren einläßt. Zum Beweise kann sich Rec. auf die Erklärung, die der Vf. von der Aufschrift: *VRBS AQVENSIS VINCE S. M.* giebt, berufen. Er liest nämlich: *VRBS AQVENSIS VINCES. Mundum*, und beweiset dies aus dem Vorzuge, den *Aachen* vor allen anderen Städten Deutschlands erhielt, da es sogar *Karl der Große* für das zweyte *Rom* erklärte, und den daselbst erbauten prächtigen Pallast, auf dessen Spitze der *Adler*, als das uralte Zeichen des römischen Reichs, aufgestellt war, für den Hauptstiz des Kaiserthums dießseits der Alpen angesehen wissen wollte. Diesen Vorzug giebt Rec. ohne Bedenken zu, obgleich in den Bemerkungen S. 25–30 viel Willkürliches mit unterläuft, was Hr. R., wie es scheint, selbst nicht in Abrede seyn wird. Allein, um von dem Punkte zwischen *vince* und *S* nicht zu sprechen, warum sollte man denn das *S* so deutlich durchstrichen haben, als dieß bey mehreren Stücken, und namentlich bey einem Stücke, das Rec. oft und sorgfältig ansah, der Fall ist? Gerade so ist das *S* immer geformt, wenn man *Sanct.* abkürzen wollte. Ein bloßes *S* kann es nicht wohl seyn; denn dieser Buchstabe bestehet bey *Adulfus, Vrbs, Aquensis* u. s. w. ganz anders aus; auf den Stücken nämlich, die Rec. verglich. Denn auf der Titelvignette bey *Hn. R.* scheint, dem Kupferstiche zu Folge, auch bey *Albtus* etc. das *S* durchstrichen zu seyn. Verhält sich dieß wirklich so, so würde freylich dieser Einwurf kein großes Gewicht haben. Doch bliebe es auch dann noch sonderbar, daß diese ungewöhnliche Form des *S* so oft und bey so verschiedenen Regierungen bey derselben Gattung von Münzen vorkomme. Eben dieß gilt auch von dem Punkte zwischen *Vince* und *S*. Denn nur durch die oben berührten Umstände wird der Punkt bedeutend, da sonst die Interpunctuationszeichen auf Münzen des Mittelalters häufig am unrichtigen Orte stehen. Allein auf unseren Stücken hat man um so weniger Ursache einen Stempelfehler anzunehmen, da sie übrigens für jene Zeiten richtig und selbst zierlich genug sind. Außer diesen Gründen, die von der äußeren Form der Umschrift hergenommen sind, muß Rec. *Hn. R.*s Hypothese auch aus inneren Gründen für unwahrscheinlich erklären. Wenigstens die Beweistellen, die der Vf. anführt, haben nicht viel Gewicht. Die Stelle des *Otto Frising.*: „*Sedem regni Francorum Palatium Aquigrani ac imperium urbis Romae habet*“ ist noch die wichtigste von allen. Die Verse, die nach *Ditmar*s von *Merseburg* Bericht auf dem kaiserl. Pallaste zu *Aachen* standen:

*Carolus insignem reddens hanc condidit urbem:  
Quam liberavit post Romam conquistando.*

sind sogar gegen *Hn. R.* *Alcuin* aber spricht offenbar als Dichter, der die Lieblingsstadt seines Herrn etwas uneigentlich *Romam secundam* nennt, folglich nicht als ein Geschichtschreiber, der das angiebt, was ist, sondern als ein Seher, der die Zukunft für die Gegen-

Gegenwart nimmt. Dahin bezieht Rec. vorzüglich die beiden letzten Verse:

„Stat pias arce procul Carolus loca singula signans,  
Ataque disponens venturae moenia Romae.“

Wippo's Stelle in *Vita Conr. Sal.* p. 429: „Ubi (Aquisgrani) publicus thronus regalis a Carolo locatus totius regni archisolum habetur“ ist nur Bestätigung einer längst bekannten Sache, gehört aber nicht hieher. Denn zwischen der ersten Stadt Deutschlands und einem zweyten Rom ist wahrlich eine ungeheure Kluft. — Die Vermuthung, daß *Karl der Große* auf seiner bleyernen Bulle bey *Eckard Rer. Franc. Or. II.* 91 wahrscheinlich *Aachen* unter der Gestalt eines besetzten Stadthores mit der Inschrift: *Renovatio Romani Imperii* vorgestellt habe, ist willkürlich, und kann daher kein Beweisgrund seyn. Dasselbe gilt auch von ähnlichen Bullen seiner Nachfolger. Wie aber der Vf. sogar von *Karls IV.* goldener Bulle, und von anderen Bullen der Art, mit *Aurea Roma* und *Roma caput mundi regit orbis frena rotundi* halb und halb vermuthen konnte, daß durch das *Aurea Roma* wohl *Aachen* gemeint seyn dürfte, ist schwer zu begreifen. Als man diese Aufschrift zuerst wählte, standen die deutschen Kaiser mit Rom in zu genauer Verbindung, als daß sich denken ließe, sie haben durch *Aurea Roma* eine andere Stadt als Rom selbst bezeichnen wollen. In späteren Zeiten behielt man die Umschrift bey, wie dies im Curialstile so häufig geschieht. Ohnehin machten die römisch-deutschen Kaiser nicht als deutsche Kaiser, sondern als Nachfolger der alten römischen Kaiser, folglich als römisch-deutsche Kaiser Anspruch auf die Herrschaft der Welt. Es war also natürlich, daß man die Aufschrift: *Aurea Roma* auch dann noch beybehielt, als die Lage der Dinge sich längst geändert hatte. — Die S. 27 in der Note angeführten Münzen mußten erst kritisch geprüft werden, um Auctorität zu erhalten. *Meyer, Peter a Beeck* u. s. w. können wohl kaum als hinreichende Bürger gelten. — Die Verse *Vrbs Aqueusis Vrbs Regalis* etc. kommen auf Münzen, so viel wir wissen, erst lange nach *Heinrich VII.* vor, und können für jene Zeiten nichts beweisen. Aus diesen Bemerkungen glauben wir folgern zu dürfen, daß Hn. R.'s Hypothese noch lange nicht erwiesen ist; ja Rec. muß sogar gestehen, daß die Voigütsche Conjectur, seiner Meinung nach, bey weitem den Vorzug verdiene. Die Gründe dafür hat schon der scharfsichtige Numismatiker *Mader* in seiner vortrefflichen Münzschrift: *Kritische Beytr.* etc. S. 105 ff. auseinandergesetzt. Man sehe nur in den *Gundlingianis* St. XVIII. S. 244 die vorgebliche Fundationsurkunde der Marienkirche zu Aachen. Mag auch diese Urkunde die Prüfung nicht aushalten; zu *Rudolph I.* und seiner unmittelbaren Nachfolger Zeit fiel es schwerlich jemand ein, dieselbe für unächt zu halten. Hielt man sie aber damals und lange vorher (nach *Gundlings* Versicherung wurde die Urkunde *Friedrich dem Ersten* von den Domherren der Marienkirche überreicht) für ächt: so mußte die Ehrfurcht gegen die Kirche selbst um vieles erhöht werden. Übrigens wird die Voigütsche-Madersche Conjectur noch durch den Typus der Rückseite — eine Kirche, ein Kirchengewölbe — und durch die Verehrung *Mariens*, die gerade um diese Zeit so sehr an der Tagesordnung war, sehr begünstigt, nichts davon zu sagen, daß die Aufschrift: *Vrbs Aqueusis Vince* auf Rudolphinischen Stücken es wahrscheinlich macht, daß auch bey den übrigen Kaisern *Vince*, und nicht *Vincas*, gelesen werden müsse.

So wenig indessen Rec. diese Schrift im Ganzen rühmen kann, so verräth doch der Vf. größtentheils eine so ausgebreitete, eine so feltene Belesenheit in Werken, die sich auf das Mittelalter beziehen, daß schwerlich ein Numismatiker das Schriftchen ohne Erweiterung seiner Kenntnisse durchlesen wird. Mit Vergnügen fanden wir daher S. 25 Note 3 das Versprechen, daß Hr. R. seine bereits ausgearbeitete Abhandlung *De Aurea Moguntia* einst dem Publicum mittheilen werde. Möchte er doch in der Zwischenzeit seine Kräfte sorgfältiger prüfen, vor Hypothesensucht sich hüten, bey gelehrten Erörterungen das *Die, cur hic* beherzigen, und mit freymüthiger Prüfung fremder Meinungen bescheidenes Mißtrauen in seine eigenen Einsichten verbinden. Dann wird er sich auch nicht mehr, wie hier S. 30. 31 und noch mehr in der folgen-

den Abhandlung, auf antike Numismatik, die nun einmal sein Fach nicht ist, einlassen. Dann wird er sich wohl in Acht nehmen, die Stelle *Hiobs: ut investigavimus, ita est*, zum Motto zu wählen, da sie, im Contexte genommen, viel zu absprechend ist. Dann wird aber auch Rec. die Freude haben, recht viel Gutes auszeichnen zu können. Von dem Guten, das sich in der gegenwärtigen Abhandlung findet, heben wir vorzüglich den S. 6 Note 4 geäußerten Wunsch einer Brachygraphie aus Münzen des Mittelalters aus. Auch mairizische und kölnische Geschichtsforscher werden viel Brauchbares hier finden, besonders in Rücksicht auf das Krönungsrecht. Noch ist zu bemerken, daß die vorliegende Abhandlung, wie S. 7 Anm. 5 gesagt wird, im Grunde nur eine vermehrte und verbesserte Auflage eines schon 1785 in das pfälzische Museum, Heft X. S. 1011 eingerückten Versuches ist. Rec. bedauert, jenes Museum nicht bey der Hand zu haben, und folglich die Zufätze und Verbesserungen nicht bestimmt angeben zu können. Er schließt diese Anzeige mit der Bemerkung, daß Hr. R. als Schlußvignette eine kleine Münze stechen ließ, auf deren Vorderseite eine Krone, auf der Rückseite aber ein einfacher Adler ohne Inschrift ist. Sie ist nicht anekdot, sondern findet sich, nach des Vf. ausdrücklicher Angabe, schon bey *Meyer Aachen'sche Geschichte* I. Tab. I. Nr. 20. *Meyer* erklärte sie für eine Auswurfsmünze *Karls des Großen*, doch ohne selbst vielen Werth auf seine Erklärung zu legen. Eben detswegen läßt sich auch Hr. R. auf keine ausführliche Widerlegung dieser bizarren Hypothese ein, und beschränkt sich bloß auf die allerdings gegründete Bemerkung, daß Krone und Adler auf Münzen *Karls des Großen* etwas ganz ungewöhnliches sind. Nach seiner Meinung gehöret sie in die Zeiten *Ludwigs IV.*, von dessen Söhnen sich bey *Joachim Grotschenab.* XI. Nr. 38 - 50 Stücke mit vollkommen ähnlichem Gepräge finden sollen. Er glaubt daher, daß sie *Karl IV.* oder seinem Sohne *Wenzel* zugeeignet werden könne. Denn von *Ludwig IV. (V.)* selbst dürfte sie schon darum, wie er sagt, weniger seyn, weil von ihm schon zweyterley zu Aachen geprägte Münzen mit *Rex* und *Imp.* existiren. Rec. dem die gerühmte Ähnlichkeit zwischen diesem Stücke und den Münzen im *Grotschenab.* l. c. nicht einleuchten (denn die Art des Gepräges ist weder den bayerischen Münzen, noch dem Zeitalter *Ludwigs IV.* ausschließlichs eigen) will, da es ihm an Vergleichungspunkten fehlt, nichts entscheiden. Übrigens nahm sie Hr. R. in diese Abhandlung auf, weil er sie, willkürlich genug, für eine Auswurfsmünze hält, die folglich als solche hier einen Platz verdiente. E—l. S.

ERDBESCHREIBUNG. *Stendal*, b. Franzen u. Grose: *Kurzgefaßte Beschreibung der Stadt Genthim.* Von *Johann August Christoph v. Einem*, Pastor daselbst und zu Rosßdorf. 1803. X u. 166 S. 8. (12 gr.) Der Staatsminister, Graf *Schulenburg*, foderte im J. 1779, zum Behuf der ausführlichen topographischen Beschreibung des Herzogthums Magdeburg (Berlin 1785) die Steuerräthe dieser Provinz auf, ihm genaue Special-Topographien mit Zuziehung der Obrigkeiten und Prediger jedes Ortes, einzufenden. Dieser Auftrag veranlaßte den Vf. dieser Schrift, mit dem damaligen Bürgermeister *Gläser*, das Städtchen Genthim zu beschreiben, und dessen Geschichte zu entwerfen. Dieser Aufsatz wurde in der Folge erweitert und geht jetzt so sehr ins Detail, daß sogar die Namen aller Häuser-Besitzer, der obrigkeitlichen Personen, Postmeister, Accise-Einnehmer, Prediger und Schullehrer aufgeführt werden. Bey dieser Gelegenheit erzählt auch der Vf. seine Schicksale, und liefert in der sechsten Beylage ein Verzeichniß seiner Schriften, unter denen die Kirchen-Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und das Kirchen- und Ketzer-Lexicon die erheblichsten sind. — Von statistischen Notizen heben wir folgende aus: Genthim ist ein Mediaistädtchen, steht unter dem königl. Amte Altenplathow, hat 235 Häuser und 39 Scheunen. Der Markt und die Neben-Gassen sind nicht gepflastert. Die Anzahl sämmtlicher Einwohner ist 1649, wovon die meisten Lutheraner und einige reformirt sind. Die Schule hat 3 Lehrer und 270 Schüler. Der reformirte Prediger zu Jerichow hält jährlich drey mal öffentlichen Gottesdienst in der Genthim'schen Stadtkirche. 201.

# Monatsregister

v o m

A u g u s t 1 8 0 5.

## Verzeichniß der im Monat August in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

### A.

- A**bbildung und Beschreibung eines neuen und geschmackvollen Blumengestelles. 193, 307.  
 Actenstücke zur Geschichte d. neuesten Angelegenheiten der Reichsstadt Bremen. 1 — 4 Hefte 182, 324.  
*Ancillon's* Darstellung der wichtigsten Veränderungen im Staatensysteme von Europa seit dem Ende des 15ten Jahrh. Aus dem Franz. überf. von D. *Friedr. Mann*. 1 Th. 1 u. 2 B. 205, 401. 402.  
 — — tableau des revolutions du système politique de l'Europe etc. 1 — IV T. 205, 401. 206, 409.  
*Anti-Rouge* Jean Geistesblüthen 208, 427.  
*Afcher's* Beyträge zur Erweckung und Belebung christl. Andachtsfreunde. 196, 531.  
 — — Dasselbe Buch unter dem Titel: Betrachtungen über Gegenstände d. christl. Sittenlehre. 1 Theil 196, 532.

### B.

- Bayerdörfer*, der Landprediger am Altar und Krankenbette. 1 Th. Neue Ausg. 2 Th. 3 Th. von *Scherer*. 4 Th. 196, 534.  
*Beckers* Weltgeschichte für Kinder. 1 — 9 Th. 206, 415.  
 Beobachtungen ohne Brille über die Sacularisation der geistl. Bisthümer 202, 380.  
*Boreux* Anweisung zur Construction eines Verkohlungsofens. Herausgegeben von Dr. *Eschenbach* 194, 513.  
*v. Both* Vorschläge zur besseren Einrichtung der Kochheerde und Oefen. 194, 315.  
*Brühl f. Calvel*.

### C.

- Calvels* prakt. Handbuch für Baumpflanzungen, überf. von *Brühl* 203, 568.  
*Clos, de la*, der gefährliche Umgang. Aus dem Franz. 1 u. 2 Th. 208, 425.  
*Connoissance des Tems* 197, 557.

### D.

- Districh's* ökonomisch-botanisches Gartenjournal. 5 B. 1 u. 2 St. 193, 508.  
*Dorck* Statistique du departement de la Roer 191, 289.

### E.

- Ehrmanns* allgemeines historisch-statistisch-geographisches Handlungs-, Post- und Zeitungs-Lexicon etc. Fortgef. von *Heinrich Schorch*. 2 Band 192, 267.  
*Eschenbach f. Boreux*.  
*v. Einem* kurzgefaßte Beschreibung der Stadt Genthim 208, 432.

### F.

- Fischers* Briefe eines Südländers 192, 502.  
*Frey* die alten und neuen Kurfürsten etc. 191, 294.

### G.

- Gaupp's* Andachtsbuch einer christl. Familie auf alle Tage im Jahre 196, 533.  
 Geschichte *Bonapartes*. Aus d. Franz. 3 Aufl. 1 — 4 Band 206, 413.  
*Gotthard*, das Ganze der Pferdezucht. 1 u. 2 B. 204, 399.  
*Groscurd's* commentatio de jure emphyteutico 185, 247.  
*Grüßon's* Sammlung aufgelöseter algebraischer Aufgaben. 1 Th. Neue Aufl. 198, 350.  
*Gundlach's* kleine Sammlung algebraischer Aufgaben 198, 350.

### H.

- Hahn*, die Hausbierbrauerey 203, 587.  
*v. Halem*, Leben *Peters* des Großen. 1 — 3 B. 190, 286.  
*Horleben*, über das Recht des Papstes, die deutschen Synodal-Richter der dritten Instanz etc. 185, 248.  
*Hempel, Pestalozzi's* Religionslehre katechetisch-dialogisch bearbeitet 182, 225.  
*Henfels* Handbuch der schlesischen Geschichte. 2te Ausg. 206, 414.  
*Hermanns* kürzere Kanzelvorträge. 1 Jahrg. 1 Th. 2 Aufl. 2 Th. 2 Jahrg. 1 u. 2 Th. 196, 332.  
*Heynes* Pflanzenkalender. 1 u. 2 Hefte 201, 575.  
*v. Hippel* über Gesetzgebung und Staatenwohl 189, 277.  
*Hirt's* Bilderbuch für Mythologie etc. 1 Hefte 204, 393.  
*Hinze*, Grundsätze des landwirthschaftl. Rechnungswesens 203, 585.  
*Hoffmanns* Holzsparkunst. 1 u. 2 Th. 194, 515.  
*Höpfner*, die kleinen Freunde der Pflanzenkunde. 1 Theil 201, 376.  
 — — die Seereisen. 1 B. 200, 367.  
*Horfch's* Versuch einer Topographie der Stadt Würzburg 186, 249.

### I.

- Jänisch*, Predigtentwürfe. 7 Jahrg. 196, 519.  
*v. Ihlenfeld's* Gedanken über die Frage: Ist in Mecklenburg eine erweiterte Industrie etc. 189, 279.

### K.

- K.* Einzig aufrichtige Anweisung zum Destilliren aller Liqueurs. 2 Aufl. 194, 517.  
 Kinderstube, die, von ihrer physischen Seite dargestellt 186, 235.  
*Klugs* Monographia Siricum Germaniae 200, 361.  
*Kraus* Rettungstafeln bey Scheintodten 186, 255.

### L.

- Lang's* Religionsvorträge. 1 Samml. 196, 336.  
*Langs-*

<i>Langsdorf u. Wassermann</i> , der Strumpfwirkerstuhl. 1 Th.	198. 347.
<i>Leonhardi u. Seidel</i> , der Frühlings- und Sommergärtner	195. 305.
<i>Licht</i> , Gerichtsbarkeits-Topographie von der Mittelmark etc. 1—3 Theil	207. 423.
<i>M.</i>	
<i>Medicus</i> , kleine ökonomische Aufsätze	203. 588.
<i>Meissners</i> Bruchstücke zur Biographie <i>Naumanns</i> . 1 u. 2 Theil	190. 281.
<i>Meissner</i> en, Leipziger. 1—3 Heft	190. 287.
<i>Meynier's</i> Anleitung zur Aerzneykunst	195. 351.
<i>Mollenhauer</i> , der praktische Wald- und Schönfärber	195. 527.
<i>O.</i>	
<i>Orloff</i> , kurze Beschreibung der Künste und Handwerke. 4 Aufl.	198. 548.
<i>P.</i>	
<i>Pallas</i> illustrationes plantarum imperfecte vel nondum cognitarum. Fasc. I. Tab. 1—12	201. 569.
Preischriften, drey, der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin	184. 235. 185. 241.
<i>R.</i>	
<i>Reinhardt's</i> Predigt am 2 Bußstage 1805	202. 381.
<i>Reinke's</i> Anweisung, aus einer beobachteten Distanz des Mondes von der Sonne oder einem Fixsterne die geograph. Länge zu finden	197. 548.
Reise durch Kurfachsen in die Oberlausitz etc.	192. 305.
<i>v. Resch</i> über die besten und wohlfeilsten Leuchstoffe etc.	203. 591.
<i>Reuter</i> , über die Krönungsmünzen der römischen Könige Rudolph I etc.	208. 429.
— — Sonne, Mond und Sterne auf Siegeln etc.	207. 417.
<i>Rommerdt's</i> verbesserte Stubenheizung und Kochöfen	194. 573.
<i>Rosenmüllers</i> Homilien über einige Sonntags-evangelia. 1 B.	196. 536.
<i>Rosenmüller</i> , J. G., Predigt am 2 Bußstage 1805	202. 581.
<i>S.</i>	
<i>S.</i> ästhetische Zweige der Empfindung und Wahrheit aus dem Haine d. deutsch. Liter.	205. 407.
<i>Sachs</i> Darstellung geometrischer Wahrheiten für Nichtmathematiker	198. 551.

Schauplatz der Künste u. Handwerke. 21 B.	198. 347.
<i>Scherer</i> , der Stadt- u. Landprediger 1 u. 2 Th.	196. 534.
<i>Schulze</i> , Flavius Stilicho	206. 411.
<i>Schorck f. Ehrmanns</i> allgemeines Handlungslexicon.	
<i>Schuberts</i> Bibliotheca Castellana, Portugues etc. 1 Vol.	199. 556.
<i>Seidel f. Leonhardi</i> .	
<i>Temple Walks and Sketches at the Cape of good Hope</i>	192. 303.
Sentenzen aus <i>Jean Pauls</i> u. <i>Hippels</i> etc. Schriften	208. 418.
<i>Shakspeare</i> , the Plays of. 1—3 Vol.	199. 353.
<i>Stange's</i> theol. Symmikta. 1—3 Th.	182. 217. 183. 225.
<i>Stelzer</i> , über Theurung des Getreides etc.	202. 577.
<i>Stern</i> , auch eine Reise auf meinem Zimmer	205. 407.
<i>Stöckels</i> praktisches Handbuch für Künstler. 3te Aufl.	200. 368.
<i>T.</i>	
<i>Trommsdorff</i> , Journal der Pharmacie. 12 B. 1 u. 2 St.	195. 521.
<i>U.</i>	
<i>Unverricht's</i> Beschreibung neuerer Erleichterungen und Verbesserung. bey d. Erdlampf.	198. 551.
Urchriftenthum, was, nach d. Geiste der sämtlichen neu testam. Schriften entwickelt. 1 Theil	183. 228.
<i>V.</i>	
<i>Velthusen</i> , des Propheten Jesaias perspectiv. Zeitengemälde. Nebst zwey Beylagen	183. 250.
<i>W.</i>	
Wahrheit ohne Schminke über den freyen Getreidehandel	204. 398.
<i>Wassermann f. Langsdorf</i> .	
<i>Weillers</i> Anleitung zur freyen Ansicht der Philosophie	187. 257. 188. 265.
<i>Wittmanns</i> Reisen in der europ. Turkey etc. übersetzt von <i>Bergk</i> . 1 B.	192. 299.
<i>Woltmanns</i> Recherches théoriques et expérimentales sur l'effet des machines et outils etc.	198. 345.
— — — theoret. u. prakt. Untersuch. über die Wirkung der Maschinen und Werkzeuge etc. mit Zusätzen.	198. 345.
<i>Z.</i>	
<i>Zimmermann</i> , üb. Meklenb. Credit-Verhältn.	189. 273.

## II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akadem. Buchhandl. in Frankf. a. d. Oder	203.	Crußus in Leipzig	195. 196 (2).
Albanus in Neustrelitz	189.	Dieterich in Göttingen	185. 198.
Arnoldische Buchhandlung in Dresden	194.	Dieterici in Berlin	198.
Baldwin in London	192.	Ferßl in Grätz	205.
Barth d. j. in Breslau	206.	Fleckeisen in Braunschweig	186.
Barth in Leipzig	201.	Fleckeisen in Helmstädt	205.
Barth in Prag	190.	Fleischer d. j. in Leipzig	199.
Berens in Frankf. a. M.	203.	Franzen u. Grofs in Stencl	208.
Bibelanstalt in Erlangen	198.	Frölich in Berlin	206.
Breuer in Hamburg	196.	Göbhardt in Bamberg und Würzburg	185.
Comptoir für Literat. in Leipzig	208.	Gräff in Leipzig	192.
Courcier in Paris	197.	Grau in Hof	198.



Gundlach in Cassel 198.  
 Günther'sche Buchh., neu, in Glogau 198.  
 Hartknoch in Dresden u. Leipzig 202.  
 Heinfus in Leipzig u. Gera 191.  
 Hendel in Halle 182, 185, 196.  
 Hennings in Erfurt 192.  
 Hinrichs in Leipzig 194, 206.  
 Höhm in Leipzig 202.  
 Keyser in Erfurt 200, 202, 203 (2), 204.  
 Langbein u. Klüger in Arnstadt u. Rudolstadt 186.  
 Lechner in Nürnberg 207, 208.  
 Lentner in München 187, 188.  
 Lübecks Erben in Bayreuth 196.  
 Martini in Leipzig 201.  
 Müllersche Officin in Rostock 189, 194.  
 Oedenkoven und Thiriart in Köln 191.  
 Palm in Erlangen 198.  
 Perthes in Hamburg 197.  
 Pfeiffer in Maynz 203.

Quien in Berlin 205, 206.  
 Rein u. Comp. in Leipzig 192.  
 Richter in Leipzig 205.  
 Rink in Altenburg 199, 206.  
 Sander in Berlin 204.  
 Schäfer in Leipzig 186, 195, 204.  
 Schöne in Berlin 207.  
 Schüppel in Berlin 200.  
 Schwan und Götz in Mannheim 196, 205.  
 Seiffert in Bremen 182, 183, 196.  
 Steinsacker in Leipzig 182, 190.  
 Steinische Buchh. in Nürnberg 195, 200.  
 Troschel in Danzig 183.  
 Unger in Berlin 184, 185.  
 Voss in Berlin 189.  
 Waldeck in Münster und Leipzig 190.  
 Weigel in Leipzig 192.  
 Widtmann in Prag 196.  
 Wittekindt in Eisenach 193, 194, 201.

### III. Intelligenzblatt des Augst.

#### Bemerkungen über Literatur und Kunst.

Ueber Polygnots Gemälde auf der rechten Seite der  
 Lesche zu Delphi. Programm zum Monat Augst.

#### Ankündigungen.

Andreäische Buchh. in Frankf. a. M. Verl. 89, 758, 95, 803.  
 Arnoldsche Buchh. in Dresden Verl. 85, 728, 91, 771,  
 774, 94, 800.  
 Auftecher, d. europäische 85, 725.  
 Auswahl neuer Bücher, die in allen Buchhand-  
 lungen zu haben sind 88, 746.  
 Bädcker und Kurzel in Duisburg Verl. 94, 800.  
 Berth in Leipzig Verl. 89, 759.  
 Bensers Weg des Unterrichts 85, 721.  
 Bornscheins Geschichte d. luth. Kirchenreform. 89, 758.  
 Bücher, zu empfehlende 88, 749.  
 Commissionshandlung, nordische, in Riga Verl. 96, 813.  
 Crusius in Leipzig Verl. 92, 780.  
 Dykische Buchh. in Leipzig Verl. 96, 816, 97, 824.  
 Fischers auserlesene Schriften. 1 B. 86, 735, 92, 783.  
 Fleischer d. ä. in Leipzig Verl. 97, 821.  
 Frommanns in Jena Verl. 95, 806, 96, 814, 816.  
 Gablers in Jena Verl. 87, 744.  
 Gessner'sche Buchh. in Zürich Verl. 88, 752.  
 v. Goethes Werke 95, 806.  
 Großfische Buchh. in Halberstadt Verl. 89, 758, 92, 783.  
 Hammerich in Altona Verl. 91, 774, 775, 776.  
 Hartknochs in Leipzig Verl. 89, 757.  
 Hartleben in Pesth Verl. 91, 773.  
 Hartmanns in Riga Verl. 85, 716.  
 Himburgische Buchh. in Berlin Verl. 95, 808.  
 Ilgensohe Buchh. in Lobenstein Verl. 86, 736.  
 Joachims liter. Magazin in Leipzig Verl. 87, 741.  
 Keyser in Erfurt Verl. 94, 800, 97, 821.  
 Köhlers in Leipzig Verl. 90, 764.  
 Kern d. ält. in Breslau Verl. 87, 741.  
 Lange's in Berlin Verl. 85, 726.  
 Louis historisch-polit. Annalen 90, 763.

Malinckrodt, Gebr., in Dortmund Verl. 87, 743.  
 Martini in Leipzig Verl. 87, 739.  
 Matzdorfs in Berlin Verl. 92, 783.  
 Müller f. Tasché.  
 Palmische Buchh. in Erlangen Verl. 91, 776, 95, 806.  
 Raspe'sche Buchh. in Nürnberg Verl. 90, 768.  
 Rein u. C. in Leipzig Verl. 91, 772, 775, 96, 814.  
 Reinhard in Braunschweig Verl. 90, 767.  
 Rohlwe die Pferdezucht 97, 822.  
 Schriften, interessante, die in allen Lesebiblio-  
 theken zu haben sind 88, 748.  
 Schumanns in Zwickau Verl. 85, 728, 87, 742.  
 Tasché u. Müller in Gießen u. Wetzlar Verl. 90, 765.  
 Voss in Leipzig Verl. 88, 750, 751, 90, 766, 767,  
 93, 791, 792.  
 Weygands Buchh. in Leipzig Verl. 89, 760.  
 Wittich in Berlin Verl. 89, 759.  
 Zahns Ausgabe von Ulfilas 89, 759.

#### Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Baurttel in Mannheim] 89, 756.  
 Bertholdt in Erlangen 89, 758.  
 Bruckner in Wien 85, 721.  
 Burkard in Würzburg 89, 755.  
 Castellitz in Wien 85, 721.  
 Deub in Heidelberg 89, 756.  
 Feder in Hannover 95, 804.  
 Gisevius in Lyk 89, 755.  
 Großmann in Wien 85, 721.  
 Harding in Göttingen 89, 755.  
 Heise in Friedrichstadt Dresden 89, 755.  
 Hirszel in Zürich 91, 770.  
 Hottinger in Zürich 91, 770.  
 Kayser in Heidelberg 89, 756.  
 Kelch in Königsberg 95, 804.  
 Kraus in Königsberg 89, 755.  
 Lentz in Hamburg 89, 755.  
 Leonhardi in Frankf. a. M. 95, 804.  
 Luca-

Locatelli in Mayland  
 Mohr in Kiel  
 Möller in Königsberg  
 Moscati in Mayland  
 Nyscheler in Zürich  
 Oriani in Mayland  
 Pflaum in Anspach  
 Risy in Wien  
 Scarpa in Mayland  
 Schnurrer in Tübingen  
 Ulrich in Zürich  
 Wieser in Wien  
 Wyls in Zürich

#### Nekrolog.

Asbrand in Bremen  
 Bamberger in Potsdam  
 Bönicke in Würzburg  
 Held in Leipzig  
 Hinkeldey in Barthfeld  
 Kahle in Soldin  
 v. Könen in Berlin  
 Lammers in Bayreuth  
 v. Landsdowne in London  
 Muhl in Darmstadt  
 v. Ostan in Königsberg  
 Panzer in Nürnberg  
 v. Ryffel in Leipzig  
 Schulz in Königsberg  
 v. Wagner in Königsberg

#### Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Dresden, wiederholte Preisaufgabe der Leipziger  
 ökonom. Societät das. 90, 761.  
 Gleims testamentar. Preisaufgabe 94, 793.  
 Göttingen, Preisvertheilung der Facultäten das. 90, 761.  
 Helmstädt, Feyer des Stiftungsfestes der herzogl.  
 deutschen Gesellschaft 95, 803.  
 Paris, Vorles. im Nat. Inst. von dem beständ. Se-  
 cret. der Classe der schönen Künste 85, 722.  
 — — Eröffnung eines Lehrcurfes der Mathema-  
 tik für Plane zu Lagerbüchern 87, 737.  
 — — Sitzung d. Akad. d. Gesetzgebung 87, 737.  
 — — Sitzung d. Classe d. mathem. u. physischen  
 Wissenschaften 87, 738.  
 Wittenberg, Frühlingsitzung der ökonom. Pro-  
 vinzial-Societät 90, 762.

#### Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

##### Schul- und Universitäten-Chronik

Von Frankfurt a. M. 89, 754.  
 — Heidelberg 89, 754.  
 — Helmstädt 95, 802.  
 — Königsberg 95, 801.  
 — Landshut 89, 753.  
 — Wien 85, 721.

#### Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Augetil de Perron's, Nachtrag zu, Schriftenver-  
 zeichniss 86, 735.  
 — — — — — Manusc. aus Asien sind in  
 die kaiserl. Bibliothek gekommen 88, 746.  
 Auction, Bücher-, in Halberstadt 92, 784.

89, 755. Auction, Bücher-, zu Blankenburg am Harz 92, 784.  
 95, 804. — — in Frankfurt, a. M. 88, 752.  
 95, 804. Audouard's Entdeckung üb. d. Kufspockenimpf. 91, 772.  
 89, 755. Augsburg, in, confiscirt der Magistrat den Nach-  
 92, 770. druck von Gönners Werk: Ueber das deutsche  
 89, 755. Staatsrecht 91, 770.  
 85, 721. Beerbaums Legate und Bibliotheksvermächtniß 86, 736.  
 89, 755. Bentincksche Bibliotheksauction in Hamburg 90, 768.  
 95, 804. Berichtigung einer Chronikenanzeige von der  
 91, 770. Universität in Königsberg 97, 824.  
 85, 721. Cröcker'sche Buchh. in Jena herabgef. Bücherpr. 93, 792.  
 91, 770. Druckfehleranzeige in d. A. L. Z. No. 186, 265. 193, 311.  
 85, 721. 206, 415.  
 91, 770. Druckfehler in Webers Verbindlichkeitslehre 90, 768.  
 89, 755. Gall f. Halle u. Jena  
 89, 755. Gönner's letztes Wort an Hn. D. R. Hartleben 97, 817.  
 89, 755. Gravenhorst kauft einen wichtigen Theil von dem  
 89, 755. Lampeschen Naturaliencabinet 91, 771.  
 89, 755. Grohmanns Anzeige 94, 799.  
 89, 755. Hagers Vorlesungen in Königsberg 89, 767.  
 89, 755. Halle, Nachrichten aus, üb. Galls Vorles. das. 91, 769.  
 89, 755. Helmstädt, Nachr. üb. d. Einr. d. akad. Gerichts 95, 803.  
 89, 755. Hornemann, Herausgeber der Flora Danica 89, 758.  
 89, 755. Jena, Nachrichten über Galls Vorlesungen der  
 89, 755. Hirn- und Schädellehre 88, 745. 96, 809.  
 89, 755. Königsberg, Bekanntmachung d. akad. Senats 95, 801.  
 89, 755. Kopenhagen, königl. Bibliothek das. besitzt noch  
 95, 804. Msscript, von Tycho-Brahe 86, 735.  
 89, 755. Landshut, Universitätsvisitation das. 89, 753.  
 Lanz's Abhandlung und Kupferstich zu v. Schel-  
 lersheim's Piste 88, 745.  
 London, Nachr. üb. Lancasters Freyschule das. 89, 755.  
 Moritz, Uebersetzungsanzeige 93, 792.  
 Nachrichten aus England 96, 812.  
 Oestreichs, in jeder Provinz, hat fast jeder Orden  
 ein theolog. Studium für seine Zöglinge 85, 721.  
 Paris, Bibliotheken das. 91, 770.  
 Penz verfertigt eine topographische Charte 86, 736.  
 Piaristen haben die Obforge der philos. Studien  
 in mehreren österr. Städten 85, 721.  
 Rahns Naturaliencabinet bleibt in Zürich 88, 745.  
 Reichshofraths-Conclusum an d. Erbpr. v. Oranien 89, 758.  
 Rinteln, kurfürstl. Befehle, die studirenden Lar-  
 deskinder betreffend 89, 754.  
 Rink's Nachtrag zu Hn. Seetzen's-Nachricht von  
 den in der Levante befindlichen Druckereyen 94, 795.  
 Schelling's Notiz gegen Salat und Weiller 92, 777.  
 Schweden, König von, erricht. ein n. Militär-Corps 86, 735.  
 Sickler an das Publicum gegen die Hall. A. L. Z. 93, 785.  
 Stephens Berichtigung 86, 736.  
 Strommer hat einen Entwurf zu einer Privatschule  
 für Taubstumme in Mähren bekannt gemacht 85, 721.  
 Uebersetzungsanzeige von Rousseaus le botaniste  
 sans maitre, complétée p. M. de C. 87, 744.  
 Verordnungen, rufisch kaiserl. 86, 729.  
 Weissmanns Nachricht 96, 816.  
 Wien, Hofresolution, d. Studirenden betreffend 85, 721.  
 — — Nachricht von dem Theresianum das. 85, 721.  
 Wismanns Reise nach Kopenhagen 89, 757.  
 Zürich, Ernennung der Bücherzensoren 91, 770.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 S E P T E M B E R 1 8 0 5 .

## T H E O L O G I E .

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Neues Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte*. Herausgegeben von D. Heinr. Phil. Conr. Henke. 1798 — 1803. Sechs Bände in 8. Jeder Band besteht aus drey Stücken. (10 Rthlr. 12 gr.)

In den Jahren 1794 — 1797 hatte Hr. Abt Henke sechs Bände eines älteren Magazins für die oben genannten Wissenschaften herausgegeben. In Beziehung auf dasselbe wird dieß neue Magazin auch als *der siebente bis zwölfte Band des älteren* nach einem andern Titel gezählt. Auch dieses Magazin ist eine schätzbare Sammlung von Aufsätzen, deren gemeinschaftlicher Zweck in der Ankündigung, und aus dieser wiederholt im ersten Bande des älteren angegeben ist. „Die Verfasser dieser periodischen Schrift,“ heist es da, haben sich vornehmlich zur Bearbeitung und zum Anbau der auf dem Titel bemerkten Hauptfächer der gelehrten Theologie vereinigt. Diese schienen ihnen, bey dem vielleicht ausschweifenden Eifer des Zeitalters, alle Wissenschaften, so auch die theologischen, bloß für den unmittelbar gemeinnützlichen Gebrauch zu cultiviren; jetzt gar sehr vernachlässigt zu werden, und doch noch immer so mannichfaltiger genauerer Untersuchungen, nützlicher Erweiterungen und Berichtigungen, bedürftig zu seyn. Ihr vornehmster Zweck aber, bey diesen Bemühungen um die Aufnahme und Verbesserung der gelehrten theologischen Studien, ist darauf gerichtet, eine Totalrevision des gesamten christlichen Religions- und theologischen Lehrsystems einzuleiten, und zu fördern und zu Stande zu bringen. Scharfe, freymüthige, wiewohl mit Würde und Bescheidenheit angestellte Prüfungen und Läuterungen der Dogmen, genauere Auslegungen der Schriftstellen, auf welchen das Ansehen derselben beruht, sorgfältige historische Entwicklungen ihres Aufkommens, ihrer Abänderungen und mannichfaltigen Vorstellungsarten, werden daher den wichtigsten Stoff der Abhandlungen ausmachen. Die Verfasser werden dabey um so ernstlicher zu Werke gehen, je mächtiger der Widerstand ist, welcher zu unseren Zeiten, in manchen Gegenden, der Verbreitung und Benutzung lichtvollerer Erkenntnisse in der Religion entgegen gesetzt werden will.“

Der Beyfall, welchen diese periodische Schrift gefunden hat, zeugt von der Empfänglichkeit, wenigstens eines großen Theils des theologischen Publicums, für unbefangene Untersuchungen des Wah-

ren, und Sonderung desselben vom Falschen, im theologischen Lehrsystem. Zwar gab es vor zehn Jahren, und es giebt noch jetzt nicht Wenige, die dergleichen Versuche, sich der Wahrheit mehr zu nähern, als für die Religiosität des Volks, und als für die Religion selbst gefährlich ansehen. Allein wenn die Theologen nicht mit den Fortschritten in allen übrigen Theilen der Wissenschaften gleichen Schritt halten: so wird durch ihre Schuld die Achtung für Religion und Theologie geringer, und der Hang zum Unglauben, zuerst unter den Gelehrten und unter den gebildeteren Ständen, und dann, durch das Beyspiel derselben verbreitet, auch unter den niedrigsten Volksclassen, immer größer werden, und dadurch wird die Religiosität des Volks nothwendig sinken. Die Religion kann in unseren Zeiten nur durch eine solche Art des Vortrags, in Kirchen und Schulen, zu ihrer vollen Wirksamkeit im Menschen erhoben werden, durch welche keine der religiösen Überzeugungen mit anderen als gewisserkannten Einsichten in Widerspruch gesetzt, sondern vielmehr der Religionsglaube das Mittel wird, Einheit und Zusammenhang, Licht und Kraft in das ganze System menschlicher Erkenntniß zu bringen. Aber fern ist noch das Ziel, dem wir entgegenstreben, und der Hindernisse im Wege zu demselben sind viele, hauptsächlich weil die richtigen hermeneutischen Grundsätze bey der Auslegung der Bibel, an streitigen und schwierigen Stellen, entweder noch gar nicht anerkannt werden, wie von denjenigen, die am Buchstaben festhalten, wenn er auch den unbegreiflichsten Sinn giebt, oder weil die richtigen Grundsätze der Auslegung unrichtig angewendet werden, wie von denen, die den Vff. biblischer Bücher jüdische, an anderen Stellen geradezu verworfene Volksmeinungen andichten. Auch jetzt noch ist deswegen dieses Magazin, worin so mancher prüfungswerthe Punkt zur Sprache gebracht wurde, zur Anregung eigenes Nachdenkens, und wegen des vielfach lehrreichen Inhalts sehr nützlich. Die Übersicht desselben kann am bequemsten nach der Eintheilung gegeben werden, die der verdienstvolle Herausgeber im Register gemacht hat, wo alle Abhandlungen unter vier Hauptfächer, nämlich der Religionsphilosophie, der Exegese, der Kirchengeschichte, und vermischter Aufsätze, geordnet sind.

Also I. zur *Religionsphilosophie* gehören die Abhandlungen, welche entweder *philosophische Religionslehre*, oder *geoffenbarte Religion überhaupt und die christliche*

liche besonders, oder deren Bearbeitung und Lehrmethode, oder einzelne Lehrsätze derselben betreffen.

Einen Beytrag zur philosophischen Religionslehre liefern drey Abhandlungen: 1) *Sollte die Vernunftreligion zur völligen Beruhigung der Menschen wirklich nicht zureichend seyn?* Band V. S. 1 ff. 199 ff. Der ungenannte Vf. vertheidigt die Vernunftreligion gegen die Beschuldigung der Unzulänglichkeit mit überwiegenden Gründen. Nicht allgemein aber dürfte das Beyfall finden, was er für Kant geschrieben hat, um ihn das Verdienst zu vindiciren; den einzig sicheren Überzeugungsgrund des Glaubens an das wirkliche Daseyn Gottes in ein helleres Licht gesetzt zu haben. Was Rec. dagegen erinnern möchte, ist in einem anderen hieher gehörenden Aufsätze: 2) *über die allgemeine Religion des Hn. Prof. Jakob in Halle, an Hn. D. G. in A. von einem katholischen Geistlichen*, Bd. V. S. 130 ff. größtentheils enthalten. Wider den Kantischen Satz, den auch Hr. Jakob adoptirte, daß die erkennende Vernunft nicht Quelle und Mittel religiöser Überzeugungen sey, und andere ähnliche, sind hier treffende Bemerkungen gemacht. — 3) *Revision der Urtheile über Wunder und Offenbarung, von Gottlob Samuel Ritter in Buttstädt*, B. I. S. 206 ff. Dieser empfehlungswerthe Aufsatz zeigt, wie natürlich in der alten Welt, bey geringer Kenntniß der Natur, der Glaube an Wunder und außerordentliche Offenbarung entstehen mußte, und warum noch jetzt die Ungelehrten zu demselben so geneigt sind. Er zeigt, daß es eigentlich keine Geschichte der Wunder und aussernatürlichen Offenbarung in dem Sinne geben könne, worin wir Geschichtschreiber der Weltbegebenheiten haben, weil Wunder und Offenbarung gar kein Gegenstand der Erfahrung sind. Er theilt die Urtheile über Wunder und Offenbarung in *dogmatische, skeptische und kritische* ein. Er zeigt, daß der Glaube an Wunder und Offenbarung nicht ohne einen Circle im Schließen wieder auf bloßen Glauben gegründet werden könne, und unterwirft dann besonders die dogmatischen Philosopheme von Newton und Leibnitz, da jener in der Natur, dieser im Reiche der Gnade, Wunder für nöthig hielt, einer kritischen Revision. Das Resultat derselben ist, daß weder im Begriff von Gott, und der Welt und der menschlichen Seele, noch in der Erfahrung Gründe zu entdecken seyen, unmittelbare Wirkungen der Allmacht im Reiche der Natur oder der Gnade anzunehmen.

Für die geoffenbarte Religionslehre und die christliche besonders sind fünf Aufsätze zu bemerken. 1) *Über die Gründe, welche uns berechtigen, eine Offenbarung anzunehmen*. B. II. S. 391 ff. von Ch. F. F. Der Vf. erinnert richtig an den Nutzen des Glaubens an Offenbarung, um den im Denken Ungeübten etwas Sicheres zu geben; woran sie sich halten können. Aber man kann weiter gehen, man kann mit Recht sagen, die Offenbarung sanctionirt die Grundsätze aller wahren Religion, wenn sie hinlänglich erweislich ist, auch für den geübten Den-

ker, als die ewigen Wahrheiten, woran er stets fest halten, und sich in seinem Denken orientiren soll. Was hier über Wunder und Weissagungen geschrieben ist, halt die Probe nicht aus. Als subjective Überzeugungsgründe können sie nützen, und als solche hat Jesus sie gelten lassen. Aber objective Beweiskraft derselben setzte die, an sich unmögliche, Erkennbarkeit unmittelbarer Wirkungen der Allmacht voraus. Treffender sind die Bemerkungen über die Untauglichkeit der von Fichte gegebenen Deduction des Glaubens an Offenbarung. 2) *Was ist vom Glauben der Menschen an Wunder überhaupt, und an eine übernatürliche Offenbarung insbesondere zu halten?* B. I. S. 453. Dieser Aufsatz ist bestimmt, zu zeigen, daß der Begriff von Wundern und Offenbarung aus Gründen der theoretischen und praktischen Vernunft verwerflich sey. Er behauptet, Wunder sind unmöglich, weil eine Ursache außer der Zeit mit einer Wirkung in der Zeit verbunden, nicht denkbar sey, als ein Nexus ohne Zusammenhang, und weil eine unmittelbare Wirkung der Allmacht auf die Seele eines Menschen dieselbe als Maschine behandeln, ihr ihre Freyheit rauben, und Gott als Naturwesen gedacht würde, wenn man Wirkungen in der Natur von seiner Allmacht unmittelbar ableite. Auch ist auf Ammon's ehemalige Offenbarungstheorie Rücksicht genommen. 3) *Ideen über Religion, Mythologie und Christenthum, in Beziehung auf den Zeitgeist*, von C. G. H. B. VI. S. 441. Der Vf. gehört zu denjenigen, welchen alle Religion nichts weiter als ein subjectives Streben ist, das Verlangen nach dem Idealfischönen, dessen Höchstes das Überfinnliche seyn soll, zu befriedigen; nichts weiter als heilige Dichtung, wie ihm überhaupt das Schöne das Höchste, und mehr als das Gute ist, welches er mit dem bloß Rechtlichen zu verwechseln scheint. Ein Irrthum hat die Behauptung veranlaßt, S. 443, daß dem Fettschmacher die Welt als mit ihm eins erschien; denn er hielt, wie die Geschichte beweiset, nicht alles für belebt; nur sein Fettsch vergegenwärtigte ihm seinen Gott. Der Geschichte widerstrebend ist des Vf. Ansicht des Mosaismus. Wahr und nothwendig aber ist seine Erinnerung gegen kalte und abstracte Kanzelvorträge; indessen dürfte seine Meinung, daß durch einen sinnlicheren Cultus jetzt die Religion und Religiosität gewinnen würde, schwerlich beysfallswerth seyn. Der gebildete Mensch will Wahrheit, die den Verstand und das Herz befriedigt; ihm kann bloße Dichtung nicht genügen. 4) *Kritische Darstellung der Hindernisse des Glaubens an Moralthologie, von Gottlob Samuel Ritter*. B. II. S. 277. Ein Versuch, die Einwendungen zu widerlegen, welche gegen die Moralthologie, oder die Behauptung Kants gemacht sind, daß der Glaube an Gott und Unsterblichkeit außer der praktischen Vernunft gar nicht hinlänglich, als Postulat der praktischen Vernunft aber vollkommen sicher begründet sey. Rec. zweifelt, daß die Absicht des Vf. bey anderen, als bey Kantianern, werde erreicht werden. Gegen den kosmologischen und

und physikotheologischen Beweis wird der ungesuchte Vorwurf wiederholt, daß die Zufälligkeit der Welt nicht erweislich sey, und daß durch einen ungeheuren Sprung natürliche Erscheinungen aus einer übernatürlichen Ursache erklärt werden. Wenn der Vf. S. 295 behauptet, die bey allem Wechsel der Erscheinungen herrschende unveränderliche Gleichförmigkeit im Erscheinen setze gewisse unveränderlich bleibende harmonisch wirkende Ursachen voraus, durch welche sich alles schon hinlänglich erklären und begreifen lasse: so bedachte er nicht, daß dies doch nicht gerade *ewige und unabhängige Ursachen* voraussetze; und welchen Grund hätten wir, diese Ursachen für *ewig* zu halten? Wir begreifen ja nicht, wie etwas ewig seyn kann? und noch weniger, wie etwas Beschränktes und Abhängiges in Absicht seines Daseyns unabhängig und schrankenlos seyn könne? Nur die Wahrnehmung des Zufälligen in der Welt nöthigt die Vernunft, an etwas Ewiges zu glauben, weil wir einsehen, daß das Zufällige nur im Ewigen den Grund seiner Wirklichkeit habe. Wo sind aber gewisse unveränderlich bleibende Ursachen denkbar, welche durch ihr harmonisches Zusammenwirken alles erklären und begreiflich machen könnten? Wo ist die gerühmte, aber nicht erwiesene, Gleichförmigkeit im Erscheinen? Wo ist eine Ursache der ersten Thiere jeder Art, und der ersten Menschen, die sich unveränderlich gleichbleibend fortwirkte? Wo die Ursache des harmonischen Zusammenwirkens der einander doch zu widerstreiten scheinenden Kräfte? Die Vernunft kann den Grund des Zufälligen nicht in der Welt denken, und sie hat daher auch gar keinen Grund, die Welt für das Ewige zu halten, oder in der Welt das Ewige zu suchen! Deswegen fodert sie den Glauben an einen Schöpfer der Welt und Menschen, den sie allein als den Grund der Wirklichkeit alles Zufälligen denken kann. — Der Vf. hat übrigens nur einen Theil der Einwendungen berührt, welche die fantastische Moralthologie treffen. — 5) *Kann Religion reine Moralität hervorbringen?* von B. B. V. S. 490. Die Frage wird bejahet; es ist aber mehr von Beförderung reiner Moralität, und Vorbereitung und Hinleitung zu derselben, als von Hervorbringung derselben die Rede. Indessen kann nicht allein, sondern wird unfehlbar, wahre Religion, reine Moralität *wirken* und *hervorbringen*; wenn anders unter reiner Moralität nur Achtung und Erfüllung der Pflicht, weil sie Pflicht ist, und nicht eines zu hoffenden Vortheils oder sonst zu fürchtenden Schadens wegen, verstanden wird. Denn der Glaube des ächten Christen an Gott, der das Gute, weil es gut ist, will, und der die Menschen zum Streben ihm ähnlich zu werden, erschaffen und berufen hat, fodert gerade zu reiner Moralität auf, und belebt dieselbe auf das wirksamste. Der Christ weiß es, daß er nur nach dem Maße ist, was er seyn soll, je nachdem er aus reiner Achtung für das Gebot Gottes handelt. Hingegen ohne durch andere Gründe vorher zum Glauben an Gott erweckt zu

seyn, wird der Mensch schwerlich auf dem Wege zu demselben kommen, den Kant angewiesen, und den auch der Vf. zu unbedingt angepriesen hat.

Auf die *Bearbeitung der christlichen Religionslehre*, und die dabey zu beobachtende *Lehrmethode*, ist in zwey Aufsätzen besondere Rücksicht genommen. 1) *Die Nothwendigkeit der Vereinfachung des Systems der Dogmatik, erwiesen und dargestellt* von D. Gottlieb Schlegel, Generalsup. und Prokanzler zu Greifswalde. Die Gründe wider und für diese Nothwendigkeit sind neben einander gestellt, um das Übergewicht der letzteren zu zeigen. Dann ist im Allgemeinen die Art der Vereinfachung angedeutet, und zuletzt ein vereinfachter Abriss beygefügt. Es kommt dabey am Ende alles auf Vereinigung über die Principien an, nach welchen das Wesentliche vom Nichtwesentlichen, die Lehre von der Lehrform zu unterscheiden sey. 2) *Beitrag zur Kritik der Theologie im engeren Sinne des Worts, und Bemerkungen über die Art, sie der Jugend vorzutragen.* Von M. Heinr. Kuhnhardt, Adjunct der philos. Facultät zu Helmstädt. B. I. S. 1. Über diese Kritik liesse sich leicht wieder eine Kritik schreiben, wenn hier der Ort dazu wäre. Der Vf. theilt Bemerkungen mit 1) über Wissen und Glauben in der Theologie; 2) über die Hindernisse religiöser Aufklärung; 3) über den Einfluß der Theologie auf die Sittlichkeit, und beschließt 4) mit einer Kritik der Eigenschaften Gottes im Allgemeinen, und besonders der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit. Die Barmherzigkeit und Gnade, Geduld und Langmuth, verwirft er ganz; sie sind auch in der That nicht Eigenschaften Gottes, nur biblische besondere Namen seiner Güte; aber was die Bibel dadurch lehren wollte, ist doch sehr wahr und wichtig. Die Frage, warum Menschen noch im künftigen Leben gestraft werden, wagt der Vf. nicht zu beantworten. Er hätte sie nur so fassen sollen: warum nicht alle in diesem Leben sich bessern? Dann würde der freye Wille des Menschen als der Grund davon, und die Nothwendigkeit der Strafe für solche Menschen im künftigen Leben ihm leicht eingeleuchtet haben. Den Begriff der Macht des Schöpfers schränkt er auf die Macht ein, welche nöthig war, die Welt zu schaffen. Aber eben der Begriff des Erschaffens erhebt ja zum Begriffe uneingeschränkter Macht, die dem, was nicht war, Daseyn und Wirklichkeit gab; denn eine größere Macht, als die, durch bloßes Wollen das Gewollte wirklich machen können, ist nicht denkbar. Der Gedanke, daß der Schöpfer unseres Geistes durch die Vernunft seinen Endzweck und Willen uns vorhält, würde den Vf. auch auf andere Urtheile geleitet haben. Endlich bey den äußerst harten und absprechenden Urtheilen über den hannöverischen Katechismus dachte der Vf. schwerlich an die Verhältnisse zur symbolischen Lehrform der lutherischen Kirche, welche in einem Landeskatechismus zu beobachten nöthig schien; obgleich Rec. glaubt, nur wirklich biblische Formen seyen in protestant. Landeskatechismen nothwendig.

Ein-

*Einzelne christliche Dogmen oder Lehren sind in acht Aufätzen behandelt. 1) Beurtheilung des kirchlichen Dogma von den Engeln, von Karl Gottl. Horfig. B. I. S. 471. Dies Dogma als Dogma wird als veraltet, und unserem Zeitalter nicht mehr angemessen, und der Glaube an Engelgegenwart und Engelwirksamkeit als schädlich dargestellt. Es ist aber nicht davon die Rede, daß es außer den Menschen noch auf anderen Weltkörpern eine unermessliche Welt vernünftiger Wesen gebe. 2) Über Tit. 2, 13 und 1 Joh. 5, 20 als vermeinte Beweistellen für die Gottheit Christi. B. IV. S. 87. Treffend ist Tit. 2, 13 von der Seligkeit, die Gott und Jesus Christus geben werde, erklärt; aber ganz mißlungen scheint dem Rec. die von 1 Joh. 5, 20 gegebene Auslegung, nach der ὁ ἀληθινὸς θεὸς Repräsentant des wahren Gottes zu überliefert seyn, und ὁσὸς sich nothwendig auf Χριστὸν beziehen soll. Das Letztere ist hier eben so wenig nothwendig, als das Erstere nach grammatisch - historischer Auslegung erlaubt seyn kann. 3) Bemerkungen über den Glaubenspunkt, Christus ist empfangen vom heiligen Geist und geboren von der Jungfrau Maria. B. III. S. 365. Rec. hätte nicht erwartet, Gal. 4, 4 (wo Hiob 14, 1 zu vergleichen ist,) und Joh. 1, 12. 13 (wo gar nicht von der leiblichen Geburt die Rede ist,) als Stellen genannt zu finden, die den Glauben der Apostel an wundervolle Entstehung Jesu voraussetzten. Hebr. 7, 4 kann auch nichts beweisen, denn da ist ἀνεπαλόγητος, wie ἀμύητος, welches nicht auf Jesum paßt, der eine Mutter hatte, ein Beweis, daß nicht von der geistigen Abkunft Christi in der Vergleichung die Rede sey. Eben so wenig glaubt Rec., Jes. 7, 14 wolle der Prophet andeuten, daß eine Jungfrau übernatürlicher Weise Mutter eines Sohnes werden solle. Das Merkwürdigste in diesem Aufsatze ist eine Sammlung von Beyspielen des Glaubens der alten Welt an übernatürliche Zeugungen, unter welchen 1 B. Mos. 6, 1 mit Recht genannt ist; wo aber die Elohim dann nicht die Mächtigen und Angesehenen seyn können, und also das nicht zutrifft, was der Vf. dabey anmerkt. Aus jenem Glauben der alten Welt laßt sich denn die Entstehung des Glaubens an Jesus übernatürliche Empfängnis leicht ableiten. Kaum aber dürfte jener Glaube als ein Grund anzusehen seyn, der Gott bewogen habe, ein solches Wunder aus Her-*

*ablassung zu den Menschen zu veranstalten; zumal da die Nachrichten davon in Absicht ihrer Quelle so dunkel und ungewiß sind. In den Bemerkungen über die Lehrweisheit, die bey der zarten Behandlung dieses und ähnlicher Gegenstände zu beobachten ist, stimmt Rec. mit dem Vf. vollkommen überein. Rec. fand es immer am besten, zu lehren, daß alles uns Unerklärbare in der Geschichte Jesu zu den Mitteln gehöre, welche Gott so zusammentreffen liefs, daß sein heiliger Endzweck, die Stiftung seines Reiches unter den Menschen, in jenen älteren Zeiten erreicht, und der Glaube an Jesus auf die in jenem Zeitalter kräftigste Weise befördert würde. 4) Der nächste Zweck des Todes Jesu, und wie derselbe noch zu unserer Zeit zur Beruhigung der Menschen in der Vergebung der Sünden anzuwenden sey? Von D. Gottlieb Schlegel. B. II. S. 118. Mit dem vom Vf. schon gewohnten liberalen Geiste, und mit vorurtheilsfreier Auslegung wird hier die Befestigung des neuen Bundes als nächster Zweck des Todes Jesu erwiesen, und gezeigt, wie alle andere Zwecke aus diesem abgeleitet werden können, wie die Apostel denselben nach der Denkart und dem Bedürfnis ihrer ersten Leser modificirt haben, und wie fruchtbar er jetzt noch für Christen dargestellt werden kann. 5) Ein Wort über den Exorcismus, von Christian Friedr. Fritzsche, Prediger zu Steinbach in Sachsen. B. VI. S. 95; bezieht sich auf Heydenreichs Monatsschrift, IV, 253 ff. wo der Exorcismus bey der Kindertaufe in Schutz genommen ward. Aus Erfahrungen, die Rec. durch mehrere bestätigen könnte, werden hier die höchst schädlichen Folgen dieser Formel bey Ungelernten, und die gewöhnlich damit verbundenen abergläubischen Begriffe beschrieben. 6) Wer ist mein Nächster? Von M. A. von Winterfeld, kön. preuss. Major. Nach diesem Aufsatze soll Luc. 10, 30 lehren: wer sich am meisten um uns verdient macht, sey unser Nächster. Ein Irrthum, den Luthers Übersetzung veranlasste, wo es heißen sollte: Wer dünkt dich an dem unter Mörder Gerathenen als sein Nächster gehandelt zu haben? Dies zeigt der folgende Ausspruch Jesu: So ahme dem nach! Das ist, hilf liebevoll einem jeden, dem du helfen kannst und mußt, wenn er auch dein Feind, Matth. 5, 45. ja wenn er auch nach deiner Meinung ein Irrgläubiger wäre.*

(Die Fortsetzung folgt.)

### *Neue Auflagen und Fortsetzungen schon beurtheilter Werke.*

**ERBAUUNGSCHRIFTEN.** Bremen, b. Seyffert: *Andachten über Leiden, Tod und Auferstehung unsers Herrn. Nach Johannes. Von Christ. Georg Ludw. Meißner, Dr. und Prof. der Theol., Pastor Primarius an der Kirche zu U. L. Frauen und Rector des Gymnasii illustris in Bremen. Aus dem 2ten Th. der religiösen Unterhaltungen besonders abgedruckt. 1804. 212 S. 8. (16 gr.) 8. die Recension dieses 2 Theils J. A. L. Z. 1805. No. 40.*

*Magdeburg, b. Keil: Predigten mit Hinsicht auf den Geist und die Bedürfnisse der Zeit und des Orts, gehalten von C. G. Ribbeck. Vierter Theil. 2te Aufl. 1804. 332 S. 8. (1 Rthlr.) S. Recens. des 6 Th. der ersten Aufl. 1804. No. 302.*

*Ebendasselbst: Magazin neuer Fest- und Casual-Predigten, Tauf- und Traureden, Beichtmahlungen und anderer kleine-*

*rer Amtsvorträge. Von C. G. Ribbeck. 7<sup>te</sup> Th. 1805. 343 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) S. Recens. des 6<sup>ten</sup> Th. 1804. No. 302.*

*Leipzig, b. Crusius: Homilien über einige Sonntagsevangelien und Episteln. Herausgegeben von M. Philipp Rosenmüller, Diakonus in Wiehe und Pastor in Garnbach. 2tes Bändchen. 1805. 140 S. 8. (12 gr.) S. Recens. des 1sten Bändchens 1805. No. 196.*

*Mannheim, b. Schwan u. Götz: Religionsvorträge bey besonderen Veranlassungen im Kabinette der Frau Erbprinzessin von Thurn und Taxis und bey ihrer öffentlichen Gottesverehrung, gehalten von Georg Heinrich Lang, Herzogl. Meklenburg-Strelitzischem und Hochfürstl. Thurn- und Taxischem Kirchenrathe und Hofprediger. 2te Sammlung. 1805. 232 S. 8. (18 gr.) S. Recens. des 1sten Theils 1805. No. 196.*



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 S E P T E M B E R , 1 8 0 5 .

## T H E O L O G I E .

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Neues Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte*. Herausgegeben von D. Heinr. Phil. Conr. Henke, etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

7) *Pragmatische Darstellung der Urtheile des biblischen Alterthums über eheliche und uneheliche Geschlechtsverbindungen*. Von Gotth. Sam. Ritter. B. II. S. 158, und 8) *Urtheile des biblischen Alterthums über eheliche und uneheliche Geschlechtsverbindungen, auf Veranlassung der pragmatischen Darstellung derselben von neuem untersucht*, von F. H. Lindemann, Superintendenten zu Lüne im Lüneburgischen. B. III. S. 508—551. Der letzte Aufsatz ist eine Widerlegung des ersten. Hr. R. ist ein heftiger Gegner der Ehe, und behauptet, daß nur Nothzüchtigung, nicht aber außereheliche Geschlechtsverbindung, Unkeuschheit sey. Er setzt den Zweck des Geschlechtstriebes richtig in Fortpflanzung des Geschlechts. Er schließt aber zu rasch, daß jede freywilige Verbindung zu diesem Zwecke erlaubt sey; denn die durch solche Geschlechtsverbindung erzeugten Menschen haben auch Rechte; folglich kann nur eine solche Geschlechtsverbindung erlaubt seyn, die auch den Zweck hat, den Erzeugten alle ihnen schuldigen Pflichten zu erfüllen, d. h. nur eine Verbindung auf Lebenszeit zur Erzeugung und möglichen Erhaltung, Veredlung und Beglückung der Erzeugten. Hieraus ergibt sich die Rechtmäßigkeit der positiven Ehegesetze in Staaten, als durch welche die Rechte der Kinder von der gesetzgebenden Gewalt im Staate sanctionirt sind. Aus Hn. R. Begriffe von Keuschheit und Unkeuschheit folgt nun auch der Tadel, womit er die Monogamie tief unter die Polygamie herabsetzt; weil er meint, daß jene die Vermehrung des Menschengeschlechts hindere, diese hingegen befördere, wie er durch das Beyspiel der ungeheueren Völkermassen erweisen will, die aus dem Orient, wo die Polygamie herrschte, ausgegangen seyen. Hr. L. erinnert aber mit Recht, daß die Polygamie im Orient nicht als die Ursache der großen Bevölkerung desselben im Alterthum anzusehen, sondern der Grund derselben in anderen Umständen des Klima und der Lebensart zu suchen sey, und daß Polygamie dem Naturgesetze widerstreite, nach welchem die Zahl der erwachsenen Personen beider Geschlechter ungefähr gleich ist. Auch meint Hr. R.,

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

weil Liebe die Bedingung jeder Ehe sey, und die Beständigkeit in der Liebe nicht geboten werden könne; so dürfe jede Ehe nur so lange gültig seyn, als der eine von beiden Ehegatten nicht für vorthellhafter halte, den ehelichen Contract aufzuheben. Aber der Ehevertrag kann rechtlich nur auf Lebenszeit geschlossen werden, aus obigen Gründen; und läßt sich also nur widerrechtlich, durch Brechung von Seiten des einen Theils, aufheben. Zwar nicht sinnliche Liebe, aber Treue in Pflichterfüllung kann geboten werden. Auch aus der Bibel will der Vf. des ersten Aufsatzes beweisen, daß nur Ehebruch, nicht außereheliche Verbindung, die keines Andern Rechte kränke, für unerlaubt erklärt werde. Hr. L. hat dagegen richtig bemerkt, daß schon der Vf. von 1 Mos. 2 die Ehe eines Mannes und einer Frau als von Gott gestiftet beschreibe, und auf Hn. R. Einwendung, Adam habe freylich nur Eine Frau nehmen können, weil nur Eine erschaffen gewesen sey, hätte erwiedert werden können: Gott würde, wenn er Polygamie gewollt hätte, für Adam mehr als Eine Frau geschaffen haben. Hr. R. hat es übersehen, wie das ganze A. T., wenn es gleich wahrhaft die Abweichungen vom göttlichen Gebote der Monogamie erzählt, doch derselben den Vorzug vor der Polygamie giebt (*Michaelis* Mos. Recht §. 95), und Hr. L. hat gegen ihn bewiesen, daß außereheliche Geschlechtsverbindung als *schändend* betrachtet wurde. Diefes hätte aus den mosaischen Ehegesetzen, die Hr. R. mißdeutet, auch dargethan werden können; z. B. aus dem Gebote, daß der Geschwächten durch die Ehe ihre Ehre wieder gegeben werden soll, wenn der Vater nichts wider die Ehe hat. In Absicht des N. T. hat Hr. L. richtig aus Matth. 19, 4 bewiesen, daß Christus aus der Anordnung Gottes, nach welcher nur Ein Mann und Eine Frau geschaffen wurden, schließen lehrt, die Ehe eines Mannes mit Einer Frau, auf die ganze Lebenszeit geschlossen, sey allein dem Willen Gottes gemäß. Aus Matth. 15, 19, 21, 31, 32. Marc. 7, 21 ist auch klar, daß Christus die Hurerey unter die bösen von Gott verbotenen Handlungen rechnet. 1 Tim. 3, 2 ff. ist auch die Polygamie als unchristlich stillschweigend verworfen, weil vorgeschrieben wird, keinen Polygamen zum Bischof zu bestellen.

II. Für die Exegese sind in diesem Magazin viele, und zum Theil sehr schätzbare Beyträge aufbewahrt. Auf die Theorie der Auslegung der Bibel beziehen sich folgende fünf: 1) *Über die neuerlich empfohlene moralische Auslegung der Bibel, mit Hinsicht auf*

K k k

auf

auf ihren Gebrauch bey dem populären Religionsunterricht. B. I. S. 377. Sehr einleuchtend wird bewiesen, wie unnütz, ja wie schädlich diese Auslegung, und daß Auslegung und Anwendung zu unterscheiden, wie auch, daß die moralische Anwendung des Inhalts der Bibel längst für nothwendig erkannt sey. 2) *Bruchstücke einer Vorlesung über die Accommodationen im N. T.* B. II. S. 249 ff. 3) *Über die Accommodationen, besonders im N. T.* Von G. C. C. Nachtigall. B. V. S. 109 ff. Wer noch zweifelt, ob Accommodationen im N. T. von der Lehrweisheit Jesu und der Apostel zu erwarten, und nach Jesus und Paulus eigenen Ausserungen, nothwendig anzunehmen seyen, der lese diese Aufsätze! Möchte nur auch über die vorzüglich streitige, hier nicht beantwortete Frage: was als Accommodation zu betrachten sey, allgemeinere Einstimmigkeit zu erwarten seyn! 4) *Ist die Lehre von Accommodationen im N. T. Neologie?* B. II. S. 638. Nein; schon Lightfoot trug sie vor. 5) *Historische Entwicklung des biblischen Begriffs des Wortes Prophet.* B. IV. S. 540 ff. Welche Personen im A. und N. T., und warum sie Propheten genannt wurden.

Für die Kritik und Geschichte der Bibel sind drey Aufsätze merkwürdig. 1) *Über die kanonischen Bücher des Alten Testaments, als Quellen der jüdischen Geschichte betrachtet:* von C. G. Enkelmann, Propst zu Usedom. Ein sehr lesenswürdiger, mit Einsicht und Freymüthigkeit geschriebener Aufsatz. Er schließt mit folgender wichtigen Bemerkung, B. III. S. 85: „Man glaube nur nicht, daß der gemeine Mann die Unzulänglichkeit und den Zwang gewisser Erklärungen von biblischen Begebenheiten, die durch die zu ängstlich gefasste und zu weit ausgedehnte Inspirationslehre veranlaßt werden, nicht bemerke und einsehe! Er beweiset das Gegentheil deutlich genug durch die spöttische Art, womit er solcher biblischen Geschichten und ihrer gewöhnlichen Erklärungen erwähnt. Und welches ist nachtheiliger, wenn der gemeine Mann, wie mir selbst genug Beispiele vorgekommen sind, Geschichten wie z. B. von Bileams redendem Esel, Jakobs Betrügereyen, Davids Schandthaten u. s. w. theils zum Spott über die Bibel, theils zur Entschuldigung seiner eigenen Lüste und Unordnungen mißbraucht; oder wenn er auf die Gedanken gebracht wird, dergleichen Begebenheiten, die ihm vorhin zum Anstoß gereichten, könnten und dürften auf eben die natürliche Art erklärt und eben so beurtheilt werden, als ob sie in menschlichen Geschichtsbüchern stünden, ohne daß die Bibel etwas von ihrer Achtung verliere?“ Leicht ist die Antwort auf diese Frage, und des Rec. Erfahrung bestätigt ihm des Vf. Bemerkung, die gewiß jeder brave Prediger als wahr bestätigen wird, der nicht darauf ausgeht, die Vernunft und das Selbstdenken seiner Zuhörer zu unterdrücken, wodurch man nur blindgläubige Anhänger des Buchstabens, nicht Bekenner der Religion des Geistes bilden kann. 2) *Nachtrag zu den Fragmenten über die allmähliche Bildung der alttestamentlichen Bücher;* von Otmar.

B. I. S. 306. Diese Fragmente stehen im 2 und 4 Bande des älteren Magazins. Hier werden dieselben theils gegen die Einwendung des Hn. Pastor Frank vertheidigt, daß in den Fragmenten aus der Chronologie des Sup. Frank Sätze unrichtig angeführt seyen, theils wird dem Hn. D. Eckermann darin beygestimmt, daß der Pentateuch vor der Trennung der beiden Reiche Juda und Israel schon der Hauptsache nach so, wie wir jetzt ihn besitzen, vorhanden gewesen; da vorher in den Fragmenten behauptet war, erst in der babylonischen Gefangenschaft sey der Pentateuch zusammengesezt worden. Gegen Hn. Eckermann wird gezeigt, daß der Vf. nicht die Entstehung des Pentateuchs nach dem Exil behauptet habe, und gegen einzelne Sätze in seiner Widerlegung (*theol. Beyträge* B. V. St. 1) werden Erinnerungen gemacht. 3) *Über die Beweggründe zur Tugend im A. T. und in den apokryphischen Büchern desselben,* von Johann Daniel Schulze, Privatlehrer der Philosophie zu Leipzig. B. VI. S. 40. Vielleicht würde dem Vf. dieser nützlichen Sammlung manches deutlicher geworden seyn, wenn er Gehorsam gegen Gott oder Frömmigkeit, die auch Weisheit, Klugheit, Gerechtigkeit heißt, statt Tugend gesetzt hätte. Die Verfasser des A. T. setzten den Glauben an Gott, und die Anerkennung der göttlichen Gebote, und der Verbindlichkeit zum Gehorsam gegen dieselben, als Quelle alles Guten im Menschen. Religion, und ihre Lehren und Sprüche würden uns oft weniger mit unsern Ideen im Widerspruch erscheinen, wenn man nicht in der neueren Philosophie Tugend und Religion von Neuem zu trennen versucht hätte. Auch wäre vielleicht zwischen den Beweggründen und Ermunterungsgründen nicht ohne Nutzen unterschieden worden. Denn der religiöse Beweggrund ist im A. T. nur der: *es ist der Wille Gottes und sein Gebot.* Um den Gehorsam gegen Gott zu erwecken, wird theils der Mensch an die Wahrheit, daß Gott sein Schöpfer und Herr ist, theils an einzelne Eigenschaften Gottes erinnert. Um ihn zu überzeugen, daß dies oder jenes Gute der Wille Gottes sey, wird ihm Gottes Wohlgefallen an Guten, Gottes Mißfallen am Bösen, Gottes Beyspiel vorgehalten. Als Ermunterung zum Guten wird Belohnung zugesagt und Strafe dem Bösen gedroht, oder an das warnende Beyspiel der Bösen, und an das ermunternde Beyspiel der Guten erinnert, oder an Ehre und Schande bey anderen Menschen, oder an die Liebe derselben, oder an den Nutzen, den man ihnen schaffen könne, u. s. w.

Über einzelne Stellen des A. und N. T. sind B. VI. S. 237 *exegetische Anmerkungen*, von Georg Christoph Dahme, CK. und Generalsup. zu Celle, der Aufmerksamkeit der Exegeten zu empfehlen. — Zur Erklärung des A. T. insbesondere gehören folgende Aufsätze: 1) *Sollte Moses keine Negern gekannt, und derselben nie erwähnt haben? und sollte das Menschengeschlecht von mehreren zugleich erschaffenen Stammältern entsprossen seyn?* von Johann Friedr. Telge, Prediger im Orlersbadischen Büttel. B. VI. S. 163. Hr.

T. sucht den Beweis, daß Moses Neger gekannt habe, zuerst aus 4 B. Mos. 12, 1 zu führen, wo erzählt wird, Moses habe eine Kuschitin geheyrathet. Aber eine Kuschitin konnte ja auch aus Arabien, und durfte nicht gerade eine Negerin seyn. Die Unzufriedenheit der Mirjam zu erklären, daß man nicht annehmen, daß Moses zweyte Gattin eine Negerin gewesen sey. Moses Schwester war, wie Michaelis schon richtig bemerkt, wohl deswegen unwillig, weil Moses eine Frau nahm, die nicht von Abrahams Geschlecht war. Die Geschichte Abrahams, Isaaks, Jacobs und seiner Söhne, bestätigt die Abneigung derselben von Heyrathen, die nicht mit Töchtern ihrer Verwandten geschlossen wurden. Sowie jene, dachte auch die auf ihren Nationaladel stolze Mirjam. Der Vf. ist sogar zweifelhaft, ob überhaupt der weissen Farbe der Haut der Menschen in der Bibel erwähnt werde. Adam soll von der rothen Farbe genannt seyn. Aber roth hieß im Hebräischen *Adam* und *Edom*, nicht *Adam*. Der Name *Adam* ist von *Michaelis* (*Supplm. ad Lex. Hebr.*) richtiger von *Admah*, die Erde, abgeleitet, griechisch γῆγενος. Warum wäre auch Esau gerade auszeichnend *Edom* genannt von der rothen Farbe, wenn sie die gewöhnliche war? Aber bey Jeremias IV, 7 werden Menschen genannt, *weiss wie Schnee und Milch*, und Hosea V, 10 heisst der Geliebte weiss und roth. Es kann also nicht zweifelhaft seyn, ob die Hebräer die weisse Farbe der Haut kannten und schätzten. Der Gedanke S. 186, daß 1 B. Mos. 1, 26 מִן כָּל בְּשָׂרָה zu lesen seyn möchte, hat nicht allein die überwiegenden Zeugnisse der Kritik wider sich; sondern auch den Parallelismus. Dafs nach S. 187 auch 1 B. Mos. 2, 24 וְהָיוּ לְבָשָׂר וְלָדָם zu lesen sey, beweisen die ältesten Übersetzer nicht, die ohne וְהָיוּ zu lesen, doch dem Sinne gemäß so übersetzen könnten. Die Vermuthung, daß diese Stelle noch schöner glänzen würde, wenn es hiesse: *vehajah mischnehem basar echad*, scheint dem Rec. nicht treffend; denn וְהָיוּ heisst im Hebräischen nicht, *es ward aus*; sondern, *es ward nach*. Die Frage also, ob Moses Neger gekannt habe, ist hier nicht befriedigend beantwortet. In Hinsicht der zweyten Frage giebt der Vf. zu, daß es Mose nicht widerspräche, wenn man annähme, ursprünglich seyen in verschiedenen Gegenden verschiedene Menschenpaare zugleich erschaffen worden. Er sucht aber zu beweisen, daß die Neger auch, sowie die Weissen und Kakerlaken, von Adam abstammen können. Über diesen Gegenstand, den nur gründliche Naturkenner gehörig untersuchen können, sollten Theologen nicht streiten! Paulus behält Ap. Gesch. 17, 26 recht, wenn auch unzählige Menschen ursprünglich geschaffen sind. Sie sind doch ἕξ ἑκασ αἰματος, doch alle verwandt, alle von Gott dem Wesen nach gleich geschaffen, und zu gleicher Bestimmung. Wider das *principium indiscernibilium* kann es unmöglich streiten, (wie S. 192 vermuthet wird,) wenn das Menschengeschlecht aus mehreren Menschenmassen hergeleitet wird, weil auch dann die den Menschen von allen anderen Wesen unterscheiden-

den Merkmale als bey allen ursprünglich gleich gedacht werden können. 2) Über die Erzählung von einer Überschwemmung zur Zeit Noahs, 1 B. Mos. 6—9. B. IV. S. 550. Bestätigung der Hypothese Eichhorns, daß sie ein historischer Mythos, aus zwey verschiedenen Sagen zusammenge setzt sey. Nur glaubt Rec. nicht, daß der Urheber dieser Erzählung bey den Göttersöhnen an mächtige Menschen, und bey den Töchtern der Menschen an Töchter der Sklaven der Mächtigen gedacht habe. 3) Einige Worte über die Anopferung Isaaks von Abraham, 1 B. Mos. XXII, von M. Karl Philipp Conz, Diakon. zu Vaihingen im Württemberg. B. V. S. 179. Der Vf. hält eine alte Sage für die Quelle der Erzählung. 4) Versuch eines natürlichen Aufschlusses der wunderbaren Erzählung von Jakobs Ringen mit Gott, 1 B. Mos. 32, 25—33 nebst einigen Bemerkungen über die Versuche des Zeitalters, alle Wunder der Bibel natürlich zu erklären. Von D. W. C. L. Ziegler. B. H. S. 29. Voran steht die richtige Bemerkung, daß die Wundererzählungen der Bibel nicht eigentlich erklärt werden können. Der Vorschlag, Wunder als praktische Reflexionsbegriffe zu betrachten, hat das wider sich, daß die alte Welt die Wunder wirklich glaubte, und daß nicht aus Reflexionen praktischer Vernunft, sondern aus anderen Quellen der Wunderglaube abzuleiten ist. Jakob könnte, wie der Vf. meint, die Hüfte schon am Abend, bey dem Übersetzen der Seinigen über den Strom, vielleicht verrenkt, aber, so lange er warm war, dieß nicht bemerkt, und hernach geglaubt haben, er habe sie im Traume verrenkt. Rec. zweifelt, ob an ein eigentliches Verrenken zu denken sey, da nachher nie gesagt wird, daß Jakob hinkte. Es konnte nur ein heftiger Schmerz in der Hüfte seyn, der ihn am Morgen zu hinken nöthigte. 5) Bestätigungsgründe der Erklärung des Übergangs der Israeliten durch das rothe Meer zur Zeit der Ebbe, aus Vergleichung der Beobachtungen der neuen Reisebeschreiber über die Natur dieses Meers. Von Gottl. Sam. Ritter, in Buttstädt. B. IV. S. 291. Ein sehr vorzüglicher Aufsatz, der dem Rec. auf eine völlig befriedigende Art, besonders durch Niebuhr's und Irwin's Beobachtungen, es zu bestätigen scheint, daß die Ebbe den Durchgang der Israeliten, die Fluth das Ummkommen der Agyptier bewirkte. Von demselben Vf. ist ein Aufsatz 6) über Josua's Worte: Sonne stehe still in Gibeon, und du Mond im Thal Afulon, Jos. 10, 12, und über die Leitung der israelitischen Armee durch Heereszeichen. B. VI. S. 1 worin über Curtius IX, 9 treffende Bemerkungen in Beziehung auf Ebbe und Fluth im Indus und rothen Meere gemacht werden; worin Rec. aber die Vermuthung, daß Sonne und Mond Jos. 10, 12 ein größeres und kleineres Heereszeichen bedeuten sollte, nicht wahrschijnlijk findet. Die Worte scheinen aus dem erweislichen Sprachgebrauche der alten Welt natürlicher erläutert werden zu können, und nicht, wie der Vf. meint, nach dem schon vollendeten Siege über die Feinde gesprochen zu seyn. 7) Bemerkungen über ein Bruchstück von einem alten Psalterium trilingue, von Joh. Friedr. Tel-

Telge, B. V. S. 310, und 8) *über ein Psalterium triglotton*. B. VI. S. 87 beziehen sich auf die von Petrus Artopoeus, Prediger in Stettin, veranstalteten beiden Ausgaben der Psalmen, nach dem hebräischen Text, und mit der lateinischen und griechischen Übersetzung. 9) *Zur Exegese und Kritik der Psalmen*. Von Ge. Alex. Ruperti, Rector des Gymnasiums zu Stade. B. I. S. 503. Über Ps. 11. 12. 13. 14. 15. 17. 19. 20. 21. 22. Ps. 22 wird hier so erklärt, als habe David ihn auf der Flucht vor Absolon gesungen. Rec. scheint der ganze Inhalt des Psalms, und besonders der Anfang und das Ende zu dieser Zeit nicht zu passen, die vorzüglich nur in der ersten Nacht der Flucht, und den folgenden Tag, hernach aber gar nicht mehr so sehr gefährvoll war. Der ganze Inhalt stimmt mit Davids Umständen auf der Flucht vor Saul überein. Auch kein einziger Zug deutet auf Empörung, oder darauf, daß David schon König war. Nie wird Zion hier erwähnt, u. s. w. 10) *Über einige streitige Stellen in den Psalmen*, von J. C. Nachtigal. B. II. S. 337. Die geschmackvolle und an neuen, prüfungswerthen, aber nicht immer probehaltenden, Muthmaßungen reiche Bearbeitung der Psalmen des Hn. N. ist seitdem bekannter worden. Rec. bemerkt daher nur, daß auch hier Ps. 40, wie es scheint ohne hinlänglichen Grund, als aus verschiedenen Liedern zusammenge setzt beschrieben wird, und daß in den Gegensätzen, wo Verehrer Jehovens vorzugsweise vor Götzeknechten glücklich gepriesen werden, der Name *Verehrer Jehovens* von jedem Israeliten erklärt ist, auch da, wo Rec. unter dem פִּיִּי nach den Attributen, die der Psalm ihm zueignet, nur den wirklich Frommen, und unter dem פִּיִּי den Bösen verstehen kann. 11) *Der 29 Psalm, metrisch übersetzt mit Anmerkungen*; von J. F. Telge. B. V. S. 69. Eine Umschreibung des Psalms in 10 Stanzas, oder 14 gereimten Versen. Die erhabene Darstellung des Gegenstandes hat durch diese, zum Theil ausmalende, Umschreibung nicht gewonnen. In den weitläufigen Anmerkungen ist Gelehrsamkeit unverkennbar. Es fehlt aber der exegetische Scharfblick, der den mit wenigen Worten angedeuteten Sinn richtig zu treffen weiß. 12) *Der 110 Psalm, metrisch übersetzt*, von D. J. C. Velthusen. B. IV. S. 385. Auch diese Verdeutschung hat nicht sowohl treue Übersetzung, als Darstellung des Sinnes zum Zweck. So vollständig fand der Vf. in diesem Psalm von Christus Reich geweißt, daß er den dritten Vers vom Tode und von der Auferstehung des Erlösers erklären konnte! Freylich aber geht er von der Voraussetzung aus, daß der Psalm als von Christo weissagend erklärt werden müsse; anstatt ohne eine solche Voraussetzung, durch grammatische und historische

Interpretation allein, den Sinn zu erforschen. 13) *Proben einer neuen Bearbeitung der Koheleth*, B. I. S. 286, und *über streitige Stellen der Koheleth*, von J. C. C. Nachtigal, B. III. S. 150 verdienen die Aufmerksamkeit des künftigen Bearbeiters jenes Buchs vorzüglich. Die Übersetzung liest man, wie ein deutsches Original, worin Ideen des hebräischen religiösen Alterthums dargestellt wären. Aber die Hypothese des Vf. daß das Buch aus Wettgefangen einer Sängerversammlung entstanden sey, und die Treue der Übersetzung, bedürfen einer unbefangenen Prüfung, welche sich nicht durch den Namen *Koheleth*, zu der Voraussetzung verleiten läßt, dies Buch müsse das Werk einer Weisenversammlung seyn. Alles dies gilt auch 14) *von den Bruchstücken einer Einleitung in das Buch der Weisheit, als Gegenstück der Koheleth, und als Vorbereitung zum Studium des Neuen Testaments*, B. II. S. 68, und *von dem Versuch einer neuen Übersetzung des Buchs der Weisheit*, von J. C. C. Nachtigal, B. II. S. 459. Die Vermuthung, daß das Buch ursprünglich aus den Antworten zusammenge setzt sey, die von Weisen über einzeln vorgelegte Fragen in israelitischen Weisenversammlungen, in verschiedenen Zeitaltern gegeben seyen, und daß der ursprünglich hebräische Text früh durch die griechische Übersetzung verdrängt sey, und die Meinung, daß das Studium der griechischen Sprache den Juden seit Hyrkans und Aristobulus Zeit verboten gewesen (da der Talmud, und Josephus (Alterth. 20, 9) doch nur von griechischer Weisheit, Philosophie und Gelehrsamkeit oder Religionsphilosophie reden, die der Jude nicht an die Stelle seiner Religionslehre setzen solle, und da doch zur Zeit Christus und der Apostel gewiß auch die griechische Sprache in Jerusalem und Judäa gesprochen wurde.) haben Vieles wider sich. Für ein griechisches Original sprechen in diesem Buche so viele Worte und Wendungen, die nicht wohl als Übersetzung aus dem Hebräischen angesehen werden können. Die Hebraïsmen aber dürfen in der griechischen Schrift eines Juden gar nicht befremden. Eben so wenig scheint es befremdend, wenn ein alexandrinischer Jude, durch Bekanntschaft mit der griechischen Philosophie gebildet, seine Ideen über Religionsphilosophie und Moral, die immer einen durch seine Volksreligion umgrenzten Kreis durchliefen, in Gnomenähnlichen Wiederholungen vorträgt, und ein solches Buch, wie das Buch der Weisheit, nicht auf einmal, sondern die einzelnen Theile desselben zu verschiedenen Zeiten, bey verschiedenen Veranlassungen, in verschiedener Gemüthsstimmung, aufgeschrieben hat. Manier und Schreibart des Ganzen scheinen Einen Urheber des Ganzen zu verrathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

#### KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. Weisenfels u. Leipzig, b. Böse: *Lehrbuch der christlichen Religion nach Anleitung des Katechismus Lutheri*, entworfen von M. Johann Christian Förster, ehemal. Domprediger der hohen Stiftskirche zu Naumburg und Schulinspector, auch nachmals gewesenem Superint. und Pastor zu Weisenfels.

Siebente Auflage. 1804. 295 S. 8. (6 gr.) Die erste Ausgabe dieses Lehrbuchs erschien im Jahr 1786. Daß jetzt schon die siebente nöthig war, ist ein Beweis, daß es Eigenschaften eines vorzüglich guten Volksbuchs haben muß. Und diese wird auch jeder unbefangene Beurtheller desselben anerkennen müssen.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 S E P T E M B E R, 1 8 0 5.

## T H E O L O G I E.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Neues Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte*. Herausgegeben von D. Heinr. Phil. Conr. Henke, etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

15) *Ein neues Jerusalem*. (Eine Weissagung im Jesaias, Kap. 66), von J. F. Telge. B. III. S. 87. Durch die Hypothese, daß Jes. 66 von Christus reinerer Religion und deren allgemeinerer Ausbreitung weissage, läßt der Vf. sich zu gezwungenen Auslegungen verleiten. So findet er Jes. 66, 3 wo Synkretisten beschrieben werden, die mit dem Cultus, den sie Jehova nach Moses Vorschriften weihen, auch Menschenopfer, Opfer von Hunden und Schweinen, und Götzenopfer jeder Art verbinden, (gerade wie sie Jes. 66, 17 auf eine ähnliche Art beschrieben werden,) eine Zeit geschildert, worin alle Opfer aufhören würden. Ja Jes. 66, 23 wo ausdrücklich des Neumonds und Sabbats, als der Feste erwähnt ist, zu welchen künftig Verehrer Jehovens aus mehreren Ländern und Weltgegenden herbeyströmen würden, findet der Vf. die Aufhebung des Sabbats geweissaget, und jeden Tag der Woche für gleich erklärt in Absicht der Anbetung des Jehova. Sogar auf die nun wieder vergessenen Theophilanthropen in Frankreich ist er desswegen unwillig, weil sie den Sonntag wieder eingeführt haben, und nennt das eine Tagwählerey, und eine inconsequente Vorliebe für den Tag, welche reineren Religionsgrundsätzen zuwiderläuft. 16) *Vorrede zu einer Verdeutschung des Jeremias*. B. I. S. 482. Noch ist, soviel Rec. weiß, die hier vor sechs Jahren angekündigte Verdeutschung nicht erschienen. Der Vf. wollte, mit möglichster Vermeidung allerley Hebraismen, den Jeremias so reden lassen, daß ein deutscher Leser sogleich bey den Worten eben das dächte, was der Übersetzer drey dachte. Denn daß Jeremias noch etwas Anderes, und mehr bey den Worten gedacht habe, leugnet der Ungenannte selbst nicht. Rec. kann übrigens nicht rathen, eine solche erklärende Verdeutschung bekannt zu machen. Denn der Vf. dürfte nicht einmal überall treffend genug verdeutscht haben; wenn er z. B. Jeremias, statt eines göttlichen Antriebs zu erwähnen, bisweilen nach S. 483 sagen liesse, *er sey auf den sonderbaren Gedanken oder auf den Einfall gekommen*, dieß oder das zu thun u. s. w. Der Vf. hält den Jeremias und alle

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

Propheten des A. T. für Schwärmer, weil sie an Offenbarungen Gottes durch Träume und Gesichte glaubten. Damit wäre zugleich der Stab über das N. T. gebrochen, wo die Vff. denselben Glauben an den Tag legen. Aber macht ein psychologischer Irrthum einen Mann, der ihn hegt, schon zum Schwärmer? Der Vf. meint, sie hätten auch deswegen allein, oder doch vornehmlich sich für Gesandte Gottes gehalten, weil Gott ihnen im Traum erschienen sey, und im Traume sie beauftragt habe. Er beweiset dieß aber nicht, und kann es nicht beweisen. Der verständige Eifer dieser Männer für Frömmigkeit und Tugend, und der ganze Geist des israelitischen Religionsglaubens, der Gott stets in einer unmittelbaren Verbindung mit guten Menschen, und alles Gute als Gottes Werk zu denken erweckte, giebt uns den Schlüssel zu allem Räthselhaften in ihren Ausdrücken; wir dürfen nur nicht vergessen, daß die Propheten den Geist des Menschen als von Jehovah eingehaucht, und also des Geistes oder der Vernunft Anforderungen an den Menschen als Anforderungen Jehovens betrachteten. Da wurden ihnen dann auch Träume und Visionen *Bestätigungen* ihres Berufs und ihrer Pflicht, dieß oder jenes zu reden oder zu thun, weil sie mit dem ganzen Alterthum die Träume und Visionen für etwas Göttliches hielten. Aber die Vernunft war und blieb immer Herrscherin, und die Anforderung der Vernunft blieb Hauptkennzeichen einer göttlichen Anforderung, und der Probestein, nach welchem entschieden wurde, was Gott wolle oder verbiete. 17) *Erläuterungen über Ezech. XXXVII, 1—14*, von D. J. C. Velthusen. B. III. S. 478. Nach diesem Aufsatze soll die Erklärung dieser Stelle, und Jes. 26, 19. 20 und Dan. 12, 2 äußerst gezwungen und unbefriedigend seyn, wenn Auferstehung als Bild der Wiederherstellung des Staats der Israeliten, und nicht ganz buchstäblich von Wiederherstellung erstorbener Leiber zu einem künftigen Leben, gedeutet werde. Es werden zwar mehrere Parallelen aus Ovids Metamorphosen angeführt; aber diese sollen nur *abgeleitete trübe Bäche*, hingegen eine uralte hebräische *Auferstehungslehre* soll originell und Quelle jener seyn. Aber einen Beweis, daß es im A. T. eine *Auferstehungslehre* gebe, und eine Vereinigung dieser Voraussetzung mit den Stellen, die alle Hoffnung auf eine Rückkehr aus dem Scheol abschneiden, findet man nicht. Nach S. 497 soll Paulus 1 Kor. 15, 55. 2 Kor. 5, 4 und Johannes der Dichter in der Apokalypse, und Ezechiel ander hier erläuterten Stelle, die Worte Jes. 26, 19. 20 von eigent-

eigentlicher Auferstehung verstanden haben, und also die ältere Auslegungsart durch drey sehr authentische, der hebräischen Sprache sehr mächtige, mit den Ideen und dem ganzen Geiste der jüdischen Nation vorzüglich vertraute Interpreten, bekräftigt werden. Aber wir vermiffen einen hinlänglichen Beweis für die Meinung, dafs Ezechiel, Paulus und Johannes, die Worte Jes. 26, 19 *eigentlich interpretirt* haben. Der Vf. hat aufser seinem sogenannten Harmonieprincip, welches sich gar nicht zu einem Princip der Exegefe qualificirt, weil es durchaus unbestimmt, und von der subjectiven Einsicht jedes Auslegers in seiner Anwendung abhängig ist, nichts von Belang wider die Gründe angeführt, die von den besten Exegeten gegen die ältere Auslegungsart vorgetragen sind, und sich, ohne irgend einer Autorität zu bedürfen, durch sich selbst jedem unbefangenen Forscher einleuchtend machen lassen.

18) *Über einige dunkle Stellen im Propheten Micha*, von A. T. Hartmann, Prorector am Friedrichsgymnasium zu Herford. B. IV. S. 98. Sie sind nun vollständig erklärt in des Vf. Übersetzung und Erklärung des Micha (Lemgo 1800), die reich an neuen, wenn gleich noch streitigen, doch der bedachtsamsten Prüfung würdigen Ideen ist.

19) *Über Hab. 3, 8—13*. B. V. S. 104. Durch diesen Versuch hat die Erklärung dieser Stelle schwerlich etwas gewonnen. Der Vf. will V. 91 עֲרֵה עֲרֵה יִשְׂרָאֵל construire, und unter עֲרֵה *victoriam nudantem* verstehen, einen Sieg, der die Feinde ganz blofs macht, die *spolia optima* davonträgt. Aber das Wort עֲרֵה ist ja in der Bedeutung der *Blöße* bekannt, und nur *jeschuat* *erjak* könnte ein Sieg der Blöße, oder entblößender Sieg, heißen. Es bedarf gar keiner Abweichung von den Accenten, denn עֲרֵה kann am natürlichsten zum folgenden gezogen werden. Eben so unnöthig ist die zuletzt vorgeschlagene Abtheilung des Wortes עֲרֵה in zwey Worte: עֲרֵה עֲרֵה. Der Vf. hat die letzten Worte übersetzt: *Aber du, der du die Grundvesten der Urwelt gleichsam aus ihrer Ruhe geweckt hast, gebiete jetzt: es bleibe Licht.*

20) *Vermischte Bemerkungen, exegetischen und historischen Inhalts*, von G. S. Ritter. B. VI. S. 527. Größtentheils über das A. T. Zuerst wird, um den *Ursprung der Abgötterey* zu erklären, auf den Hang unwissender Menschen, das Bild mit der abgebildeten Sache zu verwechseln, aufmerksam gemacht. (Aber dieser Hang ward Quelle des *Bilderdienstes*, dem der Glaube an Götter voranging, und diese Bemerkung zeigt vielmehr, warum der Bilderdienst bey Abgöttern so allgemein, ja selbst Blindgläubigen so theuer, und hingegen Helersehenden so anstößig ist.) — Demnächst ist *Zweck und Absicht des Abendmahls* historisch nach Begriffen des Alterthums entwickelt. Der Vf. erinnert an die bekannte Gewohnheit der Alten, bey einem Bunde einige Tropfen ihres Bluts Anderen zu kosten zu geben, um sie dadurch zur Treue zu verpflichten. (Dies gehört wohl nicht hieher, denn diesen Gebrauch verabscheuten die Juden, als heidnischen Gräuel. Das Abendmahl läßt sich natürlicher als ein nach

jüdischen Gebräuchen und Begriffen angeordnetes Religionsmahl erklären. Zudem bezog es sich nicht auf Jesus Schüler allein, die seine Religion ausbreiten sollten, sondern auf alle Bekenner, derselben.) — Eine 3. Bemerkung, *zur Geschichte der Israeliten in Ägypten*, beantwortet die Frage, warum man dieselben nicht zum Ackerbau gebrauchte, durch Erinnerungen an die große Fruchtbarkeit des Landes, das beynahe ohne Arbeit seine Früchte gab. Diese Antwort möchte nicht befriedigen. Man muß noch hinzusetzen, dafs in Ägypten die Ackerbauer einen eigenen geschätzten Stand ausmachten, dafs die Israeliten hingegen Hirten, und dafs die Dienste, welche man von den Israeliten foderte, den Ägyptern verhasst waren. — Die 4. Bemerkung zu 2. B. Mos. 21 zeigt, dafs nach Herodot. 11, 75 es in jener Gegend gefährliche Schlangen gebe, und sucht die Erzählung, dafs diejenigen, welche nach der aufgehakten Schlange blickten, wieder gesund wurden, natürlich zu erklären. Dafs man ihnen ein Gegengift gab, ist wohl die wahrscheinlichste Vermuthung. Der Biss der Schlangen ward als Strafe des Aufruhrs beschrieben, und wer zum Panier zurückkehrte, fand Hülfe. Richtig ist bemerkt, dafs Luthers Ausdruck: *feurige Schlangen*, nicht so eigentlich zu verstehen sey. Er hat im Hebräischen gar keinen Grund. — Zuletzt ist noch das *Verhalten Christi gegen seine Mutter und seine Brüder*, bestimmt durch ihr Betragen gegen ihn, nach Matth. 12, 48—50. Marc. 3, 31. Luc. 8, 19. 20 erläutert, und dabey Joh. 7, 5 ff. verglichen. Unleugbar ist wohl das Mißtrauen der Brüder Jesu, welches in Johannes Worten ausgedrückt werden soll. Aber in Jesus Worten: *Wer ist meine Mutter u. s. w.* liegt nicht nothwendig Härte. Vieles kommt auf den Ton an, womit sie gesprochen wurden, und auf die vorhergegangenen Worte. Sie sollten vielleicht blofs andeuten, dafs Jesus in seinem Lehrvortrage sich durch Anmeldung eines Besuchs nicht unterbrechen lassen wolle. Dafs Marc. 3, 21 das Wort ἐξέστη nichts für Jesum Erniedrigendes hätte ausdrücken sollen, beweist die Bemerkung nicht, dafs man auch Verrückte für vom Geiste Gottes getrieben hielt. Die Worte ἐξέστη, μαλαί, δαιμονίων ἐχει, werden im N. T. immer nur von Menschen gebraucht, welche als Schwärmer, Verrückte, Befessene, von Propheten unterschieden werden sollen.

Die *Auslegung des Neuen Testaments insbesondere* haben folgende Aufsätze zum Gegenstande: 1) *Beyträge zur Erklärung des N. T. aus dem sogenannten Buche der Weisheit Salomons*. Von J. C. C. Nachtigal. B. III. S. 136. 279 ff. Der Vf. bemerkt selbst, dafs diese Beyträge selten mit Kuinoel *Observat. ad N. T. ex libris apocryphis V. T.* zusammentreffen. Der erste erläutert die Worte δικαίος, δικαιοσύνη, δικαιοῦσαι; aber an manchen Stellen, z. B. Math. 23, 35 wo αἷμα δικαίων für das hebräische קַיִם, wie Jon. 1, 14 in der griechischen Übersetzung, und Röm. 9, 30. Hebr. XI, 7 wo δικαιοσύνη für *Wohlgefallen Gottes* steht, würde Rec. eine andere Erklärung vorziehen. Überhaupt müssen die Worte δικαίος u. s. w. von *wahrer Ver-*



Verehrung Jehovens, die nicht in Ceremonien besteht, gedeutet werden, wenn ihr Sinn ganz gefasst werden soll. Die im zweyten Beytrage zu mehreren Stellen des N. T. angezeigten Parallelstellen des Buchs der Weisheit sind bemerkungswerth. 2) *Beiträge zur historischen Interpretation des N. T., aus den damals herrschenden Zeitbegriffen.* Von Otmar dem Zweyten. B. III. S. 201. B. IV. S. 123, 492. Der Vf. erklärt sich S. 539 über diese Beyträge folgendermassen: „Ich gebe zu, daß mehrere Stellen nicht nach dem Geiste des Schriftstellers selbst erklärt sind; aber welcher Exeget darf ausserhalb seiner subjectiven Überzeugung sich anmassen, den Geist des Schriftstellers einzig recht beschworen zu haben? Genug, wenn nur diese Beyträge in jungen thätigen Männern den Entschluß wecken, die historische Exegese auf die nöthige Kritik des N. T. folgen zu lassen, und alle willkürliche, moralische und moderne Deutung von Büchern zu entfernen, die in der Simplicität ihres Stils, in der Denkungsart ihrer Concipienten, und in dem ganzen Geiste der Zeit die sichersten Beweise enthalten, daß sie nicht nach den Grundsätzen der neuerundenen Accommodationstheorie, sondern nach damals herrschenden religiösen Begriffen erklärt werden müssen.“ — Wenn man mit diesen Aufserungen die vorher erwähnten Aufsätze über Accommodationen im N. T., B. II. S. 249. B. V. S. 509 vergleicht: so erhellet, daß der Vf. mit Unrecht alle Accommodation im N. T. verwirft. Willkürlich erfundene Accommodationstheorien wären freylich verwerflich. Aber da, wo deutliche Aussprüche es beweisen, daß man eine Rede mißdeuten würde, wenn man sie eigentlich erklärte, wie das in Jesus Reden und in den Aufsätzen der Apostel so oft der Fall ist: da würde die Erklärung der Worte aus Zeitbegriffen eine willkürliche und unerweisliche Erklärung seyn, weil sie den Redenden oder Schreibenden mit sich selbst in einen Widerspruch setzen würde. 3) *Kleine Anmerkungen zu Stolz Übersetzung des N. T., III Ausgabe vom J. 1798.* Von H. W. A. Cramer. B. III. S. 424. B. IV. S. 393. B. V. S. 261. Sie sind zum Theil bey der jetzt erschienenen vierten Ausgabe dieser Übersetzung benutzt. Schade, daß auch die beste Übersetzung ohne kirchliches Ansehen, wie die Lutherische, wenig auf den größesten Haufen der Christen wirkt! Die Cansteinische Bibelanstalt in Halle könnte sich ein großes Verdienst um die protestantische Kirche erwerben, wenn sie zu ihrer wohlfeilen Ausgabe der Bibelübersetzung Luthers bey allen, besonders für die Glaubens- und Sittenlehre wichtigen Stellen, welche einer Berichtigung bedürfen, kurze Glossen von einem der Sache gewachsenen Ausleger hinzusetzen liesse! 4) *Bruchstück einer historisch-kritischen Prüfung der vier kanonischen Evangelien, nach ihrem Verhältniß gegen einander, vornnehmlich in chronographischer und chorographischer Aufsicht, als noch immer vermisste Grundlage zur endlichen Verständigung über Jesu Geschichte und Lehre.* B. VI. S. 193. Matth. 26, 6—13. Marc. 14, 3—9. Joh. 12, 1—8 ist mit Luc. 7, 36 verglichen, in der Voraussetzung, daß alle diese Er-

zählungen von derselben Begebenheit berichten. Weil nun im Lucas sich fast Alles anders findet, als in den drey anderen Erzählungen: so wird vermuthet, jene sey durch Mißverständnis veranlaßt, und wie verschieden schon die alten Interpreten und Scholiasten über das Verhältniß dieser Berichte urtheilten, wird durch Anführung ihrer Aufserungen über dieselben bewiesen. Rec. findet Luc. 7, 36 kein Bedenken, der Sage zu glauben, daß auch ein Pharisäer Jesum zu sich gebeten habe, und glaubt, die Erzählung im Lucas lasse sich so erklären, daß alles Anstößige wegfällt. Er zweifelt selbst, ob Joh. 12, 2 ff. von eben der Begebenheit die Rede sey, die Matthäus und Markus erzählen, und ob Simon der Aussätzige der Gatte der Martha gewesen; ob nicht vielmehr auch hier durch spätere Sage aus zwey Mahlzeiten Einem gemacht, oder der einen zugeeignet sey, was sich doch nur bey der anderen ereignet hatte? 5) *Über den Ausdruck: ο υιος του ανθρωπου im N. T.* Von K. Chr. L. Schmidt, Pfarradjunct zu Wilmenrode. B. II. S. 507. Ein sehr vollständiger Beweis, daß dieser Name so viel sey, als *Messias*. — 6) *Eine Meinung über die Geschichte der Taufe und Versuchung unsers Herrn.* B. IV. S. 339. Jesus sey, durch Blitz und Donner bey seinem Gebet nach der Taufe, seiner ihm von seinen Ältern schon bekannt gemachten Bestimmung zum Messias noch mehr versichert, in die Wüste am Sinai gegangen, um sich in der Einsamkeit auf sein Geschäft vorzubereiten, wo er jeden Gedanken, der ihn von seiner Bestimmung hätte abziehen können, durch Erinnerung an Gott überwunden habe. 7) *Über das Wort πορος,* Matth. 5, 22. Von J. C. C. Nachtigal. B. III. S. 190. Es bedeutet den *Gotzenknecht*, wie hier sehr deutlich bewiesen wird. 8) *Einige Bemerkungen über des Hn. D. Paulus Erklärung des Wandeln Jesu auf dem Meer.* B. IV. S. 321. Die Erklärung streite gegen die aufbehaltene Nachricht. 9) *Etwas über den Astersabbat* Luc. 6, 1. Von D. Fr. Dan. Winterberg. B. II. S. 56. Es sey der erste Sabbat nach dem Pascha zu verstehen. 10) *Noch etwas über Luc. 10, 41. 42.* Von J. St. Tychsen, Prediger zu Selent in Holstein. B. I. S. 186. Hier ist der Sinn so gefasst, daß bey εως supplirt wird παρος της διακοβιας. Ganz befriedigt dieß nicht; denn die Dienste, welche Martha besorgte, waren ja auch nöthig, Jesus und seine Schüler anständig zu bewirthen. 11) *Die Parabeln vom ungerechten Haushalter und vom reichen Mann.* Von K. Phil. Konz. B. V. S. 184. Probe und Ankündigung der seitdem erschienenen geschmackvollen Bearbeitung der Parabeln des N. T. 12) *Versuch die gewöhnliche Erklärung Luc. 16, 1 ff. zu rechtfertigen.* Von D. P. F. Muzel. B. IV. S. 365. Für Rec. ist diese Erklärung ganz befriedigend. 13) *Erklärung des 5 Kapitels Johannes, zur Probe aufgestellt.* B. V. S. 330. Im Ganzen beyfallswerth, nur hie und da zu kurz, wo die völlige Deutlichkeit noch mehr Entwicklung des angedeuteten Sinnes foderte, und anderswo zu viel unnöthige Declamation. Neue Ansichten hat Rec. weder gefunden, noch zu finden erwartet. 14) *Über das Wort Jesu am Kreutze: Mich dürstet!* Von D. Gottl. Schlegel. B. IV. S. 288. Vielleicht

leicht habe Jesus eine oder die andere Stelle des A. T., worin die Worte: *mich dürftet*, bildlich gebraucht waren, zu seinem Troste angewendet, und man habe ihn mißverstanden, als fodere er zu trinken; wie man auch seinen Ausruf: *Eli, Eli* u. s. w. mißverstand. 15) *Pragmatische Betrachtung über die Rede zweyer Freunde Jesu in weissen Kleidern bey seiner Himmelfahrt*. Von G. Schlegel. Sehr lesenswerth! Indessen glaubt Rec. nach Luc. 24, 4. Lucas habe eine Erscheinung höherer Wesen in menschlicher Gestalt andeuten wollen. 16) *Was war der Grund der Verwunderung am ersten christlichen Pfingstfeste?* B. II. S. 486. Dals Galiläer unvorbereitet mit solcher Begeisterung redeten, wird als Ursache der Verwunderung erwiesen. 17) *Beyträge zur Erläuterung von Ap. Gesch. II, 4—13*. Von J. C. C. Nachtigal. B. VI. S. 100. Anzeige der verschiedenen Hypothesen und ihrer Schwierigkeiten, und Gründe für die Vermuthung, daß bloß verschiedene Mundarten der aramäischen Sprache unter den fremden Sprachen, welche geredet wurden, zu verstehen seyn. 18) *Über Röm. 8, 19—24*. Von J. C. C. Nachtigal. B. II. S. 254. Die Stelle ist nicht von einem künftigen Leben, wovon Rec. sie nach Röm. 8, 18 versteht, sondern von der Bekehrung der Nichtchristen zum Christenthum erklärt. 19) *Über Röm. 8, 19 ff. und Joh. 3, 1 ff.* von C. G. Bauer, Inspector und Oberprediger zu Zossen. B. IV. S. 376. Hier ist die ἀποκατάστασις und δοξα von einer nahen glücklicheren Zeit für die Christen verstanden. Aber ἀποκατάστασις deutet, wie Philip. 1, 20, nicht bloß auf eine nahe bevorstehende Zeit; und bey der Kürze des Erdenlebens, stand ja dem wahren Christen immer, die mit seinem Tode anfangende selige Zukunft, als nicht weit entfernt, bevor. 20) *Zur Geschichte der Erklärung des σῶμα πνευματικόν*, 1 Kor. 15, 44. B. IV. S. 69. Eine ähnliche Geschichte der Erklärung der für die Dogmatik merkwürdigsten Stellen würde in vieler Hinsicht nützlich seyn. 21) *Einzige Deutung der Stelle 2 Kor. 12, 7*. Von D. Fr. Sam. Winterberg. B. II. S. 43. Der Pfahl ins Fleisch und Satansengel bedeute eine Rotte feindseliger Menschen. 22) *Der Brief an die Galater verdeutlicht*. B. II. S. 1. Ein Probestück, das noch vieler Verbesserungen bedarf. Bald ist die Übersetzung zu frey, bald ist sie zu wörtlich. 23) *Geschichte der Auslegung von Gal. 3, 20*. Von D. F. S. Winterberg. B. I. S. 552 ff. *Versuch einer Erklärung der Worte Gal. 3, 20*. Von A. G. Fenzel. B. III. S. 295 ff. *Noch ein Versuch über Gal. 3, 20*. Von Joh. Friedr. Telge. B. III. S. 306. *Über Gal. 3, 20*. Von D. P. L. Muzel. B. IV. S. 387. Die von Hn. Muzel gegebene Erklärung hält Rec. für die richtige. Ein Vermittler setzt Uneinigkeit voraus. Folglich zeigt schon der Name Vermittler, daß das Volk eines Vermittlers bedurfte, und von Gott abgewichen war; denn Gott bleibt sich immer gleich! 24) *Bemerkungen über 1 Tim. 3, 14—16*. Von D. W. C. L. Ziegler. B. I. S. 491 ff. Rec. zweifelt, ob diese Stelle mit 1 Tim. IV, 1 ff. zusammenhänge, und, wie in diesem Aufsatze behauptet wird, dem Körperhass der Enkratiten entgegengesetzt sey. 25) *Zur Erklärung von 1 Petr. 3, 18—21*. Von D. P. L. Muzel. B.

VI. S. 494. Σαρξ soll das Irdische, πνεῦμα hingegen das Himmlische in Jesu bedeuten. Rec. kann unter σαρξ nur den Leib verstehen, denn nur der starb nach Matth. 10, 29, und also πνεῦμα nur von der Seele Jesu erklären. 26) *Über eine bevorstehende Veränderung der Erde, nach 2 Petr. III. B. III. S. 315*. Eine Vertheidigung der buchstäblichen Erklärung dieses Abschnitts, mit Beweisen, daß die Meinung von einer der Erde bevorstehenden Veränderung sehr alt sey. Das Alterthum der Meinung kann aber für die Wahrheit derselben nichts entscheiden. 27) *Eine Anmerkung zu 1 Joh. 5, 20*. B. IV. S. 591. Der Sinn soll seyn: *In seinem Sohne Jesus Christus ist dieser wahrhaftige Gott*. Diese Veränderung der Interpunction streitet wider den Zusammenhang, und ist unnöthig. Auch ohne sie läßt sich alles in dieser Stelle leicht erklären.

Zum Fache der Kirchengeschichte gehören endlich folgende Aufsätze: 1) *Johannes und Jesus*. B. VI. S. 373. Im ersten Abschnitt wird vermuthet, Johannes habe die Idee von einem sittlichen Reiche Gottes zuerst gehabt, und Jesus habe sie von ihm angenommen. Dieser Vermuthung aber widerspricht die Geschichte. Der zweyte Abschn. erklärt sich in Absicht der Messiasideen für die ältere Meinung, daß Jesus sich in dem Sinne für den Messias gehalten habe, worin das kirchliche System ihm die Messiaswürde beylegt. Auf diese Art dürfte schwerlich die Dunkelheit aufgehellt werden können, welche so lange diesen Gegenstand umhüllte. Nur durch unparteyische Exegese ist dies möglich! 2) *Über den Einfluss des Todes Jesu auf die Lehrart der Apostel*. B. VI. S. 505. Viele gute Bemerkungen; nur ließe sich die Übereinstimmung der Lehrart Jesu nach den Evangelien mit der Lehrart der apostolischen Briefe noch vollständiger zeigen. Jesus z. B. lehrte auch, daß er zur Erlösung der Menschen sterbe, Matth. 20, 28. 26, 26—28. Joh. 10, 16 ff. 3) *Über den Sinn der nicänischen Glaubensformel*. Von D. Wilh. Münscher. B. VI. S. 334. Nicht Einheit, nur eine vollkommene Gleichheit des Wesens sey in derselben behauptet. Rec. ist durch die Beweise dafür nicht überzeugt. Gleichheit des Wesens, so daß in Absicht des Wesens kein Unterschied denkbar sey, und daß Vater, Sohn und Geist nicht dem Wesen nach als drey, sondern nur als drey Personen zu betrachten seyn, bedeutete in der Sprache der nicänischen Kirchenväter eben das, was wir ein Wesen in drey Personen nennen. Nach ihrer Lehre war das Wesen des Vaters auch das Wesen des Sohnes und das Wesen des Geistes; aber die Person des Vaters war nicht die Person des Sohnes oder des Geistes. Sie verwarfen das Wort Einheit nur in dem Sinne, worin dasselbe die Mehrheit der Personen auszuschließen schien. 4) *Über den Zustand der christlichen Sittenlehre in den ersten Zeitaltern nach dem Tode der Apostel*. B. I. S. 337, und 5) *Origenes, als Sittenlehrer betrachtet*. B. VI. S. 130. Beide Abhandlungen von D. Münscher sind zwey sehr schätzbare Beyträge zu der älteren Geschichte der christlichen Sittenlehre.

(Der Beschluß folgt.)

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 3 SEPTEMBER, 1805.

## T H E O L O G I E.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Neues Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte*. Herausgegeben von D. Heinr. Phil. Conr. Henke etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

6) *Geschichte des christlichen Eherechts, oder Kritik der Urtheile über eheliche und uneheliche Geschlechtsverbindungen, nach unwidersprechlichen Thatsachen der Geschichte des kanonischen Eherechts*. Von G. Sam. Rätter. B. II. S. 526. Diese Kritik, so schätzbar sie als Beytrag zur Aufhellung der Geschichte ist, bedarf bedachtamer Prüfung. Auch hier heisst es, Christus habe Polygamie nicht untersagt, und das Christenthum habe die Monogamie nicht befördert. Nach S. 533 soll ein altes Gesetz beweisen, dass man vor Ildors Zeit es noch für erlaubt gehalten habe, einen Mann, der mit zwey Frauen zugleich in der Ehe lebte, zum Kleriker zu ordiniren. Es ist aber in diesem Gesetze wahrscheinlich davon die Rede, dass einer, der zwey Frauen nach einander geheyrathet hatte, nicht ordinirt werden sollte. Denn es ist bekannt, dass auch die zweyte Ehe, ungeachtet Paulus dieselbe den jüngeren Wittwen selbst angerathen hatte, damals den Kirchenlehrern schon verhasst war, und Bigamie hiefs. S. Suicer s. v. *Bigamos*. Des Vf. Zweck und Wunsch ist auch hier, dazu beyzutragen, dass Polygamie und außereheliche Geschlechtsverbindung nicht mehr für unerlaubt gehalten, und nicht mehr verboten werde. Das meint er zur Natur zurückkehren!! 7) Lässt sich aus medicinischen Gründen etwas zur Vertheidigung unserer kanonischen Eheverfassung sagen? Ein Nachtrag zur Kritik des christlichen Eherechts. B. IV. S. 561. Es ist in der That befremdend, wie ein so einsichtsvoller Mann, in diesem Falle von einer Lieblingsmeinung geblendet, dem Zeugniss rechtschaffener Ärzte und der Erfahrung widersprechen kann, die so deutlich beweiset, wie verderblich in der Regel die Folgen sind, welche die außereheliche Befriedigung des Geschlechtstriebes für die Gesundheit der Ausschweifenden nach sich zieht! Was würde erst geschehen; wenn kein Verbot den vagen Genuß hinderte! 8) *Versuch einer kritisch-pragmatischen Darstellung des Ursprungs der Kirchensynoden, und der Ausbildung der Synodalverfassung in den ersten drey Jahrhunderten der Kirche*. Von D. W. L. C. Ziegler. B. I. S. 125. Der J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

Begriff von Synoden, dass sie nach Tertullian's eigenem Geständniss (*de sejun.* c. 13) eine willkührliche Anordnung des Klerus waren, der auf denselben die Kirche zu repräsentiren, und ihr Gesetze vorzuschreiben, sich ein Recht anmaßte; dass am Ende des 2ten Jahrh. zuerst in Griechenland, und später in Afrika, jährlich im Frühling und Herbst zwey Synoden zu halten, festgesetzt, dass die Ap. Gesch. XV beschriebene Zusammenkunft der Gemeinde, weder als Grund der Nothwendigkeit, noch als Muster der Synoden betrachtet, und von jener nichts beybehalten worden sey, als die Formel: *Es gesiel dem heiligen Geiste und uns*, und endlich die Art, wie diese Synoden gehalten wurden, ist hier gründlich auseinander gesetzt. Nur in zwey Punkten möchte Rec. noch einen Schritt weiter gehen. 1) Eigentliche Synoden, auf welchen der Klerus die Kirche repräsentirte, scheinen die der Montanisten wegen gehaltenen Versammlungen, nach Eusebius V, 16 noch nicht gewesen zu seyn. Denn da kamen noch die Geistlichen nicht allein; sondern alle getauften Christen, *fideles, πιστοι*, zusammen. Auf Veranlassung des Passastreites kamen nach Eusebius V, 23 bloß *Sacerdotes, επισκοποι*, zusammen. Dieser Streit scheint also zu eigentlichen Synoden den ersten Anlass gegeben zu haben; weil man es weder für nöthig, noch für rathsam hielt, bey denselben die Gemeinen mitsprechen zu lassen. So zufällig veranlasst, gefielen solche Zusammenkünfte den Geistlichen, und sie beschloßen die öftere Wiederholung derselben. 2) Weder die Anordnung zweyer jährlicher Synoden, noch die Formel: *Es gesiel dem heiligen Geiste und uns*, möchte Rec. als ein Werk schlauer Hierarchie, er möchte beides im 2ten Jahrh. als Wirkung abergläubiger Meinungen betrachten. Die Meinung, dass die Christen an die Stelle der Israeliten als ein Volk Gottes, und die christlichen Geistlichen an die Stelle der israelitischen Hohenpriester, Priester und Leviten getreten seyen, verleitere die Geistlichen, sich als die von Gott bestellten Vorgesetzten der Gemeinen und Ausleger des göttlichen Willens für dieselben zu betrachten, und sich mithin als solche zu constituiren und zu betragen. Die Meinung, dass mit der Ordination außerordentliche Geistesgaben ertheilt würden, und dass Christus die Verheißung seines Geistes, den er vom Vater senden wolle, nicht bloß den Aposteln, sondern auch ihren Nachfolgern gegeben habe, dass also, wie durch die Apostel, so auch durch sie der Geist Gottes rede, veranlasste die

Mmm

die Beybehaltung der apostolischen Formel: Es gesiel dem heiligen Geiste und uns. Aber freylich in der Folge wußten schlaue Hierarchen von diesem Affen immer mehr Vortheil zu ziehen. 9) *Über die Einkünfte des Klerus und der Kirche in den drey ersten Jahrhunderten.* Von D. W. C. L. Ziegler. B. IV. S. 1. Auch eine sehr schätzbare Abhandlung, lichtvoll und ächt-pragmatisch abgefaßt. Zuerst lebte der Klerus zum Theil von bürgerlichem Erwerb. Mit der Meinung von besonderer Heiligkeit des Standes und seiner Geschäfte entstand auch die, daß sich die Geistlichen aller bürgerlichen Erwerbsgeschäfte als für sie schändlicher Geschäfte enthalten mußten. Die Oblationen, welche sonntäglich bey dem Abendmahl, und monatlich, und von den Erstlingen gebracht wurden, die Zehnten, Collecten, freywillige Geschenke, zuletzt auch Bezahlung für die Taufe, waren die Quellen der Einkünfte, die der Klerus weislich zu vermehren verstand, indem er es den Christen zur Religionspflicht zu machen wußte, nicht mit leerer Hand vor ihm zu erscheinen. Die Kirche hatte auch schon Grundstücke. Der Bischof hatte die Verwaltung und Vertheilung der Einkünfte, wodurch sein Einfluß und sein Übergewicht über die übrigen Geistlichen natürlich größer ward. Oft ward über schlechte Verwaltung geklagt, der man leicht durch eine Verpflichtung der Bischöfe, jährlich Rechnung abzulegen, hätte abhelfen können; aber dieser Verpflichtung wußten sich die Bischöfe zu entziehen, und dieselbe als mit ihrer Würde unvereinbar darzustellen. — 10) *Über einzelne Theile des muhamedanischen Religionsgesetzes.* Von A. T. Hartmann, Prætor in Herford. B. VI. S. 285. Zuerst vom Koran überhaupt und dessen unzähligen ermüdenden Wiederholungen, dann von der successiven Entstehung desselben, von Muhameds Urtheilen über sich und seinen Koran; am ausführlichsten aber von den grellen und grausen Schilderungen der Belohnungen der Gläubigen, und der Qualen der Ungläubigen in jenem Leben, die wirklich unerträglich sind; endlich von den Gebeten der Muhamedaner. 11) *Über die hauptsächlichsten, gegen den Tempelorden erhobenen Beschuldigungen.* Von D. Fr. Münter, Prof. zu Kopenhagen. B. V. S. 351. Ein sehr befriedigender Beweis, daß die Tempelherren durch List und Drohungen zu Geständnissen verleitet wurden, die ihre Feinde verlangten, und daß keine der gegen sie erhobenen Beschuldigungen hinlänglich erwiesen ist. Die Beschuldigung der Verleugnung Gottes und Christi, der Verhöhnung des Kreuzes, des Bündnisses mit dem Teufel, und der Zauberey, der Anbetung eines Götzenbildes, (welches nichts mehr und nichts weniger, als ein Reliquienbehältniß war,) der Verachtung der Sacramente, der Ketzerey in Absicht der Beichte, der schändlichen Küsse u. s. w. wird hier in einzelnen Abschnitten beleuchtet, und als ganz grundlos dargestellt. Ein erfreulicher Beweis, wie oft noch nach Jahrhunderten, in der unparteyischen Geschichte, die durch Macht und List

der Bosheit als strafbar dargestellte und unterdrückte Unschuld ihre Vertheidiger findet, und endlich die Ungerechtigkeit ihrer Unterdrücker mit dem verschuldeten Abheben von der Nachwelt bestraft wird. — 12) *Die alte Religionsgeschichte von Osterstäde,* von Joh. Friedr. Telge. B. II. S. 407. Auf eine sehr angemessene Art unterhielt der Vf. im Jahre 1791 am Reformationsfeste seine Gemeinde mit der ältesten Religionsgeschichte des Landes, in welchem sie wohnt. Zuerst einige Nachrichten aus den Zeiten des Heidenthums, dann seit 772 von dem Zustande des Landes seit der Bekehrung der Einwohner zum Papstthum, und endlich von der Einführung der Reformation Luthers, da seit 1564 schon lutherische Prediger zum Büttel gelehrt haben, in deren Reihe der Vf. der zwölfte dortige evangelische Lehrer ist. Der Predigt, die mit einer rührenden Ermunterung zur dankbaren Anwendung der Wohlthat der Reformation endiget, sind Anmerkungen und weitere Ausführungen der Geschichte beygefügt. — 13) *Kurze Darstellung des eigenthümlichen Lehrbegriffs des Faustus Socinus.* Von D. W. C. L. Ziegler. B. IV. S. 201. Sie ist aus Socinus eigenen Schriften gezogen, und dient zur endlichen Berichtigung so vieler unwahren, aus Verwechselung der Meinungen anderer, besonders später sogenannter Socinianer, mit den Meinungen des Socinus entstandenen, Vorstellungen. — 14) *Plan zu einer neuen Bibliothek der protestantischen Kirchenordnungen, nebst einer Probe.* Von Heinr. Matth. Aug. Cramer. B. I. S. 427. — 15) *Anzeige der in der akademischen Bibliothek zu Helmstädt aufbewahrten ungedruckten Schriften des sel. D. Martin Luthers.* Von D. P. J. Brauns. B. IV. S. 462. — 16) *Ungedrucktes Schreiben von Philipp Melancthon; aus dem Original abgedruckt.* B. II. S. 247. Es ist an Georg Spalatin gerichtet, und obgleich kurz, doch merkwürdig. Denn es ward veranlaßt durch Erasmus Schrift *de libero arbitrio*, mit welcher Melancthon gar nicht unzufrieden war. Schon damals äußerte er also freymüthig, daß er mit Luthers Meinung über den Punkt von der Freyheit des Willens nicht übereinstimme, und wünschte Luther einen würdigen Gegner, damit eine recht gründliche Untersuchung der streitigen Frage bestünde würde. — 17) *Ein Schreiben Melancthons an Tilemann Heshusen.* B. II. S. 457. — 18) *Xenion a Philippo Melancthone missum Antonio Corvino.* B. II. S. 610, und 18) *Ein Schreiben des Erzbischofs Wilhelm Wake von Canterbury, an D. J. Fabrizio zu Helmstädt.* B. II. S. 642. dürfen für die Freunde der Kirchengeschichte nur genannt werden, um ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten.

Noch sind drey Aufsätze vermischten Inhalts zu bemerken: 1) *Vermischte Bemerkungen bey Gelesenem.* Von Johann Tobler, Archidiak. in Zürich. B. IV. S. 479—492. Die Worte 2 B. Mos. 20, 9 *gedenke des Sabbats*, scheinen Hn. T. den vormosaischen Ursprung der Sabbatsfeyer zu bestätigen. Im englischen Bibelwerke findet sich bey den Worten schon dieselbe Anmerkung von Ainsworth und Polus. Eigentlich aber

beziehen sich die Worte doch wohl nur auf die nach 2 B. Mos. 16, 23 von Moses schon vorher geschehene Anordnung des Sabbats. — Was der Vf. nachher über ältere und neuere lateinische Psalmenübersetzungen, über Jes. 9, 1, über den Mißbrauch des Wortes Religion, über den Nutzen der Streitigkeiten unter den Protestanten, über eine alte Bibel von 1529, über unnöthige Untersuchungen kleiner unwichtiger Umstände der Geschichte Jesu, und über Johannes des Täufers Drohung kommender Strafen bemerkt, wird man nicht ohne Interesse lesen. In Absicht der Frage, wo Augustin die Tugenden der Heiden *splendida pecunia* genannt habe, kann man bey Augustin de civitate Dei, Lib. XIX. c. 25 *quod non possint ibi verae esse virtutes, ubi non sit vera religio*, die Antwort finden. Endlich bey der Einwendung gegen den Satz, daß die Ideen Jesu zwar den grösseren von Johannes aufbewahrten Reden unentstellt zum Grunde liegen, daß Johannes aber seinem Lehrer seine Sprache und seine Ausführungsmanier geliehen habe, würde offenbar, wenn sie statthaft seyn sollte, vorausgesetzt, daß Jesus seine Reden dem Johannes dictirt habe, welches gar nicht wahrscheinlich ist. Von demselben Vf. findet man B. V. S. 315—330 Bemerkungen über drey Stellen in den *Oeuvres de Chamfort* worin das Christenthum gegen des franz. Bürgers Chamfort herabwürdigende Vorwürfe sanft und befriedigend vertheidigt wird. Zuletzt ist noch des gedrängten Auszugs aus *Werenfels Abhandlung über die Wortstreitigkeiten der Gelehrten*, B. V. S. 498—524 mit Achtung zu erwähnen, weil sein Inhalt auch für unsere Zeitgenossen lehrreich und warnend bleibt.

Diese kurze Beurtheilung kann bey einem Magazine, das bereits in den Händen so vieler Leser ist, zu dem Zwecke hinreichen, auch diejenigen, welche dasselbe noch nicht besitzen, auf den fortdauernden Werth dieser Sammlung aufmerksam zu machen, und zur ferneren für die Wissenschaft der christlichen Theologie und Religionsphilosophie vortheilhaften Benutzung derselben aufzufodern.

— HE.

ERFURT, b. Keyser: *Handbuch der biblischen Literatur enthaltend I. biblische Archäologie. II. Geographie. III. Chronologie. IV. Genealogie. V. Geschichte. VI. Naturlehre und Naturgeschichte. VII. Mythologie und Göttergeschichte. VIII. Alterthümer. IX. Kunstgeschichte. X. Nachrichten von den biblischen Schriftstellern.* Von D. Johann Joachim Bellermaun, ord. Prof. d. Theol. etc. auf d. Univers. zu Erfurt. Erster Theil. Biblische Archäologie. 2te verb. u. verm. Aufl. 1796. XXIV u. 272 S. Zweyter Theil. Bibl. Geographie. 2te verb. u. verm. Aufl. XXIV u. 549 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. dieses Handbuchs hatte bey seiner Arbeit, deren Plan aus dem hier ganz vollständig mitgetheilten Titel ersichtlich genug ist, folgenden Gesichtspunkt: Er wollte 1) angehenden Theologen ein Buch in die Hand geben, das sie theils als Leitfaden in dem grossen Felde der biblischen Gelehrsamkeit brauchen, theils zur Übersicht ihrer zerstreut gesammelten Kenntnisse anwenden könnten; 2) ihnen das Studium der h.

Schriften dadurch erleichtern, daß die in ihnen vorkommenden Sachen theils in Zusammenhang gestellt, theils Dunkelheiten erhellt werden, und 3) bey ihnen mehr Lust und Liebe zur Bibel erwecken. Der I Theil erschien zuerst 1787 (u. hatte 198 S. Text; der zweyte (mit 524 S. Text) 1790; beide wurden mit verdientem Beyfall aufgenommen. Auf gleichen Beyfall wird nun auch diese 2te Auflage Anspruch machen können; denn sowie der Vf. bey der ersten die Arbeiten seiner Vorgänger mit Einsicht und reifer Beurtheilung benutzte: so hat er auch bey dieser zweyten das, was seitdem über die von ihm abgehandelten Gegenstände geschrieben worden, mit prüfender Sorgfalt gelesen, und daraus das für seine Absicht brauchbare, mit seinen eigenen Bemerkungen darüber, nachgetragen und eingeschaltet. Beide Theile haben daher viele und beträchtliche Zusätze erhalten. Der erste besonders ist hie und da ganz umgearbeitet, und manche Abschnitte sind in eine andere und unstreitig bessere Ordnung gebracht worden. Rec., der die 2te Auflage mit der 1sten sorgfältig und Seite für Seite verglichen hat, kann um so zuversichtlicher die Wahrheit des Gesagten verbürgen, und noch weiter versichern, daß fast keine Seite ohne grössere oder kleinere Zusätze geblieben; auch daß in sehr vielen Stellen der Ausdruck verbessert worden. Es würde aber zu weit führen und den Lesern doch wenig frommen, wenn er hier ein Verzeichniß des Neu hinzugekommenen oder der sonst gemachten Verbesserungen geben wollte; er will statt dessen lieber seiner Anzeige einige von den Bemerkungen, die er bey Durchlesung dieser zwey Theile sich aufgezeichnet hat, beyfügen.

So willkommen dem Anfänger auch immer literarische Nachweisungen seyn müssen: so wird der Vf. doch seinen Zweck nicht ganz erreichen, wenn er damit gar zu freygebig ist. In diesem Falle scheint aber hier unser Vf. zu seyn; man vergleiche nur z. B. die Literar. Notizen Th. I. S. 128. 132 f. 140. 144. 146 u. a. a. O. (S. 144 hat den Vf. ein Irrthum beschreiben. Er sagt: „Zur Geschichte dieser Künste [Bildnerey, Malerey, Musik, höhere Baukunst, gymnastische Künste] überhaupt, dürfte in folgenden Schriften das Wichtigste und brauchbarste enthalten seyn, und führt nun folgende Autoren und ihre Werke an: Sulzer, Büsching, Tiedemann, Caylus, Winkelmann, Basan, Junius etc. Wie Tiedemann hier eine Stelle habe bekommen können, erklärt sich vielleicht daraus, daß Hr. B. sich den Titel der Tiedemannischen (Preis-) Schrift nicht vollständig excerpirt habe, denn er ist hier auch wirklich defect so angeführt . . . *Comm. de quaestione quae fuerit artium origo*. Marb. 1788 (eigentlich 1787) 4. Es fehlt nämlich hinter *artium* das Hauptwort *margaritarum*). Eben so dürfte man sich im 2 Theil über den Reichthum des 3 §. (von S. 5—59), der in der neuen Ausgabe gar noch um einige Artikel, als: *Ibn Haukal, Simonita, Marko Polo, Belon, Dandini etc.* vermehrt worden ist, eher beschweren, als über Unvollständigkeit klagen (obgleich, wenn es dem Vf., wie es das Ansehen hat, um Vollständigkeit zu thun war, noch mehrere Reisende fehlen; wie z. E. P. Lucas, von dem nur ei-

ne Reife angeführt ist. O. von Gröben, der Auszug aus Schulz Leitungen des Höchsten, in Paulus Sammlung u. a. m); wenigstens hätten die bis jetzt noch nicht durch den Druck bekannt gemachten Werke einiger arabischen Geographen und andere Schriften von weniger Bedeutung, die der Vf. übrigens selbst als solche charakterisirt, ohne Verlust hier ganz wegbleiben können. Bey anderen Artikeln würde man dafür lieber eine grössere Genauigkeit gewünscht haben. So hätte z. B. S. 13 neben Rennels Meisterwerke auch die neueste Bearbeitung von Lavchev angeführt werden sollen; S. 43 hätten die Artikel unter No. 68 u. 69 nach dem, was in der 2. Ausgabe von Hartmanns *Edrisi Africa* (die nicht in 4, sondern in 8 erschienen ist) bemerkt worden, in einen zusammenge schmolzen werden müssen; S. 77, wo der Artikel *Marko Polo* neu hinzugekommen, hätte der Rec., wenn auch nicht das freylich sehr seltene Original, doch statt der deutschen Übersetzung, lieber noch die lateinische angeführt u. s. w. — Th. I. S. 88 ff. hat der Vf. die Meinung, daß die 3 Consonanten *א, י, ו* einst Vocalbuchstaben gewesen, mit vieler Vorliebe wieder vorgetragen, ja sogar für sie noch einen und den anderen Grund hinzugefügt; allein Rec. zweifelt, daß er sachkundige Leser, die die Stärke der Gegengründe kennen, auf seine Seite bringen werde. Es würde zu viel Raum einnehmen, wenn Rec. hier die förmliche Bestreitung dieser Hypothese übernehmen, und das Unnatürliche, ja selbst das Unnatürliche derselben ausführlich zeigen wollte; er hält es aber für nöthig, die jüngeren Leser dieser Schrift auf diesen § aufmerksam zu machen, damit sie nicht etwa durch das Einschmeichelnde, das diese Hypothese bey dem ersten Anblick hat, verführt, sie ohne Prüfung annehmen, und verweist sie deshalb auf die Gründe, welche in den, auch von dem Vf. citirten, Schriften eines Dupuy, Michae-*lis* etc. enthalten sind. Am wenigsten aber hätte Rec. erwartet, daß der Vf., der den Unfug wohl kennt, den man ehemals mit den prosthetischen, epenthetischen u. paragogischen Buchstaben getrieben, S. 93 in einem Zusatze behaupten würde, „unter die Spuren, daß das Aleph als Vocalbuchstabe gebraucht wurde, gehören die gemeinlich sogenannten prosthetischen, epenthetischen und paragogischen Alephe.“ Was würde man wohl unter diesen Umständen mit den ehemals für epenthetisch gehaltenen Consonanten Daleth (in דלת), Me (in מלת) etc. mit den prosthetischen Beth (in בלת), Lamed (in ללת), Schin (in שלת) u. s. w. anfangen müssen? — S. 153 ff. wird in der 2. Ausgabe bemerkt, daß nebst mehreren Alten auch Faber unter קרביס den Kürbis verstanden habe. Gut! aber es hätte auch nothwendig angemerkt werden sollen, wo Faber diese Übersetzung von Kikajon gegeben habe. Unser Vf. führt nämlich dessen Archäologie an, und sagt S. 153 ausdrücklich, daß er in diesem Abschnitte vorzüglich Fabern folge. Dem jüngeren Lesern wird es nun wohl niemand verargen, wenn er glaubt, Faber habe in der angeführten Archäologie für die Übersetzung des hebräischen ק durch Kürbis gestimmt. Allein dieß ist der Fall nicht; er stimmte a. a. O. für den Ricinus, Wunderbaum, nahm aber in der Folge seine Meinung zurück, und trat nun denen bey, die Kiskaon durch Kür-

bis erklären. Vergl. dessen Anmerkungen zu Harmar's Beobachtungen über den Orient, Th. I. S. 8. 144-151. — Ausser den bereits bemerkten, hat Rec. besonders im 2. Theil mehrere Stellen und Seiten angestrichen, von denen er glaubt, daß sie dem Ganzen unbeschadet, und weil in der Bibel selbst keine Veranlassung dazu gegeben worden, hätten wegbleiben können, wofür sodann mehrere andere, dem angehenden Theologen wichtigere, und mehr zur Sache gehörige Bemerkungen angeführt werden konnten. So ist z. B. S. 107 (Th. I) am Ende des 22 §. die Rede von dem Schaden, den die Eintheilung der biblischen Bücher in Kapitel und Verse angerichtet hat. Rec. meynt, es hätte hier doch auch kürzlich von dem allenfälligen Nutzen derselben, und von der Art und Weise, wie man vor dieser Zeit zu allegiren pflegte (wovon selbst im N. T. noch Spuren vorkommen) geredet werden sollen. Hier wäre vielleicht auch Gelegenheit gewesen, mit ein paar Worten zu bemerken, daß R. Nathan zuerst die hebräischen Zahlbuchstaben jedesmal bey 5 Verse beygeschrieben habe u. s. w. So hätten dafür an einem anderen Orte, wie z. E. S. 127 ff. S. 226 ff. ausführlichere Bemerkungen über die technischen Kunstwörter der Arzneykunst (vergl. Jes. I.) der Waffen etc. gemacht werden können u. s. w. Doch Rec. will über das Mehr oder Weniger mit dem Vf. nicht rechten, um so weniger, da das erstere auch nicht ohne Nutzen für Anfänger, obgleich hier nicht immer an der rechten Stelle ist. Zuweilen würden aber auch ein paar Worte mehr nöthig gewesen seyn. So steht z. E. Th. II. S. 344, „Paulus segelte auf einer seiner Reisen hier (es ist von Knidus die Rede) vorbey, Ap. Gesch. 27, 7. 1 Makk. 15, 23.“ Die letztere Stelle beweist doch das Gegenthe, sondern nur, daß der Ort auch in ihr vorkomme. Eben dieß ist S. 348 der Fall. — Nur selten stieß Rec. auf Stellen, die das nicht beweisen, was der Vf. daraus beweisen zu können glaubte, wie z. E. Th. I. S. 137, wo doch noch immer gesagt werden könnte, man habe vielleicht Mosen Vorwürfe gemacht, er habe sie nur nicht aufgezeichnet oder aufzeichnen lassen u. s. w. oder auf Stellen, aus denen zu viel gefolgert worden zu seyn scheint, wie z. E. S. 226, wo es heisst: „Zur Zeit des für Freyheit streitenden Patrioten . . . Schamgars stürzte man auf gut Mungolisch Ochsenfleck etc.“ und eben da selbst: „Sonst wurden bisweilen in späteren Zeiten die Ackergeräte zu Waffen umgeschmiedet, Joel IV, 10. Micha IV, 3.“ War dieß, könnte man sagen, auch bey den Römern der Fall, die dasselbe Dichterbild hatten? z. E. Virg. Geo. I. 507: „Et curvae rigidum falces constant in enses“ — u. a. Sonstige Abweichungen des Rec. von dem Vf., vornehmlich im 2. Theile, anzuführen, hält er für unzweckmäßig, da er, ohne zu weitläufig zu werden, seine abweichende Meinung nicht mit den nöthigen Gründen unterstützen kann. Das Schwankende bey der alten Erdbeschreibung überhaupt, und bey der biblischen insonderheit, erzeugt (wie der Vf. sehr richtig bemerkt) nothwendig sehr abweichende Meinungen; eben daher ist aber niemanden damit gedient, ohne Gründe anzuführen, bloß zu sagen: ich halte z. E. Kaphthor für Kappadocien, ich halte es für Kreta, für Cyprus u. s. w. Im Ganzen genommen und bey weitem in den meisten Stellen stimmt Rec. dem Vf. bey, würde auch, wie er, die apokryphischen Bücher nicht vorbegegungen, und nur bey dem Gebrauch der Dichter etwas ängstlicher gewesen seyn. Übrigens bemerkt Rec. noch, daß die Druckfehler der ersten Auflagen zwar verbessert worden, daß sich aber dafür neue eingeschlichen haben, wovon jedoch keine Anzeige gemacht worden. Nur ein paar auffallende mögen hier stehen. Th. I. S. 96 l. bara st. hara; S. 157 Arviex st. Arviex; S. 174 ob st. ba; S. 181 (u. a. a. O.) Harmar st. Harmer; S. 214. 2 Mos. 30, 1 — 10 st. 1 Mos. etc. Th. II. S. 174 Quadi st. Gnadi; S. 387 Daphne st. Daphe; S. 426 Kurden st. Kurten; S. 462 Hamelsveld st. Hamelsfeld; S. 477 l. trennt das Gebirge Juda von dem Gebirge Ephraim, st. trennt das Gebirge Ephraim u. a.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 S E P T E M B E R, 1 8 0 5.

## J U R I S P R U D E N Z.

STUTTGARDT, b. Löflund: *Deutsche Erbfolge sowohl überhaupt, als insbesondere in Lehen- und Stammgütern etc. vornehmlich der weiblichen Nachkommen nach Erlöschung des Mannstammes*, von D. Johann Christian Majer, königl. dän. wirklichem Justizrath, und ord. öffentlichem Lehrer des Staats- und Lehnrechts zu Tübingen. 1804. 164 S. gr. 8. (16 gr.)

Nach der Vorrede war Hr. M. Willens, die wichtige Materie von der deutschen Erbfolge in einer Reihe von einzelnen Abhandlungen dem Publicum vorzulegen. Sein Plan war, zunächst von mehreren einzelnen Grundbegriffen über Erbfolge genauere Bestimmungen zu geben, sodann aus der Natur der Sache gewisse Grundsätze zu entwickeln, aber auch über diesen oder jenen Successionsfall, aus den Controverschriften die darin aufgestellten Principien auszuheben und zu prüfen, dann aber aus wirklichen Erbfolgegesetzen einzelner deutschen, oder anderer Regentenfamilien, wie das Dhaunische, L. regia K. Friedrich III, und das russische Thronfolgegesetz Paul I und seiner Gemahlin Maria, die Anwendung gewisser Principien mit ihren Bestimmungsgründen darzulegen, bald über einzelne wichtige Stellen des longobardischen Rechtsbuchs zu commentiren, bald über die gemeine, bald über die Privatmeinung dieses oder jenes Rechtsgelehrten Prüfungen anzustellen. Sein Zweck dabey war, die Einseitigkeit der Ansicht von den hierhergehörigen Dingen desto gewisser zu vermeiden und sie so mannichfaltig, als möglich zu geben, dadurch Theorie und Praxis mit einander Hand in Hand erscheinen zu lassen, und mit diesen allen zu versuchen, ob wir nicht auf diesem Wege doch einmal zu reinen, deutlichen und festen Principien der deutschen Erbfolge in Lehn- und Stammgütern, bey der weiblichen Erbfolge insbesondere gelangen. Allein zu Ausführung dieses Vorhabens habe sich noch kein Verleger gefunden. Indessen gesteht der Vf., daß in der Reihe der Abhandlungen die gegenwärtige nicht die erste gewesen, sondern daß ihr eine allgemeine Einleitung in die Rechtslehre von der Erbfolge, eine historische Abhandlung über die deutsche Erbfolge nebst allgemeinen Principien über die weibliche Erbfolge vorausgegangen seyn würde. Aus besonderer Veranlassung aber erscheint diese, als die erste, und ihre Aufnahme soll entscheiden, ob sie die einzige bleiben

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

sohl. Über die Veranlassung selbst hat sich Hr. M. nicht erklärt, und man kann daher von derselben nicht urtheilen. Destomehr drängen sich jedem die Fragen auf: warum der Vf. nicht dieser polemischen Abhandlung: *Prüfung der Abhandlung im ersten Heft des juristischen Archivs*, Tüb. 1801, über einen merkwürdigen Fall in Weiberlehen, jene sowohl allgemeine als besondere Einleitung vorausgeschickt, und warum er diese Prüfung unter dem allgemeinen Titel: deutsche Erbfolge — schon jetzt ans Licht gestellt hat. Zur Widerlegung der Abhandlung war bereits erschienen: *Beytrag zur Erörterung der Lehre von der Erbfolge der weiblichen Nachkommen in subsidiarische Weiberlehen*. Hierauf folgte dessen *Recension und Abfertigung* im II St. III Bandes des juristischen Archivs; wogegen ein *Anhang zu der Erörterung der Lehre etc.* als Antwort auf die Recension im demselben Archiv 1803 erschien. Der Streit betrifft einen Rechtsfall, wo nach Abgang des Mannstamms in ein Weiberlehen von dem letzten Besitzer ein Schwestersohn, und eine Bruderstochter am Leben war. Es entstand die Frage: ob dieser vor jenem, oder jenem vor dieser der Vorzug in der Erbfolge gebühre? Um ersteres zu behaupten, stellte der ungenannte Vf. der angezogenen Abhandlung den Grundsatz auf, daß es bey Bestimmung der Erbfolgeordnung überhaupt nicht sowohl auf die Nähe der Consanguinität unter den Competenten gegen den ersten Erwerber, oder letzten Besitzer, als vielmehr auf die Zeitordnung ankomme, nach welcher jener Vorfahren in den einzelnen Lehenrenovationsfällen die Belehnung erhalten haben, und auf diejenigen Bestimmungen, welche in den dabey erteilten Lehnbriefen zu Gunsten der Nachkommen der Neubelehnten enthalten sind. Zu dem Ende behauptet er, daß das Recht der Lehnfolge, welche auf die Nachkommen des Erwerbers von einem Geschlecht zum anderen übergeht, auf die Lehenerneuerung und die dabey getroffenen Verabredungen, nicht aber auf der in der ersten Belehnung liegenden Begreifung gegründet sey. Hr. M. prüft nun diese Meinung in vier Abschnitten. Er legt zuerst die von jenem Vf. aufgestellten allgemeinen Rechtsprincipien von der Erbfolgeordnung in Lehen überhaupt vor, handelt darauf von der Anwendbarkeit der aufgestellten Rechtsprincipien von der Erbfolgeordnung in Lehen überhaupt auf die weibliche Erbfolge, widerlegt weiter die gegenseitigen Entscheidungsgründe, und würdigt zuletzt die von dem Vf. unternommene Widerlegung der für den Schwestersohn freiten-

N n n

ten-

tenden Gründe, wobey sowohl die Proximität des Grades, als der Vorzug des Geschlechts erwogen, und aus dem ganzen Vortrag 22 Resultate gezogen werden. Man muß dem Prüfer der anonymen Abhandlung darin Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seinen Gegner Schritt für Schritt verfolgt, ihn widerlegt und berichtigt habe. Eine andere Frage aber ist es: ob die gegenseitige Meinung eine so unständliche Prüfung und Widerlegung erforderte. Eben so fragt sich auch: ob es nicht nützlicher gewesen wäre, den eigentlichen Gegenstand in die belehrende, als in die streitige Form einzukleiden. Außerdem müssen wir einige Begehungs- und Unterlassungs-Sünden dieser Majerilchen Streitschrift bemerken. Zu jenen gehört, daß er die Meinung seines Gegners in Ansehung der Frage: worauf sich die Lehnfolge gründe, für neu ausgegeben hat, da doch solche zwischen zwey bekannten ehemaligen Rechtslehrern *Bauer* und *Ge. Lud. Böhmer* weitläufig discutirt worden ist. Ersterer schrieb zu Leipzig im J. 1746 vier Abhandlungen: *de natura et indole investiturae feudalis — de origine et progressu communis Saxonum manus — de forma et definitione communis Saxonum manus und de communi Saxonum manu ob neglectam renovationem amissa*, worin er die hier wieder aufgewärmte Meinung auszuführen suchte, und letzterer begegnete derselben in seinem *libro sing. de indole et natura expectativae et investiturae eventualis et de hujus renovatione* Gott. 1747. Weiter hält sich *Hr. M.* berechtigt, die gemeinschaftliche Erbfolgeordnung in Lehen statt Linealordnung eine Parentelenordnung zu nennen. Es scheint dieses eine Lieblingsidee unseres Vf. zu seyn, welche er schon in anderen älteren Schriften geäußert hat. Allein von solcher Veränderung der Benennung ist um so weniger ein Grund einzusehen, als, wenn auch die Erbfolge in Collateralfällen mit der Descendentenfolge einerley ist, so, daß nämlich die Nachkommen eines jeden später Belehnnten den Nachkommen aller früher Belehnnten vorgehen, in jenen Fällen keine Parentel im strengen Verstand vorhanden ist. Auch kann Rec. der Behauptung nicht beytreten, daß der bekannte und hier weitläufig analysirte Text II F. 50 nur einen speciellen, durch Theilung veranlaßten Fall der Erbfolge betreffe, und daher nicht als allgemeine Norm derselben betrachtet werden könne. *Hr. M.* hält gedachte Stelle des longobardischen Lehnrechts für verkümmelt, und will solche ergänzen. So wenig aber zur Annahme jener Hypothese ein Grund vorhanden ist: so wenig ist diese Meinung neu, sondern es haben schon *Guiaz* und *Hottomann* andere Lesarten substituirt. Was aber die Unterlassungsfünden des Vf. betrifft: so hätte doch wenigstens auf dem so allgemeinen Titel der besondere der Abhandlung bemerkt werden sollen, damit die Käufer sich durch selbigen nicht getäuscht fähen. Es ist auch die Literatur der Weiberlehen sowohl überhaupt, als der Erbfolge in dieselbe, sowie über einzelne in der Prüfung vorkommende Gegenstände vernachlässigt. Wenigstens

hätten die neueren und neuesten Schriften, welche über die vorgetragenen Materien erschienen sind, angeführt werden sollen, z. B. *Jo. Aug. Otto Gehler, f. Mor. Gottfr. Bauer diss. de subsidiaria foeminarum successione in pseudo foeminino ad collaterales transeunte*, Lips. 1791. 4. *Poffe Prüfung des Unterschieds zwischen Erbfolgerecht und Erbfolgeordnung*, Rost. und Leipz. 1796, und *Reichhelm's Abhandlungen über II F. 50 und über die Frage, schließt der Text I F. 6. §. 1 in subsidiarischem Weiberlehn die Frauensperson, die einmal durch die Concurrenz mit einer Mannsperson von der Succession ausgeschlossen ist, nun für immer davon aus? wo nicht, was enthält er für einen Sinn? in dessen Versuch einer Auslegung dunkler für den Theoretiker und Praktiker gleich wichtiger Gesetze aus dem Civil- und Lehnrecht*, Halle 1799. Eben so hätte die in *juridischen Archiv III B. 4 Heft 1803* befindliche Erörterung der Frage, *gebührt das Recht der Erbfolge in den adelichen Stammgütern nach Erlöschung des Mannstamms der Erbtöchter des letzten von Mannstamm oder den Regredienten? nicht unbeachtet bleiben sollen.* Mr.

- 1) LEIPZIG, b. Böhme: *Praktischer Commentar über die Pandecten nach dem Lehrbuche des Hn. GRR. Hellfeld. Erster bis funfzehnter Theil.* 1796 bis 1804. gr. 8.
- 2) LEIPZIG, b. Schwickert: *Joh. Gottfr. Amanus Weidner's, F. S. Weimar. Hofadvoc. theoretisch-praktischer Commentar über das Schmidtsche Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden. Erster bis vierter Band.* 1803—1805. gr. 8.

Die hier und dort, nach dem lockenden Muster des Höpfnerschen Institutionen-Discurses angefangenen Commentare über die Pandecten flossen bisher in einem so breiten Bette, flossen dabey so langsam und stagnirend, daß man hätte Lust haben mögen, sie mit den ewig sich ergießenden Flüssen zu vergleichen, auf deren endliches Abfließen wir einen guten Bauersmann bey dem Horaz vergeblich warten sehen:

*Rusticus expectat, dum defluat amnis; at ille  
Labitur et labetur in omne volubilis aevum.*

Aber nunmehr, nachdem das erste Werk mit dem funfzehnten und letzten Theile wirklich bis an das Ende der Pandecten gelangt ist, und damit zu strömen aufgehört hat, dürfen wir es den schwachen Juristen, die über ihre Wissenschaft so lange nicht hinüber zu kommen wissen, als ihr Leibcommentar noch nicht sein Ende erreicht hat, nicht mehr verdenken, wenn ein jeder derselben, durch ein solches Beyspiel aufgemunter, eben so gut zuletzt noch das Ende der Welt, als das Ende seines Leibcommentars, zu erleben hofft. Wir gratuliren Allen, die mit der Geduld jenes *Rustici* bisher an dem Ufer des vorliegenden Commentars wartend gestanden haben, daß ihnen nunmehr geholfen ist. Dem ungenannten Flußgotte in Leipzig, welcher bisher einen so starken Erguß gehabt hat, gratuliren wir gleichfalls, daß er von all dem vielen Wasser glücklich entbunden

den worden ist, und nunmehr nur noch die Nachgeburt zu bestehen hat. Denn die Nachgeburt soll nicht ausbleiben. Sie wird in einem Register von wenigstens sechzig Bogen versprochen, welches der Vf. dem Publicum schenken will, wenn ihm Gott dagegen das Leben und die nöthige Gesundheit dazu schenkt. Ob aber den übrigen Bearbeitern von Pandectencommentaren, die noch mitten in Geburtschmerzen begriffen sind, dazu zu gratuliren sey, daß ihr *Rival*, der erst nach ihnen in die Schranken getreten ist, bereits schon nachgebührend am Ziele steht, das lassen wir dahin gestellt seyn. Hr. Köchy mag denken, wer langsam gehe, komme auch. Hr. Glück aber hat Ursache, der Eile verspottend, zu bedenken, wie es seiner nur würdig sey,

Ἄλλο ἀρίστευον καὶ ὑπερχοῦν ἐμμεναι ἄλλων.

Auch Nr. 2 gehört zu dem Geschlechte der juristischen Schriften, welches in dem Höpfnerschen Commentar über die Institutionen seinen Ahnherrn verehrt. Wie dann aber das Blut leicht auszuarten pflegt, und von etwas Schlechtem leicht etwas Schlechteres stammt; so steht auch der Weidnersche Commentar tief unter dem Höpfnerschen. Wie manche Docenten ihre Collegia so lesen, als schrieben sie Bücher: so schrieb Höpfner seinen Commentar so, als lese er ein Collegium. Höpfner hörte man nun noch ganz gern an, wie er schwarz auf weiß docirte. Aber es fanden sich der unberufenen Nachahmer leider zu viele! Aus ihren zahlreichen Schriften ist ein eigener Zweig der juristischen Literatur entsprossen, die man die *Heft-Literatur* nennen möchte. Sie haben fast sämmtlich die Fehler und Schwächen, die wir dem vorliegenden Commentar nachsagen müssen.

Von eigenem Urtheile und eigenen Gedanken des Vf. zeigen sich gar selten Spuren; das Verdienst besteht bloß im Zusammentragen, wobey denn noch dazu, bald aus Flüchtigkeit, bald aus Mangel an Kritik, manches Mißverständniß, mancher Irrthum unterläuft. Auf die Quellen wird nicht zurück gegangen, sondern die Hülfsmittel werden, als Quellen gebraucht. Auch das Verdienst des eigentlichen Sammelns geht ihm ab. Denn nur der kann in der Lehre von den Klagen und Einreden auf dieses Verdienst Anspruch machen, welcher diese Lehre bis zu den in einzelnen Dissertationen und Abhandlungen zerstreuten Monographien, nicht weniger zu den in den Sammlungen von Rechtsfällen enthaltenen Wahrnehmungen und Bemerkungen der Praktiker verfolgt, diesen zerstreuten Stoff, dessen es für jene Lehre so viel und von so vorzüglicher Nützlichkeit giebt, fleißig zusammenträgt, ihn unter sich vergleicht, und ihn nach Principien zur Erweiterung und Bereicherung der Wissenschaft verarbeitet. Nicht aber gebührt jenes Verdienst dem, welcher, wie der Vf., nur darauf sich beschränkt, das, was bereits bey Andern verarbeitet zu finden ist, bloß auszuschreiben, und durch bloßes handwerksmäßiges Ausschreiben ein neues Buch zusammen zu schreiben. Dazu kommt denn endlich bey dem Vf. noch ein höchst weitgeschweifiger Vortrag, und ein plan-

widriges Herbeyziehen und Einschaften, bald weiter bald näher abliegender Dinge, also in beider Hinsicht, ein recht muthwilliges Bestreben, nicht bloß ein schlechtes, sondern auch ein dickes Buch zu liefern. Die Beweise der Dichtigkeit liegen in den vier dicken Bänden vor. Die Beweise der Schlechtigkeit sind wir, wenn es verlangt werden sollte, weiter auszuführen bereit. P.

BERLIN, b. Schöne: Chr. Lud. Stengels *praktisch-juristische Ausarbeitungen*, herausgegeben von C. L. Stengel, kön. preuss. Hofiscal und Justizcommissar. Erster Band 20 Bog. Zweyter Band 18 Bog. — Fortgesetzt von Christian Lud. Paalzow. Dritter Band. 1803. 295 S. Vierter Band. 1804. 309 S. gr. 8. (Auch unter dem Titel: *Beyträge zur juristischen Praxis*, herausgegeben von C. L. Paalzow. Erster u. zweyter Band.)

Rec. nahm dieses Werk zu einer Zeit in die Hand, als er so eben mehrere Tage mit Lesen und Extrahiren von Acten in seinem Berufe zugebracht hatte. Gott! dachte er, nun werden aus Acten auch Bücher! und es ist umsonst, sich vor den Acten in das Feld der Literatur retten zu wollen! Nur also solchen Leuten, welche ohnehin nicht mehr Acten zu lesen haben, als sie gern lesen möchten, wollen wir rathen, sich an diesen Producte zu erbauen. Insbesondere finden angehende Praktiker manches gute Muster darin. Die Schriften der Sachführer sind freylich auch im Preussischen, wie man aus vorliegenden Ausarbeitungen sieht, gewöhnlich zu wortreich und gedehnt. Sonst aber zeigt sich hier der preussische Geschäftsstil reiner, fließender und weniger geschmacklos, als in manchem anderen Lande. — Auch in der P. Fortsetzung wechseln Criminal- und Civilstücke mit einander ab. Die Fälle, die bey diesen und jenen zum Grunde liegen, sind sehr oft von der Art, daß sie, durch die dabey spielenden Personen, in oder durch andere Zufälligkeiten, ein allgemeines Interesse für das größere Publicum erhalten. Dahin gehört z. B. im dritten Bande unter Nr. II die Rechtsache des kurpfalz-bayerischen Raths und geheimen Secretärs, Hn. Babo, und des Schauspielers und Sängers bey dem Berlinischen Nationaltheater, Hn. Gern; unter No. IV. Vertheidigungsschrift für den Martin von Troer in Breslau (der seinen Kopf erst dem Scharfrichter, und dann den experimentirlichen jungen Ärzten der Sömmeringischen und Anti-Sömmeringischen Theorie hingeben mußte; der auch den bekannten königlichen Befehl veranlaßte, daß es ohne Specialerlaubniß nicht gestattet seyn solle, mit den Körpern der Hingerichteten physische Experimente zu machen); unter No. VI. Klage des Doctor Zencker wider die von Grafshoffschen Erben, die Frage betreffend, ob auf Erfüllung des Versprechens einer Patientin, ihrem Arzte in ihrer *amnoch zu machenden* Verfügung ein Vermächtniß zum Arztlohn festzusetzen, von dem Arzte gegen die Erben der Versprocherin geklagt werden könne? Die Frage ist in zweyter und dritter Instanz bejahend entschieden worden. Der Fall ist für einen nachdenkenden Juristen

sten vorzüglich um deswillen interessant, weil er einen neuen erläuternden Beweis giebt, daß die römische Theorie von der letzten Willensverordnung und die deutschen Lehren von den Erbverträgen in Einer und eben derselben Legislation consequenter Weise unmöglich neben einander bestehen können, und daß die Verbindung zweyer so unerträglicher Institute nothwendig zu tausend Rechtungsgewissheiten und Streitigkeiten führen müsse. — Wir bemerken nur noch, daß Hr. Paalzow angefangen hat, den Ausarbeitungen der Anwältle auch die Urtheile der Richter beizufügen, statt daß Hr. Stengel (wahrscheinlich um das Gebiet seiner *Beiträge zur preussischen Justizverfassung* nicht zu verletzen) sich bloß mit jenen begnügt hatte. P.

HERBORN, in d. Hohenschulbuchh.: *Analecten aus den Nassauischen und Solmischen Rechten*, gesammelt von D. Ludwig Böttger, ord. Prof. d. Rechts zu Herborn. 1804. IV u. 232 S. 8. (20gr.)

Der Vf. mag wohl „den Zweck, welchen schon Plato und die Stoiker ernstlich empfahlen, Anderen nützlich zu seyn“ (p. I) fest gewollt haben, und seinen Fleiß hat er durch Hinzufügung erläuternder Notizen und literarischer Noten allerdings bewährt; ob aber jener Zweck durch diese Sammlung erreicht sey, davon wird ein Überblick des Inhalts zeugen. Der Inhalt besteht in der ersten Abtheilung „zur Geschichte der Nassauischen und Solmischen Landesordnungen“ aus einem Abdruck schon längst gedruckter, zum Theil gar nicht einmal seltener, oder aus allgemein bekannten Werken (Lünig's Reichsarchiv) gezogener Urkunden, die wenig Interesse haben; (z. B. die Vorreden der Gesetzgeber (Patente) zu den Gerichts- und Landes-Ordnungen, die im Nassauischen und Solmischen doch wohl hinlänglich bekannt seyn sollten, und außerhalb ihres Sprengels nur Gelehrte beschäftigen werden, welche bey ihren Studien doch die ungleich wichtigeren Landesordnungen selbst in die Hand nehmen möchten;) aus Literar. Notizen; Auszügen. Ihre Nachweisung würde in einer historischen Bibliothek von Nassau und Solms an ihrem Platz ge-

wesen seyn; allein von der Nothwendigkeit des nochmaligen Abdrucks in der ganzen Vollständigkeit und mit typographischer Weitläufigkeit kann sich Rec. nicht überzeugen. Die Werke von *Selchow*, *Scheidemantel*, *Estor*, *Reinhard* sind ja zum Theil in aller Händen, wenigstens sehr leicht zu erhalten. Unglücklicher Weise sind diese Nachrichten und Ausführungen dazu höchst unbedeutend, und wenn eine solche Sammlung, die an sich sehr nützlich seyn kann, angelegt werden sollte, so war eine Auswahl die erste Pflicht des Redacteurs. Nicht anders ist die zweite Abtheilung: *Aus dem Nassauischen Staats- und Privat-Fürsten-Rechte* ausgestattet. Zuerst giebt sie einen Auszug des Deputat. Hauptschlusses vom 25 Febr. 1803 aus — *Leist's* Lehrbuch des Staatsrechts (konnte denn der Vf. keinen Originalabdruck erhalten und aus der ersten Quelle schöpfen? aber auch nachher liefert er uns von der „für den Rechtsgelehrten in vorzüglichem Grade denkwürdigen Promotion“ (S. 215) des Fürsten Wilhelm IV von Oranien zum Doctor der Rechte in Oxford, eine Nachricht aus einem holländischen Blatt). Das Patent der künftl. Regierung über das *Priv. de non appell. limit.* von 1751; Auszüge aus neuen Journalen. *Vogt* Staatsrelationen), und dann aus Dissertationen und Sammlungen, alte und neue Nassauische Lande betreffend; *Schannat* von der Fulda'schen Erzkanzlerwürde und *Estor* von der Befreyung des Scharfrichters zu Herborn von der Stadtschatzung (eine besonders wichtige Abhandlung!) stehen hier mit Auszügen aus *Scheidemantel's* Repert. gepaart. Das Neue möchten wohl die Statuten des ehemaligen Dillenburgerischen Jagdordens von 1712 seyn, welche ganz interessant auch als Finanzspeculation sind, und das dem Literator willkommene Verzeichniß der Professoren des Rechts zu Herborn (S. 216) ausmachen. Nassauern und Solmsern mag diese Compilation immerhin nicht unangenehm seyn; aber wann wird der Vf. fertig werden, wenn er nach diesem Plan auch das Unbedeutendste nicht verschmähen will? Möchte er doch lieber seine anderen versprochenen und weit nützlicheren Untersuchungen gefördert haben! DW.

## KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Germanien: Unumstößlicher Beweis, daß die Handhabung der Polizey der Wohlthat eines Landes schädlich ist.* Eine Rede, gehalten vor denen, die sie hören wollten. 1804. 96 S. 8. (8gr.) Wohl dem Orte, wo man, wie jener Bürgermeister zu Friedrich dem Großen, sagen kann: „Von der Polizey wissen wir, Gott sey Dank, bey uns nichts.“ Jeder möchte wohl die Vortheile einer guten Polizey genießen, aber wer läßt sich gern die Aufopferungen gefallen, welche sie fordert? Daher ist nichts gewöhnlicher, als Tadel der Polizeyverwaltung, und kein Geschäft ist undankbarer und lästiger, als sie.

Der Vf. dieser kleinen Poëse bemüht sich, in einer launigen Ironie zu zeigen, daß Bettler, Diebe, Quacksalber, schlechte Hebammen, böse Wege, elende Wirthshäuser, vernachlässigte Feuerlöschungs-Anstalten, und Sonntagsmärkte, weit entfernt, gefährliche Erscheinungen im Staate zu seyn, vielmehr auf den hohen Wohlstand eines Landes deuten. Indem er die wohlthätigen Folgen dieser Polizeygebrechen im Tone des Spottes zu entwickeln sucht, mischt er zugleich einige Lehren ein, welcher sein Verbesserungsdrang sich entledigen wollte. Zwar fällt hier und da der Witz ins Schale und Platte; z. B. wenn S. 56 das Klystir mit der Schweinsblase dem mit der Spritze unendlich vorgezogen wird, weil der Bauer vor dieser eine knechtische Furcht habe, und sie ge-

wöhnlich mit einer Musquete vergleiche, durch welche ihm Pulver und Bley in den Leib geblasen wird, oder wenn S. 76 (nach den Altonaischen neuesten Staatsanzeigen) bewiesen wird, daß gute Hebammen mehr Feuersbrünste zur Folge haben, weil dann mehr Kinder lebendig bleiben, michin mehr Feuchtigkeit, woraus Saiterdinge sich erzeugen, fließen, folglich mehr Gewitter entstehen würden; auch könnte an mancher Stelle Argernis genommen werden, als: bey dem (von einem Pfarrer herrührenden) Vorschlag S. 50 „den Geistlichen die Aufsicht über das liederliche Gesindel zu übergeben“ oder bey der Anspielung S. 37 „Mögen unsere Kinder immerhin Bettlernuditäten und Opfer im Tempel der Venus vulgivaga sehen, das schadet nichts. Sie sind durch die leichten Trachten (leichte Tracht) ihrer Mütter und Schwestern schon an Nacktheiten gewöhnt, und sehen wahrlich nichts mehr, als was sich ihnen hinter den Spinnenweben-Gewändern unserer Damen jeden Augenblick darbietet“ etc. Aber das sind nur Seitenhiebe der muthwilligen Satire; und oft gesagte Wahrheiten bedürfen einer neuen Einkleidung, damit es nicht heiße, wie der Vf. am Schluß sagt: „Ihr Thoren, redet euch heißer, schreibt euch müde; es bleibt doch alles beym Alten!“ Irret sich der Recensent nicht, so ist von dem Werkchen schon ein Nachdruck, auf 72 Seiten, erschienen. Ca.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 7 SEPTEMBER 1805.

## M E D I C I N.

- 1) KÖNIGSBERG U. LEIPZIG, b. Göbbels u. Unzer: *Kurzgefaßtes System der gerichtlichen Arzneywissenschaft*. Entworfen von D. Joh. Dan. Metzger, kön. preuss. Geh. Rath, Leibarzt und Professor. Dritte verbesserte Ausgabe. 1805. XII und 496 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Joh. Dan. Metzgers — gerichtlich-medicinische Abhandlungen*. Zweyter Theil. 1804. VIII u. 190 S. 8. (16 gr.)
- 3) Ebendasselbst: *Skizze einer medicinischen Encyclopädie, für den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts*. Ein Leitfa den zu akademischen Vorlesungen von J. D. Metzger, 1804. VIII u. 139 S. 8. (14 gr.)

No. 1 erscheint, die lateinischen Lettern abgerechnet, ganz in der Form der im J. 1793 herausgekommenen 2ten Ausgabe (f. J. A. L. Z. 1804 No. 137), enthält eben so viele Paragraphen und hat eben die guten Eigenschaften, fast aber auch eben so viele Mängel. An der Schreibart hat der Vf. sehr wenig geändert; vorzüglich in den Noten hat er manches ausgestrichen: das, was er hie und da hinzugesetzt, findet man auch größtentheils in den beiden Bänden von No. 2 wieder. In der Einleitung hat er die Literatur der gerichtl. A. W. bis 1804 ergänzt, und manches Urtheil über die Schriften berichtigt. Z. B. in der 2ten Ausgabe wird gesagt: *Frenzels* gerichtl. polizeyliche Arzneywissenschaft habe einen ausgezeichneten Beyfall erhalten: in der 3ten Ausgabe aber liefert man anstatt *einen*, *keinen*. Am Ende des 1. Kap., wo eigentlich die Rede von den nöthigen Eigenschaften des gerichtlichen Arztes und Wundarztes ist, hielt der Vf. es nicht für überflüssig, auch die nöthigen Eigenschaften des Rechtsgelehrten, insofern er bey gerichtlich-medicinischen Geschäften mitzuwirken hat, anzuführen. Derselbe habe 1) Achtung für den gerichtlichen Arzt; 2) Sinn für das vorhabende Geschäft; 3) die Gabe, den streitigen Punkt, welcher von dem gerichtlichen Arzt zu erörtern ist, genau zu bestimmen; 4) das Talent, ein deutliches Protokoll zu entwerfen; 5) das Bestreben, den gerichtlichen Arzt sein Geschäft zu erleichtern. — Wenn der Vf. verlangt, daß der gerichtliche Arzt mit dem Geiste der Gesetze, besonders der Criminaljustiz des Staates, worin er lebt, eine vertraute Bekanntschaft gemacht haben soll (wahrlich eine übertriebene Forderung); wenn er an einem anderen

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

Orte will, daß in allen Stücken den Gesetzen Genugthuung geschehe; warum stellt er S. 44 den Satz auf: „Unsere Ansprüche müssen von Gesetz unabhängig seyn?“ Fürchtete er nicht, daß dies leicht zu einem schädlichen Mißverständnisse Anlaß geben würde? — Wie flüchtig sehr oft Untersuchungen bey legalen Leichenöffnungen angestellt werden, ist bekannt. Leider! kann sich nun mancher gerichtliche Arzt zur Beschönigung seiner Nachlässigkeit auf den Ausspruch des Vf. berufen (S. 52): „anatomische Künste sind bey gerichtlichen Leichenöffnungen, wo man nur auf das von selbst in die Augen fallende zu sehen hat, überflüssig. Richtiger sagt der Vf. S. 91: „Die Zeit, binnen welcher der Tod auf die Verletzung folgt, kann bey der Bestimmung ihrer Tödtlichkeit nicht immer in Anschlag kommen“; anstatt, in gar keinen Anschlag, wie er sich in der 2. Ausgabe ausdrückte. Ausser den Kennzeichen eines frühreifen Kindes, welche in den frühern Ausgaben im §. 234 bestimmt worden, führt der Vf. zum Überflusse auch die Gegenwart der Sternhaut (*membrana pupillaris*) an. Wenn diese nur immer deutlich genug zu sehen wäre! §. 316 anstatt: „Hierdurch entgeht der Zuverlässigkeit der Lungenprobe nichts, welche nur an gesunden Lungen angestellt werden muß“ sagt der Vf. jetzt, „welche immer eine gesunde Beschaffenheit der Lungen voraussetzt.“ Merkwürdig ist unter andern der Zusatz im §. 424: „Die wiederkehrende Gemüthsruhe der Wahnsinnigen nach einem begangenen Morde beweiset nicht, daß derselbe nicht in einem *raptu melancholico* begangen sey. Es scheint oft, als ob die Gährung im Gemüth dieser Unglücklichen durch die That gedämpft wäre. So z. B. ist die Mörderin eines Kindes seit 10 Jahren ganz ruhig und bey Sinnen; wozu indeffen auch der Mangel an Gelegenheit zum Trunk beytragen mag.“ Überhaupt aber wäre zu wünschen, daß der Vf. im Kapitel vom Wahnsinne *Reil's Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen* benutzt hätte. Man muß sich sehr wundern, daß er diese treffliche Schrift nicht einmal in einer Note angeführt hat. — Nach dem §. 489 soll ein allzugroßer Kitzler ein Hinderniß der Beywohnung seyn, da hingegen die fehlende Clitoris den Beyschlaf reizlos (?) mache. Zu den Hindernissen der Zeugung bey dem weiblichen Geschlecht zählt der Vf. im §. 501 noch unmäßige Leidenschaften, Neigung zu hitzigen Getränken, allzulanges Stillen, allzuhäufigen Monatsfluß. Ferner sagt er: „es gäbe zwar bejahrte Personen, besonders unverheyrathete, wel-

O o o

welche im Costen Jahre wieder menstruirten. An der Fecundität solcher Personen wäre indessen sehr zu zweifeln, daher die vor kurzem aus Frankreich erschollene Geschichte der 60jährigen Mde. *Taillard*, welche Zwillinge geboren haben soll, wenig oder gar keinen Glauben verdiene.“

Zum Rubine der Verlagshandlung müssen wir hinzufügen, daß das Außere dieser Ausgabe sich mehr, als der früheren, empfiehlt.

Nr. 2 enthält acht Aufsätze über gerichtlich-medizinische, und vier über medicinisch-polizeyliche Gegenstände. I. *Über Arsenikvergiftung und ihre Folgen*. Eine freymüthige und scharfsinnige Beurtheilung der bekannten Schrift: *Das Urtheil erster Instanz in der Untersuchungssache wider die verwittwete geh. Rätthin Ursinus*, geb. von Weiss, nebst der *Geschichts-Erzählung und den Gründen* (Berlin 1803), worin man einige neue Aufschlüsse über die Wirkungen und Kennzeichen der Arsenikvergiftung, auch in solchen Leichnamen, die schon mehrere Jahre begraben sind, findet. Das Merkwürdigste ist der unverwesene, vertrocknete Zustand zweyer Leichname nach länger, als zwey Jahren, die pergamentartige Verdickung der Haut und die Verwandlung der Eingeweide, besonders des Magens und der Gedärme in eine talgartige Masse, Erscheinungen, welche mit den gewöhnlichen Folgen der Arsenikvergiftungen nicht übereinzustimmen scheinen. Der Vf. glaubt, daß, da der Arsenik nach *Hahnemann* zugleich reizende und einschrumpfende Kräfte besitzt, jene, wie natürlich, nach dem Tode unwirksam, diese aber desto wirksamer werden, und daß die von *Morveau*, *Maret* und *Durande* bemerkte Eigenschaft des Arseniks, thierische und Gewächsstoffe vor der Fäulnis zu bewahren, daher zu leiten sey. Vielleicht könnte auch angenommen werden, daß in manchen Fällen, wo schnelle Fäulnis auf Arsenikvergiftungen folgt, diese mehr durch gewisse Gegengifte, namentlich durch Seifenwasser und Schwefelleber, befördert werde, als durch Arsenik selbst. II. *Über Opiumvergiftung und ihre Folgen*. Der Ausspruch der Brown'schen Schule über die Kräfte des Opiums genügt dem Vf. nicht. Durch folgende Erklärung glaubt er der Wahrheit näher zu kommen (?). „Das Opium wirkt unmittelbar auf die Lebenskräfte, und zwar nach Umständen bald mehr auf Irritabilität, bald mehr auf Sensibilität, mehrentheils auf beide zugleich, bald gelinder, bald heftiger, nach Maßgabe der Dose und des Zustandes der Reizfähigkeit, stimmt dieselben mehr oder weniger auf kürzere oder längere Zeit gänzlich um, excitirt und deprimirt sie wechselseitig und bringt so, nach Maßgabe des vorhandenen körperlichen Zustandes, bald heilsame, bald nachtheilige Wirkungen hervor.“ Da ihm in seiner Amtsführung noch keine einzige Opiumvergiftung vorgekommen ist: so schränkt er sich hier bloß auf einige Vergiftungsfälle, die in *Pyls*, *Blumenbachs* und *Roofes* Schriften aufgezeichnet sind, ein, und vergleicht diese mit einander. Auch bey der Opiumvergiftung nimmt der Vf. drey Grade an, und theilt

sie in die absolut-tödliche, die für sich tödtliche und die zufällig-tödliche. Wir lassen diese Eintheilung auf ihren Werth oder Unwerth beruhen, und bemerken nur, daß wir in einzelnen Vergiftungsfällen bey Bestimmung des Grades der Letalität nicht bloß auf die größere oder geringere Dosis des Opiums Rücksicht zu nehmen haben. III. *Über den Gemüthszustand eines Mörders*. Es würde zu weitläufig seyn, die Criminal-Geschichte hier mitzutheilen: nur also eine Bemerkung über das Gutachten des Vfs. In einem Verhöre hatte der Inquisit auf die Frage: was für Ursachen gehabt, eine solche grausame Handlung zu begehen? geantwortet: „ich weiß von keiner Ursache, als daß mir immer so zu Muth war, daß ich es thun sollte.“ Wie konnte nun demohingechter Hr. M., dem die sämtlichen Untersuchungsacten vorgelegt worden waren; behaupten, daß man in allen darin vorkommenden Antworten des Thäters Deutlichkeit, Präcision und Beständigkeit bemerke? IV. *Gutachten des ostpreussischen Collegii medici et Sanitatis über einen, von einem Ehemanne an seiner Gattin verübten Todtschlag*. Der Thäter, ein Brantweinbrenner, war eben mit der Mischung der zur Bereitung des Brantweins nöthigen Masse beschäftigt, wobey ihm sein Weib half, als er bemerkte, daß das Meischholz beschädiget war, sich sehr darüber entrüstete, seiner Frau damit zwey Stöße vor die Brust versetzte, dann noch drey so derbe Schläge auf den Rücken beybrachte, daß das Meischholz in Stücken zerbrach. (Solche Auftritte waren zwischen diesem Ehepaare nicht selten; sie wurden mehrentheils durch die schlechte Wirthschaft und durch die Liebe zum Brantwein von Seiten der Frau veranlaßt. Eben an diesem Tage hatte sie schon eine gute Portion davon genossen.) Der Zank über das Meischholz führte noch einen andern herbey, wobey die Frau noch eine derbe Ohrfeige erhielt, wovon sie auf einen Stuhl und mit dem Stuhle zur Erde fiel. Zwar richtete sie sich wieder auf, allein bald darauf fand sie der Mann sinnlos auf der Erde liegend: sie sprach nichts mehr, und starb einige Stunden nachher. Für die nächste Ursache des Todes erklären sowohl die Obducenten, als auch das *Collegium medicum* eine beträchtliche im Unterleibe gefundene Blutergießung; jene halten die Verletzung für absolut-, dieses für zufällig letal. Das inquirirende Gericht beschuldigt die Obducenten einiger Nachlässigkeiten; das *Collegium medicum* aber spricht sie davon frey. Es wäre doch zu wünschen, daß bey der Section größere Genauigkeit beobachtet, daß sie nicht am späten Abend (zur Winterszeit) vorgenommen worden wäre. Es entstehen immer noch die Fragen: Hätten nicht die Obducenten bey hellem Tage eher äußerliche Spuren einer Verletzung entdecken, ehe die Öffnung eines Blutgefäßes im Becken wahrnehmen, deutlicher eine widernatürliche Anfüllung der Blutgefäße im Hirne sehen können? Sie sagen bloß: „die Gefäße im Hirne schienen mehr Blut zu enthalten, als gewöhnlich.“ Ob eine Fractur der Beckenknochen da gewesen,



wesen, ist nicht untersucht worden. Die dünnen sowohl, als die dicken Därme, so wie auch der rechte Lappen der Leber hatten etwas Entzündetes an sich; die Milz war schwarz und sehr mürbe. Nach dem Urtheil des *collegii medici* waren dieses Folgen des Mißbrauchs des Brantweins. Waren es vielleicht nicht vielmehr Producte des Todesacts? Wäre die Milz schon beym Leben sehr mürbe gewesen: hätten dann nicht die vielfältigen der Verstorbenen von ihrem Manne zugefügten Mißhandlungen eher eine Zerreißung dieses Eingeweidcs, als eine Verletzung eines Blutgefäßes im Becken veranlassen können? V. *Gutachten des ostpreussischen Collegii medici et sanitatis über eingeschickte Criminal-Acten verheimlichte Schwangerschaft und Geburt betreffend.* Diese Acten enthalten ein sehr fehlerhaftes *visum repertum*, worin der Physikus die Meinung äußert, das Kind müsse sich wohl durch die Placenta verblutet haben (!!) — VI. *Gutachten über den Grad der Tödtlichkeit der an einem ermordeten Manne gefundenen Verletzungen.* Ein Beyspiel zum Beweise, daß ein Physikus in seinem *viso reperto* alle und jede, kleine und große, Verletzungen an einem Leichname mit musterhafter Genauigkeit aufzeichnen, und demungeachtet in seinem Urtheil über die Letalität dieser Verletzungen die größte Unwissenheit in den Anfangsgründen der gerichtlichen Arzneywissenschaft verrathen kann. VII. *Über Hospitäler.* Ein Gegenstück zu der Rede über diesen Gegenstand im ersten Theile S. 181. In den dort geäußerten Meinungen ist der Vf. durch die in Paris während der Revolution erschienene Schrift: *Idees sur les secours à donner aux pauvres dans une grande ville*, wovon ein Auszug hier geliefert wird, noch mehr bestärkt worden. Aber auch hier bemerkt man manches Einseitige. Wenn z. B. gesagt wird: „ein Professionist, der Hausvater ist, wird plötzlich krank. Der Arbeitslohn, von welchem die Familie bis jetzt lebte, fällt aus. Bringt man ihn in ein Hospital: so verläßt er mit doppelter Betrübniß Frau und Kinder, die indeß ohne Brod bleiben und Betteln gehen müssen“: so kann man fragen: ist es nicht einem Patienten, der Manches, was bey seiner Profession erforderlich ist, in seiner Wohnung veranstalten will, nachtheilig, wenn dadurch seine Gemüthsruhe gestört, seine Seelenkräfte zu sehr angestrengt werden? u. s. f. Was von der Unmöglichkeit, in einem großen Krankenhaus Unterseife in der Vertheilung der Nahrungsmittel und anderer Bedürfnisse zu vermeiden, gesagt wird, kann auch auf Krankenbesuch-Anstalten angewendet werden. Wer sollte wohl mit dem Vf. behaupten, daß die richtige Vertheilung der Nahrungs- und Arzneymittel sehr leicht in den Wohnungen der Kranken erzwungen werden könne? — VIII. *Über Irrhäuser und Behandlung der Wahnsinnigen.* Dieser Aufsatz verdient vor anderen die Aufmerksamkeit der Ärzte und Polizeyvorsteher. *Hufeland's* und des Vf. Vorschläge zur Verbesserung der Irranstalten sind in demselben mit einander verknüpft. Daß manche davon eine Einschränkung leiden,

ist leicht einzusehen. Z. B. Einem jeden neuauftretenden Wahnsinnigen sollen die Haupthaare sogleich abgeschnitten und der Kopf kahl geschoren werden. Während der ganzen Zeit seines Aufenthalts im Irrhause soll er den Kopf auch zur Winterszeit unbedeckt tragen. Sollte dieses nicht für manches Individuum schädliche Folgen haben? — IX. *Über einige neuerrichtete Medicinal-Anstalten zu Königsberg:* a) *das königl. Hebammen-Institut.* Der Fonds erwächst aus einer Abgabe bey Hochzeiten und Kindtaufen, welche im Lande gesammelt und vierteljährig an die Casse des Instituts abgeliefert wird. Seit seiner Stiftung im J. 1793 sind im Institute zwischen 500 — 600 Geburten vorgefallen; die meisten leicht und natürlich, äußerst wenig Zangengeburt und nur einmal eine Perforation. Auch in diesem Hebammen-Institute werden epileptische und mit ansteckenden Krankheiten befallene Personen nicht aufgenommen. Wichtig sind allerdings die Gründe, warum man gewöhnlich solche Unglücklichen von der Aufnahme auszuschließen pflegt. Ist aber, um nur Einen Nachtheil einer solchen Gewohnheit zu erwähnen, nicht zu fürchten, daß Hebammen, die daselbst Unterricht erhalten, solche Personen künftig nicht mit gleicher Sorgfalt behandeln werden, als andere? b) *Das königl. Schutzpocken-Impfungs-Institut.* So zahlreich auch die Vaccinationen bisher in Königsberg waren: so brach doch im Sept. 1803 daselbst eine Pocken-Epidemie aus, welche innerhalb 3 Monaten über 200 Kinder hinwegraffte. c) *Die von dem Magistrat angelegte Krankenanstalt.* Eine für diese Stadt zu kleine Anstalt. X. *Über Verbesserung der Anstalten zur Rettung der Ertrunkenen,* (vorzüglich, wie sie in Königsberg seyn sollten). Unter mehreren heilsamen Vorschlägen äußert der Vf. den Wunsch, daß 6 oder 7 Häuser in dieser Stadt zur Aufnahme und vorschriftsmäßigen Behandlung der aus dem Wasser gezogenen Menschen bestimmt und eingerichtet werden möchten. Solche Rettungshäuser sollte der Physikus oft unvermuthet visitiren, und die daselbst aufbewahrten Instrumente revidiren. Alle Wundärzte sollen die Kunst des Wiederbelebens zu ihrem Hauptstudium machen, und er empfiehlt ihnen daher die dasigen akademischen Vorlesungen. Möchten doch an mehreren Orten von einsichtsvollen Männern für verschiedene Stände Vorlesungen über die Rettung der durch mancherley Gefahren in einen scheinbaren Zustand gerathenen Mitbürger gehalten werden! XI. *Über die Frage: Welche von zwey oder drey (und mehreren) zu gleicher Zeit an einer gewaltsamen oder unvermutheten Todesart verstorbenen Personen zuerst gestorben? Oder über Priorität des Todes.* Eine kritische Beleuchtung einiger von andern Schriftstellern erwähnten Fälle, besonders solcher, wo bey mehreren Personen durch eine gemeinschaftliche Ursache eine Erstickung bewirkt wurde. Rec. wünschte, der Vf. hätte ausführlich gezeigt, welche Behutsamkeit von Seiten des gerichtlichen Arztes erfordert werde, der ein bestimmtes Urtheil über Priorität des Todes auf eine Section der Leichname gründen will. XII. *Was hat*  
die

die gerichtliche Arzneywissenschaft durch die Bearbeitung der neuesten französischen gerichtlichen Ärzte gewonnen? Wenig, selbst durch die viel versprechenden Werke von *Foderé* und *Mahon*. Aus den kurzen Auszügen derselben, die hier geliefert werden, erhellt deutlich, daß sie wenig oder nichts enthalten, was nicht schon in den Schriften der deutschen gerichtlichen Ärzte, zum Theil besser, vorgetragen worden.

No. 3 ist wenig befriedigend. Zu keiner Zeit war die Erscheinung einer medicinischen Encyclopädie größeres Bedürfnis, als gerade jetzt, wo der Umfang der A. W. so außerordentlich ist, und wo die Zahl der Anfänger im Studio derselben sich so sehr vermehrt. Diese Lücke in unserer Literatur aber ist durch diese Schrift nicht ausgefüllt. Vieles davon scheint schon vor dem J. 1790 entworfen zu seyn; sehr ungeschicklich daher sind die Worte auf dem Titel: *für den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts*. Ordnung und Bündigkeit vermißt man an vielen Stellen. Die Einleitung enthält eine unvollendete Skizze der Geschichte der Medicin. War es aber nicht schicklicher, bey jedem einzelnen Theile derselben Etwas von der Literatur beizufügen, wenigstens die vornehmsten Schriftsteller zu nennen, welche diesen oder jenen bearbeitet haben? Hr. M. theilt die medicinische Encyclopädie 1) in die Lehre von den vorbereitenden Wissenschaften; 2) die Lehre von den Hülfswissenschaften; 3) die Lehre von den die Medicin eigentlich constituirenden Wissenschaften, und 4) die Staatsarzneykunde, als einen besonderen getrennten Zweig der A. W. Physik rechnet er zu den vorbereitenden Wissenschaften. Ist diese aber nicht eben so, wie die Naturgeschichte, eine von den Hülfswissenschaften? Unter den wesentlichen Theilen der A. W. führt er unter anderen die *materia medica* an, jedoch die Pharmacie und pathologische Anatomie nur unter den Hülfswissenschaften. Erhalten auf diese Art die Anfänger eine zweckmäßige Übersicht des Zusammenhangs der zur Medicin gehörenden Wissenschaften? Entbindungskunde erwähnt der Vf. bey der Physiologie. Die empirische Seelenlehre soll mehr in den Hörsälen der Ärzte, und Physik bloß in den Hörsälen der Philosophen gelehrt werden. Der Vf. warnt den künftigen Arzt vor dem

Studium jeder speculativen Philosophie, welche von Begriffen *a priori* ausgeht. Die kantische Definition eines Organs hat nicht seinen Beyfall. Nach ihm ist Organismus Tauglichkeit zu einer gewissen Bestimmung. Kann man dieser Definition nicht eher den Vorwurf einer allzugroßen Allgemeinheit machen, als der kantischen? Die ungeschickliche Eintheilung der Metalle in Ganzmetalle und Halbmetalle hat er noch beybehalten. Die Verrichtungen der thierischen Ökonomie theilt er in willkürliche und unwillkürliche ein. Ist diese Eintheilung aber nicht eben so wenig zweckmäßig, als die alte in lebens-natürliche und thierische Functionen? Diätetik soll der einzige Theil der Wissenschaft seyn, welcher den Willkürlichkeiten der Neuerungsucht in dem verfloßenen Jahrzehend entgangen sey. Kann man nicht eher behaupten, daß mehrere Grundsätze der Erregungstheorie auf die Diätetik schon einen heilsameren Einfluß gehabt haben? Was Gesundheit sey, wird vom Vf. nicht erklärt. Er begnügt sich, nur zu sagen: „Nichts nützliches muß aus dem Körper geführt werden, und nichts schädliches zurückbleiben, wenn die Gesundheit bestehen soll ??) Ob der Vf. die richtigen Grenzlinien zwischen einem Arzneymittel und einem Gifte zu ziehen weiß, mögen die Leser selbst aus Folgendem beurtheilen. S. 110: „In der Mischung des Arzneymittels ist nichts enthalten, das an und für sich dem Lebensprincip des Menschen gefährlich wäre; vielmehr sind davon zur rechten Zeit heilsame Wirkungen zu erwarten, und nur durch Zufall wird es schädlich. Da hingegen das Gift schon in seine Mischung etwas dem Lebensprincip des Menschen schädliches enthält, das nur durch Kunst und Zusatz nützlich oder wenigstens unschädlich gemacht werden kann.“ Der Vf. theilt die Arzneymittel in stärkende, reizende, beruhigende, verdünnende, erweichende und ausführende. Daß sich eine solche Eintheilung eben so wenig auf eine geläuterte Pathologie gründe, als folgende Bestimmung der Heilarten: 1) die antiphlogistische, 2) die antiseptische, 3) die stärkend-reizende, 4) die ausleerende, 5) die eröffnende oder auflösende, 6) die empirisch-specificke, braucht Rec. wohl nicht erst zu beweisen.

eca.

## KURZE ANZEIGEN.

**MEDICIN.** Erfurt, b. Keyser: *Theoretisch-praktisches Handbuch der Thierheilkunde, oder genaue Beschreibung aller Krankheiten und Heilmethoden der summtlichen Hausthiere*; nach den neueren medicinischen Grundsätzen für denkende Ärzte, Thierärzte und Ökonomen von *Bernhard Laubender*, der W. W. und Arzneykunde Doctor, ausübendem Arzte in Rothenburg an der Tauber in Franken. I Band. 1803. XXXVI u. 346 S. II Bd. 1804. XII u. 436 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.) Dem Vf., als bloßem thierärztlichen Theoretiker, war es vorzüglich darum zu thun, das Brownische System in die Thierarzneykunde überzutragen, und dadurch dieser Wissenschaft zu nützen. In dieser Hinsicht verdient die Schrift alles Lob, wiewohl ihr für eine allgemeine Nützbarkeit mehr Deutlichkeit zu wünschen wäre, da es so vie-

le Thierärzte giebt, denen es an den zum Verstehen nöthigen Vorkenntnissen fehlt. In Ansehung des praktischen Theils darf man hier freylich nichts Neues erwarten. Der Vf. hat das Heilverfahren der berühmtesten Thierärzte angeführt, demselben die Brownische Theorie als Folie zu Grunde gelegt, und alles, was nicht zu dieter paßt, nur zu übereilt, wie uns dünkt, als fehlerhaft verworfen. Auf diese Weise finden wir denn hier die Heilmethode *Tenneckers*, *Rohlwers*, *Kierstings*, *Sinds* u. a. m. wieder, nur daß ihre Meinungen und Erfahrungen sich nach dem Brownischen System fügen müssen. Wem es daher darum zu thun ist, neben der Erregungstheorie überhaupt, das Verfahren dieser Männer gut brownisch erklärt oder verworfen zu sehen, nun — der findet hier, was er sucht.

L.T.L.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 S E P T E M B E R, 1805.

## M E D I C I N.

W I E N, b. Camolina: *Geburtshülfsliche Fragmente*, von Dr. Wilhelm Joseph Schmitt, k. k. Rath und Staatsfeldarzte, Prof. der Geburtshülfe, dergelichl. Heilkunde und der Medicinalkriegs-Polizey an der k. k. Josephs Akademie, etc. 1804. 149 S. 8. Mit einem Kupfer. (12 gr.)

Überall charakterisiren diese Fragmente den denkenden Geburtshelfer. — *Ansicht der Geburtshülfe als Theorie und Praxis im J. 1804.* Ein gedrängter schöner Aufsatz, zum Beweise, daß der Geburtshelfer, als wahrer Künstler betrachtet, immer auf Einer Stufe mit dem Heilkünstler stehe. *Über das Mechanische der Geburt zur Berichtigung des Solingenschen Grundsatzes.* Bey weitem das lesenswerthe, durchdachteste Fragment. Der Vf. beweist, daß nicht von Solingen das Verdienst gebühre, das Mechanische der Geburt zuerst dargestellt zu haben, sondern daß schon Röderer und Stein (in seiner 2 Ausgabe) dasselbe und eben so bestimmt, eben so gründlich, wo nicht gründlicher, vorgetragen hatten. Überdies aber hält er sich durch Erfahrung berechtigt zu zweifeln, daß der Kopf bey dem Eintreten ins Becken immer seine Hinterhauptspitze darbiete; er ist im Gegentheil mit Saxtorph (und gewiss mit allen geübten Geburtshelfern) überzeugt, daß dieses gerade der seltenste Fall sey, und daß Anfangs der Scheitel zwar nicht horizontal, aber doch mehr horizontal als schräge auf der oberen Beckenöffnung aufliege, und nur nach Maßgabe, als der Kopf in das Becken sinkt, eine mehr schräge Stellung, die zuletzt, soviel möglich, der senkrechten sich nähert, annehme. Es komme nur darauf an, gleich bey dem Anfang des sich öffnenden Muttermundes zu untersuchen, und nicht erst, wann der Muttermund schon geöffnet ist. Sogar werde man bey zu rechter Zeit unternommener Exploration den Kopf fast immer ganz quer, oft wohl mehr als quer, d. i. etwa schräge nach vorwärts gestellt finden. Es giebt keine gesetzmäßige Stellung für den Kopf am Eingang des Beckens, die Natur stellt ihn, wie sie kann, und treibt ihn doch durch. Nicht selten ist bey schon längst begonnener Geburtsacte und gestellter Blase vom Kopf nichts zu fühlen; und doch stellte er sich zuletzt, noch vor dem Wassersprung oder auch wohl gar nach demselben, eben so gesetzmäßig zur Geburt, als wenn er gleich vom Anfang gewesen wäre. Die Untersuchung der Momente, welche den

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

Grund enthalten sollen, warum bey Scheitelgeburten der Kopf immer schräge, mit dem Gesicht rückwärts gekehrt eintreten müsse, sey völlig zwecklos, und diese Stellung des Kopfs hänge eben so wenig von der schrägen Stellung der Gebärmutter, als die Schrägheit der letzteren vom Druck des Mast- und Grimmdarms ab. Die progressive Bewegung des Kindes bey der Geburt, welche zwischen der geraden und kreisförmigen das Mittel hält, also nach einer Spirallinie geschieht, macht die Stellung des Kopfes vom Anfang gleichgültig. Diese spiralförmige Bewegung, welche alle Theile des Kindes bey der Geburt beschreiben, trägt das Hauptfächliche zur Erleichterung der Geburt bey, und dieser Vortheil wurde bisher viel zu wenig geachtet. Die Natur läßt, um Kraft zu ersparen, den Kopf einen größeren Raum durchlaufen, wie man einen feststeckenden Stöpsel aus der Flasche oder eine Kugel aus einem Flintenrohr zieht. Dieser Bewegung folgen alle Theile des Kinds (gegen Baudeloque und Solingen), wie man dies bey jeder Geburt siehet. Hierauf berichtigt der Vf. den Mechanismus des Austritts des Kopfs aus dem Becken gegen Solingens unbestimmten Ausdruck, und giebt sehr anschaulich die Bogenlinie an, welche der Kopf bey seiner progressiven Bewegung beschreibt, wobey das Hinterhaupt nicht unbeweglich unter dem Schaambogen stehen bleibt, und der Nacken bey der völligen Entwicklung der drehende Punkt wird. So bekannt dieser Mechanismus ist, so ist er doch so schön dargestellt, daß die Beschreibung anzieht. Dann berührt der Vf. das Mechanische der Entwicklung des Kopfs nach geborenem Rumpfe, welches auf den nämlichen Gesetzen beruhet, welchen der Kopf voran folgt. — *Über das Phänomen einer zufälligen Veränderung der Fruchtlage zur Geburt.* In allen Fällen der Lagenveränderungen während der Geburt, welche dem Vf. vorkamen, war die Gebärmutter von vielem Fruchtwasser ausgedehnt, und meistens war das Wasser noch nicht abgelassen. Daher soll man, rath er, bey unregelmäßigen Fruchtlagen, welche die Wendung zu erfordern scheinen, die Blase nicht zu vorzeitig sprengen, und die Wendung nicht vornehmen, ehe die Wasser von selbst gesprungen, vorausgesetzt, daß man ohne Gefahr warten könne, und daß von dem starken Herabdrängen des eintretenden Theils kein Nachtheil fürs Wendungsgeschäft zu besorgen sey. Nun führt er einen Fall einer solchen Lageveränderung an. Die Blase wurde, als der Muttermund völlig geöffnet war, und sie

P p p den

den ganzen Beckenausgang einnahm, gesprengt, und nichts von einem vorliegenden Theile gefühlt. Der Kopf lag über und vor den Schoofsbeinen. Nach einiger Zeit wurde die Frau auf eine Querbette gelegt, um die Wendung zu machen, und auf einmal zeigte sich der Kopf auf dem Eingang des Beckens gehörig gestellt, mußte aber dennoch mit der Zange entwickelt werden. Er schreibt diese Einrichtung der mechanischen Bewegung des Körpers zu, und macht wieder aufmerksam auf *Wigand's* Vorschlag, die unrichtige Fruchtlage durch gewisse äußere Behandlung des Bauchs unter den Wehen zu reguliren, wobey er wünscht, daß *Wigand* sich über diesen Vorschlag näher erklären möchte. *Beschreibung und Abbildung einer neuen Zungenbandscheere*. So sehr Rec. überzeugt ist, daß das Zungenband oft unnöthig gelöst werde: so ist er doch eben so fest überzeugt, daß des Vf. Behauptung, diese Operation sey vielleicht in zehntausend Fällen nur einmal nöthig, zu weit getrieben sey, zu welchem Satz den Rec. ausgebreitete Erfahrung in einer großen Stadt berechtigt, indem er schon oft, und gewiss nie unnöthig jene Operation machte, sowohl bey neugeborenen Kindern, als auch bis ins zehnte Jahr. Eben so wenig sieht Rec. das Nöthige einer eigenen Scheere zu derselben ein. Für Geübte, sagt der Vf., sey sie überflüssig, und für Ungeübte, glaubt Rec., werde jedes Instrument Schwierigkeiten haben, und nimmt an, daß wer sich mit Operationen befasse, sich auf seine Hand müsse verlassen können, oder lieber nicht operiren solle. Auch Rec. bedient sich nie eines Mundspatels, sondern läßt das Kind schreyen, wobey es immer die Zunge in die Höhe zieht, und schneidet mit jeder vorn gut schneidenden Scheere das Band entzwey, ohne die Zunge auch nur mit einem Finger, wie der Vf. thut, zu halten. Übrigens wird man mit dieser Scheere seinen Zweck ebenfalls völlig erreichen. Die Blätter sind ganz breit, abgerundet, und nach Art der Hohlischeeren auf ihre Fläche gebogen.

J.

MÜNSTER in Westphalen, b. Waldeck: *Conrad Jac. Fries*, Lehrers auf d. Univers. zu Münster, Profectors am dasigen Zergliederungsfaale etc. *Abhandlung von der Umkehrung oder eigentlichen Inversion der Gebärmutter*. 1804. 172 S. 8. Mit 3 Kupfern. (16 gr.)

Im Ganzen eine sehr gute Monographie, über deren gedehnten Stil man sich wegssetzen muß. Der Vf. eifert gegen das Wort *Umstülpung*, und wählt lieber *Umkehrung*, ersteres scheint ihm etwas ganz anderes auszudrücken. Wahr ist es, Umstülpung ist kein gutes deutsches Wort; aber es ist so sehr naturalisirt, daß man gewiss weniger einen anderen Sinn damit verbindet, als mit dem Wort *Umkehrung*. So nennt er *Depressio uteri* *Einsackung* und *Herunter-senkung*, beides drückt aber offenbar etwas anderes aus. Warum *Depression* der Gebärmutter nicht als ein Grad der Umstülpung betrachtet werden dürfe, sieht Rec. nicht ein. Die Ursachen der Umstülpung,

die Unterscheidung von ihren verschiedenen Graden und von anderen Krankheiten, Vorfälle der Gebärmutter und ihren verschiedenen Graden, Polypen in ihren verschiedenen Zeiträumen werden genau angegeben, sowie auch die Vorherfügung. Bey der Behandlung der Einsackung (*Depression*) bemerkt der Vf. sehr richtig, daß man nicht an dem schon heruntergekommenen im Muttermund oder in der Scheideliegenden Mutterkuchen ziehen, sondern den entferntesten Ort auffuchen, und wenn er noch anhängt, ihn sanft loslösen solle, weil man sonst sehr leicht eine Einsackung verursachen könne. Die *Depression* in ihrem ganzen Umfang so lange zusammenendrücken, als wenn man sie verkleinern wollte, bis sie sich verloren hat, mag wohl auch angehen; Rec. konnte sie immer noch leicht mit gegen sie gedrückter konisch geformter Hand zurückdrücken. Anwendbarer ist dieser Rath bey der unvollkommenen, schon durch den Muttermund getretenen Umstülpung der Gebärmutter; ein Fall, in welchem man offenbar, wie bey dem Mastdarmvorfall verfahren muß. Auch Rec. würde nie zugeben, mit der geballten Faust nach *van Wy* dagegen zu drücken; doch scheint es ihm überflüssig zu seyn, die Frau dabey auf Knie und Ellenbogen zu legen. Bey chronischen Umstülpungen ist freylich kein Mutterkranz anwendbar. Der Vf. legte einmal mit Erfolg eine Flasche von elastischem Harz ein, welche er ausprützte, zuband, und mit einer T Binde festhielt: so wie die verlorne Thätigkeit der Gebärmutter durch innerliche und äußerliche Mittel wieder hergestellt worden wäre, müßte diese Flasche wieder ausgezogen werden. Auch lobt er bey diesem Fall die Gebärmutterstütze in *Hufeland's* Journal. Hierauf kommt der Vf. auf das Verfahren bey der Zurückbringung der vollkommenen Umstülpung, wobey er alle bisher beschriebenen Methoden durchgeht, prüft und verwirft; und die ganz einfache wählt, mit konisch zugespitzter Hand auf die Convexität zu drücken, und so die Umstülpung nach der Richtung der Beckenaxe zurückzubringen, und wenn die Gebärmutter aus eigenen Kräften anfangs, nach aufwärts stark zu wirken, diese sich selbst zu überlassen. Säfte der Mutterkuchen noch auf, so müßte dieser zuvor abgenommen werden. Gewiss ist dies die vernünftigste Art der Zurückbringung. Rec. verfuhr in einem einzigen ihm vorgekommenen Fall auf gleiche Art mit Glück, und weiß auch von anderen, daß sie so verfahren. Nur glaubt Rec., daß der Vf. zu häufig genau darauf dringe, gerade auf die höchste Convexität zu drücken, und ist überzeugt, daß, wenn man auch nicht völlig die Mitte trifft, man doch seinen Zweck erreichen werde, wenn man nur die Richtung der Beckenaxe nicht vergißt, auf welche der Vf. weniger Gewicht legt. Auch *Osiander* giebt sie eben so an; nur rath er mit *Heister* Scarificationen bey der entzündeten Gebärmutter zu machen, welche der Vf. billig verwirft. Die Exstirpation der Gebärmutter würde er ohngefahr, wie *Osiander* es vorträgt, machen; nur daß er nicht, wie

wie dieser, die unterbundene Gebärmutter abzuschneiden rath, welches Rec. ebenfalls überflüssig zu seyn scheint. Hierauf erzählt der Vf. die Geschichte einer ihm selbst vorgekommenen Umkehrung der Gebärmutter, welche erst 24 Stunden nach herausgezogener Nachgeburt entstand. Wahrscheinlich verursachte das Ziehen an der Nabelschnur eine Depression, welche wegen des anhaltenden starken Untersichdrängens der Frau endlich in eine vollkommene Umkehrung überging. Mit Hülfe eines Freundes brachte er auf die angegebene Art die Gebärmutter zurück, wobey er die Thätigkeit derselben, als sie in den Muttermund zurückgeschoben war, auffallend bemerkte. Der Muttermund mußte eigens entwickelt werden, worauf er sich sogleich zusammenzog. Die Frau wurde gerettet. Auf der ersten Kupfertafel ist diese vollkommene Umkehrung, und als Gegenstück ein vollkommener Vorfall der Gebärmutter mit gänzlich umgekehrter Scheide aus v. Herders Beyträgen, — auf der zweyten die Zurückbringung der vollkommenen Umkehrung, und die verschiedenen Grade der unvollkommenen Umkehrung, — auf der dritten schiefe Umkehrungen, eine ganz vollkommene Umkehrung etc. im Verticalschnitt dargestellt.

J.

MARBURG, in d. akad. Buchh.: *Geburtshülfflicher Abhandlungen* I Heft. Von Georg Wilhelm Stein, Arzte in Cassel. 1803. 136 S. 8. (14 gr.)

Ein im Beyseyn des Vf. vom Garnisonmedicus Hunold in Cassel verrichteter Kaiserschnitt, durch welchen das Kind erhalten wurde, die Mutter aber nach 24 Stunden starb, gab die Veranlassung zu den hier vorgetragenen Ideen über die Ursachen des mehrentheils unglücklichen Ausganges dieser Operation, und über die Mittel, derselben künftig einen günstigeren Erfolg zuzusichern. Die Entstehung jener Ursachen schreibt der Vf. den langsamen, oder ungleichen Zusammenziehungen der Gebärmutter, und dem damit verbundenem Offenbleiben der Wunde zu. Dieses Offenbleiben der Wunde unterhielt dann den Nervenreiz bis zu einer sympathischen Erregung des Gallensystems zur Erzeugung, und dem Ausstoßen widernatürlicher Stoffe durch Erbrechen. Als Folge dieses sympathischen Reizes gesellte sich Flatulenz der Gedärme, Verstopfung des Leibes zu den ersten Erscheinungen, und wurde sodann Veranlassung zu dem Tode der Operirten. Es ist nicht zu leugnen, daß die angeführten Zufälle fast bey allen Kaisergeburt in stärkerem oder schwächerem Grade bemerkt worden sind, und daß also allerdings in denselben die nächste Ursache des Todes zu suchen und anzunehmen ist. So lange daher die Gebärmutterwunde sich nicht mit ihren Lefzen der Vereinigung genähert hat: so lange ist durchaus keine Sicherheit der Person vor Gefahr erlangt. So lange man diese aber noch nicht erreicht hat, ist noch we-

niger Herstellung derselben bewirkt, und diese wird ganz aussenbleiben, wenn die Vereinigung der Wundliefzen unter gewissen Umständen unmöglich ist. Das natürliche Zusammenziehungsvermögen der Gebärmutter wird, bey der Kaisergeburt, sowohl durch die plötzliche Entleerung derselben, als durch das Durchschneiden eines großen Theils der Muskelfasern und Nerven, wodurch, bey regelmäßiger Zusammenziehung des unverletzten oberen Theils, entweder irreguläre Zusammenziehungen des durchgeschnittenen, oder gänzliche Lähmung und Unthätigkeit des unteren Theils, entsteht, in ein widernatürliches Verhalten gebracht, oder ganz gestört, und eben dadurch die Vereinigung der Wunde unmöglich gemacht. Diese Sätze werden von dem Vf. sowohl aus der Structur der Gebärmutter, den bald zirkelförmig, bald perpendicular laufenden Muskelfasern derselben, und aus dem Einflusse des übelgestalteten Beckens auf die entleerte Gebärmutter, als auch aus der Art des Vorganges einer regelmäßigen Geburt, aus den Erscheinungen, welche man bey und nach der Kaisergeburt, und in den Leichen der an dieser Operation verstorbenen Personen bemerkte, sehr scharfsinnig und praktisch erklärt. Im zweyten Abschnitte werden einige Vorschläge gethan, um der Kaisergeburt einen glücklicheren Ausgang, durch Hinwegräumung jener Ursachen, zu verschaffen. Zu diesen Vorschlägen gehören: die Abwartung eines günstigeren Zeitpunkts zur Operation; — der durch einen gewissen, natürlich oder künstlich erreichten, Grad von Reizung der Muskelfaser der Gebärmutter bestimmt wird; — zweckmäßige Entleerung der Gebärmutter, oder Beförderung der Geburt; endlich eine andere Richtung des Schnittes, welcher von den jetzt bekannten Arten des Längen-Seiten- und Querschnittes durchaus abweicht. Der Vf. schlägt daher vor, man solle gleichsam zwischen den genannten Schnitten durchgehen, und den Schnitt über den Leib in der Richtung nach dem Ende des Schenkels des Schaambeins der einen Seite durch die weiße Linie zum Ende der untersten falschen Rippe der anderen Seite, also schräg über den schwangeren Leib, führen, wobey sowohl die *vasa epigastrica* vermieden, als auch ein Vorfall der Urinblase verhütet werden würde. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Verfahrensart manchen Vortheil gewähren muß; Rec. fürchtet nur, daß bey den, gewöhnlich gleich nach der Entleerung der Gebärmutter, oft auch schon während der Operation, eintretenden tumultuarischen Bewegungen der Gedärme, eine Portion derselben hervordringen, die Vereinigung der sehr großen Wunde erschweren, oder wohl gar einen tödtlichen Ausgang veranlassen könne. Doch wünscht er, daß in großen Hospitälern, bey vorkommenden Veranlassungen, von diesen Vorschlägen baldigst Gebrauch gemacht werde.

A. H.

#### KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Hof, b. Grau: *Über die Lösung der Nachgeburt. Ein paar Worte an das Publicum zur Ausrottung ge-*

*fährlicher Irrthümer, welche sich kürzlich auch in Bayreuth bey dem Tode einer Wöchnerin geäußert haben, von J. G. Lan-*

germann, D. u. Medicinalrathe u. f. w. 1803. 69 S. 8. (4 gr.) Eine von dem Vf. behandelte Wöchnerin starb am 11 Tage nach der Niederkunft am Kindbettekrampfe. Man rechnete dem Vf. diesen Todesfall mit Bitterkeit an, weil er die Wegnahme eines kleinen Theiles des feststehenden Mutterkuchens gleich nach der Geburt der Hebamme nicht erlauben wollte, obwohl derselbe 3 Tage nach der Entbindung ohne künstliche Hülfe abging. Dieses Ereigniß giebt dem Vf. Gelegenheit, sowohl seinen Unwillen über das unedle Benehmen der bayreuther Einwohner, in deren Mitte er seit 6 Jahren die Geburtshülfe ausübt, laut werden zu lassen, als auch seine Grundsätze über die Lösung der Nachgeburt, welche er als Hebammenlehrer bey dem Unterrichte vorträgt, und in der Praxis befolgt, auseinanderzusetzen. Diese stimmen vollkommen mit der Erfahrung, und mit den Vorschriften unserer besten Geburtshelfer überein, und Hr. L. ist sehr zu bedauern, in einer Gegend leben, lehren und Hülfe leisten zu müssen, in welcher, nach seinen Versicherungen, noch so viele abergläubische Vorurtheile Statt finden, und diese einen so bedeutenden Einfluß ausüben sollen. A. H.

Landshut, in d. Weberischen Buchh.: Nutzen, Plan und Umfang öffentlicher Vorlesungen über Staatsarzneykunst, von Dr. Heinr. Mar. von Leveling, des H. R. R. Rutter, kurfürstl. wirkl. Rathe, und öff. ord. Lehrer der Medicin an der Universität zu Landshut etc. 1801. XVI u. 72 S. 8. (6 gr.) Wem jemals *Deiuss* in Erlangen *synopsis introduct.* in medic. univers. unter die Hände gekommen ist, der hat durch die Erinnerung daran die deutlichste Idee von dem vorliegenden Werkchen. Es sind die *skeletirten elementa med. forens.* von *Plenk*, von dem Vf. so zubereitet, „um seinen Zuhörern einen Vorgeschmack zu geben, woran sie etwas näher den wesentlichen Nutzen ermessen sollen, welchen ihnen als einmaligen Staatsdienern, die hier erholte Kenntnisse gewähren können.“ (S. 18) und um „der kurfürstlichen geheimen Universitätskuratel, welche das Studium dieser Wissenschaften erst jüngsthin für angehende Ärzte, Wundärzte, Juristen und Kameralisten an hiesiger hohen Schule als wesentlich nothwendig vorschrieb,“ dadurch zu beweisen, „dass ihren gerechten Erwartungen nach Kräften entsprochen werde.“ Zu dem ersten Zwecke würde eine bloße Durchblätterung der *Plenckschen* Anfangsgründe den künftigen Zuhörern weit mehr Genüge geleistet haben, und der letztere hätte sich hinreichend auf eine andere Art, ohne auf Kosten des Publicums, erreichen lassen. Überdies fehlt es dieser Art Encyclopädie an gehöriger Genauigkeit und Präcision. So heisst es z. B. S. 31 zu determinirt: „Es müssen genau die allgemeinen Kennzeichen der Erstickung und die besonderen Zeichen des geschehenen Erstickens erklärt werden, woraus (?) es deutlich (?) wird, ob jemand — sich selbst erhenkt habe,“ u. f. w. Dahingegen sagt der Vf. S. 44 ff. zu allgemein und zu unbestimmt: „Ein Kind, welches gerechte Ansprüche auf Erbschaften seiner Ältern machen kann, muß — bey einer Zwillingsgeburt zuerst geboren seyn,“ als wenn der zweyte Zwilling überhaupt gar kein Recht zu irgend einer Art Erbschaft behielte. Nach S. 51 beruht die Ehecheidung nur auf Krankheiten, und diese letztern selbst auf Unfruchtbarkeit oder Unvermögen, (d. h. S. 52 Hindernisse zur Begattung und Erzeugung oder Beschwängerung.) „jedoch müssen sie unheilbar, vor geschlossener Ehe zugegen gewesen, und geheim gehalten worden seyn:“ gleichwohl ist (S. 52 ff.) das Unvermögen und die Unfruchtbarkeit auch (wie an und für sich sehr wahr ist,) unter andern „relativ.“ Dafs von „ächten“ Teufelsbesessenen (S. 54) und von „ächten“ Wanderwerken (S. 56), hier die Rede ist, wird allenfalls Niemanden wundern; allein zweckmäßiger wenigstens hätten beide, nebst den Geisteskranken (S. 55) in die medicinische Polizey gehört. Diese letztere ist überhaupt, wie auch bey *Plenk*, am dürftigsten ausgefallen. So wird z. B. der Verfälschung der Brantweine (S. 62), der Kuhpocken (S. 69), der Verbindung der Medicin mit der Chirurgie, der *medicina sacerdotalis* (S. 70 ff.), etc. gar nicht erwähnt. Dahingegen kommen S. 63 baufällige Häuser und Brü-

cken, Straßenräuber, S. 67 Auswanderungen der Einwohner, etc. vor, die doch gar nicht hierher gehören, wenn man anders nicht einen grofsen, vielleicht den gröfsten Theil der allgemeinen Polizey unter die medicinische bringen will.

L. π. o.

Breslau, b. Schall: Über den Tanz als Vergnügen und Schädlichkeit. Ein Beytrag zur Diätetik, von D. J. M. Endt. Mit einem Kupfer. Zweyte Auflage. 1804. 70 S. 8. (geheftet 8 gr.) Wir wünschen dem für das Wohl der Menschheit so warmen Vf. die Erfüllung seiner Hoffnung, „dass man diesen Aufsatz beherzigen möge, ohnerachtet er durch Erfahrung in Rücksicht gemeinnütziger Gegenstände belehrt, auch das Gegentheil fürchten könnte“; auf welche Furcht er auch am Schlusse noch einmal zurück kömmt. Er ist nicht sowohl für Ärzte, als für gebildete Nichtärzte geschrieben, und enthält daher auch nichts Therapeutisches (blofs die Empfehlung des Metallreizes und der Elektrizität in der Heiserkeit ausgenommen). Zuerst *Etwas über die Geschichte des Tanzes*; sodann: *Über die Wirkungen des Tanzes auf den menschlichen Körper; Krankheiten, welche der übermässige Tanz im menschlichen Körper zu erzeugen vermag; Lungenentzündung, Halsentzündung, Rheumatismus, Katarrh und Husten, Heiserkeit, Lungenschwindsucht (hierbey eine Abschweifung über die falschen Begriffe von angeerbten Krankheiten), Schlagflufs, zu frühe Entwicklung des Geschlechtstriebes. Umstände, unter welchen das Tanzen ganz unterbleiben sollte: zu zartes und zu hohes Alter; zu starke Constitution und zu fetter Körperbau (nach der Erklärung sollen beide Ausdrücke wohl für gleichbedeutend gelten); Schwangerschaft und Säugen; Engbrüstigkeit, unglücklicher Wuchs, Brüche, und überhaupt Gebrechlichkeiten aller Art; schwächliche Beschaffenheit des Körpers, welche entweder langwierige und leicht wiederkehrende Krankheiten erzeugt, oder nach Genesung von hitzigen Krankheiten noch nicht gehoben ist. Bedingungen, unter denen das Tanzen für den Körper minder schädlich, wohl auch nützlich werden kann: vor dem Tanze Rücksicht auf Kleidung, Nahrung und Stimmung des Geistes (der Tanz vermehrt den Frohsinn zwar, erzeugt ihn aber nicht) — im Tanze Vermeidung aller übermässigen Anstrengung und zu langer Dauer desselben, aller Verkältung; nach dem Tanze gehöriges Ausruhen und Erholen, Verwahrung vor der kalten Luft bey dem Heimgehen, Vertauchung der Wäsche, und Schlaf „ohne niedererschlagendes Pulver und beruhigenden Thee.“ — Alles, obschon nicht neu, doch gut und zweckmäfsig vorgetragen. Der ernsthafteste Ton gelingt dem Vf. besser als der komische. Auch würden die meisten Anmerkungen ohne Verlust des Ganzen haben wegbeyn können. *Physis* und einige andere endtelte Wörter mögen wohl Druckfehler seyn. Ks.*

Mannheim, b. Löffler: Der Kindermord und die Mittel dagegen. In medicinisch-polizeylicher Hinsicht. 1804. 124 S. 8. (8 gr.) Vermuthlich eine von den vielen Schriften, welche die Mannheimer Preisfrage vor etwa 24 Jahren veranlafste, und hier blofs mit einem neuen Titelbogen geziert. Für sich betrachtet ist diese Schrift so unbedeutend, dafs sie keine zweyte Auflage veranlafst haben kann, man mag nun Sprache und Vortrag oder den Inhalt selbst in Erwägung ziehen. Eine gleiche und zugleich sehr schändliche Mißhandlung der Freudenmädchen, so wie der verführten unschuldigen Mädchen, ihre Aufspähung durch besondere Keuschheitswächter und respectiv Hurenvögte, die Ausstellung ans Halseisen u. dgl. find dem sehr jugendlichen Vf. Mittel, die Hurerey zu beschränken, obwohl sie verhältnismäfsig so grausam seyn mögen, als die vormalige Behandlung der Kindermörderinnen. Durch dieses Mittel, durch Beschränkung des Luxus mittelst einer bestimmten Kleiderordnung, durch Befrafung der Hagestoizen, Erleichterung der Ehen und bessere Erziehung glaubt er die Hauptsachen der Hurerey beseitigt. Diese erste Hälfte der Abhandlung ist sehr gehaltlos; besser ist die zweyte, welche von den Mitteln gegen den Kindermord handelt, doch ist es überflüssig, diese bekannten Dinge hier zu wiederholen. nt.

Druckfehler. In Nr. 185 S. 244 Z. 30 von oben fehlen hinter: *armordete*: die Worte: So ist diese Bemerkung an sich ganz richtig.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 10 S E P T E M B E R , 1 8 0 5 .

## PHILOSOPHIE.

MARBURG, in der neuen akad. Buchhandl.: *Resultate der philosophischen Forschungen über die Natur der menschlichen Erkenntniß von Plato bis Kant.* Eine gekrönte Preisschrift von D. Th. A. Suabedissen. 1805. VI und 444 S. in 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Eine gekrönte Preisschrift zu beurtheilen, hat eigene Schwierigkeiten. Lob scheint sich von selbst zu verstehen: bürgt nicht die Krone dafür? und hat nicht eines ganzen ehrenwerthen Collegiums Ausdruck mehr Gewicht, als des Recensenten einzelne Stimme? Jeden Tadel wird nicht nur der, welcher den Kranz trägt, sondern auch die, welche ihn gewunden, für ein Zupfen an den Blumen desselben ansehen, und ihn, als unleidlich, nicht anerkennen. Am besten scheint eine bloße Anzeige; aber Hn. Suabedissen's Bescheidenheit macht dem Rec. Muth, zu sagen, was ihm Recht scheint.

Nachdem die Philosophen lange Systeme gebauet, sagt Hr. S., die dem Anfall der Skeptiker nicht zu widerstehen vermocht, habe der Forscher Anstrengung sich auf das Ziel gewandt, durch Enthüllung des tief-verborgenen Mechanismus des menschlichen Geistes die Natur der Erkenntniß ans Licht zu ziehen. Ob dieß Ziel erreicht sey, oder wie weit man sich ihm genähert: dieß zu wissen habe großes Interesse; aber es zu entscheiden, sey so schwer, daß es der Gegenstand einer eigenen Untersuchung werden müsse. Daher sey es dem Bedürfnisse der jetzigen Zeit in jeder Rücksicht eine angemessene Frage gewesen, welche die königl. dänische Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen für das J. 1801 aufgestellt, nämlich: „Was hat die Philosophie in der Erforschung der Natur der menschlichen Erkenntniß existirender Dinge nach Plato und Aristoteles Neues geleistet?“ Sein Buch sey ein Versuch, diese Frage zu beantworten.

Rec. weiß nicht, ob jene Gesellschaft sich über ihre Meinung deutlicher erklärt hat: so wie die Frage dasteht, ist es in der That nicht leicht, zu bestimmen, was sie eigentlich will. Denn wenn unter der Erkenntniß existirender Dinge auch die Erforschung des Verhältnisses der Welt und des Bewusstseyns, die Einsicht in das Räthsel des Zusammenfallens des Objects mit der Vorstellung, mit Einem Worte das Verstandene wird, was man Philosophie nennt: so bleibt das geleistete Neue, wonach gefragt wird, doch noch immer mehrsinig.

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

Einmal könnte die königliche Gesellschaft mit ihrer ganzen Frage, (die jetzt nur heißen würde: was hat die Philosophie wesentlich Neues geleistet?) wissen wollen: wie weit das Philosophiren seit Plato und Aristoteles der Philosophie näher gekommen? Alsdann aber hätte der Beantworter eine Philosophie — entweder eine eigene oder eine andere — als die wahre und vollendete an die Spitze seiner Abhandlung stellen, und nach diesem Maßstabe beurtheilen müssen, was seit der beiden Griechen Zeit von anderen Philosophen zu diesem Ziele hin nach und nach geschehen seyn mag. Oder sie könnte zweytens zu erfahren wünschen, was denkende, meinende, phantasirende Männer seitdem gewußt, geglaubt, geschwärmt haben, gleichviel ob es höher oder niedriger, besser oder schlechter als das, was jene beiden Philosophen aufgestellt hatten. In beiden Fällen würde die Beantwortung der Frage nichts Geringes seyn; und wenn sie im ersten schwer, im zweyten innerhalb der bestimmten Zeit eines Jahres unmöglich ist: so dürfte eine dritte Weise, die Aufgabe zu lösen, die richtige seyn; die nämlich, welche nur die höchsten Ideen der aufgestellten Philosophien zur Vergleichung mit denen von Plato und Aristoteles an ein bestimmtes System hält, welches als das wahre vorausgesetzt wird. Diese Weise scheint Hn. S. vorgeschwebt zu haben, aber er hat sie nicht durchgeführt; ein Fehler, wovon wir den Grund sehen werden. — Rec. will nicht untersuchen, ob die Frage der kön. Gesellschaft dem Zeitbedürfnisse in jeder Rücksicht so angemessen ist; die Gesellschaft hat sie für nöthig gehalten, Hr. S. sie beantwortet. Seine Schrift ist gekrönt; sie wird also nicht nur die Meinung der Gesellschaft getroffen, sondern auch ihrem Wunsche genügt haben. Rec. ist kein Mitglied derselben.

Hr. S. bittet, daß man bey Beurtheilung seines Buchs Rücksicht darauf nehmen möge, daß es schon vor vier bis fünf Jahren geschrieben worden sey: eine jetzige Bearbeitung dieser Materie würde wahrscheinlich größere Vollständigkeit mit sich gebracht haben. Rec. sieht aber nicht ein, wie auf diesen Umstand zu achten sey. Hatte Hr. S. die Schrift nicht in seiner Hand? Wenn er ihr jetzt größere Vollkommenheiten geben konnte: warum hat er sie nicht umgearbeitet? Es mag sehr wahr seyn, daß er geglaubt, sie könne besonders dem Anfänger im Studium der Geschichte der Philosophie nützlich werden, und daß er sie deswegen der Bekanntwerdung nicht habe entziehen mögen: wür-

Qq q

de

de sie in gröfserer Vollendung weniger nützlich geworden seyn? Auch ist es nicht wohl zu begreifen, wie Hr. S. diese grössere Vollständigkeit, ausser darin, dass er einige später gedruckte Bücher hätte anführen können, erwarten mag. Er sagt ja, diese Abhandlung solle ein Versuch seyn; jene Frage der Gesellschaft der Wissenschaften *historisch* zu beantworten; und dies erklärt er dahin, dass es heisse: „nicht aus einer angenommenen Theorie, sondern durch treue (?) und unbefangene Darstellung dessen, was selbstdenkende Männer aller (?) Zeiten über das Erkennen und Wissen der Menschen geurtheilt haben.“ Konnte diese Darstellung vor fünf Jahren nicht so gut geschehen, als jetzt?

Man sieht aus dieser Stelle, dass Hn. S's Ansicht der Historie der Philosophie wohl nicht die richtige ist, und diese Ansicht ist eben der Grund des Fehlers, dessen wir oben erwähnten. Hr. S. leidet an einem Vorurtheil, welches sich ziemlich allgemein verbreitet hat, welches sich aber gewöhnlich selbst bestraft: an dem, dass der Geschichtschreiber einer Disciplin oder Wissenschaft unparteyisch seyn müsse, das soll heissen, dass er als Geschichtschreiber keinen Grundsatz als Grundsatz, kein System als allein wahr und gewiss anerkennen dürfe. Dies, meint man, raube ihm die Freyheit des Geistes, und den gleichmüthigen Ernst, durch welchen allein ein Verdienst gegen das andere abgewogen und erkannt werden möge. Aber, was ist jene vielgepriesene Unbefangenheit, wenn man sie etwas schärfer ansieht? Wenn sie sich selbst treu bliebe, und wäre, wofür sie sich giebt: so müsste sie, wie Eine Geschichtsart die Begebenheiten der Welt und die Handlungen der Völker und Menschen nur hinter einander stellt ohne weitere Kunst und Weisheit, blofs die Früchte sammeln, die im Verlauf der Zeiten zu einer Reife gelangten, dass die Männer, bey welchen sie diese Reife erhielten, Welt und Nachwelt dazu einladen möchten. Sowie die Chronik die Vorfälle des Lebens, die grossen wie die kleinen, in gleicher Breite und Wichtigkeit neben einander setzt, und es dem künftigen Historiker überlässt, nach dem Zweck seiner Geschichte das Wichtige von dem Unwichtigen zu sondern: so müsste auch ein Geschichtschreiber einer Wissenschaft, Kunst oder Doctrin, mit jener gepriesenen Unbefangenheit, Alles ohne Ausnahme, nach der Ordnung der Zeit, an einander reihen, was Grosses und Kleines in ihnen geschah, ohne dass er sich anmafsste, zu entscheiden, welches das Grosse und welches das Kleine ist. Aber in diesem Reiche giebt es keine Chronik. Das, was geschehen, ist von denen, durch welche es geschehen, der Welt vor die Augen gelegt in bleibenden Monumenten, (wenigstens eben so bleibend, als die Chronik selbst seyn würde,) und die Zeit reiht sie ohne Weiteres an einander. Die Unbefangenheit eines solchen Historikers würde also nur darin bestehen, diese Monumente zu sammeln. Will aber der Geschichtschreiber nur das Höchste und Wichtigste, oder irgend etwas Bestimmtes, in ei-

ner bestimmten Wissenschaft zusammenstellen: so verliert er offenbar sogleich die Unbefangenheit; er mafst sich an, das Illochste und Wichtigste zu sondern von dem Übrigen; er hat mithin einen Mafstab, nach welchem er es sondert. Wenn also jene unbefangene Geschichtschreibung unmöglich, wenigstens werthlos ist, so hat jede befangene, eine solche, die von der Voraussetzung eines Systems als das wahre ausgeht, unwidersprechlichen Werth, und zwar wiederum historischen Werth. Sowie die beurtheilten Werke selbst Monumente der Geisteshöhe eines bestimmten Zeitalters sind: so ist die Ansicht und Beurtheilung dieser Werke eine wahre Charakteristik einer andern. Denn je mehr sich dieses als wahr angenommene System der wahrhaftigen Wahrheit nähert: desto herrlicher und reiner und wahrer werden die Bemühungen grosser Geister der früheren Zeit anerkannt, und ihre, auf dem Altar der Menschheit dargebrachten Werke gewürdigt; desto klarer und schöner wird der Gang der Entwicklung des menschlichen Geistes gezeichnet werden. Wenn z. B. *Locke* eine Geschichte der Philosophie geschrieben hätte, und *Fichte* eine zweyte: wie anders würden *Plato* und *Spinoza* bey jenem erscheinen, wie anders bey diesem! Und wie richtig würde durch die Vergleichung beider Geschichten die *Lockische* und *Fichtische* Periode charakterisirt seyn. *Winkelman* wollte in seiner Geschichte der Kunst nicht eine Aufzählung der vorhandenen Kuntwerke liefern, sondern zugleich ein Lehrgebäude. So ist es recht; und so sollte jede Geschichte einer Doctrin und Wissenschaft geschrieben seyn!

Hr. S. meint, aus einer solchen unbefangenen Darstellung der Resultate philosophischer Forschungen müsse sich wohl am Ende der Punkt, auf welchem das Problem jetzt stehe, und zugleich die Vergleichung desselben mit der Ansicht, welche *Plato* und *Aristoteles* von demselben hatten, von selbst ergeben. Von selbst? Aber warum stellt denn Hr. S. diese Vergleichung an? Warum sagt er, wo das Problem jetzt stehe? Warum beurtheilt er überhaupt die Lehren der Philosophen, welche er vorträgt? Rec. ist weit entfernt, ihn darüber zu tadeln; im Gegentheil kann er nicht umhin zu gestehen, dass seine Urtheile, wenn auch nicht sehr scharfsinnig und tief eindringend, doch oft sehr richtig sind; aber eben dadurch, dass er es thut, beweiset er, was wir oben sagten, dass das Unbefangenseyn wollen sich selbst bestraft. Denn wonach beurtheilt Hr. S. der Philosophen Lehren? „Nicht aus einer angenommenen (d. h. als wahr vorausgesetzten) Theorie.“ Nach einem gewissen Wahrheitsgefühl? Aber ein solches macht ja (S. 48) „alles Nachforschen und Philosophiren lächerlich.“ Oder nach unmittelbarer Evidenz? Aber „diese Evidenz muss ja (S. 125) wieder auf Gründen beruhen;“ (Wobey wir Hn. S. doch fragen wollen, auf welchen Gründen denn der Grund der Gründe, der, weil er dies ist, keine Gründe haben kann, ruhet? Aus welchen Gründen erkennt

er ihn für den Grund?) Wornach urtheilt also Hr. S.? Eigentlich nach dem Kantianismus; aber er will es nicht wahr haben, und faßt ihn nicht scharf und tief genug.

Das Ganze ist in drey Perioden abgetheilt. Die erste (S. 9—154) von *Plato* und *Aristoteles* bis *Locke* wird die vorbereitende genannt. Diesen Namen erhielt sie nicht in Beziehung auf die zweyte Periode (im Grunde dürfte auch jede vorbereitend für die folgende und alle künftigen seyn!), sondern „weil sie nur einzelne helle Blicke enthält; weil der menschliche Geist noch nicht in sich selbst zurück ging, weil man das Problem von der Natur der Erkenntniß noch nicht bestimmt ins Auge faßte“. Und doch fallen in diesen Zeitraum *Plato*, *Plotin*, *Bruno*, *Spinoza* u. a! — Die zweyte Periode (S. 155—216) geht von *Locke* bis *Kant*, und wird die Zeit der innerlichen Streitigkeiten des Dogmatismus genannt. In ihr soll die Natur der Erkenntniß zum Hauptgegenstande des Philosophirens gemacht seyn; aber man soll sich bald in Dogmatismus verloren haben, der durch sein Zerfallen in Parteyen (also dadurch?) dem Skepticismus gewonnen Spiel gegeben. Die dritte Periode (S. 217—439) von *Kant* bis auf die jetzige Zeit, in welcher man mit größerer Anstrengung und Ausdauer, als je, in den verborgensten Mechanismus des menschlichen Geistes einzudringen gesucht, wird als die Periode der Transcendental-Philosophie charakterisirt. — Man sieht also, daß die Schrift noch weiter geht, als ihr Titel sagt: auch *Fichte* und *Schelling* kommen vor; ja sogar *Bouterwecks* Ideen einer Apodiktik.

Gegen diese Eintheilung dürften sich leicht Einwendungen machen lassen. Dafs die Perioden gar nicht charakterisirt, so bezeichnet sind, dafs ihnen ein Unterscheidungscharakter aufgedrückt wäre, ist zu klar, als dafs es bemerkt werden dürfte; und überhaupt ist die Frage, die aber hier weder untersucht noch ausgemacht werden kann, ob die Werke verschiedener Geister so zusammengestellt werden sollten, wie die Zeit sie hinter einander ans Licht gebracht hat? Durch das Reich der Geister scheinen mehrere Ketten zu laufen, und die mögen nahe verwandt seyn, welche Zeit und Ort, ihrer Erscheinung nach, fern von einander gestellt; die hingegen, welche Ein Tag sahe und Eine Mauer umfing, können so weit getrennt stehen, als wären sie durch Zonen und Jahrhunderte gesondert.

Was nun das Einzelne der Schrift betrifft: so würde es die Grenzen, die Rec. sich stecken muß, überschreiten, wenn er sich darauf einliesse. Hr. S. führt die Männer an, welche für die bedeutendsten gehalten zu werden pflegen, so, dafs er ihre Philosophie, nach seiner Ansicht, in einige Punkte zusammendrängt, die sich auf seinen Zweck beziehen, und alsdann fällt er gewöhnlich darüber ein Urtheil. Wir haben schon gesagt, dafs dies oft nicht unrichtig sey; aber auch sehr oft würde Rec. Vieles dagegen zu erinnern haben. Die Ent-

scheidung der Frage: ob die wichtigsten Punkte der verschiedenen Systeme wirklich genommen sind, kommt, nach dem Vorigen, auf den eigenen Standpunkt an, aus welchem sie betrachtet werden; das Hauptresultat des ganzen Werks wird es klar machen. Eine Bemerkung, zu welcher Rec. hier Veranlassung findet, mag ihm, weil sie vielleicht nicht zur un rechten Zeit kommt, noch erlaubt seyn. — Von *Fichte* wird (S. 394) gesagt: „schon die Benennung Wissenschaftslehre gebe zu erkennen, was der große Zweck seiner Schriften sey; kein geringerer nämlich, als eine Wissenschaft der Wissenschaften aufzustellen, ein System der absoluten Grundsätze alles Wissens als einzig ächte und eigentliche Philosophie zu liefern, woraus denn die Grundsätze aller anderen sogenannten Wissenschaften abgeleitet werden könnten und müßten.“ Nicht sowohl dieser Stelle, die viel Wahres enthält, als einer fast allgemeinen Meinung wegen, macht Rec. folgende Bemerkung. In der Regel weifs man sich, wie es scheint, bey dem Namen *Wissenschaftslehre* nichts Bestimmtes zu denken. Vielleicht ist es durch frühere Äußerungen *Fichte's* geschehen, dafs man auf die Meinung kam, er solle heissen: Wissenschaft der Wissenschaften, welche Benennung dann wieder: erste Wissenschaft, oder das bedeuten könnte, was Hr. S. darunter verstehen will. Ja ein berühmter Schriftsteller, der eben dieses in dem Namen suchte, meinte, *Fichte* hätte sich vielleicht größeres Verdienst durch die Erfindung dieses Namens, anstatt des unpassenden — Philosophie, als durch sein System selbst erworben. Aber das ist Unrecht! Der Name Wissenschaftslehre paßt nur für *Fichte's* System, und solche, die mit ihm vom gleichen Grundsatz ausgehen. Das System hat den Namen nicht von der Aufgabe, sondern von der Auflösung: es lehrt, wie das *Wissenschaft*. Nämlich das Höchste, das Eine und Absolute, was *Fichte* voraussetzt (d. h. weiset und nicht beweiset, weil es eben das Absolute ist) ist ihm das Wissen, und sein System ist nur die Nachconstruction der Art und Weise, wie das Wissen zu Stande kommt, und in diesem Zustande kommen nothwendig die Welt, und das — ihr gegenüber stehende — Bewußtseyn erzeugt, schafft. Die eigentliche Wissenschaft ist sonach das Leben selbst, die Entwicklung des Ewigen, Einen in Zeit und Mannichfaltigkeit; sein System aber, als eine Nachconstruction derselben, ist nur Bild der Wissenschaft, nur Wissenschaftslehre, die freylich als Nachbild dem Vorbilde gleich seyn muß. Da diese Nachconstruction wieder gewußt wird; im Wissen, als dem Alleinfeyenden, vorgeht: so kann das System (wenn es anders leistet, was es verheißt) mit Recht die Selbstconstruction des Wissens genannt werden. Wissenschaften aber wird *Fichte* im philosophischen Sprachgebrauche schlechterdings nicht zugeben können, wiewohl das, was man in gewöhnlicher Rede darunter zu verstehen pflegt, seinen Grundsatz in der Wissenschaftslehre finden wird. — Übrigens findet Hr. S. die Wissenschaftslehre so entsetzlich consequent, dafs sich kein Auszug (und folglich auch keine Ansicht!) da.

davon geben läßt. Schellings System des Idealismus hilft ihn aus der Verlegenheit, und muß sich, „als in demselben speculativen und systematischen Geiste geschrieben, und dabey eher eines zusammengedrängten und doch verständlichen Auszuges fähig,“ für beider Philosophen Philosophie excerpieren lassen!

Die allgemeinsten Resultate, die Hr. S. durch seine historische Untersuchung gefunden hat, sind: 1) „Noch giebt es keine allgemein geltende Theorie der Erkenntniß.“ Wahrlich, ein dürftiges Resultat, welches die königlich-dänische Gesellschaft der Wissenschaften, wenn ihr Gott ein langes Bestehen verleiht, noch im Jahre 8801 wieder hören kann, wenn sie die Frage alsdann noch einmal aufstellt! 2) „Dennoch ist nicht wenig geleistet worden in der Erforschung der Natur menschlicher Erkenntniß:“ a) die Begriffe, die auf dieses Problem Bezug haben, sind vielseitiger erörtert, genauer bestimmt u. s. w. b) ist ausgemacht, daß das Problem durch den Dualismus, oder durch den Materialismus, oder

durch den transcendentalen Idealismus gelöst werden müsse. (?) c) Die Geschichte scheint zu beweisen, daß es durch die beiden ersten nicht gelöst werden könne, sondern daß es d) entweder gar nicht, oder durch den transcendentalen Idealismus geschehen müsse.

Das Buch ist übrigens nicht übel geschrieben; deutlich, ruhig, zuweilen rasch, oft tabellarisch trocken. Die neueren Werke scheint Hr. S. studirt zu haben; bey den frühern war wohl Tiedemann Hauptquelle. Gegen „den allgemeinen Faulheitstrieb der Vernunft (der Vernunft!), die immer gern auf dem Polster eines Systems ruhet“ (S. 73), hätte doch, wenn ein Denker so etwas denken konnte, der beständige Wechsel der Systeme ein Beweis seyn sollen. — Einige Druckfehler sind verbessert; ein drolliger Doppelfehler, gegen Grammatik und Sinn, ist (S. 193—194) stehen geblieben: eine gewisse Denkungsart, heist es daselbst, habe in England einen scharfsinnigen Vertheidiger gefunden an — Hume und seine Gegner. Δ9.

#### KURZE ANZEIGEN.

**PHILOSOPHIE.** Straubing, in der von Schmidischen Buchhandl.: *Winke zur Begründung eines neuen Systems einer reinen Seelenlehre.* 1804. 104 S. 8. (10 gr.) Wie wenig sich von dem Vf. für die wirkliche Begründung eines neuen Systems der Seelenlehre erwarten läßt, sieht man, schon auf den ersten Seiten dieses Buches, besonders aus der Art, wie er selbst seine Schrittdienerey charakterisirt. „Ein Drang, meine Überzeugungen zu begründen, oder an ihre Stelle Wahrheit zu setzen und zu wissen, was mein Daseyn zu bedeuten habe, veranlaßte mich zu Reflexionen über mein Ich. Die ruhigsten Stunden wurden dieser Betrachtung gewidmet. Ich lege hier durch diese Skizze die Resultate meiner Betrachtungen dem Publicum vor. Ich glaube auf Billigkeit Anspruch machen zu dürfen, daß mein Wort, welches einen so wichtigen Gegenstand betrifft, auch gehört werde. — Was meine Darstellung betrifft: so bin ich selbst damit unzufrieden. Allein wenn man bedenken wollte, in welcher kurzer Zeit ich meine Ideen zu entwerfen mich genöthigt (?) fand: so würde man damit Nachsicht haben. Ich hatte zwar meine Arbeit noch einige Zeit zur nähern (?) Ausbildung zurückbehalten, wenn ich eine Gelegenheit dazu vor mir sähe, und wenn Einigung der Ideen der Psychologie die einzige Idee in mir wäre, die auf nähere Entwicklung wartete.“ Vermuthlich will uns der Vf. auch noch mit *Winken* zur Begründung eines neuen Systems der Metaphysik etc. beschenken. — „Ganz vergraben aber wollte ich meine Gedanken, nachdem ich mich wenigst (sic) für meine subjective Überzeugung und zum Theil darüber (worüber?) ins Reine gearbeitet hatte, doch nicht, weil vielleicht nicht bloß für mich etwas Wahres daran seyn könnte. Ich habe mich freylich auch überredet, daß meine Bemerkungen im Ganzen wenig, sehr wenig enthalten mögen; allein ich bin auch versichert, daß man, wenn man eine Psychologie begründen und in der Beurtheilung des menschlichen Geistes festen Fuß setzen will, von der Einheit des Bewußtseyns ausgehen, und die Reglität der Dinge außer uns annehmen müsse. Wenn ich also nur diesen *Wink*, der freylich mein Hauptwink ist, getroffen habe: so ist meine Arbeit gerechtfertigt. Auch meine Beweisart ist nicht immer vollständig genug. Allein nähere Erörterung läßt eine Skizze nicht leicht zu; und dann hätte ich dafür, daß uns die gewöhnlichen Beweise nichts neues schaffen (sic), sondern nur eine schon vorhandene Wahrheit als solche bestätigen (sic); denn sie sagen nichts mehr, als daß etwas so ist, wie es ist. Ich glaube aber, daß unschaulich darzuthun, wie etwas entzichte, überzeugender sey, als die Beweise; welches also mehr die Bekanntmachung eines geistigen Factums, als ein Beweis ist. So wenig ich diese Stufe nach Wunsch erreicht habe, so wenig ermude ich Sie durch das *Volum* (sic). — Der Mangel an Zusammenhang, Ordnung und Bestimmtheit der Ideen, der aus diesen Stellen spricht, geht nun durchs ganze Buch. Erst wirft

der Vf. eine Menge Fragen auf, die theils unverständlich, theils unbeantwortlich sind, theils nicht in das Gebiet der Psychologie gehören. Z. B. *Liegt den Begriffen der Ursache und Wirkung, des Grundes und der Folge, Realität zum Grunde? Warum stehen wir unter ihren Gesetzen? Was hat es überhaupt mit unseren Vorstellungen für eine Bewandniß? Liegt ihnen Wahrheit zum Grunde, oder sind sie ein nothwendiger Traum? Gesezt nun, daß den Anschauungen Realität zum Grunde liegen, was sind unsere Ideen? sind sie mehr als eitle Bilder, welche die Vernunft eigenmächtig hersezt, und der Unterhaltung wegen anschaut? Warum muß die Vernunft Ideen zeugen? Kann sie es nicht bleiben lassen? (Eher hätte sich der Vf. selbst fragen können: Warum mußt du Bücher zeugen? Kannst du es nicht bleiben lassen?) Wessen Natur sind die Gesetze? Wie kommen sie in die Seele des Menschen? Nicht nur das Sittengesetz, sondern überhaupt, wie kommen die Wissenschaften in den Menschen? Kann sich aus sich selbst (wie die Wissenschaften aus der Vernunft) etwas entspringen? — u. s. w. u. s. w. Nachdem nun der Vf. diese und noch viele dergleichen Probleme aufgestellt hat, so fährt er fort: „Diese und noch andere unerklärbare Erscheinungen in dem M. bewegen mich, meine Gedanken über ein vielleicht neues Seelensystem vorzutragen. Gesezt auch, daß sie Albernheiten, Kleinigkeiten oder an dieser Stelle gar nicht seyn sollten; so beruhigt mich doch das Recht, auch meine Gedanken vortragen zu dürfen und die Überzeugung, daß viele große Philosophen ebenfalls die größten Irrthümer mit unter Kleinigkeiten und unmancher Stelle eben so wenig als ich sagten, und die Welt war so weit davon entfernt, es ihnen übel zu nehmen, daß sie selbe vielmehr bewunderte und sie in ihren Irrthümern nachsprach. — Wir wollen den Vf. in dieser Beruhigung nicht stören, allein er wird es uns hoffentlich auch nicht übel nehmen, wenn wir, weit davon entfernt, seine Gedanken über die Begründung eines neuen Systems der Seelenlehre zu bewundern, es nicht einmal über uns erhalten können, sie in ihren Irrthümern nachzusprechen, oder unseren Lesern zuzumuthen, sich noch mehr davon referiren zu lassen, und wir glauben ihm für die vielen *Winke* in seinem Buche, wodurch er uns in der Kenntniß der menschlichen Seele nicht um einen Schritt weiter gebracht hat, zu seiner eigenen Selbstkenntniß den einzigen Wink schuldig zu seyn, vor allen Dingen mehr Ordnung und Zusammenhang in seine Ideen zu bringen, bevor er wieder etwas dem Publicum davon mittheilt. Er wird alsdann auch gewiß solche Fehler der Rechtschreibung wie *empyrisch, stetig, Stetigkeit, wenigst* für wenigstens etc. vermeiden.*

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 S E P T E M B E R, 1805.

## P Ä D A G O G I K.

Wenn das polemische Gewand, welches seit der Pestalozzischen Epoche die Pädagogik angelegt hat, das heitere und friedliche Antlitz dieser Interpretin der beiden verschwisterten Naturen zu verhüllen scheint: so wird nur dadurch die innere Gährung, ohne welche sich im Reiche dieser Welt nun einmal nichts producirt, um so mehr begünstigt, und gegen die Entweihungen der Profanen in Sicherheit gestellt. Manche neue Wahrheit geht als ein Lichtfunken hervor, wenn zwey entgegengesetzte Meinungen feindlich sich an einander reiben; manche Einseitigkeit wird vermieden, indem die entgegengesetzten Seiten übertüncht erscheinen; manche Verunstaltung verhindert durch das Vorhalten eines bis zur Caricatur vergrößernden Trugspiegels. Ihren ernststen Gang schreitet indess die Wahrheit fort, und fern vom Gewühl der Welt sondert der bessere Genius der Menschheit den Qualm, welcher mit dem Duft der Hostie hinaufsteigt zum Vater des Lichts.

Während Pestalozzi selbst mehr mit der praktischen Darstellung und Verbreitung seiner Methode beschäftigt zu seyn scheint, sucht man auf verschiedene Weise die Gemüther der Menschen theils durch Wärme, theils durch Überzeugung für seine Angelegenheit zu gewinnen. Durch einen warmen und kraftvollen Vortrag zeichnen sich vornehmlich die Aufsätze von F. J. Müller aus, die er über diesen Gegenstand, in einer neuen pädagogischen Zeitschrift, die den Titel führt:

PASSAU, b. Ambrosi: *Blätter über Nationalbildung und Privaterziehung*. Ersten Bandes erstes Heft. 1804. 112 S. kl. 8.

zusammengebracht hat. Der Zweck dieser Blätter ist ein doppelter; theils soll der Nationalbildung im allgemeinen, theils der Pestalozzischen Methode, die wesentlich auf Volksbildung berechnet ist, das Wort geredet werden. In der ersten Beziehung hat Rec. mit Vergnügen den Aufsatz: *Über den gegenseitigen Zusammenhang der Jugend-Erziehung, National-Bildung, Staatsverfassung und ihrer Theorien*, gelesen. In letzterer Hinsicht wünschte er weniger die polemische Tendenz, und die in der Wärme der Überzeugung zwar, aber dennoch zu bittere und daher bisweilen ungerechte Beurtheilung der Gegenpartey, hervorgehoben. Was die eben erwähnte Abhandlung anbetrifft, so geht Hr. M. von der Bemerkung aus, daß von dem mehrern oder mindern Anbaue der Nationalvernunft (ist diese etwas anders

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

als die Vernunft schlechthin?) die bessere politische Stellung der Bürger, von dieser wiederum die Vervollkommnung jener abhängt. Dort, heißt es S. 2, wo unter gegebenen Staaten an Gehalt und Zahl die vernünftigsten Bürger sind, dort ist, wenigstens im nächsten Werden, die beste Verfassung. Das folgende ist mehr Raisonement als Analyse, oder nähere Erörterung der Haupt Gesichtspunkte, welche hier zu nehmen sind. So viel sieht man, daß der Vf. unmuthig über die getäuschten Erwartungen, die der zum Besseren emporstrebende Geist erregte, nun der Überzeugung lebt, daß unabhängig von ungünstigen äußeren Einflüssen sich durch eigene Kraft der Mensch erheben werde zur Vernunft und Freyheit. Daher setzt er auch eine durchaus auf die Bedürfnisse und Natur des Menschen berechnete Kinder- und Jugend-erziehung an die Spitze der Nationalbildung. Dies macht den Übergang auf die Pestalozzische Lehrmethode, von der er sich, wie mehrere schon vor und nach ihm, durch eigene Ansicht der damals in Burgdorf, jetzt auf Wylhof bey Bern und in Yverdon bestehenden Anstalt, eine anschauliche Erkenntniß verschaffte. — Wir finden hierüber: A. *Einige Linien zur Beurtheilung der Pestalozzischen Methoden von einem Augenzeugen*. Dieser Aufsatz ist gar nicht haltlos, aber er kommt ein wenig zu spät, da einerseits die Methode selbst, andererseits auch die Kenntniß derselben weiter gediehen ist. B. *Winke für künftige Recensenten Pestalozzi's*. C. *Über den Standpunkt der Beurtheilung Pestalozzi's im allgemeinen, und über Smethlage und seine Recensenten insbesondere*. Hier werden mehrere Stellen aus der im Auguststücke des vorigen Jahrganges schon recensirten Schrift des Hn. Director Smethlage ausgehoben und widerlegt. — Wir wünschen, daß der Vf. fortfahren möge, seine Gedanken über Erziehung und Unterricht in diesen Blättern niederzulegen, und zugleich praktisch mitzuwirken zur Vervollkommnung und Verbreitung einer Lehrmethode, die mehr intensiv als extensiv nach Allgemeingültigkeit strebt.

Sein Glaubensbekenntniß über die neueren Lehrmethoden legte ein sachverständiger, für die Verbesserung des Schulwesens sehr thätig wirkender Staatsmann in folgender kleinen Schrift nieder:

BERLIN, b. Nicolai: *Über Pestalozzi's und Oliviers Lehrarten*. 1804. 20 S. 8.

Der Vf. bemerkt zu Anfange dieses Aufsatzes: Die neuen Lehrmethoden haben das Schicksal der kritischen Philosophie; überall treffen sie auf Land, das schon in Besitz genommen ist; und jeden Schritt machen

Rrr

chen

chen ihnen Inhaber, unrechtmäßige sowohl als rechtmäßige, streitig. Er sucht nun die Hauptmomente beider Lehrarten anzudeuten, und bemerkt, daß sie dem wesentlichsten Theile nach in den südpreussischen Departements eingeführt sind. Der Aufsatz empfiehlt sich durch einen der Sache angemessenen sehr leichtvollen Vortrag, und durch eine plane Übersicht des Ganzen.

Nicht minder interessant war uns der *Nachtrag*, welchen der Hr. Kriegsrath *Himly* seiner früherhin schon angezeigten gehaltreichen Schrift: *Versuch einer Einleitung in die Grundsätze des Pestalozzischen Elementarunterrichts* u. s. w. noch beizufügen für nöthig fand. Es werden theils noch einige Punkte weiter ins Licht gesetzt, theils die Vortheile der Lehrmethode nachdrücklicher hervorgehoben; theils wird aber auch gezeigt, inwiefern Zahl, Form und Sprache Elementarpunkte seyen. Die Frage: ob gegenwärtig schon wirklich etwas mit den Pestalozzischen Ideen gewonnen sey, beantwortet er S. 17 also: „Ja! noch einmal! Nichts mehr und nichts weniger als die unendlich wichtige unvergängliche Idee der zum Zweck einiger allgemein zu sichernden völligen Menschenbildung als einzigen Mittels zu versuchenden Anschauungskunst.“ Der Vf. rechtfertigt hierauf die Behauptung der Unfehlbarkeit jener Ideen, welche dem Pestalozzischen Lehrsystem zum Grunde liegen. Übrigens legitimirt er die ebengenannten drey Elementarpunkte S. 25 aus dem Grunde, „weil kein anderer Gesichtspunkt allen Gegenständen gemeinschaftlich, und zugleich so geartet sey, daß dadurch zu fördern eine bestimmte Erkenntniß von dem Gegenstande, als einem für sich bestehenden Dinge unvermischt und abgesondert erhalten werde, damit demnächst eine Anschließung der Erkenntniß aller übrigen Eigenschaften angeschlossen werden könne.“ Dieser Grund reicht als ein äußerer nicht hin, um die innere Nothwendigkeit der Entwicklungsmittel außer Zweifel zu setzen. Nicht daß wir die Außenwelt erkennen, sondern daß wir uns selbst finden, indem wir uns entfalten und dadurch zur höchsten Potenz heraufheben, dies erfordert, daß man die Punkte aufsuche, welche die geistigen Gesetze gleichsam äußerlich oder in Concreto darstellen. Es kann also auch nicht sowohl auf die Anfangspunkte der Erkenntnisse als vielmehr auf die Erregungsmittel der freyen Geistesthätigkeit ankommen. Nun läßt es sich allerdings darthun, daß gerade jene drey Punkte es sind, durch welche die inneren Operationen äußerlich darstellbar werden. Darüber nur konnte Rec. seine Bemerkungen nicht zurückhalten. Übrigens wünscht er nichts mehr, als daß der denkende und zugleich so warm sprechende Vf. noch ferner die Stunden seiner Muse pädagogischen Beschäftigungen schenken möge.

Ein anderes Interesse erregt folgende Schrift:

LEIPZIG, b. Dyk: Bericht an Sr. Königl. Majestät von Preussen über das Pestalozzische Institut. Von Karl Witte. 1805. 8. (6 gr.)

Der Vf. wurde von dem Consistorium zu Magdeburg beauftragt, bey Gelegenheit seiner Schweizer-Reise, die er seiner Gesundheit wegen machte, zugleich auf das Pestalozzische Institut seine Aufmerksamkeit zu richten. Diesem Auftrage verdankt der gegenwärtige Bericht sein Daseyn. Seinen Beruf, über den ganzen Umfang der Pestalozzischen Methode sprechen zu dürfen, documentirt Hr. W. durch einen interessanten Brief, welchen ihm Pestalozzi nachschickte. Es wird in dieser gehaltreichen Schrift sehr richtig das Pestalozzische Institut geschieden von dem ganzen Umfange seines Zwecks. Sein Institut ist eine Erziehungs- und Lehranstalt, die in mancher Hinsicht noch als solche sich vervollkommen läßt. Als Lehranstalt ist sie eine recht eigentliche Experimentalschule für die Methode. Aber Pestalozzi's Zweck ist allgemeine Volksbildung und namentlich Befreyung des Drucks der niedrigsten Classe, in die er gesunde Vernunft, Herzensgüte, Gradheit des Sinnes, und Festigkeit des Willens, so wie die nöthigen Fertigkeiten der Hand bringen wollte (S. 13); um dadurch, wie er sich selbst ausdrückt, zu bewirken, daß diese wissen, von Nichts zu Etwas zu kommen (S. 52). Von diesem unmittelbarsten Zwecke wurde er durch den Drang der Umstände abgeführt: und als unser Vf. ihm offen sagte, daß er hier nicht finde, was er suche, daß er keine Gertrud und ihre Kinder, sondern ein Institut finde, erwiderte Pestalozzi: „Sie haben Recht: aber was sollte ich machen? Ich hatte nichts, gar nichts in Händen, und die Welt gab mir nichts, denn man glaubte mir nicht. Ich mußte also aus meinem eigentlichen Zwecke herausgehen, und Kinder vermögender Altern elementarisch bilden;“ und weiter unten heist es: „Ach, stände ich, wo ich stehen wollte und sollte, im Kreise armer, physisch oder moralisch verwaister Kinder, ich würde eine ganz andere Schule errichten. In ihr würde ich freylich den Kreis der Erkenntnisse des armen Bauernkindes stets vor Augen haben, dieser Kreis würde bestimmt berechnet und begränzt, dann aber in sich lückenlos gelassen werden, damit ein höchst verständiges Bauernkind daraus hervorgehe“ u. s. w. Aus diesem Gesichtspunkte muß natürlich der Umfang und die Art des Pestalozzischen Verfahrens ganz anders beurtheilt werden. Dennochachtet würde man sehr irren, wenn man sich dadurch zu dem Wahne verleiten ließe, als sey dadurch die Lehrart völlig abgechieden von der Bildung für höhere Stände. Sie geht vielmehr wesentlich darauf hinaus, eine allgemeine Elementarbildung zu begründen, und den Faden zu gehen, an welchem ein jeder mit Sicherheit in die Arme der Vernunft geführt werden könne. Nur die Gegenstände des Unterrichts, die ja doch allezeit nur das Zufällige sind, können sich ändern; die Behandlungsart bleibt dieselbe; und deshalb darf allerdings die Methode auf Allgemeingültigkeit gerechte Ansprüche machen. — Die biographischen Notizen, welche sich (von S. 14) über Pestalozzi's Person hier vorfinden, hat Rec. mit desto größerm Interesse



teresse gelesen, je mehr Aufschluss sie über den eigenthümlichen Gang der Pestalozzischen Ideen geben. Auch was Pestalozzi für die moralisch-religiöse Bildung thut, wird mit Recht gewürdigt. Rec. glaubt wohl, dass die Anzahl der positiven Religionsstunden in den meisten Schulen mehr betragen, und dass man überall die Glaubensformeln gewissenhafter lehren werde, als in der Pestalozzischen Anstalt; aber ob das wahre Wesen der Religion, die Zartheit und Würde, mit welcher dieses in den Herzen und Gemüthern der Kinder geweckt und genährt wird, auf gleiche Weise überall geheiligt und dadurch so viel gewirkt werde, als hier, daran muss Rec. wenigstens so lange noch zweifeln, bis er nach ähnlichen Grundsätzen mit gleicher Wärme dieses Allerheiligsten, was der Mensch in sich hat, allgemeiner behandelt sehen wird.

Auch Rec. wünscht übrigens mit dem Vf., dass eine menschenfreundliche und zugleich mächtige Regierung, einige Seminaristen unter der Leitung irgend eines *durchaus* sachverständigen Mannes die Lehrmethode studiren, und anwenden lassen möge, um dann nach ein oder mehrjähriger Erfahrung ein vollständiges und zuverlässiges Urtheil fallen zu können.

Eine Lücke, die mehrere schon in der Pestalozzischen Lehrart, in so weit sie bis jetzt bekannt ist, finden konnten, ist ohne Zweifel die ästhetische und die ihr verschwisterte moralisch-religiöse Bildung, an der auch das Volk gerechte Ansprüche machen darf. Bisher wurden darüber von P. selbst nur wenig Fingerzeige gegeben. Desto willkommener war uns eine hier einschlagende Abhandlung von dem Hn. D. *Herbart*, die er der neuen Auflage seines schon früherhin recensirten Buches:

GÖTTINGEN, b. Röwer: *ABC der Anschauung als ein Cyklus von Vorübungen im Auffassen der Gestalten*. 1804. 281 S. 8.

mit einverleibt. Sie führt die Überschrift:

*Über die ästhetische Darstellung der Welt als das Hauptgeschäft der Erziehung.*

Der Vf. setzt Moralität, die er mit Kant als höchsten Zweck des Menschen anerkennt, als die eine Aufgabe der Erziehung. Dies erfordert aber eine Erweiterung des Begriffs, eine Nachweisung seiner nothwendigen Voraussetzungen, als Bedingung seiner realen Möglichkeit. Er findet in dem *guten Willen* d. h. dem steten Entschlusse, (als Act der Thätigkeit bleibt der Entschluss immer nur die Sache eines Moments) sich als Individuum unter dem Gesetze, das allgemein verpflichtet, zu denken, die nächste Beziehung des Begriffs der Sittlichkeit. Indem dieser Wille den Gemüthsbewegungen entgegen ist, so wird die *Sittlichkeit*, die vorher bloß eine Eigenschaft, eine Bestimmung des Willens war, zur *Tugend*. Von beiden verschieden ist *Legalität*, d. i. die richtige Erkenntniß des moralischen Gesetzes. (Diese Begriffe sind nicht ganz richtig. Denn was den Begriff der Legalität anbetrifft: so kann diesen nicht wohl eine Erkenntniß genannt werden;

vielmehr ist sie Handlung und besteht wesentlich in der Befolgung des gegebenen Gesetzes. Dieses Gesetz ist hier mit Unrecht als das moralische schlechthin bezeichnet, indem sich Legalität nicht auf die innere, sondern nur auf die äußere Handlung bezieht, die als solche nichts Absolutes mehr in sich enthält. Eben so wenig kann Rec. dem oben so bestimmten Unterschied zwischen Sittlichkeit und Tugend seine Zustimmung geben. Denn hier erscheint Tugend als höhere Potenz der Sittlichkeit; das ist sie aber nicht, indem diese mehr als Ideal der Gattung besteht, und daseyn müßte, wenn auch kein Individuum bestände. Die Tugend ist aber die höchste Blüthe nicht mehr der Menschennatur, sondern der freyesten Handlungen der Individuen. Sittlichkeit ist das Gegebene, Tugend das Erworbene; die letztere schafft sich der Mensch, die erstere ist der Abdruck einer höheren Natur, die sich im Reiche der Organisation nur individualisiren kann.) Den Charakter bilden heißt ihm S. 250 *machen*, dass der Zögling sich selbst finde, als während das Gute, als verwerfend das Böse. (Dies ist theils zu unbestimmt, theils sagt es zu wenig: denn ein jedes Wesen, das da frey handelt, muß sich als solches schon finden, denn nur dieses enthält den Grund der Möglichkeit einer freyen Entwicklung. Als erstes Prädikat des guten Willens setzt der Vf. den *Gehorsam*, dem ein Befehl gegenüber steht, der aber durchaus nichts Bestimmtes, sondern ein Unbestimmtes, Vielfaches enthält. Beide Acte, der des Gehorsams, sowie der des Gebots, sind Wille, und können als Acte noch nichts Sittliches seyn, indem sie unabhängig da sind, ehe sie in das gebietende Verhältniß zu den Neigungen treten. Nicht als aufstellend den Machtpruch darf der Sittliche sich erscheinen, sondern als findend eine *Nothwendigkeit*; aber weder eine theoretische noch eine logische (letztere kann im Wesentlichen von der ersteren nicht verschieden seyn) noch eine *moralische* (von einer solchen kann sich Rec. auch durchaus keine Vorstellung machen) sondern eine *ästhetische*. Diese spricht in absoluten Urtheilen ganz ohne Beweis und entsteht bey dem vollendeten Vorstellen seines Gegenstandes. Das Hauptgeschäft der Erziehung wäre diesem zufolge eine ästhetische Darstellung der Welt. Dies analysirt der Vf. nicht weiter, sondern deutet in dem Folgenden nur einige Hauptzüge an. Ausser den glücklichen Umgebungen des Hauses scheint er vornehmlich das klüglich angebrachte Hindeuten auf das Übersinnliche anzuempfehlen. S. 270 kommt Hr. H. auf einmal zur Idee von Gott, den er das reelle Centrum aller praktischen Ideen und ihrer schrankenlosen Wirksamkeit nennt. Hier sieht man sich zu plötzlich in einer ganz anderen Sphäre. Es fehlt die Brücke zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt. Wie erhebt sich der Mensch aus dem schrankenvollen Erdenleben hinauf zu dem Unbegrenzten, dem Unendlichen, das er in der Idee der Gottheit individualisirt? dies ist eine Frage, die ohnfehlbar hier vorauszuschicken war. Die Idee der Gottheit scheint hier

hier zu müßig; zwar heist es S. 273: er (Gott) fülle den Hintergrund der Erinnerung als das älteste und erste, bey dem alle Befinnung des aus dem verwirrten Leben zurückkehrenden Geistes immer zuletzt anlangen müsse, um, wie im eigenen Selbst, in der Feyer des Glaubens zu ruhen. Aber daraus sieht man weder das Bedürfnis, noch den Grund des Glaubens an ein höheres Wesen.

Die Bemerkung, welche der Vf. weiterhin beybringt, daß der Unterricht den Menschen immer in zwey getrennten, aber stets gleichzeitig fortlaufenden Reihen dem Höchsten entgegen zu führen habe, die er durch die Namen *Erkenntnis* und *Theilnahme* bezeichnet, ist sehr richtig. Rec. hatte eine noch weitere Ausführung derselben gewünscht.

Die Abhandlung verdient denkenden Erziehern um so mehr zur eigenen, sorgfältigeren Lectüre empfohlen zu werden, je weniger sie auf einen schon bekannten Weg führt. Etwas Vollständiges konnte der Vf. selbst in so wenig Blättern nicht geben, ohnerachtet der Leser mehr Ausführlichkeit auf der einen und größeren Zusammenhang auf der anderen Seite hätte wünschen können.

Übrigens ist die zweyte Auflage des *ABC der Anschauung* wenig verändert. Nur einige Anmerkungen und ein Nachtrag sind dazu gekommen. In dem letzteren erklärt sich der Vf., daß er seine Schrift aus der Reihe der *P. Elementarbücher* zurückziehen wolle. Dies frappirte Rec. um so mehr, je weniger ihm bekannt ist, daß jemand es in dieselbe aufgenommen habe. Denn dem hellsehenden Vf. kannes doch unmöglich entgehen, daß seine so sehr prädominirende wissenschaftliche Tendenz neben *Pestalozzi's* Streben, ein jedes Unterrichtsmittel möglichst zu simplificiren, und ihm die unmittelbarste Beziehung auf seinen nächsten Zweck zu geben, gleich Anfangs eine sichere Grenzlinie gezogen habe.

A.

HANNOVER, b. Hahn: *Beiträge zur Kenntniß und Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in den königlich Braunschweig-Lüneburgischen Kurlanden*, gesammelt und herausgegeben von D. J. C. Salfeld. Sechster Band. Erstes Heft. 1804. Zweytes Heft. 1805. 288 S. 8. (18 gr.)

*Erstes Heft: I. Kurzgefaßte Geschichte der Stiftung und Einrichtung der königl. Hoffchulinstitute zu Hannover*; eines für die Söhne und eines für die Töchter der königl. Bedienten bürgerlichen Standes. Möge diese Beschreibung Nachahmung erwecken in anderen großen Städten, die sich solcher Institute noch nicht erfreuen, wie sie jene Stadt der edlen Wirklichkeit des Herausgebers dieser Blätter, als Stifters, und seiner Nachfolger in der Direction verdankt! Es werden hiedurch die Vortheile eines gemeinschaftlichen Unterrichts (f. S. 8) gewonnen, und die Nachtheile vermieden, welche für die feinere Bildung des Herzens und der Sitten bey der Jugend der gebildeten Stände aus der Mischung mit jener der roheren Classe nur zu leicht entstehen. II. *Über Unterrichtspolizey*. Vom Gen. Sup. Eggers. Mit Recht wird dahin entschieden, daß bey Altern Zwangsmittel

zum fleißigen Schulbesuch ihrer Kinder anzuwenden sind. Noch mehr wird aller Zweifel hiervon abgeschnitten werden, wenn man auf ein höheres Princip zurückgeht und beweist, daß es eigenthümliche Pflicht des Staats als Staats ist, der Jugendbildung sich ernstlich anzunehmen. III. *Ein Beytrag zu der Classification der Pflichten in der Moral*. Vom Sup. Vasmer. „Man müsse zu der gewöhnlichen Eintheilung der Pflichten (gegen Gott, uns selbst und den Nächsten) noch zwey Classen hinzufügen: *Pflichten gegen verstorbene Menschen und gegen die Thiere*.“ Was man in *Ansehung dieser* zu beobachten habe, wird sehr gut angegeben; aber nach welchem *Eintheilungsprincip* können diese Pflichten mit denen gegen Wesen von thätiger Existenz und Persönlichkeit, in eine Classe und gleichen Rang gestellt werden? Höchstens möchten sie einen *Anhang* zu diesen ausmachen, wie in *Schmid's theol. Moral* „das Verhalten gegen die Thiere“ S. 674. Richtiger aber würden sie wohl unter höhere Pflichten subsumirt, nämlich die *gegen Verstorbene* unter die Pflichten der Achtung gegen Menschenwürde, der Erhaltung des Lebens (beym Scheintod) und guten Namens anderer auch nach ihrem Tode (wozu wir noch rechnen würden, ihr Andenken nicht durch abergläubische Sagen von ihrer Wiedererscheinung als Gespenster zu entehren); die *gegen Thiere* unter die Pflicht des Gehorsams gegen Gott, um seine Zwecke auch mit der thierischen Schöpfung möglichst zu befördern (1 Mos. 1, 22), den Schöpfer in seinen Geschöpfen zu ehren. IV. *Liturgische Versuche*. Vom Sup. Reiche. Trau-Tauf-Einssegnungsreden und Anrede vor einer Eidesleistung — die sämmtlich einen gewandten Redner zeigen.

*Zweytes Heft: I. Verhandlungen einer Prediger-Conferenz über Schulangelegenheiten* (unter der Direction des Sup. Bornträger); greifen kräftig ins Innere des Landschulwesens ein. II. *Über Unterricht und Behandlung der Confirmanden*. Vom Archidiak. Heinrichs; dringt vornehmlich auf Listen, welche sich der Prediger zur vollständigen Charakteristik eines jeden Kindes von dessen eilften Jahre an halten solle. III. *Zwey Copulationsreden*. Vom Past. Dräseke; die erste über den sehr guten Gedanken, daß besonders „für Personen, die kindlich an ihren Altern gehandelt haben, der Tag ihrer ehelichen Verbindung ein Freudentag seyn könne;“ die zweyte ist „nach freyer Meditation gesprochen, *nachher* erst niedergeschrieben.“ Möchte wenigstens das Letzte nicht geschehen seyn! — Noch äußern wir dem würdigen Herausgeber den Wunsch, zuweilen auch *Ordinationsreden* mitzutheilen, wie deren eine in einem früheren Bande sich fand. Der *Mann im Amte* liefert sie, fühlt sich ermuntert, und weiß nun erst die beste Anwendung davon zu machen; mancher Schlummernde wird aufgeweckt; und wohlthätig muß es auf den ganzen Stand wirken, wenn er die Grundsätze und den Geist edler und aufgeklärter Obern immer anschaulicher kennen lernt, und diese dadurch auf ihn selbst und sein Wirken mehreren Einfluß gewinnen.

S. L. H.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 12 S E P T E M B E R , 1 8 0 5 .

## JUGENDSCHRIFTEN.

BAYREUTH, b. Lübecks Erben: *Gemälde der britanischen Inseln und des Zustandes der Sitten, Gebräuche und Lebensart ihrer Bewohner.* Erste Abtheilung. Mit Kupfern. 1804. XIV und 496 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Auch unter dem Titel:

*Neues Bilderbuch für die Jugend, in kurzen, unterhaltenden und lehrreichen Erzählungen von den Sitten, Meinungen und Gebräuchen der vornehmsten europäischen Nationen und von den Merkwürdigkeiten der Länder, welche sie bewohnen.* Ein Buch zur Beförderung der Länder- und Völkerkunde unter der Jugend. Drittes Bändchen. Ein Gemälde der britanischen Inseln enthaltend.

Das Werkchen entspricht dem Urtheile, welches ein anderer Recensent über das zweyte Bändchen des Bilderbuchs im 72sten St. der diesjährigen Allg. Literat. Zeit. gefällt hat, daß nämlich unter der großen Menge von Schriften, die bey angenehmer Unterhaltung die Jugend in der Länder-Kenntniß weiter bringen wolten, diese Compilation keine der schlechteren sey. Nach einer allgemeinen Einleitung, welche fast ganz aus Büschings Erdbeschreibung zum Theil wörtlich, jedoch mit der Bemerkung der neuesten Volkszahl u. s. w., abgeschrieben ist, wo aber bey der Parlaments-Beschreibung nichts von der Concurrenz oder Repräsentation Irlands vorkommt, welches doch wohl allerdings, wenn auch bloß von England die Rede ist, schicklich gewesen wäre — folgen in 125 Abschnitten erst allerley kurze Nachrichten von London und verschiedenen englischen Städten, sodann bald längere, bald kürzere Fragmente über den Charakter, die Sitten und Gebräuche des englischen Volks. Alle diese Abschn. sind größtentheils wörtlich aus Archenholz, Moriz, Wendeborn, Küttner, Volkmann, Hassel und anderen Reisebeschreibungen abgeschrieben, und man stößt nur selten auf eigene Bemerkungen. Das Ganze erhält dadurch eine sonderbare Gestalt wegen der Verschiedenheit des Stils, welcher in jenen Reisebeschreibungen herrscht. Die neueren Bemerkungen einiger Franzosen scheint der Vf. nicht zu kennen, und einige sind doch interessant genug, z. B. in *Ferri de St. Constant Londres et les Anglais*, *Baert Tableau de la grande-Bretagne* u. s. w. Über die Auswahl der abgeschriebenen S. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

nen Stellen kann man den Compiler eben nicht tadeln, aber wohl über die Zusammenreihung. Es ist widrig von einer Parlamentswahl (11) in die Kingsbench (12), vom Waarenlager der ostindischen Compagnie (17) in das britische Museum (18), und von diesem zu den Miethkutschen in London (19) geführt zu werden. Noch bunter ist die Zusammenstellung bey den Graffschaften. Auffallend muß dem Leser seyn, daß der Compiler bald den Verfasser der Stelle nennt, den er abschreibt, bald bloß denselben unter dem Namen eines Reisenden anführt, bald ohne alle Anführung ganze Stellen abschreibt, und dabey das vom Vf. z. B. Moriz gebrauchte: *Ich* stehen läßt, wobey man denn nicht weiß, wer das *Ich* seyn soll. — Was für ein lehrreiches Lesebuch für die Jugend liesse sich nicht aus dem überaus großen Vorrathe von Materialien schaffen, wenn ein Mann sie ordnete und verarbeitete, der nicht bloß gesunde Finger und gute Federn, sondern Beurtheilungskraft u. s. w. hätte!! Die Kupfer sind insgesammt hart; der Kohlswagen S. 296 und das Pferderennen S. 386 unter aller Kritik.

Si.

- 1) LEIPZIG, b. Hinrichs: *Neue Fibel für Kinder oder methodischer Elementarunterricht im Lesen und Abstrahiren nach Pestalozzi, Olivier und eigenen Ideen* von M. Friedr. Herrmann, Corrector in Lübben. Mit 14 Kupf. (Ohne Jahrszahl.) 213 S. 8.
- 2) Ebendaf.: *Über den Zweck und die praktische Anwendung des Elementarunterrichts.* In vertrauten Briefen als nöthiger Appendix zu meinem methodischen Elementarunterricht von M. Friedr. Herrmann. (Ohne Jahrszahl.) 57 S. 8. (Mit dem vorsteh. zusammen 1 Rthlr. 14 gr.)

In No. 2 entwickelt und vertheidigt der Vf. die Grundsätze, die er bey der Ausarbeitung von No. 1 befolgt hat. Wir lassen daher billig die Beurtheilung dieser 2ten Schrift der Kritik der ersteren vorausgehen. Nachdem der Vf. in dem ersten Briefe eine Skizze der Geschichte des Elementarunterrichts mit einigen grell hervorspringenden Strichen in Pestalozzi's Manier hingezeichnet hat, z. B.: „Man hatte sich in Betreff dieses Unterrichts ganz von der Natur entfernt, und es waren gerade die zwey berühmtesten Völker des Alterthums, welche uns hierin mit ihrem Beyspiel vorangingen; man stieg nicht durch den offenen Sinn des Kindes in die Tiefen seines Geistes, man riß gewaltsam den blutenden Geist aus den warmen Umgebungen des Sinnes, um beide zu tödten.“ — kommt er auf die Pestalozzische Unterrichtsmethode, die

die er im Ganzen richtig darstellt. Im 2ten Briefe geht er hierauf zu einer Kritik dieser Methode fort. Sie scheine ihm weder den Zweck des Elementarunterrichts scharf ins Auge zu fassen, noch auch in sich selbst eine ausreichende Vollständigkeit zu besitzen. „Es ist, wenn Sie wollen, ein prächtiges Fragment, aus dem classischen Boden des Erkolano hervorgewühlt, und die Menschenbildung, welche es bezweckt, kann demnach auch nicht anders als fragmentarisch seyn.“ Der von P. so oft wiederholte Satz: der Elementarunterricht müsse der Natur angepasst werden, könne nicht den Zweck desselben enthalten, (denn das Mittel könne nicht zugleich auch Zweck seyn,) und nach der gewöhnlichen Meinung, welche in diesem Unterricht bloß die *Propädeutik zum 2ten Curfus* des Erziehungsgeschäftes finde, sey der Zweck desselben zu relativ, als daß sich die Frage wie viel in den Elem. Unterricht gehöre, daraus befriedigend beantworten lasse. „Die Elementarerziehung, (welches Wort der Vf. mit Elem. Unterricht, als völlig gleichbedeutend gebraucht) sagt er S. 16, muß als ein Ganzes an sich betrachtet, einen abso-luten Zweck haben, und zum guten Glück liegt dieser so nahe, daß ich mich verwundere, wie(er) Jahrtausende hindurch dem Scharfblick der ersten Denker hat entgehen können.“ — Dieser Jahrtausende lang und auch von Pestal. verkannte Zweck der Elem. Erziehung ist: „das Kind dadurch, daß man es kennen lehrt, was Natur und Menschen in der Welt gethan haben, und welches die Beziehungen zwischen ihm und allen andern Wesen sind, in der Welt zu fixiren.“ — „Nur ein in der Welt wohl fixirtes Kind könne in die Hände der zweyten (kosmopolitischen) Erziehung abgeliefert werden; damit sie seine Kräfte zur Erreichung weltbürgerlicher Zwecke ausbilde. Diese selbst ist nur eine Propädeutik zur dritten höchsten (moralischen) Erziehung, in welcher der Weltbürger Anweisung erhält, wie er seine freye Kraft als ein Bürger im unsichtbaren Gottesreiche unter der Legislatur der Vernunft zu Zwecken der Unsterblichkeit gebrauche.“ — In den ersten Lebensjahren des Kindes werde übrigens dieß schwere Geschäft des Fixirens von der Natur selbst sehr erleichtert, und der Erzieher habe bloß die negative Verbindlichkeit, die gro-ßen, wenn gleich stillen Operationen derselben nicht zu hindern. Dann aber entstehe die Frage: Wo sich die Kunst an die Natur anzuschließen habe, um ihre Wirkungen frey zu leiten und sie zu beherrschen? — Hier klagt nun der Vf. die Pestal. Methode der Unvollständigkeit an. P. nehme 3 Reflexionspunkte an, wodurch das Nachdenken des Kindes bestimmt werden solle, oder wie sie unser Vf. nennt 3 Rectionspunkte: Form, Zahl und Wort; allein dadurch sey das Wesen eines Gegenstandes noch lange nicht erschöpft. Der Schall, die Bewegung, die Schwere, die Masse, woraus er besteht, der Geruch, der Geschmack u. dgl. könnten so wie die Farbe nicht minder wesentliche Merkmale eines Gegenstandes seyn. Zu den 3 Fragen der Pest. Unterrichtsmethode 1) welche Gestalt hat der Gegenstand in der Anschauung? 2) in

welcher Zahl ist er vorhanden? 3) wie heißt er? — müsse noch eine 4te hinzukommen: welche physischen Verhältnisse nimmt man an ihm wahr? Ja diese 4te Frage müsse noch vor den andern hergehen, weil das Kind sich früher um die Farbe, den Geschmack, die Dauer (das letztere vorzüglich in Beziehung auf den Geschmackssinn) als um die Gestalt der Gegenstände bekümmere. Mit Hinsicht auf diese 4 Rectionspunkte giebt es nun nach unserm Vf. 4 Elementardisziplinen 1) die *Anschauungslehre der phys. Verhältnisse der Gegenstände*, 2) der *graphischen (Masse) Verhältnisse*, 3) der *arithmetischen (Zahlen) Verhältnisse*, 4) der *Elementarsprachlehre*. Aber auch damit sey die Elem. Erziehung noch nicht geschlossen. Das Selbstgefühl des Kindes müsse in der Menge von Eindrücken, womit es von außen überströmt werde, verloren gehen, wenn man es nicht eine 5te Frage, die wichtigste von allen an sich selbst thun lasse, nämlich: *Wie verhalte ich mich bey (zu) den Gegenständen, die mir zur Anschauung gegeben werden?* — So entstehe demnach als die letzte Disziplin in der Elem. Erziehung 5) die *Elem. Lehre der intellectuellen Dynamik des anschauenden Subjects*. „In derselben wird das Kind mit den *Denkformen* bekannt gemacht, es wird ihm gezeigt, wie es mit dem Verstand *Begriffe* zu bilden, und diese in *Urtheile* zu vereinigen habe; es wird ihm gezeigt, wie die Vernunft aus diesen Urtheilen *Schlüsse* zu bilden vermöge. Diese Disziplin ist also wahre *Elementarlogik*, und sie ist von un-*schätzbarem Werthe*“ u. s. f. Alle diese Disziplinen nun sollen, so Gott will, vor dem Lesen und Schreibenlernen vorhergehen. Ja: „ein Kind, das in Rück-sicht auf die eine, oder andere vernachlässigt worden, bleibt ein Krüppel, (?) es hört nie auf, in der Welt, in welcher es lebt, ein Fremdling zu seyn, der sich nimmer gehörig fixirt. Verlangen Sie daher nicht von ihm, daß es späterhin weltbürgerliche und noch weniger, daß es moralische Zwecke in einiger Vollkommenheit erfülle. Bedauern Sie das unglückliche Wesen, den elenden Halbmenschen, und klagen Sie den gewissenlosen Erzieher an, der den Weg zum Lichte *versteckt*, (der Vf. vergißt, daß er kurz zuvor die ersten Denker als unwissend in diesem Punkte dargestellt hat, indessen wird er hoffentlich billiger seyn, jene Anklage erst seit der Erscheinung seines Elem. Werks gelten zu lassen) und das edelste Werk Gottes verunstaltet und gelähmt, an den kräftigsten Nerven der Menschheit in die Welt werfen konnte!“ — Daß wir auf diese Art Alle, selbst der Vf. mit eingeschlossen, der als der Erfinder jener Elementarmethode eben so wenig, als wir darnach unterrichtet worden seyn kann, für *elende, verunstaltet und gelähmt in die Welt geworfene Halbmenschen* erklärt werden, scheint diesen in der Freude über das Heil, das er der jungen Menschheit bringt, nichts weiter zu kümmern. — Es war vorauszu-sehen, daß der Enthusiasmus des wackern Pestal. noch manchen enthusiastischen Reformator der Schul- und Erziehungswesens wecken würde; allein unser Vf. zeigt dabey soviel redlichen Eifer für die gute Sache und so man-nich-

nichseitige Kenntnisse, daß er auch in seinen Verirrungen noch achtungswerth bleibt. Allerdings ist Pestal. Unterrichtsmethode einseitig; allein diese Einseitigkeit liegt unserm Bedünken nach nicht da, wo sie der Vf. sucht. Denn Pest. will ja selbst nicht, daß Form und Zahl als die einzigen äußeren Eigenschaften der Dinge, und die Bezeichnung durchs Wort, als das einzige Mittel, die Anschauung derselben festzuhalten, angesehen werden sollen. Weil aber jeder Gegenstand *nothwendig* im Raum unter einer Form und als eine Einheit oder Mehrheit erscheint, und die Sprache das *vornehmste* Mittel ist, die Anschauung desselben zu fixiren, um sie zu entwickeln, zu verdeutlichen, zu unterscheiden: so sind ihm Form, Zahl und Wort die 3 *ersten nothwendigen und wesentlichen* Elemente aller Erkenntniß. Dadurch wird aber nicht geleugnet, daß es nicht noch andere minder wesentliche Eigenschaften der Dinge giebt, wohin auch die vom Vf. erwähnten gehören. Ja man könnte in dieser Hinsicht noch mehrere ABC der Anschauung liefern, z. B. in Ansehung des Schalles eine Tonleiter, in Ansehung der Farbe eine Farbenleiter, und Pestal. würde, wenn es nur in der gehörigen Stufenfolge geschähe, gewiß nichts dagegen zu erinnern haben. Allein die Einseitigkeit der Pest. Methode besteht nach des Rec. Dafürhalten vielmehr darin, daß sie, *wo nicht ausschließlich, doch hauptsächlich und mit Hintansetzung der übrigen Vermögen und Kräfte des Menschen, auf Bildung des Anschauungs- und Denkvermögens geht*, sowie vorher unsere Pädagogen aus der Frankeschen Schule das religiöse Gefühl, und die aus der Kantischen u. Fichteschen Schule das Willensvermögen zum Hauptgegenstand der Bildung gemacht wissen wollten. Daß die Folgen jener Einseitigkeit im Burgdortener Institut weniger merklich geworden sind, davon muß der Grund in der Individualität der dortigen Lehrer und vorzüglich des Stifters gesucht werden. Man vergleiche in dieser Hinsicht nur, was Gruner in seinen Briefen aus Burgdorf im 19. Br. über die Andachts- und Prüfungsstunden sagt, die P. selbst mit den dortigen Zöglingen hält. Wie vieles wird hier durch den persönlichen Charakter Pest. supplirt, was seiner Methode wesentlich abgeht! Dieser Einseitigkeit der Pest. Unterrichtsmethode hat unser Vf. so wenig abgeholfen, daß er sie im Gegentheil noch viel weiter treibt. Wenn Pest. die Elementarerziehung unbedingt den Ältern und insbesondere der Mutter überläßt, in deren Händen die seiner Methode fehlenden Elemente größtentheils leicht ergänzt werden: so will der Vf. dagegen, daß der Staat Sorge tragen soll, daß selbst gebildete Ältern die Elem. Erziehung ihrer Kinder nicht anders, als mit Zuziehung eines Lehrers, beginnen. Wenn P. frühzeitig die Gefühle des Vertrauens, der Liebe und des Dankes, welche das Kind gegen seine Mutter hegt, ergreift, um dieselben auf die Gottheit hinzuleiten, und so dem zarten Herzen Achtung gegen seine Pflichten und Eifer zur Erfüllung derselben einzufloßen: so will dies der Vf. durchaus nicht billigen, weil es ja in un-

seren Tagen durch Kant, Fichte und Forberg bis zur höchsten Evidenz erwiesen sey, daß Religion die Basis einer reinen und uneigennütigen Moral durchaus nicht seyn könne u. s. f. Angenommen, daß es mit diesem bis zur höchsten Evidenz gebrachten Erweis seine völlige Richtigkeit hätte: so folgt daraus doch keinesweges, daß nun auch der Erzieher seinen Zögling erst Moral, oder, um ja recht systematisch zu Werke zu gehen, erst Rechtslehre, dann Moral, und dann Religion lehren müsse. Das Unpädagogische dieses Verfahrens ist so auffallend, daß man kaum begreift, wie unser Vf., der sonst viel Talent zum Unterricht zeigt, dies übersehen konnte. Will der Erzieher seinen Zögling zur Religiosität hinführen: so muß er ihre ersten Regungen, in denen die Keime der Tugend und Frömmigkeit zugleich hervortreiben, in der Seele desselben aufsuchen, und bey seinem Unterricht darauf als auf die sicherste Grundlage ohne weiteres sich beziehen, und wolinden wir diese ersten Regungen anders, als in dem Vertrauen der Dankbarkeit und Folgsamkeit des Kindes gegen die Ältern? So wie Pest. oft durch einen genialischen Blick in die Tiefe des menschlichen Gemüths das Rechte fand, so auch hier, und wäre er nur auf diesem Wege fortgegangen, so hätte er das einseitige seiner Methode selbst finden müssen. Der 2te Einwurf unseres Vf., daß das Kind einen so höchst abstrusen Begriff, wie der Begriff der Gottheit sey, noch nicht fassen könne, trifft noch weniger, als der vorige. Denn der Erzieher soll ja in seinem religiösen Elementarunterricht nicht von dem metaphysischen Begriff der Gottheit, sondern von denjenigen Gefinnungen und Gefühlen ausgehen, die das Kind in sich selbst findet.

Nach dieser vollständigen Darlegung der pädagogischen Grundsätze unseres Vf., wie er sie in No. 2 aufgestellt hat, kann sich Rec. nunmehr in der Beurtheilung von No. 1 desto kürzer fassen. Daß diese Fibel sich von allen bisherigen sehr unterscheiden werde, läßt sich schon daher erwarten, weil der Vf. dabey Zöglinge voraussetzt, die in den oben erwähnten 3 Disciplinen bereits unterrichtet, also schon kleine Philosophen geworden sind, die nicht etwa zum Abstrahiren bloß vorbereitet, sondern in der intellectuellen Dynamik des anschauenden Subjects schon mit den Denkformen bekannt sind. Er hat das Buch in 4 Hauptabschnitte getheilt: 1) *Natur in Körpern*, 2) *Natur im Geiste*, 3) *Geist im Aufstehenden oder Kunst*, 4) *Geist (Kunst) im Geiste (?) oder Wohlgezogenheit*. Im ersten gelangt das Kind zu den Begriffen: Körper, Gestalt, Organisation, Leben, Bewegung, Kraft, u. s. w. Im zweyten zu den Begriffen, Geist, Sinn, Denkkraft, Ursache, Wirkung, Zahl, Raum, Zeit, u. s. w. Im dritten zu den Begriffen Natur, Kunst, Geselligkeit, Eigenthum, Staat, Obrigkeit, Unterthanen, Krieg, Frieden, u. s. w. Im vierten endlich zu den Begriffen Gehorsam, Unmäßigkeit, Naschhaftigkeit, Furchtsamkeit, Fläts, u. s. w. Rec. will dem Vf. gern einräumen, daß er diese Begriffe aus den ihnen zum

Grund-

Grunde liegenden Anschauungen größtentheils richtig abstrahirt habe; allein er bedauert zugleich das Kind, dem zugemuthet wird, so etwas bey seinen ersten Leseübungen dem Lehrer nachzumachen. Es wäre möglich, daß eins oder das andere so weit gebracht werden könnte, allein was wäre damit gewonnen? — Wahrlich unsre deutsche Pädagogik hat schon so manche Treibhäuserziehung und die unglücklichen Folgen derselben gesehen, daß es nicht auch noch dieses Versuchs bedarf. Das Kind toll nicht das Denkgeschäft des Jünglings und Mannes anticipiren, und es scheint dem Rec. durchaus unnatürlich, es schon zum Begriffskünftler machen zu wollen, ehe noch das Bedürfnis, sich von dem Inhalt seiner Begriffe deutliche Rechenschaft zu geben, in seiner Seele erwacht ist. Dieser Vorwurf trifft besonders die beiden ersten Abschnitte. Man nehme z. B. nur folgende Erklärung des Begriffs Gestalt: (S. 16) *Das Pferd und das Rind bestehen aus Theilen, die auf eine gewisse Art über und neben einander liegen. Das Pferd und das Rind haben also eine Gestalt. Wenn die Theile des Rindes so über und neben einander lägen, wie die Theile des Pferdes, so hätte das Rind die Gestalt des Pferdes. Und wenn die Theile des Pferdes so über und neben einander lägen, wie die des Rindes: so hätte das Pferd auch die Gestalt des Rindes. Aber bey jedem dieser Körper liegen die Theile auf eine eigene Art über und neben einander.* „Rind und Pferd haben also jedes seine eigene Gestalt“ u. s. w. Oder folgende Erklärung des Begriffs der Beharrlichkeit: (S. 82) *Ich sehe einen Postwagen, worauf viele Reisende sitzen. Die Reisenden bleiben auf ihren Sitzen, so lange bis sie in die Stadt kommen. Der Postillon bleibt auch auf seinem Pferde, so lange bis er in die Stadt kommt. So lange ein Körper so bleibt wie er ist, ist er beharrlich. Die Reisenden sitzen jetzt beharrlich auf ihren Sitzen. Der Postillon jetzt beharrlich auf seinem Pferde. Das Fahren des Postwagens ist jetzt ebenfalls beharrlich. Denn er hört nicht auf weiter zu fahren, bis er in die Stadt kommt. Sein Fahren ist alsdann nicht mehr beharrlich, denn er fängt an, still zu stehen. Aber sein Stillstehen kann eine Zeitlang beharrlich bleiben u. s. w.* Das πῶτον ψευδος in dieser ganzen Ansicht des Vfs. scheint dem Rec. darin zu liegen, daß derselbe annimmt, das Kind

müsse, um auf dem Wege des Unterrichts sichere Fortschritte zu machen, alle seine Anschauungen vorher auf Begriffe, und diese durch Reflexion zum deutlichen Bewußtseyn gebracht haben. Diefs bestätigt auch eine Auserlesung des Vfs. in No. 2 S. 17. „Sie hören häufig den Lehrer der Naturgeschichte mit dem 6 bis 8 jährigen Kinde von der Gestalt des Pferdes sprechen; er bedient sich eines Wortes, von dem er glaubt, daß es dem Kinde völlig verständlich sey, und doch hat es noch nie ein Mensch denselben erklärt. Leben so mit dem Ausdruck *Natur*“ u. s. w. Also meint der Vf. wirklich: ein Kind, das die vorhin angeführte Erklärung des Begriffs Gestalt geben könne, hätte viel vor demjenigen voraus, dem bey den Worten Gestalt des Pferdes sogleich eine Reihe lebendiger Anschauungen vorschwebt, woraus es sich seinen vernünftlichen Begriff von der Gestalt des Pferdes bildet, ohne den abstracten Begriff Gestalt überhaupt definiren zu können. Indessen so nachtheilig auch jener Grundirrtum für die Fibel des Vfs. geworden ist, so kann Rec. sie darum doch nicht für eine ganz unbrauchbare Arbeit erklären. Sie enthält im Gegentheil vieles, was unter der Anleitung eines geschickten Lehrers eine angenehme und nützliche Lectüre für Kinder seyn wird. Diefs ist aber gerade das, worauf der Vf. selbst den wenigsten Werth legt, nämlich die Wiederholung dessen, was derselbe in den früheren Elementarunterricht verweist. Hier, wo er im Gebiet der Anschauungen verweilt, hat er zu dieser Art des Elementarunterrichts so viel Talent gezeigt, daß seine Fibel, wenn er künftig etwa bey einer zweyten Auflage jene für Kinder nicht gehörigen Abstractionen wegläßt, die ihnen zum Grunde liegenden Anschauungen in einer natürlichen, dem Geiste des Kindes angemessenen Verbindung zusammenstellt, und die oben gerügte Einseitigkeit vermeidet, ein sehr vorzügliches Lesebuch für den ersten Unterricht werden kann. Der Druck ist gut und ziemlich correct. Fehler wie S. 2 Seite für Saite kommen selten vor. Auch sind die schwarzen Kupfer von Böttcher d. ä. recht brav gestochen; nur die beiden colorirten Blätter erheben sich nicht viel über die bekannten Nürnberger Bilderchen.

L. G.

## KURZE ANZEIGEN.

**JUGENDSCHRIFTEN.** Landshut, b. Amenkofer: *Kurzgefaßte lehrreiche Spaziergänge eines Lehrers mit seinen Schülern, für die Jugend und Jugendfreunde auf dem Lande.* Von Lorenz Paumann, Pfarrer zu Achdorf. 1804. 124 S. (5 gr.) Der Vf. geht von dem Satze aus, daß die Jugend auf dem Lande etwas mehr lernen soll, als Christenthum, Lesen, Schreiben und Rechnen, und belehrt daher seine Schüler in sechs Spaziergängen über Gegenstände der Natur, der Staatsverfassung, der Kirche u. s. w., je nachdem die Umgebung, oder eine Frage der Schüler, die Materie herbeyführt. Man kann mit dem Inhalte, wie mit der Darstellung, zufrieden seyn; jedoch fallen die Complimente, und der Weißbrauch, welchen die Schüler ihrem Lehrer ob seiner schönen Belehrungen streuen, zuweilen ins Possierliche. Ubrigens scheint uns die Haupttendenz dieser Schrift dahin zu gehen, die Verfügungen, welche die kaiserliche Regierung in Ansehung der Klöster, Festtage und Processionen getroffen hat, zu rechtfertigen; daher gewinnt die Schrift gegen

das Ende wirklich ein gelehrtes Ansehen, welches gegen die Mißthat, die den Zöglingen im Anfange zugetheilt wird, sehr abhilft. Wollte der Vf. diesen Hauptzweck auf eine indirecte Weise, welche allerdings in vielen Fällen die bessere ist, erreichen: so mag es damit auch entschuldigt werden, daß die Belehrungen überhaupt das ganze Buch hindurch zu wenig nach einem bestimmten Maßstabe abgefaßt worden sind. Erwägt man nun auch, daß es mit dem Lesen, Schreiben, Rechnen und dem Religionsunterrichte in den Landschulen so weit noch gar nicht gediehen ist, daß wir ein höheres Bedürfnis zu berücksichtigen schon Veranlassung hätten: so wird man eben nicht urtheilen können, daß dieses Buch einem bestimmten Bedürfnisse abhelfe; indessen kann die Lectüre doch, wie diefs bey allen Büchern gemischten Zwecks der Fall ist, obgleich für keinen Einzigen ganz passend, Vielen wenigstens nützlich seyn. Mögen denn diese vielen und vielerley Leser dem Buche zu Theil werden!

8—fl.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 S E P T E M B E R, 1 8 0 5.

## LITERATURGESCHICHTE.

- 1) HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Allgemeine Literaturgeschichte zum Behuf akademischer Vorlesungen*, von Paul Jakob Bruns. 1804. IV u. 263 S. 8. (16 gr.)
- 2) LEIPZIG, b. Schwickert: *Aphorismen zu Vorlesungen über die allgemeine Literaturgeschichte*, von Abraham Gottlieb Raabe, Dr. und Prof. d. Philos. u. L. W. (jetzt Prof. d. griech. Spr. zu Wittenberg). *Älteste Geschichte bis auf Aristoteles*. 1805. X u. 144 S. gr. 8. (16 gr.)

Die auf mannichfaltige Weise seit einigen Jahren bekundete Thätigkeit im Anbau der Literaturgeschichte gehört zu den erfreulicheren Zeichen der Zeit, und der Gewinn, welchen die Universitätsstudien davon ziehen, wird gewiss beträchtlich seyn. An Compendien über diesen Theil der Geschichte litten wir bisher Mangel; die älteren sind größtentheils der in ihnen herrschenden Methode wegen minder brauchbar, und der literarische Apparat hat sich seit einigen Jahrzehenden in der Art verändert und vermehrt, daß Verbesserungen, Zusätze, Widerlegungen etc. dem Docenten viele Zeit wegnehmen würden, wenn er sich entschließen wollte, über *Wald*, *Dahler* u. s. zu lesen. Unter den neueren Lehrbüchern ist das *Eichhorn'sche* in seiner zweyten Auflage noch nicht vollendet, *Meusels* Leitfaden aber ist zu weitläufig und zu ungleich bearbeitet, um den Wünschen eines besonnenen und die Zwecke seines Vortrages seit im Auge behaltenden akademischen Lehrers zuzufügen. Die Vf. beider vorliegenden Schriften haben zunächst für ihre Zuhörer gearbeitet; allein unverkennbar ist der Unterschied zwischen einem Manne, welcher mit dem Fache, das er als Unterrichtsgegenstand bearbeitet, lange vertraut ist, und in Behandlung desselben zu bestimmten Absichten durch mehrjährige Erfahrung eine gewisse Zuversichtlichkeit und Überlegenheit erlangt hat, und zwischen dem, welcher sich mit Enthusiasmus dem Fache hingiebt, ohne seine Liebe dafür mit dem Zwecke, den er bey anderen dadurch erreichen will oder soll, in das gehörige Verhältniß gebracht zu haben. Hr. B. ist präcis, reich an Andeutungen und Winken, frey von allen Declamationen, und giebt Aphorismen im eigentlichsten Sinne, ohne den Namen zu gebrauchen; Hr. R. dagegen kann den wahren Compendienten nicht treffen, theilt Vieles mit, was dem mündlichen Vortrage

S. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

vorbehalten bleiben sollte, spricht sein Raisonement etwas breit aus, und thut selbst in der Wahl der Materialien sehr oft Fehlgriffe. Hn. B's. Buch kann als Leitfaden zu Vorlesungen in mehr als Einer Hinsicht mit Recht empfohlen werden; Hn. R's. Aphorismen, fortgesetzt bis auf unsere Zeiten, dürften wahrscheinlich noch Bändereicher werden, als die *Bouginsche* chaotische Compilation, ob sie gleich diese an Ordnung, Wahl und Reichthum allerdings übertreffen. — Von beiden Büchern soll jetzt im Einzelnen nähere Nachricht ertheilt werden.

Der Vf. von Nr. 1 erklärt sich mit einer müßerhaften Bescheidenheit in der Vorrede über die Entstehung, Bestimmung und Einrichtung seines Buchs. Da er seit 1781 in Helmstädt Vorlesungen über die Literaturgeschichte mit dem erfreulichsten Erfolge gehalten hat: so darf ihm der Beruf zur Abfassung eines Lehrbuchs wohl nicht streitig gemacht werden. Auch hat er darin gewiss Recht, daß das Studium der Literaturgeschichte jetzt dringender als jemals Bedürfnis ist. Denn die Masse des Bücherwessens hat sich fast unübersehbar, besonders seit 20–30 Jahren in einer furchtbaren Progression vermehrt, und die Forderungen, welche an einen literarisch-gebildeten Geschäftsmann ergehen, sind noch immer im Steigen begriffen; womit denn freylich die feindseligen Erklärungen mancher Factionen in der gelehrten Republik gegen historisches Erlernen und sogenannte literarische Empirie seltsam genug contrastiren. Vorzüglich aber bedarf jetzt mehr als jemals der Studirende eines Verwahrungsmittels gegen Einseitigkeit, Dünkeley und Absprecherrey; und welches könnte da wohl wirksamer seyn, als das recht behandelte und auf die literarischen Zeitbedürfnisse berechnete Studium der Literaturgeschichte? — Voraus geht eine kurze Einleitung, worin über den Begriff, über Nutzen und Wichtigkeit (etwas verwirrt und bunt; was vermieden worden wäre, wenn der Vf. den Einfluß auf Bildung und Geschmack des Studirenden und auf Ansichten des eigentlichen Gelehrten, den Erfolg für literarischen Charakter und literarische Methode, das Propädeutische und Wissenschaftlich-historische von einander geschieden gehalten hätte), über Methoden und Hilfsmittel die nöthige Auskunft gegeben wird. — Der Plan, nach welchem der Vf. gearbeitet, ist mit wenigen Modificationen der *Heumann'sche*. Im ersten synthetischen Theile (S. 15–60) werden die merkwürdigsten Ereignisse nach chronologischer Ordnung in aphoristischen Umrissen dargestellt; im zweyten

Ttt

ana

analytischen Theile (S. 61—238) wird eine Übersicht der einzelnen Theile der Literatur gegeben; und zwey Anhänge (S. 245 und 250) handeln von der Geschichte der Schreibe- und Buchdruckerkunst. Diese Methode hat allerdings ihre Vortheile, und begünstigt einen festen systematischen Gang, woran dem akademischen Lehrer viel gelegen seyn muß; aber sie ermangelt der historischen Einheit, welche bey der von *Eichhorn*, *Meusel*, *Wachler* u. a. vorgezogenen Verschmelzung der synthetischen, analytischen und eth-

der Verwandtschaft der einzelnen Disciplinen, als Glieder eines Ganzen, und von der gegenseitigen Beziehung, worin sie auf einander stehen, vielleicht oft unerreicht bleibt.

In dem ersten historischen Theile stößt man auf mehrere gehaltvolle Ansichten und brave Bemerkungen, welche ein guter Lehrer zu verarbeiten und zu benutzen wissen wird; die Kürze der Darstellung ist lobenswerth, und die angedeuteten Urtheile sind in der Regel gesund und historisch wohlbegründet. Aber auch an Veranlassungen zu Gegenerinnerungen fehlt es nicht. S. 22, wo die Ursachen des Verfalls der literarischen Cultur im römischen Reiche angegeben werden, hätten vor allen Dingen der geringe Antheil, welchen die *Phantasie* an literarischen Beschäftigungen nahm, und die Vernachlässigung der Kunst über die bloße Benutzung der Literatur für das Geschäftsleben, worin der ursprüngliche Keim zum Verfall der ersteren lag, herausgehoben werden sollen. Auch wird wohl zu rasch geurtheilt, daß die Christen zu verachtet gewesen wären, um auf Cultur und Gelehrsamkeit Einfluß haben zu können. Sollen denn die Verbreitung des Geistes des Mysticismus, die Stimmung der Gemüther zur Resignation und die elementarische Grundlegung des Strebens nach dem Übersinnlichen für nichts gerechnet werden, und offenbart sich die Einwirkung dieser Revolution im Inneren des Menschen seit dem 3 und 4 Jahrhundert nicht bald sichtbarer, bald unmerklicher in vielen Theilen der Literatur? — S. 23 ist der 15 Satz zu allgemein ausgedrückt. — S. 24 Nr. 8 wird von der Wiedereinführung des römischen Civilrechtes im 12 Jahrhundert zu wenig gesagt, wenn es heißt, daß die Nationalgesetze dadurch verdrängt worden wären; auf den ungemein fruchtbaren Erfolg, welchen das Studium des römischen Rechts im Großen hatte, und auf die damit so genau zusammenhängende allmähliche Vorbereitung zur Palingenesie der alten Literatur hätte nothwendig aufmerk-

sam gemacht werden sollen. — S. 29 Nr. 2 wird die Kirchen-Reformation als Ursache der Denkfreyheit angegeben, da sie doch gewiß historisch richtig nur als Folge derselben angesehen werden muß. — In den der letzten Periode beygefügtten Annalen der Literatur von 1400 bis 1803 ist S. 57 dem Hn. von *Kotzebue* ein Ehrenplatz angewiesen, welchen er zuverlässig nicht verdient; gesetzt auch, daß die Sensation, welche seine dramatischen Arbeiten erregt haben sollen, mißbilligend als Zeichen der Zeit angegeben wäre.

Eben so zufrieden kann man mit dem zweyten speciellen Theile seyn; er hat folgende Unterabtheilungen: 1) Philologie (S. 62 haben wir *Buttmann's* griechische, *Meierotto's* und *Seyfarth's* lateinische, S. 66 *Michaelis* arabische und S. 67 *Silv. de Sacy* philosophische Grammatik vermißt). 2) Schöne zeichnende Künste, bloß Skizze, welcher mehr Ausführlichkeit zu wünschen gewesen wäre. 3) Redekünste, wohin auch die Romane, welche S. 239 in einem Zusatze nachgeholt werden, zu bringen gewesen wären. 4) Mathematik. 5) Philosophie (die eleatische Schule mußte als eine der originellsten und consequentesten S. 122 ausgezeichnet werden. S. 124 ist *Tennemann's* System der platonischen Philosophie vergessen. S. 135 wird *Newton*, welcher den Gang der philosophischen Naturforschung für Jahrhunderte entschied, mit Unrecht übergangen. S. 140 fehlt *Ex. Quesnay*, der Urheber des Physiokratismus.) 6) Naturkunde. 7) Gewerbskunde. 8) Medicin. 9) Geschichte (S. 168 von den Historikern *Alexanders* des Großen kein Wort, und folglich bleibt auch das, besonders in der neuen Überarbeitung so vortreffliche, Werk des *St. Croix* unerwähnt. — Auch über die Wahl der Ausgaben, mehr noch bey den römischen, als bey den griechischen Historikern ließen sich viele Erinnerungen machen.) 10) Historische Hilfswissenschaften (S. 190 ist *Ibn Haukal*, S. 196 *Koler's* Geographie der Alten übergangen. Schätzbar ist (S. 200) das Verzeichniß der Reisebeschreibungen). 11) Jurisprudenz. 12) Theologie (Rec. vermißt S. 218 die christliche Unterrichtsanstalt zu *Alexandrien*, S. 220 den Einfluß *Leo M.* auf den Lehrbegriff. S. 224 den 2 Theil von *Eichstädt's* Ausgabe der *Moruschen* Vorlesungen über die Hermeneutik des N. T. und *Becks monogr. herm.*, S. 228 *Thad. Derser*. Der Ausdruck *statistischer Theologen*, statt positiver S. 223 ist nicht zu billigen, und *Hänlein* (S. 227) hat keine Fortsetzung von *Koppe's* Ausgabe des N. T. geliefert.)

In den Literarnotizen hat sich Hr. B. Kargheit und strenge Auswahl zum Gesetz gemacht; besonders hat er solche Bücher berücksichtigt, aus welchen der Leser viele andere kennen lernen kann. Der Druckort des Buchs ist in der Regel weggelassen, die Jahrszahl wird bloß vom ersten Bande angegeben, auch nur die neueste Ausgabe angeführt. Mehreres wird hier zu andern seyn. Z. B. S. 3 zu *Bouginé* sind zwey Supplementbände 1800—1802 erschienen; *Denis* Einleitung besteht aus zwey Bänden,

den, ist 1795 zum zweytenmale aufgelegt, und zu Bingen 1782 mit Zusätzen nachgedruckt worden; *Dahlers* Handbuch ist zu Jena, nicht zu Halle, verlegt, und es fragt sich überhaupt, ob dieses Buch hier genannt werden durfte; von *Wachlers* (dessen Vornamen *J. F. L.* nicht *F. W.* sind) *Versuch* ist Abtheilung 2 des 3 Bandes 1801 erschienen, das Buch aber wird für abgebrochen erklärt in der Vorrede zu seinem Handbuche. S. 5 durfte der Auszug aus *Hambergers* Nachrichten (1766. 2 Vol. gr. 8.) nicht übergangen werden; es enthält Vieles, was in grösseren Werken fehlt; möchte doch dieses treffliche Buch einen neuen Bearbeiter finden! — *Marchand Diction.* verdiente vorzüglich bemerkt zu werden, weil die bibliographischen Artikel darin dem Literatur unentbehrlich sind. S. 6 *Schröckh's* Abbildung und Lebensbeschreibung (1764) sind völlig ungearbeitet, Leipz. 1790 2 Vol. gr. 8., und erst in dieser neuen Gestalt empfehlenswerth. Die in den Zus. angeführten *N. allg. vaterl. Letteroefnungen* sind zu Amsterdam 1768 herausgekommen und werden fortgesetzt. S. 10 von *Otto's* Lexicon d. O. Lauf. Gel. haben wir den dritten und letzten Band in zwey Abtheilungen schon 1803 erhalten. S. 106 *Montucla hist. d. math.* besteht aus zwey Bänden; die neue Auflage (An. VII—X) aus vier Bänden; die *Idlersche* Übersetzung ist, soviel Rec. weifs, bis jetzt nicht ausgegeben worden. S. 142 *Dryander Catal. Bibl. Bancassianae* besteht aus fünf, nicht aus dreyn Bänden; auch hätte hier *Befche* Geschichte der Naturgeschichte (Mita 1802) angeführt werden sollen. — Doch genug mit diesen Beyspielen; es ist nur ein geringes Verdienst, zu Büchern von so vielumfassendem Inhalte Nachträge und Berichtigungen zu liefern. — Noch hebt Rec. einiges aus, was das grössere Publicum interessieren kann. Der Vf. äussert S. 12 den Wunsch, dass der systematische Katalog der Göttinger Bibliothek gedruckt werden möchte; keine Bibliothek in Europa würde denselben entbehren, jede durch Bezeichnung der Nummern der vorhandenen Bücher sich ihm zueignen, und die Mühe, einen eigenen zu verfertigen, ersparen können. — Nach S. 13 enthält die Univ. Bibl. zu Helmstädt 1330 Bände Manuscripte, darunter viele merkwürdige und selbst dem Namen nach den Gelehrten unbekannte; auch ist sie reich an alten Drucken, welche zum Theile unserem rastlosen Panzer unbekannt geblieben sind. Wenn wir doch ein Journal hätten, in welches Notizen der Art niedergelegt werden könnten! Sollten sich wohl die *Aretinschen* Beyträge nicht dahin erweitern lassen? Ihr Hauptzweck könnte dem ungeachtet Bekanntmachung der Schätze der Müncher Bibliothek bleiben, und der bisher manchmal Lückenbüßern gegönnte Raum würde gemeinnütziger verwendet, und durch grössere Allgemeinheit des Inhalts dieser Zeitschrift ein ansehnlicheres Publicum verschafft werden. — Nach S. 207 liegt bey Hn. B. eine aus Manuscripten mit vielen ungedruckten bereicherte, vielfach berichtigte und durch Anmerkungen erläuterte Sammlung der altdeutschen Gesetze zum Drucke bereit,

und es hängt vom Publicum ab, ob dieselbe erscheinen soll oder nicht.

Nr. 2 ist keinesweges zur Erweiterung der Wissenschaft, sondern blos zum Gebrauche bey eigenen Vorlesungen bestimmt. Die Schrift soll die auf das Dictiren verwendete Zeit ersparen, und Materialien zum Vortrage liefern. Für diesen Zweck enthält sie unleugbar zu viel; auch die Theorie der Wissenschaften und Kenntnisse ist in die genetische Geschichte derselben gezogen, und sogar für die Rechtsbegriffe und Religionsideen hat der Vf. eine Stelle zu finden gewußt. — Der Plan ist meist der *Eichhorn'sche*; eine allgemeinere Übersicht geht voraus; dann folgt eine ethnographische, und zuletzt am ausführlichsten eine scientiſſche Darstellung der Merkwürdigkeiten in jeder Periode. — In historischer Hinsicht findet Rec. zu erinnern, daß auf die Ableitung der Nationalcultur nicht gehörig aufmerksam gemacht wird, welches bey den vielen, zum Theile sehr guten Vorarbeiten nicht schwer seyn konnte; es ist ihm auffallend gewesen, daß die Sündfluth als Factum angenommen, und als solches (S. 12) mit Folgerungen begleitet; daß (S. 35) *Lokmann* bestimmt als *persischer* Fabeldichter angegeben wird. Ausserst dürftig ist (S. 81) die Entstehung der griechischen Historiographie erzählt. Konnte der Vf. vielleicht *Creuzer's* Werk noch nicht benutzen, so hätte er wenigstens *Heyne's* Bemerkungen [1798. 1799] nicht übersehen sollen. Unbillig ist es, wenn (S. 91) *Pythagoras* in der Geschichte der Geometrie, mit einem: „auch er vervollkommnete sie“ abgefertigt wird, da dem Vf. wenigstens das nach diesem merkwürdigen Manne benannte Theorem hätte beysallen sollen; auch ist das Charakteristische der Pythagoräischen Schule, das Erheben zum Überſinnlichen (S. 106), übergangen. Fälschlich wird Philosophie über das göttliche Wesen (S. 108) als Kennzeichen der älteren eleatischen Schule angegeben, da sich dieselbe durch einen bündigen Pantheismus bestimmt unterscheidet u. s. w.; S. 109 ist die Darstellung der Sophistik wenig gelungen; S. 115 geschieht dem durch philosophische Synthesis und Begründung des rationellen Dogmatismus hochverdienten *Plato* schreyendes Unrecht, wenn er mehr tiefsinniger Grübler als scharfsinniger Philosoph genannt, und von seinem esoterischen Grundsysteme nicht einmal ein leiser Wink gegeben wird. In der Geschichte der griechischen Pädagogik (S. 117) ist weder *Solon*, welcher Epoche macht, noch sind die Sophisten und *Sokrates* genannt. In der Geschichte der Medicin (S. 110) begeht der Vf. denselben Fehler, welchen sich *Meiners* so oft zu Schulden kommen läßt, daß er nationale Individualitäten generalisirt. — Brauchbar sind dagegen die Bemerkungen über die Sprache (S. 8. 9. 25 ff. 27), über das literarische Urvolk (S. 12), über die Schrift (S. 14 ff.) u. m. a. — Die Urtheile sind oft ziemlich schief, z. B. S. 56. 86 etc.; und von der allzufurchtsamen Kritik des Vf. geben S. 40. 42. 46. 53 etc. Beweise; auch der Ausdruck ist nicht selten unbeholfen. Die meiste Veranlassung zum

Tadel bietet die beygebrachte Literatur dar. Schon über den befolgten Grundsatz, die Anzeige der ersten Drucke, der Ausgaben einzelner Stücke eines Schriftstellers und der besseren Übersetzungen dem mündlichen Vortrage vorzubehalten, läßt sich mit dem Vf. rechten. Denn Büchertitel gehören in das Lehrbuch, und Erläuterungen darüber in den mündlichen Vortrag; aber vieles hätte sich beybringen lassen, wenn am rechten Orte Sparsamkeit angewendet worden wäre. Auf keinen Fall durfte *Wolf's* Ausgabe des Homer S. 49 übergangen werden, da S. 50 *Borhek's* Ausgabe der *Batrachomyomachie* genannt ist; S. 88 fehlt *Voss* von der Geographie der Alten vor der *Jen. A. L. Z.* 1804; S. 90 die neue Ausgabe der *Montuclafchen hist. d. m. u. m. a.* Größere Fehlgriffe in der Bücherkunde sind S. 3 wo *Meusel bibl. hist.* als Umarbeitung von *Jugler bibl. hist. lit.*, S. 7 wo bey dem ersten Erwachen der Vernunft im Naturmenschen in der Note die Schriften von *Spalding, Fichte, Gruber* (welche Zusammenreihung!) über die Bestimmung des Menschen, S. 42 wo das armselige Machwerk *A. Schneider (Kreyfig) poetiarum graec. carmina* angeführt werden.

R.

**NÜRNBERG, b. Lechner:** *Nachrichten von dem Leben, Verdiensten und Schriften Christian Karl am Ende, Stadtpfarrers in Kaufbeuren.* Nebst einigen Briefen gelehrter Männer an denselben, vom Geheimenrath G. W. Zapf. 1804. XVI u. 183 S. gr. 8. (16 gr.)

*Christian Karl am Ende*, aus einem Geschlechte, das, nach der Versicherung des Vf., ein Zweig der auch in Kurfachsen blühenden Hn. von *Ende* ist, war der Sohn des Dr. Med. *Christian am Ende* zu Lösnitz im Schönburgischen geb. d. 3 Oct. 1730, gest. zu Kaufbeuren, wo er im J. 1753 Adjunct und Rector wurde, den 15 Nov. 1799. Den Freunden der Literatur ist er besonders wegen des zu Frankf. a. M. 1785. 1786 in 3 Theilen herausgekommenen sehr schätzbaren Werkes: *Jo. Seidani de statu relig. et reipublicae Carol. V. Caesare commentarii, editio nova delineata a Jo. Gottl. Boehmio, adornata multisque annotationibus illustrata etc.* bekannt. Die eigentliche Biographie geht nur bis zu S. 76, dann folgt die Angabe der

Schriften und hinterlassenen Manuscripte von S. 76 bis 104, welche, wie man schon aus der Seitenzahl sehen kann, möglichst vollständig ist. Hierauf folgen von S. 107 Briefe von *J. Cph. Georg. Bodenschatz*, dem Hofr. *J. G. Böhme* zu Leipzig, dem Hofr. *J. Chn. Pres* zu Wallerstein, von Dr. *J. B. Riederer* zu Altdorf, von Dr. *J. G. Schelhorn d. ä.* in Memmingen, dem Prälaten *J. Chn. Volz* zu Bebenhausen an ihn; ferner einige Briefe von *Gregor Majans* aus Valencia, *J. Bapt. de Gaspari* zu Wien, *Gerhard Meermann* zu Rotterdam an *Euseb. Beger* in Ulm und den älteren *Schelhorn* in Memmingen. Schon aus diesem Verzeichnisse siehet man, daß das Männer sind, deren Briefe sich zu einer Mittheilung für das Publicum eignen. Unter den S. 102 ff. verzeichneten Handschriften, die der unglückliche *Rock* zu Leipzig käuflich an sich brachte, ohne sie benutzen zu können, befinden sich schätzbare Sachen, z. B. ein Verzeichniß von Büchern, vom Anfange der Buchdruckerkunst bis 1500, mit literarischen Anmerkungen, 10 Bände auf einzelnen Blättern in 4. desgl. 3 Bände in 4. Verzeichnisse von seltenen und anderen merkwürdigen Büchern von 1501—1559. Verzeichnisse aller deutschen Schauspiele, welche seit dem 15 bis in die Mitte des 18 Jahrhunderts im Druck erschienen sind. 1 B. 4. Gelehrte, die im Jöcher'schen Lexicon fehlen. 1 B. Supplemente zu *Jöcher's* Lexicon. 2 B. *Mancherley Collectanea* über *Sleidan*, der sein Lieblingschriftsteller war. Es ist zu wünschen, daß dieser gelehrte Nachlaß des fleißigen und unermüdeten *Am Ende* in die Hände eines Mannes gekommen seyn möge, der davon einen guten Gebrauch macht. Daß der Vf. die Manen des berühmten Ritters *Ulrichs von Hutten* gegen die Angriffe seines Freundes *am Ende* zu retten sucht, das war gut und es liefs sich von seiner Unparteilichkeit erwarten; allein daß er diesem Gegenstande so viele Blätter widmet (S. 37—61), das ist für den kleinen Raum der eigentlichen Biographie, da die Sache nur eine literarische Fehde betrifft, viel zu weitläufig, ob es gleich *Ulrichs von Hutten* zahlreichen Freunden angenehm seyn wird, das Andenken ihres Lieblings von einem so angesehenen Gelehrten geehrt zu sehen.

MGZ.

## KURZE ANZEIGEN.

**ΟΙΚΟΝΟΜΙΑ.** *Hodamar*, in d. neuen gelehrten Buchh.: *Lehrbuch der Forstphysiographie*, von *Friedrich Ludwig Walther*, Prof. zu Gießen. 2 Abtheilung. 1803. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Nachdem die Zoographie bereits in dem ersten Theil dieses Werks abgehandelt worden: so folgen hier die übrigen Abtheilungen der Forstphysiographie, nämlich, Dendrographie und Minerographie. Die Darstellung dieser Materien ist mit derselben gehaltvollen Präcision gefeßhen, welche die Bearbeitung des ersten Abschnitts erwarten liefs. Vorzüglich ist dies in Ansehung der Dendrographie der Fall. Als Grundlage akademischer Vorlesungen, wie zur eigenen Ausbildung des nicht ohne alle wissenschaftliche Vorkenntnisse lesenden Forstdilettanten, giebt dieses Lehrbuch eine reichhaltige Anleitung zum fortschreitenden Studium. — Bey §. 119 findet Rec. zu bemerken, daß der vom Vf. angeführte Grundsatz, der Baum, wenn er

das Alter der Vollkommenheit erreicht habe, höre auf neue Jahrringe anzusetzen, ob er gleich noch viele Jahre seine übrige Ökonomie fortsetze, wohl zu bezweifeln seyn möchte, daß vielmehr der §. 132 beschriebene Tod mit dem Aufhören der jährlichen Splintanlagen zugleich erfolge. Mehrere Versuche, die er an den ältesten schon vorlängst in ihrer möglichsten Vollkommenheit ausgewachsenen Bäumen anstellte, haben ihm dieses bewiesen. Bereits beschriebene Belege hierüber findet man auch unter andern in *v. Burgsdorff's Geschichte vorzüglicher Holzarten*. Berlin 1787. zweyter Theil, S. 151. In der Forstminerographie würde Rec. statt der angeführten Haupterarten, *Sand, Lehmen* und *Moorland*, die Eintheilung nach den prädominirenden Bestandtheilen vorgezogen haben, wonach es heißen würde: *Sand, Thon, Kalk- und Mooreerde*.

K. K. W.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 SEPTEMBER, 1805.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Lehr- und Handbuch der Politik, mit Rücksicht auf die neuere praktische Staatsklugheit*, von D. C. G. Rösig, Professor in Leipzig. 1805. 311 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Rec., dem es unbefchreibliche Geduld kostete, vorliegendes Werk ganz durchzulesen, glaubt seinem Vf., dessen Fertigkeit, gehaltlose Bücher zu fabriciren, dem literarischen Publicum längst bekannt ist, nicht im geringsten Unrecht zu thun, wenn er sein Urtheil über dieses Fabricat dahin zusammenfaßt, daß es demselben an allem fehle, was man von einem, im J. 1805 erschienenen, nur einigermaßen brauchbaren Lehr- und Handbuche der Politik zu fordern berechtigt ist. Nirgends ist ein bestimmter, deutlicher und richtiger Begriff; nirgends ein wissenschaftliches Princip; nirgends wissenschaftliche Ordnung, Abtheilung und Erschöpfung; nirgends logisch-richtige Folgerungs- und Schluß-Weise; nirgends ein bündiger Beweis; nirgends eine Bekanntschaft mit dem Geiste der besseren neuerlich in diesem Fachgelieferten Arbeiten; nirgends Neuheit in der Sache und der Darstellung; allenthalben ist nur alter und zum Theil uralter Wust, in einer eben so alten Sprache und ziemlich verworren aufgetischt, zu finden. Bey so bewandten Umständen würde Rec. gegen seine Pflicht handeln, wenn er diese Arbeit irgend einem Lehrer oder Lehrling als Lehr- oder Handbuch empfehlen, und nicht vielmehr jeden warnen wollte, sich den Verdrufs, seine Zeit mit einer solchen Lectüre unnütz verschwendet zu haben, zu ersparen.

Derjenige Theil des Publicums, der mit des Vf. übrigen Werken, insbesondere mit seinem Natur- und Völkerrechte, welches ihm zur Basis der gegenwärtigen Arbeit diente, und mit seinen übrigen im Fache der Staatslehre bereits vorhandenen Schriften bekannt ist, dürfte dem Rec. wohl auf sein Wort glauben, und jeden Beweis seines eben gefallten Urtheils ihm gern erlassen. Nur also für den übrigen Theil des Publicums mögen einige Stellen aus dem vorliegenden Buche hier stehen, welche uns, ohne daß wir ein Wort darüber zu verlieren nöthig haben, hinreichend rechtfertigen werden. — Im 1. Abschnitte Kap. 1. §. 8 sind die Grenzen der Politik dahin bestimmt: „Für die Politik gehören nur die unmittelbar aus der Majestät fließenden wesentlichen hohen (!) Gerechtsame, wel-

che sich im Allgemeinen und Großen über das Ganze des Staats verbreiten, und für die individuen und speciellen Einrichtungen die obersten Maßregeln, nach welchen sich die letzteren zu richten haben, und worauf bey allen ihren einzelnen Grundsätzen Rücksicht zu nehmen ist, angeben. Und da für das allgemeine Staatsrecht die Grundsätze der strengen Gerechtigkeit in Absicht auf dieselben gehören: so beschäftigt sich die Politik mit den Grundsätzen der Klugheit bey denselben.“ Von eben der Art ist der §. 9 ausgegebene Begriff der Politik, welche in die allgemeine und besondere, in die generelle und specielle, in die innere und auswärtige, oder Völker-Politik, auch in Territorial-Politik abgetheilt wird. — S. 39. §. 13 wird der gar saubere Grundsatz empfohlen: „Man solle nicht außer Acht lassen, daß zuweilen die Moral des Staatsmanns und Regenten durch die oft ganz verschiedenen Verhältnisse eine andere sey, als die Moral des Privatmanns, und daß oft die Collisionen eigene Grundsätze für die Staats-Moral geben, ja, daß bisweilen die Befolgung der Privat-Moral ein Vergehen der wahren und ächten Staats-Moral seyn könne.“ Rec. war sehr begierig auf die Begründung des Unterschieds zwischen Privat- und Staats-Moral, und erwartete diese in dem letzten Kapitel: „Von der politischen Moral und Moralität.“ Aber leider ist auch hier nicht mehr und nicht weniger, als das ebenesagte, zu finden. Was sich doch der Vf. für einen Begriff von der Moral mag geschaffen haben! S. 47. §. 6 wird die Majestät in die personelle und reelle (sowie in der Folge in die vollständige und unvollständige, eingeschränkte und uneingeschränkte) eingetheilt; dann heißt es §. 8 und 9: die Grundgewalt ist unterschieden von der Majestät, oder sogenannten Real-Majestät. Im richtigeren Sinne (!) begreift sie das Recht, über die Erfüllung der Staatsverträge zu wachen, und Zweifelsfälle zu bestimmen. Diese Grundgewalt steht also dem Volke nicht allein zu, wie viele irrig annehmen; denn auch der Regent hat zu wachen, daß das Volk die Grundverträge nicht verletze. Sie kommt also den Staatscompaciscenten überhaupt zu; begreift aber keine richterliche Gewalt dieser Compaciscenten über einander, denn sie sind ja Gleichberechtigte. Was man in neueren Zeiten wieder von Volks-Souveränität geträumt hat, ist ein alter, von Rousseau aufgewärmter, Irrthum, und dieser so wenig, als seine vorurtheilsvollen Nachbeter, hatten einen vernünftigen

U n n

Be.

Begriff davon.“ Der in dieser Stelle liegende widerspruchsvolle Unfinn, und die absprechende Keckheit sind um so auffallender, da in dem darauf folgenden Beweise klar am Tage liegt, daß es dem Vf. noch gar nicht gelungen sey, sich einen richtigen Begriff von dem zu verschaffen, was *Rousseau* und andere anerkannt gründliche Lehrer des Staatsrechts unter Volks - Souveränität gedacht haben. Kap. 2 S. 31 ff. wird behauptet, daß, nach dem Staatsrechte, Befestigung der äußeren Sicherheit, hingegen nach der Politik, äußere Glückseligkeit der Zweck des Staats sey, und daß die Politik von anderen Staatswissenschaften, z. B. der Polizey und Staatswirthschaft, dadurch sich unterscheide, daß letztere Wissenschaften Beförderung der Wohlfahrt und des Wohlstandes zum Zwecke hätten, als welche letztere schon der gemeine Sprachgebrauch von Glückseligkeit unterscheide. *Risum teneatis amici!* S. 53. §. 5 wird folgender, als *Erkenntnisgrundsatz* der Politik aufgestellt: „Suche Glückseligkeit des Staats und seiner Glieder,“ als dessen höchsten Endzweck, (!?) durch die schicklichsten Mittel auf die klügste Weise bey der Ausübung der wesentlichen Majestätsrechte zu erreichen und zu befördern.“ Sowohl S. 52. §. 4 als S. 61. §. 12 wird behauptet, daß es in Collisions-Fällen erlaubt sey, die Gebote der Gerechtigkeit zu umgehen, und an dem letzten Orte wird das innere Staatsgleichgewicht in das rechtliche und das innere politische Gleichgewicht abgetheilt. S. 113. §. 18 heist es: „Es ist zu dem Behufe bey jeder klüglich einzurichtenden Erbfolge“ (wohlgemerkt der Regenten in *Monarchien*) „sowohl bey der agnatistischen als cognatistischen die *Lineal* - Erbfolge der graduellen vorzuziehen.“ S. 113. §. 26 heist es: „Bey der Monarchie tritt noch vorzüglich (!) die Frage wegen des Hofstaats des Monarchen ein u. s. w. „denn es ist nie klüglich, dieses äußere zu vernachlässigen, da von einer richtig geleiteten Sinnlichkeit oft viel abhängt“ (!!) S. 125. §. 43 wird gerathen, da die Religion eine Hauptgrundsäule des Staats sey, und sie so oft von Seiten einer falschen Politik vernachlässiget werde, doch wenigstens den einen und anderen höheren geistlichen Beamten mit auf den Reichs- und Land - Tag in dieser Rücksicht zu ziehen, wenn gleich der geistliche Stand in anderen politischen Verhältnissen nicht den Einfluss finden könne, welchen ihm vormals Unwissenheit und Aberglauben zugestanden. — Obgleich S. 124. §. 40 die Trennung der Gewalten geradezu verworfen ist: so heist es doch S. 149. §. 10: „Ist die Monarchie mit Aristokratie und Demokratie zugleich gemischt: so ist dieses gemeinlich eine dauerhafte Grundverfassung der gemischten Form, und ist diese Mischung nach einem glücklichen Verhältniss der Majestätsrechte unter ihnen vertheilt, so kann das Wohl der Nation dabey beträchtlich gewinnen,“ und §. 12: „Ein Staat wird überhaupt in seiner Grundverfassung sodann am dauerhaftesten und wirksamsten seyn, wenn die oberste Gewalt unter drey verschiedene Subjecte ver-

theilt ist, oder auf ihnen ruht.“ Im 4 Abschn. S. 154 werden die *hohen* Gerechtsame in wesentliche und zufällige, allgemeine und besondere, und immanente oder transeunte, d. h., welche sich entweder innerhalb oder außerhalb der Grenzen des Staats wirklich äußern (!) abgetheilt. S. 156 unter den Hoheitsrechten wird das Dispensations- und Begnadigungs-Recht aufgeführt, und S. 157 der *Völkerhandel* unter das Hoheitsrecht des Kriegs und Friedens gestellt. S. 161. §. 1 wird der Begriff des *hohen Eminentrechts* (!) dahin gestellt: „Daß es dasjenige Hoheitsrecht sey, welches dem Regenten zusteht in den Fällen, wo bey dem gewöhnlichen verfassungsmässigen Gange der Dinge im Staate der oberste Staatszweck beträchtlich leiden oder verloren gehen würde.“ Worin nun aber dieses Recht bestehen solle, erfährt man im ganzen, dem Eminentrechte gewidmeten, Kapitel nicht. Das Hoheitsrecht der Gesetzgebung ist, nach S. 167. §. 1 dasjenige Regal, vermöge dessen der Regent Gesetze setzen zu setzen berechtigt ist; und diese alberne Definitions-Weise ist beynahe allenthalben beybehalten. In dem Kap. von der Gesetzgebung in Criminalsachen empfiehlt der Vf. S. 180. §. 3 bey Bestimmung eines richtigen Verhältnisses zwischen Verbrechen und Strafen besondere Rücksicht auf das besondere Staatsinteresse eines Staats und das Verhältniss der Handlung zu demselben, d. i. darauf, was wird aus dem Staate werden, wenn alle oder der grösste Theil also handelten, wenn diese Handlung Ton würde? in welchem Verhältnisse steht die Handlung mit der Selbsterhaltung des Naturmenschen und einiger ähnlicher Verhältnisse? Sonderlich messe man auch nicht ungleichartige Dinge mit einander, und sehe auf die Grade der Bosheit. Gegen gefährliche Verbrecher, wo das begangene Verbrechen moralisch gewiss, aber die juristische Gewissheit fehlt zur Todesstrafe, oder gegen solche Verbrecher, deren Freyheit dem Staate gefährlich ist, empfiehlt er S. 182. §. 7 solche Arbeiten, die sie nach und nach tödten, z. B. in Gifthütten, Glaschleifereyen etc. — Welchen rechtlichen Mann muß da nicht der grösste Unwille ergreifen? — Dies wird zur Rechtfertigung unseres oben gefällten Urtheils genug seyn.

FRANKFURT U. LEIPZIG, b. d. Gebr. Stahel: *William Godvins Untersuchung über politische Gerechtigkeit und ihren Einfluss auf Moral und Glückseligkeit*. Aus dem Engl. überetzt u. mit Anmerk. u. Zusätzen herausgegeben von D. G. M. Weber. Erster Band. 1803. 507 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Inhalt des *Godvinschen* Werks ist, die wahre Tendenz der Staatsverfassungen und der Regierungsformen philosophisch zu prüfen, und von allen Schlacken der Vorurtheile und Irrthümer zu reinigen. Weit entfernt, das hohe Interesse dieses Zwecks für die gesellige Menschheit zu verkennen, muß Rec. doch sehr bezweifeln, daß der Zeitpunkt zur Erscheinung dieses Werks in Deutschland rätlich gewählt sey. In seiner ursprünglichen Erscheinung, nämlich vor 11 Jahren in einer Periode, wo Frankreichs Staatsumwälzung die allgemei-



ne Aufmerksamkeit auf die Materie der Staatsverfassungen geheftet hatte, wo die Menschheit in den furchtbaren Krämpfen der Anarchie sich scheu und ängstlich nach einem Steuermann umfah, der sie aus den stürmischen Wogen der mannichfaltigen Meinungen und Ansichten über Ursprung, Geist und Zweck der Regierungsformen, in irgend einen sichern Ankerplatz zu bringen vermöchte — damals war jede speculative Untersuchung dieser Art von bedeutendem Interesse. Seitdem aber der freye, fessellose Denker gewahrte, daß die Menschheit, nach einer stürmischen Cirkelfahrt, in den heimischen Hafen, nicht nur ohne allen Gewinn, sondern selbst mit bedeutendem Verluste, mit fruchtlos verschwendeter Kraft und leckem Schiffe, — vielleicht einem bloßen Wrake, — wiedergelandet ist, — froh, das alte sichere Ufer erreicht zu haben, und dort den Schaden dieser vergeblichen Entdeckungsreise langsam heilen zu können; seitdem sie auf dem bitteren Wege der Erfahrung wieder zu dem pathologischen Satze der *nothwendigen Kränklichkeit* der Staats-Systeme zurückgekehrt ist: seitdem hat auch das Interesse an jenen theoret. Untersuchungen bedeutend abgenommen. Rec. kann also nicht bergen, daß, weil er die Einsichten und den Fleiß des durch mehrere juristische Werke vortheilhaft bekannten Übersetzers ehrt, er wohl gewünscht hätte, derselbe möchte diese seltenen Eigenschaften, die er auch in dieser Übersetzung beurkundet, auf einen dem Zeitgeschmacke angemessenen Gegenstand verwendet haben. Und dieser Wunsch muß sich *dadurch* noch erhöhen, da der Übersetzer laut der Vorrede uns einen eigenen Band Anmerkungen, Berichtigungen und Abhandlungen verspricht, der, so viel sich auch davon erwarten läßt, doch auch dermaßen einen Theil seines Zwecks verfehlen, und die Satisfaction nicht erreichen dürfte, die er, auch abgesehen von dem jetzt in dieser Beziehung bey den Regierungen herrschendem Geiste, in anderen Zeiten und unter anderen Umständen aufgeregt haben würde.

Es ist allerdings gegründet, wenn der Vf. in der Vorrede zu der 2. Ausgabe seines Werks äußert, daß philosophische Untersuchungen nicht dem Moment, sondern der Zeit angehören, und daß, sowie das Oberflächliche, Irrige und Schiefe in ihr untergeht, sie das Haltbare früh oder spät wieder auf die Oberfläche bringe; aber es ist eben so wahr, daß alle speculativen Untersuchungen über die Natur und den Zweck der Staatsverfassungen und Staatsformen sich am Ende in der Ethik, in der moralischen Vollendung der Menschheit auflösen, und ewig an der psychologischen Wahrheit scheitern werden u. müssen: daß der Besitz der *Macht* an sich ein *Pathos der Seele* ist, daß diese, ihrer Natur nach, nach Ausdehnung über bestimmte Grenzen streben muß; wenn anders diese Grenzen auch wirklich scharf zu bestimmen wären. Schon im 1. Kap. der Einleitung giebt der Vf. die *Form* der öffentlichen oder politischen Gesellschaft, als den *Gegenstand seines Werkes*, an. Wir dürfen also auch, aller seiner Abweichungen ja nicht unbedeutender Abschwächungen obgeachtet, dieses als den Hauptzweck seiner Untersuchungen annehmen: *welche Staatsverfassung dem Wohl der geselligen Menschheit*

am meisten zusage? und doch finden wir hierüber zur Zeit nichts Befriedigendes. Schon in der Einleitung treffen wir auf Stellen, welche, die unbedingte Nothwendigkeit irgend einer Regierungsform im geselligen Zustande vorausgesetzt, — wie sie denn doch vorausgesetzt werden muß, und von dem Vf. in der Folge selbst zugegeben wird — den Skepticismus jenseits *jedes Princip* treiben, indem sie die Regierung im *Allgemeinen*, als die *wahrscheinliche verrätherische Feindin*, als die *Urheberin aller großen moralischen Übel und Drangsale* darstellen, welche die Menschheit drücken. Wir glauben, nach dem was vorhin bemerkt worden ist, das Verkehrte dieser Ansicht, so ausgesprochen, nicht erst ausheben zu dürfen. Der Vf. liefert nun im 2. und 3. Kap. eine Übersicht jener Übel; er will im 4. zeigen, daß sie von den politischen Instituten herrühren, u. im 5ten bis 8ten, daß sie nicht die Bedingung unseres Daseyns sind, sondern Abhülfe zulassen.

Das 2. Kap., welches die Geschichte der politischen Gesellschaft enthält, ist weder ein mit allgemeinem historischem Überblick entworfenes, noch auch mit tief eindringendem philosophischem Geiste verarbeitetes Gemälde, wie es doch der Beweis jenes Satzes offenbar foderte. Es enthält einzelne Bruchstücke, die bey weitem nicht hinreichen, ein solches philosophisch-politisches Gebäude zu gründen. In dem 3. Kap. der Darstellung des Geistes der polit. Institute finden sich allerdings manche sehr richtige Bemerkungen; z. B. über die ungleiche Vertheilung des Eigenthums u. s. w.: aber der eigentlichen Tendenz des Werks, nämlich der Untersuchung der zuträglichsten Regierungs-Form, sind sie durchaus fremd. Sie betreffen die Staats-Gesetzgebung, wie z. B. die Ausdehnung der Jagdgerechtigkeit oder die Staatsverwaltung, und beide sind von der Staats-Form an sich ganz unabhängig. Näher dem Zwecke des Werks scheint das 4. Kap. zu liegen, welches sich mit dem Beweise beschäftigt, daß die Charaktere der Menschen in äußeren Umständen ihren Urgrund haben, und das 5te, in welchem der Ursprung willkürlicher Handlungen der Menschen in ihren Meinungen, dargethan wird; insofern nämlich diese Untersuchungen die empirischen Modificationen der Regierungsformen aufhellen und analysiren. Auch enthalten sie manche scharfsinnige psychologische Bemerkungen. Weit weniger befriedigend ist hingegen das 6. Kap., über den Einfluß des Klima. Unter dem *Scheine* eines tiefen Eindringens in die Materie, enthält es nur abgerissene Ideen, welche die Hauptsache kaum oberflächlich berühren, ja nicht einmal die bekannten allgemeinen Theorien eines *Montesquieu* und anderer über diesen Gegenstand gründlich prüfen. Eben so wenig erschöpfend ist das 7. Kap. über den Einfluß des Luxus; und das 8te, über die Perfectibilität der menschlichen Erfindungen, sagt, wenn es schon an seiner Stelle ist, mindestens nichts bedeutendes *Neues*. — In dem 2. Buche über die Grundsätze der Gesellschaft rückt der Vf. seinem Zwecke näher. Das 1. Kap. enthält nur bekannte Dinge, über die Verbindung der Politik und Moral; das 2te, von der Gerechtigkeit, gehört ganz der Ethik an, und in den Anhängen über Selbstmord und Duell ist

ist wieder der nur abschöpfende, fragmentarische Skepticismus sichtbar, bey dem der Gewinn für Wahrheit mindestens nicht bedeutend seyn kann. Reichhaltiger ist das 3 Kap. von der Gleichheit der Menschen, und das 4te von persönlicher Tugend und Pflicht, an neuen und zum Theil tief gegriffenen Untersuchungen; ob man schon auch hier auf manchen, zum Theil historisch unhaltbaren Satz stößt, wie z. B. (S. 166) das Sorge für ewiges Menschenwohl, die Königsinöder, *Damiens, Ravallac*, die Urheber der Bartholomäus-Nacht u. s. w. geleitet habe! — Mit philosophischem Geiste ist indess das 5 Kap., *von den Rechten*, bearbeitet. Die *Entwicklung* der darin vorgetragenen Grundsätze und Sondernng des Wahren würde aber ein eigenes Buch fodern. — Das 1 Kap. des 3 Buchs enthält eine Zergliederung der Systeme der politischen Schriftsteller; das 2te, die Darstellung der Grundsätze vom gesellschaftlichen Verträge, und das 3te, die — der Lehre vom Versprechen; denen es nicht an lichtvollen Entwicklungen, aber auch eben so wenig an klaren Sophismen fehlt, wie z. B. der S. 130. vorgetragene Satz: das die Behauptung ungereimt sey, wir hätten den Gesetzen Gehorsam *versprochen*, indess doch dieser Gehorsam unbedingt in der geselligen Vereinigung, nach der Stufe, auf der die Menschheit steht, liegen muß, u. w. dgl. m. Im 4 Kap. beginnt endlich das eigene System des Vf. sich allmählich zu entwickeln. Nachdem er nämlich alle Ursachen der Regierung, den Vertrag, die Delegation u. s. w. geprüft und verworfen hat: so bleibt er zuletzt (S. 240) bey der *unvermeidlichen, unerlässlichen Nothwendigkeit*, als dem einzigen nothwendigen Grunde der Regierung stehen. Allerdings möchte man fragen: ob denn nicht in dieser anerkannten, unbedingten Nothwendigkeit auch der Begriff des Vertrags, oder doch der Delegation liege? Doch wir wollen sehen, wie er diesen anscheinenden logischen Cirkel in der Folge zu lösen versucht. — Sowie er nämlich (im 6 Kap.) ganz richtig bemerkt, das eine Regierung nur durch *Zutrauen* bestehen könne, und daraus die etwas zu weit ausgedehnte Folgerung zieht, das Zutrauen auf der anderen Seite nicht ohne Unwissenheit zu existiren vermöge: so folgert er dann daraus, das mit der Abnahme dieser Unwissenheit, auch die Basis der Regierung an Festigkeit abnehme, und die Regierung am Ende *sanft entschlafen müsse*. Man sieht, das am Ende das ganze System des Vf. sich auf den bekannten Satz concentrirt, das die moralische Vollkommenheit des Menschen alle Gesetzgebung und Staatsverwaltung entbehrllich mache. So zweifelhaft es ist, ob die Wahrheit dieses Satzes sich nicht einzig auf Zwangs-Gesetze einschränken, und ob denn in einer geselligen Verfassung cultivirter Menschen auch die bloß regulativen Gesetze, und die Oberaufsicht über deren Einhaltung ganz und gar entbehrllich seyen: so möchte doch so viel am Tage liegen, das die speculativen Forschungen des Vf. sehr weit ausgeholt haben, um eine sehr einfache und unzweifelhafte Wahrheit zu heurkunden. Dies wird vollends klar durch das, was er zu Bestätigung seiner Theorie S. 267 u. 269 sagt, und mit der sehr richtigen Bemerkung beschließt, das

die Tendenz der Menschheit seyn müsse, die Regierung so weit zu entbehren, als der allgemeine Friede der menschlichen Gesellschaft nur zulasse. Abgesehen davon, das dieser letztere Satz vielmehr also hätte ausgedrückt werden sollen, das die Menschheit streben müsse, die Einwirkung der Regierung so sehr zu vermindern, als es die menschliche Organisation nur immer gestatter: so enthält übrigens dieser Satz nichts, was nicht die allgemeinen Grundsätze der Moral sich mitbringen. Weit nöthiger wäre aber wohl eine gründliche Prüfung und klare Darstellung des Satzes gewesen: ob nicht eine Organisation der Regierung möglich und denkbar sey, welche statt, wie der Vf. S. 288 bemerkt, die Menschheit an der Annahme eines vernünftigen Regierungs-Systems zu hindern, vielmehr in ihrer Natur die Tendenz hätte sich selbstentbehrlich zu machen? Das ohnfehlbarste Mittel dazu ist wohl die Bildung und Veredlung der *Regenten*. Das allgemeine Anerkennung der einfachen Wahrheit, das der künftige Herrscher nicht seinen Altern, nicht seinen Verwandten, das er der Nation angehört, das sie also das Recht hat, für diese Bildung zu sorgen, wird vielleicht hinreichen, die Menschheit über die Nothwendigkeit einer Regierung zu beruhigen. Ein moralisch gebildeter Regent muß, der natürlichen Ordnung der Dinge zufolge, die Tendenz haben, durch Volksaufklärung und Volksbildung die Regierung immer mehr entbehrlich zu machen. *Daher die entgegengesetzte Tendenz des Mönchthums*, vorzüglich jenes Ordens, dessen Geist Herrschsucht war. Wahr und schön gesagt ist übrigens alles, was der Vf. S. 300 ff. nicht nur über die Zweckwidrigkeit, sondern auch über die gänzliche Entbehrlichkeit der Staatsumwälzungen und über den Charakter, Politik u. Privatverbindungen (S. 312) bemerkt, und mit voller Überzeugung unterschreibt Rec. den Satz (S. 322), das die Beförderung des Interesses der Menschheit hauptsächlich von der Freyheit gesellschaftlicher Mittheilung abhänge. — Der Rest dieses Bandes enthält moralische Untersuchungen, die mit dem eigentlichen Gegenstande des Werks offenbar nur durch sehr lose Bande zusammenhängen. Am auffallendsten ist dies wohl bey dem 2ten Anhang über die Gewohnheit, *Besuche abzuweisen*.

Im Allgemeinen möchte sich also wohl über dieses Werk, so weit es dermalen bey uns erschienen ist, das Urtheil rechtfertigen lassen, das es weder als eine neue Theorie betrachtet werden könne, noch auch über die Entbehrlichkeit der Regierungen, oder über die dem Wohl der menschlichen Gesellschaft anpassendste Form derselben, neue Entdeckungen mittheile, wohl aber über die Verhältnisse des Menschen in der Gesellschaft, und zu der Regierung mehrere scharfsinnig und tief gegriffene Forschungen und Beobachtungen enthalte. Diese würden denn vielleicht, den speculativen Tendenz des Ganzen unbeschadet, mehr praktischen Gewinn gewährt haben, hätte es dem Vf. gefallen, auch in den Geist der verschiedenen Regierungsformen einzudringen, das Montesquieu'sche System mit kritischer Genauigkeit zu prüfen, und vor allen Dingen die durchaus schiefen Ansichten über die verschiedenen Staats-Verfassungs-Gattungen zu berichtigen, welche der Sprachgebrauch, von Herrschsucht begünstigt, in die ganze Theorie der Staatswissenschaft gebracht hat. Die Übersetzung ist treu und kräftig, wie man es von einem so geübten Schriftsteller, als Hr. W. ist, erwarten konnte. Kaum sind dem Rec. einige harte Wortfügungen aufgefallen.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 S E P T E M B E R, 1805.

## Ö K O N O M I E.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft und ihrer neueren praktischen und theoretischen Fortschritte in Rücksicht auf Vervollkommenung deutscher Landwirthschaft für denkende Landwirthe und Cameralisten.* Von D. Albrecht Thaer. Dritter und letzter Band. 1804. XXXVI u. 934 S. nebst einem Sachregister. gr. 8. Mit Kupfern. (4 Rthlr. 6 gr.)

Sollte sich das Vorurtheil, daß der Vf. durch seine Darstellung der englischen Landwirthschaft die Fortschritte der deutschen herabsetzen, und die Landwirthe unseres Vaterlandes zur sklavischen Nachahmung der englischen aufmuntern wolle, nach der Erscheinung des zweyten Bandes noch nicht ganz verloren haben: so muß es gewiß bey jedem, der diesen dritten mit Unbefangenheit durchliest, ohnehin ganz verschwinden, und aufrichtiger Dank für die rastlose Bemühung des würdigen Vf., der den Flor der deutschen Landwirthschaft nur zu erhöhen trachtete, an dessen Stelle treten. Die erste Abhandlung: *Über das Charakteristische der englischen Landwirthschaft in Verhältniß gegen die deutsche*, ist in dieser Hinsicht entscheidend. Einen Auszug daraus zu machen, ist nicht thunlich, und da der Inhalt durchaus interessant ist, so würde es vergebliche Mühe seyn, durch Aushebung vorzüglich merkwürdiger Stellen, die Neugierde der Leser locken zu wollen. Wir begnügen uns daher, in kurzen Sätzen nur das anzuführen, was vornehmlich für ein unterscheidendes Merkmal der Landwirthschaft Englands und Deutschlands gelten kann.

Die englische steht der deutschen weit nach, weil sie keine Stallfütterung kennt, und keine Futterkräuter in der Brache baut. — Auf das eigentliche Gewerbe der deutschen Landwirthschaft kann kein so beträchtliches Capital verwendet werden, als auf die brittische, weil unser Feldbau meist in den Händen des Bauern ist, dessen ganzes Vermögen die Grundstücke, die er inne hat, und der Hof, den er besitzt, ausmacht. Der brittische Landbauer aber ist gewöhnlich nicht Eigenthümer des Grundes und Bodens, den er bearbeitet; er hat daher die Summe des Vermögens, das er besitzt, baar in Händen, und kann solches allein zum höheren Betrieb seiner Wirthschaft anwenden. Dieses ist ein in die Augen springender Vortheil für das Ganze des englischen Ackerbaues;

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

aber er ist, wie uns dünkt, eben kein beneidenswerther, denn unsere Bauern sind in ihrer Lage viel glücklicher, als die auf willkürliche Zeit angenommenen Pächter. Eine Besonderheit des englischen Feldbaues, die auch für einzelne Wirthschaften von Nutzen seyn mag, ist, daß theils die Feldarbeiten, wie bey Manufacturen, vereinzelt sind, und in Verding gegeben werden können, theils daß jeder Wirth sich auf einzelne Zweige der Wirthschaft legt, und in dem kleinen Räume seines Landes nicht alles zu bauen begehrt — daß daher der eine nur Gras-, der andere Getreid-Wirthschaft, und ein dritter nur Schafzucht betreibt. Aber daher kommt es auch, daß der englische Wirth in der Übersicht und Anordnung des Ganzen, in der Berechnung der Verhältnisse des Viehstandes zum Ackerbau gegen den Deutschen so weit zurückbleibt, so wie auch, was gegen seine gründlichen Einsichten in die Wirthschaftskunde mißtrauisch machen muß, daß er gewöhnlich auf die Vermehrung des Düngers und die zweckmäßigste Verwendung desselben weniger Aufmerksamkeit richtet. — Wenn der englische Feldbau sich vielleicht etwas früher zu einer gewissen Höhe geschwungen, als der des festen Landes: so mag der Mangel an Frohnen, welche sowohl für den, der sie leistet — niederdrückend, als für den Acker des Wirths, dem sie geleistet werden — nachtheilig sind, vieles dazu beygetragen haben. Desto mehr behindert ihn die Land-Zehend- und Armen-Steuer. Die letzte ist in mancher Provinz so unerträglich, daß Fälle vorgehanden sind, wo solche das Pachtgeld überstieg; und wenn daher die Regierung nicht bald durchgreifende Mafsregeln dagegen nehmen sollte, so könnte allein dadurch die Industrie des Landbaues, ob sie wohl jetzt im Steigen ist, gänzlich niedergedrückt werden. Was der Vf. über die allgemein eingeführte Erhebung des Naturalzehendens sagt, wieferne derselbe der Aufnahme des englischen Feldbaues hinderlich wird, dürfte auch in manchen deutschen Provinzen beherzigt werden. — Ein Vortheil für die Landescultur in England sind die beträchtlichen Belohnungen, welche die vielen landwirthschaftlichen Gesellschaften denen austheilen, die in diesem Fache etwas ungewöhnliches leisten. Aber ohne Zweifel ist es ein noch größerer Vorzug der deutschen Agricultur, daß sie, ohne irgend eine Aufmunterung dieser Art, dennoch so wichtige Fortschritte gemacht hat. — Die deutschen Schriftsteller, welche über Wirthschaft schreiben, übertreffen die Engländer an Zahl und Gründlichkeit; hingegen ist der Britte meist ori-

X x x

ginel.

gineller, und stützt sein *Raisonnement* über den Gegenstand, den er behandelt, mehr auf Beobachtung, als Theorie. — Auch die Mechanik hat auf jener Insel sich reichere Unterstützung zu erfreuen, als in deutschen Vaterlande! Die natürliche Folge ist, daß jährlich bequemere Werkzeuge verfertigt werden, die das Gewerbe des Ackerbaues erleichtern, und ihm einen Vorzug vor dem unsern verschaffen. Hingegen bringen die Fabriken, deren in Britannien immer mehrere werden, dem Landbau bey weitem mehr Nachtheil, als man bis jetzt geglaubt hat. Sie rauben ihm eine Menge thätiger Menschen, und in der Nähe der Städte verursachen sie Mangel an geschickten Handwerks-Leuten, z. B. an Schmieden, Gestellmachern. *Lancashire* ist vorzüglich reich an Manufacturen, aber *J. Holt* behauptet auch, daß diese Provinz nur den 24 Theil seines jährlichen Bedarfs an Getreide baue, d. h. nicht mehr, als in zwey Wochen von der vorhandenen Volksmenge verzehrt, und mit dem Vieh verfüttert wird. Um *London* herum ist der Nachtheil, den Manufacturen und Handel dem Ackerbau bringen, am auffallendsten. *Arthur Young* behauptet, daß die Strecken öden Landes, welche sich in einem Umkreise von 40 englischen Meilen um diese kolossalische Stadt herum befinden, wenn solche gehörig angebauet würden, wohl die Hälfte der Einwohner derselben mit Brod versorgen, also eine Zahl von 500000 Menschen ernähren könnten.

II. *Über den provinziellen Ackerbau in den englischen Grafschaften, besonders in Hinsicht der üblichen Fruchtfolge und Feldeintheilung.* *Northumberland* zeichnet sich vor ihren Schwestern in der dort üblichen schönen Cultur vorzüglich aus. Die Ursache ist die fast allgemein eingeführte Verkoppelung, die meist aufgehobenen Gemeinheiten und das richtige Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbau. In dieser Provinz allein hat sich noch eine Art von Dienstbarkeit erhalten, aber sie wurde bey der eingeführten Verkoppelung meist aufgehoben, und der Gutsherr mit einem Theile des Grundes und Bodens abgefunden. — *Westmoreland* und *Durham* können dieser Provinz an die Seite gesetzt werden. — *Lancashire* ist, wie schon bemerkt wurde, wegen seiner Manufacturen weit zurückgeblieben. Der gewöhnliche Landmann hat gar keinen Begriff von eigentlicher Fruchtfolge und Umlauf. Man weiß, daß die Getreide-Einfuhr, in dieser Provinz 71000 Pf. Sterlinge beträgt. Die reine Summe der Ausfuhr von *Norfolk* hingegen thut 716000 Pf., so daß also diese sandige Grafschaft, obwohl sie kaum die Hälfte ihrer Acker mit Getreide bestellt, jene fruchtbare, die fast gleichen Flächeninhalt besitzt, überflüssig mit Getreide versorgt. — *Yorkshire* steht in sehr guter Cultur, aber auch hier werden die Rüben meist auf dem Felde von den Schafen verzehrt, eine Sitte, die wir unter keinen Verhältnissen billigen können. In *Hafford* und *Darbishire* hat sich die Cultur, seitdem die Feldergemeinschaft abgeschafft, und die Pächter auf längere Termine gesetzt wurden, um

vieles gehoben. Weniger zeichnet sich *Essex* aus, woran auch der nasse kaite Boden Schuld seyn kann. Nach *Norfolk* ist *Kent* in Hinsicht des Ackerbaues die merkwürdigste Grafschaft. Sie besteht aber auch aus lauter kleinen freyen Besitzungen, die von ihren Eigenthümern selbst bewirtschaftet werden. In dieser Provinz wird auch Hopfen gebaut. Wir bemerken dieses darum, weil dieses Product hier zum erstenmal vom Vf. genannt wird. Es scheint daher, daß der Anbau dieser Pflanze in England doch nicht so allgemein betrieben wird, als man in Deutschland vermuthet. — Gern möchten wir die verschiedenen eingeführten Fruchtfolgen dieser Grafschaften unter einander vergleichen, wenn es der Raum gestattete. Dem praktischen Ökonomen werden die Bemerkungen darüber um so nützlicher seyn, weil immer auch der Boden, auf dem diese Fruchtfolgen Statt haben, und der mehr, oder minder günstigere Erfolg derselben bemerkt ist.

III. Schilderung dreier ausgezeichneten Ökonomen, *Dukets*, berühmt durch seine neu erfundenen Ackerwerkzeuge, *Coke's*, und des General *Murray*. Sie liefern nicht selten den Commentar zu den vorhergegangenen Kapiteln.

IV. *Von der Drill- und Reihen-Cultur*, zugleich als Berichtigung des ersten Bandes, der manches Mißverständniß veranlaßte. Nicht sowohl das Reihensäen, als das Behacken der Früchte während ihres Wachstums, ist der Vorzug des Drillens. Wenn daher diese Wirthschaft vor einer anderen reicheren Ertrag gewährt: so ist mehr die dadurch bezweckte Reinhaltung des Ackers, als das Reihensäen selbst, die Quelle desselben. Indessen muß der Boden schon vollkommen vorbereitet seyn, und *Coke* mache es zur unablässigen Bedingung, daß man den Sommer vorher, ehe man solche einführt, reine Brache halte, und das Land sehr fleißig pflüge und egge. Nur ein Land, das schon rein ist, kann die Drill-Cultur rein erhalten. Es wird daher immer wahrscheinlicher, daß diese Methode nur von Landwirthen, die ihr Land gartenmässig zu bearbeiten Zeit und Hände genug haben, angewendet, und daß solche Besitzern großer Güter nur für wenige und ausgesuchte Felder zu empfehlen, nie aber von ihnen im Ganzen eingeführt werden könne. Da, wie der Vf. selbst sagt, die Versuche, welche in Deutschland mit dieser Art Ackerbestellung gemacht worden, zu unbedeutend sind, um etwas entscheiden zu können: so stellt er alle Einwürfe, die *Young* und *Marshall* dagegen vorbringen, in ihrer ganzen Stärke auf, und sucht solche zu widerlegen.

V. *Von dem Anbau der Wurzeln und Kohlgewächse.* Nachdem der Vf. die Nothwendigkeit gezeigt, die größte Masse zur thierischen Nahrung geeigneter Pflanzen bauen zu müssen, wenn man die höchst möglichen Fruchtärnten erwarten will, weil die Vermehrung des Viehstandes, nebst Erhaltung mehrerer arbeitenden Kräfte die fruchtbaren Stoffe des Bodens vermehrt: so beschreibt er die Art, wie dieser Pflanzenbau in England, mehr als irgendwo ins Gro-

Große getrieben wird. Er beginnt mit der Beschreibung des Kartoffelbaues. Die englischen Schriftsteller führen mehr als 130 Abarten dieser Frucht an; der Vf. vermutet aber, daß manche Art an verschiedenen Orten verschiedene Namen habe, und daß eigentlich kaum die Hälfte dieser Abarten aufgefunden werden dürfte. — Die Kartoffeln werden in England, wie in Deutschland, bald zerflückelt, bald ganz in Boden gelegt. Neuere Versuche scheinen für die erste Methode, die auch wohl bey uns die gewöhnlichere ist, zu entscheiden. — Man hält es in England, für sehr rathlich, die Setzlinge unmittelbar mit Mist zu umgeben, und behauptet, daß man dann von einer kleinen Quantität Dünger größere Wirkung erwarten dürfe, als von einer ungleich stärkeren, welche gleichmäßig mit dem Boden vermischt werde. Dieser Erfahrung gemäß sucht man auch in Franken und der oberen Pfalz die Setzlinge bey dem Legen gleichsam in Mist einzuhüllen, und man hält es daher für vortheilhafter, sie mit der Hand Reihenweis zu legen, — wenn sich gleich die Arbeit etwas verzögert — als sie auf das Ackerbeet auszuwerfen und unterzupflügen. — Auch in England lebt der gemeine Mann größtentheils von Kartoffeln; der große Betrieb der Manufacturen und Gewerbe soll sich lediglich auf dieses wohlfeile Nahrungsmittel gründen. Die Kartoffelfütterung verhält sich gegen die des Getreides, wie zwey gegen eins; und bey Kühen bewirkt sie mehr Milch, als das Heu. Zur Winterfütterung der Schafe, und als Pferdefutter, ist diese Frucht ebenfalls mit Nutzen angewendet worden. — Hierauf folgt die Beschreibung der *Runkelrübe*, von welcher zwey Arten bekannt sind: eine die mit ihren Wurzeln mehr in die Erde eindringt, und eine andere, die mehr aus dem Boden herauswächst, und ihre Rübe nach oben verlängert. Beide werden auch in Deutschland gebaut, und kamen von hier wahrscheinlich nach England. (In Franken werden beide Arten, wenn sie einige Größe erlangt haben, behackt, die erste wird mit Erde angehäuft, die andere aber von derselben oben frey gemacht, damit sie aus einander treiben und sich verstärken kann. Diese letzte Art giebt auch stärkeren Ertrag.) Übrigens ist die Cultur dieser Rüben in England der unserigen gleich. Zum Heu sollen sie sich, wie 4 zu 1 verhalten. — Der *Kohlbau* giebt der Masse nach den größten Ertrag unter allen bekannten Früchten; aber der Vf. räumt ein, daß er nur auf sehr fettem und stark gedüngtem Boden — und wir fügen hinzu nur bey sehr günstiger Witterung zu erwarten ist. Der Bau dieser Frucht ist daher kostbar, und wird, ins Große getrieben, sich kaum bezahlen, außer in der Nähe großer Städte, wo schöner Kohl theuer verkauft, oder wenn solcher zur Mastung verwendet wird. Aber das Mastvieh muß dann schon halb fett seyn, und wir glauben, daß auch dann noch geschrotenes Getreide und Heu beygefüttert werden müsse. Ein gewisser *Backer* zu *Burkall* in *Leicestershire* soll, nach Aussage des *New Farmers Calender*, ein Kohlhaupt von 92 Pf. gebaut haben. — Zu dem

Heu verhält sich der Kohl, wie 1 zu 6: denn 174 Pf. Kohl waren nach *Middletons* Berechnung 29 Pf. Heu in der Fütterung gleich. Der *Rübenbau* ist, nach der *Norfolkischen* Methode, schon in dem ersten Bande beschrieben worden. Außerdem werden sie gangewöhnlich und mit vielem Vortheil eingedrillt. Indes nimmt dieser Bau jetzt in England in eben dem Verhältniß ab, in welchem der Anbau der anderen gehackten Früchte zunimmt. Noch mehr würde dieses geschehen, wenn man mit der Stallfütterung bekannt wäre; denn jetzt findet man die Rüben besonders bequem, sie auf dem Felde vom Vieh verzehren zu lassen. Sie sind die nämlichen, die wir unter den Namen Herbstwasser und weiße Rüben kennen. Hr. *Campell* bauete eine von 40 Pf., und eine andere, was in der That kaum glaublich wäre, wenn es nicht *Anderfon* bezeugte, von 63½ Pf. Sie verhalten sich zum Heu, wie 1 zu 7. — Die *Schwedische Rübe* (*Rota-Baga*) hat seit 10 Jahren in England viel Glück gemacht. Sie scheint mit unserer Kohlrübe Ähnlichkeit zu haben. Was sie vorzüglich empfiehlt, ist ihre Ausdauer im Winter. Da sie diesen in Schottland und Schweden im freyen Felde aushält: so möchte auch in Deutschland ihr Anbau vielen Vortheil gewähren. Die *Bohnen*, die in England so häufig angebaut, und welche gedrillt, ungemeinen Ertrag liefern, sind ein sehr nahrhaftes Viehfutter. Rec. kennt sie aus Erfahrung, und er wünschte, daß seine Empfehlung derselben etwas dazu beytragen könnte, sie in Süd-Deutschland mit mehreren Eifer anzubauen: denn in Franken und in der oberen Pfalz sind sie bey nahe ganz unbekannt. 67 Pf. kommen nach angestellten Mastungsversuchen 100 Pf. Heu vollkommen gleich.

VI. *Über die Futterkräuter.* Sehr wahre und wichtige Betrachtungen über die Verhältnisse, unter welchen der rothe Klee den Acker verbessert oder verschlechtert. — Den Klee ins Winterfeld zu säen, ist nur dann von sicherem Nutzen, wenn solches erst im April geschieht, die Ausaat im Herbst mit dem Getreide hat meist schlechten Erfolg gehabt. — Luzerne gedeiht nur in sehr gutem und tiefem Boden. Der Vf. stimmt für die gemischte Saat, mit Erbsen, Wicken, Spörgel oder Buchweizen. Weniger passend sollen Getreidesorten seyn, am allerwenigsten, wenn man das Getreide zur Reife kommen läßt. — Mit rothem Klee gesäet, soll sie sich nicht lang erhalten. Rec. hat diese letzte Erfahrung, und noch überdies auf einem für Luzerne sehr geeigneten Boden selbst gemacht. — Für eine Kuh wird täglich 90—120 Pf. grüne Luzerne gerechnet; die Butter soll davon bitter, die Milch dünner, wie bey rother Kleefütterung werden. Ohne Zweifel ist sie zur Sommermastung am vortheilhaftesten. — Dem *Spörgel*, den der Vf. im ersten Bande nicht empfehlungswürdig fand, läßt er nunmehr volle Gerechtigkeit widerfahren; doch rath er mehr den Anbau der größeren, aber leider noch wenig bekannten Art. Auch preist er den ausgepressten Saft dieser Pflanze täglich zu 4 bis 5 Unzen genommen, als Heil-

Heilmittel den hektischen Personen an. — *Wicken* zur grünen Verfütterung werden in England jetzt oft angebaut. In Deutschland ist dieser vortheilhafte Bau schon lange gewöhnlich.

VII. *Etwas über Wiesenbau*. Bekanntlich haben manche Gegner des Vf. den im ersten Bande aufgestellten Satz, daß der Werth der Wiesen ein sicherer Maßstab für die Cultur sey, in der sich eine Gegend befinde, sehr gemißdeutet, weshalb er hier seine Ideen ausführlich entwickelt. — Die Behauptung, daß trockene und hohe Wiesen bisweilen unter den Pflug genommen werden, und nicht immer zu Gras liegen bleiben sollten, ist eine Wahrheit, die jeder denkende Landwirth billigen muß; aber sie erregt auch bey dem Rec. den Wunsch, daß reiche und aufgeklärte Güter-Besitzer ihren Unterthanen und Nachbarn mit guten Beyspielen vorgehen, und selbst Regierungen zu dieser wichtigen Sache mitwirken möchten. Dann würde das Heufutter nie zu dem enormen Preise hinaufsteigen können, welcher schon seit mehreren Jahren Statt gefunden hat.

VIII. *Das Rasenbrennen*, über welches sich der Vf. im ersten Bande nicht ganz heysfällig erklärte, wird als eine Methode, um den Boden schnell in Cultur zu bringen, ihm manche schädliche Eigenschaften zu nehmen, und durch baldige Auflösung seiner vegetabilischen Stoffe, ihn ohne weiteren Dünger zur Hervorbringung reicher Ärnten geschickt zu machen, hier mehr in Schutz genommen und bestimmter abgehandelt. Der Vortheil dieser Operation soll sich in England immer mehr bestätigen, und sie soll durch die Übersichten dieser Experimente, welche der *Board of Agriculture* veranlaßte und sammelt hat, unter gewissen Voraussetzungen, über alle theoretische Einwürfe gesiegt haben. Wir wünschten, daß diejenigen, denen diese Operation des Rasenbrennens gelänge, oder nicht gelänge, ihre Erfahrungen mittheilten. Eine Frage erlauben wir uns. Wenn man auch bey dem Umreißen eines lang gelegenen Weidelandes fürchtet, die Waassen in einem Winter möchten nicht genug verfaulen, oder der Saame und die Wurzeln der darin befindlichen sauern Kräuter nicht völlig absterben, folglich das Abschälen des Rasens deswegen nöthig seyn, warum muß man solchen denn gerade verbrennen, wodurch man ja immer nur die möglich kleinste Summe des Düngers erhält? Würden diese Rasen schichtenweise in Haufen gelegt, zwischen jede Schicht Kalk eingestreut, ein Jahr lang liegen gelassen, und ein paar mal durchgearbeitet: so dürfte dieses wohl mehr Mühe und Kosten verursachen, aber nicht nur einen kräftigeren Dünger für das Land geben, sondern noch so viel zurücklassen, daß man zwey Länder von gleicher Größe damit überfahren und bessern könnte.

IX. *Über die englische Viehzucht im Allgemeinen, und insbesondere über Rindvieh und Schafe*. Es ist bekannt, daß die Kunst, die verschiedenen Racen dieser Thiere zu verbessern, und schnell und sehr bald fett zu machen in England auf eine Höhe getrieben

wurde, von der man in Deutschland noch weit entfernt ist. Man muß es selbst lesen, um sich einen deutlichen Begriff davon zu machen, wie viel Mühe und Studium *Blackwell* aufgewendet, um die wahren Grundsätze aufzufinden, nach deren Anwendung ihm es endlich gelang, die Veredlung der Racen zu Stande zu bringen. Es ist dieses, wie Hr. Th. sagt, das auffallendste Beyspiel und der entscheidendste Beweis von der Gewalt des Menschen auch über die Formen und Eigenschaften der Thiere, wenn er die Gesetze der plastischen Natur auszuforschen und richtig anzuwenden lernt. Diese Resultate der *Blackwellischen* Forschungen, die sich durch die Erfahrung vollkommen bewährt haben, werden gewiss manchem denkenden Landwirth, welcher schon lange seinen Viehstapel zu veredeln wünschte, höchst willkommen seyn. Alles Veredeln englischer Racen ist auf Milchergiebigkeit, noch mehr auf schnelles Fettansetzen, berechnet. Letzteres gewährt den größten Vortheil; denn der, welchen die Kühe geben, ist unbedeutender, als man vermuthen sollte. In einer grossen Melkerei bey London, die mit vielem Raffinement eingerichtet ist, rentirt sich eine Kuh kaum auf 5 Pf. Sterl. Fast gleich hoch rentirt sie sich in Deutschland, auch dann, wenn sie sich in einer, zehn und mehr Meilen von einer grossen Stadt entfernten Wirthschaft befindet, wo keine Milch verkauft werden kann, und die Butter eingesalzen, oder wie in Franken zu Schmalz gemacht werden muß. — Der vom Vf. bewiesene Satz: je stärker das Vieh gefüttert wird, desto besser bezahlt es sich, ist zwar kein neuer, aber er kann unseren deutschen Landwirthen nicht oft genug eingeschärft werden. Ubrigens hat die Erfahrung bewährt, daß man die Mastung gleich mit sehr nahrhaftem Futter anfangen, und sie gleichsam erzwingen müsse. Man giebt daher am zweckmässigsten zuerst Kornfutter, hernach Kartoffeln, Rüben etc. Gewöhnlich wird bey uns umgekehrt verfahren; aber alle geschickten Viehmäster erklären dieses für falsch. — Zuletzt noch gründliche Nachrichten von der Schafzucht, besonders von der englischen, und Beschreibung der wohl überdachten Schafzucht des Grafen *Magnis* zu *Ekertsdorf* in der Grafschaft Glatz.

Durch den X Aufsatz, *Berichtigungen und Epikrise* überschrieben, mit dem sich dieses schätzbare Werk schließt, hat sich der würdige Vf. selbst ein schönes Denkmahl, sowohl seines stets fortchreitenden Bestrebens, seine Einsichten immer mehr zu erweitern und zu berichtigen, als seiner Humanität gesetzt, indem er mit einem seltenen Wohlwollen verschiedenen Schriftstellern, denen er in den ersten Bänden glaubt Unrecht gethan zu haben, Gerechtigkeit widerfahren läßt, und ihnen freundschaftlich die Hand bietet. — Die *XVII Kupfertafeln* stellen die verschiedenen englischen Thier-Racen dar. Schade, daß nur bey Neun die Maßstäbe, nach denen ihre Größe und Länge zu berechnen sind, angegeben worden! Ein sehr brauchbares Sachregister beschließt das Ganze.

S. H.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 S E P T E M B E R, 1 8 0 5.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

- 1) STRASBURG, in d. typogr. Gesellschaft: 'Αριστοτέλους περί ποιητικῆς, ed. Jo. Theoph. Buhle, [im V Bande der *Opera omnia Aristotelis*.] A. VIII. 8.
- 2) LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Aristotelis de arte poetica liber cum commentariis Godofredi Hermannii*. 1802. VIII u. 284 S. gr. 8.
- 3) LEIPZIG, b. Schumann: 'Αριστοτέλους περί ποιητικῆς. *Aristoteles Buch von der Dichtkunst*; zum Gebrauche für Gymnasiasten. Von neuem aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von M. Joh. Jac. Meno Valett, Rector der Hauptschule des Landes Hadeln zu Otterndorf. 1803. XII u. 220 S. kl. 8.

Die Poetik des Aristoteles ist unstreitig eins der schwersten, wo nicht das schwerste Werk, aus dem griechischen Alterthume. Nicht nur, daß die aristotelischen Schriften überhaupt deswegen große Schwierigkeiten haben, weil er nicht eine zusammenhängende Reihe von Gedanken, sondern nur die Hauptsätze in losem Zusammenhange aufzustellen pflegt, und es dem Nachdenken des Lesers überläßt, die vermittelnden Nebensätze selbst zu entwickeln, weil er, um uns eines Ausdrucks von *Leßing* zu bedienen, der größte Wortsparer unter den Philosophen ist, weil er auch im Gebrauch einzelner Worte und der Redetheile von der Gewohnheit anderer Schriftsteller abweicht, und sich häufige Versetzungen und Veränderungen der Construction erlaubt; in dieser Schrift finden sich jene Eigenthümlichkeiten der aristotelischen Schreibart und Methode häufiger, als in jedem anderen Werke desselben Denkers; und hiezu kommen nun noch häufige Beziehungen auf Grundsätze und Ansichten, die in anderen entweder noch vorhandenen oder gar verlorenen Schriften von ihm entwickelt, und auf einzelne Fälle und Beyspiele, die uns jetzt unbekannt sind. Kein Wunder also, daß die Erklärer dieser Schrift nicht nur in der Erläuterung oder Verbesserung einzelner Stellen von einander abwichen, und über den Zweck und die Entstehung derselben verschieden urtheilten, sondern auch bald häufige Lücken, bald Interpolationen, bald Versetzungen ahndeten. Die Schwierigkeit dieser Schrift scheint auch eine Zeitlang das Interesse an derselben geschwächt zu haben: wenigstens ist seit *Dan. Heinsius*, dessen Ausgaben zu Leiden 1611 und 1643 herauskamen, bis etwa in das J. 1780 kein Gelehrter aufgetreten, der dem Text oder der Erklärung dieser

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

Schrift eine bedeutende und durchgängige Sorgfalt gewidmet hätte. Unter den älteren Herausgebern haben sich unstreitig *Vinc. Madius* aus Brescia (Vened. 1550 fol.) und *P. Victorius* (Flor. 1560. 1572) das größte Verdienst um die Wiederherstellung des Textes und die Erklärung erworben, obgleich ihre Commentare, besonders der des letztern, von einer ermüdenden Weitschweifigkeit nicht freyzusprechen sind. Weniger haben *Franz Robortelli* (Flor. 1548 fol.), *Wilh. Morel*, der eine alte Handschrift, wahrscheinlich den Cod. Paris. 2040, wie er im Anhang der Tyrwhittschen Ausgabe bezeichnet ist, abdrucken ließ (Paris. 1555. 8.), *Castelvetro* (Basel 1570. 4.), *Riccoboni* (Vic. 1585. 4.), *Benius* (Padua 1613. fol.) und *Piccolomini* (Vened. 1575. 4.) geleistet. *Dan. Heinsius* zeigte in der Recension des Textes, besonders in seinen Versetzungen, mehr Kühnheit, als nüchterne bedächtige Kritik und Bekanntschaft mit der Manier des Aristoteles. Wenig oder nichts gewann der Text durch *Dacier's* und *Batteux* Bemühungen (Paris 1692. 12. und 1771. 8.), obgleich ihre Erklärungen manches Gute enthalten. Aber die gründlichsten und scharfsinnigsten Erläuterungen einzelner Kapitel verdanken wir *Leßing* in seiner Hamburgischen Dramaturgie. Seit *Victorius* und *Morel*, von denen der erstere vier Codd., unter andern eine medicische Handschrift (s. *Victor. Comm.* p. 259 Ausg. von 1573) obgleich nicht durchgängig benutzte, waren keine neuen Handschriften verglichen worden. Der Engländer *Thom. Winstanley* erhielt die Collation von vier Codd. aus der medicischen Bibliothek, deren verschiedene Lesearten er in seiner kritischen, obgleich nicht immer die richtige Ansicht gewährenden Ausgabe Oxf. 1780. 8. mittheilte. Was ihm an äußeren kritischen Hülfsmitteln abging, ersetzte *Tyrwhitt*, unstreitig der größte englische Kritiker nach *Bentley*, durch seinen kritischen Scharfsinn, unterstützt durch eine umfassende Belesenheit, auch in den aristotelischen Schriften, und gezügelt durch den Geist einer ruhigen Prüfung; obgleich seine Verdienste um diese Schrift, so groß sie auch sind, und so sehr er unter den Wiederherstellern und Erklärern derselben einen der ersten Plätze einnimmt, ungleich größer gewesen seyn würden, wenn er diese Ausgabe selbst hätte vollenden können, und ihn in den letzten zwölf Jahren seines Lebens nicht politische Geschäfte abgehalten hätten, ernstlich an die Bearbeitung der Poetik Hand zu legen. Der Herausgeber der Tyrwhittschen Ausgabe, *Burges*, fügte derselben noch die Lesearten einer venetianischen, vier pariser, einer Leid-

leidner, und einer wolfenbüttler Handschrift hinzu, hielt jedoch die Collation eines madriter und eines vaticanischen Codex zurück. Twining's Überetzung (Lond. 1789. 4.) hat nur einen geringen kritischen Werth, obgleich der Vf. nicht selten eigene Conjecturen aufstellt, enthält aber doch mehrere gelehrte obgleich zu weitschweifige und oft zu spitzfindige Erklärungen; denn an Hn. Buhle's Lobeserhebungen (*Non novi opus recentioris alicujus Britannii, cujus argumentum ex elegantiorum literarum ambitu petitum sit, quod Twiningiano illi possit aequari, si ve spectes eruditionem auctoris, si ve ingenii acumen, et judicii maturitatem junctam cum insigni modestia, si ve denique dictionis elegantiam.* Praef. p. LXII) hat wahrscheinlich die Freundschaft grossen Antheil, von welcher er öfters spricht. Einen sehr gereinigten Text lieferte Reiz in dem Abdrucke Leipz. 1786. 8; allein er ging oft weiter, als die Grundsätze einer ihre Grenzen nicht verkennenden Kritik erlauben dürften, und an einigen Stellen scheint er auch den Sinn des Aristoteles nicht gehörig gefasst zu haben.

Nach solchen Vorgängern und Vorarbeiten unternahmen also die oben genannten Gelehrten ihre Arbeit. Hr. Buhle hatte schon früher (Götting. 1794) einen bloßen Abdruck des griechischen Textes, mit Zuziehung der wolfenbüttler Handschrift, geliefert und denselben ein Sendschreiben an Ebert vorgesetzt, worin er vorzüglich den Satz auszuführen suchte: *nos nec opus de Poëtica integrum, nec ejus fragmentum integrum, sed tantum ex hoc fragmento excerpta habere.* Dann gab derselbe Gelehrte (Berlin 1798) *Aristoteles über die Kunst der Poësie, aus dem Griechischen übersetzt und* (für Dilettanten sehr zweckmässig durch eigene und fremde Bemerkungen) erläutert; nebst *Th. Twining's Abhandlungen über die poetische und musikalische Nachahmung, aus dem Englischen*, heraus. Beider Werke gedenken wir hier nur im Vorbeygehen, indem wir den Gehalt derselben als erkannt voraussetzen dürfen, und schränken uns bloß auf diejenige Bearbeitung ein, welche als die letzte, und mithin auch wohl als die vollendeteste von diesem Philologen zu betrachten seyn wird. Diese Ausgabe (Nr. 1) enthält eine sehr vollständige und sorgfältige Aufzählung der verschiedenen Lesearten aus den bis jetzt verglichenen Codicibus, so wie der von den Bearbeitern vorgeschlagenen Verbesserungen (worunter wir jedoch *Petit's* Conjectur über II, extr. βούλεται τῷ νῦν st. τῶν νῦν vernissen.) Weniger hat uns die Beurtheilung dieser verschiedenen Lesearten, welches der Hauptpunkt bey einer kritischen Bearbeitung ist und jener Aufzählung erst einen Werth giebt, die Angabe der Hauptmomente bey der Veränderung einer Stelle oder der Verwerfung einer Leseart, mit einem Worte die kritische Behandlung befriedigt. Oft begnügt sich der Herausgeber mit einem *Recte! Optime! Perperam! Male!* wo eine genauere Auseinandersetzung der Gründe nöthig war; denn wo die Unstatthaftigkeit einer Leseart dem Unterrichteten schon von selbst einleuchtet, oder ihre Zulässigkeit aus dem vorhergesagten, aus der begründeten Erklärung der Stelle

sich zeigt, sind selbst dergleichen Censuren überflüssig: Z. B. p. 289 §. 6 wird zu der Stelle II, §. 6 die Conjectur von *Heinsius* οὐδὲν γὰρ ἂν ἔχοιμεν ὀνομάσαι κοινὸν πρὸς τοὺς Σωφρονος — μέμους angeführt, bloß mit dem Urtheile: *Sed vulgatum bene se habet.* S. 291 wird *Tyrwhitt's* Interpunction derselben Stelle, ὁμοίως δὲ καὶ εἰ τις ἅπαντα τὰ μέτρα μιγνύων ποιοῖτο τὴν μίμησιν, καὶ θάπερ Χαίρημων ἐποίησε Κένταυρον, μικτὴν ῥαψωδίαν, ἐξ ἁπάντων τῶν μέτρων οὐκ ἤδη καὶ ποιητὴν προσαγορευτὸν, angeführt, aber ohne T. Grund, welcher in diesen Worten eine Ähnlichkeit mit den vorigen τοὺς μὲν ἐλεγεῖοποιούς, τοὺς δὲ ἐποποιούς ὀνομάζουσιν, zu finden, und denselben Ideengang hier fortgesetzt glaubte, so dafs der Sinn wäre, εἰ τις — ποιοῖτο τὴν μίμησιν, παμμετροποιὸν αὐτὸν προσαγορευτὸν. Hr. B. nennt dies bloß eine *Constructio durior* (obgleich bey Aristoteles dergleichen harte Constructionen eben keine Seltenheit sind), ohne jedoch zu zeigen, worin die Härte besteht, oder den wahren Ideengang des Autors zu entwickeln, um daraus die Unstatthaftigkeit der vorgeschlagenen Interpunction zu zeigen. Eben so unbegründet sind folgende Urtheile in derselben Note: *Plures Victorii Codd. — οὐκ ἤδη non agnoscunt. Male. Alii Victorii Codd. — καὶ τοῦτον ποιητὴν habent. Heinsius προσαγορευτὸν cum interrogationis nota legi jubebat. Non necesse. Battenius pro οὐκ ἤδη καὶ maluit οὐχ ἦτρον. Pessime. Miror sane, quod Reizius hanc lectionem receperit.* Solche Urtheile veranlassen zu der Vermuthung, dafs der Herausg. sich nichts deutliches bey der Stelle gedacht habe, da ihm nicht einmal eine Schwierigkeit in derselben auffiel. Oft hat indessen Hr. B. die richtige Leseart aus Codd. hergestellt, aber meistens theils, wo er das Beyspiel anderer Kritiker vor sich hatte. Wo er selbst den Text entweder aus Handschriften oder *ex ingenio* verbessern will, mißlingt ihm dieser Versuch sehr häufig, wovon weiter unten bey der Beurtheilung einzelner Stellen mehrere Beweise vorkommen werden; so wie sich dort auch zeigen wird, dafs der Vorwurf, den er *Tyrwhitt* macht *Praef.* p. LVIII und öfter in den Noten, z. B. S. 339, dafs er mehrere corrupte Stellen übrig gelassen habe, ihn selbst mit mehreren Rechte trifft, ohne dafs dieser Mangel durch Vorzüge, wie T. Scharffinn seiner Ausgabe mitzutheilen gewusst hatte, nur einigermaßen ersetzt würde. Dagegen hat sich Hr. B. manche Sprachfehler zu Schulden kommen lassen. Rec. rechnet dahin gleich Kap. I §. 1 πῶς δὲ συνίστασθαι τοὺς μύθους, εἰ μέλλοι καλῶς ἔξεν ἢ ποιῆσις, wie die meisten Ausgaben und die pariser Handschriften lesen, und fügt hinzu: *Tyrwhittus recepit μέλλει. Vertit tamen, si recte se habitura sit poësis.* Als ob im Griechischen der Optativ überall stehen müßte, wo er im Lateinischen stehen muß. Hr. B. übersetzt selbst: *et quomodo oporteat componere fabulas;* im Griechischen steht aber πῶς δὲ συνίστασθαι nicht δέοι, welches hier, wo nicht die Rede eines anderen angeführt wird, also keine wahre *oratio obliqua* Statt findet, ein Sprachfehler seyn würde, wie denn Hn. B's. vorgebliche Verbesserung *εἰ μέλλοι* hier eine wahre Verschlimmerung ist.

Μάλλει haben auch die *Codd. Medic. Venet. Guelph. Leid.* Eben so wenig scheint er I, §. 3 den Grund zu ahnden, warum Reiz κᾶν εἰ τυγχάνουσιν οὐσαι statt τυγχάνωσιν hat drucken lassen. C. II, §. 6 τῶν ἄλλων τινῶν τοιούτων in der Version *vel per alia quaedam ejusmodi*, obgleich bekanntlich οἱ ἄλλοι die übrigen, nicht die anderen heisst. Ein anderer Solöcismus an derselben Stelle ist es, dass Hr. B. τῶν ἄλλων τινῶν verbindet; da doch der Artikel vor τῆς gar nicht statt findet, und die übrigen und einige einander ausschliessen. Τῶν ἄλλων ist vielmehr von τινῶν regiert, und τοιούτων muss mit diesem τινῶν verbunden werden: *vel per nonnulla ejusmodi metra e reliquis metris*. III, 1 ἥτοι βελτίονες ἢ καὶ ἡμᾶς, Hr. B. aut meliores, quam quædam sunt. (Hr. V. bessere Menschen als ihre Zeitgenossen.) Aber das müsste heissen ἢ τοὺς καὶ ἡμᾶς, da der Artikel nicht fehlen darf, wenn eine Präposition mit ihrem Casu oder ein Adverbium anstatt eines Adjectivs steht; βελτίονες ἢ καὶ ἡμᾶς heisst vielmehr *meliores, quam pro modulo nostro, quam nos sumus*. C. IV, §. 3 von den Peloponnesiern: καὶ τὸ ποιεῖν αὐτοὶ μὲν δρᾶν, Ἀθηναῖοι δὲ πράττειν προσαγορεύειν Φασίν, soll αὐτοὶ μὲν — Ἀθηναῖοι δὲ eine Anakoluthie seyn. Aber dass bey dem Infinitiv in der Regel der Nominativ steht, wenn das Subject des Infinitivs mit dem S. des verbi finiti einerley ist, konnte Hr. B. aus den gewöhnlichen griechischen Sprachlehren sehen. Noch auffallender wird diese Anmerkung, wenn Hr. B. eine ganz verschiedenartige, zu den *Solöcismis Atticorum*, wie sie Bentley nennt, gehörige Construction aus dem *Aelian. V. H. II, 11 Σωκράτης ἰδὼν* — Ἀντιθένης Φασὶ περὶ τυγχόντα εἰπεῖν mit dieser rechtmässigen vergleicht, wovon er in jedem griechischen Schriftsteller Beyspiele hätte finden können. Denselben Sprachfehler hat Hr. B. *Rhet. I, 13, 10 vgl. p. 445* sich zu Schulden kommen lassen, wo er das ὑβρίσεν — ἕνεκα τοῦ αὐτὸν ἡσθῆναι gar eine Emendation nennt. Vgl. ib. II, 2, 4. Zu V. §. 3 (p. 301) heisst es: „*Ven. Leid. Paris. 2938 habent ἀτιμωτάτων. Rectius forsitan.*“ Wir verweisen hier den Herausgeber nur auf die Hallische *Gramm. S. 55. 2* und erinnern ihn an den homerischen Vers: ἐν δ᾽ ἄτιμος ἔων, ἄφιος καὶ πλοῦτον ἀφύζειν. Eben so sprachwidrig ist C. V, 7 καὶ τὰς τοιούτων (sc. καὶ τὰς τῶν τοιούτων) sc. πράξεις. VI, 2 αἱ δὲ κωμῶδιαι sc. μεταβάσεις ἐλαθον sc. ἢ δὲ κωμ. ἐλαθεν, wo es doch wenigstens heissen müsste: αἱ δὲ τῆς κωμῶδιαι. X, 7 ἐν ταῖς τραγωδίαις ἐνίαις, wo es sogar heisst: *restitui lectionem edd. antiquiorum*, ohne zu ahnden, warum *Victorius*, Reiz und *Tyrwhitt* verbesserten ἐν ταῖς τραγωδίαις, ἐν ἐνίαις μὲν, nach dem bekannten Gräcismus, wo bey der Partition das eingetheilte Substantiv mit den Theilungsgliedern in einerley Casu steht. Mehr Beyspiele werden wir weiter unten anführen.

Hr. Hermann (Nr. 2) hatte es nicht zu seinem Plan gemacht, die *varietas lectionis* vollständig anzuführen; er führt die abweichenden Lesearten nur dann an, wenn er daraus die Nothwendigkeit einer Veränderung des Textes darthun, oder seine Muthmassungen dadurch wahrscheinlich machen will. Dass Hr. H. die vollständige Variantensammlung von seinem Plane ausschloss, kann kein Gegenstand des Ta-

dels seyn, da seine Ausgabe so bald auf die *Buhle'sche* folgte. Nur hätte er da, wo sein Text von anderen Ausgaben abweicht, den Leser belehren sollen, woher die vorgezogene Lesart genommen sey; Hr. H. pflegt aber nur da, wo er seine eigenen Conjecturen in den Text erhoben hat, dieses in den Noten zu bemerken. So heisst es I, 5 κᾶν εἰ — τυγχάνουσιν nach Reizens Verbesserung. II, 7 ἐν τῇ αὐτῇ δὲ διαφορᾷ nach demselben oder vielmehr nach *Victorius* sc. ἐν αὐτῇ δὲ τῇ διαφορᾷ. IV, 8 καὶ τὰς τῶν τοιούτων nach demselben. Ib. 14 ἢ μὲν sc. καὶ ἢ μὲν. VI, 24, wo die Handschriften sehr von einander abweichen, ist der Text ebenfalls nach Reiz gegeben. Hier hätte der Leser doch wohl eine kurze Nachweisung erwartet, dass der Text aus diesen oder jenen Gründen verändert sey. Sowie nun diese Ausgabe in Ansehung des Vorraths an kritischen Materialien der *Buhle'schen* nachsteht, so sollte man dagegen von der bekannten Divinationsgabe, der Gelehrsamkeit und griechischen Sprachkenntnis des Herausgebers erwarten, dass dieselbe an der Benutzung und Bearbeitung dieser Materialien jene weit übertreffen würde. Auch finden sich in derselben mehrere sinnreiche Conjecturen, von denen wir einige für wahre Verbesserungen des Textes halten, so wie manche scharfsinnige Erläuterungen der aristotelischen Sätze, besonders der von dem Stagiriten nur kurz angedeuteten Beyspiele aus Stücken, die für uns verloren sind. Allein zugleich können wir nicht verhehlen, dass wir an mehreren Stellen eine Eilfertigkeit und Unreife zu entdecken glaubten, wodurch diese Ausgabe das nicht geworden ist, was sie hätte werden können, wenn der Herausgeber die aristotelischen Schriften in Rücksicht der Manier, des Ideenganges und des Sprachgebrauchs dieses grossen Denkers wirklich studirt, seine Muthmassungen einer wiederholten scharfen Prüfung unterworfen, die in dieser Schrift vorgetragene Grundsätze rein aufgefasst, und ohne Rücksicht auf neuere Theorien oder seine eigenen Ansichten von denselben Gegenständen zusammengereicht hätte. Zweifel an der Richtigkeit der in dieser Ausgabe befolgten kritischen Grundsätze erregte bey Rec. schon die befremdende Stelle in der *Vorr. S. VI. Consistendum duxi in eo, ut, quæ quoque in loco aut scripsisse Aristotelem aut scribere saltem potuisset probabile esset, ea reponerem. Est enim hic liber talis, ut minus verba et dictionem curent lectores, quam sententiam philosophi et disputationes. Itaque has ut planas et inter se consentientes redderem, tum emendandis vitiis tum versionis et commentariorum ope elaboravi*. In der That eine vortreffliche Kritik, die uns in den Schriften der Alten giebt, was sie hätten sagen können, nicht was sie wirklich nach allen Gründen der Wahrscheinlichkeit gesagt haben! Denn dass Hr. H. hier nicht blofs davon redet, was man nach Anleitung von Handschriften in dem Texte eines Autors verändert, wo man freylich oft anstatt einer sinnlosen Leseart aus einer oder der anderen Handschrift eine solche aufnimmt, die mit der Manier, den Grundsätzen und der Sprache des Schriftstellers wenigstens nicht streitet, sondern dass er auch durch eigene Conjecturen dieses bewir-

ken zu dürfen glaubt, ist aus der ganzen Stelle und noch mehr aus seinem Verfahren an sehr vielen Stellen der *Commentarii* sichtbar. Die folgende Stelle, daß man in dieser Schrift weniger auf die Worte und den Stil, als auf die Gedanken und das Raisonement sehe, klingt zwar wie eine Einschränkung der vorigen; nämlich man dürfe nur dann das setzen, was der Autor habe sagen können, wenn es offenbar wäre, daß der Autor wenigstens den Gedanken habe ausdrücken wollen, den die neu veränderten Worte des Textes ausdrückten, so daß mit den Worten: *quae scribere saltem potuisse Aristotelem probabile esset*, nur auf die einzelnen Ausdrücke ginge, und die Hauptabsicht des Herausgebers in der Wiederherstellung des Sinnes und des Zusammenhanges bestände. Sogefast findet dieses Verfahren nicht bloß in dieser Schrift des Aristoteles, sondern in allen Schriften der Alten statt; überall sucht man, die Fälle ausgenommen, wo die Eigentümlichkeit des Dialekts, oder der Sprachgebrauch eine andere Leseart erfordern, ohne daß der Sinn verändert wird, den Sinn des Autors wiederherzustellen, während man es dahingestellt seyn läßt, ob der Autor, um jenen Sinn auszudrücken, sich wirklich der Worte und Redensarten bedient habe, die der Kritiker setzt, oder anderer; und dieses Verfahren haben auch schon die vorhergehenden Herausgeber der Poetik angewandt, wie sich denn auch keine wahre Kritik denken läßt, die sich bloß auf die einzelnen Worte und Redensarten einschränkte, ohne auf den Sinn Rücksicht zu nehmen. Zu den Veränderungen, die *Victorius*, *Madius*, *Castelvetro*, *Tyrwhitt*, *Twining*, *Buhle* in Vorschlag gebracht, oder im Texte selbst vorgenommen haben, nehmen sie die Gründe, einige wenige Fälle ausgenommen, aus dem Sinn und dem Zusammenhang her, so wie auch *Heinsius* seine Versetzungen in der Poetik, *Conring* seine vielen *asterisci* in der Politik, und Hr. H. beide Arten der Veränderung in der Poetik aus eben den Gründen zu rechtfertigen suchen. Eine Einschränkung also, die so mancherley und oft so entgegengesetzte Verfahrensarten erlaubt, ist soviel wie keine Einschränkung, zu geschweigen, daß die Art, wie jener Grundsatz hier ausgedrückt wird, so schwankend ist, daß jede Art der Veränderung dadurch begründet werden könnte. Wie willkürlich nun Hr. H. den Text an vielen Stellen verändert hat, zuweilen zwar so, daß es sich nicht leugnen läßt, *Aristoteles* habe so schreiben können; aber auch so, daß die neue Leseart gar keinen passenden Sinn giebt, z. B. IV, 20 VI, 11; auch so, daß die Veränderung dem griechischen Sprachgebrauch zuwider läuft, wie z. B. I, 7. IV, 21, wollen wir unten zeigen, wo wir von der Behandlung einzelner Stellen reden werden. Doch können wir hier zwey sehr willkürliche kritische Grundsätze nicht mit Stillschweigen übergehen, die der Herausgeber in seinem Commentar aufgestellt hat, und nach denen er verfährt. Der eine dient zur Beschönigung der Versetzung ganzer Stellen und selbst einzelner Wörter, die sich Hr. H. zuweilen erlaubt hat, und wird bey Gelegenheit der Versetzung der Worte *ὡς περ ποτε καὶ ἄλλοτε* *Φασι* aus dem 7 in das 8 Kap. F. 139 so vorgetra-

gen: *Multa in hoc Aristotelis libro sede sua expulsa sunt*. Wenn ein Satz in einer solchen Allgemeinheit, nicht etwa als Resultat bewiesener einzelnen Bemerkungen, sondern, wie an jener Stelle, als Begründung einer einzelnen Veränderung des Textes, vorgetragen wird, so kann der Leser einen Beweis dafür fordern. Allein von einem Beweise ist dort nichts zu finden, man müßte denn die anderen Gründe, die dort für jene äußerst gewagte und unwahrscheinliche Versetzung vorgebracht werden, oder die Bemerkung *Praef. S. V* für einen Beweis halten; aber in jenem Falle würde ein Satz, der ohne Beweis da steht, und aus etwas bewiesen werden soll, zu dessen Begründung er selbst dient, ein wahrer Cirkel seyn, und die Stelle in der Vorrede zeigt bloß, daß solche Versetzungen nicht unmöglich sind. — Der andere Grundsatz betrifft die vorgebliche Unstatthaftigkeit der *glossmata* in dieser Schrift S. 114, wo bey Gelegenheit der Worte *μετὰ λόγον*, welche *Goulston*, *Reiz* und *Tyrwhitt* für eingeschoben hielten, gesagt wird: *Non adducor, ut interpretationibus interpolatum putem hunc librum, a quo ille maxime immunis videtur*. Es ist schon auffallend, daß eine Schrift, welche die schwerste des schwersten griechischen Schriftstellers ist, in welcher die Kürze des Ausdrucks so viel Gelegenheit zu Erklärungen und Zusätzen darbietet, in der eine so große Verschiedenheit der Lesearten, die sich nicht bloß in der Vertauschung einzelner Worte, sondern auch in dem Weglassen oder Hinzusetzen mehrerer Worte zeigt, das Schicksal aller übrigen, viel leichteren, Schriften nicht getheilt haben sollte. Und wenn man nach den Gründen dieser negativen Behauptung fragt: so findet man statt deren ein bloßes *videtur*. Dem Mißbrauch, den einige Kritiker mit solchen Glossen gemacht haben, und noch machen, indem sie oft Worte und Sätze, die oder deren Verbindung mit den übrigen sie nicht gefast haben, austreichen, steht der Mißbrauch entgegen, den andere mit Verbesserungen, Veränderungen und Versetzungen machen, indem sie an Stellen, welche andere für eingeschoben erklären, so lang ändern, beschneiden und zusetzen, bis sie wenigstens einen passenden Sinn darin zu finden glauben. Aber consequent zu seyn, ist nicht nur die Pflicht des Philosophen, sondern eben so sehr des Kritikers, und in diesem Falle scheint uns Hr. H. nicht consequent zu verfahren, wenn er einmal diese Schrift für frey von Interpolationen erklärt, und doch an anderen Stellen Interpolationen anerkennt, z. B. VI, 24. XVII, 6 p. 159. XVIII, 17. XII, extr. Wenn er zu VII, 1 p. 118 zum Beweise, daß die Worte *ὡς περ ποτε καὶ ἄλλοτε* *Φασι* nicht dahin gehörten, sagt, es sey nicht wahrscheinlich, daß *Aristoteles*, wenn er den Sinn habe ausdrücken wollen, welchen die Erklärer jenen Worten unterlegen, sich so kurz und dunkel ausgedrückt haben würde: so scheint er vergessen zu haben, was er in der *Vorr. S. IV* behauptet hatte, die allzu große Kürze und Dunkelheit einiger Stellen dieser Schrift mache es wahrscheinlich, daß *A.* dieselbe bloß zum Privatgebrauche, nicht für das Publicum, bestimmt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 18 S E P T E M B E R , 1 8 0 5 .

## GRIECHISCHE LITERATUR.

*Fortgesetzte Recension der Buhliſchen, Hermannſchen und Valettſchen Ausgaben von Ariſtoteles Poëtik.*

Hn. Valett's Ausgabe (No. 3) ſoll, laut der Vorrede, keine Überſetzung — denn an eine ſolche ſey nicht eher zu denken, als bis der Überſetzer gewiſſ ſei, daß er den Vf. recht verſtehe, und der Text ſo richtig und vollſtändig als möglich ſey, beſonders da man noch *ſtündlich erwarten* müſſe, daß ein Kritiker bald dieſe, bald jene glückliche Veränderung mit dem Texte vorgenommen habe — ſondern eine Erläuterung für Leſer ſeyn, wie ſie auf dem Titel angegeben ſind. — „Ausgaben mit einer deutſchen Überſetzung zur Seite erleichtern dem Schüler und dem Lehrer die Arbeit. Dem Lehrer iſt es ja einzig darum zu thun, daß ſein Schüler den Autor recht verſtehe. (Kann denn dieſes nicht, durch den mündlichen Vortrag eines geſchickten Lehrers erreicht werden?) Täuſchen kann der Schüler ihn mit einer ſolchen Ausgabe nicht, weil er gewiſſ nicht damit zufrieden ſeyn wird, daß der Schüler ihn die zur Seite ſtehende Überſetzung wieder herſage. Es iſt dem Lehrer alſo eine Vorarbeit, die manchmal ſehr aufhalt, und dem Manne von Kopf langweilig wird, abgenommen; er darf jetzt nur noch auf das Weſen der Sprache und der Materie mit ſeinem Schüler tiefer eindringen. Sollten wir nicht auf dieſe Weiſe weit mehr Liebhaber zur griechiſchen Sprache gewinnen, und weit mehr Nutzen für unſere eigentliche Bildung daraus ziehen, als bis jetzt noch immer geſchehen?“ etc. Bey dieſer Stelle, die wir abgeſchrieben haben, um zugleich von dem Ausdruck des Vf. eine Probe zu geben, bieten ſich mehrere Bemerkungen dar. Rec., welcher ſelbſt Schulmann iſt, und oft Gelegenheit hat, über die Wahl der Autoren zu urtheilen, und den Erfolg der getroffenen Wahl zu beobachten, zweifelt ſehr, ob die Poëtik, oder ob irgend eine Schrift des Ariſtoteles überhaupt für den Schulunterricht zweckmäßig ſey. Er iſt überzeugt, daß für den Schulunterricht in den oberen Claſſen nur diejenigen Schriftſteller paſſend ſind, die mit einem für das jugendliche Alter anziehenden und ſeiner Faſſungskraft angemessenen Inhalte eine populäre, durch geſellſchaftlichen Umgang gebildete Einkleidung verbinden, und deren Stil nicht nur zur genaueren Kenntniß der Sprache, in der ſie ſchrieben, beyträgt, ſondern auch die Entwicklung der logiſchen Re-

geln, ſowie die Bildung des Geſchmacks und des Urtheils erleichtert und befördert. Keine von dieſen Erforderniſſen ſcheint Ariſt. zu beſitzen; der Gegenſtand ſeiner Schriften erfordert geübte Denker, die für dergleichen Unterſuchungen Intereſſe haben, er paßt für *Männer*, nicht für *Jünglinge* oder Knaben; ſeine ſtreng wiſſenſchaftliche Methode, ſein Ernst und ſeine Trockenheit iſt gerade das Gegentheil einer populären Mittheilung, und ſein Stil hat von Seiten der Annehmlichkeit und der Eleganz keine Vorzüge, ſowie auch die Schriften eines Herodot., Thucydides, Plato, Xenophon, Iſokrates u. a. (um nur bey den Proſaikern ſtehen zu bleiben) ungleich mehr zur Kenntniß der Sprache an ſich beytragen. Was nun das Verfahren betrifft, welches der Vf. durch dergleichen Ausgaben einführen will, und von dem er ſich ſo groſſe Dinge verſpricht, ſo geſteht Rec. keinen deutlichen Begriff davon zu haben. Daß er verlangt, der Schüler ſolle dieſe Schrift genau und ſo viel als möglich wörtlich überſetzen, läßt ſich daraus ſchließen, weil er vorausſetzt, daß kein Lehrer mit dem Schüler zufrieden ſeyn werde, der ihm die zur Seite ſtehende Überſetzung wieder herſagt. Was ſoll nun die zur Seite ſtehende Überſetzung, oder vielmehr Paraphraſe? damit der Schüler nicht nöthig habe, ſich über den Sinn der Stelle den Kopf zu zerbrechen? dann kann eine ſolche Leſung der Alten wenig oder nichts mehr zur Schärfung der Urtheilskraft beytragen. Beide Zwecke, Erleichterung und Übung der Urtheilskraft, hätten beſſer durch Anmerkungen bey den ſchwerern Stellen, deren Verſtändniß ſich ſchwerlich von dem ſich ſelbſt überlaſſenen Schüler erwarten läßt, erreicht werden können. Aber da man ſchon längſt das Nachtheilige der lateiniſchen Verſionen in Schulausgaben eingesehen hat: ſo ſollte man doch jetzt nicht in ſolchen deutſche Verſionen als einen Fortſchritt zur zweckmäßigeren Bildung anpreiſen wollen. Weit geſehlt, daß durch dieſe Behandlungsart eine höhere Bildung erreicht werden dürfte, würden dadurch nur ſeichte Schwätzer gebildet werden, die deſto anmaßender über den Sinn einer Stelle abſprächen, je weniger ſie im Stande wären, ihn aus den Worten des Autors, aus dem Zusammenhange und aus der Kenntniß der Sprache zu entwickeln, und die, anſtatt eine durch das Leſen der Alten geübte Urtheilskraft von der Schule zu ihrem künftigen Fache mitzubringen, ein Nutzen, welcher bleibt, wenn auch die Kenntniß der alten Sprachen allmählich vergeſſen

sen werden sollte — bey jeder Schwierigkeit entweder sich nach fremder Hülfe umsehen, oder die Schwäche ihres Verstandes durch die Dreistigkeit ihrer Behauptungen zu ersetzen suchten. Und welches ist nun die dem Mann von Kopf langweilige Vorarbeit, die ihm durch diese zur Seite stehende deutsche Uebersetzung abgenommen wäre? Das wörtliche Exponiren? Aber wer heisst ihm denn mit seinem Schüler eine Schrift lesen, wo dieser durch Fehler, durch Stocken seinem Lehrer Langeweile machen muß? Oder die Entwicklung des Sinnes aus den Worten des Autors? Wir bedauern den Schullehrer, der an dieser Entwicklung, die zugleich eine Entwicklung der logischen Regeln des Denkens ist, kein Interesse findet. Ein solcher ist freylich am meisten geneigt, sich eben darum für einen Mann von Kopf zu halten, wenn der wahre Mann von Kopf an der Entwicklung und Berichtigung der Begriffe und den Sprachregeln sein vorzüglichstes Interesse findet.

Um nun zu der Behandlung selbst überzugehen: so hat Hr. V. den Reizischen Text abdrucken lassen; doch fehlen K. I, 4 die Worte: ἕτεροι δὲ τῇ Φωνῇ. Die Uebersetzung ist nicht immer richtig. Z. B. K. I. denn so wie gewisse Künstler mit Farben und Bewegungen, jene vermittelt der Kunst, diese vermittelt einer vertrauten Bekanntheit mit den Sitten und Charakteren der Menschen (διὰ συνήσεως) vieles nachahmen, anstatt daß im Gr. οἱ μὲν, οἱ δὲ nicht jenes auf die Maler, dieses auf die Tänzer, sondern jedes auf beide geht. Ebend. S. 5 sind οἱ σχηματίζόμενοι ῥυθμοὶ charakteristische Rhythmen übersetzt; es bedeutet vielmehr rhythmische Bewegungen. Zuweilen ist sie Reif und undeutsch. Z. B. K. I. im Anf. Die Dichtkunst und ihre Arten, welche Wirkung jede derselben hervorbringt, wie die Fabel entworfen werden muß, wenn ein Gedicht gut gerathen soll; aus wie vielen und welchen Theilen es besteht; und zugleich auch noch andere Dinge, welche in diese Materie einschlagen, wollen wir untersuchen, und alles in natürlicher Ordnung auf einander folgen lassen. Die Anmerkungen bestehen aus Auszügen aus Lessing's Dramaturgie, Engel's Mimik, Wieland's Att. Mus., Schneiders Wörterbuche u. a. Schriften, die aber nicht immer passen, wie die Stelle über die Nachahmung aus Lessing S. 122 ff., über das Flötenspiel aus Böttigers Abb. über die Erfindung der Flöte, wo besonders die Stelle: Die Doppelflöten wurden die Gefährtinnen des in Umarmungen der Geliebten zugebrachten Festes, und der nächtlichen Klage an der Thür des Mädchens, wegen des Zwecks, den der Vf. vor Augen hatte, auffallend ist.

Diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir einige besondere Anmerkungen über einzelne Stellen beyfügen, theils um zu zeigen, ob und welche Verbesserungen der Text durch die Bemühungen dieser Herausgeber erhalten hat, theils um zu unserem obigen Urtheile noch mehr Befüge zu liefern. — Vorher erinnern wir nur noch, daß Hn. Hermanns Ansicht der ganzen Schrift, daß sie von A. zu seinem Ge-

brauche, nicht für das Publicum bestimmt gewesen sey, die er durch die sichtbare grössere Kürze und bloße Hindeutungen auf gewisse Fälle sehr wahrscheinlich macht, auch von Wyttenbach in der Epistola ad G. P. van Heusde in dieses Spec. crit. in Platonem p. XLVIII. vorgetragen wird. Kap. I §. 2 nimmt Hr. B. die von Robortelli, (Victorius, Tyrwhitt, die er nicht nennt) u. a. vorgeschlagene Interpunction an: ὥστε γὰρ καὶ χρώμασι καὶ σχήμασι πολλὰ μιμούνται τινες ἀπεικάζοντες (οἱ μὲν διὰ τέχνης, οἱ δὲ διὰ συνήσεως) ἕτεροι δὲ διὰ τῆς Φωνῆς, so daß sich die Worte χρώμασι, σχήμασι, διὰ τῆς Φωνῆς (statt τῇ Φωνῇ, wie Aristot. Polit. VIII, 7 παιδείας ἐνέκεν, τρίτον δὲ πρὸς διαγωγήν. cf. Eurip. Suppl. 411) sich als Werkzeuge der Nachahmung auf einander beziehen, wodurch die vielfältigen Veränderungen der Herausgeber als unnöthig wegfallen. (Hier fehlt der in der Biblioth. crit. II, 1 p. X gemachte Vorschlag διὰ φύσιν, den Hr. Herm. aus dem Conspectu Musei Oxon. p. 33 anführt.) Hr. Herm. erwähnt diese Interpunction gar nicht, so daß es scheinen dürfte, er habe sie übersehen. Er liest διὰ τῆς φύσεως, und verbindet οἱ μὲν διὰ τέχνης, οἱ δὲ διὰ συνήσεως, ἕτεροι δὲ διὰ τῆς φύσεως, sive illi arte sive usu, seu natura adjuti. Die Gründe zu dieser Veränderung sind: 1) weil es abgeschmackt wäre zu glauben, daß A. hier die Kunst, die Töne und Stimmen der Thiere nachzuahmen, wie Tyrwh. u. a. die Worte διὰ τῆς Φωνῆς erklärt haben, neben der Malerey angeführt habe. Allein man vergleiche die Stelle bey Plato Gorgia p. 61 1q. Zweyb. Aug. Οὐκοῦν καὶ τὰλλα πάντα οὕτω καὶ σχήματα καὶ χρώματα ἢ διὰ ἡδονῆν τινα ἢ διὰ ὠφελείαν ἢ οἱ ἀμφοτέρω καλὰ προσαγορεύεις; Πλ. Ἐγώ γε. ΣΩ. Οὐ καὶ τὰς Φωνάς, καὶ τὰ κατὰ τὴν μουσικὴν πάντα ὡσαύτως; wo σχήματα, χρώματα und Φωνή eben so, wie hier, verbunden sind, und unter Φωνή die musikalische Nachahmung verstanden wird, womit auch die Stelle des Aristot. Rhet. III, 1 übereinstimmt: ὑπῆρξε δὲ καὶ ἡ Φωνὴ πάντων μιμητικώτατον τῶν μορίων ἡμῖν· διὸ καὶ αἱ τέχναι συνεστήσαν, ἢ τὴ βαρυσόφια καὶ ἡ ὑποκριτικὴ καὶ ἄλλαι γε. Eben so glaubt Rec. hier die Worte ἕτεροι δὲ διὰ τῆς Φωνῆς nehmen zu müssen, sowie er unter σχήμασι καὶ χρώμασι nicht mit Twining und Buhle bloß die Malerey, sondern, wie in der angeführten Stelle des Plato, die mimische Darstellung und die Malerey, die hier a potiori so genannt sind, versteht, da diesen drey Worten in der Folge drey andere Worte, von denen jedes eine Sache für sich bedeutet, entsprechen, ἐν ῥυθμῷ (opp. σχήματα) καὶ λόγῳ (opp. χρώματα) καὶ ἀρμονίᾳ (opp. Φωνῇ). B's. Einwurf, daß es dann χρώμασιν ἢ σχήμασι heißen müsse, fällt weg, wenn man bedenkt, daß es nächher auch nicht ἐν ῥυθμῷ ἢ λόγῳ heisst, obgleich der Rhythmus und die Rede nicht immer als verbunden gedacht werden. 2) Der Grund von der Härte und Verworrenheit der Construction hat im Aristot. kein Gewicht, und ähnliche Constructionen sind oben angeführt, und mehrere können noch angeführt werden. 3) Porro in enumerandis iis rebus, quibus quis ad imitationem aptus



*aptus redderetur, non satis erat artem et usum commemorasse, sed in primis etiam addi natura, indoles, ingenium debebat.* Aber wie, wenn συνήθεια dieses schon bedeutet? Gewohnheit, *usus*, kann wenigstens wohl schwerlich als der letzte Grund, warum jemand zur Nachahmung geschickt ist, angegeben werden. Wenn sie dieses bewirken soll, so muß sie sich entweder auf die Kunst, und auf die habituelle Anwendung der Kunstregeln, die gleichsam zur Natur geworden ist, gründen (dann wäre aber hier τέχνη kein passender Gegensatz), oder sie besteht in der natürlichen Richtung der Geisteskräfte, nach welcher der Künstler gleichsam gewohnheitsmäßig die Regeln der Kunst, ohne es selbst zu wissen, befolgt. Dieses letztere nennt Aristot. Rhetor. I, 1, 2 συνήθεια ἀπὸ ἔξεως, und diese συνήθεια ist dann eben so viel als φύσις. Vgl. Rhet. I, 9, 38. I, 6 ist die Leseart des Cod. Paris. 2038 ἡ τῶν ὀρχηστῶν mit Recht von beiden Herausgebern aufgenommen worden. I, §. 7 ἡ δὲ ἐποποιία μόνον τοῖς λόγοις ψιλοῖς ἢ τοῖς μέτροις. Hr. B. nimmt Tynwh. Erklärung an, nach welcher λόγοι ψιλοῖ die bloße Rede ohne musikalische Begleitung, die übrigen aber metrisch ist, bedeutet, und die Partikel ἢ hier nicht ihre disjunctive, sondern eine erklärende Bedeutung hat. Dagegen behauptet Hr. H., λόγοι ψιλοῖ bedeute nichts anders, als die Prosa, und ἢ trenne hier, so wie sonst: Die Epopöe ahmt entweder durch die prosaische oder metrische Rede nach: denn daß A. hier auch von der Prosa rede, erhelle aus den angeführten Beyspielen des Sophron, Xenarchus und der sokratischen Dialogen. Daß B. mit Unrecht behauptete, λ. ψιλοῖ bedeuteten niemals die prosaische Rede, beweisen die von Hn. H. angeführten Stellen. Vgl. Plato Menex. p. 284. Aber eben so wenig möchten wir uneingeschränkt behaupten, λ. ψιλοῖ bedeuten nur die Prosa. Ψιλὸς scheint vielmehr anzuzeigen, daß man eine genannte Sache an und für sich, ohne irgend eine Begleitung, meine, und entspricht so unserem bloßs. So ist ψιλὴ κιθάρισις bey Plato Legg. II, p. 669 das bloßse Citherspiel ohne begleitenden Gesang, und im Gegensatze heißen λόγοι ψιλοῖ an derselben Stelle nicht sowohl die Prosa, als vielmehr die bloße Rede ohne Gesang, μέλους χάρις, wie ποιήσις ψιλὴ opp. π. ἐν ᾧδῃ bey Plato Phaedr. p. 278. Eben so heißt Arist. Polit. VIII, 5. p. 521 Contr. μουσικὴ ψιλὴ die bloße Musik ohne Begleitung der Stimme, im Gegensatz der μουσικὴ μετὰ μελωδίας. In der Stelle Polit. II, 19 sind wohl λόγοι und ψιλομετρία einander schwerlich entgegengesetzt, so daß λόγοι die Prosa und ψιλομετρία die metrische Rede bedeutete; denn die Beyspiele, die A. zum Beweise, daß man auch περὶ τοὺς λόγους καὶ τὴν ψιλομετρίαν entweder βελτίονας ἢ χειρόους ἢ καὶ τοιοῦτους nachahmen könne, sind alle von Dichtern hergenommen: λόγοι heißt dort also im Gegensatze der αὐλῆσις, κιθάρῃσις und ὀρχήσις die redenden Künste überhaupt, und wird durch den Zusatz καὶ τὴν ψιλομετρίαν genauer bestimmt, und auf die metrische Rede aber ohne begleitenden Gesang (im Ge-

gensatz der nachher genannten Dithyramben und Nomen, die mit Gesang vorgetragen werden) eingeschränkt. Welche Begleitung nun durch das Wort ausgeschlossen werde, muß der Zusammenhang lehren. An unserer Stelle soll gezeigt werden, daß die drey allgemeinen Mittel der Nachahmung, Rede, Rhythmus und Musik nicht immer, und bey einigen Arten der schönen Künste niemals verbunden sind; ohne die Rede z. B. ist die Instrumentalmusik, für sich betrachtet; ohne Rede und Harmonie ist die Tanzkunst. Es bleibt also ein Beyspiel einer Kunst übrig, die sich zwar der Rede bedient, aber die beiden anderen entweder zusammen oder nur eine derselben ausschließt; und das ist die bloße Rede, ohne musikalische Begleitung, λόγοι ψιλοῖ i. e. λόγοι ἀνευ ἀρμονίας. Dieses nur in der Absicht, um die eigentliche Bedeutung von ψιλὸς auseinanderzusetzen, die uns von beiden Herausgebern zu einseitig angegeben zu seyn scheint. Übrigens glauben wir mit Hn. H., daß A. den Namen ἐποποιία auch auf die Prosa ausgedehnt habe, welches die Beyspiele von Sophron, Xenarchus und die sokratischen Dialogen beweisen. Wir fügen noch hinzu, daß wir nicht einsehen, aus welchem Grunde auch Hr. H. unter den sokratischen Dialogen bloß die des Alexamenus von Teos versteht; denn bey T. war dieses die nothwendige Folge aus der Voraussetzung, daß hier bloß von der metrischen Rede gehandelt werde, und aus dem durch die unrichtig verstandene Stelle bey Athen. XI, p. 505 veranlaßten Schlusse, daß die Dialogen des Alexamenus metrisch abgefaßt gewesen wären. Uns dünkt die Stelle von den platonischen Dialogen verstanden werden zu können, die der Form nach eben so, wie die Mimen des Sophron, dramatische Darstellungen sind, und die, nach der von Twining angeführten Stelle des Plutarch Symp. VII, 8. als solche behandelt wurden; ἵστε γάρ, ὅτι τῶν Πλάτωνος διαλόγων διηγηματικοὶ τινὲς εἰσιν, οἱ δὲ δραματικοὶ τούτων οὖν τῶν δραματικῶν τοὺς ἐλαφροτάτους ἐκδιδάσκονται παῖδες, ὥστ' ἀπὸ στόματος λέγειν· πρόσεστι δὲ ὑπόκρισις πρέπουσα τῷ ἡθεὶ τῶν ὑποκειμένων προσώπων, καὶ Φωνῆς πλάσμα καὶ σχῆμα καὶ διαδέσεις ἐπόμενας τοῖς λεγομένοις. — I. bendal. καὶ τούτοις (μέτροις) εἴτε μιγνύσα μετ' ἀλλήλων, εἴθ' ἐν τινὶ γένει χρωμένη τῶν μέτρων τυγχάνουσα μέχρι τοῦ νῦν. Hr. B. führt die Erklärungen und Bedenklichkeiten anderer an, und fügt hinzu: Sensus autem mihi videtur satis perspicuus: epopoeia utitur sive metris inter se mixtis, sive uno quodam metrorum genere, usque ad hoc temporis. (Aber was soll hier der Zusatz usque ad hoc temporis?) Forsitan autem iungenda sunt verba in hunc modum: εἴτε χρωμένη τυγχάνουσα ἐν τινὶ γένει τῶν μέτρων μέχρι τοῦ νῦν, sive usa uno quodam genere metrorum, quae usu valuerunt usque ad hoc temporis. (Wider den Sprachgebrauch, welcher bey Adverbien, die statt eines Beyworts dienen, die Wiederholung des Artikels erfordert.) Aber in der ganzen Note schwankt der Herausgeber zwischen den Versuchen anderer und seinen Einwürfen und Vorschlägen

gen, daß ein *Equidem non intelligo locum* beynahe befriedigender gewesen wäre. Hr. H. drückt eine Schwierigkeit kurz und bestimmt aus; wie konnte A. sagen, die Epopöe habe sich bis zu seiner Zeit nur einer Gattung des Sylbenmaßes bedient, da er doch kurz vorher die profaischen Schriften des Sophron u. a. und kurz darauf den Centaur des Chæremön zur Epopöe rechnet? Der Sinn ist offenbar: Die Epopöe in ihrer bisherigen Bedeutung hat nur eine Gattung des Sylbenmaßes gehabt. Daher setzt Hr. H. *ἡ μέχρι τοῦ νῦν, ea, quæ epica poësis vocabatur præterquam nunc.* Aber nach welchem Sprachgebrauche hat der Artikel die Wirkung, daß ein Wort, das ohne ihn eine gewisse Sache bedeutete, mit ihm bloß den Namen der Sache, nicht sie selbst, anzeigt, oder, mit anderen Worten, wie soll *ἡ μέχρι τοῦ νῦν ἐποποιία* bedeuten *ἡ μέχρι τοῦ νῦν καλουμένη ἐποποιία*, und nicht vielmehr *ἡ μέχρι τοῦ νῦν οὕσα ἐπ.* wie es der Sprachgebrauch erfordert? Dieses scheint um so mehr eine bloß willkürliche Voraussetzung zu seyn, da man sich nach Beyspielen von diesem bis jetzt unerhorten Sprachgebrauch an der Stelle vergeblich umsieht. Die Härte in der Construction *ἡ ἐνὶ τινὶ γένει χρωμένη τῶν μέτρων τυγχάνουσα μέχρι τοῦ νῦν* hat Hr. H. übergangen. Dieser wäre vielleicht durch die Interpunction abzuheffen: *καὶ τοῦτοις εἴτε μινύσσα μετ' ἄλλῃλων, εἴθ' ἐνὶ τινὶ γένει χρωμένη, τῶν μέτρων τυγχάνουσα μέχρι τοῦ νῦν, ὅτι ἐπὶ οὕτω* bis jetzt bloß metrisch bearbeitet worden ist, nämlich die Epopöe in der gewöhnlichen Bedeutung, nicht in der, die ihr A. hier zuerst giebt. Denn daß A. in den Worten *καὶ τοῦτοις, εἴτε — μέχρι τοῦ νῦν* von der Epopöe nicht nach dem Sinne, den er dem Worte unterlegt, sondern nach seiner gewöhnlichen Bedeutung spricht, erhellt daraus, weil er ihr in denselben durchaus, nicht bloß in den letzten Worten, *μέτρα* zuschreibt. — I, 10, *οὐχ ὡς τοὺς κατὰ μίμησιν ποιητάς, ἀλλὰ κοινῇ κατὰ τὸ μέτρον προσαγορεύοντες.* Hr. B. liest *οὐχ ὡς κατὰ μίμησιν ποιητάς*, Hr. H. nach Anleitung des Venet. und Leidner Codex *οὐχ ὡς κατὰ τὴν μίμησιν ποιητάς*, nach der Version: *alios elegiacos poëtas, alios epicos vocant, poetarum appellationem non propter imitationem, sed generatim propter metrum its impertientes.* Allein wenn A. sagt, man nenne diejenigen, die im elegischen oder epischen Versmaße schrieben, in Rücksicht auf das Metrum, *ἐλεγοποιούς* und *ἐποποιούς* (*συνάπτοντες τῷ μέτρῳ τὸ ποιεῖν*): so kann er nicht zugleich sagen, man nenne sie *ποιητάς*, denn dieses liegt nicht in den beiden vorhergehenden Benennungen, da er vielmehr den *ποιητὴς* in der ganzen Stelle von denen unterscheidet, die metrisch schreiben. Diesem nach würden wir interpungiren: *τοὺς μὲν ἐλεγοποιούς, τοὺς δὲ ἐποποιούς ὀνομάζουσιν, οὐχ ὡς τοὺς κατὰ μίμησιν, ποιητάς, ἀλλὰ etc. non appellantes eos poëtas, ut eos, qui propter*

*imitationem hoc nomen habent, sed generatim carminum metro elegiaco vel epico scriptorum conditores.* — Sehr sinnreich ist die Leseart, die Hr. H. in der schwierigen Stelle §. 12 *ομοίως δὲ καὶ εἴ τις ἅπαντα τὰ μέτρα μινύων ποιοῖτο τὴν μίμησιν, — οὐκ ἤδη καὶ ποιητὴν προσαγορευτέον* aufgenommen hat, *ποιοῖτο τὴν μίμησιν.* Für wahr möchte sie Rec. indessen doch nicht halten, weil er zweifelt, ob A. von dem Gegensatz der eigentlichen Poësie, und der metrischen Rede überhaupt hier absichtlich haben reden wollen; denn wenn man dieses annimmt, so läßt sich schwerlich ein gehöriger Zusammenhang in die Stelle von §. 3 an bringen. Ihm scheint vielmehr der Zweck der ganzen Stelle von §. 8 — 13 kein anderer zu seyn, als dieser, den Gebrauch, den er hier von dem Worte *ἐποποιία* macht, zu rechtfertigen. Es giebt kein Wort, womit man dasjenige, was alle Gattungen der Darstellung in der Rede unter sich gemein haben, bezeichnen könnte. Dahin gehören darstellende Schriften in Prosa, Schriften im elegischen, jambischen, epischen Versmaße, selbst solche, wo alle bekannten Versmaße verbunden sind. (§. 12 scheint ganz genau mit §. 8. 9 zusammenzuhängen: *οἱ δὲν γὰρ ἂν ἔχοιμεν ὀνομάσαι κοινὸν τοὺς Σ. καὶ Ζ. μίμους, οὐδὲ εἴ τις διὰ τῶν μέτρων ἢ ἐλεγείων ἢ τῶν ἄλλων τινῶν τοιούτων ποιοῖτο τὴν μίμησιν, — ὁμοίως δὲ καὶ εἴ τις ἅπαντα τὰ μέτρα μινύων ποιοῖτο τὴν μίμησιν, welches, wenn der Zwischensatz §. 10. 11 nicht wäre, auch heißen könnte: οὐδὲ εἴ τις ἅπαντα τὰ μέτρα μ. ποιοῖτο τὴν μίμησιν.* Der Nachsatz *οὐκ ἤδη καὶ ποιητὴν προσαγορευτέον*, wodurch §. 12, der wegen des langen Zwischensatzes, nicht die Construction von §. 8. 9 fortsetzen konnte, zu einem für sich bestehenden Satze wird, bezieht sich auf den Zwischensatz, wie dieses bey solchen Anakoluthieen oft der Fall ist.) Da sie nun dieses unter sich gemein haben, daß sie zu ihrem Werkzeuge die Rede gebrauchen: so nennt er sie *ἐποποιία* nach der Bedeutung von *ἔπος, ἔπη*, wo dieses Worte, Rede bedeutet, und stützt sich dabey auf den Sprachgebrauch, wo man das Wort *ποιεῖν* mit dem Namen eines Versmaße verbindet, und z. B. *ἐλεγοποιός* sagt. Alle Gattungen der Darstellung in der Rede enthalten nun zwar Nachahmung, allein A. nennt nicht alle Bearbeiter derselben *ποιητάς*, sondern bloß diejenigen, die die höchste Kunst in der Nachahmung gezeigt haben, wie Homer, Pindar, Sophokles, die Dichter *κατ' ἐξοχὴν*, und auch dieses hatte seinen Grund im Sprachgebrauche, da man nur den Homer den *ποιητὴς* nannte, die anderen Epiker aber gewöhnlich *ἐποποιούς*. Auf diese Weise ist es kein Widerspruch §. 12, wenn A. sagt: *ὁμοίως δὲ καὶ εἴ τις ἅπαντα τὰ μέτρα μινύων ποιοῖτο τὴν μίμησιν, — οὐκ ἤδη καὶ ποιητὴν προσαγορευτέον.*

(Die Fortsetzung folgt.)

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 S E P T E M B E R, 1805.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

Fortgesetzte Recension der Buhllischen, Hermannischen und Valettischen Ausgaben von Aristoteles Poëtik.

Dem Chaeremon z. B. kann wohl die *μίμησις* schwerlich abgesprochen werden; denn wie liesse sich ein Drama, dergleichen der Centaur desselben zuweilen genannt wird, ohne *μίμησις* denken; — aber A. zählt ihn doch nicht zu den *ποιηταῖς*, sondern nur zu den *ἐποποιῖς*. (Tyrwhitt's Vermuthung, dass A. diesen habe *παμμετροποιῖς* nennen wollen, und dass hinter *ῥαψωδίαν* interpungirt, und das folgende zusammengenommen werden müsse, *ἐξ ἀπάντων τῶν μέτρων οὐκ ἤδη καὶ ποιητὴν προσαγορευτέον* scheint Rec. grundlos, da dieser Satz mit §. 8. 9 genau zusammenhängt, und also zur Rechtfertigung des Gebrauchs von *ἐποποιῖς* dient, auch dem Sinn des Aristoteles zuwider, der wohl eben so wenig *ποιητὴς ἐξ ἀπάντων τῶν μέτρων* statt *παμμετροποιῖς*, als *ποιητὴς ἐξ ἐλεγῶν* st. *ἐλεγοποιῖς* gesagt haben würde. Hr. B. findet diese Construction bloß hart, ohne den Grund von T. Vermuthung anzugeben.) Es würde zu weit führen, wenn Rec. alle die Gründe anführen wollte, warum er den Sinn und Zusammenhang dieser Stelle so fassen zu müssen glaubt; er wünscht nur, durch diese Bemerkungen die Aufmerksamkeit der Leser auf diese Stelle gerichtet zu haben, die, so viel ihm bekannt ist, noch von keinem Ausleger mit hinlänglicher Genauigkeit behandelt worden. — II, 6 zieht Hr. B. der Conjectur des Victorius *ὡς Πέσας καὶ Κύκλωπας* die Tyrwhittsche *ὡς περ Ἀργᾶς, καὶ Κύκλωπας* weit vor, führt die Gründe für dieselbe mit T. eigenen Worten an, das Ende vom Liede aber ist: *Equidem in re incerta ipsum Aristotelis textum exhibui, sicut in plerisque recentioribus edd. legitur*. Also ipse A. textus ist die Lesart des Victorius! Hr. H. hat mit Recht *ὡς περ Ἀργᾶς, καὶ Κύκλωπας* aufgenommen, das übrige aber sehr gut gegen T. Conjecturen vertheidigt. C. III, 2 ist Hr. B. Tyrwhitt gefolgt: *μίμησις ἐστίν, ὅτε μὲν ἀπαγγέλλοντα, (ἢ ἑτερόν τι γιγνόμενον, ὡς περ Ὀμηρος ποιεῖ, ἢ ὡς τὸν αὐτὸν καὶ μὴ μεταβάλλοντα) ἢ πάντας ὡς πράττοντας καὶ ἐνεργοῦντας τοὺς μιμουμένους*, nach welcher Interpunction das *ἀπαγγέλλειν* und das *μιμεῖσθαι πάντας ὡς πράττοντας* die zwey Gattungen der Poësie, Epos und Drama, die Worte *ἑτερόν τι γιγνόμενον* und *ἢ ὡς τὸν αὐτὸν καὶ μὴ μεταβάλλοντα* zwey Arten oder Species der ersten Gattung anzeigt, und sich *ὅτε μὲν* — *ἢ* auf einander bezieht,

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

anstatt *ὅτε μὲν ἀπαγγέλλοντα, ὅτε δὲ πάντας* — *μιμουμένους*. Doch scheint Hr. B. diese aufgenommene Lesart selbst nicht verstanden zu haben, da er S. 299 von der Reizischen Lesart *ὅτε μὲν ἀπαγγέλλοντα, ὅτε δ' ἑτερόν τι γιγνόμενον*, sagt: *Ut ἢ ἑτερον mutaret in ὅτε δ' ἑτερον, videtur ille rationibus grammaticis inductus esse, quoniam antecedit, ὅτε μὲν ἀπαγγέλλοντα. At plurimis exemplis probari potest, philosophum nostrum in scribendo leges syntaxeos grammaticas non semper tam accurate observasse, ut ab aliis scriptoribus Atticis observantur*, wodurch er zuzugeben scheint, dass auch in der von ihm aufgenommenen Lesart das *ἢ ἑτερόν τι γ.* sich auf *ὅτε μὲν ἀπαγγέλλοντα* bezieht, anstatt dass es eine Unterabtheilung nicht eine Nebengattung des *ἀπαγγέλλειν* ausdrückt. Hr. H. tadelt Tyrwhitt's und Buhle's Anordnung der Stelle, weil einer nicht zugleich *ἀπαγγέλλων* und *ἑτερόν τι γιγνόμενος* seyn könne, sondern dieses nothwendigerweise abwechselnd statt finden müsse (wie z. B. Homer im Anfang der Iliade von V. 9—16, 22—25, 33—36. 43 u. ff. *ἀπαγγέλλει*, hingegen V. 17—21. 26—32. 37—42. *ἑτερόν τι γίγνεται*) daher auch dem *ἑτερόν τι γιγνόμενον* der *μὴ μεταβάλλων* nicht entgegengesetzt werden könne, weil jener auch nicht *μεταβάλλει*, so lang er die Rede eines anderen anführt. Er liest daher *ὅτε μὲν ἀπαγγέλλοντα, καὶ ἑτερόν τι γιγνόμενον. Equidem*, sagt er, nach Anführung der Reizischen Lesart, *sententia eadem, sed leniori mutatione scripsi καὶ ἔτ. τι γ. ut hoc καὶ respondeat particulis ὅτε μὲν*. Diese Ausdrücke sind so gestellt, dass man leicht glauben könnte, das *καὶ* sollte hier dem *ὅτε μὲν* insofern entgegenstehen, dass die Sätze, an deren Spitze diese Partikeln stehen, jeder eine Gattung oder Art der Rede für sich ausdrückte, 1) *ἀπαγγέλλειν*, 2) *ἑτερόν τι γίγνεσθαι*. Allein, da in diesem Falle der Zusatz *ὡς περ Ὀμηρος ποιεῖ* anzeigen würde, dass Homer immer (nach Hn. H. Erklärung der Worte *ἑτερόν τι γιγνόμενον* in der Tyrwhittschen Verbindung) aus dem Standpunkte eines anderen rede, und es nicht wahrscheinlich ist, dass der Herausgeber diese Vorstellung von der Sache gehabt habe, da ferner in der Version diese Stelle so gegeben ist; *nunc narrando, nunc alia persona induenda, quod H. facit*: so wird wohl nach den Regeln der Interpretation die Meinung des Herausgebers seyn, dass beide Sätze, *ὅτε μὲν ἀπαγγέλλοντα καὶ ἑτερόν τι γιγνόμενον*, eine einzige Gattung der Rede bezeichnen, in welcher der Dichter bald selbst erzählt, bald andere redend einführt. Demnach gäbe A. hier drey Arten der

Aaaa

Nach-

Nachahmung an: 1) ὅτε μὲν ἀπαγγέλλοντα καὶ ἑτερόν τι γιγνόμενον. 2) ὡς τὸν αὐτὸν καὶ μὴ μεταβάλλοντα. 3) πάντα ὡς πρᾶττ. καὶ ἐνέργ. und die Richtigkeit dieser Eintheilung hätte der Herausg. mit einer Stelle des Plato Rep. III, p. 273 sq. die schon Casaubonus mit dieser Stelle des A. verglichen hatte, auf die aber weder Hr. B. noch Hr. H. hier Rücksicht genommen hat, bestätigen können: (p. 277) τῆς ποιήσεως ἡ μὲν διὰ μιμήσεως ὅλη ἐστίν, ὥσπερ δὲ λέγεις· τραγῳδία τε καὶ κωμῳδία· (diesem entsprechen die Worte: ἡ πάντα ὡς πρᾶττοντας) ἡ δὲ δι' ἀπαγγελίας αὐτοῦ τοῦ ποιητοῦ· (Arist. ὡς τὸν αὐτὸν καὶ μὴ μεταβάλλοντα) εὐροῖς δ' ἂν αὐτὴν μάλιστα πού ἐν διδραμβοῖς· ἡ δ' αὖ δι' ἀμφοτέρων, ἐν τε τῇ τῶν ἐπῶν ποιήσει, πολλαχού δὲ καὶ ἄλλοθι (ὅτε μὲν ἀπαγγέλλοντα, καὶ ἑτερόν τι γιγνόμενον). Vgl. Diomedes p. 479 ed. Putsch. Indessen findet Rec. doch auch bey dieser Lesart Schwierigkeiten. 1) Wenn A. eine logische Eintheilung macht, so pflegt er den Gegensatz der Eintheilungsglieder ganz bestimmt durch Partikeln auszudrücken. Dieses geschieht aber hier nicht, da das ὅτε μὲν sich auf das folgende καὶ ἑτερόν τι γ. beziehen soll, und also nicht zur Disjunction des ersten Gliedes von dem zweyten ἡ ὡς τὸν αὐτὸν und dem dritten ἡ πάντα dienen kann. 2) Die Eintheilung ist selbst logisch unrichtig. Denn die Worte ὡς τὸν αὐτὸν καὶ μὴ μεταβάλλοντα beziehen sich offenbar als Nebenbestimmung auf das vorhergehende ἀπαγγέλλοντα, wie das ἑτερόν τι γιγνόμενον, so dafs jedes eine besondere Art und Weise anzeigt, wie das ἀπαγγέλλειν geschehen kann. Das ἀπαγγέλλειν ist also ein Haupteintheilungsglied, von dem das ἑτερόν τι γιγνόμενον und das ὡς τὸν αὐτὸν καὶ μὴ μεταβ. die Unterabtheilungen ausmachen, und jenem Haupteintheilungsgliede entspricht das andere, ἡ πάντας ὡς πρ. anstatt dafs in der von Hn. H. vorgezogenen Lesart drey Nebenabtheilungen sind, welches logisch unrichtig ist. Beide Lesarten verhalten sich so gegen einander:

## Vulg.

Μιμῶσθαι ἔστιν

- 1) ἀπαγγέλλοντα. 2) μιμούμενοι πρᾶττοντας. 3) ἀπαγγέλλοντα ἑτερόν τι γιγν.

a) ἑτερόν τι γιγνόμενον

2) ἀπαγγ. ὡς τὸν αὐτὸν

b) ὡς τὸν αὐτὸν καὶ μὴ μ.

3) μιμούμενον πρᾶττοντας.

Da nun die Vulgata logisch richtiger ist, und zugleich der Gegensatz der Eintheilungsglieder in derselben bestimmt ist ὅτε μὲν — ἡ πάντα, so scheint uns jene unleugbar die richtigere zu seyn, obgleich Plato eine andere, weniger logisch richtige, Eintheilung hat. Es bleibt also nur noch die Schwierigkeit übrig, dafs die Vulgata den Sinn giebt, als ob der Dichter nach der zuerst angegebenen Art der Nachahmung, nicht abwechselnd, sondern beständig andere redend einführt, oder als ob einer zugleich erzählen und andere redend einführen könnte. Deutlicher hätte allerdings Aristoteles geredet, wenn er mit Plato ἑτερόν τι ἐκαστότε γιγνόμενον gesagt hätte. Allein der Wortsparrer A. läßt öfters genauere Bestimmungen weg, von denen er glaubt, dafs sie

sich von selbst verstehen, so wie es sich hier von selbst versteht, dafs, wenn das ἑτερόν τι γιγνόμενον zu einer Unterabtheilung der ἀπαγγελίας gemacht wird, beides nicht zu gleicher Zeit, sondern abwechselnd Statt finden könne. Quis in tali re verba ad amissum exigit? möchten wir hier mit Hn. H. selbst p. 126 sagen. Auf jeden Fall dürfte es inconsideratius seyn, von dem, der die Vulgata verteidigt und erklärt, wie hier Tgrwh., zu sagen, er habe inconsideratius gehandelt. IV, 4. Αἴτιον δὲ καὶ τοῦτο, ὅτι μανθάνειν οὐ μόνον τοῖς φιλοσόφοις ἥδιστον, ἀλλὰ καὶ τοῖς ἄλλοις ὁμοίως, ἀλλ' ἐπὶ βραχὺ κοινωνοῦσιν αὐτοῦ. Hr. B. findet in dieser Stelle keinen Sinn. Ihm scheint dieses der Sinn seyn zu müssen: Das Lernen macht nicht nur dem Philosophen Vergnügen, sondern auch anderen, sobald die Auffassung schnell und leicht geschieht, und schlägt demnach vor ἡ ἐν ἐπὶ βραχὺ κοινωνῶσιν αὐτοῦ. In der Version, si celeriter ejus participes fiant. Hr. Herm. erinnert hiegegen, κοινωνοῦσιν sey das Participium, und ἀλλὰ steht, um den Gegensatz der ἄλλοι mit den Philosophen auszudrücken; man müsse nur statt des Colon hinter ὁμοίως ein Comma setzen, wie auch Hr. B. gethan hat. Allerdings kann κοινωνοῦσιν das Part. seyn, allein wir sehen nicht ein, was dadurch gewonnen wird. A. setzt sehr oft einen neuen Satz, dessen Verbum sich auf den vorigen beziehen sollte, z. B. Ethic. Nicom. II, 70 p. 30. C. D. εἰσὶ δὲ καὶ ἄλλαι τρεῖς μεσότητες, ἔχουται μὲν τινα ὁμοιότητα πρὸς ἄλλήλας· διαφέρουσι δὲ ἀλλήλων. Den Sinn scheinen indessen beide Herausgeber verfehlt zu haben. Im Comm. p. 103 nimmt Hr. H. Buhle's Erklärung an: ad voluptatem, quae e contemplatione imitationum nascitur, requirit, ut sit facilis rei per imitationem expressae agnitio, et ut celeriter absolvi queat. Allein dieses ist ja nach A. Theorie (s. Rhet. III, 10 Probl. XVIII, 3) bey allen Menschen, also auch bey den Philosophen, die Bedingung der Annehmlichkeit, und dann könnte dieser Zusatz nicht blofs diejenigen betreffen, qui non sunt philosophi. In der Version heisst es, sed ad breve tempus animum attendentibus, welches uns mit dem Griechischen nicht recht übereinzustimmen scheint. Αὐτοῦ geht auf τοῦ μανθάνειν. Aber was heisst das: ad breve tempus discendi participem fieri? Uns scheint ἐπὶ βραχὺ hier die Bedeutung zu haben, die es bey Aristot. Polit. V, 5 p. 326 ed. Contr. VIII, 5 p. 525 hat, paululum, leviter, nur leicht, oberflächlich. Nicht nur die Philosophen, sondern auch die übrigen Menschen finden am Lernen Vergnügen, nur mit dem Unterschiede, dafs jene in den Gegenstand eindringen, diese hingegen sich mit einer leichten, oberflächlichen Kenntniss begnügen. An derselben Stelle hat Hr. H. aus den Codd. Medic. A. B. αἴτιον δὲ καὶ τοῦτο st. τοῦτο aufgenommen. A. hatte gesagt, die Poësie sey aus zwey Ursachen entsprungen, aus dem natürlichen Nachahmungstribe der Menschen, und aus dem Vergnügen, welches ihnen bildliche Darstellungen gewähren. Die Ursache dieses Vergnügens an bildlichen Darstellungen ist hinwiederum, weil

bey denselben eine Vergleichung der Darstellung mit dem dargestellten Gegenstande eine Art des Lernens ist, und Lernen allen Menschen Vergnügen gewährt. Diefem Sinn gemäß kann es nicht anders als αἴτιον δὲ καὶ τοῦτου, n. τοῦ χαίρειν τοῖς μιμήμασι πάντας. Dagegen würde αἴτιον δὲ καὶ τοῦτο accedit hanc quoque causa anzeigen, daß nach den zwey oben angegebenen Ursachen der Poesie τὸ τε γὰρ μιμεῖσθαι — καὶ τὸ χαίρειν noch eine dritte folgte, obgleich A. nur zwey angeben wollte, αἰτίαι δύο τινές. Überdies ist das Vergnügen am Lernen die unmittelbare Ursache nicht der Entstehung der Poesie, sondern des Vergnügens an der Nachahmung, und vermittelt dieses erst der Poesie. Dagegen heist es bey Hn. H. richtiger ὅτι τὸ μανθάνειν statt ὅτι μ. — Eine überaus glückliche und wahre Verbesserung des Textes ist IV, 6 bey Hn. H. οὐχ, ἢ μίμημα, ποιήσει τὴν ἡδονὴν statt des ungrichischen οὐχ, μίμημα. So auch XV, 10 ἢ ἀναγκαῖον ἢ εἰκὸς statt ἢ ἀν. — C. IV, 7 liest Hr. H. κατὰ φύσιν δὲ ὄντος ἡμῖν τοῦ μιμεῖσθαι, τὰ (st. καὶ) τῆς ἀρμονίας καὶ τοῦ ῥυθμοῦ, — ἐξ ἀρχῆς πεφυκότα καὶ αὐτὰ μιμητικά (st. ἐξ ἀ. οἱ πεφυκότες πρὸς αὐτὰ μάλιστα) κατὰ μικρὸν προάγοντες ἐγέννησαν τὴν ποίησιν ἐκ τῶν αὐτοσχεδιασμάτων. Der Grund zu dieser Änderung ist, weil diese Worte den Schluss aus dem vorigen Raisonement enthalten, dieser Schluss aber mehr annimmt, als vorher bewiesen war; denn es war wohl gezeigt, daß das Nachahmen, aber nicht, daß die Harmonie und der Rhythmus dem Menschen natürlich seyen. Uns dünkt, der Herausgeber verlangt hier eine zu steife syllogistische Form. Daß die Harmonie und der Rhythmus dem Menschen natürlich sey, ist zwar vorher nicht gesagt worden, allein die Bemerkung ist so bekannt und einleuchtend, daß wohl schwerlich jemand einen Beweis dafür fordern wird, zumal da dieses nur Nebenursachen der Entstehung der Poesie sind, die Hauptursache aber in dem μιμεῖσθαι liegt. Diese Überhebung durfte dem Herausgeber noch weniger auffallen, da, wie er selbst sehr wahrscheinlich macht, dieses eine Schrift ist, die A. sibi, non aliis scripsit Praef. p. IV. Auch hatte er dieses in anderen Schriften gezeigt: s. Rhet. III, 8. Probl. XIX, 38. Die Worte οἱ πεφυκότες πρὸς αὐτὰ μάλιστα werden auch durch §. 13 (ed. Herm.) und §. 8 bestätigt. Doch ist in dieser Lesart nur τὰ τῆς ἀρμ. und μιμητικά vom Herausgeber; die Auslassung des οἱ gründet sich auf sieben, καὶ αὐτὰ auf neun, πεφυκότα auf zwey Handschriften. — Die Worte, die in allen Ausgaben nach §. 13 standen, τὸ μὲν οὖν ἐπισκοπεῖν, εἰ ἄρα ἔχει ἤδη ἢ πραγμαδία τοῖς εἰδῶσι ἡκυνῶς, ἢ οὐ, αὐτὰ τε καὶ αὐτὸ κρινόμενον καὶ πρὸς τὰ θέατρα, ἄλλος λόγος, hat Hr. H. mit Castelvetro nach §. 22 gesetzt, an den Schlufs der Geschichte der Tragödie. Tyrwh. Gründe hat Hr. H. nur zur Hälfte angegeben, tragoediam, qualis per se esset, non qualis in theatris, intellectam esse ab Aristotele. T. vertheidigt die Stelle mit diesen Worten: Quamquam enim verisimile esset, plerisque homines facile satis concessuros, Comaediam, quoad formam operis, Jambis majorem et

honoratiorem esse, multos tamen praevidit philosophos dubituros saltem fore, an Tragoedia eandem vel similem prae Epopoeia excellentiam obtineret. Hic igitur innuit, tantum se de Tragoedia loqui, non qualis vulgo in theatris exstabat, sed qualis ipsa per se, ex vi naturae suae, consistere poterat. Rec. denkt sich die Verbindung so: Bis jetzt hatte A. bloß von der Entstehung der Komödie und Tragödie aus den αὐτοσχεδιασμάτα und den Jamben und dem Epos geredet, und geht jetzt zur Darstellung der stufenweisen Entwicklung und Vervollkommenung der Tragödie über. Ehe er aber diese Darstellung anfängt, giebt er den Gesichtspunkt an; aus dem er dieselbe betrachtet wissen will, nämlich er wolle nicht zeigen, daß die Tragödie jetzt ganz vervollkommen sey, und nicht höher steigen könne: sondern nur ihre Geschichte entwickeln; und so pflegt Aristor. gewöhnlich im Voraus den Gesichtspunkt und die Grenzen der folgenden Untersuchungen zu bestimmen. Vgl. Ethic. Nicom. I, 4. p. 6. E. Magn. Mor. I. p. 192. D. Auf diese Weise scheint uns die Stelle ihren bisherigen Platz noch immer behaupten zu können, wenn man nur bey derselben einen neuen Absatz macht; weniger passend dünkt sie uns nach §. 22. Denn dort beziehen sich die Sätze: περὶ μὲν οὖν τούτων (n. τῆς τραγωδίας) τοσαῦτα ἔστιν ἡμῖν εἰρημένα: πολὺ γὰρ ἂν ἴσως ἔργον εἴη διεξιέναι καὶ ἑκάστον. Ἡ δὲ κωμωδία ἔστιν etc. offenbar auf einander, nach der gewöhnlichen Art der Übergänge. Diese natürliche Beziehung wird aber durch den eingeschobenen Satz τὸ μὲν οὖν ἐπισκοπεῖν getrennt und aufgehoben. — Eine ganz verunglückte Conjectur hat Hr. H. C. IV, 20 in den Text erhoben. Die alte Lesart ist diese: ἐτι δὲ ἐπισκοδιῶν πλήθῃ καὶ τὰ ἄλλα ὡς ἑκάστα κοσμηθῆναι λέγεται. Hr. H. sagt, nach einem ziemlich starken Ausfall gegen Hn. Buhle, der hier wenigstens unverdient ist, er verstehe diese Stelle nicht; λέγεται sey offenbar ungereimt; denn A. habe gewiss diese Umstände zu gut gekannt, als daß er nöthig gehabt hätte, sich auf das Zeugniß des großen Haufens zu berufen. (Wir sehen nicht, wie dieses der Sinn von λέγεται seyn könne). Das, was hier gesagt sey, habe jeder auf dem Theater selbst sehen können. (Doch wohl nicht die Geschichte der Tragödie und die allmähliche Vermehrung der Acte?) Haud magna mutatione id consequutum me spero, ut et se digna apte dicat Aristoteles: ἐτι δὲ ἐπισκοδιῶν πλήθῃ (e superioribus repetendum ἢ φύσις εὔρε) καὶ τὰ ἄλλα, ὡς ἑκάστα κοσμηθῆναι δέχεται (wider den Sprachgebrauch, der ἐνδέχεται in der Bedeutung licet gestattet?) Episcodis fabulas longiores reddere, inquit, et cetera, quibus quaeque pars ornari potest, sero demum inventa sunt. (Wo ist hier im Griechischen das dem sero demum entsprechende Wort? doch nicht ἐτι?) C. V, 4 hat Hr. B. Castelvetro's Conjectur, die auch Reiz billigte, aufgenommen, ὁλίγοι μὲν οἱ αὐτῆς ποιηταὶ μνημονεύονται statt οἱ λεγόμενοι αὐτῆς π. Mit Recht vertheidigt Hr. H. die Vulgata. C. VI, 1 haben beide Herausgeber mit Tyrwh. u. Reiz das ἄλλα weggelassen,

sen, welches freylich auch in den meisten Handschriften fehlt. Hr. B. sagt: *non apparebat, quomodo opponi possit narratio misericordiae et metui. Vide Lessingii Hamb. Dram. T. II, p. 196. Vitium aliquod scripturae et interpunctionis igitur erat manifestum*, woraus man verleitet werden möchte, zu schließen, L. habe an der Stelle die Unklarhaftigkeit dieses Gegensatzes gezeigt. Aber gerade das Gegentheil! L. zeigt dort, daß nach A. Theorie Mitleiden und Furcht nicht anders, als durch eine vor Augen gerückte Handlung erregt werden könne, daß also die Worte *δι' ἐλέου καὶ φόβου* den Begriff der Handlung schon in sich enthalte, und A. nach seiner gewohnten Kürze unterließe, ein Wort zu setzen, das sich nach seiner Meinung von selbst verstand. Diese Erklärung hätte wenigstens angeführt, und, wenn sie den Herausgebern nicht Genüge leistete, ihr Gründe entgegengesetzt werden sollen. Eben so wenig scheint Hr. H. Lessings Bemerkungen genau angesehen zu haben. Wenigstens übersetzt er mit den französischen Übersetzern *φόβος* durch *terror*, da doch L. gezeigt hat, daß *es Furcht* heiße, welches es unseres Wissens im Griechischen auch immer bedeutet. Die Stelle aus der Politik, woraus die vorhergehenden Interpreten und schon L. diese Stelle von der Reinigung der Leidenschaften erklärten, führt Hr. H. nur zur Hälfte an, wo sie dann wenig oder nichts zur Erklärung beiträgt, und tadelt nun den A., daß er die Bewegung, in die uns das Trauerspiel versetzt, von Mitleiden und Furcht ableite, da sie doch durch das Gefühl des Erhabenen entstehe, indem wir durch dasselbe uns über Mitleiden und Furcht erhöhen. Einen Denker, wie Aristoteles, von dem Lessing, der doch gewiß auch Trauerspiele genug studirt hatte, sagt, er getraue sich, jedes seiner Worte über das Trauerspiel apodiktisch zu beweisen, sollte ein junger Mann doch nicht durch solche Machtsprüche widerlegt zu haben glauben, bey denen es noch immer zweifelhaft bleibt, ob der Beurtheiler den Sinn dessen, den er widerlegen will, gehörig gefaßt habe, welches hier wohl schwerlich der Fall gewesen seyn dürfte. — VI, 3 hat Hr. H. die Conjectur des Victorius *μέτρον* statt *μέλος* aufgenommen, und zu vertheidigen gesucht; aber *Tyrrowh*. Einwurf, daß *μέτρον* so viel als *ῥυθμός* wäre, nicht widerlegt. Wenn *ῥυθμός* und *μέτρον* gleich keine ganz gleichbedeutenden Wörter sind: so ist doch das *μέτρον* nothwendig als Theil unter dem Rhythmus enthalten, und A. pflegt nicht

den Theil noch besonders zu nennen, wenn er schon das Ganze genannt hat. C. I, 13 war *μέτρον* die *metrische Rede*, i. q. *λόγος* ib. §. 4. Vgl. Plato Rep. III. p. 286. Rec. würde mit T. die Worte *καὶ μέλος* für ein durch das folg. *διὰ μέλους* veranlaßtes Einschüßel halten, wenn nicht Hr. H. behauptete, in dieser Schrift seyen dergleichen nicht zu finden. Aber Rec. begreift nicht, wie Hr. H. sagen konnte: *ῥυθμὸν intelligit Aristoteles saltationem et gestum*. Was würde dann wohl an der Stelle *λόγος* *ἔχον ῥυθμὸν* bedeuten? eine Rede, die selbst Gebärden macht? Eine Rede mit Action begleitet, kann es hier deswegen nicht seyn, weil hier bloß von innern, nicht von äußern und zufälligen, Bestimmungen der tragischen Sprache, von dieser an und für sich, die Rede ist. *ῥυθμός* ist offenbar der *numerus* überhaupt, der sowohl beym Tanz, als bey der Rede statt findet, und von dem, als Eigenschaft der Rede, A. in der Rhetorik spricht. — C. VI, 6 liest Hr. H. *τὴν τῶν ὀνομάτων σύνθεσιν*, *τὴν τῶν μέτρων* σ. weil die *μέτρα* gar nicht hieher gehörten, und es unten 26 heiße *τὴν διὰ τῆς ὀνομασίας ἐρμηνείαν*. Aber *μέτρα* war ja schon I, 7. 13. VI, 4 die *metrische Rede*, der *λόγος ἑμμετρος*. — Die corrupte Stelle VI, 11 *τούτοις μὲν οὖν οὐκ ὀλίγοις αὐτῶν, ὡς εἰπεῖν, κέχρηται τοῖς εἰδεσιν καὶ γὰρ ὅψιν ἔχει πᾶν* etc. wo in den Codd. bloß die Verschiedenheiten *κέχρηται* und *ὀψεις* vorkommen, hat Hr. H. so zu verbessern gesucht (*id, quod res postulabat, reposui*) *τούτοις μὲν οὖν ἅμα ὀλίγοις αὐτῶν, ὡς εἶπον, κέχρηται τοῖς εἰδεσιν. οὐ γὰρ ὀψεις ἔχει πᾶν*, möchte aber noch lieber lesen *τούτοις μὲν οὖν οὐχ ἅμα πᾶσιν, ἀλλὰ χωρὶς ὀλίγοις αὐτῶν, κέχρηται τοῖς εἰδεσιν*. Aber hier stoßen wir immer noch an dem αὐτῶν an; worauf bezieht sich dieses? doch wohl nicht auf *εἰδεσι*, *τούτοις τοῖς εἰδεσιν αὐτῶν* η. *εἰδῶν*, als wenn A. nur einige, nicht alle, Theile der Tragödie angeführt hätte. Und wenn A. sagen wollte, *non omnes istas partes tragoediae, quas dixit, in omnibus locis conspicuas esse*: so hätte er diesen Sinn wohl sehr schief so ausgedrückt, die Tragödie gebraucht zu gleicher Zeit wenige dieser Theile, anstatt: sie gebraucht nicht alle zugleich; jenes scheint anzudeuten, daß immer nur wenige statt finden könnten; aber die fünf ersten können doch in den meisten Fällen zusammen statt finden (selbst in den Erzählungen zeigen sich oft die ἡθῆ, in eben denselben und dem Gespräch die *διάνοια*).

(Der Beschluß folgt.)

#### KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. Berlin u. Leipzig: Die Schädellehre. Lustspiel in einem Act. Von C. St. 1805. 64 S. 8. (7 gr.) Der Chirurg in einer kleinen Stadt, der etwas von Gall's Schädellehre vernommen hat, verweigert einem Justiz-Commissär seine Tochter, weil er beym Kassiren einen zu glatten Schädel an ihm bemerkt, und will, wider den Willen seiner Tochter, seinen Gesellen zum Schwiegersohn haben, weil dieser einen Schädel voller Buckeln besitzt. Den in dieser Zeit an ihm begangenen Diebstahl giebt er einem bey sich wohnenden Juden Schuld, hinter dessen Ohren er

eine erschreckliche Erhöhung gefunden. Der Justiz-Commissär entdeckt aber den Dieb in dem von dem Chirurg so gepriesenen Gesellen, und wie denn nun sein Herr ihn fragt, wie es möglich sey, bey solch einem Schädel zu stehlen, so er giebt sich, daß alle diese Erhöhungen nichts sind als Knorpel. Übrigbleibsel von Schlägen, die er in seiner Jugend, als ein sehr gottloser Bube, von seinem Stiefvater erhalten. Der Erfolg läßt sich errathen. — Der Plan des Stücks ist gut angelegt und durchgeführt, und der Dialog mit Leichtigkeit gehalten.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 SEPTEMBER, 1805.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

Beschluß der Recension der Buhleschen, Hermannischen und Valettischen Ausgaben von Aristoteles Poetik.

C. VI, 17 hat Hr. B. mit *Castelv.* und *Twiss.* die Worte παραπλήσιον γὰρ ἐστὶ καὶ ἐπὶ τῆς γραφικῆς· εἰ γὰρ τις ἐναλείψει τοῖς καλλίστοις φαρμακοῖς χυδῆν, οὐκ ἂν ὁμοίως εὐφράνει, καὶ λευκογραφῆσας εἰκόνα· ἐστὶ τε μίμησις πράξεως καὶ διὰ ταύτην μάλιστα τῶν πραττόντων, die in den gewöhnlichen Ausgaben und in den Codd. erst nach den Worten ἀρχὴ μὲν οὖν — δευτέρων δὲ τὰ ἦδη §. 18 stehen, nach §. 14 ἐπὶ ἐάν τις ἐφεξῆς θῇ — καὶ συστάσιν πραγμάτων gesetzt. *Ausus sum*, sagt er p. 320, *verba pristino et vero ordini restituere, nec vereor, ut (ne) futurus sit, qui me propterea reprehendat.* Hr. H. erinnert mit Recht, daß die Sätze παραπλήσιον — τῶν πραττόντων nicht zusammenhängen. Dieser läßt dagegen ἐστὶ τε (wofür er ἐστὶ γὰρ lieft) an seinem bisherigen Platze stehen §. 21 und versetzt nur παραπλήσιον γὰρ ἐστὶ — εἰκόνα nach συστάσιν πραγμάτων, wie Hr. B. Unstreitig ist dieses ein sehr passender Platz für jene Stelle; allein es läßt sich schwerlich ein Grund denken, wie ein Satz, der auf diese Weise so gut mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden zusammenhängt, durch die Abschreiber einen Platz bekommen habe, wo sein Zusammenhang wenigstens schwerer einzusehen ist. Vielleicht liesse sich die gewöhnliche Stellung der Sätze so vertheidigen: A. habe erst die aus der Sache selbst genommenen Beweise für den Satz nach einander aufgeführt, und die Summe dieser Beweise oder den Schluss, ἀρχὴ μὲν οὖν — τὰ ἦδη durch das Beyspiel der Malerey erläutert. Ähnliche Fälle glaubt Rec. besonders in der Ethik und Politik des A. gefunden zu haben. Zugleich fügt er noch den Grund, den er zu Anfang dieses Raisonnements §. 12 angeführt hatte, mit anderen Worten hinzu ἐστὶ τε μίμησις. Rec. würde also die Worte παραπλήσιον — εἰκόνα· ἐστὶ τε — πραττόντων in einer Parenthese lesen. — Wenn sich bey dieser Stelle schwerlich eine Ursache auffinden läßt, welche die Versetzung hätte veranlassen können: so ist dieses bey einer gleich folgenden Versetzung von nur einigen Worten bey Hn. H. noch viel mehr der Fall. C. VII, 11 εἰ γὰρ ἔδει ἐκατὸν τραχηλίας ἀγωνίζεσθαι, πρὸς κλεινότερα ἂν ἠγωνίζοντο, ὥσπερ ποτὲ καὶ ἄλλοτε φασὶν läßt Hr. H. die Worte ὥσπερ — φασὶν weg, und versetzt sie nach C. 8, 1 πολλὰ γὰρ καὶ ἄπειρα τῶ ἐνὶ συμβαίνει. ὥσπερ ποτὲ καὶ ἄλλοτε φασὶν. multa possunt §. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

*videm accidere, quemadmodum poëtae, aliquando hoc accidit, alio tempore illud gessit, dicere solent.* Die Gründe, die Hr. H. anführt, um zu zeigen, daß die Worte an der ersteren Stelle nicht stehen könnten, werden entkräftet, wenn man bedenkt, daß die Kürze und Dunkelheit dieser Stelle daraus habe entstehen können, daß A., nach Hn. H's. eigener Vermuthung, diese Schrift nur zu seinem Privatgebrauch aufgesetzt habe, und daß A. durch das φασὶν anzeigt, daß das, was er hier erzählt, sich bloß auf eine Tradition gründe. Der Sinn, den Hr. H. diesen Worten an der anderen Stelle VIII, 1 beylegt, ist nach unserm Gefühle zu spielend und bey nahe läppisch. Schwerlich hat wohl ein epischer Dichter von einiger Bedeutung die Handlungen seines Helden durch die Ausdrücke zusammengestellt: *eiusmodi that er dieses, ein andermal jenes.* Rec. vermuthet, daß in den Worten ὥσπερ ποτὲ καὶ ἄλλοτε φασὶν VII, 11 die Redensart ὥσπερ καὶ ἄλλοτε τι (Thuc. I, 142) oder etwas ähnliches verborgen liegt, und daß φασὶν für sich in der Bedeutung, *ut in proverbio est, ut vulgo dicunt*, (Plato Phileb. p. 245 Bip.) hinzugesetzt sey. — C. IX, 10 hat Hr. H. die Stelle, die in allen Handschriften und Ausgaben hier steht, τῶν δὲ ἀπλῶν μῦθων — πολλὰς ἀναστρέφειν ἀναγκάζονται τὸ ἐφεξῆς in C. X, 4 gesetzt. Aber an diesem neu angewiesenen Platze finden wir die Stelle nicht passender. Insofern sie von einer Art der ἀπλοῦ μῦθοι handelt, läßt sich ein Zusammenhang derselben mit C. X, 1—4 denken; allein der eigentliche Inhalt derselben und der Grund, warum A. die μῦθοι ἐπισκοδῶσι tadelt, beruht nicht auf der Eintheilung der Sujets in ἀπλοῦ und πεπλεγμένοι, sondern auf dem, was A. C. IX zu Anfange gesagt hatte, daß das Geschäft des Dichters sey, nicht das Geschehene zu erzählen ἀλλ' οὐκ ἂν γένοιτο κατὰ τὸ εἰδὸς ἢ τὸ ἀναγκάζον. Denn der μ. ἐπισκοδ. ist eben deswegen fehlerhaft, weil die Episoden weder nach der Wahrscheinlichkeit, noch nach einer inneren Nothwendigkeit unter einander und mit der Haupthandlung zusammenhängen. Auch beziehen sich die Sätze λέγω δὲ ἀπλῶν μὲν πρᾶξιν, ἧς γενομένης — ἀνευ περιπετειᾶς ἢ ἀναγνωρισμῶν ἢ μεταβάσεως γίνεσθαι, und πεπλεγμένῃ δέ, ἐξ ἧς etc. offenbar auf einander, so daß selbst der Accus. πεπλεγμένῃ durch λέγω bestimmt ist; durch die von Hn. H. gemachte Einschlebung werden beide ziemlich weit von einander getrennt. Daß die ἀπλοῦ μῦθοι schon C. IX, 10 erwähnt werden, da doch von diesen erst C. X gehandelt wird, ist nicht auffallender, als daß C. X schon die περιπετε-

B b b b

πέτε-

πέτεται und ἀναγνώρισις selbst in der Definition vorkommen, die doch erst C. XI erklärt werden. — In dieser versetzten Stelle liest Hr. H. mit Tyrwhitt διὰ τοῦ κριτῆ; st. διὰ τοῦ υποκριτῆ; welche Conjectur sich sehr gut durch Plato. Leg. II. p. 72 bestätigen ließe. Dennochgeachtet dünkt Rec. das υποκριτῆ; noch immer nicht verwerflich; die einfachen Sujets ohne Peripetie und Erkennung, zu denen die ἐπεισόδ. μ. hier gerechnet werden, waren vielleicht nicht immer dazu geeignet, daß der Schauspieler seine Stärke in der Darstellung der Affecten und Leidenschaften, und in der Declamation darin hinlänglich zeigen konnte; er wünschte also Epifoden, die ihm hiezu Gelegenheit gaben, und diese verfehlten dann auch ihre Wirkung bey den Zuschauern nicht. Hierauf bezieht sich die Stelle Aristot. Rhet. III, 12, 2 ἔστι δὲ λέξις γραφικὴ μὲν ἡ ἀκριβοστάτη, ἀγωνιστικὴ δὲ ἡ υποκριτικωτάτη ταύτης; δὲ δύο ἔσθ' ἡ μὲν γὰρ ἡδυστική, ἡ δὲ παθητική. διὸ καὶ οἱ υποκριταὶ τὰ τοιαῦτα τῶν δραμάτων διώκουσι, καὶ οἱ ποιῆται τοιοῦτους, und Rhet. III, 1. 4. wo von der Declamation die Rede ist, und die schon Hr. B. anführt, obgleich Hr. H. ihre Anwendbarkeit auf diese Stelle nicht zugeben will. Wie Tyrwh. sagen konnte, in fabulis ἐπεισόδ. minimum locum fuisse affectibus illis, in quibus exprimendis ars et virtus actoris praecipue elucere solet, da er doch gleich darauf sagt: *Alia causa erat frequentissima, cum episodio aliquo splendido aut pathetico spectantium animos delinire et quasi fascinare studebant poëtae*, sehen wir nicht ein. — C. IX, 11 glaubt Hr. H. zuerst entdeckt zu haben, daß der Nachsatz fehle, und setzt daher asteriscos hinter δι' ἄλλα. Aber es ist eine bloße Anakoluthie: die Länge des durch Einschleifen noch verwickelteren Vorderatzes ἐπεὶ δὲ οὐ μόνον — οὐκ εὖ καὶ γενέσθαι machte den Arist. vergessen, daß ein Nachsatz kommen mußte; er fing daher einen neuen Satz an: ὥστε ἀνάγκη τοιοῦτους εἶναι κ. μ. wo das τοιοῦτους so viel ist, als ἐκείνους, ἐν οἷς τὰ φοβερά καὶ ἐλπίδια γίνονται παρὰ τὴν δόξαν δι' ἄλλα. Die Sätze τὸ γὰρ θαυμαστόν — οὐκ εὖ καὶ γενέσθαι machen eine Parenthese aus. Ganz ähnliche Anakoluthien kommen vor Poet. VII, 8 — 10, wo aber freylich Reiz und Hr. H. das ὃ vor συνέστηκεν weggelassen haben, I, II, 6. 7. II, 11, 1, wo der Nachsatz in dem Satz mit ὥστε versteckt liegt. Polit. VII, 4. p. 443 ed. Contr. wo δὲ den Nachsatz anfangt, 13 in. wo es δὲ δὲ heißt. VIII, 6 extr. wo ὥστε im Nachsatz folgt.

Der Raum verbietet uns, mehrere Stellen anzuführen, über welche besonders in der Hermannischen Ausgabe neue Bemerkungen gemacht sind. Wir glauben gezeigt zu haben, daß dieselbe viele sinnreiche und bey dem ersten Anblick sehr scheinbare Gedanken über die Veränderung des Textes enthält, die sich aber in sehr vielen Fällen nicht als gegründet bewähren, und daß sie also mit großer Vorsicht zu gebrauchen ist. Hr. B. Verdienst ist mehr das des Sammlers; sein kritisches Verdienst ist äußerst unbedeutend, und seinen Versuchen, corrupte Stellen

zu restituiren, fehlt oft aller Sinn, wie p. 367 zu XVIII, §. 5. Hr. H. hat seinem Commentar einige schätzbare Bemerkungen über die Geschichte des Drama: (p. 103 sq. 107 sqq.), über den Gebrauch der Versarten (p. 132 sqq.), über die Sujets der Trauerspiele, die aus der *Ilias parva* genommen werden konnten (p. 169 sqq.), u. a. eingewebt, und den Inhalt der von Aristoteles bloß angedeuteten Stücke (z. B. p. 155 sq.) sehr scharfsinnig entwickelt. Hr. B. hat auf dergleichen Erläuterungen entweder gar nicht Rücksicht genommen, und etwa bloß auf Twining u. a. verwiesen, oder nur sehr dürftige und fehlerhafte Aufschlüsse gegeben z. B. p. 255 über die Tyrro des Sophokles p. 360. 361 u. f. w. Die Inhaltsanzeige, die bey keiner Schrift nöthiger ist, als bey dieser, wenn sie nämlich die Eintheilung des Ganzen, und den Zusammenhang aller einzelnen Theile unter sich und mit dem Ganzen darstellt, ist bey keiner Schrift in Hn. B. Ausgabe so dürftig ausgefallen, als bey dieser, da sie nichts mehr enthält als die sonst gewöhnlichen Überschriften jedes Capitels. Wenn wir endlich auf den Stil sehen, — ein wesentliches Erforderniß bey einem Philologen, der auf Geschmack in der Beurtheilung der Schönheiten des Ausdrucks Anspruch macht, womit ein eigener geschmackloser, unrichtiger und barbarischer Ausdruck in dem widerlichsten Widerspruche steht, — so ist Hn. H. Stil acht-römisch, und verbindet Richtigkeit und Präcision mit Leichtigkeit und Eleganz. Hn. B's Stil trägt dagegen zu viel Spuren germanischen Ursprungs, und ist selbst von Sprachfehlern nicht frey, wie *vereor, ut stat ne* p. 320. *De Sophronis mimis, an oratione soluta vel vincita compositi fuerint, erudite disputarunt viri docti.*

Hr. H. hat seiner Ausgabe eine *Commentatio de tragica et epica poësi* hinzugefügt, (S. 197 — 270), welche zum Theil auf Kantischen Grundsätzen beruht, aber auch viele eigene, wenn auch nicht immer wahre Ideen und Anichten aufstellt, deren Prüfung bis zu einer anderen Gelegenheit ausgesetzt wird.

H.H.

HALLE, b. Gebauer: *Plutarchi Vitae parallelae Alexandri et Caesaris*. Commentarium juventuti φιλελλήνι scriptum adjecit *Fridericus Schmieder*, Philos. D., Gymn. Regii Bregensis Rector et Professor. 1804. VIII u. 360 S., gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese Ausgabe zweyer der interessantesten Biographien Plutarchs ist für solche Jünglinge bestimmt, „qui xenophontis, Arriani aliisque elegantioris auctoris opere aliquo satis initiati ad altiora tendunt.“ Liesse sich auch noch darüber streiten; ob die Lectüre der xenophontischen Schriften der Lectüre der plutarchischen Biographien vorangehen oder ihr nachfolgen müsse: so ist doch gewiß, daß das Studium dieser Biographien eine der nützlichsten Beschäftigungen für junge Freunde des classischen Alterthums und der griechischen Literatur insbesondere ist, und daß wegen ihres blühenden Colorits auch damit gar wohl der Übergang zum Studium der

der Dichter gemacht werden könne. Giebt es nun freylich schon einige andere, für Jünglinge berechnete Ausgaben einzelner Biographien Plutarchs, z. B. von Leopold und von Bredow: so ist doch Hn. S. Ausgabe keinesweges überflüssig, sondern verdient, zumal da er sich zugleich um die Kritik und Erklärung seines Schriftstellers verdient gemacht hat, Lob und Beyfall. Jedem Kap. ist eine zweckmäßige Inhaltsanzeige vorausgeschickt, und unter dem Texte stehen die Anmerkungen, welche theils die Sachen, besonders das Historische und Chronologische erläutern, und zu dem Ende Parallestellen — bey dem Leben des Alexanders vorzüglich aus Arrian und Curtius, bey dem des Cäsars aber aus Sallust, Sueton, Appian ff. — beybringen, theils auch Erörterungen der verschiedenen Lesarten und corrupten Stellen enthalten. Einige Anmerkungen sind von Xyländer, Reiske und Hutten wörtlich entlehnt; der weit grössere Theil aber ist von Hn. S. mit Benutzung seiner Vorgänger ausgearbeitet worden. Manche Irrthümer und Nachlässigkeiten Plutarchs selbst sind angezeigt und berichtet, und mancher mangelhafte Umstand in der Erzählung aus andern Schriftstellern in den Anmerkungen ergänzt worden. Übrigens werden vielfältig die von Reiske und von älteren Kritikern vorgeschlagenen und von jenem zum Theil in den Text aufgenommenen Lesarten vom Hn. S. geprüft, hin und wieder gebilligt und bestätigt, weit öfter aber, wie sich schon im Voraus erwarten läßt, bestritten und verworfen. Uns wundert nur, daß Hr. S. den Reiskischen Text, so wie ihn die Huttensche Ausgabe liefert, durchweg beybehalten und selbst nicht in Fällen, wo Reiske offenbar ohne allen hinreichenden Grund die Lesarten der alten Handschriften und Ausgaben durch seine Conjecturen verdrängte, jene in den Text zurückgeführt hat. An manchen Stellen hat Hr. S. selbst einige glückliche oder doch prüfenswerthe Verbesserungen vorgeschlagen. Im Leben des Alexanders K. X liest man z. B. nach der Vulgata: τὸν δὲ Θετταλὸν ἔγραψε Κορινθίους, ὅπως ἀναπέμψωσιν ἐπὶ πέδαῖς δεδεμένον. Reiske setzte hier nach ἐπὶ ein Comma, und ergänzte dabey τιμωρία; Hr. S. verwirft mit Recht diese harte Ellipse und zieht coll. C. 55 die Lesart Einer Handschrift ἐν πέδαῖς vor. Zugleich theilt er die Conjectur ἀναπ. τριπέδαῖς *triplicibus compedibus vinctum* mit; allein die Analogie scheint nicht hinreichend, das sonst gar nicht vorkommende Wort τριπέδα zu rechtfertigen. Gleich darauf wird anstatt: ἐπὶ δὲ Φρύγιον καὶ Πτολεμ. die schöne Verbesserung Ἐργυρίον aus Arrian Exp. III. 6, 8 beygebracht. K. XI stimmt Hr. S. dem Mos. Dufoul bey, welcher für ἐπιβησομένων ἀπάντων lesen wollte ἐπιθρομένων ἀπ.; allein es bedarf dieser Änderung gar nicht; ἐπιθρο. hat dieselbe Bedeutung, und kann wohl noch eher ohne einen von ihm regierten Casus Rehen als ἐπιθρο. Bey den sogleich folgenden Worten: τὰ μὲν οὖν βαρβαρικά κινήματα καὶ τὰς ἐκεῖ πολέμους κατέπαυσεν ὁ ξείνος sagt Hr. S. „Ante Reiskium legebatur ἢ καὶ τὸς ἐκ. πολ. cor-

rupte pro ἢ καὶ τ. ἐ. π. Hoc ἢ praefixum docet, verba (καὶ) τὰς ἐκεῖ πολέμους glossema esse ad τὰ βαρβαρικά κινήματα. Allein hier irrt sich Hr. S. Reiske sagt, daß der gewöhnliche Text in der nächsten Zeile hinter Ἰστρον das ἢ habe, wo er es denn ganz weggelassen hat. So finden wir es auch in älteren Ausgaben, nicht aber vor καὶ τὰς ἐκ. πολ. Will man diese Worte als ein Glossem ansehen, so muß man den Grund wohl nur von ihrer Entbehrlichkeit hernehmen, eben so wie bey den bald folgenden Worten, ἐξέλων ἀνὴρ Φανῆναι. K. XXV wird die Vulgata τῶν ἀπὸ στρατοπέδου und coll. Apoll. Rh. III. 1393 βῶλος — ἀφ' ἐσθῆς recht gut gegen Reiske vertheidigt, welcher willkürlich τῶν ἐπὶ στρ. und ἀφ' ἐσθῆς in den Text aufnahm. K. XXVI will Hr. S. für συναρμόττοντας lesen συναρμοττόντως, was auch uns besser scheint, aber auch bereits von Reiske in Vorschlag gebracht ist. Bey den folgenden Worten κυκλοτερὴ κόλπον giebt Hr. S. eine sehr schöne Erläuterung über die Form des alten Alexandriens. K. XXXI wird die alte Lesart διηρημένους σφῶς αὐτὰς mit Recht gegen Reiske, welcher dem Text die willkürliche Änderung διηρηκέναι σ. α. aufdrängen wollte, vertheidigt. Ebendasselbst schlägt Hr. S. in den Worten Φωνὴ συμμεμιγμένη, καὶ θόρυβος καὶ φόβος ἐκ τῆς στρατοπέδου καθάπερ ἐξ ἀχανὲς πρὸς ἤχει πελάγους die Verbesserung θόρυβος καὶ ψόφος vor, welche durch eine Stelle im 60 Kapitel bestätigt wird, und der Aufnahme in den Text würdig gewesen wäre. K. XLV liefert Hr. S. für die durchaus unpassende Lesart aller Ausgaben τινὰ τῆς Περσικῆς καὶ τῆς Μηδικῆς μιζάμενος (scil. σολὴν) εὐ πῶς, ἀτυφότεραν μὲν ἐκείνης, ταύτης δὲ σοβαρώτεραν οὖσαν, die schöne Verbesserung τῆς Περσικῆς καὶ τῆς Μακεδονικῆς. Vielleicht schrieb Plutarch τινὰ τῆς Μηδικῆς καὶ τῆς Μακεδονικῆς, denn in dem Vorhergehenden heisst es: οὐ μὴν γε Μηδικὴν (nicht Περσικὴν) προσήκατο παντάπασιν. Hr. S. bemerkt indeß mit Berufung auf Freinsheim zu Curt. VI. 6, 4, daß man in dem Zeitalter Alexanders medische und persische Kleidung nicht unterschieden, sondern den Ausdruck *promiscue* gebraucht habe. K. LXX macht Hr. S. es wahrscheinlich, daß die beiden Worte ἀτέφανον, τέλαντον nach τὸ νηιτήριον ein falsches Einschlebsel sind. In dem verdorbenen LXXV Kap. begnügt er sich, die Reiskischen Conjecturen mitzutheilen, äußert indeß auch die Vermuthung, daß sich ein oder das andere Scholion eingeschlichen habe. Reiske's Vorschläge scheinen uns zu gewagt und unbefriedigend. In der schwierigsten Stelle möchten wir durch eine kleine Versetzung und Änderung folgende Lesart herausbringen: οὕτως ἄρα δεῖν μὲν ἀπιστία πρὸς τὰ θεῖα, καὶ καταφρόνησις αὐτῶν· δεῖν δ' αὖτις ἢ δεισιδαιμονία· διὰ τὴν ὕδατος αἰετὸς πρὸς τὸ ταπεινούμενον φερόμενον (oder παραγινόμενον), ἀνεπλήρου ἀβελτερίας καὶ φόβου τὸν Ἀλέξανδρον. — Aus dem Leben des Cäsars will Rec. nur eine einzige Stelle, die der kritischen Hülfe bedarf, anführen, nämlich aus K. XXXIII. Die gewöhnliche Lesart ist: αὐτὸν τε Πομπήιον ἐκπεληγμένον ἄλλος ἀλ-

λαχόντες παράτα, τοῖς μὲν, ὡς ἤθελε Καίσαρα καθ' ἑαυτοῦ καὶ τῆς ἡγεμονίας. εὐθύνας ὑπέχοντα, τῶν δ', ὅτι παραχωρῶντα καὶ προτεινόμενα εὐγνώμονας διαλύτας ἀφῆκε τοῖς περὶ Λέντλου ὑβρίται κατηγορεύτας. Reiske verdarb diese Stelle noch mehr, indem er dreist ἀφῆκε in ἀφῆκαν und κατηγορεύτας in κατηγορεύτα verwandelte. Hr. S. tadelt dies mit Recht, hätte dann aber Reiske's Lesarten auch nicht im Texte behalten sollen; übrigens glaubt Hr. S., das keine andere Änderung nöthig sey, als für κατηγορεύτας die Lesart zweyer Handschriften κατηγορεύτων (nicht κατηγορέτων, wie hier durch einen Druckfehler steht) aufzunehmen. Allein τοῖς μὲν muß doch, damit es dem folgenden τῶν δὲ entspreche, in τῶν μὲν verwandelt werden, welches auch schon längst M. Dussoul aus dem Cod. Anon. als die bessere Lesart angeführt hat.

βλ.

## S C H Ö N E K Ü N S T E.

- 1) ERFURT, b. Kayser: *Die schöne Charlotte aus Bayern: oder sehr merkwürdige Lebensgeschichte einer bald männlichen bald weiblichen listigen Land- und Seeräuberin.* 1805. 733 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)
- 2) ERFURT, b. Hennings: *Karolina Millisiori: oder die Schrecken des gelben Fiebers auf Mallaga. Eine wahre Geschichte aus dem Originale des Abbat Nikolo Pontini frey übersetzt.* 1805. 266 S. 8. (1 Rthlr.)
- 3) Ebendasselbst: *Die dreifache Friederike, glückliche Schauspielerin und unglückliches Mädchen durch Glaube, Hoffnung und Liebe. Eine sonderbare Ahnungsgeschichte aus dem (den) Memoires eines bedeutenden Mannes am \*—schen Hofe. Herausgegeben von F—\* von C—en.* 1805. 268 S. 8. (1 Rthlr.)
- 4) Ebendasselbst: *Ferdinand und Karoline, oder Wiedererscheinung meiner betrogenen Mädchen. Eine Geister-Geschichte aus den Bekenntnissen eines vornehmen Wüstlings.* 1805. 217 S. 8. (20 gr.)
- 5) SCHNEEBERG, in d. neuen Verlagsb.: *Die Ohrfeige oder Fanatismus und Rache. Ein Gremelgemälde aus dem Belgischen Revolutionskrieg unter Joseph II. Aufgenommen von einem Augenzeugen, W. A. v. H...., ehemaligem Artillerie-Offizier unter der Brabanter Insurgenten-Armee.* 1803. 264 S. kl. 8. (18 gr.)

Es fängt jetzt wirklich an, etwas bedenklich zu werden, seine Meinung über Bücher, wie die vorliegenden sind, die sich für Erzählungen wahrer Begebenheiten ausgeben, unverhohlen zu sagen, da man dabey recht sehr schlimm wegkommen kann.

Man höre nur, was der mit uns armen Recensenten wohlmeinende Herausg. von No. 3 S. 2 uns ins Ohr flüstert: „Den Wink werden mir die Hrn. Recensenten nicht übel deuten, wenn ich ihnen sage: es sind Personen bey dieser Geschichte interessirt; die — — keine unbedeutende politische Rolle spielen, und Ausfälle nicht so ganz gleichgültig hinnehmen dürften. Dieser Wink ist wahrlich gut gemeint.“ Es muß ihm selbst dabey etwas grauerlich zu Muthe geworden seyn: denn wenn er unmittelbar also schließend fortfährt: „denn der Inhalt des Buchs wird seine competenten Richter überzeugen, das er sie nicht zu fürchten habe,“ so hat es ganz das Ansehen, als habe er selbst vor Furcht alle Besinnung und allen Zusammenhang verloren.

Lassen wir also, um uns nicht selbst ins Verderben zu stürzen, die bey den Geschichten interessirten Personen, besonders das gelbe Fieber, in ihrem Würden, und halten uns lieber an die Geschichten und ihre Herausgeber. — Diese sind sammt und sonders recht gutmüthige Leute, und meinen es mit ihren Lesern und Leserinnen recht herzlich gut; besonders aber der Herausgeber von No. 1. Man höre nur, wie er in der Vorrede S. VII. so hübsch predigt. „Manche unserer Leserinnen können auch aus den mancherley Situationen und Verlegenheiten, in welche sich dieses leichtsinnige, obwohl listige und muthige Frauenzimmer, durch selbst herbeigeführte eigne Umstände (das ist rührend!) gesetzt hat, und durch ihre bösen Thaten, und schlimme Folgen, warnende Winke abstrahiren, sich vor den ersten Schritten zu hüten, und alle Gelegenheiten zu vermeiden, die einen solchen (welchen?) unglücklichen Hang erzeugen, und das die Jugend, besonders junge Frauenzimmer, sich nicht den verführerischen Neigungen und Temperamentsregungen, wodurch in der Folge eben Verlegenheiten aller Art und Unglück entspringen, sich so gutmüthig oder feigherzig überlassen dürfen.“ Aber mit sich selbst und ihrer eignen Herausgeber-Ehre haben sie es nicht eben so gut gemeint. Denn, was No. 1. zu langweilig ist, das sind No. 2. 3. und 4. zu kurzweilig; allen viere aber geht die innere Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten und zum Theil auch alles Interesse der Dichtung ganz und gar ab; und wie man sich in No. 1. mit Mühe durch den trocknen, holprichten Stil durcharbeiten muß, so muß man in No. 2. 3. und 4. bis an die Knöchel im Phrasen-Wasser waden. Unter allen hat No. 5 das meiste Interesse, und trägt die meisten Spuren der Wahrheit; nur Schade, das der Stil nicht immer die gehörige Rundung und Feile hat.

○.

## K L E I N E S C H R I F T E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Berlin, in d. RealSchulbuchh.: *Romanzen vom Thale Ronceval.* 1805. 54 S. 8. (12 gr.) Diese Romanzen, zehn an der Zahl, allezumahl von dem Thal Ronceval, die mit ihren Assonanzen durch der alten Do-

gen Saal wie in span'schen Stiefeln tanzen, geben deutlich zu betrachten eine rechte Versequal, und thun die, die sie beachten, weilen auch ihr Inhalt schaal, führen in ein Jammerthal, welches kahl.

Ahl.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 21 SEPTEMBER 1805.

## RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Fleischel d. j.: *M. Acci Plauti Trinummus*, recensuit et praefatus est *Godofredus Hermannus*, Professor Lipsiensis. 1800. 127 S. gr. 8. (12 gr.)

Hr. H. hatte schon in seiner Abhandlung *de metris poetarum Gr. et Rom.* den *Plautus* an vielen Stellen verbessert, und in seinem deutschen *Handbuche der Metrik* kündigte er sich als künftigen Herausgeber dieses Komikers an. Um zu zeigen, daß er diesen Plan nicht aufgegeben, sondern nur aufgeschoben habe, lieferte er vorliegende Komödie als Probe. Doch wird die künftige Ausgabe des ganzen *Plautus* anders beschaffen seyn. Es wird ein Commentar hinzukommen, worin Hr. H. die Varianten beybringen, die Gründe der Emendationen angeben, und schwere Stellen erklären will. Als Zugabe wird er eine Abhandlung über die Prosodie der älteren lateinischen Dichter liefern. Für jetzt wollte Hr. H. bloß einen verbesserten Text geben; außerdem werden unten die Stellen der Alten angemerkt, welche Verse aus dem *Trinummus* citiren, so wie auch der Kritiker und Ausleger, die einzelne Stellen verbessern oder erläutern. In der Vorrede spricht der Herausg. von seinen Hülfsmitteln, von der Art, wie *Plautus* zu emendiren sey, und giebt zugleich einige Bemerkungen, die besonders auf die Prosodie gehen, um seine mit dem Texte vorgenommenen Änderungen im Allgemeinen zu rechtfertigen. Hr. H. hatte einige alte Editionen, bekam einige unedirte Anmerkungen von *Mercerus* und *Faber*, konnte endlich, worauf er vorzügliches Werth legt, die Emendationen seines Lehrers *Reiz* benutzen. Die Manier des Hn. H., unsern Komiker zu behandeln, kennen wir schon aus dem Buche *de metris*, und man hat sich bis jetzt, so viel Rec. weiß, bloß im Allgemeinen darüber erklärt. Da nun dem *Plautus* eine große Veränderung bevorsteht: so werden wir etwas umständlicher seyn müssen, und zugleich auch auf den Theil des Buchs *de metris* Rücksicht nehmen, wo von den Sylbenmaßen der römischen Komiker die Rede ist.

*Plautus* steht unter den sehr verderbten lateinischen Dichtern oben an. Diese Corruptionen entstanden, wie Hr. H. richtig bemerkt, größtentheils aus der Unbekanntschaft mit der Prosodie und Metrik der lateinischen Komiker. Schon die alten lateinischen Grammatiker waren größtentheils hierin ganz

unerfahren. Wie sehr *Priscian* mit den baccheischen Versen gespannt war, zeigt Hr. H. *de metris* S. 96. Die neueren Herausgeber des *Plautus* haben es den Grammatikern nicht zuvor thun wollen. Eine oberflächliche Kenntniß der gewöhnlichen jambischen und trochäischen Versarten ist alles, was man hier zu suchen hat. *Taubmann* ist ganz Fremdling in diesen Dingen; nicht minder der sonst so vortreffliche *Gronov*, worüber schon *Bentley ad Menand.* p. 54 klagt. Endlich verbreitete *Bentley* über diesen Theil der Alterthumskunde Licht; und ohnerachtet er mit zu großer Subtilität bey seinem Terenz zu Werke ging: so gab er doch ein Muster, die Komiker zu behandeln. Sein Beyspiel hat indess wenig gewirkt, wie die nachherigen Editoren des Terenz hinlänglich beweisen, welche fast insgesammt auf seine Recension wenig Rücksicht nehmen. *Bentley* hatte ferner in den Noten, die er dem *Davis* zu *Cicero's Tusculanen* gab, und in dem *Schediasma de metris Terent.* versprochen, den *Plautus* einst auf ähnliche Weise zu behandeln, woran ihn der Tod hinderte. *Ernesti*, in der Vorrede zum Gronovischen *Plautus* S. 5 ist froh, daß die versprochene Ausgabe zurückgeblieben ist. Es sey nicht zu wünschen, meint er, daß Jemand bey der Recension des *Plautus* auf den Einfall käme, die Metra zu berücksichtigen, welches bey dem Terenz *Bentley* gethan habe. Ja die Sache liegt ihm so sehr am Herzen, daß er S. 10 noch einmal den herzlichsten Wunsch äußert, es möchte keiner das bey *Plautus* versuchen, was ihm *Bentley* gedroht habe. — Aber ist nicht lächerlich, daß man von dem Herausg. eines Epikers durchaus Kenntniß des Hexameters verlangt, die Verse der Komiker aber, um mit *Bentley ad Menand.* zu reden, unter den Amboss zu bringen wagt, ohne Kenntniß der bey den Komikern gebräuchlichen Versarten? Einen vortrefflichen Nachfolger fand endlich *Bentley* an *Reiz*, der dem *Plautus* das zu leisten gedachte, was jener versprochen hatte, und in seiner Ausgabe des *Rudens* ein vortreffliches *Specimen* gab. Doch auch ihn überleitete der Tod. Hr. H., der sich durch seine Schriften über Metrik als einen vorzüglichen Kenner derselben gezeigt hat, muß schon im Voraus für seine Arbeit ein gutes Vorurtheil erwecken. Er erklärt selbst Praef. S. IV, daß er nur die als Richter anerkennen werde, welche mit *Bentleys* vortrefflichen Bemerkungen über Prosodie und Metrik der römischen Komiker sich vertraut gemacht hätten; die übrigen kämen nicht in Betracht. Hier fragt es sich: 1) Ist gegen

Cccc

Bent-

Bentleys Bemerkungen, die er theils in dem *Schediasma de metris Terentianis*, theils in den Noten zum Terenz mittheilt, außer dem, was Hr. H. schon dagegen erinnert hat, nichts einzuwenden? und 2) sind die *numeri Plantini* eben so schön, als die *numeri Terentiani*, und sind also, bey den Emendationen über den Plautus, dieselben Grundsätze zu befolgen, nach welchen Bentley den Terenz emendirte? Wir wollen die Behauptungen Bentleys, welche Hr. H. als richtig anerkennt, kürzlich hier aufstellen und prüfen.

In der lateinischen Sprache hat kein Wort den Accent auf der letzten Sylbe. Nur die einsylbigen Wörter machen natürlich eine Ausnahme. Dies kommt daher, daß die lateinische Sprache größtentheils aus dem italischen Dialekt entstanden, wo auch kein anderes Wort, als einsylbige, den Accent auf der letzten Sylbe hat. S. *Reiz de Prof.* S. 108. Hieraus folgert Bentley: Die Komiker mußten sich daher hüten, daß die *ictus* nicht auf die letzten Sylben der Wörter kamen; nur die *encliticae quae, te, me, quid* etc. eine Frage, können den Accent auf die letzte Sylbe bringen. Dies gilt indess nur von den mittleren Dipodien; denn hinten und vorn bemerkte man die Accente weniger, und überdies mußte man dem Dichter dieses gestatten, weil es sonst vielleicht unmöglich gewesen wäre, nur ein einziges Stück zu machen. Dieser Bemerkung zu Folge sind viele Stellen von Bentley geändert. Bentley hat Recht, es gehört zur Schönheit des Verses, daß die Accente der Worte in die *arsis metrica* fallen, und Terenz zeigt sich hierin als ein Meister seiner Kunst. Aber ob dies immer seyn muß, ob sich nicht der Dichter bisweilen Unregelmäßigkeiten hat zu Schulden kommen lassen, ist eine andere Frage. Im *Hexameter heroicus* sieht man wenigstens dahin, daß gegen das Ende des Verses im 5ten Fuß die *arsis* nicht auf die letzte Sylbe des Worts kommt; man schließt daher den Vers nicht gern mit einem Worte, das einen *Ionicus minor* oder *Moloss* ausmacht, weil dann das eintritt, was man zu vermeiden hat. Allein Verse dieser Art kommen doch öfter vor, und es fällt keinem ein, sie zu corrigiren. Warum sollte auch Terenz, und noch vielmehr Plautus, dergleichen nicht zugelassen haben? Einigemal, meint Bentley, hat es Terenz gethan. Nimmt man aber die emendirten Stellen, und die, wo Bentley den unrichtigen Accent liefs, zusammen: so wird ihre Zahl so beträchtlich, daß man leicht einsieht, aus dieser Ursache allein sey keine Änderung vorzunehmen. Bentley hat ferner mehr Stellen dieser Art unangetafst gelassen, als man hätte erwarten sollen, und bleibt sich in seinen Emendations-Grundsätzen nicht gleich. Wie schlecht fallen die *ictus* in folgenden Versen, wobey er nicht einmal anstiehs:

Andr. 3, 4, 4: *Quod vulgus servorum solent, dolis ut me deluderet.*

Andr. 1, 1, 116: *Quid facias illi, qui dederit damnum aut malum*

wird corrigirt, damit in *dederit* nicht der Accent in *ultima*; aber *Heauton* 1, 1, 9 ist es eben so in *hominum*

*Nam pro deum atque hominum fidem, quidvis tibi* und hier hat er nichts bemerkt.

Der 3te Fuß nicht aus einem Worte bestehen nach *Gellius* 18, 15; doch auch dies ist nicht selten der Fall, wenn gleich mehrere Stellen deswegen corrigirt sind. Wir wollen jetzt nur noch einige Stellen auszeichnen, wo der Accent in den mittleren Dipodien auf die Endsyllbe der Wörter kommt, ohne daß Bentley etwas erinnert. *Andria* 1, 1, 93. 3, 2, 10. 3, 3, 45 und 48. 3, 5, 8. 4, 17 und 22. *Eunuch.* 2, 2, 60. *Heaut.* 1, 1, 28. *Phormio* Prolog 25 und 2, 1, 9.

Wörter, die in demselben Verse oder auch in zwey auf einander folgenden wiederholt werden, sollen beide einerley Accent haben. S. Bentley ad *Andrian* Prolog. II. Doch auch dieses hat seine Ausnahmen, und es bleibt sich wieder nicht treu. Bey *Decyra* 4, 2, 28 wird bemerkt, *ita* und *itaque* mußten einerley Accent haben; aber *Eunuch.* 5, 2, 3.

*Ita ut dequum fuerat, itaque ut iudici, trudere* und *Andria* 3, 2, 12

*O Dime, non contemnor abs te? aut itane tandem idoneus* werden mit Stilltheilungen übergangen. *Andr.* 5, 3, 12:

*Olim istuc, olim, exi, ita animum induxi tuum.*

ist auch das eine *olim* in *arsi*, das andere in *thesi* gelassen. *Andria* 2, 1, 5:

*Quando eaepoi, Churine, quando non potest id fieri quod vis id velle; quod possit.*

ist das erste *id* in *thesi*, das 2te in *ictu*, und Bentley schweigt, welches er *Andria* 2, 3, 8. 2, 41. 1, 5, 1 nicht über sich erhalten konnte.

Wörter, die vorzüglich gehört werden, sollen in *arsi* seyn. S. Bentl. ad *Andr.* 1, 1, 72 und an vielen anderen Stellen. Aber auch hier giebt es der Ausnahmen, die Bentley größtentheils entfernt hat, so viele, daß natürlich Zweifel gegen die Richtigkeit der Bemerkung aufsteigen müssen, und mehrere Stellen sind gleichfalls noch unangefochten geblieben. *Adelph.* 1, 1, 8:

*Aut te te amari, aut potare atque animo obsequi*

sollte *animo* in der *arsis* seyn, so wie *Eunuch* 1, 1, 33 *illas*. Der 5te Fuß im *Trimeter* soll ferner kein *Jambe* seyn. S. Bentl. ad *Hor. Sat.* 2, 5, 79. *Raro aut nunquam*, meint er, in *sede quinta*, *Jambum pedem usurpant Comici Latini*, welches er ad *Andr.* 1, 1, 33. 5, 3, 23 und an vielen anderen Stellen wiederholt. Aber mit dieser Bemerkung geht es, wie mit einer ähnlichen ad *Eun.* 2, 3, 72, daß nämlich in dem *Trochaicus tetrameter catalecticis* an der 2ten Stelle der *Spondeus* besser seyn soll, als der *Trochaeus*, wo auch Hr. H. anderer Meinung ist *de metris* S. 120. Der *jambe* ist nämlich, selbst nach Bentley's Recension, im Terenz sehr häufig. Wir wollen bloß einige Stellen aus dem *Eunuchus* anführen. *Eun.* 5, 2, 26 u. 38. 5, 2, 1. 3, 3, 23. 3, 1, 57. 1, 2, 86. 1, 2, 44. 1, 2, 32. 1, 2, 26. Hr. H. hat übrigens von dieser Bemerkung keinen Gebrauch gemacht. — Was endlich den *Hiatus* anbetrifft: so macht Bentley mancherley Bedingungen; unter denen er bey Terenz Statt fände: es müssen einsylbige Wörter seyn; und wenn sie sich mit einem Vocal



cal endigen, so muß er lang seyn; das Wort muß in *ictu* seyn, als die erste Sylbe eines Anapaests oder Tribrachys. Nur *i* und *o* sollen unter gewissen Bedingungen, wenn sie einen Doppelvocal in sich schließsen, eine Ausnahme machen. S. Bentr. ad Hecyr. 5. 2. 21 und ad Adelph. 5. 8. 23. Bentley hat übrigens dahin gesehen, daß alle Stellen bey Terenz mit dem Hiatus, wo nicht die angegebenen Bedingungen statt finden, corrigirt sind. Alles dieses scheint ziemlich willkürlich zu seyn, denn bey den Epikern ist dies nicht beobachtet. Doch müssen wir gleich bemerken, daß in den bey den Komikern gebräuchlichen Versarten, der Hiatus sehr selten ist, und was bey den Epikern gilt, kann schon, wegen Verschiedenheit der Versart, auf die Komiker nicht angewendet werden. Doch ist der Hiatus in Jamben auch Hor. Epod. 5. 100: *Et Esquilinae alites*, wovon Bentr. ad Hor. Car. 3. 14. 11 redet, wo er nichts weiter verlangt, als daß es ein langer Vocal seyn müsse, der den Hiatus mache. Sollte dies nun nicht auch bey Terenz seyn können? Doch, gesetzt der Hiatus könnte bey Terenz nur unter den angegebenen Bedingungen statt finden: so entsteht die Frage, ob dies auch bey Plautus statt finde, wo in unserm gewöhnlichen Texte die Hiatus sehr häufig sind. Der bey weitem größte Theil dieser Stellen ist ohnstreitig corrupt; aber nicht selten hat Plautus gewiß auch den Hiatus zugelassen. Ja Bentley sogar ad Eun. 3. 1. 18:

*Perpaucorum hominum, imo nullorum arbitror*

meint *hominum* elidire hier nicht, welches sich zwar Plautus, aber nie Terenz, in der Cäsur erlaube. Reiz in der Ausgabe des Rudens hat den Hiatus nicht selten gelassen, besonders in den bacchischen und kretischen Versen, vielleicht zu oft. Hr. H. hat sich in Hinsicht des Hiatus ganz nach Bentley gerichtet; nur bey den kataleptischen und akataleptischen Jambicus tetrameter meint er de met. S. 179 und 185 könne in der Cäsur der Hiatus seyn, weil Plautus diese Verse wie asynartische behandle. Dies ist sehr wahr, aber nicht der einzige Fall. So wenig bestimmtes sich auch, bey unserm corrupten Text angeben läßt, in welchen Fällen Plautus den Hiatus zugelassen hat, daher der Hiatus immer ein Stein des Anstoßes für den Editor seyn wird: so ist doch soviel gewiß, daß in der Cäsur des kataleptischen Trochaicus tetrameter Plautus den Hiatus nicht scheute, wo er auch durchaus nichts anstößiges hat. Warum sollte selbst das zarteste Ohr folgende Verse nicht ertragen können? Amphitr. 1. 1. 116:

*Crēdo ego huc noctū Neptunum | obdormivisse ebrium*

1. 1. 194: *Quid apud huc aedis negoti | est tibi? imo quid*  
*tibi est?*

1. 3. 34: *Nam qua noctā ad mē venisti, | eadem ubis. Cur*  
*mē tenes*

2. 2. 74: *Hinc est objurgare, quae me | hodie advenientem*  
*domum*

2. 2. 82: *Eccefor equidem te certo | advenientem heri illico.*

Denn so muß gelesen werden.

2. 2. 144: *Proterrita circumferri? — edepol quin factū est opus.*

So ist der Hiatus noch Amph. 2. 2. 170 und 219. 4. 1. 4 und 7. 4. 2. 12 und 5. 1. 42 und 46. Afinar. 2. 2. 96 und 99. 3. 1. 14 und 38. 4. 2. 44 und 84. und an unzähligen anderen Stellen. Aber Hr. H. hat auch einmal da den Hiatus im Trinum. getilgt, wo ihn selbst Bentley billigte Act. 4. 3. 71:

*Eamus intras sequere. St: quo tu te agis? Ch. quoniam*  
*nisi domum?*

Hier wird *te* nicht elidirt, da es in *ictu* und die erste Sylbe des Anapaests ist. Hr. H. aber

*Eamus intro: sequere. Quo tu agis te? Quoniam nisi domum?*

Welche Versetzung der Worte hier unnöthig ist.

Dies sind diejenigen Behauptungen Bentleys, die auf viele Stellen Einfluss haben. Sie sind scharfsinnig, wie fast alles, was von dem berühmten Kritiker gekommen ist. Man möchte wünschen, daß Terenz dem, was Bentley verlangt, immer genau nachgekommen wäre, so wie man oft bey Horaz wünscht, er möchte so geschrieben haben, wie ihn Bentley emendirt. Da es aber das Geschäft der Kritik ist, zu erforschen, wie ein Schriftsteller geschrieben hat, nicht wie er hätte schreiben sollen: so geht deutlich hervor, daß Bentley, wie bey der Recension anderer Schriftsteller, so auch bey Terenz, etwas zu keck war, und daß ein großer Theil seiner Emendationen der Vulgata nachstehen muß. Aber auch angenommen, Terenz sey der größte Meister seiner Kunst gewesen, wie Bentley behauptet: so kehren wir immer zu der Frage zurück, ob auch Plautus sich diese Fesseln angelegt habe. Über die *numeros Plautinos* fällt Horaz in einer bekannten Stelle (Epist. ad Pis. 270 seqq.) ein sehr ungünstiges Urtheil; Terenz hingegen wird von ihm gelobt, wenn anders Bentleys Interpretation richtig ist (Schedias. d. m. T.) Ep. Lib. 2. 1. 59:

*Vincere Caecilius gravitate, Terentius arte.*

Es möchten also bey Plautus andere Grundsätze gelten, als bey Terenz; es möchte schwerlich die genaue Vereinigung der *ictus* mit den Accenten hier seyn, wie Hr. H. will. Oder ist vielleicht Horaz in seinem Eifer zu weit gegangen? Wenigstens sind des Plautus Verse oft sehr schön, und können gewiß den Hexametern des Horaz an die Seite gesetzt werden. Wie trefflich sind z. B. folgende bacchische Verse Amphitr. 1. 1. 18:

*Nō reputat, laboris quid id sit,*

*Nec ūequom ane iniquom imperet, cogitabit.*

*Ergo in servitute expetunt multa iniqua:*

*Habendum et ferendum hoc onus est cum labore.*

*Me: Satiasti me queri illo modo servitūtem,*

*Hodie, qui fuerim liber, eum nunc potior*

*Pater servitutis.*

*Hic qui verna natus, queritur. Sum servus vanaq. verba,*

*Sof.: Numerus mihi in mentem fuit.*

So müssen diese Verse gelesen und abgetheilt werden, die in den bisherigen Ausgaben, da das Sylbenmaß den Herausgebern unbekannt war, verwirrt durch einander stehen. Der letzte Vers ist eine jambische Klau-

Klausel, welche eine neue Versart anfängt, denn nun folgen *Jambici tetrametri acatalect.* Dafs Klauseln anfangen, ist nichts ungewöhnliches, wie Bentley gezeigt hat. Nicht minder schön sind folgende kretische Verse, Casina 3, 5 im Anfange, von denen schon Lambin die ersten drey als solche anerkannte; aber es sind hier mehrere, die so abgetheilt und gelesen werden müssen:

*Nulla sum, nulla sum! tota tota occidi! cor metu mortuum est  
Membra miseræ tremunt! nescio unde auxilii, præfidi,  
Parsugi mi, aut opum copiam comparem aut expectam.  
Tanta facta hic modo mira miris modis  
Intu' vidi, novam atque integram audaciam:  
Cavè tibi Cleostrata, abscede ab ista obsecro,  
Nè quid in te mali iræ faxit percita.*

Horazens Tadel wurde besonders durch den Gebrauch der Spondeen und Daktylen an solchen Stellen, wo sie bey den Griechen nicht sind, bewirkt, was indess auch bey Terenz ist. Ferner stiefs Horaz sich gewifs daran, dafs so häufig Sylben, welche durch Position lang sind, vom Plautus kurz gebraucht werden. Hiedurch werden die Verse allerdings hart, und obgleich Terenz diese auch nicht unterlassen hat; so ist es doch bey ihm weit seltener. Hätte nun aber Plautus alles dieses dadurch wieder gut gemacht, dafs die Accente der Wörter immer in die *arsis metrica* fielen, hätte er den übrigen Forderungen des Hn. H. Genüge geleistet: so liesse sich ein solches Urtheil vom Horaz gar nicht erwarten.

Wir kommen auf Hn. H. eigene Bemerkungen über den Versbau bey unsern Komikern, die theils in der Vorrede zu vorliegender Komödie, theils in den Büchern über die Metrik aufgestellt sind. Zunächst eine Bemerkung, welche uns sehr befremdet Praef. S. XVI: „*Plautum Terentiumque legenti sponte se offert alia observatio, in quinta sede trimetrorum tribrachium et dactylum, si qua fieri possit, maximeque in bisyllabis vocabulis vitari.*“ Das *si qua fieri possit* ist aber eine heillose Einschränkung, welche man bey widerstrebenden Stellen immer als Entschuldigung bey der Hand haben kann. Hr. H. hat dieser Bemerkung zu Folge viele Stellen geändert.

1, 3, 1, 37: *Quid fuit officium meum me facere face sciam.*

Hier hat er den Tribrachys aus dem 5ten Fufs gebracht, indem er *fac* schreibt. 1, 2, 15:

*Credo hæc te gaudere, si quid mihi mali est.*

Hr. H. tilgt den Daktylus, und schreibt:

*Credo hæc te gaudere, si quid mi est mali.*

3, 3, 49: *Dicāt, patremque id jussisse aurum tibi dare.*

Hr. H. entfernt auch hier den Daktylus:

*Dicit patremque id tibi jussisse aurum dare.*

Aber alles dieses ist unnütz, und man möchte sich wohl die Vulgata zurück erbitten, denn der Daktylus im 5ten Fusse, selbst in *vocabulis bisyllabis* ist bey Plautus und Terenz so häufig, dafs wir gar nicht wis-

sen, wie Hr. H. auf jenen Einfall kam. Erstlich ist selbst noch einigmal im *Trinummus* nach Hn. H. Recension im 5ten Fufs der Daktylus, nämlich 1, 2, 13:

*Quid agit tua uxor? ut valet? Plusquam ego volo*

2, 4, 38: *Nequam illud verbumst bene volt, nisi qui bene facit.*

Wir wolien aus dem Plautus gar keine Verse gegen Hn. H. auführen, sondern nur aus einem Stücke des gereinigten Terenz. Man findet den Daktylus Eun. 1, 1, 20:

*Egone illam? quæ illum? quæ me? quæ nos? sine modo.*

Eunuch. 1, 2, 33: *Neque scibat, neque per ætatem etiam potis erat*

1, 2, 61: *Sese relinquam; velle se illum bene facis.*

Act. 1, 2, 106: *Faciendumst quod vis. Merito te amo, bene facis.*

So ist es auch im Prolog 28 und 1, 1, 83. 1, 2, 117 und 120. 2, 3, 60. 5, 2, 12. 5, 2, 28. 5, 2, 68. Dies sind allein 12 Stellen aus dem Eunuchus, und eben so häufig findet man ihn in den anderen Stücken des Terenz. Warum sollte man nun den Daktylus aus der 5ten Stelle verdrängen? Anders verhält es sich mit dem Tribrachys; diesen findet man selten. Allein der *Tribrachys in bisyllabis* ist überhaupt selten, auch in den übrigen Füßen des Trimeter. In der Andria des Terenz kommt der Tribrachys unter der angegebenen Bedingung nur 7 mal vor; zweymal im 2ten, zweymal im 3ten, eben so vielmal im 4ten und einmal im 5ten Fusse, nämlich Act. 5, 3, 2:

*Rem potius ipsam dic, ac mitte male loqui.*

Hier geht also der erste Fufs leer aus; und man möchte mit eben so vielem Rechte folgern, der Tribrachys in zweysylbigen Wörtern könne im Trimeter gar nicht Statt finden. Denn der Daktylus im 5 Fufs ist im Eunuchus häufiger, als in der Andria der Tribrachys in allen zusammen genommen. — Von eben der Art ist, was Hr. H. gleich darauf bemerkt: *Contra primus pes trimetrorum pondus ac multitudinem syllabarum desiderat.* Daher fügte Hr. H. Act. 3, 3, 3:

*Mihi quidem hercle non est quod dem mutuum,*

Pol im Anfange hinzu; und ibid. 41:

*Quasi ad adolescentem à patre ex Seleucia,*

schrieb er *quasi si*. Dies hiesse also, der erste Fufs sollte kein Jambe und kein Tribrachys seyn. Zunächst wird man sich wundern, warum Hr. H. den Jamben nicht überall aus dem ersten Fusse entfernt hat, denn dieser findet sich doch noch in seiner Ausgabe. Prolog 2:

*Sequor: sed finem fore quem dicam, nescio,*

und so an mehreren Stellen; dann aber, woher diese Bemerkung gekommen, da der Jambe im ersten Fusse bey Plautus und Terenz so häufig ist, dafs wir es für unnöthig halten, Beyspiele anzuführen, die sich bey dem ersten Blick Jedermann darbieten. Aus solchen Gründen den Text zu ändern, ist doch in der That eine übergroße Willkühr.

(Die Fortsetzung folgt.)

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 S E P T E M B E R, 1805.

## RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *M. Acci Plauti Trinummi*, recensuit et praefatus est *Godofredus Hermannus* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Pag. XV wird bemerkt: die erste Person im Präsens bey den Verbis habe das *o* finale mehrentheils lang. Gewisse Verba aber machen hiervon immer eine Ausnahme; andere bisweilen und nicht an jeder Stelle des Verses. Rec. hat sich bemüht die Verba aufzufinden, wo das *o* im Präsens immer kurz ist, oder die Stellen des Verses, wo es bey anderen kurz gebraucht wird; hat aber durchaus auf keine bestimmten Grundsätze kommen können. Es ist daher mit Recht zu besorgen, daß auch diese Behauptung in ein Nichts verschwindet, und daß erst ein Heer von Stellen nach derselben willkürlich umgeformt werden muß, um sie geltend zu machen. Doch wir wollen hierüber nicht eher bestimmt absprechen, bis die versprochene Abhandlung über die Prosodie der alten römischen Dichter erschienen ist. Daß *uti* die letzte Sylbe immer lang habe, wie nach Bentleys Vorgang ebendasselbst behauptet wird, hat seine Richtigkeit. Aber Act. 4, 3, 57:

*Si bonus est, obnoxius sum: sin secus est, faciam uti jubes,*  
wo Hr. H. *ut* schreibt, um dem Verse nachzuhelfen, lesen wir mit ausgelassenem *est*:

*Si bonus est, obnoxius sum: sin secus, faciam uti jubes,*  
und Hr. H. muß dieß, seinen Grundsätzen gemäß, vor allen anderen billigen, da so die Accente besser fallen. Der Accente wegen, gesteht uns Hr. H. p. XVIII viele Stellen corrigirt zu haben. Drey Beyspiele wolle er nur kurz erläutern. Act. 4, 2, 77:

*Jūmne commentātus nomen? Deum hercle me atque hominū pudet.*

Wer kann ertragen, ruft Hr. H. aus, daß *deum* hier elidirt werde, da dieses Wort vorzüglich gehört werden muß? Die Worte sind daher versetzt:

*Jūmne commentātus nomen? deum me hercle atque hominū pudet.*

Dies ist nach Bentley, der wie schon oben erinnert ist, verlangt, daß *vocabula significantiora sub ictu* seyn sollen. Aber dieß hat ohne Zweifel Terenz nicht immer beobachtet, und noch weniger Plautus. Hätte ein Alter etwas über diese Kunst und Genauigkeit des Plautus angedeutet: dann stände die Sache anders; aber so ist dieß bloß eine Erfindung von Bentley. Die 2te Stelle ist Act. 2, 4, 182

*Dic Cālicli me ut conveniat. Quin tu i modo.*

S. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

*Conveniat*, sagt Hr. H., mußte an dieser Stelle den Ictus auf der zweyten Sylbe, nicht auf der ersten und vierten haben. *Quin tu* war aus V. 184 hineingebracht, um die Lücke auszufüllen, nachdem im Anfange des Verses *et* herausgefallen war; man lese daher:

*Et Cālicli dic, me ut conveniat. I modo.*

Auch hiervon haben wir schon oben geredet. Bentley und Hr. H. wollen nämlich, daß die Accente in die Arsis fallen sollen. Die angedeutete Stelle ist übrigens die mittelste Dipodie. Was wir gegen den ersten Fall eingewendet haben, findet auch hier seine Stelle. Das 3te Beyspiel ist Act. 4, 2, 44:

*Cōcubium sit noctis, priusquam ad pōstrēmum pervēneris.*

„So lesen, sagt der Herausgeber, alle Manuscripte, und so hat auch Varro. Aber kein Ansehen der Handschriften wird mich je überreden, zu glauben, daß Plautus in *pōstrēmum* an dieser Stelle des Verses, die erste und letzte Sylbe in die Arsis gebracht hat. Wenn die letzte Sylbe nicht elidirt wurde, so mußte der Ictus auf die mittelste Sylbe, wurde sie elidirt, auf die erste kommen. Nach dieser Regel muß eine ungeheuere Menge von Stellen corrigirt werden.“ Die verrufene Stelle des Verses ist hier wieder die Mitte. Hiervon spricht wieder Bentley zuerst *ad Adelph.* 4, 2, 52. Ein Wort, heist es dort, das aus 3 langen Sylben besteht, muß nicht 2 Ictus haben, denn dieß ist für die Ohren unangenehm. Dieß hat seine Richtigkeit; ein solcher Vers hat dem Rec. nie behagen wollen; aber dieß beweiset nicht, daß ein solcher schlechter Vers nicht bisweilen mit unterlaufen sollte, und Rec. wird es nie über sich erhalten können, dergleichen zu corrigiren. Bentley emendirt beyläufig auch *Plaut. Miles glori.* 2, 6, 22 wo *virgarum* mit 2 Accenten ist, *probante Reizio* sagt Hr. H. *de metris* p. 166. Aber im Rudens von Reiz findet man doch Prolog 14:

*Petūt, quique in jure abjurant pecūniam*

wo derselbe Fall mit *abjurant* ist. Verse dieser Art sind im Plautus nicht selten, welche uns aber Hr. H. alle corrigiren wird. Nur einige zur Probe. Amphit. Prol. 42:

*Vidit Neptunum, Virtutem, Victōriam.*

So Amphit. 1, 1, 29 Stichus 1, 3, 40 etc. Nach p. XV der Vorrede soll *mi* bey den alten Tragikern und Komikern nie vor einem Consonanten gefunden werden. Rec. blättert bloß im Amphitruo, und findet Act. 1, 3, 14:

*Experiri istūc mavellem me, quam mi memorārier,*

Act. 2, 2, 124:

*Nēque tu illi, neque mi viro ipsi crēdis? eo fit quia mihi.*  
D d d d Sol-

Solcher Fälle möchten sich mehrere finden, und der Editor muß daher seine Bemerkung genauer begründen, wenn sie Glauben finden soll. Hr. H. führt dieses übrigens deswegen an, damit keiner Act. 4, 2, 82: *Mihi latitabat? si appellasset, respondisset nomine,* und ibidem 126:

*Adolescens cedo dum istuc aurum mihi. Quod ego aurum*  
dem tibi,

lieber mit Reiz *mi* schreiben, als, was er gethan, die gewöhnliche Ordnung der Worte verändern wollte. Allein man braucht weder das eine, noch das andere: denn in diesen beiden Versen ist statt des Trochäen ein Proceleusmaticus, was nichts ungewöhnliches ist, und selbst Reiz und unser Editor citiren uns mehrere Stellen dieser Art *de metris* p. 120 und 125 seq. Da von *mihi* die Rede ist, so können wir füglich hier einschalten, daß Hr. H. *de metris* p. 124 behauptet, die Dichter elidirten *mihi* als *bisyllabum* nicht gern. Dieß ist durchaus unrichtig. *Mihi* wird oft elidirt, und mehreremal auch in unserem *Trinummus*. Praef. p. 14 meint Hr. H. die Schriftsteller des goldenen Zeitalters hätten *ac* und *nec* nie vor einem Vocal gesetzt, und er habe daher Act. 1, 2, 145 und 2, 2, 78 *neque* für *nec* schreiben müssen. Daß *ac* nicht vor einem Vocal stehe, ist ausgemacht, aber *nec* vor einem Vocal ist, nach den besten Ausgaben der Classiker des goldenen Zeitalters, nicht selten; Hr. H. hätte uns billig lehren sollen, worauf sich diese Behauptung gründe, die, soviel Rec. weiß, ganz neu ist. Auch *neu* soll, wie wir hier hören, nie vor einem Vocal stehen, welches daher 3, 3, 26 in *ne* verwandelt ist. *Marius Victorinus* p. 2531 behauptet, die Komiker hätten auch die *epiphonemata extra versum* angebracht. Hieran zweifelte Hr. H. *de metris* p. 15. Jetzt aber meint er Praefat. p. XXIV, *Marius Victorinus* habe Recht, denn das Epiphonem *eho* komme im *Trinummus extra versum* vor. Act. 4, 2, 89 und 100:

*Eho! an etiam Arabia est in Ponto? Est: non illaec, ubi*  
tus gignitur.

*Eho! an etiam in coelum ascendisti? imo hirciola advectus*  
sumus.

Dieß ist keinem Zweifel unterworfen, aber auch bey Terenz findet sich schon das *Epiphonema va h extra versum*, wenn anders Bentley richtig abgetheilt hat, Adelph. 4, 4, 6:

*Vah, quomodo me ex hac expediam turba, nescio: tanta*  
nunc,

Zugleich können wir hier nicht übersehen, daß der erste von den beiden angeführten Versen aus dem *Trinummus* corrupt ist. Er kann so leicht emendirt werden, daß Rec. sich wundert, wie Hr. H. ihn behielt. Für *illaec* muß nämlich *illa* gelesen werden:

*Eho! an etiam Arabia est in Ponto? Est: non illa, ubi tus*  
gignitur.

Eben so ist Act. 2, 1, 18 welchen Hr. H. so emendirt: *Ibi ille cuculus ecce, oculo mi, fát et,* der erste Fuß auch kein Creticus, was er doch seyn soll, wenn man nicht den Hiatus zuläßt, welches Hr. H. kaum billigen würde.

Rec. kommt nun auf die Beurtheilung dessen, was Hr. H. über die bey den Komikern gebräuchli-

chen *metra*, und die dabey obwaltenden Regeln, in seinen Büchern über die Metrik gesagt hat, da diesem zu Folge natürlich viele Stellen im *Trinummus* corrigirt sind. Die früheren Editoren kannten, wie Hr. H. richtig bemerkt, fast nur die jambischen und trochäischen Verse, daher solche Stellen, wo andere Versarten bey Plautus vorkommen, fürchterlich corrupt sind. Nur selten sind sie so verschont geblieben, daß bloß hie und da eine Emendation nöthig ist; wie die oben angeführten baccheischen und kretischen Verse. Bey der unerhörten Corruption, wo oft gar keine Spur von Versen und Rhythmus zu entdecken, ist es oft ein verdrießliches Stück Arbeit, die Versart zu bestimmen, und an mehreren Stellen ist dieß fast unmöglich. Denn eine Versart anzunehmen, und mit gewaltsamen Emendationen alles hinein zu zwingen, ist keine Kunst. Können wir aber hoffen, dadurch die Hand des Plautus herzustellen? Die Versarten, welche Reiz und Hr. H. im Plautus angenommen haben, sind außer den gewöhnlichen jambischen und trochäischen Versen 1. *Jambici dimetri*. Wie diese von den *tetrametris* zu unterscheiden sind, lehrt uns Hr. H. sehr gut *de metris* p. 146: „*exiliores fere sunt Latinorum dimetri, ut facile eos a tetrametris diduceres, qui plenior numero perspiciunt.*“ Reiz hielt auch *Trinum.* 2, 2, 6 seq. die Verse für *Jambici dimetri*. S. *de met.* p. 147, wo sie richtig so emendirt sind:

*Maius bonum malum esse vult /*  
*Uti piet similis sui:*  
*Turbant, miscent, morés mali,*  
*Rapax, avarus, invidus:*  
*Sacrum profanum, publicum*  
*Privatum habent: hiulca gens.*

Hr. H. meint dort, die ersten beiden schienen mit den vorübergehenden einerley Versart auszumachen, die folgenden aber wären ohne allen Zweifel jambische Dimetri. In dieser Ausgabe des *Trinummus* aber ist aus den beiden ersten ein Creticus geworden, und aus den vier letzten zwey trochäische Tetram. catalect. Hierüber laßt sich nichts entscheiden; das eine kann so gut seyn als das andere, doch ist Rec. geneigter, sie mit Reiz für Jamben zu halten. Diese Versart ist ohnstreitig auch *Amph.* 1, 1, im Anfange, wo folgendermaßen zu schreiben und abzuthellen ist:

*Qui me ulter est audacior,*  
*Aut qui me confidentior?*  
*Juventutis mores qui sciam:*  
*Qui hoc noctis solus ambulem?*  
*Quid faciam nunc, si Tresviri*  
*Me in carcerem compégerint?*  
*Ihde crás e promptuarii*  
*Cellá deponar ad flagrum.*

Diese Verse können zugleich zum Beweise dienen, daß Plautus seine Dimetros auch mit dem Catalecticus schließt, denn der letzte ist ein katalectischer Dimeter, welcher hier zugleich vorzüglich entscheidet, daß dieß Dimetri und nicht Tetrametri sind. Im ersten Verse mußte *homo* als Glossen ausgestrichen werden. Hr. H. hat, wie es scheint, noch keine Dimetri mit dem Catalecticus gefunden. Ferner ent-

entdeckte Reiz, daß Plautus dreymal den Jambicus trimeter hypercatalecticus gebraucht hätte, Aulul. 2, 1, 30—38 und 3, 2, 1—32. Stichus 1, 1, 1—33; welche Stellen man von Reiz und Hermann emendirt findet, *de met.* S. 169 seq. Diese Versart ist so hart und rauh, daß man sie entfernt sehen möchte, wenn gleich, nach dem jetzigen Zustande des Textes zu urtheilen, die höchste Wahrscheinlichkeit da ist, daß Reiz hier keinen Fehlgriff that. Streitig ist bis jetzt der Gebrauch des Anapästicus dimeter bey unserm Komiker. Reiz wollte ihn öfter entdeckt haben; Hr. H. hingegen meint, er habe sich davon nicht überzeugen können, und der größte Theil dieser Verse wären Trochaici octonarii. Mit Sicherheit läßt sich diess nicht entscheiden, da immer erst viel emendirt werden muß, um Anapästen herauszubringen, eine Stelle ausgenommen, wovon nachher. Es ist indeß sehr wahrscheinlich, daß Plautus auch versucht haben wird, Dimetros zu machen, da er den Tetrameter gebraucht hat. Vielleicht liegen Dimetri versteckt im Perfa Act. 2, 2. Wenn man annimmt, daß Plautus sie nicht in Systemen gebraucht hat, sondern hier und da einige eingeschoben sind, wie bey dem Terenz der jambische unter längere Verse: so möchte man leicht mehrere herausfinden. Z. B. Amph. 5, 1, 10:

*Strepitūs, crepitūs, sonitūs, tonitrus  
Ut subito, ut propere, ut vāide*

Der zweyte ist ein Parömiacus. Den aristophanischen Tetrameter hatte Hr. H. zweymal gefunden, Calina 5, 2 und Aulul. 4, 9. Bey der ersten Stelle ist Rec. einverständen, nicht so bey der zweyten. Auf dieselbe Hr. H. durch eine Bemerkung des Sifenna im Commentar über die Aulul., die uns Rufinus aufbewahrt hat. Sifenna sagt nämlich: *Haec scena anapaestico metro est, sed concisi sunt, ut non intelligas.* Hier fragt sich aber, welche Scene er meine. Hr. H. sagt, es könne keine andere seyn, als die angegebene. Die ersten 15 Verse hat Hr. H. daher in aristophanische Tetrameter verwandelt, aber gewiß sehr unrichtig; denn Vers 5—7 sind bestimmt Trochaici octonarii:

*Oro, obtestor, stis et hominem demonstratis, qui eum abstulerit*

*Qui vestitus et creta occultant sese, atque sedent, quasi sint frugi*

*Quid tu ais tibi credere certumst: nam esse bonum a vultu cognosco.*

Die ersten sind mit weit größerer Wahrscheinlichkeit Anapästici dimetri:

*Perii! interit! occidit! quō curram?*

*Quo nō curram? tene, tene! quem? quis*

*N. scio, nil video, cāceus eo.*

*Atque equidem quō eam, aut ubi sim, aut qui*

*Sim, nequeo cum animo meo certum*

*Investigare: ego vōs obsecro*

*Auxilio mihi.*

Der letzte ist ein Monometer. Was will Hr. H. gegen diese Anapästen einwenden? Rec. hat bloß *moo* zugefügt, und einige Worte versetzt. Hr. H. aber hat viel corrigiren müssen, um seine Anapästen herauszubringen. Diese Stelle wäre zugleich ein Beweis, daß Plautus mehrere Dimetros hinter einander gemacht habe. An die Stelle dieser vernichteten aristophanischen Tetrameter will Rec. nun andere

von ihm entdeckte setzen, die ganz sicher sind. Perfa 5, 2 im Anfang:

*Qui sunt, qui erunt, quique fuerunt, quique futuri sunt posthac.*

*Solus ego omnibus antideo facile, miserrimus hominum ut vivam.*

*Perii! interit! pessimus hic dies hodie illuxit! corruptor*

*Ita me Toxilus perfabricavit, itaque meam rem direxavit.*

*Vah, vehiculum argenti miser ejeti: neque quam ob rem ejeti habeo.*

*Qui illam Persam, atque omnes Persas, atque etiam omnes personas.*

*Male di omnes perdant! ita miser! Toxilus haecce mihi coactvit.*

In den 4 ersten Versen ist gar nichts geändert, als im 3ten *mihi* entfernt, in dem 5ten ist *vah* zugefügt, welches wegen Ähnlichkeit der ersten Sylbe des folgenden Worts herausgefallen war; ferner ist *ami* als eine Glosse von *ejeti* aus dem Text geworfen, was schon der scharfsinnige *Acidatius* verlangte. Im 6ten Vers ist nichts geändert, und im 7ten ist für *hanc* *haecce* geschrieben. Diess sey genug von den Anapästen bey dem Plautus. Häufiger ist der Gebrauch der kretischen und baccheischen Verse. *Bentley ad Cic. Tusc. 3, 19* behauptete, die römischen Dichter hätten bisweilen den Moloss statt des Kretikus gebraucht. Diess leugnet Hr. H. Denn, sagt er, wenn bey einer so kurzen Reihe einige Freyheit gestattet würde, so könne gar kein Numerus gehört werden. *Bentleys* Irrthum sey vielleicht daher gekommen, weil ihm damals die Prosodie des Plautus noch nicht genug bekannt gewesen sey. Wo also ein solcher Moloss erscheine, da könne er entweder durch die Aussprache versteckt werden, oder man müsse corrigiren. Hierin sind wir anderer Meinung. Denn wie kann Terenz *Adelph. 4, 2, 2*:

*Hocine ex improvise mali mihi obijci,*

der Moloss in *improvise* durch die Aussprache versteckt werden, wie Hr. H. behauptet. Auf diese Art kann man alle langen Sylben durch die Aussprache verstecken. Rec. sieht überhaupt nicht ein, was das heißen soll. Soll es heißen, man könne den langen Vocal kurz aussprechen: so dürfte man mit gleichem Rechte über alle langen Vocale hinweg schlüpfen, aber dann kann man auch jeden kurzen Vocal lang machen, sobald man ihn gedehnt ausspricht. Hr. H. scheint auch darüber mit sich selbst nicht recht einig zu seyn, welche lange Vocale durch die Aussprache versteckt werden können. So meint er in der lateinisch geschriebenen Abhandlung *de metris* p. 194 Reiz habe im *Rudens* 1, 5, 19:

*Ut mo recipias tecto servesque nos,*

wo auch ein Moloss ist, sehr gut corrigirt:

*In mo ut recipias tecta servesque nos.*

in dem deutsch geschriebenen Handbuche der Metrik hingegen meint er, der Moloss in *tecto servesque* könne durch die Aussprache versteckt werden. So soll Capt. 2, 1 in *concede* und *secede* die mittlere Sylbe kurz seyn, wegen des vorhergehenden Accents. Aber *concede* und *secede* haben den Accent auf der mittleren Sylbe; und wenn Hr. H. einwendet, sie ziehen den Accent zurück, weil die letzte Sylbe elidirt wird: so ist doch eine solche Correption der Sylbe wegen des Accents durchaus nicht erweislich, we-

wenigstens müßte uns Hr. H. erst noch näher darüber belehren. Bis dahin treten wir Bentley's Meinung bey. Warum sollten sich auch die lateinischen Komiker dergleichen nicht erlaubt haben, da sie auch in den anderen Versarten von den Griechen abweichen? Rec. führt nur noch einige Stellen an, wo für den Creticus ein Moloss steht. *Afinar. 1, 2, 10:*

*Ingrata atque irrita esse omnia intelligo,*  
Mostellaria 3, 2, 28:

*Accedam di te ament plurimum Simo,*  
dies ist ein Trimeter catalecticus: *Amphit. 1, 1, 84:*

*Nec recedit loco, quin statim rem gerat,*  
Denn statim in dieser Bedeutung, hat die erste Sylbe lang. Es war daher nicht nöthig, daß Hr. H. in *Trinummus 2, 2, 17 antiquis* als eine Glosse aus dem Text warf, denn dies ist aus keinem andern Grund geschehen, als weil durch dieses Wort ein Molossus pro Cretico in den Vers kommt. Es ist hier gar keine Spur einer Glosse. Philto sagt zum Lysitelis;

*Meo modo et moribus vivo,*

*Antiquis.*

Wer findet hier wohl eine Glosse? Hr. H. in der Vorrede S. XII sagt nichts weiter als: *antiquis* war zu *meis* geschrieben, und mußte fort. Aber hier ist kein *meis*: doch Hr. H. meint ohnfreitig, dies hat man erst zu *moribus* geschrieben, und dann *antiquis* wieder zu *meis*. Da haben wir also Glosse auf Glosse.

Daß *Tetrametri* am gewöhnlichsten sind, ist richtig von Hn. H. bemerkt, wie auch, daß die kretischen Verse ihre Klaufeln haben. In *Amphit. 1, 1*, wo viele kretische Verse hinter einander sind, steht die Klaufel in der Mitte. V. 82. *Vicinus vi feroces*. Mit den kretischen Versen, sagt Hr. H. werden oft andere Verse vermischt; besonders baccheische. Dies lehrt der Augenschein, und man findet sogar eine Sylbe des *Bacchiacus* in den *Creticus* elidirt. *Amph. 1, 1, 68*. Von 64 gehen schon die kretischen Verse an:

*Postquam utrinque exitum est maxima copia*  
*Dispersiti viri, dispersiti ordines,*  
*Nos nostras more nostro et modo instruximus,*

*Bacchiaci* } *Legiones item hostes contra legiones suas,*

*Instruant deinde utrique imperatores in medium,*  
*Exeunt, extra turbam ordinum colloquuntur: simul convenit.*  
Hier muß von *medium* die letzte Sylbe in den folgenden *Creticus* elidirt werden. Alle folgenden Verse bis V. 91 sind übrigens *Cretici*, die nur an einigen wenigen Stellen emendirt werden müssen. Von den baccheischen Versen wird richtig bemerkt, daß Plautus oft eine lange und zwey kurze Sylben in der *Anacrusis* habe, daß sie gewöhnlich *Tetrametri* und *Hexametri* sind, daß aber auch Verse von zwey, drey und fünf Füßen vorkommen. Die zweysylbige *Anacrusis* soll nach Hn. H. mehrentheils nur im ersten Fusse vorkommen; aber diese ist in den anderen Füßen auch sehr häufig. Die 3 und 5 füssigen Verse wollen Hn. H. auch nicht behagen, und er hofft, daß, bey Vergleichung mehrerer Manuscripte, sich vielleicht zeigen würde, daß Plautus nur *Hexameter* und *Tetrameter* gemacht habe. Hieran zweifeln wir, wenn es gleich wahr ist, daß in den baccheischen Versen oft ein

Wort am Ende des Verses gebrochen wird. Als Klaufel sollen die baccheischen Verse gewöhnlich den *Jambicus Dimeter catalecticus* haben, wogegen nichts einzuwenden ist. Wie häufig die zweysylbige *Anacrusis* sey, zeigt Rec. durch eine Stelle, worin nur wenig zu emendiren ist. *Menaech. 5, 2, 1—24:*

*Ut aetas mea est atque ut hoc usus factus est,*  
*Gradum proferam, progredi properabo.*  
*Sed id quam facile sit mihi, laud sum falsus, nam-*  
*Que pernicius deserit: consilium sum*  
*Senecrute: onustum geró corpus; vires*  
*Reliquere: ut aetas mala, est merx mala tergo!*  
*Nam res plurimas pessimas, cum advenit, affert:*  
*Quas si ego autumem omnis, nimirum longus sermo sit*  
*Sed haec res mihi in pectore et corde dura est*  
*Quidnam hoc sit negotii, quod filia ita repente ex —*  
*Petit me, ut ad sese irém. Nec, quid id sit,*  
*Mihi centum facit quid velit, quid me arceat.*  
*Verum propemodum jam scio, quid sit rei.*  
*Credo cum viró litigium natum esse aliquod.*  
*Ita istae solent, quae viros subseruire*  
*Sibi postulant, doctae fratrae, feroces.*  
*Et illi quoque haud abstant saepe culpa.*  
*Verum est modum tamen, quod pati uxorem oportet.*  
*Nec potest filia unquam patrem arcescit ad se,*  
*Nisi aut quid commissi, aut jurgi est causa. Sed quid —*  
*Quid id est jam sciam; atque ecce campse*  
*Ante aedis, et ejus,*  
*Virum tristem video.*  
*Id est quod suspicabar.*

So müssen diese Verse abgetheilt und gelesen werden, wo der letzte eine jambische Klaufel ist.

Dies waren die ungewöhnlicheren bisher entdeckten Versarten bey Plautus, wozu noch einige daktylische Verse kommen, welche Reiz im *Rudens* gefunden haben wollte, deren Existenz aber sehr unsicher ist. Ferner fand derselbe noch asynartische Verse: *Miles glori. 4, 2, 17* seqq. die aus einem trochäischen *Dimeter acatalecticus*, und aus einem jambischen *Dimeter catalecticus* bestehen. Hier ist Rec. ganz einverstanden, und es sind vielleicht noch mehrere ähnliche Versarten hie und da versteckt. In manchen Stücken des Plautus finden sich der ungewöhnlichen Versarten viele, in manchen sehr wenig, z. B. in der *Afinaria*, wo nur 1, 2, 1—11 kretische Verse sind:

*Siccine hoc fit? foras aedibus me ejici?*  
*Proruerenti optime hoccine preti reddiur?*  
*Bene merenti mala es, male merenti bona es.*  
*At mulo cum tuo: namque jam ex hoc loco*  
*Ibo ego ad tres viros, vestraque ibi nomina*  
*Fuxo erunt: capitis te perdam ego et filiam,*  
*Perlecebrae, Pernicies, adolescentum exitium.*  
*Nam mare haud est mare,*  
*Vos mare acerrimum.*  
*Nam in mari reperi,*  
*Hic clavi bonis.*  
*Ingrata atque irrita esse omnia intelligo,*  
*Quae dedi, et quod bene feci: ut postea tibi.*

Diese Verse, worin Rec. einiges emendirt hat, mögen zugleich zum Beweise dienen, daß auch mehrere *Dimetri* hinter einander vorkommen; woran Hr. H. zweifelt. *Exitium* ist hier dreysylbig. — Aufser diesen sind bloß die gewöhnlichen jambischen und trochäischen Verse in der angeführten Komödie, und unter diesen auch nicht einmal der trochäische *Tetrameter acatalecticus*.

(Der Beschluß folgt.)



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 24 S E P T E M B E R, 1 8 0 5.

## RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *M. Acci Plauti Trinummi*, recensuit et praefatus est *Godofredus Hermannus* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Eine eigene Betrachtung verdient nun noch dasjenige, was Hr. H. über die gewöhnlichsten jambischen und trochäischen Verse bemerkt. Zunächst vom jambischen Trimeter acatalecticus. Dafs die römischen Komiker den Spondeus und Daktylus an allen Stellen, die letzte ausgenommen, gebrauchten, ist bekannt. Ferner ist auch der Proceleusmaticus nicht selten. Bentley im Schedias. de M. Ter. schlofs aus der gewöhnlichen Cäsur des Trimeter, dafs er nach trochäischen Dipodien gelesen werden müsse. Denn da die Cäsur gewöhnlich am Ende des 2ten Trochäen ist, so ginge nach seiner Meinung die ganze Schönheit und Kraft derselben verloren, wenn man ihn nach jambischen Dipodien lesen wolle. Nur der Tetrameter catalecticus mache hier eine Ausnahme, eben der Cäsur wegen, die am Ende des 4ten Jamben ist. Reiz war hier anderer Meinung. Aber Hr. H. widerlegt ihn, behauptet, Reiz habe die Natur der Cäsur gar nicht gekannt, und sucht nun noch auf einem anderen Wege das, was Bentley wollte, zu erweisen. Wir müssen auf die Stelle des *Handbuchs der Metrik* S. 65 seqq. verweisen.

Denn Hr. H. folgert hieraus weiter, wo bey Plautus der Daktylus vor den Anapästten vorkomme, und die Aussprache nicht abhelfen wolle, da müsse corrigirt werden. Rec. ist auch hier ganz anderer Meinung. Einmal widerspricht es der Natur des trochäischen Rhythmus durchaus nicht, wenn der Trochaeus in einen Proceleusmaticus verwandelt wird: denn der Proceleusmaticus steht anstatt des Trochaeus in den trochäischen Versen, (wogegen auch Hr. H. nichts einzuwenden hat (S. de metris S. 121), und zwar nicht allein im ersten, sondern auch in anderen Füfsen. Z. B. Amph. 1. 3. 15:

*Pris abis quam lectus ubi cubuisti conculuit locus.*

Ibidem, 2, 2, 86:

*Amphitruo, speravi ego istam tibi parituram filium.*

Warum sollte auch der Proceleusmaticus anstatt des Trochaeus nicht stehen können? Für den Trochaeus stehen doch Spondeus, Daktylus, Anapäst. Alle diese geben aber, wenn sie aufgelöst werden, einen Proceleusmaticus, denn jeder enthält 4 kurze Syl-

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

ben. Einen Hauptbeweis gegen Hn. H. Meinung giebt uns zweytens der Jambicus tetrameter catalecticus. Schon Bentley meinte, wie kurz vorher angemerkt ist, man müsse hier den Grammatikern ohne Widerstreit folgen, weil, wenn man diesen nach trochäischen Dipodien messen wollte, die Cäsur, welche am Ende des 4ten Jamben ist, ganz verloren ginge. Diefs ist sehr wahr, und man hätte daraus schliessen sollen, dafs bey den übrigen Jamben es eben so wäre. Hierzu kömmt noch: Plautus hat oft in der Mitte des katalectischen Tetrameter den Hiatus und Pyrrhichius in der Mitte zugelassen. Wenn nun der Pyrrhichius da ist, und man wollte nach trochäischen Dipodien scandiren: so käme gar an die Stelle des Trochäus ein Jambus, oder Pyrrhichius. Diefs widerspricht aber der Natur des trochäischen Rhythmus durchaus, und ist ein Hauptbeweis gegen Hn. H. und Bentley. Endlich hat Hr. H. noch einen Fall übersehen, wo an die Stelle des Trochaeus ein Proceleusmaticus kömmt, selbst wenn man annimmt, die Anacrusis bestände aus 2 kurzen Sylben, oder einer langen, denn natürlich ist  $uu = —$ . Dieser Fall tritt nämlich ein, wenn in den jambischen Versen auf den Daktylus der Proceleusmaticus folgt, z. B. Terenz Phormio 2, 3, 47:

*Di tibi malefaciant. Primus esses memoriter,*

und an dieser Stelle nahm selbst Bentley keinen Anstofs. Was Hr. H. über den Jambicus tetrameter catalecticus und acatalecticus erinnert, hat Rec. völlig bestätigt gefunden. Eben diefs gilt von dem Trochaicus tetrameter catalecticus; nur ist hier, was schon oben gegen Hn. H. bemerkt ist, bey Plautus in der Cäsur der Hiatus zugelassen. Im Trochaicus tetrameter acatalecticus hat Plautus, wie Reiz glaubt, in der letzten Stelle den Daktylus zugelassen, woran Hr. H. zweifelt, und Rec. mit ihm, denn das Ende des Verses hält Plautus ziemlich rein. In diesem Verse sind die dreysylbigen Füße sehr häufig, da er, wie schon Bentley bemerkt, gebraucht wird, um heftige Leidenschaft auszudrücken.

Nach dieser Darstellung der Grundsätze, worauf Hr. H. seine Emendationen über den Plautus gründet, müssen wir nun untersuchen, was er in unserem Trinummi geleistet hat. Einige seiner Emendationen sind schon beyläufig im vorigen beleuchtet worden. Rec. wird jetzt das Stück vom Anfang an durchlaufen, und das Wichtigste auszeichnen.

Gleich der erste Vers im Prolog war corrupt:

Eeee

Se-

*Sequere me, mea gnata, ut munus fungaris tuum,*  
welchen Hr. H. nach Nonius so emendirt:

*Sequere hanc, mea gnata, ut munus fungaris tuum.*

Für *mea* könnte man zwar auch *me* bey behalten, welches alle Handschriften haben; doch ist es wahrscheinlicher, daß dieses schon früh wegen *sequi* eingeschoben ist. V. 5 hat Hr. H. sehr richtig *siquidem* getrennt in *si quidem*, welcher Fehler in vielen Stellen des Plautus zu verbessern ist; *siquidem* hat bekanntlich die erste Sylbe kurz. V. 6:

*Nunc primum igitur, quae ego sim, et quae illa haec fiet*  
ist verdorben. Hr. H. corrigirt:

*Nunc igitur primum, quae ego sim, et quae haec etiam fiet.*  
Eine solche Veränderung ist nicht nöthig. Man lese:

*Nunc igitur primum, quae ego sim, et quae illa haec fiet,*  
wo das erste *quae* nicht elidirt wird. V. 15:

*Dedi meum gnatum, quicum aetatem exigit*  
bedurfte gar keiner Correctur, wenn gleich in den ersten 3 Worten die Ictus auf die letzte Sylbe fallen. Um dieß zu vermeiden ist *ei*- und *is* eingeschoben, was schon zu großer Willkühr zeugt. Eben so wenig war es nöthig V. 18 die Worte zu versetzen, denn was ist gegen die Vulgata: *Huius nomen Graece est Thesaurio fabulae*, einzuwenden. Act. 1, 2, 3 ist sehr gut für *eveniat*, *evenat* geschrieben: warum aber V. 7 die Worte versetzt sind, läßt sich kein Grund einsehen; etwa, damit *prope* in Ictu wäre? V. 24:

*Nae tu hercle faxo haud scies, quam rem egeris*  
ist verdorben, wenn man nicht den Iliatus zuläßt. Hr. H. hat erstlich *scias* für *scies*, ohne Grund; denn nach *faxo* steht doch bekanntlich auch das Futurum. Ferner ist *tunc* für *haud* geschrieben, weil Hr. H. glaubte, Callicles könne nicht sagen: *ich will machen, daß du nicht wissen sollst, was du gethan hast*, S. Praef. p. 13 sondern: *ich will machen, daß du dann wissen sollst* etc. So scheint es: aber es scheint auch nur. Denn es ist eine sehr gewöhnliche Art zu reden: *ich weiß nicht, was ich gemacht habe*, d. i. es ist mir unbegreiflich, wie ich so albern habe handeln können. Callicles sagt also: Wenn wir mit unseren Frauen tauschten: so würde es dir unbegreiflich vorkommen, wie du so thöricht habest handeln können. V. 75:

*Quoniam hinc iturus est ipse in Seleuciam*  
ist unnöthig corrigirt, indem *iturus* und *ipsum* geschrieben ist. Der Editor wollte ohnfreitig, daß *ipse* in *arsi* seyn sollte, aber nach diesem Grundsatz mußte auch V. 82:

*Ei rei operam dure te fuerat aliquanto aequius*  
*ei rei in arsi* seyn. V. 113 und 147:

*Thesaurum mihi demonstravit in hisce dedibus*

*Egomēt secisse confiteor Megaronides*

sind auch des Accents wegen unnöthig verändert, damit in der 2ten Dipodie *demonstravit* den Ictus auf der ersten und dritten, und *confiteor* auf der zweyten Sylbe habe. Rec. hat schon oben seine Meinung über einen Grundsatz geäußert, dem zufolge

des Corrigirens bey Plautus kein Ende seyn wird. V. 179:

*Quod quisque in animo habet, aut habiturus est sciunt,*  
ist *habet* nach *quisque* gesetzt, wovon Rec. keinen Grund einzieht. In folgenden Verse:

*Sciunt id, quod in aurem rex reginae dixerit*  
war nicht nöthig das *id* zu tilgen, sobald man nur *sciunt* als monosyllabon nimmt. An V. 172, der sehr corrupt ist:

*Quae neque futura, neque facta sunt, tamen illi sciunt,*  
hatte schon Bentley im Schediasm. S. 18 sein Heil versucht: er emendirte mit Auslassung von *facta*. Hr. H. sagt uns Praef. S. 11 dieß sey *male*, und corrigirt nun selbst:

*Neque facta, neque futura, tamen illi sciunt.*  
Inwiefern dieß der Bentleyischen Emendation vorzuziehen sey, überlaßt Rec. dem Leser zu entscheiden. Act. 2, 1 die ersten 21 Verse nach Hn. H. Abtheilung sind bacchiaci, wo vieles zu emendiren war; und vieles sehr schön emendirt ist. V. 3 für *egomet me concoquo*, welches der Vers nicht zuließe, lesen wir jetzt *ego me et*, was vortrefflich ist. Aber V. 15—16 ist eine gewaltsame Emendation; für *saviis*, *sagittatis* liest Hr. H. *savi sagittis*. Jenes hat auch nicht das Gepräge der Corruption, und dem Verse muß auf andere Art geholfen werden. V. 18 ist nicht nothig *tibi* und *etiam* zuzusetzen: es sind Cretici. Freylich kommt dadurch ein Trimeter unter die Tetrameter; sowie Plautus die baccheischen Verse nicht immer von gleicher Länge macht, so scheint dieß auch bey den kretischen Versen der Fall zu seyn. V. 21 ist für *sumpti sumptuis* geschrieben, ohnerachtet Nonius *sumpti* als hieher gehörig zweymal citirt. Könnte man versichern seyn, daß Hr. H. die Verse hier richtig abgetheilt hätte: so kann *sumpti* nicht stehen, und *sumptuis* wäre das natürlichste, was an dessen Stelle gesetzt werden könnte; allein Hn. H. Abtheilung ist hier sehr unsicher, und

*Quod bibit, quod comest, quod facit sumpti*  
ist vielleicht ein katalektischer Vers. Act. 2, 2, 3 ist im Bacchiacus *ego* zugesetzt, aber es brauchte nur *me* versetzt zu werden:

*Latebræ abs tuo conspectu me occultabo*  
Vers 29 und 30:

*Tu si animum viciisti, potius quam animus te, est quod gādeas.*  
*Nimio satius est, ut opus, te ita esse, quam ut animo lubet,*  
verlangen keine Hülfe, und doch hat Hr. H. in beiden Versetzungen vorgenommen. Im ersten ist *animum* vor *si* gesetzt, und im zweyten *te ita* vor *ut opus*. Vielleicht ist es im ersten Verse deswegen geschehen, damit *animum* in Ictu wäre, aber auf diese Ehre könnte *tu* eben so gut Anspruch machen, welches nach Hn. H. Versetzung elidirt wird. Eben so wenig bedarf es einer Versetzung V. 32:

*Istaec ego mihi semper habui aetati tegumentum meae.*  
Hier ist der zweyte Fuß ein Proceleusmaticus, der, wie schon oben bemerkt worden, in den trochäischen Tetrametris keine seltene Erscheinung ist.

V. 57 ist nach Reizens Vorschlag *edat* für *edit* aufgenommen. Aber *edit* kann ja auch der Conjunctiv seyn, und als solchen nahmen es auch schon die früheren Editoren; die Form *edim* ist übrigens bekannt genug. Act. 2. 4. 5 ist Gulielmus Conjectur *exunctum* für *exutum* aufgenommen. V. 56:

*Abin hinc die recte? si hercle ire occipiam, vetes*  
sind die Worte wieder unnütz verstellt, vielleicht, damit *ire in ictu* sey. V. 91:

*Salillum animae qui cum extemplo amisimus*  
ist gut emendirt:

*Salillum animai: qui eum quom extemplo amisimus.*  
Act. 4. 1. 4 ist in den Handschriften corruptirt, die *urbis cumam* haben. Camerarius schrieb *urbisque moenia*, wo dann der ganze Vers so heisst:

*Quum suis me ex locis in patriam urbisque moenia reducem faciunt.*

Hr. H. hingegen:

*Quum suis me ex locis in patriam atque urbem usque in meam reducem faciunt.*

Dieses weicht zu sehr von den Handschriften ab, und Rec. zieht Gronovs Conjectur vor: *in patriam urbem incolumem reducem faciunt*. Mit einer kleinen Abänderung muß nun der Vers, der ein Trochaicus tetrameter acatalecticus ist, so geschrieben werden:

*Quum suis me ex locis in patriam urbemque incolumem reducem faciunt.*

V. 17 konnte *que* hinter *fluctus* bleiben, für *frangere* aber scheint sehr gut *confregere* emendirt zu seyn. V. 19:

*Quam magi specto, minus placet mihi hominis facies mirra sunt,*

darf Niemanden anstößig seyn. Hr. H. aber hat hinter *mihi*, *haec* eingeschoben und *mi* geschrieben, vielleicht, damit *mihi bisyllabum* nicht elidirt würde. V. 33:

*Calliclem aiebat vocari, qui huius mihi dedit epistolam*

ist hinter *Calliclem*, *quem* eingeschoben, *aiebat* geschrieben, und hinten sind die Worte verstellt. Gegen die Richtigkeit des Verses nach dem gewöhnlichen Texte läßt sich aber nichts einwenden, und Hr. H. kann daher aus keiner anderen Ursache, wie sich auch aus ähnlichen Stellen schließen läßt, corrigirt haben, als, weil er glaubte, *aiebat* wäre, einer Bemerkung Bentley's ad Ter. Heauton. 5, 1, 51 zufolge, immer zweysylbig. Aber Bentley redet bloß vom Terenz, und bey Plautus kommen zu viel Beweise vom Gegentheil vor, als daß Rec. diese Veränderungen billigen könnte. V. 41:

*Faciā ita ut vis. agendum nomen tuum primum memorā mihi*  
ist abermals eine unnöthige Versetzung; wahrscheinlich deswegen, damit kein *Dactylus pro Trochaeo in trisyllabis* sey, welches Praef. S. XVI verworfen wird. Über Subtilitäten dieser Art, welche über ein Heer von Versen das Verdammungsurtheil sprechen, würde sich Plautus entfetzen. Eben so unnöthig ist die Verstellung V. 53:

*Hanc me iussit Lesbionico suo gnato dare epistolam*  
wo *dare* vor *suo* gesetzt ist. V. 79 hat *bene* eine andere Stelle erhalten, damit *es sub ictu* ware. V. 93:

*Nisi quia lubet experiri, quo evasurū denique*

ist der zweyte Fuß ein Tribrachys; das nach *quia* eingeschobene *hunc* konnte daher füglich wegbleiben, sowie V. 102:

*Alit di isse ad villam aiebat servis depromptum cibum eum*, welches durch *aibat bisyllabum* erzeugt ist. V. 134 war nicht nöthig *is* hinzuzufügen, sondern *non* und *tu* mußten ihre Plätze wechseln:

*Pris' non tu eras, quam auri feci mentionem. nihil agis* —  
*tu* wird hier nicht elidirt, welches selbst Bentley nicht verschmähen würde. Act. 4. 4. 16 hat Hr. H. für das zweyte *i*, *nunc* geschrieben. Rec. schreibt *morai* und tilgt das eine *i*, welches aus dem letzten Buchstaben von *morai* gekommen ist:

*Nihil est morai. i, umbula. actutum redi*

*i* wird nicht elidirt. S. Bentley ad Hecyr. 5. 2. 21. Act. 5. 1 wo die Verse ziemlich verworren sind, hat Hr. H. vieles verändert. Den früheren Editoren war die Versart nicht bekannt. Reiz glaubte, die beiden ersten Verse wären Anapaesten. S. Praef. p. IX. Hr. H. hingegen hält sie für Troch. tetram. acatalec. und mit Recht. Was aber die Emendationen betrifft, so ist Rec. nicht durchaus einverstanden. Im ersten Verse soll *praecipuus* eine Glosse von *antepotens* seyn, und der Vers heisst nun so:

*Hic homo est hominum omnium antepotens voluptatibus gaudiisque*

Rec. zieht *antepotens* zu dem folgenden Verse, und ändert nichts:

*Hic homo est omnium hominum praecipuus voluptatibus gaudiisque.*

Im 2ten Verse hat Hr. H. *subsequitur* aus dem 3ten hinzugenommen, *commoda* in *commode* verwandelt, und für *ita*, *ea* geschrieben:

*Commode ea, quae cupio, eveniunt: quod ago, assequitur, subest, subsequitur.*

Rec. nimmt, wie gesagt, nur *antepotens* hinzu, ohne weitere Veränderung:

*Antepotens ita commoda, quae cupio, eveniunt: quod ago, assequitur, subest.*

Der 3te Vers ist ein Creticus, welchen Hr. H. emendirt:

Rec. aber:

*Sequitur: ita gaudiis gaudium suppeditat.*

Hier ist bloß *subsequitur* in *sequitur* verändert. Die folgenden 3 Verse nach unserem gewöhnlichen Text:

*Modo me Stasimus Lesbionici servus convenit: is*

*Mihi dixit, suum herum peregre huc advenisse Charmidem.*

*Nunc mihi is propere conveniendus est, ut, quae cum ejus filio, —*  
sind corruptirt, wenigstens unrichtig abgetheilt. Hr. H. corrigirt daher:

*Ac me Stasimus Lesbionici servus convenit modo.*

*Is mihi dixit, suum herum peregre huc advenisse Charmidem.*

*Nunc mi is propere conveniendus est, ut, quae cum ejus filio, —*

Rec. hat gegen diese Emendation nichts einzuwenden, bemerkt nur, daß für *ac* auch vielleicht *nam* zu schreiben ist. Act. 5. 2 ist vieles sehr schön von Hr. H. berichtet. V. 31:

*Deos volo consilia vestra recte vortere*

ist hinter *confilia*, *vobis* zugesetzt. Eben so im folgenden Verse:

*Filiam meam tibi desponsatam esse audio. nisi tu neuis*

sehr gut *desponsam* für *desponsatam* geschrieben. V. 50:

*Aperite hoc, aperite propere, et Lesbionicum si domi sit foras*

ist *foras* auf Reizens Erinnerung als Glossen entfernt sowie V. 52:

*Quis homo tam tumultuoso sonitu me excivit subito foras.*

das den Vers vernichtende *subito*, und endlich V. 64:

*Numquid causae est, quin uxorem cras domum ducam?*  
*optimum est, licet,*

das letzte Wort, gegen welches sich gleichfalls der Vers sträubt. Dagegen ist V. 59:

*Haec tibi pactast Callioli filia. ego ducam, pater.*

der Vers gut durch das hinter *Callioli* eingeschobene *hujus* ergänzt. —

Auf die hier und da zerstreut liegenden Bemerkungen anderer Kritiker über den Plautus hat Hr. Hermann, wie schon bemerkt ist, Rücksicht genommen, und sie sind mit vielem Fleiß zusammen gesucht, nur bey dem eben angeführten 59 V. ist ihm Gronovs Conjectur *optumast* für *optimum est* unbekannt geblieben. Gronov machte sie *ad Captiv.* 2, 2, 104 und Rec. giebt ihr Beyfall.

*Sed jam manum de tabula!* Die Wichtigkeit der Sache bestimmte uns ausführlicher zu seyn, und diess um so mehr, da so wenige auf Prosodie und Metrik den Fleiß verwenden, den sie erfordern, um besonders bey den Tragikern und Komikern das Geschäft der Kritik mit Glück zu vollführen, ja um nur, was auch Bentley dem unsterblichen Hemster-

huis bemerkbar machte, über die Conjecturen anderer richtig urtheilen zu können.

Zum Schluss noch eine allgemeine Bemerkung über die Hermannsche Arbeit. Hr. H. äußert *demetris* S. 195: der Rudens sey von Reiz noch nicht vollkommen emendirt. Dieser Meinung ist Rec. auch, aber er muß zugleich aufrichtig bekennen, daß ihm Plautus Hand im Rudens noch viel richtiger hergestellt zu seyn scheint, als im Trinummus. Hr. H. hat zwar viel geleistet, aber auch nicht wenig, durch überspannte Forderungen an die *numeros Plautinos*, verdorben. Denn wenn gleich selbst die trochäischen und jambischen Verse unseres Komikers sehr entstellte sind: so sind sie es doch nicht in einem solchen Grade, als Hr. H. glaubt. Nur den Trochaicis octonariis ist bisweilen sehr schlimm mitgespielt, besonders wenn sie auf minder bekannte Metra folgen. (Z. B. Amphitruo 2, 1 sind die ersten 24 Verse baccheische, und ein Theil des 25ten ist klaufel, dann kommen Trochaici tetram. acatalect. und catalect. die äußerst verderbt sind.) Ob die Vergleichung noch ungebrauchter Handschriften dem Plautus viel Hülfe leisten werde, müßte die Zeit lehren; Rec. zweifelt daran, da die mehresten Corruptionen des Textes ohnstreitig, wegen Unbekanntschaft mit den *metris* schon in den frühesten Zeiten, weit über das Alter der Handschriften hinausgehen. Vieles wird also der Conjectural-Kritik überlassen bleiben, deren besonnene und verständige Anwendung wir dem trefflichen Komiker wünschen. H.

## KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. Berlin, b. Lange: *Gallerie merkwürdiger und seltener Thiere*. Ein belehrendes Bildrbuch für Kinder von sieben bis zwölf Jahren. Mit 12 illuminirten Kupfertafeln von F. P. Wilmsen. Erstes Bändchen. 1804. IV u. 226 S. 8. geb. (2 Rthlr.) Unter der großen Menge von Schriften, die dazu bestimmt sind, der Jugend die Erlernung der Naturgeschichte zu erleichtern, und sie auf eine eben so angenehme als nützliche Weise zu beschäftigen, ist die obige unstreitig eine der besseren. Man findet darin Nachrichten vom Orangutang, vom Elephanten, vom Steinbock, vom Walross, vom Eichhorn, von der Schwalbe, von den Bienen, vom Kreuzschnabel, vom Ameisenbären, vom Ameisenlöwen, vom Kampfhahn und vom afrikanischen Kukul. Angehängt ist „die Bildergalerie,“ worin eine Anweisung enthalten ist, die Thiere nach ihren verschiedenen Classen und Geschlechtern zu ordnen. Der Vf. suchte die an sich trockene Beschreibung merkwürdiger Thiere dadurch zu beleben, daß er den Versuch machte, jedes zu beschreibende Thier als Helden der Geschichte auftreten zu lassen, und damit zugleich das Interesse für eine kleine Familie, in welcher sich alles Erzählte ereignete, zu verweben, und Rec. muß ihm das Zeugniß geben, daß sein Versuch nicht mißlungen sey. Seine Führer waren *Bechstein*, *Blumenbach*, *Borowsky*, *Funke*, und einige Reisebeschreiber; bey der Beschreibung des Walrosses *Storch*. — Der Vf. hat meistens glücklich den Fehler vermieden, der jetzt so häufig in Büchern, welche zur Belehrung der Kinder geschrieben werden, begangen wird, — den Fehler, die Aufmerksamkeit der Kleinen bald hiehin, bald dorthin zu zerren, und sie mit Gegenständen und Erzählungen so zu überhäufen, daß sie mehr betäubt, als belehrt, das Buch aus der Hand legen, oder wenigstens, nachdem sie gelesen haben, nichts mehr wissen, als die Geschichte, welche doch nur Mittel, nicht Zweck seyn sollte; nur hin und wieder hat er der Versuchung,

seine jungen Leser durch unnöthige, obgleich unterhaltende Abschweifungen zu zettreuen, nicht widerstehen können. Mit Recht erinnert er die Ältern, sich von ihren Kindern aus keinem Buche vorlesen zu lassen, weil die Kinder zu flüchtig lesen, wenn man sie allein lesen läßt, und auf die Art die unselige Kunst lernen, gedankenlos zu lesen. Die Manier des Vf. ist deutlich, ohne ins Spielende zu fallen, und für die kleinen Leute unterhaltend. — Das gute Papier, der correcte Druck, und die schön illuminirten Kupfer gereichen der Verlags handlung zur Ehre. — m —

*Salzburg: Tugenden und Geschichte Jesu für Kinder*. 1804. 64 S. 8. (2 gr.) Wie wenig der Vf. das Bedürfniß des Kindesalters kennt, wenn man auch die größeren Kinder darunter begreifen will, zeigt der Anfang: „Lieben Kinder, ihr wisst schon, daß Gott seinen Sohn den Messias, den er längst vorher den Erzvätern, dem Abraham, Isaak und Jakob versprochen hat, in die Welt gesandt hat. Er mußte Mensch werden, um die Menschen von der Sünde zu befreien, sie Besserung zu lehren, und durch Besserung sie glücklich zu machen.“ — *Jesu* heißt er. — Nicht sowohl über die eingemischte Dogmatik will Rec. mit dem Vf. rechten, da die praktische Tendenz überall durchleuchtet, und sich auch meist sehr fälschlich in den ethischen Schilderungen und Lehren darlegt: aber das Pädagogische fehlt zu sehr. Daß der Vf. Talent dazu hat, beweiset er in einzelnen Stücken, z. B. wo er Jesus als den zärtlichsten Kinderfreund vorstellt. Von den Tugenden spricht er zuerst, und dann trägt er die Geschichte des Erlösers vor; der umgekehrte Weg hätte ihn besser zum Ziele geführt. Das Büchlein kann auch für die protestantische Jugend nützlich seyn; der Sprachfehler fand Rec. nur wenige; religiöse Wärme belebt den planen Vortrag.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 S E P T E M B E R, 1805.

## LITERATURGESCHICHTE.

ZÜRICH, b. Gessner: *Briefe des Schweizer, Bodmer, Sulzer, Gessner*. Aus Gleims literarischem Nachlasse. Herausgegeben von Wilhelm Körte. 1804. VIII u. 456 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Gleim war für Vaterland, Literatur, Schönes und Gutes von mancher Art so empfänglich und warm, er hatte so etwas anschliessendes, war so offen, daß er nicht leicht mit einem lebhaft fühlenden Mann in Berührung kommen konnte, ohne mehr oder weniger, für eine Zeitlang oder immer, dessen Herz zu gewinnen. Es müssen in seiner Correspondenz viele merkwürdige Aufschlüsse der Denkungsart und Handlungsweise vorzüglicher Männer zu finden seyn. Hr. Körte verdient Lob und alle Unterstützung, da er solche Briefe aus der Masse scheidet, und uns über die Bildung, den Gang und die Helden deutscher Literatur in Gleims Zeiten trauliche Eröffnungen mittheilt. Sie sind nicht bloß für die Neugier merkwürdig; manches, worüber man abgeurtheilt zu haben glaubt, erscheint in einer anderen Gestalt, welche eine Revision des Spruchs motiviren dürfte. Überhaupt, wer sieht ohne Theilnahme die berühmten Vorgänger, wie sie *in sich* und *unter einander* gewesen? In Vergleichung anderer Zeiten und Nationen dürfen wir mit ihnen kühn auftreten. Es ist in dem vorliegenden Briefwechsel eine gewisse vaterländische Frommheit, Einfachheit und Unschuld der Sitten, bey einem Eifer für die Literatur, nur überwogen von dem für Friedrich und für das gemeine Wesen. Gern vergiebt man der unausgebildeten Sprache und sittsamen Zurückgezogenheit etwas Steifes, manchmal fast Ceremoniöses, besonders in den ersten Briefen: man mag das für sich wohl nicht, aber man gefällt sich bey den patriarchalischen Vätern. Sie sind streng; nicht alle ihre Urtheile sind ratificirt worden; hat aber die jüngere Welt in ihrer Einseitigkeit nicht auch Gutes weggeworfen? War nicht ein höherer Nationalfinn bey diesen Männern? Laßt uns sehen.

Die deutsche Literatur, zu ihrer Ehre und Stärkung sey es gesagt, ist erwachsen *durch sich*, durch diese Männer, die sie mit unbeschreiblicher Liebe pflegten.

Da Günther in das Grab mit Kummer fuhr,  
Gleim unbefördert lebt' mit tausend Gönnern,  
Da Lessou, Deutschlands Swift, verurtheilt war  
Sarmatische Staatschriften aufzusetzen,  
Da eine Ranzel Sulzer's dreymal fehlt (Bödmer 3: 70):

S. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

was lohnte, wenn nicht die Sache? „Wir müssen Gutes thun, weil unsere Natur ein Wohlgefallen daran hat: die Biene sammelt, obwohl der Honig ihr genommen wird; die Nachtigal schlägt, wenn ihr auch niemand zuhört (Sulzer S. 241).“ Dieser Sinn erweckte in dem alten Bodmer über vortreffliche Schriften von Jünglingen jene allen Neid besiegende Freude (S. 87); er und seine Freunde, „im Isthmus eines eisernen und (glaubten sie) goldenen Zeitalters,“ freuten sich enthusiastisch der fortschreitenden Kunst, ohne blind gegen die Mängel zu seyn: Sie fühlten, daß „die große *profaische* Schreibart der Alten“ unerreicht sey (Sulzer 270); sie beseufzten den Mangel an Eifer, den „der Slavery, überhäufte Arbeit und Nahrungsorgen unterliegenden Muth (ebenders. 241)“, und die sich hochweise dünkende Gemeinheit, besonders der Geschäftsmänner (274): *Darum*, urtheilte Bodmer (312), fasse man so unvollkommen den Geist des Königs: „Nichts ist seltener, als königliche Denkungsart, in einem Weltalter, wo die weiblichen Zärtlichkeiten in die Stelle der männlichen Tugenden gesetzt werden; wie nothwendig geschehen mußte durch den alltäglichen Umgang der Weibspersonen. Dieselbe schwere Weichlichkeit, welche die artige Welt hindert, sich in Klopstocks olympischer Höhe zu gefallen, ist die, welche Friedrichen mit so dummen Erstaunen nachsieht, und so ungereimt seinen Fall fürchtet.“ *Aetas parentum!!*

Wie eben diese Männer für Preussen gefühlt, ist rührend sichtbar. „Die öffentlichen Angelegenheiten nehmen meine ganze Seele ein (Sulzer 291); keinen Augenblick kann ich aufhören, an Friedrich zu denken und an sein Heer.“ Er erzählt, wie der Krieg ihm allen Geschmack an anderer Arbeit genommen; Porticus und Akademie sey ihm der Paradeplatz. „Über die Feinde (296) bin ich voll Rachbegierde und Wuth. Wann werden wir uns rächen? Alles geht mir zu langsam. O-Deutschland, wo ist dein Ruhm! wie die unüberwindliche Standhaftigkeit, das Joch fremder Reiche zu zerbrechen! Wie leicht wäre den Franzosen ein für allemal, wie ehedem den Römern, die Lust zu benehmen, wieder in dies Land zu kommen! Ich würde mich schämen, in Deutschland zu wohnen, wäre es nicht unter Friedrichs Zepter!“ Es gab Leute die nicht einstimmen: „Der vernünftigste Theil des Berliner Publicums bewundert und verehrt die Armee; ein Theil ist unzufrieden, undankbar, glaubt den König auf der Flucht, und aus dem Reiche verbannt.

Ffff

Wir

Wir wünschen solche Leute mitten zwischen die feindlichen Feuer (*Sulzer* 279). „Ergreifend ist, wenn er den Tag von Kunersdorf, wenn er die vorübergehende Einnahme der Hauptstadt beschreibt; möge Hr. Körte (er fühlt das aber selbst zu richtig; nie so einen Brief ungedruckt lassen; man muß sich gewöhnen an die Erinnerung der großen Gefahren, sich stählen durch den Gedanken, daß sie durch Beharrlichkeit besiegt worden sind; darum, nach einer erhabenen Schilderung jenes ersten Schreckens, schließt *Sulzer*: „Lassen Sie nur das Zutrauen auf glücklichen Ausgang nicht fahren; wir haben gesehen, wie schnell eine bösscheinende Sache gut werden kann (319).“ Die ganze protestantische Schweiz war dazumal so preussisch, wie kaum Brandenburg; Leute erkrankten (fielen in Ohnmacht; wir wissen Beyspiele), wenn es dem König übel ging (354); *Gesner* weist *Kleist* die allgemeine Theilnehmung nicht genug auszudrücken; denn „wie groß ist Ihr König, wie bedächtig und klug in seinen Unternehmungen, wie kühn und groß in der Ausführung (288 ff.)! „In außerordentlicher Bewegung war das Volk der Königsstadt“ (siehe auch die Wirkung der *Kriegslieder* S. 315). Solche Gefühle sind aufzuwahren; sie können große Seelen rühren an Tagen des Kampfs für die Freyheit Europas; in der Hand des Helden sind die Herzen des Volks. Er muß eitel und eigennützig werden, um sie zu verlieren.

Übrigens erscheinen sämtliche Correspondenten und ihre Freunde in verschiedenen Schattirungen der überhaupt guten Charaktere. Heilig waren den alten, *Bodmer* und *Sulzer*, Tugend und Religion, so, daß ohne sie auch kein Gedicht ihnen schön vorkam, und, wie zu geschehen pflegt, sie über diese Punkte bis zur Unduldsamkeit (189. 206) streng hielten: Das große Schöne behaupteten sie, könne nicht ohne das Gute seyn, und das Phantastische sey von den Alten, wie von ihnen, gescheut worden. Doch so pedantisch waren sie nicht auf die Dogmatik, daß nicht *Sulzer*n gefreut hätte, zu wissen, daß man in der Schweiz etwas vom Kathismus in Zweifel ziehen dürfe, ohne eben ein Ketzer zu scheinen. Nichts ist zarter als seine häuslichen Verhältnisse, wie er war als Gatte, als Vater; durchschneidend sein Jammer bey dem Tod seiner Lieben (212. 214. 320); seine starke Seele war überhaupt liebend, nur von der liebevollsten Verbindung der Menschen erwartete er sein (platonisches) Ideal der Glückseligkeit (254); rührend ist bey Abnahme seiner (durch jene Leiden früh untergrabenen) Kräfte die unnennbare Heiterkeit, sobald er in sein Vaterland kam: Ernst war er zuvor, und kalt, nicht verdrosslich, aber zwischen Tod und Leben nur noch animalisch; die Reise erwärmte, gab ihn sich wieder; so sahen, so hörten wir, und das lesen wir nun. *Gesner* ist vom Anfang an lieblicher, ungezwungener. Zuerst 1754 schreibt er an *Gleim*: seine Regeln habe er im Theokrit und Virgil gesucht; oft begeistere ihn *Homer*, *Anakreon*, *Gleim*; es brauche nicht viel, um gewisse Alpenhirten sich für die Ek-

loge zu bilden; er halte ungemein auf Lieder leichter, reiner Freude; wenige Rosen seyen der Grazien Schmuck. Alles in ihm ist Frohsinn und brave Natur; nichts weniger als verweichlichte; er hatte entschiedene Vorliebe für die, bey größter Einfachheit erhabenen Muster aus dem Alterthum. Über *Bodmer* fällt er ein Urtheil, das die Nachwelt billigen wird (372). Ungemein liebenswürdig, bieder, gut, vorurtheilsfrey, erscheint *Kleist*.

In dem Getümmel des Kriegs und unter drohenden Waffen  
Singt er dem Schöpfer sein göttliches Lied.  
Sein Schwert würgt sieghaft den Feind, doch seine menschliche Seele

Beweint mit heimlichen Zähren den Sieg. (*Gieseke*.)  
Ths.

CASSEL, b. Griesbach: *Grundlage zu einer heftischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte*; seit der Reformation bis auf gegenwärtige Zeiten. Beforgt von *Friedr. Wilhelm Strieder*, kurlürstl. heft. geheimen Hofrath und Bibliothekar. *Vierzehnter Band. Schröt.* — *Seyb.* 1804. 370 S. 8. (Pränumerationspr. 1 Rthlr. Ladenpr. 1 Rthlr. 8 gr.)

Wenn man die vielen Hindernisse erwägt, welche der um die heftische Literaturgeschichte so verdiente Herausgeber dieses Werkes, das schon im J. 1781 begann, zu überwinden hatte; so muß man sich wundern, daß er es in einem, vaterländische Producte sonst eben nicht sehr begünstigenden Lande bis zum 14 Bande hat bringen können. Dazu kommt noch die Indolenz oder Ziererey mancher Gelehrten und Bücherschreiber, die sich weigern, ein paar Blätter Nachrichten von sich mitzutheilen, und die den fleissigen Sammler, auf seine höflichen Bitten, oft keiner Antwort würdigen; wovon auch dieser Band S. 30 ein Beyspiel giebt. Überdies hat der geringe Absatz dieses Literaturwerkes, das nicht einmal auf allen öffentlichen, insonderheit Universitäts-Bibliotheken Deutschlands anzu-treffen ist, den Verleger bewogen, den Preis desselben zu erhöhen, wodurch mancher Privatmann noch mehr abgehalten wird, es sich anzuschaffen. Aller dieser Hindernisse ungeachtet, fährt Hr. *Str.* unermüdet fort, diese schätzbare Sammlung zu vollenden. Eigenes Bewußtseyn und der Beyfall von Kennern und Freunden der Literatur muß ihn für die Gleichgültigkeit des großen Laufens entschädigen.

Der Geist, der in diesem Buche weht, ist schon bekannt. Wer darin eine Reihe von schön und geistvoll geschriebenen Biographien suchen wollte, der würde sich irren. Der Herausgeber giebt vielmehr die Biographien lebender Gelehrten mit diplomatischer Genauigkeit wieder, wie sie ihm gegeben wurden, und supplirt nur manchen, von den Verfassern vergessenen Umstand; auch fügt er sorgfältig noch manche Schrift hinzu, die den Vffn. selbst entfallen war, oder die sie für zu unbedeutend hielten, um ihrer zu erwähnen. Von den verstorbenen Schriftstellern erzählt er die gesammelten Lebens-Umstände, mit Hinzufügung ihrer Schriften, und berichtigt bisweilen andere Literatoren. Auch diefs-



mal ist der reiche Buchstabe S., der schon im 12ten Bande anfang, noch nicht beendigt. Unter den, in diesem neuesten Bande vorkommenden Gelehrten zeichnen wir folgende aus: *Ludwig Philipp Schröter*, Prof. der Medicin zu Rinteln (geb. 1746. gest. 1800), ein glücklicher praktischer, und um *Nendorf* sehr verdienster Arzt! *Joh. Christoph Friedrich Schulz*, Superintendent und Prof. der Theol. zu Gießen, geb. 1747. Dürftige Notizen, — wiewohl nicht durch die Schuld des Herausgebers! *Joh. Balthasar Schuppius*, Prof. und Prediger zu Marburg, dann Hofprediger, Consistorialrath und Inspector zu Braubach im Hessen-Darmstädtischen, und zuletzt Pastor in Hamburg; geb. 1610, gest. 1661. Ein Mann von Kopf, Gelehrsamkeit und vorzüglichlichen Kanzelgaben, der die Thorheiten seiner Zeit mit Witz und Satire zu züchtigen wußte. Der Herausgeber hat diesem Artikel einige nicht uninteressante Anekdoten eingewebt. *Gottfried Schwarz*, Superintendent und Prof. der Theol. zu Rinteln, geb. 1707, gest. 1786, ein gelehrter Geschichtsforscher und Numismatiker, und ein zu seiner Zeit berühmter Theolog, dessen zahlreiches Schriften-Verzeichniß man hier sehr vollständig findet. *Joh. Georg Gottlob Schwarz*, Prof. und Pred. zu Gießen, und zuletzt geistlicher Inspector zu Alsfeld, geb. 1734, st. 1788 der Vater von *Friedrich Heinrich Christian Schwarz*, geb. 1766. Die Selbstbiographie dieses wackeren Pädagogen, der seit kurzem eine theologische Professur in Heidelberg erhalten hat, ist eine der interessantesten dieses Bandes. *Ludw. Gottlieb Scriba*, Kirchenrath, anfangs Pfarrer zu Gräfenhausen, und dann zu Arheilgen im Hessen-Darmstädtischen, geb. 1736, gest. 1804, ein Mann von ausgebreiteten entomologischen Kenntnissen. *Joh. Nicolaus Seip*, Superintendent und Consistorialrath zu Marburg, geb. 1724, gest. 1789, durch mehrere kleine theologische Schriften bekannt. *Joh. Heinrich Christian von Selchow*, geheimer Rath, Kanzler und Prof. der Rechte zu Marburg, geb. 1732, gest. 1795, ein gelehrter und berühmter Rechtsgelehrter, dessen vorzüglichsten Lebensumstände hier summarisch erzählt werden. Das Schriften-Verzeichniß

dieses Gelehrten ist dagegen, nebst einigen Anmerkungen, desto vollständiger eingerückt worden. Eine eigentliche Charakter-Schilderung *Selchow's* enthält *Schlichtegroll's* Nekrolog vom J. 1795. 2 Bd. *Heinrich Christian Frhr. von Senkenberg*, Reichshofrath, geb. 1704, gest. 1768, ein großer Kenner der deutschen Rechte und Alterthümer, der Geschichte, des Lehn- und Staats-Rechts, und Verf. vieler mit Beyfall aufgenommenen Schriften. *Renatus Karl Frhr. von Senkenberg*, ein Sohn des vorhergehenden, geb. 1751, und gest. als charakterisirter Regierungsrath zu Gießen 1800. Die hier mitgetheilte, etwas redselige Selbstbiographie des gelehrten und braven Mannes enthält doch manche Züge, die weder dem Psychologen, noch dem Pädagogen ganz uninteressant seyn werden. Man beklagtes nur, daß demselben nicht etwas mehr Beurtheilungskraft und Geschinack zu Theil wurde. S. 246 ff. giebt der sel. S. seine Art zu leben — die Stunde seines Aufstehens, Theetrinkens, u. s. w. — im kleinsten Detail an. *David Christoph Seybold*, ein geborner Württemberger, war eine Zeitlang in hessischen Diensten — zu Buchsweiler — und starb, 1804 als Prof. der alten Literatur, zu Tübingen, im 57 Jahr seines Alters. Für uns war die hier mitgetheilte Selbstbiographie *Seybold's* die reichste und unterhaltendste dieses ganzen Bandes. Auch bey den Schriften-Verzeichnissen finden sich einige nicht uninteressante Anmerkungen von der Hand des Vf. beygefügt.

Den Beschluß dieses Theils machen *Zusätze und Berichtigungen* zu den vorigen 13 Bänden, die von der unermüdeten Sorgfalt des Herausgebers, das Fehlende und Neue hinzuzuthun, ein rühmliches Zeugniß ablegen. Nur wünschten wir, daß manche neue Biographien lieber bis zu einem künftig zu erwartenden Supplementbande aufgehoben, als in Anmerkungen mitgetheilt würden, wo man sie, vor der Erscheinung eines allgemeinen Registers, nicht leicht finden dürfte, wie z. B. Hn. Prof. *Holzapsels* zu Rinteln Biographie in einer Note zum Artikel des Hn. Collaborators *Schuppius* zu Hersfeld. S.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**STATISTIK. Miltenberg**, b. Volkhardt: Patent über die Landesbehörden des Fürstenthums Leiningen. Amorbach den 1 December 1804. 36 S. nebst 4 Bog. Tabellen. Fol. Dieses wichtige erst im Januar bekannt gewordene Patent zerfällt in 13 Kapitel. Die neuen Staatsämter sind: das geheime Conseil, an dessen Spitze der Fürst steht und welches allein Repräsentativ-Charakter hat; eine aus 3 getrennten Senatoren bestehende Regierung, welche als Landeshoheits- und Gesetzgebungs- als Polizey- und Finanz- und endlich als Justiz-Collegium die höchste Landesstelle ausmacht. Die kirchlichen Angelegenheiten besorgt ein lutherisches Consistorium, ein katholischer und ein reformirter Kirchenrath. Das ganze Fürstenthum ist in 8 Justiz- und eben soviel ihnen correspondirende gleichnamige Rentämter eingetheilt, wodurch das Ganze eine den alten mainzer, pfälzer und würzburger Ämtern gar nicht mehr ähnliche Gestalt hat. Die Ämter sind: 1) *Miltenberg* von 47 Ortschaften, Weilen und Höfen begreift die alte mainzer Vortey Miltenberg und einen Theil vom Oberamte Amorbach; 2) *Bischofs-*

*heim* an der Tauber von 28 Ortschaften. Ausser dem alten mainzer Amte Bichofsheim gehört hiezu noch das würzburger Amt Lauda. Bey dieser Gelegenheit berichtigt Einfender dieses einen Irrthum in den geographischen Ephemeriden, Januar 1803 S. 5. Das vorige würzburger Dorf *Disselhausen* ist nicht an Salm-Reiferscheid abgetreten, sondern gehört zu diesem Amte; dagegen ist das ganze vorhin würzburger Amt *Grünsfeld* von Leiningen an Salm überlassen worden. 3) Das Amt *Boxberg* von 25 Ortschaften enthält das vorige pfälzer Amt Boxberg, und die vorigen mainzer Vogteyen Burken, Ruchsen, Salzenthal und Schöpf. 4) Das Amt *Buchen* von 24 Ortschaften hat einen Theil vom alten mainzer Oberamte *Amorbach*, wovon 5) die Reste nebst den vorigen würzburger Ämtern *Hardheim* und *Ripberg* das Amt *Walldürn* von 30 Ortschaften enthält. Das alte pfälzer Oberamt *Mosbach* ist in 3 Ämter getheilt, nämlich: 6) *Mosbach* von 22; 7) *Eberbach* von 16; und 8) *Hilsbach* von 13 Ortschaften und Höfen. Das ganze Fürstenthum enthält 205 Städte, Flecken, Dörfer, Weiler und Höfe, und in 114 fremdherri-

herrschaften haben, die Beamten Gerechtsame zu verwalten oder Gefälle zu erheben. — Gesamt-Waldungen stehen unter den 3 Oberforsteyen: 1) *Amorbach* mit 7; 2) *Mosbach* mit 6 und 3) *Walldürn* mit 11 Forsteyen. Für die militärischen Angelegenheiten besteht eine eigene Militärcommission. Für alle Stellen ist der Geschäftskreis, Rang und Befoldung genau bestimmt. — Das 13. Kapitel handelt von der Bestechung der Staatsdiener, und in welcher Ordnung die Anträge und Befehle bey den Behörden anzubringen sind. Vortreffliche Mafsregeln, wodurch auf der einen Seite die Würde der Staatsbeamten gewandhabet, auf der anderen aber auch sämmtlichen Unterthanen nachdrücklicher Schutz gegen alle unrechtmässige Bedrückungen und Beeinträchtigungen verschafft wird. In Ansehung der bey Höfen nur zu gewöhnlichen Ohrenbläserey heisst es: „Wir verbieten alles mündliche Anbringen bey uns unmittelbar von allen Officianten und Unterthanen gegen Officianten und öffentliche Behörden. Wir werden Ohrenbläser mit der Verachtung zurückweisen, welche demjenigen gebührt, der auf dem geraden Wege des Rechts seine Angelegenheiten vorzubringen oder seine Amtspflichten zu erfüllen, sich scheut.“ Nach den Vorschriften, wie Beschwerden einzureichen sind, heisst es: „Wir wollen keinen unserer Unterthanen den Zutritt zu uns unmittelbar verperrnen, wir wollen jede wahre und gegründete Klage anhören und auf das genaueste untersuchen lassen, und wenn sie erheblich befunden wird, mit der strengsten Gerechtigkeit abstellen. Wir müssen aber auch (gegen) diejenigen, welche aus störrischem Eigensinn und unbedachtamer Rechthaberey oder gar Ungehorsam, oder aus der Hoffnung, durch ungestüme Zudringlichkeit Machtprüche und widerrechtliche Verfügungen zu erschleichen, Uns mit grundlosen Beschwerden und Anträgen behelligen, oder sich Unwahrheiten und Verunglimpfungen ihrer Vorgesetzten und Obrigkeiten erlauben, die strengste Ahndung nach den Gesetzen eintreten lassen.“ — Der neue Titel des Fürsten ist: Fürst zu Leiningen, Pfalzgraf zu Mosbach, Herr zu Miltenberg, Amorbach, Duren, (das obige Amt Walldürn) Bischofsheim, Hardheim, Lauda etc.

S. i.

**ERDBESCHREIBUNG.** Leipzig, b. Steinacker: *Reise von Thüringen durch Sachsen, die sächsische Schweiz und die Oberlausitz über den Oybin und Meifersdorf in das schlesische Riesengebirge*, Erster Theil. 249 S. Zweyter Theil. 215 S. 8. Mit zwey Kupfern (Hohenstein und Oybin). (1 Rthlr. 18 gr.) Wer hier neue Bemerkungen über Statistik, Landesproducte, oder über Menschen- und Völkerkunde sucht, der möchte das Buch wohl unbefriediget hinlegen. Allein einige Stunden angenehmer Unterhaltung wird es jedem gewähren, und somit der S. V geäusserte Wunsch des Vf., „nicht ganz unter die langweiligen Erzähler gerechnet zu werden,“ in Erfüllung gehen.

Manche Gegenstände haben zu kurze Abfertigungen erhalten, wie z. B. im 1. Theile S. 38 und 102 und im 2. Theile S. 4 die Rosbacher und Torgauer Schlacht und der Hochkirchener Überfall. Freylich würde auch hier doch nur ein Auszug aus dem, was *Tempelhof*, *Archenholz*, *Kufter*, *Reizow* u. a. m. darüber geschrieben haben, gegeben worden seyn; doch hätte demungeachtet bey Hochkirchen, wo sich der eherner Muth und die beispiellos hohe Disciplin der Preussen im höchsten Glanze zeigte, noch diese und jene Anmerkung oder Berichtigung gemacht werden können. Dem Rec., der vor einigen Jahren diese Gegend bereiste, ist trotz der guten Karten, der guten Anweisung an Ort und Stelle, und trotz der gelesenen und mündlich eingezeichneten Nachrichten von jener dunkeln Nacht, noch immer vieles dunkel geblieben. S. 118 erinnert sich Rec. nicht, auf dem *Prohtschenberge* bey Bauzen irgendwo Anlagen bemerkt zu haben, es müßte denn der daselbst befindliche wendische Kirchhof für eine solche gelten sollen. Der S. 216 genannte Commandant und Hauptmann auf dem Königstein hiefs *Wolf Friedrich v. Beon*, welcher nicht, wie der Vf. will, wegen Verraths, sondern wegen Veruntreuung und Unterschleife am 16 Junius 1610 gehangen wurde; und des Barons v. *Klottenberg* Geschichte findet man ziemlich befriedigend in den „Nachrichten von merkwürdigen Verbrechern in Deutschland, *Beroholm* 1786“ S.

*Wallensteins Portrait* (Th. II. S. 51) befindet sich gegenwärtig nicht mehr in Friedland, sondern in Dux. Th. II. S. 208 kommen die armen Wenden abermals übel weg; doch ist der Vf. noch human genug, ihnen nicht alle Schuld ihrer Rohheit aufzubürden. Rec., welcher gute Gelegenheit gehabt hat, sich über dieses Völkchen genau zu unterrichten; will hier das Resultat seiner eingekammelten Erfahrungen liefern. Jeder der deutschen Sprache mächtige Wende, (wie man sie nur in dem Landtriche von *Siler* bis *Muskau*, und rechts und links nicht allemal findet,) wird eben so willig, wie der Deutsche, den Fragenden berichten. Die Wenden auf dem Lande zeigen eine Abneigung gegen ihre in Städten dienenden Landsleute, als Abarten der reinen Gattung. Die Schulen der Wenden sind freylich nicht in der besten Verfassung; doch das Nämliche läßt sich auch von den deutschen Schulanstalten in der *Oberlausitz* behaupten. Der nähere Umgang beider Geschlechter findet nur etwa eine kurze Zeit vor der Hochzeit, wie bey den Schweizern, Statt, und das Sittenverderbnis dieser Nation ist gewiss nicht ärger, als bey den sie umgebenden Deutschen. Übrigens hat Rec. bey den Wenden eine rohe Gutmüthigkeit, Gastfreundschaft, und gegen ihre Freunde eine beispiellose Treue und Anhänglichkeit gefunden.

Bud.

Leipzig, b. Schäfer: *Scenen aus einer Reise von Erlangen nach Muggendorf und der Rosenmüllershöhle*. 1804. 6 Bog. 8. (9 gr.) Rec. greift zwar begierig nach jeder Schrift, welche von der eben so romantischen als merkwürdigen Gegend von Streiberg und Muggendorf handelt, wurde aber bey keiner so getäuscht, wie bey diesen Scenen. Sie sind weder neu, (der alte Höhlenaufsteher Wunder lebte noch, als die Reise geschah) noch belehrend, noch unterhaltend; sie sind gar nichts. Wer *Esper*, *Köppel*, *Bauder*, *Rosenmüller*, *Martius*, ja selbst nicht sehr vollständigen und genauen *Arndt* anführt (Vorerinnerung S. 3), und alles das zusammen, was diese verständigen und gelehrten Männer bekannt machten, nur zerstreute Materialien nennt: der hätte doch prüfen sollen, was er als einen „neuen“ Beytrag zu jenen Materialien geben könne, che er eiu in der Schreibart schülerhaftes, empfindelndes, gänzlich sachleeres Ding drucken liess, worin die kümmerliche Beschreibung einer einzigen Höhle von so vielen kaum 10 Seiten anfüllt, indessen ein angebliches Abenteuer mit einem gemeinen, bettelhaften Landtreicher durch das ganze übrige Werkchen auf fast 70 Seiten fortläuft. Und selbst jene Beschreibung ist so, daß jemand, der die Höhle noch nicht kennt, sich schwerlich einen zusammenhängenden Begriff von ihr wird machen können, und jeder, der sie kennen lernt, finden wird, daß er sich einen unrichtigen gemacht habe. Nicht einmal der Weg dahin ist einigermaßen genau beschrieben. In den Worten S. 69: „Vom Dorfe aus gingen wir einige Zeit durch eine Lindenallee. [Nach welcher Himmelsgegend?] Dann wendete sich plötzlich der Weg an die Gebirgskette hin;“ sieht man weder, daß schon die Lindenallee bergauf führt, noch ob die Gebirgskette die einzige der Gegend ist; noch ob sie der Allee rechts oder links liegt. — Welcher Reichthum von Folgewidrigkeit liegt in dem einzigen deutsch geschriebenen Worte S. 62: „eines alten *Practizi*!“ Welche Verschobenheit in den Zeilen S. 63: „Guter, heller Mensch! — durch deine drückende Lage jedem Gifte preis gegeben, das das Gold der Herzen zernagt, hatte es dir die Natur in seinem kindischen, reinen Leben bewahrt!“

Da Rec. mit keinem nützlichen Buche bekannt machen kann, so will er wenigstens einen nützlichen Rath geben. Der Vf. sagt unter andern, die meisten Reisenden kämen über Erlangen nach Muggendorf. Wenn das wahr ist, so ist es wenigstens nicht ästhetisch zweckmässig. Wer die ganze Zauberey des Streiberger Paradieses, das sich wohl ohne Gefahr der Beschämung neben die schönsten Gegenden von Deutschland stellen darf, in vollem Masse genießen will, darf gerade am wenigsten von Erlangen her kommen, sondern muß von Bayreuth aus über Oberfellendorf, durch die Wüste ins gelohre Land treten.

Z.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 S E P T E M B E R, 1805.

## C H E M I E.

HAMBURG, b. Hoffmann: D. *Joseph Black's*, Prof. der Chemie auf der Universität zu Edinburg, königl. Leibarzt in Schottland etc. *Vorlesungen über die Grundlehren der Chemie aus seiner Handschrift*, herausgegeben von D. *Johann Robison*, Prof. der Naturkunde in Edinburg. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von D. *Lorenz v. Crell*, herzogl. braunschw. lüneb. Bergrathe, der Arzneygelehrtheit und Weltweisheit o. ö. Lehrer u. s. w. 1804. Erster Band. 444 S. Zweyter Band mit Kupfern. 548 S. Dritter Band mit Kupfern. 433 S. 8. (5 Rthlr.)

Der Prof. *Robison* wurde aufgefordert, diese Vorlesungen nach den nachgelassenen Papieren des verewigten *Black's* zu bearbeiten, hauptsächlich um einer ähnlichen Arbeit zuvorzukommen, die wahrscheinlich sehr mangelhaft ausgefallen seyn würde, weil man dabey die von seinen Zuhörern nachgeschriebenen Hefte benutzen wollte. *Rob.* war des Verstorbenen Freund, der ihm viel verdankt, der schon 1758 seine Bekanntschaft zu Glasgow machte, und ihm auch daselbst im Amte folgte, als B. nach Edinburg berufen wurde. *Black* hatte von seinen Vorlesungen selbst wenig geordnet, und fast alles mußte aus einzelnen Blättern, wo nur die Hauptsätze bemerkt waren, und nach welchen *Black* extemporiert hatte, zusammengetragen werden. Doch hat sich *Rob.* immer so viel als möglich an seine eigenen Worte gehalten, und eine treue Darstellung seiner Meinungen und Grundsätze befolgt; auch sind von ihm Noten hinzugefügt, welche *Crell* hie und da noch ergänzt hat. Die Noten beziehen sich vorzüglich auf *Black's* eigene Grundsätze und auf seine Ansprüche auf Originalität; zuweilen sind sie auch bestimmt, den Text zu erläutern. Rec. hat mehrere dieser Vorlesungen gern gelesen, weil sie gut und gründlich bearbeitet sind. An der Ordnung aber, in welcher diese Vorlesungen auf einander folgen, wäre wohl manches auszufetzen, und überhaupt ist Rec. auf wenig Neues und dem Deutschen Unbekanntes gestoßen, so daß er dabey mehrmals in Versuchung kam, zu fragen: Kommen nicht den deutschen Chemikern diese Vorlesungen zu spät? — und war deshalb die Übersetzung nicht ganz entbehrlich? Interessant ist es, in der Vorrede die vorzüglichsten Züge aus *Black's* Leben, und seine Verdien-

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

ste um unsere Wissenschaft, (man erinnere sich nur an seine Untersuchungen über fixe Luft und verborgene Wärme) ins Licht gestellt zu finden. *Black* war von der Natur mit seltenen Talenten beschenkt. Er war nicht bloß Chemiker, sondern auch geschickter Arzt. Mit den eleganten Wissenschaften war er nicht unbekannt, und auch ein sehr angenehmer Gesellschafter. Er besaß ein feines musikalisches Gehör, und war selbst musikalisch. Er war ein sehr einsichtsvoller Richter über musikalische Compositionen; auch mit der Malerey, Bildhauerkunst und Baukunst war er nicht unbekannt. — Der ganze *erste Band* dieser Vorlesungen behandelt die Gegenstände, worauf die Wärme Einfluß hat, sehr vollkommen und gut. Der *zweyte Band* begreift die Geräthschaften, und giebt die Eintheilung der chemischen Gegenstände in Salze, Erden, verbrennliche Körper, Metalle und Wasser. Die Salze werden noch in alkalische, saure und Neutralsalze eingetheilt. Der *dritte Band* ist für die verbrennlichen Körper und die Metalle bestimmt, wo wir aber unter den Metallen bloß den Arsenik, Braunstein, das Eisen und das Quecksilber abgehandelt finden. Beym *vierten Bande*, der wahrscheinlich noch nachfolgen wird, werden doch wohl auch die Kupfer geliefert, die hier ganz fehlen?

x + y.

FÜRTH, im Bureau für Literatur: *Tabellarische Charakteristik der ächten und unächten Arzneymittel für Ärzte, Apotheker und Droguisten*, herausgegeben von Dr. C. H. Theodor Schreger. 1804. 143 S. 4. (1 Rthlr. 4 gr.)

In der Vorrede giebt der Vf. die Quellen an, aus welchen er zum Entwurf dieser Tabellen schöpfte, und sie sind mit so vorzüglichem Fleiß entworfen, daß sie gewiß ihren Zweck nicht verfehlen werden. Die rohen Arzneymittel sind nach alphabetischer Ordnung und nach den drey Reichen der Natur aufgeführt, und immer ist dabey auf eine naturhistorische Beschreibung hingewiesen. Außerdem sind diese Tabellen in drey Rubriken abgetheilt, wovon die eine für die Namen, die zweyte für die Kennzeichen und Prüfungsmittel ihrer Güte und Achtheit, und die dritte für die Unterscheidungszeichen und Entdeckungsmittel ihrer Verunreinigung, Verwechselung, Verfälschung u. s. w. bestimmt ist. Den rohen Arzneymitteln folgen die mechanisch bearbeiteten, als die einfachen und gemengten Pulver, Kräuterspecies, Pillen, u. s. w. und zuletzt kommen die chemisch bearbeiteten Arzneykörper an die Reihe.

Gggg

Rei-

Reihe. Einige eingeschlichene Unrichtigkeiten wird der Vf. bey einer neuen Auflage schon selbst verbessern: so finden wir z. B. S. 97, das reine Bleyweiß müsse sich vollkommen in destillirtem Wasser (soll wohl Essig heißen?) auflösen, und damit zu Bleyzucker anschleßen. Bey den künstlichen medicinischen Luftarten (Gasarten) heißt es S. 139: das möglichst reinste (Stickstoffgas) aus Zinn- oder Bleyamalgam, muß geruch- und geschmacklos, leichter als die atmosphärische Luft seyn u. s. w. Wie dieß hier steht, muß man glauben, das Stickstoffgas werde aus Zinn- oder Bleyamalgam bereitet; aber es ist bloß das Mittel, das Sauerstoffgas aus der atmosphärischen Luft zu trennen, damit das bloße Stickstoffgas übrig bleibe. x + y.

MÜNCHEN, b. Lindauer u. Lentner: *Versuche einer pragmatischen Geschichte der bayrischen und oberpfälzischen Mineralwässer*. Nebst chemischer Untersuchung derselben in 41 Tabellen, der Bergnaphta der Tegernsee, und einer Brunnenkarte. Von Johann Baptist Graf, Medicinal- und Gen. Lazar. Inspectionsrath u. Prof. Erster Band. Mit 20 Tabellen. XCVI Einl. u. 144 S. Zweyter Band. Mit 21 Tabellen. 145—360 S. 8.

Seit langer Zeit haben wir kein Werk über die Mineralwässer erhalten, welches so reich an Eigenthümlichkeiten und neuen Ansichten ist, und den Gegenstand so sehr von allen Seiten beleuchtet, als das gegenwärtige. Wir wollen versuchen, zuerst eine kurze Übersicht des ganzen Werks zu geben, und dann einzelne neue Ansichten des Vf. aufstellen. Zuerst handelt der Vf. die Art der geschichtlichen Darstellung der Mineralwässer, ihr Alterthum und ihre Wichtigkeit ab. Dann folgen Axiome zur geschichtlichen Ausmittlung der Bestandtheile, nebst eigenen treffenden Bemerkungen. Sodann die Ansicht der chemischen Untersuchung, nebst der Ausmittlung der enthaltenen reactiven Bestandtheile der Mineralwässer. Ideen über die quantitative Ausmittlung und Unmöglichkeit derselben, so wie ihre Unanwendbarkeit in medicinischer Hinsicht, und die Unzuverlässigkeit der künstlichen Mineralwässer, worauf dann die quantitative Bestimmung nach eigener Ansicht, relative durch Tabellen folgt. Hierauf betrachtet der Vf. das Grünen des Bodens im Umkreise der Schwefelquellen zu jeder Jahreszeit, und stellt Ideen über die Farben auf, die er in der Natur nachweist. Frappant ist die bemerkte Analogie der Wirkungen zwischen der Atmosphäre der Schwefelquellen und mineralfauren Räucherungen als Mittel gegen die Epidemien, so wie die Ideen über die Entstehung der Schwefel- und überhaupt der Mineralquellen; und reichhaltig sind die Folgerungen aus diesen Ansichten für den chemischen Leser. Bey den Sauerlingen verbreitet sich der Vf. über die Entstehung der Kohlenstoffsaure, ihre Verbindung, Erden, Alkalien, etc. und zuletzt werden allgemeine Regeln, vor dem Bad, während des Bades, und nach dem Bad gegeben.

Bayern und die Oberpfalz ist an Mineralwässern reicher als jeder andere Staat in Europa. Auch waren diese Gesundbrunnen in den älteren Zeiten in Deutschland sehr berühmt, und hatten größeren Ruf, als manche andere jetzt blühende Badeanstalten; allein nicht der Mangel an Güte der Mineralquellen, auch nicht Mangel an Aufmerksamkeit der Regierung, sondern das Schicksal Bayerns überhaupt verstopfte diesen wichtigen den leidenden Menschen so wohlthätigen, und den Kassen so nützlichen Finanzzweig. Einen Mißgriff scheint jedoch die Regierung selbst gethan zu haben, indem sie Privatpersonen ihre eigenthümlichen Quellen überließ. Es ist daher sehr lobenswerth, daß der Vf. die Regierung darauf vorzüglich aufmerksam macht, und sie erinnert, daß die Mineralquellen immer als ein Zweig der Gesundheitspolizey nur unter ihren Augen und ihrem Einflusse allgemein wohlthätig und nützlich werden können, und es ist zu hoffen und zu wünschen, daß seine gehaltvolle Schrift den Zweck erreichen möge, Bayerns berühmte Bäder aus ihrer Vergessenheit zu reißen. Wir können uns hier nicht weiter über die Vorschläge verbreiten, welche der Vf. mittheilt, um diesen Zweck zu erreichen.

Der Vf. untersuchte die sämmtlichen Mineralwässer Bayerns auf folgende Art. Zuerst untersuchte er jedes Mineralwasser in seinem natürlichen Zustande mit Reagenzien, und zeichnete die Erscheinungen sorgfältig auf; dann wurde das Wasser noch einmal zu 2—3 und mehreren Stunden gekocht, und nochmals mit den nämlichen Reagenzien geprüft. Nachher wurde das schon ein oder mehrmals gekochte Wasser zur Trockene verdunstet, und der Rückstand entweder ganz analysirt, oder doch ein Salz von dem andern so abgeschieden, daß kein Zweifel mehr über die durch Reagenzien hervorgebrachten Erscheinungen Statt finden konnte, wobey aber nicht außer Acht gelassen wurde, daß die Salze durch den Abdampfungsproceß eine andere Form annehmen. Aus allen diesen Erscheinungen vor und nach dem Kochen, und mit den Rückständen vom Abdampfen; und nach den sorgfältigsten Bemühungen, alle Niederschläge mit dem rohen und gekochten Wasser, sorgfältig quantitative und der Form nach mit einander zu vergleichen, zog nun der Vf. die Resultate, die er, so wie die ganze Manipulation, in großen Tabellen mittheilte. So findet man in einem Theile der Tabellen die Erscheinungen aufgezeichnet, wie sie gleich nach dem Zusatze des gegenwirkenden Mittels, im ersten Moment, sich zeigten; dann welche Form nach 24 Stunden die Erscheinungen des ersten Moments angenommen hatten, oder ob sie während 24 Stunden neue Erscheinungen gemacht hatten. Dieß war das zweyte Moment, und dasselbe Verfahren mit dem gekochtem Wasser gab das dritte und vierte Moment. Die Erscheinungen mit den Rückständen des Kochens und Abdampfens findet man wieder, wie sie momentan, oder wenigstens in kurzer Zeit erfolgten, aufgezeichnet; dieses nennt der Vf. das fünfte Moment. Dieses Verfahren ist eben so neu als scharfsinnig,

nig,

nig, und es gehen daraus wahrhaft belehrende Resultate hervor. — Um sich von der Gewissheit der auf die erzählte Art angestellten Untersuchungen gänzlich zu überzeugen, wurden dieselben zweymal zu ganz verschiedenen Jahreszeiten angestellt, und manches Wasser 4 bis 5 mal untersucht. Der Vf. entschuldigt sich, daß er dem herrschenden Geiste in Analyfierung der Mineralwasser nicht entsprochen, und die Untersuchungen nicht quantitativ ausgeführt habe: er sagt, die wichtigsten Gründe hätten ihn von dieser undankbaren und unsicheren Arbeit abgehalten. Jeder, der 40 Mineralwasser, wie er, nach einander untersucht habe, werde wissen, daß schon der praktische Blick, die Routine genug sey, um in einem Überblick auf die reactiven Erscheinungen, auf den Geschmack, Schwere des Wassers etc. beyläufig, ja sogar bestimmt anzugeben, welches die Hauptbestandtheile eines Wassers der Quantität nach seyen. Er habe Mineralwasser von berühmten Chemikern untersucht, nachanalyfirt, aber nie die Menge der Bestandtheile gefunden, die sie angeben. Die quantitative Untersuchung der Mineralwasser habe man auf verschiedene Art vorgenommen; aber keine gebe übereinstimmende Resultate; denn die ältere Art das Wasser zur Trockene abzudampfen, den Rückstand zu analysiren, und die geschiedenen Substanzen zu wiegen, sey sehr unzuverlässig. Einmal werde durch den Abdampfungsproceß schon ein Theil der aufgelösten Salze mit verflüchtigt, und dann auch findenden Zersetzungen der Salze bey den Abdampfungen selbst Statt. Eben so grossen Unrichtigkeiten sey die neuere Art der quantitativen Untersuchung; durch Wägung der Niederschläge, unterworfen, worüber vorzüglich *Berthollets* neue Affinitätslehre Aufschluß gebe. Es existire daher keine quantitative Analyse eines Mineralwassers, der man nicht im strengen Verstande mit Zweifeln und Einwürfen begegnen könne. Dieses sucht der Vf. noch durch einige chemische Versuche mit antagonisirenden Salzen näher zu erweisen.

Gegen die künstlichen Mineralwasser erklärt sich der Vf. durchaus, und sucht zu zeigen, daß sie nie das leisten werden, was die natürlichen thun. Hier können aber theoretische Ansichten unmöglich ganz allein entscheiden, sondern die Erfahrung muß den Ausspruch thun, und diese hat den Nutzen der künstlichen Mineralwasser bewährt.

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß der Boden in dem Umkreise der Schwefelquellen beständig und zu jeder Jahreszeit, auch in Gegenden, wo selten ein Sonnenstrahl hindringt, grüne. Dieses ewige Grünen sucht der Vf. dadurch zu erklären, daß die Pflanzen ihren Sauerstoffgehalt an die Atmosphäre der Schwefelwasser, und diese den Wasserstoff an die Pflanzen schnell und beständig absetzen, was jedoch erst eines näheren Beweises bedürfte.

Man hat bey mehreren Bädern, vorzüglich bey Schwefelquellen die Erfahrung gemacht, daß an diesen Orten nie eine ansteckende Menschen- oder Viehkrankheit herrschte, daß selbst die Pest diese Orte verschonte. Diese geschichtlichen Thatsachen be-

weisen, daß schon vor Jahrhunderten die mineralfauren Dämpfe und Gasarten die Ansteckungsstoffe entkräfteten, welches die neueren Resultate von den mineralfauren Räucherungen unwidersprechlich darthun. Um aber in der Zusammenstellung der schwefelwasserstoffhaltigen Mineralquellen und der mineralfauren Räucherungen gegen Ansteckungen keinen Widerspruch zu finden, ist nothwendig, sich einen deutlichen Begriff von der Entstehung der Mineralquellen zu machen. Der Vf. denkt sich diese Entstehung nun auf folgende Art: Es müsse ein Stoff in der unterirdischen Natur gefunden werden, der nicht Magnet, nicht Elektricität, nicht Wärmestoff, kurz kein bedingtes Wesen seyn dürfe, ein Stoff der entweder für sich, oder in Verbindung mit anderen Stoffen im Stande sey, das Wasser zu zersetzen. Dieser Stoff könne aber auch der Schwefel seyn, wenn er durch irgend einen anderen Körper, z. B. durch Laugensalz in den Stand gesetzt werde, das Wasser zu zersetzen. Sey das Wasser nun auf solche Art zerfetzt: so wirken dessen Bestandtheile jeder frey für sich; der Wasserstoff im freyen Zustande kann nun selbst Anneigungsmittel zur Oxydation des Schwefels, durch den Sauerstoff des Wassers werden, kann die Oxydation des Schwefels, so lange das Wasser unter der Erde fortläuft, vollkommen vor sich gehen: so entsteht vollendete Schwefelsäure, die sich dann mit den auflöflichen Stoffen, mit denen sie während ihres Laufs zur Oberfläche der Erde in Berührung kömmt, sättiget. Geschieht aber die Oxydation des Schwefels unvollkommen, oder findet die entstandene Säure keine auflöflichen Stoffe, oder geschieht der Proceß nahe genug auf der Oberfläche der Erde, so erscheint der gefäuerte Schwefel als schweflichte Säure, wie dieses der Fall bey einigen italienischen Wassern ist. Ist der Oxydationsgrad des Schwefels noch unvollkommener, so daß er noch den Wasserstoff in seiner Mischung hat, so erscheint er uns als geschwefelter Wasserstoff. Wir können dem Vf. hier nicht weiter in der Auseinandersetzung dieser Hypothese folgen, die aber zu sehr wichtigen Betrachtungen Anlaß geben kann. Der Vf. verpflichtet seine hier mitgetheilten neuen chemischen Ansichten in einer besonderen Schrift dem Publicum zu übergeben, wofür er auf den Dank der Leser rechnen kann. Schließlich wollen wir noch bemerken, daß die Bergnaphta zu Tegernsee sich nach des Vf. Versuchen wie ein wahres Steinöl verhält.

xp.

### TECHNOLOGIE.

EISENACH, b. Wittekindt: *Vollständige Beschreibung von einer vorzüglich brauchbaren Rammmaschine, mit welcher nicht bloß senkrechte, sondern überhaupt nach jedem erforderlichen Neigungswinkel von 90 bis 10 Grade, mit Ersparung Arbeiter, Pfähle eingeschlagen werden können, und durch einen einfachen Gegenmechanismus dem Härten die durch das Schrägstellen verlorne Kraft wieder ersetzt werden kann*, von J. C. Roymerdt, verbessert und herausgegeben von C.

C. C. Rommerdt. 1804. VIII u. 44 S. 8. mit 2 Kupfern. (12 gr.)

Eine zweckmäßige Rammmaschine ist sowohl bey senkrechten als schiefen Einpfählungen ein wahres Bedürfnis in der Baukunst, besonders beym Wasserbau. Aber die gewöhnlichen Einrichtungen solcher Maschinen haben meist beträchtliche Fehler. Wird der Block oder der Bären bloß von einer Menge Menschen an einem Seile über eine Rolle geführt gehoben: so erlangt er nicht Höhe genug, um bey senkrechten Einpfählungen die nöthige Wirkung zu thun, und bey schiefen Einpfählungen wird die Gewalt noch weit mehr durchs Herabgleiten von den schief liegenden Lauflatten geschwächt, der Friction nicht zu gedenken, welche der Bären an den Flächen der Lauflatten erleidet. Man hat zwar diese Mängel durch mehrere mechanische Anordnungen abzustellen gesucht; allein sie sind theils zu sehr zusammengesetzt, theils zu unbequem, um allenthalben mit Vortheil angewendet werden zu können. Dieß bewog Hn. R., auf eine eigene Rammmaschine zu denken, welche so einfach, als es der Sache nach möglich war, eingerichtet seyn, und bey jeder Art von Einpfählungen von beynahe gleicher Wirkung gebraucht werden konnte. Sein Sohn hat diese Maschine noch mehr verbessert, und in vorliegender Schrift eine vollständige Beschreibung und Abbildung davon gegeben. Rec. muß gestehen, daß sie eine der vorzüglichsten ist, ob sie gleich, in einigen Theilen weniger zusammengesetzt, den nämlichen Effect ohne größern Aufwand von Kräften leisten, und daher weniger kostbar seyn könnte. — Der Vf. hat vorzüglich auf folgende drey Hauptpunkte Rücksicht genommen: 1) auf die Verminderung der Friction des Bären bey jeder Stellung der

Lauflatten; 2) auf die Verstärkung der Kraft, den Bären in die Höhe zu ziehen, und 3) auf eine eigene Vorrichtung, dem Bären die bey schrägen Einpfählungen verlorene Kraft wieder zu ersetzen. Das erstere hat er durch ein paar messingene Rollen und eine kleine Walze, welche im Bären befestigt sind, und bey'm Herabfallen desselben sich an den Lauflatten wälzen, bewerkstelliget. Zur Bewirkung des zweyten hat er auf den Rammstuhl ein Tretrad mit Speichen angebracht, auf welche ein starker Mann treten muß. Bey'm Umlaufe desselben wickelt sich das am Bären befestigte, und über eine feste Rolle oben in den Lauflatten gelegte Seil auf eine besondere durch einen Riegel festgestellte Welle. Nachdem auf diese Art der Bären in die Höhe gezogen worden, löset ein besonderer Mann den Riegel der Welle, und das Seil auf ihre Zapfen beweglich ist, fällt der Bären durch sein eigenes Gewicht wieder herab. Nach Rec. Urtheil würde hier der Mechanismus einfacher und mit geringeren Kosten durch eine Kreutzhassel ausgeführt werden können; wobey besonders noch der Vortheil bey der Transportirung des Ganzen Statt findet, daß die Maschine mehr aus einander gelegt werden kann. Das dritte endlich, welches besonders bey schrägen Einpfählungen angewendet wird, hat der Vf. dadurch zu Stande gebracht, daß in einem vor dem Bären befindlichen Gestelle oben und unten eine Rolle angebracht ist, über welche ein an dem Bären befestigtes Seil gelegt wird, an dessen Ende einige starke Männer in dem Moment, da der Bären herabsinken will, mit vereinter Kraft denselben herabziehen, und ihn dadurch diejenige Kraft wiedergeben, welche er bey'm schrägen Herabgleiten verlieren würde. RF.

#### KLEINE SCHRIFTEN.

CHEMIE. Gröningen, b. Eckhoff, Bremen, b. Seyfert: *Alexandri Numan, Med. Doct. observationes de carbonatum officinalium praecipuorum praeparandi methodo, natura ac usu, factas in laboratorio chemico universitatis Groningae. 1804. 94 S. 8. (10 gr.)* Diese kleine Schrift enthält die pharmaceutische Bereitung des kohlenstoffsauren Kalis, Natrons, Ammoniums und der Talkerde, wobey vorzüglich auf die verschiedene Abstufung ihrer Sättigung Rücksicht genommen ist, und diesen folgt der therapeutische Nutzen dieser Producte. Dem deutschen Arzt, Chemiker und Pharmaceuten ist alles hier abgehandelt hinlänglich bekannt. Das Eigene finden wir hier, daß sich der Vf. weder eines Woulfischen noch eines anderen künstlich zusammengesetzten Apparats zur Bereitung des kohlenstoffsauren Kalis und Natrons bedient. Die kalische Auflösung wird bloß in eine geräumige Vorlage gefüllt, gröblich gestossene Kreide in eine Tubulatreorte gethan, und mit acht Theilen Wasser verdünnte Schwefelsäure nach und nach darauf gegossen. Der Hals der Retorte muß bis in die Flüssigkeit der Vorlage reichen. Anfangs wird die Mündung der Vorlage offen gelassen, damit die atmosphärische Luft heraustreten kann, welches durch die größere Schwere der in die Vorlage tretenden gasartigen Kohlenstoffsaure bewirkt wird. Ist die atmosphärische Luft herausgetreten: so wird die Mündung mit feuchter Blase verschlossen. Es kommt alles auf das behutame Eintragen der Säure an, um zu verhüten, daß die Gefäße von nicht absorbirtem Gase nicht zerschlagen werden; demungeachtet sey es doch nöthig mit einer Nadel Öffnungen in die Blase zu machen, damit dadurch im Nothfall ein Antheil des Gases entweichen könne. Von zwey Pfund im Wasser gelösten Kali hat

der Vf. durch dieses Verfahren in Zeit von 24 Stunden ein Pfund schön krySTALLISIRTES kohlenstoffsaures Kali erhalten, ohne den Rückstand, der bis zu einer neuen Arbeit aufbewahrt werden kann. Rec. würde bey aller bemerkten Behutsamkeit noch hinzusetzen, daß doch wohl bey dieser Behandlung eine Zerfchlagung der Gefäße möglich wäre, wodurch dem Arbeiter Schaden zugefügt werden könnte. y + y.

Dresden, b. Arnold: *Vollständige und praktische Anweisung zu Verfertigung verschiedener Arten englischer Lackfirnisse, besonders des englischen Metall-Bernstein- und Kopulfirnisses. Nebst einem Unterricht über das Lackiren und die Zubereitung der Farben, von J. G. Herklotz. 1804. 154 S. 8. (16 gr.)* Die Ingredienzen zu diesen Lackfirnisrecepten sind Bernstein, Kopal, Mastix, Sandarac, Sarcocoll, Elemiharz, Terpentin, Terpentinol, Weingeist, Leinöl u. s. w. Sarcocoll und Elemiharz sind nach Rec. Erfahrung unnöthige Zusätze. Der Kopal löst sich nach Nr. 9 nicht in Weingeist auf. Zur Bereitung der Lackfirnisse darf dem Weingeist der wässerige Antheil nicht bloß durch Pottasche geraubt werden, sondern man muß ihn nachher noch einer Destillation unterwerfen; auch ist zu dieser Abticht der gut ausgeglühete salzsaure Kalk der Pottasche vorzuziehen. Wählt man recht reine und helle Sandaracstücke: so ist die Reinigung desselben durch scharfe Lauge unnöthig, ja diese Behandlung ist vielmehr schädlich. Die angegebene Präparirung des Mastix ist unzuweckmäßig, und so auch die Abwaschung des Terpentins. Was von der Zubereitung der Firnisse überhaupt bemerkt wird, verdient empfohlen zu werden, vorzüglich was die Vorsicht, Entzündungen zu verhüten, betrifft. x + y.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 S E P T E M B E R, 1805.

## NATURGESCHICHTE.

STRASBURG U. PARIS, b. König: *Johannis Hermann observationes zoologicae, quibus novae complures, aliaeque animalium species describuntur et illustrantur.* Opus posthumum edidit *Fridericus Ludovicus Hammer*, hist. nat. Prof. etc. Pars prior observationum quatuorcenturias continens. XII. (1804.) Mit dem schön gestochenen Bildniss des Verfassers. 30 $\frac{1}{2}$  Bogen ohne Vorrede und Register. 4. (3 Rthlr.)

Dieses wichtige Werk ist ein Theil der hinterlassenen, naturhistorischen Arbeiten des im J. 1801 verstorbenen Dr. und Prof. *Joh. Hermann* zu Strassburg. Bekanntlich besaß dieser Gelehrte eine große Naturaliensammlung, welche viele Seltenheiten aus den drey Naturreichen von verschiedenen und sehr entlegenen Ländern enthielt, und seinem thätigen und beobachtenden Geiste den reichhaltigsten Stoff zu vielen Untersuchungen und Bemerkungen darbot. Diese schrieb er nieder, und diese sind es nun, welche sein Schwiegersohn, Hr. Prof. *Hammer*, der jetzige Besitzer des Kabinetts, mit Beyhülfe des Hn. *Friedrich Hermann*, Bruder des verstorbenen *J. Hermann* zu Strassburg, ein eben so geschickter Naturforscher als Rechtsgelehrter, durch den Druck nach und nach bekannt, und mit diesem Theil den Anfang machen will. Er begreift theils Beobachtungen über die Lebensart, theils Beschreibungen von 66 Säugethier-, 161 Vogel-, 84 Amphibien- und 59 Fisch-Arten, unter welchen viele als neu aufgeführt sind. Der Herausgeber hat in der Anordnung das linnéische System befolgt. Wir wollen von dem Inhalt Einiges in der Kürze unseren Lesern mittheilen, und hin und wieder einige Bemerkungen einstreuen.

I. Säugethiere. *Simia engytitthia*, *Herm.* (i. e. *mammās vicinas habens*.) *Caudata*, *grisea virefscens*, *artibus cinerascens*, *facie nigra*, *fascia frontali alba*, *circumcaesura faciei subpilosa*. Dieser Affe ist der *S. Raloway* L. sehr ähnlich; allein es fehlt ihm der Bart. Der Zahnarzt *Laforge*, von welchem ihn der Vf. erhielt, besaß ihn lebendig. *S. Sphingiola*, H. Er ist weder *Sphinx minor*, Buff. et Schreb. noch *platypus*, mit welchem er übrigens, außer der grünen Farbe und kleinern Gestalt, viel Ähnlichkeit hat. *Lemur Leucopsis*, H. *Incisoribus utrinque quatuor*, *facie obtusa*, *ambitu oculorum albo*, *corpore cinereo-griseo*, *pedibus extremis fasciae humerali luteis*, cum *J. A. L. Z.* 1805. Dritter Band.

*das corpore longioris, cinereae, subfloccosae, apice nigro.* Der Vf. erhielt ihn von Geoffroy ohne Namen. *Vespertilio Celano*, H. Aus Batavia. Diese Fledermaus ist von den ihr ähnlichen Buffonschen Arten *la Rouffette* et *la Rougette* verschieden. *Vesp. nudus*, H. *Ecaudatus*, *corpore nudo*, *auriculis medio-eribus*, *simplicibus*, *dentibus caninis inferioribus intus cavis basi productis*. Das Vaterland dieser Fledermaus ist unbekannt. H. erhielt sie aus Paris. *Myrmecophaga didactyla*. Der Vf. führt die 22 Tafel der blumenbachischen Abbildung naturhistorischer Gegenstände an, und bemerkt, daß die Ohrappen, welche bey der blumenbachischen Abbildung angegeben sind, bey seinem Exemplar fehlten. *Canis familiaris*. Viele Bemerkungen über denselben. Bey einem Spiel wurde ein aus Elfenbein verfertigter Würfel auf die Erde geworfen. Als man ihn suchte und nicht fand, fiel der Verdacht auf den Hund. Er wurde aufgeschnitten, und der Würfel halb verdauet in dem Magen gefunden. Von *Canis Alopex* und *Felis guttata*, H. Ausmessung und Beschreibung. *Mus Cricetus*. Viele Beobachtungen über die Nahrungsmittel desselben. *Sciurus vulgaris* und *Sc. vulg. cinerea*. Sehr viele Beobachtungen. Den Beschluß der Säugethiere machen Beschreibungen der Hörner von *Antilope grandicornis*, H. und *Ant. torticornis* H., der Zähne des *Hippop. amphib.* und *Sus Balayussa*.

II. Vögel. *Vultur minor*, H. *Albus*, *remigibus nigris*, *rectricibus fusco-marginatis*. Dem Vf. scheint diese die kleinste Art von Geyern zu seyn! S. 93 sagt er, daß alle Geyer einen Kropf vor dem eigentlichen Magen hätten, der einem herunter hängenden Sacke ähnlich sey, allein dieser Kropf ist auch den Adler- und Falken-Arten eigen, und ist wohl nichts anders, als ein Vormagen. Dieser Sack soll nach der Meinung des Vf. zu der Fabel, daß der Pelekan seine Jungen mit seinem eigenen Blute nähre, Veranlassung gegeben haben, da *Vultur Papa* öfters mit dem Pelekan verwechselt wird, und ein gewisser Thierführer, welcher diesen Geyer in der Gefangenschaft hielt, und nichts von der Fabel wußte, ihm versicherte, daß er mit seinem Schnabel sich den Kropf öffne und Blut herauslaufen lasse. Rec., der einen ganzen Winter hindurch einen lebendigen Geyerkönig sehr oft sah, konnte diese Verwundung niemals bemerken, auch sagte ihm der Thierführer nichts davon. Denkt sich Rec. noch hinzu, daß solche Leute den Thieren, welche sie bey sich haben, öfters Eigenheiten andichten, die diese nicht besitzen: so muß er an der Wahrheit der Erzählung

H h h h

lung

lung des obigen Thierführers und also auch an der Veranlassung zu der bekannten Fabel zweifeln. *Falco interruptus*, Herm. Ist sicher kein anderer, als *F. apivorus*, Lin., und sein *F. morphnus* ist *F. lagopus*, Lin., *F. vittatus* H. wahrscheinlich das Weibchen des *F. pygargus et cyaneus*, Lin., *F. turturinus*, Herm. ist *F. rufipes*, Beseke. *F. elegans*, H. ist in der Farbe und Gestalt dem *F. turt.* sehr ähnlich, so dafs ihn der Vf. anfangs selbst für eben denselben, bey näherer Untersuchung aber für eine besondere Art hielt. Da Männchen und Weibchen des *F. rufipes* abändern, so könnte *F. eleg.* doch wohl nur eine Abart oder Altersverschiedenheit seyn. *Dendrocaptus*, H. und *Titia*, H. Zwey neue Gattungen. Jene stellt er zwischen *Picus*, *Sitta* und *Certhia*, diese zu *Picus*. *Rhynchochasma*, H. — (ein langer nicht wohlklingender Name!) Ebenfalls eine neue Gattung, zu welcher er *Ardea pondiceriana*, und *A. coromandeliana* rechnet. *Ardea Ciconia*. Viele Bemerkungen über seine Lebensart. Uns wundert, dafs der Vf. den Storch noch unter die Reiherarten zählt. *Motacilla longicaudata*, H. Ist wohl *M. Boarula*, Lin.

III. Amphibien. *Testudo graia*, H. verglichen mit *T. graeca*, und *T. tricarinata*, Schoepf. mit *T. picta*, H. und *T. scabra*, Lin. *Rana bufo* und *Bufo Calamita*. Viele Beobachtungen. In dem Magen der *Lacerta cyanea*, H. fand der Vf. einige Bandwürmer. *Lacerta grisea*. Ist wahrscheinlich *L. agilis*, Fem. und hier sehr weitläufig beschrieben. *Coluber Aspis*. Der Vf. fand bey seinem Exemplar keine Giftzähne. Wenn man die Diagnosen, welche Linné, Gmelin, La Cépède und andere Naturforscher von dieser Schlange angegeben haben, durchsieht: so wird man gar bald überzeugt, dafs bey dieser Art noch mancherley Zweifel Statt finden. Sie ist wahrscheinlich nur eine Abänderung von *C. Chersia* oder *Berus*, mit welcher ersteren sie, wie schon Linné bemerkte, viel Ähnlichkeit hat, und mufs sodann im System ausgestrichen werden.

IV. Fische. *Acipenser Sturio*. Bemerkungen über den Kopf und einige Eingeweide desselben. *Balistes nummiferus*, H. (*Balistes niger*.) Von der Insel Frankreich. Der Vf. bemerkte an seinem Exemplar grosse, weisse runde Flecken, und auf dem Schwanz drey höckerige Linien. *B. pellucidus* H. (*B. fulcatus*, La Cépède). *Tetrodon maculatus*, H. *Diodon maculatus*, H. etc. *Nothistium*, H. Eine neue Gattung, die mit der Gattung *Scomber* verwandt ist, und sich durch den verlängerten Schnabel auszeichnet. *Silurus molitis*, H. *Esox nudus*, H. *Clupea alepidota*, H. Aus Amerika etc.

Den Beschluss macht ein alphabetisch geordnetes Register über die in diesem Bande vorkommenden Thierarten. Noch müssen wir bemerken, dafs unter den wirklich neuen Arten auch mehrere schon bekannte nur unter einem neuen Namen vorkommen. Manche sind von dem Vf. auch schon in andern Schriften, z. B. im Naturforscher beschrieben. Schade, dafs der Herausg. nicht mit diesem Bande zugleich die dazu gehörigen Kupfer lieferte,

von welchen, wie aus der Vorrede erhellt, schon ein grosser Theil gemalt ist. Wir ersuchen ihn, sie ja nicht zurück zu halten, und vorzüglich auf die neuen Arten und diejenigen, welche der Vf. selbst nicht genau zu kennen schien, z. B. S. 112 etc. Rücksicht zu nehmen. — Der zweyte Band soll die Insecten, Würmer und Zoophyten enthalten. Aus diesen Classen werden aber wieder einige besondere Werke über einzelne Gattungen, z. B. über die Läuse, ein anderes über die Schildläuse, ein drittes über die Spinnen, zu welchen letzteren schon über hundert Zeichnungen ausgearbeitet sind, erscheinen. So haben wir auch eine hinterlassene *Flora Atlantica* durch den thätigen Hn. Hammer zu erwarten. Von diesen besondern Werken ist bereits erschienen:

STRASBURG, b. Levraut; *Memoire aptérologique*, par Jean-Fréd. Hermann, Doct. en médecine, membre de la société d'histoire naturelle de Paris; publié par Frédéric-Louis Hammer, etc. avec neuf planches enluminées. An XII. (1804.) 73 Bogen, fol. (Auf gross Velin 48 Fr., auf mittel Velin 40 Fr., auf ord. Velin 36 Fr.)

Die linnéische Gesellschaft zu Paris bestimmte vor ungefähr 10 Jahren demjenigen einen Preis, welcher die meisten Entdeckungen in der Naturgeschichte machen würde. Der junge Hermann wählte sich zum Gegenstande seiner Untersuchungen die ungeflügelten Insecten, und war so glücklich, den ersten Preis davon zu tragen. Diese Schrift ist aber nicht mehr diejenige, welche er der Gesellschaft übergab. Er ging sie noch einmal durch, bereicherte sie mit neuen Zusätzen, ja er wollte sie ganz umarbeiten, als ihn der Tod wegnahm. Er starb an einem Nervenfieber im 25 Jahr seines Alters. Sein durch diesen Verlust äusserst niedergebeugte Vater fügte noch mehrere neue Entdeckungen hinzu, wodurch denn dieses Werk zu der Vollkommenheit gedieh, die es gegenwärtig besitzt. Aber auch ihn überraschte der Tod, als kaum die ersten Platten gestochen waren. Die Zeichnungen machte der Sohn grösstentheils selbst mit einer Sorgfalt und Genauigkeit, die nichts zu wünschen übrig lässt. Nicht nur das ganze Thier, sondern auch öfters mehrere merkwürdige Theile desselben wurden jedesmal unter einer starken Vergrößerung nebst der natürlichen Grösse vorgestellt. Man mufs wirklich die Geduld und Ausdauer bewundern, welche Sohn und Vater bey der Untersuchung so kleiner, dem blossen Auge fast unsichtbaren Geschöpfe anwandten. Stich und Farbenerleuchtung sind ebenfalls gut ausgefallen. Es sind gegen 93 Ohnflügler abgebildet, der Menge der besonderen Zeichnungen ihrer Fresswerkzeuge, Fühlhörner, Füsse, Zangen, Haare etc. nicht zu gedenken.

Gehen wir nun auf den beschreibenden Theil selbst über. Auf die von dem Herausgeber und Hermann, dem Vater, vorausgeschickten zwey Vorreden folgt eine Einleitung, welche eine sehr genaue Kritik der bisher von Linné, Geoffroy, Degeér, Fa-

*Fabricius, Müller, Scopoli, Thunberg, Forster, Römer.* Olivier aufgestellten Kennzeichen der Gattung *Acarus* enthält, dann des Vf. neue systematische Eintheilung der ganzen Ordnung *Aptera*. Er macht vier Familien: 1) *pedibus sex; thorace a capite aut abdomine discreto*, unter welche die Gattungen *Lepisma*, *Podura*, *Phthyridium*, *Pediculus*, *Nirmus*, *Pulex* gehören; 2) *pedibus octo; capite thorace abdomineque (maximo) unitis*, worunter die Gattungen *Picnogonum*, *Trombidium*, *Hydrarachna*, *Scirus*, *Cynorhætes*, *Rhynchoprion*, *Notaspis*, *Acarus*, *Phalangium*; 3) *pedibus octo aut quatuordecim; capite thoraceque unitis; abdomine caudave discretis*, worunter die Gattungen *Aranea*, *Rhax*, *Chelifer*, *Scorpio*, *Cancer*, *Dichelestium*, *Monoculus*, *Oriscus*; 4) *pedibus plurimis; capite a thorace discreto*, unter welche die Gattungen *Fulus* und *Scolopendra* gezählt werden. *Linné* hat nur 13, der Vf. aber 25 Gattungen.

Die erste Familie übergibt der Vf. Der Herausgeber macht uns aber Hoffnung, ein besonderes von jenem hinterlassenes Werk über die in diese Familie gehörige Gattung *Pediculus* nachzuliefern. Von der zweyten Gattung der zweyten Familie *Trombidium* beschreibt der Vf. 36 Arten, worunter *T. lapidum* vom Herausgeber, *T. phalangoides* (*Acarus phal. Degeer.*) Nach letzterem soll dieses Insect sehr selten seyn; der Vf. fand es aber häufig auf der Erde unter getrockneten Blättern im Walde und unter Baummoos. *T. telarium* (*A. telarium* Linn.) Bey diesem Insect macht *Hermann*, der Vater, die Bemerkung, daß *Linné* zweyerley auf den Lindenblättern befindliche Arten von verschiedener Grösse und Alter mit einander vermengte. Die eine Art ist nun *T. telarium*, die andere *T. tiliarium*. — Die Gattung *Hydrarachna* enthält die Müllerischen Hydrarchen; 6 Arten. *Scirus*, 4 Arten. *Cynorhætes*; 6 Arten, unter welchen *Acarus reduvius*. *Degeer* *Rhynchoprion*; 2 Arten. *Acarus marginatus* und *A. cellaris* auf zwey Cadavern gefunden, jedoch von jedem nur ein einziges Exemplar. — *Notaspis*; 12 Arten. *Phalangium*; 12 Arten. Begreift nicht alle Linnéischen Phalangien. Der Vf. hat hier vieleneue Beobachtungen mitgetheilt. *Chelifer*; 7 Arten, worunter *Chelifer cancroides* (*Phalang. cancroides*, Lin.) *Phthyridium*; 2 Arten. *Dichelestium*. Eine neue Gattung, zu welcher der Vf. eine Art in den Kiemen eines aus dem Rhein erhaltenen Störs fand. Es ist ein äußerst sonderbar gebautes Thier, 7 Lin. lang, 1 breit, von lebhafter Bewegung. Hierauf folgen Bemerkungen über drey Arten aus der Gattung *Monoculus*, unter den Namen *Limulus ferricaudus*, *Argulus delphinus*, Müll. und *Daphnia Gigas*, H. (*Monoculus lentivularis*, L.) Den Beischluß dieses interessanten Werks macht ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß der in demselben vorkommenden Gattungen und Arten, und eine Erklärung der Kupfertafeln.

Nun noch einige Bemerkungen des Rec. *Monoculus telemus* Lin. gehört unter die Conchylien,

und muß also aus der Reihe der Insecten ausgestrichen werden. Hätte der für die Naturgeschichte zu früh verstorbene Vf. noch länger gelebt, und seine Beobachtungen vorzüglich auf Vögelarten ausgedehnt; so würde er noch weit mehrere Arten entdeckt haben. So fand Rec. am *Picus major* mehrere Insectenarten, die ihm neu zu seyn scheinen, und die er *Tromb. denticulatum*, *T. emarginatum* und *T. agile*, und ein viertes *T. Graculi* nennt. Letzteres fand er auf dem Kopfe des Corv. *Graculus*. *Notaspis castaneus* fand der Vf. häufig auf Rasen; Rec. entdeckte es auch auf dem Kopfe des *Pic. major*. *Acarus Hirundinis* sah Rec. außerordentlich häufig an einem Käfig, worin eine Feldlerche war. Die schwarzen Flecken auf dem Rücken waren aber von denen bey der Hermannschen Figur verschieden. Der Rand des einen Exemplars war rings herum schwarz, am Hinterleibe am breitesten, der mittlere schwarze Fleck spielte ins Rothe. Mehrere andere Exemplare waren dunkel cochenilleroth auf dem Rücken mit schwarzer Zeichnung; andere auf dem Rücken ganz schwarz, und nur gegen den Kopf hin mit einigen lichten Stellen; noch andere hatten am Rande des Hinterleibes lichte Stellen.

D. W.

LEIPZIG, b. Schäfer: *Archiv für die systematische Naturgeschichte*, herausgegeben von Dr. *Friedr. Weber* und Dr. D. M. H. Mohr. Erster Band, erstes Stück. 1804. 153 S. gr. 8. Mit (5) Kupfern. (1 Rthlr. 3 gr.)

Eine empfehlungswerthe Sammlung von bloßen Originalaufätzen, deren Herausgabe an keine bestimmte Zeit gebunden ist, und welcher Rec. die beste Aufnahme bey dem Publicum wünscht, damit sie eine längere Fortdauer als so manche ähnliche frühere Unternehmungen habe, denen nichts im Wege stand, als daß sie sich über alle Naturreiche verbreiteten, während die mehrsten Naturforscher gewöhnlich ihr Studium nur auf einen sehr kleinen Theil der Naturgeschichte einschränken. Die erste Abhandlung: *Über das Studium der systematischen Naturgeschichte, in besonderer Rücksicht auf natürliche und künstliche Systeme, und die Grundsätze, wonach die letzteren gebildet werden müssen*, von *Weber*, zeigt sehr gut den Nutzen eines streng künstlichen Systems, und dringt mit Recht darauf, daß man die Sicherheit desselben als die wesentlichste Eigenschaft ansehen müsse: wie ist auch bey einem System überhaupt von Leichtigkeit zu sprechen, wenn es nicht sicher ist? Wenn aber der Vf. die Theile des Mundes durch alle Classen der Thiere anwenden will, um diese danach zu ordnen, und ein nach den Mundtheilen geordnetes zoologisches System für das beste hält, so wird er schwerlich Beyfall finden. Wie wollte der Vf. bey den Schlangen, Fischen und Würmern damit auskommen? *Linné* ging im Ganzen wohl den rechten Weg, wenn er bey jeder Classe auf das sah, was ihr das wesentlichste ist; irrte er hierin, so müssen wir das, was wir

wir als wesentlicheren Theil kennen lernen, zum Grunde legen, wie es *Fabricius* bey den Insecten that: so sehen wir mit Recht bey den Moosen auf das Peristom, allein bey anderen Pflanzen sehen wir nicht auf die Kapselmündung. — II. *Descriptiones nonnullarum specierum plantarum in australis Africae promontorio bonae spei sponte crescentium, quae antea vel non, vel incomplete botanicis innotuerunt*, a C. P. Thunberg. Es sind hier *Ixia radians*, *I. bicolor*, *I. fenestrata* Jacq., *I. squalida* (wahrscheinlich von *Aitons* gleichnamiger Pflanze etwas verschieden), *I. elliptica*; *Restio elongatus*, *nutans*, *bifidus*, *cuspidatus*; *squamosus*; *Diosma ustulata* (um), *deusta*, *umbellata*, *cuspidata*; *oblonga* (ehemals als Spielart von *D. lanceolatum* betrachtet); *Cynanchum filiforme*, *crispum*, *obtusifolium* und *capense* kurz beschrieben, und die vorletzte Pflanze ist abgebildet. III. *Beschreibung der auf dem Harze vorkommenden Braunsteinerze und der siebenbürgischen Braunsteinblende*. Von J. Fr. L. Hausmann. Sehr genau, in allen Rücksichten, und mit Bestimmung ein paar von dem Vf. entdeckter Abänderungen. IV. *Botanische Beobachtungen über die Arethusa biplumata und die Orchis Burmanniana* Linn. von Ol. Swartz. Jene, welche von *Commerſon* und *Gussieu* als eine neue Gattung (*Bipinnula*) angesehen ist, wird genau beschrieben und abgebildet, um zu beweisen, daß sie eine wahre *Arethusa* sey; so wie dies bey der zweyten geschieht, um zu zeigen, daß *Linne* Unrecht hatte, als er sie von *Orchis* trennte, und zur *Arethusa* brachte. V. *Stenus, monographice descriptus*, auct. *Svenone Ingem. Ljungh.* Es werden neun Arten ausführlich beschrieben, wovon die beiden

letzten *St. rotundatus* und *bipunctatus* in Schweden von dem Vf. selbst entdeckt sind. VI. *Verbesserungen und Zusätze zu Illiger's Etymologie der generischen Insectennamen*, in dessen *Magazin für Insectenkunde*, von Ljungh. VII. *Bemerkungen über Acharius neues Lichensystem*. Des Vfs Vertheidigung gegen die ihm von den Herausgebern gemachten Einwürfe, nebst ihren Gegenerinnerungen. Auch Beyträge zur *Methodus Lichenum*, von Acharius selbst. Ein Aufsatz, der manche gute Bemerkungen enthält, und auch schon wegen der Nachträge zu *Acharius Methodus Lichenum* allen Besitzern desselben unentbehrlich ist. VIII. *Bemerkungen über den Kreuzstein*, von J. Fr. L. Hausmann. Eine sehr gute Nachlese zu *Buch's* schätzbarer Monographie. IX. *Plantae cryptogamae novae vel minus cognitae*. Auct. Fr. Weber. Ein interessanter Aufsatz, in welchem einige Irrthümer berichtigt, manche Notizen über schon bekannte und genaue Beschreibungen und niedliche illuminirte Abbildungen von einigen neuen Kryptogamen (*Gymnostomum trichodes*, *Grimmia fragilis*, *Trichostomum orientale*, *Syntrichia norwegica*, *Opegrapha jamaicensis* und *pruinata*) mitgetheilt werden. X. *Über Conserva moniliformis und C. armillaris* Müll. Von Mohr. Der Vf. bestimmt die erstere genauer nach eigenen Beobachtungen, und vermuthet von der zweyten (wie selbst *Müller* es anfangs glaubte), daß es die abgelegte Hülle eines Wasserthiers sey. XI. (2r) *Kürzere naturhistorische Bemerkungen*; sehr vermischten Inhalts, die den Entomologen und Botanikern nicht gleichgültig seyn werden.

J. K.

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. 1) Leipzig, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Concerto pour le Fortepiano à 4 Mains*, composé par W. A. Mozart. Oeuv. 83. (1 Rthlr. 20 gr.)

2) Ebend.: *Collection des Oeuvres pour le Fortepiano*, composées par W. A. Mozart. Cahier VII. (3 Rthlr.)

3) Wien, b. Hoffmeister u. Comp.: *XII petites pièces pour le Piano-Forte*, composées par W. A. Mozart. (16 gr.) *XII petites pièces etc.* Liv. II. (16 gr.)

Das musikalische Publicum hat schon längst einstimmig über den vorzüglichen Kunstwerth der hinterlassenen Werke unseres verewigten Mozart entschieden. Es wird daher einstweilen, bis zur Vollendung der Ausgaben seiner sämtlichen Werke, an einer kurzen Anzeige derjenigen Tonstücke desselben genug seyn, welche die Presse verlassen haben. Nach der Vollendung dieser Ausgaben wird Rec. Gelegenheit finden, eine allgemeine Übersicht der Mozartischen Kunstwerke, und eine kurze Charakteristik jeder besondern Gattung derselben zu liefern.

Das Konzert für vier Hände Nr. 1 ist in *Es dur* (das Andante  $\frac{3}{4}$  Tact in *B dur*) gesetzt, und die Begleitung, die auf dem Titelblatte nicht angezeigt ist, besteht, nächst den gewöhnlichen vier Hauptstimmen für die Bogeninstrumente, aus zwey Hörnern, zwey Hoboen und zwey Fagotten. Dieses Konzert ist in Hinsicht auf den Inhalt dessen, was jeder der beiden Konzertspieler vorzutragen hat, dazu geeignet, daß es auch von solchen Spielern vorgetragen werden kann, denen andere Konzerte und Sonaten dieses Tonsetzers noch unbekannt sind. Es versteht sich jedoch von selbst, daß die beiden Konzertspieler Tactfestigkeit und Präcision im Vortrage

besitzen müssen, wenn die Ausführung nicht gänzlich verunglücken soll; denn wehe diesem Konzerte, und dem Orchester, von welchem es begleitet wird, wenn den beiden Konzertspielern die so eben angezeigten Erfordernisse mangeln!

Nr. 2 enthält 1) eine Sonate aus der harten Tonart *d*, deren zweyter Satz (in *A dur*) aus einer Polonoise in Rodosform, und der letzte Satz aus einem Thema mit 12 Variationen, besteht; 2) eine Sonate aus *F dur*, erstes Allegro  $\frac{3}{4}$  Tact; Adagio in *F moll*  $\frac{3}{4}$  und Presto  $\frac{3}{4}$  Tact; 3) Zwölf Variationen über ein Thema in  $\frac{3}{4}$  Tact aus *Es dur*, und 4) neun Variationen über eine Menuet von *Dupont* aus *A dur*.

Der Inhalt von Nr. 3 ist vorzüglich für Anfänger und für solche Dilettanten berechnet, die zwar gern Mozartische Compositionen vortragen wollen, sich aber an die größseren Tonstücke desselben nicht wagen können. Sie enthalten theils ursprünglich fürs Klavier gesetzte, theils auch für dieses Instrument arrangirte Stücke. So ist z. B. die Menuet im ersten Hefte S. 4, aus der bekannten Sinfonie aus *C dur*, und die S. 16 befindliche aus der Oper *Don Giovanni* genommen.

— o —

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Gotha, b. Ettinger: *Magie für gesellschaftliches Vergnügen und zur Minderung des Glaubens an Schwarzkünstler, Wahrsager, Hexen und Gespenster*. Viertes Bändchen. 1804. 209 S. 8. (16 gr.) Kartenkünste, optische Belustigungen, Enlens Automaten und Recepte für Künstler zum Vergolden, machen den Inhalt dieser Bogen aus. Alles aus anderen Schriften ähnlicher Art schon hinlänglich bekannt, und keines weiteren Auszugs würdig.

x+y.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 28 SEPTEMBER 1805.

## G E S C H I C H T E.

DRESDEN, b. d. Verf. u. LEIPZIG, b. Barth:  
*Geschichte der kur- und herzoglich-sächsischen  
 Lande mit vorzüglicher Rücksicht auf die Cultur  
 von Karl Aug. Engelhardt.* Mitgl. der oberlaus.  
 Ges. der Wissenschaften. I Th. 1802. XII u. 267  
 S. II Th. 1803. XII u. 276 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Dieses Werk, welches mit beiden vorliegenden Theilen noch nicht einmal den Zeitraum bis zum Tode Markgraf Conrads (1157) vollendet hat, und also sehr voluminös zu werden scheint, ist allen Patrioten, besonders der reiferen vaterländischen Jugend gewidmet, und soll, wie auch der Titel sagt, die Lücke der mangelnden Culturgeschichte Sachsens ausfüllen. Es war gewiss kein glücklicher Gedanke, ein Werk dieser Art, worin nicht bloß bekannte Erzählungen vorzutragen, sondern eine ganz neue Bearbeitung des Gegenstandes gegeben werden soll, vorzüglich für die Jugend zu schreiben. Rec. ist überhaupt kein Freund der Geschichten für Kinder. Diese haben die Kenntnisse noch nicht, welche bey Lesung geschichtlicher Werke nothwendig sind; durch den Ton, der hier angenommen werden muß, verliert die Geschichte von der erhabenen Würde, in der sie allein erscheinen soll, und der Verbreitung eines richtigen Geschmacks in der Behandlung derselben wird bey den jungen Lesern dadurch oft auf immer entgegengewirkt. Über diesen Tadel wird der Vf. sich jedoch leicht trösten, da der Geschichten für Kinder schon so viele erschienen sind, und da er sich überdies auf den Beyfall des Hn. Prof. Schröckh stützt, dessen guten Rath er nicht ganz beherzigt zu haben scheint. (S. X.) Aber die Verbindung einer Arbeit für die Jugend mit der für die Patrioten ist unnatürlich, und entbehrt allgemeinbekannte Beyspiele; es würde kein geringes Erstaunen erregen müssen, wenn ein Unternehmen der Art gelungen wäre. Dazu ist aber nicht einmal ein Versuch gemacht worden; und so findet sich in beiden Bänden für den Patrioten nichts besonders berechnet, es müssen denn die Ermunterungen zum Patriotismus und die Winke seyn, welche der Jugend gegeben werden. Was der Vf. sich übrigens für eine Classe von Bürgern unter Patrioten dachte, bleibt ungewiss; nach S. 3 scheint es fast, daß er diejenigen dahin rechnete, welche, ohne andere Gründe, ihr Vaterland nur deshalb lieben, weil sie darin geboren wurden, und ihren Unterhalt darin finden; sehr un-

J. A. L. Z. 1805. Dritter Band.

eigentliche Patrioten! Dagegen muß es der Rec. ganz billigen, daß der Vf. die mit vieler Unbequemlichkeit zu trennende Geschichte der kur- und herzoglich-sächsischen Lande nicht von einander riß, und auch die Lausitzen nicht ausschloß.

Der Plan des Vf. — bey einem Werke von solcher Ausdehnung wird Ausführlichkeit im Anfange erlaubt seyn, — den man freylich erst nach der Vollendung ganz wird beurtheilen können (S. VIII), den er aber doch von S. 7 — 21 ausgestellt hat, stimmt mit den Ideen und Begriffen des Rec. nicht überein. Der Vf. theilt jeden Hauptabschnitt in Regenten- und Cultur-Geschichte. Diese Abtheilung ist ein Mißgriff. Rec. will nicht streiten, ob irgend eine Geschichte in solche Fächer getheilt, und so zerstückelt bearbeitet werden dürfe, und ob man also eine Geschichte vorzüglich in Hinsicht auf Staatsverfassung, auf Cultur, schreiben dürfe, ohne die ewigen Gesetze für die Geschichtsschreibung zu übertreten, und ihre Wirkung zu stören, oder ob nicht vielmehr alle solche Abtheilungen, als integrierende Bestandtheile der Geschichte eines Landes, zu einem Ganzen verschmelzt werden müssen, wie der Vf. S. 15 selbst gehandelt hat. Allein höchst unpassend ist es gewiss, wenn Geschichte des Regenten und der Cultur, oder, was der Vf. als einerley nimmt, des Vaterlandes, getrennt werden soll. Der Vf. sagt, zwischen Fürst und Vaterland solle kein Grenzstein mehr stehen; warum wollen wir denn also jedem seinen eigenen Bezirk anweisen? Wenn der Regent als erster Bürger des Staats einer größeren Aufmerksamkeit werth ist, so darf seine Geschichte doch nicht ausschließend und von anderen Bürgern abgesondert behandelt werden. Der Regent gehört nur dann in die Geschichte, man mag sie abtheilen, wie man will, wenn er etwas der Aufzeichnung werthes für das Land that, nicht sein übriges Leben, mög' es auch noch so merkwürdig seyn, so wenig als einzelne, gute oder schlechte Menschen darin einen Platz erhalten können. Es werden also nicht breit die Ritterthaten auf den Zügen nach Jerusalem und Italien, oder in anderen Reichskriegen herzerzählt, sondern die Resultate nur zu einer kurzen Schilderung des Regenten oder zu kurzen Notizen einer genealogischen Tafel benutzt; und da zusammengedrängt und angedeutet. Hier finden sie eine bestimmte, schickliche Stelle, während diese Nachrichten in ausgedehnterer Form, nicht mit anderen Theilen verbunden, eine fremdartige, nicht zum Ganzen berechnete, und also zwecklose, Parthie bilden.

Damit nun diese erste Abtheilung des Vf. gegen

liii

die

die zweyte nicht zu unbedeutend ausfallen, und dadurch einen Mißstand hervorbringen möchte, so erhielt sie wieder Unterabtheilungen: *Geschichte des Regenten als solchen* (dahin alle Landesangelegenheiten, sollte auch der Fürst darin gerade gar nicht vorkommen) und *Geschichte des Regenten als Menschen*. Diese Unterabtheilungen aber, einmal gemacht, dürfen nicht leer bleiben, und daher entsteht ein mühsames Zusammensuchen dessen, was etwa in diese Fächer gehören könnte. Daher werden denn aus der schon erzählten Geschichte alle die Handlungen noch einmal aufgezählt, welche etwa den Charakter bestimmen können; z. B. I. 190 von Markgraf Hermann: „Er war ein Patriot, denn er hielt es, selbst als Schwiegersohn des unruhigen Boleslaw, doch immer mit dem Kaiser, er vergab seinen Widersachern, die ihn einst aus Meissen vertrieben hatten, als er nachher als Markgraf einzog. Dies ist alles, was sich über seinen Charakter sagen läßt.“ Die Geschichte der Cultur ist siebenfach abgetheilt. Denn sie ist denkwürdig in geographischer (was aber mehr in die Statistik gehört) häuslicher und sittlicher, gewerblicher, künstlicher (soll heißen in Hinsicht auf Künste) und wissenschaftlicher, in religiöser, staatsbürgerlicher und kriegerischer Hinsicht.

Der Vf. hat sich zu der Bearbeitung dieser Geschichte eine Menge Materialien mit unverkennbar mühseligem Fleiß zusammengetragen, und sein guter Wille, nützlich zu seyn, und seinen Landsleuten eine vollständige Geschichte ihres Vaterlandes in die Hände zu geben, ist augenscheinlich, und beides verdient das gebührende Lob. Aber hiemit reicht ein Geschichtschreiber nicht aus, und mit der Ausführung dieses Gegenstandes, mit der Verarbeitung des Stoffes, muß Rec. desto unzufriedener seyn; denn hier findet man so viel Mängel, so viel Fehler gehäuft, daß Rec. das Unternehmen, eine sächsische Geschichte zu schreiben, jetzt wenigstens, den Kräften des Vf. für unangemessen halten muß. Statt den allbekannten Stoff geschichtlich zu verarbeiten, giebt uns der Vf. eigentlich nur Excerpte, die selbst zu sächsischen Alterthümern, wohin ein großer Theil abgegeben werden muß, noch zu reichhaltig sind. Hier ist Mangel an geschichtlichem Geist, und an der nothwendigen Umächt der Dinge. Keine Kritik finden wir angewendet, die große unrichtliche Vorarbeit des Geschichtschreibers; selbst in der Wahl der Quellen ist nicht einmal mit Vorsicht zu Werke gegangen. *Fischers* Geschichte des Handels ist ein anerkannt höchst unzuverlässiges Werk; *Bruschius* über die deutschen Bisthümer, und *Avenmann* Kirchbergs Geschichte hätten keine unbewiesenen Behauptungen nachgesagt werden sollen. Daher herrscht hier eine große Gläubigkeit, ja, was die Vorgänger oft ebenfalls nur glauben, nur als Sage vortragen, das ist hier als Gewissheit ausgesprochen. Dies ist mit einer Unbekanntheit in der Geschichte, besonders der Deutschen, verbunden, in welcher der Geschichtschreiber eines einzelnen Landes doch sehr gut bewandert seyn muß. Hier

zu kommt ein Bestreben nach Vollständigkeit, wo sie gar nicht zu erringen ist; Rec. erinnert sich nicht, ein Buch gelesen zu haben, wo die *vielleicht* und *wahrscheinlich*, so häufig wiederkehrten. Daher erhalten wir selbst Namensklärungen von Gunzelin, Suanehildis (schöne Heldin, wobey uns zugewinkt wird, daß wir sie eigentlich Suonbildis schreiben müssen), und bey allen Handlungen wird ängstlich nach ihren Bewegursachen geforscht. So ist es gar nicht zu verwundern, daß hier eine Kleinigkeitskrämerey getrieben wird, die höchst unverantwortlich ist; Sachen werden uns vorgetragen, von denen man gar nicht einseht, wie sie zur Geschichte gerechnet werden können. II. 16 erfahren wir, daß die Elbe schon um 976 u. 1003 Furthen und Werder gehabt habe; daß in Urkunden Teiche, Sümpfe und Seen vorkommen; II. 47, daß die Vorfahren gern an runden Tischen saßen; II. 117, wer das Brotbacken besorgt habe, und was dafür gegeben worden sey; daß man Bretzeln, Martinshörner, Stollen und anderes locales Backwerk, welches aus der Heidenzeit stammt, und den Göttern zu Ehren verfertigt wurde, gekannt habe (119); hier wird untersucht, was ein Platzbecker eigentlich sey, und was die Siegel waren; wie der Büchereinband u. s. w. Einzelne Fälle werden zu Regeln erhoben. Dazu ist denn eine große Flüchtigkeit und Weiterschweifigkeit der Erzählung gefügt, mit einer oft an Gemeinheit grenzenden Diction, die der Vf. durch unrecht angebrachten und daher verunglückten Witz heben wollte. Das sind eine Reihe Fehler, welche nothwendig vom Gebrauche dieses Werkes abschrecken; und der Vf. wird die möglichste Mühe und Anstrengung anwenden müssen, um die folgenden Theile von diesen Fehlern gereinigt erscheinen zu lassen, wenn das Unternehmen nicht ganz ins Stocken geraten soll. Nicht, um dieses Urtheil mit müheelos zusammengefügten Belegen zu unterstützen, denn der flüchtigste Anblick des Werkes rechtfertigt dasselbe, und überall finden sich die Gründe dafür; sondern um dem Leser noch mehr zu zeigen, was hier zu suchen sey, und um zugleich mehrere, dem Vf. nicht allein eigene Ansichten zu berichtigen, wird der Rec. einzelne Unrichtigkeiten und Fehler ausheben: das zu verbessern, was hier falsch und halbfaßch ist, erfordert ein Buch. Schon der Eingang in dieses Werk, der mit der Frage beginnt: Was ist besser — der Ritterroman, oder die Vaterlands-Geschichte? ist eine überflüssige Arbeit: ist eine solche Frage wohl einer Beantwortung von 6 Seiten werth? Sie schien dem Vf. jedoch sehr wichtig, denn an mehr als einem Orte stellt er, in der Geschichte selbst, zwischen der Wirklichkeit und der Darstellung in den Romanen Vergleichen an. Rec. gesteht recht gern ein, daß in der Beantwortung jener Frage vieles für die Jugend Beherzigenswerthe gesagt worden; aber hier war nur der Platz nicht. Gleich im Anfange der eigentlichen Erzählung findet man einen Satz, der eine Menge Unrichtigkeiten und Verwirrungen hervorbringen mußte, und den Gebrauch dieser Geschichte sehr erschwert. Der Vf. sagt: „in der Geschichte der Ser-



Serben (warum nicht das gewöhnlichere Sorben beyhalten?) dürfen wir nicht ängstlich nur in den vaterländischen Grenzen suchen, denn unsere Serben hatten mit denen, welche in den angrenzenden Ländern wohnten, und überhaupt mit dem ganzen ungeheuren Völkerstamm der Slaven — gewiss einst einerley Verfassung und Sitten; wie ich weiter unten zeigen werde,“ was er aber schuldig geblieben ist. Und wenn das wäre, ist uns ein solcher Schluss auch dann wohl erlaubt? Nimmer, wenn Geschichte Geschichte bleiben soll! Ein solches Borgen, wie es ehemals auch bey den deutschen Geschichtschreibern Statt fand, ist ganz unzulässig. In dem vorliegenden Werke werden nach jener, zur großen Bequemlichkeit der Schriftsteller und zur Ausfüllung der Bogen erfundenen Regel, Gewohnheiten der Bewohner von Rügen an die Mulde verpflanzt; da wird von böhmischer Erfindung und Industrie auf daleminzische geschlossen, da wird Ditmars Schilderung einer Gemeinerversammlung bey den Liutiziern ohne weiters hieher übergetragen. Doch es ist historische Engherzigkeit, im Aufsuchen der Beyspiele in jenen dunkeln Zeiten nur der Landesgrenze zu folgen, denn die Cultur steht ja wohl nicht, wie manches Bier, unter dem *Meilenzwange* (!) (II. X.) Von König Arnulf sagt der Vf., er habe die Ungarn, welche seit Karl d. Gr. sich nicht wieder über die Donau wagten, um Hülfe angerufen. Aber sind denn Avarn und Madjaren ein und dasselbe Volk, wurde durch Karl nicht vielmehr das ganze Avarn-Reich zertrümmert, und sind nicht schon vor Arnulf Ungern in Deutschland gesehen worden? Unter den Orten etc. welche von slavischer Gründung zeugen sollen, steht auch der Wildbach im Mansfeldischen, weil dieser ehemals *Wiltterbizi* genannt worden sey. Allein dies ist eine offenbar falsche Lesart im Ditmar; er soll *Wiltterbiki* heißen, folglich ist hier keine slavische Endung. Ist es denn aber so richtig und ausgemacht, dass der Bach, den Ditmar *Wiltterbek* nannte, und welcher als Grenze des Hosgaues und des halberstädtischen (auch eine Zeitlang des merseburgischen) Bisthums richtig ist, jetzt *Wildbach* heisst? Der Vf. hat dies nicht zuerst gesagt, aber Rec. ist noch nicht so glücklich gewesen, ihn auf einer Karte im Mansfeldischen zu entdecken. Die Gründe, welche der Vf. aus der Ähnlichkeit der Ortsnamen im ungarischen Slavenland und Meissen hernimmt, aber später (nach Lesung des neueren *Ade lungischen* Werks) schnell ungewendet hat, sind natürlich von gar keiner Beweiskraft, denn man schließt zu viel. Zwey Stämme, welche gleiche Sprache, Ideen und Kenntnisse mit einander theilen, werden in ihren verschiedenen Ländern, begreiflicher Weise, gleich gestaltete Gegenden, gleiche Naturerscheinungen gleich benennen; diese Gleichheit gründet sich nicht auf eine Überlieferung, auf ein Vorherwohnen eines derselben in dem Lande des anderen. Später vermuthet der Vf. gar in manchen Ortsnamen Spuren der Götterverehrung; (eine erfreuliche Erscheinung für manchen deutschen Antiquar!) Aus dem lithauischen *Schtunda* soll unser deutsches *Stunde* herkommen. Wann werden doch dergleichen etymologische

Spielereyen verschwinden! Dass der Sorbe um seine Braut anhalten liefs, und nicht selbst hinging, verräth nach unserem Vf. einen gewissen Stolz — „der Sorbe wollte sich nicht gern persönlich Ärger und Scham merken lassen, wenn eine abschlägliche Antwort ihm fiel.“ Das Kaufen der Braut verräth gar eine gewisse Achtung für dieselbe (S. 62.) Doch an dieser Stelle finden sich der sonderbaren Meinungen noch mehrere, z. B. über den Namen der Braut (*Njewista*), welche von der geringen Kenntniß des Zustandes roher Völker zeugen. Dass der Bräutigam der Braut am Morgen nach der Hochzeit ein Geschenk, *Morgengabe* genannt, gegeben habe, davon hat Rec. noch nichts gelesen: ist dies anders nicht eine Vermischung mit deutschen Gewohnheiten? So sollen auch die Slaven den reitenden Jäger *Berndietrich* genannt haben, den sie zu den Untergöttern rechneten. Hätte dieser deutsche, in anderer Hinsicht so bekannte Name, nicht den Vf. auf das, was er hinschrieb, aufmerksam machen sollen? Doch auch Hexen und den Alp scheinen die Slaven unter diesen Namen gekannt zu haben (S. 97)! Nicht bloß das Feuer am Johannis-Abend ist ein Überbleibsel des (unbewiesenen) Feuertienstes; auch die Fackeln bey religiösen (?) Processionen, die ewigen Lampen! Das heist doch wohl das Naheliegende übersehen, und das Entfernte mit Gewalt herbeyziehen! Heinrich I. (hier der *Sachsen* (?)) Ungar- oder Slaven-Bändiger genannt soll gegen Herausgabe des gefangenen ungarischen Feldherrn *Toronus* nicht nur Waffenstillstand, sondern auch *Erlafs* des Tributs erhalten haben. Das sind ganz eigene Nachrichten, die der Vf. zu erhalten gewußt hat! Da er aber an anderen Orten das richtigere Gegentheil sagt: so dient dies wenigstens zu einem kleinen Beweise, wie nachlässig und geringschätzig der Vf. das Publicum behandelt. Eine andere Ueße verfolgt er das ganze Werk hindurch, nämlich die Zeit der *Erblichkeit* der Mark Meissen und die dabey vorwaltenden Umstände möglichst genau ausfindig zu machen. Reell ging, wie Rec. überzeugt ist, die Markgrafenwürde, vom ersten Anfang dieses Instituts an, sicher vom Vater auf den Sohn über, wenn keine Felonie im Wege stand. Dies zeigt die Geschichte klar; nur muß Rec. bitten, keine Gegenbeispiele, vom Markgraf Thymo hergenommen, aufzustellen, sonst sieht er sich in die Nothwendigkeit versetzt, diesen Namen ganz aus der meissnischen Markgrafenreihe auswerfen zu müssen. Nachdem in Deutschland die Gesetze des italienischen Reichs unbemerkt angenommen waren (seit dem Ende des 11 Jahrhunderts), war dieses Nachrücken nun auch formell begründet. Aber dies ist nicht auf alle diejenigen auszudehnen, welche in der ersten Belehnung begriffen waren, oder gar, wie unser Vf. (S. 263) that, auf Verwandte, die vom ersten Lehnserwerber nicht einmal abstammten. Steht denn diesen, wenn sie auch im anderen Nachlass Erben sind, selbst nach unserem Lehnrecht, eine Nachfolge in das Lehn zu? Jenes verstatteten die damaligen Lehnsgesetze, die Gebräuche bey Theilungen etc. nicht; nur die in der letzten Belehnung begriffenen konnten auf die Erblichkeit des Lehns sich stützen. Darin war aber die markgräfliche Linie,

Linie, bey den Besitzungen der markgräfl. Lausitzischen und gräfl. Brenschischen, nicht befindlich, und folglich konnte sie auf die Nachfolge in diesen Ländern keinen Anspruch machen, so wenig als jene Linien bey einem Aussterben der meißnischen ein Erbfolgerecht gehabt hätten. Doch Kenntniß der ehemaligen Staats- und Gerichtsverfassung in Deutschland ist des Vf. Stärke gar nicht. Was das Verhältniß der großen Kronvasallen gegen den König, was das gräfl. Amt war, davon hat er keine Kenntniß, sonst würde er (S. 253. fl.) nicht gesagt haben: „wenn der Graf kein *dominium utile* (soll heißen *domanium*) gehabt hätte, warum würde denn die Geistlichkeit sich so viele Mühe gegeben haben, Grafschaften zu erlangen? Bloß um das militärische und richterliche Amt war es ihr gewiß nicht zu thun.“ Es ist natürlich, daß die Entführungsgeschichte der Luitgarde, Markgraf Eckards von Thüringen Tochter, hier nicht fehlen würde. Der Vf. hat sie sogar, wie er uns auch in der Vorrede versichert, durch einen romantischen Ton (der ekelhaft, unleserlich ist), und durch die eingestreuten Worte einer alten Übersetzung Ditmars, zu heben gesucht. Welche Kenntniß aber der Vf. in der Geschichte jener Zeit sich erworben hat, zeigen folgende Neuigkeiten, welche wir in der Erzählung dieser Begebenheit erfahren. Walbeck, sagt der Vf., lag an der Aller, das heißt ja wohl beynah, es existirt dieser Ort nicht mehr! Er soll ferner *vermuthlich* ein Stammgut Werners, des Entführers der Luitgarde, von *mütterlicher Seite* gewesen seyn; aber sein Großvater väterlicher Seits hatte schon das Stift daselbst gegründet. Graf Luther (Bischof Ditmars Oheim und Markgraf der nördlichen Mark) soll sich von seinem Wunsche, Eckards Tochter für seinen Sohn Werner zu erhalten, nichts haben merken lassen, weil jener, als *doppelter Markgraf*, Luitgarden einem *schlichten Ritter* von Walbeck (*ex clura Thuringiae septentrionalis prosapia editus*, sagt Ditmar) wohl nicht geben möchte! Übrigens hat der Vf. den Sinn der Worte Markgraf Luthers vom 4 Rad am Wagen nicht recht getroffen. Diese heißen offenbar: siehst du, daß ich eine wichtigere Person bin (das unentbehrliche 4 Rad am Wagen) als du ehemals glaubtest, daß meine Stimme und Hülfe dir fehlt?—Zu der eigenmächtigen Erhebung Herzogs Boleslaw von Polen zum König, sagt der Vf.: „Dazu hatte nun Deutschland eigentlich nichts zu sagen, denn ein Herzog von Polen war kein Reichsfürst. Indefs wollte man ihn doch in Deutschland so behandeln.“ Hat denn der Vf. nichts davon gehört, daß man damals und lange nachher die Ertheilung der Königswürde als einen Ausfluß der kaiserlichen Hohheit, dieser weltlichen Weltherrschaft, ansah? Die hiezu gehörige Note 48 ist wirklich beynahe unter der Kritik. — In Hinsicht der Darstellung des Todes Heinrichs II von Ilburg und der darauf erfolgten Unruhen, ist der Vf. seiner schon im Allg. Lit. Anz. bekannt gemachten Idee gefolgt, daß Heinrich 123 nicht gestorben, sondern, daß dieses von Wiprecht v. Groitzsch ausgesprengt sey. Unwahrscheinlicher und verwickelter kann nun freylich nichts seyn. Wenn der Vf. doch nur die einzige Quelle alles dieses

Gewäses (die Stelle im *Cosmas Pragensis*) genau, und ohne vorgefaßte Meinungen, hätte ansehen, und Schöttgens sonderbare Deutung des Wortes *putans* nicht ohne weiteres annehmen, auch die Untrüglichkeit des *Chron. mont. ferens* in diesen frühen Zeiten ein wenig hätte aufopfern wollen: so würde er gefunden haben, daß Heinrich wirklich 1123 gestorben sey, und daß er diese Hypothesen sich hätte sparen können. — Der Vf. erzählt, Erzbischof Gisler habe einen Theil der merseburger Urkunden, bey der Aufhebung des Bisthums unter Otto II, verbrennen, und einen Theil seinem Erzbisthume unter verändertem Namen zuschreiben lassen. Deshalb, sagt er in einer Note (die etwas unbequem hinten angehängt sind,) ist auch Urkunden des 10 Jahrh. aus *Magdeburger* Chartersarien nicht zu trauen. Was heißt das? Rec. ahndet wohl die Meinung des Vf., es möchten darunter solche zugeschriebene, ehemals Mersburg betreffende Urkunden befindlich seyn; aber was schadet das der Glaubwürdigkeit der Urkunden, abgerechnet, daß dies nur während der kleinen Periode des 10 Jahrh. Anwendung finden könnte? Der Vf. wird doch nicht glauben, daß Gisler die Urkunden im Ganzen gelassen, das Wort *Mersburg* überall ausgekratzt, und Magdeburg dafür eigenmächtig hineingeschrieben habe? Durch den Kaiser ließ er sie umschreiben. — Übrigens hat der Vf. in der sächsischen Geschichte die gewöhnliche Methode beobachtet, nach welcher an Meissen, als die älteste Besitzung des jetzigen Hauses, das später hinzugekommene zu seiner Zeit angereiht wird. Hiedurch ist nun ein Umstand eingetreten, dessen Beseitigung Rec. erwartet. Die Geschichte der Cultur im ersten Zeitraum (bis zum 10 Jahrh.) beschäftigt sich allein mit den Sorben, die des zweyten auch mit den Deutschen. Sollen wir nun die frühere deutsche Culturgeschichte bey der Einschaltung Thüringeris zu lesen bekommen; so kommt der Kopf später als der Rumpf: oder sollen wir sie gar nicht erhalten: so haben wir einen Rumpf ohne Kopf. Der Vf. hat auch geglaubt, die Jugend solle seine Beweise stellen nachschlagen, und deshalb legt er bey Dymar von Mersburg — die *Ursinische* Übersetzung zum Grunde!! Höchst sonderbar, wenn es auch wahr wäre, was Rec. aber sehr bezweifelt, daß diese in mehreren Händen sich befände, als das in mehreren Ausgaben vorhandene Original. — Wenn der Vf., nach dieser ihm unverholten dargelegten Beschaffenheit seiner Arbeit, noch auf den guten Rath des Rec. hören, und nicht lieber dieses Werk liegen lassen will: so studire er vor der Ausarbeitung der folgenden Theile unsere Muster einer geschichtlichen Darstellung und die Quellen der Geschichte, setze bey sich selbst fest, was in eine Geschichte aufgenommen werden könne, und vergesse, wenn der Kitzel, dieses und jenes anzubringen, aufsteigen sollte, nie, was die Geschichte seyn soll, die ernste Lehrerin des Menschengeschlechts, (das Menschengeschlecht hat aber keinen Nutzen davon zu erwarten, wenn ausgemittelt wird, daß die Vorfahren an runden Tischen saßen, dieses oder jenes Backwerk speißen,) und daß dieser große Zweck nur durch Wahrheit erreicht werden kann. Daher ist eine sorgfältige Prüfung der Erzählungen nöthig, wobey nicht zu sehr Schöttgen und Ritter, aber auch nicht Adelsung blüddlings getrauet werden darf; denn der historische Theil des schätzbaren Directoriums muß mit großer Vorsicht gebraucht werden. Geschick dies, und suchet der Vf. seinen Stil zu veredeln: so hofft Rec., wenn auch kein Epöthe machendes, doch ein genießbares Werk, das der Jugend ohne Warnung in die Hände gegeben werden darf, in den folgenden Theilen anzeigen zu können.

H. St. F.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 30 S E P T E M B E R, 1805.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Museum des Wundervollen, oder Magazin des Ausserordentlichen in der Natur und Kunst und im Menschenleben*. Erster Band. 1—6 Stück. 1803. XIV u. 536 S. Zweiter Band. 1—3 Stück. 1803. 4—6 Stück. 1804. VIII u. 542 S. Dritter Band. 1805. 1—6 Stück. 552 S. Vierter Band. 1805. 1. u. 2 Stück. 180 S. 8. in gelbem Umschlag, mit verschiedenen illuminirten und schwarzen Kupfern. (Jedes Stück 18 gr.)

Der Zweck dieser Zeitschrift ist, die Bekanntschaft mit der Natur und mit dem Menschen, besonders letztere in Ansehung seiner intellectuellen Anlagen, Wirkungen und Verhältnisse gegen sich und Andere zu befördern. In dieser Hinsicht soll alles Merkwürdige und Auffallende aus der Natur- und Menschenkunde in diesem Magazin ausgehoben und gesammelt werden. Die Herausgeber erklären daher in der Vorrede zum 1. Stück S. VIII: „*Der Mensch soll in seiner Erhabenheit und Niedrigkeit*“ (wie nicht weniger, setzt Rec. hinzu: in seiner nützlich werdenden Grösse und seiner oft fanatischen Albernheit) „*die Natur in ihrer Furchtbarkeit und ihrer künstlerischen Wirksamkeit, in ihrer schöpferischen Kraft und in ihrer Zerstörungssucht dargestellt werden.*“ — Diese Erklärung wird in sehr vielen Fällen der angeführten Beyspiele und Aufsätze gerechtfertiget, wovon wir, nach dem Plane dieser Blätter, welche auf Anführung aller einzelnen Aufsätze nicht eingehen können, einige wichtige ausheben, und gelegentliche Anmerkungen darüber hinzufügen wollen: *Erster B. II. Stück.* Mehrere hier gelieferte Aufsätze werden denjenigen völlig belehren, dem die ausländischen Hauptwerke fehlen, aus welchen die kurzen, jedoch hinlänglich unterrichtenden Auszüge gefertigt worden. So findet man mehrere Begebenheiten der wunderreichen Natur dargestellt, die oft Staunen erregen. Dahin gehören die Beschreibungen S. 82 ff.: des *Schneider-Vogels* (*motacilla Sartoria Lin.*) nach *Pennant's Indian Zoology* S. 7, des in Aegypten als Moussonwind 50 Tage vor und nach der Frühlings-Nachtgleiche wehenden *Chamsin* S. 83—90, nach *Denon's Voyage dans la basse et la haute Egypte*, *Tout. II.* p. 214, ferner: nach *Lattil, Antes, Sonini u. a.* — so auch der Aufsatz S. 96 ff.: Über die Blut-Igel in den Seen und Teichen Aegyptens und Syriens, und vielen andern mehr. Die Felsenbogen in der Tolagobay an der Ostküste Neu-Seelands, unter welchen

S: A. L. Z. 1805. Dritter Band.

ein Fluß fließt, der so fort seine Mündung in der Bay des Meeres findet, wird S. 157 ff. beschrieben, und durch ein nettes Quart-Kupferblatt anschaulich gemacht. Eine ähnliche Vorstellung der Wasserhosen wird S. 166 geliefert, und durch eine Kupfertafel erläutert, die man auch bey anderen älteren Reisebeschreibern findet. — Merkwürdig ist die Beschreibung des *Thierkreises zu Tentyra in Oberägypten, welcher sich an der Decke des Porticus des Iftempels daselbst befindet*, wozu eine, auf einem Foliobogen, nach der französischen Original-Abbildung gestochene Kupfertafel S. 160 gehört, die aber, so wenig wir gegen die Ächtheit des Kupfer-Abdrucks das Mindeste erinnern, in Rücksicht der historisch-astronomischen Darstellung des alten ägyptischen Thierkreises, nicht mit der gehörigen Kritik, wie dieser Gegenstand es fodert, abgefaßt worden. Vielmehr hat dieser Aufsatz das Gepräge, daß man sich zu leichtgläubig auf die französischen Berichte dieserhalb verlassen habe. Wir wollen dieses in möglichster Kürze beweisen. Der Vf. dieses Aufsatzes versichert auf das Ansehen des Astronomen *Barkhardt's*, daß der, von den Franzosen zu *Esne*, das ehemalige *Latopolis* am westlichen Nilufer, in einem Tempel des Jupiter Ammon befindliche Thierkreis, ein der wichtigsten und interessantesten Gemälde enthielte, auf welchem die Sonne sich im *Zeichen der Jungfrau* befinde, welches also ein Beweis sey, daß diese Abbildung schon *7000 Jahre vor unserer Zeitrechnung*, Statt gefunden haben müsse. Andere Gründe werden nicht angeführt. — Von dem S. 162 beschriebenen Thierkreise zu *Tentyra*, wird nach *Ripault* versichert: dies sey das schönste Denkmal, welches sich am besten erhalten habe. Der Thierkreis, der in einem der drey daselbst befindlichen Isis-Tempeln angetroffen würde, sey in Kreise voll Menschheit und Thiere abgetheilt, unter denen man in der Runde herum, einen Widder, Stier, u. s. w. kurz alle Bilder der (griechischen zu uns gekommenen) Sternkugel antreffe. Man glaube, daß der große Tempel zu *Tentyra* *sechstausend Jahre vor unserer Zeitrechnung* erbauet worden sey. Auf *eigentliche Erklärung* der Geschichte der Kunst des Alterthums, und der damit verbundenen religiösen Mythen, wird äußerst wenig Bezug genommen. Bekanntlich sind die, auf der ägyptischen Sternkugel vorkommenden Bilder der Gottheiten von verschiedener Art; einige sind symbolische Vorstellungen von abstracten Begriffen, andere von Theilen und Wirkungen der Natur. Die meisten derselben sind entweder *National- oder Local-*

Kkkk

calgottheiten, die sich auf einheimische Gegenstände, auf den Nil und seinen Lauf, auf Sonne und Mond, auf Gestirne, die das Wachsthum des Nils bezeichnen, auf einheimische Thiere, die sie verehrten, beziehen, und daher, in Beziehung auf Aegypten, an den Himmel versetzt wurden. Da Aegypten, im frühesten Alterthume seiner sich entwickelnden Civilisation, in mehrere Reiche getheilt war, und die Nation aus mehreren Stämmen coalescirte: so hatte jeder Stamm seine eigene Gottheit, seine heiligen Synbole, u. dgl. — Sonne, Mond und Nil wurden in verschiedenen Städten unter verschiedenen Gestalten, unter verschiedenen Namen, mit verschiedenen Attributen und Nebenbegriffen verehrt. Erst nachdem Aegypten zu einem Staate vereint wurde, und die Priester-Caste mächtig zu werden anfang, wurden Götternamen an den Himmel geschrieben, um damit ihre astronomischen Beobachtungen und Entdeckungen auszudrücken. Die 12 Götter der zweiten Ordnung, wie Gatterer in *Comment. Soc. Goetting.* Vol. VII. p. 113 sagt, waren die 12 Zeichen des Thierkreises. Isis und Osiris zeigten den Lauf des Mondes und der Sonne zur Zeit des Jahres an, wenn die Überschwemmung ihren Anfang nahm, u. s. w. — Auf dem hier abgebildeten Thierkreise sieht man eine Menge menschlicher Figuren, die mit Palmzweigen in der Hand abgebildet worden. Bekanntlich war den alten Aegyptern der Palmzweig ein astronomisches Symbol, weil sie frühzeitig sahen, daß die Palmstaude, zur bestimmten Zeit, ihre Sprossen treibt, die nach einer eben so bestimmten Zeit wieder abfallen. Daher ward der Palmzweig Symbol des Zeitmaßes, um in der Bilderschrift Zeiträume von Monden, Jahre und Jahrhunderte dadurch auszudrücken. Daher ward der Palmzweig das Insigne der Priesterklasse, die *Clem. v. Alexand. Homoskopia* nennen; s. *Strom.* VI. 757. Anderer Mythen der ägyptischen Sternkunde nicht einmal zu gedenken; s. *Tychsens Abh. üb. die Buchstabenschr. d. alt. Aegypter* in der *Bibl. d. alt. Lit. und Kunst*, 6<sup>St.</sup> S. 10 ff. Auf die Palmzweige scheint auch die Stelle 2 B. d. König. XXIII, 3 und 4 vom Heere des Himmels zu deuten; vgl. Hiob XXXVIII, 32. *Suidas* Tom. II. p. 481. *voc. Μαζουρα*. ed. *Cantabr.*, einige Talmudisten, und in Ansehung des ganzen Thierkreises: *Lach's Anl. zur Kenntniss der Sternnamen aus der arabischen Sprache und Sternkunde*, S. 65. — Um nun auch auf das vermeintliche Alterthum des ägyptischen Thierkreises zu kommen, wollen wir zuörderst die, von den Bildern des vorliegenden, in mancher Hinsicht abweichenden Nachrichten unter einander vergleichen. Es ist schon längst entschieden, daß die Sternbilder des Thierkreises, so wie wir solche noch jetzt haben, zu der Zeit geformt wurden, da sie selbst diejenigen Räume dieser Himmelszone einnahmen, welche noch jetzt von ihnen danach benannt werden, oder, mit anderen Worten, da Zeichen und Bild noch zusammen fielen, und mit dem Punkte der Frühlings-Nachtgleichen auch das Bild des Widder seinen Anfang nahm. Diese

Periode fällt etwa 360 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Hr. Prof. Bode hat dies in einer Tafel derjenigen Sterne gezeigt, welche bey der einmaligen scheinbaren Umdrehung der Himmelskugel um die Pole der Ekliptik, die Gegenden bey den, jetzt sogenannten Punkten: *Widder, Krebs, Waage* und *Steinbock* einnehmen; s. dessen: *Claud. Ptolemäus Beobachtung und Beschreibung der Gestirne und Bewegung der himmlischen Sphäre*; etc. S. 246 Berlin. 1795. gr. 8. Da nun nach Hn. Bode u. a. die scheinbare Bewegung der Fixsterne, nach welcher sie in 1000 Jahren um 13 Grad 59 Minut. 48 Sec. also beynahe um 14 Grade, nach der Ordnung, wie die Zeichen des Thierkreises auf einander folgen, folglich von Westen nach Osten fortrücken, um die Pole der Ekliptik geschiebt (s. *Bode Erläut. der Sternk.* 1 Th. S. 134); wobey also die Sterne, bis auf den geringen Unterschied, den die geringe Abnahme der Schiefe der Ekliptik veranlassen kann, nie aus derjenigen Halbkugel, worin sie einmal stehen, herausgehen: so kann man schon daraus abnehmen, daß das vorgegebene hohe Alter des Thierkreises, von 6000 Jahren vor Christi Geburt, eine östliche Fortrückung von beynahe 84° der Ekliptik erzeugen müsse, die also weit über die Zeiten hinausreicht, in welchen die Bilder des Thierkreises, die man auf dem abgebildeten Kupfer erblickt, gerade mit denjenigen übereinstimmen, die man auf der griechischen Sternkugel antrifft, welche die Griechen aus Aegypten holten. *Dunuis* hat daher ganz recht zu behaupten (s. *Sur l'Origine des Constellations et sur l'Explication de la Fable, par le Mojen de l'Astronomie in de la Lande Astronomie* etc. Tom. IV. p. 349—576. Par. 1781. gr. 4.), daß die gewählten Vorstellungen des Thierkreises der alten Aegypter allgemein gut mit dem Clima und den monatlichen, natürlichen Vorfällen dieses Landes harmonisiren; (vergl. *Bode Anl. zur Kenntniss des gestirnten Himmels*; 6te Aufl. S. 53 u. a. O. m.) Rechnet man nun hinzu, daß das ganze Netz, welches die Meridiane, mit dem Aequator und allen Parallelkreisen, nebst den Welt-polen bilden, um die Pole der Ekliptik oder den Mittelpunkt der Halbkugel sich, gegen die Ordnung der Zeichen des Thierkreises, also z. B. aus dem *Widder* in die *Fische*, dem *Wassermann* in die, dem *Steinbock* in letztern, u. s. w. vom Morgen gegen Abend dreht, wie dies der eigentliche Vorgang dieser Erscheinung ist: so würde dieser Umlauf um die Pole der Ekliptik in einem Zeitraume von 25716 Jahren, oder dem sogenannten *Platonischen Jahre*, geschehen. Überdies ist auch noch auf folgende Bewegung Acht zu geben um sie mit in Rechnung zu bringen: Beym Laufe der Erdkugel um die Sonne weicht nämlich die Aequinoctial- oder die zwischen dem 1 Grade des *Widders* und dem 1 Grade der *Waage* liegende Linie, jährlich um 50", 3 gegen Abend zurück, welches, wie die neueren Astronomen durch tief sinnige mathematisch-physische Schlüsse und Calculationen herausgebracht haben, eine Folge von der vereinigten Wirkung der Sonne auf die sphäroidische

dische Gestalt der Erde ist. Die Axe der Erde beschreibt demnach, ohnedeswegen ihre Lage zu verändern, um die Pole der Ekliptik jährlich einen Bogen, der jener Abweichung  $= 50''$ , 3 groß ist, wie Bode anführt: s. *Erläuterung der Sternkunde* §. 608 und 609. — Nach allen diesen astronomischen Angaben und Berechnungen, stand im 811 Jahre der Nabonassarischen Ära, am Neuen Jahrstage der ägyptischen Zeitrechnung, oder dem 1 Tage des Monats *Thot*, der mit dem 8 August des 63 Jahres der christlichen Zeitrechnung, nach dem Julianischen Kalender übereinstimmt, der Stern  $\pi$  am Bande der Fische, im  $0^\circ$  T, oder im Punkte der Frühlings-Nachtgleiche, und  $\gamma$  des Zodiacal-Zeichens des Widlers,  $6\frac{1}{2}$  Grad im ekliptischen Zeichen des Widlers, woraus jene Unmöglichkeit des Alterthums dieses entdeckten Thierkreises eben sowohl, als auch aus dem Grunde hervorgeht, daß auf dem ältesten Thierkreise der Ägypter, statt der Zwillinge, die sich doch auf dem gefundenen zu Tentyra befinden, zwei Ziegenböcke angetroffen werden, um dem Hirtenleben der Oberägypter ein Opfer am Himmel zu bringen, das Pluche und Montfaucon, welche dieses astronomische Denkmal beschreiben, ganz sinnreich abgebildet haben; s. *Hist. du Ciel*, Tom. I. p. 13 und Fig. I. — *Antiq. expliq.* Tom. I. P. I. p. 378, vergl. *Montucla hist. des mathematiq.* Tom. I. p. 339, *Brucker's hist. philos. critica*, Tom. I. p. 213—229 und *de Schmidt de Zodiaci nost. orig. Aegypt. in Opusc. quib. res ant. Aegypt.* Tom. I. p. 3—68. — Aus allen diesen Umständen geht auch noch hervor, welcher das angebliche hohe Alterthum vermindert, daß die ältesten Völker, in der Kindheit der Astronomie, das Fortrücken der Nachtgleichen nicht zu vergüten wußten. Hatte man eine umständliche Beschreibung von dem Grabmale des ägyptischen Königs *Osymandias*, das einen astronomischen Ring zierte, den *Berghaus* in seiner *Geschichte der Schiffahrtskunde bey den vornehmsten Völkern des Alterthums*, 1 Th. S. 454. 477—479 u. a. O. zu erklären gesucht hat: so würde man, in Absicht der Sternbilder, welche auf demselben den ältesten ägyptischen Thierkreis geziert haben sollen, in unseren Zeiten damit auf dem Reinen seyn; allein die Spuren, die man davon im *Diodor von Sicilien* antrifft, sind zu fragmentarisch, als daß man etwas mehr, als bloße Hypothesen daraus herleiten könnte. Alles, was man mit einer mathematischen, nicht historischen Gewissheit über das vermeinte hohe Alterthum des ägyptischen Thierkreises behaupten kann, besteht bloß darin: Unstreitig mußte dieser, in Absicht seiner Eintheilung, durch die Unwissenheit der astronomischen Priester-Caste der Ägypter, in späteren Jahrhunderten völlig in Unordnung gerathen, weil das Fortrücken der Fixsterne und der Nachtgleichen damals noch zu keinem Resultat der astronomischen Rechenkunst gereift war. Jene Alten sahen zwar die Zeichen des Thierkreises mit jedem Jahre ihre Stellen verändern: allein sie wußten es nicht anzufangen, diesen Umstand zu ergänzen. Kein ander Mittel blieb ihnen daher übrig,

als nach dem Verschwinden einer Reihe Jahrhunderte die Punkte der Nachtgleichen und der Sonnenwenden zu verändern, und sonach den ganzen Himmel aufs Neue einzutheilen. Diese Periode fällt, wie wir so eben erinnert haben, gegen das Jahr 560, folglich in die Zeiten, wo *Thales* die Astronomen in Ägypten besuchte. Von diesem Zeitraume muß sich also der Thierkreis von Tentyra herschreiben, der alle die Bilder des griechischen Thierkreises enthält, den wir noch gegenwärtig, mit mehrerer Vollkommenheit des Erfindungsgeistes ausgeschmückt, auf unserer Sternkugel erblicken. — Die Angaben der Franzosen sind also weiter nichts, als eine wissenschaftliche Aufschneiderey, die, mit der Fackel der mathematischen und historischen Kritik beleuchtet, jedem, selbst dem Nichtmathematiker in die Augen fällt. — Der alte Vater der französischen Sternkunde, *Hieronymus de la Lande*, wird nie eine Behauptung der Art wagen, die nur von flüchtigen Pamphletschreibern, in die Journale und Wochenblätter, ohne allen wissenschaftlichen Grund gebracht, und dem Publicum, als eine offenbare Unrichtigkeit, für baare Münze verkauft wurde.

III Stück. S. 171 hätte den, unter der Nr. 6 erwähnten Beyspielen von Leuten, welche plötzlich graue Haare bekommen haben, auch dasjenige der neueren Zeit noch hinzugefügt werden können, welches wir an der unglücklichen Königin von Frankreich, der von den revolutionären Feinden des französischen Throns ermordeten *Antoinette von Oesterreich* erlebt haben. Denn als ihr am Abend vorher bekannt gemacht wurde, daß sie mit ihrem königlichen Gemahl, *Ludwig XVI*, am andern Morgen das Tempelgebäude zu ihrem Aufenthalte bekommen würden, und sie in dieser Veränderung das unvermeidliche Schicksal ihres beiderseitigen Todes ahndete: wurde sie dergestalt vom Schrecken überfallen, daß man ihre hellblonden, ins Gelbröthlich spielenden Haare, am andern Morgen in eine grauweiße Farbe verwandelt fand. Rec. weiß nicht, ob dieses Factum durch Druckschriften bekannt worden; aber für die Wahrheit dieser sonderbaren Naturbegebenheit haben mehrere französische Officiere und Privatpersonen, die mit den damaligen Wächtern aus dem National-Convent sehr vertraut waren, sich mehrmals bey Rec. verbürgt. Die Nr. 22 S. 229—235 erzählten *Verbrechen aus psychologischen Nothwendigkeit*, sind ganz richtig als moralische Unarten irrig geführter Leidenschaften dargestellt, welches die Geschichte aller Zeiten bewiesen hat. Im *westphälischen Anzeiger* für das J. 1804 kommen davon noch ein paar Beyspiele aus Westphalen vor, die auch hier ihren Platz verdienten. Im letzten Aufsatz dieses Hefts S. 260 werden Beyspiele von Weibern angeführt, die 3, 4 bis 5 Kinder zugleich geboren haben, die aber gemeinlich aus Schwäche entweder gleich oder doch einige Zeit nach der Geburt starben. — (Rec. kennt die Frau des Gastwirths *Gipkes* am Rheine im Clevischen, Emmerich gegen über, die in 10 Monaten 5 Kinder in zwey Geburten, nämlich

lich zum erstenmal 2 und zum zweytenmal 3 zur Welt brachte, wovon aber im September 1803 nur noch eins lebte, und ein munterer Knabe war.) Die Vorstellung von der Ansicht des *Forst l'Ecluse*, das die *Rhone* beherrscht, welche sich nur mit Mühe durch ihr enges Felsenbette zwischen dem *Juragebirge* und dem von *le Vache* hindurch drängt, ist fürchterlich schön; sie hat Hn. *Baumgärtner* zum Vf. Auch die mit einer netten Kupfertafel begleitete Beschreibung des St. Antonswasserfalles im *Mississippi-Flusse* in Nordamerika hat uns nicht minder gefallen.

IV Stück. S. 263 kommen 46 vermischte, meistens sehr kleine Aufsätze vor. Unter vielen merkwürdigen und selbst belehrenden Gedanken, hat der unter Nr. 37 einen einleuchtenden Werth, obgleich Rec. nicht ganz mit dem Vf. dieses Aufsatzes einverstanden ist. Freylich kann der Mensch, durch eine gleichförmige, in dem Genuße unschädlicher Lebensmittel, und durch eine, sich beständig gleichbleibende Lebensart, gleichsam sein Leben psychologisch erhalten, aber die Mittel, welche man hier vorschlägt, wenn sie auch noch so sehr mit Klugheit und Einfachheit benutzt und angewandt werden, sind keinesweges im Stande, das *Leben zu verlängern*, oder wie der Vf. sagt: „wenn man jedes Übermaß und jede Unordnung meidet, so kann man *beynahe* so lange leben als man will.“ — Das heist den Kräften der Natur, den genährten Hoffnungen und Wünschen, wodurch jene allerdings gleichsam gestärkt werden, und der täglichen Erfahrung zu viel vertrauen! — *Hufeland's* Vorschriften, die auf ei-

gentliche *Erhaltung des Lebens* ausgehen, und gegen die Unordnung in der Diätetik, als den Grund zur *Verkürzung des Lebens* warnen, sind in keinem anderen Sinne für die Verlängerung des Lebens geeignet, als der Zerstörung desselben durch eine unordentliche Lebensweise vorzubeugen. Die Aufsätze Nr. 43, 45 und 46, welche auch mit Kupfern verzieret sind, haben viel Gutes, und verbreiten manche nützliche Idee.

Zu der lehrreichsten, aus *Hufeland's* *gemeinnützlichen Aufsätzen zur Beförderung der Gesundheit*, 1 Bd. genommenen Abhandlung des fünften Stücks S. 408: *Der Mensch kann sich die Stunde seines Todes bestimmen, und in derselben sterben*, — könnten wir noch manche ähnliche Beyspiele der Art hinzufügen, wenn wir, wider unsere Absicht, weitläufig werden dürften. Von der grossen chinesischen Mauer, die S. 438 kurz beschrieben, und von welcher ein Theil in Kupfer gekochen bildlich geliefert wird, hat man in *Witsen's*, *Nieuhoofs*, *Dappers* und anderer Reisebeschreiber Nachrichten weit vollständigere Data, als sie *Duhalde*, der nie in China gewesen, geben konnte.

Im Ganzen also ist dies *Magazin* lehrreich und unterhaltend, wiewohl auch manche Aufsätze nicht erheblich genug sind, um sie, oder den Gegenstand, den sie betreffen, *ausserordentlich* oder *wundervoll* zu nennen. — Druck, Papier, Kupfer und Zeichnungen können jedoch auf das Lob zweckmäßiger Schönheit Anspruch machen.

Bgs.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Leipziger Mode-Magazin des neuesten deutschen, französischen und englischen Geschmacks*. (Auch unter dem Titel: *Choris*. Ein Magazin für das Neueste in Kunst, Geschmack und Mode, Lebensgenuss und Lebensglück.) Herausgegeben von Mag. *Kierndörfer*, F. G. *Baumgärtner* und M. A. *Berrin*. 1805. Siebenter Band, 1 bis 7 Hest. 4. (Jedes Hest hat 2, einige 3 illuminierte Kupfer und eine Musterkarte neumodischer Zeuge, alle zusammen 226 S. Text. Der Jahrgang von 12 Hesten kostet 6 Rthlr.) Rec. hat schon mehr als einmal dieser Monatschrift Erwähnung gethan; demnach darf er ihre Einrichtung als schon bekannt voraussetzen, und bemerkt bloß das der Inhalt des Textes, hier noch wie früher, zwar keineswegs classisch, aber doch mannichfaltig und grossen Theils unterhaltend ist. Die illuminierten Kupfer scheinen an reinlicher Behandlung gewonnen zu haben. Sie stellen den raschen Wechsel der Mode, welche nicht immer den Gesetzen des guten Geschmacks sich unterwirft, lebhaft vor Augen; indessen muß man gestehen, daß wirklich zuweilen Besseres an die Stelle von Schlechtem und Mittelmäßigem getreten ist.

— y — H.

FREYMAURERSCHRIFTEN. Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Abhandlung, veranlaßt durch eine Todtenfeier in der sehr ehrwürdigen Loge zur Einigkeit in Frankfurt am Mayn*. 1804. 5 Bog. 4. Mit 2 Kupfern. (14 Rthlr.) Durch den Tod des Br. *Johann Heinrich Jordis*, eines Mitgliedes der auf dem Titel genannten Loge, wurden diese Bogen veranlaßt, die der genannte Vf. zugleich dem Andenken der früher verstorbenen Brüder *Johann Georg Heyder* und *Johann Matthias Banja* widmet. Diese Vorlesung, welche wahrscheinlich in der gewöhnlichen Trauerloge gehalten ist, zeichnet sich dadurch unter den vielen be-

kannten Trauerreden aus, daß sie ganz das Gebiet der maurerischen Allegorien verläßt, und sich mit der Künstleransicht der Griechen und Römer vom Schicksale und Tode beschäftigt. Zuerst versucht der Vf. zu zeigen, daß es eine irrige Vorstellung seyn würde, wenn man glaube, jene gepriesenen Völker der alten Welt hätten sich den Tod nur immer unter heitern Bildern gedacht, und gleichsam die Schrecknisse desselben nicht gekannt. So wenig wir dieses hier bestreiten wollen, so ist doch in der Ausführung dieser Behauptung nicht zu verkennen, daß der Vf. die Kunstansichten nicht gehörig von dem Nationalglauben, und diesen nicht von der Vorstellung der Philosophen trennt. In der darauf folgenden Entwicklung dessen, was eigentlich die Alten über diese Gegenstände dachten, beschäftigt sich der Vf. allein mit der dichterischen und bildenden Darstellung, bey welcher man *in* der historischen Absonderung vermißt, welche in Hinsicht auf mythologische Sagen ganz allein zu einem bestimmten Resultate führt. Bey dem allen ist die Belesenheit des Vfs. in den Schätzen der alten und neuen Welt nicht zu verkennen.

Die Zeichnungen zweyer Grabmäler, welche bey *Velletri* gefunden wurden, deren Abbildung bereits *Wankmann* und *Bonarotti* geliefert haben, scheinen mehr auf die Verzierungen des eleganten Drucks und Papiers berechnet zu seyn, als daß eine artistische Erläuterung diese nothwendig gemacht hätte. Wenn der Vf. die die Urne umwindende Schlange des zweyten Grabmahles, deren Kopf von dem Fusse der Psyche berührt wird, für ein Symbol der Leiden hält: so verräth dieses eine große Unbekanntschaft mit der Darstellung der alten Kunst; eine Unbekanntschaft, die weder Horaz noch Theophrast verdecken können, welche zum Beweise dieser Behauptung angeführt sind.

CRR.



# Monatsregister

V O M

September 1806.

## Verzeichniß der im Monat September in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

- A.**  
**A**bhandlung, veranlaßt durch eine Todtenfeyer  
in der sehr ehrwürdigen Loge zur Einigkeit in  
Frankfurt am Mayn 233, 631.  
\*Αριστοτέλους περί ποιητικής ed. Buhle T. V. ope-  
rum Aristot. 222, 537 bis 225, 561.  
**A**ristotelis de arte poetica liber cum commentariis  
Hermannii 222, 537 bis 225, 561.  
**A**ristoteles Buch von der Dichtkunst, überf. und  
erläutert von Valett 222, 537 bis 225, 561.

- B.**  
**B**aumgärtner f. Kerndörfer.  
**B**ellermann's Handbuch der biblischen Literatur.  
1. 2 Th. 2te Aufl. 212, 462.  
**B**errin f. Kerndörfer.  
**B**eweis, unumstößlicher, daß die Handhabung  
der Polizey der Wohlfahrt eines Landes schäd-  
lich ist 213, 471.  
**B**ilderbuch, neues, für die Jugend. 8. Gemälde  
der brit. Inseln.  
**B**lack's Vorlesungen über die Grundlehren der  
Chemie, überf. von Crell. 1—3 B. 230, 602.  
**B**lätter über Nationalbildung u. Privaterziehung.  
1 B. 1 Heft 217, 497.  
**B**odmer f. Briefe der Schweizer.  
**B**öttger, Analekten aus den Nassauischen und  
Solmüßschen Rechten 213, 471.  
**B**riefe der Schweizer, Bodmer, Sulzer, Gessner.  
Herausgegeben von Korta 229, 593.  
**B**ryns allgemeine Literärgegeschichte 219, 513.

- C.**  
**C**harlotte, die schöne, aus Bayern 225, 567.  
**C**ommentar, praktischer, über die Pandecten.  
1—15 Theil 213, 465.

- E.**  
**E**ngelhardt's Geschichte der Kur- und herzog-  
lich-sächsischen Lande. 1. 2 Th. 232, 617.

- F.**  
**F**erdinand und Karoline. Eine Geistergesch. 225, 567.  
**F**örsters Lehrbuch d. christl. Religion. 7te Aufl. 210, 447.  
**F**riederike, die dreifache 225, 567.  
**F**ries Abhandlung von der Umkehrung der Gebä-  
rmutter 215, 483.

- G.**  
**G**emälde der britanischen Inseln. 1 Abtheil. 218, 505.  
**G**essner f. Briefe der Schweizer.  
**G**odwin's Untersuchung über polit. Gerechtigkeit  
überf. von Weber. 1 B. 220, 624.

- G**raf's Versuch einer pragmatischen Geschichte  
der bayerischen und oberpfälzischen Mineral-  
wasser. 1. 2 B. 230, 603.

- H.**  
**H**enke, neues Magazin für Religionsphilos. etc.  
1—6 B. 209, 433 bis 212, 457.  
**H**erbart's A. B. C der Anschauung. 2te Aufl. 217, 501.  
— — über die ästhetische Darstellung der  
Welt als d. Hauptgeschäft der Erziehung 217, 501.  
**H**erklotz vollständ. u. prakt. Anweisung zur Ver-  
fertigung versch. Arten engl. Lackfirnisse 230, 603.  
**H**ermann, J. F., memoire optérologique publié  
p. Hammer 231, 612.  
— — — observationes zoologicae ed. Ham-  
mer. Pars I 231, 609.  
**H**errmann, Fr., neue Fibel für Kinder 218, 506.  
— — — über den Zweck und die prakt. An-  
wend. des Elementarunterrichts 218, 506.

- K.**  
**K**erndörfers, Baumgärtners und Berrins Charis  
oder Leipz. Mode-Magazin. 7 B. 1—7 Heft 233, 634.  
**K**indermord, der, und die Mittel dagegen 215, 488.

- L.**  
**L**ang's Religionsvorträge, bey besonderen Ver-  
anlassungen im Cabinet d. Fr. Erbprinzeßs. von  
Thurn u. Taxis gehalten. 2 Samml. 209, 440.  
**L**angemann, über die Lösung der Nachgeburt 215, 483.  
**L**aubender theoret. prakt. Handbuch der Thier-  
heilkunde. 1. 2 B. 214, 479.  
**L**evelling Nutzen, Plan und Umfang öffentli-  
cher Vorlesungen über Staatsarzneykunst 215, 487.

- M.**  
**M**agie für gesellschaftliches Vergnügen. 4 B. 231, 616.  
**M**ayer, deutsche Erbfolge 213, 465.  
**M**eister's Andachten über Leiden, Tod und Auf-  
erstehung unsers Herrn 209, 439.  
**M**etzgers gerichtl. medicin. Abhandl. 2 Th. 214, 473.  
— — kurzgefaßtes System der gerichtl. Arz-  
neywissenschaft. 3te Aufl. 214, 473.  
— — Skizze einer medicin. Encyclopädie 214, 473.  
**M**ohr f. Weber.

- M**ozart Concerto pour le Fortepiano a 4 mains.  
Oev. 83 231, 615.  
— — Collection des Oeuvres pour le Forte-  
piano. Cahier VII 231, 615.  
— — XII petites pièces pour le Piano-Forte  
Liv. I, II 231, 615.  
**M**useum des Wundervollen. 1 B. 1—68t. 2 B.  
1—68t. 3 B. 1—68t. 4 B. 1. 2 St. 233, 625.  
**N.**

<b>N.</b>	
<i>Namus observationes de carbonatum officinalium praeceptorum praeparandi methodo</i>	230. 607.
<b>O.</b>	
<i>Ohrseige, die, oder Fanatismus und Rasche</i>	225. 567.
<b>P.</b>	
<i>Paulzow Beyträge zur jurist. Praxis. 1. 2 B.</i>	213. 470.
<i>Paent über die Landesbehörden d. Fürstenthums Leiningen</i>	229. 597.
<i>Paumann's kurzgefasste lehrreiche Spatziergänge eines Lehrers mit seinen Schülern</i>	218. 511.
<i>Planti Trinummus ex recent. Hermann</i>	226. 569 bis 228. 592.
<i>Plutarchi Vitae parallelae Alexandri et Caesaris ed. Schmieder</i>	225. 564.
<i>Pontinus Karolina Millikori</i>	225. 567.

<b>R.</b>	
<i>Rungen üb. die allgem. Rte Geschichte bis auf</i>	219. 513.
<i>1 Sachsen in das schles-</i>	219. 599.
<i>2 Th</i>	219. 599.
<i>R. u. Casualpredigten.</i>	209. 439.
<i>Sicht auf den Geist und</i>	209. 439.
<i>u. des Orts. 4 Th.</i>	225. 597.
<b>Romanzen vom Thale Ronceval</b>	
<i>Romerdt, J. G., vollständige Beschreibung von einer vorzügl. brauchb. Ramm-Maschine</i>	230. 606.
<i>Rosenmüller's Homilien über einige Sonntags-evangelien und Episteln. 1. 2 Bändch.</i>	209. 440.
<i>Rößig's Lehr- und Handbuch der Politik</i>	220. 521.
<b>S.</b>	
<i>Salfeld's Beyträge zur Kenntniss u. Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in den königl. Braunschweig-Lüneburgischen Fürstenthümern. 6 B. 1 Heft</i>	217. 505.

<i>Scenen aus einer Reise von Erlangen nach Muggendorf u. d. Rosenmüllershöle</i>	229. 600.
<i>Schädellehre, die, ein Lustspiel</i>	224. 559.
<i>Schmitt's geburtshilfliche Fragmente</i>	218. 431.
<i>Schreger's tabellarische Charakteristik der ächten und unächten Arzneimittel</i>	230. 602.
<i>Stein's geburtshilfliche Abhandlungen. 1 Heft</i>	215. 485.
<i>Stengel's praktisch-jurist. Ausarbeitungen. 1. 2 B. fortgesetzt von Paulzow. 5. 4 B.</i>	218. 470.
<i>Strieder's Grundlage zu einer heftischen Geschichte und Schriftstellergeschichte. 14 B.</i>	229. 596.
<i>Snabedissen Resultate der philos. Forschungen üb. die Natur der menschl. Erkenntniss von Plato bis Kant</i>	216. 480.
<i>Sulzer f. Briefe der Schweizer</i>	216. 480.
<b>T.</b>	
<i>Theor's Einleitung zur Kenntniss der englischen Landwirtschaft. 3 B.</i>	221. 549.
<i>Tugenden und Geschichte Jesu für Kinder</i>	228. 592.
<b>U.</b>	
<i>Ueber Pestalozzi's und Olshausen's Lehrarten</i>	217. 454.
<b>W.</b>	
<i>Walther's Lehrbuch der Forstphysiographie. 1 Heft</i>	219. 513.
<i>Weber's Archiv für die systematische Naturgeschichte. 1 B. 184.</i>	231. 614.
<i>Weidner's theoretisch-praktischer Commentar über das Schmidt'sche Lehrbuch von gerichtl. Klagen und Einreden. 1 - 4 B.</i>	218. 448.
<i>Wendt, über den Tanz als Vergnügen u. Schädlichkeit. 1 Heft</i>	218. 448.
<i>Wilmers, Gallerie merkwürdiger und seltener Thiere. 1 B.</i>	228. 591.
<i>Winke zur Begründung eines neuen Systems einer reinen Seelenlehre</i>	216. 495.
<i>Witte's Bericht an Sr. königl. Majestät von Preussen über das Pestalozzische Institut</i>	217. 499.
<b>Z.</b>	
<i>Zapp's Nachrichten von dem Leben, Verdiensten und Schriften Chr. K. am Ende</i>	219. 519.

## II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

<i>Akadem. Buchh. in Marburg</i> 215.	<i>Gesellschaft, typograph., in Stras-</i>	<i>Löffler in Mannheim</i> 225.
<i>Akad. Buchh., neue, in Marburg</i> 216.	<i>burg</i> 222 - 225.	<i>Löfflund in Stuttgart</i> 215.
<i>Ambros in Passau</i> 217.	<i>Gesener in Zürich</i> 229.	<i>Lübbeck's Erben in Bayreuth</i> 218.
<i>Arnold in Dresden</i> 230.	<i>Göbbels und Unter in Königsberg</i>	<i>Nicolai in Berlin</i> 217.
<i>Attenkofer in Landshut</i> 218.	<i>und Leipzig</i> 214 (5).	<i>Realschulbuchh. in Berlin</i> 225.
<i>Barth in Leipzig</i> 232.	<i>Grau in Hof</i> 215.	<i>Röwer in Göttingen</i> 217.
<i>Baumgärtner in Leipzig</i> 233.	<i>Griesbach in Cassel</i> 229.	<i>Schäfer in Leipzig</i> 229. 231.
<i>Böhme in Leipzig</i> 215.	<i>Hahn, Gebr., in Hannover</i> 217. 221.	<i>Schall in Breslau</i> 215.
<i>Böse in Weissenfels u. Leipzig</i> 210.	<i>Hennings in Erfurt</i> 225 (5).	<i>v. Schmidt'sche Buchh. in Straub.</i> 216.
<i>Buchh., neue gel., in Hadamar</i> 219.	<i>Hinrichs in Leipzig</i> 218 (2). 220.	<i>Schöne in Berlin</i> 213.
<i>Bureau für Literat. in Fürth</i> 230.	<i>Hoffmann in Hamburg</i> 230.	<i>Schumann in Leipzig</i> 222 - 225.
<i>Camefina in Wien</i> 215.	<i>Hoffmeister und Kühnel in Leipzig</i>	<i>Schwan u. Götz in Mannheim</i> 209.
<i>Crusius in Leipzig</i> 209.	<i>231 (2).</i>	<i>Schwickerdt in Leipzig</i> 215. 219.
<i>D k in Leipzig</i> 217.	<i>Hoffmeister u. Comp. in Wien</i> 231.	<i>Seyffert in Bremen</i> 209. 230.
<i>Eckhoff in Gröningen</i> 230.	<i>Hohefchulbuchh. in Herborn</i> 213.	<i>Stahel, Gebr., in Frankfurt u. Leipzig</i> 220.
<i>Engelhardt in Dresden</i> 232.	<i>Industrie-Comptoir in Leipzig</i> 235.	<i>Steinacker in Leipzig</i> 229.
<i>Euting in Gotha</i> 231.	<i>Reit in Magdeburg</i> 209 (2).	<i>Varrentrapp u. Wenner in Frankfurt</i>
<i>Fleckenstein in Helmstedt</i> 209. 210.	<i>Keyser in Lüttich</i> 212. 214. 225.	<i>am Mayn</i> 233.
<i>211. 212. 219.</i>	<i>König in Strassburg und Paris</i> 231.	<i>Verlags-handl., neue, in Schnee.</i> 225.
<i>Fleischer &amp; J. in Leipzig</i> 222 - 225.	<i>Lange in Berlin</i> 205.	<i>Volckhardt in Miltenberg</i> 229.
<i>226 - 228.</i>	<i>Lechner in Nürnberg</i> 219.	<i>Waldeck in Münster</i> 215.
<i>Gebauer in Halle</i> 225.	<i>Levrault in Strassburg</i> 231.	<i>Weber'sche Buchh. in Landshut</i> 218.
	<i>Lindauer u. Lentner in München</i> 230.	<i>Wittkindt in Eisenach</i> 220.

### III. Intelligenzblatt des Septembers.

#### Ankündigungen.

*v. Arnim u. Brentano*, des Knaben Wunderhorn 106, 891.  
*Arnoldische Buchh.* in Dresden Verl. 106, 895 894.  
*Baurittels jurid. Magazin.* 1 B. 1 St. 101, 854.  
*Bessons* in Leipzig und Paris Verl. 106, 895.  
*Bohn* in Lübeck Verl. 98, 832.  
*Bruders* in Leipzig Verl. 102, 863.  
*Campe* in Hamburg Verl. 106, 895.  
*Dyk* in Leipzig Verl. 98, 827 828.  
*Ertzingerische Buchh.* in Gotha Verl. 108, 911.  
*Franzen und Große* in Stendal Verl. 98, 827.  
*Frommann* in Jena Verl. 98, 828 — 830. 99, 837 — 840.  
*Gädicke, Gebr.*, in Berlin Verl. 99, 836. 857. 840.  
*Göbbels u. Unzer* in Königsberg Verl. 104, 879. 110, 927.  
*Gräffs* in Leipzig Verl. 100, 845.  
*Helwingische Hofbuchh.* in Hannover Verl. 109, 919.  
*Hemmerde und Schwerfchke* in Halle Verl. 110, 928.  
*Hinrichs* in Leipzig Verl. 102, 862.  
*Joachim* in Leipzig Verl. 106, 895. 108, 912.  
*Kästners Leitfaden* zu feinen Unterhaltungen üb. die Mnemonik 110, 925 — 927.  
*Kühn* in Posen Verl. 109, 920.  
*Langbein und Klüger* in Arnstadt u. Rudolstadt Verl. 102, 862.  
 106, 894.  
 108, 910.

*Lassaulsche Buchh.* in Coblenz Verl. 101, 853.  
*Löfflers* in Mannheim Verl. 104, 880.  
*Louis histor. polit. Annalen.* 1. 2 Heft 101, 853.  
*Meyerische Buchh.* in Lemgo Verl. 100, 845.  
*Möhr* in Frankf. a. M. Verl. 102, 864.  
*Möhr und Zimmer* in Heidelberg 106, 891.  
*Nitzsche's* in Nordhausen Verl. 104, 878.  
*Oehmigke d. j.* in Berlin Verl. 105, 883.  
*Perthes* in Gotha Verl. 109, 847.  
*Perthes* in Hamburg Verl. 98, 832.  
*Rein u. Comp.* in Leipzig Verl. 100, 847.  
*Schmidts* in Hamburg Verl. 108, 912.  
*Schmidts Uebersetzungsanzeige* 102, 864.  
*Schneiders u. Weigels* in Nürnberg Landkartenverlag 106, 896.  
*Schönemanns* in Leipzig Verlag von mnemonischen Schriften 102, 862.  
*Schumann* in Ronneburg Verl. 98, 832.  
*Schuppel'sche Buchh.* in Berlin Verl. 100, 848.  
*Seidler* in Jena Verl. 98, 832.  
*Sternacker* in Leipzig Verl. 98, 832.  
*Sternbergs Lit. Zeitung f. d. Medicin u. Chirurgie.* 2 Jahrgangs 3 Heft 101, 858.  
*Steudel und Keil* in Gotha Verl. 98, 831.  
*Tafché und Müller* in Gießen und Wetzlar Verl. 99, 840.  
*Verlagsbureau* in Leipzig und Ronneburg 100, 848.  
*Wochenschrift für junge Kaufleute* 106, 894.  
 106, 885.

#### Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

<i>Adams</i> in Philadelphia 105, 883.	<i>Goets</i> in Anspach 102, 860.	<i>Niemeyer</i> in Halle 106, 889.
<i>Adelung</i> in Petersburg 106, 889.	<i>v. Goethe</i> in Weimar 106, 889.	<i>Paulini</i> in Lemberg 105, 882.
<i>Bärenkopf</i> in Pesth 108, 905.	<i>Goldhorn</i> in Leipzig 105, 883.	<i>de Puzy, Präf. d. Rhonedep.</i> 105, 885.
<i>Bach</i> in Odensee 100, 842.	<i>Grundler</i> in Berlin 108, 905.	<i>Regis</i> in Leipzig 105, 883.
<i>Bergström</i> in Upsal 100, 843.	<i>Hardege</i> in Gräfenenthal 110, 926.	<i>Rudel</i> in Leipzig 105, 883.
<i>Bernhardi</i> in Leipzig 105, 882.	<i>Haus</i> in Neapel 100, 841.	<i>Salchow</i> in Jena 110, 926.
<i>Birch</i> in Laland 100, 842.	<i>Hauterive</i> in Paris 105, 883.	<i>Scherer</i> in Petersburg 103, 867.
<i>Bloch</i> in Christiansand 100, 842.	<i>Heinzelmann</i> in Kopenhagen 105, 882.	<i>Schmidt</i> in Berlin 108, 905.
<i>Bückhorn</i> in Magdeburg 105, 883.	<i>Henrici</i> in Neuruppin 108, 905.	<i>Schulz</i> in Dresden 110, 926.
<i>Bütger</i> in Herborn 100, 842.	<i>Hermann</i> in Petersburg 103, 867.	<i>Schwartner</i> in Pesth 105, 882.
<i>Boyss</i> in Westerburg 100, 842.	<i>Horn</i> in Berlin 108, 905.	<i>Schwillgée</i> in Paris 103, 867.
<i>Brohm</i> in Posen 108, 905.	<i>Hörstel</i> in Braunschweig 105, 882.	<i>Seidenficker</i> in Jena 100, 841.
<i>Brunner</i> in Zürich 105, 883.	<i>Hübner</i> in Jena 100, 841.	<i>Shufflay</i> in Pesth 108, 905.
<i>Buhl</i> in Bremen 100, 843.	<i>v. Humboldt</i> in Rom 105, 883.	<i>Sommer</i> in Leipzig 105, 882.
<i>Collard</i> in Paris 105, 867.	<i>Hund</i> in Leutsch 105, 883.	<i>Stark</i> in Jena 100, 841.
<i>Dars</i> in Paris 105, 883.	<i>Jahn</i> in Plauen 100, 841.	<i>Succow</i> in Jena 110, 926.
<i>Delius</i> in Wernigerode 100, 843.	<i>Jaspis</i> in Leipzig 105, 882.	<i>Sufkind</i> in Tübingen 108, 842.
<i>Demetrius</i> in Constantinopel 98, 828.	<i>Jefferson</i> in Philadelphia 105, 883.	<i>Szvetnitzky</i> in Neufohl 108, 905.
<i>Eichhorn</i> in Göttingen 105, 883.	<i>Keyser</i> in Christiania 100, 842.	<i>Thormeyer</i> in Stendal 108, 905.
<i>Eichstädt</i> in Jena 106, 889.	<i>Krentz</i> in Moskwa 103, 867.	<i>Tiolier</i> in Paris 103, 867.
<i>Einert</i> in Taucha 105, 882.	<i>Lenz</i> in Jena 100, 841.	<i>Typke</i> in Dobrilugk 100, 841.
<i>Enke</i> in Leipzig 105, 883.	<i>Lobeck</i> in Naumburg 100, 842.	<i>Wieland</i> in Weimar 106, 889.
<i>Eschke</i> in Berlin 105, 883.	<i>Lundström</i> in Upsal 100, 843.	<i>Wilken</i> in Heidelberg 105, 883.
<i>Ewald</i> in Bremen 100, 841.	<i>Marmalle</i> in Berlin 108, 905.	<i>Winborn</i> in Upsal 100, 843.
<i>Franz</i> in Dresden 102, 864.	<i>Martin</i> in Göttingen 100, 841.	<i>Wolf</i> in Halle 100, 842.
<i>Fuchs</i> in Würzburg 100, 841.	<i>Meiners</i> in Göttingen 106, 889.	<i>v. Wollzogen</i> in Weimar 106, 889.
<i>Geisichen</i> in Halle 100, 842.	<i>v. Miller</i> in Pesth 105, 882.	<i>Zerrenner</i> in Magdeburg 100, 843.
<i>Gensler</i> in Jena 100, 841.	<i>Möller</i> in Hamm 102, 841.	

#### N e k r o l o g.

<i>Backe</i> in Fritzw 105, 886.	<i>Collet</i> in Paris 105, 886.	<i>Irminger</i> in Henkart 105, 885.
<i>v. Beilhorn</i> in Hannover 109, 919.	<i>Crichton</i> in Königsberg 105, 884.	<i>Kimpfel</i> in Berlin 105, 885.
<i>Banks</i> in London 109, 920.	<i>Däniker</i> in Zürich 105, 884.	<i>Kirinich</i> in Agram 105, 884.
<i>Bing</i> in Paris 109, 928.	<i>Dannebmayer</i> in Wien 100, 844.	<i>Legrenée d. ä.</i> in Paris 104, 876.
<i>Boccherini</i> in Madrid 100, 844.	<i>Derska</i> in Raab 105, 884.	<i>Lang</i> in Anspach 100, 844.
<i>Bonafond</i> in Paris 105, 885.	<i>Eginton</i> in Hadsworth 109, 920.	<i>Locatelli</i> in Mayland 105, 884.
<i>Briegleb</i> in Coburg 100, 844.	<i>Giovenazza</i> 109, 919.	<i>Ludecke</i> in Stockholm 105, 884.
<i>Butter</i> in London 109, 920.	<i>Gryner</i> in Ronneburg 109, 918.	<i>Murer</i> in Zürich 105, 884.
<i>Calovino</i> in Prefsburg 105, 884.	<i>Günther</i> in Hamburg 109, 920.	<i>Murphy</i> in London 105, 884.
<i>v. Charpentier</i> in Freyberg 105, 884.	<i>Harwitz</i> in Frankfurt a. M. 100, 844.	<i>Murjanna</i> in Berlin 105, 885.
<i>Cole</i> in London 109, 920.	<i>Johs</i> in Arnstadt 105, 885.	<i>Nebel</i> in Heidelberg 105, 885.

*Perilla*

Perille in Paris 109, 920.  
 Post in Braunschweig 105, 881.  
 Reinbeck in Berlin 100, 814.  
 Ringelmann in Osnabrück 109, 919.

Ruhkopf in Hildesheim 100, 844.  
 Savérian in Paris 105, 881.  
 de Segur in Bagnères 109, 920.  
 Skorodinsky in Lemberg 100, 844.

Székhely in Raab 105, 884.  
 Wessely in Hamburg 105, 884.  
 Wolfster in Heidelberg 109, 919.  
 Woodville in London 109, 920.

### Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Chalon sur Marne, Sitzung d. Gef. der Land-  
 wirtschaft, Wissensch. u. K. am 11 März 103, 868.  
 Draguignan, Akad. zu, Preisaufgaben 103, 866.  
 Erfurt, Akad. nützlicher Wissensch. Sitzungen am  
 4 Jun. und 2 Aug. 103, 865.  
 Leipzig, Jablonowskische Gesellschaft der Wissen-  
 schaften, Sitzung am 8 Jul. 103, 865.  
 Mayland, Preisvertheilung der Akademie 105, 881.  
 Niort, Sitzung der ökonom. Gesellschaft 103, 868.  
 Paris, Sitzung d. Classe der phys. und mathemat.  
 Wissenschaften am 19 Messid. 103, 867.  
 — Sitzung der polytechn. Gesellschaft am  
 21 April 103, 868.

### Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

#### Universitäten- und Schul-Chronik

Von Erlangen 104, 873.  
 — Halle 104, 873.  
 — Jena 110, 921.

### Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Antwort des Recensenten auf die Kremfiersche  
 Antikritik 101, 849.  
 Aff's Erklärung 104, 877.  
 de Azara's, von, Werken ist in Madrid der er-  
 ste Band erschienen 98, 825.  
 Bardilis Erklärung 100, 843.  
 Bentinische Biblioth. in Hamb. wird verauct. 100, 848.  
 Berichtigung einer Nachricht über Gravenhorst im  
 Int. Blatt d. J. A. L. Z. 108, 912.  
 Bologna, franz. kaiserl. Decrete für d. Univerf. 104, 874.  
 Boydells Shakespear's Gallery, an wen sie ge-  
 kommen 106, 891.  
 Brüssel, medicin. Gesellschaft in, will ihr Urtheil  
 über die Preise verschieben 105, 881.  
 Bücherfracht, eingefrorene in Rußland, ist ge-  
 rettet 108, 907.  
 Bucherverkauf 103, 869.  
 Chenevix reißt in die österreich-Staaten 108, 908.  
 — — Behauptung vom Quecksilber 108, 908.  
 Defaix Grabmal, wer es verfertigt 108, 908.  
 Dessau, Eröffnung der neuen Erziehungsanstalt 104, 876.  
 Donaueschingen, in, wird d. Gesellsch. d. Freunde  
 der vaterländ. Geschichte bestätigt 105, 882.  
 Druckfehler in der Jen. A. L. Z. 215, 488.  
 Druckfehler in Krummacher's Schrift: Ueber den  
 Geist u. die Form d. evang. Geschichte 105, 888.  
 Duisburg, Universität in, wird nach Münster  
 verlegt 104, 874.  
 Fausts und Hynolds Bekanntmachung ein. Werkes  
 üb. chirurg. Instrumente bey d. Pockenimpf. 108, 908.  
 Gauss Berechnungen über den Planeten Juno 106, 892.  
 Genua, franz. kaiserl. Beschlufs, die Organisa-  
 tion der Akademie betreffend 102, 862.  
 Genua, Nachricht über die Universität und gel.  
 Anstalten 102, 857.  
 Gesellschaft für Ackerbau u. ländl. Oekonomie in  
 den Departem. Genua, Montenotte und den  
 Apenninen 102, 860.  
 Gotha, Herzog von, und dessen Bruder, Prinz  
 Friedrich, schenken dem Gymnas. das. einen  
 physikal. Apparat 104, 875.  
 Greifswalde, neue Anstalten 108, 907.  
 Hagemann's Replik an Langlès 98, 825.  
 Havre, Entdeckung für Freunde der Alterthums-  
 kunde 98, 827.

Hedwig, Fr. D., Bildungsanstalt in Leipzig 108, 908.  
 Kammer, apostol., in Rom läßt im Coliseum  
 nachgraben 106, 891.  
 Käftners Erklärung an das Publicum über die  
 v. Arstinische Methode der Mnemonik 102, 861.  
 Kiel, in, wird mit der Hebammenschule eine Ge-  
 bäranstalt verbunden 104, 876.  
 Kleinschmid f. Weinmann.  
 Königsberg, neue Liederfamllung für die luther.  
 Gemeinde das. 98, 826.  
 v. Kovachichs literär. Anzeige 108, 905.  
 Kremfser an die Leser der Jen. A. L. Z. und No-  
 tiz des Directoriums derselben 99, 833, 836.  
 Kuhpockenimpfung, Institut für die, in Holstein  
 und Schleswig 108, 906.  
 Kunstausstellung in London 106, 889.  
 — — — in Zürich 106, 891.  
 London, Subscription für eine große Unterrichts-  
 anstalt 98, 826.  
 — — Nachricht von Hölen in den Gebirgen  
 Elloras 98, 826.  
 Loserow's Trauerspiel macht großes Glück 98, 825.  
 Madrid, Bekanntmachung der Akademie der  
 Malerey 108, 907.  
 Mayland, in, scheinen die Lehranstalten noch  
 keine Veränderung zu erleiden 104, 873.  
 Metz, in, soll ein Etablissement der Wohlthätig-  
 keit gestiftet werden 108, 906.  
 Militärsocietät in Berlin hat den 4 Band ihrer  
 Memoires drucken lassen 108, 907.  
 v. Moncénigo's Nachr. an die 7 Inselnrepublik 108, 906.  
 Moskwa, Etat der kaiserl. Universität im Jahre  
 1805 109, 915.  
 Pacchiani's Entdeckung 98, 825.  
 Panzer, Physikus zu Herspruck, wird seines Va-  
 ters Lebensbeschreibung herausgeben 106, 891.  
 Paris, Beschlufs der Classe der franz. Sprache u.  
 Literatur im Nationalinstitute 108, 908.  
 Pavia, franz. kaiserl. Decrete für die Univerf. 104, 874.  
 Pelusset Geschenke f. d. Museum zu Bordeaux 106, 892.  
 Pestum, zu, werden Alterthumsreste ausgegrab 106, 889.  
 Petersburg, in, wird ein Museum für das See-  
 wesen errichtet 106, 892.  
 Plamann errichtet in Berlin ein Erziehungsinstitut  
 nach Pestalozzi's Methode 104, 876.  
 Poussins Gemälde d. großen Bacchan. verkauft 105, 866.  
 Puzzuolo, in, soll der Tempel des Jupiter Sero-  
 pis von Ruinen befreit werden 106, 890.  
 Salats Berichtigung 101, 834.  
 Schulwesen, über das, in der bayerischen Pro-  
 vinz in Schwaben 104, 874.  
 — — — in Südpfeffen 107, 904.  
 Scutari, in, wird d. Druckerey sehr beschäftigt 108, 907.  
 Seetzen geht nach Hadramaut 108, 908.  
 Sicklers Reiseanzeige 108, 912.  
 Spanien, in, macht das griech. Sprachstudium  
 Fortschritte 108, 907.  
 Statuen zum Begräbnismonument d. verstorbenen  
 Herzugin von Sachsen-Teschen sind von Rom  
 transportirt worden 106, 890.  
 Tischer's, Superintendent in Plauen, Anzeige 109, 920.  
 Tischach hat seine Erziehungsanstalt aufgegeben und  
 sein Rectorat niedergelegt 108, 906.  
 Uebersetzungsanzeige von Leurs Preisschriften 99, 840.  
 — — — von den Manuscrits de Mr.  
 Necker 103, 872.  
 Ukafen, russisch-kaiserl. 107, 897.  
 Weinmann und Kleinschmid heben ihre Lehran-  
 stalt in Kreuznach auf 104, 876.

J E N A I S C H E

A L L G E M E I N E

# LITERATUR-ZEITUNG

V O M J A H R E

I 8 0 5.

---

Z W E Y T E R J A H R G A N G.

---

V I E R T E R B A N D.

---

O C T O B E R, N O V E M B E R, D E C E M B E R.

---

J E N A,

in der Expedition dieser Zeitung,

und L E I P Z I G,

in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition,

1805.





## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 1 O C T O B E R, 1 8 0 5.

## T H E O L O G I E.

LEIPZIG, b. Märker: *Novum Testamentum graece, e recensione Griesbachiana, nova versione latina illustratum, indice brevi praecipuae lectionum et interpretationum diversitatis instructum.* In usum maxime Gymnasiorum et Academiarum editum, auctore M. Henrico Augusto Schott, Theol. et Philos. Doctore privato Academiae Lipsiensis. 1805. XVI und 1029 S. 8.

Seit langer Zeit ist Rec. auf keine angenehmere Art in seinen Erwartungen getäuscht worden, als durch die genauere Prüfung dieser Handausgabe des N. T. die er, wie er aufrichtig gesteht, mit der vor-gefassten Meinung in die Hand nahm, daß das ganze Unternehmen eine von den in unseren Zeiten so gewöhnlichen Speculationen sey, durch welche auf der einen Seite das sorgfältigere Studium des N. T. und die fleißige Befuchung der exegetischen Vorlesungen auf Akademien verhindert wird, und auf der anderen Seite unwissende Candidaten durch die bösen Stunden der Prüfungen, die mit ihnen angestellt werden, glücklich gebracht werden sollen. Allein Rec. hat dieses Buch mit wahrer Achtung gegen den Herausgeber und mit Dank für eine glücklich ausgeführte Idee, die er selbst schon oft verfolgt hatte, aus der Hand gelegt. Ob es uns gleich an nichts weniger als an guten und ächt lateinischen Übersetzungen des N. T., unter welchen wir die neueren von Thalemann, Gaspis und Reichard nur erwähnen wollen, mangelt: so ist doch diese ihren Vorgängern darum vorzuziehen, weil sie nicht nur, so weit wir sie verglichen haben, sich durch Reinheit und Eleganz der Sprache auszeichnet, sondern auch getreu nach den Regeln einer richtigen Übersetzung verfertigt ist, die Ernesti, Morus und Reichard festgesetzt und vorgeschrieben haben, von dem letzteren aber nur selten befolgt worden sind. Bey dieser ist der Geist des Original-Textes (wie bey der Reichardischen) ohnerachtet ihrer schönen Latinität so oft der Fall ist) so wenig verloren gegangen, daß man vielmehr mit leichter Mühe, wenn man nur einigermaßen mit der neutestamentlichen Sprache bekannt ist, aus ihr den Text wieder herstellen kann. Und da jetzt leider auf den meisten Universitäten die exegetischen Vorlesungen in deutscher Sprache gehalten werden: so war es sehr wünschenswerth, daß unseren angehenden Theologen ein Buch in die Hände gebracht wurde, in welchem sie eine richti-

J. A. L. Z. 1805. Vierter Band.

ge und die besten Erklärungen enthaltende lateinische Übersetzung fanden, die sie zur Vorbereitung sowie zur Wiederholung des Gehörten gleich nützlich gebrauchen konnten. Dieser innere Werth vorliegender lateinischen Übersetzung, den wir so eben mit voller Überzeugung angegeben haben, wird noch sehr durch die Correctheit des griechischen sowohl als lateinischen Textes, durch die mit Sparsamkeit verbundene Gefälligkeit des Druckes, durch gutes Papier, sowie durch ihren (in unseren Zeiten immer feltner werdenden) wohlfeilen Preis (da das ganze 65½ Bogen starke Werk auf Schreibpapier à 2 Rthlr., auf Druckpapier à 1 Rthlr. 12 gr. verkauft wird, und also auch der minder bemittelte es sich leicht anschaffen kann) noch sehr erhöht, daß wir also hoffen können, diese Übersetzung bald in recht vielen Händen zu sehen. Der gelehrte Herausgeber, der sich durch diese geschmackvolle und durchaus brauchbare Handausgabe des N. T. gewiss sehr verdient gemacht und großes Lob erworben hat, bestimmt selbst in der Vorrede (S. 6) die Classe von Lesern für die er gearbeitet hat. Nämlich nicht für den unseligen und immer zahlreicher werdenden Haufen von Ehrlösen, die, nachdem sie ihre Zeit auf Akademien unnütz zugebracht haben, oder nachher das gelehrte biblische Studium gänzlich vernachlässigt haben, sich zur Zeit der mit ihnen anzustellenden öffentlichen Prüfungen ängstlich nach Mitteln umsehen, durch die sie ihre Blöße und Geistes-Armuth verbergen können, sondern für diejenigen allein, die eines solchen Hülfsmittels sich theils zur Vorbereitung auf die akademischen Vorlesungen und zur Wiederholung derselben, theils zu ihrem Privatstudium bedienen wollen. Die innere Einrichtung dieser Handausgabe ist folgende. Der griechische Text (der, so weit wir ihn verglichen haben, sehr correct ist) ist nach der älteren Griesbachischen Ausgabe des N. T. vom Jahr 1772 und 75 (denn die neuere vom Jahr 96, von welcher bis jetzt nur der erste Theil erschienen ist, konnte der Vf., da das Werk nothwendig zu Oftern fertig werden mußte, nicht abwarten) abgedruckt. Unter dem Texte befindet sich eine Sammlung der vorzüglichsten Varianten, welche gewöhnlich in den exegetischen Vorlesungen beurtheilt zu werden pflegen. Ihm zur Seite steht die lateinische Übersetzung, *graeccis*, um uns der eigenen Worte des Herausg. (S. 6) zu bedienen, *ex fide respondens, quae cum perspicuitate, et latini sermonis puritate possit conciliari,*

A

oder

oder wie es in einer anderen Stelle der Vorrede (S. II) heisst: *quae, dum ad verba, omnemque elocutionem scriptorum N. T. paulo propius, quam aliae quaedam recentiores (Reichardiana potissimum) accederet, caveret tamen, ne vel barbara evaderet, vel Sphingis aenigmata obiceret lectoribus.* Bey der lateinischen Übersetzung sind nicht allein (in den Schriften der Evangelisten) die Parallel-Stellen bemerkt, sondern auch die aus dem A. T. angeführten Stellen genau angegeben. Ausserdem sind in derselben durch Haken die in dem griechischen Texte des N. T. selbst vorkommenden Parenthesen bezeichnet, sowie durch halbe Zirkel deutlichere Redensarten, nöthige Einschränkungen und Zusätze von dem Texte selbst unterschieden werden. Doch sind, wie der Vf. selbst in der Vorrede S. 12 klagt, in den Evangelien Matthäi und Marci diese beiden Zeichen bisweilen verwechselt worden. Wir hätten gewünscht, dass der Vf. diese Stellen entweder in der Vorrede oder in dem Druckfehler-Verzeichniss genau angegeben hätte, damit aller Irrthum wäre vermieden worden. Auch haben wir nicht blos in den von ihm selbst angeführten Schriften des N. T. solche Verwechselungen der Zeichen bemerkt, sondern auch in anderen Schriften, in welchen sie auch bisweilen ganz an unrichtigen Orte stehen, als z. B. Hebr. VII, 18: *Itaque illa quidem prior lex ideo abrogata est, quod infirma erat atque inutilis [cum illa lex neminem posset perfecte immunem] praestare, (a peccatis); aut illa [cum illa lex neminem posset perfecte immunem praestare a peccatis];* und an anderen Orten mehr. Unter dem lateinischen Text, und bisweilen auch mit unter dem griechischen (wie in den apostolischen Schriften gewöhnlich der Fall ist) stehen kurze mit Zahlen (die auf den Text zurückweisen) bezeichnete Anmerkungen, in welchen bald abweichende Erklärungen berühmter Interpreten angeführt werden, bald gezeigt wird, wie einzelne Stellen auch anders übersetzt werden konnten. Als Proben der Übersetzung wollen wir, ohne vorhergegangene Wahl, folgende zwey Stellen ausheben. Marc III, 1—6: *Tum iterum conventum sacrum ingressus est. Ubi, quum homo versaretur, cujus manus altera contabuerat, insidiose observabant, num sabbato illum esset sanaturus, ut accusare eum possent. Jesus autem hominem, cujus manus contabuerat, in medium prodire iussit, illosque ita allocutus est: licetne sabbato benefacere an mala inferre? vitam servare an perdere? Illi vero tacuere. Tum Jesus indignabundo vultu eos circumspexit, dolens eorum animi duritiam (perverstatem), iussitque hominem manum extendere. Quam cum extenderet, integra ea restituta est. Consectim egressi Pharisei cum Herodis aulicis consilia inierunt de Jesu perdendo. Galat. IV, 21 ff. Dicite mihi vos, qui legi (Mos.) subesse vultis, nonne legem intellegistis? Scriptum (hier hätte enim hinzugesetzt werden sollen) ibi legitur, (Genes. C. 21) Abrahamo duo fuisse filios, unum s serva natum (Ismaelem), alterum ex ingenua (Isaacum). Ille quidem servae filius communi hominum more, hic ingenuae f. vi promissi divini natus est.*

*Quae quidem per allegoriam intelligi debent. Etenim mulieres illae duo significant foedera (religionis oeconomias). Primum quidem illud est e monte Sinaitico oriundum, veluti servos pariens, quod per Agarem significatur. Nam vocabulum Agar significat montem Arabiae Sinaiticum. (Unten in der Note stehet wohl richtiger: Nam vocab. Agar in lingua Arabica sign. montem S.) respondei autem (similitudine) urbi Hierosolymitanae, qualis nunc est, illa enim cum suis liberis (civibus) servitute tenetur. Illa vero coelestis civitas Hierosolymitana libera est, omnium nostrum mater. Etenim scriptum legitur Ies. 54, 1): Lactare sterilis, quae non pepereras; lactum ede clamorem, quae non enixa es; nam viduae plures sunt liberi, quam ejus, quae marito utitur etc. So deutlich aus diesen beiden nicht etwa ausgesuchten Stellen hervorgehet, dass das Lob, welches wir dieser Übersetzung im Anfange dieser Recension ertheilt haben, vollkommen gerecht und nichts weniger als parteyisch ist; so können wir doch nicht umhin, auch einige Stellen anzugeben, wo der Vf. in der Übersetzung theils seinen eigenen in der Vorrede angegebenen Grundsätzen scheint ungetreu worden zu seyn, theils besser hatte übersetzen können, oder wohl auch ein deutlicheres Wort in einer Parenthese hätte hinzufügen sollen. Matth. VII, 6 werden die Worte μη δωτε το άγιον τοις κυρι übersezt: nolite canibus annulos induere. Eine ganz willkührliche Veränderung des Textes, vielleicht blos deswegen unternommen, weil im folgenden steht: nec porcos margaritis ornare. διδοιαι bedeutet hier so viel wie βαλλειν, obicere. — Ebend. V. 11 wird πονηροι οντες durch quamvis mali ausgedrückt. Hätte hier nicht in einer Parenthese avari oder tenaces beygefügt werden sollen? Marc. III, 4 auditur vox hominis in deserto docentis. Hier steht das Wort hominis, dem nichts im Griechischen entspricht, ausserit matt und überflüssig. Luc. VII, 15 würde Rec. ανεκαθισεν lieber durch se erexisset als durch surrexisset übersetzt haben, um alle Zweydeutigkeit zu vermeiden. Ebend. V. 16 hätte in den Worten magnus ille inter nos existit vates, das ille, da in dem griechischen Text vor προφητης der Artikel fehlt, in einer Parenthese stehen sollen. Ebend. V. 28 ist wohl der Sinn Jesu verfehlt, wenn die Worte ο δε μικροτερος εν τη βασιλεια τς Σας übersezt werden: qui in regno divino ministrum agat. Thalemann hat es richtiger ausgedrückt: minimum meorum sectatorum. Ebend. V. 32 hatte bemerkt werden sollen, dass der Satz umgekehrt werden müsse, wenn er wahr seyn soll. Denn die Pharisaer und Schriftgelehrten waren vielmehr eigensinnigen Hindern ähnlich, die mit anderen nicht spielen wollen, und denen es niemand recht macht. Ebend. V. 39 muss das eingeschlossene nosset am Ende des Verles wegfallen, und anstatt flagitiosam esse, stehen flagitiosam oder adulteram nempe esse. Ebend. V. 40 bedeutet ειπειν nicht dicere, wie es hier übersetzt ist, sondern interrogare, quaestionem proponere — Luc. VIII, 35 heisst και εφοβηθησαν nicht*

nicht *quare obstupescit sunt*, sondern *et timore correpti sunt*, wegen des 37 Verses, sowie auch im folgenden Verse anstatt *narrarunt*, *narraverant* stehen muß. Ebend. V. 46 kann die Übersetzung *suscepimus a me existit*, leicht zu unrichtigen Vorstellungen Veranlassung geben, die vermieden werden, so bald man übersetzt: *ego enim bene scio* (εγω γαρ σκωω), *virtutem a me profectam esse*. Ebend. V. 48 mißfällt uns das *abi beata* für: *πορευεις εις σιων*. Lieber möchten wir setzen: *abi felicitate* oder *abi salva* wie *Reichard* und *Thalemann* haben. — Nach der Übersetzung der Stelle Joh. VII, 19. *Nonne Moses vobis legem scripsit, cui nemo vestrum obsequitur?* sollte man glauben, daß *νομος* hier das ganze mosaische Gesetz bedeutete, da es doch bloß das Gesetz von der Sabbatsfeyer anzeigt. Eben so ist auch in dem vorhergehenden Verse in den Worten *ipsum honori studet*, *την δοξαν την ιδιαν ζητει* eine Zweydeutigkeit, die durch die Übersetzung *sua est gloriam quaerit*, oder *suae ipsius gloriae studet*, hätte vermieden werden können. — Ebend. V. 38 ist die Stelle Jes. 58, 11 unrichtig angeführt. — In dem Brief an die Hebräer sowohl Kap. II, 10 als V. 9 wird *τλασεν* durch *praemio ornare* übersetzt, wo der Beweis wohl etwas schwer fallen sollte. — Ebend. Kap. VI, 6 sind die Worte *ανασταυρωτας εαυτοις τον υιον της σεω* auf eine ganz eigene aber offenbar falsche Art übersetzt: *quippe qui secum (animo suo) Dei filium veluti denuo in crucem agant*. Müßte da nicht im Griechischen *εν εαυτοις* stehen? und welcher widriger Gedanke kommt alsdann nicht heraus! Die gewöhnliche bessere Erklärung dieser Stelle ist hinlänglich bekannt. — Ebend. V. 14 hätte *η μιν* nicht durch *profecto*, welches offenbar zu wenig sagt, sondern *per meam fidem* oder *mea fide* übersetzt werden sollen, weil im vorhergehenden 13 V. von Gott gesagt wird: *επει κατ υδενος ειχε μενονος ομοσαι, ωπως καθ' εαυτα*. — Eben so unrichtig scheint uns die Übersetzung der Worte *οι καταφυγοντες κρατῆσαι της προκειμενης ελπίδος* (ebend. V. 18), die hier so ausgedrückt sind: *qui (ad Deum) confugimus, (qui in Deo reponimus fiduciam) atque salutem speratam propositam apprehendamus (olim consequamur)*. Da mußte es wohl anstatt *κρατῆσαι* heißen *και κρατωμεν*. Sowie die Worte im Texte lauten, müssen sie so übersetzt werden: *ut salutem speratam etc.* — Ebend. Kap. VII, 16 wird *εντολη σαρκινη* nicht ganz schicklich durch *lex caduca* übersetzt. — Offenb. Joh. XIX, 1 kann *η σωτηρια και η δοξα και η δυναμις της σεω ημων* wohl auch nicht heißen (*patet omnibus*) *victoria, majestas, potentia Dei nostri*, wie hier übersetzt wird; vielmehr enthalten, wie das folgende *οτι* lehret, diese Worte eine Doxologie. Doch diese und andere kleine Flecken und Unrichtigkeiten mehr, die wir in dieser Übersetzung bemerkt zu haben glauben, werden bey einer neuen Auflage derselben, die gewiß bald erscheinen wird, durch eine wiederholte strenge Prüfung der Arbeit leicht verwischt und verbessert werden können, und haben wenig-

stens in unseren Augen den Werth dieser Übersetzung nicht herabgesetzt.

J. F. S.

UTRECHT, b. Paddenburg: *Specimen hermeneutico-theologicum exhibens vindicias facultatis, apostolis Jesu Christi olim datae, peregrinis loquendi sermonibus*. — Praef. Jodoc. Heringa, Theol. Doct. et Exeg. N. T. Prof. publico examini submittit scriptor *Adrian. Christiaanse*, Poortulietenensis, in coetu christianor. reformato Spankerano sacerdos, nuperime acad. Traject. civis. 1791. 147 S. 8. (15 gr.)

Die Exegese hat seit einer Reihe von Jahren in Deutschland eine Wendung genommen, welche für sie und andere theologische Wissenschaften eben nicht günstig war. Die Hauptbemühung wurde darauf gerichtet, die Wunder, welche in der Bibel erzählt werden, natürlich zu erklären. Dies hatte mehrere sehr nachtheilige Folgen. Es schadete der gründlichen philologischen Schrifterklärung: denn man setzte sich dabey gewöhnlich auch vor, zu beweisen, daß die heil. Schriftsteller selbst keine eigentlichen Wunder haben erzählen wollen, welches oft nicht ohne die Verletzung der gemeinsten Sprachgesetze geschehen konnte. Und da man doch nie mit Gewisheit bestimmen konnte, wie es natürlich zugegangen sey, und immer eine Menge verschiedener natürlicher Erklärungen möglich war, so wurde die Schrifterklärung in ein Spiel mit Hypothesen verwandelt, wovon immer eine die andere schlug, und es die nächste besser machen wollte, und am Ende gar nichts herauskam, als daß, wenn es ursprünglich natürlich zugegangen sey, doch kein Mensch wissen könne, wie? Der Studierende, dem diese Dinge neu waren, haschte begierig danach, hielt sich in dieser Kenntniß für aufgeklärt, und hatte am Ende mit diesen natürlichen Wundererklärungen gar nichts gelernt, wovon er in seiner zukünftigen praktischen Bestimmung irgend einen Gebrauch machen konnte. Durch diese Wendung unserer Exegese geschah es auch, daß anderen weit wichtigeren und weniger bearbeiteten Theilen der Schrift weniger Fleiß gewidmet wurde, und daß Bibel und Christenthum, welchen allerdings diese Exegeten zum Theil dadurch aufhelfen wollten, am Ende dadurch mehr an Ansehen u. Einfluß verloren. Mancher erwarb sich durch solche Versuche unverdient einen großen exegetischen Ruhm, indem andere mit den gründlichsten u. umfassendsten exegetischen Kenntnissen und mit ihrer bestimmten, dem Exegeten allein zukommenden Absicht, den Text nach strengen Sprachgesetzen zu erklären, in Vergessenheit und Verachtung kamen, und wohl gar des Mangels an Kenntnissen beschuldigt wurden. In das Innere des Christenthums kam dadurch eine gar nicht hinwegzuräumende Inconsequenz und die bestimmtesten Aussprüche Jesu und der Apostel über diese Wunderwerke ließen sich gar mit diesen natürlichen, oft spasshaft-natürlichen Erklärungen derselben nicht in Übereinstimmung bringen. Wir wollen nicht berühren, was die Philosophie für die göttlichen und wundervollen Kräfte in der Natur, und die Übermacht des Hyperphysischen über das Physische sagen kann. Allerdings mußten solche Versuche, das

Wun-

Wundervolle in der Bibel in lauter physische Ursachen aufzulösen, in der Geschichte der Schrifterklärung vorkommen, und auch wohl hie und da gelingen; aber dabey so lange stehen zu bleiben, dieß für die Hauptsache zu nehmen, davon vornehmlich Verdienst und Ruf des Exegeten abhängig zu machen — dieß ist in der That kindisch. Der Vf. der vorliegenden Schrift hat von einer Erzählung des Lucas, die durch eine große Menge verschiedener natürlicher Erklärungen in unserm Zeitalter berühmt geworden ist, sehr evident erwiesen, daß Lucas ein wahres Wunder erzählen wollte, daß diese Erklärung die einfachste und allein sprachgemäße sey, daß sie mit der übrigen heil. Geschichte des N. T. und mit der Stelle Ap. Gesch. 10, 19. 1 Kor. 12—14 am besten übereinstimme, und daß die so erklärte Begebenheit nichts Gottes unwürdiges enthalte. In dem 2 Theile der Schrift widerlegt er die Auslegungen anderer, namentlich die von Eichhorn, Paulus, Herder, und die von ihnen wider die gewöhnliche Erklärung erhobenen Schwierigkeiten. Rec. stimmt ihm darin vollkommen bey. Es ist zuweilen schwerer und verdienstlicher, eine alte Erklärung zu retten, als eine neue aufzubringen. Zudem ist die Abhandlung sehr klar, geordnet und fließend geschrieben, und mit einer reichen Literatur ausgestattet. Übrigens kann Rec. nicht gerade allen einzelnen Erklärungen und Bestimmungen des Vf. seinen Beyfall geben. So beruft er sich z. E. oft auf Marc. 16, 17 ohne zu erwägen, daß der ganze Abschnitt Marc. 16, 9—20 wahrscheinlich ein späterer und zum Theil aus der Apostelgeschichte excerptirter Zusatz zum Evangelium Marci ist.

BREMEN, b. Seyffert: *Die Gleichnisse Jesu oder moralische Erzählungen aus der Bibel.* Von Dr. (Philos.) Rudolph Christoph Gittermann, Pred. zu Rekerhase in Ostfriesl. 1 Bändchen. 1803. XII u. 163 S. II Bändchen. 1804. VIII u. 168 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

„Nicht für gelehrte Schriftforscher, sondern für Leser aus allen Classen und Ständen hat der Vf. (B. I. S. VII) dieses Unterhaltungs- u. Erbauungs- Buch geschrieben, innigst (S. X) überzeugt, daß er nur einen geringen Versuch gebe. Quellen und Schrifterklärungen hat er sorgfältig benutzt, ohne auf irgend ein Verdienst bey der Bearbeitung dieses Buchs Anspruch machen zu wollen. Die Gleichnisse Jesu von ihrer anwendbarsten und auf den Geist und das Herz des Lesers wirksamsten Seite in einer faßlichen Sprache darzustellen, war (S. IX) sein eifrigstes Bestreben. Um den Erzählungen für seine Leser den erforderlichen Grad von Deutlichkeit zu geben, mußte er sie, oft in bloßen Nebenumständen, ausführlicher behandeln. Auch schien es ihm zur — Vermeidung lästiger Wiederholungen nothwendig zu seyn, den Hauptpersonen in den Erzählungen bestimmte Namen beizulegen. Für diejenigen seiner Leser, die mit der älteren Geschichte der Juden, ihrer gesammten Verfassung, ihrer bildlichen Vorstellungsart gewisser Wahrheiten u. s. w. unbekannt sind, hat er (B. I. S. 135 ff. B. 2. S. 133 ff.) einige kurze erklärende Anmerkungen über einzelne Ausdrücke angehängt, die ihnen, wie er hofft, hinlängliche Aufschlüsse geben werden,“ daher gleich in die erste kurze Anmerkung über das Wort Samariter ein langer Dialog zwischen Jesus Bothen und einem wortführenden Samariter, und hiernächst zwischen

den Bothen und Johannes, Jakobus und Jesus (nach Luc. 9, 51—56) eingeschaltet ist. Welche Leser aus allen Classen und Ständen der Vf. wohl eigentlich gemeint und wie er deren Geschmack befriedigt habe, läßt sich, nach den, von seiner Beurtheilungskraft schon abgelegten, Zeugnissen, aus einigen Proben seiner Schreibart und Darstellungsgabe, auch, wenn man will, seiner Erklärungsweise, leichtlich abnehmen. „Wie? sprach (B. 1. S. 5) der unbarmherzige Priester bey sich selbst und legte nachdenkend die Hand ans Kinn. Ha! rief der verlorne Sohn (S. 104) und legte seine zitternde Hände an die wild arbeitende Brust. Großer Gott! sprach der ungerechte Haushalter (B. 2. S. 5) bey sich selbst, und rief sich nachdenkend die Stirn. Hätte ich doch nie dergleichen von den bösen Menschen gedacht! rief (S. 125) Heiman aus, und rief sich nachdenkend die Stirn. Ach, rief der reiche Mann (B. 1. S. 32), und rang die zitternden Hände verzweiflungsvoll empor. Ach! rief (S. 98) Samir aus, und rang die matten Hände zum Himmel empor. Ach! rief (S. 37) jener, tief aus der zermalnten Brust hervorstöhnend. Ach, schluchzte (S. 117) dieser aus seinem Innersten hervor. Wo bin ich? stammelte (S. 11) Ajalon, (neben dem barmherzigen Samariter) — unter Engeln oder Räubern? — die matten Augen ängstlich umherwerfend. O Gott! erwiderte (S. 13) der Gerettete, und schlug seine Augen, in denen ein paar Thränen — leuchteten, tief gerührt gen Himmel. Der pharisäische Priester geht (S. 6) schnell, nach einem langen Monolog, vorüber. Der Samariter geht (S. 14) langsam zu dem nächsten öffentlichen Wirthshause. Du weist, sagt er (S. 15) zu dem Wirth, ich bin selbst nicht reich, und muß von meinem täglichen Verdienst leben, und (S. 16): wahrscheinlich werde ich auf meiner Reise durch den Verkauf einiger Güter mehr Geld einnehmen, und ich komme ja, wie du weist, hier wieder durch. Lazar begte (S. 26) keinen größern Wunsch, als den: nur in den abfälligen Überresten von der Tafel des Reichen seinen dringenden Hunger zu stillen. Das einzige Gute, was ihm (S. 27) vor dem glänzenden Palast des Reichen — widerfuhr, war das Schmeicheln seiner Hunde. Nicht mehr lange hatte er indess (S. 28) seine Leiden zu ertragen. Sein zerrütteter Körper erlag und er sank, genug auf Erden gelitten und geduldet, in jenen Schlummer, von dem der Mensch erst jenseits wieder erwacht. — O! wie wurmte (S. 31), wie erschütterte dieser Anblick die verworfene Seele!“ u. s. w. Aus dem 2 Bändchen nur noch eine Stelle (S. 9): „Reiße den Wisch entzwey.“ — Inzwischen hat das Publicum, laut der Vorrede, das 1 Bändchen dieser Schrift mit aufmunternd Güte aufgenommen, daher noch ein drittes mit einigen größern Gleichnissen, dergleichen das erste 5 enthält, nachfolgen soll. Zur Ehre des Publicums, dem Conz in eben dem Jahr seine *morgenländischen Apologen, oder die Lehrweisheit Jesus in Parabeln und Sentenzen* übergeben hat, sollte man vermuthen, daß diese Gittermannschen Erzählungen, an welchen sich auch nicht einer von den Vorzügen, die Gray an Jesus Gleichnissen entdeckte, wieder auffinden läßt, neben der natürlichen Geschichte des großen Propheten von Nazareth, von deren 1 Bändchen schon eine 2 Auflage veranstaltet wird, in die Leihbibliotheken für alle Classen von Lesern hinab gerathen seyen.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 O C T O B E R, 1 8 0 5.

## T H E O L O G I E.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Novum Testamentum, Graece, perpetua annotatione illustratum.* Editionis Koppianae Vol. VII. Part. II. complectens Epistolas Pauli ad Philippenses et Colossenses. (Auch unter dem besondern Titel: *Pauli Epistolae ad Philippenses et Colossenses Graece.* Perpetua annotatione illustratae a Jo. Henr. Heinrichs, Archidiacono ad aedem S. Joannis Dambenbergae in Ducatu Luneburgensi.) 1803. X u. 254 S. gr. 8. (20gr.)

Die Einrichtung dieses schätzbaren Werkes ist aus den vorhergehenden Bänden bekannt. In dem vorliegenden hat Hr. H. mehr Rücksicht auf die Interpretationen Anderer genommen. Da er sich aber einmal dazu entschloß, so hätte in dieser Hinsicht wohl mehr geschehen sollen. Es sind bisweilen Erläuterungen anderer berücksichtigt worden, die es kaum verdienten, und dagegen weit bessere ganz unangezeigt geblieben. Auch hatte der Vf. bey der Abfassung seiner kritischen Anmerkungen diesmal mehr, wie sonst, die Bedürfnisse der Anfänger im Auge, welches sehr zu billigen ist. Um etwas zur grösseren Vollkommenheit dieses von vielem Forschungsgeiste zeugenden Werkes beyzutragen, wollen wir nicht sowohl auf das viele Gute in demselben aufmerksam machen, als vielmehr darauf, wo wir mit dem gelehrten Vf. nicht übereinstimmen.

In den Prolegomenen wird mit Recht die alte Meinung in Schutz genommen, nach welcher der Brief an die Philipper von Paulus in seiner römischen und nicht in der Gefangenschaft zu Caesarea abgefaßt worden seyn soll. Die Gründe, welche für jene Annahme beygebracht werden, sind überwiegend, und lassen sich ohne Mühe noch vermehren. Weiterhin sucht der Vf. die Vermuthung wahrscheinlich zu machen, daß dasjenige, was wir bisher den Brief an die Philipper nannten, nicht *Einen*, sondern *Zwey* Briefe enthalte. Der eine sey an die *ganze Gemeinde*, der andere bloß an die *vertrauteren Freunde des Apostels* zu Philippi gerichtet gewesen. Urprünglich rechnet nun Hr. H. zu jenem Sendschreiben die Kapitel I. II. III. 1 erste Hälfte το λοιπον, ἀδελφοί μὲ χαίρετε ἐν Κυρίῳ, und Kap. IV, 21 bis 23; für dieses Sendschreiben bleibt sonach der Rest von dem 3 und 4 Kapitel übrig; indem nämlich dasselbe mit τα αὐτὰ γραφεῖν ὑμῖν κ. τ. λ. Kap. III, 1 zweyte Hälfte begann, und mit τῷ δε ἔστω — 8. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

αμην. Kap. IV, 20 endigte. — Diese Vermuthungen scheinen manches Wahre zu enthalten. Rec. glaubt, daß der Brief an die Philipper aus *zwey* Sendschreiben bestehe, die späterhin in die gegenwärtige Form gegossen wurden; und daß *einige* von den Grüßen Kap. IV, 21—23 zum Briefe an die *ganze Gemeinde* gehören dürften. — Kap. III, 1 το — κυρίῳ stoßen wir offenbar auf den Schluss eines Briefes; derselbe Fall tritt Kap. IV, 20 ein. Ferner der Eingang des Briefes A Kap. I, 1 enthält einige Worte, welche befremden: Παῦλος — πᾶσι τοῖς ἁγίοις ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ — συν ἐπισκοποῖς καὶ διακονοῖς. Unter den πᾶσι τοῖς ἁγίοις sind ja schon die Bischöfe und Diakonen begriffen, wofür also nochmals die namentliche Anführung derselben? Spricht das nicht für die Annahme, daß eine spätere Hand die beiden Briefe AB in Einen verschmolz, indem man die Worte ἐπισκοποῖς καὶ διακονοῖς dem Privatschreiben B entzog, und sie dem allgemeinen Briefe A vorsetzte, um ja nichts verloren gehen zu lassen? Aber nun, wo endigte der Brief A und wo der Brief B? oder was gehörte zu diesem, was zu jenem? Hierüber werden die Stimmen getheilt bleiben. Zu dem allgemeinen Briefe A gehörten vielleicht die Kapitel I. II. III, 1 erste Hälfte, und Kap. IV, 10—20, 22, 23. Zu dem Privatschreiben gehörten dann Kap. III, 1 letzte Hälfte bis K. IV, 9. V. 21 und die Worte ἐπισκοποῖς καὶ διακονοῖς K. I, 1. — Die Worte K. IV, 21 ἀσπασασθε πάντα ἅγιον ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ passen nicht gut zum allgemeinen Briefe A. Die folgenden Worte ἀσπάζονται ὑμᾶς οἱ συν ἐμοὶ ἀδελφοί sind mit den Worten ἀσπάζονται ὑμᾶς πάντες οἱ ἅγιοι gleichbedeutend, folglich rechnen wir V. 21 zum Briefe B, und V. 22, 23 zum Briefe A. Jedem Sendschreiber wären Grüsse angehängt; der, welcher die *beiden* zu *einem* machte, setzte daher dieselben an das Ende des nun zu *einem* umgeschaffenen Briefes beyammen. Kap. IV, 10 fing Paulus eine ganz neue Materie an, und so konnte der Wunsch Kap. III, 1 sehr glücklich vorangehen. So viel hier zu vorläufiger Prüfung! Manches muß freylich näher berücksichtigt werden. Dahin rechnen wir z. B. das: ob nicht noch mehr zum Privatschreiben B gehörte? Etwa noch Kap. IV, 10—20? Mit V. 10 K. IV geht; wie schon oben gesagt, eine neue Materie an, und so konnten die schlussartigen Worte καὶ ὁ θεὸς τῆς ἐσχάτης ἑστῶ μετ' ὑμῶν K. IV, 9 sehr wohl stehen. Es können überdies Gründe vorhanden seyn, warum Paulus von dem Geschenke, das sie ihm gemacht hatten, nicht in dem allgemeinen Schreiben, sondern bloß

bloß im Privatbriefe reden wollte. Die Bischöfe und Diakonen repräsentirten ja gleichsam die ganze Gemeinde. Dieselben sollen endlich alle Christen zu Philippi grüßen K. IV. 21. Es fragt sich daher: in wie weit sollte das Sendschreiben an sie ein *Privatschreiben* seyn? u. f. w. — Zu οὐν ἐπιστ. κ. διακ. wird in den Scholien über K. I. 1 unter andern bemerkt: „quod episcoporum hic diaconorumque mentio fit, declarat quidem, jam firmitatem aliquam nactam esse Philippensium ecclesiam: verum non inde sequitur, eam hoc nomine praefuisse caeteris, ad quos P. scripsit, ecclesiis; quia, ut opinor,mero casu accidit(?), ut hic potissimum eorum hominum mentionem injiciat P. qui in caeteris ecclesiis aderant quidem omnibus, sed in salute dicenda non segregantur ab ἀγίοις, πιστοῖς etc. universis.“ Ein bloßer Zufall brachte gewis die Bischöfe etc. nicht hieher; auch das nicht, was gleich im Anfange dieser Bemerkung gesagt wird; denn der Schluß derselben (da in allen Gemeinden solche Leute waren etc.) hebt jenes wieder auf. Was weiterhin darüber nach Michaelis (Einl. B. 2. §. 205) gesagt wird, kommt uns ebenfalls nicht treffend vor. Die Leseart συνεισηκούσιν ist allerdings verwerflich, selbst wenn die Vermuthung von der Umschmelzung zweyer Briefe in einen nicht wahr seyn sollte. — Die Worte μετὰ — ποιμενος V. 4 setzt der Vf. in eine Parenthese, und vertirt V. 3 und 4: „quotiescunque vestri recordatio subit, quotiescunque pro vobis preces numini adhibeo (adhidentur autem illae non nisi imo ex pectore), gratias ago ob κοινωνίαν.“ Παντοτε und παντῶν drückt diese Übersetzung nicht aus. Auch hat der Vf. das Komma nach ὑμῶν V. 3 beyzufügen vergessen. Rec. setzt vor παντοτε ein Kolon, und zieht dieses Wort, ohne irgend etwas einzuklammern, zu ποιμενος, indem er, wie hier geschieht, V. 4 mit V. 5 in einem fortlaufen läßt. — Bey κοινωνία eis το εὐαγγ. V. 5 „accessio ad christianam fidem“ hätten wir uns nicht auf Eph. 3, 9 und Gal. 2, 9 bezogen. Denn die letzte Stelle sagt etwas anderes, und dort hat die Leseart οἰκονομία Vorzüge. Die gegebene Erklärung von κοινωνία etc. wird schon durch den Context begründet. Bey diesen Worten mit am Ende u. a. an die Mildthätigkeit der Philipper zu denken, wirft einen widrigen Schatten auf Pauli Charakter, und steht mit anderen Äußerungen desselben im Widerspruche. Selbst wenn ihm eine Collecte zur Austheilung unter die armen Christen gesandt worden wäre, könnten wir das nicht billigen, was V. 3 ff. darüber gesagt wird. — Die Worte V. 7 δια το εχειν με εν τη καρδια ὑμας giebt der Vf. nicht mit den meisten der neueren Interpreten, „weil ihr an mich denkt,“ sondern „weil ich an euch gedenke.“ Wir stimmen hiermit überein, und bemerken nur noch, daß der Cod. Boern. καί für με hat. — Wir sehen nicht ein, wie Hr. H. sagen konnte: ἐπιποθεῖν V. 8 respondere dem εχειν εν καρδια und dem φρονειν υπερ V. 7. — Bey εν επιγνωσει και παση αισθησει ist zu bemerken, daß παση nicht vor επιγνωσει steht, weil hier wohl an eine gewisse Art der Erkenntniß gedacht werden soll, nämlich an die Erkenntniß jedes angenehmen Gefüh-

les, das mit der Sittlichkeit verbunden ist. Über διαφρονεῖν vgl. Schleusners Lexikon v. διαφρον, Paulus meint, jene Erkenntniß setze den Christen in den Stand, die Hülle vom Kerne zu unterscheiden; damit eine Gott wohlgefällige Frucht (καρπος δικαιοσύνης) zum Vorschein komme. — Δια φθονον και ερι V. 15 wird gegeben: Aus Parteygeist und Eifer für die jüdische Orthodoxie. Warum verwirft der Vf. die gewöhnliche Bedeutung dieser Wörter: Neid und Streitsucht? Seine Interpretation führte nun die von δι' εὐδοκίαν herbey: ex proprio arbitrio, nullo partium studio abrepti: es ist ihr ernstester Wille, sie handeln nach Grundsätzen. Allein wie entspricht das den Worten ἀληθεια V. 18 und ἀγαπη V. 17? Dieß ist bloß der Fall, wenn man den gewöhnlichen Sprachgebrauch des N. T. von εὐδοκία, Wohlgefallen, Liebe, Wohlwollen beybehält. — Obgleich der Vf. mit Welstein, Griesbach u. a. aus kritischen Gründen den 17 V. vor dem 16 gesetzt haben will: so macht er doch davon im Texte keinen Gebrauch, sondern folgt mit Alter und Matthäi der vulgären Ordnung. Hr. H. vermuthet, daß die beiden Verse von einer späteren Hand, licet antiquissimis temporibus, dürften beygesetzt worden seyn. Allerdings haben sie einigen Verdacht gegen sich. Viel Schuld kann indeß auch auf die Abschreiber fallen, da die beiden Verse mit οἱ — εἰς anfangen; die meiste aber vielleicht auf Paulus selbst, der einen von den beiden Versen seinem Briefe am Rande noch beygefügt haben dürfte. — V. 18 και εν τούτῳ — χαρησμαι: Aller ihrer Heucheley zum Trotze freue ich mich, und lache ich darüber(?) Der Ausdruck „lachen“ ist unwürdig. — V. 20 zieht der Vf. κατα την αποκατάστασιν και ἐλπίδα μὲ zum 19 V., indem er nach μου ein Kolon setzt, und das Komma nach Χριστος V. 19 entfernt. Diese Veränderung ist nicht unwahrscheinlich; denn es ist Paulus eigen, daß oft ein Gedanke einen anderen bey ihm verdrängt, und nun, wenn derselbe wieder zurückkehrt, eine Stelle erhält, die eben nicht die passendste ist. Indessen kann man den 19 und 20 Vers auf mehr als eine Art interpungiren. Ὅτι V. 20 soll entweder für διότι stehen, oder eine bloße Übergangspartikel seyn. — Bey εν τῷ σωματι μὲ V. 20 statt εν ἐμοι hätte sich der Vf. auf Röm. XII, 1 Eph. V, 28 u. dgl. Stellen beziehen sollen. — V. 21 ist so interpungirt: Ἐμοι γαρ το ζην Χριστος και το αποθανειν κερδος. Der Sinn soll nach Hn. H. seyn. Quod si in vivis mansurus sum, Christo dicata vita mea esto, sin fubeundum supplicium, vel inde lucrum enascetur, et laetiores faciet res christiana profectus. — Am - Ende übersetzt: vitam enim totam Christo trado, (in Christo celebrando, ejusque doctrina spargenda consumo,) sed mori mihi lucrum est. Es ist bemerkenswerth, daß Χρηστον für Χριστος gefunden wird. Am - Ende zeigt sich gegen die Leseart Χρηστον nicht abgeneigt, und sagt: fortassis lectio vulgaris Χριστος ex comm. 23 fluxit. Hr. H. kann sich davon nicht überzeugen, quia V. 23 sequitur hunc locum nostrum, non praecedit, adeoque lectio ex illo versu non in mente potuit esse librario haec scribentis. Allein jener legt nicht gerade



rade einem Abschreiber die Schuld bey; und warum sollten nicht gelehrte Leser, gestützt auf V. 23 (und wir setzen hinzu, noch mehr durch V. 20 berechtigt — welcher V. doch dem 21 vorausgeht) *Χριστος* in *Χριστος* ungeändert, oder dieses Wort zur Erklärung an den Rand geschrieben haben? Aber wenn nun ursprünglich *beide* Wörter fehlten? Mehrere Codd., z. B. *Cod. Boern.* und andere, haben noch *εστι* nach *Χριστος*. Wir wollen darauf keine weiteren Vermuthungen bauen. Unser Hauptgrund, daß wenigstens *Χριστος* unächte seyn dürfte, ist dieser, weil immer eins und dasselbe gesagt wird, dieses Wort mag fehlen oder nicht. Konnte Paulus den Dienst, welchen er dem Christenthume leistete, und seine eigenen Vortheile etc. als Opposita auführen? — Er würde sich selbst widersprechen! Nein, sein Leben ist Gewinn und sein Tod ist Gewinn. — Dürfen wir wohl noch zweifelnd fragen: für wen? — Wir denken: *für ihn als Christenthumslehrer — hier und dort — und insofern für — Christus selbst!* Wo Christi Repräsentant befindlich ist, da kann wohl *Χριστος* fehlen. Will man dieses Wort beybehalten, so haben wir gegen diesen Zusatz, als *Supplement*, nichts, aber man darf alsdann keine den eben angegebenen Sinn störende Construction einführen. Lebend und todt gehörte Paulus gleichsam dem Herrn an. Vgl. Röm. XIV, 6, 7. Gal. II, 20. In dieser Rücksicht war es ihm ein Geheimniß, V. 22 was er wünschen sollte. Sein Leben brachte dem Christenthum Vortheile, aber auch sein Tod. Vgl. V. 21 mit V. 20. Er wankte also; nicht darin, was er erwählen sollte (denn diese Wahl hing nicht von ihm ab; oder sollte er sich wohl geistlich, nach dem Muster der Märtyrer — dem Tode in die Arme werfen? u. s. w.) sondern darin, was für das Christenthum das Vortheilhafteste sey. Als Mensch, für Leiden und Schmerzen empfindlich, und sich bewußt, daß eine herrliche Zukunft ihn erwartete, mußte er natürlich nach dem besseren Theile, der Befreyung von Leiden, d. h. nach dem Tode, V. 23 ein Verlangen haben; allein sah er auf das, was ihm zunächst lag, z. B. auf die Vortheile der Philipper, ohne die entfernten und ihm verborgenen Zwecke, welche die Vorsehung durch seinen Tod erreichen wollte, absehend zu betrachten und zu verfolgen: so mußte er von seinem Leben mehr Gewinn fürs Christenthum erwarten. Sonach war er denn, als kurzichtiger Mensch, oder auf die Philipper etc. hingesehen, überzeugt, V. 25 daß er am Leben bleiben werde. u. s. w. K. II, 1 verwirft der Vf. die Meinung derer, welche *παράκλησις* durch *Ermahnung* übersetzen, und will dabey wegen des Folgenden (?) an *Trostgedacht* wissen. Wir treten lieber jenen bey. — Παράμυθιον *anaptyxis*, communis ad iungendos sibi invicem Christianos copulae, et h. l. in specie vestri erga me miserum amoris. (?) Warum nicht lieber mit *Schleusner* (S. deß. Lex. v. παράμυθ.): si quid amor blandi habet ad flectendos animos? — Κοινωνία sc. inter me et vos, δια ἀγνῆς πνεύμ. (auch dies muß allgemeiner genommen werden. Doch der Vf. lenkt selbst wieder ein) quod summo moderamine nos omnes regit custoditque. Alii de animo-

rum conjunctione et amicitia sumunt. Auch hier treten wir lieber den letztern bey. Oder: „wenn eine christliche Geistes-Übereinstimmung vorhanden ist“ — „wenn uns ein Geist belebt.“ — Zu 10a V. 6 hätte *Am-Ende* angeführt werden sollen, welcher vermuthete, daß 10a dem hebr. 5 entspreche und *sicut* bedeute. Zur Begründung dieses Sprachgebrauches führte derselbe keine Stellen weiter an, welches aber Hr. H. thut. Noch hätte *כאשר מן היום* aus Genes. 3, 5 hier angeführt werden können. S. 129 über V. 10 kommt die Bemerkung vor: *Stolz consuetam quidem interpretandi rationem sequutus, κατὰ Χρυσόστομum tamen de hominibus intelligit, utero adhuc inclusis nec dum partu in lucem editis ex Ps. 139, 15.* Dieß sagt *Stolz* allerdings in seinen Erläuterungen, aber in der 4. Ausgabe seines N. T. kommt doch die richtige Übersetzung *Todtenreich* vor. Der Sinn von V. 17 *etiamsi mors oppetenda sit, laetor tamen munere mihi misso* ist natürlich ganz verworfllich. Der Nachsatz steht mit dem Vordersatze in keinem schicklichen Verhältnisse u. s. w. — Nach V. 19 ff. will Paulus den Timotheus bald nach Philippen senden etc. Nachrichten der Art kommen in den übrigen Briefen Pauli nicht in der Mitte, sondern am Schlusse derselben vor. Hier wäre sonach eine Ausnahme. Nimmt man daher die obige Muthmaßung von zweyen Briefen an, nach welcher sich der allgemeine Brief mit K. III, 1 endigte: so macht der Brief an die Philipper keine Ausnahme von der Regel, und jene Hypothese bekommt hierdurch, wie auch der Vf. bemerkt, eine neue Stütze. — Der Sinn von K. III, 1 wird nun so gefaßt: „Non piget repetere litteris ea, quae, quum vobiscum essem, toties ore vobis inculcavi (vel, quod tamen minus placet: repetere hac schedula eadem ferme, quae in epistola omni ecclesiae dicata protuli, vel: quae Epaphrodito coram vobis dicenda mandavi: plures epistolas jam ad Phil. scripsisse P. hinc nonnulli male colligunt), atque quum vobis ea scribam, tanto amore mihi devinctis, tutus ero, neque timendum, ne quis vestrum Iudaeis haec ostendendo, cupitis periculum aut alia mala mihi afferat.“ Der Vf. setzt nämlich nach *δε* ein Komma und ergänzt folgendes: ὑμῖν δὲ (ταῦτα γράφειν), ἀσφαλές (εἶναι μοι). Wir können uns von der Richtigkeit dieser Erklärung nicht überzeugen. Επομὲν ἐκ οὐκνηρον und ὑμῖν δὲ ἀσφαλές scheinen offenbare Gegenätze zu seyn. V. 5 Εβραῖος ἐξ Εβραίων „ex utroque parente Iudaeo (Hebraeo) genitus sum.“ Um es auch nicht mit der anderen Parthey zu verderben, heist es weiter: „idque longa serie, non alterutro ethnico, nullo quasi viliori proselytarum sanguine admisto: ein Hebräer im eigentlichen Sinne.“ — Was der Vf. über V. 11 sagt, hat uns sehr befremdet. Paulus, eine baldige wundervolle Auferstehung erwartend, soll gesagt haben: „Vielleicht, daß es mir durch diese meine δικαιοσύνη ἐκ πτωχῶν gelingt, ihm, dem Messias, dem ich in meinem Leiden so ähnlich bin, auch in meiner Auferstehung ähnlich zu werden, und geschieht das, o welch ein Gewinn dann für mich, welch eine unbedeutende Sache, welch eine ζημία alles übrige!“ Daß sich Paulus mit Jesus Christus hätte parallelisiren sollen, können wir mit seinem sonst bekannten Denkart nicht vereinigen. Auch

ist zu einer solchen Annahme der übrige Inhalt des Briefes zu nüchtern. — Nach P. Vorstellung sahen *alle* Christen, die Bösen wie die Guten, einer Auferstehung entgegen. Jesu Auferstehung verbürgte ihnen dieselbe, und gab ihnen Kraft und Muth zu christlichen Tugenden und selbst zum Heroismus. Paulus strebte, dem Erlöser so ähnlich zu werden als möglich. Gleichwohl gesteht er, daß er noch weit von dem vorgesetzten Ziele entfernt sey. Indessen er kämpfte; er war bereit, gleiche Leiden und selbst den Kreuzestod, wie Jesus, zu übernehmen. *Εἰ πως κατατησῶ εἰς τὴν ἐξανάστασιν τῶν νεκρῶν*; fügte er hinzu; d. h. „Wie? ich sollte nicht auf diese Weise (wie er) zur Wiederbelebung gelangen?“ — Diese Überzeugung Feuerse seinen Muth an. Die damaligen Christen, die dem Erlöser in so vielen Stücken ähnlich wurden, und werden mußten, sollten auch diese ihm nicht in der Auferstehung ähnlich werden? — Leiden und Tod waren aber keinesweges die Bedingungen dazu, sondern bloß das Einzige — *Christ* zu seyn. V. 14 soll P. sagen wollen: „Soviel weiß ich gewiß, zum Judenthum kehre ich nie wieder zurück (P., der, nach dem Vf., gleich vorher noch in den Sphären einer miraculösen Auferweckung schwebte, sollte in derselben Minute wieder so tief gefallen seyn, und an eine Rückkehr zum Judenthum gedacht haben? — Diese Erklärung dürfte auch gegen das Bild von einer Siegerbahn verstoßen. Wenn nun P. bey *τα μεν οπισω ἐπὶ λαυθανόμενος* an die mit vielen Dornen für ihn besäete Laufbahn dachte, die er im Christenthume zurückgelegt hatte?) sondern beifere mich eines immer größeren Wachstums im Christenthume, um mich des Lohnes würdig zu machen, den es verspricht.“ Der Preis auf der Ehrenbahn, welche noch P. zurücklegen wollte, war aber nun die Widerbelebung nicht — diese war schon dem gemeinen Christen durch Jesum gesichert — sondern Güter, welche mit hohen christlichen Tugenden etc. verbunden waren. — Die Bemerkung zu V. 21 hätte der Vf. besser unterdrückt. K. IV, 1 zieht er, wie billig, noch zu K. III. Vielleicht gehört *ἀπακητοί* zu dem neuen Abschnitte. Richtig wird zu *γινώσκοντες* V. 5 bemerkt: „*imperative loquitur et brevius, sicuti omnino quas sequuntur, quum ad epistolae finem tendat, brevius perstricta et quasi condensata sunt.*“ — In den Anmerkungen zu V. 10 verweist der Vf. noch auf eine andere Erklärung in den Prolegomenen, welche sich auf die Hypothese bezieht, daß K. IV, 10 ff. zum Privatschreiben gehört haben. Allein auch diese angenommen, hat man nicht nöthig, eine solche Erklärung in Vorschlag zu bringen. Vgl. V. 15. Dem Briefe sind zwey Excursse angehängt; der erste beschäftigt sich mit Phil. II, 6 ff. „*In mente videtur P. habuisse* (nämlich bey *ἐν μὲρ φη* *ἡμ ὑπαρχῶν*) *omnem majestatem auctoritatemque div. quae ex ore, doctrina, exemplo actionibusque illius effulgebat*, Joh. I, 14. *Est enim μὲρ φη, quod in oculos occurrit* Joh. IV, 16.“ Der Vf. scheint gegen diese Annahme zu verstoßen, wenn er den Sinn von *ἐκ ἀπακαμὸν ἡγησάτο το εὐαι ἰσα ἡμ* so angiebt: „*non gloriabatur ingenii sui dotibus coelestibus, quin divinitate ipsa ex facie et omni actione effulgente.*“ Der 2 Excurs hat es mit der Frage zu thun: ob

II, 30 die Leseart *παράβουλευσαμενος* oder *παράβουλευσαμενος* vorzuziehen sey? Der Vf. erklärt sich für die letzte. Bekanntlich gewinnt die Exegese durch diesen Streit der Kritik wenig oder nichts.

Aus den Bemerkungen über den Brief an die Colosser wollen wir nun nur Weniges ausheben. Dieses Schreiben giebt deutlich zu erkennen, daß zu Colossen gewisse Irrlehrer ihr Wesen trieben, und viel Verwirrung anrichteten. Einige hielten dieselben für *Essener*, andere für *Gnostiker*, andere für gemeine *pharisäische Juden*, und andere für *Johanneschriften*. Hr. H. erklärt sich in den Proleg. für die letzte sehr annehmliche Meinung. *Apollo*, einen Anhänger des Täufers, können wir aus Apstg. 18, 24 ff. Wir wissen ferner aus Apstg. 19, 1 ff., daß Paulus in der dortigen Gegend (zu Ephesus etc.) Leute antraf, die bloß die Taufe des Johannes empfangen hatten. Damals befand sich *Apollo* in Griechenland, und war zum Christenthum übergegangen. Allein eben seine Entfernung aus Kleinasien mochte mit Schuld daran seyn, daß seine früheren Bemühungen für die Johanneschule vor wie nach Früchte trugen, deren Gedeihen und weiteren Fortgang, wie uns der erste Brief an den Timotheus lehrt, selbst Paulus nicht ganz zu unterdrücken im Stande gewesen war. Das übrige muß bey dem Vf. nachgelesen werden. — S. 154 in der Note heist es: „*Patet hoc* (daß nämlich die Christengemeinde zu Colossen vornehmlich aus Heiden bestanden habe) *ex pluribus epistolae locis. veluti vocibus παση κτισις* C. I, 15. 23.“ Rec. fand aber bey diesen Stellen zu seiner großen Freude etwas ganz anderes: *κτισις* i. e. *κτισθέντα, omnis physica rerum creaturarum series: deinde spec. de rebus ratione, sensuque boni et recti praeditis usurpatur* (moralische Schöpfung) *ut infra* V. 23 und Röm. 8, 19—22. K. I, 16 denkt Rec. bey *ἐν ὅροις* — *ἡς* nicht an eine Kirche „*in omni terrarum orbe collecta*“, sowie bey *οἱ θρόνοι* — *ἐξουσίαι* an, „*omne, quidquid magnum et excelsum est*“, sondern an *Engel und Menschen*. Dafür sprechen die Worte *τα ὁράτα καὶ τα ἀόρατα*, und, wie selbst der Vf. bemerkt, die Parallelstelle Eph. I, 21. *Δι' αὐτοῦ* nicht: *per Deum auctorem et Christum instrumentum*, sondern bloß, „*per eum auctorem* J. C.“ — Die Meinung V. 22 unter *σῶμα* die Kirche zu verstehen, und *τῆς σαρκὸς αὐτῆς* für *αὐτῆς* zu nehmen, wird billig verworfen. V. 24 wo *σῶμα*, selbst nach P. Erklärung, für die Kirche genommen werden soll, steht nichts von *τῆς σαρκὸς αὐτοῦ*, sondern bloß *αὐτῆς*. Dürfte das nicht hinweisen, woran hier und dort gedacht werden muß? — Zu V. 9 hätte auch noch die kabbalistische Vorstellungsart vom Sohne Gottes angeführt werden sollen, nach welcher derselbe im Besitze aller göttlichen Eigenschaften ist. „In Christo wohnt der Inbegriff der göttlichen Eigenschaften wirklich (*συνεπιπνῶν*).“ Im Christenthum findet der Christ alles, was er bedarf (wofür also noch die menschlichen Zustände und Grillen V. 2?); als Glieder des Religionskörpers Christi habt ihr Theil bekommen an jenem Göttlichen V. 10, welches alle Sinnlichkeit etc. V. 11 bezieht. — Bey V. 16, K. IV hätte sich der Vf. auf den neuen Versuch eines Beweises, daß der hier erwähnte Brief aus Laodicea der Brief an die Epheser sey, in Justi's vermischten Abhandlungen, so wie auf Ziegler's Beytrag zu einer vollständigen Einleitung in den Brief an die Epheser, in Hecker's Magazin für Religionsphilosophie, B. IV, S. 228 ff. beziehen sollen.

Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß der Vf. uns recht bald mit der schon längst erwarteten neuen Ausgabe des Koppischen Briefes an die Römer beschenke. P. W.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 3 OCTOBER 1805.

## JURISPRUDENZ.

WIEN, ohne Angabe des Verlegers: *Versuch einer Anwendung der Gesetze über Verbrechen.* Von Joseph Luzac, Criminal-Gerichts-Auscultanten in Wien. 1804. IV u. 136 S. 8. (36 Kr.)

Man würde sich sehr irren, wenn man in dem vorliegenden Versuche ein *allgemeines* Handbuch und ein Werk zu finden glaubte, das dem für Untersuchungen in Criminalsachen angestellten Richter sowohl als Subalternen eine vollständige und durch Beyspiele erläuterte Summe von Regeln über die Betreibung ihrer Geschäfte darböte. Das Werk bezieht sich bloß auf das neue österreichische Gesetzbuch über Verbrechen vom J. 1803, und enthält weiter nichts, als einen Abdruck erdichteter Untersuchungsacten über drey Verbrechen, Aufstand, öffentliche Gewaltthätigkeit und Rückkehr eines Verwiesenen. Diese Actenstücke sind mit allen Mängeln gewöhnlicher Untersuchungsacten, ohne Zeichen des Scharffsinnes in der Erfindung und Gestaltung der Fälle nach ihrer vielfachen in dem Begriffe des Verbrechens liegenden Beschaffenheit, ohne Beurtheilungskraft und ohne Winke zu besserer Einkleidung der gerichtlichen Aufsätze und reinerer und bestimmter Schreibart abgefaßt. Hie und da sind Anmerkungen eingeschaltet, welche aber sehr flach und einseitig sind. Der Raum ist dadurch, daß, wie in wirklichen Acten, nur die halbe Seite bedruckt ist, sehr verschwendet; zumal da sich der Vf. nicht mit der Aufnahme des einen oder des anderen Vernehmungs-Protokolles begnügt, sondern alle, welche nach der Summe der mitwirkenden Verbrecher erfolgen mußten, auführt, gleichviel, ob sie etwas Lehrreiches enthalten oder nicht. Diese Vernehmungen sind oft sehr ungeschickt ausgefallen, und würden mehr zur Regel dienen können, wie sie nicht geschehen dürfen. So läßt sich z. B. der Richter S. 45 in eine förmliche Disputation mit dem Verbrecher ein, um ihn von der Unwahrhaftigkeit seiner Aussage zu überzeugen. „Inquisitens letzte Antwort“ läßt der Vf. den Richter sagen, „sowie seine ganze Verantwortung ist ein Gewebe von Lügen; denn *erstens* war kein einziger Zehner dabey, wohl aber ein Siebenzehnkreuzerstück, auch betrug es weit weniger als 4 fl.; *zweytens* hat er gesagt, er habe dem Faramüller Mayer die Kuh um 100 fl. abkaufen wollen, was nicht zu glauben ist, da er sie doch um 50 fl. hätte haben können, weil, wie er

S. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

selbst gestand, der Handel zwischen 40 und 50 fl. geschah, und er ihm nicht auf einmal 50 fl. mehr gegeben haben würde; *drittens* hat er gesagt, er trage all sein Geld bey sich — welches doch nicht wahr ist, da er nach seiner Angabe noch Weinstanzen zu kaufen hat, welche ihm bey 36 bis 48 fl. zu stehen kommen, wie könnte er denn diese sammt der Kuh kaufen, ohne Schulden zu machen?“ Nachdem nun der Inquisit endlich auf diese Demonstration das Verbrechen S. 47 gesteht: so fällt es dem Richter nicht ein, sich nach den genaueren Umständen der eingestandenen That zu erkundigen. „Ich muß aufrichtig gestehen,“ sagt Inquisit, „daß ich das Geld bey der Gelegenheit, als wir bey der Commission waren, geschwind zusammen genommen, und ohne es zu zählen, eingesteckt habe; und da ich nicht Zeit hatte, es anzusehen, so wußte ich auch nicht anzugeben, was für Geld ich gestohlen hatte.“ Der Richter aber wendet sich sogleich zu einem anderen Gegenstande und sagt: „Gestehe er mit gleicher Aufrichtigkeit, welchen Antheil er an dem Aufstande in der Amtskanzley gehabt habe.“ Wie wenig der Vf. auch den Inhalt der Gesetze gefaßt habe, beweist die Anmerkung S. 50. Bey Gelegenheit der Untersuchung über den Aufstand (wovon der Vf. eigentlich handelt,) findet sich, daß einer der Mitverbrecher schon früher einen Diebstahl verübt habe. Der Vf. fragt nun, vor welchem Gerichte die Untersuchung wegen dieses Diebstahls wieder aufgenommen werden müsse; und beantwortet sie mit Recht dahin, daß dieß vor dem Gerichte geschehen müsse, wo der Verbrecher jetzt wegen des begangenen Aufstandes zur Verantwortung gezogen worden sey: aber der Grund, den er dazu angiebt, ist unrichtig. „Denn der 480 §. sagt freylich im Eingange: Eine neue Untersuchung muß insgemein von demjenigen Criminalgerichte vorgenommen werden, bey welchem das vorige Urtheil ergangen ist; allein gerade das Wort *insgemein* zeigt an, daß sich zwar das betreffende Criminalgericht der Pflicht, die Untersuchung aufzunehmen, nicht ent schlagen darf, daß es aber auch keinem Criminalgerichte verboten sey, über das vorige Verbrechen die Untersuchung aufzunehmen, wenn es zur Kenntniß neuer Beweismittel komme, und der Verbrecher in dessen Bezirke ist, ja sogar wie im gegenwärtigen Falle schon bey selbem in Untersuchung stehe.“ Dieser Demonstration bedurfte es gar nicht, denn das Gesetzbuch erwähnt den vorliegenden Fall ausdrücklich, und sagt im 480 §.

zu

zu Ende: „Nur dann, wenn die neue Untersuchung nach dem §. 477 wegen einer anderen That, als worüber bereits abgeurtheilt worden, vorzunehmen ist, liegt die neue Untersuchung dem Criminalgerichte ob, in dessen Bezirke der Beschuldigte nunmehr sich befindet.“ — S. 125 läßt der Vf. den Inquisiten auf die bloße Frage, ob er eine gewisse Baronin Helfenforth (nämlich diejenige, die einen Diebstahl erlitten,) kenne, folgende Antwort geben: „Ach! wenn man mir so kommt, so sehe ich mich schon überwiesen, ich will lieber alles offenherzig gestehen, als dieser charmanten Dame neue Ungelegenheiten verschaffen etc.“ — *Sapienti sat.* Der Vf. hat noch mehrere Criminalfälle erdichtet, über jeden, wie er sagt, die *Untersuchung abgeführt*, und droht noch mit der Herausgabe von vier dergleichen Producten! TCR.

HALLE u. LEIPZIG, b. Ruff: *Victor Barckhausen's*, ehemaligem fürstl. lippischen Stadtrichters in Lemgo, *Bemerkungen über die Todesstrafen und über einige damit verwandte Materien.* Herausgeg. von dessen Bruder H. L. W. Barckhausen, kön. preuss. geb. Rathe, ehemal. Kriegs- u. Domänen-Rathe in d. magdeburg. Kriegs- u. Domänen-Kammer u. Stadt-Präsidenten zu Halle etc. 1805. (Ohne die Dedication) 192 S. 8. (18 gr.)

Ein besonderer Abdruck der bisher bloß in dem *deutschen Museum* vom J. 1776 (August No. 1) und 1777 (August No. 8. S. 154 und October No. 5. S. 328) und in *Plitt's Repertorio* für das peinliche Recht, Th. I. No. II. S. 302 ff. enthaltenen Abhandlungen: *Über die Abschaffung der Todesstrafen; Probe eines Commentars über den Beccaria, und vermischte Anmerkungen und Erläuterungen über die Todesstrafen und verwandte Materien.* Neu ist der Anhang von vier Briefen S. 161 bis zu Ende, welche der Herausgeber aus den hinterlassenen Papieren des Verf. hier zuerst mittheilt. Der Inhalt der Abhandlungen besteht bekanntlich aus einer Darstellung der Unzulässigkeit der Todesstrafen und Widerlegung der entgegen gesetzten Meinungen, insbesondere der dem Vf. gemachten Einwurfe. Die Todesstrafe soll nach des Vf. Meinung weder nothwendig und nützlich seyn, weil es wirklichere Abschreckungsmittel gebe, noch gerecht genannt werden können, weil alle Gründe, auf die man ihre Rechtlichkeit setze, unzureichend wären, denn die mosaischen Gesetze hätten keine verbindende Kraft mehr; die Obrigkeit sey nicht unmittelbar von Gott; ein stillschweigender, das Recht über das Leben übertragender Vertrag sey eine bloße und zwar, da niemand über sein Leben verfügen könne, eine falsche Idee; und die Talion fodere höchstens nur gegen den Mörder Todesstrafe. Nur im Falle der höchsten Noth soll nach S. 37 ff. die Ausrottung eines für den Staat gefährlichen Menschen erlaubt seyn, nur dürfe diese nicht Strafe genannt werden. — Schon aus dieser kurzen Inhaltsanzeige wird man auf den Inhalt der neu hinzugekommenen, aber ebenfalls in den siebenziger Jahren geschriebenen Briefe schließen könnep. Der erste ist ge-

gen *Feder* gerichtet, welcher die Todesstrafe aus dem Grunde mit vertheidigte, weil der Tod doch immer von den meisten Menschen als das größte Übel angesehen werde; der zweyte sucht *Michaelis* Meinung zu widerlegen, nach welcher die Todesstrafe auf Sicherstellung gegen Wiederholungen gegründet wird; der dritte und vierte beschäftigt sich mit einer wiederholten Darstellung der Unzulässigkeit der Todesstrafe aus dem Grunde, weil der Selbstmord unerlaubt, das Geständniß aber, das die Todesstrafe nach sich ziehe, ein selbstmörderisches Geständniß sey, welches die Obrigkeit nicht fordern und zulassen könne; Mein, da diese doch einmal Wahrheit zu fordern berechtigt sey: so müsse sie es auch so einrichten, das das Bekenntniß der Wahrheit kein selbstmörderisches werde, und müsse daher die Todesstrafe abschaffen. — Ohne Erinnern wird jeder in diesem allen den Geist gewahr werden, der in der Periode *Beccaria's* in den criminalistischen Schriften herrschte, und es bedarf also auch zur Charakterisirung der vorliegenden Schrift nichts weiter als des Ausspruches, das sie in diesem Geiste abgefaßt sey. Das Verdienst des Herausgebers ergibt sich demnach ebenfalls von selbst. TCR.

LINZ u. LEIPZIG, in d. akad. Kunst-Musik- und Buchh.: *Darstellung der Größe der Missethaten, auf welche das neue Gesetzbuch über Verbrechen und schwere Polizey-Übertretungen die Todesstrafe verhängt.* Von Gottfr. Imm. Wenzel, k. k. öffentl. ord. Prof. d. theor. u. prakt. Philos. zu Linz. Bestimmt zum Gebrauche der Seelforger, Volks- u. Jugendlehrer, Familienväter u. Obrigkeiten des offenen Landes in d. k. k. Staaten. 1804. 176 S. 8. (12 gr.)

Bey der Bekanntmachung des auf dem Titel angegebenen Gesetzbuches waren alle Seelforger, Jugendlehrer, Magistrate, Obrigkeiten u. s. w. aufgetodert worden, ihre Untergebenen u. Zuhörer mit den im 52, 94, 95, 119, 124 u. 148 §. des I. Th. über das Verbrechen des Hochverrathes, der Nachmachung der als Münze geltenden öffentl. Papiere, des Mordes und der Brandstiftung gegebenen Verordnungen bekannt zu machen, und dadurch zu Verminderung dieser Verbrechen beizutragen. Hr. W. glaubte sich daher als öffentl. Lehrer der Moral dazu besonders verpflichtet, und so entstand das vorliegende Werk, das wir aber in keiner Hinsicht als seinem Zwecke entsprechend und gerathen empfehlen können. Es enthält I. eine Einleitung, in welcher nicht, wie es sich gebührt hätte, eine kurze Entwicklung der Begriffe von Staat, Gesetz, Recht u. s. w. gegeben, oder auf eine Anweisung durch Unterricht dem Volke die Wohlthätigkeit und Nothwendigkeit der Achtung des Staates und Befolgung der Gesetze hingearbeitet, sondern eine kraftlose im Prediger-Tone abgefaßte Ermahnung zu gutem Willen und zur Sittlichkeit ertheilt wird. II. Eine Darstellung einer allgemein falschen Pflichtenlehre, wie sie in jedem Schulbuche vorkommt, und ebenfalls ganz von aller Anwendung auf Recht und Unrecht entfernt ist. III. IV. V u. VI eine Art von Commentar über die Verordnungen gegen den Hochverrath, die Nachmachung des Pa-

piergeldes, den Mord und die Brandstiftung, und VII) Denk- und Sittenprüche für jeden guten Menschen u. Bürger. Wie der Commentar ausgefallen sey, mag Folgendes lehren. Bey dem Hochverrathe beschreibet der Vf. S. 86—95 die Rechte der höchsten Gewalt, wie sie in juridischen Schriften aufgeführt werden. Je größer und wichtiger nun diese Rechte sind, schließt er, „desto mehr muß man über den Bösewicht ertauuen, der die Sicherheit derselben in Gefahr setzt.“ Denn wer dies that, „widersetzt sich dem Grundgesetze des Staats—widerstrebt der höchsten Gewalt, trägt es darauf an, sie zu vertilgen — erscheint als . arthey, deren Zweck ist, die vorhandene Ordnung zu zerstören und also dem Bürgerglücke die Sterbeglocke zu lauten“ u. s. w. Über den Mord sagt der Vf. S. 141 u. f.: „Der Mensch ist zur Sittlichkeit bestimmt, soll auf Erden leben, damit er sittlich gut werde. — Der Mörder entreißet dem, den er dem Tode in die Arme wirft, dieses Mittel und hindert also die Sittlichwerdung des Menschen. — Der Mensch soll den Menschen nie als bloße Sache, sondern immer als Selbstzweck behandeln. — Der Mörder behandelt ihn bloß als Sache“ u. s. w. „Nun noch einige Blicke auf die Grausamkeit des Mordes! Sehet sie dort brüten, die schwarze Seele des Mörders über den blutigen Gedanken, den Bruder hinzustrecken! Sehet den Unmenschen ganz in sich gekehrt — beobachtet die .ewegungen, die Zuckungen seiner Muskeln, den dütern fürchterlichen Blick, die verzerrte Miene u. s. w. — Jetzt, jetzt eilet er hin mit dem Werkzeuge des Todes: Rache strahlet aus seinem Auge, Verderben droht sein Blick. Der zum blutigen Opfer bestimmte Unschuldige windet sich wie ein zertrötener Wurm zu den Füßen des Mörders, bittet, flehet um Erbarmung, flehet um Gnade. Aber vergebens — der Feind seines Lebens höret ihn nicht — dürrt nach Blut, und seht! es fließt in breiten Strom. — Humanität, du edelstes Geschenk aus Gottes Hand, dich zernichtet der Mörder in sich! und Menschen sollten ihn dulden — Ihn, der Mensch zu seyn aufhört, und ein reißendes Thier wird, das vom Blute des Bruders raucht? — O, er verdient Duldung nicht! In dem Gesetze Gottes selbst ist ihm das Urtheil gesprochen: Wer Menschenblut u. s. w.“ Eben so commentirt der Vf. auch S. 154 bey der Brandstiftung: Ohne Erinnern sieht man, daß dergleichen Geschwätz nicht geeignet ist, die Seelforger u. s. w. auf einen Weg zu führen, die Wohlthätigkeit der Strafgesetze dem Volke zum deutlichen Bewußtseyn zu bringen, und rechtlichen Sinn zu wirken.

TCR.

KARLSRUHE, b. Macklot: *Bewels, daß die bey den Protestanten üblichen Ehescheidungen vom Bande auch nach katholischen Grundsätzen gültig sind, und daß diese Ehescheidungen vom Bande auch bey den Katholiken, in wichtigen Fällen, eingeführt werden könnten und sollten.* Von W. nebst zwey Gutachten von Heidelberg und Würzburg, die das Gegentheil des ersten Satzes behaupten. 1804. 183 S. 8. (1 Guld.)

Diese wichtige Schrift ist eigentlich ein theologisches Gutachten über die Frage: „Ob einem Katho-

liken, welcher eine von ihrem Manne, wegen desselben bösslicher Verlassung rechtmäßig (d. i. richterlich) geschiedene Protestantin zu heirathen gedenket, nicht das *impedimentum canonicum ligaminis* in dem Wege stehe.“ Ehe der Vf. diese Frage beantwortet, wirft er eine andere noch wichtigere auf, nämlich: „Ist es ein katholischer Glaubenssatz, daß die Ehe in jedem Falle, selbst in *casu adulterii vel malitiosae desertionis*, unauflösbar sey? Oder: „Ist es nach der katholischen Glaubenslehre gegen das *jus divinum*, in was immer für einem erdenklichen Falle die Ehe vom Bande zu trennen?“ Die Beantwortung der ersten Frage hängt von der Beantwortung der zweyten ab. Denn muß der Katholik glauben, daß die Ehe *jure divino* in keinem Falle aufgelöst werden könne: so darf er auch keine geschiedene Protestantin heirathen; weil er sonst wider seine Glaubenslehre handeln würde. Er muß, nach dieser Voraussetzung, die Ehescheidung der Protestanten, die als Christen an das *jus divinum* gebunden sind, für ungültig ansehen, und die Ehe mit einer geschiedenen Protestantin für ein *Adulterium* halten. Ist dagegen die Ehe bloß nach dem *katholischen Kirchenrechte*, welches die Protestanten nichts angeht, unauflösbar: so ist eine geschiedene Protestantin für eine ledige Person anzusehen, die von jedem Katholiken ohne Bedenken kann geheirathet werden. So kann z. B. ein katholischer Wirth einem protestantischen Gaste, ohne Gewissensscrupel, an einem Abstinenztage Fleischspeisen vorstellen, weil dem Protestanten das katholische Abstinenzgebot nichts angeht. Aus derselben Ursache kann der Katholik eine richterlich geschiedene Protestantin heirathen, weil das kirchliche Gesetz der Nichtscheidung den Protestanten nicht verbindet, und dieser bey seiner Ehe nicht nach katholischen, sondern nach protestantischen Kirchengesetzen beurtheilt werden muß, wie *Hedderich, Elementa Jur. Canon.* Part. III. p. 255 bemerkt.

Von S. 13—66 beweiset nun der Vf. mit unwiderlegbaren Gründen, daß die Lehre von der gänzlichen Unauflösbarkeit der Ehe kein katholischer Glaubenssatz, sondern bloß ein, unter dem Schutze der Ignoranz, allgemein angenommener Schulsatz sey. Denn diese Unauflösbarkeit läßt sich weder aus der heiligen Schrift; noch aus der Tradition und der Entscheidung der Kirche klar beweisen; welches doch geschehen mußte, wenn man dieser Meinung den Stempel eines Glaubenssatzes, oder eines *dogma catholicum* ausdrücken wollte. Die liberalen Grundsätze und die humanen Gefinnungen, welche der Vf. bey der Führung seines Beweises äußert, machen seinem Verande und Herzen Ehre. Wer liest bey einem katholischen Theologen nicht gerne Stellen, wie die folgende ist, S. 26: „Es ist ein bedauerwürdiger Fehler unterer katholischen Exegeten, daß sie so gern an dem Buchstaben der Schrift hängen, und nie bis zum Geiste der Reden Jesu zu dringen suchen. Wenn z. B. Christus sagt, die Ehe sey unauflöslich, *außer dem Falle der Ehebruchs*, so zerren

zerrén die schlechteren Schriftausleger diesen Text so lange, bis er sagt, was die Schultheologie will. Die besseren Schriftausleger nehmen zwar die *Ausnahme* an, aber sie bleiben *buchstäblich* dabey, da sie doch natürlicher Weise weiter forschen sollten: Warum nimmt dann Christus den Fall des Ehebruchs aus? Und da würde es ihnen gleich in die Augen springen, daß der Ehebruch dem Wesen der Ehe entgegen ist; mithin hatte Christus im Sinne zu sagen: Die Ehe ist unauflöslich, außer wenn ein solches Verbrechen vorgeht, welches den Zweck und das Wesen der Ehe vernichtet, wie z. B. der *Ehebruch*; also ergibt es sich von selbst, daß Christus den Ehebruch nur Exempelweise, und nicht bloß als die einzig erdenkliche Ausnahme anführt. Der Vf. hätte hier noch einen Schritt weiter gehen, und bemerken sollen, daß Christus, der sich nirgends zum bürgerlichen Gesetzgeber aufgeworfen hat, in den Schriftstellen Matth. V, 32. XIX, 9. u. s. w. nicht von dem gesprochen hat, was der Staat in Bezug auf die Ehe zu verordnen und zu thun berechtigt ist. Er hat bloß die willkührlichen, ohne obrigkeitliche Dazwischenkunft vorgenommenen Ehescheidungen, die in den damaligen Zeiten unter den Juden gebräuchlich waren, getadelt und für ungültig erklärt.

Der zweyte Theil dieser Abhandlung beweiset eben so gründlich, daß die Ehescheidung vom Bande auch bey den Katholiken, ohne ihrer Glaubenslehre zu nahe zu treten, eingeführt werden könnte und sollte. Man findet diese Gründe größtentheils schon in der vortrefflichen Schrift des königlich-preussischen Kanzlers *Coninx*, eines Katholiken: *Rechtfertigung des Gesetzes über die Ehescheidung der Katholiken* etc. in den Jahrbüchern der preussischen Monarchie, May 1801.

Die erste Beylage liefert das *Gutachten der juristischen Facultät zu Würzburg* über dieselbe Frage, das *verneinend* ausfiel; weil sie von dem irrigen Satze ausging, daß die gänzliche Unauflösbarkeit der Ehe eine katholische Glaubenslehre sey. Bejahte Juristen der katholischen Kirche sind gewöhnlich *hyperorthodox*, weil sie bey dem Religionsunterrichte stehen bleiben, den sie in den Jesuiterschulen empfangen haben. Daß Hr. *Matthäus Kübel*, ein Exjektiv, für das Gegentheil stimmen würde, war nicht anders zu erwarten. Er behauptet sogar, die katholischen Pfarrer müßten, um eine solche Ehe wieder zu trennen, das *brachium saeculare* anrufen, und wenn eine protestantische Regierung solches verweigerte, sich an den *Kaiser* wenden, um sie dazu zu zwingen. In unseren aufgeklärten Tagen wird wahrscheinlich das Zettersgeschrey eines Jesuiten, der seine Schulmeinung mit Feuer und Schwerdt vertheidigen möchte, keinen Executionskrieg mehr veranlassen. Das S. 181. angeführte *kurfürstlich-bayerische und kurfürstlich-badische Gesetz*, welches den Katholiken erlaubt, geschiedene Protestantinnen zu heirathen, und den fanatischen Priestern verbietet, an dieser Ehen willen Kirchenstrafen zu verhängen, hat dem Streite ein Ende gemacht. M.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Principes du droit politique, mis en opposition avec ceux de J. J. Rousseau sur le contrat social*. Par C. F. de Perrin. 1803. 252 S. gr. 8. (16 gr.)

Ebendasselbst: *Grundsätze des natürlichen Staatsrechts als Gegensätze derer von J. J. Rousseau über den gesellschaftlichen Vertrag*. Nach dem Französischen des Herrn M. vormals Parlamentsadvokaten in Paris, bearbeitet von C. F. von Perrin, kurfürstlich-badenschem Lieutenant. Ohne Jahrzahl. VIII u. 279 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Statt einer Beurtheilung dieses Werkes wird die einfache Geschichte seiner Entstehung dem Leser ge-  
 üßen. Hr. von Perrin, seinem Vorgeben nach, königl. preussischer und hernach in kurfürstl. badische Dienste getretener Lieutenant, brachte im Sommer 1803 die Handschrift zu diesem Buche zu dem Buchhändler Hn. *Baumgärtner* in Leipzig, und wünschte, daß dieser das Buch drucken lassen, und ihm statt des Honorars die für seine Pränumeranten nöthigen 600 Exemplare ausliefern möchte. Hr. *Baumgärtner*, entweder aus Achtung vor der preussischen Uniform, die der angebliche Vf. trug, oder aus Rücksicht auf die hohen Personen vom königl. preussischen Militär- und Civiletat auf der Pränumeranten-Liste, setzte kein Mißtrauen in den Antrag, und ließ das Werk drucken, und auch von dem Vf. selbst übersetzen. Besagter Hr. von Perrin gab sich nicht nur in Leipzig für den Vf., und die Handschrift für ein Original aus, sondern nannte sich auch auf einer überall herumgeschickten Ankündigung eines Werkes über die *Handelsgeschichte* den Vf. der *principes du droit politique*. Hr. *Baumgärtner* bat, nach dem Abdruck, den Rechtsconsulent, Hn. *Friedrich Hempel*, eine Recension des Werkes für den Hamburger Correspondenten zu schreiben. Je weiter dieser las, desto bekannter kam ihm das Gelesene vor; er erinnerte sich immer lebhafter, dieses Buch schon vor mehreren Jahren gelesen zu haben. Er schlug nach, und fand zu seinem Erstaunen das Buch von dem ersten Worte des Titels bis auf das letzte ohne die geringste Änderung abgeschrieben. Das wörtlich abgeschriebene Werk kam 1801 bey dem Buchhändler Maradan in Paris heraus, und ist unter dem Titel: *Principes du droit politique, mis en opposition avec ceux de J. J. Rousseau sur le contrat social, par M. M. anciens Avocats au Parlement*, in allen guten Buchhandlungen zu haben. Aber selbst dieses Werk ist kein Original, sondern nur eine veränderte, mit Zusätzen versehene Ausgabe einer Schrift, die eine Widerlegung des Rousseauschen gesellschaftlichen Vertrags enthält. Genug, das angezeigte Buch ist ein schändliches Plagiat, welches dem Verleger Schaden gebracht hat, und eine öffentliche Rüge und Warnung vor ähnlichen Kopisten verdient. Ob die Entschuldigung des Vf., daß er die Handschrift von einem Emigranten Namens *Peyssonel* gekauft habe, ihn rechtfertigen könne, stellen wir dem Urtheile des Publicums anheim. M. G.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 O C T O B E R, 1805.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

BAMBERG U. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *System der allgemeinen Staatslehre, zum Gebrauche für seine Vorlesungen.* Von D. Wilh. Jos. Behr, D. d. R. öff. Lehrer an der kurf. Universität zu Würzburg. *Erster Band, welcher die allgemeine Einleitung und den ersten Theil der Staatslehre, nämlich die reine Staatslehre, oder die Staatswissenschaft enthält.* 1804. XXII u. 404 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf., an welchem Rec. die Talente des Schriftstellers, den Scharfsinn eines Selbstdenkers, und vornehmlich den unverkennbaren warmen Eifer für die Menschheit, deren Rechte und Wohlfahrt schätzt, hat sich die Grundsätze der kritischen Philosophie zu eigen gemacht, und sie wohl noch hie und da geläutert und modificirt. Auf diesen Grundsätzen beharrt er so fest, daß die in der Vorrede ausgedrückte Drohung stillschweigender Verachtung, oder einer, wie der Vf. glaubt, verdienten Geißel die Andersdenkenden leicht verlegen machen könnte. Nichts desto weniger wagt es Rec., über dieses System der allgemeinen Staatslehre, oder, eigentlicher gesprochen, eines allgemeinen Staatsrechts, ein nicht ganz beyfälliges Urtheil zu fällen; solches aber bloß auf die beiden Rücksichten einzuschränken, wiefern dasselbe eines Theils bey dem akademischen Unterrichte zum Leitfaden für die studirende Jugend, und anderen Theils zu einer dauerhaften Grundlage und einem vollkommneren Ideal dienen soll, um ein haltbares Gebäude der Staatskunst aufzuführen, und dadurch „die Staatspraxis aller Gefahr, immer mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen und das eigentliche Staatsheil dem bloßen Zufalle Preis zu geben, zu entheben, und endlich den (deutschen) Regierungen eine sichere unfehlbare Norm zu verschaffen, mittelst deren es ihnen gelingen könne und müsse, sich zu Herren des Schicksals zu erheben, statt daß sie sich bisher hätten bloß vom Drange der Begehrtheiten despotisch beherrschen lassen, und beherrschen lassen müssen.“ Ferner ist das Buch bestimmt, „die rechtliche Form des Beysamenseyns der Menschen überhaupt, oder die Form, wodurch die Vereinigung der Menge allein eine rechtliche werde, darzustellen;“ kurz, „ein Staats-Ideal, einen Staat in seiner ganzen Vollkommenheit aufzustellen, welches Ideal als praktisches Ideal praktische Kraft habe, d. h. als regulatives Princip diene, um das, was uns durch dasselbe zur Pflicht gemacht werde,

J. A. L. Z. 1805. Viertes Band.

seiner Idee so nahe als möglich zu bringen, d. h. seine Idee bey einer wirklichen Vereinigung zu einem Gemeinwesen, nicht nur als Richtschnur anzunehmen, sondern auch durchaus keine Grenze des Abstandes von ihr als eine absolute anzusehen, über welche nicht noch eine Erhebung durch Annäherung zum Urbilde möglich wäre;“ „ein Staats-Ideal aufzustellen, welches, mit einem Worte, nicht etwa als bloße Probe einer Vernunftoperation, sondern als, jedem Staatskünstler absolut gebietende Norm, als das erhabenste Muster aufgestellt sey, welchem alle Constituenten und Regenten wirklicher Staaten unaufhörlich sich zu nähern, Pflicht und Beruf hätten,“ (s. auch S. 50).

Die praktische Gültigkeit dieses Ideals, glaubt der Vf., sey schon längst mit einer solchen Gründlichkeit und Klarheit dargethan, „daß man von einem Staatsmann einen sehr kleinen Begriff fassen müßte, der die Idee des Staats noch in das Reich der Chimären und unnützen Speculationen verweisen, und ihre nothwendige Beziehung auf den praktischen Gebrauch ihr abprechen wollte.“ Indem er auch festiglich glaubt, „daß die Grundsätze der Staatslehre die einzigen sicheren Wegweiser auf den verführerischen Kreuzwegen der verwickelten Staatspraxis, die einzigen unverfälschten und zuverlässigen Quellen seyen, bey denen in jedem vorkommenden Falle Hülfe zu suchen und zu finden sey: so zieht er hieraus als nothwendige Folge, daß die Staatslehre, wovon er nun das System gegeben habe, derjenige Katechismus sey, der vor allen anderen in den Händen künftiger Regenten und Staatsmänner sich befinden sollte, um Unterricht und Vorbereitung zu ihrem künftigen, großen und wichtigen Wirkungskreise daraus zu schöpfen, für welchen auch die genaueste Kenntniß des positiven Staatsrechts bey weitem unzureichend sey.“ Nach S. 10 soll auch diese seine Staatslehre die Urquelle der Revolutionen verstopfen, dagegen aber doch, indem sie das Erhabene, durch die Vernunft selbst gegebene, Ideal einer bürgerlichen Verfassung aufstelle, und die wesentlichen nirgends zu vermissenden Bestandtheile desselben in ein vorzügliches Licht setze, nicht nur ein unfehlbares Kriterium, wodurch die Form jeder in der Erscheinung gegebenen Verfassung (d. i. unserer wirklichen Staaten) geprüft, und jede ihrer wesentlichen Unformen erkannt werden könne, sondern auch zugleich diejenige Urform an die Hand gebe, in welcher und in welche die wirklich bestehende Verfassung umgegossen werden müsse. Erst dann nach

solcher *Umformung* soll nach S. 42 jeder *wirkliche* Staat seinen Namen mit *Ehren* tragen können. Nach S. 49 will der Vf. mit seiner Staatslehre „ein sicheres regelmässiges *Modell* geben, wörmach ein *absolut haltbares* Staats - Gebäude aufgeführt und eingerichtet, oder ein *bereits bestehendes modificirt* werden müsse.“ Nach S. 92 „*verpflichtet die Vernunft* die Menschen hiezu durch die bloße Vorstellung des Staats-Ideals, dasselbe bey Gründung und Regierung *wirklicher* Staaten als *Norm* ihres Verfahrens, als *leitendes regulatives Princip* unverrückt vor Augen zu haben, und sich demselben unaufhörlich zu nähern.“ Einzig nur durch die vom Vf. in seiner Staatslehre angegebene *Form* des Staats soll es darin nach S. 190 möglich seyn, „dass einem *jeden sein Recht peremptorisch* ertheilt werde, und eben darum soll auch diese *Form* des Staats *einzig* nur die *rechtmässige* seyn, und alle *empirische* und *statutarische*, von dieser abweichenden Staatsformen sollen nur, (was vom Vf. immer wiederholt wird, und er nicht genug sagen kann,) als *einleitende* und *einstweilige Veranstellungen* zum *absolutrechtlichen*, *bleibenden* und *völlige* Sicherheit gewährenden Zustande betrachtet werden können.“ „Zur *Realisation* dieses einzig rechtsgemässen Verhältnisses unter den Menschen zeichnet der Vf. den *absolut-erforderlichen Mechanismus* vor, mit der Bemerkung, dass von demselben Verhältnisse auch nicht ein *Stück* fehlen dürfe, wenn die Erreichbarkeit des Staatszweckes durchgängig gesichert seyn solle.“ Dieser Mechanismus besteht darin (S. 186 ff.), dass entweder das ganze Volk oder die Gemeinde aus *eigenem* Antriebe *einmüthig* aufträte, um vermittelt *seiner Machtvollkommenheit* seine *unveräußerlichen* Rechte zu vindiciren: und dieser sein *Aufstand* sey der Natur der Sache nach, nicht nur der *Form*, sondern auch der *Materie* nach, *stets* *gerecht*, weil das Volk darum, dass es aufträte und sich zur Gemeinde constituire, *nie* *Rebell* sey, und der Ausdruck *Rebellion*, von ihm gebraucht, die *höchste*, je gesagte *Ungereimtheit*; das Volk in der That, und nach dem Rechte, die *höchste* Gewalt, über welche auf der Erde keine gehe, und die *Quelle aller anderen Gewalt*, und *Gott allein* verantwortlich sey.“ Oder, fährt der Vf. fort, seyen es *Eine* oder *mehrere Personen*, welche die Unterthanen auffodern, sich zur Gemeinde zu constituiren: die dann freylich, der Präsumtion nach, *Rebellen* wären, welche nach präsumtiven Rechte, so lange das Volk sich noch nicht zur Gemeinde constituirt habe, dem präsumtiven gemeinsamen Willen nach, von dem *Regenten*, als solche gestraft würden, wenn er ihrer habhaft werden könne. „Aber, setzt der Vf. hinzu, je verächtlicher die executive Macht oder der Regent durch den Missbrauch der ihm anvertrauten Macht sich gemacht habe: (und das würde wohl immer der Fall seyn, wenn er sich der *Realisation* des Staats - Ideals, das die Vernunft den Menschen lehrt, und das sie als praktische Gesetzgeberin (S. 52) von denselben realisirt haben will, widersetzen würde:) für desto wahrscheinlicher hält der Vf., dass dergleichen einzelne Auffoderer des Volks der Abndung des Regenten ent-

gehen würden, weil eine ungerechte Gewalt stets schwach wäre, und sie die *allgemeine Meinung*, oft sogar die Meinung derer, deren sie sich als Werkzeug bediene, gegen sich hätte.“ „Das Volk constituire sich nun, solchem Rufe einzelner Privaten zu Folge, als Gemeinde, oder nicht. Im ersteren Falle verschwinde die Gewalt des Regenten, und die Gemeinde werde Richter zwischen ihm und den Auffoderern, und verurtheile diese als Rebellen, wenn sie deren Auffoderung ungegründet fände; im gegenseitigen Fall aber werde durch den nachher erklärten Willen der Gemeinde der Wille der Auffoderer, als der wahre gemeinsame Wille bekräftiget, und demselben, da er das *Materiale* des Rechts schon enthalte, durch die Beystimmung der Gemeinde auch die, ihm vorher noch abgehende *Form* des Rechts gegeben. Constituire aber auf den Ruf solcher Auffoderer das Volk sich nicht zur Gemeinde: so beweiße das, *entweder* dass eine Bedrückung nicht da, oder wenigstens noch nicht merklich genug geworden sey; oder dass das Volk zum *Wollen der Freyheit* und zur *Einsicht* in seine Rechte noch nicht erwacht, und dass es dem *grossen Rechtshandel*, dessen Entscheidung ihm angetragen worden, noch nicht gewachsen sey, dass es also nicht hätte aufgerufen werden sollen.“ „Von Rechtswegen würden dann dergleichen einzelne Auffoderer des Volks als *Rebellen* bestraft, ob sie gleich ihrer Absicht nach, vielleicht *unschuldig* bestraft, vor ihrem Gewissen *Märtyrer* des Rechts seyn möchten.“ „Sie hätten, meint der Vf., ihre Nation *besser kennen* sollen: der *Aufstand* eines solchen Volks würde nur die Aufhebung und Vernichtung *alles* Rechts zur Folge gehabt haben.“ Aber, — *worin* besteht nun diese einzig *rechtmässige Staatsform*? das *Ideal* von Staatsform, wörmach alle *wirkliche* Staaten umgegoßen und umgeformt werden sollen? diess *Palladium* der bürgerlichen und einzig möglichen *Freyheit* und der einzig zuverlässigen Sicherheit des Rechtsgenusses? Lediglich in nichts anderem als „in der Staatslehre, a) von der *collectiven Einheit* des Volkswillens und der *Majestät* des Volks, insoferne alle Gesetze und aller Zwang einzig davon ausgehen, und der *Souverainität* desselben, insoferne das Volk, der Natur nach, keine höhere Gewalt weder in noch aufser dem Staat über sich habe.“ S. 99. In der weiteren Staatslehre, b) von der *Spaltung* der Staatshoheit in *drey Actus* oder in *dreyerley* Gewalten, die *gesetzgebende*, *executive* und *richterliche* Gewalt in der Lehre, und c) von dem *Repräsentativ - Systeme*, dem Zufolge jede derselben, damit das Staatsoberhaupt nicht ein bloßes das gesammte Volk vorstellende Gedankending bleibe, sondern Realität in der Sinnenwelt erhalte, der Volkswille *personificirt* werde, — das Objectivnothwendige auch subjectivnothwendig sey. — „durch *eigene* Subjecte oder *Repräsentanten* realisirt oder organisirt werden müsse; welchem nach der Inhaber der Letzteren der *Richter*; der Inhaber der Mittleren der *Oberbefehlshaber* oder der *Regent*, der Inhaber der Ersteren aber der *Gesetzgeber*, oder nach S. 109 als Subject der gesetzgebenden Gewalt, *Staatsherrscher* heiße. Ferner in der

der weiteren Rechtslehre d) von der *Subordinirung* und *Verantwortlichkeit* dieser delegirten Inhaber solcher Gewalten und Repräsentanten, als der *constitutionellen Garantie*, wodurch es denselben Repräsentanten *unmöglich* gemacht werde, irgend *etwas anderes* zu bewirken, als das *Recht*, zugleich aber auch *nothwendig* werde, *dasselbe* in *allen Fällen* zu bewirken (S. 165): welchem allem nach nun zuvörderst *beide letztere* Gewalten, die *richterliche* und die *executive*, der *gesetzgebenden* verantwortlich gemacht würden: so daß die *Repräsentanten zur Gesetzgebung* eine strenge Aufsicht über das Verfahren des *Regenten* und des *Richters* hätten; daß *jene*, im Fall einer von *diesen* begangenen klaren Ungerechtigkeit oder Gewaltthätigkeit im Namen der *Gemeinde*, solche zu *suspendiren* und *provisorisch* einen *neuen Regenten* oder *Richter* zu bestellen; daß ferner die *Suspendirten* sodann in die Eigenschaft bloßer *Privaten* zurückzutreten, und dann mit dem *personificirten Gesetz*, das wider sie als *Ankläger* aufträte, einen förmlichen Proceß zu führen hätten; wovon der Ausgang sey, daß entweder die Beklagten sich vollkommen rechtfertigten, und in ihre Stellen wieder eingesetzt würden, oder aber, daß im gegenseitigen Falle die *gesetzgebende Gewalt* das *Volk* auffodere, *sich zur Gemeinde zu versammeln*, und *neue Repräsentanten* an die Stelle der Abgesetzten wähle.“ Wie nun aber es anzufangen wäre, daß der Regent mit seiner ganzen obhabenden *executiven Gewalt* diesem gegen ihn verhängten Proceß sich nicht widersetze, das verdient S. 178. 179 §. 431 und 433 bey dem Vf. selbst nachzulesen zu werden. „In einem so verfaßten Staate, meint der Vf. §. 438, könne jeder mit der festen Überzeugung treten, daß es *unmöglich* sey, daß er je dem Gesetze zuwider behandelt werden könne, und unter der beschriebenen Verfassung müsse unfehlbar und *nothwendig* nur das *Gesetz* und dieses *stets* herrschen,“ (ist aber doch noch so billig, hinzuzusetzen,) „*wenn* nur die *gesetzgebende Gewalt*, auf die *nun einzig alles* ankomme, erstens in ihrer *Function* der *Gesetzgebung* selbst der *Idee* von ihr vollkommen *entspreche*; und zweytens, daß ihr *anvertraute Geschäft* der *Oberaufsicht über die vollziehende und richterliche Gewalt* pünktlich und redlich *ausfalle*.“ Aber die *Inhaber* der *gesetzgebenden Gewalt* selbst, und diese *Repräsentanten* förmlich unter eine Verantwortlichkeit zu setzen, selbst einer weiteren Revision von der *Gemeinde* oder dem *Volk* unterzustellen, hält der Vf. durchaus für unthunlich, „weil man damit in einen *offenbaren Widerspruch* gerathen würde.“ Da nun aber doch auch diese *Repräsentanten* immer nur *Menschen* wären, die ihren *Privatwillen* an die Stelle des, seiner Qualität nach *a priori* schon bestimmten *gemeinsamen Willens* treten lassen könnten: so hält er, als *Vorsichtsmaßregel*, für *nothwendig*, daß 1) diese *Repräsentation* nicht auf *Lebenszeit*, höchstens auf eine *Zeitrück* von 25 Jahren übertragen, und das *Volk* im Voraus für diese bestimmten *Zeitpunkte* als *Gemeinde* erklärt werde, um sodann die *Geschäftsführung*, in Hinsicht der *jenen Repräsentanten* übertragenen *Oberaufsicht* über die *vollziehende und richterliche Gewalt* zu unter-

suchen, und nach dem Befund der Umstände dieselben zu bestätigen oder an deren Stelle neue zu delegiren; (heißt das aber sie nicht dem Volke verantwortlich gemacht?) 2) daß bey dem Volke niemand um diese Wahl anhalten dürfe, sondern der *Gemeine*, dem Volke lediglich überlassen bleibe, seine biederer und großen Männer zu dieser *Repräsentation* selbst zu wählen; 3) daß, *diesen Repräsentanten etwas angenehmes zu erweisen*, der *executiven* und *richterlichen Gewalt* *unmöglich gemacht werden* müsse; und daß *darüber* das *Volk* zu wachen habe, daß die *Inhaber* der *gesetzgebenden Gewalt* mit denen der *executiven* und *richterlichen Gewalt* *durchaus* nicht in *Umgang*, *Verwandtschaft*, *freundschaftlichem Verhältnisse* u. dgl. stünden (das ist im §. 451 zu lesen.) „Würden sich nun aber doch, fährt der Vf. §. 452 fort, die *Repräsentanten zur Gesetzgebung* noch immer mit den *Inhabern* der *executiven* und *richterlichen Gewalt* zur Unterdrückung des Volkes verbinden können: so würde dazu nichts geringeres erfordert, als daß das *Volk* selbst im höchsten Grade verdorben, jeder einzelne jener *Repräsentanten* ein Tyrann, oder von den untergeordneten *Gewalthabern* bestochen worden wäre, und auf das allgemeine *Volksverderben* mit solcher Zuversicht rechnen könnte, daß er davon seine ganze Sicherheit abhängig zu machen wagen dürfte.“ Auf diesen äußersten Fall aber weiß sich der Vf. mit nichts anderem, als mit dem *allgemeinen Aufstande* des *Volks* entweder aus *eigenem* Antriebe, oder auf die *Anstiftung Einzelner Privaten* zu helfen: wovon wir den vom Vf. beschriebenen sogenannten *Mechanismus* bereits oben ausgehoben haben.

So viel zur Probe von dem Staats-Ideal, das der Vf. in diesem Lebrbuche aufgestellt hat. Mag nun immerhin die reine Vernunft aus der Natur des Menschen und aus dem Begriffe des Staats *a priori* auf ein solches Ideal gerathen: so hält doch Rec. fürs erste, mit der Gebung eines solchen Rechts-Gesetzes und mit dessen Vollziehung, diese geschehe nun vermittelst des Richters oder des sogenannten *Regenten* in engerer Bedeutung, den ganzen Umfang der Staatsrechts-Lehre noch bey weitem nicht für erschöpft. Fürs zweyte ist die Idee von der vollziehenden Gewalt in diesem Rechtssystem immer noch nicht klar, soferne sie nur gerade die Staatshoheit mit der gesetzgebenden und richterlichen, als die dritte integriren soll. Drittens ist und bleibt wohl Manchem unbegreiflich, wie und warum die bürgerliche Freyheit der Privaten schlechterdings gefährdet werden sollte, wenn z. B. die Staatshoheit ganz und ungetheilt nur Einem anvertraut würde, der sodann ein Rechtsgesetz für die Privaten in Civil- und Criminalsachen etwa auf solche Art, wie das preussische Gesetzbuch zu Stande gekommen, errichten liesse, und zur Anwendung desselben durch alle Gerichtsbezirke rechtskundige und rechtschaffene Männer zu Richtern bestellte. Unmöglich ist es aber viertens, daß dies Staatsideal mit seiner dreyfachen Gewalt und dreyfachen Organi-

ganisation, mit der Subordination der beiden letzteren Gewalten und Gewalthaber unter die erstere und deren Inhaber, und mit der unveräußerlichen Majestät und Souveränität des Volks oder der Gemeinde, in deren Versammlung der Vf. sogar allen Weibsbildern, die mündig und unverheirathet, Geschiedene oder Wittwen wären, das Sitz- und Stimm-Recht zuspricht, — daß dieses Staats-Ideal je, z. B. in Deutschland und in unseren *deutschen Staaten*, realisirt werden könnte, ohne deren bisherige ganze Verfassung umzukehren und über den Haufen zu werfen. Aber wozu in aller Welt kann es künftigens nutzen, oder vielmehr wohin kann und mag es endlich führen, wenn jungen Leuten, die zu den Staats- und juridischen Ämtern in diesen deutschen Staaten gebildet werden sollen, mit dem schneidenden Tone des Vf. vom Katheder herab, vorgespiegelt wird, daß noch zur Zeit *diese* Staaten diesen Ebrennamen nicht verdienten, daß sie nur so einstweilige Veranstellungen seyen, daß sie bloß empirische und statutarische Unformen wären, worin Keiner auf den Genuß seiner Freyheit und seines Eigenthums mit Zuverlässigkeit rechnen könne; daß sie, um das gewähren zu können, erst noch umgeformt, und dem Staats-Ideal näher und näher gebracht werden müßten u. s. w. Wie in aller Welt ist sechstens des Vf. Zumuthung an die Regenten und Staatsmänner in unseren deutschen weltlichen Erbfürstenthümern zu reimen, daß sie des Vf. Staats-Ideal sich zum Muster nehmen sollen, wenn man vollends auf den ganz besonderen Umstand bey diesen deutschen Fürstenthümern Rücksicht nimmt, daß im constitutionellen Begriffe der Landeshoheit, oder sie subjectiv betrachtet, so viel Eigenthumsrecht mit zum Grunde gelegt werden muß? Endlich aber siebentens wer mag nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze Sinneswelt überhaupt ein Staats-Ideal zum Muster und zur absolut gebietenden Norm anpreisen, welches einen dreyfachen Regenten und vollends gar bloß nach einer dreyfachen Operation der Staatshoheit über das Volk setzt; dem Einen Regenten über die beiden Anderen eine förmlich richterliche Gewalt einräumt; und so auch wieder den dritten Regenten mit seinem ganzen Regenten-Amte, und diesen nun vollends gar der Aufsicht des Volks unterstellt, und an diese ganze unorganisirte Volksgemeine, die aus Millionen solcher Menschen, als sie sind, bestehen mag, einen constitutionellen Recurs sanctionirt?

Doch Rec. kommt endlich auf die *zweyte* Rücksicht, worauf er sein Urtheil über dies Lehrbuch beschränkt hat. Wenn dem Vf. darum zu thun war, jungen Studirenden von dem Repräsentativ-System, als einem bloßen Beyspiele von der Staatsform, die *a priori* deducirt werden könne, einen Begriff zu geben: so hätte er doch wohl zum Gebrauche für seine Vorlesungen sich einer bündigeren Kürze befleißigen, und die vielen schleppenden Wiederholungen vermeiden, die Begriffe mit mehr Klarheit darstellen, und vornehmlich seine Sprache nicht mit einer so schwerfälligen und nichts

weniger als gemeinverständlichen Terminologie überladen sollen. Daß sich doch Niemand bereden lasse, als ob das vom Vf. entworfene Staats-Ideal nur allein aus den Begriffen und Grundsätzen der kritischen Philosophie deducirt, und eben so absolut einzig nur in der schwerfälligen Terminologie vorge tragen werden könne! Schon über hundert Jahr ist es, daß ein solches Staats-Ideal mit eben demselben Repräsentativ-System, mit eben derselben Theilung und Trennung der Staatshoheit, mit eben derselben Unterordnung der Staatsgewalten u. s. w. von einem der scharfsinnigsten Philosophen dargestellt worden ist. Sein Buch ist *kurz*, mit einer un gemeinen Klarheit der Begriffe in einer durchaus verständlichen Sprache ohne *alle* Terminologie geschrieben. Es muß viele Leser in- und außer seinem Bezirk gefunden haben: denn es ist ein englisches Original und ins Französische übersetzt, und, so viel Rec. weiß, fünfmal aufgelegt worden. Daß dem Vf., bey seiner ausgebreiteten Kenntniß von staatsrechtlicher Literatur, die er von den Asiaten, Indiern und Chinesen durch die Griechen, Römer und das Mittelalter hindurch bis auf die neueren Zeiten und die neueste Periode der Kantischen und Fichtischen Philosophie, und der französischen Revolution durchgeführt hat, nun gerade dieses Büchelchen, das in der Cultur der Staatslehre Epoche gemacht hat, und wahrscheinlich durch eine so höchst merkwürdige Begebenheit veranlaßt worden seyn mag, ganz und gar unbekannt geblieben, ist fast unbegreiflich. Rec. hat folgende Ausgaben davon vor sich liegen: „*Du Gouvernement civil, où l'on traite de l'Origine des fondemens, de la Nature du pouvoir et des Fins des sociétés politiques, Traduit de l'Anglois.*“ Amsterdam, b. Wolfgang. 1691. 12. „*Du Gouvernement civil par Mr. Locke, traduit de l'Anglois. Cinquieme Edition, exactement revue et corrigée sur la 5<sup>eme</sup> Edition de Londres et augmentée de quelques notes, par L. C. R. D. M. A. D. P.* Amsterdam, b. Schreüder und Mortier d. j. 1755. 8.

Der Inhalt des Behrischen Werkes ist schließ lich folgender. Allgemeine Einleitung in die gesamte Staatslehre, worin 1) vom Begriffe des Staats und der Staatslehre, deren Zweck, Nothwendigkeit und Nutzen; 2) vom Umfange der Staatslehre, von deren Ver hältnisse zur Rechts- und Tugendlehre, und vordem zwischen Theorie und Praxis; 3) von den Erkennt nisse- und Hülf s- Quellen der Staatslehre; 4) deren Cultur und Literatur gehandelt, und endlich eine Überlicht und Rechtfertigung des gelieferten Systems gegeben wird. Der Staatslehre *erster* Theil, welcher die reine Staatslehre oder *Staatswissenschaft* ent hält, wird eingetheilt in *Staatsrecht*, worin 1) die Nothwendigkeit und die Bedingungen der Errichtung eines Staats, 2) die Natur und Beschaffenheit der höchsten Staatsgewalt erörtert, 3) die einzig rechtliche Staatsform bestimmt, 4) die Staatsverwaltung im Inneren entwickelt, und endlich 5) die Verhält nisse der Bürger zum Staate und unter sich angege ben werden: und — in *Staaten- und Weltbürger recht*. M. T.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 5 O C T O B E R, 1 8 0 5.

## M E D I C I N.

**BERLIN**, in d. Realschulbuchhandlung: *Grundriss der Physiologie des menschlichen Körpers*, zum Behuf seiner Vorlesungen entworfen von D. Joh. Karl Heinr. Meyer, practicirendem Arzte in Berlin. 1805. 361 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wenn an jeden wissenschaftlichen Schriftsteller mit Recht zuförderst die Frage ergeht, welche Aufgabe seiner Ansicht nach denn eigentlich der Wissenschaft, die er vorträgt, zu lösen zukomme, und auf welchem Wege sie gelöst werden müsse; so find wir gegenwärtig um so mehr befugt, die Beantwortung dieser Frage von einem Schriftsteller über *Physiologie* zu fodern, da die Bearbeitung dieser Disciplin in unseren Tagen auf so ganz verschiedenen Standpunkten steht, und daher allem Vortrage derselben eine Kritik ihrer Principien, oder doch wenigstens eine Darstellung und Rechtfertigung der speciellen Ansichten des Lehrers vorangehen muß. Hr. M. hält es indessen nicht für nöthig, uns durch einen Vorhof, in welchem wir über diese Fragen Aufschluß erhielten, in sein Gebäude der *Physiologie* einzuführen, und er thut gewissermaßen wohl daran. Denn ein Vorhof scheint uns nur zu Erwartung eines innersten Heiligthums zu berechtigen, welches hier schlechterdings fehlt. Nur im Vorbeygehn (V Kap. S. 107) und als eine ziemlich indifferente Sache erwähnt der Vf. die Aufgabe der *Physiologie*, und drückt schon durch die Form dieses Actes den Geist dieser Schrift aus, sowie der Inhalt derselben ihre Geistlosigkeit bezeugt. Die Aufgabe der *Physiologie* ist ihm nämlich keine andere, als: „alle einzelnen eigenthümlichen Phänomene des lebendigen Körpers auf bestimmte organische Theile derselben, durch deren Form oder durch deren Mischungsveränderung sie wirklich werden, zurückzuführen, und aus dem Zusammenwirken dieser Organe die zusammengesetzten Wirkungen des lebendigen Körpers und das Leben selbst zu erklären.“ Hr. M. hält es also, wie sich auch aus dem Inhalte seiner Schrift selbst ergibt, für den vornehmsten Zweck der *Physiologie*, nicht etwa die einzelnen Lebenserscheinungen aus chemischen oder mechanischen Principien zu erklären, sondern bloß die Organe aufzufinden, in welchen und durch welche sie vor sich gehen, indem er übrigens dem Streben, in die Causalität dieser Phänomene tiefer einzudringen, mit der allgemeinen Andeutung mechanischer

S. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

schers und chemischer Ursachen begegnet: So werden also die einzelnen Lebensacte von dem Vf. nicht ihrer inneren Natur nach und genetisch aufgefaßt, nicht nach den einzelnen Momenten, welche sie bestimmen, und ihren Verhältnissen unter einander und gegen die äußere Natur entwickelt; eben so wenig werden sie nach ihren gemeinschaftlichen Charakteren unter höhere Ordnungsbegriffe gebracht, noch auch von einer allgemeinen ursprünglichen Naturthätigkeit abgeleitet: sondern sie werden bloß von Seiten ihrer Äußerungen, als in der Sinnenwelt gegeben, bloß nach Verschiedenheit der Räume, in denen sie vor sich gehen, historisch und beschreibend dargestellt. Sind aber diese Elemente des Lebens nicht einmal entwickelt, geschweige denn construirt, wie kann sich der Vf. schmeicheln, aus der Beobachtung ihres Zusammenwirkens eine Erklärung der Totalität desselben hervorgehen zu sehen? Aus einer so beschränkten Ansicht kann nie eine wahre *Physiologie* sich gestalten, sondern nur eine *Physiographie* kann darein wurzeln. Mit Recht nennt der Vf. dies eine *Zurückführung* des Lebens: wer sieht nicht ein, daß die Wissenschaft selbst dabey zurückgeführt wird? Der geistreiche Anatom oder Chemiker kann es nicht über sich gewinnen, bey Betrachtung der todtten Form oder der chemischen Bestandtheile des m. K. stehen zu bleiben, sondern schweift gern, indem er eine sogenannte höhere Anatomie oder Chemie liefert, in das Gebiet des Physiologen aus, um über die laßbare Materie sich zu erheben, das erfreuliche Spiel der Kräfte zu belauschen, und das allgemeine Naturleben in dem enger, aber auch schärfer begrenzten Mikrokosmos wirken zu sehen. Unser Vf. hat gerade die entgegengesetzte Tendenz: in der Lehre vom Leben bemüht er sich, der todtten Materie den Sieg zu verschaffen, und dies gelingt ihm in der That auch so wohl, daß selbst der letzte Funke des Lebens unter seinen Händen erlischt.

Hr. M. setzt, wie wir gesehen haben, den Grund des Lebens in Mischungsveränderungen. (Denn was die Form betrifft, so weiß man schon, daß die Chemiatrie unserer Zeit derselben bloß eine ehrenvolle Erwähnung thut, ohne weiter auf sie Rücksicht zu nehmen.) Diese rein chemische Ansicht aber versucht er psychologisch abzuleiten; auf das Geistige gründet er sein Gebäude des Chemismus: steht dieses einmal fest, so wird es, meint er, durch seine schwere Masse den Grund schon zertrümmern, und demungeachtet in sich selbst fort bestehn.

E

Er schließt hier auf folgende Weise. Eine Vorstellung ist ein bestimmter Zustand unseres Bewusstseyns; (§. 1) die Vorstellungen aber sind entweder nothwendige, d. i. unmittelbar durch die Sinne gegebene, oder Imaginations-Vorstellungen, d. i. Wiederholungen der nothwendigen Vorstellungen. (§. 2). In diesen ersten Worten ist auch schon das *πρωτον ψευδος* der ganzen Deduction enthalten. Der Vf. kennt nämlich nur einen äußern Sinn, und ermangelt des inneren so gänzlich, daß dieser ihm ein Unding ist: für ihn existirt nur ein äußeres Anschauen und Wiederholen äußerer Anschauungen, und da er alle übersinnlichen Begriffe, alle ursprüngliche Thätigkeit der Vernunft u. s. w. nicht sowohl leugnet, als vielmehr ignorirt: so können wir nicht die undankbare Mühe übernehmen, ihm die Existenz eines höheren Erkenntnißvermögens zu erweisen. — *Ueber das Entstehen der ersten*, fährt er fort, *haben wir gar keine, über das der letzteren eine bloß scheinbare Willkühr.* (§. 3.) Folglich liegt das, was unsere Vorstellungen bestimmt, lediglich außer uns: es ist die Materie. (§. 6.) Ohne so unbillig zu seyn, dem Vf. zumuthen zu wollen, daß er die Unabhängigkeit des höheren Erkenntnißvermögens und des inneren Sinnes von dem Einflusse der Außenwelt hätte widerlegen sollen, wünschten wir wohl, er hätte wenigstens bewiesen, daß der Mensch in Rücksicht auf das äußere Wahrnehmungsvermögen unbedingt der Gewalt der äußeren Natur Preis gegeben sey, und aus eigener Bestimmung weder seine Sinnorgane den äußeren Eindrücken verschließen, noch trotz der Einwirkung derselben auf die offenen Sinne seine Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand lenken könne. Von der Überzeugung geleitet, daß Alles, was wir uns vorstellen, nur Materie ist, und daß alles Denken sich nur auf Materie beziehen kann, nimmt er an, daß Raum und Zeit bloß etwas Äußeres, in der Materie Gegebenes ist. Einer ähnlichen *petitio principii* macht er sich schuldig, wenn er die Mischung als „die Summe der Kräfte, die einen Körper ausmachen“ (§. 14) definiert, und daraus beweisen zu können meint, daß alle Veränderungen des lebendigen Körpers allein in Veränderungen seiner Mischung und Form gegründet sind. (§. 22.) — Organisation ist dem Vf. nichts, als Form und Structur (§. 30), ja er behauptet sogar, daß ein Scheintodter wirklich todt ist, sowie auf der anderen Seite der todt menschliche Körper noch organisiert seyn soll (§. 32). Mit diesen und ähnlichen Ausserungen harmonirt nun auch des Vf. Ansicht von der Natur überhaupt; er ist so ganz in der Gemeinheit versunken, daß er in seinem höchsten Fluge nichts von ihr zu rühmen weiß, als „daß sie immer für den anderen Morgen forgt!“ (§. 36.)

Doch lassen wir diese allgemeinen Untersuchungen, für die der Vf. nicht organisiert zu seyn scheint. Vielleicht hat er, da er so ganz in der materiellen Welt befangen ist, desto mehr Thatfachen geliefert, und da seine Natur so ganz der Außenwelt

zugekehrt ist, so überwiegt vielleicht seine inneren Sinne der äußere Beobachtungsgeist. Doch — weit gefehlt! Die glanzendste Partie der Schrift ist die, von welcher wir bisher gesprochen haben. Vergeblich erwartet man in der speciellen Physiologie von seinem crassen Chemismus einen Versuch, die Phänomene des Lebens durch chemische Thatfachen aufzuklären, oder durch chemische Theorien zu erläutern. Ja, was das ärgste ist, unser Chemiker führt nicht einmal die bekanntesten und sichersten Resultate über die Mischung einzelner Stoffe des menschlichen Körpers an, sondern begnügt sich mit der allgemeinen Versicherung, daß die Erscheinungen, welche er beschreibt, einzig und allein in Mischungsveränderungen ihren Grund haben.

Schwerlich kann die Physiologie einen niedrigeren Standpunkt nehmen, als den sie vormals hatte, da sie für eine Lehre *de usu partium* galt. Nach dem Obigen sollte man vermuten, daß Hr. M. eine solche Physiologie der untersten Potenz rein hätte durchführen wollen; allein selbst dieser Standpunkt ist ihm doch noch zu hoch, und er neigt immer mehr zur bloß compendiarischen Anatomie hin. So z. B. beschreibt er (§. 61–66) die äußere Form der Knorpel (§. 61–63), ihr Verhalten in Wasser, Weingeist und Terpentinöl (§. 64), ihre Eintheilung in bleibende und einstweilige (§. 65), er giebt hierauf an, daß sie sich nicht neu erzeugen (§. 66); dann folgt der — §. 67: „der Nutzen der Knorpel ist sehr mannichfaltig“ — und somit ist die Physiologie des Knorpels abgehandelt.

Es bleibt uns also nichts übrig, als daß wir fragen, ob denn nicht die Beschreibung der Form der Organe etwas Ausgezeichnetes und Verdienstliches habe? Allein leider finden wir, daß selbst diese bey Weitem nicht so genau, angemessen und deutlich ist, als man von einem Lehrbuche verlangen kann. Wir wollen, zur Bestätigung dieses Urtheils, nicht die Blößen des Kapitels von den Cephalergen zeigen, sondern vielmehr dasjenige wählen, in welchem eine chemische Physiologie das Meiste leisten kann, und wo die materielle Thätigkeit am reinsten erscheint, nämlich das von der Verdauung (12 Kap.), welches der Vf. überschreibt: „Von den blutbereitenden Organen und der Blutbereitung.“ Es ist zwar hart, Zähne, Zunge, Speicheldrüsen etc. zu den blutbereitenden Organen zu zählen: doch wollen wir deshalb mit dem Vf. nicht rechten §. 343. Angabe der hierher gehörigen Theile §. 344. Beschreibung der Wundhöhle. Sehr unpassend ist es, wenn der Vf. sagt, daß „die auflieh selbst zurückgeschlagene Haut des Gesichts die Lippen und Backen bildet,“ anstatt daß er hätte sagen sollen, daß sich die Haut des Gesichtes umschlägt, und auf diese Weise jene, vornehmlich aus Muskeln und Zellgewebe bestehenden Theile von beiden Seiten bekleidet. Unrichtig ist es ferner, wenn er eine Zahnhöhle (*alveolus*) eine Zahnlücke nennt. Unbestimmt ist es, daß die Haut, wo sie den hinteren

Raum



Raum der Mund- und Nasenhöhle überzieht, der Schlundkopf genannt wird. §. 343. Fortsetzung §. 346. Länge des Darmkanals. §. 347. Häute und Muskeln. §. 348. Seine Abtheilung. §. 349. Der Bau des Schlundes. §. 350. Der Bau des Magens. Die Form des Magens, seine Begrenzung und die Richtung seiner Muskelfasern ist nicht angegeben. Die Behauptung, daß nur „die in Flüssigkeit verwandelte Nahrung“ durch den Pfortner treten könne, hätte einer Einschränkung bedurft. Übrigens wird der Pfortner erst als der Übergang in den Zwölffingerdarm genannt, und weiter unten als ein ungenannter Theil beschrieben, so daß es scheint, als wäre von zwey verschiedenen Theilen die Rede. §. 351. Zwölffingerdarm. Unrichtig wird hier „von Ausführungsgängen des Leber- und Gallenblasenkanals“ gesprochen, als ob zwey Ausführungsgänge wären, und als ob der Kanal der Leber- und Gallenblase etwas von Ausführungsgänge derselben Verschiedenes wäre. Mit gleichem Unrechte ist die gewöhnliche Vereinigung dieses Kanals mit dem Ausführungsgange des Pankreas nicht erwähnt. Unrichtig ausgedrückt ist es, daß diese Gänge „die von ihnen bereitete Flüssigkeit“ in den Darm ergießen. §. 352. *Jejunum* und *ileum*. Letzteres nennt er fälschlich Grimmdarm anstatt Krummdarm; weiß er nicht, daß das Grimmen, die Kolik, nicht im *ileum*, sondern im *colon* ihren vorzüglichsten Sitz hat? — §. 353. Der dicke Darm. — Überhaupt fehlt die so nöthige genaue Angabe der begrenzenden Theile des ganzen Darmkanals. Es ist z. B. nicht angegeben, zwischen welchen Theilen der Mastdarm befindlich ist. Von dem Netze und Gekröse wird gar nichts erwähnt. §. 354. Die Leber. Die Beschreibung ihres Baues und die allgemeine Angabe, daß sie Galle absondert. Wir vermiffen hier eine Beschreibung der Structur ihrer absondernden Gefäße, eine Vergleichung derselben in den verschiedenen Lebensaltern, ihren Nutzen in Hinsicht auf die Blutmenge; eine nähere Angabe der Bestandtheile der Galle, der Umfänge, unter denen sie reichlicher oder spärlicher abgefordert wird, der Methode, sie aus dem Blute künstlich zu bereiten etc. §. 355. Die Milz. Mit Unrecht sind hier die bekannten Data über die Mischung des Milzblutes übergangen. Alle Hypothesen von dem Nutzen derselben sollen das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit an der Stirne tragen; wir hätten wohl gewünscht, daß der Vf. sein Verdammungsurtheil über manche neuere Theorie der Function der Milz verificirt hätte, gegen welche die längst widerlegte Vermuthung, die er als neu aufstellt, daß die Milz besonders zur Bereitung des rothen Blutes beytrage, sehr im Schatten steht. §. 356. Das Pankreas. Unbestimmt ist es, wenn der Vf. nur sagt, daß dies Organ den Speicheldrüsen sehr ähnlich sey. Die Mischung des pankreatischen Saftes ist nicht angegeben. §. 357. Das Kauen. Der Mechanismus des Kauens ist nicht angegeben; eben so wenig die bekannten näheren Mischungsverhältnisse des Speichels und die Wirkungen desselben

auf die Speisen. Inadäquat ist es, wenn hier die Speicheldrüsen, Drüsen des Mundes genannt werden. §. 358. Die Zersetzung der Speisen wird hier angegeben, ohne nähere Bestimmung, worin sie besteht. Dafür glaubt der Vf. der Leser durch die scharfsinnige Bemerkung schadlos zu halten, daß — kein Licht in den Magen scheint. — Unrichtig ist es, daß der Magensaft allemal das Lakmuspapier röthe §. 359. 360. Hier wird eine Zersetzung des Speisebrejes im übrigen Darmkanale ebenfalls bloß im Allgemeinen angedeutet. Der peristaltischen Bewegung wird übrigens mit keinem Worte gedacht. §. 361. Einfaugung. §. 362. „Durch die Veränderung, welche die eingelogene Flüssigkeit in den lymphatischen Gefäßen selbst, in den dazu gehörigen Drüsen und durch die Vermischung mit dem schon fertigen Blute erleidet, wird die Blutmachung vollendet.“ Eine Buchmachung wird durch solche Erklärungen schnell vollendet; allein die Sanguification des Organismus geht nicht so übereilt vor sich, und die Verwandlung des Chylus in rothes Blut erfordert einen neuen chemischen Proceß, von dem unser Chemiker nichts weiß. §. 363. Excremente. „Im dicken Darne erleidet das Excrement eine merkwürdige Veränderung, deren Zweck noch nicht erforscht zu seyn scheint, — es fault.“ Hat sich wohl einer der subtilsten Teleologen des vorigen Jahrhunderts zu einem Problem über den Zweck der Fäulniß der Excremente verirrt, welches hier einer der nüchternen Jünger der neuchemiatrischen Secte aufstellt, die überall nur die nothwendige Wirkung materieller Bestimmungen erblickt? §. 364. Es soll nicht wahrscheinlich seyn, daß das aus dem dicken Darne Eingelogene mit dem übrigen Chylus in den Brustkanal geführt wird, „denn warum fault diese Substanz nur im dicken Darne und nicht im dünnen?“ Wir finden dies sehr überzeugend, besonders da der Löwe ein grimmiges Thier ist. Nur den kleinen Umstand hat der Vf. übersehen, daß die Saugadern des dicken Darms sich mit denen des dünnen in Drüsengeflechten augenscheinlich vereinigen. §. 365. Ausleerung. Die Unterstützung derselben durch Bauch- und Zwerchmuskel ist gänzlich übergangen. §. 366. Nährhaftigkeit. §. 367. Hunger und Durst. §. 368. Zum Schluß wird noch behauptet, daß die Eingeweidewässer keine krankmachende Potenz sind.

Was endlich die Anordnung der Gegenstände anlangt (denn bey den grammatischen Fehlern, die sich durch die ganze Schrift erstrecken, wollen wir nicht verweilen), so hat der Vf., wie es scheint, in der Anordnung den Sieg des Zufalls über den ordnenden Geist recht anschaulich machen wollen. In dem Kapitel, welches der Überschrift nach von dem Herzen, den Blutgefäßen und dem Kreislaufe handeln soll, werden auch die Saugadern abgehandelt; nach dem 16 Kap., von der Ökonomie des Embryo, folgt ein eigenes Kap. von den Brüsten; die Geburt aber ist hier gar nicht abgehandelt. Hier auf folgt im 18ten und letzten Kap. die Lehre von den

den Sinnorganen; (vom Gehirne und Nervensysteme ist im 5ten und 6ten Kap. gesprochen worden) und in einem kurzen Anhang ist nun endlich von der eigenthümlichen Wärme des m. K., seinem Wachstume und ähnlichen Gegenständen die Rede; auch wird hier erst in einigen Zeilen der Consensus erwähnt.

D. f. G.

**LEIPZIG, b. Baumgärtner:** *Abbildung und Beschreibung einer sehr bequemen tragbaren Voltaischen Säule, nach einer durchaus neuen Einrichtung vorzüglich für die Fälle brauchbar, wo der Arzt täglich mehrere Kranke in verschiedenen Häusern galvanisiren muss, nebst Abbildung und Beschreibung einiger anderen zur medicinischen Anwendung des Galvanismus gehörigen Instrumente.* Herausgegeben von Franz Heinrich Martens, Dr. etc. Mit 2 Kupfertafeln. 1803. VI u. 31 S. gr. 8. (12 gr.)

Dieser hier beschriebene Apparat besteht aus zwey Voltaischen Säulen, die beide ohngefähr 66—70 Doppelplatten ausmachen, und in einer blechernen lackirten Kapsel eingeschlossen sind. Die ganze Zusammenstellung und Verbindung des Apparats ist an sich zwar zweckmässig, doch zweifelt Rec., daß er den gewünschten Zweck so leicht und vollkommen erfüllen wird. Das Ganze mit der Kapsel ist 11 Zoll Leipziger Mafs hoch, 4 Zoll breit, und vermuthlich 2 Zoll (denn hier steht 24 Zoll?!) dick. Diese Kapsel von ziemlicher Gröfse, deren Gewicht (warum ist es nicht angegeben?) man gewifs über 2 Pfund annehmen kann, soll der Arzt in der Tasche von einem Patienten zum anderen mit sich herumtragen. Hiezu kommt noch, daß die Wirkung des Apparats mit jeder Viertelstunde sich vermindert, und bey 4ten oder 5ten Patienten nicht den nöthigen Grad von Wirkung mehr hervorbringen wird. Diese Verminderung wird noch

dadurch früher herbeygeführt, daß die Tüchschelben nur mässig feucht seyn dürfen, weil wegen der Transportation die beiden Säulen durch Schrauben von oben müssen befestiget werden. — In dem etwas breiteren Fusse der Kapsel befinden sich noch einige Instrumente, um das galvanische Fluidum an diesen oder jenen Theil des Körpers zu leiten, als: eine galvanische Augenwanne, ausgehöhlte Augenplatten, einfache galvanische Nadeln, eine Ohrenbandage etc. — Das Reinigen der Metallplatten ist bey dem Gebrauche des Galvanismus äußerst beschwerlich, und Hr. M. giebt daher S. 24 eine kleine Anleitung dazu, die aber sehr umständlich ist. Manchem Leser unserer Zeitung ist es vielleicht nicht unangenehm, wenn Rec. eine Art, die Platten zu reinigen, hier bekannt macht, von der er überzeugt ist, daß sie die kürzeste sey, und die Platten nicht im geringsten dabey leiden. 60 Platten von Guldengröfse, deren Rec. sich gewöhnlich bedient, werden mit vier Unzen ordinärem kochenden Essig übergossen, und dann mit diesem Essig in ein Käßchen geschüttet, das 6 Zoll rhein. breit, 6 Zoll hoch und 36 Zoll lang ist, und worin ein Nöfselein feiner Sand befindlich ist, welcher durch den hinzugekommenen Essig mässig angefeuchtet wird. Das Käßchen wird nun ohngefähr über 3 Minuten lang schnell hin und her geschüttelt, als ob man siebete, und alle halbe Minuten umgeschwenkt. Hierauf werden die Platten, (mit Zurücklassung des Sandes, den man zum nächsten Gebrauch im Käßchen läßt,) in ein Sieb oder ein anderes durchlöcherches Gefäß gethan, mit Wasser übergossen, um sie vom Sande zu reinigen, dann in der Sonne, oder im Zugwinde, oder auf dem warmen Ofen im Winter getrocknet. Hierdurch werden 3 bis 400 Metallplatten eben so schnell als 60 von allem Metallkalke gereinigt.

—d—

## KLEINE SCHRIFTEN.

**MEDICIN. Ohrdruff:** *Noth- und Hilfsbüchlein in der Ruhr und epidemischen Krankheiten überhaupt.* Von Joh. Friedrich Krugstein, M. D. Physikus und Bürgermeister zu Ohrdruff. Zum Besten der Armen. 1803. 112 S. 8. (5 gr.) Eine nützliche Schrift, welche von Regierungen und Polizeydirectoren in mehreren Ländern verbreitet zu werden verdient. Werden die meisten Vorichtsregeln, welche hier in einer falschen Sprache vorgetragen worden, befolgt: so muß die Gefahr bey der Ruhr immer mehr vermindert werden. Die Schrift besteht aus drey Abschnitten: a) Geschichte der Ruhr; b) Verhalten in der Ruhr; c) Fürsorge der Polizey in dieser Krankheit. Daß der vierte Abschnitt, welcher, nach der Vorrede, die Überschrift: *allgemeine medicinische Kenntnisse*, hat erhalten sollen, nicht hier beygefügt werden, ist sehr zu billigen, da er vorzüglich für Ärzte bestimmt war, und der Abdruck desselben eine Preis-Erhöhung dieser populären Schrift verursacht hätte. Neues erwartet man in einer solchen Schrift nicht: beherzigungswerth aber sind mehrere Vorschläge, die der Vf. mittheilt, z. B. wenn er sagt, daß in den Sommermonaten, um das Bier recht kräftig und haltbar zu machen, außer der gesetzmässigen Quantität Hopfen, noch Bitterklee oder Kardobenedikten zugefetzt werden, daß an einem Orte, wo die Ruhr herrschend ist, kein Birnmost verschenkt werden sollte u. s. f. Der Titel verspricht jedoch mehr, als hier geleistet wird. In dem zweyten Abschnitte ist alles, was vor, bey und nach der

Ruhr zu beobachten ist, in alphabetischer Ordnung dargestellt. Nicht aber Alles, was hier gesagt wird, ist auf mehrere epidemische Krankheiten anwendbar. In der Geschichte der Ruhrkrankheit behauptet der Vf., daß sie gewöhnlich von der Stadt auf das Land wandere; die Erfahrung aber lehrt öfter das Gegentheil. Obgleich er selbst mit Recht gesteht, daß in der Ruhr nichts nöthiger sey, als sich warm zu kleiden: so empfiehlt er doch dem Landmanne in dieser Krankheit eine Kleidung, wobey ein Theil, dessen Erkältung hier von so ernstlichen Folgen ist, das Gefäß, unbedeckt bleibt. Chokolade soll eben so unschädlich seyn, als der Kaffee. Bey dem Gebrauche des ersteren aber ist gewifs mehr Vorsicht nöthig, als bey dem Genufs des letzteren. — Sollte wirklich Kofent, wie der Vf. S. 34 sagt, blüthungtreibend seyn? Sollte wohl immer kaltes Bier mit Brod und Kümmel die unterdrückte Ausdünstung wiederherstellen? Eyer, sowie das Fleisch, hält er bey Fiebern (allen?) für schädlich. Krebse aber sollen in der Ruhr keinen Schaden verursachen. Was er von Einschränkung des Genufs des Obstes sagt, ist sehr zu beherzigen. Rec. aber kann dem Vf. nicht beystimmen, wenn er behauptet, daß alles Obst die Galle verderbe. Manche diätetische Regel, als: — das Essen von Schweinefleisch möchte eher zu wider — als anzurathen seyn, gehörte nicht in den dritten Abschnitt, wo eigentlich von der obrigkeitlichen Fürsorge die Rede ist.

etc.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 O C T O B E R, 1805.

## M E D I C I N.

POSEN u. LEIPZIG, b. Kühn: *Winkel zur Verbesserung der Bildungsanstalten für Ärzte, Wundärzte, Geburtshelfer und Hebammen*, von J. C. H. Ackermann, Physikus des Amtes und der Stadt Oschatz etc. 1803. 204 S. 8.

Ohne Zweifel hat die technische Heilkunst ihre in neueren Zeiten gemachten Fortschritte, besonders in der Chirurgie und Geburtshilfe, hauptsächlich dem Streben der Staatsgewalten zu danken, wodurch dem jungen Heilkünftler Gelegenheit verschafft worden ist, sich einen hinreichenden Grad von Bildung und Fertigkeit zu erwerben, um mit desto größerer Zuversicht an das Krankenbette der leidenden Mitbürger zu treten. Allein eben so wenig ist zu bezweifeln, daß es nicht bloß auf das Vorhandenseyn solcher Anstalten, sondern weit mehr auf die Beschaffenheit und Zweckmäßigkeit derselben, und auf die gute Art, sie zu benutzen, also vorzüglich mit auf die Qualität der angestellten Lehrer ankomme. Die Geschichte unserer Tage bezeugt, daß manche Stadt, manche Universität durch die Größe ihrer Anstalten imponirt, während auf anderen Universitäten mit Anstalten von geringerem Umfange weit mehr ausgerichtet, und eine größere Anzahl guter praktischen Ärzte, Chirurgen und Geburtshelfer gebildet wird. Der Grund hievon liegt einzig in der zweckmäßigeren Benutzung der Anstalten, sowohl von Seiten der Lehrenden als der Lernenden. Der Vf. vorliegender Schrift verdient daher Dank, daß er auf mehrere Mängel und Gebrechen bey den medicinischen Bildungsanstalten, vorzüglich bey dem Unterricht der Hebammen und in den klinischen Anstalten, aufmerksam macht, und Verbesserungen bey diesen Instituten vorschlägt. Freylich gehören viele dieser Vorschläge, so nützlich sie an sich sind, so lange unter die *pia desideria*, als sich der Staat dieser Bildungsanstalten und des gesammten Medicinalwesens nicht mit mehrerem Ernste annimmt. Gleichwohl bleibt es Pflicht des Arztes, passende und ausführbare Vorschläge den Regierungen ans Herz zu legen.

Rec. hebt einige von den Vorschlägen des Vf. aus, und begleitet sie mit seinen Bemerkungen: I. *Über Bildungsanstalten für Geburtshelfer und Hebammen*. Bey der Wahl weiblicher Individuen zu Hebammen bemerkt der Vf. mit Recht, daß der Hebammenunterricht so lange nicht gedeihe, als man Sub-

jecte aus der niederen Volksclasse ohne Cultur und ohne die erforderlichen körperlichen und geistigen Eigenschaften wählt. Der Vf. schlägt daher vorzüglich junge Wittwen und solche Personen, welche einige Zeit Krankenwärterinnen gewesen sind, als die tauglichsten Individuen zu Hebammen vor. Aber leider widmen sich der Krankenwartung gerade wieder Leute aus den niederen Volksclassen, die sich keinen anderen Erwerbszweig zu verschaffen wissen. Würde freylich der von anderen gemachte Vorschlag, Institute zur Bildung guter Krankenwärterinnen zu errichten, aller Orten realisirt: so könnte man aus diesen die tauglichsten zu Hebammen auswählen. — So sehr Hebammen, wenn sie sich auszeichnen, Aufmunterung aller Art verdienen: so hält es Rec. doch keineswegs nach S. 16 für dienlich, Hebammen zu gestatten, anderen Frauenspersonen, ehe sie öffentliche Lehrstunden besuchen, Unterricht in der Hebammenkunst zu geben. Der Nachtheil wird offenbar den Vortheil überwiegen. Rec. stimmt hingegen dem Vf. vollkommen bey, daß die vorzüglichste Aufmunterung für Hebammen und zugleich das beste Anlockungsmittel, gebildete Subjecte für dieses Geschäft zu erhalten, seyn würde, wenn jeder Hebamme ein jährlicher Gehalt bestimmt wäre, und Rec. fügt noch hinzu, wenn die Hebammen von den niedrigsten Geschäften, z. B. Waschen und Reinigen der Kindbetterinzimmer dispensirt würden, Fonds ließen sich dafür gewiß ausmitteln, wenn man mit Ernst an die Sache ginge. Die Frage S. 21, ob der öffentliche oder der Privatunterricht für Hebammen besser sey, hätte etwas weitläufiger erörtert werden sollen. Der Vf. führt zwar einige vorzügliche Argumente gegen den Privatunterricht an, aber doch nicht eindringlich genug. Nach Rec. Meinung liegt der Hauptgrund, warum in der Regel schlechte Hebammen im Unterricht gebildet werden, darin, daß der Unterricht gewöhnlich den Physicis anvertrauet ist. Der Physicus kann zwar ein guter Arzt, auch wohl Geburtshelfer seyn, aber dadurch documentirt er noch keinesweges seinen Beruf zum Hebammenlehrer. Aber auch dieses abgerechnet, so fehlt es den Physicis an Mitteln und Gelegenheit, den Unterricht zweckmäßig und anschaulich für Hebammen zu geben. Also nur in eigends errichteten und mit einer Entbindungsanstalt verbundenen Hebammenschulen kann der Unterricht der Hebammen gedeihen. — Richtig bemerkt der Vf. S. 35, daß die Zeit des Unterrichts der Hebammen nicht von der Obrigkeit bestimmt werden dürfe, sondern

dern daß sie nur von dem Lehrer nach den verschiedenen Fähigkeiten der Hebammen abgeheßen werden könne. Darin aber kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen, daß eine Hebamme den Lehrkursus in einem Jahre zweymal besuchen solle. Von ungleich größerem Nutzen würde es seyn, wenn die unterrichteten Hebammen nach 4 bis 5 Jahren zu einem cursorischen Unterricht in das Hebammeninstitut zurückkehren müßten, welcher höchstens 3 bis 4 Wochen dauern dürfte. Hier würde der Lehrer manches in den Vorstellungen der Hebammen berichtigen, manches Vergessene ihnen ins Gedächtniß zurückführen können, auch würden sich die Hebammen derjenigen Länder, wo diese Einrichtung eingeführt wäre, von selbst bestreben, das Erlernte festzuhalten und anzuwenden, und nicht, wie es gewöhnlich geschieht, sich bloß deswegen in den Unterricht begeben, damit sie nur zur Ausübung der Hebammenkunst privilegiert würden. Rec. hegt die erfreuliche Hoffnung, daß diese Einrichtung an dem Entbindungsinstitute, an welchem er angestellt ist, bald werde ausgeführt werden. — Der Vf. ist nach S. 52 der Meinung, daß man Hebammen in dem Wendungsgeschäfte unterrichten und üben müsse; dieses kann und darf aber nur mit Einschränkung geschehen. Es kommt hierbey alles auf das Fassungsvermögen und die Geschicklichkeit an, welche die Hebammen bey dem Unterrichte zeigen. Zweckwidrig und gewiß von nachtheiligen Folgen begleitet, findet Rec. den Vorschlag des Vf. S. 53, Hebammen am Fantome in dem Gebrauche der Instrumente deswegen zu üben, um ihnen mehr Fertigkeit in Manualoperationen zu verschaffen. Hebammen haben ohnedieß große Neigung, immer weiter zu greifen, als ihnen erlaubt ist. Wie leicht würden sie sich selbst an die Anwendung der Instrumente bey Geburten wagen, und auch außerdem würde die Zahl der Gegenstände des Unterrichts zu sehr vervielfältiget, und die Aufmerksamkeit von wesentlichern und ihnen wissenschaftlichern Dingen abgezogen werden. — Eben so erweitert der Vf. den Wirkungskreis der Hebammen zu sehr, wenn er S. 38 vorschlägt, den Hebammen die Impfung der Kuhpocken zu erlauben. So sehr jedem Menschenfreunde die Verbreitung der Kuhpocken am Herzen liegen muß: so würde doch ein nicht zu berechnender Nachtheil für die gute Sache überhaupt und für einzelne Individuen insbesondere entspringen, wenn man das Impfungsgeschäft Leuten ohne alle Beobachtungs- und Unterscheidungs-Gabe anvertrauen wollte. Die Bemerkungen über Kuhpocken von S. 91—95 gehören gar nicht hieher. Überhaupt wäre eine bestimmtere Anordnung der abgehandelten Materien zu wünschen gewesen.

II. *Über klinische Lehranstalten.* Der Vf. sucht besonders auf einige Mängel der klinischen Institute aufmerksam zu machen. Bey Aufzählung dieser Fehler hat er aber nicht *stehende* klinische Institute, wie man sie in Hospitälern findet, und *ambulatorische*, wie man sie auf den meisten Universitäten an-

trifft, genau unterschieden. Daher die aufgeführten Mängel nur die eine oder die andere Art treffen. Nicht ohne Grund tadelt der Vf. S. 117 das Beyseymen zweyer klinischen Institute auf Einer Universität. Immer wird eins durch das andere beeinträchtigt. Mit gleichem Rechte nimmt der Vf. den zu kurzen Aufenthalt der Medicinstudierenden auf Universitäten und das Besuchen der klinischen Anstalten auf zu kurze Zeit in Anspruch. Anderthalb bis zwey Jahre sollte jeder Studierende die Klinik besuchen, wenn er sich in dem praktischen Theile der Heilkunde nur einigermaßen ausbilden will. — Sehr gegründet ist die Rüge des Fehlers, daß die Lehrer an klinischen Instituten mehr Ärzte oder Wundärzte sind. Es ist eine durchaus unerläßliche Eigenschaft eines klinischen Lehrers, daß er die ganze Heilkunde umfasse und ausübe, wenn die Bildung angehender Ärzte nicht einseitig werden soll. Aus demselben Grunde ist auch die Trennung der medicinischen und der chirurgischen Klinik in zwey verschiedene Institute höchst zweckwidrig. — Sehr wahr ist die Bemerkung des Vf. S. 130, daß bey manchen klinischen Anstalten oft zu viel Zeit auf Nebenbeschäftigungen verwendet wird; wobey leicht der Hauptzweck derselben, Bildung des jungen Arztes zum praktischen Heilgeschäfte, aus dem Gesichte verloren geht, wohin besonders die Errichtung und Unterhaltung einer eigenen Apotheke für das Institut gehört. Über dem Verfertigen der Pillen, Decocte, Salben, Pflaster und anderer pharmaceutischen Arbeiten geht die Zeit für wichtigere Dinge verloren. Was der Vf. von S. 136—146 über die Anwendung des Galvanismus sagt, ist hier nicht an seinem Orte. Von S. 153 bis 192 handelt er von den Erfordernissen bey Gründung einer klinischen Schule. Er commentirt das, was *Rahn* in dem Entwurfe medicinischer Polizeygesetze für die helvetische Republik von der Einrichtung einer klinischen Schule sagt. Von S. 193 bis 204 stellt er endlich eine praktische Bibliothek auf, welche aber weder vollständig noch auch sehr ausgefüllt ist.

M. D.

MANHHEIM, b. Schwan u. Götz: *Handbuch der iatrotechnischen Pharmakologie*, naturphilosophisch bearbeitet von *Sigismund Wolf*, der Philosophie, Medicin und Chirurgie D. Thier- und Augenärzte etc. 1804. XXVIII u. 226 S. 8. (1 Rthlr.)

Daß sich doch ja niemand durch den hochtönenden Titel verführen lasse, in diesem Buche ein Handbuch, eine naturphilosophische Arbeit, etwas Vorzügliches, oder nur etwas Gutes zu suchen! Ausser dem Bombaste der Einleitung, welche eine Skiagraphie des naturphilosophischen Systems seyn soll, aber nichts ist, als eine nicht gut verkochte Mixtur allgemein bekannter Lehrsätze der neuesten Schule, ist nicht das geringste naturphilosophisch bearbeitet; man müßte denn die Anwendung der neu-chemischen Benennungen der rohen Stoffe und der Präparate dazu rechnen wollen. Alles übrige ist nicht ein-

einmal natürlich, geschweige philosophisch bearbeitet oder dargestellt; ist nichts, als ein trockenes Namenverzeichnis guter und schlechter, gebräuchlicher und ungebräuchlicher Arzneymittel nach ihren (neu) chemischen Bestandtheilen und Gaben, z. B. 1 Classe, phlogistische Arzneyen d. i. positive Reize. A. Kohlenstoffhaltige Arzneyen, 1) rein kohlenstoffige Arzneyen, a) extractivstoffige Arzneyen, a) aus dem Pflanzenreiche. 1) Kohle. 2) Enzian, bittere Kreuzblume, indianische Schlangenzwurzel, *Ophiorthiza Mungos* u. s. w. b) seifenartige Arzneyen, Seifenkrautwurzel, Löwenzahnwurzel, *Convolvulus Scamoneum*, rothe Graswurzel, Rhabarber, Angusturarische u. s. w. 2) gärbstoffige Arzneyen, *Pharmaca tannina*, Galläpfel, Natterwurzel, Gambiaser Gummi, *Kino in pulvere*. b) Extractivgärbstoffige, Grindwurzel, Färberöthe, Malthefer Schwamm, Johanneswurzel, *Radix filicis*, Nusschalen, *Putamina nucum* u. s. w. So geht denn das wunderliche Gemische fort! Keins dieser Mittel ist genau charakterisirt, keins weder nach irgend einer Theorie, noch nach concreten Fällen für die Therapeutik bestimmt, manche verwandte weit von einander getrennt, manches doppelt aufgeführt, z. B. *Juniperus* einmal unter Sandarak S. 62, das zweyteinal unter Wacholderbeere S. 90, das Hexenmeht S. 70 unter den gannmichten u. s. w. Zu diesem bunten Chaos führt, damit wir doch auch davon einige Erwähnung thun, ein eben so liebliches Formulare d. i. Anweisung, Arzneyen zu verschreiben. Die Recepte oder Arzneyformeln theilt der Vf. in demselben in Rücksicht der Arzneyen in officinelle, magistrale und exotische; die Theile einer Formel in wesentliche, verbessernde, *accessorias*, welche das unterstützende und verbessernde, *adjuvans et corrigens*, Ingredienz ausmachen, und in zufällige. Zu den letzten rechnet er das bekannte Zeichen, welches dem Apotheker sagt, was er mit den auf dem Papiere verzeichneten Dingen machen soll, das  $\mathcal{R}$ . Unter den Dingen, welche in den Formeln besonders vermieden werden sollen, kommt vor: die spezifische Reizempfänglichkeit ist zu berücksichtigen. Diefs steht mitten zwischen der unschicklichen Form und ungeschickten Mischung!! In diesem Blatte S. 7 zeichnet sich die Philosophie des Hn. W. ganz besonders aus. Der Vf. hält die Gabe der Arzneyen für das schwerste in der Pharmakologie, und meint, wenig Ärzte würden sich rühmen können, solche ihren Gedächtnisse bey dem Heere von Arzneyen durch ein, 10 Luster hindurch täglich mechanische Übung bis zu den geringsten Minuten — eingebleyete zu haben!! Die bleichfüchtigen Mädchen werden zum Gegensatz der Erwachsenen, also zu Kindern, gemacht; auch habe besonders auf die Reinigung, in den verschiedenen Stadien seines Lebens, der Arzt

Rücksicht zu nehmen. So undeutlich schreibt der Vf.! Die kränklichste Beschaffenheit des Körpers rather auch jederzeit eine etwas geringe Dosis. Eine Mixture ist, nach dem Vf., eine flüssige Arzney, welche aus 6—9 Unzen ungefähr besteht, und aus verschiedenen unter einander gemischten Ingredienzen verfertigt wird. Die Gabe davon sey einige Esslöffel voll alle 2, 3 Stunden; ein Trank, eine flüssige Arzney, aus mehreren Unzen bestehend; eine Emulsion soll schälchenweise genommen werden; ein Absud, Decoct, eine flüssige Arzney, welche durchs Abkochen von Kräutern oder Wurzeln bereitet, schälchenweise getrunken wird; ein Aufguss, *Infusum*, eine flüssige durchs Abgießen von Kräutern oder anderen aromatischen Ingredienzen erhaltene Arzney, die man becherweise zu trinken verordnet; ein Pflaster, eine Masse, die auf Leinwand gestrichen und auf die Haut applicirt an solche stark anklebt; ein Blasenpflaster, eine pflasterförmige Scheibe, incistens von der Gröfse eines Thalers u. s. w. Nun folgt eine Art von Apothekertaxe, und die ältere und neuere Nomenclatur der Arzneyen, einmal alt und neu S. 26, dann wieder einmal neu und alt S. 33. Hinter der Pharmakologie kommt ein Anhang, in welchem die Gaben der officinellen Arzneypräparate, die Taxe der Arzneyen, eine *Scala* der *materia medica* nach der Humoralpathologie, und eine Sammlung von Arzneyformeln befindlich sind, aus welcher letzteren wir noch, der Vortreflichkeit wegen, einige ausziehen wollen. An die Spitze der phlogistischen Arzneyen wird gestellt — das einfache Gerstendecoct; ferner wird zu denselben gerechnet der Korbelfaft, einmal als Saft, das andereinal als Molke; das *Semen dauci modice contus.* in Bier; die gewöhnliche Mandelmilch. Es glänzen da die *Aqua abrotani*, *Aqua rutae*, *Aqua papaveris rhoeados*; es werden Pulver mit  $\frac{1}{2}$  Quentchen Ambra alle 3 Stunden empfohlen, Tropfen aus *Balsam. tolat. Ambra. Moschus* etc. zur Erquickung angerathen, eine vortreffliche Emulsion aus *Semen paeoniae* mit *Aqua rhoeados* mitgetheilt, ein ölichter Saft aus *Ol. amygdal.* und *Sperma ceti*, oft damit den Mund zu erquickern vorgeschrieben u. s. w. Bey alle dem scheint der Vf. ein grosses Vertrauen auf seine Arbeit gesetzt zu haben. Er übergebe, sagt er, sein Werk mehr zur Benutzung, als zur Beurtheilung. Beurtheilen wollen wir es nicht, denn die Beurtheilung spricht sich selbst aus; aber benutzen können wir es auch wirklich nicht. Dabey spöttelt Hr. W. sehr über die Humoralpathologen und die löbliche Saburragesellschaft, wie er sich ausdrückt. Hätte der Vf. nicht ein dreyfaches Doctordiplom, ein *aes triplex circa pectus*: so würden wir ihm *Boileaus* Ausspruch zu beherzigen bitten: *Avant que d'écrire, apprenez à penser!* Fj.

# K U R Z E A N Z E I G E N.

MEDICIN. Frankfurt a. M., in d. Jägerischen Buch-Papier- und Landkartenhandlung: Für Kurgäste, welche die Gesundheitsquellen von Wiesbaden, Schlangenbad, Ems und Schwal-

bach am zweckmässigsten gebrauchen wollen, nebst einigen Bemerkungen über den Gebrauch des Bades überhaupt. Ohne Jahrszahl. 768. 8. (8 gr.) Der ungenannte Vf. verliert in dem Vor-

Vorberichte, daß er hier „im Kurzen zusammen gestellt habe, was der Leser in manchem weitaufzigen medicinischen Handbuche vergeblich sucht, oder auch aus verschiedenen über die Gesundbrunnen geschriebenen Werken zusammen lesen muß.“ Der Betrachtung der Wirkungen der 4 auf dem Titel genannten Mineralwässer gehen die Bemerkungen des Vf. über die Bäder überhaupt voraus. Er betrachtet erst die Wirkungen der kalten Bäder. Sie seyen auf keine Weise stärkend. Hat man je eine solche Wirkung davon wahrgenommen, so rührte dieselbe von den zugleich mit gebrauchten Reizmitteln her, welche die krankhafte Schwäche und die dieselbe noch verzehrende Wirkung des kalten Bades hoben. Hieraus erhellet, was von dem kalten Baden kleiner Kinder zu halten sey. Heiße Bäder sind gleichfalls von sehr üblen Folgen für den thierischen Organismus. — Empfehlung der vom Mechan. Stoff in Frankfurt a. M. errichteten öffentlichen Badeanstalt. — Bey Wiesbad (S. 21) vermisst Rec. eine genaue Angabe der Bestandtheile dieses Mineralwassers. Nur-beyläufig ist S. 29 gesagt, daß dieselbe vorzüglich enthalte Kochsalz und Mittelsalz!?! — Schlangenbad gehört nach dem Vf. unter die eigentlichen Schlammäder, wie Padua und Locca. Auch in Lauchstädt soll der alle Frühjahre aus den Trögen genommene Schlamm von dem Brunnenmeister gesammelt, in Kugeln getrocknet von den Badegästen gebraucht, und in die entferntesten Gegenden mitgenommen werden. (?) — Emser Bäder. Bey der Betrachtung ihrer Kräfte ist die ehemalige Bestimmung derselben nach den Grundätzen der Humoral-Pathologie sehr gut entgegengesetzt der Erklärung ihrer heilsamen Wirkungen nach der Erregungstheorie. Wenn jenen von erweichenden, auflösenden, verdünnenden, öffnenden, fortspülenden und stärkenden Kräften träumte: so nimmt diese nur einen durch die Mineralwässer erregten, mehr oder minder starken Reiz auf die Erregbarkeit des menschlichen Organismus an, um den Grund von allen guten Folgen angeben zu können, welche der innerliche oder äußerliche Gebrauch dieser Wässer hat. Nach diesen Grundätzen beurtheilt der Vf. nun die Krankheiten, gegen welche die Emser Bäder von Nutzen seyn können, und der Erfahrung zu Folge wirklich sind. — Schwalbach. Einige recht gute Regeln für den Gebrauch dieses Mineralwassers. — Von S. 59 an kommen diätetische Vorschriften vor, welche bey jeder Brunnen- oder Bade-Cur zu befolgen sind. Rec. glaubt, daß die genaue Beobachtung derselben keinem Badegaste gereuen werde.

Δπο.

Stuttgart, b. Ehrhard: Versuch einer praktisch-populären Heilmittellehre, oder Hausmittel für alle Stände, besonders für Prediger, Gemeindevorsteher und Landleute, an Orten, wo keine Ärzte gegenwärtig sind, sich und andern, ohne große Kosten, vor den meisten Krankheiten zu sichern, und die gewöhnlichsten derselben durch eine pühere Kenntniß und zweckmäßigere Anwendung sogenannter Hausmittel von sich abzuwenden. 1804. 293 S. 8. (20 gr.) Abermals eine Schrift, welche die Puscherey begünstigen, und Begriffe unter dem Volk verbreiten wird, die, wenn sie an sich selbst auch richtig wären, doch fast immer in der Anwendung ihren Zweck verfehlen müssen. Wenn die gegen solche populärmedicinische Schriften schon oft laut gewordene Rüge diesen Vf. nicht ganz trifft: so kömmt es bloß daher, weil er, dem Titel ungetreu, nicht nur eine Heilmittellehre für den Pöbel, sondern auch manche andere anthropologische und diätetische Bemerkungen vorträgt, deren Verbreitung in den Köpfen seiner Leser doch von einigem Nutzen seyn dürfte.

Wenn in der Vorrede gesagt wird, daß die Landleute ohne die seltenen und kostbaren Arzneien, älter und gesünder seyen, als die Städter: so wird der Vf. doch dieß den sogenannten Hausmitteln nicht im Ernste zuschreiben? Eben so unzureichend ist das zweyte Motiv: „der Vater der Heilkunst sagte, ein Arzt soll sich nicht schämen zu fragen, welche Mittel in dieser oder jener Krankheit heilsam befunden würden, da doch die ganze Arzneykunst durch solche gesammelte Bemerkungen entstanden sey.“ So theuer diese Aussage jedem Arzt seyn muß, so konnte dieselbe den Vf. doch nicht berechtigen, auch die einfachsten und überall befindlichen Hausmittel in dieser Absicht den Laien aufzuzählen, d. h. dieselben auf gut Glück dem nicht ärztlichen Publicum in die Hände zu geben, damit es in fester Zuversicht auf dieselben

seine Krankheiten, deren Natur und Construction es nie kennt, damit bekämpfe, alle andere Hülfe dabey vernachlässige, und sich unsäglich Schaden zufüge.

Das Buch selbst hat 4 Abschnitte, wovon nur eigentlich der letzte die auf dem Titel versprochene populäre Hausmittellehre enthält. Von 1—48 werden als Einleitung (?) die natürlichsten Hülfsmittel in der ersten Periode des Menschenlebens vorgetragen. Eine zu kurze Übersicht der Kinderdiätetik und ihrer Krankheiten, von welchen letztern nur obenhin die Kennzeichen und Ursachen bemerkt, die Mittel aber meistens der Kunst anheimgestellt werden. Der I Abschnitt enthält die allgemeinsten Mittel zur Erhaltung der Gesundheit, rüchtige Blicke in die Anthropologie, und was sich von der Beschaffenheit des Organismus und den Einwirkungen äußerer Einflüsse auf 25 Blättern sagen läßt. II Abschn. lehrt die gewöhnlichsten Mittel und Arten, den plötzlichen Lebensgefahren von äußeren Ursachen zu begegnen. Nur eine anthropologische kurze Übersicht gut abgehandelt; nur die Anwendung des Aderlasses und der Brechmittel bey Scheintodten hätten hier nicht so unbedingt aufgezählt werden sollen. III Abschn. Die zweckmäßigsten Mittel und Arten, das Verbreiten ansteckender Krankheiten zu verhindern, sind, soviel sich auf so wenigen Blättern Laien hierüber sagen läßt, ziemlich gut vorgetragen. Aber sollten die Lungenentzündung, der Kopfgrind, der Krebs, die Flechten, die Ruhr an sich wohl wahrhaft ansteckend seyn? IV Abschn. Die einfachsten Heilmittel und ihre Anwendung zur Vorbeugung und Verminderung der Krankheiten. Der Vf. giebt auf 1½ Seite einige Begriffe über die Erregungstheorie, und sagt: „aus solchen Thatfachen schöpfte die Kunst ihr Wahres und Gewisses, und nur wiederholte reine Beobachtungen allein haben unsere Kenntniß über die günstigen und ungünstigen Wirkungen, welche Nahrungs- und Arzneymittel im gesunden und kranken Körper hervorbringen, möglich gemacht. Warum sollte sich nicht auch der Laie mit diesen begnügen lassen?“ Zu diesem Ende zählt der Vf. nach dem Alphabet vom Apfel bis auf den Zucker die mehr oder minder gewöhnlichen Hausmittel auf, sagt von jedem, in welchen Krankheiten es, in dieser oder jener Form, von Ärzten gerühmt, und nützlich befunden ward, und hängt am Ende noch ein Register von allen den Krankheiten an, gegen welche hier Mittel empfohlen werden. Wir können uns nicht überzeugen, daß man dem Publicum dadurch Nutzen stifte. Alles, was man für das nicht ärztliche Publicum thun kann, ist, daß man die anthropologischen Begriffe, die speciellen Naturgeschichte des Menschen bey demselben aufhelle, daß man die Diätetik und die Gesundheitspflege faßlich darlege, und bey Krankheiten endlich den Laien lehre, was er nicht thun soll, übrigens aber durch zweckmäßige Polizey ihm die ärztliche Hülfe bequem und wohlfeil an die Hand gebe. Ohne dieß sind und bleiben auch die unschädlichsten Mittel in feinen Händen immer nachtheilig, immer gefährlich.

Leipzig, b. Rein: Der wahrscheinlichste Weg, die Rindviehpest auszurotten. Ein Non-Accessit zu den von der russ. kaiserl. ökonomischen Gesellschaft in Petersburg und der ökonomischen Gesellschaft in Leipzig gekrönten Preisschriften, von D. Joh. Erdmann Kek, Furlst. Anhalt-Berenburgischem und Zerbstischem Hofmedicus auch Physic. zu Coswig bey Wittenberg. 1803. 128 S. 8. (8 gr.) Der rühmlich bekannte Vf. beklagt sich in dieser Schrift mit Recht über die langsamen Fortschritte der Thierheilkunde, und geht dann zur Entstehung der Pest über, wo er auf das schlechte Verfahren und über die Sorglosigkeit der Menschen gegen das Vieh aufmerksam macht, und daraus die Entstehung der Rindviehpest herleitet. Er thut auch hier, wie in seinen Beyträgen etc. Vorschläge, durch Sperre und vernünftiges Warten der Thiere die Pest vom Auslande her abzuhalten, und ihre Entstehung im Inlande zu verhüten. Die Schrift verdient von jedem Arzte und Thierarzte gelesen zu werden. Druck und Papier sind gut.

Ohm.

Neue Auflagen schon beurtheilter Bücher.

Leipzig, b. Kummer: Zuruf an die Menschen — insonderheit in Kurlachsen, die Blattern durch die Impfung der Kuhpocken auszurotten. Von D. B. C. Faust. 6te für Kurlachsen umgeänderte Ausgabe. 1805. 1 Bog. Fol. (einzeln das St. 1 gr. 50 St. 1 Rthlr.)



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 OCTOBER, 1805.

## SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) HAMBURG, b. Bachmann u. Gundermann: *Zeichnungen von Menschen, nach Geschichte und Erfahrung*, von Friedrich Rochlitz. Erstes Bändchen. 1794. 272 S. 8.
- 2) LEIPZIG, b. Sommer: *Luftspiele fürs Privattheater*, 1795. VIII u. 168 S. 8.
- 3) Ebendaf.: *Taschenbuch für Liebhaber des Privattheaters*. 1796. 216 S. 8. mit 1 Titelkupfer.
- 4) ГОТНА, b. Perthes: *Blicke in das Gebiet der Künste und der praktischen Philosophie*. 1796. 243 S. 8.
- 5) LEIPZIG, b. Supprian: *Helden des alten Roms und des neuen Frankreichs*. Erster Theil. 1796. 371 S. 8.
- 6) LEIPZIG, b. Jacobäer: *Erfahrungen aus dem Tagebuche eines unbemerkten Mannes gesammelt für Jünglinge und Mädchen aus den feinern Ständen*. 1796. XV u. 368 S. 8. Zweyter Theil. Herausgegeben von Friedrich Rochlitz. 1797. XIV u. 408 S. 8.
- 7) LEIPZIG, b. Supprian: *Meine Freuden und Leiden als Jungfrau und Gattin*. Ein Geschenk an alle meine Schwestern, die die ersten mit mir theilen, die zweyten vermeiden wollen, von Amalie Will. Herausgegeben von Friedrich Rochlitz. 1797. 354 S. 8.
- 8) Ebendaf.: *Meine Freuden und Leiden als Gattin und Mutter. Eine Fortsetzung der Schrift: Meine Freuden und Leiden als Jungfrau und Gattin* von Amalia Will. Herausgegeben von Friedrich Rochlitz. 1798. VIII u. 415 S. — Zweyte Auflage dieser und der zuvorgenannten Schrift. Ebendaf. unter dem Titel: *Amaliens Freuden und Leiden als Jungfrau, Gattin und Mutter* von Fr. Rochlitz. I Th. 1802. VIII u. 403 S. II Th. 417 S. 8.
- 9) ZÜLLICHAU, b. Darnmann: *Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmässigen Lebensklugheit*. In Erzählungen und praktischen Aufsätzen. Herausgegeben von Fr. Rochlitz. I Th. 1798. X u. 338 S. II Th. 1798. VIII u. 354 S. III Th. 1799. VI u. 380 S. IV Th. 1800. VIII u. 341 S. 8.
- 10) Ebendaf.: *Charaktere interessanter Menschen in moralischen Erzählungen dargestellt zur Unterhaltung in einsamen ruhigen Stunden* von Fr. Rochlitz. Erster Theil. 1799. VII u. 468 S. II Th. 1800. 392 S. III u. IV Th. Auch unter dem Titel: *Die Verwandten*. Biographie von Fr. Rochlitz. Erster und zweyter Theil. 1803. J. A. L. Z. 1805. Vierter Band.

- 11) FRANKFURTA. M., b. Hermann d. j.: *Familienleben* von Fr. Rochlitz. I Th. 1801. VII u. 328 S. II Th. 1803. IV u. 372 S. 8.
- 12) ZÜLLICHAU, b. Darnmann: *Es ist die rechte nicht*. Ein Lustspiel in 2 Akten von Fr. Rochlitz. 1803. 99 S. 8.
- 13) Ebendaf.: *Jedem das Seine*. Lustspiel in einem Aufzuge von Fr. Rochlitz. 1803. 60 S. 8. (7 gr.)
- 14) Ebend.: *Das Blumenmädchen*. Operette in Einem Aufzuge von Fr. Rochlitz. 1803. 46 S. 8. (5 gr.)
- 15) Ebend.: *Liebhabeleyen oder die neue Zauberflöte*. Lustspiel in vier Akten von Fr. Rochlitz. 1804. VI u. 163 S. 8.
- 16) Ebend.: *Glycine* von Fr. Rochlitz. Erster Theil. 1805. X u. 341 S. Zweyter Th. IV u. 346 S. 8.

Wenn wir bey der Anzeige der neuesten Schriften eines vielgelesenen, und von einem grossen Theil der Leser geachteten Schriftstellers, einen Blick auf seine früheren Schriften werfen: so glauben wir nicht sowohl dem Tadel, als vielmehr der Zufriedenheit unserer Leser entgegensehen zu dürfen. Es ist nicht allein interessant, zu beobachten, wie sich der Charakter eines Schriftstellers, von seinem ersten Versuche an, bis zu gereiften und rühmenswürdigen Werken entwickelte und befestigte, sondern es giebt diese Beobachtung dem Beurtheiler oft den rechten Standpunkt an, von welchem aus er das Einzelne in der ganzen Reihe von Schriften eines Verfassers zu betrachten und zu beurtheilen habe. Denn so unbezweifelt es ist, dass vollendete Werke der Dichtkunst, sowie die einer jeden andern Kunst, durch sich selbst hinlänglich erklärt werden, und einer Vergleichung mit anderen nicht bedürfen: eben so sicher fodert eine gewisse in unseren Zeiten sehr fleissig bearbeitete Gattung der erzählenden Kunst einen ganz anderen Gesichtspunkt für ihre Beurtheilung, und diese Foderung scheint so tief in der Natur dieser Gattung gegründet, dass selbst der Vf. der angezeigten Schriften seine Vorrede zu No. 16 mit der Bitte an die Kritiker zu schliessen sich bewegen fühlt: Wenn ihr mein Buch zur Hand nehmt, fragt: Was will der Mann? aber nicht wie gewöhnlich: was will ich, dass er wolle? —

Allerdings würde der Kritiker die Kritik gegen sich selbst aufregen, welcher willkührlich seine Zwecke einem Schriftsteller aufdringen, und diesen tadeln wollte, weil er sich andere Zwecke, als der Kritiker vorsetzte. Ist denn aber der Zweck eines Buches, sobald es einmal noch etwas ausser sich selbst

beabsichtigt, nicht eben sowohl der Kritik unterworfen, als die Art, wie der Schriftsteller seinen Zweck zu erreichen sucht, und soll der Kritiker sich beruhigen, wenn er weiß, was der Vf. wollte, ohne weiter zu fragen, ob er auch das Rechte gewollt habe? Für das Rechte wird aber der Kritiker nie etwas halten können, als das, was er selbst wollen muß, daß der Vf. wolle.

Es ist also die Absicht des verständigen Schriftstellers gewiß nicht, mit jenen Worten die Beurtheilung dessen, was er gewollt hat, zurückzuweisen. Verlangt er aber damit, daß der Kritiker sein Buch nicht nach den Regeln einer Gattung beurtheile, in welcher der Vf. zu schreiben nicht Willens war, und, daß die Gattung, in welcher er schrieb, nicht nach gangbaren Vorurtheilen gewürdigt werde: so hat er vollkommen Recht, und eine Kritik, welche seiner gerechten Forderung genug thun soll, muß sich dazu verstehen, die Gattung, zu welcher die Werke des Schriftstellers gehören, zu bestimmen und zu würdigen.

Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände und der Formen ihrer Behandlung, welche das zu Anfang dieser Anzeige befindliche Verzeichniß der Schriften Hn. R's. darbietet, hindert zwar nicht zu erkennen, daß er mit besonderer Vorliebe bey psychologischen Entwicklungen der Leidenschaften, oder auch wohl der Charaktere verweilt, und daß die Absicht, über das rechte Verhalten in verwickelten Situationen des Lebens zu belehren, die Wahl seiner Gegenstände und die Art ihrer Behandlung oft bestimmt; indessen zeigt sie auch, daß das Talent des Vf. nicht ausschließlich sich nur zu dieser Gattung neige. Wir begegnen ihm in dem Gebiet der historischen Kunst, der ästhetischen Kritik und der freyen in sich selbst zufriedenen und abgeschlossenen Dichtung, und wenn uns in jener psychologisirenden Gattung seine Feinheit im Beobachten und seine geübte Sicherheit im Darstellen mancher Fragmente der geheimen Geschichte der Empfindungen und Entschliessungen erfreut, so erfüllen uns seine freyeren Werke nicht weniger mit Wohlgefallen, gesetzt auch, daß wir in manchen noch die Vollkommenheit der äußeren Ausbildung vermissen, vielleicht, weil der Vf., mehr zu seiner Lieblings-Gattung hingezogen, sich weniger für seine anderen Werke interessirte.

Die erste Stelle unter den poetischen Werken des Vf. gebührt ohne Zweifel dem interessanten morgenländischen Märchen: *Parisade* und *Brahman*, oder die *Zwillinge*, nebst dem Prolog dazu: *Khosru*, *Schach von Persien*, mit welchem er sein neuestes Werk: *Glycine*, eröffnet. Khosru, der Schach von Persien hatte sich mit Minora, der jüngsten zweyer Schwestern vermählt. Yanta, die ältere, verbirgt lange ihren Neid über das hohe Glück der Schwester, und sinnt heimlich sie zu verderben. Als Minora's erste Entbindung nahe ist, und der Schach, mit dem ganzen Hofe, den Erben des Throns von ihr erwartet, gelingt es der Schwester, mit Hülfe

einer vertrauten Sklavin, die *Zwillinge*, welche die Fürstin geboren, mit einem jungen Bär zu vertauschen. Der erschütterte Schach fragt den Leibarzt:

Du bist ein vielerfahrener Mann; sag' an:  
Kann die Natur in ihrem sichern Gang —  
ja kann sie boshaft spielend und im Groll  
sich so vergreifen?

und auf dessen Antwort:

. . . Herr! ich bin ein Mensch  
und eng begrenzt ist eines Menschen Wissen:  
doch was von grauer Väter Weisheit ist  
zu uns herabgekommen, was ich selbst  
in langer Reih' erfahrungsreicher Jahre  
gelernt, heisst mich hier das Ungeheure,  
des Gottes Wunderthat mit Staunen sehn —

erkennt er in diesem Wunder eine Strafe der Gottheit, die seiner Gemahlin wegen einer heimlichen Untreue zürnt, und verstößt Minora. Yanta hatte zwar geboten, die Kinder der Sultanin in dem Flusse zu tödten; allein die mitleidige Sklavin überläßt sie in einem bedeckten Korbe den Wellen, welche sie an den Garten Hebed's eines Landmannes tragen. Von diesem werden sie gerettet, und als seine Kinder erzogen. Als sie erwachsen sind, geht Brahman — so heisst der Knabe — aus, um den ewigen Springquell von der Grenze Indiens in den Garten, welchen diese Zwillinge nach Hebed's Tode bauen, zu versetzen, aber er unterliegt den Gefahren, welche mit diesem Unternehmen verbunden sind. Seine Schwester, Parisade, welcher ein Zauberdolch den Untergang ihres geliebten Bruders andeutet, verläßt, um ihn aufzusuchen, ihren Garten, sie erreicht den Wunderquell, durch ihre Liebe zu dem Bruder, welche sie keine Gefahr fürchten läßt, befreit sie einen Genius, der von dem Zauberer Morgan aus Haß und Eifersucht hier angefesselt schmachten mußte, bis Geschwister gefunden würden,

die frey entschlossen, jegliche Beschwerden  
des Lebens dulden, und durch Grabesnacht  
Eins für das Andre gern und freudig wallen.

Zugleich erweckt sie ihren Bruder, versetzt den Wunderquell, und der erlöste Genius begleitet die Geschwister als ein schöner, ihnen dienender Knabe. Bald ist nun Brahman so glücklich, den Schach Khosru von dem Angriff eines wilden gejagten Ebers zu befreien, und der Schach nimmt aus Dankbarkeit beide Geschwister mit sich an seinen Hof. Als sie auf dem Wege zum Pallast bey der Wohnung der verstorbenen Sukanin vorüber ziehn, entdeckt der Genius, welcher die Geschwister begleitet, dem Schach Minora's Unschuld und Yanta's Verbrechen, auch zeigt er ihm in Brahman und Parisade Minora's Kinder. Der gerührte Schach eilt zu der Verstorbenen, und führt sie, als seine Gemahlin, unter Freudenaufrufen des Volks, zu ihren Kindern. Der Genius hat sein Werk vollbracht und schwebt von himmlischen Stimmen gerufen, zu den Wohnungen der Geister auf.

Daß

Dafs der Stoff dieses Märchens, wenigstens nicht ganz von Hn. R's. eigener Erfindung sey, scheint er in der Vorrede durch Luther's Worte: Ich möchte mich der wunderbaren Historien, so ich aus zarter Kindheit herübergenommen, oder auch, wie sie mir vorkommen sind, in meinem Leben, nicht entschlagen, um kein Gold — andeuten zu wollen, auch ist die Ähnlichkeit mit Musäus Nymphenbrunnen und zum Theil mit Tieck's Octavianus nicht wohl zu verkennen. War aber auch der Stoff dem Vf. mehr gegeben, als von ihm selbst erfunden, so ist er doch, nicht allein durch die Wahl, sondern vorzüglich durch die ihm eigene Organisation ein Eigenthum des Vf. geworden, dessen Besitzes er sich mit vollem Rechte erfreuen kann. Da er das Märchen nicht allein dialogiren, sondern, wie es scheint, der theatralischen Vorstellung angemessen bearbeiten wollte — welches Unternehmen sich dadurch, dafs es ihm, wie Gozzi und mehreren gelungen ist, gegen die Meinung einiger Theoretiker rechtfertigt — so war es ein glücklich gedachter und vortrefflich ausgeführter Plan: den Prolog vom eigentlichen Drama zu sondern, und jenen als Vorspiel — nicht blofs als ersten vorbereitenden Act — dem Drama vorzuschicken. Vollendet wird diese Sonderung des Prologs durch die Rede des Schicksals, welche ihn als Epilog vollkommen abschliesst, und so dem Dichter die Freyheit gestattet, die im Vorspiele gebornen Kinder, nun im ersten Act des Drama, als erwachsen auftreten zu lassen. So glücklich dieser Gedanke ist: so schön ist auch seine Ausführung im Prolog, welcher in seiner ersten Hälfte die Entbindung der Königin, die Erwartung des Hofes, des Volkes und des Schachs, und Yanta's Verrätherey in einem prächtigen und erhabenen rührenden, in der zweyten hingegen, die Errettung der Kinder durch ein paar Landleute, in einem lieblichen und freundlich komischen Gemälde darstellt. Mit dem Epilog des Schicksals würde das Ganze in seltener Vollendung als Vorspiel beschloffen seyn, wäre nicht die Ausführung dieses Epilogs in mehr als einer Rücksicht zu sehr hinter der Idee zurückgeblieben.

Weniger gelungen scheint der Plan des Märchens im Drama selbst. Bey aller Vortrefflichkeit des Einzelnen, von welchem in der Folge die Rede seyn wird, fühlt der Leser einen Mangel an Vollendung, Bestimmtheit und Einheit, welchen selbst das zauberische Colorit des Finale nur so lange überstrahlt, als sich der Leser dem Wohlgefallen an dem Einzelnen überlässt. Ein Blick auf den Zusammenhang des Ganzen lässt den Grund jenes Gefühls bald entdecken. Dieses Märchen enthält, wie fast jedes, die Begebenheiten zweyer Welten, der gewöhnlichen, von Naturgesetzen abhängigen, und einer höheren, welche diese Gesetze nicht kennt. Das Ineinandergreifen dieser beiden Welten, und ihre beiderseitige Abhängigkeit von einem Fatum, welches nicht Vernichtung der Freyheit, sondern eine, der sinnlichen Anschauung sich offenbarende moralische Welt-

ordnung ist, bildet den Stoff des Märchens, oder, wenn man überhaupt mit dem Namen Märchen jede Wundergeschichte belegt, der Gattung von Märchen, zu welchen das angezeigte gehört. Der Genius nämlich, welchen der Zauberer an den Springquell fesselte, bis ein Paar liebender Geschwister ihn erlösen, und die Befreyung dieses Genius durch Khosru's Kinder macht die Eine, die Entdeckung von Minora's Unschuld und die Erkennung ihrer Kinder hingegen, die andere Begebenheit aus, deren wechselseitiges Eingreifen in einander dieses Märchen bildet. Soll nun dieses vollkommene Einheit haben, so müssen die Begebenheiten beider Welten, nicht allein neben einander, sondern auch durch einander bestimmt, fortlaufen, und es muss nicht allein die eine Seite durch die andere vermittelt werden, sondern beide müssen gegenseitig sich erregen, und jede muss die Ereignisse der anderen wecken, und ihre Entwicklung herbeyführen. In Hn. R's. Märchen wird nun zwar der Zauber, welcher den Genius gefesselt hält, durch Vermittelung der Begebenheiten in der Naturwelt gelöst, allein die Befreyung Minora's, die Enthüllung ihrer Unschuld, und die Entdeckung des Geheimnisses, welches über der Geburt der Zwillinge liegt, wird nicht auf gleiche Art, durch Vermittelung der Geisterwelt bewirkt. Zwar scheint der Vf. selbst die Nothwendigkeit einer solchen gegenseitigen Vermittelung gefühlt zu haben. Sein Schicksal verkündigt im Epilog:

Glücklicher! wer dich erlöst findet durch dich auch sein Heil!  
So verheißt' ich sie Alle. —

Allein das Märchen erfüllt diesen Schicksalspruch nicht. Der Genius erzählt am Ende zwar dem Schach, wie betrüglich Yanta bey der Geburt der beiden Kinder zu Werke gegangen, und bewegt so Khosru's Herz, dafs er die Verstosene aufnimmt, und die gefundenen Kinder mit freudiger Rührung als die Seinigen erkennt; allein diese, blofs gelegentliche, Erzählung ist eine viel zu lockere Verbindung, ein bloßer Nothbehelf, welcher in der Hauptkatastrophe der Handlung ganz am unrechten Ort steht. Überdies musste Brahman erst, ohne Einwirkung des Genius, dem Schach auf der Jagd das Leben retten, damit der dankbare Gerettete ihn an seinen Hof nehmen, und unterwegs die Geheimnisse seines Hauses, im Vorbeygehen, bey der Wohnung der Verstossenen, vom Genius erfahren konnte. Wäre auch die Lebensrettung nicht ein zu oft gebrauchtes Verbindungsmittel: so knüpft es doch hier die Einwirkung des Genius an einen bloßen Zufall, der noch dazu nicht in seiner Sphäre, an welcher jetzt das Eingreifen ist, entsteht: sondern in der anderen, welche ihre Thätigkeit, soweit sie das Märchen erfordert, schon geendet hat. Dadurch wird der Genius aus seiner nothwendigen Wirklichkeit, in welcher er schon begriffen ist, herausgerissen, und erscheint am Ende nur wie ein Freund in einem Familiengemälde, der die Personen mit einander verständigt, und ihnen über ihre Blindheit die Augen öffnet.

Wan-

Wenden wir uns von der Übersicht des Ganzen zu dem Einzelnen, so entdecken wir Stellen von einer solchen Schönheit, sowohl in der Anlage, als in der Ausführung, daß der Leser mit dem innigsten Wohlgefallen bey ihnen verweilt, und sich ungern davon trennt. Ohne lange nach Belegen suchen zu müssen, nennen wir den Anfang des ersten Aufzugs, wo Parisade bey Sonnenaufgang zu den Blumen in ihrem Garten tritt, ferner, die Scene, in welcher sie an dem Zauberdolch das blutige Zeichen vom Unglück ihres Bruders erblickt, und die Scene, in welcher Zade der verstossenen Sultania das Märchen vom Zauberer Morgan erzählt. So artig indessen in der zuletzt erwähnten Scene dieses Märchen selbst erzählt ist, so dürfte es doch vielleicht anstößig seyn, daß gerade der Hauptpunkt, welcher den Grund aller Begebenheiten dieses Drama, nämlich die Bezauberung des Genius, enthält, nur beyläufig als Märchen erzählt wird, und die Autorität berühmter Märchenerzähler, möchte, wenn diese Verbindungsart des Stoffs einmal der Natur das Drama zuwider wäre, nicht hinlänglich seyn, das Fehlerhafte durch Beyspiel zu rechtfertigen. Daß diesem Märchen zu Folge der alte Zauberer die drollige Inconsequenz begeht, von der einen Seite die Lösung des Banns an Geschwister zu binden, die aus Liebe für einander in das Grab gehn, und gleichwohl auf der anderen Seite, durch Häufung der Gefahren, in dem fast unvermeidlichen Tod des Einen die eine Bedingung der Lösung, und zwar nicht durch einen Irrthum, sondern durch eine Unbedachtsamkeit, herbeyzuführen — denn ohne diese Gefahren wurde die Erlösung eben am schwierigsten — ist vielleicht dem Vf. nur entschlüpft, und greift auch nicht allzutief in das innere Gebäude des Drama ein. Auffallender ist der Umstand, daß der in Drama vorkommende Genius nach Zade's Märchen ursprünglich ein Mensch war. Er spricht selbst in den Abschiedsworten nach seiner Befreyung:

Quellende Silberfluth  
wo ich hinüber schlief  
von dem irdischen Daseyn  
zu der himmlischen Bürgerschaft —

Allein die Verwandlung eines Menschen in einen Genius, der vor dieser Verwandlung mit dem Fluche:

Verwein' an diesem Springquell' deine Jahre,  
denn ohne dich, Verhafster, lebte sie.  
Was Sehnsucht sey, vergebliche — erfahre:  
denn hieher bannet dich Morgans Magie.  
Der Trauerfluth verborgnen Ursprung wahr  
in diesem Felsen, und verlaß ihn nie.  
Wird selbst dein Geist dem Körper sich entwunden,  
soll keine Heimath er, als diese finden —

an den Quell festgebannt war, und sich gleichwohl oft an die himmlischen Geister, als an seine verlassenen Brüder wendet, und von den himmlischen Wohnungen als von einer vormaligen Heimath spricht; — diese ist in sich selbst zu widersprechend, als daß die Phantasie sich dieser Dichtung willig hingeben könnte. Auch ist die heilige Pilgerin Amira ein zu hohes Mittel, die Sehnsucht, einen Quell zu Wassern des Gartens zu haben, ein zu niederes Motiv, wenn nicht die Erlösung eines höheren, der Dämonenwelt verwandten Wesens, dem Springquell

Bedeutung giebt, und die geheimnißvolle Erscheinung Amira's motiviret. Wir würden zu ausführlich werden, wenn wir noch mehr einzelne Schönheiten und Mängel dieses Drama's ausheben wollten; die erwähnten sind hinreichend, einem Urtheil darüber als Beweise zu dienen.

Die Sprache in dem Drama ist mit vieler Einsicht bald prosaisch, bald metrisch behandelt, und die metrischen Stellen sind, wo die Empfindung sich hebt, nicht allein durch Reime, sondern auch hier und da durch antike Formen gehoben. In beiden Versgattungen aber vermischt man nicht allein die feinere Kunst des Versbaues, sondern man stößt sogar auf Nachlässigkeiten, welche von zu großer Geringschätzung der ersten Regeln der metrischen Kunst, und selbst der gewöhnlichsten Forderungen der Prosodie zeugen. Man versuche folgende Verse des Schicksals zu lesen: S. 40

Langsam schreitet mein Fuß über der Sterblichen Wohnplatz —  
Schicksal nennet er mich, Nemesis, nennet mich Weltgeist —  
Spiele, mit meinem Spruch, der ihm das Urtheil doch spricht —  
Blind, wie Menschen, sind sie, sehend seyd Ihr, wie ich —

Doch bleibt schuldlos ihr Herz, bleibt auch ihnen der Sieg —  
Nicht die Tücke der Brust, nach verborgenem Plan —  
Aber einft ungetäuscht des Lebens Bühne verläßt.

Wie leicht war, um nur von dem letzten Pentameter, als dem unlesbarsten, zu sprechen, die Bühne des Lebens in eine Bühne der Welt verwandelt, und so wenigstens die letzte Hälfte des Verses gerettet. Die erste, welche aus zwey Hektern | — — — — — | besteht, bleibt freylich noch unlesbar, ist aber eben so leicht zu verbessern, als die letzte. Z. B. um die ähnlichste Wortstellung zu behalten:

aber von Täuschung frey tritt von der Bühne der Welt.  
Wenn diese Nachlässigkeiten in den modernen Versarten weniger auffallen, so ist es nur, weil die Fehler gegen das Silbenmaß, durch Beobachtung des Accentos leichter zu vermeiden sind; genauer betrachtet aber ermangeln diese ebenfalls der metrischen Schönheiten, und beleidigen durch häufige matte wiederkehrende Wortfüße das an rhythmischen Wohlklang gewöhnte Ohr. Man vergleiche den oben schon angeführten Zauberspruch Morgans:

Verwein' an diesem Springquell' deine Jahre u. s. w.  
Die Leichtigkeit, mit welcher auch diese Hiatus vermieden, die zu oft wiederkehrenden matten Füße mit kräftigern vertauscht, und die rhetorischen Wendungen z. B.

Doch da an Zeit gebunden meine Macht,  
so wirft du frey, wenn einft gefunden werden u. s. w.  
durch poetische ersetzt werden konnten, bewegt den Leser um so mehr zu dem Wunsche, daß der Vf. der metrischen Kede dieselbe Sorgfalt widmen möge, welche er auf die Bildung seiner Prosa gewendet zu haben scheint. Welchen Unterschied wird man gewahr, wenn man die Behandlung der Sprache in seinen ersten jugendlichen Versuchen mit der vergleicht, welche in seinen neuern Schriften sich findet! Was ihm hier gelungen ist, wird ihm im Gebiet der metrischen Kunst, welche der dichterischen Begeisterung noch williger zu Gebot steht, als die Prosa der wissenschaftlichen Untersuchung, nicht unmöglich seyn.

(Der Beschluß folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 O C T O B E R 1 8 0 5 .

## S C H Ö N E K Ü N S T E .

### Beschluß der Beurtheilung der Rochlitzischen Schriften.

Rec. hat es für Pflicht geachtet, diesem Märchen eine ausführliche Anzeige zu widmen, theils, weil es ihm überhaupt eins der vorzüglichsten Werke des Vf. zu seyn scheint, theils, weil es als Repräsentant dessen angesehen werden kann, was Hr. R. zeither im Gebiet der Poesie geleistet hat. Das Zarte, Liebliche, Rührende, gelingt ihm in hohem Grade, das Naive, wo es dem Drolligen sich nähert, wird leicht affectirt und etwas gezwungen; wo es zum Ernstlichen wendet, ist es von ungemeiner Annuth. Das Grofse, Prachtige, gelingt ihm vorzüglich, wo es sich zu dem Rührenden neigt, oder wo es in einzelnen Sentenzen oder Situationen hervortreten kann, weniger gelingt es ihm, wo es erhaben oder gar furchtbar werden will, am wenigsten, wo es aus dem Überblick eines grofsen Ganzen resultiren soll. Daher rühren die Fehler in dem Plane seines Drama; daher die im Vorigen angezeigten Schönheiten und Mängel des ganzen Märchens; daher die Lieblichkeit vieler der einzelnen kleinen Gedichte, welche das erste Bändchen der Glycine zieren, und eben daher die schönen Einzelheiten des Gedichts: Lebenstag des Tonkünstlers, bey völligem Mangel einer durchgreifenden Idee darin.

Weniger bedeutend sind Hn. R's Bemühungen um die Theorie der Kunst, welcher blofs einige seiner früheren Schriften ausschließlicly gewidmet sind, namentlich Nr. 3 und 4. Indessen findet man auch in diesen manche feine und treffende Bemerkung, wenn auch eben nicht tiefe Blicke in das Wesen der Kunst, oder neue originelle Ansichten sie auszeichnen.

Die historischen Gemälde füllen ebenfalls einen nicht allzubedeutenden Platz in der Gallerie von Hn. R's Schriften. *Dumouriez* Leben in Nr. 3, wovon außer dem ersten Bande nichts weiter erschienen ist, zeigt von einer fleissigen Benutzung der damals vorhandenen Quellen, und enthält einen dankenswerthen Beytrag zur früheren Geschichte der französischen Revolution. Weniger gelungen und mehr in das Fach der ehemals so beliebten historischen Halbbromane spielend ist *Koriolan's* Leben, als Gegenstück zu *Dumouriez*, und in Nr. 1. *Brutus* und *Julian der Abtrünnige*, wiewohl beiden letzten der Ruhm einer lebendigen Darstellung der einzelnen Situationen mit Recht gebührt. Vorzügliche Erwähnung aber verdient *Faustina Haffé*, ein Portrait, in dem zweyten Theile der Glycine.

J. A. L. Z. 1805. Vierter Band.

Mehr Vorliebe als für irgend eine Gattung scheint der Vf. für die Erzählung zu haben, welche unter dem Namen der *moralischen Erzählung*, in den letzten Zeiten unserer Literatur so viel Liebhaber und folglich auch Bearbeiter gefunden hat. Es ist oft genug über den Kunstwerth dieser Gattung gesprochen worden, und es wäre überflüssig, das oft gesagte und jedermann bekannte zu wiederholen. Auch könnte der Vf. dann mit Recht uns zurufen: Beurtheilt mich nach dem, was ich wollte, nicht nach dem, was ihr wollt, dafs ich wolle. Wir betrachten diese Gattung also hier als etwas Vorhandenes, an welches wir keine andere Forderung machen, als die, dafs es seinem Zwecke oder der Idee seines Wesens angemessen sey.

Was diese Erzählungen wollen, sprechen sie zum Theil selbst bestimmt aus. Sie wollen seyn: Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmässigen Lebensklugheit, Hülfsmittel zur moralischen und geselligen Kultur, Empfehlungen oder Widerlegungen moralischer Gemein sprüche durch historische Einkleidung, oder auch wohl Winke über manche Gegenstände der Erziehung.

Dafs diese Zwecke an sich sehr gut und löblich seyen, ist wohl unbezweifelt. Ob sie aber überhaupt durch die Gattung der moralischen Erzählungen erreicht werden können, und ob die Erzählungen des Vf. diesen Zwecken angemessen seyen, das ist die Frage, deren Beantwortung zur Beurtheilung dieser Schriften erforderlich ist.

Moralische Erzählungen sollen nicht Beyspiele abgeben, dafs irgend eine Forderung der Moral sich im wirklichen Leben durch Handlungen realisiren lasse. Die früheren Jahrzehende unserer Literatur kannten noch dergleichen Beyspielsammlungen zur Moral; allein die Geradheit, mit welcher sie die Ausübung einer Tugend als ein historisches Faktum erwähnten, ohne sich auf psychologische Zergliederung ihrer Motive einzulassen, entzog sie bald dem Interesse der Leser; die Seltenheit der Gelegenheit zu Ausübung glänzender Tugenden in den gröfsten theils beschränkten Verhältnissen der Lesenden, machte den Beweis ihrer Möglichkeit unnütz, und die Beyspiele fruchtlos; die Richtung des Interesse auf das häusliche Leben endlich, zeigte auch in diesen stilleren Verhältnissen die zuvor wenig geachteten Ansprüche der Moral, welche sich aber ohne Beobachtung des häuslichen Lebens in seinen zar testen Verhältnissen, ohne Kenntnifs der geheimsten Tiefen des menschlichen Geistes und Herzens, ohne Bemerkung der Entwicklung des Menschen in sei-

H

nen

nen geistigen und physischen Vermögen, kaum auffinden, noch weniger Anderen zur Befolgung aufstellen ließen. Wie die Moral der heroischen Zeiten, ehe die Spekulation der Denker sie sonderte, mit der Geschichte des Volks amalgamirt war: so war die Darstellung häuslicher Scenen und des Familienlebens selbst die erste Gestalt, in welcher die Moral für diese stilleren verborgeneren Verhältnisse sich aussprechen konnte. Solche Darstellungen haben allerdings einen hohen Werth, und heißen mit Recht *moralisch*, denn sie stellen die Ansprüche der Moral an den Menschen in der Familie durch die Abbildung eines Ideals des Familienlebens dar, sey es nun, daß der Schriftsteller dieses Ideal in seiner Ruhe selbst bilde, oder durch Darstellung einer Störung dieser Ruhe die Idee eines Familienlebens im Leser wecke. Wie aber jedes Ideal bey seinem Erscheinen gewöhnlich von einer Anzahl Scheinbilder begleitet ist: so fanden sich auch, neben den moralischen Erzählungen, die *moralisirenden* ein, bald in der Meinung, als gewinne die Moral eine lieblichere Gestalt, wenn sie von den Personen einer Erzählung ausgesprochen wird; bald in der Hoffnung, daß eine unbedeutende Erzählung durch das Gewicht der ausgesprochenen Moral Bedeutung gewinnen könne, später auch wohl, um dem Geschmack der Lesewelt zu huldigen, welche, entweder um ihre Lesesucht durch scheinbare moralische Tendenz zu adeln, oder um ihrer kraftlosen Abspannung mit dem Schein empfohlener tugendhafter Entfagung schmeicheln zu können, diese moralisirenden Werke begierig aufnahm. Diese falsche Gattung unterscheidet sich bald von der wahren durch ein bloß auf das Einzelne gehendes Bestreben, bey Vernachlässigung der angekündigten moralischen Tendenz des Ganzen. Oft ist daher die Erzählung höchst unmoralisch, während die auftretenden Personen nicht aufhören zu moralisiren; oft geht die Moral, auf welche es abgesehen ist, nicht aus der Erzählung selbst hervor, indem diese, ihres eigenen Interesse wegen, sich von dem moralischen Zweck verirrt; am häufigsten aber mangelt solchen Erzählungen die Anwendbarkeit auf das Leben, und da sie gewöhnlich im Vertrauen auf die Würde ihres Inhaltes die Anmuth der Form vernachlässigen, so bleibt ihnen wenig und oft nichts, was ihr Daseyn überhaupt entschuldigen könnte.

Viele von Hn. R's kleinern Erzählungen, z. B. in Nr. 6 die letzte des ersten Theils, die Ehescheidung, verdienen mit vollkommenem Rechte den Namen moralischer Erzählungen; doch ist nicht zu leugnen, daß auch einige, besonders die, welche der Vf. durch reichere Komposition auszuzeichnen bemüht war, mehr im Einzelnen von Moral sprechen, und die Tugend empfehlen lassen, als sie im Ganzen und durch sich selbst befördern. So z. B. enthält Nr. 7, Amalie Will, einen Schatz von treffenden Bemerkungen über das Verhalten der Ehegatten gegen einander und gegen ihre Kinder, über die Wahl eines Gatten und über ähnliche Gegenstände; allein die Erzählung selbst steht damit in keiner an-

deren Verbindung, als daß sie die Gelegenheit herbeiführt, bey welcher die Personen über solche Verhältnisse sprechen können. Sogar widerspricht wohl die Erzählung der ausgesprochenen Moral. Es wird z. B. in ersten Theile, bey Veranlassung der Liebe Albert's zu Amalien mehrmals behauptet, Menschen wie dieser Albert, — von einem verfeinerten, sehr reizbaren Empfindungsvermögen — seyen selbst unglücklich, und ziehen den in ihren Zustand nach, der sich mit ihnen in sehr genaue Verbindung einläßt, sey es als Freundin, als Geliebte, oder gar als Gattin. Im zweyten Theile finden wir diesen Albert allerdings in sehr unglücklichen häuslichen Verhältnissen; aber diese entstehen in der Erzählung keinesweges aus dieser Eigenheit seines Empfindungsvermögens, sondern aus einer ganz fremdartigen Ursache, nämlich aus dem verkehrten Sinn seiner Gattin, während er selbst in seinem Verhalten gegen diese Gattin, jenen von ihm ausgesprochenen Satz widerlegt. Auch die Erzählung: die Opfer, im zweyten Theil der Glycine, welche den Satz: Wüstlinge werden oft die besten Ehemänner, zu widerlegen bestimmt ist, erfüllt ihren Zweck nur in den Worten der handelnden Personen, nicht in ihren Schicksalen und ihren Handlungen.

Wir würden aber die Grenzen dieser Anzeige überschreiten müssen, wenn wir alles Gelungene in den Schriften unseres Vf. ausheben, oder die Bemerkungen, welche sich hier und da gegen seine Ansichten machen lassen, ausführlich aus einander setzen wollten. Was Rec. in dem Vorigen als Charakter der Poesie des Hn. R. angezeigt hat, scheint von seinen sämtlichen Schriften zu gelten, und fast jede Erzählung und jedes Gedicht in den beiden Theilen der Glycine bestätigt dieses. Daß von dieser interessantesten Sammlung noch ein dritter Theil zu erwarten ist, wird jedem Freund von Hn. R's. Schriften willkommen seyn.

D. c. A.

- 1) WIEN, b. Weigl: *Ausgewählte Stücke aus dem Singspiel, zwey Posen von Tarchi*. Für das Fortepiano. (Querfol. gestochen 18½ Bog. 5 Guld.)
- 2) Ebendaf.: *Ausgewählte Stücke aus dem Singspiel Aline, Königin von Golkonda*, von Berton. Für das Fortepiano. (13 Bog. 3 Guld. 30 kr.)
- 3) Ebendaf.: *Ausgewählte Stücke aus dem Singspiel Raul der Blaubart*, von Gretry und Fischer, für das Fortepiano. (10½ Bog. 3 Guld. 30 kr.)
- 4) Ebendaf.: *Auswahl der beliebtesten Stücke aus dem Singspiel Marie*, von Mantalban, für das Fortepiano von Hn. Kapellm. Pet. Winter. (20 Bog. 5 Guld. 30 kr.)

So wie die gezeichnete Kopie niemals ein Gemälde, dessen Lebendigkeit in seiner ganzen Farbenharmonie besteht, erreichen oder wiedergeben kann: so vermag auch nie der dürftige Auszug für das Clavier ein harmonisches Kunstwerk in seinem vollen, mannichfaltigen Colorit darzustellen. Hieraus ergibt sich, daß jede grobe und ächte Instrumental-

und



und Gefangs-Musik in einem solchen *Extracte* nothwendig leiden muß. Es können daher solche Auszüge entweder nur bey ergänzender Einbildungskraft für das oft gehörte und bekanntere eine schwache Erinnerung erwecken, oder zur — immer sehr precären Übung der Clavierpielenden, oder endlich zur Nachhülfe bey dem Einstudiren der Opernsänger gebraucht werden. Aber nicht einmal das einzelne Stück kann in seinem vollen Geiste erscheinen, wenn es in engem Zusammenhange mit dem Ganzen, und — wie doch *seyn soll* — in nothwendiger Verbindung mit der Handlung steht, auch weil besonders in den neueren Opern, selbst in den *Arien*, oft mehr speciellere Handlung als lyrischer Ausdruck herrscht; — so daß man nicht selten, den Wahnsinnigen nicht unähnlich, die schlechten Worte nicht einmal versteht, die man im Munde führen, ja sogar *absingen muß*. Belege genug geben die folgenden Auszüge. Sonach könnten eigentlich nur die für sich bestehenden Lieder und Arien, seltener Duetten, — deren Art und Verhältniß in der ganzen Oper bekannt ist, oder sich selbst ausspricht, und die auch bey dem Clavier leicht und ohne unnatürlichen Zwang des Instruments auszuführen sind, in Auszüge gefaßt werden, wenn sie ganz das Erforderniß eines Clavierstücks erfüllen sollten. Nur aus diesem Gesichtspunkte können wir die erwähnten Clavierauszüge beurtheilen, und hoffen Dank zu verdienen, wenn wir die besten Stücke, die als Clavierstücke mit Gesang begleitet, aus irgend einer der angegebenen Rücksichten, für sich betrachtet werden können, auszeichnen, um so mehr, da von diesen folgenden Clavierauszügen auch die einzelnen Nummern für sich verkauft werden.

In diesen Auszügen nämlich finden wir meistens keine Auswahl der Stücke nach einem Zwecke, wie der Titel wohl anzeigen sollte; — im Gegentheil viele abgebrochene und herausgerissene Sätze, Duetten, Terzetten, Quartetten, ja Finale's und Chöre, worunter allerdings viele, an sich schöne Stücke sich befinden, die aber höchstens Opernlängern zu dem genannten Zwecke dienen können, da auch die Clavierbegleitung zuweilen sehr dürftig ist, und nicht selten nur die 1. Violine und Bass ausgezogen sind, was noch mehr auffällt bey dem neueren schwerern Stile der französischen Schule. Siehe vorzüglich Nr. 2.

I. Die Vaudeville Nr. 8 von Tarchi ist ganz als Lied zu betrachten, wie auch die Ariette Nr. 10 von Jos. Weigel: Sanft schwanden etc. und wir empfehlen sie allen Liebhabern des Liedergesanges.

Aus Nr. II. heben wir aus, mit Uebergehung der bizarren Ouvertüre, das Liedchen Nr. 3, Marsch Nr. 5, Pastorale Nr. 6, (das Duett von Vogel Nr. 7 hat zu viel gemeine Stellen und einen äußerst profaischen Text), Nr. 8, Pantomime von Umlauf, und 9 die kleine Arie von Berton, Nr. 10, Arie von Jos. Weigel, zuletzt 13, Marsch von Umlauf.

Aus Nr. III. verdient angeführt zu werden: die interessante Ouvertüre von Fischer, ob sie gleich etwas zu lang ist, Nr. 2 der Marsch von Grétry, dann die kleine Arie Nr. 5 „nichts von Klage“ (die Arie

des Blaubart Nr. 8, und das Terzett Nr. 9 ist weniger zu dem Klaviere geeignet,) zuletzt Nr. 10, die „Musik zu dem Gefecht,“ von Fischer.

Die Ouvertüre von Nr. IV. verliert gar zu viel im Auszuge, eben so das sehr schöne Terzett Nr. 4, und das Quartett Nr. 7. Wir zeichnen den obgleich weniger charakterischen Marsch Nr. 2, die Arie Nr. 6, das Duett Nr. 8 aus. Die Arie des *Montalban* Nr. 10 mit bloßer Bassbegleitung, die Arie mit Chor Nr. 11, die Terzetten Nr. 12 und 13, das Chor Nr. 15, und der kleine vierstimmige Gesang, ohne Klavierbegleitung, sind theils zu sehr aus dem Ganzen gerissen, theils bey dem Klavier von keinem Effect.

Wie weit es aber mit jener unseligen Wuth, von allem Klavierauszüge zu liefern, gekommen sey, läßt sich am deutlichsten an den neueren Opern französischer Componisten bemerken, die dem Kenner nur durch die erste Anhörung bekannt seyn dürfen, um einzusehen, daß, je sonderbarer dieser Stil selbst ist, in welchem der *eigenthümliche*, doch nicht selten in Künsteley und Bizarrie ausschweifende *Cherubini* so viele Copien gefunden hat, je mehr in ihm gar oft, Rec. möchte sagen, die Melodie durch unharmonische Harmonie überwogen und erstickt wird, oder abgerissen ist, desto mehr diese Auszüge wahre *Excerpts* seyn müssen. Wir brauchen zum Belege dieses Urtheils nur folgende Clavierauszüge zu empfehlen, denn zum eigentlichen Klavierspiel sind sie fast eben so wenig, als umgekehrt ein Gesang für Klavier dem ganzen Orchester geeignet seyn kann. Der öftere Gebrauch des vollsten Orchesters, der jedoch nicht selten einem nichtsagenden aber überlauten Lärm dient, das lebendige, nuancirende Spiel der Instrumente sowohl (vgl. besonders Lodoiska), als die oft bis zum Ekel getriebene Wiederholung gewisser schwerfälliger und abrupter Figuren, die man eher suchen muß als finden kann, die seltene Mannichfaltigkeit des oft sehr charakteristischen Instrumentengebrauchs, aber auch das zuweilen sehr contrastirende Versterben in *piano*, und das Austönen der Instrumente, das Pochen, Stampfen, Zerren, Rollen derselben, läßt sich theils auf dem Klavier oder Fortepiano gar nicht wiedergeben, theils nimmt es sich bey dem Klaviere so dürftig aus, daß man unwillkürlich an das: „*parturiunt montes*,“ erinnert wird, und so weder das Schöne noch das Schlechtere des Stils auf dem Klaviere hören mag. Dennochgeachtet müssen wir gestehen, daß wenn es doch einmal solche nothwendige (?) Übel giebt, uns vor allen der folgende Clavierauszug gefallen hat:

5) LEIPZIG, b. Hofmeister u. Kühnel: *Lodoiska, eine heroische Oper in III Acten*, von Cherubini. Vollständiger Clavierauszug. 1 Abtheilung. (gestochen 21 Bog. Querfol. 3 Rthlr.)

Er empfiehlt sich bey aller Masse von Noten, welche auszuziehen war, dennoch durch seine ganze Ökonomie, durch mögliche Leichtigkeit und Genauigkeit, mehr als die folgenden. Man vgl. z. B. das so meisterhafte Finale des ersten Acts. Aber immer bleibt

uns *Lodoiska* bey dem Klaviere zu singen, eine von den Hyperbeln, die nur durch ihre häufige Anwendung ihr Auffallendes verlieren können.

Der uns vorliegende erste Act ist meistens correct und schön gestochen.

6) WIEN, b. Weigl: *Elisa, oder die Reise nach dem Bernhardsberge, eine Oper in zwey Aufzügen*, nach dem Französischen von Treitschke. Musik von Cherubini. Klavierauszug. (gestochen 20 Bog. Querfol. 4 Guld.)

7) Ebendasselbst: *Der portugiesische Gasthof, ein komisches Singspiel in einem Aufzuge* nach dem Französischen von Treitschke. Musik von Cherubini. Klavierauszug. Achte Originalausgabe. 26 Bog. (6 Guld.)

8) Ebendasselbst: *Helene. Ein Singspiel in drey Aufzügen*. Nach dem Französischen von Treitschke. Musik von Méhul. Klavierauszug. 29 Bog. (6 Guld.)

Die stürmende Ouverture von Nr. 6 ist für das Klavier unspielbar, vgl. S. 3. Es folgt ein 21 Seiten langer Chor und mehrere Arien. Wir können nach dem

angegebenen Zwecke hier nur etwa die Romanze Nr. 5, und das Schlusfrondo des ersten Acts ausheben, denn soweit geht der vor uns liegende Auszug.

Die Ouverture von Nr. 7 nimmt sich auf dem Klaviere nur holperig aus. Eher dürfen wir auszeichnen die komische Arie Nr. 3, die Arie Nr. 6: „nach dir“ etc., und die leichte Arie Nr. 7, und zum Schluss die *Vaudeville* Nr. 10.

Die Ouverture von Nr. 8 zeigt die Manier in ihrer ganzen Blöße. Stellen, wie S. 3, die leyernd wiederholt werden, sollten doch die Lust am Ausziehen benehmen. Die nur zu oft repetirte Romanze Nr. 4 erinnert sehr an einige von *Cherubini*. Nr. 6 ist spielbar. Das übrige sind Chöre, Quartetten und Terzetten.

Die untergelegten Texte sind oft gegen Declamation, und wie gewöhnlich sehr prosaisch, oft unter der Kritik. Der Stich der Auszüge dieser Officin ist grob und unreinlich, das Papier sehr stark, aber schmutzlg und oft von verschiedener Farbe.

M.....s.

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Stuttgart, im Mag. für Literatur: *Originalitäten. Eine Sammlung kleiner Geschichten, Erzählungen und Anekdoten*, von E. Bonafont. Erste Lieferung. 1804. 192 S. 8. *Nosceitur ex Socio, qui non cognoscitur ex se*. S. 145 erzählt Hr. B. „zu N\*\*\* hielt einer meiner Freunde die sogenannte Fleischerbank — für das Rathhaus, weil oben darauf ein Ochs in Stein ausgehauen zu sehen ist.“ Hr. B. hält oft Albernheiten für Witz, Plumpheiten für Eleganz, und sich selbst für ein Originalgenie, weil er Originalitäten geschrieben hat. Da aber Hr. B. von sich sagt S. 144: „Wer mich beißen will, der kommt nicht mit heiler Haut davon“: so bitter Rec., um auf heiler Haut schlafen zu können, Hn. B., dieß Urtheil für keinen Biss, sondern für ein Pflaster auf einen Biss zu nehmen; das ihn von seiner Schriftstellerwuth heilen, und den zweyten Ausbruch derselben zurückhalten soll. Übrigens hätte sich zur Titelvignette eher eine Ente, die bekanntlich alles durch einander frisst, als eine ekle Ziege geschickt.

12 + 37.

Hamburg u. Mainz, b. Vollmer: *Brunchilde oder die Gefahren der Schönheit. Eine interessante Geschichte aus dem siebenten Jahrhundert*. 1804. 374 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.) Angehängt ist noch v. 2 S. 365 an eine kleine Erzählung: *Leontares und Helena, bey der Einnahme von Konstantinopel durch die osmanischen Turken*. Gleich bekannt mit der äußern Wahrheit als der innern Wahrscheinlichkeit, hat der Vf. einen artigen Beytrag in das Magazin der Lesewelt gegeben. Der Fleiß, den er auf das Studium der Begebenheiten verwandt hat, ist nicht zu verkennen, und die Details, die sein Werk sind, sind mit guter Kenntniß jener Zeiten ausgeführt; doch glaubt Rec., daß einige derselben, ohne dem Ganzen zu schaden, wohl hätten wegleiben können.

— a —

Passau, b. Ambrosi: *Versuch der Bardenwege*. Von Joseph Lang, Professor zu Passau. 1803. 180 S. 8. (10 gr.). Hr. L. widmet diese Auswahl seiner poetischen Versuche, die hier durch die öfters angebrachte Feile (seine eignen Worte) beynahe ganz umgearbeitet sind, der studierenden Jugend. Hätte er doch hinzugesetzt, was sie damit anfangen solle! Viel poetische Kunst wenigstens wird sie nicht daraus lernen: denn Hr. L. kann weder dichten, noch Verse machen. Der Teich, den er S. 51 folgendermaßen anruft

„Stiller Teich, von Rasensitzen  
Und von Laub umringt!  
Sey dem Barden gut,  
Wenn er an dir ruht,  
Mache, daß ihm ohne Schwitzen  
Da sein Lied gelingt.“

scheint sein Gebet wirklich erhört, und seine ganze Flut über seine Poetereyen ergossen zu haben.

NTTZ.

Altenburg, b. Schnuphase: *Kants Todtenfeyer*, von Friedrich August Christian Mörlin, Prof. am Friedr. Gymn. zu Altenburg. 1804. 44 S. 4. (21 gr.). „Werdomer ladet seine Freunde und Freundinnen zu einer dichterischen Gedächtnisfeyer des verewigten Kant ein. Bey dieser Gedächtnisfeyer tönen die Hymnen, die diese kleine Schrift enthält, in welcher der Vf. den Versuch gemacht hat, dem Andenken des Weisen einen einfachen Blütenkranz zu weihen.“ Durch die Anmerkung zu Ullins Mythos S. 43 hat sich Hr. M. sein eigenes Urtheil gesprochen. Wer von sich sagen kann, daß er versucht habe, fremde Ideen (hier sind es Kantische Ideen der reinen Vernunft, der praktischen Vernunft und der Urtheilskraft) in das Gewand der Dichtkunst zu hüllen, begiebt sich aller Ansprüche auf den Namen und die Würde eines Poeten, und wird aufs gelindeste ausgesprochen, ein — Versificateur.

\*

1) Berlin, b. Matzdorf: *Abwechselungen*. Ernsthaft, komisch, ruhend, sinnreich, nützlich. Ein Ersatz für Romane. Mit einem Titelkupfer. 1805. 234 S. 8. (1 Rthlr.).

2) Leipzig, b. Köhler: *Lächerlichkeiten durch Mißverständnisse in einer Reihe angenehmer, unterhaltender und wahrer Anekdoten*. 1805. 132 S. 8. (12 gr.).

Der Zusammenstoppler von Nr. 1 hat das vor dem Zusammenstoppler von Nr. 2 voraus, daß es ihm leichter ward, als seinem Bruder, sein Versprechen zu halten: *Abwechselungen* sind eher zusammen gefunden, als *Lächerlichkeiten*; beide aber haben mit einander den Mangel an Geschmack und Überlegung gemein.

12 + 37.

Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Gardinen - Predigten von Ihm und Ihr, als Pendant zum Unterröckchen*, vom Verfasser derselben. Ohne Jahrzahl. 32 S. 8. (3 gr.). Ein paar Mißverständnisse haben zu diesen Gardinen - Predigten, die schon das Verdienst der Kürze haben, die Veranlassung gegeben. Der Vortrag derselben ist gut gehalten, und ihre Auflösung geschieht am Ende rasch und mit vieler Leichtigkeit.

z. o.

Dresden, b. Arnold: *Schiefers Zeichenbuch für geübtere Anfänger im Landschaftzeichnen*. 1805. Mit 6 colorirten und eben so vielen schwarzen Kupfern. 4. (2 Rthlr. 8 gr.). Manierirte Landschaftchen, wie auf Porcellan - Teller und Tassen gemalt werden, der Erfindung nach ohne Werth, der Zeichnung nach ohne Charakter, aber reinlich gearbeitet, und mit bunten muntern Farben in die Augen fallend, illuminirt. Für Anfänger, die gute Fähigkeiten verrathen, halten wir also dieses Zeichenbuch nicht zweckmäßig.

— y — H.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 O C T O B E R, 1805.

## PHILOSOPHIE.

J E N A, b. Stahl: *Aufsätze philosophischen und theologischen Inhalts*, von C. C. E. Schmid, ord. Prof. d. Theol. und Phil. zu Jena. Erster Band. 1802. 248 S. 8. (18 gr.)

Der grössere Theil der in diesem Bande enthaltenen Aufsätze ist dem philosophischen Publicum schon bekannt, und zur Zeit der ersten Erscheinung mit verdientem Beyfall aufgenommen worden. Die 4 ersten nämlich: *Einige Reflexionen über Philosophie, Philosophiren und Philosophen. — Philosophische Betrachtungen über moralische Welt, Gottheit und Unsterblichkeit. — Die Idee der Gottheit zu den Grundtrieben der Menschheit. — Grundzüge zu einer Geschichte der Theologie* — standen schon im *philosophischen Journal für Moralität, Religion und Menschenwohl*, das der Vf. zuerst gemeinschaftlich mit Snell in Gießen bey Heyer im Jahr 1793, und im folgenden Jahre allein in Jena in der akademischen Buchhandlung herausgab, und der 5te über 3 *Grundfehler der Erziehung* ist aus der Vorrede zu Schwarz (jetzt Prof. in Heidelberg) *Grundriss einer Theorie der Mädchenerziehung* hier wieder abgedruckt. Sie verdienen sämmtlich dem Schicksal der Vergessenheit, das die in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze gewöhnlich trifft, entrißen zu werden, und wir billigen es daher sehr, daß der Vf. sie in diese Sammlung aufgenommen hat. Man hört darin überall den liberalen bescheidenen Denker, der die goldenen Worte des zweyten Aufsatzes S. 42: „Nur das, woran der Menschheit Würde, des Geistes Zierde, des Herzens seliger Friede geknüpft ist, nur das lassen Sie uns suchen, mit Leidenschaftlosem, bescheidenem, uneigennützigem Sinne suchen, und — wir werdens finden“ zum Wahlspruch seines Philosophirens gemacht hat. Die beiden folgenden neu hinzugekommenen Aufsätze: — *Einige Gedanken aus und über Anesidemus. — Ausführliche Kritik des Buches: die Bestimmung des Menschen dargestellt von Joh. Gottl. Fichte* athmen denselben Geist, den der Vf. auch in seiner Polemik nicht verleugnet. Der erste enthält aufser einigen gegründeten Erinnerungen gegen die Classification der Philosophen in decidirende und protestirende, die der Vf. des Anesidemus macht, eine treffende Kritik seines Begriffs des Skepticismus und der skeptischen Philosophie. *Das Wesen der skeptischen Philosophie* soll nämlich *in nichts anderem als in der der menschlichen Vernunft eigenthümlichsten* J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

*Handlungsweise* und der *Skepticismus* in der Behauptung bestehen, daß in der Philosophie *weder über das Daseyn und Nichtseyn der Dinge an sich und ihrer Eigenschaften, noch auch über die Grenzen der menschlichen Erkenntnißkräfte etwas nach unbestreitbaren und allgemein gültigen Grundsätzen ausgemacht worden sey*. Diese letztere Erklärung, die der Vf. des Anesidemus ohne allen Beweis aufstellt, hat, wie Hr. Schm. richtig bemerkt, den logischen Fehler, daß sie zwey ganz heterogene Merkmale mit einander verbindet, ohne sie in einen allgemeinen Begriff zusammenzufassen, und erscheint vollends willkürlich und unbegründet, wenn man sie mit der erstern verbindet „das Wesen der skeptischen Philosophie, d. i. die Behauptung, daß über — bisher noch nichts ausgemacht sey, besteht in der der menschlichen Vernunft eigenthümlichsten Handlungsweise. „So konnte also, setzt Hr. Schm. treffend hinzu, die menschliche Vernunft ihre eigenthümlichste Handlungsweise einmahl verlieren!“ — In der ausführlichen Kritik der Fichteschen Bestimmung des Menschen läßt der Kritiker dem schriftstellerischen Talent und der Wahrheitsliebe des Vf. volle Gerechtigkeit widerfahren, und verletzt überhaupt nirgends gegen ihn die Achtung, die Schriftsteller, denen es um die gute Sache der Wissenschaft gilt, auch bey der größten Verschiedenheit ihrer Meinungen einander schuldig sind. Rec. übergeht die Erinnerungen gegen den ersten Abschnitt des Buchs, und begnügt sich bloß einige Haupteinwürfe anzuführen, die gegen den dem Vf. desselben eigenthümlichen Idealismus gerichtet sind. Diese concentriren sich in die Frage: Ist die objective Welt durch mich als selbstthätiges Princip nicht nur *bedingt* sondern auch *bestimmt*? Fichte mache den Übergang vom Bedingtseyn zum Bestimmteyn der objectiven Welt durch die Thätigkeit des Geistes durch einen Sprung. Denn das letztere werde von ihm ohne Beweis durch einen bloßen Machtpruch behauptet. Da nämlich nach seiner Philosophie die objective Welt nichts anders als die Vorstellung des Geistes von sich selbst sey: so setze sie eine nicht ~~nur~~ bildende, sondern auch *schaffende* Thätigkeit des Geistes voraus, aus welcher Form und Materie aller Dinge in einem und demselben Act hervorgehen. Diese Voraussetzung habe er aber weder *aus sich selbst erwiesen* — denn um einen solchen Beweis zu führen, müßten wir von dem Begriff des Subjects dieser Thätigkeit (des Ich) weit mehr wissen, als — daß er so leer ist, — noch auch als *Hypothese* durch die Wahrheit ihrer Folgerungen ge-

gerechtfertigt. „Die Hypothese, sagt Hr. Schm. S. 184. welche durch eine absolute Thätigkeit das Universum entstehen läßt, scheint sich für den ersten Anblick durch ihre höchste Simplicität zu empfehlen. Die Voraussetzung ist aber in der That nicht so einfach, als sie zu seyn scheint. Denn jene Eine Thätigkeit wird in unzählige Thätigkeiten, jene Eine Grundkraft in eine unendliche Mannichfaltigkeit von Kräften — Modificationen — zerlegt, um die unermessliche Verschiedenheit der Objecte begreiflich zu machen. Eine solche Erklärung ist gerade so einfach, als wenn man für die Wärme eine wärmende, für die Kälte eine kältende, für den Schmerz eine schmerz-machende, für das Aufhören desselben eine schmerzstillende etc. Kraft annehmen wollte. Ferner wie jene Eine Kraft wirke, wie aus ihr eine so unendliche Mannichfaltigkeit von besonderen Activitäten hervorgehe, und wie sie dadurch der Realgrund aller jener Producte, der vorhandenen Dinge und ihres Inbegriffs, der ganzen objectiven Welt, werde — dieses *Wie?* wird nirgends bestimmt angegeben, und kann auch nicht näher bestimmt werden. Bey einer Hypothese ist es aber nicht genug, daß man die Mannichfaltigkeit aus der Einheit durch einen Macht-spruch hervorgehen lasse, sondern man muß auch zeigen, *daß* und *wie* das Viele aus dem Einen entspringe, und nach nothwendigen Gesetzen folge.“ Der speculative Werth dieses Idealismus ergibt sich nun daraus von selbst, aber auch in praktischer Absicht sey der Gewinn, daß durch ihn die Freyheit gerettet werde, bloß scheinbar. Denn die objective Welt wird nach ihm nicht durch eine freye und bewußte, sondern durch eine nothwendige und bewußtseynlose Thätigkeit des Ich bestimmt. Nun ist es aber vollkommen einerley, ob mich als freyes Wesen eine objective Welt an sich selbst beschränkt, oder ob dies durch eine Welt geschieht, die das Ich durch eine unfreye und nothwendige Handlung producirt hat — die Schwierigkeit ist nicht gehoben, sondern nur von einer Stelle auf eine andere weiter fortgeschoben worden.

Was nun das Glaubenssystem betrifft, das Fichte im 3ten Abschn. seines Buchs aufstellt: so zeigt der Vf., daß dasselbe, inwiefern es durch das vorhergehende System des Wissens bestimmt sey, nicht nur als willkürlich erscheine, — denn es hänge mit dem Princip des Glaubens, dem sittlichen Bewußtseyn nicht nothwendigerweise zusammen — sondern demselben sogar widerspreche: „Ich weiß (nach diesem System), daß die ganze Sinnenwelt, die Menschen außer mir, ja ich selbst als freyes und selbstständig handelndes Wesen lediglich Erzeugnisse meiner eigenen vorstellenden Thätigkeit und durchaus nichts selbstständiges und reales sind, und gleichwohl soll ich *glauben*, daß ich in der Sinnenwelt handle, daß ich frey handle, und daß es außer mir Menschen, andere freye und selbstständige Wesen gebe. Es wird mir ein Handeln und Glauben zugemuthet, welches meinem Wissen widerspricht.“ Aber auch unabhängig von diesem System des Wis-

sens sey dieser Glaube in sich selbst widersprechend. „Seine oberste Bedingung ist Freyheit und Selbstständigkeit; sein Resultat — absolute Abhängigkeit des Seyns von Gott, oder absolutes Seyn in Gott, oder absolute Beschränktheit durch Gott.“ Doch dies sey genug, um auf die ausführliche Kritik unseres Vf. aufmerksam zu machen. Eine wohlgerathene Übersetzung eines Stückes aus *Baco sermones fideles: Über Aufstand und bürgerliche Unruhen*, das weise Rathschläge und Warnungen für jede Machthaber enthält, beschließt diesen Band, dessen baldiger Fortsetzung der Rec. mit Verlangen entgegen-sieht. L-r.

LEIPZIG, b. Steinacker: *Pestalozzi's Menschenlehre, aus seinen Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts gezogen, und mit untermischten kritischen Anmerkungen katechetisch-dialogisch bearbeitet von M. C. G. Hempel, 1803. XII und 134 S. 8. (12 gr.)*

Es ist kein leichtes Geschäft, einen Schriftsteller wie Pestalozzi zu kritisiren. Bringt man zu dieser Kritik bloß den logischen Maßstab mit, so kann es nicht fehlen, daß der Beurtheiler, der nach deutlichen und bestimmten Begriffen fragt, und statt deren meist nur Gleichnisse, Metaphern, Bilder findet, sich durchaus unbefriedigt fühlt, und in diesem Gefühl gegen den Schriftsteller nun wirklich ungerecht wird. Dies letztere ist, wie es uns scheint, auch unserem Vf. begegnet, und es ist daher kein Wunder, wenn er in dem ganzen genialischen Buche des wackeren Schweizers am Ende nichts als Widersprüche, Nonsens und Galimathias findet. Denn daß dies mit wenig Worten das Resultat der vom Vf. angestellten Prüfung sey, wird er selbst nicht ableugnen. Aber eben dieses Resultat hätte unseres Bedünkens den unstreitig scharfsinnigen, und wie wir nicht zweifeln, auch gutdenkenden Vf. aufmerksam machen sollen, sich selbst zu fragen, ob er auch wohl den Gesichtspunkt, aus welchem ein Schriftsteller, wie Pestalozzi, nur allein gerecht beurtheilt werden könne, richtig gefaßt habe. Merkwürdig scheint uns in dieser Hinsicht die Äußerung des Vf. am Schluß seines Buches: „F. Wir wollen uns hier trennen und von einander Abschied nehmen. Es ist ohnedem unnütz, mit einem Blatte über Wahrheiten zu streiten, der selbst nicht weiß, was er dafür ausgeben soll. — Wir meinten es übrigens hoffentlich beide gut. A. Ja! und wir irrten beide.“ — Daß Pestalozzi es mit seinen Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts gut meinte, dafür bürgt uns das Edle und Uneigennütze in seinem ganzen Streben; daß er aber den Menschen darin nur einseitig betrachtet und, insofern geirrt habe, gesteht er selbst in seinem Buche: *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt*, mit eben der unbefangenen Offenherzigkeit, womit er sich dort überhaupt charakterisirt. Daß auch unser Vf. es gut meinte, wollen wir ihm gerne

ne glauben, und dabey noch, wie billig, einräumen, daß er bey seiner Kritik viel Scharffinn und dialektische Kunst bewiesen habe; allein wir hoffen eben darum, weil wir jenes glauben, daß er, wo nicht jetzt, doch künftig dem braven *Pestalozzi* die Sünde, die er dadurch an ihm begangen, wieder abbitten werde. Denn daß er sich durch diese Kritik wirklich an ihm veründiget habe, davon wird er sich in dem Augenblick überzeugen, wo er zu der Einsicht gelangt, daß es einseitig und ungerecht sey, die Schrift eines Mannes, der mit einer schaffenden energischen Phantasie, die über seine übrigen Seelenkräfte entschieden prädominirt, einen glühenden ihn selbst verzehrenden Eifer für Menschenwohl verbindet, mit eben dem Maßstab, wie die Schrift eines kalten speculativen Denkers, messen zu wollen. Der erstere muß, wo es auf Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, auf subtile Zergliederung und Auflösung des verworrenen Mannichfaltigen in seine Bestandtheile ankommt, in Vergleichung mit dem letzteren nothwendig verlieren; allein dagegen wird er uns auch da oft durch kräftig versinnlichende Darstellung, durch anschauliche Wahrheit seiner Gemälde ergreifen, wo dieser uns durch kalte und trockene Demonstrationen ermüdet. Würde nun wohl der Kritiker das *sum cuique* beobachten, wenn er bey dem ersten überall nur auf den Mangel an logischer Bestimmtheit und Schärfe hinweisen wollte, ohne zu bemerken, wie reichlich derselbe auf der anderen Seite diesen Mangel vergütet? Wollte Jemand das in jeder Hinsicht undankbare Geschäft übernehmen und mehrere Schriften unseres verstorbenen *Herder*, z. B. seine älteste Urkunde des Menschengeschlechts, auf eben die Art analysiren, wie es Hr. *Hempel* hier mit *Pestal* Menschenlehre gemacht hat: das Resultat würde gewiß nicht anders ausfallen, als das oben erwähnte. Wir glauben übrigens um so mehr an *Herder* hier erinnern zu dürfen, weil es vielen unserer Leser nicht unbekannt seyn kann, welches äußerst günstige Urtheil dieser geistvolle um unsere deutsche Literatur so vielseitig verdiente Gelehrte im Jahrgang 97 der Erfurter Nachrichten von gelehrten Sachen über *Pestal* Menschenlehre gefällt hat, indem er dieses Buch nicht nur über *Rousseaus* berühmte Abhandlung *sur l'inégalité des hommes* etc. weit hinaufsetzt, sondern auch fodert, daß dem Vf. desselben „*diesem Genius, bey dem gleichsam nur der starke Verstand und das verwundete Herz rede, die kleinfüßige Kritik sich nur schüchtern nahen solle.*“ Mag die Geistesverwandtschaft *Pestal* mit dem verstorbenen *Herder* auch einigen Antheil an diesem allerdings übertriebenen Lobe haben: so ist es doch gewiß gerechter, als die Kritik des Verfassers.

L—r.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AMBERG u. SULZBACH, in d. Seidelschen Kunst- u. Buchhandlung: *Abhandlungen aus dem Gebiete des Staatsrechts, der Polizey und (der) Staaten-*

*kunde*, von D. J. D. A. Göck, königl. preuss. Justizrath und Polizeydirector in Schwabach. Mit 1 Kupfer. 1804. VIII u. 430 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. hat 1788 schon *kameralistisch-statistische Aufsätze* herausgegeben, die mit Beyfall aufgenommen worden sind. Diese für den Geschäftsmann bestimmten Abhandlungen enthalten: *Grundsätze der Polizey des Bierbrauens*. Vorschläge zur Verbesserung der Brauordnungen nach den neuesten Erfindungen; z. B. den Hopfen soll man in laues Wasser einweichen und mit Weinstein Salz ohngefähr 24 Stunden digeriren lassen, worauf die abgegoßene Flüssigkeit eine Viertelstunde mit dem Biere gekocht wird. Bessere Einrichtung der Öfen und der Kühlstöcke oder Schiffe; Bedeckung der Maischbottiche und der Braukeffel; Benutzung des aufsteigenden Dunsts; Biertaxe. *Post* (Post) und *Biberklee* (Bitterklee oder Fieberklee) sind unangezeigte Druckfehler. Als nachtheilige Hopfen- und Malz-Surrogate hätten noch genannt werden können: wilde Salbey, Coriander, Bilsenkraut, Rheinfahnen, Wermuth etc. II. *Über die Volksmenge, Producte und Industrie des Herzogthums Württemberg*. Nach einer Abhandlung, die der Vf. in den neuen deutschen Zuschauer, und einer anderen, die er in das Weimarische Magazin hatte einrücken lassen. Man findet hier schätzbare statistische Nachrichten. Die Volksmenge ist im letzten Jahrhundert merklich gestiegen, und belief sich 1796 auf 608,667 Seelen! 8 bis 9000 werden jährlich mehr geboren, als sterben, und im Unterlande rechnet man 8 bis 10,000 Menschen auf eine Qu. Meile. Man sucht einen Grund dieser zunehmenden Bevölkerung in der begünstigten Zertrennung der Bauerngüter. Die ersten Kartoffeln sind 1710 durch einen Waldenser Kolonisten ins Land gebracht worden. III. *Über die Mängel der reichsgräflichen Constitution*. Dieser, in den neuesten Staats-Anzeigen zuerst erschienene, Beytrag zum Staatsrecht der Reichsgrafen rührt von einem andern Vf. her. IV. *Zusätze zu Wagnitz Bemerkungen über die Zuchthäuser*. Kurze Nachrichten von den Zuchthäusern zu Nürnberg, Buchlow, Ravensburg, Salzburg und Ulm. V. *Über die Erleuchtung der Straßen mit Laternen*. Die hier gesammelten Erfahrungen können da, wo diese Einrichtung einer Verbesserung bedarf, für die Stadtpolizey nützlich werden. Beschreibung zweckmäßiger Laternen, wozu das Titelkupfer gehört. Zu bemerken ist, daß die Kosten der Unterhaltung einer Laterne, vielleicht auch wegen des veränderlichen Ölpreises, sehr verschieden gerechnet werden; zu Göttingen auf 1 Rthlr. 2 gr., zu Gotha auf 1 Rthlr. 20 gr., zu Berlin auf 2 Rthlr. 20 gr. etc. Der Aufwand wird bald auf die Häuser vertheilt, bald vom Thorperrgelde, bald von einer Auflage auf die Kaufgelder, auf das Fleisch u. s. w. bestritten. Rec. vermißt die Vorschrift, daß bey strenger Kälte zum Saamenöle  $\frac{1}{3}$  Leinöl gemischt werden muß, um das Einfrieren zu verhüten. VI. *Über Brandtassecuranzlisten, als Quellen der Staatenkunde*; ein Versuch, aus der Vergleichung des Werths der

asse-

asscurirten Gebäude in verschiedenen Ländern statistische Schlüsse zu ziehen, die freylich nicht sehr zuverlässig seyn werden. VII. *Staatswirthschaftliche Aphorismen*. Einschränkung der Staatsbedürfnisse ist besser als Vermehrung der Einkünfte. Artig ist die Anekdote, daß die hannöverischen Dörfer, Rablingen und Weverlingen, für die Verbannung des Kaffees ein Geschenk von der ökonomischen Gesellschaft zu

Zelle erhalten haben. VIII. *Abriss der Polizeyverfassung im Anspachischen*. Sehr ausführlich und praktisch, mit einem Register versehen. Schon um dieses reichhaltigen Aufsatzes willen, der die Polizeyverordnungen in kurzen Auszügen enthält, hat der Vf. auf den Dank derer, die sich mit der Polizey beschäftigen, gegründeten Anspruch zu machen.

Ca.

### KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. (Ohne Druckort u. Jahrzahl): *Etwas über den Widerspruch*. 22 S. 4. Der Vf. dieses Schriftchens kann kein anderer seyn, als der, welcher die *Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der Philosophie in ihren sämtlichen Lehrgebäuden* in Wien bey Degen herausgegeben hat. Ein Geist, eine Sprache, eine Tendenz, dieselbe Wahrheit und dieselbe Klarheit für die geübten Denker. Wem die grössere Schrift wichtig geworden ist, dem mag sich diese Zugabe von selbst empfehlen.

Im §. I wird der *Begriff*, das *Wesen* und der *Grund* des Widerspruchs angegeben. Die Identität als die Nichtidentität, und die Nichtidentität nicht als die Identität vorgestellt, ist ihm der Widerspruch; die Mischung und Trennung der Identität und der Nichtidentität — das *Wesen* des Widerspruchs; die undeutliche und scheinbar deutliche Vorstellung der Identität und Nichtidentität — der *Grund* des Widerspruchs. §. II wird erklärt, was die *Thesis*, die *Hypothesis*, die *Synthesis* und die *Antithesis* im höchsten Standpunkte seyen. Die *Identität* ist das nichts Voraussetzende, das schlechthin Gesetzte, das durch sich selbst Vorangehende — das *natura prius*, heisst also die *Thesis*, und ist mit der Nichtidentität unmischbar und untrennbar. Die *Nichtidentität* ist das, wodurch die Identität vorausgesetzt wird, ist also das Voraussetzende, das an sich Nachstehende, das *natura posterius*, heisst also die *Hypothesis*, und ist mit der Identität untrennbar und unmischbar. Die *Vereinigung* der *Thesis* mit der *Hypothesis* ist weder *Mischung*, noch *Gleichsetzung*, sondern *Zusammenhang* „durch Unterordnung“, die eigentliche *Synthesis*. Die *Unterscheidung* der *Thesis* und der *Hypothesis* ist weder *Trennung* noch *Entgegensetzung* durch Ausschließung, sondern *Unterordnung* durch *Zusammenhang*, eigentliche *Unterscheidung*, *Antithesis*. Was also der Vf. in seiner Sprache das an sich *Unmischbare* und *Untrennbare* nennt, ist die Identität als *Thesis*, und die Nichtidentität als *Hypothesis* in ihrer *Antithesis*, insofern sie *unmischbar*, in ihrer *Synthesis*, insofern sie *untrennbar* sind. Daraus erhellt (§. III) daß der Widerspruch, oder jenes verworrene Vorstellen, durch welches die Identität und die Nichtidentität gemischt und getrennt wird, da zu Hause sey, wo die Identität und Nichtidentität in ihrer *Synthesis* und *Antithesis*, keineswegs als *Thesis* und *Hypothesis* vorgestellt werden. Der Widerspruch muß also in seinem Grunde und Wesen vorhanden, aber *verborgen* seyn, da, wo im undeutlichen und nur scheinbar deutlichen Vorstellen die Identität und Nichtidentität unter dem Scheine der Unterscheidung, *getrennt*, und unter dem Scheine der Vereinigung *gemischt* werden. Dem zufolge findet der Vf. den in seinem Grunde und Wesen verborgenen Widerspruch, wie in der Kritik der reinen Vernunft, so auch in der Wissenschaftslehre und in dem Identitätssysteme. Die Kritik führte nach ihm die Mannichfaltigkeit, die mit dem Nichtidentischen verwechselt ward, auf die Einheit zurück, die sie mit der Identität verwechselte, statuirte also eine *Synthesis*, ohne nach der *Thesis*, *Hypothesis* und *Antithesis* weitere Nachfrage zu halten. Und gerade in dieser *Synthesis* des Mannichfaltigen mit der Einheit sitzt der Widerspruch. Die Wissenschaftslehre verfenkt, vermittelt der intellectuellen Anschauung, die Identität in das *reine Ich*, die Nichtidentität in das *Nichtich*, und die *Synthesis* in das durch das Nichtich sich selbst beschränkende *Ich*, und läßt das dieser Anschauung die *Thesis*, *Antithesis* und *Synthesis*, ohne alle *Hypothesis* hervorgehen. Das Identitätssystem lehrt (nach des Vf. Anschauung) die Nichtidentität als die *Antithesis* und die Identität als die *Synthesis*, durch die *Identität* von beiden, als durch die *Thesis*, ohne *Hypothesis*, construiren. §. IV und V wird die Anwendung der Identität bestimmt. — Sie ist nämlich das an sich

Unmischbare und Untrennbare in seiner Unmischbarkeit und Untrennbarkeit; also weder die bloße *Thesis*, noch die bloße *Hypothesis*, weder die bloße *Antithesis*, noch die bloße *Synthesis*, sondern dies alles, *ungemischt* und *ungetrennt*, in seiner *Unmischbarkeit* und *Untrennbarkeit*. Die Anwendung der Identität ist als *Synthesis* — der *Nexus*, als *Antithesis* die *Analysis*. Beide, der *Nexus* und die *Analysis*, machen in ihrer Unmischbarkeit und Untrennbarkeit die Anwendung der Identität aus. Der Widerspruch in seinem Grunde und Wesen also ist die Nichtanwendung der Identität als solcher, oder die Aufhebung des *Nexus* und der *Analysis*. Aus dem Widerspruche in seinem Grunde und Wesen, welcher die *Nichtanwendung* der Identität ist, oder die Mischung und Trennung des Unmischbaren und Untrennbaren, geht (§. VI) der Widerspruch in seiner unmittelbaren Folge, das ist, die Mischung und Trennung des Unmischbaren und Untrennbaren mit dem Mischbaren und Trennbaren, hervor. (Wenigstens sollte diese Unterscheidung des zweyfachen Widerspruchs, deren der eine der Widerspruch im Wesen, der andere der Widerspruch in der Folge heisst, die schlafende Logik von ihrem Paulbette, auf dem sie seit Aristoteles den Charakter der Unverbesserlichen zu haben prädirte, aufschrecken.) Das Mischbare und Trennbare ist in seiner Mischbarkeit unter dem *Nexus*. — (§. VII) die *Coalition*; in seiner Mischbarkeit unter der *Analysis* — die *Solution*; in seiner Trennbarkeit unter dem *Nexus* — die *Composition*; unter der *Analysis* — die *Decomposition*. §. VIII erörtert, was die Klarheit an sich, und die Deutlichkeit an sich, welche beide die absolute Gewisheit ausmachen; (§. IX) was relative Klarheit und relative Dunkelheit; (§. X) was reines menschliches Bewusstseyn sey, nämlich das intellectuelle Wahrnehmen, ungemischt und ungetrennt mit dem sinnlichen; (§. XI) was das *gewöhnliche Denken*, und (§. XII) was das *wirkliche Denken* sey. Man klagt ohne Grund, daß das Reinholdische Denken *dunkel*, und eben so ohne Grund, daß es *durchaus neu* sey. Hat man denn nicht von jeher das *thierische Vorstellen* von dem *menschlichen*, und in dem menschlichen das *sinnliche Wahrnehmen* von dem *intellectuellen Wahrnehmen*, so oder anders, unterschieden? War es denn nicht von jeher das Streben aller Philosophie, das sinnliche Wahrnehmen und das intellectuelle Wahrnehmen in einen Zusammenhang zu bringen? Nun das ist eben, was Reinhold will: Die *intellectuelle Wahrnehmung im Zusammenhange mit der sinnlichen*, und in einem solchen *Zusammenhange*, kraft dessen das *sinnliche Wahrnehmen dem intellectuellen untergeordnet* ist, hält er ausschließend für die Philosophie. Philosoph ist ihm nur der, in dessen Bewusstseyn das intellectuelle Wahrnehmen, als *ungemischt* mit- und als *ungetrennt* von dem sinnlichen, vor- und dargestellt ist — in dieser seiner Ungemischtheit und Untrenntheit. *Denken*, als intellectuelles Wahrnehmen des Unmischbaren und Untrennbaren, muß er also so scharf wie möglich sondern 1) von dem bloß *thierischen Vorstellen*, 2) von dem *gemein-menschlichen Vorstellen* des Mischbaren und Trennbaren, 3) von dem *speculativen Vorstellen*, welches weder den Widerspruch im Grunde noch den Widerspruch in der Folge zernichtet, sondern ihn vielmehr versteckt, und dies leidige Versteckenspielen mit dem Widerspruch, Philosophie nennt.

Die schönste Stelle dieser sinnvollen Abhandlung S. 27 mag am kräftigsten zum Lesen reizen: „Jenes allgemeingeltende (in der bisherigen Logik privilegierte) Denken ist das Versteckenspielen mit dem Widerspruche; jene (sogenannte) Logik ist die Theorie der Kunst dieses Versteckenspiels; und jedes Lehrgebäude der *speculativen Philosophie* ein neues Kunststück der zur Profession gewordenen Ausübung jener Kunst.“

T. u. B.—z.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 O C T O B E R, 1805.

## N A T U R L E H R E.

KOBLENZ, b. Lassaulx: *Aphorismen über die Organonomie*, von J. Gúrres, Prof. d. Physik an der Secondärschule zu Koblenz. Erster Band. 1803. 416 S. gr. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Nach einer Vorrede, welche uns, für sich betrachtet, einen Beweis von dem Enthusiasm und der freyen gebildeten Sprache des Vf. giebt, sollte man urtheilen, dass alles Folgende mit der neuesten Philosophie in unumgänglicher und inniger Verbindung stehe; aber wie wenig dieß wirklich der Fall ist, zeigt eben sowohl die Methode, als die wirkliche Verarbeitung des Materials, indem wir in diesen beiden bekümmert die Form der Speculation, und das System der Philosophie aufgehoben, oder wenigstens nicht ergriffen finden. — Die Methode des Vf., als die von ihm aphoristisch genannte, ist der Form der Speculation fremd, indem sie ein bloßes Hinstellen allgemeiner Sätze ohne scientifiche Begründung und Consequenz ist; die Verarbeitung des Materials ist von dem Muster der Philosophie ganz entfernt, indem sie eine bloße Aufnahme besonderer Daten aus der Empirie, und durchaus von einer Beweisführung verschieden ist. So wie der erste flüchtige Blick durch das Ganze, so zeigt auch die genauere Untersuchung desselben, dass in ihm nur ein umgekehrter Gang der Abstraction Statt findet. Denn die Abstracta werden als das, was der Vf. Aphorismen nennt, an die Spitze seiner Untersuchungen und Behandlungen gesetzt, und die Elemente der Abstraction, welche dem Vf. ganz offenbar aus keiner anderen Quelle als aus Analogie und Induction hervorgingen, werden als Belege der Abstraction derselben beygefügt, oder nachgesendet. Dieß wird aus dem Folgenden selbst klar werden.

Wir gehen nun zum Werke selbst über. „Unsere Persönlichkeit (hebt der Vf. an) zerfällt in drey Potenzen, drey positive Factoren enthalten diese Potenzen, Vernunft, Phantasie, Bewegungskraft; drey negative dieser Dryade zugeordnet, Verstand, Sinn, Erregbarkeit.“ So scheinbar richtig und einzig diese Anatomie unserer Persönlichkeit sich dem ersten Ausspruche nach darbieten mag: so ist sie doch nur eine Ansicht von der Art, welche ohne Widerspruch in sich selbst, und in ihren drey Gliedern Alles zu umfassen scheint — und insofern die Miene der Wahrheit trägt. Allein sie ist unbegründet, und daher unsicher, sie ist bloß einseitiger Reflexion

J. A. L. Z. 1805. Vierter Band.

abgenommen. Die Persönlichkeit ist ursprünglich Monade, und zwey Welten, als die höchsten Gegensätze, eine subjective und eine objective, in sich greifend; nur an diesen relativen Einheiten, welche sich eben auch wieder nur nach dem primitivsten Typus in sich spalten, treten jene Potenzen hervor, welche der Vf. mit Übersprung einer gehörigen Gestaltung und Gliederung, die allein die scientifiche Construction geben kann, als Attribute der ursprünglichen Identität annahm. Eine richtige Analyse des in seiner Totalität mit allen seinen Potenzen aufgefassten Organismus wird den Vf. auch selbst schon belehren, dass mit dem von ihm aufgestellten die ganze Sphäre nicht erschöpft ist. Unstreitig ist Reproduction eine der wesentlichsten Potenzen eines lebenden Ganzen, und dieser finden wir hier gar nicht erwähnt. Es ist auch nicht der Fall, dass sie einer der aufgeführten subsumirt werden könnte; und daher können wir sagen, dass in diesen Hinsichten die erste Anlage zu dem Werke unvollkommen sey. Seinem Ursprunge nach muß es auf Solidität und Umfassung der Ansichten Verzicht thun, dagegen wird die Folge zeigen, dass der Vf. die von ihm gefassten Gesichtspunkte geistvoll verfolgt, und auf eine ungebundene Weise der Wissenschaft gleichsam durch Divination vorgreifend, viele interessante und wichtige Daten geliefert habe.

Sein Erstes ist nun ein Parallelisiren unserer Persönlichkeit mit der äußeren Natur nach den von ihm angenommenen Potenzen. — „Die Vernunft ist ihm = der Sonne, indem sie das Licht aus sich, wie jene die Idee in sich producirt;“ — eine Parallele, welche in dem Sinne, wie Licht von der neueren Philosophie angesehen wurde, einerseits zwar richtig, andererseits aber unbestimmt ist, indem die Sonne in ihrem Seyn Centalkörper, in ihrer Thätigkeit Lichtquell — an sich aber, oder als Lichtprincip allein = Vernunft ist. — „Der Verstand entspricht der Ziehkraft in der Natur (die der Vf. im Gegensatze gegen das Licht *Philogiston* nennt) indem er die Eindrücke zu Wahrnehmungen, und die Wahrnehmungen zu Begriffen zusammenballt, wie die Ziehkraft die Materie zur Cohäsion.“ Allein die Function des Verstandes besteht nicht bloß darin, dass er die Eindrücke zu Wahrnehmungen umschaffe (welches die Function der Empfindung ist) und die Wahrnehmungen zu Begriffen potenzire, sondern auch das Entgegengesetzte, nämlich die Trennung, das Urtheilen, und auch wieder das Ver-

K

eini-

einigen, oder Schliessen fällt in seine Sphäre. Diese Sphäre, oder die der Reflexion, ist daher so unrichtig als unglücklich mit der Cohäsion parallelisirt worden. „Die Idee, indem sie sich am äusseren Percipienten hemmt, dämpft sich zum Affect, die gebemnte Vernunft wird zur *Phantasie* — so dämpft sich das Licht, indem es sich an der Materie bricht zur „*Elektricität*.“ Hiefür spricht nichts, als eine bloß vermuthete Ähnlichkeit, welche der Vf. in seiner Phantasie ergriff, ohne sie in der Vernunft zu stabiliren: „Der Verstand, wenn er sich aufs Einzelne individualisirt, wenn er nur das Eine Rührende und Consonirende zieht, und zusammenfaßt, und im Ziehen es um den Pol der Schönheit (wo, und was ist der?) — wird zum Sinne: so individualisirt sich die Attractivkraft, die als Gravitation die Erde zusammenballte, wenn sie nur das Eine, homogene Eisen zieht, zum Magnetismus, was daher in unserer Persönlichkeit der Sinn, das ist in der äusseren Natur der Magnetismus.“ Auch diese Entsprechung hat schwache Motiven. Weder das Wesen des Sinnes, noch das des Magnetismus ist bestimmt, und die Beziehung von diesem zu jenem bloß auf das hypothetisirt Individualisirtwerden des Verstandes gebaut!

„Die Idee und der Affect, indem sie sich am Äusseren hemmen, und im Raum und in der Zeit thätig um sich wirken, äussern sich durch *Muskelbewegung*; gebemnte Vernunft und Phantasie wird Bewegungskraft. So wird Licht und Elektricität, wenn sie sich fest und latent an die Materie binden, um unmittelbar in ihr zu wirken, zum *Sauerstoff*. Was daher in unserer Persönlichkeit die Muskelkraft, das in der äusseren Natur das Luftmeer; was dort der *Muskelreiz*, das hier der *Sauerstoff*.“ Auch hier ist wieder die erste Seite reine Hypothese, und von der zweiten ist zu bemerken, daß die Elektricität, indem sie concret oder latent wird, sich nicht nur in Sauerstoff, sondern auch in ein dem +E und — E entsprechendes Verhältniß eines positiven und negativen Principis oder Stoffs entwickelt, also auch nach abgenommenen Prämissen der Sauerstoff allein nicht das Analogon der Muskelbewegung seyn kann.

„Verstand und Sinn tiefer herabgeführt, und auf den Organismus individualisirt, um das ihm Congruirende aus der äusseren Natur zusammenzugreifen und zu verähnlichen, wird zu *Erregbarkeit*, in der die Receptivität sich vorherrschend zeigt: so bilden Phlogiston und Magnetismus, wenn sie noch weiter sich individualisiren, und absteigend an der Erde das Homogene nur zusammenzugreifen, um es im Conflict mit dem Sauerstoff zu versetzen, die combustibeln Körper, in denen durch sie die Attractivkraft vorherrschend ist.“ Die erste Hälfte dieses Satzes ist insofern wahr, als der eine Factor der Erregbarkeit ideeller Natur ist, also im Allgemeinen; den Verstand aber dabey besonders hinabzuziehen, hatte der Vf. keinen Grund; daß in der äusseren Natur bloß den combustibeln Stoffen die Erregbarkeit als Attribut zugegeben wird, ist Willkühr des Vfs. Jeder Stoff ist für sich erregbar (im tiefen Sinne), und ist es im-

mer durch seinen entgegengesetzten; Combustion ist nur ein Phänomen, welches aus der Wechselwirkung von Wasserstoff und Sauerstoff emportritt.

Nachdem der Vf. auf diese Weise den Grundbau seiner Ansichten entworfen, und die von ihm postulirten Potenzen mit ihren Factoren im Äusseren und Inneren kenntlich gemacht hat, geht er zu dem Postulate über, daß jeder der drey negativen und positiven Factoren der äusseren Natur im Organismus seinen Repräsentanten haben müsse. Gemäß dem Vorgehenden erhält die Vernunft den übrigen am Lichte, die Phantasie in der Elektricität, und die Bewegungskraft im Sauerstoff; demnach fordert der Vf. im Inneren des Organismus ein *Lichtmeer*, ein *elektrisches Meer*, und ein *Sauerstoffmeer*. Dieser Forderung ungeachtet, die in der Nichtbefriedigung selbst vernichtet wird, begnügt er sich aber statt des Lichtmeeres und elektrischen Meeres mit einem Gasmeere, oder mit expansibeln gasförmigen Körpern, an welche die zwey ersten sich hängen sollen; leicht wird es ihm nun, dieses Surrogat seines Postulats den expansibeln gasförmigen Körper in dem Gehirn, und zwar in seinen Höhlen, nachzuweisen. Wir müssen aber gestehen, daß wir hierin weder eine sich wirklich geltend machende Idee, noch eine fruchtbare Ansicht finden, — sondern eine Ansicht, welche dem Vf. viele willkührliche Voraussetzungen, und nicht wenig Sprünge kostete; die am Ende wieder in sich selbst stirbt, und wenn sie einigen Werth hat, ihn bloß durch eine nicht ganz unglückliche Parallelisirung erhält, die durch die freye und geistige Darstellung des Vfselbst in ihrer Verzogenheit sich noch einige Gefälligkeit zu geben weis.

An jeden positiven Factor der Potenzen schließt sich nach dem Vf. unmittelbar der zunächst dazu gehörige negative. Wie wir nun wissen, ist der Verstand von diesen der erste, und weil er der Gravitation in der Außenwelt entspricht, so folgert er, daß sein Träger ein solcher seyn müsse, in dem die ziehende Kraft vorherrschend ist, ein fester, der wie die Gravitation es will, Mittelpunkt ist. Dieser findet sich im Gehirnmark und seinen Gebilden, welche folglich als Repräsentanten des Verstandes angenommen werden.

Der expansible Dunst von der Vernunft zersetzt (die Vernunft würde also als ein eignes individuelles Wesen in diesem Dunste wohnen? — oder überall und nirgends seyn? —) wirkt bey dem Denken auf die markige Substanz der Wände, die markige Substanz wirkt auf den expansibeln Dunst, und sie selbst wird durch die graue Substanz von der äusseren Natur geregt (aber der Sinn steht ja mit der markigen Substanz ohne Vermittlung von dieser in Beziehung!) — die äussere tritt durch die Sinnesorgane in Berührung mit der Seele.

Wie die äussere Natur in den Sinnorganen in die Seele tritt, so tritt die Seele in den Bewegungsnerven in die äussere Natur. Die Bewegungsnerven gehen von einer Wurzel aus, diese ist das Rückenmark, so wie die Sinnnerven in die Masse des Gehirns zusammenlaufen. Beide sind nur der Richtung nach verschiedene, beide dem Sinne und der

der Bewegung unterworfen; einerseits verliert sich die Vernunft durch den Willen in das Bewegungsorgan, andererseits das Sinnorgan durch die Wahrnehmung in den Verstand. — Wenn diese Erörterung auch keinen Anspruch auf Neuheit machen kann, so darf sie es doch auf Richtigkeit und Klarheit der Darstellung.

Die zweyte Potenz umfaßt Phantasie und Sinn, und durch diese läßt der Vf. nun die höheren Potenzen den materiellen Organismus in ihrem Antagonismus bilden, indem sie in tiefere übergehen, so wie vorhin Vernunft in das Bewegungsorgan, und Verstand in die Sinnesorgane sich verloren.

Der Gegensatz, den er in der Außenwelt auf dieser Stufe zwischen Sauerstoff und combustibeln Körpern annahm, fordert er nun auch im Organismus; er fordert eine Atmosphäre von Sauerstoff, damit Combustion, und in ihr das Leben (in ihr verzehrt sich vielmehr das Leben) und sein Träger, das Blut, zu Stande kommt, andererseits soll der Organismus, damit er brennbare Körper aus der Mannichfaltigkeit der Materien aufnehme, Fähigkeit und Organe besitzen, durch die dieser Stoff des Lebens aufgenommen, und dem Inneren zugeführt wird. Diese findet er in der Absorption und den zuführenden Gefäßen, jenen Eintritt von Sauerstoff in der Lunge und ihren affinen Gebilden. — (Offenbar ist es, daß der Vf. hier bloß einen einzelnen Proceß des Lebens, sey er auch einer der ersten und wichtigsten, statt des Lebensprocesses selbst, gleichsam eine der wichtigsten Functionen statt des wirklichen Lebens auffaßt, daß er einen bloß chemischen Act, den der Combustion, in den eigentlichen Proceß des Lebens zu metastasiren sucht, und also Etwas zum Theil dem Ganzen Untergeordnetes, zum Theil Fremdes über dasselbe erhebt. Indessen ist es interessant genug, diese umfassendste und am tiefsten in das Ganze eingreifende Einseitigkeit von ihm durchgeführt zu sehen.)

In den Magen, sagt er, bringen wir die Speisen, Stickstoff, Kohlenstoff, und Wasserstoff. (Es ist hier völlig übersehen, daß der größte Theil von Menschen von Vegetabilien lebt, in welchen doch der Sauerstoff weniger als jeder andere Stoff zu verossen ist) und durch die Milchgefäße wird eingefogen, was mit dem Organismus harmonirt. Hierin findet der Vf. eine Entsprechung der höheren Receptivität der Sinne und des Verstandes, indem diese das Mannichfaltige zur Einheit, das Formlose zur Form erheben, so wie jene das Anorganische zum Organischen, und denn Chymus zum Chylus erheben. (Diese vom Vf. aufgestellte Ansicht ist ganz richtig, und diese Parallele ist diejenige, welche er mit einer Strenge und Klarheit durchgeführt hat, die den übrigen von ihm versuchten zu wünschen wäre. Mit Recht faßt er auch die lymphatischen und chylösen unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zusammen, und man wird den hieher sich beziehenden Stellen vor allen anderen dieses Werkes den meisten Beyfall geben müssen.) Nicht so befriedigend ist die Anwendung, die der Vf. gleich darauf von seinen Prämissen macht, indem er sagt: „Der Träger des negativen

Factors der untersten Potenz unserer Individualität, der Erregbarkeit, wäre somit aufgefunden, und in ihm der negative Factor des Lebens ausgemittelt. In den Milchgefäßen wirkt die Natur in den Organismus ein, und führt ihm die negativen combustibeln Stoffe zu; passiv nimmt der Organismus die Einwirkung auf, und antwortet durch Reaction, und so gehet in der Gegenwirkung das Leben dann hervor.“ — (Aber im Ganzen ist hier nichts aufgefunden über das Verhältniß der Erregbarkeit, bloß das Verhältniß einer tieferen Function zu einer höheren ist bestimmt. Das übrigens, was wir allein mit Wahrheit sagen können, daß nämlich die höhere Receptivität, oder Sensibilität, und die tiefere Sensibilität oder die Receptivität ein Princip haben, ist auf anderen Wegen von Schelling erwiesen, und von den Alten, die den Drüsen- und dem Lymph-Systeme Appetite zuschrieben, geahnet worden. Der Vf. scheint aber die Intusufception des Materials zur Reproduction, die in den Absorptionsysteme geschieht, nicht gehörig von der organischen Receptivität geschieden zu haben.)

Den Träger des positiven Factors der untersten Potenz in unserer Persönlichkeit weist er in dem der äußeren Atmosphäre Entgegenkommenden, in Lunge, Herz und den Arterien nach, deren Kraft der Sauerstoff erweckt. (Allein auch hier finden wir wieder eine Abstraction aus einer einzelnen Function, wie die der Respiration und Circulation ist, als Gesetz für das Ganze aufgestellt. Es ist nicht einmal von dieser Function stringent erwiesen, daß Sauerstoff das äußere Causalmoment der Bewegungen sey: wie gewagt ist es also nicht, denselben als allgemeines Erregungsprincip der Bewegung zu statuiren? Wissen wir überdies bestimmt, daß überhaupt jede Heterogenität, welche mit dem Organismus in Beziehung gesetzt wird, Bewegung in ihm hervorruft? In der weiteren Verfolgung dieser Ansichten sagt der Vf. wieder sehr treffend, daß sich die Vernunft vorzüglich in dem Bewegungsorgan, und die Phantasie in dem Herzen und den Arterien ausdrücke, daß, wie in der Muskelbewegung sich gleichsam die Idee materialisire, was in den Bewegungen der Sinnorgane am deutlichsten sey, sich im Pulse der Affect verkörpere. In letzterer Hinsicht postulirt er einen Leiter, der von dem Träger der Affecte sich zum Herzen und den Schlagadern erstrecken soll, und weist ihn an dem sympathischen Nerven, als welcher die Arterien ausschließlich versorgt, nach. Diefem folgt nun eine Aufzählung mehr oder weniger sich anschließenden Bemerkungen und Farten, welche meistens aus Gall's Untersuchungen entnommen sind, und hier historisch beygefügt werden.)

So wie nun dem Vf. aus der Gegenwirkung von Idee und Wahrnehmung die Anschauung, und von Affect und Empfindung das Gefühl hervorging: so entsteht ihm das dritte Ideal, wie er es nennt, oder das Leben aus der Bewegung und Erregung. (Er hätte, wenn er diese Stelle, in der er sein Voriges zusammenfaßt, kritisch und ernst durchgegangen hätte, gewiß leicht sich selbst überzeugen können, daß er einerseits durch seine vorausgesetzten Factoren nichts wirklich construirt, indem er bloß aus gewissen Nominalbestimmun-

mungen andere ableitet, andererseits diese selbst so wählt, daß das Hervorgehende kein Product ist, wie z. B. daß aus Affect und Empfindung das Gefühl hervorgehe, indem ja Affect nur eine auf einen inneren Zustand sich beziehende Empfindung, Gefühl aber eine auf ein äußeres Object gerichtete Empfindung ist; endlich kann das Leben nicht in der Gegenwirkung von Bewegung und Erregung beruhen, indem vielmehr diese beiden dasselbe als Quelle von sich selbst voraussetzen.) Wir folgen ihm nun in der Betrachtung dieses Letzteren, oder dessen, was er so nennt, denn in der That kann alles das, was er uns hier aufstellt, nicht als *Gesetz des Lebens* gelten, wofür er es giebt. Schon die Prämissen zeigen, daß er diese Höhe nie erreicht hat, und nun um so weniger in den Consequenzen; oder wie kann bey einer bloßen Auffassung von Gegensätzen, wie z. B. des lymphatischen und arteriellen Systems, und bey der bloßen Bestimmung ihrer relativen Thätigkeit, über die er nie hinauskömmt, die Rede von Gesetzen des Lebens seyn? — Sein erstes Gesetz dieser Art, welches er aufstellt, ist: Wenn das System der einsaugenden Gefäße zu dem der Arterien sich verhält, wie Sinn zur Phantasie, dann folgt, daß beide im directen Gegensätze stehen; was das eine deprimirt, wird das andere excitiren müssen, und so hinwiederum. Positive Reize, welche auf die Arterien wirken, werden diese auf Kosten der einsaugenden Gefäße excitiren, negative Reize hingegen, welche die Einsaugung befördern, werden den Schlag der Arterien deprimiren; als positiv bestimmt der Vf. den Sauerstoff, als negativ die combustiblen Stoffe. Dieses Gesetz, welchem in der Ableitung schon in mehrerer Hinsicht die Solidität fehlt, erweitert er zu einem allgemeinen, und bestimmt alle positiven Reize als die Secretion überhaupt befördernd, die negativen als die Einsaugung verstärkend, und umgekehrt. Diefes Gesetz bemüht er sich auch in der Erfahrung nachzuweisen. Zu diesem Ende wählt er den vegetabilischen Organismus als Gegenstand seiner Nachweisung, und seine Voraussetzungen sind folgende: daß sich die Einsaugung im Thier nach der bey der Pflanze beurtheilen lasse (welches schon Hypothese ist), daß, wo die negativen combustibeln Stoffe vorhanden sind, da die Vegetation mit vorzüglicher Üppigkeit wuchern müsse, welches aber zu beweisen ist, so wie, wenn die Coexistenz aufgezeigt wäre, dann noch das Causalverhältniß erwiesen werden müßte, indem von einem guten Gedeihen der Pflanzen die Absorbtion nicht der einzige hinreichende Grund ist — der ganze Beweis, der sich um so viel Unstärkhaftes dreht, ist also schwankend.

Eben so unzureichend ist der zweyte Beweis, welcher von der Natur der Haargefäße hergenommen ist, und sich im Ganzen darauf reducirt, daß der Vf. *erstens* den Nerveneinfluss auf die lymphatischen Gefäße leugnet (wozu er keineswegs berechtigt ist), und ihnen bloß eine Bewegung mittelst einer mit Contractilität verbundenen Adhäsion zugiebt; daß er *zweytens* annimmt, daß nur eine verstärkte Contraction den Einsaugungsproceß befördern könne, und folglich dieß vorzüglich durch Kälte, Alcohol, und andere combustible Flüssigkeiten geschehen müsse, hingegen

durch Wärme und Sauerstoff enthaltende Flüssigkeiten das Gegentheil. (Es läßt sich aber zeigen, daß der Proceß der Aufsaugung und Forttreibung nur durch den lebendigsten und den größtmöglichen Wechsel von alternirender Erweiterung und Verengerung der Mündungen und Wände dieser Gefäße am vorzüglichsten befördert werden könne, und bestimmt auch empirisch darthun. Weder Säuren, die constringiren, noch geistige Flüssigkeiten, welche durch schnelle Verdünnung dasselbe bewirken, weder Hitze noch Kälte befördert diesen Proceß — sondern ein mäßiger Grad von Wärme, welcher die möglichste Freyheit und Weite für Ausdehnung und Zusammenziehung der Gefäße zuläßt; und in Rücksicht auf das Qualitative müssen wir schließen, daß Wasserstoff — und Stickstoffhaltige Flüssigkeiten leichter absorbtirt werden müssen, als gesäuerte, und dieß um so mehr, da wir durch Säuern, das Entgegengesetzte von Absorbtion, die Excretionen verstärkt sehen.) — Die übrigen Gründe des Vf. können bey gehöriger Circumspection auf die vielen Nebenumstände, welche die von ihm angeführten Facta begleiten, nichts gelten, um so weniger, da sie von Extremen hergeholt sind, die auf anderen Momenten beruhen, z. B. das Zusammenfallen der Venen beyarker Kälte beweist nicht, daß Kälte die Einsaugung verstärke, sondern nur die Contraction der Gefäße; daß im Fieberfroß Geschwüre austrocknen, und daß Eisklystiere den Durchfall stopfen, das Heißen werden befördern, beweist wohl mehr, daß Kälte da, wo sie eintritt, die Ausdünung hemmt; wenn man Sauerteig auf einen Theil bringt, und er schwillt auf, so geschieht dieß wohl durch einen weit tiefer greifenden und allgemeineren Proceß, als durch Verminderung der venösen Absorbtion u. s. w. Ähnlich diesem ist Alles, was der Vf. hier zur Unterstützung seiner Meinung aus praktischen mit unter unzuverlässigen Schriftstellern zusammenraffte, und hier ist besonders der Ort zu bemerken, daß ihn wohl das fremde, oft schiefe Urtheil und Mangel an eigener Beobachtung der Fälle, so wie an Einsicht in die Wirkungsart und Beziehung besonderer Mittel, oft zu sehr falschen Belegen verleitet habe. Wenn der S. 66 aufgeführte Oculist sich nicht schon vorlängst selbst um Treu und Glauben geschrieben hätte, so hätte er sich deren verlustig gemacht, wenn er jene Behauptung von der *Anwendung des Opiums mit Speichel abgerieben* wirklich geschrieben hätte. Dieses ist auch noch der Fall in der unmittelbaren Folge auf unseren gegenwärtigen Stand, da der Vf. oft eine Reihe von ganz heterogenen Excerpten und Facten anordnet, deren einige oft gar keine Verknüpfung mit der Sache haben, als etwa durch die Unbestimmtheit ihrer Phänomene, andere aber einer vielfachen Auslegung fähig sind, so, daß die Meisten gar nicht für das Ziel des Vf. sprechen. Es ist leicht begreiflich, daß solche charakterlose Tribute der Empirie, die man durch Analogie und Induction zu Erfahrungssätzen erheben möchte, jeder Ansicht dienstbar werden, und besonders den in diesem Gebiete Unerfahrenen selbst mit einer Art von Überzeugung täuschen können, wenn er sich an einzelne Ansichten hingiebt. Rec. gesteht daher, daß er, der mit Vergnügen den freyeren und oft interessanten Blicken des Vf. folgte, nicht ohne Ekel sich durch diese Parthie von unverdautem und unbelehtem Wust hindurcharbeitete. Er übergeht daher auch die Gesetze, die der Vf. über die Wirkungen von seinen positiven und negativen Reizen aufstellt, indem er sie weder in Theorie, noch in Erfahrung begründet sieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 OCTOBER, 1805.

## NATURLEHRE.

KOBLENZ, b. Lassaulx: *Aphorismen über die Organonomie*, von J. Görres, etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir folgen dem Vf. in den letzten Nachweisungen des Gegensatzes. Arterien und einsaugende Gefäße sind in Rücksicht auf Blutbewegung und Quantität in reinem Gegensatz: sie verhalten sich wie positive und negative Electricität, was die einen excitirt, wird die andern deprimiren, und so hinwiederum umgekehrt. Am richtigsten weist der Vf. diesem Satz durch die Effecte entgegengesetzter Leidenschaften nach. Auch in qualitativer Hinsicht faßte er den Antagonismus auf, und wenn wir uns auch durch seine Induction nicht befriedigt finden können, so hat der Gedanke an sich Verdienst. Er drückt ihn so aus: Wenn positive Potenzen unmittelbar in ein arterielles System einwirken, dann modificiren sie in ihm die Secretionen der Qualität nach so, daß sie reich an combustibeln Stoffen werden, die den reichlich vorhandenen Stickstoff und auch Sauerstoff umhüllen; negative Potenzen hingegen stimmen die Organe zu Absonderungen solcher Flüssigkeiten, in denen die kärglich vorhandenen combustibeln Stoffe den Sauerstoff, oder auch den Stickstoff nackt hervortreten lassen. Der Vf. opfert aber in diesem Satze den früher stabilirten Gegensatz seiner als positiv und negativ bestimmten Potenzen, indem er zuläßt, daß der Stickstoff (eine negative Potenz) ein Überläufer wird auf die Seite des Sauerstoffs (als den einzig positiv angenommenen).

Nach einigen Belegen glaubt der Vf. hierin auch einen Beweis für das *Heilvermögen der organischen Natur* zu finden; allein wir würden hierin beygenauerer Erwägung vielmehr einen Beweis für die *Selbstzerstörung derselben* finden müssen, wenn sie einmal von abnormen Potenzen beherrscht wird, indem selbst nach dem Vf. bey Übermacht der positiven Potenzen die negativen (welche in diesem Falle allein heilend seyn könnten) und eben so umgekehrt, ausgeschieden werden!

Gleichwie sich Sinn zur Phantasie verhält, fährt der Vf. fort, also höher hinauf, der Verstand zur Vernunft: auch Verstand und Vernunft sind in reinem Gegensatz; was den einen deprimirt, excitirt die andere; der Verstand projicirt sich in die Sinnorgane, die Vernunft in die Bewegungsorgane, und wie die Projicirenden in reinem Gegensatz sind, so

werden es auch die Projectionen seyn, und so begegnet uns das zweyte Lebensgesetz. Die Sinnorgane und die Bewegungsorgane, die Sinnennerven, und die willkührlichen Bewegungsmuskeln sind in reinem Gegensatz. Was die einen deprimirt, excitirt die andern; negative Potenzen, welche die Regsamkeit der Sinne erhöhen, werden daher die Bewegungsmuskeln schwächen, und positive, welche die Erregbarkeit der Nerven deprimiren, werden die Energie des Bewegungsorgans erheben. Besser als irgend eine andere gelang dem Vf. die Nachweisung dieses Gesetzes durch empirische Daten; sie sind gut gewählt, und schön dargestellt. — Seinen Prämissen gemäß, statuirt er endlich auch einen Consensus zwischen den Arterien und den Bewegungsorganen, und einen zweyten zwischen den einsaugenden Gefäßen, und den Sinnorganen.

Von da aus sucht sich der Vf. in die höhere Sphäre zu erheben, in die des Lebens selbst, indem er nach einer kurzen Resumtion des über Antagonismus und Consensus der verschiedenen Systeme und Functionen im Organismus Vorausgeschickten sich folgender Massen ausdrückt: Nennen wir das kräftige Vorfattengehen der arteriellen und Muskelbewegungen *Energie der inneren Thätigkeit*; heist die Fähigkeit der absorbirenden Gefäße, einzusaugen, und die der Sinnorgane, Wahrnehmungen aufzufassen, *Receptivität*, dann geht aus dem bisherigen der *Schelling-Brown'sche* Satz hervor: Energie der inneren Thätigkeit und Receptivität sind die beiden entgegengesetzten Factoren des Lebens; was den einen deprimirt, wird den anderen excitiren, und hinwiederum. Der Vf. scheint aber hier übersehen zu haben, daß er bisher auf einer weit tieferen Stufe der Untersuchung sich fand, als die ist, auf welche Schelling und Brown ihre Gesetze des Lebens gebaut haben. Während er bloß in der Sphäre einzelner Entgegensetzungen von Organ zu Organ verweilte, erhoben sich jene über alles Relative und Individuelle, und drückten in ihrem Gesetze über das Verhältniß von Receptivität und Actuosität den höchsten und allgemeinsten Sinn des Lebens aus. Von diesem Gesetze fand der Vf. in allem Bisherigen nur *einzelne und weit untergeordnete Reflexe*, indem auch das Objectiv des Organismus nur ein durch sein Subjectives Gestaltetes ist; wie kann er nun hier von einem Hervorgehen eines allgemeinen, in sich selbst wahren Gesetzes aus bloß einzelnen Abstractionen sprechen? — Die entgegengesetzte Thätigkeit von zwey combinirten Systemen nennt er mit

mit Unrecht *innere Thätigkeit*, und mit Unrecht nennt er *Receptivität* an sich, was Form der Aufsehung derselben ist; jene sind Factoren des Lebens, was er aber erreicht, ist nur Resultat des wirklichen Lebens. Seine Receptivität ist = Sinnesaffection und Einsaugung; seine Thätigkeit = Muskelbewegung und Herz und Adererschlag.

Ist nun aber *scheinbar* das Höhere abgeleitet, so bildet er aus diesem die verschiedenen Instanzen des organischen Lebens, führt die gewöhnliche Ansicht, daß mit dem Ursprunge desselben die Receptivität ihr Maximum habe, und mit dem Erlöschen desselben im Alter die Energie es erreiche, weitläufig durch, indem er in einem progressiven Wechselverhältniß der Factoren die Phänomene der verschiedenen Lebensperioden nachzuweisen sucht, und die Jugendzeit mit dem gasartigen Zustand der Körper, das Mannesalter mit dem Tropfbarflüssigen, und das Greisenalter mit dem Festen parallelisirt. Man weiß, daß dieser Gedanke alt, und auch in dieser neuen Form nicht zuerst vom Vf. vorgetragen wurde, es ist auch eben derselbe, der späterhin unter dem Bilde der Ellipse, formell ausgedrückt, wiederkehrt. — Dazwischen schiebt der Vf. eine Ansicht des Verhältnisses der Excitation und Depression in die Sphäre des Geistes ein, welches dem bereits in der vorigen Sphäre Aufgefundenen entsprechen soll. Der Inhalt ist kurz dieser: Die Speculation erhöht die Energie der inneren Thätigkeit in der Vernunft, sie deprimirt in dem nämlichen Verhältniß die Receptivität in dem Verstand; sie setzt daher directe Hypersthénie in dem Geiste. — Die Empirie deprimirt die Energie der inneren Thätigkeit in der Vernunft, und sie erhöht die Receptivität in dem Verstand; sie setzt aber directe Asthenie in dem Geiste. — Die productive Kunst erhöht die Energie der inneren Thätigkeit in der Phantasie, sie deprimirt in dem nämlichen Verhältniß die Receptivität im Sinn; sie setzt daher directe Hypersthénie in dem Gemüthe. — Die educative, negative Kunst deprimirt die Energie der inneren Thätigkeit in der Phantasie, sie erhöht im Sinn die Receptivität; sie setzt daher directe Asthenie im Gemüthe. Es ist hiebey nur zu bemerken, daß der Gehalt dieser Gesetze aus der empirischen Psychologie schon factisch gegeben war, daß dem Vf. das Verdienst, nicht sie aufgefunden, sondern nur in dieser Form ausgesprochen zu haben, zukommt. Deswegen wäre zu wünschen, daß er dem Verdienste durch eine stringentere Art des Beweises, als die ist, womit er sie begleitet, nachgetrachtet hätte.

*Zweytes Buch.* Der Vf. tritt hier in eine umfassendere Sphäre, in die der höheren Differenzen, welche sich im All darbieten. Er bezeichnet sie mit Männlichkeit und Weiblichkeit, und nimmt im Sonnensystem die Planeten als das Weibliche, die Kometen als das Männliche an. Jenes äußert sich an der Sonne, die beides als Indifferenz ist, als Licht, und dieses als allgemeine Gravitation. Im Licht und in Gravitation treten die ursprünglichen Kräfte

nur nach einer Dimension hervor. Beide aber bilden in sich neue Entzweyungen; das Licht, indem es sich an die Fläche der Materie in zwey Dimensionen physisch bindet, erscheint als *Elektricität*; die allgemeine Gravitation, indem sie nach zwey Dimensionen physisch im Planeten an Tag tritt, zeigt sich als *Magnetismus*; das Licht, indem es sich an die Masse der Materie nach drey Dimensionen chemisch bindet, erscheint als comburirender Stoff; die allgemeine Gravitation, wenn sie an der Materie nach drey Dimensionen zu Tage tritt, erscheint als combustibler Stoff; in dieser beiderseitigen Potenzirung findet der Vf. die verschiedenen Stufen von Elasticität und Cohäsion, zu welchen die ursprüngliche Repulsion und Attraction tendirt, ausgedrückt, und weist sie durch eine sehr klare Entwicklung seiner Vordersätze nach. Da diese im Wesentlichen ganz auf die bereits in der Naturphilosophie begründeten Ansichten zurückkommen, so müßte man es dem Vf. sehr Dank wissen, daß er dieselben in ein so schönes Licht gestellt, und so lehrreich aus einander gelegt hat, wenn er nicht seine schon früher berührten Ansichten auch hier hinein getragen, und besonders auf der letzten Stufe in das Ganze verwoben hätte. Wenn Hr. G. eine scientiifische Methode, statt einer bloß rasonirenden, in seinem Werke verfolgt hätte: so würde er gewiß gefunden haben, daß die Repräsentanten von Elektricität und Magnetismus, und die Verhältnisse der Cohäsion nicht auf seine Weise bestimmt werden können. Es ist nicht einzusehen, wie er durch die wenigen und leicht zu hebenden Gründe, die er anführt, und die auf einzelnen speciösen Belegen beruhen, sich bewegen lassen konnte, die von *Seite Schellings* durch consequente Speculation, und von *Seite Steffens* durch die vollkommenste Induction erwiesene und sich ganz entsprechende Ansicht zu verlassen, um zu einer so wenig stabilirten wie die seinige ist, überzugehen. Die Quelle seiner Verirrung, nach welcher er den Wasserstoff und Kohlenstoff als Factoren des Magnetismus, und den Stickstoff und Sauerstoff als Repräsentanten der Elektricität annimmt, scheint darin zu liegen, daß er hypothetisch annimmt, die Repräsentanten des Magnetismus müßten einerseits die cohäsionslosesten und andererseits die cohärentesten Stoffe seyn, und dann gleichsam das Übriggebliebene der Elektricität vernachlässigen will. Allein Elektricität und Magnetismus sind sich coordinirte dynamische Prozesse, und keiner ist von dem andern bestimmbar. Jeder fodert in seiner Dualität einen + und einen —. Pol von Cohärenz, keiner aber das absolute Maximum und Minimum von Cohäsion, wie der Vf. voraussetzt; denn beide müssen erst nach ihrem relativen Charakter bestimmt werden. Wissen wir nun, worin der Vf. mit uns einig ist, daß die Elektricität eine der Expansivität anneigende Potenz ist, der Magnetismus aber der Attractivität, oder daß jene die passive, dieser die active Cohäsion darstellt: so werden wir nur diesem gemäß, ihre Repräsentanten bestimmen können.



nen. Der cohässiönstefte Stoff fällt nothwendig nach diesem Prämissen der Elektricität als Repräsentant zu, der cohärenteste aber dem Magnetismus, jener also der Wasserstoff, diesem also der Kohlenstoff, hier ist also zuerst getrennt, was der Vf. zuerst verehnt. — Jeder von diesen Polen fodert nun seinen entgegengesetzten, aber bloß relativ entgegengesetzten; und fällt nur diesem nach nicht dem Wasserstoff der Sauerstoff, dem Stickstoff der Kohlenstoff zu? Sehen wir nicht jene im Wasser combinirt, oder vielmehr identisch, und durch gewisse Proceße das Wasser in den einen oder anderen polarisierbar? — Finden wir nicht andererseits die Reihe solider Körper, wie *Steffens* zeigte, aus dem einen Extrem in einer ununterbrochenen Continuität in das andere fortlaufend? — und endlich muß das nicht ein Princip seyn, welches desoxydirt (= Wasserstoff) und oxydirt (= Sauerstoff) und hinwiederum ein und dasselbe, welches als Desoxydirtes (= Kali) und als Oxydirtes (= Kohle) hervortritt? und diese beiden sind es, welche in der Wechselwirkung ihrer Polaritäten sich entgegenstellen, wie Elektricität und Magnetismus, und mit ihren Polaritäten so in einander greifen, daß stets die positiven und die negativen sich unter sich verbinden.

Seine bisherige Ansicht stellt der Vf. nun unter folgendem Schema auf:

Männlichkeit.		Außere Natur.	Weiblichkeit.	
Erste Potenz.		Cosmische Sphäre.	Erste Potenz.	
Licht.		Wärme.	Schwere.	
Roths.	Violetes.		Größste.	Kleinste.
Zweite Potenz.		Physische Sphäre.	Zweite Potenz.	
Elektricität.		Galvanismus.	Magnetismus.	
Positive.	Negative.		Positiver.	Negativer.
Dritte Potenz.		Chemische Sphäre.	Dritte Potenz.	
Comburrirender Stoff.		Comburrirter Stoff.	Combustibler Stoff.	
Sauerstoff. Stickstoff.			Kohlenstoff. Wasserstoff.	

Das Schema ist bereits durch seinen Gehalt beurtheilt, nur wird es hier noch mehr auffallen, daß der Vf. es wagte, gegen alle Gesetze der Chemie, und gegen alle Erfahrung den Stickstoff unter die Rubrik eines comburrirenden Stoffes zu setzen. In Betreff der mittleren Potenzen, welche nach des Vf. Ansicht aus der Continuation je zwey und zwey entgegengesetzter hervorgehen, werden wir ihm beystimmen, insofern wir auf die zwey ersten Hinsicht nehmen: die letztere ist aber wohl, wie die ganze Sphäre, verfehlt. — Dießem Schema folgt bald ein anderes, welches die Entzweyung und die Stufen der Potenzirung im Inneren darstellt. Da wir nun aber die von ihm statuirten Potenzen in der Persönlichkeit schon früher kennen gelernt haben, und die hier dazwischenlaufende Darstellung ganz darauf zurückgeht: so begnügen wir uns dieselbe schematisch, wie sie der Vf. selbst nachschickt, hier zu geben.

Männlichkeit.		Weiblichkeit.
Erste Potenz.	Sphäre des Geistes.	Erste Potenz.
Vernunft.	Anschauung.	Verstand.
Positivität. Negativität.		Positivität. Negativität.

Zweyte Potenz.	Sphäre des Gemüths.	Zweyte Potenz.
Phantasia.	Gefühl.	Sinn.
Positivität. Negativität.		Positivität. Negativität.
Dritte Potenz.	Sphäre des Organismus.	Dritte Potenz.
Irritabilität.	Leben.	Erregbarkeit.
Positivität. Negativität.		Positivität. Negativität.

Die Positivitäten und Negativitäten weist der Vf. folgender Massen nach. Die Positivität in der *Vernunft* projectirt sich in die rein willkürlichen Bewegungsmuskeln, die Negativität tritt in die Muskeln, die zwar der Willkühr, aber auch zugleich der Einwirkung von Außen gehorchend. Der Vf. versteht darunter die Brustmuskeln, die die eingeathmete Atmosphäre regen soll (???), die einen sollen dem Stickstoff, die anderen dem Sauerstoff entsprechen. — Die Positivität im *Sinn* projectirt sich in den Theil des Nervensystems, in welchem die erregten Affectionen sich nicht zu lichten Wahrnehmungen zu erheben vermögen, wo aber zugleich eine Reaction in der Muskelbewegung gegeben ist; in den unteren Nervengeflechten, z. B. des sympathischen Nerven, als Nerv der Arterien, und im Eingeweide- und Stimmnerven, wovon der erstere gegen die Erregung aller Körper im Darmkanal, letzterer nur gegen die Gasarten in den Lungen erregbar seyn soll (???). — also jener sich mehr der Negativität nähern. — Die Positivität im *Verstande* soll nur die feinsten Objecte, oder das Subjectivste in ihnen auffassen, und dieses findet der Vf. in den höheren Sinnesorganen, in welchen er eine Scale annimmt, von welcher er glaubt, daß sie von dem Zwerchmuskelnerven (welchen er als die geringste Receptivität in dieser Sphäre, als Negativität annimmt) in einer Stufenfolge fortlaufe, wie die combustibeln Körper im Auseren vom Kohlenstoff bis zum Wasserstoff (???). — Die Positivität in der *Phantasia* projectirt sich in die Muskeln, die nur dem Affect gehorchen, z. B. Arterien, die der sympathische Nerve versorgt; die Negativität in den Muskeln, die zwar dem Affect gehorchen, aber außer ihm auch von dem Auseren abhängig sind (das sind die Arterien auch, vom Blute als Auseren, und der sympathische Nerve wurde oben schon der Positivität des Sinnes vindicirt). — Die Negativität im *Sinne* weist der Vf. endlich auf der untersten Stufe in den einsaugenden Gefäßen nach; und schließt damit, daß er auch in dem Übergang von den rothen Venen durch die lymphatischen Gefäße in die Milchgefäße (?) einen Übergang der Positivität in Negativität annimmt, und glaubt, es müsse sich auch ein solcher in der höchsten Sphäre, im Gehirn, nachweisen lassen, so daß Positivität in der *Vernunft* und *Phantasia* den expansibeln Dunk zur Negativität erhebe, d. i. in der untersten Potenz dem Stickstoff vorherrschend mache, die Negativität dagegen ihn positiver, d. i. sauerstoffreicher mache (???). — Aus diesem Auszuge wird sich klar genug ergeben, daß der Vf. hier nichts weiter that, als aus den vorhandenen Nerven, Muskeln und Gefäßen diejenigen aufzugreifen, welche er für schicklich hielt, um die von ihm vorausgesetzten Potenzen

zu belegen, und zwar bloß in einer anatomischen, oder empirisch-physiologischen Folge. Wir werden also sagen müssen, der Vf. habe hier nichts gethan, als gesucht, die Kinder seiner Dogmatik unter Dach zu bringen; das *Wissen* hat durch dieses Stück Arbeit weder an Festigkeit, noch Ausdehnung gewonnen; und mit Unrecht spricht er von Construirem, indem Construction überhaupt dem ganzen Werke fremd ist, Synthesiren und Parallelisiren aber allein einheimisch sind. Der Beweis liegt nahe. Hr. G. hebt im nächsten Abschnitte wieder an: Der Träger der Vernunft ist der expansible Dunst, der Träger des Verstandes die Marksubstanz, jener (Dunst) wird in der Idee geregt, diese (Marksubstanz) regt in der Wahrnehmung das Aufseher. Der Träger der Phantasie ist auf gleiche Weise jener Dunst, ihn regt der Affect; Träger des Sinnes ist die graue Substanz, ihn regt die Empfindung. In der Gegenwirkung beider erscheint das Leben in höchster Potenz. Eben so schreitet der Vf. nun fort zu den einzelnen sich anschließenden Systemen, und das nächste bildet ihm die Reihe von Nerven, welche mit dem Gehirn ohne alle Zwischenkunft von Ganglien verbunden sind, welche er anatomisch aufzählt, und denen die Muskeln, in die sich diese Nerven verbreiten, und die sich dadurch dem directen Einfluß des Willens öffnen, entsprechen. Ein zweytes System findet der Vf. in den Nerven, die durch einfache Ganglien sich lose mit einander associiren, und in den Muskeln, zu denen diese Nerven gehen, welche er wieder speciell anführt. Ein drittes, zu dem das vorige sich wie Gehirn verhalten soll, und von dem es also nicht eine bloße Verlängerung seyn darf, sondern unterbrochen seyn muß, weist er an dem sympathischen Nerven nach, welchen er als die negative Polarität dieses Systems annimmt, und als die positive den plexus coeliacus mit seinen Verbindungen und Fortsetzungen nach oben in den Stimmnerven, und nach unten in die Eingeweide. Die Muskeln, die der eine versorgt, sind ihm die Arterien, und die der andere versorgt, ist ihm Arterie tieferer Art, oder der Darmkanal. Tiefer hinab zeigt er das Verlieren des Eingeweidenerven in die Milchgefäße, und des äußeren Sympathischen in die Venen und lymphatischen Gefäße. Der Muskel, sagt er, geht ins Zellgewebe über, und andere Organe, in denen Contractilität herrscht, als Gebärmutter, Harnröhre; u. s. f. Dies von der positiven Seite, von der negativen nimmt er die Erstarrung der inneren Energie im Knochen an. Endlich gehen ihm die einsaugenden Gefäße in die Haare über, und das Zellgewebe zieht sich ihm in Nägel und Oberhaut zusammen.

Dieser Auseinandersetzung gemäß verfolgt nun der Vf. seine Potenzen in dieser Sphäre, die Energie der inneren Thätigkeit äußert sich auf der ersten und zweyten Stufe an der Affection des expansibeln Dunstes durch Vernunft und Phantasie, die Erregbarkeit auf derselben Höhe an der Regung der festen Masse durch die Sinnorgane in den verschiedenen Facultäten des Verstandes und des Sinnes. Der positive Pol wird auf das große, der negative auf das kleine Gehirn fallen. Abwärts ist dem Gehirn das

Rückenmarksystem mit dem Sinnorgane einerseits und dem willkürlichen Bewegungsorgan andererseits zugegeben. Der positive Pol fällt auf den oberen, der negative auf den unteren Theil des Rückenmarks, dies zusammen genommen macht das obere Gehirnssystem aus. Ein zweytes zeigt sich tiefer in der Totalität der Ganglien, der eine Pol in dem sympathischen Nerven, der andere in dem colicischen. — Hier erscheint die Erregbarkeit auf der vierten Stufe, der Eindruck wird an den Ganglien zur Erregung gebrochen; eben so die Energie der Thätigkeit wird auf dieser Stufe zur Leidenschaft. Ein drittes zeigt sich in den Saugaderdrüsen, der äußeren in den lymphatischen Gefäßen, der inneren im Gekröse, an sie schließt sich das Zellgewebe; die Erregbarkeit erscheint auf der fünften Stufe als Capacität für die chemischen Potenzen, die Energie der Thätigkeit als Contractilität. Auf der Endstufe, wo auch dies passive Energische verschwindet, tritt nun die Vegetation hervor, Haare und Nägel.

Das Ganze hat der Vf. im folgenden Schema ausgedrückt;

Organismus.			
Positivität.	Sphäre	Negativität.	
Vernunft.	der Anschauung der	Verstand.	
Willk.	Willkühr und des Gefühls.	Urtheilskraft.	
Expansibler Dunst.	Mensch.	Markichte und mildere Substanz.	
+		+	
im großen Gehirn.	im kleinen Gehirn.	im großen Gehirn.	im kleinen Gehirn.
Expansibler Dunst.	Phantasie.	Graue Substanz.	Sinn.
Freie Muskelkraft.	Sphäre.	Sensibilität.	
Willkührliches Bewegungsorgan.	der willkührlichen Bewegung.	Rückenmark und Sinnesnerven.	
+ Augmuskeln — Zwergmuskel.	Projection der Willkühr. Vollkommenes Thier.	+ Seborgans — Organ des Gemeingefühls.	
Unwillkührliche Muskelkraft.	Sphäre	Erregbarkeit.	
Unwillkührliche Muskel.	der Erregung der Leidenschaft und des Kunsttriebes.	Totalität der Ganglien.	
+		+	
Arterien. Darmkanal.	Insekten. Mol-lusken.	Äußere mit dem sympathischen Nerven.	Colicischer mit dem Stimmnerven.
Contractilität.	Sphäre	Absorptions-Fähigkeit.	
Zellgewebe.	der Assimilation.	Einsaugende Gefäße.	
+ Gebärmutter. Knochen. Aderhaut. Harnröhre.	Passive Energie, blinde Nothigung. Pflanzenthier.	+ Veue und Lymphgefäße.	+ Pfortader und Milchgefäße.
	Vegetation.		
	Oberhaut, Nägel, Haare.		

Hierin concentriren sich die Ansichten des Vf. Es ist nicht zu verkennen, daß er durch Scharffinn und Divination mit Vernachlässigung aller methodischen Forschung und Demonstration über das Ganze einen sehr glücklichen Blick geworfen hat, und demselben eine Einheit, und einen Zusammenhang zu verschaffen wußte, welche demselben in allen bisherigen physiologischen Handbüchern fehlte.

(Der Beschluß folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 O C T O B E R, 1805.

## N A T U R L E H R E.

KOBLENZ, b. Laffaulx: *Aphorismen über die Organonomie*, von J. Görres, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Einzelne Parallelen oder Antithesen, welche der Vf. zuerst machte, wie z. B. die Erregbarkeit und Absorption, und Absorption und Contractilität, verdienen besondere Aufmerksamkeit und Beyfall; eben so seine Ansicht der Ganglien. Das differente Verhältniss des Nervensystems in sich ist zwar nicht zuerst von ihm unter diesem Gesichtspunkte aufgefasst worden, dagegen aber hatte noch Niemand die Differenzen in demselben mit mehr Präcision gefasst und entwickelt. So verhält es sich auch mit der Relation von Sinn und Bewegung, welche zwar durch ihn keine neue, aber eine genauere und richtigere Bestimmung erhalten hat. Sehen wir von den einzelnen Parthien ab, so kann das Ganze uns bloß durch die Consequenz, die der Vf. aus seinen Ansichten hineinbrachte, gefallen; näher betrachtet ist es aber eine bloße Pandiculation des Organismus nach denselben. Wir finden hier eine bloße Stufenfolge, welche eben sowohl die entgegengesetzte zulässt, wovon aber beide eine bloß eingebilddete Causalreihe statuiren. Keines der zwey Principien des Organismus darf als das Primitive statuirt werden, oder als ein Positives, mit welchem das Entgegengesetzte als Negatives parallel fortliefe. Sie müssen in ihrer ursprünglichsten Antithese aufgefasst, und in ihren relativen Einheiten wieder als neue Entzweyungen aufgezeigt werden, innerhalb welchen erst Potenzirungen Statt finden. So entstehen Polaritäten, welche dem Vf. entgingen, indem ihm Alles nur als ein Höheres oder Tieferes erscheint, und alle Polarität nur eine unter dem Begriffe der Quantität aufgefasst ist. Zwar sieht der Vf. dieses nur als einen Versuch an, das Einfache im Organismus, zu welchem er im ersten Buche noch nicht gelangte, zu erreichen, und setzt nun seine fortlaufende Arbeit darein, die verschiedenen Verbindungen jener einfachen Theile zu organischen Ganzen zu erreichen, und die davon abhängenden Erscheinungen zu ordnen. Allein er hätte nicht übersehen sollen, dass einerseits bloß der Lebensproceß über alle Differenz der Gebilde erhaben, und dass das wahrhaft Einfache im Organismus bloß das Identische im Ganzen ist. Das, was er einfach nennt, ist nur das Dissimiläre im Organismus nach anatomischer Ansicht, und dieses bildet bloß den organischen Mechanismus, von

J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

welchem nicht die differenten Lebensproceße, sondern bloß die Functionen abhängen. So hat er z. B. schon die Absorption, welche nicht gleich der Erregbarkeit ein allgemeines Attribut alles Lebenden ist, doch in eine gleiche Reihe mit der Erregbarkeit gesetzt, welches nur geschehen konnte, indem er Erregbarkeit als eine bloß durch die Ganglien vermittelte Function ansah! — Die Identität aller Actuosität, und aller Receptivität durch das Ganze war durch die Erregungstheorie und besonders durch die Naturphilosophie anerkannt und erwiesen worden; die Differenz derselben war durch die empirische Physiologie in ihren verschiedenen Gestalten, und selbst in ihren verschiedenen Substraten nachgewiesen worden; des Vf. Arbeit bestand nun aber darin, dass er letztere etwas näher bestimmte, sie als Phänomene oder als Gebilde, denen sie inhären, aufusste, und an einer Scale gradativ als ein fortlaufendes Identisches nachzuweisen versuchte. — Dass ihm dies meistens sehr wohl gelang, ist nicht zu läugnen, und ist nicht ohne Verdienst, so wie es viel Kenntniss und Talent von Seite des Hn. G. beweiset; allein er hat nicht geleistet, was er sich aufgegeben, und was wir von einer Organonomie fodern. Diese soll nicht bloß so am Auseren kleben bleiben, nicht bloß Empirie mit Abstraction synthetisiren, und Function mit Gebild parallelisiren, sondern soll uns auf eine construierende Weise den Organismus entstehen lassen, dass wir für das Phänomen nicht bloß einen Namen, und für das Gebild nicht bloß eine anatomische Nachweisung, sondern eine innere Erkenntniss des Processes, von welchem beide selbst nur Ausdruck und einseitige Reflexe sind, erhalten. Wird dies geleistet, welches aber nur ein Werk der Philosophie und ihrer Methode seyn kann: so werden auch nothwendig zugleich die Gesetze des Lebens und des Organismus gefunden, während das, was auf dem Wege des Vf. gefunden wird, nicht *Gesetze*, sondern höchstens nur *Regeln* für Verhältnisse einzelner Functionen und Phänomenen unter sich abgiebt, die selbst noch auf unsicheren Grunde genug beruhen. In diese Rubrik setzen wir nun das, was der Vf. noch zum Schlusse seines Werkes geleistet hat. Er ergreift wieder zuerst das obere Gehirnsystem. — Wenn negative Potenzen auf unsere Persönlichkeit einwirken, dann ermattet der Kampf zwischen Subjectivität und Objectivität in ihr (d. h. die Erregung werde vermindert, wie unwahr!). Daher verfeinert sich bey Asthenisirung des Seelenorgans zunächst mit dem Sinken der inneren Productivität auch das Selbstbewußtseyn in der höheren

M

Po-

Potenz. (Man erinnere sich, daß der Vf. als diese Wasserstoff und Kohlenstoff bestimmte.) Mit dem Fortgange der Asthenie geht diese Verfeinerung in Schwäche über, das ohnmächtige Selbst, das sich selber zu ergreifen strebt, entschlüpft dem matten Griff wie ein loses Dunstgebild, das Bewußtseyn des Lebens verfeinert sich zum Mißbehagen, — die eigene zerfloßene Natur tritt ins Außere hinaus, daher zeigt sich bey Asthenisirung der Nerven des Gemeingefühls die vermehrte Regsamkeit zuerst am Kitzel. Diese und andere Sätze, welche auf eine sehr gefällige Weise die Erscheinungen von erhöhter Sensibilität und gesunkener Energie in der Sphäre der Geistes-thätigkeit und Empfindung erzählen, sind in einer Reihe sehr wohl gewählter und gut dargestellter Belege für das Gesetz des sich entgegengesetzten Steigens und Fallens der Factoren in dieser Region dargestellt. Es ist interessant, diese Darstellung nachzulesen, obwohl der Vf. sich zuweilen erlaubt, gewisse Phänomene bestimmt der einen oder anderen Seite zu vindiciren, die unbestimmt, wie sie jetzt noch ihrem Wesen nach sind, auch in der Erfahrung sich als differenten Zuständen collidirend zeigen, wie die meisten Abnormalitäten von Sinnes- und Geistes-Thätigkeit sich eben sowohl in Hypersthenie als Asthenie zeigen. Wenn man aber bedenkt, daß die bloß vage Bestimmung mit Hypersthenie und Asthenie das Wesen der Krankheiten noch nicht erschöpft, und andererseits, daß die den Factoren derselben entsprechenden Functionen in dieser Sphäre noch zu wenig bestimmt sind: so wird man es dem Vf. leicht verzeihen, wenn er hier aus Ordnungsliebe nach seinen Ansichten bestimmter ist, als die Erfahrung gestattet.

Seine zwey hier angeknüpften Gesetze: *Es ist durchgängiger Consens zwischen allen Theilen der festen Masse des Gehirns und den Sinnorganen. Was die eine excitirt, wird die anderen auch erheben, was jene deprimirt, wird auch Depression in diese bringen; — und es ist durchgängiger Consens zwischen dem expansibeln Dunst in den Höhlen des Gehirns, und dem ganzen äußeren Muskelsystem, das der Wille beherrscht. Was den einen excitirt, wird auch die anderen erheben, was diese deprimirt, wird auch Depression in jene bringen: —* diese Gesetze können wir nicht unterschreiben. In Rücksicht des ersteren müssen wir bemerken, daß weder der Vf. noch sonst Jemand bis jetzt das Verhältniß von der festen Masse des Gehirns zu den Sinnorganen erwiesen hat; daß man wohl tieferen Grund hat, zwischen ihnen ein entgegengesetztes, als ein identisches Verhältniß, anzunehmen, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach in der festen Masse des Gehirns bey den unendlich vielen Fähigkeiten und Vermögen, die wir doch lieber dahin, als in Dunst verlegen, und bey der so wunderbar-vielfachen Varietät dieses Organs, welches jenen entgegen zu kommen scheint, unbestimmbar viele Entgegensetzungen sich finden müssen, die wir nicht mit einem hypothetischen Consens vernichten wollen. In Rücksicht des zweyten Gesetzes aber können wir wohl zugeben, daß in dem Dunste Consens

ist, aber von diesem zu dem äußeren Muskelsystem ist doch zu viel gefodert! — zwischen Wille und willkürlicher Bewegung ist dieser Consens anerkannt. — Das dritte Gesetz, welches eine Synthesis dieser beiden ist, bedarf erst die Sanction des ersten und zweyten Gesetzes.

Das zweyte große System ist nach dem Vf. das *Verdauungssystem*. Zuerst führt er hier eine genaue und gut gedachte Parallele mit dem Circulationsysteme durch, und sucht dann auf diese eine Ableitung der krankhaften Phänomene zu gründen. Wenn man, sagt er, positiv erregende Potenzen (also sauerstoffhaltige) in den Darmkanal bringt, dann folgt harter, starker und häufiger Puls in ihm, die Gedärme ziehen mit Kraft und Stärke sich zusammen, die wurmförmige Bewegung nimmt zu, und die *Contenta erreichen früher den Mastdarm*. Wenn Excitation in den arteriellen Gefäßen der Schleimmembran entsteht, und ihr Schleim abgesondert wird, der bey verstärkter Wärme an der ganzen inneren Fläche schnell verdunstet und sich vergaset mit steten Borborygmen und Blähungen; an der äußeren Fläche werden gleichfalls die arteriellen Gefäße in der serösen Membran zu verstärkter Action incitirt, und die Anhäufung von dieser bildet den aufgetriebenen Leib; wenn die Härte der Pulsirung einen gewissen Grad übersteigt, dann erregt sie Schmerz, und wird Kolik; wird die Absonderung des Dunstes in die Bauchhöhle über die Gebühr verstärkt, so entsteht Meteorismus und Tympanitis; wenn alle inneren Secretionen verdampfen, trockner Durchfall; wenn endlich die Secretion des Darmschleims sich über den ganzen Kanal verbreitet, und mit Heftigkeit vor sich geht, dann wird die Diarrhöe zur Cholera; bey noch höherem Grade der Excitation entsteht Darmentzündung, Eiterbildung, krampfhafte Zusammenziehung des Darmkanals und Verstopfung. — (Ärzte werden leicht ohne Bemerkungen des Rec., die hier gar zu häufig erfordert würden, das *Oberflächliche, Einseitige und Unzureichende* in diesen Ansichten entdecken). Auf eine ähnliche Weise wird Ekel, Übelkeit, Aufstoßen, Erbrechen, Schluchzen (welches sich wohl hieher nur verirrt hat,) Stuhlzwang und Lienterie abgeleitet; der Vf. ist in diesem Gebiete ganz Dilettant, welches sich aus ähnlichen Stellen ergibt, wie die ist: *daher heben Opium, und mehr oder weniger alle combustibeln Körper schnell Übelkeit, Erbrechen, und den Meteorism und Durchfall, den positive Incitamente erregen; im gesunden Zustande in den Magen gebracht veranlassen sie aus demselben Grunde verköpften Leib, unbewegliche, feste, harte Excremente. Daher hebt häufig verschlucktes Eis den hartnäckigsten Ileus, und Eisklystiere zeigen sich in der Darmentzündung und Ruhr aus demselben Grunde wirksam, aus welchem aufgelegtes Eis die Entzündung nach Verbrennung hebt!!!* — Als *erstes Localgesetz* für dies System stellt er folgendes auf: *Es ist Consens in dem ganzen muskulösen Theile des Darmkanals von seinem Pole dem Magen an, der ganzen Schleimmembran von ihrem Pole der Pankreas aus, der ganzen* *serö-*

*servösen bis zum Mastdarm hin, sie alle concordiren daher in ihrer ganzen Verbreitung in sich selbst; was auf den einen Theil des Systems erhebend wirkt, wird sich auch auf alle andere, wenn es kräftig genug ist, auf sie seine Wirkung zu verbreiten, excitirend zeigen; was ein Glied der Verkettung deprimirt, wird auch Depression in alle andere setzen.* — Dießs angebliche Gesetz erweist der Vf. bloßs aus seinen Prämissen, die aber selbst nicht stabilirt genug sind; wir sind eher geneigt, zwischen dem muskulösen oder contractilen Theile des Darmkanals, und dem secernirenden, ein sich entgegengesetztes Thätigkeitsverhältniß anzunehmen, wie es sich auch besser mit Beweis und Erfahrung reimt.

Das zweyte Localgesetz ist: *Es ist Consensus in dem ganzen nervösen Theile des Darmkanals, in den lymphatischen und den Milchgefäßen, so weit sie innerhalb des Bauchfels liegen; (dießs ist eine anerkannte Sache,) in der Pfortader in ihrer ganzen Verbreitung, endlich in der Leber als Absonderungsorgan der Galle, in der Milz, insofern sie ein Convolut von Venen ist, (was soll dießs heißen? Die Milz hat als ein Convolut, welches alle ihre Organe befaßt, gewiß nur eine bestimmte Function) sie alle concordiren in ihrem ganzen Umfang in sich selber, was auf ein Glied u. l. w. (diese Concordanz ist wieder eine nicht erwiesene, und selbst eine unwahrscheinliche; Leber und Milz sind offenbar innerhalb des Systems, in dem sie befaßt sind, antagonistisch).* — Die zwey folgenden Gesetze bestimmen die Gegensätze: Es ist Antagonismus zwischen dem positiven und negativen Factor des Verdauungssystems; im positiven Factor wieder zwischen dem muskulösen Darmkanal und den Arterien, die in ihn münden, und im negativen zwischen der Pfortader und den Lebervenen, so wie zwischen jenen und den Milchgefäßen in Bezug auf ihre Lebensaction, und ihr Resultat die Secreion und Resorbtion. Diese Bestimmung ist natürlicher und richtiger als die vorigen; indessen müssen wir uns verwundern, den einfachsten und bestimtesten Gegensatz, welcher das Ganze als Einheit umfaßt, hier gar nicht erwähnt zu sehen, nämlich den von dem oberen und unteren Theile des Darmkanals, zwischen welchen der Magen die Indifferenz bildet, und von welchen ein relatives Überwiegen in demselben entweder Brechen oder Durchfall und analoge Bewegungen hervorruft.

Als die folgende Gruppe von Organen zählt der Vf. das Lungenystem auf. Hier finden wir wieder eine nicht uninteressante Vergleichung mit dem Verdauungssysteme und Nachweisung des sich Entsprechenden in Beiden; aber eben so wenig befriedigt wie im vorigen die Ansicht, wie sich dießs System zu den verschiedenen Potenzen verhält. Doch sehen wir hier den Vf. von seiner gewöhnlichen Conjugation der Stoffe abgehend, indem er hier (wirklich dem Factischen gemäß) sagt: Die rechte Herzkammer ist daher die weibliche, sie repräsentirt den Stickstoff und Wasserstoffpol im Lungenystem, die linke wird hingegen die männliche seyn, und den Sauerstoff

und Kohlenstoffpol darstellen. — Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Vf. überall einen so reinen Blick gethan, und schon früher das richtige Verhältniß der Potenzen gefunden hätte.

Er stellt hier auch das richtige Gesetz auf: *Es ist Consensus zwischen den zuführenden Gefäßen in den Lungen, der Venenkammer, und den Muskeln der Luftröhre einerseits, und den ableitenden Gefäßen, der Aortenkammer und der Schleimmembran andererseits; es ist hingegen Antagonismus zwischen jenem positiven und diesem negativen Factor im Lungenystem.* Eben so wahr sind die zwey folgenden, welche der Vf. wie dießs gut entwickelt hat: 1) *Es ist Consensus zwischen der rechten Herzkammer, den zuleitenden Gefäßen der Lungen, und der Luftröhre einerseits, und dem Darmkanal und seinen Arterien andererseits.* 2) *Es ist Consensus zwischen dem positiven Factor des Lungenystems, und dem ganzen äusseren arteriellen System, das der positive sympathische Nerv versorgt.* Auch dem darauf folgenden: *Es ist Consensus zwischen der rechten Herzkammer und den Nieren- und Saamen-Secretionsorganen; und es ist Consensus zwischen der linken Herzkammer und den Excretionsorganen des Harns und des Saamens,* muß man beystimmen. Der Vf. hat sich bemüht, diese und die schon früher aufgestellten Gesetze aus den Connexionen, welche ihm einerseits die anatomische Betrachtung des Organismus und andererseits seine angegebenen Ansichten darboten, zu entwickeln, und durch die Erfahrung zu belegen. In Rücksicht auf das erste Element müssen wir ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit Fleiß und Kunde gearbeitet habe; aber die beiden letzten haben seine Arbeit unsicher und oft irrig gemacht. Überhaupt ist dieser Weg, Consensus und Dissensus aufzusuchen, nicht der rechte, indem dießs die Identität in dem bloßen Mechanismus und Synthesis suchen heißt, da sie doch oft tiefer als diese beiden Momente liegt, und wo diese Statt finden, sie eben so wie die Function aus sich projicirt, diese können demnach nur als Nachweisungen gelten von dem, was eine sicherere Methode schon zum Voraus stabilirt haben wird.

Das höchste reinste positivste Urproduct, fährt der Vf. fort, zu dem es im Geiste kömmt, ist die Zeit, und das negativste der Raum. Jenes entsteht, indem die Vernunft sich in seiner Positivität als Intelligenz evolvirt, und der Verstand in gleicher Positivität das Evolvirte nach allen Richtungen begrenzt. Auf eine gleiche Weise entsteht, dem erstern entsprechend, in der äussern Natur das Licht, dem zweyten entsprechend die Materie. — Das Organ, welches die Zeit repräsentirt, wo die höchste Evolution geschieht, und der Träger des Verstandes den höchsten Grad von compacter Dichtigkeit erreicht, wird also durch das Herrschen der größten Attractivität bezeichnet seyn, — das ist nuth das grofse Gehirn, besonders um die erste zweyhörnichte Gehirnöhle, wo der Vf. glaubt, daß die Masse die größte Dichtigkeit erreiche, indem sie mit einer fast hornartig aussehenden Substanz die Sehehügel umschliesse! — Auf das grofse

Gehirn falle demnach die höchste Positivität der Factoren und die größte Energie. Das Äußere, das daher dies Organ erregen soll, muß auf derselben Höhe stehen, und, in ihm die höchste Positivität in höchster Expansivität (?) erscheinen; das sey aber das Licht, und daher das Gesichtorgan dem großen Gehirn zugegeben. Das Organ hingegen, das dem Raum entspricht, trifft nach dem Vf. auf den Theil der Gehirnmasse, wo der Träger der associirenden Kraft einen minderen Grad von Dichtigkeit gewinnt — das ist, auf das kleine Gehirn. In ihm, sagt er, zerrinne die feste Compactität des großen in der Mannichfaltigkeit der Verzweigungen des Lebensbaums, indem die Marksubstanz in eine weiche gelbliche übergeht, und die graue an Verhältniß sich vermehrt; daher werde es sich dem Äußeren weiter öffnen, und sie durch die Negativität des Äußeren gerührt werden; die höchste Negativität dort ist ihm die *schallende Materie*, und daher das Gehörorgan dem kleinen Gehirn zugegeben. — Über alles dieses müssen wir nun bemerken, daß der Vf. uns die Grenze, innerhalb welcher wir die Entstehung der höchsten Producte des über die Sinnlichkeit sich erhebenden Geistes annehmen können, überschritten zu haben scheint, indem er eines derselben in ein Organ von tieferer Potenz, wie das kleine Gehirn gegen das große ist, hineinträgt. Bloß innerhalb des letzteren werden wir zwey sich entsprechende, und so subline Functionen zu suchen haben: davon hat der Vf. seine Prämissen abgeleitet. — Es ist auch Unrecht, zwischen zwey so differenten Organen, wie das große und kleine Gehirn sind, bloß eine Vergleichung in Rücksicht der Compactität zu machen, und kann mit Recht bezweifelt werden, ob das große mehr Compactität als das kleine habe; — ja wir behaupten das Gegentheil. — Der Gehörnerv gehört überdies nicht dem kleinen Gehirn. Da er in der Gegend der vierten Gehirnhöhle sich verliert, vindiciren wir ihn dem großen. Ferner ist es eine verkehrte Annahme, daß das Licht die äußere Potenz für das Organ der Zeit, und die schallende Materie für das des Raums seyn soll. Den Indifferenzpunkt zwischen Negativität und Positivität bildet ihm die Gegend der dritten Hirnhöhle um die Klappe, die das Mark des großen mit dem kleinen vereinigt. — Von da aus verfolgt er mit ungleichem Glücke die ferneren Entzweyungen im Gehirn, und stellt endlich als die umfassendsten Gesetze von hier aus folgende auf: „Es ist Antagonismus zwischen dem großen Gehirn, dem positiven Factor im Rückenmark, und willkürlichen Bewegungsorgan, und den runden Muskeln, die der positive sympathische Nerv versorgt; einerseits, — und dem kleinen Gehirn, dem negativen Factor im Rückenmark, und willkürlichen Bewegungsorgan, und den runden Muskeln, die der negative sympathische Nerve, der Stimmnerv, und seine Fortsetzung der Eingeweidenerv versorgt, andererseits.“ Ferner: „Es ist Consensus zwischen dem großen Gehirn, dem positiven Factor im Rückenmarksystem, und der Sphäre des positiven sympathischen Nerven im Systeme der Ganglien; sie zusammen bilden die äußere männliche Hemisphäre. Es ist Consensus zwischen dem kleinen Gehirn, dem negativen Factor im Rückenmarksystem, und der Sphäre des negativen sympathischen Nerven im Systeme der Ganglien; sie zusammen bilden die innere weibliche Hemisphäre. Es ist endlich Antagonismus zwischen jener äußeren, und dieser inneren Sphäre.“ Mit diesem schließt der Vf. seine Construction des Organismus. Wir finden also nach derselben ihn in die zwey Geschlechter zerlegt, welche bereits

sind entwickelt worden. Das eine verhält sich zu dem anderen, wie Positives zu dem Negativen, oder nach dem Sinne des Vf. in Rücksicht der Energie wie Sauerstoff zu Stickstoff, in Rücksicht der Receptivität wie Wasserstoff zu Kohlenstoff. Gemäß dieser Entgegensetzung, welche in ersterer Form dem Vf. = Elektricität, in zweyter = Magnetismus ist, wird jede Potenz, die einwirkt, im Organismus Dualismus setzen; darauf baut er folgendes Gesetz: „Wenn äußere oder innere Potenzen in ein organisches System einwirken, dann verbreitet sich ihre directe Wirkung auf alle übrigen Systeme der Hemisphäre, der das Geregte angehört; und in allen Systemen der anderen Hälfte tritt alsdann die verkehrte Action im Gegensatze hervor; in dem Maße, wie die Asthenie in der einen sich entwickelt, geht Hypersthenie in der anderen hervor, und hinwiederum.“ Den Gehalt dieses Gesetzes entwickelt er, wie folgt: Positive Potenzen, vom Sauerstoffpol in den Darmkanal gebracht, werden daher in die ganze innere Hemisphäre positive Hypersthenie, in die ganze äußere negative Asthenie setzen; — positive Potenzen vom Stickstoffpol hingegen in die innere negative Hypersthenie, in die äußere positive Asthenie; hingegen negative Potenzen vom Wasserstoffpol werden negative Asthenie in die innere Hemisphäre, positive Hypersthenie in die äußere bringen; während negative Incitamente vom Kohlenstoffpol dort positive Asthenie, hier negative Hypersthenie erregen. — Es ist hier auffallend, wie der Vf. dies Gesetz mit der unbestimmten Bezeichnung von *positiv* und *negativ* dunkel macht; bey den Potenzen hätte dies Adjectivfügig wegbleiben können, da wir einmal wissen, daß ihm Sauerstoff und Stickstoff positiv, und die anderen zwey Stoffe negativ sind; was nun positive und negative Hypersthenie seyn soll, ist schwer zu errathen, wenn nicht damit soviel als *direct* und *indirect* gesagt seyn soll, und dann wäre das Surrogat übel gewählt. Das Gesetz selbst sucht der Vf. in der Erfahrung nachzuweisen; allein es erhellt in diesem Versuche, daß der Vf. nicht genug mit der Erfahrung in diesem Gebiete bekannt ist. Denn er begnügt sich *einseitig*, *unbestimmt*, und selbst sehr *ambigolische* Phänomene anzuführen, oft selbst aus einer Menge anderer, die bey demselben Zustand, den er auffaßt, coexistiren, auszuheben, und als Beleg aufzustellen. In neueren Zeiten ist es hinlänglich anerkannt worden, wie trügerisch eine so oberflächliche Symptomatik ist, und wie wenig sicher man Schlüsse zieht aus einzelnen Erscheinungen, die bloß empirisch als Wirkungen ihrer Natur und ihrer Beziehung nach sehr unbestimmten Potenzen aufgefaßt werden. Ein rationeller und mit der Natur bekannter Leser wird daher gewiß nicht das geringste Gewicht auf diese Nachweisung setzen. — In Rücksicht des Gesetzes selbst wird zu bemerken seyn, daß allerdings Hypersthenie und Asthenie in verschiedenen Systemen des Organismus werden coexistiren können, aber nur *relative*; daß der Vf. sich aber mit seiner Ansicht nicht gegen die Consequenz der Brownischen Schule, welche im Ganzen nur Hypersthenie oder Asthenie statuirt, werde retten können, so lange er den Organismus bloß unter dem Verhältniß des Thätigseyns; oder einer noch unbestimmten Erregung ansieht, wie es wirklich der Fall ist; daß Hypersthenie und Asthenie allein, über welche hier nicht hinausgegangen wird, es unmöglich machen, die sich qualitativ entgegengesetzte Erregung der Systeme zu begreifen, und Beziehungspunkte mit den äußeren Potenzen zu finden. Unser Vf., welcher zwar einerseits eine specifische Tendenz der Potenzen auf gewisse Systeme anerkannte, aber das Entsprechen der Systeme nur unter den Begriffen von Hypersthenie und Asthenie auffaßte, fand daher freyen Spielraum, diese und jene Phänomene im Organismus auf + oder — Erregung zu reduciren, und diesen oder jenen Stoff als den dies oder jenes erregenden anzugeben. Wir geben demnach obigem Gesetze in Rücksicht auf seine Form und seinen allgemeinen Sinn Beyfall, in Rücksicht seines bestimmten Gehalts aber finden wir es aus bisher angegebenen Gründen verwerflich. Da sich der noch kleine Rest des Buches um dieses Gesetz dreht, erlauben wir uns hier abzubrechen. Rec. glaubt, der Leser werde von selbst finden, daß Hr. G. eigentlich weder eine Organonomie, noch in Aphorismen schrieb, — daß er aber seine Gegenstände mit vielem Geist behandelte, und *treffliche Fragmente* lieferte. Von Seite der Darstellung empfiehlt er sich vorzüglich, wenn er nur zuweilen weniger luxurierte.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 15 O C T O B E R, 1 8 0 3.

## GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

BERLIN, b. Mylius: *Griechische Grammatik*, von Philipp Buttmann. Dritte, durchaus vermehrte und umgearbeitete Ausgabe. 1805. 384 S. und Vorrede IX S. in 8. (14 gr.).

Die Methode des Vf. ist aus den früheren Ausgaben seiner Grammatik allgemein bekannt. Man kann ihr das Verdienst der kritischen Untersuchung nicht absprechen, aber Ordnung und Übersicht fehlen ihr nur zu oft. Ob nun gleich dieser Mangel eine fast unvermeidliche Folge der von den ersten griechischen Grammatikern selbst beliebten und vom Vf. beybehaltenen Grundlage eines, obwohl am meisten gebildeten, Dialekts zu seyn scheint: so konnte demungeachtet jenen Forderungen mehr Genüge geschehen, wenn der Vf. für diese notwendigen Eigenschaften ein Bedürfnis gehabt hätte. Allein dieses scheint ihm gänzlich abzugehen. So konnten die Eigenheiten der Dialekte in der Declination und Conjugation bequemer tabellarisch neben einander gestellt werden, statt daß sie jetzt durch die ganze Grammatik in Anmerkungen und Unteranmerkungen zerstreut stehen, und dem Lehrling das Auffuchen, wie das Behalten, erschweren. Nicht zu gedenken, daß es ein ganz verkehrtes Verfahren ist, die Bildungsformen einer Sprache aus der Zeit ihrer höchsten Vollendung obenanzustellen, und die dazu führenden Stufen in Anmerkungen nachzuhohlen, sobald die Lectüre sich nicht allein auf die Monumente jener Zeit, sondern auch auf alle frühere und auf gleichzeitige anderer Dialekte erstrecken soll. Eine genetische Darstellung der Spracherscheinungen ist bey einer Sprache von diesem Umfange und dieser Ausdehnung, wie die griechische, die einzig fördernde. Da indess dem Vf. seine Methode einmal beliebt hat: so wollen wir nicht weiter mit ihm darum rechten, obgleich auch gegen das Polemische derselben viel zu erinnern wäre. Polemik gehört in keinen didaktischen Vortrag, wie ihn die Grammatik verlangt. Bewundernswürdig sind auch hierin die Lehrbücher der Alten, und der sie hierin nachahmenden früheren Grammatiker, deren Vorschriften, wie der Dekalogus, kurz und faßlich und deswegen erlernbar waren, so einseitig übrigens ihre Beobachtungen auch öfters seyn mochten.

Wenn der Vf. künftig mehr auf eine simple genetische und chronologische Darlegung der Sprachfacta ausgeht: so wird er eben dadurch ältere und

A. J. L. Z. 1805. Vierter Band.

neuere Hypothesen indirect widerlegen können, und keine weitere Polemik nöthig haben, die ja doch zu weiter nichts führen kann, indem sie einzeln das Einzelne bestreitet, und so ewig nur niederreißt ohne je etwas dafür aufzubauen. Bleiben die Facta nur ungetrübt, so stehe jedem das Spiel frey, sie nach seiner Weise und zu seiner Befriedigung zu einem Ganzen auf- und zusammenzubauen.

Mit der Polemik steht ein anderer Fehler in Verbindung, das häufige Räsonniren aus bloß subjectiven Gründen. Dahin gehört, was S. 199 in der Note über *ἔειν* gesagt wird; S. 196 daß das Futurum *ἐλεύσομαι* seiner Länge wegen nicht im Gebrauch sey; eben so S. 197 daß ihrer Schwerfälligkeit wegen die Tempora von *ἐρχομαι* nicht üblich wären; da an einer anderen Stelle behauptet wird, es geschehe, um die Verwechselung mit denen von *ἄρχομαι* zu vermeiden. Vorstellungsarten, die wir dem Vf. keinesweges verwehren für sich zu hegen, von denen wir aber nicht einsehen, was sie in einem Schulbuche sollen, da sie bloß hypothetisch sind.

Daß es an Distinctionen aller Art nicht mangeln werde, ist bey unserem Vf. voraus zu sehen. So werden S. 121 *Futurum atticum* in zwey Arten, und diese wiederum vom *Futurum secundum* unterschieden, und diese letztere bloß den Verbis λ. μ. ν. ρ. beygelegt, da doch die ganze Benennung *Futurum secundum* absurd ist. Mit welchem Rechte der Vf. zwey Arten des *Futurum atticum* unterscheidet, erstlich der Verba auf *ίζω* als *νομίζω*, *νομιῶ* dann solcher *Futura*, die den kurzen Vocal, nach Ausstossung des σ mit der Endung zusammenziehen, als *βιβάζω*, *βιβῶ*, *καλέω*, *καλῶ*, *ἐρημῶν*, *ἐρημῶ*; mit eben dem Rechte konnte er viere unterscheiden, nach Anleitung des vor der Endung hergehenden Vocals. Beide Arten sollen sich vom *Futurum secundum* dadurch unterscheiden, daß die erstere, *νομιῶ*, den Charakter (des Verbi ganz ausstosse, (*βιβῶ* von *βιβάζω* würde es ja auch thun) und die andere, wenn sie von *άω* oder *όω* herkomme, anders conjugirt werde, als *ἐλῶ*, *ἐλῶς*, *ἐλᾶ* nicht *ῶ*, *εῖς*, *εῖ* etc. Allein diese Conjugation ist von der anderen nicht unterschieden. Die Endung des *Futuri* ist durchaus *έω*, woraus andere Dialekte *εῖω* oder *έσω* gebildet haben, ohngefahr wie *μωᾶ* statt *μοῦσα*. Zu dieser Endung der Stämme *νομι*, *ἐλα*, *καλ* gesetzt, giebt *νομιέω*, contr. *νομιῶ*, *ἐλαέω*, contr. *ἐλῶ*, *καλέω*, contr. *καλῶ*, etc. Es ist unrichtig, wenn man dergleichen *Futura* durch Ausstossung des σ gebildet glaubt, da man vielmehr

umgekehrt die futura auf *σω*, von denen auf *έω*, durch Einschub des *σ*, auf die obige Weise entstanden; ableiten sollte, versteht sich nicht bey jedem Verbo insbesondere, sondern im allgemeinen. Die Verba λ. μ. ν. ρ. haben nunmehr die nämliche Conjugation; κέλλω, z. B. im Futur κέλέω, κελῶ, κέλεσω, zusammengezogen κέλω etc. Auf diese Weise angesehen, verschwinden alle die Unterschiede, welche alte Grammatiker aus roher Empirie aufgefaßt und festgesetzt haben. Ihre Ansicht der Sprache ist ja auch nur eine subjective; sie zu wissen, gehört freylich zur Alterthumskunde, aber sie beyzubehalten und werththätig zu machen, ist eben so ungereimt, als wenn man alle übrigen Wissenschaften wieder auf den engen Kreis zurückführen wollte, welchen sie im Alterthum einnahmen. Es versteht sich, daß durch die obige Aufhebung des Unterschiedes in der Bildungsart, nichts gegen den etwanigen Unterschied im syntaktischen Gebrauch ausgesagt wird.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir dem Vf. überall eine andere Methode entgegensetzen wollten. Es sey uns dagegen erlaubt, Berichtigungen und Zusätze, welche der Vf. in der Vorrede zu wünschen scheint, und zu denen uns mehrere Stellen seiner Grammatik auffodern, hier mitzutheilen.

S. 28 wiederholt der Vf. seine schon ehemals vorgetragene, von anderen Recensenten angefochtene Schöfsmeynung, daß bey Verwechselung von Buchstaben, die gar nicht mit einander verwandt sind, es meist die richtigste Voraussetzung sey, daß in der alten Sprache beide Buchstaben neben einander existirt haben; also, wenn man bald *μόγισ*, bald *μόλิส* sagt, das Wort ursprünglich *μόγλิส* gelautet, und die mildernde Aussprache bald diesen, bald jenen Consonanten ausgelassen. Daß dieses meist die richtigste Voraussetzung sey, möchte Rec. eben so wenig behaupten, als daß sie es in gegenwärtigem Falle sey. Wir wünschten die Beyspiele ähnlicher Fälle zu sehen, aus denen der Vf. den Schluss zog. Zuförderst ist gar nicht abzusehen, warum *μόγισ* und *μόλิส* nicht zwey verschiedene, von zwey verschiedenen Substantiven ausgehende Adverbien seyn können; jenes von *μόγος*, dieß von *μόλος*, welche wiederum von den Verbis *μόγειν* und *μόλιν* gebildet sind. Hätte nun ursprünglich *μόγλิส* existirt, so müßte es ein Substantiv *μόγλος* und ein Verbum *μόγλειν* gegeben haben, eine Form, die für ein primitives Barytonum ganz unerhört und durch die ganze griechische Sprache nicht zu parallelisiren ist. Den etwanigen Behelf, ein Adjectiv *μογιλος* vorauszusetzen, und daraus *μόγλิส* durch Contraction entstehen zu lassen, wie etwa *ζεύγλη*, *τρώγλη* und andere, hat der Vf. nicht einmal, und er würde ihm auch nichts frommen: denn die Hauptsache, die Herausstoßung des einen oder des anderen Consonanten, bleibt ihm immer noch darzuthun. Auf gleiche Weise würde also der Vf. auch in *μάλλον* und *magis*, *όλίγος* und *ολίγος*, eine Urform, die beide Consonanten enthielte, annehmen, wodurch die Sprache ein wahrhaft lustiges Ansehen gewinnen müßte.

Eben so unwahrscheinlich und unerweislich ist die andere Behauptung, daß *μέλας*, *μέλαινα* ursprünglich *κμέλας*, *κμέλαινα* geheissen, woraus die Aussprache bald *κέλαρα*, bald *κέλαινα* gemacht habe. Der Vf. findet den Beweis in einer pamphyliischen Form, welche Schneiders Wörterbuch aus dem Etym. M. darbietet, *κμέλεθρον* statt *μέλεθρον* (das schwarze Gebälk im Dache). Nach des Verfassers Art zu schliessen, würde folgen, daß *μολεῖν* ursprünglich *κμολεῖν* geheissen, weil Hesychius *μολεῖν* und auch *κρλεῖν*, durch *ἐλθεῖν* erklärt. So gewöhnlich auch die Combination von *γμ*, *κμ*, *χμ* in der Mitte eines Wortes ist; so sehr auch die Worte darnach abgetheilt werden, und *κμ*, *χμ* bey den Attikern gewöhnlich keine Position machen, folglich die zweyte Sylbe mit diesen Consonanten anfangt: so unerhört ist sie zu Anfang eines Wortes. Die einzige Form *κμητᾶ* bey Hesychius ausgenommen, wo jedoch diese Verbindung erst durch Verkürzung und Suppression des Stammvocalen entstanden und keinesweges ursprünglich ist, wie sie es in *κμέλας* seyn müßte. Lassen wir also dem rohen Pamphylier seine unbequeme Gutturaladspiration selbst vor *μ*, und das einzelne, unbelegte *κμητᾶ*, und sehen, ob nicht *κέλαινα* auch ohne weiteres, wenn nicht geradezu aus *μέλαινα*, doch aus einem gemeinsamen Stammworte entstanden seyn könne. Daß *μέλας* nicht bloß die specifische schwarze Farbe, sondern überhaupt dunkel bezeichne, setzen wir als bekannt voraus. Nun finden sich bey Hesychius und im Etym. M. folgende Worte: *εἰλάς*· *πυκνή*, *σκοτεινή* — *εἰλύ*· *μέλαν* — *ἐλυστα*· *ἄμπελος* *μέλαινα* — *ἐλίβοτρυς*· *ἄμπελος* *τις* *μέλαινα* — *ἐλί*, *ἐλιξ*, *ἐλικόν*· *μέλαν* — *κασιλάς* und *κατουλάς*· *ζοφωδής* und bey Homer *όλοή* *νύξ*, welches einzig nur durch *conferta*, *spissa*, gleichsam *solida* *nox*, richtig erklärt wird; ferner *όλός* und mit einer andern Adspiration *θολός* die Schwärze (des Tintenfisches). Sämmtliche Worte sind von *έλλω* und dessen nächsten Derivatis, und das Gemeinsame der Begriff des Zusammengedrängten, Dichten. Für *έλλω* existirt eine mit dem *κ* adspirirte Form *κέλλω*, welche auch in ihren Derivatis häufig mit jener parallel geht. Es ist also wahrscheinlich, daß ein Dialekt auch *κέλας* statt *εἰλάς* oder *εἰλάς* gesagt habe, wovon *κέλαινα* übrig blieb. Eben so erscheint auch *μ* vorgesetzt, nicht nur in dem bekannten *μόνθος*, *όνθος*, *μόχλος*, *όχλος*, *μόσχος*, *όσχος*, sondern auch in *μείραξ* statt *εἰραξ*, *εἰρην*, *μαρς* st. *αῖρης*, *μύλλειν*, *molere*, mahlen, st. *άλειν* und vielen anderen. Es scheint also keinem Zweifel ausgesetzt, daß *μέλας* von *έλλω* kommt, und von dem Begriff des Gedrängten, Dichten, Dicken, die Bedeutung, dunkel, schwarz ausgeht. Daß nun aber auch von demselben Stamme gerade das Gegentheil ausdrückende Worte entspringen, als *έλη*, *γελη*, *σέλας*, *έλλη* u. s. w., welche das Merkmal der Bewegung auf des Webeln des Lichtes, des Lichtschimmers u. s. w. übertragen, ist eine zu bekannte Erscheinung, als daß daraus eine Instanz gegen die obige Ableitung genommen werden könnte. Wir hätten demnach

nach die ohnehin sehr unsichere pamphyllische Form nicht nöthig, um die Entstehung von μέλαινα und κέλαινα zu erklären.

Der Vf. führt noch Beyspiele aus dem Deutschen an, welche die obige Ausfloßung eines Consonanten beweisen sollen, die aber theils nicht hieher gehörig, theils anders abzuleiten sind.

Das einzige κόειν für νοειν ist der Art, daß, wenn man einmal alles aus einer Ursprache deduciren will, man der Bequemlichkeit wegen sagen kann, das Stammwort sey κνώω oder γνώω gewesen, wovon νόω und κόω, samt ihren Derivatis, übrig geblieben. Aber man muß sich wohl in Acht nehmen, diesen Urformen nicht alle die Consonanten schon aufzubürden, die in der Folge erst zum Vorschein kommen. Oft gesellt sich aus Gewohnheit, durch einen Zug des Organs zu einer Combination von Lauten, einer oder der andere zu einem Worte, der nicht in der Ursprache gewesen zu seyn braucht; die Fälle, wo der Begriff dadurch nuancirt wird, nicht einmal in Anschlag gebracht. Jede Sprache, sie entlehne Wörter aus einer fremden, oder aus ihren Dialecten, macht sich dieselben mundrecht. So wird doch für γνόφος und δνόφος niemand die Urform γδνόφος annehmen. Wenn der ältere ionische Dialekt Adspirationen wie γ liebte, und γδᾶπος statt δᾶπος sagte: so konnte er auch γνόφος, κνέφας statt νόφος, νέφας sagen. Wenn ferner κ vor ν auch in andern Sprachen und bey allen denen, welche es nicht aussprechen können, in t oder d, ja wohl nur in einen bloßen Conatus übergeht: so konnte auch bloß δνόφος daraus werden. Auch wurden ja ganz offenbar Consonanten verwechselt, die nichts mit einander gemein haben, als κότε, πότε, obwohl jenes κότε aus der condensirten Adspiration ὅτε entstanden ist. Warum soll also nicht bey einer Völkerschaft κόειν, bey der anderen κείν existirt haben können, von welchem letzteren ἀκούειν, ἀκούειν gemacht ist? Der Begriff des Hörens ist ein viel sinnlicherer, früherer, als der des Vernehmens, Verstehens; und so werden ja auch die Worte οὖς, ὠς, auris, Ohr, wovon hören, an denen weder κ noch ν, vielweniger χν zu vernehmen ist, einen noch anderen Stamm voraussetzen.

Der Vf. erwähnt an mehreren Stellen seiner Grammatik auch der Lehre vom homerischen Digamma. Nach der eben so gründlichen als witzigen Abfertigung, welche diese auf den Whim einiger Engländer gebaut, Theorie vor etwa zwey Jahren in einer gelehrten Zeitung erhielt, muß man sich billig wundern, wie unser Vf. von dieser „sehr dunkeln Lehre“ noch in einer Grammatik reden kann, die nur das Ausgemachte zu geben verspricht, und zwar an Stellen, wo er, zwar nicht über das äolische Digamma, doch über das homerische sehr gut hinauskommen konnte. Wäre es aber auch nur darum geschehen, um über diese oft erwähnte Materie, auch ein beyläufiges Wort an die Leser seiner Grammatik gelangen zu lassen: so

macht er doch keine ganz aufrichtige Vorstellung von der Sache, wenn er sagt: „Diese Lehre beruhe auf der interessanten Bemerkung, daß eine kleine Anzahl mit einem Vocal anfangender Wörter ohne allen Vergleich häufiger, als alle andere, in Homers Gedichten den Hiatus und ungleich seltener den Apostroph vor sich haben; daß ferner vor eben diesen Wörtern, die auf einen Consonanten ausgehenden Kürzen, auch außer der Casur öfters lang, die Diphthongen und langen Vocale hingegen ungleich seltener als vor andern kurz gebraucht werden. Welche Wörter, heiße es dann weiter, sämtlich in Homers Mund diesen Hauch (ω oder das lat. v) mit der Kraft eines Consonanten vor sich gehabt, ihn aber zu der weit späteren Zeit der schriftlichen Abfassung von Homers Gedichten bereits verloren hätten.“

Der deutsche Wiedererwecker und Verbreiter dieser Lehre bestimmt keine Zahl, sondern probirt erst die Worte an und heraus, an denen sich ein Digamma anbringen lasse. Wäre es aber auch nur eine kleine Anzahl Worte, an denen die oben erwähnten Eigenschaften sich zeigten: so hat man, um sie zu erklären, doch keinesweges ein Digamma nöthig. Denn so wie Homer gewisser anderer metrischer Freyheiten nur zu Anfang oder Ende des Verses, durch Unterstützung des Accents oder der Casur sich bedient: eben so kann er sich diese Hiatus (denn er hat noch genug Hiatus anderer Art, die durch kein Digamma zu heben sind) gerade in diesen wenigen Worten erlaubt haben, ohne daß etwas für eine consonantische Adspiration, am wenigsten gerade für die eines ω oder v daraus folgte. Die schon neulich gemachten Instanzen und Einwürfe treten noch immer in unbefiegter Kraft auf.

Man fragt noch immer, warum soll Homer, ein Naturfänger, bey den übrigen, nach späteren Rücksichten betrachtet, vorkommenden Unzulänglichkeiten des Sylbenmaßes, nicht auch Hiatus haben können? Wie kommt Homer, ein Ionier, zu äolischen Hauchen, wenn sie nicht in seinem Dialekt waren? Oder war dieser Hauch, wie man aus Hn. B. Worten schließen muß, nur etwa in Homers Mund, etwa eine Eigenheit seines Organs, oder war er vielleicht ein geborner Aeolier, und konnte den Nationaldialekt nicht vollkommen ablegen, oder endlich war es die Muse, deren innerer göttlicher Anhauch sich auch äußerlich den Ohren seiner Zuhörer auf diese Weise kund that? Kein alter Schriftsteller sagt, daß dieser äolische Hauch auch dem ionischen Dialekt eigen gewesen sey. Kein alter Grammatiker weiß etwas davon. Wie gerne hätten diese auch nur den Hauch ergriffen, um dem Verse die Fulcra zu geben, um die es ihnen so sehr zu thun war. Ja, auch die früheren attischen Diaskeuasten würden nicht so gewaltsam verfahren seyn, durch Ausmerzung des äolischen Digamma dem Verse alเลอร์st die Hiatus zu öffnen, an die ihr Ohr nicht gewöhnt war. Noch mehr, die nachhomerischen Dichter, welche im epischen und elegischen Sylbenmaß geschrieben, bedienen sich, wiewohl mäßig,

mässig, dieser Hiatus, welche Homers Vorgang autorisirt zu haben scheint, ohne von einem Digamma etwas zu wissen. Müssen wir nun in diesen den Hiatus als mit ihrem Ohre verträglich gelten lassen: warum ist unser Ohr so spröde, und sträubt sich gegen die Hiatus in dem weit älteren Homer?

Der Vf. führt einzelne äolische Formen aus dem Homer und Hesiodus an; aber was ist aus einer einzelnen Form zu schliessen? Eben so gut kann man kretensische und, wer weifs noch was für Formen anführen; darf man ihm deshalb alle die übrigen Eigenheiten der besonderen Dialekte mit aufbürden? Von *καυάζαις* sagt der Vf., nachdem er es von *καυάγω* st. *κατάγω*, wie *καββάλλω* st. *καταβάλλω* abgeleitet: Kein Wunder, daß sich dieser verdoppelte und durch das *Metrum* festgebundene Hauch, erhielt, während das Digamma sonst überall verschwand! Wir möchten es umkehren, und sagen, ein Wunder, daß er sich hier erhielt! Wäre denn das Digamma nicht auch in allen übrigen Worten, wo es nach der neueren Weisheit ursprünglich gestanden haben soll, durch das *Metrum* festgebunden gewesen, und würde nicht, durch das Verschwinden desselben, das *Metrum* allererst turbirt worden seyn? Zugegeben, *ἄγω* habe ursprünglich, d. h. doch nur in einem gewissen Dialekt, *ῥάγω* d. i. *wago* geheissen, und folglich *κατάγω* in *καυάγω* d. i. *καυάγω* verwandelt werden müssen; dann konnte aber auch *καταξέμεν* nicht stehen: denn auch dieses *ἄγω* hatte die äolische Adspiration, wie aus Hesychius erhellt. *βάγος* κλάσμα — καὶ βασιλεύς, d. i. *ἀγός* (wo zwey Glossen in eine gemengt sind, wie oft). Er hat ferner, *καάσεται* ἀρχεται. Συρακούσιοι (nämlich in dem Sinne von *κατάγειν* deducere ab initio) ferner *καυάζοντα* ἀποσχάζοντα, d. i. *διαρρήσσοντα*, beides also für *κατάζω*, *κατάσσω* wie die späteren statt *κατάγνυμι* sagen, und wie aus der ersten Glosse erhellt, auch für *κατάγομαι*. Aus diesen Glossen erhellt ferner, was auch H. Vossius bemerkt, daß Spartaner und einige dorische Völkerschaften *κατά* in *κα* abkürzten. (Dergleichen Abkürzungen sind bey ungebildeten Sprachen nichts seltenes, ja sie finden sich im attischen Drama.) Die Einschlebung des *υ* erscheint in der zweyten Glosse und sonst, und wird auch von Tzetzes zur Erklärung von *καυάζαι* beygebracht. Wir fragen demnach, wem fällt nicht das Libidinoſe in der Annahme des äolischen Digamma, das in dem nämlichen Worte bald stehen bald nicht stehen soll, in die Augen?

Die homerischen Gedichte haben, trotz dem, was Attiker und Alexandriner daran verändert und sich näher gebracht haben mögen, noch so erstaunlich viel Eigenes und Besonderes in Formen und Wor-

ten, welches in Scholien und Glossen erst erklärt und verständlich gemacht werden mußte, weil es der Sprachgebrauch nicht mitgenommen hatte, daß es ein Wunder wäre, wenn man diesen in metrischer Hinsicht so erstaunlich wichtigen Laut, der ja noch bey Aeoliern und Doriern zu hören war, nicht mit irgend einem Zeichen fest zu halten gewußt hätte. Allein die ganze Voraussetzung ist widersinnig. Anstatt nach Anleitung des jüngeren ionischen Dialekts, welcher Vocale und Hiatus liebt, und dem man sie auch willig zugestehet, in dem älteren eine wahrscheinlich noch grössere Luxurians in Vocalen, auf welche Formen von *δοιδάουσα*, Genitiven auf *οιο*, Auseinanderziehungen wie *ἐλάαν*, *ἀάατος*, und andere schliessen lassen, vorauszusetzen; trägt man das Gesetz eines später und mehr durch den Verstand gebildeten Dialekts, und die Gewöhnung an vocalenlose, von Consonanten strotzende Sprachen, wie die englische und deutsche, in den singenden Homer, und um es durchzusetzen, nimmt man zu unerweislichen, durch keine Geschichtsdata nur irgend wahrscheinlich zu machenden Hypothesen seine Zuflucht, und spricht so aller Kritik, ja allem gesunden Menschenverstande, der da nicht abschließt, wo er keine oder nicht hinlängliche Data hat, auf die unverzeihlichste Weise den gräulichsten Hohn.

Man sieht übrigens, wie wenig bey gewissen Leuten die scharfsinnigsten und gründlichsten Erinnerungen etwas fangen, und wie, wenn einmal die Disposition zu einer Epidemie in den Köpfen steckt, der erste Ausbruch bey dem einen (die Sucht, nach einer preiswürdigen Bemühung um die homerische Kritik, noch eine Nachlese halten und ein Blättchen von dem Lorbeer sich abzwacken zu wollen, *etiam per digamma aelicum*) ähnliche Ausbrüche bey allen anderen nach sich zieht. Denn schon in drey namhaften Städten Deutschlands spukt diese Pest des äolisch-englischen Windes, und wie weiland das gelbe Fieber, Quarantänen und Sanitätscheine nöthig machte, so sollte eine humanistische und humane Polizey dieser Contrebanden-Seuche den Eingang vorzüglich in Schulen zu verwehren streng bedacht seyn.

S. 60 ist die Regel nicht deutlich ausgedrückt vom Gebrauch des Vocativus *ἄνα*. „Das Wort *ἄναξ* (König) hat, bey Anrufung eines Gottes, einen eigenen Vocativ, *ὦ ἄνα!* sonst *ὦ ἄναξ.*“ Demnach sollte man glauben, im ersten Falle könne nie *ἄναξ* stehen, da es doch bey allen Dichtern nach Homer auch bey Anrufung eines Gottes gebraucht wird. Dabey konnte bemerkt werden, daß *ἄναξ* auch für *ἄνασσα* gebraucht werde. S. Eichstädt zu Theocrit XVIII, 27.

(Die Fortsetzung folgt.)

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig u. Gera, b. Heinsius: Die Zaubervaterne, oder der Wanderer aus der Hölle. Neue Ausgabe. Mit 6 Kupfern. 1804. 296 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.). „Die Welt läßt einen nicht ausreden, aber ausschreiben muß sie uns lassen.“ sagt der Vf. S. 27. Er hat von diesem Vorrechte der Schriftstellerey Gebrauch gemacht, und sich über allerley Ge-

genstände des menschlichen Lebens und Wirkens, mit guter Laune, vielem Geiste und nicht gemeiner Kenntniß ausgeschrieben. Seine oft sehr kühne Phantasie reißt uns mit Gewalt fort, seine Ansichten sind oft groß, oft angenehm und bezaubernd, seine Gefühle herzlich sprechend, und seine Sprache blühend und kräftig.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 O C T O B E R, 1805.

## GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

Fortgesetzte Beurtheilung der griechischen Grammatik von Buttmann.

S. 65 wird, seit 1799, wo die zweyte durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe dieser Grammatik erschien, wiederholt behauptet: „Die Ionier formiren von denen auf *is*, z. B. *πόλις* bloß *πόλις* etc. aber niemals — *eos*, — *si*, wie in den gewöhnlichen Grammatiken steht. Ihre Dichter *erlauben* (?) sich dagegen sogar eine Formation auf *ys*, z. B. *πόλῃος* und selbst im Accus. *πόληα*.“ Der Vf. muß die Stelle bey *Gregorius Corinthius* p. 187, welche auch *Fischer* (*animad. ad Well.* I, p. 405) anführt, nicht angesehen haben, sonst würde er zum wenigstens anders sich ausgedrückt haben. Bey den Tragikern steht des *Metreus* wegen *πόλεος*, z. B. *Eurip. Hec.* 849, *Phoeniss.* 221, *Soph. Antig.* 162, *Aeschyl. Sept.* 203, *Aristoph. Plutus* 1043 *ὕβρεος*, wo *Hemsterhuis* nachzusehen. Und sollte denn dem Vf. aus seinem Homer nicht *πόσει* *ω* beygefallen seyn? Dieser Übersprung von *πόλιος* in *πόλῃος* in die Flexion der Worte auf *ys* und *eos* mußte doch durch eine gewöhnlichere Biegung auf *eos* vorbereitet seyn, sonst hätte man ja auch nicht attisch *πόλεως*, *πόλει* declinirt. Dafs die Form *eos*, *si* auch in *βασιλέως* sehr selten sey und nur den Dichtern eigen, ist eine von den absprechenden Behauptungen, die man an unserm Vf. schon gewohnt ist. Bey *Herodot* findet sich *βασιλέος* und *βασιλεί* oft genug, um dieser Form in einer Grammatik, die zwar nur auf den attischen Dialekt berechnet ist, aber beyher doch auch auf den ionischen Rücksicht nehmen will, einen Platz anzuweisen. Endlich muß der Anfänger denken, außer *πόλῃος*, *πόληα* käme weiter nichts vor, da doch auch *πόληϊ*, *πόληες*, *πόληας* bey allen ionischen Dichtern vorkommt. S. 98 Nr. 5. Das Augment der historischen Tempora fällt auch bey attischen Dichtern zuweilen weg, wie *Hermann* gegen *Porson* zu *Eurip. Hec.* p. XXIX ff. gezeigt hat. Die Weglassung der wirklich syllabischen Reduplication ist wenigstens bey Homer nicht so selten und zweifelhaft, als *λύμην* Il. 21, 80; *λύτο* Il. 21, 114 auch mußten *δέκτο*, *ἔδεκτο*. *ἔδέγμην*, — *δέγμενος*, *λέκτο*, *ἔλεκτο*, *ἔλέγμην*, *χύτο*, *ἔχυτο*, — *χυμενος*, *βλήτο*, *ἔβλητο*, *βέβλητο*, *βλήμενος*, der Vf. möchte sie nun für Imperfecta oder Plusquamperfecta halten, bey dieser Gelegenheit erwähnt werden, und nicht S. 212; wo es keinem einfallen kann, sie zu suchen. S. 135 Nr. 11 ist die Verkürzung des Vocals

J. A. L. Z. 1805. Vierter Band.

im Perf. II, welche der Vf. mit den alten Grammatikern der Kraft der attischen Reduplication zuschreibt, ja auch nur eine Zurückführung auf den Grundvocal des Präsens, welche der Vf. S. 126 vom Aorist 2 behauptet hatte. Warum nicht auch hier? Die Beyspiele, welche jenes beweisen sollen, gehören sämmtlich nicht hieher. Einige sind ganz falsch und von den Grammatikern der Analogie zu liebe gemacht, als *ἐπητόμακα* von *ἡτοιμάζω*: denn in solchen abgeleiteten Verbis giebt es keine attische Reduplication; und *ἐρηρότηκα* statt *ἡρώτηκα*, welches gleichfalls keine Reduplication ver trägt, würde, wenn es vorkäme, doch nur Zurückführung auf das ursprüngliche *o* seyn, auf die Form *ἑροτάω*; wie *ἑροτάω* von *ἁροτός*, so *ἑροτάω* von *ἑροτός* ionisch verlängert wie *στροφάω* & *στροφάω* und andere. Wenn also der Vf. *λείπω* und *λύπω*, *φεύγω* und *φύγω* annimmt, so muß er auch *ἀλείφω*, *ἀλίφω* annehmen und vom letztern *ἀλήλιφα* ableiten. Denn das alte Perfect zu *ἀλείφω* hieß *ἤλοιφα*, wovon *ἀλοιφή*, *ἄλοιμα*, *ἄλοιμός* übrig sind. Bey anderen, als *ὀλώλεκα*, ist der Vocal kurz, weil er es schon im Futuro war, eben so in *ἀρήροκα*, weil das Futurum *ἀρόσω* hat. Der attischen Reduplication wegen kann die Verkürzung nicht vorgenommen seyn: denn jene findet sich, ohne dafs diese eintritt, z. B. in *εἰλήλονθα*. Das Perfect *ἀκήκοα* ist von der Stammform *ἀκέω*, ionisch *ἀκούω*, wie *δόπω*, *δέπω* etc. Umgekehrt erscheint der Vocal verkürzt, ohne attische Reduplication, in *ἰδύια*, *πεπαθύια*, *πεπίθοιμεν*, *ἐπέπιθοιμεν*, *ἴδοιμεν* und anderen. S. 167 Nr. 11 bestreitet der Vf. die Meinung derer, welche die Coniunctiven *εἵροιοιμεν*, *ἱμείρομαι*, *εἶδοιμεν*, *τραπείροιμεν*, *ἴουεν* für eine syntaktische Abweichung ansehen, indem der Indicativ auf alte Art für den Coniunctiv stehe. Allein seine Gründe dagegen wollen nichts sagen. Er meint, dann würden eben so häufig auch die übrigen auf *ys*, *y*, *ωσι* ausgehenden Personen mit denen des Indicativs auf *eis*, *ei*, *ουσι* verwechselt werden. Diefs folgt keinesweges. In Absicht des Sprachgebrauchs gilt keine Consequenz. Auch wird keinesweges die Sache dadurch entschieden, wie der Vf. sich einbildet, dafs es von *εἶδω*, *ich weiß*, und *ἴω*, *ich gehe*, im Homer keine Indicativformen gebe: weil diese Formen dann auch als Indicativ bey ihm vorkommen würden. Folgt wiederum nicht: denn wie viel Singularitäten finden sich im Homer? Von *εἶδω* ist doch *εἶσομαι* und *εἰδῆσω* in der Bedeutung *wissen* bey ihm üblich, und von *ἴω*, das Imperfectum *ἴον*, *ἴς*, *ἴε*, und muß denn von jedem

O

Ver-

Verbo alles im Homer vorkommen? Der Coniunctiv in den Verbis barytonis und — *ἤμι* ist immer ein Verräther der Staminform, und so wie man aus dem Coniunctiv *στῆναι* auf den Stamm *στῆν*, ionisch *στᾶν* schliesen kann, eben so aus *ἵομεν* auf *ἵω*, aus *εἶδομεν* auf *εἶδω*.

Der Vf. mußte zeigen, daß ein logischer Grund die Setzung des Indicativs statt des Coniunctivs verbietet, und doch! was kehrt sich der Sprachgebrauch immer an die Logik. Jene Meinung ist nur nicht richtig ausgedrückt. Man wollte sagen, daß in jenen Formen der alte Coniunctiv, welcher mit dem Indicativ gleichlautend gewesen, sich erhalten habe, welche Meinung so ungereimt nicht ist. Denn, wie oben bemerkt worden, verräth der Coniunctiv in allen Verbis auf — *ἤμι* die Gestalt des Stammworts, und trifft außerst merkwürdig mit der Flexion des Futurum auf *έω* zusammen, wenn man die durch Einführung der Zeichen *η* und *ω* im Schreiben bemerkte Dehnung des Vocals, welcher ursprünglich *ε* und *ο* geschrieben, und in der Aussprache wahrscheinlich nicht immer auf gleiche Weise gedehnt ward, vorerst nicht mit in Anschlag bringt. Daher stehen so oft Futura mit Formen wie *κείομεν*, *χέομεν* etc. in Verbindung, welche man nicht mit Unrecht für Coniunctive hält, da der Coniunctiv so oft gleichbedeutend mit dem Futuro im Homer gebraucht wird. Ja, selbst der Vf. hält *βέομαι*, *βείομαι* entweder für ein altes Futurum, oder für den Coniunctiv st. *βέωμαι*, *βώμαι*.

Wenn aber der Vf. die Regel über diese Coniunctivform dahin bestimmt, daß diese Verkürzung des Vocals (wie er es nennt, nach des Rec. Meinung nur am unrechten Vocal angebrachte Verlängerung) bloß bey denen Statt finde, wo eine lange Sylbe vorhergeht, wie in *ἐγείρομεν*, *ἱμείρεται* etc. — das einzige *ἵομεν* als *anceps* ausgenommen: — so hat er zuerst das erwähnte *βέομαι* vergessen (Formen wie *βέομεν*, *στέομεν* etc. sind jetzt aus dem Homer weggebracht, mit welchem Recht? ist hier nicht die Frage); sodann durfte er *ἱμείρεται*, *ἐγείρομεν* nicht anführen: denn hier ist das *εἰ* im Stamme *ἐγείρω*, *ἱμείρω*, nicht eine Verlängerung des Vocals, weil es der Coniunctiv seyn soll; hielte der Vf. es aber für den Coniunctiv des Aorists, so hätte er dies bemerken sollen. Aber dann steht ihm noch *ἀλεται* II. λ, 192. 207 entgegen. Demnach hätte die Regel so gestellt werden müssen: Wenn der Coniunctiv aufgelöst in *έω* erscheint, wird das *ω* oder *η* in der ersten oder zweyten Sylbe der übrigen Personen in *ο* und *ε* verkürzt, dann aber, zur Compensation das *ε* der vorhergehenden Sylbe gewöhnlich in *εἰ* verwandelt, also statt *τραπέωμεν*, *τραπέομεν* etc. S. 198 wird sehr vorschnell geurtheilt *ἦϊα*, *ἦα* sey, ohne Ausnahme des Alters, oder des Dialekts, dem Gebrauch nach, reines Imperfect; ferner *ἦϊα* sey nichts weiter, als die ionische Form von *ἦειν*, dieses *ἦειν* aber nur eine etwas anomalische Dehnung des analogischen Imperfects *εἶν*, entstanden aus der Bemühung das Augment anzubringen, wie in *ἦσιδεν* st. *ἦδεν* oder *εἶδεν*;

endlich daß sich diese Formen des Pluralis *ἦειμεν*, *ἦειτε*, *ἦσαν* bloß durch die scheinbare Analogie des Plusquamperfects in den Sprachgebrauch eingeschlichen haben. — Es scheint, dem Vf. sey dießmal begegnet, was er in der Vorrede S. V sagt, daß manche Leute nicht immer wüßten, was *δόξαι* und was *ἐπιστήμαι* sind: sonst hätte er sich selbst ein *ἔπεχε* zugerufen.

Wenn des Vf. Behauptung wahr wäre, so würde dieses Verbum nicht weniger, als sechs bis sieben Imperfecta zählen: *ἦϊα*, *ἦα*, *ἦειν*, *ἦϊον*, *ἦον*, *ἴον*, wozu wir noch das vom Vf. übergangene *κατέειν* bey Hesiodus Scut. 254 und *εἶεν* *ἐπορεύετο* bey Hesychius, nebst dem von Eustathius aus Aristophanes angeführten *εἶεν* statt *ἦλθον* rechnen; Imperfecta, die, wie schon eine geringe Beobachtung lehrt, nicht promiscue gebraucht werden. Nun sollte keines derselben als Aoristgebraucht worden seyn, da doch sonst, wie Hr. B. bemerkt, die ältere Form des Imperfects die Bedeutung eines Aorists angenommen hat, wenn eine Nebenform existirte! Dies hat durchaus keine Wahrscheinlichkeit. Warum sollte nicht *ἦειν* der Form nach Plusquamperfectum seyn können, der Bedeutung nach aber, auch das Consequens der ersten, in ihm liegenden Handlung ausdrücken, und nur auf diese Weise ein Imperfectum heißen? Und so steht *ἦει* II. κ, 286. Apoll. Rhod. III, 248. Wenn ferner *ἦϊα* an sehr vielen Stellen offenbar von einer vorübergehenden Handlung gebraucht wird, und also Aorist ist, wie könnte *ἦϊα* die ionische Form für *ἦειν* seyn? Solcher Stellen sind viele im Herodot, und zwar allemal, wenn er sagt: *ἦϊα λέγων*, ist der Aorist zu verstehen. Ferner, da bey den Attikern *ἦειν* als Imperfectum steht, wie sollten sie auch *ἦϊα* in diesem Sinne gebrauchen? Bey Plato Symposium K. 35 ist *περιῆϊα*, und so bin ich herumgegangen, augenscheinlich der Aorist, womit Socrates die ganze Erzählung abschließt. Eben so in der aus Demosthenes (Tom. 2, p. 1166 edit. Reiske) angeführten Stelle ist *ἦϊα* dasselbe Tempus, wie das vorhergehende *ἔγνωσαν*, also der Aorist, obgleich im Deutschen und Lateinischen der Coniunctiv stehen würde: *quofactum esset*, ut etc. „wo die Richter alsdann erkannt haben würden und ich ihm zu Leibe gegangen wäre,“ nämlich beides würde bereits geschehen seyn, wenn die dort geäußerte Behauptung wahr wäre. Endlich, wie sollten durch eine scheinbare Analogie des Plusquamperfectum sich die Formen *ἦειμεν*, *ἦειτε*, *ἦσαν* eingeschlichen haben, wenn der Singular *ἦειν*, nach Hn. B. gleich ursprünglich, ein Imperfectum gewesen seyn soll? So etwas kann nur dem Vf. wahrscheinlich dünken. Daß auch *εἶμι* ursprünglich ein Perfectum mit und ohne *κ* gehabt habe *εἶα*, *ἦϊα*, *εἶκα*, erhellt einmal aus den Formen *ἦϊα*, *ἦα*, *εἶεν* selbst; ferner aus dem offenbar vom Perfectum gebildeten *ἦκω*, *ἴκω* und *εἶκω*, welches den Begriff des Gehens, auf ein Weggehen, Weichen bezogen hat. Die Veränderung der Flexion in die des Aorists muß so wie in *ἔθικα* u. a. betrachtet werden. Überhaupt verdient dieses ganze Verbum noch eine sorgfält-



fältigere Prüfung nicht blofs der von *Fischer* angeführten Stellen, sondern noch mehrerer aus dem *Herodot*, woraus am Ende sich ein anderes Resultat, als das, welches *Hr. B.* herausgebracht, ergeben dürfte.

Gegen das Verzeichniß der unregelmässigen Verba möchte sich am meisten und nicht ohne gröfse Ursachen einwenden lassen. Nicht allein ist es nicht vollständig, weder in der Anzahl der Verba, noch der Tempora; sondern es herrscht darin auch eine allen sonstigen grammatischen Grundsätzen des Vf. zuwiderlaufende Laxität in der Annahme der Stammformen, wie man sie bey der Schule zu finden pflegt, auf welche der Vf. so oft schilt. Denn wer kann es mit dem, was sonst in der Grammatik über Veränderungen aus Liebe zum Wohlklang bemerkt, ja noch kurz vorher in dem Abschnitt über Anomalie durch doppelte Formen gesagt wird, zusammenreimen, wenn er Stammformen nicht nur wie *βλέω*, *βλώω*, sondern wie *κλέω*, *κλώω*, *γνώω*, *τμέω*, *κράω* und sogar *ἐλθω* und *σχω* aufgeführt sieht. Es ist diess und so auffallender, da der Vf. es nicht immer thut, und weder *ἀμαρτάω*, *βλαστάω*, *αἰσθάω*, noch andere dergleichen annimmt. Das Aufluchen zu erleichtern, kann kein Grund seyn: denn warum geschieht es alsdann nicht immer? und wozu, durch eine Menge unstatthafter Formen, Anblick und Gedächtniß verwirren? wie der Vf. selbst sagt. Diese Inconsequenz scheint aus einem Mangel einer festen, auf den Überblick sämtlicher Analogien der Sprache gegründeten Vorstellung entsprungen zu seyn, und aus dem leisen Einfluss der Lehre, welche der Vf. bestreitet. Denn das begegnet dem Widerspruche nicht selten, daß das Object, gegen welches er ankämpft, unvermerkt in seine Vorstellungsart einschleicht, und die Streiche alsdann nur in die Luft und gegen einen Schatten geführt werden.

Wenn in diesem anomalen Verzeichniß auf die ionischen Dichter, insonderheit auf *Homer*, Rücksicht genommen werden sollte: so mußte auch manches sehr nahe liegende nicht vorbeygegangen werden. Wir erlauben uns, den Vf. auf einiges aufmerksam zu machen.

Unter *ἀτάω* fehlt die ionische Form *ἀτέω* bey *Homer* und *Herodot*. — Das Augment in *ἐάξα*, *ἐάγην*, *ἐαγα*, *ἐγα* ist ja nicht irregular, sondern nur nicht mit dem Vocal des Verbum zusammengezogen, wie der Vf. S. 100 bemerkt hat. Auch möchten wir so dreist nicht behaupten, das Bestreben, diess Verbum von *άγω* zu unterscheiden, habe diese auffallende Anomalie von *κατέαζω* bewirkt, zumal nach dem, was oben gegen *καυάζω* von uns erinnert wurde. — Wenn *ᾄδω* nur, um der Verwechselung seiner Tempora mit denen von *ᾄδω* und *εἶδω* vorzubeugen, angeführt wird: so verdienten es *ᾄδω*, *ᾄρσω*, *ἤρσα* und andere eben so gut. — Unter *ἄημι* fehlt der Infinitiv *ἄμηναι* und das Participium *ἄμενος* mit passiver Bedeutung bey *Homer* *Odyf. Z. 131* — *ἀμπλακεῖν* war mit *πλάζω* zusammenzubringen. — *ἀρπάζω* hat auch bey *Homer* *ἄρπασε*, *ἤρπασε*. Unter *ᾠρω* wird

behauptet, das Perf. *ᾠρηρα* sey blofs intransitiv, daraus wieder ein neues Thema, aber intransitiv, wovon der Aor. 2 *ἤραρον*; die angenommene Umstellung *ἤραρα* und *ᾠρηρα* gründe sich blofs auf die dritte Person *ᾠρηρε*, *ἤραρε* welche blofs transitiv sey, da jene Perfecta ohne Ausnahme intransitiv seyen. Nun steht aber *ἤραρεν* offenbar intransitiv, in der Bedeutung eines Präsens Perfecti, placet. *Odyf. 4. 777*. Ferner umgekehrt *ᾠρηρεν* transitiv, er fügte, als Aorist, *Odyf. 5. 248*. Die Formen *ᾠρήρει*, *ᾠρήσει*, *ᾠρήσκει* (woher die Lexika immer *ᾠραρίσκω*, aber falsch, annehmen) *ᾠρήρομαι*, bey *Hesiodus*, ein Aorist *ᾠρηράμενος* bey *Apoll. Rh.*, woraus der Vf. allein schon schließen konnte, daß das neue Thema *ᾠρήρω* und nicht *ᾠράρω* allein heissen mußte, fehlen sämtlich. So hätten auch die verschiedenen Themata von *ᾠρηρομένος*, *ᾠρήμενος*, *ᾠρήμεναι*, *ᾠρημένος* (*ὑπνω* cf. *ἀδημότες*), da sie vom Anfanger so leicht verwechselt werden können, eine Anführung verdient. Hier trennte der Vf. die intransitive und transitive Bedeutung unter Perfect und Aorist, und in *δέδαα* wird nicht bemerkt, daß es in *Odyf. 9. 448* der Aorist ist. Auch *Hesychius* hat den Aorist *δέδαον*, *ἐδίδαξαν*. — Unter *βιβάζω* fehlt *βεβρωκώς* und *βεβρώδεις* aus *Homer*. — Unter *ἄνωγα* fehlt sehr viel; *ἄνωγεν* wie *ἔοργεν*, *Hym. Hom. 2. 350* *ἄνώξω*, *ἤνωγον*, *ἤνώγεα*, *ἤνώγει*, *ἤνώγεον*. Wir kommen weiter hin noch einmal darauf zu sprechen. — Das Verbum *ἄνω*, *ἄνώω*, *ἄνύω* fehlt gänzlich. Eben so *ἄεζω* unter *αὔξω* oder *αὐξάνω*, da der Vf. doch sonst dichterische Verba anführt. *Γέντο*, (er faßte) ein altes Verbum im *Homer*, wovon weiter nichts vorkommt. — Schade, daß der Vf. das *Digamma aeolicum* nicht daran gemeckelt hat, das wäre ein gutes Exempelchen mehr zu *καυάζαις* gewesen. *Γέντο* mit der äolischen Aspiration st. *έντο*, und mit dorischer Verwechselung von *ν* und *λ* ist *ἐλτο* statt *ἐλετο*. So hat *Alcman* st. *κέλετο*, *κέλτο*; *κέντο*. Das *ε* des Plusquamperfects oder Imperfects wird im *Homer* oft ausgestossen, *ἄλτο*, *πάλτο*, *λύτο*, *λέκτο*. *Hesych.* hat eben so *γέννου* *λάβε*, also für *ἐλου*. Ausserdem mußte noch bemerkt werden, daß die dorischen Dichter, als *Theocrit*, *Moschus*, *γέντο* statt *ἐγένετο* brauchen. S. 223 scheint uns die Note einen Widerspruch zu enthalten: „Wenn man, wie gewöhnlich, geschieht von *εἶπον*, *εἶπας* als Thema *εἶπω* annimmt, so nimmt man zugleich ohne Noth die gröfse Anomalie an, daß das Augment *εἰ* durch alle *Modos* bleibt.“ Demnach muß man denken, der Vf. wolle nur *εἶπω* annehmen. Nichts weniger! „Es ist ganz analog, daß in der ältesten Sprache erst *εἶτω* (woher *εἶπος*) — also wird ja doch *εἶπω* angenommen! — dann *εἶπω* existirt habe.“ Diess hätte sich doch anders ausdrücken lassen, wie auch gezeigt werden konnte, daß *εἶπω* aus *εἶπω*, wie *εἶργω* aus *εἶργω* entstand, indem die älteste Sprache das Augment auch an das Präsens hing, eben wie unsere ältere deutsche Sprache. S. 228 unter *δείκνυμι* steht eine sonderbare Behauptung. Oben heisst es *δείδεγμαι* steht für *δεδειγμαι*

μαι und in der Note: es beweiße die Reduplication δει, daß die Hauptsylbe eben so ausgesprochen werden, weil jene sonst nicht Statt finden könnte. Auch wenn es von δεικω kommt, könnte die Reduplication doch nicht δει heißen. Wer sieht nicht, daß es eine Umstellung der langen Sylbe ist, des Verses wegen? Daß das i nicht ursprünglich im Worte lag, und nicht wesentlich ist, lehrt die ionische Form δέκω und δόκω. Warum also nicht δέκω, δέκω, wie πέκω, πείκω und andere angenommen? ob gleich der Vf. darin Recht hat, daß man δειδέκτο besser von δέκω, d. i. ἐπέταμαι τὴν χεῖρα als von δέχομαι ableitet. Aber dieses δέχομαι, woher kommt es? und warum ist über δεδόγμενος, δέχομαι, δεδέξομαι, δέξο, δέδεξο nichts gesagt, und warum in δαδένυστο; — ποτιδέγμενος der Accent wie in einem Präsens gesetzt? — Unter δειώ fehlt das neue Thema δεδίω, und wenn δίομαι bloß, ich scheuche heißen soll, δεδίτσομαι ich schrecke; wer kann damit im Homer zu recht kommen? Unter δέκω fehlt ἐδράκην, δρακίς, und die neutr. Bedeutung von δέδορκα, scheinen, leuchten, bey Homer und Pindar. Δήω, δήεις, δέομαι soll ein altes Verbum seyn, wovon nichts weiter vorkommt: ich werde finden. Es ist die ionische Form von δέω. Aber bey dieser Art, die Bedeutung in die allerallgemeinsten Ausdrücke zu fassen, kann man beynabe aus jedem Tempus ein altes Verbum machen. — S. 234 ist wieder eine von den travestirenden Behauptungen des Vf., daß ἐνέπω, ἐνίσσω, ἡνέπατο von ἵπτω primo drücken, kränken, herkomme und nicht zu ἐνέπω, ἡνίσπον. ἐνίσπειν sagen, gezogen werden dürfe. Warum? weil ἐνίσπειν im Homer durchaus nie alleinstehend sagen, wohl aber alleinstehend schelten bedeute. Wer dem Vf. nun glaubte? Man begreift nicht, wie er seinen Homer gelesen haben muß. Zuerst steht ἐνέψει, wird an sagen Odyss. λ. 147 μῦθον ἐνέψω, werde androhen; sodann steht ἐνέπτειν für schelten, stets mit einem Zusatz χαλεπῶ μῦθον, ὠλεῖσθαι etc. Nur an ein paar Stellen fehlt der Zusatz, wo er aber, zufolge aller übrigen Stellen, durch eine Ellipse hinzugedacht werden muß. Endlich steht ἐνέπισπεν sogar, wie wohl mit einem Zusatz, für schalt, Il. ψ. 473 wie κακὸν ἔπος für Schelte Il. ω. 767. Andere Dichter, deren Sprachgebrauch allerdings in Betrachtung kommt, brauchen z. B. Hesiodus ἔργ. 193 ἐνέπων σκολοῖς μύθωσιν für schelten; Pindar Pyth. 4. 358 ἐνέπτων für ἐνέπων anfangend; Eurip. Suppl. 435 ἐνίσπειν für schelten; Apoll. Rh. ἐνέψω beständig für sagen, ansagen, melden. Folglich gehören alle diese Formen zu dem Stamm ἔπω, εἰπεῖν, und gehen von der Bedeutung sagen, ansagen aus, nur daß ἐνέπτω und

ἐνίσσω vorzugsweise in *molam partem* für drohen und schelten gebraucht werden, doch nicht ohne Zusatz. Nur allein ἵψω in Il. α. 454. τ. 236 scheint man richtiger von ἵπτω, βλάπτω abzuleiten. — Ferner ist nicht abzusehen, warum εἶρηκα nicht Perfectum von εἶρω seyn könne, welches sagen hieß, und dessen Futurum ἐρέω, ἐρῶ ist. Kame εἶρηκα von ῥέα her, wie der Vf. behauptet: so müßte es durchaus ἐρόηκα heißen, da kein mit ρ anfangendes Verbum ein anderes Augment als ε mit Verdoppelung des ρ hat. Eine Verlängerung des Vocals würde es mit ἡρόηκα von ἑρῶ haben verwechseln lassen. Die passive Form εἶρομαι heißt einmal, ich lasse mir sagen, oder ich frage, dazu das Futurum εἰρήσομαι, ich werde fragen: sie hieß aber auch gesagt werden; dazu ist das Futurum ebenfalls εἰρήσομαι, wie στερήσομαι Il. στερήθησομαι und andere. Als Passiv braucht εἰρεται noch Aeschyl. Eum. 639 und Aratus, und εἰρήσεται als Passiv braucht auch Homer. Er braucht aber auch die active Form ἐρέων Il. η. 128 und das verschiedene abgeleitete ἐρείομαι, Il. α. 62; von welchem ἐρέω, die Formen ἐρεῖναι, ἐρευνῶ, αῶ in der Bedeutung fragen, forschen, ausgehen. Dieses Schwancken in den Bedeutungen darf uns bey Homer nicht befremden, und wird durch andere Worte, z. B. δῶ hinlänglich belegt. Was nun den Aoristus i pass. betrifft: so hat Herodot noch αἰρέθη, der zu εἶρηκα, εἶρημαι gehört; ἐρρήθη aber ist von ῥέω statt ἑρῶ, ἐρέω, ohngefahr wie ῥέζω, ῥέδν, statt ἑρῶ, αeol. für ἔργω. — Die unzusammengezogene Form ἐάθη wird richtig zu ἄπτειν gezogen, wobey noch ἀνέθη, ἀνῆψαν aus Homer zu vergleichen waren. Der Aorist ἐήθη von ἔπειθαι soll nirgends vorkommen. Doch! Herodot 5, 1 περιφθέντας τρηχέως, wie das Activ. τρηχέως περιέσπετο I, 114. — In ἐργήγορα fehlt ἐργηγορόων aus Hom. und ἐργήσω. — Bey ζῶω ist die ionische Form ζῶω vergessen, die Herodot hat. — Auch fehlt Θάλλω, τέθηλα, τεθάλυα, (ἀνα) θηλήτω ganz. Zu θνήσκω sollte nicht θῶω, noch weniger θνῶω als Stammform angenommen seyn, sondern θάινω. Dieses θάινω macht die Nebenform θείνω, caedere und Hesychii δαίνω κακοποιῶ, κτείνω; ferner κτείνω und κτείνω τείνω, δαίρω, δείρω, τέμνω, τέμνω, auch γαίνω, γείνω und viele andere wahrscheinlich. — In θάπτω fehlt der Aorist ἐθάθη, θαψθεῖς bey Herodot. — In καλέω fehlt das Futurum καλῶ, und κέκλημαι ich heiße, καλήσομαι. — Zu κεράννυμι fehlt κέρωνται Hom. Il. 4. 260. Die contrahirte Form des Futuri hat Hesych. aufbewahrt. — Ferner fehlt κακλήγοτες und κακλήγοντας, und κράζω gänzlich. — Unter κτείνω fehlt εκτανον und bey den Tragikern καίνω, ἔκτανον.

(Die Fortsetzung folgt.)

### KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Köln, b. Hammer: Die Nasjade. Ein komisches Heldengedicht, oder Herrn Wahls große Nase unter Sang und Klang durch 100 Nasenflügel unpoetisch geangest. 1804. 64 S. 8. (8 gr.). Die hundert Einfälle, welche hier über eine große Nase zu Markte gebracht werden, sind freylich, wie es bey Einfällen zu gehen pflegt, mitunter etwas

matz; aber doch im Ganzen genommen, ziemlich witzig und lustig; nur sollten sie durchaus etwas besser versificirt, und der Sprache nicht so viel Gewalt angethan seyn. Doch vielleicht wollte der Vf. dadurch den Zusatz auf den Titel „unpoetisch“ rechtfertigen. Am schlechtesten hat sich bey dieser Collection der ältliche Schulcollegé mit seinen Einfällen gehalten.

NTTZ.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 17 OCTOBER 1805.

## GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

*Fortgesetzte Beurtheilung der griechischen Grammatik von Buttmann.*

In κυνέω, küssen, von κύω, wird gewarnt, es nicht mit κυέω zu verwechseln, wofür nach den Lexicis auch κύω vorkommen solle; allein die Beyspiele seyn unsicher, da es fast nur auf den Accent ankomme. Wenn dem Vf. alle die zahlreichen Stellen, wo κύει, κύουσα, κύομαι vorkommt, verdächtig zu seyn schienen: so hätten ihm die Derivata κυέω, κύος, κύμα, κυιάς, ἐγκύμων etc. den Verdacht benehmen sollen. Allein Hr. B. ist nicht gewohnt sich etwas ausreden zu lassen. Ganz dreist behauptet er „das altdichterische κυσσαμένη gehört zu κυνέιν und ist ein Euphemismus.“ Fürwahr diese Verschleierung käme zu spät, da im vorhergehenden μίγῃ Φιλότῃτι καὶ εὐνῇ alles gesagt ist! Und was ist denn indecent, wenn Homer auch sagt: von ihm schwanger gebar sie? Die ganze Note ist wohl nur eine δόξα und keine ἐπιστήμη? — Λελιημένος soll nicht von λιάω seyn, da es zu keiner der Bedeutungen dieser Wurzel passe. Warum kann es denn nicht zu dem Stamm von λίσσεται, λίσσομαι, λίσπομαι gehören? und ist nicht λιάω nur eine Nebenform von λάω, wovon λιλάω, λιλαιομαι in derselben Bedeutung? Dafs es statt λελιημένος stehe ist weniger wahrscheinlich. Die Vergleichung von ἐκπλαγος, welches für ἐκπλαγος stehen soll, paßt nicht: denn in diesem ist das λ in der Endsyllbe gar nicht wesentlich, wie der Vf. vorgiebt. Von dem Particip ἐκπλάγεις wird nur ein Adjectiv auf — ης oder — ος, nicht auf λος; diese kommen nur von Primitiven. Also hiesse das Adjectiv ἐκπλαγῆς oder ἐκπλαγος, und mit Versetzung von λ, ἐκπαγλος. — Μῶμαι behält das ω nicht gegen die Analogie, da es von μέωμαι ist, ionische Form für μάομαι, wie ζάω, ζώω; dies lehrt auch μαιμύω, μαιμύσσω. — Unter μένω fehlt μέμνω. Das μένω, wovon μέμονα, ich habe vor, ist kein anderes μένω als jenes, welches harren, bleiben heist. Immer trennt der Vf., was so nahe verbunden ist. — Unter μίγνυμι fehlt ἐμίχθην und ἐμίγην, welches letztere auch bey den attischen Dichtern vorkommt. S. 237 in der Note zu ἔχω herrscht eine befremdliche Vergessenheit aller Analogie. Aus σχέω soll ἰσχημι, und aus ἰσχημι ἰσχω entstanden seyn, und das σ aus dem Spiritus asper von ἔχω st. ἔχω. Nach Seite 382 zu schliessen, müßte hingegen σχέω aus ἔχω fut. ἔξω, vermuth-

lich aufgelöst ἔχωσ, versetzt σχέω, entstanden seyn und davon ἰσχημι. Aber wie kann von ἰσχημι, ἰσχω kommen, ein Barytonum von dem erst aus ihm gebildeten Verbum purum? Ferner, wie kann ἔσχον von σχέω seyn? Da kein Verbum purum aus sich einen Aoristus 2 bildet, sondern von der barytonen Staminform. Diese müßte ΣΧΩ gewesen seyn, welches der Vf. auch unter den Stämmen von ἔχω anführt, wohlweislich mit Unzialbuchstaben, die ihn des schwierigen Accents überheben. Aber dies wäre das erste und einzige Verbum, dessen Stamm aus einem bloßen Consonanten bestände, und ganz unerhört. Soll aber ἔσχον st. ἔχον, wie ἔσπον st. ἔπον, seyn, und davon σχέω, ἰσχημι: warum nimmt der Vf. oben den Stamm ΣΧΩ an, der nie existirt hat, und schrieb so die Note zu S. 246, wo er sich gegen diese unphilosophische Methode heftig erklärt, gegen — sich selbst? Die ganze Note scheint aus der Lust, Hermann zu widersprechen, gelossen zu seyn: denn sonst müßte der Vf. sich erinnern, daß σ sich gerne zu π und χ gesellt, ohne daß man nöthig hat, es aus dem Spiritus asper des Stammes herzuleiten. Der Vf. sucht überhaupt immer zu weit, was er in der Nähe haben könnte. S. 246 wird wegen μέμβλωκα ein altes Prüfens μλώω vorausgesetzt, dessen jemalige Existenz gar keine Wahrscheinlichkeit hat. Aus μόλω, μολῶ, μεμόλῃκα contrahirt sich μέμβλωκα, wie aus μέλω, μελῶ, μεμέλεκα, μεμέλεται, μέμβλεται. Dort ist das ο mitgenommen, die Verwechselung mit μέμβληκα zu vermeiden. Das β gesellt sich zur Zusammenziehung von λ und μ; μ und ρ; ja μ und β werden nach Dialekten verwechselt, als litterae ejusdem organi. Daher findet sich auch βέμβλωκα, und βέλλειν st. μέλλειν. Daher wird aus μολίσκω, βλώσκω, wie aus θορίσκω, θρώσκω. Wozu also Formen wie θράω, θρόω, μλώω, welche nach S. 217 Anblick und Gedächtnis verwirren? — Unter ὄλω, besser ὄλλω, wird ὀλέω angenommen, wegen ὀλῶ, ὄλεσα; dann hätte mit gleichem Rechte unter μέλω auch μελέω, unter μένω auch μενέω angenommen werden können. Hat denn der Vf. nicht bemerkt, daß die einfachste Art, ein Futurum zu bilden, durch ἔω ist, welches in ὦ zusammengezogen wird, da andere Dialekte noch ein σ einschoben, bald mit vorübergehendem kurzen, bald mit langem Vocal, und daß die äolischen Futura κέλω nur Zusammenziehungen statt καλέσω, καλέω, καλῶ sind. — Bey ὄρνυμι gilt dasselbe, was oben gegen die Behauptung unter ἄρω erinnert ist. Das Perfect hieß auch ὤρορα, davon ὤρορε Il. V, 78.

intransitive, und wiederum transitive als Aorist steht ὥρρε Odyf. τ 201, und sonst. Die Form ὀρώρομαι, ὀρώρεται, ὀρώρηται aus Homer fehlt ganz. — Fehlt ὀφέλλω ganz. — Unter πάομαι fehlt πατέομαι, πατέσθαι, welches mit dem homerischen δατέομαι zu vergleichen war. Fehlt πείθω ganz, wobey doch manches zu sagen war. Das Futurum παθήσω möchten wir, durch Vergleichung von πιθήσω und andern, so lange in Schutz nehmen, bis eine genauere Lectüre der späteren Schriftsteller uns vom Gegentheil überzeugt hat. Unter πάθω hätte die ionische Form πήθω, πήσομαι, πήσας stehen sollen. Was über πέποσθε und ἐγρήγορθε abgesprochen wird, nöthiget uns keinen Glauben ab. Bey πέφνω war τέτιω zu vergleichen, und unter πίπτω, auch das dichterische πίτω anzuführen. — Was über den Optativ πλείμην gesagt wird, beweist abermals, daß der Vf. die Stammformen zu ihrem Zusammenhange nicht überfieht. Warum bloß πλάω annehmen, da πλέος, pleo, impleo, κλέθρον, auf πλέω führen, und νάω, νέω, νήω, νήθω sich ungefähr wie πλάω, πλέω, κλήθω verhält. — Unter πτήσω fehlt πτώσσω. Unter πυνθάνομαι war die Verwechslung mit πύθομαι vorzubeugen. Unter σεύω war zu bemerken, daß es, wie mehrere Stammworte, intransitive und transitive Bedeutung, hetzen und setzen, d. i. springen, hatte, und nur ein anderer Dialekt von θέω, θεύω rennen, laufen ist. Unter σιγέω war nicht σιγᾶλλω allein, sondern auch σιγᾶλλω, wie βδάλλω, βτίλλω, στάλλω, στέλλω, anzunehmen, wovon das Futurum σιγέλω hieß, das seiner Natur nach die Idee eines Präsens involvirt, und daher als neues Präsens regelmäßig weiter conjugirt werden konnte. Mit den aus den Futuris gebildeten αὔξω, ἔψω, welche αὔξω, ἔψω formiren, hat es eine gleiche Bewandniß. — In ῥέω wird gelehrt, daß aus dem Aorist ῥέβην, das Perf. ῥέβηκα gebildet sey, und eben so aus ἐχάρην, κεχάρηκα unter χείρω, von einem Grammatiker ex professo wirklich zu stark!

Unter φέρω fehlt der Aorist ἔφα in ἀνῶσι bey Herodot. I, 157. — τάγω war unter τείνω zu bringen, wo das Stammwort τάω, wovon noch τῆ, nimn, und die Tempora τέτανα, τέταται etc. ganz vergessen sind. — Unter τρύχω fehlt τετύκοντο, und das gar nicht ungewöhnliche Fut. τυχήσω, Aor. τυχήσεις bey Homer und anderen zur zweyten Bedeutung, in welcher spätere, wie Diodor, auf das Perf. τετυχέναι brauchen. — τλάω sollte nicht angenommen seyn, sondern τάλω, wovon ἐτάλῃσσι; das Perfect τέτληκα ist durch Contraction entstanden, wie βέβληκα, und der Uebergang in die Form auf— ημι mit und ohne Reduplication nicht ungewöhnlich, wie der Vf. bey θνήσκω bemerkt, so wie in die Form des Präf. Passivi, da in Perfecto das Präsens des folgenden Zustandes liegt. Die Grammatik des Vf. enthält viel mehr Winke, als er selbst zu wissen scheint. — Unter τύπτω fehlt das attische τυπτήσω, wie bey στερέω, στερήσομαι st. στερήθήσομαι. — τρέπω mit dem ionischen τράπω, und τρέφω mit dem attischen τέτραφα fehlen ganz. In der Gram-

matik dergleichen zu finden, muß dem Anfänger schwer fallen, da durchaus keine Ordnung, Zusammenstellung und Übersicht herrscht, ja nicht einmal ein Register über die vornehmsten Sachen Auskunft giebt. — Die Form ὑπόσχομαι ist wohl nur ein Barbarismus der Späteren? — Unter φθίω scheint dem Vf. unbestreitbar, daß in Odyf. λ. 329 φθίτο st. φθεῖτο, wie oben κ. 51, φθίω geschrieben werden müsse; da φθεῖτο ohne Noth ein neues Thema voraussetze. Der Vf. hat zwar viele Themata, gegen seine Theorie, ohne Noth angenommen, und wir müssen dießmal uns die Erlaubniß ausbitten, auch φθίω annehmen zu dürfen, nicht dieser homerischen Stelle wegen, wo man der Gleichförmigkeit zu Liebe immerhin φθίτο schreiben mag, sondern um folgender Worte willen, die davon herkommen: φθεῖ- θνήσκει; φθείρε; φθαρείρε; φθοή· φθίσσι; φθόνος; φθείρων.

So viel mag genug seyn. Wir hätten das Verzeichniß leicht vermehren können, wenn wir nach des Vf. Vorgang, alle die Verba, deren Tempora sich mit andern verwechseln lassen, alle seltenen nur in einzelnen Temporibus oder Personen vorkommenden, alle welche doppelte Formen des Präsens haben, etc. hätten anführen wollen. Man kann bey einem solchen Verzeichniß leicht zu viel oder zu wenig thun, und wir würden mit des Vf. Auswahl im Ganzen zufrieden seyn, wenn die einzelnen Verba in sich vollständiger angegeben wären.

Die Prosodie ist dießmal zwar etwas umständlicher als sonst, im Ganzen aber doch zu kurz abgehandelt. Über *muta cum liquida* wird eine Regel nach Dawes gegeben, welche dieser nur auf die Tragiker einschränkte, Hr. B. aber so stellt, als erstreckte sie sich über alle Dichter, ohne Unterschied der Zeiten und der Dichtungsarten. So sollen die *mediae* β. γ. δ., wenn sie vor λ. μ. ν. stehen, eine wahre Position machen; hingegen vor ρ nicht, und die Festigkeit dieser Regel aus den attischen Dichtern erhellen, welche das Augment in ἔβλαψε, ἔγνων u. d. g. ohne Ausnahme lang brauchen; (Kurz braucht es doch Soph. Electr. 440. Philoct. 1311, an welcher letzteren Stelle wenigstens keine Umstellung möglich ist. Vielmehr stellen sie dergleichen Worte an die ungleichen Stellen des Verses, aus denen nichts zu schliessen ist) und dagegen in ἔγραψε, δέδραται etc. immer kurz. (Sophocles braucht ἔδραε lang gleich im 2 Vers des Oed. tyr.) Über die *tenues* und *aspiratas* vor den *liquidis* wird gar nichts ausgesagt, welche bey den ionischen Dichtern fast immer eine lange Sylbe machen, bey den Attikern hingegen meist eine kurze, wie ποτιδός· ἀμμή, τέκνον, etc. Dieser Abschnitt konnte, nach den neuesten Vorarbeiten, viel befriedigender ausfallen.

Umständlicher hingegen ist die Syntax behandelt, wie der Augenschein lehrt, indem sie gegen die vorige Ausgabe über die Hälfte vermehrt erscheint; und wenn auch gleich in dieser neuen Gestalt noch manches zu wünschen übrig bleibt: so zeichnet sich doch Hn. B. Bearbeitung dieses, wegen der

der Menge des von alten und neuen Auslegern Zusammengetragenen, für sehr schwierig geltenden Theils der griechischen Grammatik vor allen anderen deutschen Bearbeitungen rühmlichst aus, und verdient Beyfall und Ermunterung. Besonders brauchbar ist der Artikel über das Medium, dem nur noch mehr Beyspiele zu wünschen wären; weniger der von den Temporibus, wovon von dem Aorist der Vergangenheit, nicht von dem des Präsens und Futurum gehandelt wird.

Dafs die übrigen Modi des Aorists, sobald der Zusammenhang die Zeitbestimmung überflüssig mache, ganz einerley mit dem Präsens seyn sollten, ist falsch. Aus der angeführten Stelle des Demosthenes Philip. I. (p. 44 Reisk.) erheilt diefs nicht; sondern παρασκευασαοθαι Φημι δὲν τριήρεις πενήκοντα heisst: „Fünzig Galeeren müssen in Bereitschaft seyn“ und nicht: sie müssen angeschafft werden. Diefs könnte sich lange hinziehen: Das Folgende εἶτα οὕτω τὰς γνώμας ἔχειν aber ist ein Zustand, der fort dauern soll. Eben so die folgende Stelle: ἵνα — ἔχη ἡσυχίαν ist ein Zustand, der bleibend seyn soll. Aber λαμβάνει konnte unmöglich λαμβάνηται heissen: denn der Moment, wo man ihn verhaftet, kann sich doch nicht zu Stunden, Tagen oder Wochen, zu keiner währenden Handlung ausdehnen!

Nicht minder macht es beym modus imperativus einen Unterschied, ob der Aorist oder das Präsens stehe. Gewisse Handlungen können fast nicht anders als im Aorist geboten werden, weil nicht ihr Währen, sondern ihr Vollendetseyn in Betrachtung kommt. In dem aus Demosthenes angeführten Beyspiele, könnten ohne Ungereimtheit die Tempora nicht verwechselt werden. In παιδὲν ἅπαντα ἀκούσῃς, κρίνῃς wird eine einmalige Handlung für diesen Fall geboten, die noch ausserdem mit dem Anhören der Gründe parallel läuft, und mit der Vollendung jenes auch vollendet ist: denn das κρίνῃς drückt nicht blofs das Fällen des Urtheils, sondern auch das mit dem Anhören gleichzeitige Bilden desselben im Geiste aus. Hingegen in μὴ πρότερον προλαμβάνετε wird eine bey einem jedem Publicum sehr gewöhnliche Handlung, die bis zur Abhörung der Gründe fortwährt, verboten. Der Unterschied wird noch deutlicher bey γράψι und γράψον in die Augen fallen. Einem, der schreibt, werde ich γράψι zurufen können, und ihn dadurch zur Fortsetzung der angefangenen Handlung ermuntern; ich werde ihm aber auch γράψον zurufen, wenn ich wünsche, dass er mit seiner Arbeit fertig wäre. Dem Vf. scheint die Bemerkung des Apollonius Dyscolus, welche die Vf. der märkischen Grammatik, die Grammatik von Portroyal und Primisser anführen, nebst Reizens Note zu der ersten Stelle, entgangen zu seyn; sonst würde sie ihn zu einer genaueren Untersuchung unstreitig veranlassen haben.

Der Abschnitt von der Attraction verdient alles Lob. Der Vf. bemerkt sehr richtig, dafs wir solche Sätze, aus Nachgiebigkeit gegen unsere (schlechte) Gewohnheit durch Commata trennen, da der Griechische sie in eins zog.

Besonders finden wir darin von einigen der neuesten Herausgeber gefehlt, die nicht nur bey der Attraction, sondern überhaupt zu viel Commata anbringen und den umgekehrten Acutus zu oft setzen, wobey eine blofs subjective, deutsche Art zu lesen zum Grunde liegt. Jede Nation hat die ihrige, und bey den alten Sprachen fällt es durch Construction, Stellung der Worte und Sätze in die Augen, dafs sie unsere Art zu lesen nicht haben konnten, und unserer Interpunction nicht bedurften.

Überhaupt enthält dieser Theil der Grammatik noch viel einzelne schätzbare Beobachtungen und Winke, bey denen wir uns aber nicht aufhalten können, indem unsere Betrachtung noch einen Abschnitt erheischt, über welchen ein fremdes Urtheil zu erfahren dem Vf. nicht unlieb seyn dürfte, da er auf diese Arbeit einen besonderen Werth zu legen scheint. Wir gehen zu den Excurfen über einige anomalische Perfecta fort.

Von den Grammatikern, sagt der Vf., sey von jeher bemerkt worden, dafs einige Perfecta ein ω, andere ein ο einschalten. Er erklärt im Voraus, dafs er sich nicht auf die Untersuchung einlasse, wie solche Einschaltungen entstanden sind, sondern sich begnüge, das Factum darzuthun.

Die Perfecta quaestionis sind ἔωθα, ἀγγήχα, ἔωκα, ἔωπρο, ἐδίδοκα, ἀνένοθα, ἐνένοθα, ἀνωγα.

Es ist auffallend, wie der sonst so skeptische Vf. auf einmal den Grammatikern unbedingten Glauben schenkt, ihre Behauptung unbefehlen annimmt, und nur ihren Erläuterer macht. Es wäre ja wohl möglich, dafs die Grammatiker ganz falsch gesehen, und was sie für eine Einschaltung ausgeben, eine blofse gar nicht ungewöhnliche Verwandlung des Stammvocals wäre. Sie sind überhaupt mit der Synkope und Epenthesis sehr freygebig, und ihre Art, mit der Sprache umzugehen, gleicht eher einer Flickschneiderey, als einer gelehrten und philosophischen Methode.

Die Untersuchung des Vf. nimmt daher einen ganz verkehrten Gang. Statt mit dem Beweise anzufangen, dafs die Bildung dieser Perfecta aller gewohnten Analogie widerspreche, und dieses ω oder ο nicht auf dem Wege, wie sonst in den zweysylbigen Primitiven ε und οι im Perfect in ο und οι verändert wird, entstanden seyn könne, und folglich eingeschoben seyn müsse; setzt er diefs als ein Factum voraus, und sucht nun die untauglichsten Stämme, schiebt eben ω und ο ein, und sagt nun hinterher, diese Perfecta bewiesen und begründeten die Einschaltung des ο. Allerdings! Wenn man ο einschaltet, so ist es eingeschaltet, quod erat demonstrandum.

Der Vf. erlaube uns, ihn zu förderst an eine alte Bemerkung zu erinnern, die ihm entfallen zu seyn scheint, die nämlich, dafs man aus den Derivativformen des Perfectum medii schliessen kann auf die Gestalt und den Gebrauch dieses Perfectum; ferner, dafs sich aus diesem Perfectum die Gestalt des Präsens errathen läfst. Demnach mögen die nächsten Deri-

Derivata dieses Perfectum zugleich für dasselbe mitgelten. Nun finden sich folgende alte Perfecta und Quasiperfecta, als: ἔρρωγα, ἄρωγῃ, ἀνωγῇ, ἀνωγῇ, ὀκωχα, ὀνωχῇ, ἐδάτῃ, ὀδατῇ, deren Präsens ῥήνω oder ῥήτω, ἄρηγα, ἄνω, ἄγω, ἔχω, ἔδω, ὀδω oder ὄζω heißen. Folglich giebt es Perfecta, welche das  $\epsilon$  des Präsens nicht nur, sondern auch das  $\eta$  und  $\alpha$  desselben, in  $\omega$  verwandeln, als woran der Vf. zweifelt. Will man die Verwandlung von  $\alpha$  in  $\omega$  nicht gelten lassen: so muß man die alte Form des Präsens zugleich mit  $\eta$  annehmen, welches  $\eta$  dann, wie sonst  $\epsilon$  in  $\omega$ , so in  $\omega$  verwandelt wird; also statt ἄνω auch ἡνω, für welches ἡνω unter andern die Form ἡνέουαι beweisend ist. Dann ist ἄγωγα von  $\eta$  gemacht, wie ἄρωγα von ἄρήνω, ἔρρωγα von ῥήνω, wobey nur zu bemerken, daß die Reduplication in ἄγωγα von der anderen Form des Präsens, ἄνω, genommen ist, ein Fall, den wir gleich noch einmal wahrnehmen werden. Mit ἄνω, ἡνω sind verwandte Stämme ἔχω und (ἐν) ἔγκω st. (ἐν) ἔγχω, ἐνέχω. Dies lehnen, aufser der Bedeutung, die vom Stamm ἔχω gebildeten Tempora, als ἀνήνοχα und ἐνήνοχα; nämlich von ἔχω ist das Perfectum ὄχα, mit dem Augment ἔοχα, das Augment verlängert ἥοχα, die Reduplication von ἄνω genommen, ἀνήοχα; und von ἐνέχω, ἐνέγκω, das Perfectum ἐνήνοχα.

Von ἔδω, welches der Analogie der zweysylbigen Barytona folgt, ist das Perfectum ἔδα, mit dem Augment ἔοδα, contrahirt ὤδα, von neuem augmentirt ὦδα, und verlängert ὦδα, wie ἐπλήουδα u. a. m. Wo ist hier ein  $\omega$  eingeschoben? Ließ der Vf. doch auf dieselbe Weise ὀκωχα von ἔχω, ὄχα, ἔοχα, ὦχα entstehen; warum nun nicht eben so ὦδα von ἔδω? Von ἀείρω, eigentlich ἀέρω (denn das jota ist eingeschoben, wie in ἀγέρω) hieß das Perfectum wahrscheinlich ἥρα, davon μετῆρος, und mit äolischer Übertragung des  $\omega$  in das Passivum, ἥρομαι, ἥρομαι, wovon ἀέρη und ἀερέη, ἀερέω, übrig sind. Es hieß aber auch αἰωρα oder αἰωρα, wovon αἰώρα, und im Passivum αἰωμαι, wovon αἰωτο. — Von ἔω hieß das Perfectum st. ἔωα, wahrscheinlich auch ἔωα, ἔωα, ἔωα, in Passivum ἔωμαι, wovon das biblische ἀφένται. Wir fragen abermals, wo ist hier ein  $\omega$  eingeschoben?

Das Perfectum ἐδήδα leitete Eustathius von ἐδω ab, eine Form, die zwar nicht vorkommt, sonst aber nicht ohne große Analogie ist. ἐδήδα wäre dann wie ἀρήρα gebildet, nicht weil die attische Reduplication hinzutritt, mit kurzem  $\omega$ ; sondern,

weil, wie in ἔρω, das  $\omega$  in Futurum nicht verlängert ward. Weil indeß die meisten sich gegen die Annahme historisch nicht attestirter Formen sträuben möchten: so bestehen wir keinesweges auf ἐδω, sondern nehmen ἔδω gleich mit einem Futurum ἐδέτω und ἐδήτω an. Das Perfect ἐδήδα verwandelte nun sein  $\epsilon$  in  $\omega$ , wie πέποιδα und andere. Also ist auch hier das  $\omega$  nicht eingeschoben, sondern verwandelt.

Hr. B. nimmt zu ἀνήνοθε und ἐνήνοθε verschiedene Stämme, zu jenem ἄνω, zu diesem ἐνω an. Jenes ἄνω leitet er von ἀνῶ und der Verbalendung θω ab, mit der Bedeutung von aufsteigen, aufgehen, daher ἄνωθι, vom aufsteigen, aufgehen der Blüthe, dieses ἐνω aber von ῥω, sitzen, wovon ὄθος, Sitz, Wohnung, ἡθος, Gewohnheit, ἔδω, ich bin gewohnt. — Im Etymologisiren ist der Vf. nicht sehr glücklich; sonst würde er an die Möglichkeit gedacht haben, ἄνωθι von ἄνω, ἔδω, *spiro*, wie *ἄωτος*, abzuleiten. — Zuförderst ist nicht abzusehen, warum in ἐνήνοθε durchaus der Begriff des Sitzens oder Liegens ausgedrückt seyn solle; denn in allen jenen Stellen, die der Vf. anführt, läßt sich poetischer der Begriff der Bewegung, des Wallens, annehmen, so gut wie in ἀνήνοθε. Es ist also kein Grund vorhanden, zweyerley Stammworte vorauszusetzen. Ja, wenn man dem Vf. auch zugiebt, in ἐνήνοθε sey der Begriff des Liegens oder Sitzens ausgedrückt; in ἀνήνοθε der des Emporsteigens: so kann man doch mit einem Stammwort für beides auslangen, wenn man ἔω, ἔδω oder ἔδω annimmt, da ja ἔω und ἔδω von ἔω, *ἡμι*, mittlere ausgeht. Sonach wäre von ἔδω, oder ἔδω, das Perfect ὄδα, mit den Präpositionen ἐν und ἐν, ἡνοθα, ἀνήνοθα, ἐνήνοθα, in der intransitiven Bedeutung von aufsteigen, aufsitzen; und das Einschieben des  $\omega$  fällt ganz weg. — Seit Hemsterhuis leiten mehrere ἀνήνοθε und ἐνήνοθε von ἀνότω und ἐνότω, in beiden Fällen mit dem Begriff der Bewegung ab, der, wie oben bemerkt worden, sich sehr gut in allen Stellen, wo ἐνήνοθε vorkommt, anwenden läßt. So scheint auch *Rufinus*, *Epigr.* 31. jenes επανήνοθε λάχνη verstanden zu haben, indem er es durch επισκιντώσιν ἔθειροι sehr artig nachahmt. Rec. entscheidet für keine der letzteren Ableitungen; aber wahrscheinlicher als die des Vf. müssen sie auf allen Fall dem Unbefangenen vorkommen. Der Vf. bemerkt übrigens nicht, ob ἀνήνοθε und ἐνήνοθε überall Perfecte und nicht auch Aoriste seyen.

(Der Beschlufs folgt.)

## KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, im Industrie-Comptoir: Abbildungen merkwürdiger Gegenstände aus der Erdbeschreibung, zum Unterricht in der Geographie. 4 Hefte, jeder mit 6 illuminirten Blättern und einem Blatt gedruckter Erklärung derselben. Querfol. (4 Rthlr.) Diese Abbildungen sind meist mittelmäßig, die beygedruckten Erklärungen weder unterrichtend noch befriedigend genug für die Jugend. Um aber unsere Leser näher mit dem Inhalt dieses Werks bekannt zu machen, wollen wir hier die Gegenstände anzeigen, welche im ersten Heft desselben abgebildet sind. 1) Der Wirbel im Donaustrom. 2) Der Strudel im Donaustrom. 3) Der große Geiser in Island. 4) Der Porcellanthurm in China. 5) Der Felsen-

bogen der Bullers bey Buchan in Schottland. 6) Troška in Böhmen. Von den Erklärungen mögen gleich die beiden ersten zur Probe dienen. 1) Der Wirbel im Donaustrom. Dieser Wirbel befindet sich zwischen dem Marktlecken Sturm und St. Nikola, etwa 200 Klaftern weit von dem Strudel. Auf dem Felsen, welcher den Strom verursacht, und der Hausstein heißt, steht ein alter Thurm. 2) Der Strudel im Donaustrom. Dieser Strudel liegt in der Donau unter der Stadt Grein in Oesterreich. Er ist ungefähr neunzig Klafter breit, und durch die hervorragenden Felsen in drey Kanäle, das Waldwasser, den Strudel und den Wildriß, abgetheilt.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 O C T O B E R, 1805.

## GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

Beschluss der Beurtheilung der griechischen Grammatik von Buttmann.

Wir gehen zu *ἄνωγα* über. Was der Vf. S. 379 in der Note bemerkt, dass es in der ganzen griechischen Sprache kein Perfectum gebe, das weiter nichts thäte, als das *ω* des Präsens in *α* verwandeln, selbst nicht mit dem Augment, befremdet uns in der That. Es muss den Vf. sein Gedächtniss verlassen haben. In einer Grammatik, die mit so viel Präension erscheint, wie die Vorrede verräth, sollte man sich doch vor solchen Äußerungen in Acht nehmen. Was thun denn *λέγω*, *σῶπω*, *γῆγω* etc. im Perfecto anders, als das *ω* des Präsens in *α* verwandeln mit Hinzufügung des Augments? Warum soll *ἄνωγα* statt *ἤνωγα* nicht das Perfect von *ἀνώγω* seyn können, sondern *ἀνώγω* ein neues Präsens vom Perfect *ἄνωγα* seyn? Hier ist nur zu verwundern, dass alsdann das erste *α* ohne Augment ist, welches doch sonst in diese vom Perfect gebildeten Präsensia mit übergeht. Das *ω* in der Mitte soll seyn, weil die attische Reduplication fehle. Allein *ὄρωρε*, *ἄρωρε* hat die attische Reduplication und doch das *ω* und *η*. Aber es ist nicht durchaus wahr, was der Vf. S. 100 behauptet, dass der lange Vocal nach der attischen Reduplication verkürzt werde. Der Vf. nimmt ein Präsens *ἄγγω* an; aber wie kann von *ἄγγω* ein Perfect *ἄνωγα* entstehen? Unmöglich! Erstlich haben alle diese Verba mit *γγ* oder *γχ* kein Perfectum von sich, sondern von der Stammform; oder es endiget auf *γχα*, wie *λέλογχα* von *λέγγω*. Dieses *ἄγγω* kann doch von nichts anderem, als von *ἄγω* abstammen, wie *κλάγγω* st. *κλάγω* etc., und wenn *ἄνωγα* das Perfectum seyn soll, so kann es nur von der Stammform kommen. Der Vf. zweifelt indess, dass *ἄγω* unter diese Wortverwandtschaft gehöre, weil *ἄνωγα* durchaus blofs den Begriff des Gebieten, nicht den des Anführens und Herrschen habe. Ein nichts bedeutender Zweifel: denn wie oft haben Perfecta nur die Bedeutung des nächstfolgenden Zustandes. — Rec. leitet demnach *ἄνωγα* von *ἄγω* ab. Wie aber nichts gewöhnlicher ist, als der Wechsel der Vocale in den Stammverbis so im Griechischen als im Deutschen: so setzen wir gleich die Wurzeln *αγ*, *εγ*, *ηγ*, *ογ*, die man zugleich durch die *tenues* und *aspiratas* variabel sich denken muss. Von *ἄγω* ist die ionische Form *ἤγω*, wozu *ἔχω* mit gehört. Für *ὄγω* spricht, ausser *ἄρω*, *ἔρω*, *ὄρω*; die ihre Bedeutun-

gen miteinander theilen, ohngefähr wie *λέγω*, *λήγω*, *λέχω*, *έλέγω*, *λέσχω*, zusammengehören, *ὄγμος* st. *αγμός*, *ὄχετος* st. *ἀγέτος* d. i. *ἄγωγος* und andere, die wir der Kürze wegen übergehen. Ferner wird *ἔχω*, durch das von ihm gebildete *ἐνήνοχα* und *ὀχέω*, wieder mit *ἄγω* verknüpft. Demnach sind hier zweyerley Stammformen in der Bildung zusammengefloßen. Nämlich: *ἤγω*, *ἔχω*, *ὄχα*, *ἔοχα*, *ὠχα*, *ἡοχα*, reduplicirt aus *ἄγω*, *ἀγῆοχα*; ferner *ὄγα*, *ἔογα*, *ὠγα*, reduplicirt aus *ἄγω*, *ἄνωγα*; ferner *ὄγα*, *ὠγα*, mit *ἀν* zusammengefloßen, hinführen, hinfantreiben, davon *ἄνωγα*, st. *ἤνωγα*, und von *ἄνωγα* das Präsens *ἀνώγω*. Der Vf. wirft die Frage auf, „ob das Präsens *ἀνώγω* selbst im Homer ächt sey? Er habe davon blofs die dritte Person *ἀνώγει* ziemlich oft. Aber diese sey ihm auch Plusquamperfect. d. h. Imperfect. der Bedeutung nach. Triebe ihn irgend eine metrische Noth zu dieser Amphibolie, so müßte man zufrieden seyn. Aber jenes Präsens *ἀνώγει* stehe immer am Ende des Verses; warum also nicht im Perfect. geblieben, und *ἄνωγεν* gebraucht, wie *ἄνωγα*? Und dass Homer so gesungen, sey ihm (dem Vf.) fast gewiss; ob aber auch unsere Editionen so schreiben dürfen, sey eine andere Frage, deren Beantwortung heut zu Tage nur Einem gebühre.“ Zuförderst ist es nicht an dem, dass jenes Präsens *ἀνώγει* immer am Ende des Verses stehe. Es steht am Ende des Verses, und ist dennoch Imperfectum *Odys. π*, 330. Zum andern hat der Vf. nicht bedacht, dass dieselbe Amphibolie, welche er durch seine Änderung zu heben sucht, in *ἄνωγε* zurückkehrt, welches Homer auch für das Imperfectum braucht. Zum dritten sind solche Änderungen im Homer uns gänzlich unerlaubt, da in der homerischen Kritik gar nicht mehr die Rede davon seyn kann, die eigenen Worte des oder der ersten Sänger herzustellen; sondern uns bey dem zu beruhigen, was die besten, alexandrinischen Kritiker darüber festgesetzt haben. So bestimmt und deutlich sich auch Wolf noch neuerlich über die Unzulässigkeit der Conjecturalkritik im Homer erklärt hat: so wenig können unsere neuesten Kritiker dem *pruritus* widerstehen, in die homerischen Gefänge diejenige Conformität hineinzuemendiren, welche ihnen abgeht, und deren Abgang bemerkt zu haben gerade das Hauptverdienst jenes ersten Kritikers ist und bleiben wird.

Wir wiederholen unsere Frage: wo ist in allen den angeführten Perfectis *ω* oder *ο* eingeschoben? ist nicht auf dem natürlichsten und analogischsten Wege seine Entstehung von uns nachgewiesen? Aber

der Vf. liebt das Besondere, das, worauf, außer ihm, Niemand verfallt, und so erwarten wir keinesweges, daß er uns beystimme; wohl aber, daß er künftig, um seine Behauptung durchzusetzen, andere und treffendere Beweise vorbringen werde.

Φλλλν.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Bran, u. in Comm. b. Hoffmann daselbst: *Nordische Miscellen*. 1804. I Bd. 419 S. II Bd. 424 S. 1805. III Bd. 416 S. IV Bd. 1. 2 Hefte. 144 S. 8. (Jeder Band besteht aus 6 Stücken und kostet 2 Rthlr.)

Miscellen im Norden gesammelt, und nicht bloß den Norden betreffend, soll der Leser in dieser Zeitschrift finden, welche sich hauptsächlich bestreben will, auf allgemeines Interesse hinzuarbeiten. Wäre das allgemeine Interesse durch Vielfältigkeit der Gegenstände zu erregen: so könnten diese Miscellen ihren Zweck nicht leicht verfehlen; wird aber interessante Behandlung interessanter Gegenstände erfordert, um auf das allgemeine Interesse Anspruch zu machen: so ist diese Zeitschrift noch fern von der Erreichung ihres Zwecks. Die eigentlichen Zeitschriften haben vor den Zeitungen den Vortheil, daß sie den Stoff, welchen diese einzeln aus den Begebenheiten der Zeit aufnehmen, unter bestimmte Ansichten zusammengefaßt, den Lesern aufstellen können. Nicht Neuheit der Berichte ist es, was ihnen Werth giebt, und durch ihr periodisches Erscheinen geben sie selbst den Anspruch auf diesen Vorzug auf, sondern Vollständigkeit der Darstellungen. Zeitschriften, welche nicht ausschließlich sich für eine gewisse Gattung der Begebenheiten bestimmen, z. B. für die politischen, haben, wenn sie ihrer Idee treu bleiben wollen, in ihren Darstellungen nicht nur gleichartige Gegenstände, z. B. die Veränderungen der politischen Verhältnisse, oder die Ausbreitung des Handels, seine Störungen und Beförderungen, oder die Fortschritte der Wissenschaften, ihre Bereicherung durch Entdeckungen, Erfindungen oder Ergründungen unter einen festen Gesichtspunkt zu fassen, sondern auch in diesen verschiedenartigen Gegenständen die Beziehungen aufzustellen, und so die zerstreuten Strahlen einzelner Begebenheiten durch Vermittelung der Ideen in ein erkennbares Bild des unsichtbaren Geistes der Zeit zusammenzufassen. Unvollkommen wird zwar freylich ein solches Bild bleiben, allein unvollkommen nur in Beziehung auf die, während der Zeit nie zu erreichende Ausdehnung; und eine solche Vollkommenheit wird Keiner verlangen, als der, welchem das ganz fremd ist, was er verlangt. Um ihrer Idee treu zu bleiben, beschäftigt sich eine Zeitschrift mit vollem Rechte, nicht allein mit den neuesten Ereignissen der Zeit; sie blickt auch zurück in das Vergangene, und stellt es vergleichend und in mancherley Beziehungen dem Neuen an die Seite; ihr ist nichts fremd, weil ihr die gesammte Zeit ein Ganzes ist, dessen Glieder nie ohne Beziehung auf einander sind; nichts kann ihr

auch zu klein seyn, denn nur die Ansicht nimmt den Dingen ihre Bedeutung und giebt sie ihnen.

Oft sind aber die Perioden der Zeitschriften zu kurz, als daß nach ihrem Verlauf von etwas Vollen- detem die Rede seyn könnte. Die Begebenheiten entwickeln sich nicht in abgemessenen gleichen Zeiträumen, und gleichwohl — ohne noch auf merkantili- sche Verhältnisse Rücksicht zu nehmen — erfordert die Natur einer Zeitschrift eine periodische Erschei- nung, wäre es auch nur um in die Verschiedenheit der Epochen, welche die Mannichfaltigkeit der Ge- genstände herbeyführt, einige Einheit zu bringen. Es sind daher ruhende Gemälde z. B. Charakterschil- derungen, Anekdoten, Auszüge aus bedeutenden Werken, oder, insofern auf Kunst Rücksicht genom- men wird, Nachrichten von Kunstwerken, von ih- rer Aufnahme und vorzüglich Gedichte selbst die natürlichen Stellvertreter der eigentlichen Gegen- stände einer Zeitschrift. Hierin nähert sie sich als- dann durch die Noth gedungen der Natur der Zeit- ung. Mit Recht fordert also der Leser von diesem Inhalt der Zeitschrift, außer der Beziehung auf den Hauptzweck, auch Neuheit, dafern nicht besondere Beziehung dem Alten eine Bedeutung ertheilt, in welcher es die Stelle des Neuen vertreten kann.

Daß nicht alle Zeitschriften dieser Idee entspre- chen, daß im Gegentheil viele nur den Zweck ha- ben, wöchentlich oder monatlich die Leser zu be- schäftigen, fällt in die Augen. Diese, wiewohl sie ihrem Zweck nach weit unter jenen stehen, ergrei- fen doch zuweilen, theils um mehr Classen von Le- sern zu interessiren, theils um mit einem besseren Schein zu blenden, die Mittel, deren die eigent- liche Zeitschrift sich bedient, um ihre Resultate auf- zustellen. Sie nehmen Politik auf, damit das ge- meinste Interesse in ihnen Etwas finde; sie sprechen über Handel, damit der Kaufmann nach ihnen grei- fe; sie würzen ihre Hefte mit Kritik des Theaters, mit Anekdoten, mit Gedichten, um dem modischen Bellettriken einige Unterhaltung, oder Stoff zu Un- terhaltungen zu geben. So findet sich auch hier, wie überall, neben dem wahren, aus der Idee hervorge- gangenem Wesen, ein Scheinbild, dessen Zweck bloß ist, die Mittel zu seiner Existenz zu erwerben. Wenn jenes in sicherer Ruhe die Begebenheiten un- ter einer ewigen Ordnung begriffen erblickt: so be- müht sich dieses mit unaufhörlicher Beweglichkeit, den vorübergehenden Launen des Augenblickes sich anzueignen, und da es, bey dem nie endenden Wi- derstreit des Einzelnen mit sich selbst, auch diesen unbedeutenden Zweck bey allem Ringen danach, doch immer zum Theil verfehlen muß: so bildet es, von einem allgemeineren Standpunkte betrach- tet, einen der komischen Charaktere, deren die Li- teratur so manchen auf ihrem Theater aufzuzeigen hat. Selbst wenn eine solche Zeitschrift der zwey- ten Art durch glückliche Wahl der Mitarbeiter, oder durch ein bewußtloses Ahnden des Unternehmers, sich über die Gemeinheit des größseren Haufens er- hebt, und sich durch einzelne vorzügliche Darstel-

lungen oder Gedichte auszeichnet, wie dieses in der That bey diesen Miscellen, besonders in der zweyten Hälfte des Jahres der Fall ist, so zeigt sich doch ihre, dem Idealen entgegengesetzte Natur, in dem Ganzen wie in dem Einzelnen, durch den ermangelnden allgemeinen Gesichtspunkt. Statt des politischen Überblicks, werden kurzgefasste Zeitungs-Auszüge das Fach der Politik füllen; die Darstellungen des Zustandes des Handels werden in kaufmännische Notizen vom Stand der Course u. dgl. sich verwandeln; die literarischen Nachrichten werden um die neue Literatur in ihren einzelnen Theilen zu umfassen die Theile vernachlässigen und das Ganze nicht erblicken lassen, und die Zeitschrift selbst wird die Mannichfaltigkeit ihres Inhalts bloß in dem Zweck vereinigen, daß sie selbst existiren könne.

Die Hauptgegenstände dieser *nordischen Miscellen* sind *Politik* und *Handel*. Den meisten politischen Aufsätzen fehlt es zwar an dem, was wir in dieser Hinsicht von einer Zeitschrift fordern; indessen finden sich doch manche eindringende Blicke in die Geschichte der neueren Zeit. Die Nachrichten vom Handel lassen zwar ihre zu speciellen Angaben durch Hinsicht auf den Ort, wo die Miscellen erscheinen, entschuldigen; aber da eine Übersicht dieser Einzelheiten für einen allgemeineren als den kaufmännischen Gesichtspunkt mangelt, so können sie ihren Platz in einer Zeitschrift nicht rechtfertigen. Unter den *Gedichten* zeichnen sich wenige aus, doch ist die zweyte Hälfte des Jahrgangs reicher und besser ausgestattet, als die erste. Eine bessere Auswahl wäre auch bey den *Anekdoten* zu wünschen. Was soll zum Beyspiel die alte Anekdote vom Födengräber, dem eine Kröte in einem Schedel Veranlassung gab, einen vor vielen Jahren verübten Mord zu entdecken, noch in einer Zeitschrift für das Jahr 1804? Die *Theaterkritik* ist etwas oberflächlich, selbst wenn sie durch Widerspruch bewogen wird etwas tiefer einzugehen. Ein Beyspiel giebt die Kritik über Hn. Opitz Spiel als Hamlet, und die nicht gründlichere Antwort des Vf. auf den Vorwurf der Ungründlichkeit. Die an *Rüfau* wegen eines vielfachen Todtschlags in Hamburg vollzogene Todesstrafe giebt Veranlassung zu manchen interessanten Nachrichten, sowohl über diese That selbst, als über die Ordnung der peinlichen Untersuchungen in Hamburg. Weniger gelungen ist der Aufsatz über *Todesstrafen*, welchen jene Untersuchung veranlaßt, und welcher die Begriffe von Vorsatz, Vollziehung des Verbrechens, Milderungs-Grund und Imputation zu sehr verwirrt, als daß man ein richtiges Resultat erwarten könnte. Die übrigen Aufsätze sind von dem verschiedenartigsten Inhalt, und freylich auch ihrem Inhalt nach sehr verschieden. Interessant sind einige Fragmente aus Reisebeschreibungen; zu loben ist es aber nicht, daß der Herausgeber auch Fragmente von schon gedruckten Büchern in seiner Zeitschrift aufnimmt. Im Ganzen werden daher diese Miscellen zwar nicht die For-

derungen erfüllen, welche wir an eine eigentliche Zeitschrift zu machen berechtigt sind; aber sie werden doch unter der Nebengattung von Zeitschriften einen ehrenvollen Platz behaupten, und durch Mannichfaltigkeit der Gegenstände Leser verschiedener Art an sich ziehen und interessieren. Möchte doch aber der Herausgeber künftig bedacht seyn, seine Miscellen mehr von den entstellenden Druckfehlern zu säubern, welche den Leser beleidigen, indem sie von einer ungewöhnlichen Nachlässigkeit des Herausgebers durch ihre fast unglaubliche Menge zeugen.  
D. c. A.

LEIPZIG, b. Grieshammer: *Briefe über die Höflichkeit und den Anstand oder die feine Lebensart, für Jünglinge der gebildeten Stände*. 1804. 198 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. erklärt sich in der Vorrede seines Buchs dahin, daß er es für die Jugend geschrieben habe, um die Bildung ihrer Sitten befördern zu helfen. In 30 Briefen giebt er nun theils allgemeine theils besondere Regeln über Höflichkeit, Anstand, Geschäfts-Verbindung, Besuche, über das Benehmen bey der Conversation, bey der Tafel, dem Spiele, bey Ballen, Concerten, auf Reisen und selbst bey dem Briefschreiben. — Rec. muß sich laut und bestimmt gegen alle Schriften dieser Art erklären, theils weil sich die feine Lebensart gar nicht lehren läßt, und schlechterdings nur mit und unter Menschen durch Umgang und Beobachtungsgeist erlernt seyn will; theils weil sie entweder wirklich auf eingeführten, oft unsittlichen und albernen Gebräuchen und Gewohnheiten beruht, oder doch zu vielen gedankenlosen und unmoralischen Handlungen verleitet, und gewöhnlich alle Originalität des Charakters unterdrückt. Es dürfte nicht schwer seyn zu erweisen, daß unzählig viele Unordnungen, Übel und läppische Vorurtheile, welche die Menschen in ihren socialen Verhältnissen schwer bedrücken, nur aus dem Widerstreite des Sittengesetzes mit der Regel des Schicklichen und der Unterordnung jenes unter diese entstanden sind. Indessen kann ein Buch dieser Art, wie *Knigge* es schrieb, dem Jüngling und Mann eine angenehme Lectüre gewähren, insofern es uns den geselligen Menschen kennen, und uns an fremden Erfahrungen unsere eigene Urtheilskraft üben lehrt. — Vorliegende Briefe aber enthalten nichts, was nicht ein Jeder, und auch der junge Mensch, schon oft gesehen, gehört, gedacht und an sich selbst erfahren haben, nichts, was nicht besser, und vieles, was gar nicht gesagt, am wenigsten gelehrt werden sollte. Zu dem letzteren gehört z. B. der auf S. 129 befindliche Rath: „beym Abschlagen zeige jederzeit ein Mißvergnügen, ein Bedauern, daß dir die Gewährung unmöglich ist, sie nicht in deiner Gewalt steht.“ Eine probate Lehre, aus einem biederer jungen Mann einen gleisnerischen Heuchler zu bilden! Auf S. 185 wird der Rath ertheilt: „*Wißt* und *Trifsette* zu lernen, damit man einen Platz in der Gesellschaft nach den Wünschen anderer ausfüllen kön-

könne. Das heißt doch wohl, den angehenden Weltbürger zu allen den Schwachheiten der Gesellschaft erziehen, über die er doch erhoben werden sollte! Die Schreibart ist gewaltig breit und mit Synonymen überladen, auch hin und wieder nicht sprachrichtig, z. B. S. 2 „dir die vornehmsten Regeln zu entwickeln und darzustellen.“ Ebendasselbst: „du wirst schon jetzt viele und in Zukunft noch mehrere, zumal junge Leute aus Familien, in welchen man eine sehr gute Erziehung voraussetzen sollte, um und neben dir sehen, deren Betragen sehr oft von ganz andern Grundsätzen und Maximen geleitet wird.“ S. 67 steht die Regel: „laß dich nie gehen.“ Rec. möchte Altern und Erziehern zurufen: „gewöhnt eure Zöglinge nur, alle ihre Handlungen nach den Vorschriften des Sittengesetzes einzurichten, und — sie werden nie eigentlich unschicklich handeln; ihre feinere, gesellschaftliche Ausbildung überlaßt der Welt und dem eigenen Beobachtungsgeiste.

nx.

ALTENBURG, b. Rink u. Schnuphase: *Neue Sammlung von Sprichwörtern zur Unterhaltung und Belehrung*, von Sylvester Jacob Ramann, Pfarrer zu Zimmern supra im Erfurtischen. 1804. Vier Bändchen; jedes etwas über 200 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Diese neue Sammlung unterscheidet sich von der älteren, die unter dem Titel: *Moralischer Unterricht in Sprichwörtern* u. s. w. Erfurt bey Kaiser herausgekommen ist, dadurch, daß jene für Kinder, diese mehr für Erwachsene bestimmt ist. Die Bearbeitung von Sprichwörtern ist nicht die leichteste Aufgabe, da bekanntlich fast jedes Sprichwort etwas schielendes hat. Doch jene Sammlung fand ihr Publicum, und diese wird es nicht weniger finden und verdient es auch. Wenn auch der Faden mancher Erzählung — wie der von Stephan, die im ersten Band anfängt und in den übrigen dreyen fortgesetzt wird — zu lang ausgesponnen, manches Sprichwort entweder nur im Vaterlande des Vf. ein Sprichwort oder überhaupt nur eine morali-

sche Sentenz, der Sinn manches Sprichworts durch die Erzählung nicht vollkommen ausgedrückt, manche Reflektion zu sehr herbeygezogen und überhaupt des Moralisirens wohl ein wenig zu viel ist; wenn auch manches Sprichwort, z. B. Hagel und Brand segnet Gott mit milder Hand, und Unwissend sündigt nicht, gar nicht hätte aufgenommen oder doch wenigstens etwas anders dargestellt werden sollen, um nicht den diesen Sprichwörtern, unter dem Publicum des Vf., das doch größtentheils aus weniger gebildeten Personen besteht, anklebenden irrigen Meinungen, wider Willen des achtungswürdigen Vf. Nahrung zu geben: so wäre doch in Wahrheit sehr zu wünschen: daß statt so vieler elenden das Herz vergiftenden Romane, oder politisirenden, die Köpfe solcher Menschen verrückenden Schriften, Bücher dieser Art in Verbindung mit für sie geeigneten Darstellungen geschichtlicher Gegenstände, wie die Anekdoten aus dem 18 Jahrh. des Hn. Bauer sind, und mit Erzählungen aus dem Reiche der Natur, zur Ausrottung des Aberglaubens, die Lectüre der Bürger und Landleute seyn möchten. Der Vf. giebt ihnen mitunter auch manchen lehrreichen Wink zur Beurtheilung religiöser Gegenstände, wie z. B. im 3 B. S. 138 und an anderen Orten. Auch Kindern kann, wie der Vf. will, diese Sammlung unbedenklich in die Hände gegeben werden, denn sie werden die Erzählungen, die faßlich geschrieben sind, verstehen, und keine wird ihnen ein Argerniß geben. Will der Rigorist dagegen einwenden: Daß doch viel von Liebe u. dgl. darin vorkommt, so legen wir ihm, statt aller Antwort die Frage vor: Wie er es anfangen wolle, um erwachsene Kinder in völliger Unbekanntschaft mit diesen Gefühlen zu erhalten, und ob es nicht gerathen ist, sie diese Bekanntschaft durch solche moralische Erzählungen machen zu lassen, denen ein vernünftiger Vater und Lehrer Ermahnungen und Warnungen, wenn es Noth thut, hinzufügen kann? — Die Sprache des Vf. ist hin und wieder etwas vernachlässigt, doch im Ganzen rein.

T. T.

## KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Gräff: *Der schöne Tag. Ein rührendes Fest, gefeyert in der Kirche zu Schottenstein, und als Beytrag zum Guten gezeichnet von einem Augenzeugen*. 1805. 120 S. 8. (10 gr.) Eine Beschreibung der Einrichtung bey der im J. 1803 vom Pfarrer Bümelburg gehaltenen Confirmation zu Schottenstein im Itzgrund ist der Inhalt dieser Schrift. Diese heilige Handlung ging in folgender Ordnung vor sich: 1) Anrede des Pfarrers an die Kinder, worin er sie an die Wichtigkeit des Tages erinnert: einfach und herzlich! 2) Gebet eines der Katechumenen im Namen der Übrigen, um göttlichen Beystand, 3) Gebet des Lehrers um Erhöhung des vorigen: beide zweckmäßig und rührend. 4) Anrede eines anderen Katechumenen an den Lehrer, worin er um Prüfung bittet, und 5) Antwort des Lehrers auf diese Anrede, worauf 6) das Examen von S. 40—88 folgt. So zufrieden auch Rec. mit der Anordnung und dem Gange des Ganzen ist: so kann er doch nicht bergen, daß ihm manche Parthien nicht gehörig ins Licht gestellt, manche Fragen nicht bestimmt genug beantwortet scheinen, z. B. *Was heißt: Gott ist die Liebe? Antw. Er ist die Güte selbst; oder: Womit wurde aber seine (Josephs) Tugend belohnt? Antw. Mit dem Gefängniß, u.*

a. Nach diesem Examen geschieht nun die eigentliche Confirmation, und der ganze Act schließt mit Anreden des Lehrers, einer Katechumenin und einem Gebet. Alles ist zur Erweckung und Erbauung eingerichtet. Prediger werden überall für ähnliche Fälle viel Nachahmungswürdiges finden.

AN.

Wien, b. Kupfer: *Die Kunst geliebten Abwesenden ein Denkmal der Freundschaft und sanften Erinnerung mit wenig Aufwand in seinem Zimmer zu errichten. Ein Beytrag zur Verschönerung des Ameublements*. 1804. 15 S. 8. Mit einer Kupfertafel. (3 gr.) Wenn Silhouetten aus starkem Papier ausgeschnitten zwischen zwey Blätter feines Papier geklebt, und von der hinteren Seite beleuchtet werden, so erscheint das Schattenbild weicher und anmuthiger als sonst bey der gewöhnlichen Art Silhouetten, schwarz auf weiß, der Fall ist. Hierauf gründet sich des Vf. Vorschläge, geliebten Verstorbenen in stillen Zimmern Monumente zu errichten, und ihre Schattenrisse auf erwähnte Weise dabey anzubringen. Die Kupfertafel stellt zwey dergleichen Monumente dar, welche indeß ihrer Form nach nicht vom vorzüglichsten Geschmack sind.

—y—H.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 OCTOBER, 1805.

## LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

- 1) L E I P Z I G, b. Rein u. C.: *Lateinische Sprachlehre*, von Anton Schmitson. 1804. XX. und 396 S. 8. (1 Rthlr.).
- 2) Ebendasselbst: *Geist der lateinischen Sprache in einzelnen Wörtern, Ausdrücken und Redensarten*, von Anton Schmitson. 1804. X und 325 S. 8. (18 gr.).
- 3) K Ö T H E N, b. Aue: *Liber compendiosus ad solidam et accuratam cognitionem contrariorum, dissimilitudinum et affinitatum in latina lingua congestus*, studio M. Joh. Christ. Vollbe- ding. 1804. 64 S. 8. (4 gr.).

Diese drey Producte haben wir in die Ordnung gestellt, die ihnen nach ihrer respectiven Würde zukommt. Doch folgen sie nicht in solcher Stetigkeit, daß nicht unmittelbar nach Nr. 1 Platz genug für weniger schlechte Werke, als Nr. 2 ist, und von 2 zu 3 ein gar gewaltiger Sprung wäre. Der lateinischen Sprachlehre (N. 1) glaubt Hr. Schm. eine wissenschaftlichere und zweckmäßigere Form, als sie sich in Schellers, Bröders und anderen Werken findet, (wiewohl er niemand nennt) gegeben zu haben. Das erste wäre bey einer solchen Sprachlehre kein großer Vorzug, wenn dadurch nichts erleichtert würde, weil sie nicht für philosophische und gelehrte Sprachforscher, sondern, dem Ansehen nach, für Anfänger bestimmt seyn soll; das andere können wir weit weniger einräumen. Der Plan ist: I. *Elementarlehre*. Da wird auf vier Seiten von den Buchstaben, von dem Buchstabiren und Lesen, von der Rechtschreibung und den Unterscheidungszeichen gehandelt. Alles dieses bloß in Beziehung auf das Deutsche, weder gründlich noch zureichend, so daß dieser ganze Theil wegfallen konnte, wenn die beabsichtigte wissenschaftliche Form es gestattet hätte. Hat wohl der 4te Paragraph S. 3 einen verständlichen Sinn? „Alle Wörter werden in der lateinischen Sprache so geschrieben, wie sie in der Aussprache verstanden werden.“ Es wird nicht das Geringste zur Verdeutlichung hinzugefügt. II. *Wortforschung*. Darin wird nach der gewöhnlichen Methode gehandelt, 1) von den Nennwörtern, 2) den Zeitwörtern, 3) Bestimmungswörtern (Partikeln). III. *Regulative Syntax*, nach ebendens. 3 Arten von Wörtern. IV. *Analytische Syntax*. Da wird gezeigt, 1) die Wortsetzung, 2) die Reconstruction (Auflösung

J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band*.

gewisser Latinismen), 3) die Übersetzung (a. d. Lat. ins Deutsche); sehr mangelhaft. Dann noch 4) der römische Kalender, 5) merkwürdige Abbreviaturen; die bey den Alten gewöhnlichen wieder sehr dürftig, die von den Neueren eingeführten ziemlich vollständig und über das Bedürfnis des Anfängers hinaus. V. *Figürliche Syntax*. 1) Schöne Setzung. 2) Figuren. Unter diesen werden Tropen verstanden, welche nach der Reihe erklärt werden; Metapher, Allegorie, Synekdoche, Metonymie. Die Ironie fehlt. Vermuthlich wurden diese Dinge zu Gunsten der wissenschaftlichen Form erörtert. Aber im Grunde ist die ganze figürliche Syntax ein Auswuchs, welcher der regulativen ihre Kraft und Schönheit entzieht, und sich mit erborgtem Schmucke ein Ansehen giebt. Der erste Abschnitt gehört größtentheils in die regulative Syntax; was übrig bleibt, in die Rhetorik. So gehört auch der andere Abschnitt, die Lehre von den Tropen, bekanntermaßen in die Rhetorik. Will man jedoch der Sprachlehre einen weiteren Umfang geben, so muß man diese Lehre zur *Wortforschung* (d. i. zu dem etymologischen Theile) ziehen, und die Nenn- und Zeitwörter nicht nur in der eigentlichen, sondern auch in der figürlichen oder tropischen Bedeutung betrachten. VI. *Poetische Syntax*. Diese betrachtet in drey Abschnitten, 1) das Sylbenmaß (die Prosodie), 2) die Versglieder (*pedes*), 3) die Versarten; diese ganz nach hergebrachter Form, ziemlich weitläufig, welches dem Vf. nicht zukam, da er S. 368 sagt; „Es würde sehr überflüssig und von wenigem Nutzen seyn, eine Anleitung zur Bildung lateinischer Verse geben zu wollen, da zu unseren Zeiten wohl sehr wenige in die Verlegenheit kommen möchten, einen lateinischen Vers zu machen.“ — *Ex ungue leonem*.

Wichtig macht der Vf. das, was er zur Erleichterung des Conjugirens in der Ableitung der *temporum* gethan zu haben vermeint, da er erinnert hat, daß bey dem Perfectum nur das *i*, nicht die ganze Endung *avi*, *ivi* und dergl. in Betrachtung zu ziehen sey; nicht weniger das, was er seinen Lesern über *quod* und *ut* einprägt. Nach seiner Methode „übersetzen die Anfänger das deutsche *daß* allezeit und nach den Umständen mit *quod* oder *ut*, bis sie endlich, vertrauter mit den Eigenthümlichkeiten der lateinischen Sprache, und geübt in derselben, auch diese Construction“ (die des Accusativs mit dem Infinitiv) „leicht verstehen, und nun immer gebü- rig anwenden und richtig bilden.“ So sagt er in der

R

Vor-

Vorrede: aber sonderbar! Da der Accus. mit dem Infin. in so vielen Fällen die einzig richtige Construction ist, so fehlt es offenbar den Anfängern an der gehörigen Übung; bis sie gehörig geübt sind: Mag das der *σχολαστικός* bey dem Hierokles recht fertigen, der aus Furcht zu ertrinken sich nicht eher in das Wasser wagt, bis er gehörig schwimmen kann. — In der Wortforschung werden besonders die *tempora* ganz falsch bestimmt. Da finden wir S. 64 „*tempus praesens*, um anzuzeigen, daß etwas wirklich jetzt geschehe: die kaum vergangene Zeit, *t. imperfectum*, um anzuzeigen, daß etwas noch nicht lange geschehen sey: die völlig vergangene Zeit, *t. perfectum*, um anzuzeigen, daß etwas schon lange geschehen sey: die längst vergangene Zeit, *t. plusq.*, um anzuzeigen, daß etwas schon sehr lange geschehen sey.“ Die gemeinsten syntaktischen Regeln sind meistens richtig. Dafs sie aber nicht öfter falsch angewendet werden, scheint ein Glück zu seyn. S. 13 steht die Regel: „Der Ablativ steht auf die Frage, womit? wodurch? wovon? woran? Meine Tochter hat eine Taube von Majen bekommen. Maja wird der Ablativ: *filia mea columbam a Maja accepit*.“ Hat sich vielleicht die Präp. *a* durch einen Druckfehler eingeschlichen? So scheint es. Denn S. 13 heifst es in einer Aufgabe zum Übersetzen: „Die Fremdlinge sprechen von den Töchtern der Maja.“ Da ist von und dann durch Cursiv gedruckt; wozu die Anmerkung unten steht: „Wörter, welche in den Aufgaben Cursiv gedruckt sind, werden nicht übersetzt“ etc. Die langen zum Theil faden Aufgaben zum Übersetzen werden gleich bey jeder Regel eingeschaltet. Es sind deren 260. Zur Beyhülfe wird dem jungen Übersetzer wenig gegeben. Am häufigsten wird erinnert, wo *ut* und *quod* mit dem Conjunctiv gesetzt werden müsse; aber oft bey seitenlangen sehr schwer zu übersetzenden Stücken weiter nicht das Geringste. Freylich, wo sich der Sprachlehrer weiter versteigt, verfällt er in kleine Fehler, wie S. 68: Als Epiktet gefragt wurde, wer reich wäre“ etc. Da steht unten: „Als, da, *cum*. Ge-fragt wurde: *rogatus sit*.“ Richtiger werden die meisten Anfänger ohne diese Anweisung *interrogaretur* setzen, wenn auch nicht *interrogatus esset*. — S. 113 findet man: „ohne den Tod verdient zu haben? Ruhig erwiederte Sokrates: wolltest du etwa lieber sterben, weil du den Tod verdienst?“ Da steht unten: „Ohne, *quin* mit der Conjunct. — Etwa. *an*, welches zuerst gesetzt wird.“ Welcher Anfänger soll sich darein finden? — S. 134 soll „während deiner Abwesenheit“ übersetzt werden, *inter tuam absentiam*. — Noch ein Paar Fehler von anderer Art. S. 38 wird gehandelt von den „Rithmellipten.“ (Eben so wird dieses Wort unter den Rubriken aufgeführt.) Die Erklärung: „Rithmellipten sind solche Wörter, welche entweder nur den Singular, oder nur den Plural haben.“ Rec. erinnert sich wenigstens nicht, dafs man *per aphacresin* so sagte, statt *Arithmellipten*. S. 331 soll *imo* das affir-

mirende ja seyn. S. 343 ist *correptit* statt *corripuit* vielleicht ein Druckfehler.

Nr. 2 enthält in 5 Abschnitten, „1) Genauere Bestimmung fast gleichbedeutender Wörter in der lateinischen Sprache; 2) Übersetzung mehrerer eigenthümlicher Ausdrücke der deutschen Sprache; 3) Beyspiele von gemeinen Redensarten in beiden Sprachen; 4) Beyspiele von Briefstellen in beiden Sprachen; 5) Verzeichniß besonderer Ausdrücke und Sprichwörter der lateinischen Sprache. Da der erste Abschnitt seinen Gegenstand nicht erschöpft, so sollte er wohl durchaus gute und brauchbare Bemerkungen enthalten. Aber da kreuzten sich eine Menge unnützer Erinnerungen und falscher Bestimmungen mit so grob unterschiedenen Wörtern, die kein Mensch verwechseln wird, der nur ein leidliches Handlexicon zu Rathe ziehen will. Wer wird *bini* mit *duo*, oder *diurnus* mit *diuturnus* verwechseln? Ganz irrige Dinge kommen vor unter *deinde*, *conor*, *populus*, *pudicitia*. Das letzte Wort ist unstreitig aus Versehen mit *verecundia* verwechselt worden. Es heifst: „*Pudicitia*, Schamhaftigkeit, ist ein gewisses Zartgefühl, vermöge dessen man alles unterläßt, scheut und verabscheut, was im mindesten unanständig, unschicklich oder unsittlich ist. *Pudor*, Scham“ etc. Dieser *pudor* wird richtig bestimmt, am Ende aber noch gesagt, dafs die Schamhaftigkeit „ein eigenes besseres Gefühl“ sey. Dieses paßt wiederum weit mehr auf *verecundia*, als auf *pudicitia*. Sollte nicht wenigstens die *verecundia* hier erwähnt seyn? Aus dem 2ten Abschn. wollen wir nur das erste und letzte Wort und eins der mittleren zur Probe auszeichnen. „*Abbrechen*. Sich am Munde abbrechen, *fibi ipse denegare aliquid*.“ (N. B. hier mufs es heifsen *ipsum*, nicht *ipse*) „oder *defraudare genium suum*. Über das Knie abbrechen, *abrumpere sermonem*, *properantius pergere*. Ich mufs abbrechen, *sed haec hactenus*; *sed modus esto*, o. dgl.“ Wer soll dergleichen errathen? — „*Zwergfell*. *Diaphragma*.“ (Ist das ein eigenthümlicher Ausdruck der deutschen Sprache?) „*Das Zwergfell erschüttern*, *pulmones agitare*.“ Sollte das letzte heifsen, einen zum heftigen Lachen bringen? — „*Flügel*. Jemanden die Flügel beschneiden, *aliquem coercere*. Die Flügel hängen lassen, *animum amittere*.“ (Der Sinn ist ziemlich derselbe: aber das Sprichwörtliche und Allegorische geht so in Lat. verloren.) „*Flügel*, ein musikalisches Instrument, *clavichordium alaforme*.“ Ist *alaforme* wenigstens analogisch gebildet (st. *aliforme*)? — Die Redensarten im 3ten Abschn. sind, wie Hr. Schm. selbst erinnert, größtentheils aus den Schauspielen des Terenz genommen. Statt diese zu studieren, nehme man lieber den Terenz selbst mit einer neueren deutschen Übersetzung zur Hand. — Der 4te Abschn. enthält meistens Förmelchen aus Ciceros Briefen ins Deutsche übersetzt. Nach der Überschrift zu urtheilen, sollten auch Stellen aus deutschen Briefen darin erscheinen. Aber diese sind schon schwer zu übersetzen. — In dem 5ten Abschn. ist bey gegebenen



benen Gelegenheiten viel aus der Mythologie und aus der Geschichte und der Verfassung der alten Staaten zusammengetragen. Da findet man oft, was man nicht sucht. Aber man sollte auch nicht vergebens suchen. Z. B. „ad unguem, genau, pünktlich, vollkommen. — Der Ausdruck kommt von den Bildhauern u. dgl.“ Hiermit ist man abgefertigt. Bey *Minervae suffragium* steht bloß „ein weißes scharfsinniges Urtheil“, und dann noch etwas ganz gemeines von dieser Göttin, das man eben nicht wissen will. Aus einem solchen Buche lernt man schwerlich den Geist der Sprache kennen.

In dem Büchlein No. 3 hebt das Anredchen an den günstigen Leser an: *L. B. Boni publici causa, quam maxime opto, suscepi ultro laborem, de quo liceat mihi nunc pauca differere, ut si qui iudices sedere voluerint, habeant quod spectent.* Das *quam* für *quod* und die fehlenden Commata können der Druckerey zur Last liegen: aber — es belohnt die Mühe, auch das Außere dieses compendiösen Büchleins sich lebhaft einzuprägen. Es besteht aus weißlich gravem, dünnem Papier. Darauf sind Dinge folgender Art nach dem Alphabete gedruckt:

## A.

(+ denotat *Opposita et Contraria*; = designat *Affinitates*).

<i>abeo</i>	+ <i>duro</i> .
<i>abigo</i>	+ <i>recipio</i> .
<i>abindico et aufero</i>	+ <i>concedo ac tribuo</i> .
<i>abominor</i>	= <i>odio habeo</i> .
<i>abrogo</i>	+ <i>introduco vocabula</i> .
<i>abrumpo</i>	+ <i>ingo narrationem</i> .
<i>absolutus</i>	+ <i>damnatus capitis</i> .
<i>abstinentia</i>	+ <i>repletio</i> .

So geht es in der schönsten Ordnung fort. Wir bemerken ferner, daß alles zweymal, manches auch dreymal vorkommt. So stehen bey *capero* als entgegengesetzte Wörter *explico*, *exporrigo frontem*; dann wieder eben dieselben unter *corrugo*. Hierauf schwenkt sich *explico*, und steht als Hauptwort an der Spitze; gegenüber = *exporrigo* + *capero*, *obduco*, *contraho*, *corrugo frontem*. Das hat dem Vf. viel Schreibens verursacht: aber es ist gut, weil man darnach die Druckfehler, deren Verzeichniß vergessen worden ist, abändern kann. Gleich bey den ersten *Oppositis* kann mancher Liebhaber der lat. Sprache zweifelhaft seyn, ob er seinen Augen trauen oder einen Druckfehler annehmen soll. Aber siehe da! Unter D bestätigt sich des Autors Schrift, wo man findet *duro*, + *abeo*, *nascor*. Aber z. B. dem *familiaris* wird entgegengesetzt *insolutus*. Da ist offenbar für u zu setzen i: denn an seinem Orte steht *insolitus* und gegenüber + *familiaris*. Aber traurig! — daß man sich doch nicht ganz darauf verlassen kann! Da steht in seiner Ordnung *Idiota*; gegenüber + *ingenuus*, *intelligens*; und derselbe Druckfehler *ingenuus* (statt *ingeniosus*) erscheint zum zweytenmal an seiner Stelle, und zum drittenmal hinter *intelligens*. Ein gleiches Unglück betraf das Wort *sacer*. Denn dem *paganus* steht der *sacrus scriptor* entgegen, und hernach dem *sa-*

*crus* der *paganus scriptor*. Wunderdinge von anderer Art findet man auf jeder Seite. Von S. 54 an folgen noch *Observationes et Addenda*; zu diesen eine Erinnerung, in welcher Latinität und Gedanken gleich abschreckend sind. Die *Observatt.* etc. sind eben so greuelvoll. Die zweyte lautet also! *Phra-sis, graeca vox est. Cicero eandem, quam Germani eine Redart vocant, reddit per verba conjuncta, collocata, continuata, juncta, quae ultima tamen et referunt verba grammaticis, composita nominari solita. Itemque occurrit in Nepote Agesil: „In acta cum suis acubuit.“ Acta, graeca vox significat, 1) littus maris, 2) quemlibet locum amoenum.* An zufälligen Verunstaltungen fehlt es auch nicht. Z. B. Nr. 68: „*Homo nectendis fraudibus, parandis dolis, fruendis insidiis minime assuetus* — ad (mit diesem Wörtchen endigt sich die Zeile: dann hebt die folgende an) *ecipiendi arte alienissimus*“ etc. Hat da nicht der Hr. Corrector seine *vitia* (ganz eigentlich und ernsthaft das Wort genommen) einem anderen aufgetragen? — Oder hat sich gar kein Corrector an das zur Maculatur geschaffene Ding gewagt? Auch Rec. stund bey sich an, ob er sich daran vergreifen sollte. Da er indessen einen nahhaften Verleger auf dem Titel fand, wollte er den guten Willen des Verfassers nicht bezweifeln. Das auf dem Titelblatte befindliche imposante Motto: *Modeste nucleum quae-ramus inter putamina!* schien ihm nicht von dem Vf. selbst herzurühren. Er suchte also mit aller Bescheidenheit in den Schalen herum; konnte aber nichts einem genießbaren Kerne ähnliches finden. Hat etwa ein guter Freund Hn. V. treulos aufgemuntert, das Publicum mit diesem Geschenckchen zu erfreuen? — Er hätte den Spas nicht so weit treiben sollen.

W. Amb.

MANHEIM, b. Schwan und Götz: *Historisches und physikalisches Lesebuch*, den Anfängern der lateinischen Sprache gewidmet von Joh. Gottfr. Röchling, Corrector am Gymnasium zu Worms. Vierte verbesserte Auflage. 1804. 308 S. 8. (12 gr.).

Dieses kleine Lesebuch hat im Wesentlichen viel Ähnliches mit *Gedike's* latein. Lesebuch für die ersten Anfänger, nur daß Wort- und Sacherklärungen hier gleich unter dem Texte stehen. Es hat 7 Abschnitte, wovon der erste, „Kleinigkeiten aus der Naturgeschichte, Erdbeschreibung, einige Räthsel, Maximen u. s. w.“ der zweyte, „Unterhaltungen aus der Naturgeschichte,“ der dritte, „Fabeln und Erzählungen,“ der vierte, „merkwürdige Reden, Handlungen u. s. w. berühmter Männer des Alterthums,“ der fünfte, „poetische Kleinigkeiten,“ der sechste, „Regeln für die Erhaltung der Gesundheit,“ der siebente, „auserlesene Fabeln aus *Phädrus*,“ enthält. Der zweyte Abschnitt stimmt größtentheils mit *Gedike's* Abschnitte, „Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte,“ überein. Von einer anderen Seite hat des Vf. Buch wieder viel Übereinstimmendes mit seinen „Lehrreichen und angenehmen Übungen des lateinischen Stils für untere und mittlere Klassen,“ wovon Rec. gleichfalls die vierte Auflage vor sich

sich hat. Die wiederholten Auflagen beweisen schon für die Güte dieses Buches. Der Schüler gelangt auf einem angenehmen und lehrreichen Wege unmerklich vom Leichten zum Schwereren dahin, daß er, nach Endigung dieses Buchs, die Autoren selbst zu lesen anfangen kann. Diejenigen Stücke, welche der Vf. selbst ins Lateinische übergetragen hat, zeigen von seiner gründlichen Kenntniß der guten Latinität. Welche Vorzüge diese Auflage vor der vorigen hat, können wir in Ermangelung derselben nicht angeben. Da dieses nützliche Buch wahrscheinlich noch mehrere Auflagen erleben wird; so wollen wir einige von den Fehlern, welche uns aufgestossen sind, hier kürzlich angeben. Vor allen aber sind es die Druckfehler, welche uns bey einer vierten Auflage noch allzuzahlreich vorkommen. Wir werden nur einige derselben mitberühren. S. 4 *Amazones erant bellicosa mulieres*, f. *bellicosae*. S. 13 *Ubi arbores sunt iuxta fontium? In Insula Ferro*. Diese Sonderbarkeit, welche noch erst neulich ihre Berichtigung erhalten hat, hätte entweder beschränkt oder ganz weggelassen werden müssen. S. 17 *Bufo noxium emittit humorem, quo intumescunt hominum membra*. Blumenbachs Handb. d. Naturgesch. 6. Aufl. S. 230 sagt: Dafs ihr Harn ein heftiges Gift seyn soll, ist ungegründet. S. 19 *Alce* übersetzt der Vf. durch *Elend*. Dieser Name aber, den ihm der Wahn gegeben hat, ist nicht der rechte dieses Thieres; es heist *Elenn*, Fr. *elan*. Der Vf. behauptet auch noch, dafs es 50 Meilen in einem Tage machen kann. Funk sagt: 30 Meilen, und stellt dieses noch dahin. Vielleicht ist der Irrthum durch die Verwechslung der 3 mit der 5 entstanden. S. 21 *creffus* f. *gressus*. S. 28 kommt das Rühfel *vere te recreo* etc. wieder vor, welches schon einmal auf diesem Bogen stand. S. 29 *ubinam canes militum loco olim militarunt?* Nicht so lange her,

als der Vf. meint. Man sehe v. Zimmermanns zweyten Reisekalender. S. 38 *magna bonum multitudo, educitur* f. *magna bonum* etc. *Ebend. pluris tamen bonorum fontes*, f. *plures*. S. 44 *aviditate*, f. *aviditas*. S. 47 *braevitas*, f. *brevitas*. S. 53 *ex saltibus*, f. *ex saltibus*. S. 63, Warum nennt der Vf. den Siebenschläfer die *Rollmaus*, und nicht mit *Blumenbach* die *Reilmays*? Heist sie doch im Engl. auch *rellmouse*. S. 71 *rostrae* f. *rostra*. S. 74 nennt der Vf. die Zugvögel *aves gregariae*. Nach welcher Autorität? S. 88 *somno pressum conspicatus ichneumon per fauces ut telum aliquod immisus, erodit alium*. Gedike erzählt dieses auch in seinem kleinen lat. Lesebuch. Funk sagt in seinem vollständigen Auszuge aus der Naturgeschichte und Technologie: „er wagt sich wohl an junge Krokodille, kriecht aber nicht den alten durch den Rachen in den Bauch, um die Eingeweide zu zerfressen, wie man sonst vorgab.“ S. 92 *Florum mira et enarrabilis est differentia*, f. *inenarrabilis*. S. 123. Die alte Frau, welche wehe Augen hat, f. kranke, oder schlimme Augen. S. 173 *falae ridere*, f. *falae ridere*. *Ebend. reprehensionem aculeos* f. *reprehensionum aculeos*. *Ebend. exanimatum tanto pondere*, f. *exanimatum*. S. 174 willt uns der Schluss der kleinen Schnurre: „Man kann nicht allen gefallen,“ nicht so gefallen, wie z. B. im Engl. *This*, nämlich, dafs Vater und Sohn den Esel, an allen vier Füßen gebunden, auf einem Stocke auf den Schultern trugen, *was so entertaining a sight, that the people ran in crowds to laugh at it; till the ass, conceiving a dislike to the overcomplaisance of his master burst asunder the cords that tied him, slipped from the pole, and tumbled into the river. Hic vero indignatione percitus ac ira simul commotus senex, ut prope flumen forte adlitterat, a sellum e collo in aquas deturbare praecipitem*. S. 226 *quum lacrymas dixisset*, f. *lacrymans*, etc. N.

## KURZE ANZEIGEN.

**SPRACHLEHRE.** Leipzig, b. Schwickert: *Compendium grammaticae latinae, oder kurze lateinische Sprachlehre, nebst paradigmatischen Formeln, wie auch einigen lateinischen Gesprächen, und lateinisch- und deutschen Wörtern, mit Anmerkungen und einer deutschen Orthographie, aufs neue durchgesehen und verbessert.* 1803. VIII und 336 S. 8. (6 gr.). Eine neue Auflage des schon im J. 1781 erschienenen kurzen Begriffs der lateinischen Sprache, welche ein kurzer fruchtbarer Auszug aus der vollständigen, von einer Gesellschaft berühmter Schullehrer herausgegebenen, lateinischen Grammatik seyn sollte. Die neue Revision derselben besorgte, der neu hinzugefügten und vom 5ten August 1802 datirten Vorrede zufolge, Hr. M. Johann Gottlob Gräfe, Tertius an der kurfürstl. sächs. Landschule zu Grimma. Die großen Vorzüge dieser kurzen lateinischen Sprachlehre vor anderen Werken der Art (welches jedoch nur in früheren Zeiten der Fall war) bestimmten ihn dazu, sie einer neuen Revision zu unterwerfen. Rec. findet den angegebenen Grund nicht hinreichend, eine alte verbrauchte Grammatik neben anderen weit besseren von neuem aufzuwärmen; um so weniger, da Hr. G. willens war, seine eigene lateinische Grammatik kürzer herauszugeben. Der Hauptbewegungsgrund ist in der Aufforderung der Verlagshandlung zu suchen, das vergriffene Buch aufs neue durchzusehen, wobey es eine der ersten Bedingungen war, dafs auf Beybehaltung der Seitenzahlen Rücksicht genommen werden möchte, und keine solchen Veränderungen angebracht würden, wodurch die Stärke des Buches

selbst wüchse, da die Veränderung der Seitenzahl in den Schulen Verwirrung machen würde. Man sieht hieraus leicht, dafs nur bey Hauptfehlern Veränderungen gemacht, und die Fehler wider die deutsche Sprache unserer Zeit, sowie gegen die Orthographie, verbessert werden konnten. Dafs dieses jedoch nicht durchaus geschehen sey, davon zeuge, um nicht mehr anzuführen, folgendes Beyspiel. S. 3 heist es: „*Fliefsige*, oder sehr schnell auszusprechende (Buchstaben) sind viere: *l, m, n, r*.“ Der Vf. fühlte es vermuthlich selbst, dafs dieser Begriff von den fließenden Buchstaben nicht ganz richtig sey, und machte daher bey *r* die Anmerkung: „Auch *r* laßt sich schnell aussprechen, wenn die Zunge keinen Fehler hat, oder wenn man nicht verwöhnt und vernachlässigt ist.“ In der Schreibart des Wortes *vernachlässigt* widersprach er dann selbst wieder der S. 323 angeführten roten orthographischen Regel vom *ss* und *ff*. Das Wort *flüssig*, welches S. 2 und 3 *fließig* geschrieben ist, wird S. 212 wieder *flüssig* geschrieben.

**SCHÖNE KÜNSTE.** Arnstadt u. Rudelsdorf, b. Langbein und Klüger: *Frau Hulda Waldina, die wilde Jägerin. Von dem Vf. des Romans die Snalaxe.* 1805. 252 S. 8. (1 Rthlr.). S. 49. „Bewahre uns Gott in Gnaden! — schrie der Pater, indem er ein Kreuz schlug, — Ihr Herrn Sängers seyd doch wahre Heiden! Wer wird sich mit solchem Teufelsgeschmeiß von Nixen, Waldweibern und Kobolden abgeben? Verloren ist die Seele des Unglücklichen, auf ewig verdammt zu ewiger Qual und Pein, die sich mit ihnen einläßt.“ ? ?

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 O C T O B E R, 1805.

## G E S C H I C H T E.

LEIPZIG, b. Weidmanns: *Deutsche Reichsgeschichte*, von *Christoph Gottlob Heinrich*, Herzogl. Sachsen-Weimar. Hofrath, ord. Prof. der Geschichte zu Jena etc. Neunter und letzter Theil. 1805. 510 S. u. 223 S. Register. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Unter mehreren ausführlichen Werken über die deutsche Geschichte hat nur das gegenwärtige seine Vollendung bis auf unsere Tage erlebt, und ist wohl das einzige, welches von der ersten Anlage bis zum Ende gleichen Schritt hielt. Denn *Schmidts Geschichte der Deutschen*, welche ihrem Entwurfe nach als ausführlicheres Handbuch, dann auch durch die gründlichen Kenntnisse und durch den das Ganze belebenden Geist, dem Werke des Hn. H. mit Würde zur Seite stand, hat von dem Augenblicke an zu verlieren angefangen, als der Vf. durch seinen Übertritt in österreichische Dienste eine neue, aber weniger unbefangene, Ansicht der Dinge erhielt, und seinem Plane eine Ausdehnung geben zu müssen glaubte, welche die Grenzen eines Handbuchs überschritt, und dem Gleichnisse der ursprünglichen Anlage schadete. In immer steigender Proportion nimmt diese Ausführlichkeit in der Fortsetzung nach *Schmidts* Tode zu, und noch sieht man der Beendigung des Werkes nicht entgegen. Durch Hn. H. Arbeit hat nun aber das Publicum eine bis 1803 fortgeführte Geschichte unserer Nation, die den Gelehrten so wie den Liebhaber bey der Lectüre befriedigen, und bey dem Nachsuchen einzelner Vorfälle und Merkwürdigkeiten gewiss nicht leicht unberathen lassen wird; das ausführliche Register erleichtert ihm die Mühe des Nachsuchens.

Dieser letzte Band beginnt mit den Friedensverhandlungen zu Rastadt. Wer mit belehrender Ausführlichkeit, die sich jedoch nirgends in Weitschweifigkeit verliert, über den für Deutsche so erniedrigenden Gang dieser Verhandlungen sich näher zu belehren wünscht, findet hier concentrirt, was einzelne Schriften, vorzüglich die geheime Geschichte der Rastatter Friedensverhandlung uns ihrem Plane gemäß mit den kleinsten Umständen vorlegten, und wird die eigene Einsicht und das richtige Urtheil des Vf. so wenig als seine Unparteylichkeit dabey nicht vermissen. Er entwickelt mit Freymüthigkeit das Nachtheilige von Österreichs Benehmen, welches durch sein Verheimlichen schon zugestandener Sätze die Deputirten des Reichs in eine äusserst

missliche Lage setzte, und sie endlich nöthigte, furchtsam in jede noch so ausschweifende Forderung der französischen Gesandten blindlings zu willigen. Er verschweigt aber auch die einseitigen Unterhandlungen Preussens mit Frankreich nicht, macht aufmerksam auf das Mißtrauen, welches diese Handlungsweise nothwendig zwischen den beiden deutschen Mächten erregen, und die übrigen Deputirten aller Unterstützung berauben mußte; ein Mißtrauen, welches die französischen Gesandten mit Sorgfalt zu unterhalten wußten, dadurch zögernd immer mit neuen Forderungen hervortreten konnten, das Ende ihrer Ansprüche gar nicht absehen ließen, dabey von nichts als Mäßigung und Großmuth der erhabenen Nation sprachen, und mit einem Übermuth handelten, den man wohl zu keiner Zeit zwischen freyen Völkern bey öffentlichen Verhandlungen wiederfindet. Dieser Übermuth, aus welchem zugleich absichtliche Zögerung des Abschlusses hervorleuchtete, noch mehr aber die gewaltsamen Fortschritte Frankreichs in anderen Gegenden, bewirkten endlich die Erneuerung des Kriegs, dessen Ereignisse der Vf. mit gedrängter und richtiger Erzählung in das Gedächtniß zurückruft, auch öfters durch neue Ansichten und Aufklärungen über die Verbindung der Operationen, näheres Interesse für seinen Vortrag zu erwecken weiß. Das Detail der einzelnen Treffen, welches ohnehin dem Manne, der nicht vom Metier ist, selten gelingen kann, vermeidet er mit Recht; nur bey manchem der folgenreichsten Treffen, z. B. bey dem Treffen von Marengo, würden einige allgemeinere Bemerkungen nicht unzweckmässig gewesen seyn. Hr. H. macht zwar aufmerksam auf den Fehler des Gen. *Melas*, welcher schlechterdings den Übergang der Armee über den großen St. Bernhard nicht eher für Ernst halten wollte, als bis es zu spät war ihn zu hindern. Aber durch einen anderen Fehler hatte man auch die Magazine in den Festungen Piemonts vernachlässiget, und *Melas* mußte sich daher zu dem entscheidenden Treffen entschließen, welches überdies nur deswegen verloren wurde, weil man es schon für gewonnen hielt, und um die Vortheile des Siegs besser zu benutzen, das Centrum geschwächt hatte. Auffallendere Bemerkungen drängen sich noch bey dem durch die Österreicher gänzlich vernachlässigten, oder vielmehr gar nicht vorhergesehenen Treffen von Hohenlinden auf.

Den wichtigsten Theil der Erzählung nimmt aber nach geschlossenem Frieden von Luneville die Auseinandersetzung des Entschädigungsgeschäftes ein, wel-

welches unserem Vaterlande eine so sehr veränderte Gestalt gab. Die vorzüglichsten bisher erschienenen Schriften sind dabey die Führer des Vf., und ob er gleich nichts weniger als für Oesterreich eingenommen ist, so zeigt er doch sehr schön und richtig, daß der langsame Gang der Unterhandlungen beym Reichstage einzig hierin lag, weil Frankreich Oesterreichs Mitwirkung so viel möglich beseitigen wollte. Doch die Stelle ist bündig, und gewiß für mehrere unserer Leser interessant; sie soll vollständig hier stehen, und eine Probe von dem Vortrage des Hn. H. liefern: S. 133 „Der Kaiser wünschte, die bisherige Verfassung so viel als möglich bezubehalten, in der Überzeugung, daß jede Veränderung sein Ansehen vermindern werde. Frankreich hingegen war, wie immer, bemüht, das Ansehen des Kaisers zu untergraben, die Stände zu vereinzeln, und immer mehr von sich abhängig zu machen, wozu sich jetzt die schönste Gelegenheit darbot. Schon darum mußte man den Kaiser von den vorhabenden Unterhandlungen entfernt halten. Aber nun war der Kaiser zugleich Beherrscher der österreichischen Monarchie, und gerade er hatte unter allen beteiligten Ständen die größte Forderung an die Entschädigungsmasse für sein Haus. Frankreich war entschlossen die Zeitumstände zu benutzen, um die mächtigen Stände, welche zu verschiedenen Zeiten Oesterreichs Feinde gewesen waren, noch mächtiger zu machen, indem man diesen Ständen einen größeren Antheil an der Entschädigungsmasse und an der künftigen Regierung des Reichs bestimmte, als sie eigentlich fordern konnten, und dagegen dem Haufe Oesterreich einen beträchtlichen Theil der ihm gebührenden Entschädigung entzog. Man nannte diese Operation Herstellung des durch den Krieg zertrümmerten Gleichgewichts in Deutschland. Auch diesen Zweck konnte man, wenn Oesterreich mitwirkte, kaum zu erreichen hoffen. Überhaupt aber wollte die französische Regierung das ganze Entschädigungsgeschäft selbst reguliren; von Paris aus sollte das deutsche Reich seine neue geographische und politische Organisation erhalten. Daher schloß Bonaparte mit allen größeren Ständen des Reichs besondere Verträge, worin er ihnen ihre Entschädigung nach Gutbefinden bestimmte, und nahm alle Reclamationen der dabey interessirten Stände an, die sich nun alle nach Paris, dem wahren Sitze des Entschädigungsgeschäfts, wandten. Indessen würde Frankreich wohl schwerlich durchgedrungen seyn, wenn es allein gestanden hätte; es sah sich nach Allirten um. Preussen war ihm gewiß, denn dessen Interesse war mit dem französischen Eins. Aber dies reichte bey weitem nicht hin; man mußte noch Rußland zu gewinnen suchen, die einzige Macht, die an der Bestimmung von Deutschlands Schicksal wirklichen Antheil nehmen konnte“ etc. Hierauf liefert der Vf. das Nähere der Verhandlungen selbst, legt die Entschädigungen der Fürsten und Stände nach dem Hauptdeputationschluß mit den nöthigen Erläuterungen vor, und macht auf einige der wichtigsten

unmittelbaren Folgen der neuen Anordnungen aufmerksam. Da er in einem Staate lebt, der bey den großen Veränderungen nichts gewonnen, nichts verloren hat: so läßt sich bey seinen Aufzählungen reine Unbefangenheit erwarten. Das J. 1803 ist der Schlußpunkt, welchen sich Hr. H. bey Ausfertigung seines Werks gewählt hat. Aber noch eine reiche Zugabe füllt die größere Hälfte dieses letzten Theils; sie liefert unter dem allgemeinen Titel *Staatsmerkwürdigkeiten* aus den vorzüglichsten Werken deutscher Statistiker, Schriftsteller über das Staatsrecht, aus den Wahlkapitulationen, etc. eine Statistik des deutschen Reichs, in welcher auf Staatsverfassung und Staatsverwaltung besondere Rücksicht genommen, und den einzelnen Artikeln bey aller Präcision die möglichste Vollständigkeit gegeben wird. Über das allgemeine Urtheil des Vf. von unserer Verfassung kann Rec. nicht ganz ins Reine kommen: S. 269 tritt er als großer Lobredner derselben auf, versichert, daß sie der Eigenschaften viele habe, welche man von einer guten Verfassung zu fordern pflege, daß sie keine Willkühr erlaube, daß die Vorrechte der Stände und des Kaisers in wohlthätiger Verwicklung und Bekümmung stehen, und der Kaiser die Macht habe, des Guten viel, des Bösen aber nur wenig zu thun, daß Selbsthülfe unerlaubte Sache sey etc. S. 273 erscheint sogar der Ausruf: „Glückliches Deutschland, das einzige Land der Welt, wo man gegen seine Herrscher, ihrer Würde unbeschadet, im Wege Rechters, bey einem fremden, nicht ihrem eigenen, Tribunal aufkommen kann!“ Welcher Deutsche theilt nicht mit vollem Herzen dieses frohe Gefühl des Hn. H.? Nur scheint es ihm mit allen diesen theoretisch hingestellten Sätzen nicht so ganz Ernst zu seyn; denn S. 275 etc. drängt sich ihm das Gefühl auf, der Gemeingeist fehle bey einer solchen Verfassung; bey der Anwendung zeigen sich mancherley Mängel, die sich nicht heben lassen, ohne die Verfassung selbst zu stürzen, und die Verfassung sey wohl gut, aber die Anwendung oder die Verwaltung taue nichts. In anderen hin und wieder zerstreuten Stellen sind seine Äußerungen noch ungleich stärker, z. B. S. 269 „Gegenseitiges Mißtrauen, Uneinigkeit und Mangel an Patriotismus und Gemeingeist waren die gefährlichsten Feinde der Deutschen, und sie hatten ihren Hauptgrund in der vielherrischen Verfassung von Deutschland“ etc. oder S. 68 wo nach abgebrochenen Kastadter Verhandlungen die Majorität des Reichstags die Fortsetzung des Kriegs decretirte, die Minorität aber keinen Theil an den Berathschlagungen nahm, und die gemachte Anordnung eigenmächtig verwarf: „was nützt ein Reichschluß, wenn die Minorität ihm öffentlich den Gehorsam versagt?“ Dergleichen Äußerungen des Vf. ließen sich viele zusammenstellen, welche zu dem Urtheile hinführen, daß, wenn auch einzelne schöne Züge aus der Zusammenstellung unseres Staatskörpers unverkennbar hervorgehen, und selbst die ganze Verkettung sich in einem gefälligen Bilde entwerfen läßt, doch

doch radicale Fehler in den Grundtheilen des Vereins liegen müssen, welche die praktische Anwendung des reinen Systems vereiteln, und vorzüglich die vereinte Kraft des Staatskörpers lähmen. Was ist aber eine Verfassung, was ist ein Staat, welchem das erste aller Erfordernisse, die innere Kraft, fehlt? Wäre sie übrigens noch so trefflich, der Mangel dieses einzigen würde ihr bald ihre Vorzüge rauben, und müßte sie mit jedem Tage ihrem gänzlichen Untergange näher bringen.

Vd. Hg.

LEIPZIG, b. Weigel: *Leben des Kurfürsten Johann des Beständigen von Sachsen, des grossen Beförderers der Freyheit, in Angelegenheiten der Religion unabhängig von menschlichen Macht-sprüchen zu denken und zu urtheilen.* 1805. 144 S. 8. (12 gr.)

Der ungenannte Zusammenstoppler dieser Lebensbeschreibung sagt, daß Schriftsteller, die den guten Geschmack leiten sollten, sich verdient machen würden, wenn sie die Geschichte überhaupt, und die Lebensbeschreibungen denkwürdiger Männer insbesondere, zu Gegenständen ihrer gelehrten Arbeiten wählten. Diese schon so oft wiederholte Auserung ist gewöhnlich von übler Vorbedeutung, wenn sie als Aushängeschild benutzt wird. Der wahre Geschichtschreiber, dessen Arbeiten sich durch einen mit philosophischem Geiste durchdachten Plan, durch lichtvolle Darstellung der Begebenheiten und ihrer Folgen, so wie durch Reinheit der Sprache auszeichnen, bedient sich solcher Gemeinfätze nicht; und fliessen sie aus der Feder eines zum historischen Schriftsteller so durchaus Unfähigen, wie der Vf. dieser Biographie es ist, so kann man den traurigen Gedanken nicht unterdrücken, daß es gegenwärtig mit der Schriftstellerey zu einem hohen Grade des Mißbrauchs gediehen ist. Kaum würde dieses Leben in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einigen Beyfall gefunden haben. Denn obgleich *Heinrichs sächsische Geschichte* dem Vf. als Hauptquelle diente, und er mehrere Stellen wörtlich aus derselben aufnahm, so sind doch auch diese durch den trockenen, schleppenden und ermüdenden Stil des Ganzen wirklich gemißbraucht, so daß dadurch die Vorwürfe des Plagiats schützt sich der Vf. dadurch, daß er in seiner kurzen Vorerinnerung sagt: „um Mißdeutungen vorzubeugen, habe ich nur dies zu erinnern, daß ich hier und da mit Herr (des Herrn) Hofrath *Heinrichs* Worten seiner sächsischen Geschichte erzählte. Einen guten körnigen Ausdruck aber

zuweilen (also nur zuweilen?) beyzubehalten, wird man doch hoffentlich nicht tadeln.“ Einige Proben aus dem Büchlein mögen hier als Beweise der historischen Kunst und des geläuterten Stils des Vf. Platz finden. S. 5. „Er (Kurf. Johann) lebte bekannter Weise zu der Zeit als der große Luther aufgetreten war, und die so nothwendige und längst gewünschte Kirchenverbesserung angefangen hatte. Diese unterstützte er bey allen Gefahren, in die er selbst dadurch gerieth, mit so vielem Nachdruck und unerschütterlichem Muth, daß ihn seine billigen Zeitgenossen nicht übertrieben haben, indem sie ihn deswegen den Beständigen nannten, und er den wärmsten Dank der ganzen Nachwelt verdient etc.“ S. 6. „Unvergesslich ist aber Johann der Beständige auch schon durch seine berühmte Abkunft. Denn sein Vater ist der Stifter der Ernestinischen Linie der Herzoge von Sachsen, und eben derjenige Kurfürst von Sachsen Ernst, den Kunz von Kaufungen, nebst dessen Bruder Albrecht, in seinen Knabenjahren von Altenburg weggestohlen hatte, welche schändliche That unter dem Namen des Prinzenraubes bekannt ist.“ S. 12 heisst es, den Venetianern sey 1509 auf dem festen Lande nichts als die Stadt Tarris übrig geblieben. Tarris ist wohl aus *Tarvisum* entstanden, sollte doch aber *Trevise* oder *Trevigio* heißen. S. 17 „Gleichwohl fehlte wenig, daß das Interregnum nach Maximilians Tode, als es an einem römischen Kaiser fehlte, das Reich wegen der heftigen Unruhen, die damals entstanden, wohin vornehmlich die Würtembergische und Hildesheimische gehörte, und die die Reichsvikarien nicht dämpfen konnten, in die größte Gefahr gestürzt worden wäre.“ S. 27 steht, das Wormser Edict habe Luthers bisherige *Religionsverehrungen* unter sagt. S. 33 findet sich eine ganz neue Behauptung, daß die bekannte große Niederlage der Bauern sich bey *Mühlhausen* ereignet habe. S. 45 und 46 sind einige Bemerkungen über die geringe Einnahme mancher Geistlichen zur Zeit der Reformation, mit Beziehung auf die jetzige dürftige Lage vieler ihrer Nachfolger, eingeschaltet. Der Ton des Vf. führt zu der Vermuthung, daß er selbst unter die letzteren zu zählen sey. Wenn dem also wäre, so wünscht Rec. ihm baldigste Verbesserung, aber unter der Bedingung, nicht wieder als Geschichtschreiber aufzutreten. Die letzten Zeilen der Vorerinnerung, worin er sagt: „Sollte mein Schriftchen nicht ganz mißfallen: so werden mehrere ähnliche folgen.“ können für den Vf. nie verbindlich seyn, da die erste Bedingung gewiss allgemein nicht eingeräumt wird.

H. I.

#### KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Darmstadt, b. Wintich: *De primis urbis Romae incolis.* Particula prior, qua — invitat Joh. Georg Zimmermann, Prof. et Rector Gymnasii (Darmstadt.) 1804. 16 S. 4. Der Vf. eröffnet seine Abhandlung mit einigen Bemerkungen über die Schwierigkeiten, womit Untersuchungen über den Ursprung der Städte und Völker verbunden zu seyn pflegen. Er sucht den Grund dieser Schwierigkeiten theils in dem Ver-

luste vieler Schriftsteller, theils in dem Widerspruche, der sich so oft unter den noch vorhandenen nachweisen läßt. Gleichwohl, fährt der Vf. fort, seyen Forschungen der Art von Wichtigkeit, da die Entstehungsgeschichte einer Stadt oft den Grund enhalte, warum diese in der Geschichte überhaupt eine mehr oder minder bedeutende Rolle gespielt habe. Nach der Vorbe-  
merkung, daß diese Abhandlung nur einen Beytrag zu den man-

mannichfaltigen Forschungen über die Gründung Roms liefern solle, kommt der Vf. zu seinem Gegenstande selbst, nämlich zur Prüfung der so verbreiteten Meinung: die ersten Einwohner Roms, die entweder Romulus zuerst dorthin geführt, oder die das eröffnete Asyl dahin gelockt habe, seyen ein zusammengekauften Gefindel von Straßenräubern und Vagabunden gewesen, eine Meinung, die schon bey Dionysius (Antiq. Rom. I. 4 und 83) angeführt und verworfen wird. Statt dieser, durch keine hinlängliche Autorität beglaubigten, Vorstellung sucht der Vf. die entgegengesetzte zu begründen: die ersten Bewohner Roms seyen größtentheils Leute von edler Geburt und vorzüglichen Einsichten gewesen. (*Romam a viris potissimum nobilitate et prudentia conspicuis ab initio inhabitatam fuisse.*) Zur Unterstützung dieses Satzes werden vorerst diejenigen Gründe aufgestellt, die sich aus der Natur der Sache mit Wahrscheinlichkeit herleiten lassen: Es sey nicht wahrscheinlich, daß Numitor den Romulus und Remus, die er nach den in jener Zeit herrschenden Ideen, ihrer wunderbaren Erhaltung wegen, ganz vorzüglich von der Gottheit begünstigt glauben mußte, mit einem rohen Sklavenhaufen in die Welt hinausgestoßen und ihren Schicksalen überlassen haben werde, vielmehr werde er ihnen durch Geburt, Einsicht und Treue vorzüglich empfohlene Männer als Rathgeber zugesellt haben. (Auf dieses Argument, dessen Beweisgrund auf bloß mythischem Boden ruht, wird der Vf. selbst kein großes Gewicht legen. Die Jugendgeschichte vieler sehr ausgezeichneten Menschen des Alterthums stellt Erzählungen von wunderbaren Lebensretungen u. dgl. auf, selbst aus Perioden, die historisch weit mehr erhellt sind, als die kaum dämmernde dieser römischen Helden. Diese Analogie von Mythen, die der weitverbreitete Ruhm eines Helden erst hinterher erzeugte, macht zum wenigsten die Sagen von den Jugendgeschicksalen eines Romulus und Remus sehr schwankend, und erlaubt nicht ein historisches Gebäude auf ihnen aufzuführen. — Besonders waren die *xtrius* oder die Historien der Städtegründungen, an die man sich hierbey erinnern muß, reich an Sagen der Art.) Auch habe den Numitor eben so sehr die Hoffnung, daß die beiden Jünglinge ihrem Geschlechte durch würdige Unternehmungen Ehre machen, als das Gefühl der Dankbarkeit, die er ihnen, seinen Rettern, schuldig war, bestimmen müssen, ihnen brauchbare Gehülfen zu dem großen Werke beizugehen. — Für solche könne man aber einen Haufen zügelloser Menschen unmöglich gelten lassen. Diese würden vielmehr die junge Pflanzstadt bald zu Grunde gerichtet haben. Hierbey Widerlegung eines Einwurfs, den man von dem Beyspiele der britischen Ansiedelung in New-Süd Wales hernehmen könnte. Man müsse vielmehr annehmen, daß Männer aus den ersten Geschlechtern von Alba den Romulus und Remus begleitet hätten. Jene würden es nun nimmermehr zugeben haben, daß Sklaven oder andere geringe Leute, die sich in der neuen Stadt einsindeln möchten, als freye Bürger ihnen gleichsam an die Seite gestellt worden wären. Gewiß blieb Sklaverey das beständige Loos dieser Menschen. Denn daß Romulus, Remus und die übrigen Colonisten der Hülfe der Sklaven nicht entbehren konnten, dies ergebe sich aus der Natur der Sache, und folge auch aus einer Stelle des Dionysius (I. 83). — Auf der anderen Seite lasse es sich von den Einsichten des Romulus erwarten, daß er das Bedürfnis gefühlt haben werde, bey der Gründung eines neuen Staats von angesehenen und erleuchteten Männern unterstützt zu werden, und wenn ihm auch, welches doch wahrscheinlich sey, Numitor nicht freywillig solche Theilnehmer an der Unternehmung beygegeben haben sollte, so habe es doch dem Romulus selbst nicht an Gelegenheit fehlen können, sich unter den angesehensten Familien Mittel-Italiens frühzeitig Verbindungen zu machen. Denn man müsse die Vorstellung fallen lassen, als seyen Romulus und Remus unter Hirtenknaben roh aufgewachsen. Vielmehr hätten sie zu Gabii eine ihrer Herkunft würdige griechische Bildung genossen. (Dionysius Hal. A. R. I, 84 *Plutarch. Rom. VI, 6.*) Ohne eine solche Bildung anzunehmen, lasse sich auch die ganze nachfolgende Verfahrungsart des Romulus nicht wohl erklären. Durch die Lobpreisungen der Bewohner von Gabii vermuthlich bereits vorher als ein vorzüglicher junger Mann dargestellt, sey es ihm ohne Zweifel leicht geworden, ausgezeichnete Männer für sich und seine Unternehmung zu gewin-

nen. Besonders müßten darunter viele Griechen gewesen seyn, denn um diese Zeit gerade hätten sich sehr häufig griechische Colonisten in Italien niedergelassen. — Der Vf. beschließt diesen ersten Theil seiner Abhandlung mit dem Versprechen, künftig den Beweis zu führen, daß Romulus bey der Anlage seines Staats vorzüglich von Griechen unterstützt worden sey. Da, nach 8. 6, in der Fortsetzung zugleich noch die Zeugen über die erste Gründung Roms abgehört, und ihre widersprechend scheinenden Aussagen, die ersten Bewohner Roms betreffend, in Übereinstimmung gebracht werden sollen: so sehen wir diesem zweyten Theile mit Verlangen entgegen. Dort erwarten wir also auch eine Untersuchung über die Quellen, die Livius, Dionysius etc. über den vorliegenden Gegenstand befragen konnten. Hierbey wird der Vf. die Beckische Abhandlung über die Quellen der ältesten römischen Geschichte und ihren Werth im ersten Theile der Geschichte der römischen Republik von *Ferguson* mit Nutzen zu Rathe ziehen können. Der Gebrauch dieses Werks würde auch schon in diesem ersten Abschnitt des Vf. vielleicht veranlaßt haben 8. 7, wo er (wie auch *Ferguson* thut) aus der Beschaffenheit der römischen Cloacas auf die Existenz einer älteren großen Stadt auf dem Grund und Boden Roms, vor dessen Gründung durch Romulus, schließt, eine Stelle des Livius (V, 55), die diesem Schluß nicht günstig zu seyn scheint, einer eigenen Prüfung zu unterwerfen.

Diese Bemerkung soll übrigens nur das Interesse beweisen, womit wir diese Abhandlung gelesen haben. Die Diction derselben zeigt, daß ihr Vf. über die Natur des guten lateinischen Ausdrucks nachgedacht habe, und daß er den Schülern des Gymnasiums, um welches er sich schon manche andere Verdienste erworben hat, auch in diesem wichtigen Theile des Schulwissenschaftlichen Unterrichts theilen könne.

P. M.

**KINDER-SCHRIFTEN.** Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Neues Bilderbuch für Kinder, enthaltend Gegenstände aus dem Reiche der Natur, der Wissenschaften, der Künste und Handwerke, getreu abgebildet und in vier Sprachen faßlich beschrieben.* Zweyte Auflage. (Ohne Jahrz.) XVII Hefte. 4. (Jedes Heft 16 gr.)

*Nouvelle Galerie pour les Enfants contenant différents objets dans l'histoire naturelle, les sciences, les arts et metiers, dessinés fidèlement et accompagnés d'une explication facile en quatre langues.*

*Infant-Academy or new Gallery of Figures intended for the use of children. Containing interesting Subjects from nature, the arts, sciences and handicrafts, all carefully delineated and plainly described in four languages. Viz. German, French, English and Italian.*

*Nuovo libro d'immagini all'uso de giovanetti, contenente oggetti del regno di natura, delle scienze, arti, e mestieri, accuratamente rappresentati, ed in quattro Linguaggi chiaramente descritti.*

Dieses schon durch den Gebrauch bewährte Bilderbuch verfolgt mit Glück seinen löblichen Zweck, durch Vernünftigung mannichfaltiger gemeinnützlicher Kenntnisse den Kindern Sprach- und Sachkenntnisse auf eine angenehme Art beizubringen, und den Lehrern durch einen reichen Vorrath solcher Materialien ihr Geschäft zu erleichtern. Das übrige ergibt sich aus dem Titel. Mit dem 17 Hefte, welcher auch den besondern Titel führt: *Neues Bilderbuch für Kinder und deren Erzieher. Oder Gegenstände vom Gebiet der Welt- und Naturbeschreibung, der Erwerbkunde, der mechanischen, und der schönen Künste.* Nach den besten, seitenen und kostbaren Kupferwerken des Aus- und Inlandes getreu abgebildet und zur leichteren, zweckmäßig verbundenen Erwerbung gemeinnützlicher Sach- Sprach- und Kunstkenntnisse in deutscher und französischer Sprache faßlich beschrieben. 1 Fortsetzung. 1 Heft. hat der Herausgeber, Hr. Baumgürtner, eine Änderung des Plans vorgenommen. Fünf Kupfer und die darauf bezüglichen Erklärungen sollen nun immer Gegenstände umfassen: 1) aus den drey Naturreichen, 2) aus der Erwerbkunde, Ökonomie und Technologie, 3) merkwürdige Ansichten aus der Welt- und Erdbeschreibung, 4) Nationalmerkwürdigkeiten, Trachten, Gebräuche, etc. 5) mythologische Sujets. Der deutsche Grundtext aber wird nun bloß ins Französische übersetzt. Wir wünschen diesem empfehlungswerthen Unternehmen eine längere und gleich gute Fortsetzung.

M. G.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 22 O C T O B E R, 1 8 0 5.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Ohne Druckort: *Themistokles, ein Trauerspiel.*  
(in drey Aufzügen.) 1805. 178 S. 8.

An den Gestaden des Inachus, zu Argos, sagt die kurze Vorrede — war die schöne Sitte, zu Ehren der Verstorbenen dem Apoll dreyssig Tage hindurch Opfer und Gebete zu widmen, und erst nach dem Verlaufe dieser Zeit stieg der Opferdampf von dem geschmückten Altare des Schattenführers *Hermes* zum Himmel empor.“ — „Als ein Todtenopfer zum Andenken des edlen Heroen *Schiller*, als ein Weihgeschenk des ewig strahlenden *Phöbus*, wird dieses Gedicht vom Vf. den Freunden der Musen übergeben, er legt es an der friedlichen Urne nieder, und erbittert, mit jedem selbstsüchtigen Streite unbekannt, seiner Ausstellung die prüfende Achtung, welche er seinem frommen Zwecke und der persönlichen Liebe des Dahingegangenen verheissen darf.“ Ausser dieser von dem Vf. genannten Veranlassung steht dieses Trauerspiel in keiner Beziehung auf *Schiller*; man müßte denn einzelne Wendungen der Sprache, welche die Bekanntschaft des Vf. mit den Werken jenes Dichters verrathen, für eine solche Beziehung annehmen wollen.

Themistokles freywilliger Tod, aus Liebe zu seinem Vaterland, gegen welches er die Waffen für den Perserkönig zu führen sich nicht entschliessen konnte, ist der eigentliche Gegenstand dieser Tragödie. Der erste Aufzug enthält die Verbannung des Helden aus Athen durch den Otracismus; der zweyte seinen Aufenthalt bey seinem Freund Nikogenes, und seine Flucht zu dem persischen König; der dritte endlich die Aufforderung des Königs an ihn, gegen sein Vaterland die Waffen zu ergreifen, und den Tod des Helden. Die Abweichung, von den Erzählungen der Geschichtschreiber (welchen der Vf. übrigens treu bleibt,) in Ansehung der Todesart des Themistokles, ist der Natur der Tragödie angemessen, und verdient nicht nur Entschuldigung sondern Lob. Nach dem Zeugniß der meisten Geschichtschreiber war Themistokles in seiner Stadt Magnesia, als ihn Xerxes zum Krieg gegen Athen auffordern ließ, und in dieser Stadt befreite er sich durch Gift von der Nothwendigkeit, gegen sein Vaterland zu kämpfen. In der Tragödie lebt er noch am Hofe des Königs, und Xerxes begiebt sich selbst, seinen grossen Gast zu ehren, nach dessen Wohnung, ihm die Oberfeldherrn Stelle über seine Armee zum Krieg gegen

J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

Athen zu übertragen. Themistokles, der eben den Göttern Athens vor seinem Hausaltare opfert, sucht diesen Antrag abzulehnen, und wünscht, als der König ihn des Undanks beschuldiget, ihm allein ein Geheimniß offenbaren zu dürfen. Sieh! sagt er zu ihm, als das Gefolg sich entfernt hat,

Sieh diesen Altar hier! Geweiht ist er  
Den grossen Göttern meines Vaterlandes.  
Und dieses Schwert, ich führ' es stets zum Ruhme,  
und von den Lykomeden, meinen Ahnen,  
ward ihrem heiligen Dienst es übergeben.  
Athen verfolgt mich; doch dies gute Schwert  
geleitet mich gleich einem Vaterlande.  
Ich muß es treu dem Sohne übergeben.  
Ich taucht' es oft in deiner Völker Blut,  
drum kann ichs frevellos nicht für den Perser  
aus seiner Scheide ziehn.

Der König gibt ihm auf diese Rede sein eigenes prachtvolles Schwert. Er spricht zu ihm:

So fende heim

das heimathliche Schwert dem fernen Sohne,  
dass er dabey der Ahnen sich erinnere,  
die du mit deinem Vaterland verloreist.  
Ich will mit meinem reichen Schwert dich gürteln.

Auch dieses wird vom Themistokles zurück gewiesen. „Ich kann“ antwortet er

es nicht nach deines Herzens Wünschen führen.  
Mein Sinn ist nicht für deine Welt geboren,  
und nimmer wird er mit dem Perser einig.  
Es war ein andres Volk, in dessen Mitte  
Des Sieges Palme meine Scheitel kränzte.

Xerxes dringt in ihn, das undankbare Vaterland zu vergessen, er reicht ihm nochmals sein Schwert mit den Worten:

Verehre doch die Hand, die pflegend dich  
der Schmach entreisst, und gern die höchste Würd'  
in diesem mächtigen Schwerte dir vertrauet.  
O! führ es frey zu mein und deinem Ruhme!

Themistokles nimmt jetzt das Schwert und spricht:

Ich nehm es an, wie jede deiner Gaben,  
die nur der Undank von sich weisen kann,  
und führ es in der Pflicht des eignen Ruhmes!  
Schnell ist's geschehn, das Werk ist nun vollbracht.

Mit diesen Worten stürzt er sich in das empfangene Schwert.

Ohne Zweifel ist dieser letzte Aufzug der gelungenste Theil der Tragödie, der erste und zweyte kön.

können nur mittelbaren Werth haben, insofern in jenem die äusseren Verhältnisse des Themistokles zu seinem Vaterland angedeutet, in diesem sein eigner Charakter und seine Liebe zu dem Vaterlande dargestellt wird. Sein Freund Epikrates trennt sich von ihm mit den Worten:

O! laß des Zornes Wort verstummen!

Kannst du verzeihn, so denke nicht auf Rache.

und Themistokles antwortet:

Ich merk' es leicht, was du wohl fürchten magst:

Doch will ich nicht mich im Verrathe rächen. —

Nur mit der Schande einer ewgen Reue

straf ich Athen! — dem grossen Göttern sey's geschworen.

Es ist daher zwar alles in diesem Schauspiele vorhanden, was der historische Stoff erfordert; auch ist die tragische Handlung durch den Charakter des Helden und durch sein Verhältniß zu dem Perserkönig so motivirt, daß sie mit Nothwendigkeit aus beiden hervorgeht; allein in der Anordnung und Verbindung der einzelnen Theile ist es dem Vf. nicht gelungen, ein solches Ganzes darzustellen, wie es die tragische Kunst erfordert. Es begleitet daher den Leser bis zu der eigentlichen tragischen Handlung das Gefühl einer Unbehaglichkeit, welche aus dem Mangel eines festen Punktes, auf welchem das Interesse sich richten könnte, entspringt. Die Vaterlandsliebe des Helden erfährt der Leser wohl durch seine Ausrufungen; aber in welchem Kampf der Affecten diese Liebe siegen, und in dem Untergang des Helden sich verherrlichen werde, dieses erfährt er erst wenig Augenblicke vor der entscheidenden Handlung, in dem Antrag des Königs an den Helden, und nun erscheint sein schöner Tod, bey allen im Schauspiel vorhandenen Momenten seiner Nothwendigkeit, doch der *Anschauung* als unvorbereitet, fast als ein auffallender Theater-Coup, bis endlich die *Reflexion* in dem Vorhergegangenen die vermissten Momente auffindet, und das Ganze — aber auch nur vor dem Verstande, nie vor der Phantasie, zu rechtfertigen fähig ist.

Wie aber bey dem gewählten Stoff, dessen tragische Qualität nicht zu bezweifeln seyn möchte, jene angezeigten Mängel hätten vermieden, und der Stoff selbst hätte gehörig organisirt werden sollen, ist eine Frage, deren Beantwortung sich zwar die Kritik nicht entziehen kann, welche aber in das Wesen der tragischen Kunst, und in den Unterschied der antiken Tragödie von der modernen zu tief eingreift, als daß sie hier eine vollständige Beantwortung finden könnte. Der antiken Tragödie ist die Einheit der Handlung im eminenten Sinne eigen. Alles wirkt, mit gänzlicher Ausschließung jedes Fremdartigen, auf die einzige tragische Handlung, als den Mittelpunkt des Ganzen, in ununterbrochener Entwicklung hin, und mit dieser Handlung ist die Tragödie beschlossen. Charakterentwicklung, dieses Unternehmen der späteren reflectirenden Kunst, ist hier nicht zu suchen, sondern Darstellung

des Charakters und der Handlung, welche durch den Charakter und dessen Verhältniß zu der Welt nöthig wird. In dieser Einheit der Handlung ist die ganze Natur der alten Tragödie, bis auf ihre Form und den Chor selbst enthalten: denn dieser, in seiner antiken Gestalt, ist nur bey jener strengen Einheit möglich, erhält aber auch gegenseitig diese Einheit mit seiner eigenthümlichen Kraft. Unserem, an moderne Verwicklung der Situationen und an psychologisirende Charakterentwicklung gewöhnten Sinn wird daher jene alte Form oft als Starrheit und Kälte erscheinen, ob sie gleich die wesentliche Form für die Gattung der Tragödie ist, welche eine einzelne tragische Handlung in voller Bestimmtheit der Anschauung darstellt. Starr würde allerdings diese Form zu nennen seyn, wenn ein romantischer Stoff in ihre Fesseln gezwängt werden sollte; allein so wie der romantische Stoff die romantische Form nothwendig verlangt, in welcher der Chor vollkommen in die Personen aufgelöst und als eigentlich antiker Chor ganz verschwunden ist, eben so wird ein antiker Stoff jene antike Form nothwendig fordern; und wie der romantische Stoff in der antiken Form starr erscheint, so wird der antike in der modernen Form gedehnt und dürftig werden. Die Mängel der angezeigten Tragödie scheinen insgesammt darin ihren Grund zu haben, daß ein durchaus antiker Stoff in moderner Form dargestellt wird. Es wird, nach dem, was so eben von der Einheit der antiken Tragödie gesagt worden ist, wohl niemand einfallen, unter dem Ausdruck: antiker Stoff, in historischer Bedeutung einen, aus der alten Geschichte entlehnten Stoff zu verstehen. Antik ist, ohne Beziehung auf die Geschichte, jeder Stoff, welcher nach der oben angegebenen Bestimmung, eine einzelne tragische Handlung, ohne Verkettung und Verwicklung der Charaktere, in ihrer vollen Bestimmtheit enthält: z. B. Oedipus, Antigone, und nicht weniger als diese, der Tod des Themistokles. Romantisch würde, im Gegensatz des Themistokles, der Tod Coriolans seyn, welcher die antike Form widerstrebend sich aneignen würde, die romantische hingegen willig annimmt. In diesen beiden tragischen Subjecten, dem Themistokles und Coriolan, zeigen sich die Eigenheiten und wesentlichen Verschiedenheiten des antiken und modernen Stoffs unverkennbar. Die Handlung des Themistokles ist durchaus einfach, unverändert und fest bestimmt; die Handlung des Coriolan hingegen ist aus einem complicirten, den äussern Eindrücken empfänglichen Gemüthszustand hervorgehend, es ist nicht ein einzelner Moment, welcher die Darstellung erfüllt, sondern eine Reihe von Momenten durch welche erst die Fähigkeit zu der tragischen Handlung in ihm erweckt wird. Die That beider Helden besteht in dem Sieg der Vaterlandsliebe über die Einwirkung der äusseren Verhältnisse, bey der Gewissheit des Unterganges, welcher diesen Sieg begleitet. Allein bey dem Themistokles braucht diese That keiner Vermittelung, sondern sie ist allein Gegenstand der Darstellung, und daher

antiker Stoff. Beym Coriolan braucht sie Vermittelung, welche selbst Gegenstand der Darstellung wird, daher ist Coriolan's Tod ein romantischer Stoff.

Es ist nun einleuchtend, daß diese Natur des antiken tragischen Stoffs nur in der gedungenen Form sich erhalten könne, welcher die Meister der antiken Tragödie sich bedient haben. Vorbereitungen, sie mögen, wie hier der erste Act, die Verhältnisse, oder wie der zweyte, den Charakter erläutern sollen, sind ihr fremd. An dem Hofe des Perserkönigs mußte die Tragödie sich eröffnen mit dem beschlossenen Kriege des Königs gegen Athen, damit gleich Anfangs Themistokles, als solcher, wie ihn die tragische Handlung zeigt, aufträte, und das Ende der Tragödie in dem Anfange schon begründet sey. So würde das Ganze eine bestimmte und treffliche Gestalt gewonnen haben, und die Darstellung des Helden, der seiner Idee das Leben opferte, in der alten Form der Tragödie, welche der Dichter, dessen Manen dieses Schauspiel geweiht ist, hervorgerufen sich so ernstlich bemühte, hätte vielleicht diesem Werke des Vf. eine nicht unentwickelte Beziehung auf jenen Dichter gegeben.

Daß diese Tragödie einzelner Schönheiten nicht ermangele, zeigen, um nicht mehrere auszuheben, schon die in einer anderen Beziehung angeführten Stellen. Einzelnes Mislungene enthalten wir uns besonders anzuführen, da es zum größten Theil in dem schon beurtheilten Plan der Tragödie gegründet ist. Die Gesetze des Rhythmus und der Prosodie aber hätten wir gern besser beobachtet gesehen, als es oft vom Vf. geschehen ist. *Herrl. chen* S. 142 ist eine zu harte, und an dieser, den Anapäst verstoßenden Stelle des Verses, ganz unnöthige Elision. Der Vers S. 85:

Artemis, von den Lykmeden, die  
ist auf keine Weise zu rechtfertigen. Fehler gegen die feinere Kunst des Versbaues finden sich zu viel, um sie anzuführen.

Ohne das Talent des Vf. zu verkennen, hat Rec. geglaubt, die prüfende Achtung, welche der Vf. seiner Tragödie wünscht, am sichersten durch eine, in das Innere selbst eingehende Beurtheilung, beweisen zu können. Auf diese Achtung macht auch dieses Schauspiel um so gerechteren Anspruch, da es nach dem Willen des Vf. nur als Manuscript für Freunde und Bühnen dem Druck übergeben wurde.

D. c. A.

LEIPZIG, b. Reinicke: *Caspar Lavigne, oder die Abentheuer des Zufalls*. Mehr Wahrheit als Dichtung. In zwey Theilen. Aus dem Französischen. 1804. 454 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.).

Jeannette Lavigne, die Tochter eines wohlhabenden Pächters bey Paris, wird bey den Nonnen von Senlis erzogen. Als sie einst ihre Eltern besuchte, überfallen Räuber in der Nacht die Wohnung; Jeannette entflieht, während ihre Eltern ihren Tod in den Flammen finden, die das Haus verzehren; aber sie wird von den Räubern verfolgt,

und von dem Hauptmann, der sie in bewußtloser Betäubung findet, gemißbraucht. Ohne ihren Zustand zu vermuthen, begiebt sie sich zu einem alten Hagestolz, Guichard, in Dienst, ihre Standhaftigkeit, mit welcher sie seine Anträge von sich weist, erbittert diesen, er bemerkt ihre Schwangerschaft, kößt sie aus seinem Hause und legt, um sie eines Diebstahls beschuldigen zu können, einen Beutel mit Geld in ihr Reisebündel. Jeannette flüchtet zu ihrer Tante, diese verstößt sie ebenfalls, da ihre Entbindung naht. Auf dem Wege nach ihrem Geburtsort wird sie von Policeydienern aufgefangen, und wegen des, von Guichard angezeigten, Diebstahls zum Tode verurtheilt. Im Gefängniß gebiert sie den Helden dieses Romans, sie selbst wurde vor ihrer Hinrichtung vermißt, und für todt ausgegeben. Eigentlich aber war sie durch einen Unbekannten befreit worden, und hatte mancherley Drangsal ausgestanden, bis sie endlich bey dem Pfarrer zu Caulaincourt, in dem Herrn dieser Baronie ihren Sohn findet. Dieser nämlich, den sie im Gefängniß geboren, ward von dem Gefangenwärter, Gaspard Saunier, erzogen; nach dessen Tode nahm ihn der Marquis von Morange, ein mit Menschenliebe sich groß machender Reicher, in sein Haus, verstößt ihn aber, weil er ihn einmal in einem Gespräch mit seiner Tochter findet. Caspar geht als Seefeldat nach Amerika, verläßt nach geendigtem Feldzuge heimlich sein Regiment, wird in Frankreich, wegen Ähnlichkeit seiner Gestalt mit dem Chevalier Caulaincourt für diesen, welcher aus dem Irrenhause entflohen war, angesehen, und zu dessen Vater, dem Baron Caulaincourt gebracht, der vor Freude seinen Sohn wiederzusehen, auf der Stelle stirbt. Caspar ist nun Erbe der Baronie, entdeckt in der Haushälterin des Pfarrers seine Mutter, und nimmt sie zu sich, ohne sich ihr zu erkennen zu geben. In kurzem verliebt er sich in Emilien, die Tochter des verarmten Marquis Vieux-Bois, aber am angeetzten Tage ihrer Verbindung entdeckt er ihr das Geheimniß seiner wahren Geburt. Emilie, die nur seine Reichthümer liebte, benachrichtigt ihren Vater davon, und dieser, als der nächste Erbe des alten Barons Caulaincourt, läßt den unrechtmäßigen Besitzer in Verhaft nehmen. Indessen findet sich der wahre Caulaincourt, der durch eine ähnliche Verwechslung der Personen statt Caspar's die Strafe für dessen Entweichung vom Regiment leidet. Der Baron erhält nun sein Erbtheil, und Caspar soll an seiner Stelle die Vestung beman. Seine Mutter kann sich nicht von ihm trennen, unterwegs fallen sie Räubern an, aber der Hauptmann, statt sie zu berauben, gibt beiden sein sehr schnelles Pferd, welches noch überdies in den Pistolenhalttern eine beträchtliche Summe trägt. Nach mancherley Abentheuern trifft auch Caspar mit der Tochter des Marquis von Morange wieder zusammen, welche ihn, der so viel ihrerwegen gelitten hat, ein Landgut schenkt, auf welcher er mit seiner Mutter wohnt. Hier sucht ihn ein Bettler auf, welcher ihn

ihm erzählt, er sey der Unbekannte, welcher Jeannetten aus dem Gefängnisse befreiet, der ihn später auf dem Wege nach der Festung mit Jeannetten durch sein schnelles Pferd gerettet, aber auch derselbe, welcher die Wohnung von Jeannettens Eltern überfallen, und Jeannetten zur Mutter von Caspar gemacht habe. Jeannetten tödtet der Schreck bey dieser Erzählung, und wenig Tage darauf begräbt Caspar auch seinen kaum gefundenen Vater.

An allen diesen Abentheuern hat nun freylich der Zufall nur bey der Ähnlichkeit des Barons Caubincourt mit dem Helden sein Spiel, das übrige ist in der gewöhnlichen Manier der Romane, deren Ver-

fertiger sich nur in der Zusammenhäufung einer Menge Stoffs gefallen, geschrieben, und die deutsche Literatur ist durch die Übertragung dieses Buchs aus dem Französischen eben nicht bereichert worden. Die Übersetzung selbst ist nachlässig, und wimmelt von Gallicismen und falschen Wortstellungen, welche die Unbekanntheit des Übersetzers mit beiden Sprachen beweisen. Auch an Druckfehlern mangelt es diesem Buche nicht, welches nur die Klasse von Lesern unterhalten wird, die für des Bessern unempfindlich, sich nur an dem grellsten Wechsel der Farben zu erfreuen im Stande ist.

D. c. A.

## KURZE ANZEIGEN.

**SCHÖNE KÜNSTE.** Leipzig, in der Baumgärtn. Buchh.: *die Ausstellung, oder, wer ist der Schlaueste?* Lustspiel in 2 Aufzügen nach Bouilly, 1804. 116 S. in 8. (12 gr.).

Ebendasselbst: *Die beiden Officiere*, Lustspiel in 1 Aufzuge, nach Duval, 1804. 78 S. in 8. (12 gr.).

Ebendasselbst: *Er geht in die Falle*, Lustspiel in 1 Aufzuge. 1804. 94 S. 8. (12 gr.).

Auch unter dem gemeinschaftlichen Titel:

*Sammlung kleiner Lustspiele für öffentliche und Privattheater*, herausgegeben von B. 1804. 288 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.).

Vorliegende Bearbeitung der beiden ersten französischen Lustspiele hat das Verdienst der Kürze vor ähnlichen deutschen Nachbildungen derselben Sujets voraus. Bey manchen Unwahrscheinlichkeiten mögen sie doch ihres Zweckes einer kurzen Unterhaltung nicht verfehlen, wenn sie auch bey einer gewandten Bearbeitung noch zu gewinnen hatten. Das letztere Lustspiel, nach der Fabel des: *le jaloux desabusé des Campifron* beweist indeß, daß dem Vf. eigene Entwürfe nicht glücken. Dieser Stoff läßt sich nicht in Einen Act einzwängen, ohne, was sich auch hier zeigt, den Ehemann zum Einfaltspinsel zu machen, und den Charakter der Frau zu entstellen. Dialog, Szenen und Charaktere sind überdiß langweilig, ohne Witz und Feinheit.

Leipzig, b. Stage: *Erzählungen*. Von G. A. Neuhofer. Ohne Jahrzahl, 263 S. 8. (1 Rthlr.).

Pirna, b. Pinther: *Der Troubadour und der Hagestolz*. Zwey Erzählungen. 1805. 72 S. 8. (6 gr.).

Königsberg, b. Goebbels und Unzer: *Unfrankirte Briefe. Enthaltend Gemälde aus dem wirklichen Leben*. 1805. 257 S. 8. (20 gr.).

Wenn auch die Erzählungen, die hier gegeben werden, nicht eben Meisterstücke in ihrer Art sind: so verrathen sie doch Talent und Fleiß. Besonders lassen sich Hn. Neuhofer's Erzählungen recht gut lesen, und er verdient allerdings die Aufmunterung, die ihm schon von anderen Seiten her zu Theil geworden ist.

Halle, b. Hendel: *Aurora von Clari*. Von Fräulein K. v. R. 1805. 144 S. 8. (12 gr.).

Erfurt, b. Knick: *Amida oder das stille Haus. Ein Seelen-gemälde aus den Ergießungen zweyer Liebenden*, von Friz von —\* g. 1805. 240 S. 8. (13 gr.).

Das adliche Paar, das hier unter den Romanenschriftstellern auftritt, hat sich nach Kräften vor dem gemeinen Pöbel zu hüten gesucht. Besonders ist im letzteren viel Wärme des Gefühls fürs Schöne, und manche treffende Einsicht in das Gewirre des menschlichen Lebens. Die Sprache hat Kraft und Bildung.

Halle, b. Hendel: *Geschichte des Amtraths Franz Ehrlichs, eines deutschen Landwirts, von ihm selbst beschrieben. Oder die Wirkungen des Vaterfluchs*. 1805. 247 S. 8. (20 gr.). Mag an der Geschichte auch noch so viel gelogen seyn, der Titel hat gewiß die Wahrheit gesagt, wenn er diß Product für ein Machwerk eines deutschen Landwirts ausgibt, der, setzt Rec.

hinzu, wohl seinen Acker gut bestellen, aber nicht eben so seine Geschichte gut zu erzählen vermag. Doch trägt sie ziemlich das Gepräge der Wahrheit, und kann, nach der Verheißung der Vorrede, für manchen Leser Nutzen haben. Die läppischen Anmerkungen des Correctors und Setzers, die sich vorn herein finden, hätten wegbleiben sollen. π. o.

**TECHNOLOGIE.** Glogau, in der Gärtnerischen Buchhandlung: *Vollständige chemisch-praktische Bleichkunst*. Von Carl Ludwig Engelmann. 1805. 128 S. 8. (12 gr.). Wem daran gelegen ist, sein Bleichgeschäft nicht ganz handwerksmäßig zu betreiben, wird diese Schrift nicht ohne Nutzen aus der Hand legen. Die bey diesem Geschäft anwendbaren chemischen Grundsätze sind gut benutzt, und am Ende des Buchs ist auch eine Anleitung zur Bleiche mit oxydierter Salzsäure gegeben, doch ist das Verfahren zu letzterer viel zu kurz abgetrigget, und wir zweifeln, daß sie demjenigen viel frommen werde, der mit dieser Behandlungsart ganz unbekannt ist. Die Farbe des Papiers, worauf diese Schrift gedruckt ist, ladet nicht sonderlich ein, und läßt nicht viel Gutes von ihrem Inhalt hoffen. Wahrscheinlich ist es Strohpapier, und vielleicht wäre es dem Vf. ein Leichtes gewesen, seine Kenntnisse in der praktischen Bleichkunst daran in Ausübung zu bringen. x+y.

1) Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Abbildung der neuesten französischen und englischen Art, Fenstervorhänge und Gardinen die geschmackvollste Drapperie zu geben, und zur Verzierung der Zimmer aufzuziehen*. 1tes H. Gefammelt und gezeichnet von Emilie Berrin. 6 illuminierte Blätter in 4.

2) Leipziger Muster. *Fenstervorhänge und Gardinen zur Verzierung und helleren oder dunkleren Beleuchtung der Zimmer aufzuziehen*. Gefammelt und gezeichnet von Emilie Berrin. 2tes Heft der pariser und londoner Muster. Mit 8 illuminirten Kupfern in 4. (Beide Hefte 2 Rthlr.).

Man kann diese Muster zu Vorhängen auf die günstigste Weise empfehlen, und sagen, daß sie nach der Mode sind; man kann sie aber aus guten Gründen auch tadeln, und behaupten, daß die Mode diesmal nicht vom vorzüglichsten Geschmack ist. Denn die Schnüre und Quasten ohne allen Zweck, die verschiedenfarbigen schmalen Streifen, welche als vermeintlicher Zierrath über die eigentlichen Vorhänge gezogen sind, können von unbefangenen Freunden des Einfachen, Guten und Schönen unmöglich genehmiget werden. Beweise unseres Urtheils sind in Nr. 1. Tab. 1. 2. 4 et 6. in Nr. 2. Tab. 1. 3. 4. 5. 6. 7 und 8.

Dasselbe Urtheil kann man über folgendes Werk fällen, welches auch durch die früheren Lieferungen schon bekannt ist:

*Sammlung von Zeichnungen der neuesten londoner und pariser Meubles als Muster für Tischler*. I. Lieferung. Modelle für Tischler. 1. Heft mit Kupfern. (Ohne Jahrzahl) 4. (1 Rthlr.).

Bey beiden Werken vermißt man ungern eine gute Erklärung der Kupfer. Am wenigsten werden Tischler und Putzma-cherinnen, sich selbst überlassen, die rechten Verhältnisse immer zu treffen wissen, da gar keine Maße angegeben worden sind. —y—H.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 O C T O B E R , 1 8 0 5 .

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

**LEIPZIG**, im Industrie-Comptoir: *Magazin zur Beförderung der Industrie, zur Bekanntmachung und Verbreitung neuer und alter, durch die Erfahrung bewährter, aber noch nicht bekannter, wenigstens noch nicht zweckmässig angewendeter Mittel, nützlicher Vorschläge und Ideen, zum Besten der Fabriken, Manufacturen und der Handlung, zur Veredlung der Handwerke, zur Verbesserung der Stadt- und Landwirthschaft, zur Erleichterung der Geschäfte durch Maschinen und zweckmässiger eingerichtete Werkzeuge, zur Ersparniss der Zeit und menschlicher Kräfte, so wie zur Bequemlichkeit und Wohlfeilheit, nach schriftlichen Aufsätzen und nach den besten in- und ausländischen Werken bearbeitet und durch Kupfer erläutert, von einer Gesellschaft Sachkenner. Erste Lieferung. Neue Auflage. (Ohne Jahrzahl.) VIII S. und 3½ Bog. Zweyte bis achte Lieferung, jede von 4 Bogen, ohne eigenen Titel, bloß mit einem farbigen Umschlag, und mit 2, 3 oder 4 Kupfern, letztere Lieferung mit 1 Blatt Register über die ersten 8 Lieferungen, sämmtlich mit fortlaufender Seitenzahl. — Dann die Fortsetzung dieser Zeitschrift, in eben dem Verlage, mit zweckmässiger Abkürzung des Titels. Zweyten Bandes erste Lieferung. IV S. und 3½ Bogen. Zweyte bis zehnte Liefer. (oder 9 bis 18 Liefer.) jede 4 Bog. und jede mit einem eigenen Titel, mit 2, 3 und 4 Kupfern. gr. 4. (Jede Liefer. brochirt 12 gr.)*

**A**ls Redacteurs dieser nützlichen Zeitschrift nennen sich, nach der Einleitung der 1. Lieferung des 1. Bandes, der Adv. *Friedr. Hempel* und der Ictus *Friedr. Gotthelf Baumgärtner*, nach dem Vorbericht der 9. Lieferung der erste allein; auf dem Titel des 17. Heftes wiederum *F. G. Baumgärtner* nebst Prof. *Leonhardi*, zu welchen vom 18. Heft an noch der Geh. Rath *Hermbschmidt* gekommen ist. Nach dem Plane der Herausgeber soll diese Zeitschrift alles umfassen, was in ihrem *Magazin aller neueren Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen*, worin nur das Neuere beschrieben wird, nicht aufgenommen werden konnte. Den Inhalt selbst besagt der weitläufige Titel. Wahr ist es, dass in den unzählbaren periodischen Schriften viele sehr nützliche Aufsätze fast ganz ungenutzt und verborgen bleiben, weil es unmöglich ist, alle diese Schriften selbst zu lesen, um sich das

Brauchbare anzumerken. In den Bibliotheken und gelehrten Zeitungen werden sie nicht immer, und nur sehr kurz angezeigt. Auch hört manche Sammlung bald wieder auf, und bleibt hernach ohne Nachfrage. Dieß letztere scheint nicht der Fall mit gegenwärtiger Zeitschrift werden zu wollen, denn in der That enthält sie viele interessante Aufsätze, die nützliche Kenntnisse verbreiten, und den Herausgebern hoffentlich viele Leser verschaffen werden. Um dahin mitzuwirken, erachten wir es für nöthig, wenigstens die interessantesten Aufsätze derselben, mit hin und wieder beygebrachten Anmerkungen, anzugehen.

I Heft. 1) *Aus mehreren Baumflechten ein Substitut für Senegal-Gummi und andere fremde Gummarten zu gewinnen.* Es soll dieses Flechten-Gummi zwölfmal wohlfeiler als das Senegal-Gummi seyn, und gleichwohl dasselbe leisten; daher diese englische Erfindung von unseren deutschen, besonders Kattun-Fabriken, versucht zu werden verdient. 2) *Seife aus Flechten.* Wird bey Bereitung des vorigen Flechten-Gummis, aus dem Bodensatz der dritten Abkochung gewonnen. 3) *Pigment des Bingelkrautes, (Mercurialis perennis).* Färbt schön blau, aber nicht dauerhaft, und verschiefst ins Rothe, das dann beständig bleibt. Schon die getrocknete Pflanze hat die Eigenschaft, eine hellblaue Farbe anzunehmen. 4) *Ein Ackerwerkzeug, vermittelt dessen man zugleich pflügen und auch Weizen, Korn, Gerste und Hafer — gleich vertheilt und tief ausfüen kann, so dass zwey Drittheile Saamens erspart und die Früchte doch vermehrt und verbessert werden.* Die Beschreibung und Abbildung eines Ackerwerkzeugs, das Hn. von *Locatelli* aus Kärnten zum Erfinder hat, und allgemein eingeführt zu werden verdiente, wenn der Erfolg der angezeigten Versuche gegründet seyn sollte. 6) *Ökonomische Proben.* Versuche über die Fruchtbarkeit verschiedener Getreidearten, Gemüße-Pflanzen und Wurzeln, und über ungeheuer schwere gemästete Ochsen, Schweine und Schöpfe. 8) *Einige Sätze zur Verbesserung der Branntweinblasen, Braupfannen und anderer Kessel, so wie der dazu gehörigen Ofen in der Land- und Hauswirthschaft.* Die hier festgestellten Grundsätze sind ganz richtig; nur muß Rec. bey dem sub §. 1 b: dass, wenn das Wasser nicht schneller siede, aber bey einer anderen Art zu feuern weniger Holz erfordert werde, so sey jene Art weit vortheilhafter als diese; widersprechen, indem bey besonders fabrikmässigen Anstalten, allerdings auf die Verwendung der Zeit ein Augenmerk gerichtet seyn, und oft mehr

U

Brenn-

Brennmaterial verschwendet werden muß, um nur schnell arbeiten zu können. 11) *Veredelte Wachswand.* Eine Empfehlung der vortrefflichen Fabrikate der bekannten Schulz- und Müllerschen Fabrik in Leipzig. 14) *Verfahren, Bäume gegen den Frost zu sichern.* Aber wie, wenn der Winter schneelos bleibt? Rec. würde doch den bekannten Frostableitern den Vorzug geben. 15) *Verfahrungsart, harte Hölzer zum Gebrauch für Wagner, Tischler und andere Holzarbeiter zu ziehen, besonders aber über die Zucht der Eichen für den Schiffsbau.* Mit 1 Kupfer. Ein Vorschlag William Randalls in England, jungen Eichenbäumen durch Zwang ein krummes Wachstum zu geben. Burgsdorf versichert, es sey dies eine vergebliche Arbeit. 16) *Vorsichts-Regeln bey der Wartung der Weine.* Ein kleineres Spundloch und ein besonders eingerichteter Trichter zum Auffüllen wird empfohlen. 17) *Nachricht von einigen Weinmühlen.* Eine beygefügte Zeichnung einer solchen Mühle, die statt des sonst gewöhnlichen Tretrons und Stampfens gebraucht wird, würde willkommen gewesen seyn.

II Heft. 1) *Über den damascener Stahl. Für Schwerdfeger.* Eine sehr mühsame und kostbar scheinende Vorschrift. Dafs aus dem Oesterreichischen viel altes Eisen, alte Messer, Klingen u. dgl. in die Turkey geschickt, und dort zu Stahl verarbeitet wird, davon wird hier nichts gesagt. 2) *Neue Methode, Gussstahl zu verfertigen.* Eine neuere Erfindung des B. Clouet. De la Place wollte sich selbige zueignen, aber schon 1722 schrieb Reaumur seine *l'art de convertir le fer forgé en acier.* 3) *Über den Wein-Regulator.* Um das Verdunsten des Weins bey der Gährung zu verhindern, scheint das empfohlene Mittel ganz zweckmässig zu seyn. 4) *Neue Methode, trüben seimigen Wein abzuklären.* Glühende Feuersteine in das Faß gelegt, sollen allen zähen dicken Schleim an sich ziehen, und den Wein ungemein verbessern. 5) *Über das Leder von zahmen Schweinen.* Ein wohl gerathener Versuch des Grafen von Burghaus, den man bereits im 4 Stück der schlesischen Provinzialblätter vom J. 1795, von ihm selbst erzählt, findet. Man hört seitdem nichts von ferneren Versuchen. 6) *Neue Art zu kohlen.* Das Zündloch ist hier in der Basis des Meilers angebracht, welche Methode von Sachverständigen doch getadelt wird. 7) *Ein leichtes, wohlfeiles und durch zuverlässige Erfahrungen bewährtes Mittel, Gras- und Heuertrag der Wiesen, Triften und Koppeln um das dreysfache zu erhöhen.* Die Hauptregel ist, dafs man die Wiesen und Weiden mit guten, gefunden, zu gleicher Zeit blühenden, und dem Boden angemessenen Grasarten besäen solle. Der in den Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft 1 Jahrg. 3 Heft, angerühmte Landwirth, auf den man sich hier, wegen zweckmässiger Gewinnung der ächten, reinen Grasarten in Quantitäten, beziehet, ist die in dem Jahre 1804 verstorbene Frau Baronesse von Friedland in Cunersdorf bey Frankfurt a. d. O., der wir in dieser Art die merkwürdigsten Versuche im Grofsen zu verdanken haben, welchen nun, nebst anderen wichtigen ökonomischen Anstalten, von ihrer Tochter, der Frau Land-

räthin von Itzenplitz, mit rühmlichem Eifer fortgesetzt werden. 8) *Geprüftes Mittel, die Obstkäume zu reinigen, und sie gegen Moos und Insecten zu verwahren.* Das empfohlene Mittel hat einige Ähnlichkeit mit dem bekannten Forfytischen Heilmittel. 9) *Seguins neue Methode, die Häute binnen wenig Tagen zu gerben.* Nach dieser Anweisung werden starke Häute binnen 6 bis 8 Tagen gegerbet. Diese schnelle Bereitung beruhet hauptsächlich auf der gehörigen Anwendung des Lohsafts. 10) *Mittel, dem Kornbranntwein den Geschmack des Franzbranntweins zu geben.* Holzkohlen und Reifs sollen dies bewirken. Es ist die Gratscheffsche Erfindung, wofür er von der ökonomischen Societät in St. Petersburg eine Preis-Medaille von 40 Dukaten erhielt. Gleichwohl steht diese Erfindung der Westrumbfchen, die er noch nicht für gut gefunden öffentlich bekannt zu machen, weit nach. 15) *Ein Sackhalter, oder Gestell zum Getreidemessen für einen Menschen.* Aber gleichwohl werden zwey Menschen zum Aufheben und Ausschütten des Getreide-Masses erfordert! 16) *Spanische Steigbügel.* Sicher für den Reuter mögen sie wohl seyn. 17) *Dunkle Glasfenster wieder hell zu machen.* Man putzt sie mit Walkererde. Vor einigen Jahren bot der Maler und Glaser Hildebrand in Jever auch ein dergleichen Mittel für einen Louisd'or aus, das der D. Seetzen für probat erklärte. 18) *Eine ökonomische Bemerkung.* Über Flachs, der den Winter durch unterm Schnee, unbeschädigt geröster worden. 19) *Dünger-Erde.* Teicherde, Kalk, Düngesalz und Pferdejauche, sind die Mittel, die in gewissem Verhältnifs mit einander vermischt werden sollen. 20) *Verbesserte Nachtlampen.* Es wird nicht gesagt, wie lange sie brennen. Wohlfeil dürften sie doch wohl nicht seyn. 21) *Moorige Fische gut zuzubereiten.* Man soll eine Brodrinde mit den Fischen kochen lassen. 22) *Hünerbrut.* Eine Nachahmung der Agyptier. 23) *Ein Mittel, weisse Ölfarbe gegen das Vergelben zu schützen.* Das Öl zur Farbe soll zuvor gebleicht werden. 24) *Reinigung des Öls.* Durch hineingegossenes Bley. 27) *Von der Leimsiedererey und von der Einrichtung eines holzsparenden Leimsieder-Ofens.* Mit 1 Kupfer. Von Prof. Leonhardi. Der Ofen ist sehr zweckmässig, und sollte bey allen Kesselfeuerungen so angelegt seyn.

III Heft. 2) *Ein verbesserter Wasserkessel.* Nach den Angaben eines Kupferschmids in Leipzig. Mit Abbildung. Auf alle Fälle müßte dieser Kessel grössere Wirkung leisten, wenn er ummauert würde, so dafs das Feuer nicht nur in der sogenannten Nabe hinauf, sondern auch rund um den Kessel herum, schlagen könnte; daher derselbe unten nicht auflitzen, sondern frey hängen müßte. 3) *Beschreibung eines Kraut-schneiders.* Mit Abbildung. Von Leonhardi. Die nämliche Maschine sah Rec. auf dem Graf Einsiedelschen Rittergute zu Wolkenburg, wo sie mit grosser Zeitersparung gebraucht wurde. 4) *Bewirkung einer neuen Düngererde.* Von D. Laubender. Ausgelaugte Gerberlohe, mit Kalk vermischt, soll die fetteste Dammerde geben. 5) *Noch eine Art Wein-Verjähung.* Von D. Laubender. Die Gährung wird durch Beymischung Hefenbranntweins zum jährigen Most beschleuniget. 7) Mit-



*Mittel, den Most eine lange Zeit saß zu erhalten.* Von D. Laubender. Man soll ihn vor Wärme und gestörter Luft verwahren. 8) *Über das Nichtbehacken der Kartoffeln.* Germershausen hatte eine weit einträglichere Kartoffelärndte, wenn er selbige nicht behackte, sondern die Äcker nur jäten ließ. 9) *Einige Vorschläge für Bauherrn und Bretschneider.* Es werden hier die schwedischen Schneidemühlen empfohlen, die 8, 9, 10 Sägeblätter einsetzen. 10) *Mittel gegen verschiedene, dem Ackerbau und der Pflanzenzucht schädliche Thiere.* Nämlich, gegen Ameisen und gegen Maulwürfe. 11) *Das brabantische Butterfass.* Mit Abbildung. Von Leonhardi. Allerdings hat dieses Butterfasses Vorzüge vor dem Peslerschen. 12) *Über den Brand im Korn (Roggen), nebst Angabe derjenigen Ursachen, unter welchen immer Brand im Getreide überhaupt erzeugt wird.* Von D. Laubender. Des Vf. Raisonnement hat viel Beyfälliges; gleichwohl bleiben es bloß Hypothesen, bis diese dunkle Materie einmal in helleres Licht gesetzt wird. 13) *Eine leichte und vortheilhafte Art, das Getreide einzuärndten.* Es wird hier eine Vergleichung der alten bey den Römern schon gebräuchlichen Art, das Getreide in zwey Schnitten, nämlich erst die Ähren, dann das Stroh, zu schneiden, mit der jetzt gewöhnlichen Art, gemacht; wo denn das Resultat sich auf die erste Art hinneiget, die auch neuerlich von mehreren Ökonomen ist empfohlen worden. 14) *Flachs-Maschine.* Mit Abbildung. Eine in Schweden gebräuchliche, vom Wasser getriebene Maschine, durch welche der Flachs, mit Ersparung an Zeit und Arbeit, bis zum Spinnen verarbeitet wird, so daß zwey Weibspersonen in Einem Tage 120 Pf. Flachs bläueln und schwingen können. 15) *Beschreibung einer neuen Feuerspritze.* Es ist dies eine Hand-spritze, die vom Erfinder derselben, dem Bergmeister Löscher in Freyberg, für 11 Rthlr. 8 gr. verkauft wird. 16) *Von der Reinigung des Rübböls,* vom B. Thonard. Durch Vitriolöl soll dies geschehen. Gewiss ist dieses Mittel, wenn es probat ist, weniger schädlich, als ein anderes empfohlenes, bey welchem das Öl, durch den Gebrauch eines bleyernen Gefäßes, vergiftet wird. 17) *Blecherne Blitzableiter.* Ein Auszug aus des Prediger Nicolai Schrift: *Gänzlich gehobene Bedenklichkeiten wegen Anlegung der Blitzableiter,* u. s. w. Dresden, 1800. 8. Der Ableiter besteht aus einem angestrichenen verzinnnten Blechstreifen, der sehr wohlfeil ist und alles leistet. 18) *Zubereitung eines sehr guten Firnisses.* Es ist ein Bernsteinfirnis.

IV Heft. 2) *Rumsfords Bratofen.* In dessen *Verfuchen, polit., ökon. und philosoph. Inhalts,* 2 Th. von ihm selbst beschrieben. 3) *Eine neue Art Käse zu machen, Zuckerkäse genannt.* Von D. Laubender. Die eine Hälfte dieser Käse, die für delikate Damen, oder für Gaumen und Magen, welche in der Delikatesse zärtlichen Damen ähnlich sind (!) erfunden worden, besteht aus Käsemasse, die andere Hälfte aus Knochenfett und Zucker. Dann noch etwas Ingwer und Vanille. 4) *Aus fein geschliffenen Stahlfachen die Rostflecke zu tilgen.* Dem D. Laubender, der dies Mittel bekannt macht, kostete es einen Louisd'or. Es be-

steht in seinem Glase, das zu den allerfeinsten Staub zerkloffen ist; dies nimmt alle Rostflecke weg, wenn sie mit diesem Staube gerieben werden. 5) *Brod und Brantwein aus Queckenwurzeln.* Vom D. Laubender. Eine Empfehlung, die wohl ohne Erfolg bleiben dürfte. Bey einem kurzen Getreidemangel in einigen Gegenden Sachsens, im J. 1762, und nach der Zeit in den bekannten theuern Jahren, buck man Brod aus den Quecken, mit einem Zusatz von Mehl. Aber man fand seine Rechnung nicht dabey, und ging bald davon ab. 10) *Trockene Hefen.* Die Verfertigung dieser Hefe, die der D. Seetzen zu Schidam in Holland erlernte, und nachher im Journal für Fabr. Handl. und Mode, bekannt machte, ist vielleicht keine holländische Erfindung, sondern vielmehr eine deutsche; denn schon seit 30 Jahren kennen wir die sogenannte *Presshefe* und *Sackhefe*, wovon die erste grau, die andere weiß von Farbe ist, und die durch Fuhrleute Fafs- und Sackweise in Deutschland zum Verkauf verfahren wird. 11) *Versuche für Bäcker.* Man soll ein Fünftheil mehr, weit kräftiger und gesünder Brod erlangen, wenn man das Mehl, statt bloßem Wasser, mit gekochtem kleyenwasser knetete. 12) *Neues Verfahren bey dem Getreidebau.* Man soll die Körner nicht säen, sondern stecken, wie Bohnen. Ein Verfahren, das im Großen nie, nur von Besitzern kleiner Grundstücke möglich zu machen ist; aber alsdann auch gewiss die Mühe bezahlt. 13) *Sago aus Kartoffeln.* Die Vorschrift hierzu ist aus dem Reichsanzeiger genommen, wozu aber die Handgriffe verschwiegen hat. Eine bessere Vorschrift zu solchem Sago findet man in *Riems Halbjahr-Beyträgen*, 1 Liefer. auf d. J. 1804. S. 28—32. 14) *Kunst, einem zu versetzenden Baum, wenn er wenige oder gar keine Wurzeln hat, Wurzeln zu verschaffen.* Diese Erfindung, die zuerst in der *thüringischen Vaterlandskunde*, v. J. 1801. 22 Stück, bekannt gemacht, und von da im *deutschen Obstgärtner*, 16 B. S. 372 aufgenommen wurde, ist im Württembergischen von einem alten Winzer gemacht worden. 15) *Wie hilft man den Bäumen; wenn sie im Spätwinter durch Frost gelitten haben?* Durch Abnehmung der äußeren Rinde im Frühjahr. Dies Mittel hat den besten Erfolg. 18) *Vorschläge, die Bienenzucht in theoretischer und praktischer Hinsicht zum höchsten Grad der Vollkommenheit zu bringen.* Vielleicht sind diese Wünsche jetzt schon vom Ritter von Ehrenfels im Österreichischen realisirt worden. 19) *Mittel, die Haut von den Pflaumen (Zwetschken) leicht abzubringen.* Durch siedheißes Wasser, in welchem man sie ein wenig stehen läßt. 20) *Mittel, frische Nüsse zu machen.* Man soll sie 24 bis 48 Stunden in kuhwarme Milch legen. 21) *Wein-Mühlen.* Mit Abbildung. Diese Trauben-Mühlen, deren schon im 1 Heft gedacht wird, sind anstatt des ehemaligen Trebens oder Stampfens der Weintrauben, anjetzt im Meißnischen überall im Gebrauch. 22) *Über die Art und Weise, viel Milch, Rahm, Käse und Lutter zu gewinnen.* Von D. Laubender. Ein sehr langer Aufsatz, der aber auserlesene, auf Theorie und Praxis gegründete Regeln enthält.

V Hest. 2) *Über landwirthschaftliche Affecuranzen.* Der Vf. ist gegen alle Arten von Versicherungsanstalten, und empfiehlt mit Recht Magazine. 3) *Wichtige ökonomisch-medicinische Entdeckung. Ein specifisches Mittel zur Heilung der ansteckenden Viehseuche, Löserdürre genannt, und des Rotzes bey den Pferden.* Glücklicher Erfolg des Versuchs des D. Franks, mit der oxygenisirten Kochsalzsäure. 4) *Reinigung des Öls, um das Dampfen zu verhüten.* Mit Vitriolöl. 8) *Knete-Maschine.* Mit Abbildung. Eine in Schweden gebräuchliche Maschine bey grossen Ziegeleyen, zum Kneten des Thons, die aber auch zu anderen Endzwecken, z. B. zum Einteigen des Schrotens in den Brau- und Brennerereyen, gebraucht werden könnte. 10) *Kartoffeln bey dem Brodbacken zu benutzen.* Sollte durch die neue Erfindung, die Kartoffeln, nicht im Wasser, sondern im Dampf zu kochen, das Kartoffelmehl nicht noch mehr Kraft behalten? 11) *Neuer Anstrich für Holzwerke.* Colophonium, Thran, Schwefel, sind die Ingredienzien. 16) *Vorschlag zum Pfropfen.* Man soll, nach Art der Tataren, in die Wurzel eine Spanne unter der Erde pfropfen. 17) *Kampfer, ein Mittel gegen das Erfrieren.* Kampfer im Munde rettete einen Engländer von dem Erfrieren. 18) *Für Landwirthinnen, zur Prüfung.* Dafs die Hühner im Winter, so wie im Sommer, Eyer legen. 20) *Warnung für Pulvermüller.* Die Holzkohlen müssen von allen entzündlichen Materien abgefondert werden, weil selbige durch Schläge Feuerfunken geben. 21) *Mittel gegen die fallende Sucht.* Eine Portion grobes Salz in den Mund gegeben, soll dergleichen Unglückliche wieder herstellen.

VI Hest. 4) *Warnung.* Baumwollene Kleider mit Ölfecken nicht zusammengerollt in eine Kiste zu legen, weil sie nach drey Stunden Feuer fangen, wenn Luft dazu kommt. 5) *Bewährtes Mittel, schmutzige Kupferstiche und Drucksachen zu bleichen und zu reinigen.* Mit oxygenisirter Salzsäure. 6) *Noch ist in Deutschland zu viel Holz.* Von von Arnim. Ein wohlmeinendes Raisonement über die Verschwendung des Holzes, Conservation der Wälder, ob neue Wälder anzulegen und dem Ackerbau zu entziehen sind, u. s. w. 7) *Beschreibung und Abbildung eines Häcklingschneiders.* Ist die vom Prof. Parrot erfundene Maschine, die in den Acten der ökonomischen Societät in Liefand beschrieben ist. Nicht Tab. I und II gehört dazu, sondern nur Tab. I. 8) *Neues Mittel gegen die Hundswuth.* Ist dies Mittel wirklich probat, warum verbreitet es sich nicht weiter, da es doch schon vor 5 Jahren in Valencia gebraucht worden ist? 9) *Natürliche und künstliche Forste.* Von von Arnim. Eine Anspielung auf die künstlich angelegten Wälder, wo man der Natur nicht ihren Lauf läßt. 10) *Von der einheimischen oder deutschen Cochenille.* Von D. Rössig. Eine bloße Empfehlung dieser an deutschen Pflanzen befindlichen Insecten. 11) *Feine Politur.* Man bewirkt selbige, nach Guytons Erfindung, durch Huthfilz, der einige Minuten in Schwefelsäure getaucht ist. 12) *Maschine zur Lüftung für Getreide-Magazine.* Von D. Laubender. Das dazugehörige Kupfer fehlt, die Beschreibung ist daher nicht klar genug.

VII Hest. 2) *Eine neue, unschädliche Glasur für Töpfer.* Eine Erfindung von Wagner in Magdeburg. Er braucht dazu weisse Glascherben und Mineralalkali. 3) *Vorschlag, das Vermorschen hölzerner Gegenstände zu hindern.* Man soll es in eine Art von Versteinerung versetzen, vermittelt Kalkwassers und verdünnter Vitriolsäure. Der Vorschlag ist gut, aber das Verfahren kostbar und umständlich; wie groß müßte z. B. nicht die Kalkgrube seyn, in welche man sehr lange Baustücke zu legen hätte! Ein Anstrich von Salzlauge dürfte wohl wohlfeiler seyn, und vielleicht eben das leisten. 5) *Wohlfeiles Wachs.* Aus den Blüthen der Pappelbäume. 6) *Ein wirksames Mittel, die Bäume zu verbessern und fruchtbar zu machen.* Ein von Forsyth in England erfundenes Mittel. Man soll die Bäume alle Jahre mit einer Brühe von Kuhdünger mit Asche, Urin und Seifenlauge, waschen. 9) *Parrots Löschwisch.* Dieses neue Löschinstrument hat Parrot sowohl in Voigts Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde, 3 B. 2 St., als auch in den Abhandlungen der liefländischen ökonomischen Societät beschrieben. Es verdient, dafs man in Deutschland Gebrauch davon macht. 10) *Branntewein aus Mühren.* Ist nicht blofs in Schottland gebräuchlich, sondern auch längst in Deutschland versucht worden. Dafs man aber bey solchem Branntewein vier Fünftheile mehr Viehfutter bekommt, als bey dem Kornbranntewein, ist ganz begreiflich, weil man an Gewicht fünfmal so viel Mühren nehmen muß, als Korn, um eben so viel Branntewein aus jenen zu erhalten, als von diesem. Da nun zu einem fünfmal grösseren Quanto, um dieses zu verarbeiten, auch fünfmal längere Zeit, und fünfmal mehr Hefe, Holz, Brennerlohn, erforderlich ist, so hebt sich der Vortheil des mehreren Viehfutters. 11) *Gegen erfrorene Weinreben.* Man schnitt die Triebe, so weit sie erfroren waren, weg, und die Reben trieben aufs neue. 14) *Surrogat der Bierhefen zum Gebäcknen.* Aus Kartoffeln, Zucker und etwas Bierhefe. Verdient versucht zu werden. 16) *Chinesische Tusche.* Entdeckung ihrer Bestandtheile, durch Delametrie, und Verbesserung derselben. 22) *Mittel gegen die Löserdürre.* Pefsinas Bestätigung des von D. Frank angegebenen Mittels; nur braucht dieser oxygenisirte, jener aber gemeine Salzsäure. 23) *Präservativ gegen die Rindviehpest.* Der Stall soll mit Wasser, das durch Eichenrinde gesäuert worden, oft besprengt werden. 24) *Gegen die Schnecken.* Knoblauch half nicht, sich ihrer zu entledigen, aber Asche und Salz. 25) *Blumen, Federvieh und Maykäfer.* Von von Arnim. Um Getreidekörner zu sparen, soll man das Federvieh mit Blumenstämmen und Maykäfern füttern, doch letztere mit Vorsicht gebrauchen. 26) *Zur Beförderung des Obstbaues.* Von von Arnim. Mißlungene Versuche des Landmannes, wenn er Obstbäume in schlechtes Land setzt, hindern die Beförderung; man soll sie in Acker mittlerer Güte pflanzen. 27) *Mittel, Getreide lange, auch vor Ungeziefer besonders vor Ratten, zu verwahren.* Das ausgedroschene Getreide soll nicht gereinigt, sondern mit der Spreu aufbewahrt werden. Reiser vom Faulbaumholz (*Frangula*) hält Ratten und Mäuse von den Kornböden und den Magazinen ab.

(Der Beschlufs folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 O C T O B E R 1 8 0 5.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, im Industrie-Comptoir: Magazin zur  
Beförderung der Industrie, etc.

(Bechluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

30) *Nutzen der Hopfenranken.* Zum Anbinden des Hopfens selbst, auch der Blumengewächse, anstatt des Bastes, wozu auch Binsen gebraucht werden können. 31) *Über den wilden Hopfen.* In doppelter Quantität gebraucht, leistet er eben so viel, als der veredelte Hopfen. 32) *Über Bienenzucht.* Eine Anfrage, in welcher Entfernung die Bienenstände zu errichten, ohne sich durch ihre Nähe zu schaden. 33) *Warum wird in Norddeutschland nicht mehr türkisch Korn gebauet?* Die Hindernisse werden angezeigt, dürften auch wohl nicht zu heben seyn. 34) *Beschreibung einer Feuerspritze.* Mit Abbildung. Die Erfindung eines Mül- lers bey Leipzig, bey welcher Stofs- und Blasenwerke vereinigt enthalten sind. Die Spritze wirft in einer Minute 6 Eimer Wasser aus. 35) *Kalkbrennerey der Wal- lachen und Slavonier.* Mit Abbildung, bey welcher aber kein Buchstab befindlich ist; die Beschrei- bung muß das Fehlende ergänzen. 36) *Wohlfeilen Kleister für Schuhmacher und Buchbinder zu verfertigen.* Von Leonhardi. Zu Ersparung des bisherigen Kleisters aus Mehl, wird die Wurzel vom *Asphodelus luteus* empfohlen. 37) *Über die Feuerspritzen.* Mit Ab- bildung. Ganz gute Vorschläge zur zweckmäßigen Verbesserung der Spritzen; besonders wird der dicke Strahl derselben getadelt, und empfohlen, denselben in mehrere dünne zu vertheilen. 40) *Verfahren, das Auslaufen oder die Windwasserfucht der Thiere zu heilen,* bekannt gemacht vom B. Sonmini. Milch und Schießpulver sind die Mittel. Aber wir kennen nun schon ein besseres Mittel, das schnell Hülfe leistet, und bey welchem man nicht nöthig hat, das kranke Thier gewaltsam herumzujagen: man findet es in den *Annal. d. Niederfächsl. Landwirthschaft.* 5 Jahrg. 1 St. S. 167, auch im *Reichsanz.* v. J. 1804. Nr. 88. S. 1147, ferner in der *Thüring. Vaterl. Kunde,* v. J. 1804. im 14 und 26 Stücke.

VIII Heft. 1) *Für Bauherren.* Den Mörtel so zu bereiten, daß die damit aufzuführenden Gebäude dauer- hafter seyn, und doch zugleich weniger Kalk erfordern. Kalcinirte Knochen werden dem in gehöriger Propor- tion bereiteten Mörtel beygefügt, wodurch man zu- gleich vor nassen Wänden gesichert seyn soll. 2) *Über den Nutzen des wilden Kastanienbaums.* Der Ertrag der Potasche, den seine Asche giebt, ist in der That be-  
S. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

trächtlich. 3) *Die Reife mancher Früchte zu befördern.* Für Besitzer kleiner Gärten. Dieß geschieht, wenn man die Spalierbäume an schwarzen Wänden zieht. 9) *Ein bewährtes russisches Mittel wider die Viehsuche und alle Krankheiten, die von verletzter Verdauungskraft entste- hen.* Verdünnte Vitriolsäure ist das Mittel. 10) *Wohlfeile und erprobte Gärberlohe.* Man bedient sich in Irland und England, statt der Eichenrinde, des Haide- krautes, (*Erica vulgaris*). 11) *Benutzung der Wein- trester zu schwarzer, und des Rebenholzes zu blauer Far- be im Elsass oder dem ober- und niederrheinischen Depar- tement.* Die erste Farbe ist unter dem Namen *Frankfur- ter Schwarz* bekannt. 15) *Wohlfeile und unschädliche Zahnbürsten.* Aus den Wurzeln der Lucerne und an- deren holzigen Wurzeln. 16) *Die Strohdächer gegen das Flugfeuer zu sichern, und denselben überhaupt eine funfzig- und mehrjährige Dauerhaftigkeit zu verschaffen.* Es wird das große Flussmoos — *Fontinalis antipyretica* — und das Feldknotenmoos — *Barbula ruralis* Hedw. empfohlen. Aber sollte nicht eine einen halben Fuß dicke Strohlehm-Decke, die mit Rindsblut angemacht worden, wirksamere Dienste leisten? 22) *Eisens Erfin- dung.* Nämlich Kräuter und Wurzeln zum Gebrauch der Küche zu trocknen, welche Erfindung hier von neuem empfohlen wird. Die etwas mühsame Berei- tung mag wohl hauptsächlich der weiteren Ausbrei- tung dieser Erfindung im Wege stehen. Mit diesem 5ten Heft ist der erste Band geschlossen, dem auch ein Register beygefügt ist.

II Band. I Lieferung oder IX Heft. 2) *Bemerkungen und Erläuterungen über die Kebersche neueste Säema- schine.* Sie hat einige Ähnlichkeit mit der im ersten Heft beschriebenen Locatellischen Säemaschine, ist aber so wenig als die meisten übrigen Säemaschinen brauchbar, wie Hr. Leonhardi klar erweist. 3) *Tabackschneider.* Mit Abbildung auf Tab. II.; aber dieses Kupfer gehört gar nicht hierher: auch ist in allen vor uns liegenden 12 Heften nicht zu finden, was es vor- stellen soll, so wie auch auf allen übrigen Kupfern kei- ne Tobacksmaschine abgebildet ist. Mithin bleibt die Beschreibung derselben völlig undeutlich. 5) *Geheim- niss, um schönes Getraide zu erhalten.* Der Hauptvorthail bey diesem Vorschlage ist, daß die besten Körner bey- m Auf- und Abladen nicht verloren gehen können. 7) *Über ein neu Product, das ohne die geringsten Kosten ge- wonnen wird, und das vollkommen, anstatt des immer theurer werdenden Kienrusses, gebraucht werden kann.* Von Neuenhahn in Nordhausen. Beschreibung der be- kannten Neuenhahn'schen Rauch-Malzdarre, in wel- cher der sich ansetzende Flugruß gesammelt, und als  
X  
Kien-

Kienrufs gebraucht werden kann. 10) *Über Mokocks Winde zu Hebung grosser Lasten.* Ist von einer gewöhnlichen Winde nur darin unterschieden, daß sie noch ein Sperrrad und einen Sperrkegel hat, der vor dem Zurückschlagen sichert.

X Heft. 2) *Vorschlag, die Dünste aus Mistbeeten abzutreiben, und den Mangel der atmosphärischen Luft durch Kunst zu ersetzen.* Man soll die Dünste durch Zugröhren ableiten, und frische, aber erwärmte Luft, wieder zuleiten. 3) *Hunde-wahrscheinlich auch Schweinefutter.* Die Abdecker sollen die Knochen vom verreckten Viehe sammeln, kochen, stampfen, und zu Pulver bereiten, das eine kräftige Brühe giebt. 4) *Die Verflüchtigung des Schaaffpferchs zu verhindern.* Durch Torf oder Moos und Brucherde, die man täglich über den Pferch ausbreiten soll. 5) *Über das Mutterkorn und die wahrscheinliche Entstehung desselben, zu näherer Bestimmung der Frage über die Schädlichkeit und Unschädlichkeit desselben.* Bleibt immer nur Hypothese, was Prof. Rössig über die Entstehung desselben vermeint. Die Furcht vor der Kriebelkrankheit wird nun schon allgemein als ungegründet angesehen. 6) *Beschreibung des in Böhmen gebräuchlichen neuen Hebelhakens, welcher auch als ein Pflug gebraucht werden kann, nach Mehlers Landwirthschaft bearbeitet.* Läßt sich ohne Kupfer hier nicht deutlich machen. Die Maschine scheint doch sehr zusammengesetzt zu seyn. 10) *Einige Weinproben.* Die Verfälschung des Weins durch Spießglanz, Alaun, oder wenn er einen zu starken Schwefelgehalt hat, wird zu entdecken gelehrt, wo die Hahnemannsche Probe nicht hinreicht. 12) *Fliegen zu tödten.* Zerstoßnes Mutterkorn mit Milch, ist das Mittel, wovon die Fliegen schneller als von Fliegenschwamm fallen sollen. Ist das gegründet, so bliebe das Mutterkorn doch verdächtig. 13) *Zur Beförderung der Landeskultur.* Ein Vorschlag, der nicht leicht ausführbar, auch bey den Ökonomen zu wenig Eingang finden möchte. 15) *Empfehlung der Aufmerksamkeit auf den Tollrich (Lolium temulentum).* Ob dieses Unkraut nicht vielleicht die wahre Ursache der Kriebelkrankheit sey, die man dem Mutterkorn zuschreibt? 16) *Wie erleichtert man dem Landmann die Dünger-Fuhren aus der Stadt?* Der Dünger soll zuvor durch ungelöschten Kalk aufgelöst und in ein Pulver verwandelt werden, das alsdann leicht in Säcke gefüllt werden kann.

XI Heft. 1) *Beschreibung des neuen böhmischen Bogenpfluges, nach Mehlers böhmischer Landwirthschaft bearbeitet und zur Nachahmung mitgetheilt.* Mit Abbildung. Von Leonhardi. Er ist fast eben so gestaltet, als der Hebelhaken, s. 10 Heft, aber mit gleichem Vortheile sowohl im schweren als leichten Boden zu gebrauchen. 4) *Gefrorene Gemüsaarten und Obst wieder genießbar zu machen.* Ist bekannt, so wie auch 5) *Gefrorene Würste zu retten.* 6) *Verschiedene Arten Schuh- und Stiefelsohlen halbar, und das Oberleder wasserdicht zu machen.* Aber die empfohlenen Mittel pflegen das Leder hart zu machen, so daß es leicht bricht. 7) *Eichelkaffee.* Kennern will dieses Surrogat doch nicht behagen, weil ihm das Ölige des wirklichen Kaffees fehlt, das man in Rußland durch Zumischung unge-

salzner Butter zu ersetzen gesucht hat. 8) *Trüffelpflanzung.* Sie lassen sich sehr wohl vermehren, wenn sie in ein ihnen angemessenes Erdreich gelegt werden. 9) *Fleischpulver.* Anstatt des Taschenbouillons, der zu kostbar ist, und sich nicht hält. 10) *Küchengewächse im Wasserdampfe zu kochen.* Ist eine Nachahmung der Engländer, die den Reis und die Kartoffeln auf diese Weise kochen. 13) *Ursache des Erkrankens der Obstbäume.* Durch das Beschädigen der Zweige in der Obsternte, wo selbige durch Schlagen und Beschädigen der Rinde oft unsanft genug behandelt werden. 15) *Ein Anstrich, Dachziegel dauerhafter zu machen.* Eine Erfindung vom D. Löffler. Leinöl, Silberglätte, Mennige, Kolophonium, sind die Ingredienzien. 16) *Fische zu erhalten.* Man soll sie, wie den Stockfisch, an der Luft austrocknen. 17) *Die Tabackspflanze in ihren Stengeln und Asche, als vorzüglich reichhaltig an Potasche.* Ist bekannt, sollte aber von den Tabackspflanzen mehr benutzt werden. 19) *Einige Verbesserungen zum Lichtziehen.* Gute Regeln für große Haushaltungen, wo man sich die Lichter selbst zieht. 20) *Beschreibung einer sehr nützlichen Dampfmaschine zum ökonomischen Gebrauch.* Mit Abbildung. Eine Erfindung Nancarrow's in Nordamerika, die bey Getreidemöhlen, Schneidemöhlen, Hammerwerken, Hobenöfen und in Fabriken anwendbar ist, aber ohne Abbildung sich nicht deutlich machen läßt. 21) *Norbergs verbesserte Vorrichtungen zum Destilliren und Condensator, der die Röhren der Branntweinblasen ersetzt.* Mit Abbildung. In Neuenhahns Branntweinbrennerey, 3 Aufl. 1 B. S. 255 ist diese ganze schwedische Brennanstalt kritisch beleuchtet worden. In der hier beygefügtten Abbildung befindet sich ein Irrthum. Lit. i, in Fig. 1 soll eine Öffnung bedeuten, zum Eingießen des Abkühlwassers. Aber diese Öffnung findet sich in Norbergs Original-Zeichnung nicht, daß auch an diesem Orte des Kühlfasses nicht seyn; sondern das Abkühlwasser wird oben in M eingefüllt, fällt auf den Boden, und steigt nun um den Condensator herum, bis an die Oberfläche des Kühlfasses, wo es denn seinen Abfluß nimmt: so ist Norbergs Abbildung zu verstehen. 22) *Gegen das Rauchen der Schornsteine in einigen Fällen.* Mit Abbildung. Das vorgeschlagene einfache Mittel, wenn der Schornstein sonst nicht fehlerhaft gebauet ist, mag wahrscheinlich gute Dienste leisten.

XII Heft, oder II Bandes IV Lieferung. 1) *Beschreibung, wie man in Dänemark auf der Insel Seeland und auf der Küste von Jütland den Flugland dämpft und feststehend macht, nach Friedr. von Gram, Joh. Uldrich Röhl und Ehrich Viborg, bearbeitet von Leonhardi, Prof. u. s. w.* Der Aufsatz ist zu lang gedehnt, erst in der 7 Lief. des 2 B. erreicht er sein Ende! Denn wozu dient die botanische Beschreibung und Abbildung der Pflanzen, die hier zur Dämpfung des Fluglandes, durch ihre Anpflanzung, empfohlen werden? Der Botaniker kennt bereits diese Pflanzen, und dem Nichtbotaniker bleibt die Beschreibung gleichwohl undeutlich. 2) *Über die Anwendung der Schmauchfeuer in der Ökonomie.* Ein nun schon erprobtes sehr gutes Mittel, besonders in Weinbergen, die

die Nachtfrost abzuhalten, auch Mühlen und Theile vor dem Zufrieren zu sichern. 3) *Zur Anlegung einer Zinnober-Fabrik.* Es werden mehrere Vorschriften hier gegeben, und gefragt, ob der Zinnober vortheilhafter auf nassem oder auf trockenem Wege zu bereiten sey. 4) *Öl und Kaffee aus Weinstretern.* Der Ertrag des Öls aus den Traubenkörnern soll doch nicht sehr ergiebig seyn; aber geröstet und gemahlen, sollen sie einen guten Kaffee geben, wenn sie zur Hälfte mit Kaffee versetzt werden, was Kaffee Liebhaber entscheiden mögen. 5) *Maschine zum Fegen der Schornsteine.* Eine gute Erfindung, die aber doch wohl nicht auf allen Punkten im Schornstein Dienste leistet, wenn er, wie gewöhnlich, oben weiter als unten ist. 6) *Thaers Mittel gegen den Durchfall des Rindviehes.* Weinstein Salz und Rhabarber sind die Mittel. 7) *Ein Blockwagen.* Mit Abbildung. Die vier Räder werden mit Hebeln fortbewegt. 8) *Eine Gartenleiter.* Mit Abbildung. Kann ohne Kupfer nicht deutlich gemacht werden.

Das XIII Heft, oder des II B. V Lief. enthält eine *Aufforderung zur bessern Erhaltung und Benutzung des Krummholzes*; dann 3 Aufsätze über den *Hopfenbau*, unter welchen das gegen den so schädlichen Mehlthau empfohlene Mittel bereits bekannt, und im Krünitz befindlich ist. Ferner, über die *Seidenpflanze (Asclepias syriaca)*, ihre Benutzung, aus *Müllers* Schriften entlehnt. — *Das Wachsthum der Eichen zu befördern.* Nach der gegebenen Vorschrift erreicht dieser Baum schon in 50 Jahren die nämliche Vollkommenheit, die er, sich selbst überlassen, erst in 100 Jahren erreicht, und das wäre denn ein grosser Gewinn bey dem zu befürchtenden Holzman gel. Ferner, *das Verrosten der Metalle zu verhindern*; aus *erfrorenen Kartoffeln noch einen guten Nahrungstoff zu ziehen*, man soll ihnen, nachdem sie aufgethauet sind, durchs Auspressen alle Feuchtigkeit benehmen. Interessant und noch wenig bekannt, ausgenommen was *Beckmann* in seiner Technologie davon sagt, ist der Aufsatz: *Beschreibung der Planen und Bänke, deren sich Hr. Bryant Barrell zu Stockwell bey London, und Hr. Pascal zu Marseille auf ihren Wachsbleichen bedienen*, von *Leonhardi*, mit einem Kupfer. Einige andere gute Aufsätze in diesem Heft übergehen wir der Kürze wegen, was auch in den 5 folgenden Heften geschehen muß.

XIV Heft, oder des II B. VI Lief.. *Wie sind Domainen und Kammergüter am besten zu verwalten?* Mit Recht giebt der Vf. dem Zeitpacht den Vorzug, fügt aber doch hinzu: „Diese Art der Verwaltung wäre unverbesserlich, wenn nicht vielleicht der Staat zu viel Zutrauen auf die Rechtschaffenheit und Kenntnisse der Kammer- und Departementsräthe setzte, die jährlich die Revisionen verrichten, und der Beamte nicht zu viel auf ausserordentliche Ausgaben rechnen müßte, welche in Nebenkanäle fliessen.“ Aber sollte es denn bey der Administration der Kammergüter nicht noch mehr Nebenkanäle geben? *Ein neues Düngungsmittel:* Muscheln, Neriten und Turbiniten; es ist kein Zweifel, daß

diese eine gute Düngung geben, aber doch ist dieses Material nur im Kleinen, und da anzuwenden, wo es sich wirklich befindet. *M. Köhlers Handpflug und Handegge.* Diefes ist eine sehr gute Erfindung für Gartenländer, Beete und gebirgige Felder, wo kein grosser Pflug füglich von Thieren gezogen werden kann, Kartoffeln u. dgl. Pflanzen anzuhäufeln. Der Erfinder hat selbigen in einer besonderen und auf seine Kosten gedruckten Abhandlung beschrieben, die er aber nur unter seine Freunde vertheilt hat. Beides, Pflug und Egge, sind ganz einfach, kosten wenig, und leisten viel. Auf dem dazu gehörigen Kupfer fehlen die zur Beschreibung gehörigen Buchstaben a bis f. Noch einige Versuche, über die *Anwendung des Schmauchfeuers, wider das Erfrieren der Pflanzen*, ein Mittel, das schon im XII Heft empfohlen wurde. Die Regierungen in Österreichischen, Pfalz bayerischen, Würtembergischen, verordneten es sogar. Auch in Liefand macht man von diesem Mittel Gebrauch. — *Eine wohlfeile Seife:* feine Thon- oder Pfeilererde, mit etwas Potasche und Kalk vermischt, sind die Ingredienzien. Sie soll eben das leisten, was gewöhnliche Seife thut, und das Pfund noch nicht 6 Pfennige kosten. — *Tischlerholz haltbar zu machen*, daß es keine Risse bekomme und sich nicht werfe. Die Methode durch Auschwitzen ist schon bekannt. Wenn aber der in Hannover wohnende Tischler, Ahrens, der vom Hofbauamt express nach England geschickt wurde, um die dazu erforderlichen Handgriffe zu erlernen, sich nach der Zeit für jeden Quadratsfuß Bret, Diele, die er zubereitete, für Arbeit und Feuer, 3 Pfennige bezahlen liess; so wird doch dadurch das zu verarbeitende Holz sehr vertheuert, und kommt ein 14 schuhiges Bret, nach ehemaligem Preis, noch einmal so hoch. Unter Nr. XVI in diesem Hefte, wird ein englischer Gätepflug beschrieben, wozu aber kein Kupfer vorhanden ist, ob man sich gleich darauf beziehet; auch wird dieser Pflug gar nicht im Register zum 2 Bande aufgeführt. So bleibt also die Beschreibung völlig undeutlich.

Der XV Heft, oder des II B. VII Lief. enthält eine *engl. Buttermaschine für herrschaftliche Tafeln täglich zu buttern*, vom Comm. R. Riem. Die Maschine dient nur im Kleinen, um  $\frac{1}{2}$  Kanne Butter zu bereiten. Man kann ein gläsernes Gefäß dazu brauchen. Ein Kupfer dazu macht alles sehr deutlich. — *Beschreibung einer neuen Baumsäge*, von *Breithaupt* in Cassel, nebst einem Kupfer. Die Säge schneidet horizontal, und ist sehr sinnreich erfunden. Von eben diesem *Breithaupt* folgt nun die Beschreibung und Abbildung eines *Instruments, dem Vieh die Medicin bequem einzugeben.* — *Beschreibung eines Borbockes*, nebst Abbildung, vom Architekt *Gotthard* in Zellerfeld. Eine gewiß gute Erfindung, die den Stand der Kämme bey Stirn- und Kamm-Rädern richtig und sicher angeben soll. — *Eine dauerhafte Kittmasse*, von *Lampadius* erfunden. Der Kitt widersteht Wasser, Feuer. Seine Ingredienzien sind Käsequark, Austerchalen oder auch Mehlkalk und Quarz oder auch feiner Sand. *Milch und Speisen im Som-*

*Sommer vom Sauerwerden zu bewahren.* Diefs geschieht durch einen Elektricitätsableiter, der aus einem Drathgitter besteht, womit man die Sachen bedeckt, und an welchem ein Kettchen befestigt ist, das man in die Erde leitet. Diefs Mittel liesse sich bey'm Bier gut anwenden. *Hängende Gerüste, um hohe Häuser, Kirchen, Thürme, auf eine wohlfeilere Art, als gewöhnlich, abputzen lassen zu können.* Wenn man die bisherigen stehenden Gerüste, die so vieles Holz erfordern, und zu deren Errichtung bloß allein ein Tag Arbeit verloren gehet, mit dieser compendieusen Einrichtung vergleicht, so verdient sie vollen Beyfall.

Im XVI Heft, oder des II B. VIII Lief. befinden sich *Verbesserungen des Avndtsch-Riemischen Vier-schaaer-Pfluges*, mit 4 dazu gehörigen Kupfern; von *Riem*. Ausser mehreren Verbesserungen ist dieser Pflug besonders zu Stoppel- und Mistäckern brauchbar gemacht worden. *Colemanns Beschreibung des englischen Verfuhrens, Schießpulver zu verfertigen.* Besonders empfehlenswürdig ist hier das Verfahren, das Holz in Cylindern zu verkohlen, wodurch die Engländer ihrem Pulver eine solche Stärke verschaffen, daß man die Pulverladungen bey der Marine um ein volles Drittheil vermindern kann. Die aus der Thermolampe gewonnenen Kohlen würden hier vortrefflich dienen.

Im ersten Aufsatze des XVII Hefts, oder des III B. I Lief., empfiehlt Hr. *Leonhardi* bey jetziger theuren Zeit 21 weniger bekannte Brod-Surrogate, die nun freylich nicht in Menge zu haben sind, also nur ein kurzer Behelf sind. — Des *Thomas Scheldrake* zu London *unauslöschliche Tinte*: hierzu nimmt er Asphalt in Terpentinspiritus aufgelöst, dazu Bernsteinfirnis und Lampenruß. — S. 14. Ein sehr wohl gelungener *Versuch über das Abschöpfen der Saat im Herbst und das Abhüten derselben bey starkem Winterfroste*, der den bisherigen Zweifel am guten Erfolg bey manchem Ökonomen heben wird. S. 33 wird der *Smallsche Pflug* beschrieben und abgebildet, der in einem festen, hündigen Thon- und Lehm-Boden tief zu pflügen, die besten Dienste leisten soll. Ein solcher Pflug kostet bey Leipzig 40 Thaler, und soll drey andere Pflüge an Dauerhaftigkeit aushalten. S. 37 liest man bey der *Empfehlung der Erdmantel*, statt des Kaffees, daß ein Kaufmann in Wien 5000 Pfund habe kommen lassen, das Pfund zu 34 Kr. feil bot, und in 2 Tagen alles verkauft habe. So scheint es doch, daß dieses Surrogat den verdienten Beyfall erhalten wird. — Empfehlungswerth ist die S. 38 beschriebene *Koffersche Erfindung*, die Dachziegel dauerhafter zu machen.

Die Ziegel werden mit einem besonderen Firnis überzogen, wodurch selbige eine große Dauer und ein gefälliges Ansehen erhalten, ohne ihren Preis allzusehr zu erhöhen. Auch wird hier zugleich ein von *Koffler* ebenfalls erfundener guter Dachziegelkitt beschrieben.

XVIII Heft, oder des III B. II Lief. Gleich der erste Aufsatz in diesem Heft zeichnet sich vor den übrigen aus: *Beschreibung der Verfahrungsart, wie in Berlin die Fabrication der Seife mit Soda im Großen betrieben wird, und zwar mit einem Gewinn von 20 Procent, gegen Potasche und Holzasche*, von *Hermstädt*. Die Fortsetzung dieses Aufsatzes soll im nächsten Hefte folgen. S. 59 *Bemerkungen über das unter den Pferden jetzt herrschende schleimigte Nervenfieber*, von *Leonhardi*. Der Gang der Krankheit, sowie ihre Heilung, nach den Erfahrungen des Thierarztes *Vorrath* in Leipzig, werden hier angezeigt; daher verdient dieser Aufsatz alle Aufmerksamkeit. S. 87 wird der *Kunzische Zugofen zur Kesselfeuerung* beschrieben, und mit einem Kupfer erläutert; aber Schade, daß auch hier die Buchstaben der Beschreibung zum Theil im Kupfer fehlen, wodurch beides undeutlich wird! Auch ist die Beschreibung allzukurz; denn was soll z. B. der *Scheideziegel* hier bedeuten? wozu dient er? wie sind die Zugkanäle zu verstehen?

Diefs ist der Hauptinhalt aller vor uns liegenden Hefte, die in der That reich an guten und nützlichen Kenntnissen verbreitenden Aufsätzen sind. Mehrere interessante Aufsätze mußten wir der Kürze wegen übergehen. Nur Schade, daß die Kupfer nicht immer ein Genüge leisten, indem bey mehreren nur wenige vorhandene Buchstaben erklärt sind, wie bey'm brabantischen Butterfafs im II Heft, und wieder bey anderen sich gar keine Buchstaben befinden, die doch in der Beschreibung befindlich sind, wie z. B. der *Krauschneider* im II Heft. Überhaupt scheint man zuweilen, bey Sammlung der Materialien zu jedem Heft, sehr eifertig zu Werke gegangen zu seyn. So befindet sich auch im II Heft ein Kupfer mit verbesserten französischen Spinnrädern, wovon in allen XII Heften nicht ein Wort zu finden ist. Desgleichen ist im VI Heft auf Tab. III ein Baum- und Holz-Messer, und ein Schnittmesser abgebildet, wovon in allen XII Heften ebenfalls kein Wort gesagt wird. Zu wünschen ist, daß die Herausgeber bey den folgenden Heften alle Unordnung in Betreff der Kupfer zu vermeiden suchen, so wie auch bey jedem Artikel die Quellen anzeigen, woher sie den Aufsatz genommen, damit die Leser nicht getäuscht, und der Gebrauch ihrer Waare immer sicherer werde.

N. N.

#### KLEINE SCHRIFTEN.

**MATHEMATIK.** Frankfurt a. M., b. Jäger: *Gründliche Anweisung, Häuser und jede Art von Gebäuden von vorzüglicher Dauer und vollkommen brandfest aufzubauen; nebst Angabe mehrerer wichtiger Vortheile der Baukunst.* 1804. 94 S. 8. (8 gr.). Der Vf. dieser kleinen Schrift ist kein Bauverständiger, wie man aus mehreren Ausdrücken und Vorschlägen abnimmt: daher waren ihm manche Vortheile, selbst der ganze Zustand der architektonischen Wissenschaft unbekannt, weshalb ihm die Auszüge aus den schwedischen Abhandlungen, aus *Wieglebs* *Magie* u. a.

zu Gute zu halten sind; obgleich manche Bemerkungen z. B. von S. 1 bis 12 über die Conservation des Holzes und der Wände für solche, die nicht Gelegenheit haben, das hier Gesagte aus anderen Werken zu lernen, recht gut sind. Auch die Bemerkungen über die Bereitung des Mörtels S. 33 sind richtig. Aber alle Vorschläge zur Feuerbefestigung der Gebäude sind nicht geradezu abzuwenden. Die Aufforderung S. 93 an die Fürsten, Häuser, Dörfer und Städte, nach den hier vorgeschriebenen Regeln erbauen zu lassen, ist also sehr unzweckmäßig. K. j. R.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 O C T O B E R, 1805.

## NATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Handbuch der allgemeinen Hüttenkunde*, in theoretischer und praktischer Hinsicht entworfen von *Willh. August Lampadius*, Prof. der Chemie und der Hüttenkunde zu Freyberg. Erster (präparativer) Theil. 1801. 443 S. 8. Mit 16 Kupf. (2 Rthlr. 8gr.)

Der Mangel eines systematischen Handbuchs der Hüttenkunde überhaupt, worin die neuere chemische Theorie mit der Praxis auf den Hütten selbst vereinigt, und auf letztere angewandt sey, war zu merklich, als dafs nicht längst alle wahren Freunde dieses Fachs gewünscht hätten, diese Lücke ausgefüllt zu sehen. Die Werke eines *Agricola*, *Schlüter*, *Jars*, *Gellert*, *Scopoli*, *Cramer*, von *Born*, *Rinman*, *Cancrin* u. m. enthalten eine schätzbare Sammlung von hüttenmännischen Erfahrungen, auf gewisse Grundsätze zurückgeführt; sie sind gewissermaßen als die Grundlage eines neuen, auf richtige chemische Grundsätze gebauten Systems zu betrachten. Hier erhalten wir nun ein Werk, welches mit steter Hinsicht auf die Verdienste jener Männer, und mit Anwendung der neueren Chemie, Alles umfassen wird, was zum gründlichen und lichtvollen Studium des gesammten Hüttenwesens gehört. Das Ganze zerfällt in zwey Haupttheile, den präparativen und den historischen. Der vorliegende erste Theil enthält, wie der Vf. in der Vorrede bemerkt, eine Übersicht derjenigen Kenntnisse, welche nöthig sind, wenn man sich mit den Hüttenprocessen selbst genau bekannt machen, und die Gründe davon deutlich einsehen lernen will. Der zweyte Theil, als der historische, soll in drey Bänden die Beschreibung der vorzüglichsten Hüttenprocessen enthalten, so wie sie zu Freyberg und auch im Auslande betrieben werden. — Im 1. Abschnitt trägt der Vf. die vorzüglichsten chemischen Grundsätze vor, welche bey dem Hüttenwesen in Anwendung kommen. Hier das Nöthigste von den Verwandtschaften der Körper, vom Feuer und dessen Anwendung bey den Hüttenarbeiten, von den chemischen Operationen beym Hüttenwesen selbst, von dem wichtigen Einflusse des Sauerstoffs bey den Hüttenoperationen. — Alles durch Beyspiele zweckmäfsig erläutert. Der 2. Abschnitt handelt von den Erzen, ihren Eigenschaften und Bestandtheilen. Zuerst wird der Begriff von der Vererzung entwickelt, dann die Benennungen und das Probiren der Erze, und zwar letzteres in Hinsicht

seiner Nothwendigkeit gezeigt. 3. Abschnitt. Von den auf den Hütten ausgebrachten Waaren, Producten und Abfällen. Der Vf. geht alle Erze einzeln durch, und zeigt, was man bey der Bearbeitung eines jeden erhält. 4. Abschnitt. Von den Schlacken und Zuschlägen. Sehr lehrreich, besonders in Rücksicht der Versuche, welche der Vf. über das Verhalten mehrerer erdiger und metallischer Körper im Schmelzfeuer angestellt, und hier in einigen Tabellen mitgetheilt hat. Über das Verhalten der Gebirgsarten im Schmelzfeuer findet man hier Versuche vom verff. *Berggrath Gellert*. 5. Abschnitt. Über das chemische Verhalten der auszubringenden Substanzen und der Erze, in Hinsicht ihrer hüttenmännischen Behandlung, so wie über das Probiren der Erze. Hier geht der Vf. wieder, wie im dritten Abschnitt, die verschiedenen Erze einzeln durch. Man wird hier manche neue Ansicht wahrnehmen, und die in neueren Zeiten gemachten grossen Fortschritte nicht verkennen, wenn man die jetzigen Schmelz- und Probirmethoden mit den alten vergleichen will. 6. Abschnitt. Über die auf Hüttenwerken gebräuchlichen Brennmaterialien, insbesondere über ihre Eigenschaften und die Art, sie auf Hüttenwerken anzuwenden. Zuerst von dem Verkohlungsprocess. Der Vf. hat sich bemüht, einen Verkohlungssofen für Hüttenwerke zu erfinden, in welchem man so verkohlen soll, dafs die Kohle gewonnen, und die bey der Verkohlung entweichenden Stoffe aufgefangen und zur Flamme benutzt werden können. Es wird eine Beschreibung und Zeichnung dieses Ofens mitgetheilt, und die damit gemachten Versuche (welche aber noch fortgesetzt werden sollen) beschrieben. Hr. L. konnte zwar die Flamme zum Rösten benutzen, aber es war ihm noch nicht geglückt, immer gute und gleiche Kohlen zu erhalten; er hofft indess bey mehrerer Mufse in der Sache weiter fortzugehen. Beyläufig sind des *lin. Forstr. Hartig's* Versuche über das Verhältnifs der Brennbarkeit der meisten deutschen Waldbaumhölzer im Auszuge mitgetheilt. Den eigentlichen Verkohlungsprocess beschreibt der Vf. hier nicht (weil es darüber an Schriften nicht fehlt), er bringt aber doch das Nöthigste von den chemischen Eigenschaften der verschiedenen Holzkohlen bey. Benutzung der Steinkohlen auf Hüttenwerken, von dem Abchwefeln derselben und von dem Gebrauche des Torfs. Im 7. Abschnitt wird von den hüttenmännischen Arbeiten gehandelt. Dahin gehören das Rösten, Verwittern, Schmelzen, Amalgamiren, Destilliren und Sublimiren, die Siedear-

beit und das Cementiren. Die zu jeder dieser Arbeiten erforderlichen Ofen und sonstigen Vorrichtungen sind kurz beschrieben; so daß man hier Alles beyammen findet, was dem Hüttenmann davon zu wissen nützlich seyn kann. Vom Gebläse erwähnt der Vf. sieben verschiedene Arten, als die Wassertrommel, prismatischen Bälge, Windkasten, Cylindergebläse, Kasten-gebläse, Cylinderwasser-gebläse und die Aolipile. Sehr interessant ist die Beschreibung eines doppelten Kasten-gebläses zu Horzowitz in Böhmen, von welchem auch eine Zeichnung beygefügt ist. Dieses Gebläse entstand durch die gemeinschaftlichen Bemühungen des Hn. Grafen von Wrba (als Eigenthümers der dortigen Eisenwerke), des Hn. von Rosenbaum und des Hn. Prof. Gerstner zu Prag; letzterer hat auch einen Wind- oder Gebläsemesser dabey angebracht, welcher hier ebenfalls beschrieben und abgebildet ist. (Auch auf dem Harze und an anderen Orten in Deutschland hat man Kasten-gebläse mit merklichem Vortheil bey Eisen- und anderen Schmelzöfen vorgerichtet. In Schweden ist das Kasten-gebläse mit aufwärts drückendem Stiesel zuerst durch den Assell. von Stockenström ausgeführt worden).

Diese kurze Anzeige des Inhalts mag hinreichend seyn, auf das Werk selbst aufmerksam zu machen, welches wir dem angehenden Hüttenmann sowohl, als dem, welchem eine gründliche und vollständige Übersicht seines Fachs bisher Bedürfnis war, zum fleißigen Studium empfehlen. Möchte der thätige Vf. nicht durch zu viele Dienstgeschäfte verhindert werden, auch bald die übrigen Theile nachfolgen zu lassen!

— f —

LEIPZIG, b. von Kleefeld: *Handbuch der Gebirgskunde für angehende Geognosten*; von Joseph Brunner, Kurfürstbayer, Berggerichts-Oberverweser zu Amberg. 1803. XXVIII u. 234 S. 8. Mit Kupfern. (21 gr.)

Die Vorrede berechtigt zu nicht geringen Erwartungen; der Vf. äußert sich zuvörderst ganz richtig über die Unzweckmäßigkeit der meisten von den zeitherigen geognostischen Handbüchern, die mit geologischen Raisonnements durchwebt sind, stellt dann seine eigene systematische Ansicht des mineralogischen Studiums, auf und versichert hiernächst, er habe in diesem Handbuche „sich nicht bloß auf die Anordnung und Beschreibung der verschiedenen Gebirgsarten eingeschränkt, sondern alle bisherigen geognostischen Erfahrungen in gehöriger Ordnung aufzustellen sich bemüht; — er habe nicht nur die Beschreibung der Gebirgsarten, ihrer Abänderungen, Einmengungen, Übergänge u. s. w. so vollständig als möglich zu liefern gesucht, sondern überdies die nöthigen Begriffe von den verschiedenen Vorkommensarten der Mineralien, in Putzen, Stücken, Lagern, Gängen u. s. w. bezubringen und nebenher eine sehr unständliche Anleitung zu geognostischen Reisen und zu Auffuchung einzelner Mineralien beyzufügen unternommen. Es unterschei-

de sich also gegenwärtiges Handbuch von den bisher erschienenen nicht nur an (durch) Vollständigkeit, sondern auch darin; daß es die bisherigen geognostischen Beobachtungen unter angemessenen natürlichen Gesichtspunkten vereinige, und ohne Bezug auf irgend eine geologische Hypothese, folglich *reine Geognosie* liefere.“ Allein bey näherer Beleuchtung des Werckchens selbst findet man, daß sein Inhalt mit diesem Versprechen sehr contrastirt. Zwar ist es von geologischem Raisonement überall sein; auch findet man eine Menge Notizen darin zusammengestellt, und dies verführte den Vf. vielleicht selbst, seine Arbeit für vollständig zu halten, zumal die Vorrede noch von dem Jahre 1801 herrührt, alle neueren wichtigen Erfahrungen also ohnehin unbenutzt bleiben mußten; aber bey der unzweckmäßigen Anordnung des Ganzen, und bey der so ganz allgemeinen oberflächlichen Bearbeitung der einzelnen Theile, wo es den zusammengestellten Notizen noch zu sehr an Bestimmtheit, an belegter Nachweisung, fehlt, wo wichtige, charakterische oder zuverlässige Züge, unter unbedeutenden, zufälligen oder noch nicht hinlänglich betätigten, ohne Unterschied stehen, und wo selbst wirkliche Unrichtigkeiten noch hier und da unterlaufen, ist weder dem Anfänger noch dem gebildeten Leser mit dieser Zusammenfetzung etwas gedient. Es würde hier viel zu weit führen, alle einzelnen Verstoße zu rügen; wir müssen uns vielmehr bloß an einer kurzen Skizze vom Inhalte, aus der sich das Vorbemerkte schon von selbst betätigt, begnügen.

Aus nicht ganz verwerflichen Gründen theilt Hr. B. die *Mineralogie* nur in 3 Doctrinen, *Oryktognosie*, *Geologie* und *Geognosie* ab; doch ist sein Begriff der Geognosie nicht so bestimmt, daß man nach demselben die Atmosphärien ausschließen könnte. Er betrachtet ferner in der *Geognosie*, die Mineralien 1) in ihrem Vorkommen und in ihren geognostischen Eigenschaften, 2) in ihren Lagerungsverhältnissen im Einzelnen, und endlich 3) in ihrem Zusammenhange und in ihrer Verbreitung im Ganzen. Hiernach entstanden 3 Abschnitte dieses Handbuchs. Der *erste Abschnitt* geht davon aus, daß die Mineralien *angesflogen*, als *Überzug*, *eingesprengt*, *eingewachsen* (als Nieren, Nester, Putzen und Stöcke) und in *eigenen selbstständigen Massen* (als Schichten [Flötze und Lager] und Gänge) vorkämen; bey dieser Gelegenheit erhält man eine ausführliche, jedoch nicht sehr fruchtbare Naturgeschichte der Gänge; hierauf wird bemerkt, daß manche Mineralien auch *Berge* constituiren, und so kommt man denn von S. 19 an zu den *Gebirgsarten*. Ob nun wohl die genauere Betrachtung der einzelnen Gebirgsarten folgt: so wählte der Vf. doch, unter allen Arten sie anzuordnen, die inconsequenteste und unfruchtbarste, indem er, bloß mit Hinsicht auf ihre Structur, erst die *ungemengten*, dann die *gemengten*, ferner die *zusammengesetzten* und *zusammge kitteten*, und endlich die *secondären* aufstellt. Auf diese Weise folgen sich A. S. 22—76 Thon (unter dem ganz falsch-

lich,

lich auch das Vorkommen der Walkerde, des Ciment und der Porcellanerde mit abgehandelt wird) Schieferthon, Brandtschiefer, Thonschiefer, Alaunschiefer, Kiefelschiefer, Wetzschiefer, Chloritschiefer, Grauwackenschiefer (dieser gehörte gar nicht hieher), Trippel, Mergel, bituminöser Mergelschiefer, Kreide, dichter Kalkstein, Stinkstein, Roggenstein, Tuffstein, blättriger Kalkstein, Gips, Steinsalz, Steinkohlen, bituminöses Holz, Eisenthon, Quarz, Topfstein, Serpentin und Trapp. B. S. 76—95 Basalt, Wacke (diese hätte, wenn man den mit dazu gezogenen Mandelstein abrechnet, eher in die erste Classe gehört) Klingstein und Porphyr. C. S. 95 bis 120 Granit, Syenit, Grünstein, Gneus (nebst dem Topasfels) Glimmerschiefer, Syenitschiefer, Hornblendeschiefer (auch dieser gehörte nicht hierher). D. S. 121—129 Sandstein, Grauwacke und Trümmerstein oder Brettschiefer (Breorie). Hierauf werden noch E. S. 129—146 die Gebirgsarten, welche aus der Veränderung aller vorausgeführten entstehen, nämlich die aufgeschwemmten, pseudo- und ächtvulkanischen, abgehandelt; letztere sind jedoch ganz kurz abgefertigt. — Man sieht, wie schon durch diese Anordnung, Verwirrung und Unbestimmtheit veranlaßt werden mußte; Gebirgsformationen, die andere einsichtsvolle Geognosten, mit Scharfsinn und Mühe, von einander trennten, weil sie unter ganz verschiedenen Verhältnissen vorkommen, sind hier wieder ohne Unterschied zusammengeworfen, und die feinen Grenzlinien, die hier und da, im chaotischen Gebiete der Geognosie entdeckt waren, sind wieder muthwillig verwischt. In der Beschreibung jeder einzelnen Gebirgsart finden sich zwar unbestimmte, allgemeine Notizen gehäuft, aber fast nirgend mit Localbezug; desto abstechender sind gegen diese allgemeine Bearbeitung die hier und da vorkommenden ganz einzelnen Details, (wie z. B. S. 37) besonders aus den pfälzischen Gebirgen (wie S. 33 u. a. a. O.) Daß unter diesen Umständen, an wirkliche Aufklärung für den Anfänger oder an belehrende Nachrichten für den gebildeten Geognosten kaum zu denken ist, versteht sich von selbst; wenn aber nur wenigstens die aufgestellten bekannten Data besser gesichtet wären, und nicht so manche Unrichtigkeiten oder Unbestimmtheiten, wie z. B. S. 33. 39. 48. 57. 63. 74. 82. 99. 100. 102. III. 112. 123. 128 vorkämen; die Beschreibung einiger Gebirgsarten; z. B. des Gips, Trapp, Rothen, Todten, Liegenden, ist fast ganz verfehlt. — Der zweyte Abschnitt enthält eine ziemlich richtige Darstellung von den Lagerungsverhältnissen der beschriebenen Gebirgsarten und deren Verbindungsart im Allgemeinen; hierbey über die Eintheilung der Gebirgsarten, „nach der Art, wie sie sich gewöhnlich familienweise zusammenhalten“ in uranfängliche „Übergangs-Flötz“ und aufgeschwemmte Gebirge; dann über Schichtenrichtung und Lage im Allgemeinen S. 154—162, wobey denn überhaupt von Schichtung, Zerklüftung, Lagerung und Störung derselben gehandelt wird. — Der dritte Abschnitt, der Rec. am brauchbarsten bearbeiteter-

schien, beschreibt die Höhe und Form der aus den verschiedenen Gebirgsarten bestehenden Berge (die Phykonomie der Gebirge scheint meist nach dem bergmännischen Kalender von Hoffmann dargestellt zu seyn; auch ist eine interessante Übersicht einiger Höhen von verschiedenen Gebirgsarten beygefügt, doch dürften S. 171 bey dem Mont-Saleve, und bey den Alpen die Angaben nicht ganz richtig seyn,) dann die äussere Form und den inneren Bau der Gebirge S. 173 bis 193. (Hierbey von S. 177 an, eine gar wunderbare, chimärische Reise in die Quintessenz aller Gebirge, die der Vf. nach seiner Idee, noch durch einen Grundriss Tab. I, und durch die Profilrisse Tab. II und III zu verfinnlichen gesucht hat.) Zuletzt von der Verbreitung und Verkettung der Gebirge S. 193—198 die, ohne weiteren Bezug auf gewisse Hauptrichtungen, im Allgemeinen für netzförmig angenommen wird.

Als Anhang (S. 198 ff.) kann man die Anleitung zum Beobachten bey Gebirgsreisen überhaupt, und dann die Fragen, die man bey Beobachtungen im ebenen und hügelichen oder aufgeschwemmten Lande, in Bergen, endlich über Gänge, Lager, Stöcke und Flötze, ferner in Thälern und über Vulkane und Pseudovulkane zu berücksichtigen hat, betrachten. Die allgemeine Anleitung ist so trivial, daß sie sich jeder Anfänger selbst geben konnte; die speciellere Anleitung zum Beobachten, die wenn sie ungefähr so bearbeitet wäre, wie Saussure's bekannte Agenda, sehr instructiv seyn würde, besteht fast bloß aus mehreren, ohne Bezug und ohne System oder Ordnung hingeworfenen einzelnen Fragen, über das, was da seyn könnte, oder nicht da ist, womit sich denn gar leicht viele Seiten anfüllen lassen; am zweckmässigsten ist noch die Anleitung zu Beobachtungen über Gänge (ungefähr so wie in Werners Gangtheorie); zuletzt erhält man S. 219—226 eine eben so unvollkommene Anleitung zum Auffuchen einzelner Fossilien, und zwar insbesondere der Erze, — des Steinsalzes, — der Steinkohlen, — des Kalksteins, — Gyps und Quarz. — Ein kurzes Register beschließt das Buch, durch das der Vf. seinen inneren Beruf zum geognostischen Schriftstellers nicht sehr documentirt hat. — n.

ERLANGEN, b. Walther: *Der Schmetterlinge* LIII Hest. Tom. IV. tab. CXCVI Nr. 117. Bogen Zzz, Aaaa bis LIII, welche zum vierten Theil zweyten Bandes ersten Abschnitt gehören. 1804. 4. (2 Rthlr.)

Hr. Esper eilt nunmehr, den seit so langer Zeit rückständigen Text zu einem grossen Theile seiner Eulen zu liefern. Das vor uns liegende Heft enthält in den auf dem Umschlag-Titel genannten zwölf Bogen, die Beschreibungen der von tab. CLIX Nr. 80 (*brassicae*) bis zu tab. CLXXI Nr. 92 (*pyramidea*) abgebildeten Eulen-Arten. Hr. E. erklärt S. 542 die tab. CLIX Fig. 7 unter dem Namen *leuco stigma* abgebildete Eule für *punctum album* des Devillers, und scheint um deswillen, weil er diese Art von Devillers

lers selbst erhielt, Recht zu haben. Borkhausen alle-  
girt bekanntlich diese Eule bey der *lithargyria*.  
Übrigens möchte *leucofigma* schwerlich eine von  
der so ungemein wandelnden *N. secalina* verschie-  
dene Art seyn. S. 547 wird die tab. CLX Fig. 8 ab-  
gebildete *N. ariae*, für die *N. contigua* des Wiener-  
Systems gehalten, und mit ihr auch *Hübners con-*  
*tigua* vereint. Hiergegen ist Verschiedenes zu erin-  
nern: einmal ist kaum eine Ähnlichkeit zwischen  
*ariae* Esp. und *contigua* Hüb. vorhanden, des Letz-  
tern Eule kennt Rec. nicht, er glaubt jedoch nicht  
zu irren, wenn er die des Erstern für *N. spartii*  
Bork. hält. Zugegeben aber auch, daß *Esper* und  
*Hübners* Eulen zu Einer Art gehören, so kann diese  
Alles eher, nur nicht der Wiener *contigua*, welche  
wir durch *Fabricius* kennen lernten, seyn. Erklär-  
bar wird jedoch dadurch *Esper*s Meinung, weil sei-  
ne *spicula*, (*convergens* Fabr.) die er für die *N. che-*  
*nopodii* hält, in naher Verwandtschaft mit seiner  
*ariae* steht, und *Fabricius* der übergroßen Ähnlich-  
keit zwischen *chenopodii* und *contigua* gedenkt. S.  
549 werden alle Figuren der tab. CLXI und CLXII  
für Spielarten der *N. vaccinii* erklärt. Dies hat we-  
gen der Figuren der Tab. CLXI und auch in Anse-  
hung der Figuren 1 und 2 der Tab. CLXII seine Rich-  
tigkeit; allein Fig. 3. 4 dieser letzteren Tafel gehört  
zu *N. flene* Fab. = *N. glabra* Hüb., so wie Fig. 5.  
6 *N. canescens*, wenn gleich sehr schlecht dargestellt,  
zu *N. alpine* Bork. zu rechnen ist. Richtig ist S. 555  
die Tab. CLXIII Fig. 1 abgebildete *N. fasciola* für *N.*  
*arbuti*, und S. 557 die Fig. 2 der nämlichen Tafel  
dargestellte *N. latruncula* für *N. aenea* Fabr. ausge-  
geben. Von allen Synonymen bey *N. bigutta* S. 562  
ist nur das von *P. pollinaris* Hüb. richtig, die übrigen  
gehören sämmtlich zur folgenden Art *trigutta*  
S. 564, bey welcher aber auch ein guter Theil der  
Allegate zur *bigutta* verwiesen werden muß. Die *N.*  
*basilinea* Tab. CLXVI Fig. 1 wird S. 590 für einerley  
mit der Tab. CLXXXI Fig. 1 abgebildeten erklärt.  
Die Richtigkeit dieses Verfahrens ließe sich bezweifel-  
n, denn die Ähnlichkeit zwischen diesen beiden  
Figuren ist nur sehr gering, die letztere gerieth noch  
nothdürftig; aus der Synonymie hätte bey dieser Art  
*N. confocia* Bork. nicht wegbleiben müssen. *N. spicu-*  
*la* S. 591 Tab. CLXVI Fig. 2 ist, wie oben bereits ge-  
sagt ist, *N. convergens* Fabr., übrigens nimmt *Esper* hier  
seine frühere Meinung, daß diese Art die *N. cheno-*  
*podii*, sey, wieder zurück. *N. ligula* Tab. CLXVI Fig. 3  
wird S. 595 als eine neue Art aus der Graffschaft Tyrol  
angegeben. *N. placida* Tab. CLXVI Fig. 5. 6 kann nur  
dann, wie *Esper* es S. 599 thut, zur *N. serena* Fabr.  
gerechnet werden, wenn angenommen wird, daß der  
Maler die Hinterflügel ganz verfehlt habe, welche  
bey allen Varietäten der *serena* stets dunkel, mit ei-  
nem lichten Punktem Afterwinkel sind; auch *Esper*s  
*serena* bleibt dieses Umstandes wegen problematisch.  
*N. tricomma* Tab. CLXVII Fig. 5 ist *N. baja* Fabr., al-  
so die Behauptung S. 603 „daß von dieser Art in kei-  
nem Schriftsteller Nachricht zu finden sey“ ungegrün-  
det. Ein offenkundiger Widerspruch ist es, wenn es S. 524  
von *N. tragopogonis* heißt: „Es findet sich diese Pha-

läne auch in unseren Gegenden, wiewohl sehr sel-  
ten. Ich habe die Raupe zwar öfters erzogen, aber  
ohne eine Abbildung nehmen zu können.“ Mit Hn. E.  
erkennt auch Rec. die Tab. CLXX Fig. 4 abgebilde-  
te und S. 627 beschriebene Eule für *Linnés polymita*,  
nur verbindet er noch damit *N. seladonica* Fabr. und  
*N. ridens* Hüb., trennt dagegen aber von ihr die *po-*  
*lymita* der Wiener, da diese höchst wahrscheinlich ei-  
nerley mit der gleichnamigen Eule *Hübners* ist. Die *N.*  
*polyzona* Tab. CLXX Fig. 5 S. 630 ist Rec. unbekant.

Die mit diesem Hefte ausgegebene Kupfertafel, zu  
welcher die Beschreibung im nächsten Hefte verspro-  
chen ist, enthält die Abbildungen: von *N. polypori*  
Fig. 1, einerley mit *Phycis boleti* Fabr., welche doch  
offenbar nicht zur Gattung der Eulen gehört. Von *N.*  
*brunneago* Fig. 2. 3, offenbar *N. luteago* Hüb., wozu  
also der neue Name? Von *N. pudorina* Fig. 4. 5, nichts  
weiter als *N. muscerda* Huf. = *Lithof. perla* Fab. Von  
*N. cribriformis* Fig. 6. 7, einerley mit Hüb. *Tin. cri-*  
*brella*. Von *N. carneola* Fig. 8, die *Hübner* unter dem  
Namen *Pyr. palustralis* abbildete, und die auch ge-  
wisß weit eher ein Zünsler als eine Eule ist.

Aus dem Gerügten erhellet, daß auch in diesem  
Hefte die Bearbeitung nicht besser als in den frühe-  
ren ausfiel. An Zeit hat es dem Vf. doch wahrlich  
nicht gefehlt, und an guten Vorarbeitern noch weit  
weniger.

BERLIN, b. Pauli: Herrn v. Buffons *Naturgeschichte*  
des Menschen frey übersetzt mit vielen eigen-  
nen Beobachtungen u. s. w. Von F. W. v. Ulmen-  
stein. 1805. Erster Theil. 500 S. 8.

Wenn auch diese Übersetzung Vorzüge im Ausdruck  
vor den bekannten hat, wenn auch hin und wieder  
manche nützliche und nöthige Berichtigungen von  
dem Übersetzer gemacht sind: so sieht Rec. doch den  
Nutzen nicht ein, welchen dieses oberflächliche und  
jetzt veraltete Werk haben könnte. Gerade in Bezug  
auf diesen Gegenstand ist es veraltet. Es bedarf einer  
völligen Umarbeitung, oder vielmehr eines ganz an-  
deren ähnlichen Werks. Der Übersetzer zeigt Belesen-  
heit in Reisebeschreibungen, aber es scheinen ihm die  
anatomischen und medicinischen Kenntnisse ganz zu  
fehlen, die er doch zur Bearbeitung dieses Werks sehr  
nöthig hatte. Er würde dann nicht das Hymen äu-  
ßerst schlecht nach *Piccolomini's Anatomie integra*, und  
die *Cisterna chyli* nach *Nieuwentijt* haben abbilden  
lassen. Er würde nicht sagen, die Iris sey der zirkelrun-  
de Schild oder Stern in der Mitte des Auges, der durch  
die Hornhaut durchscheine, und den Augapfel (*pupil-*  
*lam*) ringsumgebe, und dieses zur Erläuterung einer  
höchst unverständlichen Beschreibung der Iris. Gleich  
darauf heißt es, der älteste Zergliederer des Auges sey  
Zinn. Er glaubt, daß die monatliche Reinigung im ei-  
gentlichsten Verstande Reinigung sey; und führt den  
Glauben mancher Völker an das Gift derselben ohne  
Berichtigung an. Daß es ihm an Belesenheit in ana-  
tomischen Schriften fehle, wird man nach diesem er-  
warten. Übrigens verkennt Rec. die Verdienste des  
Übersetzers als solchen keinesweges, und wünscht  
seine Talente auf ein anderes Werk angewendet  
zu sehen.

R. L.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 26 O C T O B E R, 1805.

## B O T A N I K.

BERLIN, b. Schüppel: *Prodromus Florae Neomarchicae secundum systema proprium conscriptus atque fig. XX coloratis adornatus*, auct. Jo. Frid. Rebertisch, reg. seinin. med. - chirurg. milit. boruss. chirurg. alumnus praefecto. C. Praef. C. L. Willdenow, in qua de vegetabb. cryptogamorum dispositione tractatur. 1804. LXII u. 406 S. Mit 4 ausgefalteten Kupfern 8. (2 Rthlr. 12 gr.).

Nicht nur unter den neuesten deutschen Provincial-Floraen, sondern überhaupt unter den Pflanzenverzeichnissen einzelner Gegenden, zeichnet sich das vorliegende Werk von einer rühmlichen Seite aus. Es ist dem Rec. daher eine um so angenehmere Erscheinung gewesen, da er dadurch einen neuen botanischen Schriftsteller kennen lernt, dessen bedächtige Untersuchung uns für einzelne Theile der Wissenschaft noch einen schönen Gewinn hoffen läßt. Hr. R. führt in seinem Werke nur solche Gewächsorten auf, von denen der kundige Leser sofort sieht, daß er dieselben wirklich selbst gefunden hat; er erwähnt ihrer dabey so, daß man auch nicht zu zweifeln im Stande ist, er habe sie selbst untersucht.

Was das neue System anbetrifft, dessen sich der Vf. bedient, so sind zuerst *Phanerogamen* und *Kryptogamen* als zwey Gruppen gleich hohen Ranges geschieden. Diese Trennung ist doch vielmehr eine subjective als objective, und verräth, wie jede künstliche Systemtrennung, die Schwäche des menschlichen Geistes. In der Natur ist alles eine grosse vielfache Verbindung. Künstlich scharf getrennt werden aber auch Sexual- und sogenannte kryptogamische Pflanzen so wenig werden können, wie Thiere und Pflanzen (daher das künstliche System beider letzteren, auch wenn es von dem höchsten Princip ausgeht, *an sich unvollendbar* bleibt; worauf wir weiter unten zurückkommen werden). Eine künstliche Trennung dieser zwey (natürlichen?) Pflanzengruppen wird indeß von Hn. R. auch nicht versucht. (Wir können übrigens seiner Meinung gar nicht seyn, wenn er glaubt, für die kryptogamischen Gewächse sey eine eigene Terminologie wünschenswerth; vielmehr ist zu bedauern, daß sie fast eingeführt ist, und wir harren eines philosophischen Kopfes, der die gesammte Terminologie der Naturkörper, wenigstens der lebendigen, zur Einheit zurückbringe.) Die Klassen der *Phanerogamen* sind

bloß nach *numerus flaminum* festgesetzt, daß *Polyandria* alles begreift, was über 10 *stamina* hat, die *ordines* sind nach *numerus pistillorum* bestimmt. Im Ganzen ist Rec. kein Freund von bedeutenden Änderungen des Linnéischen Systems, als des nun einmal herrschenden unter den künstlichen. Er glaubt, daß alles, was ihm an der logischen Richtigkeit abgeht, demjenigen täglich weniger Anstoß werden wird, der mit der Gesamtheit der Vegetabilien vertraut ist, und es darnach erfährt, wie die Natur alle unsere Regeln verschmähete. Soll indeß mehr geschehen, als was z. B. *Thunberg* mit der Einziehung der 21, 22 und 23, oder neulich *Vahl* (*multis ille bonis flebilis occidit!*) mit der 11 und 23 Klasse that, und was beides gewiss aus der größten Kenntniß der Gewächse aller Zonen genommen ist: so billigt Rec. allerdings als das künstlichste, und deshalb in seiner Art beste, ein bloßes Zahlsystem, wie es ja auch *Ehrhart* wollte. Ein solches, und überhaupt ein vom gewöhnlichen abweichendes *systema artificiale*, mag allerdings in Enumerationen der Pflanzen einer Gegend, zum Behuf von Anfängern, angewendet werden. Es kann da durch seine Leichtigkeit Vortheil bringen. Was die Anordnung der *genera* betrifft, so hat Hr. R. das Neuere benutzt. Die *Orchideen*, nach *Swartz* angeordnet, stehen in *Monandria*; *Cypripedium* steht in *Diandria*; die *Syngenesiten* sind schon nach dem neuen Theil von *Willdenow's Speciebus* behandelt etc. *Gärtner's* Untersuchungen der Früchte hätten indeß auch in dieser Flora mehr Rücksicht verdient. Ganz tadelfreye Behandlung der Arten, in Absicht auf Kritik und Synonymie, die billig sparsam hinzugetragen ist, wird man nicht erwarten. Sie kann so Wenigen, und auch diesen wohl fast nie ganz, gelingen. *Roth* und *Willdenow* sind hier die vorzüglichsten Gewährsmänner; manche ihrer Fehler in den schwierigeren Familien sind auch hier mit hinübergegangen. Doch ist der Vf. nicht Freund von zu vielen Arten; er führt, wie wir schon andeuteten, nicht leicht Sachen auf, die man in seiner Gegend nicht erwartet, oder die nicht eigentlich wahre Bürger der behandelten Flora sind (obwohl sich in dem letzteren Punct dieser oder jener Zweifel hegen liefse), sammelte aber doch auch so fleißig, daß er manche seltenere Pflanze, als *Digitalis ambigua*, *Pyrola umbellata*, die zwey *Stipae*, *Neottia repens* u. m. dergl. (im Ganzen 828 Sexualpflanzen) aufzählen konnte. Neu ist darunter keine. *Dracopetalum Moldavica* und *Cucubalus tataricus* sollen sich

sich an der Wartha wirklich wild finden. Die Gattung *Rosa* ist hier ein wenig arm an Arten.

Ein besonderes Verdienst erwirbt sich diese Flora um die Mycologie. Pflanzenverzeichnisse einzelner Gegenden sind so sehr dazu geeignet, vernachlässigte Theile der Botanik mit vorzüglichem Fleiße aufzuheben, und Hr. R. wählte gewiss einen der am meisten vernachlässigten. Wir sind ihm daher doppelten Dank schuldig. Von den neueren Floristen hat unseres

in der *Enumeratio plant. sept. et oct.* auf diesen merkwürdig gerichtet. Sein noch ein viel größerer, über dreymal so viel Arten wahrscheinlich mehr, der des Hn. R. mehr Hr. Sch. giebt uns nämlich mit dem Historischen ich vertraut zu halten.

Von den Schwämmen des Hn. R. (307 an der Zahl) hatte Rec. das Vergnügen, viele zu sehen, und, so weit er ihre Bestimmungen hat würdigen können, schienen ihm dieselben von der Genauigkeit und Sorgfalt des Vf. zu zeugen. Die generische Anordnung ist im Ganzen die Persoon'sche. Von den *Angiocarpis* dieses Vf. versetzt Hr. R. aber *Tubercularia* und *Hysterium* zu den *Gymnocarpis*, erstere zu der (Persoon'schen) Ordnung der *Lytathecii*, letztere zu einer aus den drei letzten Unterordnungen der *Hymenothecii* gemachten besonderen Unterordnung *Dermatothecii*. Von den *Fungis byssoides* setzt er *Periconia*, von den *sclerocarpis Stilbospora*, zu den *dermatocarpis gymnospermis*. Zu dieser Abtheilung macht ihm auch der ehemalige *Lichen hippotrichoides* (Web., *Rhizomorpha* Roth.), wegen des daran befindlichen, auch abgebildeten, *peridii ovalis transversim affixi, longitudine superne sese adaperientis, pulvere seminari in centro aggregato*, ein neues *genus Chaenocarpus*. Dabey steht *Roeselia cancellata*, das ehemalige *Aecidium*, wegen der Bildung seines *peridii* zur eigenen Gattung erhoben. Aus der *Byssus floccosa* Schreb., oder Persoon's *Dematium bombycinum*, einer *Byssus velutina*, und fünf als neu angegebenen Arten, wird unter dem Persoon'schen *Naematothecii* die Gattung *Hyphasma*, *filis capillaribus decumbentibus, varie implexis, effusis, lanuginem referentibus*, gebildet. *Sphaeria Tiliae* P. bringt H. R. zur *haemasporea*, *Hysterium arundinaceum* Schrad. zum *Xyloma*. Neue Arten beschreibt er, jedoch mäßig, in manchen Gattungen. Der Aufhellung der interessanteren unter ihnen, und weniger gut untersuchter, schon bekannter, Species, sind die wohl gerathenen Kupfertafeln gewidmet. *Sphaeria nitida* wird hier, mit dem Namen *suffusa*, noch zu *Sphaeria* gezählt, da sie bekanntlich jetzt *Schrad.* und *Acharius* zu *Verrucaria* rechnen. Sollte nicht *Hyphasma nigrum* die *Conserva muscicola* Schrad. seyn?

Die übrigen Theile der kryptogamischen Abtheilung sind hier zwar keinesweges vernachlässigt, doch

mit minderer Aufmerksamkeit behandelt, wie die Schwämme. Die Farnkräuter sind nach Swartz zusammenge stellt, die Moose nach dem System, das Willdenow im Schraderschen Journal bekannt machte (doch ist *Sphagnum* mit *Gymnosomum* vereinigt), die Flechten nach Acharius (diese Flora ist wohl die erste, die das neue System des Hn. A. aufnimmt, und so hätten wir Deutsche wiederum am frühesten dem fremden Verdienst durch Anerkennung Hochachtung gezollt). Von Farnkräutern im alten Sinn sind 17, von Laubmoosen 84 (*Dicella flagellata* ist wohl das seltenste darunter); von Lebermoosen auch 17, und von hier sogenannten *Algis* (*Riccia*, *Tremella* ganz, und *Conserva*) 19 Arten beobachtet. Die *Conserven* sind am wenigsten der neueren Kunde gemäß bestimmt; diese lebt ja aber auch fast nur im Munde von wenigen Pflanzenkennern.

Was das gröbere Fachwerk in der kryptogamischen Abtheilung anlangt, so handeln wir davon absichtlich am letzten, weil wir hiermit einige Worte über Hn. Willdenow's Vorrede zu diesem Buche verbinden wollen. Hr. Reb. erkennt für die Kryptogamen *fructuum situm habitumque universalem* als Princip der Klassen, *peculiarem fructuum structuram vel habitum singularem*, als Princip der Ordnungen und ihrer Unterabtheilungen, an. Dem gemäß haben wir *Stachyopterides*, *Filices* und *Hydropterides* der früheren Willdenow'schen Abhandlung (*Willdenow's und Bernhardt's zwey botanische Abhandlungen über einige seltene Farnkräuter und über Asplenium etc.*), *Musci*, in dem Umfange, wie sie Hedwig annahm (Laub- und Lebermoose), *Algae* (s. oben, *Riccia*, *Tremella*, *Conserva*), *Lichenes Achar.*, die ehemaligen Willdenow'schen *Gasteromyli* und *Fungi* (Persoon's *Fungi angiocarpi* und *gymnocarpi*, nur mit einzelnen Versetzungen), jedoch von letzteren nach Acharius die *Byssi*, oder Persoon's *Naematothecii*, getrennt. Hr. Willdenow verwirft in der Vorrede zuerst seinen ehemals vom pollen sparsum hergenommenen allgemeinen Charakter der Kryptogamen, weil er die Sache in Absicht der Moose (bloß ihrer?) noch nicht so ausgemacht halt. Am Ende, gesteht er selbst, bleibt bloß die *nudo oculo invisibilitas floris* einstweilen übrig. Wären die Geschlechtstheile der Farnkräuter, der Flechten, vielleicht gar dieser oder jener Schwämme, und einiger größerer Meeralgae wirklich unbezweifelt entdeckt: so würde das flüchtige Volk der Parasiten aus den Familien der *Byssen*, *Conserven* und *Mucoren* sich unseren Bemühungen, „aus ihren Früchten — die Kryptogamen zu erkennen,“ doch noch unübersteiglich in den Weg stellen. Der Harvey'sche Satz: „*omne vivum ex ovo*,“ mag objectiv wahr seyn, für uns wenigstens wird er sich nie erhärten lassen; und vermögen wir, auf den untersten Stufen der lebendigen organischen Welt, ihr Leben selbst nur mehr zu errathen, als zu erkennen, wie wollen wir dann vermögen, hier die Art des Lebens, die in den Extremen sich so deutlich ausdrückt, ja sogar die Weise, wie sich dieß durch sich selbst fortsetzt, schon zu entziffern? Die Metamorphose der



der Pflanzen macht es, um nur von den Pflanzen das Beyispiel zu entlehnen, überdies mehr als zu deutlich, wie wenig es mit der Individualität der Organe überhaupt auf sich habe. Und wir wollten verlangen, diese noch da zu erfassen, wo das Ganze im höchst zusammengezogenen Zustande sich befindet? Es müßte kein allmählicher Übergang in der Natur Statt finden, wäre sie hier auch dem am schärfsten gewaffneten menschlichen Auge je wahrnehmbar. Wie hoch demnach die Approximation auch getrieben werde, (und wir dürfen uns nicht irre machen lassen, bey unseren Versuchen, sie immer höher zu treiben): so wird das Ziel naturgemäfs doch nie erreicht; oder, was dasselbe sagt, es schwinden die Hoffnungen, Phanerogamen je fest von Kryptogamen zu sondern (wenn dies nicht unmittelbar, so doch in den Folgerungen jener Erörterung), wie auch letztere bis ganz hinunter zu systematisiren. Wenige Worte also nur noch über die Art, wie diese Systematisirung hier vorgenommen ist. Hr. W. sagt, sie kann künstlich oder natürlich (im gewöhnlichen Sinne der Systematiker) geschehen. Es freut uns, dafs Hr. W. hier beide Arten so deutlich trennt, da manche naturhistorische Schriftsteller, auch kryptogamiologische, den Unterschied zwischen Klassen, Ordnungen und Gattungen auf der einen, und zwischen Familien und Gruppen höheren und niederen Rangs auf der anderen Seite, heut zu Tage zu vergessen scheinen (weiter unten nennt aber Hr. W. selbst wieder seine natürlichen Familien Ordnungen; s. nachher). Sonst ergibt sich aus dem Obigen, dafs jene Systematisirung künstlich nicht vollendet werden kann. Eine natürliche Systematisirung ist eigentlich eine *contradictio in adjecto* (weil die Natur keine Klüfte hat; und demnach sind alle unsere Versuche natürlicher Systemgebäude nur auf der einen Seite Bekenntnisse, dafs wir das Höchste in der Erkenntniß der natürlichen Körper — extensiv und intensiv — nicht erreicht haben, auf der anderen die geraden Hinstrebungen, alles System aufzulösen — darum aber — nur als Systemgebäude ohne Werth). Gesezt aber, es könne eine natürliche Systematisirung geben: so ist es damit Hu. Willdenow nicht zugestanden, dafs sie in der kryptogamischen Pflanzenabtheilung die von uns, als sonst künstlichen Systematikern, zu erwählende sey. Vielmehr folgt schon, weil zwischen Phanerogamie und Kryptogamie, wie zwischen Thier und Pflanze, keine Grenze ist, dafs das künstliche Pflanzensystem, als solches, nicht nach der Willkühr seines Meisters, sondern erst da aufhören müsse, wo ihm — jetzt oder künftig — die ausgehende menschliche Kraft ein Ziel setzt. Die unnatürliche Verbindung des *Equisetum* mit den *Lycopodaceis* hebt Hr. Willdenow hier auf, indem er jenes als *Gonopteris* abtrennt. Übrig bleiben als *Stachyopteriden* nun blofs die *Lycopodaceen*. Mit dielen kommen zwar *fructus Ophioglossum* und *Botrychium* überein; da Hr. Willdenow aber kein künstliches System will, so ist es ihm in der Hinsicht nicht zur Last zu legen, dafs er

diese Gattungen von jener Familie trennt. Nur müßten sie zu der folgenden der *Filices*, die durch *vernatio circinalis* hauptsächlich ausgezeichnet seyn soll, in diesem Charakter derselben wirklich passen. Dafs sie dies aber, wie Hr. W. sagt, thun, müssen wir nach unseren Erfahrungen, verneinen. *Complicatae* sind die *lacinae frondis* in den jungen Pflanzen von *Botrychium* wohl, nicht aber *circinales*, und dem *Ophioglossum* schreibt auch *Jussieu solium radicale non convolutum* zu. Der sogenannte natürliche Charakter beider Gattungen hielte also mit dem künstlichen aus der Frucht vortrefflich Schritt; und nach jenem negativen, wie nach diesem positiven, müssen *Botrychium* und *Ophioglossum* gewifs bey den *Lycopodaceis* verbleiben. Den Übelstand abgerechnet, dafs die genannten Gattungen der dritten fälschlich so geheissenen Ordnung (Hr. Willdenow verfällt hier in den Fehler zurück, die Haufen der *methodus naturalis* mit Namen zu bezeichnen, wie sie nur denen der *artificialis* zukommen; s. oben), oder den *Filicibus*, beygefelt werden, sind diese nun besser zerfällt: *A. capsulis exannulatis a. rimatis b. multilocularibus*, *B. capsulis annulatis*. Ob a. und b. von A. nicht unter einander eben so verschieden sind, wie jede von B., mag dahingestellt seyn. Was aber die *fructus spicatos* und *racemosos* dieser ganzen Familie anlangt, so weichen sie von den *fructibus epiphyllis* nicht wesentlich ab. Die *Hydropteriden* viertens werden nun als *vegetabilia fronde vernante l. circinata, l. non circinata, fructibus ad radicem positis, l. basi frondis circumdatis, pluribus integumentis indutis*, charakterisirt. Gegen die ersten Familien genommen, geht da die Einheit des Theilungsgrundes verloren, indem *Isoetes* und *Salvinia* als *non circinantes* mit *Pilularia* und *Marsilea* als *circinantibus* verbunden werden. Der *situs fructuum* ist auch nur ungefähr in diesen Gattungen der nämliche, und in Absicht der *Isoetes* insonderheit ist uns nur ein *integumentum fructus* bekannt. Diese Gattungen sind aber die *crux* des Systematikers, und Rec. getraut sich nicht, ihnen glücklicher einen Platz anzuweisen: so bekannt auch ihre Fructificationstheile sind. *Azolla Lamarck* wird dieser Familie beygefelt. Nach den *partibus vegetantibus* schliesst sie sich allerdings an *Salvinia*; unleres Wissens sind die *partes fructificantes* nicht beobachtet. Fünfte Familie machen *Moose*, sechste *Hepaticae* mit dem noch obskuren *Sphaerocarpos*. Dadurch, dafs diesen *capsula in valvas l. lacinas dehiscens* zugeschrieben wird, mußte *Blasia* abgetrennt werden. Sie erscheint mit *Riccia* unter der siebenten Familie, *Homallophyllae*. Diese sollen *capsulas non dehiscentes, l. semper clausas, l. orificio ab initio instructas* haben. Die einzigen zwey Gattungen wären also beide mit einem ganz eigenen Charakter *fructus* versehen, was wiederum, wie bey den *Hydropteriden*, die Einheit stört. Auf das *perisporangium membraceum stiligerum* ist bey der 5 und 6 Familie nicht Rücksicht genommen. Durch dasselbe schliesst sich *Blasia* an sie an, wie sich *Riccia* durch seinen Man-

gel von ihnen, nach Hedwig, entfernt. Wären nun die *Hepaticae* bloß durch *fructus operculo destitutos* den Moosen entgegengesetzt, durch das *perisporangium* aber mit ihnen zusammengehalten: so hätte *Blasia* auf der Stelle, die sie bey Hedwig hat, können stehen bleiben, da sie mit *Riccia* kaum auf irgend eine Weise verbunden scheint. In Absicht der nun folgenden Familien *Algae*, *Lichenes*, *Xylomyces*, *Fungi*, *Gasteromyces*, *Byssi* verweisen wir im Ganzen auf *Acharius in Raemonn. ad Lichen. Method.*, weil Hr. Willdenow in Aufstellung derselben von seinem Freunde geleitet zu seyn bekennt. Über das, was aus diesen Familien noch einst als künstliche Ordnungen wird abgetrennt werden können, und was als unsystematisirbarer Haufe endlich liegen bleibt, halten wir es noch viel zu früh, jetzt nur Muthmassungen zu wagen, besonders, da wir über Geschlechtstheile der Lichenen und einiger Algen vielleicht baldigen neuen Beobachtungen entgegen sehen dürfen. Die *Algae*, *Lichenes* und *Byssi* nimmt Hr. W. genau in dem von *Acharius* angedeuteten Umfange, wobey wir nur bemerken, daß es keine glückliche Veränderung zu seyn scheint, wenn Hr. W. erstere und letztere so weit von einander entfernt. Die *Fungos* hatte bekanntlich *Acharius* aus Hr. W. früherer Schrift genommen; doch vereinigt Hr. W. mit ihnen das *Sclerotium*, das Hr. A. zu dem *Gasteromyces* rechnet. Unter diesen wollte letzterer nur *Perfoons Fungi angiocarpi dermatocarpi*, doch ohne *Batarrea*, begreifen. Hr. Willdenow zählt noch die *Sarcocarpi*, doch, wie erinnert, mit Ausschluss des *Sclerotium*, hinzu. Diese letztere *Sarcocarpi*, ohne *Sclerotium* und *Tuber*, verband Hr. A. mit den *Sclerocarpiis* zu seinen *Mycenis*. Die *Sclerocarpi* allein machen, jedoch auch noch ohne *Tubercularia*, die zu den *Fungis* kommt, jetzt

Hr. W's *Xylomyces* (daß also Hr. W. von Hr. Rebertisch in der Hinordnung von *Stilbospora* und *Hysterium* abweicht; s. oben). Die Charaktere, die Hr. W. für die 10, 11 und 12 Familie nun festsetzt, sind: *Xylomyces, vegetabilia frondibus carentia convexa lignosa, l. hemisphaerica, l. etiam explanata, cortici, l. ligno insidentia seminibus, l. thecis composita, l. absque, l. cum peritheoio, interdum massae peculiari stroma dictae immersa. Fungi, vegetabilia frond. carentia polymorpha carnosia lignosa, l. coriacea quorum partes fructificantes substantiae immersae sunt. Gasteromyces, vegetabilia frondibus carentia, quorum corpus ex tota seminibus, l. thalamis est repletum.* Über Principe der Classification der Kryptogamen überhaupt, und über die Willdenowsche Classification insbesondere, haben wir ausführlicher ein Wort sagen wollen, da die Zeit heranrückt, wo wir der Arbeit des neuesten Herausgebers der *Species plantarum* über diese Pflanzen entgegenzusehen haben. Wir wünschen demselben dazu um so mehr Muth, und alle glücklichen äußeren Umstände, je mehr uns eine tägliche Beschäftigung mit demselben Gegenstande überzeugt, daß die Beendigung dieses Werks noch einige Jahre der mühsamsten und sorgfältigsten Arbeit verlangt, daß sie dann aber auch die Vorbereitungen zur eigentlichen fruchtbaren Behandlung der Geschichte der lebendigen Organismen von einer Seite wenigstens auf eine bewundernswürdig vortreffliche Art schliessen wird. Es ist uns völlig klar, daß selbst die Geschichte der Laubmoose noch nach Hedwig einem neuen Forscher, einen vollkommen so schönen Kranz des Verdienstes aufbewahrt, wie der gehobene ist. Und wie unendlich tief steht die Kunde der übrigen Kryptogamen unter der der Moose!

— h. —

## KLEINE SCHRIFTEN.

ALTERTHÜMER. Rom, b. Salomoni: *Lettera di Ennio Quirino Visconti, Direttore del Museo-Capitolino e Bibliotecario di S. E. il Sigr. Principe Chigi. Su di una antica Argenteria nuovemente scoperta in Roma. A Sua Eccellenza Rev. Monsig. Della Somaglia etc.* 1793. 22 S. in 8. gr. 8. Wiewohl diese kleine Schrift schon nicht mehr zu den literarischen Neuigkeiten zu rechnen ist: so wird eine Anzeige derselben in diesen Blättern doch nicht überflüssig scheinen, weil sie theils von sehr merkwürdigen, ja in ihrer Art einzigen Alterthümern handelt, theils auch sonst weniger bekannt geworden, als der Werth ihres Inhalts billig verdient hätte.

Im J. 1793 wurden in Rom durch zufälliges Graben am Fusse des esquilinischen Hügels, silberne Geräthschaften von verschiedener Art entdeckt, welche zusammen genommen an Gewicht auf nicht weniger als 1029 Unzen sich beliefen. Die beiden vornehmsten Stücke waren ein Schmuckkästchen, und ein anderes Kästchen für wohlriechende Salben, welches letztere indessen ursprünglich zum Aufbewahren von Schriftrollen mag bestimmt gewesen seyn. Beide Kästchen sind mit Figuren und anderen Ornamenten reichlich verziert. Auf dem zuerst erwähnten nimmt man eine beschädigte Inschrift wahr, welche die Namen *Secundus et Projecta* enthält. Mehrere Teller und Schalen, die einen Theil des übrigen Fundes ausmachen, sind mit Chiffren gezeichnet, welche Hr. V. in die Worte *Projecta Turci* auflöst; er bemerkt hiernächst, daß *Turcius Secundus (Aferius)* An. 339 Praefect von Rom gewesen war, und ein an-

derer gleiches Namens und Familie dieselbe Würde An. 363 bekleidete. Wenn ferner Geschmack und Arbeit der Verzierungen an den erwähnten Geräthschaften auf das 4. Jahrhundert deuten, und wenn man auch theils aus der Kostbarkeit, theils aus der Bestimmung, die manche Stücke ehemals gehabt haben — es befand sich nämlich unter dem gefundenen Silberwerk ein prächtiges Beschlag zu einem Tragesessel (*Gestatoria*) — auf vornehme und reiche erste Besitzer derselben wohl schliessen darf: so vermuthet Hr. V., die in der Inschrift des Schmuckkästchens genannte *Projecta* sey die Gemahlin eines jener Praefecten gewesen, von denen also der ganze gefundene Schatz wohl ursprünglich herrühren möge. Rec. hat diese kleine Schrift wiederholt mit Aufmerksamkeit und mit wahrem Vergnügen gelesen, welches durch keine einzige unbefriedigende Stelle vermindert wurde. Sie scheint ihm deswegen unter die vorzüglichsten Producte ihres berühmten Verfassers zu gehören. Ungerne wird indessen jeder Leser in Kupfer gestochene Abbildungen der bedeutendsten Stücke des aufgefundenen Silbergeräthes vermissen. Der deutliche Vortrag ersetzt zwar freylich einigermaßen den Mangel der Kupferstiche; allein je mehr Hr. Visconti das Interesse für die von ihm beschriebenen und erklärten Alterthümer zu erregen wußte, desto mehr wird auch die Anschauung derselben im Bilde gewünscht.

Vielleicht ist es keine überflüssige Anmerkung, daß die erwähnten Alterthümer sich gegenwärtig in der Sammlung des Hrn. Baron von Schellerheim befinden.

— y — H.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 O C T O B E R. 1805.

## Ö K O N O M I E.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Agricola*, oder: *Belehrungen über alle Gegenstände der Landwirthschaft*; aus langjähriger Erfahrung herausgegeben von *Justus Ludwig Günther Leopold*, Pastor zu Leimbach u. s. w. Zweyter Band. *Die landwirthschaftliche Viehzucht*. 1805. XXXII u. 728 S. 8. (2 Rthlr.) Auch unter dem Titel: *Die landwirthschaftliche Viehzucht in allen ihren Zweigen und mit allen Erfordernissen*. Nach 20 jährigen Beobachtungen und Erfahrungen pragmatisch bearbeitet von dem *Verfasser des Taschenbuchs für Verwalter*.

Mit Vergnügen zeigen wir auch diesen zweyten Band an, der mit noch größerem Fleiß als der erste (J. A. L. Z. 1803. Nr. 43) ausgearbeitet ist. Sey es auch, daß der Vf. nach seinem eigenen Geständniß aus anderen Quellen schöpfte: so wählte er doch nach Einsicht, und sichtigte das Gute vom Unrath, mit treulicher Anzeige aller gebrauchten Schriften. Aber man bemerkt es auch bald, daß er in diesem Theile der Landwirthschaft überall selbst zu Hause ist, und also auch im Stande war, eigene Erfahrung zu benutzen, und die Irrthümer Anderer zu berichtigen. Und so wird bey dem Gebrauche dieses Werkes nicht nur der Anfänger in der Landwirthschaft, dem daselbe vorzüglich gewidmet ist, sondern auch der gebildete Landwirth fast alle andere Werke über die Viehzucht entbehren können. Obgleich indessen der Vf. aus bewährten guten Schriften schöpfte, z. B. aus *Gerickens* praktischer Anleitung, *Funks* Naturgeschichte, *Bechstein*, *Gaudich*, *Germershausen*, *Thaer* u. a. m.: so können wir doch diesmal den Wunsch nicht bergen, daß derselbe von mancher, hin und wieder in ökonomischen und anderen Flugschriften zerstreuten Erfahrung Gebrauch gemacht hätte.

Nach einer zweckmäßigen *Einleitung*, die Viehzucht überhaupt betreffend, ist dieser Band in 5 *Kapitel*, und jedes wieder in *Artikel* getheilt. I. *Die Pferdezucht*. Dieses Kap. enthält die Naturgeschichte des Pferdes, dessen Vaterland, Gestalt, Arten, Farben, den Zuchthengst, Zuchtfute, Auferziehung des Füllen, Kennzeichen des Alters, wo der Vf. einen in 6 Auflagen von *Zinkens* Wörterbuche stehen gebliebenen Fehler, auch eben darüber *Germershausen* in seinem Real-Lexicon, berichtet. Sodann vom Pferdehandel, Pferdestalle, Abwartung und Pflege der Pferde, wo S. 183, bey dem Getränke, die

Regel gegeben werden mußte, niemals zuviel kaltes Wasser auf einmal saufen zu lassen, am wenigsten wenn die Pferde von der Arbeit kommen und erhitzt sind, sondern lieber oft, aber in kleinen Portionen, das Wasser zu reichen. Vergleichung der Pferde mit den Ochsen, in Ansehung ihrer Dienste, worüber die Ökonomen noch immer nicht einstimmig sind, unser Vf. aber doch den Pferden den Vorzug giebt. Benutzung der Pferde, Hufschlag, Ledergeschirr; Krankheiten derselben; hier konnte wider die *Druße* das *Eberreis* (*Artemisia abrotanum*) oder auch nur der *Beyfuß* (*Artemisia vulgaris*) als sehr wirksam empfohlen werden, wenn man den Pferden 4 Wochen lang im Herbst, und 4 Wochen lang im Frühjahr, auf das erste Futter eine kleine Handvoll des gedürzten Krautes unter den angefeuchteten Hafer giebt, wodurch sie vor vielen Krankheiten gesichert sind, so, daß sogar die gesunden Pferde von starkdrüsigen nicht angesteckt werden. Ferner, Eingeweide-Krankheiten, Augen- und Beinkrankheiten, offene Schäden, Mundkrankheiten, andere Zufälle, als Koller, Krippensetzen; Berichtigung des Satzes, daß den Pferden im Alter die Zähne lang werden, was die meisten ökonomischen Schriftsteller einander nachschreiben; da doch die Zähne durch den langen Gebrauch immer kürzer werden, aber nur länger erscheinen, weil das Zahnfleisch je länger je mehr zurücktritt. — *Pferdedecke*, wird auch bey den Ackerpferden im Herbst, als Präservativ gegen Strengel, Schinupfen, Koliken, sehr empfohlen. Endlich im Anhang: vom Esel, Maulthier und Maulesel. Bey der Benutzung des Pferdes nach dem Tode, S. 276, hätte der Vf. noch mit anzeigen können, daß sich das Pferdefleisch in eine dem Wallrath ähnliche Materie verwandeln lasse, und daß bey Bristol eine Fabrik angelegt ist, wo man auf diese Art aus Pferdefleisch *Spermaceti-Lichter* verfertigt. — II. *Die Rindviehzucht*. Naturgeschichte des Ochsen, Ursprung, alle bekannte Rassen, Versuche damit, Zuchtochse, Zuchtkuh, Bestimmung des Alters. Wichtig ist hier die Beobachtung *Gerickens*, daß nach dem Alter von 8 Jahren die Hörner dicht am Kopfe, oder an ihrer Wurzel, dünner werden, als weiter hinauf nach der Mitte zu: Ein Wink für diejenigen, die Kühe und Ochsen kaufen. Ferner, Begattung, Trächtigkeit, Geburt, Behandlung des Kalbes von der Geburt an bis zu einem Jahre; Untersuchung der Frage: ob es besser sey Vieh zu erziehen oder zu verkaufen? vom Entmannen, vom Kuhstall, Fütterung des Rindviehes, Stallfütterung

terung, Weide, Verpflegung im Winter, Milchwirthschaft. Hier hätte des Vorschlags eines Ökonomen gedacht werden können, bey'm Melken die Milch aller Kühe nicht unter einander zu mischen, sondern jede Kuh allein in ein Geschirr zu melken, um die Butterkühe, Käsekühe, Kaffeekühe, kennen zu lernen; die Folgen dieser Bemühung sind leicht zu begreifen; nur dürfte freylich der Vorschlag bey grossen Viehständen nicht auszuführen seyn; doch aber bey kleinen! — Bey Erwähnung der Buttermaschinen, S. 383, hätte der Vf. der *Ernst- und Whistlingischen* gedenken können. — Benutzung des Rindviehes zur Arbeit, Mastung, wo der Branntweinsmast, die von jener abweicht, nicht gedacht wird. — Krankheiten; hier hätte, als Präservativ- und als Curmittel, das bewährte russische Mittel wider die Viehseuche und alle Krankheiten, die von verletzter Verdauungskraft entstehen, welches die ökonomische Gesellschaft in Petersburg bekannt machte, aber in Deutschland nicht Aufmerksamkeit genug erregte, empfohlen werden sollen. Man nimmt eine bestimmte Portion Vitriolöl, gießt zu diesem Öl noch drey mal so viel Wasser, als das Öl in Quantität ausmacht. Von dieser Mischung gießt man, wenn ein Stück Vieh krank wird, so viel in ein halb Pfund Wasser, als nöthig ist, das Wasser essigsauer zu machen. Eine solche Portion Vitriolwasser wird dem kranken Vieh viermal des Tages eingegeben, und jedesmal wird es nach dem Eingeben eine halbe Viertelstunde herumgetrieben. Diese Behandlung setzt man fort, bis das Thier sichtbare Besserung zeigt. Man giebt ihm nun dies Mittel seltener, und hört erst dann auf, wenn das Vieh ganz gesund ist. Aber gleich zu Anfang der Krankheit muß es gebraucht werden; hat diese schon 2 bis 3 Tage gedauert, so thut das Mittel keine Wirkung. Noch mehr mit Wasser verdünnt, kann man es mit Vortheil brauchen, wenn ein Stück traurig wird, nicht fressen will, wenn Kühe ihre gewöhnliche Milch nicht geben. Als Präservativ giebt man es dem Vieh im Frühjahr und Herbst. Bey Annäherung einer Seuche, giebt man es zweymal. Auch bey Schafen wird dies Mittel, nur schwacher und nur ein Viertel von obiger Portion, mit Nutzen gebraucht. Spielen die Säuren überhaupt anjetzt in der Arzneykunst, seit *Reichs* Fiebermittel, nicht eine grosse Rolle? und in Rußland brauchte man sie schon lange bey'm Vieh! Nach der Zeit empfahl D. *Frank* oxigenisirte Kochsalzsäure wider die Rindviehpest, und *Pessina* braucht dazu gemeine Salzsäure: von beiden sagt unser Vf. auch nichts. — Zum Schluss dieses Kapitels zeigt er die Benutzung des Rindviehes nach dessen Tode an, und endlich glaubt er hier der auf Menschenleben einen so entscheidenden Einfluß habenden Kubpocken gedenken zu müssen, wofür alle Geschlechter den großen *Jenner* dankbarlich nennen und preisen werden; dem man aber doch neuerlich diese wichtige Entdeckung streitig zu machen sucht, indem zuvor in einigen Provinzen Frankreichs schon dieses Mittel in Ausübung

gewesen seyn soll. — III. *Schafzucht*. Naturgeschichte des Schafes, Alterkennzeichen, Beschreibung aller Arten, Veredlung, Zuzucht, Behandlung der Schafe im Sommer, Schaffstall, Winterfutter, Durchwinterung der Schafe, Futterordnung, Düngung vom Schafvieh; hier hätte S. 532 bey der Bemerkung über die schwache Wirkung der Sommer-Schafdüngung, daß selbige nämlich oft zu tief eingepflügt würde, noch der Umstand angezeigt werden sollen, daß der Schafmist sich verflüchtigt, wenn er nicht bald untergeackert wird. Da man nun nicht alle Morgen die Nachts bepferchte Stelle umpflügen kann, so ist es vorthellhaft, wenn man an die Hordenschläge zugelegener Zeit beträchtliche Haufen Torf- oder Moos- und Brucherde fahren, und diese Haufen täglich über den Pserch ausbreiten läßt, was selbst durch die Schafer- und Schafknechte verrichtet werden kann. Durch dies Mittel wird die Kraft des Düngers sich wenigstens ein Jahr länger erhalten. — Wollnutzung der Schafe, Wollschur, spanische Wolle wie sie sortirt und gewaschen wird, und Vorschlag zur Verbesserung unseres Wollhandels. Der Vorschlag ist: Wollmagazine zu errichten, wo die Wolle sortirt würde. Durch solche Einrichtung, die von Fürsten unterstützt werden müßte, würde dem kleinen Fabrikanten, der nicht für 1000 und mehr Thaler Wolle kaufen kann, geholfen, wenn er aus dem Magazin die Wolle als Vorchuß erhielte, wo er alsdann nicht dem oft unbilligen Wollenhändler in die Hände fiel: der Vorschlag ist sehr vernünftig. — Schafmelken, Benutzung des Fleisches und Verkauf der Schafe, Krankheiten, über Schäferey-Einrichtungen, und über die zur Schäferey gehörigen Personen. Als Anhang folgt, die *Ziegenzucht*, *Kaninchen*, *Seidenhasen*, letztere ganz kurz beschrieben. IV. *Schweinezucht*. Naturgeschichte des Schweins, Arten desselben, Nothwendigkeit und Nutzen der Schweinezucht, Schweinställe, Zuchtschweine, Erziehung der Ferkel, Leibscheine, Mastung; Pfetter, wie der Vf. S. 634 vielen anderen Schriftstellern nachsagt, ist den Schweinen nicht tödtlich, vielleicht bekam einmal ein Schwein ein Pfefferkorn in die unrechte Kehle und erstickte; also dies, aber nicht jenes, war die Ursache. Salzwasser kann auch nicht schädlich oder wohl gar tödtlich seyn, wie der Vf. sagt, man streuet ja den ganz fetten Schweinen, um sie zum Fressen zu reizen, Salz auf das dicke Trebern Futter, und dann fressen sie mit Lust. Wenn aber unser Vf. S. 636 behauptet, daß ein Schwein von gewöhnlich 2½ Fuß Höhe, durch gute Pflege bis zu 5 Fuß Höhe gebracht werden könne, da verrechnet er sich gewaltig, das wäre ja höher als ein Pferd! Sein gewöhnliches Gewicht ist auch nicht 160—180 Pfunde im mageren Zustande, sondern nur halb so viel wiegt ein 1½ bis 2 jähriges ausgewachsenes mageres Schwein, ist dieses fett, so wiegt es 150 bis 200 Pfunde; 300 Pfund ist schon ein seltenes Schwein. In keinem Lande hat man es in der Viehmastung so weit gebracht, als in Steyermark; man mästet die Schweine da ein volles Jahr, und ihre Nahrung in den

den letzten Wochen bestehet sogar in Leckerbissen, die die Bäuerin sich und ihren Kindern verlaget. Dafür hält sie sich aber hinlänglich durch die Ehre entschädiget, auf den Grätzer Wochenmarkt sogenannte Backen (den sammt der Haut abgezogenen Speck) schicken zu können, die oft bis 3 Centner wiegen. Aber unser Vf. spricht von 900, ja 1000 Pfund, als so hoch ein Schwein zu bringen sey: wo dachte er hin? — Krankheiten der Schweine; um dasselbe zum Fressen zu reizen, empfiehlt er S. 686, *Antimonium crudum*: auch das sagt er vielen anderen nach; aber es ist das ein bedenkliches Mittel. Zu Anfang der Mast ist es gut, um die Schweine innerlich zu reinigen; aber während der Mast taugt es nicht, denn sie speyen und laxiren so heftig davon, daß sie in der Mast auf 4 Wochen zurücktreten. Gegen die Bräune ist das beste Mittel, daß man es den Schweinen nie an Flüssigkeit fehlen läßt. In Brenneren, wo ihr Futter in bloßem Spüllich bestehet, und wo oft bis 200 Schweine in einer Brenneren gemästet werden, weiß man nichts von der Bräune. Wenn aber die Schweine bey der Feld- und Waldmast, wo sie ohne dem durch Laufen und Rennen Gelegenheit zur Erhitzung haben, Mangel an Wasser leiden, und nun erhitzt Abends in den Stall kommen und saufen, so entsteht die Bräune davon. — V. *Federviehzucht*. Von Gänsen, Enten, Truthühnern, Haushühnern und Tauben, alles sehr kurz abgefaßt und nur das Nöthigste davon angezeigt. Über die *Bienenzucht* verspricht der Vf. nächstens eine eigene Abhandlung, die als Anhang zu seinem jetzigen Werke gelten soll, und in einem Nachtrage gedenkt er der neuerlichen höchst seltenen und den ältesten jetzigen Landwirthen unbekannte Krankheit der Pferde, die der Director Havemann in Hannover, eine *faulartige, ansteckende Brustseuche* nennt, und die, wie es schiene, durch die Postpferde so schnell verbreitet worden sey. Geschichte dieser Krankheit und Cur, nach Vorschrift Havemanns, sind beygefüget. ALEX.

LEIPZIG, b. Hempel: *Ökonomische Hefte, oder: Sammlung von Nachrichten, Erfahrungen und Beobachtungen für den Stadt- und Landwirth*. 24 Band. Jahrgang 1805. 6 Hefte, jedes von 6 Bogen in einem grünen Umschlage. (Jahrgang 3 Rthlr.)

Bekanntlich liefert diese Zeitschrift Abhandlungen, Recensionen und kurze Nachrichten. Da sie zunächst für den ausübenden Landwirth bestimmt ist: so dünken uns die Recensionen, zumal sie nicht bloß Auszüge vom Neuen und Wissenswürdigern der Bücher, sondern gewöhnliche Kritiken enthalten, ganz überflüssig, und fast nur um den Raum zu füllen aufgenommen zu seyn. Die kurzen Nachrichten sind meistens unbedeutend. Die Abhandlungen bleiben also allein derjenige Theil der Zeitschrift, wornach ihr Werth beurtheilt werden muß. Wir wollen es versuchen; unsere Leser in den Stand zu setzen, ein solches Urtheil zu fällen. Wenn die Originalität darin besteht, daß ein Aufsatz vorher weder in der-

selben noch in einer anderen Sprache jemals gedruckt gewesen ist: so sind die hier zusammengedruckten, alle Originale: denn keinen erinnern wir uns anderswo schon gelesen zu haben. Originalität des Inhalts haben wenigstens einige. Der Geist, der darin weht, zeugt freylich weder von neuen Ansichten der Gegenstände, noch von einer vorzüglichen Beobachtungsgabe, noch von großen Kenntnissen. Vieles ist aber doch ganz gut bemerkt, gedacht und gesagt; auf sechs Bogen, die alle Monate gefüllt werden müssen, kann man nicht lauter Gutes verlangen. Die Mannichfaltigkeit der Materien, womit sich die Aufsätze beschäftigen, ist sehr groß; für die Unterhaltung ist also gut genug gesorgt, und dabey fällt auch immer noch einige Belehrung ab. Unter den Aufsätzen können wir hier nur der folgenden nähere Erwähnung thun. Heft 1. *Wassererhitzung in Fässern*. Von Buschendorf. Hr. B. schlägt hier nur vor, wie man die Vorrichtung machen könnte. Da sich an der Thunlichkeit der Sache nicht zweifeln läßt, die Art aber, wie es am besten geschehen kann, nur durch Versuche ausfindig zu machen steht: so haben wir durch diesen Aufsatz nichts gewonnen. *Berechnung der Kosten und des Ertrags eines Rindviehstapels*. Alles, was zu den Kosten und dem Ertrage zu rechnen ist, findet sich hier ungemein vollständig verzeichnet. Wenn das Resultat einen ganz unverhältnißmäßigen Preis des Düngers ergibt: so muß man bedenken, daß Stroh und Futter auf dem Lande in der Regel nicht gerechnet werden kann: man gewinnt es zu keinem anderen Zwecke, als das unentbehrliche Vieh damit zu nähren, und dadurch dann wieder den Getreidebau zu erhalten. Im Großen könnten Stroh und Futter keine Gegenstände des Handels seyn, und die Frage, wie hoch kommt mir ein Fuder Mist? verdient nur in dem seltenen Falle eine Beantwortung, wenn man unter mehreren Düngerarten die Wahl hat. Ein Aufsatz von dem Baue der Öl gebenden Saamen ist zwar etwas local, aber doch nicht ohne lehrreiche Nachrichten. Heft 2 und 3. *Über die liefländischen Erbgüter, und das Recht, sie zu besitzen*. Von Petri. Eine vollständige, gute Nachricht von einer Sache, wovon unseres Wissens noch Nichts weiter bekannt ist. Heft 3 und 4. *Von den Mängeln und Fehlern, welche einen Viehkauf rückgängig machen*. Der Vf. behandelt diese Materie zwar mehr historisch als wissenschaftlich; und gerade das Letztere wäre doch nöthig, um bessere gesetzliche Bestimmungen zu bewirken, wodurch der Käufer gesichert, und gleichwohl nicht auch ein jeder Handel ungewiß gemacht würde. Uns scheint dieser Aufsatz indessen doch eine sehr gute Vorarbeit, besonders in Ansehung des Hornviehs, der Schafe und Schweine. Die Beantwortung der Frage: ob wir Deutschen die *Caleville u. s. w. eben so haben, wie man sie in Frankreich hat*, scheint auch uns einer weiteren Untersuchung wohl werth; indem wir hoffen, daß wir dadurch auf manche Modification in der Cultur kommen würden, wodurch der Geschmack unseres Obstes verbessert.

bessert werden könnte. Heft 5. *Über Feldpolizey*. Wir finden in dem Gesagten viel Gutes, und zweifeln nicht, daß es den Lesern der ökonomischen Hefte angenehm seyn werde, die neue bayerische Verordnung hier zu finden. Bey dem Aufsatze von der *mecklenburgischen Landwirthschaft und der Verschiedenheit derselben von der holsteinischen*, wo gelegentlich das Wort „Holländerey“ nicht von den Colonisten aus Holland, sondern ganz unrichtig von den „Holländereyen“ abgeleitet wird, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Vf. dieser Hefte sich weniger mit Etymologifiren abgeben. So geneigt sie auch dazu sind: so schlecht verstehen sie sich doch darauf, und ihre Äußerungen darüber stehen hier ohnedieß nicht an der rechten Stelle. Heft 6. *Ist es gar nicht möglich, ohne wilde Weide eine Schafzucht zu haben?* Dieser Aufsatz dürfte den Unglauben der Kenner mehr bestärken als vermindern. An sich aber ist die Sache schon nicht mehr zweifelhaft: wir haben in Deutschland mehrere bessere Erfahrungen davon; und in England haben bekanntlich viele große Güter keine wilde Weide für ihre Schafe. Aus dem 2. Heft müssen wir noch den *Beytrag zum Kartoffelbau* auszeichnen. Der Vf. will eine lange Reihe von Jahren immer ein Jahr um das andere Roggen und Kartoffeln — letztere jedoch immer nach frischer Düngung im Herbst mit dem glücklichsten Erfolge gebauet haben. Schade, daß er seinen Boden nicht näher beschrieben hat! Besteht derselbe aus reinem grüblischen Sande, dem kein Gewächs mehr Nahrungstheile entziehen kann, als er durch den Dünger erhalten hat, und den alle Bearbeitung nicht lockerer macht, als er einmal ist: so hat die Sache nichts Auffallendes. Bey erdiger, bündigerem Boden müßten wir aber an der Richtigkeit der Erfahrung zweifeln.

a.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) LEIPZIG, im Industrie-Comptoir: *Magazin schrecklicher Ereignisse und fürchterlicher Geschichten*. 1 Bandes 1 Heft, 112 S., 2 Heft. 99 S., 3 Heft,

100 S. 4 Heft. 99 S. 8. (Jedes Heft mit einem farbigen Umschlag und einigen Kupfern. 12 gr.)  
2) ERFURT, b. Rudolphi: *Sammlung moralischer Erzählungen, oder: Wahrheit und Dichtung zur Beförderung wahrer Lebensweisheit und Sittlichkeit*. I Bändchen. II u. 330 S. II Bändchen. 252 S. 1804. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wer diese beiden Sammlungen von Novellen und kleinen romantischen und moralischen Erzählungen für einen Versuch zum besseren Anbau eines noch wenig cultivirten Feldes halten wollte, der würde sich sehr trügen. Wenn die eine der Betriebsamkeit eines Industrie-Comptoirs ihr Entstehen verdankt: so ist die andere das Ihrige, wie es scheint, der thätigen Regsamkeit eines Geschäftsmannes schuldig, der auch seine geschäftsfreyen Stunden noch benutzen wollte. Beiden geht ein Hauptverdienst, das der Neuheit und Originalität, ab. Der mitternächtliche Meuchelmörder z. B. im ersten Heft von Nr. 1 ist Auszug aus einem bekannten Romane; und wäre die spanische Novelle *Don Alzona* im zweyten Heft auf eine ähnliche Art geworden: so muß man sich sehr wundern, daß die Verlags-handlung noch zu Beyträgen auffordert. Die zwey letzten Decennien haben uns ja mit einer Menge Romane voll schrecklicher Begebenheiten und fürchterlicher Geschichten beschenkt, die die hier erzählten an Fürchterlichkeit weit übertreffen, und vielleicht im Auszuge dem furchtbaren Umschlage dieses Magazins noch zu größerer Ehre gereichen würden.

Hätte der Sammler von Nr. 2 es auch nicht für rathsam gehalten, bey den aus Marmontel entlehnten Erzählungen den Vf. zu nennen: so würden doch mehrere hie und da stehende gebliebene undeutliche Sprachwendungen und andere innere Gründe viele der übrigen als Fremdlinge verrathen haben. Als Klugheits- und Sittenlehre in Beyspielen, wofür der Herausgeber diese Sammlung einzig gehalten wissen will, verdient sie allerdings Empfehlung; wenn auch die Kritik in einer anderen Hinsicht die moralische Tendenz derselben nur für ein negatives Verdienst anerkennen könnte. — p —

### KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. Gotha, b. Becker: *Das Düngerbüchlein, oder: Winke zum Nachdenken über die beste Art der Bereitung, Erhaltung und Anwendung des thierischen Düngers. Nebst einem Anhang über die Preisfrage: wie wirkt der Dünger?* Von L. G. Ludwig. 1805. 100 S. kl. 8. (6 gr.) Das Düngerbüchlein selbst ist eine von den Volkschriften, von denen ein Rec. keine neue Aufklärung der Sachen, sondern nur eine gehörig getroffene Popularität im Vortrage wahrer und für das Publicum der Schrift geeigneter Lehren fordern darf. In dieser letzten Hinsicht hat sich Hr. L. nun auch wirklich als einen der glücklichsten Nachahmer des ersten Volkschriftstellers unserer Zeit, des Hn. Beckers, gezeigt. Er macht damit den Anfang, seine Sätze faßlich und unterhaltend vorzutragen. Da dieß aber bey weitem noch nicht hinreicht, den weniger gebildeten wirklich verständlich zu werden, und ihnen Überzeugung und Interesse für die Sache zu geben: so wiederholt er seinen ganzen Vortrag, aber in ein anderes Licht gestellt, unvermerkt in der Erzählung eines Beyspiels. Über dieses Beyspiel läßt er sich dann in ein Gespräch mit seinen Lesern ein, um ihre Einwendungen so, wie sie nach ihren Kenntnissen und Umständen zu erwarten sind, herauszulocken, und gerade auf

die für sie schickliche Weise zu widerlegen. Und hierauf schließt er das Ganze mit einer für alle dergleichen Lehren nöthigen allgemeinen Warnung. So gut diese Methode angelegt ist, so gut ist sie auch ausgeführt. Wenn wir also hiebey gar nichts aussetzen finden: so können wir doch eine Bemerkung über eine der Lehren selbst nicht unterdrücken. Es ist die von der Bereitung und Unterbringung des Düngers. Hier dringt Hr. L. auf eine fast kleinliche Genauigkeit, die in der Ausführung nicht wohl möglich ist. Statt des Beweises glauben wir uns nur auf das Verfahren der Engländer beziehen zu dürfen, die wir — wenn wir auch sonst gar kein Vorurtheil für die englische Landwirthschaft haben — in der Kunst zu düngen doch alle für unsere Meister erkennen.

Der Anhang über die Frage, wie der Dünger wirke, leitet allerdings auf den rechten Weg zur Beantwortung derselben; indem die Begriffe von der Sache darin genauer, als es bisher geschehen ist, bestimmt, und von den Nebenbegriffen geschieden werden. Unserer Meinung nach, kann hier aber doch nur eine bis jetzt noch nicht erreichte Vervollkommenung der Pflanzenphysiologie und Chemie das erste Licht geben.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 OCTOBER, 1805.

## ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Rehn: *J. Barrow's*, ehemaligen Sekretärs des Grafen von Macartney und Oberechnungsrathes auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, *Reisen in das Innere von Südafrika, in den Jahren 1797 und 1798*. Aus dem Englischen mit Anmerkungen übersetzt. Mit einer Karte und einem Sachregister. 1 Band. 1801. XVI und 526 S. 2 Band. 1805. XVI und 584 S. 8. (5 Rthlr. 12 gr.).

Bey den vielen Nachrichten, die wir schon über das Vorgebirge der guten Hoffnung haben, und von welchen der Übersetzer in seiner Vorrede die wichtigsten angiebt, ist doch die vorliegende ein sehr schätzbares Geschenk, welches das Publicum von einem Manne erhält, der schon vorher aus Lord Macartney's Reise nach China vorthellhaft bekannt war. Im gegenwärtigen Werke erscheint er als ein bestellter Diener der Regierung, der nicht nur Gelegenheit hatte, die besten Nachrichten einzuziehen, sondern auch wirklich die ganze Kolonie, in verschiedenen Richtungen, bis an ihre äußersten Grenzen bereiste. Dieses Werk enthält, wie der englische Titel, den der Übersetzer verdeutlicht umständlich angiebt, — kurze Bemerkungen über die Geologie und Geographie des südlichen Theiles dieses festen Landes; die Naturgeschichte solcher Gegenstände, wie sie auf der Reise aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche vorkamen, und Skizzen von dem physischen und moralischen Charakter der mancherley einheimischen Volksstämme, welche sich um die Niederlassung des Vorgebirges der guten Hoffnung herum aufhalten. Zugleich eine Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes, der Bevölkerung und der Producte dieser großen Kolonie, und einer Karte, die gänzlich nach den während der Reisen angestellten Beobachtungen verfertigt worden ist.

Wäre Rec. auch ein größerer Raum vergönnt, als man gewöhnlich für eine Anzeige dieser Art erlaubt: so wäre es doch unmöglich, von den vielen merkwürdigen, interessanten und zum Theil ganz neuen Nachrichten, die dieses Werk enthält, einen Auszug zu liefern. Selbst von der Richtung und dem Umfange dieser Reise würde es schwer seyn, einen bestimmten Begriff zu geben, weil der Leser dazu die beygefügte Karte haben müßte, welche in der That eine vorzügliche Zierde dieses Werkes, und die der vor uns liegenden Übersetzung beygefügt

J. A. L. Z. 1805. Vierter Band.

ist. Der Vf. hat sie selbst nach eigenen Beobachtungen der Länge und Breite und nach häufigen Winkelschnitten merkwürdiger Punkte und Gegenstände entworfen. Diesen Beobachtungen zufolge ist die Länge der ganzen Kolonie von der Kapspitze bis an das Kafferland 580 engl. Meilen; vom Flusse Kouffie bis Zuurenberg 520 engl. M.; und die Breite vom Flusse Kouffie bis zur Kapspitze 315 engl. M.; von den Nieuwveldt Bergen bis Plettenbergs Bay 160 engl. M.; von der Mündung des Tuschflusses bis Plettenbergs Baaien 225 engl. M.; dieß giebt ein Parallelogramm, dessen mittlere Länge 550, und die mittlere Breite 233 engl. M. beträgt, und einen Flächeninhalt von 128,150 Quadratmeilen ausmacht. Diese beträchtliche Strecke Landes ist, wenn man die Kapstadt nicht mitrechnet, von ungefähr 15,000 Weißen bewohnt, so daß auf 1 Person 8½ Quadratmeile Land kommt; Allein die eine Hälfte dieses Landes ist fast ganz unbrauchbar; von der zweyten sind manche Striche gut, manche vortrefflich und für jede Art von vegetabilischen Erzeugnissen geschickt. Die Bewohner der Kapstadt kann man, mit Einschlusse der Soldaten, auf ungefähr 6000 Weise und 12000 Slaven rechnen. — Der Zusatz „mit Einschlusse der Soldaten,“ führt irre und macht die Angabe unbestimmt. Durch Soldaten versteht der Vf. offenbar nur die holländischen Truppen, die bey der Eroberung der Engländer die Garnison ausmachten, welche denn nicht sehr beträchtlich waren. Daß er an seine eigenen Landsleute ganz und gar nicht dabey denkt, ist daraus klar, weil sich, zu einer Zeit, ihre Zahl allein auf 3000 belief. Die Zahl der Hottentotten wird in der ganzen Kolonie auf ungefähr 13,000 gesetzt. Diese letzteren, welche die ursprünglichen Besitzer des Landes waren, werden von den Holländern mit unmenschlicher Härte behandelt, und nehmen mit jedem Jahre mehr und mehr ab. Noch schneller aber vermindern sich die wilden Hottentotten (mehr bekannt unter dem Namen Bosjesinan, oder Männer) deren Existenz über alle Beschreibung und Begriffe elend ist. Der Vf. hatte viele Mühe, um nur einige derselben ansichtig zu werden; er erfuhr, daß sie keine Häupter hätten und daß jede Familie unabhängig für sich lebte; und so waren seine Bemühungen, in eine Art von Unterhandlung mit ihnen zu treten, vergebens.

Auch in das Land der Kaffern macht der Vf. eine Reise, und dringt bis zum Wohnsitze ihres Königes. Sie werden hier als ein sanftes, unschuldiges Volk beschrieben, das sehr wenige Bedürfnisse kennt,

B b und

und so ziemlich ganz nackt geht. — Auch die Namaeqvas besucht der Vf. auf einer anderen Reise, und findet sie so schwach, daß auch dieser Stamm, der noch in den Grenzen der Kolonie lebt, mit der Zeit gänzlich verschwinden wird. Überhaupt beschreibt er das Betragen der holländischen Pächter gegen die Eingebornen als grausam und unmenschlich, ihren allgemeinen Charakter aber als träge, im höchsten Grade eigennützig, unvernünftig und grausam gegen ihre Thiere. Der holländischen Regierung legt er kurzfristige Politik, kleinlichen Geiz und Unverstand in der Behandlung der Kolonie zur Last. In allen diesen Vorwürfen stimmt ihm Percival vollkommen bey.

Der Übersetzer, der sich als einen sachkundigen, kenntnißreichen Mann zeigt, hat dieses Werk mit Anmerkungen vermehrt, die zum Theil sehr interessant und nützlich sind. Hin und wieder vergleicht er des Vf. Nachrichten mit denen, welche andere Reisende über den nämlichen Gegenstand geliefert haben; manches wird erläutert; für Thiere und Pflanzen giebt er gelegentlich andere Benennungen aus bewährten Autoritäten. Auch hat er das Werk sehr brauchbar durch ein deutsches Wort- und Sach-Register gemacht. Daß er nicht bisweilen auch einen Mißgriff gethan haben sollte, läßt sich kaum erwarten. So tadelt der Vf. das Gesetz, nach welchem alle holländische Pächter, die sich verheirathen wollen, mit ihrer Braut in der Kapstadt erscheinen müssen, und setzt hinzu: „Ob gleich selbst in (aus) England manchmal eine kleine Reise nach Schottland gemacht wird, so würde man doch ein Gesetz für crückend halten, das — — — von Landsend nach London zu reisen nöthigte etc.“ — Der Vf. nennt Landsend (in Cornwall), weil es in England der von London ferneste Fleck ist. Der Übersetzer sucht diesen Ort fälschlich in Schottland. Der schottische Ort, wo solche Ehen geschlossen werden, heißt *Gretna green*. Auch gibt sich kein schottischer Geistlicher damit ab, wie in der Anmerkung steht; es war ursprünglich ein Hufschmid, der dieses Handwerk trieb. Nachher übernahm es ein Lichtkrämer, und, da es einträglich ist, noch ein anderer Mensch dieser Art. — Hin und wieder ist die Sprache etwas vernachlässigt, und manchmal ein wenig zu gemein. Dahin gehören Redensarten wie S. 106: *Keinen Dünger schafft man nicht aufs Feld.* S. 148. *„Da keiner meiner Hottentotten nicht im geringsten etc.“* — *Des Morgens, wo er aufsteht, des Abends, wenn er zu Bette geht.* S. 219. *„Die in Bummeln herabhangen etc.“* — Warum schreibt er durchaus Herrenbürer, statt Herrenhuter? — *Sehr vortreflich* hat wenigstens den Sprachgebrauch nicht für sich. S. 288 die sehr vortreflich schmecken. S. 455 *„Sehr vortrefliche Meyereyen“* und an anderen Orten mehr. *Cockchasers*, ein Wort, das unübersetzt geblieben ist, (warum findet sich wohl dieses Wort nicht in 9 bis 10 engl. deutschen Wörterbüchern, die unter die besten gehören?) sind Mayenkäfer, *Scarabeus Melolontha*. Poßh.

LEIPZIG, b. Rein: *Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung.* Von R. Percival. Aus dem Englischen übersetzt. 1805. 326 und XVI S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Werk ist weit weniger interessant und wichtig, als das vorhergehende, und doch kann es neben jenem bestehen. Zwar findet man eine Menge Gegenstände verhandelt, die in beiden Werken die nämlichen sind: und beide Vf. stimmen dann mehrtheils mit einander überein, so daß immer einer das Gesagte des anderen bestätigt, ohne daß man sagen könne, einer habe den anderen ausgeschrieben. Es findet sich aber auch wieder ein charakteristischer Unterschied zwischen beiden Werken. Percival befaßt sich auf dem Vorgebirge vor und nach der Periode, in welcher Barrow schrieb. Er war da schon zur Zeit der Einnahme durch die Engländer, und berichtet darüber mehrere Thatfachen, die zu ihrer Zeit anders erzählt wurden. So wollten z. E. viele behaupten, daß das Kap durch Verrätherey an die Engländer gekommen wäre, und man legte der holländischen Flotte vieles zur Last, welche in Saldanhabay von den Engländern genommen wurde. Percival hingegen behauptet, daß diese Flotte schon in Europa in einem elenden Zustande war, so sehr, daß der Admiral Lucas nicht absegeln wollte, und nur durch einen strengen Befehl dazu gezwungen ward; daß die Mannschaft in Aufruhr war, und daß die Engländer, als sie die Flotte nahmen, vielen holländischen Officiers das Leben retteten, welche ihre Matrosen ermorden wollten; daß endlich der holländische Admiral Miene machte, seine Schiffe auf den Strand zu treiben, daß ihm aber der Engländer Craig vom Lande her sagen liefs, er würde in diesem Falle alle Holländer über die Klinge springen lassen. Das aber räumt Percival ein, daß die holländischen Landtruppen sich mit grosser Feigheit betrogen. — Nachrichten dieser Art findet man in Barrow weniger. Auch verbreitet sich P. weitläufiger über den Charakter und die Lebensart der Bewohner der Kapstadt und über einige andere Gegenstände, welche Barrow nur berührt. Dafür aber giebt uns der letztere einige genauere Data über Umfang und Bevölkerung der Kolonie und eine umständliche Beschreibung seiner Reisen, die in verschiedenen Richtungen bis an die äußersten Grenzen der Kolonie gingen. Der eine liefert seine Beobachtungen mehr als Liebhaber und Privatmann, der andere mit der Kürze und Genauigkeit eines officiellen Mannes. B. bestimmt den Umfang der Kolonie, wie wir dem Leser ihn vorgelegt haben; P. sagt, der Umfang ließe sich nicht genau bestimmen, doch schätze er ihn über 500 Meilen lang und 250 breit. P. sagt, der Tafelberg soll 4000 Schuh über der Meeresfläche seyn; B. gibt ihn, nach Bridgés Messung, zu 3682 engl. Schuh über der Tafelbay an. — Über den Constantia - Wein gibt P. sehr umständliche Nachrichten. Die gewöhnliche jährliche Lese soll nicht mehr als 75 Lager bringen, jedes von ungefähr 150 engl. Gallonen. (Das engl. Gallon hält

hält 4 Quart- oder Kannen.) Am Orte selbst kostet die Flasche 2 Rthlr. und man hat viele Mühe, diesen Wein zu bekommen. Der gewöhnliche Wein, den man in der Gegend der Kapstadt erbaht, ist schlecht und leicht. — In der ganzen Kolonie ist nur eine einzige Druckerey, die Karten und das Papier zu drucken, das sie zu ihrem Papiergelde, oder zu ihren Reichthalern brauchen, welche die einzige gangbare Münze bey ihnen sind. (Dieses litt aber nach der Besitznahme der Engländer einige Abänderung.)

Der Übersetzung schält es hin und wieder an Leichtigkeit und an einem angenehmen Flusse der Sprache. Rec. kann nicht sagen, wie weit dieses die Schuld des Vf. ist, welchen Hr. Seume, der sich am Ende der Vorrede als Übersetzer nennt, anklagt, daß seine Sprache nicht die beste sey. S. 268 liest man: „Ein Leichenfest gleicht hier einer Kirmis in Irland.“ — Hier ist ein Irrthum. Das Wort des Originals ist vermuthlich *wake*, und dieses bedeutet in England allerdings ungefähr das, was wir eine Kirchmesse oder Kirmis nennen. Ganz etwas anders aber ist *an Irish wake*. Es ist eine Versammlung von Leidtragenden, worunter sich besonders angeklagte Klageweiber (*mulieres praeficae*) befinden. Man bleibt die ganze Nacht bey dem Leichname sitzen, und betrinkt sich in *whisky*. Dazwischen aber werden Lobreden auf und Anreden an den Todten gehalten; man fragt ihn, warum er die Welt verließ? ob es ihm nicht wohl ging, ob er mit seiner Frau, seinen Kindern nicht zufrieden war? Und da er denn nicht antwortet, so heulen die Klageweiber laut und gräulich. Und so geht es fort, bis der Todte begraben ist.

In der merkwürdigen Vorrede fällt Hr. Seume ein allgemeines Urtheil über das von ihm übersetzte Werk, und ergreift diese Gelegenheit, sich gegen einige französische Journalisten zu vertheidigen, die ihm über eine, oder einige seiner Schriften und ihre Tendenz ungerechte Vorwürfe gemacht hatten.

Posth.

NÜRNBERG, b. Grätzsauer: *Geographisch-historisch-statistisches Zeitungs-Lexikon*, von Wolfgang Güter. Neu bearbeitet von Konrad Mannert, Prof. der Gesch. und Geographie zu Altorf (nunmehr zu Würzburg). 1805. Erster Theil A — H. 952 S. med. 8. nebst 6 S. Vorrede und 10 S. Berichtigungen (3 Rthlr. 12 gr.).

Der um die alte Geographie so verdiente Herausgeber hat sich durch diese neue Bearbeitung des Güter'schen Werks den Dank aller derer erworben, welche im Stande sind, die vielfachen Schwierigkeiten zu übersehen, die mit Arbeiten dieser Art unzertrennlich verknüpft sind. Man sagt nicht zu viel, daß dieses schon in seiner ersten Gestalt mit Beyfalle aufgenommene Lexikon, jetzt durch seinen Herausgeber ganz umgeschaffen erscheint. Überall blickt der beharrliche Fleiß, mit kritischer Auswahl die vielen neuen Hülfsmittel zu benutzen, hervor, obgleich nicht

leicht ein mit mehreren Schwierigkeiten verbundener Zeitpunkt für eine solche Arbeit eintreten konnte, als der gegenwärtige. Man werfe, um sich davon zu überzeugen, auf Frankreich, Deutschland und Italien einige Blicke, und überdenke es, wie manches größere oder kleinere Land andere Regenten, veränderte politische Verfassung; andere Grenzen etc. erhalten hat; mit gewis großer Befriedigung wird man dieses Lexikon gebrauchen, und sich dadurch angenehm überrascht fühlen, hier die neuen Veränderungen aufs sorgfältigste angemerkt zu finden.

Den Besitzern, dem Herausgeber so wie dem Verleger dieser neuen Ausgabe muß es sehr angenehm seyn, daß das Versprechen, dieses Buch im J. 1804 vollständig zu liefern, unerfüllt geblieben ist. Wie viele Lücken wären dadurch entstanden, und wie vieles hätte durch Zusätze, die ohnehin bey Wörterbüchern dieser Art leider unvermeidlich sind, berichtigt werden müssen! Sehr zweckmäßig bemerkt der Herausgeber, daß ein Werk, wie das gegenwärtige, dem Kenner und Liebhaber nur als ein Repertorium dienen müsse, um schnell einige Hauptnotizen zu erlangen. Wahrheit und Kürze sind dabey die nöthigsten Erfordernisse, und eine der schwierigsten Aufgaben dabey ist diese, das Entbehrliche von dem Nothwendigen abzusondern, und sich nicht durch Streben nach Vollständigkeit in ein unübersehbares Chaos zu verwickeln. Daß bey dem ins Unendliche ausgedehnten Felde eines allgemeinen geographischen Werkes immer Mängel und Unrichtigkeiten statt finden werden, ist einleuchtend, und es würde von Seiten der Kritik unverzeihlich seyn, wenn sie Forderungen machte, die unmöglich zu erfüllen sind. So bald ein Schriftsteller keinen Mangel an den nothwendigen Quellen leidet; wenn er die besseren mit Auswahl benutzt und prüft; durch Vergleichen sich der Wahrheit nähert, und sich dann noch Mängel und Unrichtigkeiten einschleichen: so darf nicht Tadel, sondern bescheidene Belehrung statt finden, und gewis stimmt jeder Billigdenkende mit Hn. Mannert darin vollkommen überein, daß der menschliche Geist, bey der Menge von Nachrichten, beynahe unterliegen müsse. So lange noch die einzelnen Landesbeschreibungen mangelhaft und unzuverlässig bleiben, und bey vielen, vorzüglich in allen, welche Oesterreich betreffen, noch überall Dürftigkeit hervorblickt: so lange werden auch alle allgemeine Geographien zahlreiche, aber unvermeidliche, Irrthümer enthalten. Rec. billigt das Verfahren des Herausgebers vollkommen, daß er sich nicht bestrebt, die Zahl der Artikel durch die Aufnahme kleiner Dörfer, Weiler etc. zu vervielfältigen.

Wahrscheinlich kann das ganze Werk in drey oder höchstens vier, dem ersten gleich starken Bänden geendigt werden, und das große Publikum wird durch die verdienstliche Sorgfalt, welche Hr. M. dabey angewendet, in dem Besitze eines ersten und unentbehrlichen Rathgebers seyn, dem es gern einen

H. I.

KLEI-

## KLEINE SCHRIFTEN.

**ERDBESCHREIBUNG.** Bückeburg, b. dem Herausg., und Hannover: b. Hahn: *Malerische Reise durch Westphalen.* Herausgegeben von W. Strack. I. Heft, 36 S. II. 40 S. in 4. Eine wahre und treue Darstellung der interessantesten Naturmerkwürdigkeiten in Westphalen, Abbildungen ehrwürdiger Denkmäler der Vorzeit, grosser und schöner Ansichten u. s. w. mit kurzen topographischen und historischen Nachrichten und Beobachtungen zu liefern, und dadurch den Einwohner Westphalens auf die Schönheiten und Denkwürdigkeiten seines Vaterlands aufmerksam, und den auswärtigen Liebhaber der grossen Natur und Freund der Geschichte damit bekannt zu machen — dieses ist der Hauptzweck gegenwärtiger Reise. Hr. S., der eigentlich die Darstellung der schönsten Ansichten Westphalens liefert, mache an die merkwürdigsten und interessantesten Orte, in Gesellschaft mehrerer Freunde des Schönen, und guten Geschmacks, kleine Reisen. Die Beschreibung der Ansichten und Gegenden ist malerisch, und läßt beynahe von der Natur mehr erwarten, als das verlangende Auge auf der treuen Abbildung findet. Im I. Hefte sind die Ruinen des Ravensbergs; die Externsteine am Theudoburger Walde; der Wasserfall bey Langenfeld in der Grafschaft Schauenburg, vorgestellt. Im zweyten scheint die Vorstellung des Schlosses und Klosters Iburg weniger reizend. Angenehmere Gegenstände liefern die Ruinen von Tecklenburg auf der zweyten Platte, und wahrhaft malerisch ist die Gegend von Vlotho an der Weser, in der Grafschaft Ravensberg, auf der dritten Platte. Die Herausgabe dieses Werks ist mit vielem Fleisse besorgt, und verdient die wärmste Unterstützung, obgleich die Ansichten in Westphalen nicht zu den schönsten in Deutschland gehören, und mit denen des Rheins z. B. gar nicht in Vergleich zu stellen sind.

Bh.

**CHEMIE.** Nürnberg, in der Steinischen Buchhandl.: *Praktischer Unterricht zur Seidenfärberey.* Herausgegeben von Joseph Moellenhauer, praktischem Färber in Fuld. 1804. 143 S. 8. (10 gr.). Eine bloße Buchhändler-Speculation; denn was man unter diesem Aushängeschilder findet, ist nichts als ein wörtlicher Abdruck der jedem praktischen Färber längst bekannten Anweisung zur Seidenfärberey aus Hellots Färbekunst, wovon die dritte Auflage 1790 im Richterischen Verlage zu Altenburg erschienen ist. Es ist bloß ein Anhang hinzugekommen, welcher aber sehr entbehrliche Bemerkungen über die Seide, Unterschied zwischen Vitriolöl und Vitriolgeist, Beizmittel und Mittelsalz (Zinnlösung, Salmiakgeist mit Kalk, feuerbeständiges Laugenfalz, fixes Vitriolfalz, Eisenbrühe und Tinctur aus Galläpfeln, finden sich unter dieser Rubrik), enthält. Auf die Entbehrlichkeit und völlige Unbrauchbarkeit dieser Bemerkungen für den praktischen Färber, wollen wir noch durch einige Beispiele hindrücken: S. 123 finden wir, daß das Vitriolöl aus Schwefelkies, Alaunkies und unausgelaugtem Schiefer bereitet werde. Doch wird kurz darauf zur Bereitung dieser sauren Flüssigkeit der Kupfervitriol empfohlen, und zwar ein solcher, der durch mehrmaliges Auflösen und Krystallisiren gereinigt worden: Unter Mittelsalzen werden nach S. 134 alle Materialien verstanden, welche aus einer Mischung von Säuren- und Laugenfalzen entstanden, und wegen ihres bittern und zusammenziehenden Geschmacks weder zu den reinen Säuren noch Laugenfalzen gerechnet werden. Zum Ausziehen der Galläpfel, um die Gallustinctur zu erhalten, wird Wein empfohlen.

y ty.

**VERMISCHTE SCHRIFTEN.** Erfurt, b. Knick: *Wie ist dem Laster der Klatscherey und Verläumdungssucht, vorzüglich unter den Frauenzimmern, am leichtesten und zweckmässigsten abzuhelfen?* Ein Buch für alle, denen es um moralische Cultur des Menschengeschlechts zu thun ist. 1805. 60 S. in 8. (6 gr.). Daß dieses Buch für alle die, denen der Vf. es dem Titel nach bestimmt, etwas Neues und Gutes enthalte, können wir nicht einräumen. Philosophen, welche die natürlichen Neigungen der Menschen und die Mittel sie zu lenken und (so weit es

möglich) abzuändern gründlich kennen, werden darin nicht viel Brauchbares finden. Schon der schwankende Titel wird manchem ein ungünstiges Vorurtheil beybringen: und wenn er sieht, daß die so wesentlich verschiedenen Begriffe der *Klatscherey* und der *Verläumdungssucht* in dem Buche meistens mit einander verwechselt werden, so wird er es gleichgültig bey Seite legen. Der Vf. spricht bescheiden, besonders in der Vorrede. Er meint es sehr gut. Aber seine Schilderungen scheinen von einigen wenigen Menschen in einer sehr kleinen Stadt abgezogen zu haben. Denn allgemein zu urtheilen, sind doch die Bürgerinnen in deutschen Städten seit langer Zeit durch Bücherlesen, durch Umgang und überhaupt durch den Geist der Zeiten so gebildet, daß sie sich nicht zum Geschäft machen, gegen ihre Nachbarinnen und sonst mit ihnen verbundene Frauen zu schmähen. Diese Unsitte ist zu sehr verrufen, als daß sie nicht, selbst aus Eitelkeit, um nicht zu der niedrigsten Klasse von Menschen gezählt zu werden, sich derselben enthalten sollten. Der Gang der Untersuchung ist folgender. Zuerst zeigt der Vf., *woher der Hang zum Klatschen, vorzüglich bey Damen, komme.* Er findet davon 4 allgemeine Quellen: 1) *jeder-mal Mangel an moralischer Bildung;* 2) *Mangel an praktischer Lebensweisheit;* 3) *Mangel an Stoff zur gebildeten Unterhaltung;* 4) *Bewußtseyn eigener Schwächen, und daher Eigenliebe und Sucht, sich über andere zu erheben, sie zu verdunkeln.* Diese Quellen fliessen sehr durch einander, besonders die ersten drey. Bey der vierten heisst es: „und daher Eigenliebe.“ Entspringt denn die Eigenliebe aus solchem Bewußtseyn? Richtiger wäre der Satz: wenn das Wort *daher* vor dem Wort *Sucht* stünde. Hierauf werden die Ursachen angegeben, *warum die Frauen mehr, als die Männer, die kleinen Städte mehr, als die grossen, von der Sucht zu klatschen angesteckt sind.* Da kommt manches Gute vor. Die Hauptursachen findet er 1) in der *Beschränktheit kleiner Städte und Gesellschaften;* 2) in der *Bildung und Beschränktheit des weiblichen Geschlechts.* Darüber verbreitet er sich mit Mehrerem. Dann giebt er (Kap. 5 u. f.) die Mittel gegen das Unwesen der Klatscherey an. *Die Männer sollen 1) sich selbst mehr ausbilden, um an der Besserung ihrer Weiber mehr arbeiten zu können;* 2) *ihre Weiber durch Belehrung und geistige Unterhaltung aufzuklären;* 3) *die Erziehung der Töchter früh anfangen und so spät als möglich endigen.* Die drey Mittel giebt er nicht genau mit diesen Worten an; aber das ist im Kurzen sein Sinn. Indem er dieses weitläufiger entwickelt, thut er den sonderbaren Vorschlag, daß die Mädchen bis zu ihrer Verheirathung in beständiger Aufsicht gehalten werden sollen, etwa bey dem Pfarrer oder dessen Frau. Sie sollen weisse Kleider tragen, in einem blau ausgemalten Zimmer wohnen, eine Bibliothek zur Benutzung haben, u. s. w. Durch solche Vorkehrungen würde, seiner Meinung nach, die künftige Generation vor dem Laster „der Klatscherey“ bewahrt. Aber dann folgen auch von S. 44 an Mittel, die gegenwärtige Generation davon zu befreien. Da wird hauptsächlich auf die Errichtung einer Gesellschaft angetragen, die sich im Winter täglich von Nachm. 4 Uhr an, im Sommer aber wöchentlich 3 mal etwa versammle. In diese sollen auch, aus fünf Ursachen, Fremde, z. B. reisende Handelsdiener —, Zutritt haben. Man soll sich da auf dem Fortepiano, der Guitarre hören, physikalische Experimente und Kartenkünste sehen lassen. Es gehört besonders von da an Geduld dazu, den Autor schwatzen zu hören. Kurz, Gesellschaften, die vorläufig der Luxus auch in kleineren Städten zu anderen Zwecken errichtet hat, sollen da von den Weibern und Töchtern der Bürger Sommer und Winter besucht werden, damit — keine „Klatschen“ aus ihnen werden. Am Ende soll sogar die Obrigkeit mit Geldbusse und Arrest zu Hülfe kommen. — Es zeigt sich also da und dort in widersprechenden und höchst auffallenden Äußerungen Mangel an Weltkenntnis und gereifter Überlegung. Die zum Theil fehlerhafte und niedrige Sprache ließe sich schon entschuldigen, wenn man durch das Wesentliche schädlos gehalten würde.

Albur.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 30 O C T O B E R, 1805.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT U. HEIDELBERG, b. Mohr: *Studien*. Herausgegeben von Karl Daub und Friedrich Creuzer, Professoren in Heidelberg. Erster Band. 1805. XVI u. 462 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Die periodischen-Schriften, die nicht einer bestimmten Wissenschaft oder Disciplin ausschliessend gewidmet sind, haben im Allgemeinen ihren Zweck früh verkannt; den heiligen Ernst, womit die Wissenschaften erfasst seyn wollen, haben sie bald verlernt. Fast scheint man jetzt unter ihnen nur solche zu verstehen, von welchen jede Lieferung, wenn sie sich an dem bestimmten Tage, wie eine Seifenblase, gezeigt, die Pflicht auf sich hat, sogleich in die Vergessenheit zurückzukehren, damit die nächste sich als neu anbieten dürfe und als solche empfangen werde. In einem Zeitalter, worin so viele die Kürze des Lebens zu lang finden, und, gedrückt vom Augenblick, froh sind über jeden, den sie hinter sich haben, und bange vor dem kommenden, sollte man, wenn die Zeitungschreiber in ihrer Sphäre blieben und nichts suchten, als ihre Leser um den grossen, allgemeinen Schatz des Lebens, die Zeit, zu betrügen, diesem Unwesen ruhig zusehen: denn Keiner ist des Schatzes werth, der ihn nicht zu gebrauchen versteht. Aber, dass dazu das Ehrwürdigste der Menschheit entweiht wird; dass hohle Schwätzer die Höhen der Wissenschaften, die mit kräftigem Ernst erstiegen seyn wollen, zu verflachen suchen; dass man sich der werdenden Generation nicht erbarmt, und der jungen Seelen unentwickelte Kraft lähmt: das ist schmachvoll und empörend!

Unter solchen Umständen ist es erfreulich, ein Werk beginnen zu sehen, welches, unter dem bescheidenen Titel: *Studien*, eine Art periodischer Schrift bildend, durch die Idee, die ihm zum Grunde liegt, und durch seinen ehrenwerthen Eintritt in die Welt, sich vortheilhaft auszuzeichnen verspricht. Es wird durch eine Gesellschaft von Männern verfasst, die, ergriffen, wie sie in der Zueignung an ihren Landesherrn sagen, „von dem Höchsten, wonach der Mensch streben soll, Weisheit des Geistes und Lebens, und durchdrungen von der Idee, die im Alten und Neuen nur das Gute und Wahre sucht, anerkennt und in Ausübung bringt,“ grössten Theils als Lehrer an der Universität Heidelberg stehen, welcher Deutschland, vergangener Zeiten eingedenk, so vieles verdankt. „Sie vereinigen sich vor einiger

J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

Zeit in dem Wunsche, manchen ihrer Ideen, die der Aufbewahrung und Verbreitung werth schienen, durch einen bleibenden Vereinigungspunkt diese Ausbreitung und Dauer zu verleihen, und besonders auch manches Alte, das erneuert zu werden würdig wäre, einer unverdienten Vergessenheit zu entreissen. Die hier erscheinende Sammlung bildet diesen Mittelpunkt. — Sie wünschen vorzüglich auf jüngere Leser rechnen zu können, die, nicht unbekannt mit dem Ernste des Denkens, das ernstlich Dargebotene ohne Vorurtheil aufnehmen, und den Sinn für eine Poesie, die das Ewige in der Idee zu symbolisiren vermag, nicht für unvereinbar halten mit den würdigsten Bestrebungen in der Wissenschaft. Jugendlich wünschen die Mitarbeiter auch selbst zu erscheinen, d. h. sie wünschen nicht zu denen gezählt zu werden, die das, was Aufgabe des ganzen Lebens ist, auf einem Punkt des Lebens abschliessend, mit ihrem eigenen Bildungswerke fertig zu seyn wähnen. Vielmehr soll diese freye Vereinigung ein neues Mittel zu gegenseitiger Ausbildung werden. Daher machte keine der hier niedergelegten Arbeiten auf Vollendung Anspruch; — daher der Titel *Studien*. Die Flüchtigkeit der Absicht, und, soviel an ihnen liegt, auch das Schicksal gewöhnlicher Journale suchten sie auch durch die äussere Form zu entfernen. An keine bestimmten Zeitperioden gebunden, soll jedesmal ein Band von etwa einem Alphabet erscheinen, der für sich ein geschlossenes Ganzes darstellt. (Das soll wohl nichts mehr heissen als: es soll kein Aufsatz abgebrochen werden.)

Den hier ausgesprochenen Charakter trägt dieser Band in aller Absicht: Geist, Ernst, Würde, Kraft; aber er ist nicht ohne Fehl: wenigstens kann Rec. nicht überall mit den Darstellungen übereinstimmen. So sehr er daher von der einen Seite wünscht und hofft, dass das Publicum ein Unternehmen begünstigen möge, von welchem soviel Vortreffliches zu erwarten ist: so sehr bittet er von der anderen die Herausgeber, „sich ja nie von einem anderen Gedanken leiten zu lassen, ausser dem des heiligen Zwecks aller Lehre und Wissenschaft;“ streng gegen sich zu seyn und alle ihre Mitarbeiter, und nicht aus Vorliebe für Schulen und Formen jenen Zweck zu vergessen. Rec. ehrt und schätzt das Symbolisiren, aber er ehrt noch höher die göttliche Klarheit des Gedankens; auch hat das Höchste kein Bild. Wenn man nicht symbolisiren kann, ohne im Besitz der Wahrheit in reiner Einsicht zu seyn (denn nur dadurch unterscheidet sich das Symbolisiren des Philosophen

Cc

von

von dem Bildermachen des Schwärmers): warum soll sie nicht gezeigt werden in reiner Klarheit? Wir gehören nicht zu denen, „welche, wie Hr. C. sagt, Symbole und Allegorien als bloße Naturform eines roheren Geschlechts, die wir höchstens historisch zu beschreiben, und psychologisch zu erklären hätten, verachten,“ aber „die Nothwendigkeit derselben“ (S. 19. 20) sehen wir nicht ein. Eben so wenig glauben wir, daß der Verfall der Darstellung seinen Grund in dem Bestreben der Philosophen gehabt habe, das Höchste *direct* auszusprechen (S. 22). Läßt sich denn das Höchste, wenn es sich aussprechen läßt, anders aussprechen als *direct*? Auch zweifelt Rec., „daß die technischen Formen eine nun einmal nothwendig gewordene Hülle seyen, von welcher die wissenschaftliche Idee der Gründlichkeit unbeschadet nur selten entkleidet werden könne“ (S. XII); vielmehr ist er überzeugt, daß die gänzliche Unabhängigkeit von aller Form, d. h. das Vermögen, der Idee eine unendlich verschiedene Form, soweit es die Gesetze der Sprache erlauben, zu geben, das sicherste Kriterium sey, daß man sie mit Gewisheit erfasset und völlig durchdrungen habe.

Den Anfang dieser Sammlung macht eine Rede von Hn. C., in welcher er das *Studium der Alten als Vorbereitung zur Philosophie* darstellt; eine Rede, die sich sowohl durch die Art des Vortrags, als des Gegenstandes vorzüglich empfiehlt. Nicht den, oft geretteten, relativen Werth der Alterthumskunde, sondern den, der nicht bedingt ist durch einzelne Zwecke, vielmehr dem Leben selbst erst eine würdige Bedeutung giebt, sucht der Vf. darzulegen. Schon der Inhalt der Schriften des Alterthums — das Privatleben, der Charakter des Geschehenen, die Institute, zeigen ein Streben nach dem Bleibenden: Gesetzgebung, Erziehung, das Leben fürs Vaterland beweisen, wie sehr über dem Gemeinamen das Individuum vergessen wurde! — müsse dem Geist eine bedingt-ideale Richtung geben. Noch mehr aber müsse die Form, deren Gesetz die ewige Idee der Schönheit selber sey, aufgefaßt in ein reines Gemüth, fähig machen, zum Unendlichen und Nothwendigen hinaufzusteigen. — Aber das Studium der Alten müsse nicht einseitig betrieben, sondern im Mittelpunkt aufgefaßt werden. Daß zuerst, wie des Alterthums Schriften wieder versucht wurden, der unbestimmte Trieb der Nachahmung erwacht sey („es ward lebendig die Idee von der Würde des Lebens unter den gebildeten Alten; man ward gerührt von der Größe ihres Denkens und Redens. Jene Vollendung des Lebens, der Gedanken, der Dichtung, der Rede sollte zurückgeführt werden“); daß darauf der vermehrte Reichthum das Princip der Polyhistorie, welche zuerst freywillige Richtung des Geistes, dann slavische Sitte wurde, nothwendig gemacht habe („es ward Triumph des Alterthumsforschers, in einer unendlichen Fülle zusammengetragenen Vorraths zu schmelzen. In diesem Reichthum und in einer oft werthlosen Seltenheit gewonnener Notizen beschauete sich selbstgefällig der müß-

selig dienende Geist“); daß endlich der kritische Geist herrschend geworden, welcher, wo er *bestimmend* ist, einseitig wird („der heilige Boden des Alterthums wird auf diese Weise ein Schau- und Kampfplatz für eine streifüchtige und scharfsurtheilende Dialektik, wodurch die Unschuld rein-menschlicher Bewunderung verloren, und der Ernst wahrer Andacht, ohne den man sich ihm nie nahen sollte, unvermeidlich gekört wird“); dies wird alsdann gezeigt; und, daß jede dieser Weisen einseitig sey. Aber sollte der Mittelpunkt in unseren Tagen dadurch gewonnen seyn, daß das Antike als ein Ganzes in der Idee aufgedeckt, im Gegensatz gegen das Romantische erforcht, und die Gesetze seiner Bildung daraus abgeleitet sind? Ist das geschehen? Es wäre schön; aber von wem und wo? Wohl bildet die alte Zeit und die neue einen Gegensatz; aber sind die Werke des Genius nur Producte der Zeit? Wenn man das Antike dem Romantischen entgegen setzen will, so ist das allerdings erlaubt; aber dann dürfte man das Antike so wenig vor einem bestimmten Punkt in der Linie der Zeit zu suchen haben, als das Romantische hinter ihm. Solche Abschnitte giebt es nicht; und wenn auch nur Eine Sonne den Tag bringt, so haben doch nicht alle Völker zugleich Mittag. Hat denn nur Ein Volk, oder zwey, das Recht — antik zu seyn? Und wenn wir die Gesetze der Bildung des Antiken haben: sollten wir es nicht von Netein darstellen können? — Was über noch herrschende Emsigkeit, über der Deutschen Verdienst in Rücksicht auf die Alterthumskunde, über das Verschwinden des Fleißes bey den Jüngeren, und über die Seichtigkeit, welche Raisonirucht und vornehmen Ton erzeugt, gesagt wird, ist vorzüglich. Besonders mache das Studium der Alten fähig zum Philosophiren. „Philosophie aber sey die Wissenschaft der Bedingung aller übrigen Wissenschaften, die Wissenschaft des Absoluten.“ Sind das zwey Definitionen, oder nur eine? Wahrscheinlich nur Eine. Ist denn die Bedingung aller übrigen Wissenschaften und das Absolute einerley? Das Absolute wird freylich wohl auch die Bedingung „der übrigen Wissenschaften“ enthalten, und somit wird die Wissenschaft des Absoluten — das soll doch wohl heißen, das Wissen was das Absolute ist, und wie es da ist — die Bedingung derselben wissen müssen. Aber soll nicht die Philosophie Alles erklären? Giebt es denn nun nichts mehr als jene übrigen Wissenschaften? — Besonders sey das Studium der alten Philosophen vorbereitend für die Philosophie. Dies, die Ermahnung neuerer Philosophen zu diesem Studium, und der Umstand, daß Plato uns übersetzt mitgetheilt wird — haben den Vf. bewogen, durch Übersetzung eines Buchs der Enneaden des Plotinos an die neuplatonische Philosophie zu erinnern.

So schließt sich das zweyte Stück dieser Sammlung unmittelbar an das vorige an. Hr. C. hat das 8. Buch der 3 Enneade gewählt, und verdient für diese Wahl und Übersetzung unseren Dank um so wärmer, je mehr es nöthig war, den so vernach-



läßigten, und von der eingebildeten Unwissenheit, mit dem Namen eines sinnlosen Schwärmers gestempelten Plotinos wieder in Erinnerung zu bringen. Denn, wiewohl er, wie der Vf. mit Recht bemerkt, keinen Vergleich mit Platons göttlichem Geist aushält; und in Reinheit der Form seiner Darstellung weit hinter diesen zurückbleibt: so bezeichnet er doch immer eine bedeutende Stufe in dem Gange des philosophischen Geistes. — Hr. C. hat in dieser Übersetzung geleistet, was man bey so geringen Vorarbeiten und so wenigen Hülfsmitteln nur irgend erwarten möchte: philosophischer Geist und Gelehrsamkeit halten ihm glücklich manche Schwierigkeit überwinden. Denn bekanntlich giebt es nur Eine (sehr incorrecte) Ausgabe des griechischen Textes, die Perna in Basel 1580 mit der Ficinischen Übersetzung gedruckt hat. Hr. C. erhielt von Augsburg eine Handschrift desselben, die ihm, obgleich sie nicht alt ist, wesentliche Dienste geleistet hat. Er hat nach ihr mehrmals den Text verbessert, und seine Conjecturen durch sie bestätigt gefunden, wie die gelehrten Anmerkungen beweisen. Er bedauert; „weder *Villoisians Anecdota Graeca*, welcher die drey letzten Kapitel dieser Plotinischen Schrift aus einer venetianischen Handschrift habe abdrucken lassen, noch auch *Grimms* Abhandlung (*Commentatio, qua Plotini de rerum principio Enn. III. Lib. VIII. Cap. 8—10 illustravit.*) erhalten zu haben.“ Allein in beiden Werken, welche Rec. vor sich hat, sind jene drey Kapitel nicht befindlich. — Der Übersetzung selbst kann Rec. nicht Schritt vor Schritt folgen. Er glaubt dieß um so eher unterlassen zu dürfen, da, nach der Vorrede, diese Arbeiten nur Ausstellungen sind, die erst künftig, einem Ganzen einverleibt, ihre Bestimmung erhalten werden. Diese Äußerung läßt hoffen, daß Hr. C. hier nur eine Probe geliefert habe, und Willens sey, uns in der Zukunft mit Mehrerem zu beschenken. Ob es aber räthlich seyn würde, den ganzen Plotinos zu verdeutschen? Das ist eine Frage, deren Entscheidung dem eigenen Urtheile des Hn. C., der sich gewiss mehr mit dem Studium desselben als der Vf. dieser Anzeige beschäftigt hat, überlassen bleiben muß. Wir machen nur ein paar Bemerkungen. Die griechische Überschrift ist: *περὶ φύσεως καὶ θεωρίας καὶ τῶ ἐνός*. Hr. C. übersetzt: von der Natur, von der Betrachtung und von dem Einen. Sollte man nicht auch besser, wie im Griechischen, den Artikel nur einmal gebrauchen? *Über Natur, und Betrachtung und das Eine*. *Θεωρία* ist durch Betrachtung gegeben. Hr. C. hat dieß in einer langen Note, in welcher er den Sinn, den die Philosophen des Alterthums, besonders dieser neuplatonischen Periode, in die *θεωρία* hineinlegten, auseinanderzusetzen, zu rechtfertigen gesucht. Er habe das Wort *Betrachtung* dem *Schauen*, welches sonst vorzüglich geeignet wäre, einen solchen, der Reflexion entgegengesetzten Verkehr mit dem Idealen zu bezeichnen, besonders desswegen vorgezogen, weil der Nebenbegriff des Strebens und *Trachtens* mit dem Hauptbe-

griffe *θεωρία* verbunden sey. Gesetzt, dieß sey wahr: liegt denn dieser Nebenbegriff in dem Worte *Betrachtung*? Freylich, wenn man die Sylben urgirt. Aber welche Sylbe muß man denn in *θεωρία* urgiren, um diesen Nebenbegriff aufzufinden? Wir sollten denken, solche Nebenbegriffe müsse der Zusammenhang des Ganzen, nicht aber die Zusammenfassung des Worts ergeben. Daber hätte, nach unserer Meinung, mehr darauf gesehen werden sollen, ein Wort zu wählen, welches nicht nur in dem ganzen Buche für *θεωρία* hätte gebraucht werden können (was Hn. C. *Betrachtung* nicht kann), sondern welches auch Bildsamkeit genug hat, sich allen den Formen anzuschmiegen, in welchen bey Plotinos die *θεωρία* wieder erkannt wird; denn eine solche genaue Nachbildung der Worte scheint uns, bey einem solchen Philosophen, wesentlich. Nun wandelt Plotinos so viel zwischen den ähnlich lautenden Worten *θεα*, *θεαρία*, *θεωρημα*, *θεωρία* (um nur die Substantiven anzuführen) hin und her, daß man ihm schwerlich mit *Betrachtung* wird folgen können. Viel eher mit *Schauen*. Um dieß an einem Beyspiele zu zeigen, wählen wir den Anfang des dritten Kapitels: „Wollte nun Jemand sie (die Natur) fragen: aus welchem Grunde sie schaffe? Diesem möchte sie wohl, gesetzt sie würdige ihn, zu stillen sein Verlangen (— doch wohl zu geziert! im Texte steht: *εἰ τῷ ἐρωτῶντος ἐθέλοι ἐπαύειν καὶ λέγειν*, wenn sie seinen Wunsch beachten und reden wollte; aber Hr. C. hätte nur kühn *ἐρωτῶντος* lesen, und mit *Ficinus*: *si modo interrogantem audire velit*, übersetzen sollen —), auf folgende Weise antworten: Du solltest mich nicht fragen, sondern schweigend lernen, gleichwie auch ich schweige und nicht zu reden pflege. Was denn lernen? *ὅτι τὸ γενομένον ἐστὶ θεαμα ἐμὸν, αὐτοπηγῆς* (Hr. C. liest besser *αὐτοπηγῆσας*: im Vorigen steht *αὐτοπηγῆ*, vielleicht ist dieß das rechte Wort. Die nun im Text folgenden: *καὶ φύσει γενομένον θεωρημα*, hält Hr. C. für eine Randglosse) *καὶ μοι γενομένην* (mit Recht anstatt *γενομένην*) *ἐκ θεωρίας τῆς αὐτῆς, τὴν φύσιν ἔχειν φιλοθεάμονα ὑπάρχει. καὶ τὸ θεωρεῖν μὴ θεωρημα ποιεῖ, ὥσπερ οὐ θεωρεῖται θεωρεῖντες γραφῶσιν. ἀλλ' ἐμὴ μὴ γραφύσης, θεωρήσης δὲ, — ὥσπερ ἐκπικτάσας* (bey Hn. C.) „daß was gezeuget worden, mein Schauspiel ist, während ich schweige, und daß es mir, die ich gezeugt bin aus einer solchen Betrachtung wohl zukommt, zu besitzen eine schauluflige Gemüthsart. Und mein Betrachtendes bringt hervor ein Eyzeugniss der Betrachtung, gleichwie die Geometer betrachtend Figuren zeichnen. Mir jedoch entstehen, nicht als einer zeichnenden, sondern als einer betrachtenden, die Linien der Körper, wie (von sich selber) entfallend.“ — Dem Rec. genügt diese Stelle, wie mehrere, nicht. Er glaubt, daß die Wörter *Schauen*, *Anschauen*, *Hinschauen* sich besser anwenden ließen, und will mit ihnen eine Übersetzung des Satzes versuchen, die Hn. C. vielleicht Veranlassung werden könne; ihn und sich selbst zu verbessern. „Daß das Gewordene mein Schauen, im

im Schweigen, ist, und daß mir, aus einer solchen Schauung erzeugt, wohl zu kommt, einen schaulustigen Sinn zu haben. Denn mein Hinschauen schafft ein Hingefchautes, wie die Geometer, (hinschauend) (— sollte dieses *θεωρῶντες* wohl richtig seyn? Der folgende Gegensatz scheint es nicht zu erlauben), Figuren hinbilden; mir aber entstehen, indem ich nicht hinbilde, sondern hinschaue, die Umrisse der Körper, wie hervorgesprungen.“

Mehrere Bemerkungen muß Rec. unterdrücken. Nur im Allgemeinen will er Hn. C. noch bitten, daß er doch den würdigen Eindruck seiner Rede nicht durch das so oft wiederholte Voraufsetzen des Verbuns, wobey es auf einen gewissen Rhythmus abgesehen zu seyn scheint, schwächen und seiner Sprache etwas Gezwungenes geben möge.

Der andere Herausgeber, Hr. Daub, hat den folgenden Aufsatz geliefert: *Orthodoxie und Heterodoxie. Ein Beytrag zur Lehre von den symbolischen Büchern.* — Dieser Aufsatz soll, wie eine kleine Nachschrift ausdrücklich erklärt, ein Versuch seyn, die christliche Orthodoxie in ihrem Princip darzustellen. Hr. D. meint, ein solcher Versuch müsse, wenn er nur einigermaßen gelungen, *allen Parteyen* in der christlichen Kirche, und *allen parteystichtigen Individuen* in eben derselben durchaus missfallen; der gegenwärtige würde von Glück zu sagen haben, wenn ihm ein *solches* Mißfallen zu Theil würde (S. 172). Das Princip dieser Orthodoxie ist die Ansicht des Christenthums als einer *Nationalreligion*. Diese Ansicht scheint uns aus dem Bestreben entstanden, durch Aufstellung der Idee einer deutschen Kirche, zu welcher sowohl Protestantismus als Katholicismus wesentlich gehörten, auch einen neuen Begriff von deutsch-christlicher Orthodoxie geltend zu machen, nach welchem jeder deutsche Orthodoxe gerade die Zweyheit der Kirche, als welche Einheit wäre, wünschen müßte, um auf diese Weise die Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande zu erwecken und neu zu beleben. Aber so lobenswürdig wir dieses Bestreben, gegen welches Hr. D. (S. 173) sogar zu protestiren scheint, auch finden: so können wir doch der Ansicht unmöglich beystimmen; und nehmen, ungeachtet jener vorbauenden Mahnung, selbst auf die Gefahr, von Hn. D. in die Kategorie parteystichtiger Individuen gesetzt zu werden, keinen Anstand zu erklären, daß uns der Aufsatz nicht gefällt. Geist, Scharfsinn, und manche gute Bemerkung verkennen wir nicht; aber Simplicität der Darstellung, Klarheit der Gedanken, Bestimmtheit des Ausdrucks, Consequenz und Einheit scheinen uns zu fehlen. Der Raum erlaubt nicht, unser Urtheil zu begründen, aber rechtfertigen müssen wir es.

Hr. D. geht aus von der Ob- und Subjectivität der Religion, welcher er, zum Unterschiede vom Aberglauben und Unglauben, das Anerkennen eines Über sinnlichen beylegt, und versteht unter jener die Öffentlichkeit, das allgemeine, öffentliche Anerkennen derselben als Eigenthum, als das gemeinschaftliche höchste Gut eines Volks (jedes muß eine Religion haben); unter dieser aber, eine Eigenschaft des einzelnen Menschen. Zuförderst fragt sich: ist

dieser Unterschied zwischen ob- und subjectiver (Religion) richtig? Wenn das Volk diese öffentliche Religion (wie wir mit Hn. D. sagen wollen) wahrhaft hat als *seine* Religion (und „ein gesundes Volk ist seinem Charakter nach mit seiner Religion *eins* und *dasselbe*“ (S. 109): so ist diese öffentliche Religion offenbar subjectiv, und nur für uns, die wir sie ansehen, und darüber reflectiren, objectiv. Ist nicht aber auch jedes einzelnen Menschen Religion, die Hr. D. subjectiv nennt, für uns, die wir darüber reden, ein Object? Dann: kann Religion ein Eigenthum der Nation seyn? Die Religion gewiß nicht. Sie hebt alle Schranken der Endlichkeit auf, sowohl die der Nation als die des Individuums: ist eine Nation etwas anderes, als ein Individuum? Religion an sich und in ihrem Wesen, ist, nach des Rec. Ansicht, das Verlorenseyn des Endlichen in das Ewige; das Einsseyn mit Gott, um es kurz und biblisch zu sagen. Zu diesem Einsseyn mit Gott soll sich die Menschheit, als dem Ziele ihres irdischen Daseyns, erheben. Daher macht die Zeit Grade dieser Erhebung, Grade in der Klarheit der Erkenntniß Gottes, nothwendig, und jeder dieser Grade, wenn mehrere Individuen ihn zugleich erreichen, mag eine Vereinigung derselben, eine Kirche bilden, die dann durch den *bestimmten* Grad der Klarheit der Erkenntniß Gottes sich von anderen Kirchen unterscheiden wird. Dieses *Bestimmte*, durch welches diese Kirche sich auszeichnet, ist eben nicht Religion, sondern vielmehr die Makel der Zeit, die das Heilige tragen muß, und die immer mehr und mehr verschwinden soll. Das Nationelle, was eine Religion hat, ist daher, als etwas Bestimmtes, nie Religion, und diese folglich nie ein Eigenthum der Nation. Hr. D. behauptet dies freylich auch nicht von der Religion, sondern nur von der Religion in ihrer Objectivität. Allein Hn. D. Objectivität der Religion ist das, was wir Kirchengenannt haben, also nur die Form in der Zeit, der bestimmte Grad der Religion in einer bestimmten Gesellschaft. Diese bloße Form, von der Zeit der Religion aufgedrückt, kann unmöglich von einem Volke als sein höchstes Gut anerkannt werden sollen, oder alles Leben desselben muß getödtet werden, wie sich noch zeigen wird. — Und was ist ein Volk? Setzt die Sprache ihm die Grenze? Warum ist denn die deutsche Schweiz nicht zum deutschen Volke gerechnet? oder der Staat? Wie kann denn von einem deutschen Volke die Rede seyn? Von dem Volke wird (S. 114) gesagt, „daß sein Leben und Daseyn nicht das einer *bestimmten* Zeit und einer bestimmten Menschenmenge, nicht ein vorübergehendes, sondern ein bleibendes sey, dem — Jeder — in jeder Periode, die das Volk erlebt, nur eingeboren und einverleibt werde.“ Dieser Begriff des Volks mag die Dauer desselben richtig bestimmen, der Umfang ist nicht damit gezeichnet. (Übrigens läßt sich von einem solchen Volke freylich, um dies voranzunehmen, mit Zuversicht behaupten, „daß es nie wolle, daß ein Mensch seines Glaubens oder Unglaubens wegen eigentlich verfolgt, oder gemartert, gepeinigt, getödtet werden solle.“ Aber ein solches Volk *kann* auch *nie* eine öffentliche Religion als gemeinschaftliches *höchstes* Gut anerkennen.)

(Der Beschlus folgt.)

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 31 OCTOBER 1805.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT U. HEIDELBERG, b. Mohr: *Studien*. Herausgegeben von Carl Daub u. Friedrich Creuzer, etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ganz richtig sind (S. 109) die Begriffe der Orthodoxie und Heterodoxie bestimmt: aber wenn sie richtig bleiben sollen, so muss Orthodoxie keinem zur Pflicht gemacht, so muss die öffentliche Religion nicht als ein Unwandelbares, Bleibendes, sondern als eine beständig sich erneuernde Form angesehen werden, in welcher im Verlauf der Zeit das Übersinnliche erkannt wird. Ist aber die objective oder öffentliche Religion (des Hn. Daub) etwas Bleibendes, wie sie, als eins und dasselbe mit dem beschriebenen Volke, für jeden Einzelnen im Volke, wenn auch nicht für das Volk, seyn muss: so ist Orthodoxie ein Frevel, denn sie fesselt auf immer den menschlichen Geist, den Geist des Volks durch den des Einzelnen. Das will aber Hr. Daub nicht. Auch bey ihm soll (S. 114) „der Geist der Wissenschaft und der freyen Untersuchung, selbst in Sachen der Religion, keineswegs gehindert oder unterdrückt werden: denn dieser Geist ist nothwendig ein solcher, der das Allgemeine und Öffentliche in seiner Wahrheit und Würde zu erkennen strebt, und dessen Anerkennniß befördert, hiemit aber die wahrhaft öffentliche Religion immer mehr befestiget, und so die eigene Intention des Volks für sich hat.“ Aber wenn dieser Geist im Volke selbst erwacht, wie angenommen ist, und nach dieser Erkenntniß strebt; so reißt er sich ja von der Religion, und somit vom Volke selbst los. Denn indem er erkennt, stellt er doch wohl vor sich, als das Subject, das Öffentliche der Religion, als das Object, hin, und steht ihm gegenüber. Soll er denn nun nicht vom Volke, mit welchem er nicht mehr eins ist, ausgeschlossen werden? Und gesetzt: er erkennt die Wahrheit (?) und Würde des Öffentlichen: soll er diese Erkenntniß, die doch hoffentlich etwas weiter führt, keinem sagen dürfen? Aber dann wird der Geist unterdrückt! Oder darf er? Aber dann ist zu befürchten, daß er das Volk krank macht: denn geht es in seine Erkenntniß ein, so muß es sich auch losreißen von der öffentlichen Religion, „mit welchem ein gesundes Volk eins und dasselbe ist.“ Hufs, dem (nach S. 150) sein Unternehmen fehlschlagen konnte, ohne daß die Nation vernichtet wurde, ward (nach S. 115)

J. A. L. Z. 1805. Vierter Band.

von einer Parthey im Volke gegen die Stimme des Volks verbrannt; „das Unternehmen Luthers aber (S. 150), welches nicht das *seinige*, sondern das der Nation durch ihn war, konnte nicht mislingen, ohne allmähliche oder vielleicht plötzliche Auflösung des Volks und Staats (ist das einerley?) selbst.“ Freyhich! Der Ausgang hat wenigstens etwas von diesen Behauptungen bewiesen; das andere läßt sich nicht beweisen. Wäre doch lieber gezeigt, warum das Unternehmen von Hufs sein eigenes, Luthers hingegen das der Nation war!

Was von der Religion im Allgemeinen (mit einzelnen Übergängen ins Besondere) gesagt ist, gilt auch (S. 117 f. f.) vom Christenthum. Ein würdiges Wort wird über Jesus Christus gesagt. Aber was soll das heißen, was S. 118 bringt? „Jesus Christus — war derjenige, in welchem und durch welchen die absolutbestehende und ewige Religion sich unmittelbar in ihrer Göttlichkeit, mittelbar aber, nach ihrem Wesen, in ihrer Objectivität als Religion aller Völker, und in ihrer Subjectivität als Eigenschaft aller Menschen geoffenbart hat.“ Wenn das nicht heißt: die Religion sey durch das Christenthum in eine Form getreten, in welcher sie zu allen Völkern gelangen möge, und Jesus habe in seiner Person einen vollendet religiösen Menschen dargestellt: so versteht Rec. es nicht. Heißt es aber dieses wie sonderbar ist eine tausendmal gesagte Sache ausgedrückt! Aber es muß wohl etwas anderes bedeuten sollen. S. 121 heißt es von Christus, *sein* Leben sey das Leben der Religion selbst; *sein* Tod sey nicht der eines bloßen Zeugen für die Gottheit, und eines Märtyrers der Wahrheit, sondern der Opfertod des ewigen Erlösers der Welt, welchen die Opfer im Judenthum und Heidenthume nicht vorsondern nachgebildet, — der das ursprüngliche und urbildliche Opfer selbst sey.“ Ist eine solche Rede etwa die Poesie, die das Ewige in der Idee zu symbolisiren vermag? So haben das unsere Vorfahren doch besser verstanden. Es ist schön und löblich, solche Ausdrücke der ahndenden Vernunft in ihrer Wahrheit und Würde zu rechtfertigen; daß aber ein so kahles Hinstellen derselben heilsam seyn könne, daran zweifelt Rec. sehr! Ferner heißt es daselbst: „an eine Erlösung habe die jüdische und heidnische Vorwelt geglaubt; die dem Gott oder den Göttern gebrachten Opfer bewiesen es.“ Wie? die den endlichen Göttern gebrachten Opfer bewiesen den Glauben an eine Erlösung, welche „Befreyung von der Endlichkeit“ seyn soll? Nimmermehr! „Dieser aller Reli-

D d

Religion wesentliche Glaube sey im Heidenthume ein *unbewusster*, im Judenthume ein *geahndeter* gewesen. „Also kann man wohl einen Glauben haben, den man nur ahndet? ja, von welchem man gar nichts weiß?

Zur wesentlichen Form des Christenthums (aus-schließend?) gehört (nach S. 123), daß es als Act und als Doctrin bestehe, gestaltet und bestimmt nach den Charakteren der Völker. „Des deutschen Volks Charakter besteht nun (S. 150) nach seinem Grundzuge, wie der des Magnets, darin, in seiner Einheit nach entgegengesetzten Richtungen und Polen different zu seyn.“ Solche entgegengesetzte (?) Pole sind aber (nach S. 126) die Formen des Katholicismus und Protestantismus. Daher sind durch diese beiden das Actuose und das Doctrinelle der christlichen Religion in der Kirche deutschen Volks in ein Gleichgewicht gesetzt, das sich bey keinem anderen Volke findet, weil keines diesen Charakter hat. Daraus folgt denn, daß Katholicismus, wie Protestantismus, der Kirche deutschen Volks nothwendig sey. Nun wissen wir aber, von oben her, in welchem Sinn das Wort Volk hier genommen wird. Ist es diesemnach nicht nothwendig, daß, so lange das deutsche Volk existirt hat, auch die beiden Pole, Protestantismus und Katholicismus, existirt haben müssen? — Die Geschichte straft die Behauptung Lügen! — Und werden nicht beide Formen existiren müssen, so lange das deutsche Volk seyn wird? Wenn der Himmel dieses nicht dem Untergange bestimmt hat, so wird die Zukunft auch diese Voraussetzung Lügen strafen.

Rec. bricht hier ab. Er könnte noch Manches, was dem Angeführten ähnlich ist, darlegen. Dies aber, und die schönen Stellen, die den Leser des 70 Seiten langen Aufsatzes, für das Übrige entschädigen, würden ihn zu weit führen. Vielleicht war er schon zu weitläufig; aber er glaubte, daß er sich bey dem Beginnen dieses Werks über einen der Herausgeber wohl diese Weitläufigkeit erlauben dürfte, so wie er nur die schwachen Seiten des Aufsatzes hervorgehoben hat, um, soviel an ihm ist, dazu beyzutragen, daß die *Studien* werden, was sie werden können, was sie zu werden verdienen, und was ihre Erscheinung wünschenswerth machen muß.

Eine wichtige Sache hat Hr. Prof. Schwarz in dem nächsten Aufsatze: *Religion, eine Sache der Erziehung*, würdig behandelt; und wiewohl nicht Alles in einer solchen Schärfe, und so genauer Bestimmtheit dasteht, daß nicht Manches vieldeutig, Manches unerschöpft bliebe: so wird dies, des Vortrefflichen wegen, und auch darum leicht übersehen, weil es Unrecht wäre, an eine Abhandlung, die sich auf Beobachtung und Popularität beschränken will, die strengsten Forderungen zu machen. Wie man die Religion seit einigen Jahrzehenden vom Erziehungsgeschäfte trennte; wie es unter dem selbstgefälligen Wiedertönen des Worts Aufklärung so weit kam, daß „wir, wenn nicht die Frömmig-

keit ein altes Erbgut redlicher Familien gewesen wäre, eine durchaus neue Generation erlebt haben würden, eine unfrome, eine frevelnde Zerstörerin der Menschheit;“ wie man dann, nachdem einige bedeutende Stimmführer das Eins und Alles der Religion ins Gefühl gesetzt, diese Gefühle frischweg machen zu müssen geglaubt habe: („solches Machwerk ist es, was man bereits bis zum Überdruß vernimmt, in Zirkeln von Herren und Damen, in Schauspielen und Almanachen, und allerley Arten von Journalen; es gehört zum guten Tone“ — versteht sich, ohne es mit dem Inneren so genau zu nehmen — sie auszusprechen!“) dies wird, gleichsam als Einleitung, gezeigt. Darauf wird die Frage: ob und in wiefern die Religion eine Sache der Erziehung sey? aufgestellt. Auf zwey Wegen, sagt Hr. Schwarz, könne ihre Beantwortung gefunden werden. „Entweder sehe man in der Entwicklung des Kindes dasjenige nach, was späterhin als Religion vorkommt:“ ein wenig benutzter, aber sicherer Weg: „oder man gehe von dem Begriffe Religion aus, sehe zurück auf das, was sie im Gemüthe voraussetze, und dann, was dieses voraussetze u. s. w.; so suche man rückwärts die Methode, die zu ihr führe:“ ein gewöhnlicher, aber unsicherer Weg, weil ja der Begriff der Religion falsch seyn könnte. Schon die Bezeichnung dieser beiden Wege, auf welchen die Beantwortung jener Doppelfrage gefunden werden soll, macht es klar, daß man keine logische Strenge zu erwarten habe. Hr. Schwarz, der übrigens diese beiden Wege zu vereinigen sucht, läßt diesen Mangel des Ganzen oft über das Einzelne vergessen. Wir wünschen dem Aufsatz viele Leser und eines jeden Beherzigung, und wollen als Probe nur Eine Stelle mittheilen. S. 217. „Man wird glauben, nur die Dichter seyen die Lehrer der Religion; man wird das festhalten, worin sie zuerst erscheint, die mythischen Vorstellungen der Kindlichkeit; man wird sie abtrennen von dem Verstande und der Sittlichkeit, so daß der schlechte Mensch für religiös gelten und der Vernünftige nichts von dem glauben kann, was man ihm theatralisch auführt; man wird ein Zeitalter der Vielgötterey und eines lügenhaften Cultus einführen wollen, um der Welt wieder Heil zu bringen; man wird das Kindische statt des Kindlichen erwählen; man wird in affectirter Naivität sich gefallen — weil man die Gemüthswahrheit verloren hat, verloren den heiligen Ernst der Religiosität. Diese Verirrung scheint nahe zu liegen. Das ist aber nicht die Religion, die wir unseren Kindern wünschen. S. 206. Von der Kindheit bis ins Alter muß das Wesen der Religion in aller äußerer Form daselbe bleiben, und dieses ist die kindliche Gesinnung in ihrem Streben nach dem Urquell.“

Dank verdient Hr. D. Loos für das, was er uns über *Theophrastus Paracelsus von Hohenheim* mitgetheilt hat. Dieser Mann, von vielen seiner Zeitgenossen so unendlich erhoben, von Späteren, die ihn nicht kannten, oder sich unter ihn fühlten, so tief ver-

verachtet, und mit dem Namen eines Charlatans und Landstreichers belegt, verdiente diese Erinnerung und Rechtfertigung. Wie ganz anders erscheint er hier, als man ihn sonst zu sehen gewohnt ist! Ihr Loos macht nicht den Lobredner; aber er beweiset durch die Stellen, die er aus den Schriften des Paracelsus anführt, die Wahrheit der Versicherung, „dass sie ein tiefes und kräftiges Gemüth abspiegeln, dass das Studium derselben anziehend und belohnend sey, dass man sich ihm mit Liebe ergeben könne.“ Es würde erfreulich seyn, wenn es dem Vf. gelänge, mehr Hülfsmittel zusammen zu bringen, um eine vollständigere Biographie und Charakteristik des sonderbaren Mannes, „eine vollendete Darstellung seiner ideenreichen und originellen Individualität“ zu liefern.

Der folgende Aufsatz vom Hn. Prof. Heise ist überschrieben: *über die Gewissensfreiheit im Staate*. Der Gegenstand ist nach den Grundätzen des allgemeinen Staats- und Kirchenrechts abgehandelt worden, mit fortlaufender Vergleichung und Berücksichtigung dessen was nach deutschen Gesetzen positiven Rechts ist. Mit graufamer Konsequenz lehrt der Vf., wie das Gewissen in die Zwecke des Staats geschmiedet werden müsse, folgend der modernen Hyperpolitik, welche oft nur zu sehr vergessen läßt, daß der Staat ein Mittel oder eine Anstalt für den Zweck der Menschheit seyn soll, daß folglich die Menschheit in ihren dringenden Bedürfnissen den Staatszwecken nicht untergeordnet, viel weniger ihnen aufgeopfert werden darf. Nach dem Vf. ist der Staat befugt, dem einzelnen Bürger über sein Glaubensbekenntniß nicht bloß negative, sondern auch positive Vorschriften nach seinen Staatszwecken zu geben; selbst in Ansehung der Kirche wird ihm eben diese Befugniss eingeräumt. Ja, der Vf. verirrt sich in der brüskigen Umarmung seiner Staatszwecke so weit, daß er die Kirche, in ihren Verhältnissen zum Staat, mit Deichbändern und Feueranstalten vergleicht. „So wenig man bey Deichbändern und Feuerversicherungen dem Staat das Recht abspricht, sie, wenn der Staatszweck es fordert, zu Staatsanstalten zu erheben, und ihre Organisation an sich zu ziehen: eben so wenig wird man in Ansehung der Kirche es ihm absprechen können.“ Als wäre zwischen dem Menschen und seinem Hause oder Ackerfelde, zwischen der Glaubensfreiheit des Menschen und der Sicherheit vor Feuer und Wasser kein Unterschied! Als wäre es so ziemlich einerley, ob der Staat eine Scheure im Feuer aufgehen, oder ob er das Kleinod der Gewissensfreiheit in den Staatszwecken auffliegen läßt! Das höhere Resultat, welches der Vf. im Gebiete des allgemeinen Staats- und Kirchenrechts gefunden zu haben glaubt, und welches seinem Aufsatze einen Platz in den Studien (worin nur das aufgenommen werden soll, „was jedes Glied der Gesellschaft für ein allgemeines höheres Resultat seiner Bemühungen auf einem einzelnen Gebiete der Wissenschaft hält“) verschafft hat, möchte also darauf hinaus laufen, daß der Staat ein tüchtiger Mörtel sey, worin der

Mensch, eben so gut in seiner geistigen, als physischen Natur, zusammengestampft werden müsse, um dem Staate, nach Anforderung seiner verschiedenen Appetite, also vor allen Dingen wohl zur Stillung seines Hungers nach dem allbeliebten Nationalreichthum, desto genießbarer und schmackhafter zu werden. Der Ton des Vf. ist zuversichtlich, keck, vornehm, die Darstellung nicht gedrängt und bündig genug.

Den Beschluß dieser Sammlung machen ein Paar Dramen von Tian, das erste: *Udohla*, in zwey Acten, das andere: *Magie und Schicksal*, in drey. Nach Lessing muß ein Drama nicht gerade von der Hauptfigur den Namen führen; sonst wäre Udohla wohl kaum zu der Ehre gekommen, dem ersten Stücke den seinigen zu geben. Der Sultan und Nerissa hätten eben so viele Ansprüche darauf. Das Stück spielt in Hindostan; aber schwerlich würde man dieß aus ihm selbst erkennen, wenn nicht die vorkommenden Länder- und Völkernamen es außer Zweifel setzten. Von dem zarten Ton, dem hohen Colorit, der weichen Fülle, der Frische des Lebens, der Üppigkeit der Rede, dem Schwunge der Phantasie, woran der indische Himmel zu mahnen pflegt, findet man höchstens schwache Andeutungen in einzelnen Zügen. Aber ein Kunstwerk bewegt sich ja auch nicht unter einem bestimmten Grad geographischer Länge und Breite, sondern unter dem Himmel, den der Dichter darüber wölbt! — Großes Leben hat die Handlung nicht. Die Situationen sind eben nicht neu, aber doch interessant; das Ganze ist fast zu kurz, um einen Charakter recht darzustellen, oder auch zu verderben. Des Sultans mit der Leidenschaft und der Furcht vor des Gesetzes Lehren kämpfendes Gemüth; Nerissa's zarte abendungsvolle Seele; Udohla's jugendliches, rasches, aufwallendes Leben und Pietät; Sino's Gefühl des Jochs, welches das Volk der Hindus drückt, und der Nothwendigkeit, noch zu dulden — sind in der Anlage nicht übel gedacht. Der Derwisch greift durchaus nicht in das Ganze ein: er kommt nur und eifert gegen des Sultans Vermählung mit seiner vermeinten Schwester, ohne etwas auszurichten, was Mangu nicht auch hätte erreichen mögen. Einiges erinnert an bekannte Dinge, z. B. der Abschied der Nerissa oder Ewana von dem Sultan an den Abschied der Goetheschen Iphigenia von Thoas.

Das Bestreben der Magie, der Natur inneres Leben zu ergreifen, die Hülle aufzuheben, in welche sie streng das Kommende verbirgt vor des Sterblichen Blick, und die Rache, mit welcher das ernste Schicksal die allzukühne Kunst bestraft — sucht das zweyte Stück von der einen Seite darzustellen, von der anderen aber die heilige Strenge, mit welcher das Schicksal über den Häuptern der Menschen wandelt, und, selbst an den Kindern, die Thaten ahndet, durch welche sie wider Recht und Gesetz gefrevelt. Ein Magier, der von seiner Gemalin verlassen ward, behielt einen Sohn von ihr; sie erhielt einen zweyten. Beide Jünglinge lieben ein Mädchen;

chen; jener wird um diesen verschmäht. Morgen soll die Hochzeit seyn. Der Magier sieht vieles, was seinem Sohne bevorsteht, aber ehe er zur Klarheit kommen, oder nur seinen Sohn, der jene Heirath zu verhindern eilt, herzaubern kann, stirbt er. Dieser Sohn findet den, in einen tiefen Fluß geworfenen, Zauberstab des Vaters, und bringt, durch dessen Kraft, den Nebenhuhler ums Leben. Aber der Geliebten Liebe erwirbt er nicht; dafür erfährt er von seiner Mutter, wer er, sie, der Ermordete ist. — Das Ganze läßt nicht ohne Theilnahme. Manches ist vortrefflich; zuweilen fällt die Rede; einige Reflexionen über Leben, Natur, Schicksal sind schön gesagt; hin und wieder wird man an die Braut von Messa erinnert, auch an Wallenstein und Eugenia. Die Geliebte sollte nicht so ruhig und wohlbehalten davon kommen. Die Schlussverse klingen zu verständlich-prosaisch.

Die Dichterin hat zur Form beider Stücke fünf-

füssige Jamben erwählt, und streng darauf gehalten, daß weibliche Endungen mit männlichen abwechseln. Wo zwey eilf- oder zehnsylbige zusammen stehen, da sind sie gereimt. Auf diese Weise hat die Form allerdings mehr Bestimmtheit als bey den gewöhnlichen fünffüssigen Jamben; hätte nur nicht der Zwang Härten veranlaßt. Zuweilen wird die Erwartung des Reims so bestimmt erregt, daß man sie nur ungern nicht erfüllt sieht. Auch haben sich einige Alexandriner eingeschlichen; — auch die Schreibart: *handten*, *wandten*, u. a.

Die Herausgeber haben Hoffnung, die Abtheilung, welche zur Aufnahme von Poesien bestimmt ist, als bleibend ansehen zu dürfen. — Wir sehen der Fortsetzung der *Studien* mit Verlangen entgegen, und können nicht umhin, noch dem Verleger wegen des Drucks und Papiers ein rühmliches Zeugnis zu geben.

ΔΔ. Pl.

### KURZE ANZEIGEN.

**JUGENDSCHRIFTEN.** Königsberg, b. Nicolovius: *Die Morgenstunden eines Vaters mit seinen Kindern.* Eine Einleitung zum Unterricht in der Religion für die häusliche Erziehung. Von *Wilhelm Wiselink*, Privaterzieher. (Auch unter dem Titel: *Seelenlehre für Kinder einer guten Erziehung, nach den einfachsten und justlichsten Grundsätzen entwickelt, mit steter Hinsicht auf die Thierwelt. Eine Einleitung zum u. f. w.*) 1 Theil. XX u. 208 S. 2 Theil. VI u. 236 S. 1804. 8. (1 Rthlr. 12 gr.). Der Vf., der nach der Vorrede zu Dönhofsstadt in Preußen lebt, will sein Buch als eine Fortsetzung einer früheren unter dem Titel: *Morgenstunden*, u. f. w. bey Günther in Glogau in zwey Bändchen herausgekommenen Schrift betrachtet wissen, die dem Rec. aber nicht zu Gesicht gekommen ist. Da indess die vor uns liegende Schrift auch für sich ihren Zweck erreichen, und den Unterricht in der Religion für die häusliche Erziehung vorbereiten soll: so kann sie auch als ein für sich bestehendes Ganzes angesehen, und aus diesem Gesichtspuncte beurtheilt werden. Das erste Bändchen erläutert in 21 Unterhaltungen einige wichtige Gegenstände der Seelenlehre, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Seelenkräfte der Thiere. Der Vortrag ist bald dialogisch, bald erzählend, bald lehrend, und nur sehr selten eigentlich catechetisch. Der Ton, in welchem der Vf. den Vater zu seinen Kindern sprechen läßt, ist edel und herzlich, und nichts weniger als tadelnd; der Vf. läßt sich zu den Kinderseelen herab, ohne selbst ins Kindische zu fallen, und Rec. hat keine Stelle bemerkt, worin gegen die Forderungen des guten Geschmacks, auf den man in Kinderschriften mehr Rücksicht nehmen sollte, als gewöhnlich geschieht, gesündigt worden wäre. Einige Begriffe, vorzüglich in den ersten Unterhaltungen, wo der Vf. von Kraft überhaupt, von einer organischen und bildenden Kraft, von Lebenskraft und dem Daseyn einer Seele redet, möchten doch wohl selbst für Kinder einer guten Erziehung zu schwer seyn; und auch dem geübtesten Lehrer, der das Buch mit seinen Zöglingen liest, würde es nicht leicht fallen, sie ihnen bestimmt zu entwickeln. In den folgenden Unterhaltungen wird der Vf. deutlicher, und besonders sind auch die aus der Naturgeschichte gewählten Beispiele interessant: doch müssen auch hier seine jungen Leser bereits viel gelesen, und die Sprache sehr in ihrer Gewalt haben, wenn diese Seelenlehre ihnen, selbst unter der Anleitung eines Lehrers, durchaus verständlich werden soll. Als Vorbereitung auf einen *zusammenhängenden* Unterricht in der Religion hat also Rec. gegen den Gebrauch dieser Morgenstunden nichts; ist aber vom *ersten* Elementarunterrichte in derselben, der uns schon für das siebente oder achte Jahr zu gehören scheint, die Rede; so glaubt Rec., daß die Kinder weit früher für diesen Elementarunterricht empfänglich sind, ehe sie Hn. *Wiselink's* Seelenlehre verstehen und benutzen können. Übrigens würde

diese Schrift einen noch grösseren Werth haben, wenn man nicht auf manche Unrichtigkeiten in Ansehung der Orthographie trafe, die vermuthlich Druckfehler sind. Bey Jugendschriften sollte die Correctur billig am sorgfältigsten seyn.

1) Gotha, b. Perthes: *Über das Vergnügen, welches Eltern aus der eignen Erziehung ihrer Kinder zu moralisch-guten Menschen schöpfen können.* Zur Empfehlung einer für Familien zu veranlassenden allgemeinen moralischen Bilderbibel, von *Kaspar Friedrich Lossius*, Diakon. an der Predigerkirche zu Erfurt. 1804. 43 S. 8. (4 gr.).

2) Ebendaß. *Moralische Bilderbibel mit Kupfern nach Schwebischen Zeichnungen und mit Erklärungen*, von K. F. Lossius. Erster Band. Erste Abtheilung. 1805. XXXII u. 78 S. 8. mit 5 Kpf. (Pränumerat. Pr. für die bessere Ausgabe 1 Rthlr. 4 gr., für die geringere 20 gr.).

Die Ausführung (Nr. 2) hat der Ankündigung des Plans (Nr. 1) nicht nur völlig entsprochen, sondern sie in mehr als einer Hinsicht übertroffen, so daß diese moralische Bilderbibel, nach Rec. Urtheil, Empfehlung verdient. Daß das Publicum die Idee des Vf. und Verlegers richtig verstanden, und zu dem ersten schon längst schon verdientes Zutrauen habe, bezeugt das sehr ansehnliche Pränumeranten-Verzeichniß. Der Text ist als ein Commentar über die Kupfer zu betrachten, deren Zeichnung vortrefflich ist, und deren Stich bey den meisten Lob verdient. Das Titelkupfer, von *Böttger* sen. gestochen, u. weiteirt an Zartheit mit den vorzüglicheren englischen Stichen. Weit weniger hat uns der Schöpfungsmorgen Taf. I. von *Darnstadt* befriediget; auch das Paradies Taf. II. von *Jügel*, hat nicht die guten Eigenschaften von der ersten Menschen-Familie Taf. III. von *Böhm*, worin der mit dem Lamm spielende Knabe vorzüglich schön ist. Das beste aber ist Taf. IV. die erweiterte Menschen-Familie von *Meno Haas*, worin die Menschen-Figuren und Bäume gleich gut gelungen sind. Der Commentar könnte vielleicht Manchen etwas zu weitläufig scheinen; allein er ist völlig zweckmäßig, wenn man nicht vergißt, daß es dem Vf. darum zu thun ist, an die bildlich dargestellten Gegenstände allerley nützliche Belehrungen und Erinnerungen zur Belebung des sittlichen Gefühls in den zarten Seelen der Jugend anzuknüpfen. Die allgemeinen Bemerkungen über die Erde, den Übungsplatz der Sittlichkeit, über die moralische Natur des Menschen, Sündenfall u. f. w. sind eben so wahr, als gut eingekleidet. In der Folge wird der Vf. da, wo die Bibel nach dem Mythos sich in Geschichte zu verwandeln anfängt, mehr concret werden können, wodurch denn die glückliche Idee einer Moral in biblischen Beyspielen erst recht realisiert werden kann. Kurz, die Tugenden von Gual und Lina werden auch in diesem Werke zu finden seyn!



# Monatsregister

v o m

O c t o b e r 1 8 0 5.

## Verzeichniß der im Monat October in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

A.

- A**bbildungen merkwürdiger Gegenstände aus  
der Erdbeschreibung. 4 Hefte 248, 219.  
**A**pwechselfungen 241, 64.  
**A**ckermann's Winke zur Verbeßer. der Bildungs-  
anstalten für Aerzte 239, 41.  
**A**mida, oder das stille Haus 252, 151.  
**A**nweisung, gründliche, Häuser brandfest aufzu-  
bauen 254, 167.  
**A**urore von Clari 252, 151.  
**A**usgewählte Stücke aus dem Singpiel: zwey Po-  
sten von Tarchi 241, 60.

B.

- B**arkhausen's, v., Bemerkungen über die Todes-  
strafen und einige damit verwandte Materien.  
Herausgeg. von H. L. W. Barkhausen 236, 19.  
**B**arrow's Reisen in das Innere von Südafrika.  
Aus dem Engl. überf. 1. 2 B. 258, 193.  
**B**ehr's System der allgem. Staatslehre. 1 B. 237, 25.  
**B**errin Abbildung der neuesten franz. und engl.  
Art Fenstervorhängen etc. 1. 2 Hest 252, 152.  
**B**erraton ausgewählte Stücke aus dem Singpiel:  
Aline, Königin von Golkonda 241, 60.  
**B**eweis, daß die bey den Protestanten üblichen  
Ehescheidungen vom Bande auch nach kathol.  
Grundsätzen gültig sind etc. 236, 21.  
**B**ilderbuch, neues, für Kinder. 1—17 H. 2 Aufl. 251, 144.  
**B**licke in d. Gebiet d. Künste u. d. prakt. Philos. 240, 49.  
**B**onafont's Originalitäten 241, 63.  
**B**onilly, die Ausstellung. Aus dem Franz. 252, 151.  
**B**riefe über die Höflichkeit und den Anstand 249, 126.  
**B**riefe, unfrankirte 252, 151.  
**B**rinehilde und Fredegunde 241, 63.  
**B**runner's Handbuch der Gebirgskunde 255, 171.  
**B**uffons Naturgeschichte der Menschen. Uebers.  
von v. Ulmenstein. 1 Th. 255, 176.  
**B**uttmann's griech. Grammatik. 3 Ausgabe 246, 97.  
bis 249, 121.

C.

- C**herubini, der portugiesische Gasthof 241, 63.  
— — — Elisa im Klavierauszug 241, 63.  
— — — Lodoiska. 1 Abth. 241, 63.  
**C**hristianse specimen hermeneutico-theologicum  
exhibens vindicias facultatis, apostolis Christi da-  
tae, peregrinis loquendi sermonibus 234, 6.  
**C**ompendium grammaticae lat., verbessert von  
Grüße 250, 155.  
**C**renzer L. Daub.

D.

- D**aub und Crenzer, Studien. 1 B. 259, 252.  
**D**er portugiesische Gasthof, nach dem Franzöf.  
von Treitschke 241, 63.  
**D**uval, die beyden Officiere 252, 151.

E.

- E**lisa, eine Oper, nach d. Franz. von Treitschke 241, 63.  
**E**ngelmann's vollständige chemisch-praktische.  
Bleichkunst 252, 152.  
**E**rfahrungen aus dem Tagebuche eines unbemerk-  
ten Mannes. herausgeg. v. Rochlitz. 2 Th. 240, 49.  
**E**twas über den Widerspruch 242, 71.

F.

- F**aust Zuruf an die Menschen, die Blattern durch  
d. Impfung d. Kuhpocken auszurooten. 6 Aufl. 239, 48.  
**F**ischer L. Gretry.  
**F**ür Kurgaste welche die Gesundheitsquellen von  
Wiesbaden, Schlangenbad etc. gebr. wollen 239, 45.

G.

- G**allerie nouvelle, pour les Enfans L. Bilderbuch.  
**G**ardinenpredigten 241, 64.  
**G**eschichte des Amstraths Franz Ehrlichs 252, 151.  
**G**ittermann, die Geschichte Jesu 1. 2 B. 234, 7.  
**G**öck's Abhandlungen aus d. Gebiete des Staats-  
rechts 242, 69.  
**G**örre's Aphorismen über die Organonomie. 1 B.  
243, 73 bis 245, 89.  
**G**retry und Fischer, ausgewählte Stücke aus d.  
Singpiel Raul der Blaubart 241, 60.

H.

- H**agestolz, der, L. Troubadour.  
**H**einrichs, Ch. G., deutsche Reichsgesch. 9 Th. 257, 157.  
**H**elden des alten Roms und des neuen Frank-  
reichs. 1 Th. 240, 49.  
**H**elehe, ein Singpiel, nach dem Franzöf. von  
Treitschke 241, 63.  
**H**empel, Pestalozzi's Menschenlehre 242, 68.  
**H**ulda Waldina 250, 156.

I.

- J**ägers geograph. hist. statist. Zeitungs-Lexicon.  
Neu bearbeitet von Mannert. 1 Th. 258, 197.  
**I**nfant-Academy L. Bilderbuch.

K.

- K**eck, der wahrscheinlichste Weg, die Rindvieh-  
pest auszurooten 239, 48.  
**K**rugelstein's Noth- und Hülfsbüchlein in d. Ruhr  
und epidem Krankheiten 238, 39.  
**K**unst, die, geliebten Anwesenden ein Denkmal  
d. Freundschaft in sein. Zimmer zu errichten 249, 128.

L.

**L.**

**Lampadius** Handbuch der allgem. Hüttenkunde.  
1 Th. 255, 169.  
**Lang's** Versuch der Bardenwege 241, 63.  
**Lavigne, Caspar.** 1. 2 Th. Aus dem Franz. 252, 149.  
**Lächerlichkeiten** durch Mißverständnisse 241, 64.  
**Leben des Kurfürsten Johann des Beständigen**  
von Sachsen 251, 141.  
**Leontares und Helena f. Brunchilde.**  
**Leopold's Agricola.** 2 B. 257, 185.  
**Livro d'immagini nuovo all' ufo de giovanetti**  
f. Bilderbuch.  
**Löffins, über das Vergnügen, welches Aeltern etc.**

— — moral. Bilderbibel mit Kupfern. 2 B.  
1 Abth. 260, 216.  
**Ludwig's** Düngerbüchlein 257, 191.  
**Luftspiele fürs Privattheater** 240, 49.  
**Luzac's** Versuch einer Anwendung der Gesetze  
über Verbrechen 236, 17.

**M.**

**Magazin** schrecklicher Ereignisse. 1 B. 1—4 H. 257, 191.  
**Magazin zur Beförderung der Industrie etc.** 1 Lief.  
N. Aufl. 2—3 Lief. 2 B. 1—10 Lief. 253, 153. 254, 161.  
**Mannert f. Jüger.**  
**Martens** Abbildung und Beschreibung einer sehr  
bequemen tragbaren Voltaischen Säule 238, 59.  
**Mehl's** Helene im Klavierauszug 241, 63.  
**Meyer's** Grundriß der Physiologie des menschl.  
ichen Körpers 238, 53.  
**Miscellen, nordische** 1—3 B. 4 B. 1. 2 H. 249, 123.  
**Mollenhauer's** prakt. Unterricht zur Seidenfärberey  
258, 199.  
**Mörlin, Kantr. Todtenfeyer** 241, 64.

**N.**

**Nasside, die** 247, 111.  
**Neuhofers** Erzählungen 252, 151.

**O.**

**Oekonomische Hefte.** 24 B. Jahrg. 1805. 1—6 H. 257, 189.

**P.**

**Pauli** epist. ad Philipp. et Coloss. graeco. Parpet.  
annot. illustr. a **Heinrichs** 255, 9.  
**Percival's** Beschreibung d. Vorgeb. d. guten Hoff-  
nung. Aus dem Engl. überf. 256, 196.  
**de Perrin** Grundsätze des natürl. Staatsrechts 256, 24.  
— — Principes du droit politique 256, 24.

**R.**

**Ramann's** neue Sammlung von Sprichwörtern.  
1—4 B. 249, 127.  
**Rebentisch** Prodromus florae Neomarchicae, c.  
praef **Willdenow** 256, 177.  
**Rochlitz** Amaliens Freuden u. Leiden als Jung-  
frau, Gattin und Mutter. 1. 2 Th. 2 Aufl.  
240, 49. 241, 57.

— — Charaktere interessanter Menschen. 1—4  
Th. 240, 49. 241, 57.  
— — das Blumenmädchen 240, 50. 241, 57.

**Rochlitz, die Verwandten** 240, 49. 241, 57.  
— — Erinnerungen z. Beförderung einer recht-  
mäßigen Lebensklugheit. 1—4 Th. 240, 49. 241, 57.  
— — Es ist die rechte nicht 240, 50. 241, 57.  
— — Familienleben. 1. 2 Th. 240, 50. 241, 57.  
— — Glycine. 1. 2 Th. 240, 50. 241, 57.  
— — Jedem das Seine 240, 50. 241, 57.  
— — Liebhabereyen 240, 50. 241, 57.  
— — f. **Will**, meine Freuden u. Leiden etc.

— — Zeichnungen von Menschen. 1 Band  
240, 49. 241, 57.  
**Röchling's** histor. u. physikal. Lesebuch. 4 Aufl. 250, 134.

**S.**

**Sammlung kleiner Lustspiele für öffentl. und Pri-  
vattheater** 252, 151.  
— — — moral. Erzählungen. 1. 2 B. 257, 192.  
— — — von Zeichnungen etc. 1 Lief. 1 H. 252, 152.  
**Schiefers** Zeichenbuch 241, 64.  
**Schmetterlinge, der.** 53 H. 255, 174.  
**Schmidt's** Aufsätze philof. u. theol. Inhalts. 1 B. 242, 65.  
**Schmitz's** Geist der latein. Sprache 250, 129.  
— — — latein. Sprachlehre 250, 129.  
**Seelenlehre für Kinder f. Wiffelink.**  
**Strack** malerische Reife d. Westphalen. 1. 2 H. 255, 111.

**T.**

**Tag, der schöne** 249, 127.  
**Taschenbuch für Liebhaber des Privattheaters** 240, 49.  
**Testamentum N. graece, nova versioe lat. illu-  
strat. a Schott** 254, 1.  
**Testamentum N. graece edit. Koppianae. Vol. VII.**  
p. 2. f. **Pauli** epist. ad Philippenses etc.  
**Themistokles, ein Trauerspiel** 252, 145.  
**Troubadour, der, und der Hagestolz** 252, 151.

**V.**

**Versuch ein. praktisch - populären Heilmittellehre** 239, 47.  
**Viehzucht, die landwirthschaftl., f. Leopold's Agricola.**  
**Visconti** lettera 256, 183.  
**Vollbeding** liber compendiosus ad accurat. cognit.  
contrariorum etc. in lat. lingua congestus 250, 129.

**W.**

**Wenzel's** Darstellung d. Größe d. Missethaten etc. 256, 20.  
**Wie ist dem Laster der Klätscherey abzuwehren?** 258, 199.  
**Will, meine Freuden und Leiden als Jungfrau  
und Gattin.** Herausgegeben von **Rochlitz** 240, 49.  
— — meine Freuden u. Leiden als Gattin und  
Mutter. 2 Aufl. Herausgeg. von **Ebendorfs** 240, 49.  
**Winter** Auswahl der beliebtesten Stücke aus d.  
Singspiel **Marie** von **Mautalban** 241, 60.  
**Wiffelink, die Morgenstunden eines Vaters mit  
seinen Kindern.** 1. 2 Th. 260, 215.  
**Wolf's** Handbuch d. iatrotechn. Pharmakologie 239, 44.

**Z.**

**Zauberlaterne, die, oder der Wanderer aus der  
Hölle.** Neue Ausgabe 246, 103.  
**Zimmermann, de primis urbis Romae incolis.**  
**P. J.** 251, 141.

## II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

- |   |  |  |
|---|--|--|
| Akademische Kunst-, Musik- und Buchh. in Linz u. Leipzig 236. | Hofmeister u. Kühnel in Leipzig 241.               | Realschulbuchh. in Berlin 258.                         |
| Ambrosi in Passau 241.  | Jacobäer in Leipzig 240.                           | Rein in Leipzig 239. 250 (2). 258 (2).                 |
| Arnold in Dresden 241.  | Jägerische Buchh. in Frankfurt a. M. 239. 254.     | Reinicke in Leipzig 252.                               |
| Aue in Köthen 250.  | Industrie-Comptoir in Leipzig 241.                 | Rink u. Schnuphase in Altenburg 249.                   |
| Bachmann und Gundermann in Hamburg 240.                       | 248. 251. 252. 253. 254. 257.                      | Rudolphi in Erfurt 257.                                |
| Baumgärtner in Leipzig 236 (1).                               | Kleefeld, von, in Leipzig 255.                     | Ruff in Halle und Leipzig 236.                         |
| 238. 252 (3).   | Knik in Erfurt 252. 258.                           | Salomoni in Rom 256.                                   |
| Becker in Gotha 257.  | Köhler in Leipzig 241.                             | Schnuphase in Altenburg 241.                           |
| Bran in Hamburg 249.  | Kühn in Posen u. Leipzig 239.                      | Schüppel in Berlin 256.                                |
| Darmann in Züllichau 240 (7).                                 | Kummer in Leipzig 239.                             | Schwan u. Götz in Mannheim 239. 250.                   |
| Dieterich in Göttingen 235. 255.                              | Kupffer in Wien 249.                               | Schwickert in Leipzig 250.                             |
| Ehrlart in Stuttgart 239.                                     | Langbein u. Klüger in Arnstadt und Rudolstadt 250. | Seidelsche Kunst- u. Buchh. in Amberg u. Sulzbach 242. |
| Gärtnerische Buchh. in Glogau 252.                            | Lassaulx in Koblenz 243 — 245.                     | Seyffert in Bremen 234.                                |
| Göbbels u. Unzer in Königsberg 252.                           | Macklot in Karlsruhe 236.                          | Sommer in Leipzig 240 (2).                             |
| Göbhard in Bamberg u. Würzb. 237.                             | Magazin für Literat. in Stuttgart 241.             | Stage in Leipzig 252.                                  |
| Gräff in Leipzig 249.   | Märker in Leipzig 234.                             | Stahl in Jena 242.                                     |
| Grattenauer in Nürnberg 258.                                  | Matzdorf in Berlin 241.                            | Steinacker in Leipzig 242.                             |
| Grieshammer in Leipzig 249.                                   | Mohr in Frankfurt und Heidelberg 250. 260.         | Steinische Buchh. in Nürnberg 258.                     |
| Hahn, Gebr., in Hannover 257. 258.                            | Mylus in Berlin 246.                               | Strack in Bückeburg 258.                               |
| Hammer in Köln 247.   | Nicolovius in Königsberg 260.                      | Supprian in Leipzig 240 (3).                           |
| Heinsius in Leipzig u. Gera 246.                              | Paddenburg in Utrecht 234.                         | Vollmer in Mainz 241.                                  |
| Hempel in Leipzig 257.  | Pauli in Berlin 255.                               | Walther in Erlangen 255.                               |
| Hendel in Halle 252 (2).                                      | Perthes in-Gotha 240. 260 (2).                     | Weidmanns in Leipzig 251.                              |
| Hermann d. j. in Frankfurt a. M. 240.                         | Pinther in Pirna 252.                              | Weigl in Leipzig 251.                                  |
| Hoffmann in Hamburg 249.                                      |  | Weigl in Wien 241 (7).                                 |
|   |  | Wittich in Darmstadt 251.                              |

## III. Intelligenzblatt des Octobers.

### Bemerkungen über Literatur und Kunst.

Artistische und literar. Nachrichten aus Rom 120, 1001.  
121, 1017.

### Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Jena Verl. 114, 958.  
— — — Kunst-, Musik- und Buchh. in Linz Verl. 118, 985.

Bruder in Leipzig Verl. 117, 983.  
Cotta in Tübingen Verl. 111, 935.  
Ezsdorfs in Jena Verl. 122, 1032.  
Fiedlers in Jena Musikalien-Verl. 112, 943.  
Fleischer d. j. in Leipzig Verl. 118, 990. 991. 121, 1023.  
Fürstenbund, der deutsche 116, 975.  
Gabler in Jena Verl. 115, 966.  
Haslinger in Linz Verl. 116, 975.  
Heinsius in Leipzig Verl. 112, 942.  
Helwingsche Hofbuchh. in Hannover Verl. 114, 958.  
Hemmerde und Schwetfchke in Halle Verl. 111, 935.  
112, 942.

Himbursische Buchh. in Berlin Verl. 118, 991. 122, 1032.  
Joachim in Leipzig Verl. 112, 942. 115, 967.  
v. Kleefeld in Leipzig Verl. 111, 934.  
Korn d. ä. in Breslau Verl. 118, 939.  
Kühn in Posen Verl. 114, 957. 115, 961.  
Kurfürsten, die neuen und alten, und Fürsten 116, 975.  
Lassaulx'sche Buchh. in Koblenz Verl. 111, 935.  
Lübecks Erben in Bayreuth Verl. 114, 958.  
Metzler in Stuttgart Verl. 118, 969.  
Nicolovius in Königsberg Verl. 114, 959.  
Oehmigke d. j. in Berlin Verl. 115, 965.

Rein u. Comp. in Leipzig Verl. 115, 968. 117, 981.  
118, 987. 988.  
Schriften für Aerzte 117, 982.  
Seidelsche Kunst- u. Buchh. in Nürnberg Verl. 115, 965.  
Verlagsbureau in Ronneburg 115, 968.  
Wilms in Frankfurt am Mayn Verl. 118, 985.  
122, 1031. 1032.

### Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Albanus in Riga 122, 1025.  
Bartels in Helmstädt 119, 1000.  
Billerbeck 122, 1025.  
Cämmerer in Gießen 122, 1025.  
Galura in Freyburg 119, 1000.  
Georg in Jena 119, 1000.  
v. Gerstenberg in Altona 119, 1000.  
Goede in Jena 119, 1000.  
Gruener in Jena 116, 976.  
Grunow in Berlin 122, 1026.  
Hipp in Hamburg 122, 1026.  
Heppenstedt in Stolzenau 122, 1025.  
Horn in Berlin 122, 1025.  
Kalkmann in Verden 122, 1025.  
v. Kamptz in Güstrow 122, 1026.  
Krause in Hannover 122, 1025.  
Laukhart in Halle 122, 1025.  
Leonhardi in Leipzig 119, 1000.  
Mohr in Kiel 119, 1000.  
v. Montgelas in München 122, 1025.  
Planck in Göttingen 122, 1025.  
Sanders in Bremen 122, 1025.

Schenk

Schenk in Leipzig  
 Schneider in Leipzig  
 Graf v. d. Schulenburg in Strelitz  
 Schulze in Berlin  
 Schübler in Ellwangen  
 Stegemann in Berlin  
 Thiemann in Berlin  
 Thiefs in Bordesholm  
 Trefurt in Hannover  
 v. Türk in Neu-Strelitz  
 Weber in Kiel  
 Wolfrath in Glückstadt

#### Nekrolog.

Anthing in Petersburg  
 Behrisch in Dresden  
 Boddaert in Holland  
 Burscher in Leipzig  
 v. Ehrhart in Memmingen  
 Kirschner in Untersteinach  
 König in Liegnitz  
 Lerot in Paris  
 Nettelbladt in Stralsund  
 Pypers in Holland  
 Saugrain in Paris

#### Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Berlin, Versammlung der königl. Akademie der  
 Wissenschaften am 8 Aug. 116, 969.  
 Cöln, Preisaufgaben des bishöfl. General-Vi-  
 carats 116, 972.  
 Dresden, Preisertheil. und Preisaufg. der Leip-  
 ziger ökonom. Societät. 116, 972.  
 Frankfurt a. d. O. Verh. d. königl. Societät der  
 Wissenschaften und Künste 116, 971.  
 Harlem, Versammlung d. Gesells. d. Wissensch.  
 am 22 Jun. 115, 945.  
 Leipzig, Preisaufgabe der Jablonowskischen Ge-  
 sellsch. der Wissensch. 116, 973.  
 Leyden, Versamml. der Societät der niederländ.  
 Literat. am 3 May 116, 971.  
 Lukka, Sitzung der Akademie degli Oscuri am 17  
 Aug. 116, 971.  
 Montauban, ausgesetzte Preise der Gesellschaft  
 der Wissenschaften und Künste 116, 969.  
 Montpellier, Sitzung der Gesellschaft der prakt.  
 Medicin am 4 Jun. 116, 971.  
 Nürnberg, Gesells. zur Beförderung vaterländi-  
 scher Industrie 116, 974.  
 Wina, Preisaufgaben der Universität 119, 995.  
 Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

#### Universitäten- und Schul-Chronik

Von Ansbach 111, 931.  
 — Görlitz 111, 932.  
 — Jena 117, 977.  
 — Leipzig 111, 929.  
 — Marburg 114, 953.

#### Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Alexander I. bewilliget den Universitäts-Professoren  
 Zulage 117, 980.

Altenburg, in, wird eine botan. Gesells. errichtet 115, 974.  
 Anzeige, nähere, von der Bücherauction in Jena  
 am 4 November 115, 968.  
 Armbruster erhält d. Redact. d. Wiener Hofzeit. 122, 1031.  
 As's Antikritik gegen die Hallische A. L. Z. 116, 973.  
 Asti, in, wird zu Alfieri's Monument eine Sub-  
 scription gesammelt 111, 952.  
 Bamberg, Eröffnung d. Schullehrerfeminariums 117, 978.  
 — — medicinische Anstalten 117, 973.  
 Bekanntmachung der medicinischen Gesells. zu  
 Brüssel 116, 972.  
 Bemerkungen üb. d. Wismayerfchen Studienplan 117, 979.  
 Berlin, in, wird das königl. Kunst- u. Antiquitä-  
 ten-Cabinet mit hebrurisch. Gefäßen vermehrt 117, 979.  
 — — deutsch-lutherisches Missionsseminar 117, 980.  
 Bodes Anzeige 118, 992.  
 Bücherauction in Braunschweig 122, 1032.  
 — — — in Jena 114, 966.  
 — — — in Leipzig 111, 956.  
 Doria läßt nackte Statuen des Alterthums be-  
 kleiden 111, 952.  
 Druckfehleranzeige im Intel. Blatt d. Jen. A. L. Z.  
 112, 945.  
 Ebrach, in, soll eine Wasserbauschule angelegt  
 werden 117, 977.  
 Gall's, über, Vorlesungen in Göttingen 122, 1027.  
 Heidelberg, die Universität in, erhält eine Samm-  
 lung physikal. Instrumente 117, 978.  
 — — — in, soll eine Nominalprofessur der  
 deutschen Sprache u. Literat. errichtet werden 117, 978.  
 Heiligenstädts Verkaufsanzeige von Batschs hinter-  
 lassenen Bibliothek und Naturalien 114, 960.  
 Hefsem, Kurfürstenthum, wird ein Oberschul-  
 rath angeordnet 111, 950.  
 Holland, das Gouvernement in, bestimmt einen  
 Commissär für literar. Gegenstände 117, 980.  
 Kopenhagen, in, ist die Verwaltung der Univer-  
 sität und des Schulwesens einer besonderen Di-  
 rection übertragen worden 111, 950.  
 London, British Institution 111, 933.  
 St. Maximin, in, wird eine Kunst- und Gewerb-  
 schule angelegt 117, 979.  
 München, nach, sind einige Kunstwerke gekom-  
 men 111, 931.  
 Münzen- und Medaillen-Auction in Koburg 114, 960.  
 Münzenverkauf bey Hof-Commissär Fiedler in  
 Jena 121, 1024.  
 Paley, Nachricht von, und Namensberichtigung 117, 984.  
 Petersburg, in, ist das Gymnasium der Akade-  
 mie der Wissenschaften aufgehoben worden 111, 951.  
 Schirmer giebt dramatische Vorstellungen in Lon-  
 don 122, 1030.  
 Seiler's in Hannover Bücherauction 111, 976.  
 Turin, neue Einrichtung der Universität 111, 931.  
 — — Akademie der Jur.sprudenzen 117, 980.  
 Ulm, in, ist das Gebäude für die Provinzialbi-  
 bliothek vollendet 117, 980.  
 Weiller's Vertheilung 112, 943.  
 Windischmann's Rüge 112, 937.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 N O V E M B E R, 1 8 0 5.

## T H E O L O G I E.

*Über den Religionsunterricht.*

Während so mancherley Fächer des Unterrichts in den neueren Zeiten sich einer glücklichen Reform erfreuen, blieb die Behandlung der Religion sich im Wesentlichen gleich, wenn sie auch nach der prädominirenden Philosophie ihr Materiale verändern mußte. Daraus entstand eben der Contrast, in welchem die Lehren der Kirche mit dem Glaubensbekenntnisse heldenkender oder aufgeklärter Gotteslehrer und Laien stehen. Der slavische Geist des hierarchischen Systems, das nur im Herzen Italiens sich ausbilden konnte, hat sich in dem bey weitem größten Theile Deutschlands verloren, und die dictatorische Gewalt der dreyfachen Krone über alle gefaltete Häupter der Christus-Religion mußte nothwendig verschwinden, sobald hinter dem Deckmantel der ewigen Kirche die vergänglichen Leiber der Priester allzu deutlich hervorschimmerten.

Die Ordnung der Dinge hat sich seitdem allmählich umgekehrt. Sonst sollte das Leben nur Vorbereitung zum Himmel, nur der Weg zur Ewigkeit seyn. Hier bedurfte es höchstens der Wegweiser auf Erden. Die Kenntniß der himmlischen Hierarchie blieb Hauptsache. Alle Religionslehrer mußten daher Diener der Kirche seyn. Erst spät lernte man einsehen, daß man leben müsse, ehe man sterben könne, und daß daher eine Vorbereitung zum Leben der Präparation zum Sterben voran zu schicken sey. Es bedurfte hier Bürgerfinn und Kenntnisse, die zum bürgerlichen Leben erfordert werden. Die Religionslehre hing sich an aus unseren Tempeln, so wie aus unseren Lehrsälen, allmählich zu verlieren. Höchstens mußte man aus schuldigen Rücksichten noch das Gerüste stehen lassen. Die Moral trat hier an die Stelle der Religion. Man glaubte die erste zur letzteren erheben zu können, indem man das Sittengesetz zu Gottesgesetz hinauf steigerte, und die Pflichtgebote als Gebote Gottes verherrlichte. Als Repräsentanten und Vollzieher des obersten Moralgesetzes postulierte man nun ein vollkommenes Wesen, das sich selbst Gesetz seyn sollte. Auf diese Weise erzeugte man den Begriff eines Gottes, der dann als Inbegriff aller moralischen Vollkommenheiten gedacht wurde. Diesen oder einen ähnlichen Weg schlagen alle neuere Lehrbücher der Religion ein, und wir werden davon in nachstehenden Schriften die deutlichsten Belege finden. Die Verschiedenheit die-

ser Lehrbücher von unseren älteren Religionschriften könnte wohl nicht leicht größer seyn. Kaum haben sich noch die Überschriften aus den sonstigen Kapiteln der christlichen Lehre nebst einigen Bibelsprüchen gerettet. Wollte man sonst nur getreue Gläubiger des Wortes Gottes und des kirchlichen Lehren: so forderte man jetzt vielmehr eine unbedingte Anerkennung und Verständigung des Vernunftgesetzes. Verschiedene Zwecke erfordern verschiedene Mittel. Der kirchliche Glaube mußte erlernt, das Sittengesetz durfte nur erkannt, in dem Menschen selbst gesucht werden. Zu jenem wurde ein unbedingter Glaube erfordert, zu diesem ein gesunder Verstand, ein gesundes Urtheil. Auf letzteres suchten daher unsere neueren Religionslehrer ausschließend zu wirken; durch Aufklärung wollen sie Religiosität bewirken. Man wendet sich daher fast ausschließend an den Verstand; und darf deshalb auch kaum einen anderen Maßstab der Beurtheilung mit sich bringen.

Zuerst fassen wir diejenigen Schriften, bey denen mehr auf die Materie, als auf die Form gesehen ist, zusammen.

- 1) HALLE, b. Hemmerde und Schwetfchke in Comm.: *Lehrbuch der Religion nach Vernunft und Bibel*, von Schliepstein. 1804. 150 S. 8. (8 gr.)
- 2) BIEBERACH, b. d. Gebr. Knecht: *Leitfaden bey dem christlichen Religionsunterrichte der Schulkinder und Confirmanden*, von Joh. Jak. Mayer. 1805. 110 S. 8.
- 3) LEIPZIG, b. Crusius: *Biblisches Spruchbuch mit kurzen Worterklärungen für Dorf- und Stadtschulen nach den Lehrstücken der christlichen Religion*, geordnet von Fried. Tr. Götze, Pfarrer in Zschirla und Eribach. 1805. 100 S. 8. (4 gr.)
- 4) Ebendaf.: *Kurzer Leitfaden zur Mittheilung richtiger Christenthumskenntnisse*. 1805. 48 S. 8. (4 gr.)

Der V. von Nr. 1 geht aus von der Bestimmung des Menschen zur Sittlichkeit und Tugend. Sittlichkeit ist ihm die herrschende Achtung und Liebe für das Gute; und Tugend das ernstliche Bestreben zu thun, was recht und gut ist. Diese Begriffsbestimmung hat gegen sich, daß eine herrschende Achtung allezeit etwas Erworbenes, während die Sittlichkeit etwas Absoletes seyn muß. Die Sittlichkeit ist mit der Menschheit zugleich gegeben, ist ein von ihr unzertrennbares Eigenthum. Die Moral, das ist: die besondere Form, oder die Objectivirung der Sitt-

Ee

lich-

lichkeit, ist veränderlich, und kann nur erworben werden. Eben so wenig ist der Begriff der Tugend erschöpft. Die Tugend an sich kann kein *Bestreben* seyn, denn ein jedes Streben setzt ein Object des Bestrebens voraus, das desselben werth, mithin höher ist, als es selbst. Nun ist aber, nach des Vf. eigener Voraussetzung, die Tugend Bestimmung des Menschen, das ist: letzter Zweck seines gesammten Handelns; folglich kann die Tugend nichts mehr über sich haben, und desswegen auch selbst nicht ein Bestreben seyn. Die Tugend ist vollendet an sich, aber nirgends vollkommen individualisirt. Nur näher können wir uns ihr, nur *tugendhaft* seyn, d. h. sie in einzelnen Zügen verwirklichen. Wir streben also nach Tugend, d. h. nach individueller Vollendung. Ihr Erreichen würde jedem Streben ein Ziel setzen. Das hiesse nichts anders, als das individuelle Seyn vernichten. Von hier kommt Hr. S. zur Bedingung des tugendhaften Handelns, zur Vernunft; dann zum Sittengesetz, dessen Möglichkeit Freyheit voraussetzt. S. 17 bemerkt er: Durch Freyheit und Vernunft und durch das in dieser enthaltene Sittengesetz ist der Mensch ein über die Natur erhabenes Wesen u. s. w. Dieser so häufig aufgestellte Satz ist, wenn er etwas sagen soll, höchst trivial, oder er ist durchaus irrig und irreligiös. Denn sprechen wir von der Natur bloß im Gegensatze des Menschen, so ist es kaum der Erwähnung werth, daß der Mensch das vollendeteste organische Wesen sey. Soll aber der Satz heißen: wir können uns unabhängig machen von den Gesetzen, welche für die Natur gelten, so enthält er eine unverantwortliche Unwahrheit. Wie? liegt denn Vernunft außerhalb der Sphäre der Natur? Was will sie da noch auf der Welt? Die Natur ist ja der Inbegriff aller Gesetze, folglich auch aller Vollkommenheiten. Ihr ist der Mensch unterworfen, oder vielmehr, er gehört ihr selbst als integrierender Theil. Wer nicht in ihr das Gepräge und den Abdruck der höchsten Vernunft findet, der gebe seinen religiösen Glauben, den er dann nur heucheln kann, auf, ehe dieser Selbstbetrug ihn verleite zur Sünde. Die Vollkommenheit des höchsten Wesens kann nur im Ganzen erkannt werden, und das Auffassen seiner Selbst im Verhältnisse zu dem Ganzen, so wie stille Ergebung unter das nothwendige Gesetz, ist das wahre Wesen der religiösen Stimmung, Demuth der erste Grundpfeiler der Religion. Daher die Bibel mit Recht ein zerknirshtes Herz fordert, mit dem man sich zum Vater des Himmels wenden soll. Wer mit Innigkeit und wahrem Ernste sich jenen religiösen Sinn erwerben will, der gewöhne sich zu forderst zum Gehorsam gegen die Natur, der lerne sie kennen und ihr dienen. Gott ist dem Vf. im Geiste der Kantisch-Fichtischen Philosophie Grundursache oder Urheber der sittlichen Weltordnung; Religion nach §. 32 Eine Gemüthsstimmung, nach welcher der Mensch diesem Verhältnisse, worin er mit Gott steht, gemäß urtheilt, beschließt und handelt. Allein Gott, als Urheber der sittlichen Weltordnung, die nach

§. 26 in der Einrichtung bestehen soll, daß die Menschen in der Tugend und Glückseligkeit immer fortschreiten können, ist ein ziemlich müßiger Begriff, der die Erhabenheit Gottes bey weitem nicht erschöpfend darstellt. Denn die sittliche Weltordnung ist bloß subjectiv, bloß für sitliche Wesen, insofern sie sich individualisirt denken. Die ganze übrige Welt wird nun nur bloßes Mittel zur Erhaltung sitlicher Wesen; Gott ist nur ein Gott der Vernünftigen, und die übrige Natur steht vaterlos da. Diese Annahme der sittlichen Weltordnung wird bloß als Folge des absoluten Gesetzes der Sittlichkeit angesehen, und aus ihrem Vorhandenseyn wird erst die Nothwendigkeit der Unsterblichkeit dargethan. Das Raisonement ist nämlich dieses. Das Leben langt bey weitem nicht zu, um den Forderungen des Sittengesetzes Genüge zu leisten, ergo: u. s. w. Allein abgesehen, daß dieser Schluß schon auf keinen untrüglichen Prämissen ruht, so ist ja das Sittengesetz dem ganzen Reiche sitlicher Wesen gegeben; es fordert Realisirung der Tugend schlechthin, aber keinesweges die Erreichung der Tugend der Individuen. Das Sittengesetz wurde immer befolgt, so wie Tugend in ihrer Totalität immer da war, aber nirgends in einer bestimmten Form, nirgends an ein Individuum gefesselt. Das Sittengesetz kann also bestehen auch ohne Erhaltung der Individuen, von denen es nie abhängig werden kann. Rec. wollte durch diese Bemerkungen bloß einen Beweis geben, daß auf diese Weise das Wesen der Religion durchaus nicht erschöpft, noch der religiöse Glaube befestigt werden könne. Im 2. Abschnitte findet man die gewöhnlichen Beweise für das Daseyn, nebst Darstellung der Eigenschaften Gottes. Die Sünde, von welcher in dem dritten Abschnitte die Rede ist, wird dem Obigen gemäß als eine Handlung, die dem Sittengesetze entgegen ist, charakterisirt. Es folgen die Veranstaltungen Gottes, den Menschen von der Sünde zu befreien. Die Person Jesu findet man mit Würde und Wahrheit gezeichnet. Eben so ist die christliche Kirche als eine Vereinigung mehrerer Menschen, die sich zur Lehre Jesu bekennen, gut charakterisirt. Im sechsten Abschnitte wird unter der Überschrift: Von den Einrichtungen und Anstalten Jesu zur Erhaltung und Verbreitung seiner Lehre, das nöthige über den christlichen Cultus bemerkt. In den drey letzten Abschnitten werden der Zweck der Lehre Jesu, die Hülfsmittel zur christlichen Tugend, und endlich die Erwartungen des Menschen nach dem Tode abgehandelt.

Übrigens zeichnet sich diese Schrift in Ansehung der Materie durch Vollständigkeit, und in Ansehung der Form durch Präcision aus.

Der Vf. von Nr. 2 wollte uns eine Anleitung zu einem Religionsunterricht für Herz und Leben geben, der zugleich dem Verstande und dem eigenen fernern Nachdenken des Christen zusage. Ehe er zur Religion kommt, wendet er sich zu dem Menschen; von hier aus gelangt er zur Weltbetrachtung, die ihn auf Gottheit und Religion führt. Letztere



tere beginnt er mit einem kurzen Abriss der Geschichte. Der Plan ist nicht übel angelegt und durchgeführt; auch muß man die Popularität des Vf. ehren; nur hätten wir mehr Bündigkeit, mehr inneren Zusammenhang der Hauptlehren, so wie überhaupt einen gewissen Prospekt der gesammten Glaubenslehren gewünscht. Übrigens folgen die Kapitel der christlichen Glaubenslehre in der gewöhnlichen Ordnung.

Nr. 3 enthält bloß eine Auswahl biblischer Sprüche, insofern sie auf die christlichen Glaubenslehren Bezug haben.

In Nr. 4 werden die Hauptstücke des christlichen Religionsunterrichts in aphoristischen Sätzen abgehandelt. Die gemessene Kürze und Deutlichkeit ersetzen zum Theil dasjenige, was dieser kleinen Schrift an Vollständigkeit fehlt.

Wenn in jenen Schriften hauptsächlich die Materie berücksichtigt war, so erschienen besonders in den letzteren Jahren noch ungleich mehrere Bearbeitungen der Form, oder eigentlich praktische Lehrbücher. Nach der fast allgemein angenommenen Meinung ist es die Katechese allein, durch welche man mit Sicherheit Religionswahrheiten dem Verstande zuführen zu können glaubt. Unter vielen Beyträgen verbinden wir folgende zwey vorzüglichere Schriften:

1) ALTONA, b. Hammerich: *Ausführliche sokratische Katechisationen über die gesammten einzelnen Sätze unserer christlichen Glaubenslehre*. Ein Hülfsbuch für Freunde der Jugend und einer guten Methode, sie zu bilden. Von Franz Adolph Schröder. Ersten Bandes erster Theil. 1805. 440 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) LEIPZIG, b. Schmidt: *Katechetische Andachtsunterhaltungen*, von Dolz, Döring und Kotzer. 1804. Erstes Bändchen. 200 S. Zweytes Bändchen. 191 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. von Nr. 1 hat es an Ausführlichkeit nicht fehlen lassen. In diesem ersten Hefte sind sechs und dreyßig Katechisationen über den Schleswig-Holsteinischen Landeskatechismus. Er sucht zwar die Nothwendigkeit dieser Ausführlichkeit (Vorr. S. XX ff.) darzuthun; aber es bleibt immer noch die Bedenklichkeit, daß auf einem so ungeheuer langen Wege kein Ende zu sehen ist, wenn über jeden Satz der christlichen Lehre mit gleicher Ausführlichkeit gehandelt wird. Die Katechese läßt sich, wie sie gedruckt steht, einmal nicht von Wort zu Wort in die Schule übertragen, wo immer theils Aufmerksamkeit fehlt, theils ganz andere Antworten kommen, als man erwartet, und folglich auch die Fragen anders gestellt werden müssen. Aus einem Buche wird daher Niemand katechisiren lernen. Nur Beyspiele kann eine schriftliche Katechisation geben; und wenn man sich nach einem Beyspiele bilden soll, so ist es keinesweges nöthig, daß so viele Unterhaltungen dem Drucke übergeben werden. — Diejenigen Katechesen, welche als Muster für den Ungeübten aufgestellt werden, sollten dann auch so vollkommen seyn, daß sie durchaus Norm seyn könnten für alle

sokratische Unterhaltungen. Dazu gehört freylich nicht gemeine Übung, nicht bloß Umgang mit Kindern, nicht bloß eine völlige Gewalt über seinen Gegenstand, sondern vorzüglich eine reine Psychologie, die mit den Fortschritten des menschlichen Geistes und mit seinem Verfahren bis ins kleinste Detail innig vertraut ist. — Bey so vielen Katechesen fehlt uns immer noch eine Stufenfolge von Frageübungen; immer sind eine Menge von Gegenständen frageweise durchgegangen und neben einander hingestellt, anstatt sie gehörig zu verbinden, und in einer auf die allmählichen Fortschritte des menschlichen Geistes berechneten Reihenfolge darzustellen.

Die Hauptkunst des sokratischen Verfahrens besteht darin, daß der Schüler allmählich dahin geleitet werde, aus seinem Kreise von Erfahrungen die nöthigen Resultate zu ziehen, aus dem Bekannten durch eigene Reflexion das Unbekannte zu finden. Dazu gehört vornehmlich ein weises Benutzen des Vorhandenen, und ein Vermeiden, dasjenige abzufragen, was ohne Frage schon deutlich war. Es ist ein sehr gewöhnlicher Fehler unserer Katechesen, daß sie alles befragen, auch da, wo es nicht darauf ankommt, neue Resultate zu ziehen, sondern nur an das alltägliche sich zu erinnern; es werden dann oft 10 bis 20 Fragen gemacht, und der Schüler ist immer noch um keinen Schritt weiter. Von diesem Fehler scheint auch der Vf. des vor uns liegenden Buches nicht frey gewesen zu seyn. Gleich zu Anfang, wo er auf 7½ Seiten über das Titelblatt des Landeskatechismus katechisirt, thut er einige Fragen über das Beywort *kurz*, das er vermuthlich erläutern wollte. Er fragt: Warum gehst du nach dem Kirchdorfe nicht den Fahrweg, sondern den Fußsteig? K. Weil dieser kürzer ist. L. Was ist also der Fahrweg? K. Ein längerer Weg. (Möchte man hier nicht denken, daß die Fuhrwege, Straßen u. dgl. das Hauptthema werden sollten?) Welchen Weg geht nun wohl Jedermann am liebsten? u. s. w. Was ist durch diese Fragen für das Kind gewonnen? Weis das Kind nun zu erklären, was kurz ist? Hat es ein Resultat? Verloren konnte aber bey einem Kinde seine ganze Aufmerksamkeit werden. Denn was wird es hier beschäftigen? Die Felder, die Bäume, die Menschen und Thiere, die es einst sahe, die für dasselbe vielmehr Interesse haben, als der Landeskatechismus. Die Hauptrücksicht ist, die Aufmerksamkeit der Kinder zu fesseln, nicht sie zu zerstreuen, wie das durch jedes Quereinfragen geschehen muß. Man kann sich bey dem katechetischen Verfahren nicht genug versehen, um ein jedes Fremdartige nicht bloß aus seinen Unterredungen, sondern auch aus der Seele der Kinder zu entfernen. Eben so häufig sind auch die unmittelbaren Verkettungen der Vorstellungen, ohne welche es zwar möglich ist, auf jede Frage zu antworten, aber gewiß nicht den Zusammenhang, sowohl der Fragen, als auch der Antworten, einzusehen. Wir geben aus den sehr häufigen Beyspielen nur eins. Es ist S. III ff. Hier soll folgender Satz durchgeführt werden: „Alle Menschen, alle Thiere, alle lebendigen Dinge sind von

von einem Wesen gemacht, welches von ihnen unterschieden, ewig und unveränderlich ist.“ — Man sollte glauben, daß hier vor allem das Unveränderliche im Gegensatz des Veränderlichen, dann die Begriffe des Schaffens zu erörtern wären. Allein anstatt dessen beginnt der Vf. mit dem Begriff der Ursache und Wirkung. Hier wird man wieder erwarten, daß zuerst die Begriffe des Wirkens und der Ursache sprachanalytisch gefunden und festgesetzt werden; aber auch dies nicht, sondern der Lehrer fragt: Wenn du einen silbernen Löffel in einen Schrank gelegt hättest, und du fändest ihn nach einigen Stunden nicht mehr darin, wornach würdest du da wohl sogleich fragen? K. Wer ihn herausgenommen hat! L. Was muß also durchaus Jemand gethan haben? K. Es muß Jemand den Löffel herausgenommen haben. L. Wovon willst du also die Ursache wissen? K. Davon, daß der Löffel fort ist. Hier liegt die Folgerung, die auf Gott als Urheber alles Seyns gemacht werden soll, freylich so entfernt, daß man nur dadurch begreift, wie auf 9 Seiten durchaus über nichts, als diesen Satz auf eine Weise katechisirt wird, wie man es freylich sehr häufig zu hören und zu lesen Gelegenheit hat; d. h. es wird um den Satz rund herumgegangen, er wird bald so, bald anders ausgedrückt, bald mit diesem, bald mit jenem Beyspiele begleitet, und daraus besteht denn der ganze oft mehrere Stunden einnehmende Vortrag. An eine Zergliederung, theilweise Auflöfung und Festhaltung des Satzes ist dabey gar nicht zu denken. In dem eben angeführten Beyspiele ist von einer topischen, nur willkürlich geschehenen Veränderung die Rede, während der Begriff einer selbstthätigwirkenden Ursache auf nothwendigen Gesetzen und einer dynamischen Ansicht der Natur beruht. Dem ohngeachtet setzt die gleich darauf folgende Frage: „Ohne was kann nie eine Wirkung geschehen?“ diese Ansicht voraus; setzt voraus, daß der Zusammenhang schon begriffen sey, welcher zwischen Ursache und Wirkung statt findet. Es gehört mehr, als das obige Beyspiel, es gehören viele Beobachtungen dazu, um hier nicht mehr nachzusprechen, als nachzudenken.

Die Katechesen gehören übrigens keinesweges zu den schlechteren, wie sich dies ohnehin schon von einem geübten Schriftsteller dieser Art erwarten läßt. Aber sie sind zu wenig auf die Bedürfnisse der Schüler berechnet, zu wenig psychologisch zusammenhängend, und eben desswegen den Forderungen nicht genügend, die man an ein sokratisches Verfahren mit Recht machen kann.

Wenn das vorstehende Buch vorzüglich die Bestimmung hatte, den Verstand zu erheitern: so geht der Zweck der unter Nr. 2 angeführten beiden Bändchen mehr auf Erhebung des Herzens vermittelt des Verstandes. Hr. Dolz ist, gegen die Einwürfe und Vorschläge einiger denkenden neueren Pädagogen, der Meinung, daß man nur durch den Verstand auf das Herz wirken kann, und legt seine übrigens auch wohl schon sonst bekannten Gründe dafür (in Vorr. 2 Bdch.) mit Bescheidenheit vor. Es scheint

indess, als hätte er die Einwendungen jener Pädagogen doch mißverstanden. Denn wenn behauptet wird, daß man nur durch Gefühle erst mit Glück auf den Verstand wirken könne, so bezieht sich dieses vornehmlich auf die Art und Weise, sich des ganzen Menschen zu bemächtigen, ihn dahin zu bringen, daß er selbst gern und unwillkürlich bey der Sache weile; und dahin gelangen wir allerdings nicht durch bloße Bearbeitung des Verstandes, ohne zuvor die Sinne in Anspruch zu nehmen, und durch diese Aufregung und bestimmte Richtung der Thätigkeit erst ein Interesse zu erzeugen, damit der Mensch auch gern bey dem Gegenstande, der ihm vorgelegt ist, weilen lerne; und ist er erst dahin gelangt, kann er erst genau beobachten, so wird er auch reflectiren und denken lernen. Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß in den vorliegenden Unterhaltungen sehr und fast ausschließend auf den Verstand gewirkt ist; indess fehlt es auch besonders Hn. Dolzens Unterhaltungen nicht an Stellen, die erwärmen und Gefühle erwecken. Nur hätte man in Andachtsunterhaltungen freylich mehr ein religiöses, als ein moralisches Colorit erwarten sollen. Der Form nach sind auch diese Katechesen Beweise von der Kunst, und dem sorgfältigern Studium einer geläuterten Moralphilosophie, wodurch sich die Vf. schon rühmlich bekannt gemacht haben. Nur bleibt die Frage übrig: ob sich Jemand nach diesen Mustern bilden darf, da sie eine Abstraction der Begriffe voraus setzen, die nur sehr langsam sich erzeugen läßt. Man darf nur die erste Seite lesen, um sich hiervon zu überzeugen. „L. Was für uns wichtig seyn soll, was muß das für uns haben? Sch. Einen Werth! L. Was soll denn aber für uns in allen Lagen und Verhältnissen unseres Lebens den höchsten Werth haben? Sch. Die Tugend. (Daß die Tugend den höchsten Werth habe, ist ein Satz, der gewiß den Schülern gesagt seyn muß, und den sie deshalb glauben. Sonst sagte man, der Glaube sey das Allerhöchste; und wenn jetzt noch der Schüler geantwortet hätte: Religion! so würde es wenigstens nach der verschiedenen Meinung mehrerer Philosophen noch zu disputiren gegeben haben, ob er Recht habe oder nicht!) S. 16. L. Wovon hängt oft der Besitz der Ehre ab? Sch. Von zufälligen Umständen! S. 105. L. Was machen die meisten Veränderungen, die uns treffen, auf unser Gemüth? Sch. Einen Eindruck. L. Wie vielerley Art kann aber der Eindruck, oder das Gefühl seyn, welches dadurch hervorgebracht werden kann? Sch. Doppelte (doppelter) Art, es kann ein angenehmes oder ein unangenehmes Gefühl seyn.“ u. s. w. Lesen lassen sich solche Unterhaltungen recht gut, aber nicht anwenden, weil, nach dem richtigen Grundsatz des sokratischen Verfahrens, eine jede Frage so eingerichtet seyn muß, daß in ihr zugleich die Bedingungen gegeben sind, durch deren Zusammenstellung die Antwort als daraus nothwendig hervorgehendes Resultat richtig erfolgen muß. Dies ist den Vff. theilweise gelungen; aber da, wo sie allgemeine Sätze aus der Psychologie und Moralphilosophie mit allgemeinen Fragen herausbringen wollen, und eben so allgemein antworten lassen, darf man ihnen das nicht nachrühmen.

(Der Beschlufs folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 N O V E M B E R, 1 8 0 5.

## T H E O L O G I E.

*Beschluss der Beurtheilung neuer Schriften über  
den Religionsunterricht.*

Ueber die Vernachlässigung der geoffenbarten Religion beklagt sich der Vf. folgender Schrift:

FRANKFURT a. M., in der Hermannschen Buchh.: *Ein Wort über den neuesten Vortrag der christlichen Religionslehren in Kirchen und Schulen.* Von einem evangelischen Prediger. 1804. 56 S. 8.

Schon das Motto: „Wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreyen“ deutete das an, was wir in dem Büchelchen selbst finden, nämlich eine ängstliche Besorgnis, daß sich die Offenbarung, so wie der Glaube an die Göttlichkeit der biblisch-christlichen Religionslehre, neben dem über alles grübelnden Geist der Philosophie nicht erhalten werde. Liegt auch den Äußerungen des Vf. eine unrichtige Ansicht der kirchlichen Lehren zum Grunde, die da etwas fürchtet, wo wenig zu verlieren ist: so muß man ihm doch darin Recht geben, daß durch den herrschenden Geist der neueren Religionslehre eine Kälte eingerissen ist, die im Allgemeinen unendlich mehr schaden kann, als selbst der größte Aberglaube. Die Religion war immer der Zügel, an dem die Masse fest gehalten wurde; das Beispiel der Römer und Griechen, nach Entthronung ihrer Götter, so wie die große Revolution des westlichen Europas haben es belehrend genug bewiesen, was der Mensch ohne den Glauben ist und werden kann.

Aber noch ist die Aufgabe nicht praktisch gelöst: Wie erhalten sich, neben einem aufgeklärten Verstande der religiöse Glaube, und die positiven Glaubenslehren? Es würde uns zu weit führen, wenn wir unsere eigene Ansicht hierüber ausführlich geben wollten. Nur andeuten können wir im Allgemeinen, was bey dem neueren Religionsvortrage überhaupt vermisst wird.

a) Es fehlt dem Religionsvortrage zuerst gewöhnlich an Würde. Das Hinweisen bey weniger verständlichen Stellen der Bibel auf die damalige beschränkte Vorstellungsart der Menschen, das Untergraben der christlichen Dogmen, an dem auch der Haufe Theil nehmen soll, entwürdigt die Religion im Angesicht der Menge, und macht letztere nicht nur kalt und gleichgültig, sondern auch häufig frivol.

J. A. L. Z. 1805. Viertes Band.

b) Die Religion ist zu sehr gezogen in die Sphäre des Verstandes. Es soll alles bewiesen und, alles begriffen werden. Demohngeachtet führt uns die Religion zu dem Unbegreiflichen, zu dem Unendlichen hin. Hieraus erkläre man sich, warum sich nur der moralisch-dogmatische Theil der Religion erhalten konnte. So lange man den Unsichtbaren um sich glaubte, so that religiöse Scheu manchem Laster Einhalt, das Gesetz, das in uns spricht, ist nicht stark genug, wenn ihm nicht etwas Auseres entspricht.

c) Es fehlt endlich den Religionslehren an Zusammenhang und Consequenz. Es sind nur einzelne Brocken, die ausgetheilt werden, während sonst alles auf einem, wenn auch in seinen obersten Sätzen nur postulirtem festen Systeme ruhe. Man halte dies nicht für unbedeutend. Consequenz im Denken führt zur Consequenz im Handeln, und ein zerstückeltes Wissen verwirrt in jedem Thun. Es ist fürchtbar, wenn der unbelehrte Haufe diejenigen schwanken sieht, von denen er Aufschlüsse für den Verstand und Beruhigung für sein Herz erwartet.

Die Katechese hat vollendet, was schon in Lehrbüchern nach Paragraphen vorgearbeitet war. Es kann kein sichereres Mittel geben, den Zusammenhang zu zerreißen, und jedes Ding in seiner Isolirtheit zu betrachten, als die Katechese. Es möge ihr die Gerechtigkeit widerfahren, daß der Verstand zur Selbstthätigkeit durch sie angereizt werde, Aber ohne Zusammenhang der Vorstellungen, fruchtet Zerspaltung nichts, und ohne Zusammenhalten des Ganzen ist eine Einsicht des Details nie sicher vor Einseitigkeit. Man lasse also dem Verstande erst seine Reife, man gewöhne zum Verknüpfen, ehe man ans Zerspalten denkt, und man wolle nichts suchen in dem Menschen, was er nicht empfangen. Den Unterhaltungen gehe Unterricht vorher, dann werden sie ihren Zweck nie unerreicht lassen.

So wie wir der Religionslehre die edle Simplizität, in welcher sie sich ursprünglich zeigte, wo Dogmen nur obenhin erwähnt, Begriffszerpaltungen gänzlich übergangen wurden, zurückwünschen: so wünschen wir auch eben den eindringenden und herzlichen Vortrag, der sich an die Bedürfnisse des Herzens viel mehr hielt, als an die Operationen des Verstandes, wieder eingeführt, und den Bedürfnissen unseres Zeitalters angepaßt.

Ax.

INGOLSTADT, b. Attenkover: *Museum für katholische Religionslehrer.* Eine periodische Schrift  
F f in

in zwanglosen Heften. Erstes und zweytes Heft. 1804. 322 S. Drittes Heft. 156 S. 8. (1 Jahrgang von 2 Bänden, deren jeder zwey Hefte befaßt, kostet 3 Guld.).

Der Inhalt dieses Museums, dessen Redacteur der Hr. Verleger selbst zu seyn scheint, ist Alles, was dem Religionslehrer in seinen Berufsgeschäften aus-  
helfen, oder was ihm in seinen Mußestunden eine  
lehrreiche Erholung gewähren kann. Man findet  
hier 1) *kurze Predigten, Predigtfragmente und Ent-  
würfe, meistens für die Festtage*. Diese verrathen  
im Ganzen eine ächtchristliche Denkart, haben eine  
durchaus praktische Tendenz, die selbst in die ein-  
zelnen Verhältnisse des Lebens eingeht, und der  
Vortrag ist so einfach, faßlich, und herzeindringend,  
daß man bey diesen wesentlichen Vorzügen einige  
Provinzialismen (z. B. weiters f. weiter, nicht so  
fast f. nicht so sehr, erkleken f. hinreichen) leicht  
überfieht, und den Mangel an ausführlicher Abhand-  
lung der Materie oder an rhetorischer Kunst, wel-  
che beide der Natur einer kurzen Paränese fremd  
sind, willig verzeiht. Die Zweckmäßigkeit man-  
cher einzelnen Ausserungen, z. B. über die Unglau-  
bigen und Feinde des Christenthums (Heft 1. S. 21 ff.)  
läßt sich nur aus den Ort- und Zeitverhältnissen des  
Predigers gehörig beurtheilen; welche dem Rec.  
nicht bekannt sind. Im Durchschnitte pflegen der-  
gleichen allgemeine Befehdungen der Freygeister  
wenig Gutes, öfter aber Nachtheil für die Religio-  
sität selbst zu bewirken. 1) *Kurze Gelegenheitsreden,  
die bey verschiedenen Feyerlichkeiten anwendbar sind*;  
z. B. zur Fastnachtzeit, über das Beyspiel des rei-  
chen Prassers — ganz in dem eben bezeichneten  
Charakter der Predigten. 3) *Kurze Katechisationen,  
Winke über den religiösen Unterricht in Schulen* —  
verspricht zwar die Ankündigung, sind aber in die-  
sen drey Heften nicht anzutreffen; ein Mangel, den  
künftig abgeholfen werden mußte, da Katechetik  
gerade der schwerste und wichtigste Theil der Pa-  
storalkunst ist. 4) *Manches für die Seelsorge am Kran-  
kenbette*. Diesmal nur ein unbedeutendes, dem  
Beyerschen Magazin nachgebildetes, und, wegen des  
scherzhaften Tons in einer ernsthaften Sache, auf  
keine Weise musterhaftes Gespräch: der neue Rock.  
5) *Anzeigen von Predigten, die seit dem Anfange die-  
ses Jahrhunderts erschienen sind*. Meist Auszüge der  
Dispositionen, mit wenigen kritischen Bemerkun-  
gen, die aus dem Gesichtspuncte des Zwecks von  
Predigten gemacht sind, begleitet. 6) *Auszüge aus  
einigen Religionschriften*. Großentheils Schriften,  
welche sich auf das Religionswesen in Bayern be-  
ziehen. Sehr treffend ist das, was der Rec. für die  
Landwirthschaft und Naturaleinkünfte der Geistli-  
chen, gegen allzugeringe Besoldung derselben in  
baarem Gelde erinnert hat. Es scheint aber wirk-  
lich, als ob es hin und wieder in katholischen und  
protestantischen Ländern darauf abgesehen wäre,  
daß der öffentliche Religionsunterricht nicht fort-  
daure. 7) *Landesherrliche und bischöfliche Verord-  
nungen, die den Religionslehrer näher angehen*.

Nicht nur für Inländer brauchbar, sondern auch in  
historischer Rücksicht für Ausländer interessant. 8)  
*Biographische Skizzen verdienter Männer, die im Stil-  
len gewirkt haben*. Diesmal ein würdiges Monument  
für einen würdigen Landgeistlichen, Erhard Koll-  
mayer, Pfarrer zu Oberdierfurt im Pfalzbaierischen.  
9) *Verschiedene Nachrichten, Miscellen*. Meißens Lo-  
calitäten, die auch nur ein locales Interesse haben. —  
Überhaupt ist nicht zu zweifeln, daß es auch im  
katholischen Deutschlande noch viele Prediger giebt,  
die aus diesem Museum viel Gutes lernen können,  
und es ist zu wünschen, daß eben so viele dies auch  
wollen. Die Feyer der heiligen Tage könnte da-  
durch besonders an Zweckmäßigkeit gewinnen.  
Für Katechetik, Liturgik und specielle Seelsorge be-  
darf diese Zeitschrift künftig mehrerer und besserer  
Beyträge. d.

LEIPZIG. b. Weygand: *Sammlung abweichender  
Vorstellungen der neutestamentlichen Schriftsteller  
über einen und denselben Gegenstand*. Ein frey-  
müthiger exegetischer Beytrag, zur näheren  
Würdigung der christlichen Bibel. 1803. I Theil  
13½ Bog. II Theil, nebst einer Abhandlung über  
Emanation und Pantheismus der neutestament-  
lichen Schriftsteller. 12½ Bog. 8. (1 Rthlr. 16 gr.).

Neuere Gelehrte haben zugegeben, was ältere  
Theologen nach ihren höheren Begriffen von Theo-  
pneustie durchaus leugnen mußten, daß sich wahre  
Widersprüche nicht nur in historischen, sondern  
auch dogmatischen Stellen des A. und N. T. finden;  
und die neuesten Bearbeiter der biblischen Theolo-  
gie haben sich deswegen angelegen seyn lassen, die  
abweichenden religiösen Vorstellungen Jesu nach  
den drey ersten Evangelisten, und nach Johannes;  
dann jene eines Paulus, Petrus etc. bemerkbar zu  
machen, und die Regel gegeben, daß nur das zur  
eigentlich streng so genannten christlichen Lehre ge-  
höre, was erweislich Lehre Jesu war. Diese ab-  
weichenden Vorstellungen oder Widersprüche wollte  
der Vf. des anzuzeigenden Buchs zusammenstellen,  
und sein Urtheil über ihre Entstehung fällen, damit  
man alles auf Einen Blick übersehen, und gründli-  
cher darüber urtheilen könne. Wir müssen diesen  
Endzweck des Vf. billigen, wie wir auch gerne ge-  
stehen, daß wir an ihm Einen kenntnißreichen und  
talentvollen Mann gefunden haben, der bey dem vie-  
len Bekannten, das er vorträgt, auch nicht wenige  
neue Ideen, Hypothesen und Erklärungsversuche  
dem prüfenden Leser mitgetheilt hat, so daß es Ni-  
manden gereuen wird, diese Schrift, die noch dazu  
sehr deutlich oder in einem fließenden Vortrag ge-  
schrieben ist, zu lesen. Nur müssen es Männer seyn,  
welche Prüfungsgeist besitzen, und nicht alles auf  
Treue und Glauben annehmen. Der Vf. hat in jedem  
Bändchen 22 Widersprüche gerügt, welche er in  
den Schriftstellern des N. T. gefunden zu haben  
glaubt, wovon aber in dem zweyten Band einige  
nicht das Theoretische, sondern Historische betref-  
fen, die uns eigentlich nicht hieher zu gehören  
schei-

scheinen, und die sich sonst noch hätten vermehren lassen.

Aber indem wir dem Buche dieses verdiente Lob ertheilen, und dem Vf. unsere Achtung für seine Kenntnisse bezeugen, die er auch, wenn wir nicht irren, schon in anderen Büchern dargelegt hat: so dürfen wir doch auch nicht verhehlen, daß uns vieles mißfallen habe, und daß wir keineswegs glauben, die Streitfrage über die abweichenden Vorstellungen im N. T. sey durch ihn abgethan, oder aufs Reine gebracht. Vielmehr muß dieselbe erst einer weit gründlicheren und ernsteren Prüfung unterworfen werden.

Erstlich mißfällt uns, daß er alle citirten Stellen des N. T., welche beynabe den dritten Theil des Buchs ausmachen, nach der *Stolzischen* Übersetzung anführt, nur selten mit einer kleinen Änderung, ohne es mit einem Wort anzuzeigen. So wenig dieses auch an und für sich zu mißbilligen seyn mag: so mußte er doch billigermaßen, vermöge der goldenen Regel: *Jedem das Seine*, in der Vorrede sagen, daß er nach der *Stolzischen* Übersetzung allegire. II. Legt er zu kühn, die späteren jüdischen Begriffe vom Messias, im Buche Sohar oder anderen späteren jüdischen Schriften, den Juden vor Christo bey, da doch von solchen in den Apokryphen, dem N. T. oder der Mischna keine Spur vorkommt. Die Schatzkammer rabbinischer Gelehrsamkeit ist dem Vf. *Schmidts* Bibliothek für Kritik und Exegese. Aber bey weitem ist noch nicht die Frage genugsam erörtert, wie weit es denn erlaubt sey, solche spätere messianische Ideen auch den früheren Zeiten zu leihen. Neuere Gelehrte sind seit einiger Zeit, vorzüglich seit *Corrodi's* Buch über den Chiliasmus, in diesem Punkte viel zu freygebig. III. Setzt er die Apostel des Herrn zu tief herab, und stellt sie ohne hinlänglichen Beweis als zu ungelehrt dar. Um Jesum vom Widerspruch mit sich selbst zu befreien, müssen meist die Apostel die Schuld auf sich nehmen; sie müssen nach ihrer Ungelehrtheit den Geist der Rede Jesus nicht gefaßt, seine Worte mißverstanden, und uns etwas Falsches überliefert haben, so daß man den wahren Geist der Lehre Jesu und seine rein moralische Tendenz nur aus wenigen Bruchstücken, vornehmlich aus der Bergpredigt, noch erkennt. Solche Beschuldigungen müssen doch offenbar erwiesen seyn; es muß kein anderes Mittel der Erklärung geben, wenn man so oft und dreist sie aufstellen will. Aber dieses hat der Vf. meist gar nicht erwiesen. Und doch sollen die Apostel auf der anderen Seite wieder meist mit der höheren jüdischen Theologie bekannt, also gelehrt und ungelehrt zugleich gewesen seyn. Stellt man diesen Grundsatz so uneingeschränkt auf, und wendet man ihn so frey und nach bloßer Willkühr an: so muß man alle Hoffnung aufgeben, die wahren Grundsätze Jesu kennen zu lernen. Denn ihre Harmonie mit der gesunden Vernunft reicht nicht hin, weil man dabey voraussetzt, was noch nicht erwiesen ist, sondern erst aus seinen gewiß als ächt erkann-

ten Lehren hervorgehen muß, daß sie mit der Vernunft übereinstimmen. — IV. Hat sich der Vf., indem er nach Widersprüchen haschte, selbst nicht genugsam vor Widersprüchen gehütet. Im ersten Theil N. IX behauptet er, Jesus habe die Abschaffung des mosaischen Gesetzes gelehrt, aus Matth. 9, 16. 17. 15, 11. Joh. 4, 21. 23. 24. „Matth. 9 sagt Jesus ausdrücklich, daß die alte Religionsverfassung mit der von ihm gestifteten neuen unverträglich sey, und bricht eben dadurch der mosaischen den Stab. Joh. 4 erklärt Jesus bestimmt, daß Gott nur durch eine gute Gesinnung verehrt werden könne, und nicht durch das Ceremonialgesetz, welches er demnach für ungültig erklärte.“ Diesem widerspricht er im zweyten Theil S. 67: „Durch einen neu einzuführenden Ritus hätte er die Feyer des Pascha aufgehoben. Dies wollte er aber nicht. Dieses Fest sollte beybehalten werden, wie die ganze mosaische Verfassung, Matth. 5, 17.“ Und S. 88: „Dieser Wille Jesus in Absicht der Beybehaltung der Zehnten wird um so einleuchtender, wenn man die dritte Stelle in Erwägung zieht, nach welcher Jesus das mosaische Gesetz nichts weniger als abgeschafft, sondern nach der Grundidee desselben ganz beobachtet wissen will, wie dies schon anderwärts gezeigt wurde.“ Ja schon im ersten Theil S. 171—75 beweist er, daß Jesus die Beybehaltung des mosaischen Gesetzes wollte, und nur Paulus ganz anderer Meinung war. So schnell, schon nach Niederschreibung weniger Bogen, hat der Vf. seine Meinung geändert, und nicht einmal den Widerspruch mit sich selbst angezeigt? Um nicht zu weitläufig zu werden, mag dieses einzige Beyspiel genügen, aber Rec. hat sich mehrere ausgezeichnet. — Endlich hascht der Vf. zu sehr nach Widersprüchen, und giebt sie gleich dem ersten Anschein nach dafür aus, ohne einen Vereinigungsversuch zu machen. Schon die Manier ist zu frivol, mit welcher er im II Theil seine Untersuchung ankündigt: „Jeder hat seinen eigenen Hang, und seinen eigenen Geschmack. Ich hatte nun einmal den Hang, *Jagd zu machen* auf widersprechende Vorstellungen der neutestamentlichen Schriftsteller, und fand daran vorzüglichen Geschmack.“ „Zweifel gegen theoretische Religionsätze werden in jedem denkenden Menschen obnehin aufsteigen, — so fand ich auch bey *verrosteten* und *verlegenen* Landpredigern.“ Auch ist hin und wieder der Ton widerlich und unanständig: S. 129 II Th. ob Paulus über die Dämonen sich nur accomodire oder nicht, ist ein gordischer Knoten. Beherzigung verdient aber die durch die Erfahrung als richtig erfundene Anmerkung, daß jeder Mensch in Ansehung des Wissens sein *eigenes Steckenpferd reitet*. — Theologen, welche über Bibel und Religion sprechen, sollen eine gesetzte und ernste Sprache führen. Wer bey einer gelehrten Untersuchung auf etwas Jagd macht, der findet leicht mehr, als wahr ist. So ging es dem Vf.; er sah überall Widersprüche, auch, wo andere Menschen keine entdecken, oder den Schein leicht heben können. Es mußten ja 2 Bändchen gefüllt, und in jedem

jedem, der Symmetrie wegen, 22 aufgestellt werden! Beyspiele sollen dieses beweisen.

Nr. V und VII. Wer die Welt richtet? nach einigen Stellen Gott, nach anderen Jesus; und wer die Welt erschaffen hat? nach einigen Gott, nach Johann und Paulus der Logos, der Sohn Gottes. — Hier hebt das eine das andere nicht auf, denn es heisst, daß Gott durch Christum die Welt richte, und sie durch den Logos geschaffen habe. *Quod autem quis per alium facit, id ipse fecisse dicitur.* Nur so viel ist hier abweichende Vorstellung des Johannes und Paulus, daß sie das Θεον in Christo als vorweltlich, nach orientalischer Philosophie, und für sich bekehrend dachten. IV. Jesus sprach sich Allwissenheit ab, seine Apostel legten sie ihm bey. — Das letzte beweisen die angezogenen Stellen nicht. Joh. 2, 24. 25. Joh. 21, 15 — 17 reden nur von Jesus Menschenkenntnis. Gesezt aber auch, sie sprächen von Allwissenheit, so ist ja nur das Urtheil anderer über ihn. Gehörte aber dieses von den seinigen abweichende Urtheil hieher: so gehörten auch andere hieher, z. E. daß er sich für Christum hielt, andere ihn aber nicht dafür hielten. VI. Wann Jesus sein Daseyn erhalten hat? Nach Matth. und Luk., als ihn Maria vom heiligen Geist empfing. Nach Joh. hat er existirt, ehe die Welt geschaffen war. — Matth. und Luk. reden von dem Menschen Jesu, Joh. von dem göttlichen Logos, der sich nach seinen ihm eigenen Philosophemen mit dem Menschen Jesu vereinigt hat. VIII. Wodurch erhält man Vergebung der Sünden? Nach Jesus durch Besserung und Erfüllung des Willens Gottes; nach den Aposteln durch den Opfertod Jesu. — Es ist bey weitem noch nicht ausgemacht, daß nicht auch Jesus selbst Matth. 20, 28. Joh. 10, 15. 17. 18. 3, 14 — 17, sich als *victimam piacularem* vorgestellt habe. Und Matth. 26, 28 ist nicht mit einem kühnen Machtspruch abgefertigt, daß es eigener Zusatz des Evangelisten sey. Wenn es aber auch gewiß wäre, so kann man doch nicht sagen, daß die Apostel nur Glauben an den Veröhnungstod Jesu fordern, Besserung aber ausschließen. X. Der Urheber guter Gesinnungen ist bald Gott, bald der göttliche Geist, — weil dieser mit Gott eins ist, denn der Hebräer dachte sich darunter die göttliche Wirksamkeit, die er gerne personifizierte. XI. Wer böse Gesinnungen wirkt? das einmal sagt Jesus: aus dem Herzen kommen arge Gedanken; und Jakob. lehrt: ein jeder wird durch seine eigenen Lüfte zum Sündigen verführt. Ein

andermal fährt der Satan dem Judas ins Herz, sucht den Unglauben ins Herz zu pflanzen, erregt verfolgungsfüchtige Gedanken. — Hieraus schließt man sonst, weil doch Jesus sich nicht selbst wird widersprochen haben, auf eine Bequemung zu den Volksbegriffen und zu der Volkssprache. Aber wir wollen zugeben, daß dieses nicht einmal der Fall ist, und doch finden wir hier keinen Widerspruch. Nur schwere Verbrechen und Sünde leitete der Jude von der Einwirkung des Satans ab, und diese waren Verrätherey des Lehrers und Freundes, Apostasie etc. Andere Sünden entstanden nach ihrer Meinung aus dem eigenen Herzen des Menschen. XII. In Ansehung der Nichtchristen, ob sie als solche verdammt werden? Marc. 16, 16. Joh. 3, 18. 36 wird es bejaht, Act. 10, 34. 35 verneint. — Die ersteren Stellen sprechen nur von solchen, welche Jesu Lehre nicht annehmen, ob sie gleich Gelegenheit gehabt haben, sie kennen zu lernen. Und Act. 10, 34. 35 beweist nichts für die Seligkeit der Heiden, wie der Vf. an einem anderen Ort selbst bekennt.

*Zweyter Theil.* Nr. I. ob der Christ bey redlicher Tugenderfüllung auf Belohnung Anspruch machen könne? Nach Luk. 17, 7 — 10 und Matth. 6, 33 auf keine, nach anderen vielen Stellen auf eine große Belohnung. — Jesus verbietet Lohnsucht, aber er verheißt Lohn aus freyer Gnade Gottes. Der Mensch soll Tugend aus Pflicht üben, aber Gott wird ihm eine derselben proportionirte Glückseligkeit schenken. Ist denn dieses ein Widerspruch? II. Wer versucht zum Bösen? der Satan; Gott, Matth. 6, 13. — Hätte doch der Vf. zu den Worten: Führe uns nicht in Versuchung, noch das Folgende gelesen: *αλλα ῥύσαι ὑμᾶς ἀπὸ τοῦ πονηροῦ, α malo spiritus*, so würde er die Lösung des gesuchten Widerspruchs von selbst gefunden haben. III. Ob Dämonen Krankheiten erregen? In den Erzählungen von den Dämonischen wird die Frage von Jesu bejaht, Matth. 7, 21. 22 verneint er sie indirecte. Denn wenn er die Einwirkung des Teufels auf die Seele des Menschen leugnet, so verneint er auch seine Einwirkung auf den Körper. — Wir haben oben bey Nr. XI darauf geantwortet.

Mehreres wollen wir nicht anführen, um nicht zu weitläufig zu werden. Nur empfehlen wir dem Vf. noch, das griechische Genus besser zu beobachten. Er schreibt immer der πνευμα ἀγιον, S. 47, und supplirt S. 63 τὸ, sc. ἁγρον. Y. Z.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**ERBAUUNGSCHRIFTEN.** *Helmfüß, b. Fleckstein: Darstellung einiger offenbaren Sünden gegen das siebente Gebot, mit klaren Beweisen aus heiliger (der heiligen) Schrift versehen, die aber von manchen Menschen, aus Vorurtheil und der langen Gewohnheit wegen, nicht für Sünden gehalten werden, und doch so vielen Schaden thun, vorzüglich für Land-Schulen und Land-Gemeinden geschrieben.* 1803. 168. 8. (1 gr.). Herzlich gut mag es der Vf., der sich in der Vorrede als einen Landprediger schildert, mit seinen offenbaren Sünden meinen; aber wir können nicht umhin, diese Broschüre selbst unter die unerkannten Autor-Sünden zu zählen. Er hätte erst Reinhard's treffliche Schrift über den Werth der Kleinigkeiten in der Moral studiert,

und dann erst eine Casuistik über das siebente Gebot versuchen sollen. Die Kunst, sich bestimmt und deutlich auszudrücken, versteht der Vf. noch gar nicht. Von seiner Schreibart mag die erste Periode S. 5 eine Probe ablegen: „Im siebenten Gebote verbietet Gott überhaupt den Diebstahl, daß wir die Güter unseres Nächsten nicht heimlich entwenden, veruntreuen, oder beschädigen sollen; also ist jede heimliche Entwendung, jede heimliche Veruntreuung, jede heimliche Beschädigung der Güter unseres Nächsten, er mag sie nun im Hause, in den Feldern, Wiesen, Gärten oder Holze haben, ein offenkundiger Diebstahl, und also im siebenten Gebote durchaus von Gott verboten.“



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 NOVEMBER, 1805.

## § URISPRUDENZ.

- 1) JENA, in d. akad. Buchh.: *Acten-Stücke nach sämtlichen Arten des gerichtlichen Verfahrens in Straffachen, zum Behuf einer anschaulichen Erläuterung der Theorie dieses Processes, ingleichen unmundliche und schriftliche Vorträge aus Criminal-Acten zu fertigen, in der Form schriftlicher Acten gedruckt, auch um als Formularbuch zu dienen, mit einem Register versehen.* Erste, acht Stücke, in zehn Fascikeln, nebst sieben Beylagen, als Vertheidigungs-Schriften und dergleichen enthaltende Abtheilung; von D. Johann Kaspar Gensler, Herzogl. Sächs. Coburg-Saalfeld. Justizrath, ord. öff. Lehrer des Rechts, des Herzogl. Sächs. gemeinschaftl. Hofgerichts, so wie auch der Spruchcollegien des Schöppenstuhls und der Juristen-Facultät zu Jena Beysitzer. 1805. 155 Bog. fol. (5 Rthlr.).
- 2) Ebendaf.: *Sächsische Civil-Acten-Stücke, verhandelt nach den Process-Vorschriften und Gerichtsgebrauch sämtlicher Herzogl. Sächsischen Lande, zum Behuf a) einer anschaulichen Erläuterung des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechts-Streitigkeiten, ingleichen b) mündlicher und schriftlicher Relationen, auch c) um als Formularbuch zu dienen mit einem Register versehen.* Erste, sechs, nach den Regeln des ordentlichen, bürgerlichen Process (Processes) verhandelte Stücke, in dreyzehn Fascikeln, nebst acht Beylagen, in sich fassende Abtheilung, von D. Johann Kaspar Gensler u. s. w. und D. Karl Heiligenstadt, Privat-Rechtslehrer, Hofgerichts-Advocaten, Landschafts-Syndicus, und Beysitzer der Stadtgerichte in Jena. 1805. 172½ B. fol. (6 Rthlr. 12 gr.).

Der schätzbare Vf. dieser beiden Werke, welche, ungeachtet sie zu zwey ganz verschiedenen Sammlungen gehören, doch füglich zusammen beurtheilt werden können, fand bey den praktischen Vorlesungen, die seine vorzüglichsten Berufs-Arbeiten auf der Universität Jena ausmachen, einen Mangel an solchen Acten, auf welche er bey dem Vortrage der Theorie des Processes, gleichsam als auf Belege hätte hinweisen; und die nachher den Zöglingen bey ihren eigenen Arbeiten zum Vorbilde und zu einer Grundlage hätten dienen können. Die bekanntesten gedruckten Sammlungen dieser Art von Claproth, Mereau u. a. schienen ihm, und wie nicht zu

J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

verkennen ist, mit Recht, sowohl ihrer Form als ihrem Inhalte nach, zu wenig zweckmässig, um sich damit zu behelfen. Die Benutzung geschriebener Acten, welche sonst aus mehreren Gründen am lehrreichsten ist, war mit zu vielen Schwierigkeiten, Kostenaufwand und Verlust verbunden, als dass der Vf. in der Länge und im Großen damit durchzukommen sich getraute. Er entschloß sich daher, eine eigene Sammlung dieser Art zu veranstalten, und solche so einzurichten, dass die darin sich befindenden einzelnen Schriften, bey den Vorträgen über die Theorie des Processes zu Belegen, und den Lehrlingen zu Mustern dienen, und die Acten selbst zur Abfassung von Relationen gebraucht werden könnten. Auch suchte er ihnen ganz die Form gerichtlicher Acten zu geben, und die Lehrlinge mit diesen, wie mit der Ordnung, in welcher die verschiedenen Handlungen im Process auf einander zu folgen pflegen, bekannt zu machen. Zu jenem Ende ist jedes Acten-Stück besonders gedruckt, mit einem eigenen Umschlage-Bogen versehen, besonders paginirt und überall so eingerichtet, dass es einzeln für sich und ganz so geheftet und gelegt werden kann, als wirklich geführte, geschriebene Acten geheftet oder gelegt zu werden pflegen. Das gewährt allerdings den Vortheil, dass der Lehrling dadurch mit der Structur der Acten auf eine anschauliche Weise bekannt wird. Rec. zweifelt jedoch, dass dieser Vortheil mit dem dadurch verursachten Aufwande in einem richtigen Verhältnisse stehe, indem der angehende Praktiker doch durch die Vorzeigung eines wirklichen geschriebenen Acten-Stücks weit mehr anschauliche Kenntniss von der, ohnehin natürlichen und ohne besondere Anweisung zu erlernenden, Einrichtung der Acten bekommt, als er je durch gedruckte Acten erhalten kann; wenigstens würde der bey dieser Art des Abdrucks beabsichtigte unbedeutende Zweck durch ein einziges, auf eine solche Weise abgedrucktes Acten-Stück vollkommen haben erreicht werden können. Rec. hält diese Bemerkung um so weniger für überflüssig, weil beide Sammlungen noch nicht geendigt sind, und es ohne Zweifel zu der Verbreitung derselben viel beytragen kann, wenn der Preis nicht zu hoch steigt. Ueberdies wird diese Betrachtung noch um so wichtiger, weil die Absicht des Vf. auch dahin geht, nicht bloß seinen Lehrlingen zu nützen, sondern auch angehenden Praktikern mit dieser Sammlung ein vollständiges Formularbuch in die Hände zu geben. Rec., welcher freylich nicht viele Formular-

G g

bü.

bücher eingesehen hat, kennt auch in der That kein Formularbuch, welches bessere und auf eine zweckmässigere Art gegebene Muster für einzelne juristische Aufsätze darböte, als dieses. Er kann daher diese Acten-Sammlung demjenigen, der eines Formularbuchs bedarf, um so sicherer empfehlen, weil derselben zur Erleichterung des Auffindens einzelner Formulare ein Register angehängt werden soll, und weil sicher zu erwarten steht, daß der Vf. Gelegenheit nehmen wird, die in diesen beiden Sammlungen noch nicht befindlichen Formulare für Handlungen der willkürlichen Gerichtsbarkeit beizubringen, dagegen aber zur Ersparung des Raums und der Kosten manche andere, wofür sich bereits Muster finden, weglassen, oder wenigstens nicht *in extenso* abdrucken lassen wird.

Die unter dem ersten Titel begriffene, von Hn. *Genßler* allein veranstaltete Sammlung enthält 8 verschiedene Acten-Stücke, wovon die vier ersten in den verschiedenen Arten civilen Processen verhandelt; und alle Urtheil instruiert sind; nur in Nr. 3 ist schon Erkenntnis, wogegen der Verurtheilte vertheidigt soll, ergangen. Die vier letzten sind im criminalen Process verhandelt; in der ersten davon — Nr. 5. — ist die vollständige General-Inquisition geendigt, und es ist eine Vertheidigungsschrift, zum Behuf der Abwendung der Special-Inquisition, zu entwerfen. Die folgende ist bis zum Erkenntnis instruiert. Nr. 7 gibt ein Beyspiel eines fiscalischen Anklage-Processes, und ist bis zur Duplik, welche statt der Hauptvertheidigung übergeben werden soll, fortgeführt. Nr. 8 enthält das erste Verfahren im Anklage-Process. Angehängt sind noch vier wirkliche Vertheidigungs-Schriften, eine fünfte in die Form einer Bittschrift eingekleidete Vertheidigungsschrift, ein Gesuch um sicheres Geleit, und eine öffentliche Urkunde über ein sicheres Geleit. In dem zweyten Bande sollen außer einigen, ein völliges Beweis-Verfahren enthaltenden, Haupt-Acten, Beyspiele von einigen anderen besondern Gattungen des Processes, z. B. des Bann-Processes, und von verschiedenen Arten der Vertheidigungs-Schriften und der in peinlichen Fällen erlaubten Rechtsmittel nachfolgen, um den Lehrlingen Muster für alle dem peinlichen Richter vorkommenden Fälle in die Hände zu geben.

Die zweyte Sammlung, welche Hr. *Genßler* in Gemeinschaft mit Hn. *Heiligenstädt* veranstaltet hat, enthält die erste Abtheilung der Sammlung von Civil-Acten überhaupt, und beschränkt sich bloß auf solche, welche nach den verschiedenen Arten des sächsischen Processes, wie solches in der Vorrede genauer angegeben ist, instruiert sind. Die ersten 4 Acten-Stücke stellen das erste Verfahren im ordentlichen bürgerlichen Process dar, und sind bis zum ersten Erkenntnis fortgeführt. Das fünfte giebt ein ganzes Productions- und Reproductions-Verfahren bis zum Erkenntnis über selbiges. Das sechste ist bis zum Erkenntnis über das Haupt-Verfahren instruiert. Endlich sind noch 8 Aufsätze angehängt, welche

Stoff und Veranlassung zu Exceptions-Schriften und anderen Arbeiten an die Hand geben. Auch diese Sammlung soll noch eine zweyte Abtheilung erhalten, in welcher das Verfahren nach eingelegten Rechtsmitteln, ingleichen das Verfahren in den verschiedenen Arten der summarischen Processen, und endlich ein Concurs-Acten-Stück vorgelegt werden soll.

Schon diese Übersicht giebt es einigermaßen zu erkennen, daß diese beiden Sammlungen sich vor allen früheren Sammlungen dieser Art in mehreren Hinsichten auszeichnen, indem die bisherigen Sammlungen von Acten, besonders die bedeutendste von allen, nämlich die Claprothsche, ohne eine bestimmte Ordnung und ohne einen festgestellten zweckmäßigen Gesichtspunct zusammengetragen und an einander gereiht sind. Da überdies die älteren Sammler die Acten größtentheils ganz so haben abdrucken lassen, wie sie ihnen in die Hände gekommen sind: so finden sich darin alle Fehler und Irregularitäten, sowohl in Ansehung des Processes, als auch des Baues und der Schreibart in den einzelnen Arbeiten, so daß der Lehrling, welcher das Richtige von dem Unrichtigen und das Gute von dem Schlechten nicht gehörig zu unterscheiden im Stande ist, leicht ungewiß gemacht und irre geleitet werden kann. Eben diese Planlosigkeit veranlaßt denn auch von der einen Seite unnütze und unnöthige Wiederholungen und von der anderen Seite Lücken; es finden sich daher oft für einige Handlungen, besonders für die unbedeutenderen zehn, und für andere seltener vorkommende kein einziges Muster. Bey diesen Sammlungen hingegen liegt ein zweckmäßiger wohlgedachter Plan zum Grunde. Auf diesem Plane ist bey der Aufnahme und Bearbeitung eines jeden Acten-Stücks sowohl, als bey der Aufnahme einer jeden einzelnen Schrift in ein Acten-Stück, Rücksicht genommen, und die Vf., die den Lehrlingen bloß ordentlich und regelmäßig geführte Acten in die Hände gegeben haben, sind bemüht gewesen, von einer jeden Handlung und Verfügung, die in einem Processen oder bey Gelegenheit eines Processes vorkommen kann, zu einer passlichen Zeit und an einem schicklichen Orte ein wohleingerichtetes Muster vorzulegen. Ueberhaupt haben sie die wirklich geführten Acten bloß zum Grunde gelegt, und nur die Thatfachen daraus entlehnt, übrigens aber alle Schriften entweder selbst ausgearbeitet, oder doch so eingerichtet, daß sie für eigene Arbeiten gelten können. Auch sind die von den Vf. gewählten Fälle, sowohl in den Criminal-Acten als auch besonders in den Civil-Acten von solcher Art, daß dabey interessante und vorzüglich für junge Leute anziehende Rechtsfragen in Erwägung kommen, welche zugleich eine mehrfache Ansicht zulassen, und deren weitere Bearbeitung auf mannichfaltige Untersuchungen führen kann. Es laßt sich ferner nicht verkennen, daß die Gründe, welche für die eine oder die andere Ansicht vorgebracht werden können, mit vieler Sach-

Sachkenntniss und größtentheils immer mit gehöriger Würdigung ihres Gehaltes und überhaupt weit vollkommener vorgetragen sind, als sie in wirklichen Acten von gewöhnlichen Advocaten vorgetragen zu werden pflegen. Das Studium dieser Acten wird also auch für den Lehrling unterhaltend und lehrreich seyn, und ihm Gelegenheit geben, bey Ausarbeitung seines Gutachtens seine Beurtheilungskraft anzustrengen und an den Tag zu legen. Es würde auch unbillig seyn, wenn man den Vff. einen Vorwurf daraus machen wollte, daß sie in diesen Acten, welche gleichsam als Probe-Acten zu betrachten sind, besonders in den Vertheidigungsschriften, oftmals Dinge angeführt, Gründe und Gegengründe gleichsam herbeygezogen haben, und in Entwicklungen hineingegangen sind, welche sehr wenig zur Sache gehören und zur Entscheidung derselben wenig oder gar nichts beytragen, und dann auch oft Behauptungen durch Allegationen bestärkt haben, welche man ihnen auch ohne Autoritäten glauben wird, oder die durch Autoritäten an Richtigkeit nichts gewinnen. Es läßt sich nämlich mit vieler Gewissheit voraussetzen, daß sie sowohl bey den mündlichen Vorträgen über die Theorie der einzelnen Arbeiten, als auch bey der Beurtheilung der von ihren Zöglingen selbst gefertigten Arbeiten, diese vor solchen Weitläufigkeiten warnen, und sie in dieser Hinsicht anweisen, und es ihnen tief einprägen werden, sich bey einer jeden Arbeit mit dem eigentlichen Zweck derselben und dem Stoff dazu gehörig bekannt zu machen, und durch eine gründliche Meditation und Beleuchtung des zum Grunde liegenden Geschäftes, dasselbe von allen andern ähnlichen und verwandten Geschäften abzusondern und zu unterscheiden. Dadurch allein wird die unselige Weitläufigkeit, und das vage Schreiben in den Tag hinein, welches zu nichts dient, als den Referenten mißmuthig zu machen; vermieden, und der Arbeiter in den Stand gesetzt, mit Kürze und Sicherheit dasjenige vorzutragen, was zur Erläuterung und Entscheidung der Sache etwas be trägt. Ohne Zweifel werden auch die Vff. in den folgenden Abtheilungen, besonders in den Acten, die ein Verfahren in den weiteren Instanzen enthalten, und daher an und für sich schon stärker sind, darauf Bedacht nehmen, durch recht kurze, bündige Schriften den Raum zu sparen, und ihren Lehrlingen Acten vorzulegen, welche auch von dieser Seite ihnen zum Muster dienen können. Dabey kann denn auch Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, daß es den Vff. gefallen möge, etwas mehr auf Reinheit und Präcision in der Schreibart zu sehen, und nicht Stellen einschleichen zu lassen, die, wie z. B. S. 7 der Schützischen Untersuchungs-Acten: „Wer kann aber die Phantasien berechnen, mit welchen ein Weib von 24 Jahren dann sich beschäftigt, wenn der Gatte abwesend ist? Sie sehen dann bald das ganze Bild ihrer zweyten Hälfte, bald einzelne, dieser zugehörige Sachen an dem gewöhnlichen Orte,“ n. s. w. die mindestens gegen den guten Ge-

schmack sind, oder welche, wie S. 45 in den Beylagen: „Es ist auch ein sowohl die Menschlichkeit entehrender, als der Vernunft und Erfahrung widersprechender, Grundsatz, daß jene Verfügung — Arrest nämlich — gegen eine Person niedrigen Standes dieser und ihrer öffentlichen Ehre, weniger Nachtheil zuziehe, als Subjecten, die auf einer höheren Stufe äußerer Achtung stehen. Denn wahre Ehre hat keine Grade“ — gegen die Wahrheit und Erfahrung anstoßen. Denn sind die Folgen, die es für einen Justizmann, Officier oder Kassenbeamten hat, wenn er Diebstahls wegen in Haft geräth, wohl mit denen gleich zu setzen, die für einen Bauern daraus entspringen? Stellen der Art, wovon sich mehrere, besonders aus den Märlingschen Untersuchungs-Acten, ausheben ließen, setzen offenbar den Werth einer Sammlung, deren Zweck vorzüglich dahin gerichtet ist, daß Lehrlinge daraus lernen und sich darnach bilden sollen, gar sehr herab.

In der Vorrede zu der ersten Sammlung trägt Hr. Gensler seine Gedanken über den Werth praktischer Vorlesungen auf Universitäten vor, und giebt die Methode an, welche er dabey befolgt. Er erklärt sich, wie natürlich, für deren Nützlichkeit, und hat darin unstreitig völlig Recht, so lange die Sache nicht übertrieben wird, und so lange das Studium der Theorie der Rechtswissenschaften nicht darunter leidet, und das Studium der Hülfswissenschaften nicht wohl gar darüber hintenangesetzt wird. Geschieht dieses, und daß dieses nur zu oft geschieht, weiß Rec. ganz gewiß: so werden die praktischen Vorlesungen auf Universitäten mehr nachtheilig als nützlich. Die kurze Dauer des Aufenthalts auf der Universität, wohin die jungen Leute, besonders die Juristen ohnehin gewöhnlich sehr zeitig und mit Hülfskenntnissen spärlich ausgestattet, zu gehen pflegen, der große Umfang der Rechtswissenschaften an sich, die Nothwendigkeit mit Hülfswissenschaften, besonders mit den Staatswissenschaften, bekannt zu seyn, die Unentbehrlichkeit der Kenntniss neuer Sprachen, lassen gewiß dem fleißigen wenig Zeit übrig, und es ist daher ein ganz unersetzlicher Schade, wenn ein ganzes Jahr, oder auch nur ein halbes Jahr, jenen Gegenständen ganz entzogen, und auf etwas verwandt wird, das eines Theils auch außerhalb der Universität eben so gut und noch besser erlernt werden kann, und wobey anderen Theils sich leicht viel Spielerey und Churlatanerie einschleicht, und kaum zu vermeiden ist. Rec. hat mehrere junge Leute gekannt, welche gar kein Practicum gehört, oder doch darin sich nicht sehr fleißig bewiesen, aber dagegen desto ernstlicher sich mit der Theorie in ihrem ganzen Umfange gründlich bekannt gemacht hatten; und diese wurden bald die trefflichsten Geschäftsmänner; dagegen andere eben so gute Köpfe, die sich ein ganzes Jahr mit nichts anderem, als mit dem Practicum abgegeben, und von dem praktischen Professor das vortheilhafteste Zeugniß erhalten hatten, im wirklichen Leben — wo überdies so vieles anders ist, als man

es sich auf der Universität denkt — allenthalben anfließen, und sich nicht zu helfen wußten, weil es ihnen entweder an Theorie überhaupt, oder wenigstens an Theorie in den Theilen der Rechtswissenschaft, und an anderen verwandten Kenntnissen fehlte, wovon in dem Practicum, in welchem — wohl gar mit verachtender Herabwürdigung anderer Wissenschaften — nur auf Civilrecht und Process Rücksicht genommen zu werden pflegt, ihnen nichts vorgekommen war. Rec. kann daher nicht umhin, ernstlich und lebhaft zu wünschen, daß die hohe Meinung, welche jetzt die Studirenden von dem Werthe der praktischen Collegien haben, um ein merkliches herabgesetzt werde, damit nicht das gründliche Studium der Rechtswissenschaften in ihrem ganzen Umfange, noch tiefer herunterkomme, und die ganze Studirart nicht noch gemeiner werde, und damit nicht, zum großen Nachtheil der Geschäfte, die Zahl der Geschäftsmänner noch größer werden möge, deren ganze Rechtskenntniß sich auf den Process und auf die Pandekten einschränkt, und welche von den Wissenschaften und Kenntnissen, die einem brauchbaren Beamten und gebildeten Geschäftsmanne eben so nothwendig, ja in unendlich vielen Fällen noch nothwendiger sind, als jene, nichts verstehen, und wohl gar mit einer bedauernswürdigen Verachtung auf selbige hinsehen.

Was die Methode anbetrifft, welche Hr. G. bey seinen praktischen Vorlesungen befolgt: so ist es unstreitig besser, wenn man sich in dem Practicum mit dem Vortrage der Theorie des Processus nicht abgiebt, sondern solches allein auf die Theorie der Praxis und auf wirkliche Ausübung zur Belebung der vortragenen Grundsätze einschränkt. Eben so ist es sehr lobenswerth, daß der Zweck des Hn. G. mehr dahin gerichtet zu seyn scheint, die jungen Leute zum Denken und Urtheilen anzuhalten, und ihren Blick im Allgemeinen zu üben, als ihnen durch vieles Arbeiten eine gewisse Fertigkeit und Routine, oder wohl gar eine gewisse, an sich schon unglückliche Advocaten-Gewandtheit und Schlaueit bezubringen, wie sonst wohl zum Nachtheil der Richtung der Köpfe und Herzen zu geschehen pflegt. Nach Rec. Dafürhalten, sollte der Zweck eines Practicums auf Universitäten ganz und gar von dem auf einer Schreibstube verschieden seyn, und bloß dahin gehen, die jungen Leute im Denken und im Ordnen des Erlernen und Gedach-

ten zu üben, und dann ihnen eine gewisse Fertigkeit und Gewandtheit im schriftlichen, allenfalls auch mündlichen Vortrage zu verschaffen. Zu diesem Ende würde es nützlich seyn, wenn die praktischen Übungen nicht bloß auf die letzte Zeit des akademischen Cursus aufgeschoben, sondern wenn den jungen Leuten zweckmäßige Gelegenheiten dargeboten würden, wöchentlich etwa einen schriftlichen Aufsatz zu machen, damit sie auf solche Weise mit ihrer mehreren Ausbildung auch im eigenen Arbeiten fortschreiten könnten. Dieses würde nicht nur ohne Nachtheil für das Studium der Theorie, sondern, wenn bey den Aufgaben auf die Collegia Rücksicht genommen würde, welche von den Zuhörern gerade gehört werden, mit bedeutendem Gewinn für selbige, geschehen können; und es würde ihnen auf solche Weise nebenbey mehr von wahrer allgemeiner praktischer Bildung gegeben werden können, als nach der jetzigen Verfahrensart mit Aufopferung eines ganzen oder halben Jahres geschehen kann. Es müßte dabey freylich von der Idee, die jungen Leute auf der Universität zu gewandten Advocaten oder geübten Richtern bilden zu wollen, mehr und ganz abgegangen werden, eine Idee, welche außerdem, daß sie in den Zweck der akademischen Studien an und für sich schon nicht paßt, auch deshalb unglücklich ist, weil sehr wenige Jünglinge ihr künftiges Schicksal vorauswissen, und weil nicht nur dasjenige, was einen guten Advocaten macht, für einen guten Richter sehr wenig taugt, sondern auch alles, was zur eigentlichen Routine gehört, in jedem Lande, ja in jedem kleinen Geschäftskreise verschieden ist, und daher durch den Universitäts-Unterricht sehr wenig, was nachher wirklich brauchbar ist, gegeben werden kann. Wie viele junge Leute kommen denn auch wohl gleich, wenn sie die Universität verlassen haben, in eine Lage, wo sie nicht unter oder neben anderen stehen, von welchen sie alles, was zur Geschäftsführung selbst gehört, lernen können und lernen müssen! Wie wenige finden aber Gelegenheit, nachher das nachzuholen, was sie in der Erlernung der Theorie versäumt haben! — Doch Rec. will abbrechen, weil er doch in einem Zeitalter, worin alles aufs Praktische berechnet ist, und nichts einen Werth hat, wovon sich nicht der ganz unmittelbare Nutzen jedem, auch dem gemeinsten Auge darstellt, schwerlich Gehör finden wird.

pp.

### Neue Auflagen und Fortsetzungen schon beurtheilter Schriften.

ERDBESCHREIBUNG. Riga, b. Hartmann: *Bergmanns nomadische Streifereyen unter den Kalmücken, in den Jahren 1802 u. 1803.* 3 Th. 1804. 302 S. 8. 4 Th. 1805. 355 S. 8. S. Recens. der beiden ersten Thle. 1804. Nr. 227.

Berlin, b. Quien: *Neueste geographische Darstellung aller Länder der Erde, nebst einer statistischen Tabelle vor den vornehmsten Staaten.* 1805. 3 Aufl. 1 Bog. fol. (8 gr.) S. Recens. der ersten Aufl. 1805. Nr. 73.

Halle, b. Hemmerde und Schweitschke: *Handbuch der neuesten Geographie für Akademien, Gymnasien und für anderweitige Freunde dieser Wissenschaft, nebst Einleitung in die mathematische und physikal. Erdbeschreibung und vollständigem Register.* 2 Thle. 9 verbesserte und vermehrte Aufl. 1805. 8. S. Recens. der 8 Aufl. 1804. Nr. 69.

Halle, b. Dreyßig: *Beschreibung aller Länder, Völker und Städte der Erde.* 9 u. 10 Bd. Mit Landkarten und Kupfern. 4. umgeänderte Aufl. ohne Jahrz. 22 Bog. (1 Rthlr. 12 gr.) S. Recens. des 1 Bd. 1805. Nr. 19.

LITERATURGESCHICHTE. Lemgo, in d. Meyersehen Buchh.: *Das gelehrte Deutschland, oder Lexikon der jetzt lebenden deutschen Schriftsteller.* Angefangen von Georg Christoph Hamberger, Prof. der gelehrten Geschichte auf der Universität zu Göttingen. Fortgesetzt von Joh. Georg Meusel, königl. preuß. und fürstl. quedinburg. Hofrath, ord. Prof. der Geschichtskunde auf der Universität zu Erlangen, etc. 11 Bd. 5 durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe. VIII. 756 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.) 8. Rec. der ersten zehn Bde 1804. Nr. 234.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 N O V E M B E R, 1 8 0 5.

## JURISPRUDENZ.

LANDSHUT, b. Krüll: *Auserlesene Rechtsfälle und Ausarbeitungen*, vom Hofr. und Prof. Gönner zu Landshut. Dritter Band. 1805. 468 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Männer, welche, wie der Herausgeber dieser Rechtsfälle und Ausarbeitungen, sich durch andere Schriften einen bedeutenden Namen erworben haben, müssen es voraussehen, daß man Schriften, welche sie dem Publicum übergeben, und denselben noch dazu als *auserlesene* Arbeiten ankündigen, mit vorzüglicher Erwartung in die Hand nimmt, und daß man es übel empfindet, wenn nicht bloß diese Erwartungen nicht befriedigt, sondern wenn nicht einmal diejenigen Forderungen erfüllt werden, die man billig an jeden machen kann, welcher mit Arbeiten von einer Gattung hervortritt, von der man bereits sehr viele vorzügliche Muster besitzt. Denn, ohne unbillig zu seyn, und nach der eigenen Äußerung des Hn. G. S. IV der Vorrede, kann man doch verlangen, daß jeder, oder doch wenigstens der größte Theil, der in einer solchen Sammlung aufgenommenen Aufsätze, insbesondere, wenn solche mehrere Seiten und Bogen einnehmen, entweder in Ansehung des Gegenstandes, oder in Ansehung der Form ein nur einigermaßen allgemeines Interesse habe. Dies ist aber bey den in dieser Sammlung aufgenommenen Aufsätzen keinesweges der Fall. Beynahe die Hälfte derselben ist in gar keiner Hinsicht merkwürdig, sondern enthält ganz alltägliche, durch nichts sich auszeichnende Relationen aus uninteressanten confusen Acten, mit einem eben so uninteressanten, oft sehr kurzen Gutachten über die einzelnen Punkte, dergleichen ein jedes Mitglied eines Spruch- oder Justiz-Collegiums bey Dutzenden aufzuweisen hat. Die übrigen nicht so ganz unbedeutenden, sind größtentheils alle mit so vielen weitläufigen Acten-Auszügen und Wiederholungen angefüllt, daß dadurch ihr Werth gleichfalls sehr herabgesetzt wird, so daß nur etwa zwey oder drey von den in dieser Sammlung enthaltenen Aufsätzen, auf das Prädicat *auserlesener* Anspruch machen können. Auch kann Rec. zu einem anderen Urtheile nicht dadurch bestimmt werden, daß der Vf. auch auf angehende Geschäftsmänner Rücksicht genommen habe, und ihnen zeigen will, wie man sich in Bearbeitung der Geschäfte jeder Art verhalten müsse. Denn diese Rücksicht schließt doch eines

J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

Theils nicht alle anderen Anforderungen, welche man an einen auserlesenen Rechtsfall machen kann, aus, anderen Theils sind der Relationen, welche zum Muster dienen können, bereits genug in der Welt; und wer etwa keine gedruckte besitzt, und doch eines Musters bedarf, mag sich nur von einem ganz gewöhnlichen Mitgliede eines Collegiums die erste und beste Relation geben lassen, sie wird ihm eben so viel nützen, als Nr. 29. 30. 32. 34. 36. 38.

Der vorliegende dritte Band enthält nur 13 Aufsätze. Der erste, Nr. 28, ist seiner Stelle völlig würdig. Es wird darin aus Gründen, die einen jeden nicht ganz Blinden überzeugen müssen, auseinandergesetzt, daß nach aller Vernunft und auch nach den Grundsätzen des katholischen Kirchen-Rechts eine Ehe nichtig seyn müsse, wenn sich die Braut zur Zeit der Eingehung derselben von einem dritten schwanger befunden habe. Vorausgeschickt sind einige Bemerkungen über die katholischen Ehegesetze, über ihre Härte und Zweckwidrigkeit, welche der Beherzigung der Gesetzgeber sehr würdig sind. Besonders ist dasjenige, was darin über die Scheidung von Tisch und Bette gesagt wird, so einleuchtend, daß man wirklich kaum begreifen kann, wie dies unselige Institut, welches dem Staate, der häuslichen Glückseligkeit und der ganzen Sittlichkeit so schädlich ist, und zu so unglücklichen Verbindungen führt, immer noch in aufgeklärten katholischen Staaten bestehen kann. Gewiss sind unzählige Institute der katholischen Kirche, gegen welche geeifert wird, und die ein oft unüberlegter, grausamer Reformationsgeist vernichtet, weniger schädlich und für den armen Menschen so drückend, als dieses. Nr. 29 gehört zu den ganz unbedeutenden, und ist mit Nr. 30 und 32, welche beiden letzten eine Proceß-Sache betreffen, des Abdrucks nicht werth. Nr. 31 untersucht die Gültigkeit einer Observanz, bey einer Ehe unter verschiedenen Religions-Verwandten, die priesterliche Trauung ohne Proclamationen- und Dimissions-Zeugnisse des ordentlichen Pfarrers einer der Brautpersonen, vom ordentlichen Pfarrer des anderen Brauttheils zu verrichten. Diese Abhandlung ist nicht ohne Interesse, und zeugt von der liberalen und billigen Denkungsart des Vf.; doch hätte von dem Factischen, und von dem Inhalte der Acten, unbeschadet der Sache vieles wegbleiben können, weil die Entscheidung weit mehr *ex jure* als *ex facto* hergenommen ist, auch insofern nur einiges Interesse haben kann. Nr. 33 ist ein Gutachten über die Vorbereitungen zu dem Vergleiche

Hh  
aller

aller nachbarlichen Differenzen zwischen dem fürstlichen Hochstift Bamberg, und den königlich - preussischen Fürstenthümern Ansbach - Bayreuth. Dieser Aufsatz, welcher im J. 1796 gefertigt wurde, zeigt von der einen Seite, wie das preussische System mit dem System der gemischten Territorien unverträglich, und wie Nachgiebigkeit von Seiten mindermächtiger Staaten gegen mächtigere Nachbarn das einzige Mittel sey, gegen sie bestehen zu können; von der anderen Seite sieht man daraus, wie ernstlich es sich der Vf. angelegen seyn lassen, an das Vergleichs - Geschäft wohl vorbereitet zu gehen, um so viel zu retten als möglich war. Übrigens enthält der Aufsatz für den Leser sehr wenig lehrreiches, weil darin alles nur wie in einer Tabelle kurz berührt ist, und Rec. läßt es dahin gestellt seyn, ob Geschäftsmänner, welche zu ähnlichen Ausgleichungen nachbarlicher Irrungen gebraucht werden, dadurch auf Ideen und Gesichtspunkte aufmerksam gemacht werden können, welche ihnen ohnedem entgangen wären. Der Vf. glaubt dieß in der Vorrede; doch möchte es immer zweifelhaft seyn, weil man zu solchen Geschäften doch gewöhnlich die unterrichteten und gewandtesten Leute zu nehmen pflegt, und des Vf. Bemerkungen doch alle ziemlich sich von selbst ergeben. Nr. 34. Ein nicht bedeutender Vortrag mit Gutachten über das Eigenthum und das Beholdungsrecht einiger Hutanger, und einen deshalb zwischen der Hofkammer und der theilhaftigen Gemeinde abzuschließenden Vergleich. Interessanter ist Nr. 35, worin ein schätzbarer Beytrag zu der Lehre von den Entschädigungen enthalten ist, welche die jetzigen Besitzer einzelner Landestheile den ehemals darin angestellt gewesenen Dienern zu leisten haben. Ein Hr. von Reigersberg, welcher Oberamtmann der fürstlich - würzburgischen Ämter Ripberg, Hartheim und Freudenberg gewesen war, und aus jedem Amte besondere Emolumente gezogen hatte, verlangte von dem gräflich - wertheimischen Hause, an welches das Amt Freudenberg gekommen war, eine Entschädigung, ungeachtet er, ohne besondere Veranlassung, in fürstlich - leiningische Dienste als Regierungspräsident getreten war, und die an Leiningen gefallenen Ämter, Ripberg und Hartheim, behalten hatte. Der Vf. zeigt sehr gründlich und ganz dem Reichs - Deputations - Schluß von 1803 gemäß, daß diese Forderung durchaus ungegründet sey. Wenn übrigens S. 207 gesagt wird, daß es mit dem landesherrlichen *jure de non evocando* unvereinbar sey, daß die wertheimischen Unterthanen des Amtes Freudenberg nach Miltenberg — ins Leiningische — gehen sollten: so möchte wohl dagegen gesagt werden können, daß ein außer dem Territorio wohnender Richter deshalb noch kein fremder Richter, sondern immer noch Richter des Staats ist, der ihn angestellt hat, und in welchem sein Gerichts - Sprengel liegt, und daher, wenn nicht andere Gründe gegen eine solche Irregularität wären, das *jus de non evocando* derselben wohl eben nicht entgegenstehen dürfte. Auch

ist es deshalb, weil ein Beamter oder Verwalter eines Gerichtes sein *domilium ordinarium* außerhalb dem Territorio hat, nicht nothwendig, daß er dort auch seine Gerichts - Geschäfte verrichte; vielmehr sollten diese immer in dem eigentlichen Gerichtsbezirke vorgenommen werden. Nr. 36 ist ganz unbedeutend, ein weitläufiger Auszug aus confusen Acten, über einen uninteressanten Fall, dessen ganze Entscheidung auf der Wahrheit oder Unwahrheit der Thatfachen beruht, und in keiner Rücksicht des Raumes von 48 Seiten werth. Nr. 37 ein nicht ganz uninteressanter Beytrag zu der Lehre von der Verbindlichkeit der Statuten für Exemte in Ansehung der in der Commun befindlichen Besitzungen. Diese Frage, welche hier bey Gelegenheit eines Streites eines Collegiat - Stiftes zu Heiligenstadt gegen Bürgermeister und Rath der Stadt Heiligenstadt in Untersuchung gezogen worden, ist nach Rec. Dafürhalten sehr richtig entschieden, doch würde der Aufsatz an Interesse gewonnen haben, und nützlicher geworden seyn, wenn nicht ein so weitläufiger Acten - Auszug vorausgeschickt, und sogar dasjenige hineingebracht wäre, was durch eine Erkenntnis auf eine bessere Einlassung zu den Acten gekommen war, und wenn der Vf. tiefer in die rechtlichen Grundsätze eingegangen wäre, und daraus die Entscheidung so ordentlich entwickelt hätte, wie solches bey Nr. 39 geschehen ist. Nr. 38 ist eine an sich ganz unbedeutende Criminal - Relation, allein die Entscheidung ist desto merkwürdiger. Die bambergische Juristen - Facultät, deren Organ Hr. G. hier ist, verurtheilt einen Dieb zu einer dreyjährigen Zucht - und Arbeitshaus - Strafe, nach vorhergegangener öffentlicher Ausstellung am Orte des verübten Diebstahls. Dann setzt sie hinzu: Bey dieser Strafe setze sie voraus, daß die Einrichtung des Zucht - und Arbeitshauses so gut sey, daß der Verbrecher durch seine Handarbeit sich seinen Lebensunterhalt erwerben könne. Sollte dieß der Fall nicht seyn, so sey der Verbrecher zum Soldatenstande auf doppelte Capitulation, 6 oder 8 Jahre oder in Friedenszeiten auch 12 Jahre, wenn es seine Leibes - Constitution zulasse, abzugeben. In diesem Falle solle auch der Verbrecher mit der öffentlichen Ausstellung verschont werden, weil der Soldatenstand solche öffentlich erklärte Verbrecheraufzunehmen, Bedenken trage; sie sey zwar nicht der Meinung, fährt sie fort, daß Diebe unbedingt und in allen Fällen unter die Soldaten zur Strafe abzugeben seyen, weil, wenn sie bösartige Menschen wären, sie die beste Gelegenheit, ihr schändliches Gewerbe fortzutreiben, erhielten; allein der gegenwärtig zu bestrafende Verbrecher sey nicht so bösartig. Die Juristen - Facultät zu Bamberg, welche von der Regierung zu Mergentheim um die Abfassung eines rechtlichen Gutachtens gebeten war, hält sich also für ermächtigt, eine ganz neue Gattung von Strafe, wovon weder in der Carolina, noch sonst in einem allgemeinen peinlichen Gesetze etwas steht, zu bestimmen, und überschreitet also auf eine sehr auffallende Art die Pflichten eines Richters! Dieser ist

näm-



nämlich, wie Hr. G. selbst im ersten Theile seines *Handbuchs des deutschen gemeinen Proceßes* S. 221 2. Ausg. sehr gut sagt, ein Diener der Gesetze, der nach den bestehenden Gesetzen sein Verfahren und seine Aussprüche einrichten müsse. — Wie verträgt sich diese Entscheidung mit des Vf. ebendasselbst aufgestelltem Grundsatz: Neuerungsucht in Justizcollegien ist der erste Justizfeind, welcher an die Stelle des Gesetzes die vage Willkühr substituirt. Wenn der Staat eine vorhandene Gesetzgebung für schädlich erkennt, so ändere er sie ab; ohne diese Abänderung ist eine Abweichung der Justizcollegien von der gesetzlichen Norm allemal eine Biegung des Rechts, gemeinschädlich für den Staat. Woran soll man sich halten, an diesen Grundsatz, oder an jenes Beyspiel? Wie kann Theorie und Praxis jemals in ein richtiges Verhältniß kommen, wenn einer und derselbe Mann in dem Lauf eines Jahres eine solche Inconsequenz dem Publicum vorlegt! Wenn doch überall die Juristen-Facultäten ihren Zweck und ihre Rechte und Pflichten gehörig vor Augen behielten, und sich nicht in das Gebiet der Gesetzgebung unaufgefordert verlören, wobey so oft Rücksichten reiflich erwogen werden müssen, und Kenntnisse des Details und Locals nöthig sind, die ihnen nothwendig abgehen müssen! So wird es z. B. der Soldatenstand, dieser Stand, dessen Zierde und Zauberwort die Ehre ist, der Juristen-Facultät zu Bamberg sicher keinen Dank wissen, wenn sie einen Menschen, den sie einer dreyjährigen Zuchthaus-Strafe und der öffentlichen Prangerstellung würdig hält, ihm zuwenden will. Nr. 39 enthält wieder eine weitläufige Relation über einen im *possessorio* geführten Rechtsstreit, doch entschädiget das vorzüglich gründlich und ordentlich ausgearbeitete Gutachten den Leser einigermaßen für den einige 30 Seiten einnehmenden größtentheils unnützen Acten-Auszug. Die letzte Abhandlung ist ein interessantes Gutachten des Hn. Hofgerichtsraths *Merz* über die Frage: ob einzelne Ordensgeistliche nach Aufhebung ihrer Klöster auf das ihnen zufallende Vermögen einen Anspruch haben. Diese Frage ist jedoch in dem Gutachten nicht von allen Seiten beleuchtet, sondern es wird darin nur untersucht, ob Ordensgeistliche, die nach Aufhebung ihrer Klöster vom Staate eine Pension ziehen, diejenigen Erbschaften, welche dem Kloster, wenn solches nicht aufgehoben wäre, zugefallen seyn würden, selbst erwerben können, oder ob solche dem Staate anheimfallen, welcher ihnen die Pension reicht. Die Frage wird aus sehr richtigen Gründen zum Vortheil der Ordensgeistlichen beantwortet, und es ist diese Materie von so vielen Seiten in dieser Abhandlung geprüft worden, daß keinem einigermaßen unbefangenen Richter noch ein Zweifel übrig bleiben wird. Man verzeiht auch dem Vf., der für seinen Gegenstand mit Wärme eingenommen ist, die Weitläufigkeit und das Bestreben, den Gründen, welche die Sache ganz erschöpfen, noch andere Unterstützungsgründe befügen zu wollen, um so lieber, wenn man erwägt, daß er

die Sache des Schwachen und obnehin schon Gedrückten, gegen den Mächtigen, den der Eigennutz leicht zu einer entgegengesetzten Meinung verleiten könnte, vertheidiget. pp.

HALLE, b. d. Vf.: *Grundriss des deutschen Staats- und Völkerrechts*. Mit Beziehung auf Pütters Institutionen und Leiss Lehrbuch des deutschen Staatsrechts und von Römers Lehrbuch des Völkerrechts der Deutschen. Vom Prof. König in Halle. 1803. 263 S. 8.

Da der Vf. im Pütterschen Lehrbuche zuviel Geschichte und im Römerschen zuviel eigentliches Staatsrecht fand, auch mit der Methode des Leissischen, besonders wegen der Einmischung des Völkerrechts, nicht ganz zufrieden war: so entwarf er zu Vorlesungen diesen seinen eigenen Grundriss, mit Hinweisung auf jene Lehrbücher, welcher 1) das Staatsrecht, und in einem Anhang das Staats-Lehnrecht, Criminalrecht und Kirchenrecht, 2) das Völkerrecht, und in einem Anhang das Völker-Lehnrecht, Criminalrecht und Kirchenrecht, 3) die deutsche Staatspraxis enthält. Pütter gab schon *tabulas juris publici synopticas* heraus. Die Nützlichkeit derselben läßt sich nicht bezweifeln, wenn sie sich durch richtige Begriffe, logische Eintheilung, ohne Zersplitterung, und zweckmäßige Vollständigkeit, ohne Wiederholung, auszeichnen.

In der Einleitung verbindet der Vf. mit dem Begriff des deutschen Staatsrechts sogleich die Lehre von den Quellen und Hülfsmitteln desselben. Das Ganze zerfällt in zwey Haupttheile: in das Staatsverfassungs- und in das Regierungs-Recht. Unter jenem betrachtet er 1) die Staatsverfassung selbst, 2) die Staatshoheit und Unterwürfigkeit, 3) die Glieder des deutschen Staats, in Absicht auf das Reich selbst und auf die Länder, 4) die Staatsgebiete und die darin befindlichen Sachen im Verhältniß zur Staatsverfassung. Beym Regierungsrechte handelt er erst überhaupt von der Reichsregierung, sofern sie theils von dem Kaiser allein abhängt, theils unter Mitwirkung der Stände ausgeübt wird, und von der Landesregierung, alsdann von den einzelnen Regierungsrechten, nach der Art der Wirksamkeit: Anordnende (Gesetzgebung, Privilegien) aufhebende, beurtheilende und vollziehende Gewalt; nach den Mitteln: Repräsentationsrecht, Ämterrecht, Militärgewalt, Cameralgewalt; nach dem Zweck: Justiz- und Polizeygewalt, Staatsverträge, Gesandtschaften, Kriegs- und Friedens-Recht. Der Vf. hat die Absicht, alles, was ins Völker-Lehn-Criminal-Kirchen- und Privatfürsten-Recht einschlägt, vom reinen Staatsrechte, und die Ansicht der deutschen Staatsverfassung von den bey der Regierung derselben zu betrachtenden Rechten und der Ausübung derselben abzusondern. Allein die Ausarbeitung eines Staatsrechts nach diesem Entwurf würde die Überzeugung noch mehr geben, daß zwar die Dinge vervielfältiget, aber Wiederholungen dadurch nicht vermieden werden. Eine ermüdende Einförmigkeit entsteht auch daraus, daß

dafs bey den einzelnen Materien erst die eigentlichen reichsständischen Länder, nämlich die Territorien und die Reichsstädte, alsdann die *uneigentlichen*, nicht reichsständischen Länder, nämlich die reichsritterschaftlichen Gebiete und übrigen Herrschaften und Ganerbschaften, besonders abgehandelt werden. — Die Glieder des Reichs theilt der Vf. in *Reichs-Ober* und in *Reichs-Unterthanen* ein. Unter jenen aber spricht er nur vom Kaiser, vom römischen Könige, und von den Reichsvicarien, da doch das *Corpus der Reichsstände*, sofern es Theil an der Reichsregierung hat, hier auch seinen Platz hätte finden, und

nicht blofs im zweyten Abschnitte unter den *Reichs-Unterthanen* hätte vorkommen sollen, weil, ungeachtet des Kaisers persönlicher Unabhängigkeit und Majestät, *Kaiser und Reich* die oberste Reichs-Staatsgewalt in der Regel zusammen ausüben. — Der Begriff der *Reichsfürsten* (Reichsstände, die zwar, wie die Kurfürsten, eine Virilstimme auf dem Reichstage haben, aber nicht die Vorzüge der Kurfürsten) ist zu weit, weil er auch von den *Reichsstädten* gilt. Bisweilen sind die Definitionen weggelassen. Sonst läßt sich der Fleiß des Vf. und die Bekanntheit mit seinem Gegenstande nicht verkennen. Ca.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**JURISPRUDENZ.** Landshut, b. Krüll: *Laurenz Himmelfloß, d. R. L. Versuch einer Entwicklung des Begriffes und der rechtlichen Verhältnisse der Regalität in Deutschland.* Mit einem Programm des Hn. Hofr. und Prof. Gönner über das rechtliche Princip der deutschen Territorialverfassung. 1804. 99 S. 8. (10 gr.) Der Vf. dieser kleinen Abhandlung kündigt sich als einen Schüler seines Vorredners, des Hn. Prokanzlers Gönner, an, und zeigt sich als einen solchen schon darin, dafs er mehrere, zum Theil sehr scharfsinnige, zum Theil aber auch sehr gewagte, Ansichten der deutschen Staatsverfassung, welche als das Eigenthum dieses vortrefflichen Publicisten bekannt sind, ganz zu den seinigen gemacht hat. Ohne Zweifel verdankt er auch die Hauptidee seines Aufsatzes, die genauere und richtigere Bestimmung des Begriffs von Regalität, gänzlich seinem Lehrer; wenigstens finden wir dieselbe, gerade so, wie sie hier angegeben ist, in dem etwas später erschienenen Gönnerischen Lehrbuche des Staatsrechts §. 451 wieder, und auf gleiche Weise lassen sich in Ansehung der meisten übrigen Ausführungen unseres Vf. z. B. über Grund und Beweis der Regalität, über deren Verhältnis zu den allgemeinen Hohheitsrechten etc. die verschiedenen Gönnerischen Schriften als nächste Quellen nachweisen. Indessen wollen wir Hn. H. das Lob, auf das er allein Anspruch machen wird, in der Benutzung der Ideen seines Lehrers Fleiß und Kenntnifs gezeigt zu haben, gern zugestehen: er hätte nur bey den Urtheilen, die er über die Meinungen mehrerer anderer zum Theil sehr achtbarer Publicisten ausspricht, nicht vergessen sollen, dafs der Ton und die Sprache, wozu der Lehrer vielleicht ein Recht hat, oder die man ihm wenigstens zu Gute hält, dem Schüler ganz und gar nicht zukomme. — In der Sache selbst nimmt der Vf. Regalien nur für Rechte der Landeshohheit; nicht der kaiserlichen Gewalt oder der Reichsfouveränität, und er unterscheidet sie von eigentlichen Hohheits- oder Regierungsrechten dadurch, dafs diese in dem Umfange der landesherrlichen Staatsgewalt als wesentlich an sich schon, der Präsumtion nach, liegen, jene aber nur in der Voraussetzung eines besonderen Erwerbgrundes ihr zukommen, also zu dem allgemeinen Begriffe der Landeshohheit nicht mit gehören. Dieses Verhältnifs einer besonderen Erwerbung lasse sich aber auf eine doppelte Art denken, indem die Regalien entweder solche Rechte enthalten, die, an sich zwar in der Staatsgewalt begriffen, durch die Eigenthümlichkeit der deutschen Verfassung zu Reservatrechten gestempelt sind, und von den Landesherren also nur Kraft besonderer Erwerbung besessen werden können, oder solche, die ihrer Natur nach gar nicht als Ausflüsse der Regentengewalt, sondern des Privateigenthums betrachtet werden müssen, und insofern dem Regenten als solchen nur aus speciellen Rechtsgründen zustehen können, woraus denn folge, dafs landesherrliche Regalien im Gegenfatze bald der kaiserlichen Reservatrechte, bald des Privateigenthums gedacht werden müssen. Rec. ist im Ganzen mit dieser Darstellung völlig einverstanden; er glaubt, dafs dieser Unterschied zwischen Hohheitsrechten und Regalien allerdings dem jetzigen Sprachgebrauche, (worauf es hierbey, wie der Vf. §. 77 *implicite* selbst zugiebt, vorzüglich ankommt) am meisten angemessen, und dafs es in jedem Falle zur Vermeidung von Zweydeutigkeiten und Verwirrungen sehr rathsam sey, ihn auf diese Art doctrinell zu bestimmen. Indessen muß man doch bemerken, dafs in diesem Gebrauche

der Ausdrücke unsere berühmtesten Publicisten keinesweges ganz übereinstimmen; noch Pütter nimmt Hohheitsrechte und Regalien sehr oft für gleichbedeutend, und als einen wirklichen Fehler darf man dies um so weniger ansehen, da unsere Gesetze selbst, besonders die älteren, jenen Unterschied keinesweges genau beobachten. Die frühere Reichsgesetzgebung weifs gar nichts davon; vielmehr war damals *regale* so ziemlich das einzige Wort, das man zur Bezeichnung des Begriffs von Hohheit hatte; und nur so viel läßt sich etwa sagen, dafs man besonders die lucrativen Rechte des Regenten, und diejenigen seiner Befugnisse, welche am meisten in die Freyheit und in das Eigenthum der Privaten eingriffen, mit jenem Ausdrucke belegte. So in der ältesten Urkunde, worin unseres Wissens, das Wort vorkommt, in *Brunon. bell. Sax. p. 141 (ed. Freher.)*: so in der bekannten Constitution Friedrichs I von 1158, in welcher es, nach der Bemerkung von *Gutharus Liguinus*, besonders darauf abgesehen war, *ut fisco aliquid tribueretur*, so auch unter demselben Kaiser im Costnitzer Friedensschlusse. In der That ist es auch sehr erklärlich, dafs man gerade diese Rechte durch einen besonderen Namen heraushob, weil gerade sie, bey dem ewigen Kampfe der Herrschenden und Beherrschten darüber, einer besonderen Sanction durch eigene Gesetze am meisten bedurften, und weil man die übrigen, wesentlichen Ausflüsse der Staatsgewalt, Oberaufsicht, Gesetzgebung etc. als eigene, besonders benannte Hohheitsrechte sich zu denken damals noch gar nicht gewohnt war. Als aber eine bessere Cultur der Staatswissenschaften überhaupt auch auf die Theorie der deutschen Constitution ihren Einfluß zu erstrecken begann, und man nun das Bedürfnis fühlte, diese wesentlichen Rechte des Staats mit eigenen Benennungen zu bezeichnen: ward für sie der neue Ausdruck: Hohheitsrechte, *jura regiminis* etc. gewählt, und der ältere, schon gewöhnliche, Regalien, blieb jenen früher ausgebildeten Rechten allein. Indessen braucht noch die berühmte Stelle des O. f. J. VIII, 1, nach der bekannten Tautologie der deutschen Gesetzesprache, *jura, privilegia und regalia* synonym, und in der W. K. I, 9 find den „*Regalien, Obrigkeiten, Freyheiten*“, wodurch man offenbar den ganzen Umfang der Landeshohheit bezeichnen wollte, erst im J. 1790 die *Hohheitsrechte* beygefügt worden, zum deutlichen Beweise, dafs man diese von den Regalien zu unterscheiden erst in neueren Zeiten angefangen hat. Diese historischen Bemerkungen hätten von unserem Vf. nicht verkannt werden sollen; nur durch sie erklärt sich die Unbestimmtheit, welche in der Theorie über die Regalien zu herrschen pflegt. — Über das vorausgeschickte Programm des Hn. Gönner enthalten wir uns, hier unsere Meinung auszusprechen, da sich höchstens eine eigene Recension unserer A. L. Z. über mehrere, denselben Gegenstand betreffende, Schriften verbreiten wird.

P. K.

Jena, b. Göpferdt: *Ältere und neuere Gesetze, Ordnungen und Circular-Befehle für das Fürstenthum Weimar und für die Jena'sche Landes-Portion bis zum Ende des Jahres 1804, in einem alphabetischen wörtlichen Auszug gebracht, von Johannes Schmidt, F. S. Legationsrath, geh. Secretair und Archivario zu Weimar.* 9 Band. 1805. 523 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.) S. Recension des 7 und 8 Bandes im 133 Stück 1806.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 N O V E M B E R, 1 8 0 5.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

**BRESLAU, b. Korn:** *Neue Sammlung aller in dem souveränen Herzogthum Schlesien und der demselben incorporirten Graffschaft Glatz in Finanz - Polizey - Sachen etc. ergangenen und publicirten Verordnungen, Edicte, Mandate, Rescripte, etc. welche während der Zeit der Regierung Friedrich Wilhelm III, Königs von Preussen, als souveränen Obersten Herzogs von Schlesien, herausgekommen sind.* Siebenter Band, die Verordnungen vom 1 Januar 1800 bis Ende 1801 enthaltend. 1804. 3½ Bog. Inhalts - Verzeichniß und 530 S. Text. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

**E**s wäre zu wünschen, daß dieses Werk einen lebhafteren Gang nähme. Fast vier Jahre zwischen der Publication und dem Abdruck und Verkauf der Sammlung benehmen dieser bey dem Ausländer und selbst bey dem Inländer viel am Werthe: denn natürlich kann sich, während eines solchen Zeitraums, Manches wieder geändert haben, da es sich mitunter schon im Laufe eines und desselben Jahres ändert, wie der Fall in gegenwärtiger Sammlung verschiedentlich vorliegt. Man kann daher von dieser Sammlung keinen ganz zuverlässigen Gebrauch machen; und deshalb wird ein Theil der Inländer selbst auf Sammlung denken, ein anderer aber sich um die alternden Verordnungen wenig bekümmern, und es wird nur erst ein dritter, vielleicht der kleinste, Theil Abnehmer werden. Dem Ausländer wenigstens reizt es ohnneützig mehr, zu wissen: wie steht es um das neueste Cameralwesen in Schlesien, als wenn er lesen soll, wie es vor 4 Jahren gestanden hat, und dabey nicht weiß, was von den damaligen Verordnungen nun noch bestehe. Es ist demnach dem Verleger schon seines eigenen Vortheils wegen zu rathen, für die schnellere Lieferung dieser Sammlungen ernstlichere Sorgfalt zu haben: da er, je länger gezaudert wird, desto weniger seine Rechnung bey dieser Unternehmung finden kann.

Den Inhalt dieses 7 Bandes selbst können wir nicht specificiren; den Grund davon findet der Leser oben im Titel. Die einzelnen Verordnungen etc. zu beurtheilen, ist auch nicht unsere Sache. Die Gelehrten behaupten zwar das Recht, über Alles, was Waare des Buchhandels ist, ihre Meinung öffentlich äußern zu dürfen; und die Aufforderung, welche an sie vor der Publication des preussischen Gesetzbuches ergangen ist, dürfte wohl auch hier

**J. A. L. Z. 1805. Vierter Band.**

aus Analogie Wohlgefallen an Kritik begründen. Allein wenn nun auch Rec. hie und da unter einer großen Menge guter, und aus den richtigen Gesichtspunkten entworfener Verordnungen einige gefunden hat, die nach seiner Ansicht Verbesserungen zulassen möchten; und wenn er hie und da mit den Principien der Legislation nicht übereinkommen kann: was beweiset die individuelle Ansicht eines Mannes gegen die Majorität in Collegien, und was könnte sie (selbst bewiesen) gegen die Beschlüsse dieser fruchten? Umständliche Kritik der Gesetzgebung, welche die Sache bis ins Detail verfolgt, ist nicht Sache der Literatur; sie ist Staatsarbeit. Rec. unterdrückt daher die Bemerkungen, welche er sich ausführlich aufgezeichnet, und theilt nur einige kurze Notizen mit, zum Beweis der Aufmerksamkeit, mit welcher er auch diese schätzbare Arbeit preussischer Cameralisten gelesen hat. Nr. VI hält Rec. das bloße mündliche Examen der Viehschneider zwar nicht für unnütz, doch bey weitem nicht für zureichend. Praktische Proben sind unumgänglich nöthig in dieser Sache, worin es auf Kunstgriffe ankommt, die sich weder erfragen, noch leicht, zumal von so rohen, der Sprache nicht mächtigen Menschen, als die Viehschneider gemeiniglich sind, mit Worten beschreiben lassen. Nach Rec. hätte daher ein Adspirant, außer obigem Examen, auch noch seine Geschicklichkeit an einem Ross, einem Stier und ein paar Ferkeln beiderley Geschlechts, auch besonders noch an einer alten Zucht-Sau vor einer Medicinal-Behörde zu erproben. — Über die Tabacksspinnerey, ob sie als ländlicher oder städtischer Nahrungszweig zu erklären sey, schwanken die Gesetzgeber. Vgl. XV und XXXIX. Da nun aber das erste die Tabackscultur befördern, das letzte sie etwas beschränken wird: so kommt es darauf an, welches von beiden rathsamer ist. In Betracht, daß Taback eine in ihren Folgen für den Boden höchst schädliche Pflanze ist, der man den möglichst ausgebreiteten Bau nicht gestatten soll, und die in der Regel nur um Städte den wenigsten Nachtheil für die landwirthschaftliche Production aufsern kann; in Betracht ferner, daß sie auch ein für die Gesundheit wenigstens sehr zweydeutiges Product ist, dessen Verbrauch eher belästiget, als erleichtert werden soll: würde Rec. die Spinnerey gleich anfanglich für städtisches Gewerbe erklärt haben. Denn sollte so auch mit der etwas verringerten Production die Exportation des Fabrikats abnehmen: so wird die Commerz-Finanz-Rücksicht indirect, durch Erzeugniß anderer Pro-

ducte befriediget, indem der Tabacksbau gewöhnlich nur einen glänzenden, aber nicht dauernden Vortheil verschafft, und was durch ihn *auf einmal*, aber auch fast ein für allemal, an Geld-Exportation erspart, und an Geld-Importation gewonnen wird, wird durch das an dessen Statt erbaute Getreide oder andere Gewächse, nach und nach und zwar *reproductiv* sicherlich gewonnen oder erhalten. Zu geschweigen, daß den Städten dadurch ein Nahrungsweig mehr verschafft, die Erhebung der davon zu nehmenden Steuern leichter bestimmbar, und ein städtischer Accise - Antheil auf das Fabrikat übertragen wird. Überhaupt aber ist aus XIX ersichtlich, daß der Tabacksbau in Schlesien wenigstens zum Theil auf der Unterstützung der Commerz - Finanz fusset, und daß er als Product in der Concurrnz mit den ungarischen Blättern, selbst die Fracht auf diese eingerechnet, ohne jene nicht bestehen könnte, und daß mithin ohnedies auf beträchtlichen Activhandel mit ihm nicht zu rechnen ist. Die Merkantilisten werden zwar dieses Finanz-Princip tadeln: aber Rec. tritt den schlesischen Kammern eben darum, und aus anderen Gründen bey, die hier auszuführen, zu weitläufig seyn würde. Nur ist freylich auch gegen das Einschwärzen die strengste Aufsicht zu halten. — Die Declaration des Wegezollreglements Nr. XVII kommt Rec. in einigen Stellen etwas übereilt vor. Auch hält Rec. selbst das neueste Chaussée-Geld noch um die Hälfte desselben zu gering. Am wenigsten aber ist einzusehen, warum für den Ochsen im Zug (S. 23) nur halb so viel bezahlt werden soll, als für den, welcher getrieben wird. Sollte es wohl eine Steuer für den Viehhandel seyn? Sie wäre in Rücksicht der Erhebung schief angelegt! — Die Frage an den Recruten in Nr. XIX kam Rec. als veränglich gestellt vor: er kann nach seinen Ansichten dergleichen Kunstgriffe nicht billigen. Aus Nr. XX (S. 28) erhellet nicht nur eine vehemente Mafsregel, sondern S. 53 wird auch ersichtlich, daß sie von Übereilung veranlaßt worden. Rec. mißkennt nicht die Nothwendigkeit der Sache, und die gute Absicht, die ihr zum Grunde liegt, aber auch nicht die Art der Ausführung. Wäre daher Rec. ein solcher Getreidehändler, und wäre er für seine gelösete Concession nicht entschädiget worden: so hätte er gegen die Kammer zu Breslau die Spolienklage erhoben, oder seine Concession bey der Justiz-Behörde deponirt, und über angedrohte Gewalt geklagt; es müßte denn seyn, daß der Inhalt der Concessionen, oder ausdrückliche gesetzliche Bestimmungen, eine solche Mafsregel *a priori* rechtfertigten; in diesem Fall sind aber Handelsconcessionen im Preussischen von geringem ökonomischen Werthe, und Rec. würde sich bedanken, im Preussischen unter solchen Umständen sich zu etabliren, wo das *Abnehmen* von *Documenten*, *Manuscripten* u. dgl. in der Macht der Provinzialdiener liegt. In Nr. XXI findet man einen Gesichtspunkt, über welchen man, da er von dem preussischen Monarchen *Selbst* aufgestellt ist, der Äußerung seiner Gedanken in schuldiger Devotion sich enthält! In Nr. XXII giebt S. 29, Zei-

le 9 v. u. vgl. mit Zeile 1 S. 30 oben, eine Dunkelheit. In Nr. XXIII befürchtet Rec. von dem hohen Impost von 10 pro Ct. auf russische halbgare Leder, im Tauschhandel mit schlesischen Tüchern, die Abnahme des Eintaushes an Tüchern, aber nicht die intentionirte Beförderung dieses Manufacturzweigs. Denn jener hohe Impost befördert ohnstreitig die Tuchmanufactory im Russischen und den Schleichhandel. Bey einem Impost von 3—4 pro Ct. wäre beides nicht, wenigstens unbedeutend, zu befürchten. Nr. XXVII zeigt, wie *spät* man zur Verbesserung der Steuerverfassung schritt. Bis 1800 waren in Alt-Schlesien noch nicht einmal die Kataster in Ordnung. — Übrigens athmet diese Verordnung den erhabenen-humanen Geist des preussischen Monarchen, der mit Cameral-Strenge Finanz-Milde verbindet, und in dieser Hinsicht Epoche in der preussischen Finanzgeschichte, in Erwägung und Vergleichung der großen preussischen Kassenbedürfnisse aber, zugleich in der Geschichte *der Menschheit* Epoche macht. Wie sehr hat dieser mit einem *Alexander* zu vergleichende Monarch durch Beyspiel und Regierung nicht nur auf das Wohl sondern auch (was damit zusammenhängt) auf die sittlich-liberale Gefinnung seiner Völker gewirkt! Gewiss damit hat er die deutsche National-Liebe und Achtung, jenes auch politisch nicht zu verachtende Band, an den preussischen Namen wieder geknüpft. In dem Publicandum Nr. XXXVI vermißt Rec. den erheblichen Umstand wegen Regulirung des Preises und des *Termini ad quem* der Karden-Sperre. Der Kardenbau ist ohnehin misslich, und fordert starken Vorschuss an Land, Zeit und Arbeit. Wenn der Cultivateur nachher von dem inländischen Tuchscherer den Preis sich machen lassen, und vielleicht über die beste ausländische Marktzeit auf diesen warten soll, so kann dieser Bau leicht verschwinden. Nr. XXXVII scheint Rec. das Buchhalten über Käufe und Verkäufe, als Controlle, eine so beschwerliche als unzuverlässige Mafsregel zu seyn. Es kommt nur darauf an, daß sich ein Inländer findet, der den Namen zum Handel hergiebt, so wäre die Exportation wie zuvor möglich, und das Gesetz umgangen. Nr. XXXVIII. Hiebey bemerkt Rec., daß man sich mit dem Getreidehandel (in Rücksicht der Verhütung der Exportation des Getreides) vielfältig beschäftigt hat. Die vielen in diesem Bande vorhandenen Verordnungen begründen aber schon die Vermuthung, daß das System der schlesischen Getreidepolizey, das lediglich auf Sperre hinzielt, und von dieser *Alles* erzwingen will, unzulänglich ist; obgleich viele jener Verordnungen mit Fleiß, Scharfsinn und Circumspection rühnlich gearbeitet sind. S. 67 fordert die Präsumtion der Nahrungs-Steuer-Defraudation mehr Vorsicht, und Rec. möchte nicht dem Satze beystimmen, für das nächste *Etats-Jahr* das Steuer-Quantum nach dem „nunmehr wirklich eruirten *Ertrage*“ anzunehmen, wenn nicht etwa bloß von dem *alleinigen* nächsten Jahre die Rede, und zwar *ohne Consequenz* seyn soll: in diesem Fall ist aber eigentlich nur ein *eruirter Rest* zu etatiren, und man wird

wird ohne Zweifel auch auf *Remissionen* von anderer Seite her zu rechnen haben (S. 66 wird der Landrath auch nicht bloß auf den Bedarf eines Dorfs zu rechnen haben.) Denn bey dem Getreidemangel fehlt es oftmals einem Dorf-Bäcker; die in den nächsten Dörfern (vielleicht einigen reicheren) hatten sich vorsehen; die benachbarten Dörfer holen also von diesen, und so wird ihr Absatz auf einige Zeit freylich beträchtlicher; aber wer wollte davon einen ordinären Maßstab hernehmen? Auch ist zu erwägen, daß die Bäcker, veranlaßt, sich nicht vorzusehen, wie sie ohne Druck wohl könnten, die Noth vergrößern können. Nr. XL ist die Modalität der Vertheilung confiscirter Waaren allerdings zweckmäßig. Von dem Satze 4 „hingegen, wenn sie den halben Werth nicht geben wollen,“ entgeht Rec. die gute Absicht nicht; aber er findet doch dieses Benefiz bedenklich, insofern es denkbar ist, daß sich darauf sogar die heimliche Assecuranz eines Schleichhandels gründen ließe. In Nr. XLVI dünkt Rec. der Grundsatz, daß bloß die *accolae* zur Reinigung der Landstraßen vom Schnee verbunden sind, nicht billig. Rec. würde auf ganze Gemeinden nach ihrem Areal-Vermögen repartiren. So viel wollen die Vff. dem Rec., im Metier mitzusprechen, gestatten.

Für unsere Leser findet es Rec. interessant, eine Übersicht von dem Verhältniß der in den J. 1800 und 1801 verarbeiteten Gegenstände zu geben. Zu dem Ende hat man hier die verschiedenen Objecte unter gemeinsame Titel bringen, und die Verordnungen über Gegenstände jedes Titels zusammenzählen wollen. Es ist jedoch hiebey im voraus zu erinnern, daß manche Gegenstände unter mehrere Titel zugleich gebracht werden können, und daß daher folgende Classification und Summation nicht die einzig mögliche ist. Vom J. 1800 enthält die Sammlung in Sachen des Geschäftsganges überhaupt 3; in Sachen geistlicher Jurisdiction 4; in Criminal- und Contraventions-Sachen 9; in Bevölkerungs-Sachen incl. der Juden-Sachen 3; in Sachen der Medicinal-Polizey 5; in Literatur- und Schul-Polizey- u. dgl. Organisations-Sachen 4; in Militär-Sachen 5; in Ehrenpolizey-Sachen 1; in Feuerpolizey-Sachen 1; in Straßen-Polizey-Sachen 2; in Zoll-Sachen in specie 2; in Finanz-Polizey-Sachen 6; in Finanz- und Domainen-Ökonomie-Sachen 9; in Landwirthschafts- und Forstrechts-Sachen 12; in Landwirthschafts-Forst- und Jagd-Polizey-Sachen 15; in Sachen der Manufactur- und städtischen Polizey in specie 3; in Commerz-Polizey-Sachen 15; in Summa 99. Vom J. 1801 enthält die Sammlung in Sachen des Geschäftsganges überhaupt 7; in Sachen geistlicher Jurisdiction 2; in Criminal- und verwandten Sachen 11; in Bevölkerungs-Sachen 5; in Juden-Sachen 5; in Sachen der Medicinal-Polizey 4; in Literatur- und Schulfachen 6; in Militär-Sachen 8; in Armen-Sachen 5; in Feuer-Polizey-Sachen 3; in Straßen-Polizey-Sachen 2; in Zoll-Sachen 1; in Finanz-Polizey-Sachen 5; in Finanz-Ökonomie- und Domainen-Sachen 11; in Landwirthschafts- und Forst-

rechts-Sachen 7; in Landwirthschafts-, Forst- und Jagd-Polizey-Sachen 6; in Sachen der Manufactur- und städtischen Polizey 5; in Commerz-Polizey-Sachen 15; in Berg-Personal-Sachen 3; in Summa 111.

Die Brauchbarkeit dieser Sammlungen würde erhöht werden, wenn jeder Band sein alphabetisches Sachregister hätte: der Preis ist so hoch, daß darum gar wohl noch diese Verbesserung geliefert werden kann. Der Begriff von Wichtigkeit ist relativ; und wir zeichnen daher keine Verordnungen besonders aus, deuten jedoch vornehmlich auf die im Schulfache, als auf die weitläufigsten hin.

O. St. G.

### STATISTIK.

H. H. BRONN, b. Creutz, in Comm. FRANKFURT a. M., b. Körner: *Geographisch-statistische Beschreibung der nach dem Friedensvertrage von Lüneville von Deutschland an Frankreich abgetretenen und den ehemaligen Besitzern als Entschädigung dagegen ertheilten Länder*. Zweyte, verbesserte und mit einem Anhang vermehrte Auflage. Erster Theil. 1804. IV u. 182 S. Zweyter Theil. 1804. 200 S. Anhang 40 S. 8. (2 Rthlr.)

Der erste Theil enthält eine detaillirte Übersicht alles dessen, was das deutsche Reich an Frankreich verlor, und der zweyte die Entschädigungen der deutschen Fürsten *in extenso*, mit Aufzählung der hauptsächlichsten in den Territorien begriffenen Ortschaften und ihrer Merkwürdigkeiten. Der Vf. will seine Schrift nicht als eine dem Zeitwechsel unterworfenen Geographie, sondern als Actenstück und Document (richtiger Commentar) des für Deutschland so folgenreichen Friedens angesehen wissen. Die geographischen Bemerkungen und Beschreibungen sollen ihr Interesse erhöhen. Allerdings könnten sie das; und eine ausführliche Beschreibung der Länder, welche ihre Regenten gewechselt haben, hauptsächlich in Bezug auf das, wofür sie als Äquivalent angesehen werden sollen, auf ihren früheren, jetzigen und künftig möglichen und wahrscheinlichen Zustand und Flor, würde der beste Commentar über den Friedensvertrag, u. die beste — wie man will — redende oder stumme Kritik desselben, also für den, der Interesse an der Sache hat, sehr interessant seyn. Rec. zweifelt aber, ob der Vf. an dieses Interesse gedacht hat, ob er nicht vielmehr das Interesse an Nebensachen meint, wodurch er dem Buche einige Leser mehr verschaffen will, und ob er mehr als Amusement damit bezweckt; eine Nebenabsicht, die eine Menge guter Bücher verdirbt. Die Wahl der beygebrachten Bemerkungen und Beschreibungen zeigt, daß er den ersten Zweck nicht immer und fest im Auge hatte. Bemerkungen wie die, daß der Herzog von Marlborough den 23 May 1706 bey Ramillies siegte, Herzog Philipp der Gütige von Burgund 1430 zu Brügge den Orden des goldenen Vlieses stiftete, Comines der Geburtsort des Phil. Comines und Busbeck ist, und hundert solche Dinge, die hergebrachtermaßen in den Geographien bemerkt zu werden pflegen, stehen hier wenigstens sehr müßig, und rauben den Platz für Wichtigeres. — Der Vf. beschränkt sich bloß auf das deutsche Reich und handelt deswegen nicht ausführlich

lich von den Ländern, welche außerhalb desselben zur Entschädigung einer Macht wegen ihres Verlustes an Reichslanden haben dienen müssen, z. B. nicht von Venedig und dem venetianischen Gebiete u. s. w. Diese willkürliche Beschränkung entspricht dem Zwecke der Schrift nicht, die ein Commentar des Friedensvertrages in Absicht auf die deutschen Entschädigungsangelegenheiten seyn sollte. Da die Niederlande ausführlich behandelt sind, so erwartet man das in eben dem Mafse von dem Venetianischen; die Kenntniss des Neuerworbenen ist mindestens eben so wichtig als die des Verlorenen.

Der Vf. verspricht die Organisation, Verände-

rungen, und was weiter für die Geographie und Geschichte der beschriebenen Länder wichtig werden wird, in einer Fortsetzung zu liefern. Vielleicht nimmt er da Gelegenheit, das Veräumte nachzuholen, und so dem Werke, das der gerügten Mängel ungeachtet nicht schlecht ist, immer mehr Werth zu geben. Provinzialismen wie *verschieden* st. *verschieden*, *hievornen* st. *vorher* u. dgl. m. sollten vermieden werden. Der Verlust des ganzen deutschen Reichs an Land und Leuten und Einkünften beträgt hier, nach der dem ersten Theile angehängten Übersichts-Tabelle, 1643½ Quadratmeilen, 4.634.205 Menschen, 27.119.162 Gulden jährliche Einkünfte, Gg.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**STAATSWISSENSCHAFTEN.** *Frankfurt u. Leipzig: Was würde aus Deutschland werden, wenn jedes besonders Reichsland eine eigene Ein- Aus- und Durchfuhr-Zoll-Anstalt ersäufte? Ein staatsrecht- und staatswissenschaftlicher Versuch über das Recht zur Einführung oder Erhöhung dieser Zölle in den deutschen Reichslanden, und die Schädlichkeit derselben in eingeschränkten kleinen Staaten.* 1804. IV u. 113 S. 8. (12 gr.) Nach der Vorrede hat der Vf. — „dessen Name unbedeutend ist, und da, wo Grundsätze entscheiden müssen, kein Gewicht geben kann“ — sein Augenmerk auf ein neues bergisches Zoll-Edict gerichtet, und überhaupt vor neuen Finanz-Anlagen zu warnen gesucht. In der 1 Abtheilung redet er von der Befugnis in deutschen Reiche, Ein- Aus- und Durchfuhr-Zölle zu errichten, oder die bestehenden zu erhöhen, und geht dabey in die älteren Zeiten zurück, indem er sehr richtig behauptet, daß sodann, wenn man die rechtlichen Verhältnisse über die Pflicht der Bürger zum Beytrage in den Staatsbedürfnissen zu entwickeln denke, die Geschichte ungezweifelt die richtigste Quelle sey. „Man wagt sich in ein unsicheres Feld, wenn man einzig von General-Grundsätzen ausgeht, ohne die Entstehungsart, die Ursachen und die Gründe der verschiedenen Anordnungen aus der Geschichte voraus zu schicken. Weit richtiger fällt der Schluss aus, wenn man erst nach einer historischen Darstellung der verschiedenen Veränderungen, welche endlich die dormalen bestehende Verfassung herbeygeführt haben, zur Festsetzung der rechtlichen Bestimmungen schreitet.“ In Hinsicht auf die allmähliche Ausbildung des deutschen Steuer- und Auflage-Systems nimmt der Vf. S. 4 die fünf Perioden, nämlich die der Heerbauns-Miliz, der Lehen-Miliz, der besoldeten Kreis- und Executions-Soldaten an, und fragt zugleich, ob man nicht von der Zeit der französischen Revolution oder doch des Lüneviller Friedens eine neue Periode anfangen solle?? Nachdem der Vf. die Steuern, auch andere Grund- und Vermögens-Abgaben in den bemerkten Zeitpunkten näher erwähnt, und seine Äußerungen hinlänglich zu belegen sich bemüht hat, geht er S. 21 auf die Zölle über, theilt solche in Ein- Aus- und Durchfuhr- oder Transit-Zölle ein, und zergliedert die letzten, die vorzugsweise Zölle genannt werden, (aus den früheren Zeiten, in denen die ersten, in den meisten Reichslanden, zum Glück Deutschlands unbekannt gewesen) und auf welche die über das Besteuerungs-Recht aufgestellten Grundsätze anwendbar sind. — Das Zollregal stellt er in Deutschland, S. 22 ff. als ein kaiserliches Reservat-Recht auf, zeigt dabey mehrere Mißbräuche und Abarten, bezieht sich auf die deshalb vorhandenen Reichsgesetze, und bemerkt S. 32 die daraus entspringenden Resultate.

Die 2 Abtheilung zerlegt die Schädlichkeit solcher Anlagen in kleinen beschränkten Staaten, und empfiehlt die Freyheit, als die treueste Beförderin der Handlung, vergißt aber dabey einige Gründe zur Beschränkung der Handlungsfreyheit eben so wenig, als die Vorlicht bey deren Anwendung. „Würden überhaupt“ sagt der Vf. z. B. S. 25 ff. „vom deutschen Reiche Mittel angewendet, um den ausländischen Handel in dasselbe so lange zu erschweren, bis durch zweckmäßige Verträge mit anderen Nationen die Handungsverhältnisse auf einen gleichern, Deutschland nicht so nachtheiligen Fuß gesetzt wurden: so würden Zollgesetze von Deutschland, nach seinen verschiede-

nen Richtungen, und der Verschiedenheit der Verhältnisse gemäß, weise eingetheilt, nicht nachtheilig seyn, wenn einzig das Interesse derselben und nicht Finanzgeist sie dictirte.“ In dieser Rücksicht theilt er über die Fesseln, welche Frankreich den deutschen Ländern angelegt hat, und über die Mauth-Anlagen an der deutschen Rhein-Grenze, noch verschiedene Bemerkungen mit, und zeigt dann im 2 Kapitel S. 52 ff. die Unanwendbarkeit der aufgestellten Grundsätze in kleinen Staaten, und die besondern Nachteile von ihrer Ausführung in denselben. Im 3 Kapitel macht der Vf. die Anwendung auf das Herzogthum Berg, und behauptet, daß darin die Anlegung von Mauthen und die Erhöhung des Transitozolles zweckwidrig sey, und zwar a) wegen seiner geographisch- und politischen Lage, b) wegen seines Productions-Zustandes, c) wegen des Ubergewichtes der Activhandlung, d) wegen der Art der Waaren, die vorzüglich eingeführt — und e) derer, welche ausgeführt werden, f) wegen der Größe des Handlungskapitals, g) weil die Erfahrung die Vortheile der Freyheit beweisen, auch h) Retorsion politisch unanwendbar ist.

Hierauf sucht der Vf. S. 92 ff. den Nachtheil, der für das Bergische Land, und vorzüglich für die beiden Städte, Düsseldorf und Mülheim, aus dem dasigen neuen Zollbrief entsteht, weitläufig zu zeigen. Er ist, seines Bedünkens, nach Finanz- nicht aber nach Handlungsrücksichten verfaßt. Er charakterisirt überhaupt die verschiedenen Stufen nicht genau; die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse sind im Verhältnisse zu den seltenen, zu den Mode- und Luxusartikeln, zu hoch angeschlagen; wovon S. 95 mehrere Beyspiele angeführt werden. Er ist, nach S. 108 nicht einmal alphabetisch geordnet, und S. 105 werden aus demselben einige Stellen ausgehoben, wodurch der Vf. zu glauben veranlaßt wird, daß dadurch der Transit- und Speditionshandel durch das Bergische verloren gehen, S. 109 der Verlust des Überfahthandels, die Unnützlichkeit und der Schleichhandel befördert werden, und S. 97 der Landhandel von Holland auf Frankfurt, ohne Berührung des Herzogthums Berg, Statt haben werde, da Preußen nun die Stifter, Eilen und Werden, besitzt, und es nicht viel bedürfen werde, das ganze Fuhrwerk auf die bereits größten Theils chausseemäßig gebaute preussische Straße, hinzuleiten.

Wir treten zwar den Äußerungen und Grundsätzen des Vf. dem mancherley Kenntnisse und Einsicht nicht abzuspochen sind, im Allgemeinen gern und mit Überzeugung bey, und es würde daraus für dieses oder jenes Ländchen, von diesem und jenem Geschäftsmanne, oder auch von manchen Interessenten vortheilhafter Gebrauch zu machen gewesen seyn, wenn selbst der einzelne Fall mit dem Bergischen Herzogthume und dem dasigen neuen Zolltarif, dessen vollständige Vorlegung zur Beurtheilung des Ganzen immer erforderlich seyn würde, nicht so deutlich dargestellt und zergliedert worden wäre. Aber dadurch, daß dieses geschehen ist, drängen sich uns die Fragen auf: warum hat der Vf. wenn er dem Bergischen Lande, in dieser oder jener Rücksicht, angehört, die Abhandlung, statt sie dem Publicum vorzulegen, nicht bey den hier einzuordnenden Obern überreicht? Hat er dieses etwa schon gethan, oder konnte er sich im voraus keine gute Aufnahme versprechen? — Oder wollte er durch öffentliche Bekanntmachung den neuen Nachbar auf seine Vortheile aufmerksam machen, wenn diesen es wider seine Gewohnheit, nicht schon von selbst seyn sollte? XT.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 N O V E M B E R 1 8 0 5 .

## M E D I C I N .

J E N A , b. Mauke: *Infantis androgyni historia et ichnographia. Accedunt de sexu et generatione disquisitiones physiologicae et tabulae 5 aeri incisae.* Auctore Jacobo Fidele Ackermann, Philos. et Med. D. — in Univerf. Heidelbergenfi Anat. et phyfiol. Prof. O. 1805. 103 S. fol. (3 Rthlr.)

**R**ec. hat die vorliegende Schrift mit einer sonderbaren Empfindung gelesen. Auf der einen Seite mußten ihm die vielfachen Kenntniffe des Vf. Achtung gegen denselben einflößen, auf der anderen aber war es ihm beynahe unbegreiflich, wie der Vf. bey diesen Kenntniffen fo viele unhaltbare Hypothesen aufstellen, und fo unbefangenen vortragen konnte, als ob sich das Alles von selbst verstände. Man ist bey der Lehre von der Erzeugung an Hypothesen aller Art gewöhnt worden; allein schwerlich kommt irgend eine der vielen über diese Materie erschienenen Schriften der hier zu beurtheilenden an Menge und Kühnheit der Behauptungen gleich.

Der Vf. schlägt in der Vorrede, statt der bisherigen Benennung der sogenannten Hermaphroditen, den Ausdruck Aphroditen vor, und bedient sich desselben auch in der ganzen Schrift, weil solche Individuen zwar beiderley, allein so unvollkommene Geschlechtstheile besäßen, daß sie zu den Geschlechtsverrichtungen unfähig wären. Der Name ist aber keineswegs zu billigen. Sollte er das Negative ausdrücken, so mußte der Vf. *anaphroditus*, *anaphroditismus* sagen, denn bey *aphroditus* ist ja kein *a privativum*; und will man jenen Ausdruck nicht gebrauchen, so muß man *androgynus* sagen, wie bisher.

In dem ersten Abschnitt beurtheilt der Vf. die bey den Schriftstellern vorkommenden Fälle von angeblichen Hermaphroditen: Zuerst spricht er von den Misgriffen, wo man einen Vorfall der umgekehrten Harnblase, oder der Gebärmutter und Scheide, für einen hermaphroditischen Zustand nahm; dann aber von den Fällen, wo wirklich beiderley Geschlechtstheile mehr oder weniger entwickelt vorkamen. Diese Beobachtungen sind hier, 35 an der Zahl, mehr oder weniger ausführlich mitgetheilt; Rec. wundert sich aber, daß der Vf. auf die Fälle gar keine Rücksicht genommen hat, wo der Mastdarm mit der Harnblase zusammenläuft, und am *Perinaeum* eine gemeinschaftliche Kloake für beide ist, so daß der Penis keine Öffnung hat. Rec. hat selbst einen Fall der Art gesehen, und verweist der *J. A. L. Z.* 1805. *Vierter Band.*

Kürze wegen auf *Wrisberg's* zwey Aufsätze über diesen Gegenstand (*Commentationum* Vol. I. Gött. 1800. 8. p. 149 und p. 504), die vielleicht den Vf. vermocht hätten, manche der hier aufgezählten Beobachtungen wegzulassen. Wodurch weiß er, daß in allen diesen Fällen Anlage zu beiderley Geschlechtstheilen, oder grössere und geringere Entwicklung von beiden, vorhanden war? Er kann es nie wissen, und wenn man auch alle die Fälle berechnet, wo die Clitoris sehr groß war, wie z. B. bey der, auch von Rec. untersuchten, Maria Dorothea Derriér, die *Hufeland* beschrieben hat, und wo bloße Mißbildung der weiblichen Geschlechtstheile hervorgeht, so sieht man bald, daß es dem Vf. auf keine genaue Sichtung der Beobachtungen ankam. Rec. läßt die Fälle Nr. 5, 19, 22 und 33 als hieher gehörig gelten; die Nr. 1, 7, 11, 15, 20, 21, 23, 24, 25, und 34 sind durchaus zweifelhaft, und so unvollständig, daß sie gar nicht des Nennens werth sind; alle die übrigen 21, also bey weitem die mehesten, Fälle gehören gar nicht hieher, sondern enthalten nur Beobachtungen von fehlerhaft gebildeten Geschlechtstheilen, und zwar größtentheils von *imperforirtem Penis* oder von der sogenannten *Hypospadie*. In den Fällen Nr. 10 und 14 haben sogar die Subjecte Kinder gezeugt, und doch sollten sie zu des Vf. sogenannten Aphroditen gehören!

In zweyten Abschnitt, der wohl schicklicher der erste gewesen wäre, erzählt der Vf. einen von ihm selbst in Mainz beobachteten Fall mit großer Genauigkeit. Wir können dies als die erste gute Beschreibung der Art ansehen, so daß auch das Werk in der Hinsicht allen Naturforschern und Anatomen zu empfehlen ist. Die dazu gehörigen (von Koek gezeichneten und von Schröter gestochenen) Kupfertafeln, welche der vierte Abschnitt erklärt, sind auch sehr brav, und stellen den äußerst merkwürdigen Bau von allen Seiten auf das anschaulichste dar. Das Kind lebte nur 42 Tage, und starb bey sehr theuerem Werthe in des Vf. Abwesenheit, so daß der Körper schon von Fäulniß gelitten hatte, und der Vf. die ihn interessirenden Theile gleich in Weingeist bringen mußte; man sieht auch an den Kupfern, daß sie nach in Weingeist aufbewahrten Theilen gemacht sind, so z. B. erscheinen die durchschnittenen Bauchmuskeln, die durchschnittenen Harnblase etwas fleisch. Die Mißbildung selbst ist höchst auffallend. Das Kind hatte einen *Penis* ohne Öffnung (*penis clitorideus*, wie ihn der Vf. nennt); einen getheilten Hodensack; der rechte Testikel lag (nicht

K k

wie

wie der Vf. das Kind am Tage nach der Geburt lebend sah, sondern wie er es schon todt erhielt, darin, der linke hingegen noch in den Weichen; unter dem Penis die Öffnung der Scheide; in diese öffnete sich die kurze Harnröhre (die Harnblase selbst war sehr groß) und der Muttermund, so dafs man die unter dem Penis befindliche Öffnung allerdings für die Scheideöffnung nehmen mußte. Die Gebärmutter stellte im Kleinen einen schwangeren Uterus dar, war nach dem Alter des Kindes von bedeutender Gröfse, und hatte dünne und weiche Häute, nicht die gewöhnliche feste Consistenz. Die Saamenleiter gingen in das breite Mutterband (wie sonst die runden Mutterbänder thun), bildeten aber, ehe sie hinein traten, auf jeder Seite, gleichsam einen kleinen Knäuel von Drüsenkörnern, welchen der Vf. sehr passend mit den Saamenbläschen vergleicht; endlich verloren sich die Saamenleiter, wie der Vf. durch ihre Einspitzung mit Quecksilber entdeckte, ungefähr an der nämlichen Stelle in die Gebärmutter, wo sonst die Fallopischen Röhren einzutreten pflegen. Rec. konnte diefs hier nur mit wenigen Worten angeben, und es ist genug, um die grofse Anomalie, und in dieser doch so viel Annäherung an den gewöhnlichen Bau zu zeigen; das Nähere wird jeder bey dem Vf. mit Vergnügen durchlesen.

Der dritte Abschnitt enthält endlich die physiologischen Untersuchungen über Geschlecht und Erzeugung. Rec. wird bey einigen Punkten derselben etwas länger verweilen müssen; alles zu berühren ist unmöglich, denn der von S. 47 bis 103 gehende Abschnitt enthält so viel Streitiges, dafs leicht ein ganzes Buch darüber geschrieben werden könnte. Zuerst spricht der Vf. von der Erzeugung überhaupt, wo seine Ideen mit denen der neueren Schriftsteller zusammentreffen. Dann von der Geschlechterzeugung; er geht hier und auch häufig in der Folge von den Pflanzen aus; Rec. möchte aber bezweifeln, dafs der Vf. selbst Beobachtungen über die Pflanzennatur angestellt hat, wenigstens sieht man deutlich, dafs seine Vorstellungen von den Vegetabilien sehr einseitig sind. Was er vom Pflanzen-saft sagt, der immer feiner und feiner werden, ja in den Gefäfsen der Geschlechtsorgane beynahe gasförmig werden soll, ist durchaus willkürlich angenommen; auch werden keineswegs alle Pflanzen (z. B. Palmen, Lilien, Gräser) nach oben dünnet, und seine langsame Verbrennung bey den Vegetabilien ist ganz unerwiesen, um einen gelinden Ausdruck zu gebrauchen, denn die Bindung des Sauerstoffs ist wohl gerade am wenigsten bey den Pflanzen anzunehmen, und die Versuche von Ingenhousz u. s. w. können dem Vf. unmöglich unbekannt geblieben seyn, woraus doch ein anderes Resultat hervorgeht, als das seinige, wofür er gar keine Gründe hat. Wenn er ferner das Zellgewebe der Pflanzen und Thiere vergleicht, und von *rigidis corporis cancellis* spricht: so übersieht er gerade den wichtigsten Unterschied des vegetabilischen und animalischen Reichs. Nur bey jenem ist ein wahres,

starres, zelliges Gewebe, bey den Thieren ist statt dessen ein Schleimstoff die Basis, und nur nach ihrem Tode erstarrt diefs gallertartige Wesen in schleimige Fäden, oder, um einen Ausdruck von Barden zu gebrauchen, in ein Gewebe, dessen Zwischenräume denen von Baumwollenflocken gleichen. Es ist daher blofs chimärisch, was manche Schriftsteller vom Zellgewebe und von den Zusammenziehungen desselben bey den Thieren sagen, und Rec. bittet den Vf., irgend ein Thier lebend zu öffnen, und nach den *rigidis corporis cancellis* zu sehen; sie werden gewifs nicht zu finden seyn. Manche Hypothese wird so oft vorgetragen, dafs man ihrer zuletzt gewohnt wird, und sie wohl gar für wahr hält, obgleich man sich jeden Augenblick vom Ungrund derselben überzeugen könnte. So ist es eine Zeitlang mit den Hypothesen über die Zusammenziehungen der angeblichen Fasern des Zellgewebes gegangen. In Hinsicht der Erzeugung der Pflanzen ist der Vf. durchaus auf unrechtem Wege, und itatt, dafs bey den mehresten Pflanzen ein wirklich hermaphroditischer Zustand eintritt, leugnet er ihn ganz, indem er überall *Dichogamie* annimmt, und nie beiderley Geschlechtstheile in einer Blume zugleich im Stande der Vollkommenheit glaubt. Der Vf. ist wohl durch Chr. Konr. Sprengel's Beobachtungen zu diefer falschen Ansicht gekommen, die sich sehr leicht widerlegen läfst. Man rechnet mit Sprengel'n viel zu sehr auf die Insecten, die doch die allermehresten Male ganz aus dem Spiel bleiben. Wenn der *Cactus grandiflorus*, *Phyllanthus* u. s. w. im Gartenhause blüht, ist diefe einzige Blume daselbst vorhanden; sie ist ein paar Stunden in der einen Nacht geöffnet, dann schließt sie sich, und die Frucht entwickelt sich. So geschieht es mit den Passionsblumen, mit den Oenotheren u. s. w. die eine sehr kurze Zeit offen stehen, und wo bey ihnen, wie bey den mehresten exotischen Gewächsen unserer Treibhäuser, die Früchte bringen, an Insecten gar nicht zu denken ist. In allen jenen Fällen mußte auch hermaphroditischer Zustand eintreten, da die eine vorhandene Blume nur durch sich selbst befruchtet werden konnte, und die Blume nur kurze Zeit blüht, so dafs man also auf keine stufenweise Entwicklung rechnen kann, wobey vielleicht erst die männlichen und dann die weiblichen Geschlechtstheile ausgebildet würden. Man spricht bey *Campanula*, *Oenothera* und anderen Pflanzen von *Dichogamie*, weil die Antheren in der ungeöffneten Blume ihren Staub von sich geben, während die weiblichen Theile noch nicht entwickelt sind, so wie die männlichen verwelkt sind, wenn die Blume geöffnet, und das *Stigma* entfaltet ist. Hierbey liegt nur leider die kleine Täuschung zum Grunde, dafs man die Befruchtung zu einer Zeit annimmt, wo sie schon lange vorbey ist. Sie geschieht bey *Campanula* u. s. w. in der noch geschlossenen Blume, wo die Antheren dicht an die Narbe geprefst sind, und sie mit ihrem reichlichen Pollen bedecken; denn dafs nur die innere Seite der ausgebreiteten Narbe zur Befruchtung bey *Campanula*

u. s. w. fähig sey, ist unerwiesen; die Narbe nimmt überall die Pollen auf, und saugt überall in diesen Fällen die nöthigen Theile ein. *Campanula hybrida* öffnet häufig ihre Blumen gar nicht, so kennt sie z. B. Rec. nur, und doch geben sie Saamen; viele *Ruellien*, *Silenen*, *salvia lyrata* und andere mehr öffnen die Blumen häufig niemals in unseren Gärten, und doch geben sie reife Früchte. Rec. ist begierig, zu erfahren, wie man diese Fälle bey einer *Dichogamie* erklären will. Sollte es verlangt werden, so steht Rec. mit einer grossen Reihe von Beobachtungen zu Dienst, die ebenfalls für den hermaphroditischen Zustand der mehresten Pflanzen sprechen; er glaubt aber, daß das Gefagte schon genüge.

Daß der Sauerstoff bey dem Vf. in der Lehre von der Erzeugung eine große Rolle spielen würde, war zu erwarten; allein Rec. wollte kaum seinen Augen trauen, als er las, daß das männliche Geschlecht eine Atmosphäre von Sauerstoff um sich habe; diese gehe dem weiblichen Geschlecht ab, dessen Atmosphäre mehr Wasserstoff habe; durch die verschiedenen Atmosphären werden die Geschlechter angezogen u. s. w. Sollte diese Satire auf die Physiologen seyn, die alles vom Sauerstoff herleiten, so wäre sie wahrlich zu den gelungensten und boshaftesten zu rechnen; allein es ist dem Vf. voller Ernst damit, wie man durch das ganze Buch sieht. Welchen Sinn hat aber wohl die Hypothese, da alle thierischen Theile der Luft den Sauerstoff entziehen, und sie mit Kohlenstoff schwängern? Was sollte bey dem männlichen Geschlecht so eine entgegengesetzte Atmosphäre hervorbringen; was spricht für die ganze Hypothese, als das: *car tel est notre plaisir!* Wenn der Mann sich ferner vom Weibe dadurch unterscheiden soll, daß sich bey jenem das Gefäß- und Nervensystem mehr nach der Peripherie verlängert zeigt, wenn der Vf. sagt: *Femina, quemadmodum ejusdem genitalia organa ex materiae organicae excessu, viriumque plasticarum, ut ita dicam, defectu ipso interni cavi abdominalis aestu (!) in latum expansa fuerunt, ita et his praecipue notis a viro discernitur; quod materiae organicae ditior penus et virium vitalium imbecillitas per totum feminae organismum dominetur*: so sind dies größtentheils bloße Worte, und wenn man dadurch die Bildung eines Theils erklären will, daß man sagt, hier haben sich die Gefäße verlängert, so giebt man wohl eine sehr dürftige oder vielmehr gar keine Erklärung. Warum verlängerten sich die Gefäße, warum auf diese Art? Diese Frage ist ja dann von der nämlichen Bedeutung, und ob man sie mit anderen Worten ausdrückt, macht zur Sache nichts aus. Wodurch will der Vf. beweisen, daß die Gefäße in Zellgewebe übergehen (S. 65), *vasorum retia in cellulosa telam dissolvuntur*? Am wenigsten paßt diese Meinung von einem aus Gefäßen gebildeten *Parenchym* (denn darauf ging es wohl hinaus), zu der Idee, welcher der Vf. noch anhängt, als ob das Herz das Blut durch die Gefäße triebe, und bey den Weibern wegen

ihrer kürzeren Gefäße den Kreislauf schneller vollendete!! Rec. sah nie die Blutgefäße in Zellgewebe verschwinden; und daß der Vf. vom todtten Körper, wo die Gefäße sich durch Maceration in Zellstoff auflösen, so etwas schließen sollte, kann Rec. nie glauben. Auch bey den stärksten Vergrößerungen eingespritzter, oder unausgespritzter Theile, sah Rec. immer die Gefäße hinlänglich unterschieden, und auch bey den kleinsten Thieren, die Gefäße besitzen, sind diese immer noch an den äußersten Enden als Gefäße zu erkennen. Da auch viele Thiere gar kein Herz besitzen, und dieses überhaupt den Rückfluß des Bluts nie bewirken kann: wie wäre eine Circulation möglich, wenn die Gefäße in Zellgewebe übergängen, und dahinein ihren Saft ergüssen? Es scheint, als ob der einzige Punkt, daß bey dem weiblichen Geschlecht Eyerstöcke, bey dem männlichen Testikel sind, den Vf. vorzüglich auf jene Idee gebracht hat, da jene Theile größtentheils aus Zellstoff, diese aus Gefäßen bestehen. Wegen des obigen Punkts nimmt der Vf. auch an, daß zuerst bey dem Embryo Anlage zu beiderley Geschlechtern ist (*in omni individuo latent utriusque genitalia*), und daß es nur auf die Entwicklung ankommt, ob ein Mädchen oder Knabe oder ein sogenannter Aphrodit daraus werden soll; ja dies ist noch nicht genug, sondern er treibt die Analogie so weit, daß er, nachdem er die beiderley Genitalien beschrieben hat, hinzusetzt: *Ex hac succincta genitalium descriptione patet, in omni individuo utriusque organa adesse (!), sed unius tantum sexus evoluta conspici*. Dies hebt aber wohl jenes auf. — Bey den *Molluscis* nimmt er keinen androgynischen, sondern einen aphroditischen Zustand an, und leugnet, daß sie sich wirklich begatten, daß der Penis perforirt sey u. s. w. Leugnen läßt sich leicht etwas, aber was so viele treffliche Naturforscher so lange beobachtet haben, verdiente wohl, um widerlegt zu werden, eine genauere Auseinandersetzung; bey den Egelschnecken (*Distoma hepaticum*), die sich bekanntlich auch wechselsweise begatten, wird der Vf. doch wohl nicht den Penis imperforirt halten? Man sieht auch nicht ab, daß ein *Molluscum* ein anderes aufsuchen sollte, bloß um den Nervenreiz zu vergrößern: *imperforati sunt filamentosi penis ramusculi, neque his aliud, quod amplectuntur, individuum ineunt, sed tantum constringunt, atque ita mutuis amplexibus nerveo suo systemati stimulum addunt, quo in proprio corpore ad constituendos embryones utriusque sexus liquores sibi miscuntur*; dann wären es ja gar Hermaphroditen, die der Vf. doch ganz leugnet, denn man sieht nicht ein, warum sie deswegen Aphroditen seyn sollen, weil, wie sich der Vf. ausdrückt, *ubi quidem organa genitalia utriusque sexus uniuntur, sed et in proprio receptaculo liquores fundunt miscendos, ex quo novi foetus oriuntur*. Man sieht, aphroditisch ist alles.

Auch den übrigen Vergleichen der beiden Geschlechter, die sonst manche schätzbare Bemerkungen z. B. über die Brusthöhle, über die Stimmwerk-

werkzeuge, u. s. w. enthalten, gehen die Hypothesen nicht ab. So z. B. im Kapitel von den inneren Sinnen, wo er diese durch die sitzende Lebensart zunehmen läßt, u. dergl. mehr. Hätte der Vf. doch bedacht, daß selbst seine besten Beobachtungen Zweifler finden müssen, da er sie so mit Hypothesen durchwebt hat. Hätte er dafür seine willkühr-

lichen Wagesätze hinterher als Thesen aufgestellt, so würde er doch wenigstens seinem eigenen Buche nicht so sehr geschadet haben, und man wüßte, worauf man zu bauen hätte. An Nachbetern wird es diesen Sätzen gewiß nicht fehlen; allein damit wird dem Vf. schwerlich gedient seyn.

J. K.

## KLEINE SCHRIFTE N.

**MEDICIN.** Landshut, b. Krüll: *Was ist die Wärme des Organismus?* In einer Vorlesung beantwortet von D. Joh. Ant. Schmitzmüller, Prof. d. Med. in Landshut. 1804. 46 S. 8. (4 gr.). Die Idee der Wärme, als expansiver Erregung, oder als reales Moment der construierenden Thätigkeit des Lichts in der Natur, der atomistischen Ansicht entgegenzusetzen, sie gleichsam dem Wesen der Materie, als Ausserung ihres stillen, verborgenen Lebens, wieder einzuverleiben, und zu zeigen, wie sie, als Vehikel aller Thätigkeit in der Natur, nicht nur aus der Wechselwirkung des allgemeinen Organismus überhaupt mit seiner höheren Potenz, sondern auch allenthalben, wo sich, in den engeren Sphären individueller Organismen, Ursache und Wirkung, zur Selbsterhaltung, thätig ausgleichen, aus eigener, innerer Kraft hervorgehen müsse: diese Absicht hat der Vf., so weit es der Zweck einer *Antrittsrede* erlaube, mit besonnener Beschränkung auf das Wesentliche in seinem Gegenstände, scharfsinnig genug zu erreichen gesucht. Wenn es ihm gleich nicht gelungen seyn sollte, einem gemischten Publikum in allen Punkten, besonders da, wo er sich, zum Behuf seiner Darstellung, näher an die Formeln der Naturphilosophie halten mußte, wie z. B. S. 21 ff., ganz verständlich zu werden: so kann er sich immerhin damit trösten, daß der leerausgehende Theil eine, mit Experimenten erläuterte, atomistische Theorie der Wärme, zwar verständlicher gefunden, darum aber wohl schwerlich besser verstanden haben würde. Diese Vorlesung bleibt immer eine rühmliche Libation auf dem Vorherde des medicinischen Lehramts, und Rec. muß dem Redner auch für seine Lehrstunden ein zahlreiches Auditorium wünschen, vor welchem er sich hoffentlich noch freyer in den Formen der Philosophie bewegen wird, als einer, der ihren Geist erfaßt hat, ohne den Formeln zu dienen, die nur, im Sinne des Ganzen behandelt, dem Meister zur Darstellung seines Kunstwerks nützen, während sie, einzeln und abgerissen betrachtet, sich auf ein paar angeübte Tanzmeisterstellungen reduciren lassen. — Der Standpunkt der Naturphilosophie, den der Vf. in dieser Vorlesung ergriffen hat, wird sich durch die Bemerkung bezeichnen lassen, daß, nach der aufgestellten Construction, Wärme = freyer Expansivkraft angenommen werden muß.

**Wien, b. Kupfer: Die wiener Kranken-Köchin, oder neues medicinisches Familien-Kochbuch für Kranke und Genesende.** Nebst Einleitung. Herausgegeben von einem praktischen Arzte in Wien. 1804. 119 S. 8. (8 gr.). Mit Recht behauptet der Vf., daß Zuckerts medicinisches Tischbuch nicht mehr für unsere Zeiten passend sey. Er tadelt mit gleichem Recht *Essig* und *Vornhagen*, daß sie dieses Buch wörtlich, mit wenigen Veränderungen, wieder abdrucken ließen; allein er liefert hier selbst nicht viel mehr, als was Zuckert im Anfange seiner Schrift von der Zubereitung einiger diätetischen Mittel gesagt hat. Man lese z. B.

Zuckerts medicinisches Tischbuch S. 29. Nr. 8. Hirschhorn-gallerte mit Wein.

Nimm ein halbes Pfund geraspeltes Hirschhorn, koche es bey gelindem Feuer in einem wohlverwahrten Topfe mit zwey Quart Wasser, bis es dicklich wird. Seige es durch, und kläre es mit dem Weissen von Ey. Thue ein halbes Pfund Kanarien-Zucker, acht Loth Rheinwein und zwey Loth Zitronensaft hinzu und lasse es erkalten.

Die Wiener Kranken-Köchin S. 33. Nr. 8. Hirschhorn-gallerte mit Wein.

Man koche ein halbes Pfund geraspeltes Hirschhorn mit Wasser, bis es dicklich wird. Man seihe es durch und kläre es mit dem Weissen von einem Ey. Alsdann thut man ein halbes Pfund feinen weissen Zucker, ein großes Seitel guten alten Wein und zwey Eßlöffel voll Zitronen- oder Limonensaft hinzu, und läßt es im Keller erkalten.

Das Wenige, was der Wiener Arzt hinzusetzt, ist unbedeutend, und beweiset des Vf. leichte Kenntnisse. Für Schwindlichte und für die, welche es zu werden befürchten, bestimmt er z. B. nicht nur eine Kräuter-Butter, sondern auch Nr. 107 „ein außerordentlich rettendes (?) Getränk: nehme Süßholz, venetianische Violwurzel, kleine Zibeben, Mauerrauten, Krausemünze, Melissenkraut, Scabiosenkraut, wilde Salbey, Odermennig, Hirschzungenblätter, Datteln, jedes drey Loth. Alle diese Stücke schneide man zusammen, und giesse vier Maas Ziegenmilch darüber, theile sie in Gläser, zu zwey Maas jedes, lasse es vier Wochen an der heißen Sonne stehen, hernach destillire manes durch einen Helm, und vermache es wohl, daß kein Geruch, noch Kraft davon gehe. Wer starken Husten hat, zusehends abnimmt und verdorret, der trinke alle Wochen von diesem Wasser drey Löffel voll durchs ganze Jahr; Lungen und Leber wird es ihm erfrischen etc.“

**Stendal, b. Franz u. Grosse: Anatomisch-pathologische Anweisung für gerichtliche Wundärzte, legale Leichenöffnungen zweckmässig zu verrichten.** 1804. 102 S. 8. (9 gr.). Wir finden zwar in diesem Schriftchen weder etwas Neues noch etwas Eigenthümliches, wodurch die Lehre von der gerichtlichen Untersuchung der Leiche etwas gewönne; dessen ungeachtet hat der ungenannte Vf. eine sehr verdienstvolle Arbeit übernommen. Er weiß es selbst, daß er bloß eine Compilation liefert, welche überflüssig wäre, wenn die zu gerichtlichen Untersuchungen bestimmten Wundärzte eine vollkommene Bildung hätten. Je öfter man aber diese vermisst, um so wünschenswerther ist es, daß dieser Klasse eine angemessene Belehrung zufließe. Das Unternehmen des Vf. ward dadurch schwerer, da er nicht zu bloßen Kunstverwandten spricht, sondern einer minder gebildeten Klasse die nöthigen Gegenstände in einem anpassenden Vortrage erläutert. Schriften der Art sind als selten zu betrachten, da fast alle ähnlichen Inhalts bloß an Ärzte gerichtet sind, und was dieser in Beziehung auf die Wissenschaft an Interesse gebriecht, das überwiegt der Vortheil, den sie im wirklichen Leben stiften kann. Die Schrift zerfällt in acht Kap. Das erste handelt von der äußerlichen Besichtigung eines Leichnams, das zweyte von der Vorbereitung zur Leichenöffnung und den dazu erforderlichen Geräthschaften, das dritte bis siebente von der Eröffnung und Untersuchung der Kopf-, Brust- und Bauchhöhle, des Halses, der Mundhöhle, und der Rückenwirbelhöhle, das achte vom Vernähen der geöffneten Höhlen. Was den Inhalt der Schrift betrifft, so ersieht Rec. aus selbigem, daß der Vf. ganz seinem Gegenstande gewachsen, und ein gründlicher Zergliederer sey, dem die Literatur seines Faches zu Gebote steht. Die gründlichen und richtigen Lehren nebst dem so gut gelungenen Vortrage geben die Überzeugung, daß diese Schrift ihren Zweck nicht verfehlen werde; nur mögen höhere Medicinalbehörden dafür sorgen, daß die Schrift unter diejenigen gehörig verbreitet werde, für welche sie bestimmt ist.

n. t.

**HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.** Leipzig, im Verlags-Bureau: *Das gewerbfleißige Deutschland, oder systematisch geordnetes Verzeichniß der jetzt lebenden Kaufleute, Fabrikanten, Manufakturisten, Buch- und Kunsthändler, Buch- und Kupferdrucker, der Mäkler, Apotheker, Besitzer von Leihbibliotheken, Eisen-, Kupfer-, Meßing-, Vitriol- und anderen ähnlichen Werken; mit Anzeige ihrer Geschäfte, der Messen die sie beziehen, und der Wohnungen auf solchen.* Nebst Erläuterungen zur Handlungserdbeschreibung, Fabrik- und Warenkunde. 7 Theil, den ersten Band der Handlung von Hamburg enthaltend. 1805. XLVIII. und 486 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.). S. Recens. des 5 und 6 Theils. 1805. in Nr. 49.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 8 N O V E M B E R , 1 8 0 5 .

## M E D I C I N .

BERLIN, b. Oemigke d. j.: *Archiv für medicinische Erfahrung*, herausgegeben von D. Christ. Horn (itzt Prof. zu Erlangen). Fünfter Band. 524 S. Sechster Band. 485 S. 1804. 8. (jeder Band 2 Rthlr.)

So lobenswürdig auf der einen Seite die Versicherung des Herausg. ist, daß in diesem Archive kein System ausschließlich für allein wahr und allgemein gültig gehalten werden soll: so wenig hält der Rec. die feste Befolgung dieses Versprechens für möglich, oder den Grundsatz selbst, kein System für fest und geschlossen zu halten, bey einer Zeitschrift, welche die Erfahrung zum Schilde führt, für richtig; auch haben die Bearbeiter genug gezeigt, daß sie die Erregungstheorie für ihr System anerkennen. Eben so wenig ist der Herausg. seinem Vorsatze, nur für die Erfahrung ein Archiv anzulegen, treu geblieben, da mehrere bloß theoretische Abhandlungen in demselben vorkommen. So wahr ist es, daß die Erfahrung zwar der Grund der technischen Medicin ist, aber daß ihr doch immer die Speculation oder Theorie zur Seite stehen muß! Die Vereinigung beider erhebt sie zur Wissenschaft, und schützt vor der Herrschaft gemeiner Empirie! Wir wollen auf die vorzüglichsten Abhandlungen der vorliegenden Bände aufmerksam machen, mit Übergehung einiger unbedeutenden.

V Band. 2) *Geschichte eines epidemischen Typhus, wobey ein Frieselcontagium eine vorzügliche Rolle spielte*, von D. Sternberg (itzt Prof. in Marburg). Den gezielten Ton im Vortrage abgerechnet, recht gut beschrieben! Weitläufig führt Hr. St. die Vorläuferin dieses Fiebers, die Anamnestic, an. Zur Grenze zwischen Opportunität und wirklicher Krankheit nimmt er den (das Jenseits bis zum) ersten Fieberanfall an. (Der erste Fieberanfall selbst muß zur wirklichen Krankheit gerechnet werden.) Die Krankheit befiel vorzugsweise Kinder bis zum vierten Jahre, besonders wenn sie physisch schlecht erzogen waren. Die letzte, veranlassende Ursache setzt Hr. St. in ein Frieselcontagium. Er nimmt ein solches in der Luft an. Wenn eine Zeit lang vor dem Eintritte der Krankheit eine Reihe von reizenden Ursachen auf den Körper gewirkt habe, so bekomme die (Friesel-) Krankheit einen sthenischen Charakter; sey eine Reihe schwächerer Ursachen vorausgegangen, einen asthenischen Charakter. (Meint Hr. St. damit die ganze Epidemie, oder nur die Entwicklung der Krankheit in einzel-

nen Individuen?) Auch scheint es einer gewissen Modification fähig zu seyn, so daß es bald mehr zu sthenischem, bald wieder mehr zu asthenischem Charakter der Krankheit geneigt macht. Besonders wirkt es specifisch auf das Lymphsystem. Oft entstand die Krankheit, nachdem ein wirkliches Friesel vorausgegangen war, welches vernachlässiget wurde (hier war also der Typhus ein *morbus secundarius*?) oft ohne dasselbe, meist war der Verlauf fieberisch, bey einigen aber auch chronisch auszehend (?). Unter den Symptomen, S. 62 spricht der Vf. auch vom Blicke des *tauben* Auges, den Rec. nicht kennt. Besonders zeichnete sich die Krankheit, außer den gewöhnlichen Erscheinungen des Typhus, durch saure Schweisse, welche Hr. St. als eine Einwendung gegen Reichs Fiebertheorie geltend zu machen sucht, aus. Der Friesel bestand aus kleinen rothen Pünktchen, welche in der Haut harte Stippen, wie Sandkörner, hatten. Oft verschwanden sie in wenig Stunden schon wieder. (Wegen dieser flüchtigen Erscheinung würde Rec. nicht die ganze Krankheit darnach benennt haben.) Bey vielen war der Unterkiefer so zurück gezogen, daß die obere Schneidezähne merklich über die unteren vorstanden; viele schienen durch einen Trismus den Mund nicht öffnen zu können. Die Zunge wurde höchst schmutzig. (Der Aufsatz ist hier noch nicht beendet.) 3) *Bemerkungen über einige wichtige Fehler der bisherigen Fieberbehandlung*, vom Herausg. Über wahre und scheinbare Idiosynkrasie der Fieberkranken und ihre klinische Berücksichtigung. Wahre Idiosynkrasien seyen selten. (Gewundert haben wir uns, daß der Brownianismus S. 98 als Ursache der Idiosynkrasie aufgeführt wird; nicht diesen, sondern den Ignorantismus hätte Hr. H. aufführen müssen, da jedes System, von einem Ignoranten falsch angewandt, sich des Angeführten schuldig machen kann. Der Aufsatz enthält überhaupt mehr Worte, als Realitäten.) 4) *Über die treffliche Wirkung der warmen aromatischen spirituösen Kräuterumschläge beym Sopor und andern Formen asthenischer Localaffection des Gehirns*, vom Herausg. Während Hr. Ficker in seinen Aufsätzen und Beobachtungen sich der kalten Umschläge bey Hirnerschütterungen aufs neue annimmt, empfiehlt Hr. H. auch bey Hirnerschütterungen, S. 114 die warmen sehr warm. Er führt zwey Kranke an, bey denen auffallend schnell nach Anwendung derselben der soporöse Zustand verschwand und die Besinnung zurückkehrte. Hr. H. nimmt eine transitorische Paralyse (eine *Contradictio in adjecto*!) dabey an, oder, mit anderen Worten, einen hohen Grad von Angegriffen-

J. A. L. Z. 1805. Vierter Band.

L 1

fenheit und Schwäche. 5) *Über die Krisenlehre*, nebst einer Kritik der gekrönten Preisschrift des Hn. *Liebsch*, von D. *Henke* in Braunschweig. Eine sehr gut begründete, aber scharfe Kritik der Lehre von den kritischen Anseerungen, wie sie in jener Preisschrift vorge- tragen wurde. Rec. tadelt an der Facultätsaufgabe, dass sie die Antwort zum Theil dictirte. Dadurch wird das Selbstdenken gehindert und die Freyheit des Geistes gelähmt. 6) *Die Nothwendigkeit speculativer Principien in der praktischen Medicin*, gezeigt durch einige Betrachtungen über *Reils* Fieberlehre. Ohne sie lasse sich Sicherheit und Vertrauen in eine Erfahrungswissenschaft, wie die Medicin sey, nicht fassen. *Reils* Princip des Systems sey auf keine Weise speculativ, sondern sein Ziel, einen allgemein gültigen Ausdruck für die Erscheinungen der lebenden Organisation zu finden, nicht aber, die inneren Gründe derselben zu erforschen. R. sey bey'm Anfange seines Buchs von wahrhaftem Gefühl der Mängel seiner Kunst durchdrungen gewesen, habe aber in Verfolge die Unmöglichkeit eingesehen, denselben abzuhelfen. Diefs habe eine gewisse Gleichgültigkeit (bey ihm selbst) gegen die Kunst erweckt, die besonders in den späteren Theilen seines Werks auffallend sey. (Das letzte unterschreiben wir, das erste aber nicht ganz. Sein erster Theil ist fast nichts als Speculation; nur das Band, womit er diese Speculation oder Theorie an die Praxis in den folgenden Theilen bindet, ist nicht überall fest genug gewebt und zugezogen. Der ganze Aufsatz, so schön er ist, gehört doch nur uneigentlich ins Archiv.) 7) *Glückliche Heilung einer hartnäckigen und langwierigen Diarrhöe*, von D. *Schmidt* zu Neustadt am Rübenberge. Eine weitläufige Geschichtserzählung, nicht ohne Werth. China mit Mohnsaft schien das Übel am ersten zum Bruche gebracht zu haben. 8) *Beobachtung der Pupille* (wird in Krankheiten empfohlen) von *Winkelmann* in Braunschweig.

Das zweyte Stück enthält: 1) *Über die Entzündung der Arterien und den Ausgang derselben*, von D. *Spangenberg* in Braunschweig. In Wien sah der Vf. in einer Leiche, wo man diesen Zustand vorausgesetzt hatte, alle Arterienstämme entzündet. Das nämliche zeigte sich bey einem Cadaver, welches der Vf. in Paris untersuchte. Die Krankheit legt, wenn sie verkennt wird, den Grund zu den freywilligen, wahren Aneurysmen. Hr. *Frank* d. ä. machte den Vf. zuerst aufmerksam auf diese Krankheit, und dieser hat theils nach der von *Frank* entworfenen Skizze, theils nach drey eigenen Beobachtungen die Schilderung derselben entworfen. Sie ist entweder allgemein über alle Arterienstämme verbreitet und von allgemein wirkenden Leiden entstanden, oder sie ist partiell. Von jener ist hier die Rede. Erkältung, starke körperliche Anstrengungen, heftige und langdauernde Gemüthsbewegungen, Übermafs geistiger Getränke und Missbrauch der Mercurialien sind Ursache derselben. Sie ist besonders dem Mittelalter eigen und theils acut, theils chronisch, letztere ist schwer oder nicht zu erkennen. Sie charakterisirt sich durch heftiges, aber

regelmässiges Klopfen aller Arterien. gleichmässig, harten, vollen, mässig geschwinden Puls, bestiges, höchst lüftiges, regelmässiges Herzklopfen, nicht gleichzeitig mit dem Pulse, sondern seltener. Ein Kranker hatte das Gefühl, als stecke ein glühendes Eisen im Laufe der *Aorta descendens* bis zur Schenkelarterie, Zunge, Mundhöhle und Rachen schienen röthler zu seyn, als gewöhnlich, und bis zur höchsten Höhe der Krankheit bedeckte eine lymphatische Secretion (?) diese Theile, die Zungenarterien schlugen sehr stark und lästig, manchmal war grosser Durst ohne Hitze, grosse Unruhe und Rastlosigkeit ohne erschwerte Respiration, kein Fieber (und dennoch acut?). Bey heftiger Bewegung, Arbeit, hitzigen Speisen und Getränken wurden die Beschwerden stärker. Aderlassen machte den Puls noch härter und voller, wiederholtes Blutlassen schwächte die Kräfte schnell, das Herzklopfen wurde noch stärker, die Unruhe grösser. So zeigt sich die Krankheit rein, häufig gesellt sie sich aber zu anderen Krankheitsformen, Pneumonie, Typhus, dem entzündlichen Fieber (?). Wo sie sich Hn. *Frank* und dem Vf. rein darbot, war sie allemal akutnisch. Aderlassen war allemal nachtheilig. *Frank's* *Elixir acidum*, der Vf. auch *Digitalis*. Wein, Gewürze etc. wurden nicht ertragen, aber einfache nährenden Diät war von grossem Nutzen. Die Ausgänge dieser Krankheit sind Zertheilung, Verwachsung der entzündeten Arterien mittelst der Lymphsecretion, die sich zu Pseudomembranen bildet, Eiter, Geschwüre und daher Blutungen und Aneurysmen, Verknöcherungen und Destruction der Arterien aus Mangel an Ernährung (?). (Eine interessante Abhandlung. Es ist rühmlich, dass der Vf. seine Reisen so gut zu seinem und zum Vortheile der Kunst benutzt hat. Wir fordern die Ärzte auf, ihre Beobachtung auf diese Krankheit, welche dem Rec. in seiner 17jährigen Praxis vielleicht nur Einmal bey einem Müllerpurschen vorgekommen ist, zu wenden.) 2) *Über Nervenschwellungen*, von Demselben. Die Beobachtung gehört eigentlich Hn. *Dubois* zu Paris, aus dessen reichhaltiger Praxis uns der Vf. noch manches verspricht. Irgend eine Stelle eines Nerven schwillt an, verdickt sich und bildet eine harte, solide Geschwulst, ist sie klein, vom Ansehen eines abgerundeten Steatoms, grösser, wie ein abgerundeter Kegel, beweglich, nicht mit der gesunden scheinenden Haut verwachsen, nur bey'm Aufheben und Spannen des Nerven schmerzhaft. Dieser Schmerz ist vorübergehend, aber heftig und theilt sich schnell dem Hirn mit (?). Die Anschwellung nimmt nur langsam zu. Schneidet man sie aus, so ist sie weifs, glänzend, undurchsichtig und scheint eine homogene Masse zu seyn, die Nervenenden zu beiden Seiten sind gesund. (Auch diese Krankheit fordert noch mehrere Beobachtung; sie hat Ähnlichkeit mit Balg- und Lymphgeschwülsten.) 3) *Fragmente über die Lustsenche*, von Ebendemselben. (Erwecken den Wunsch, der Vf. möge diefs ganze Krankheitsgeschlecht einmal besonders bearbeiten. Ob nicht hie und da zu sehr auf chemische Principien Rücksicht genommen seyn dürfte, wollen wir hier nicht untersuchen. Z. E. dass man das

Queck-



Quecksilber nie in gerbestoffhaltigen Mischungen, China, Sassaaparille etc. nie nüchtern geben soll u. s. f.) *Franks Methode*, Quecksilber zu reichen, ist, dass man, sobald sich nach der Anwendung eines Mercurialmittels Zeichen der Salivation einstellen, sogleich ein anderes Präparat gebe. Zur Unterscheidung der eigentlich venerischen Zufälle von den Zufällen a *Mercurio* bedient sich der Vf. des Eisens, besonders der *Tinctura martis pomata*. Dort werden die Zufälle schlimmer darauf, hier besser. 4) *Geschichte des epidemischen Typhus* u. s. w. von *Sternberg*. (Die dagegen angewandte Heilart tadelt der Vf. selbst wieder in so vielen Noten, dass man den Glauben an sie, oder an ihn verliert. Warum denn tadeln, wenn sie die Krankheit doch so gut bezwang, dass nach S. 365 nur wenig Kinder gestorben sind? Das Hauptmittel waren Arnikaabläuten. Doch irrt sich Hr. St. wenn er 1) sagt, sie seyen nicht so unangenehm zu nehmen, als China etc. Der Geschmack ist weit unangenehmer, kratzend, scharf. 2) Ist zu bezweifeln, ob denselben wirklich ein amoniakalischer Bestandtheil zuzuschreiben sey, so wie 3) die derselben beygelegte Eigenschaft der Unterhaltung und Beförderung der Leibesöffnung noch zu bezweifeln ist.) 7) *Klinische Bemerkungen über verschiedene Gegenstände*, von D. *Ostho* in Flotho. Convulsionen bey der Kuhpockenimpfung, nach Strütscher Methode geheilt. Ob Krämpfe und Convulsionen immer sthenisch oder asthenisch seyen. Wenigstens das letzte nicht immer. Gegen *Frank* d. j. wird erinnert, dass bey Scheuen die Reconvalescenzen nicht auch sthenisch sey. Empfehlung der warmen aromatischen Bädungen bey asthenisch soporösen Zuständen. Etwas gegen *Gutts* Theorie der Entstehungsart der Phantasten in Asthenien. (Hr. O. zeigt sich durchaus als einen scharfsinnigen Arzt; möchte er in seinen Schriften sich nur mehr der Kürze und Präcision befleißigen!)

VI Band. 1) *Über die Rose, in pathologischer und klinischer Hinsicht*, von D. *Henke* in Braunschweig. Bestreitet die bisherige Ansicht dieser Hautkrankheit. Die Rose ist, nach dem Vf., eine Entzündung der Haut, wobey alle einzelnen Gebilde derselben krankhaft verändert sind. (Damit ist jedoch das Specifische der Rose nicht genau genug construirt.) Abweichung der Lebensthätigkeit vom Normalstande ist das Ursachliche (aller Krankheiten). Rose innerer Theile fällt weg. (In der Praxis kommen aber Fälle vor, welche ohne eine solche Annahme nur schwer zu erklären sind, z. E. bey dem Kindbettfieber.) Die Gesichtsröse hält der Vf. für die heftigste, (aber es kann jeder Theil intensiv sehr heftig, d. i. gefährlich rosenartig afficirt werden, z. E. die Geschlechtstheile. Eben ist hat der Rec. eine asthenische Rose am Arm von grosser Gefahr zu behandeln.) Der Vf. theilt sie in örtliche und allgemeine, hypersthenische und asthenische. Allgemeine Asthenie und hervorstechende Empfindlichkeit des Hautorgans bestimme die Anlage zur Rose. (Nicht bloß Schwäche, sondern eine ganz besondere Textur des Hautgebildes, vielleicht besonders des malpighischen Netzes scheint die Anlage zur Rose auszumachen.) Unter den Mitteln gegen örtliche Rose

empfiehlt der Vf. die gewöhnlichen, auch goulardisches Wasser, Bleymittel, (ist das goulardische Wasser etwa kein Bleymittel?) Auf den Einfluss der vorhergegangenen Schädlichkeiten rechnet der Vf., nach Art der Brownianer viel, nach der Erfahrung aber allzu viel. Das Zurücktreten der Rose sey meist Folge plötzlich eintretender schwächender Einflüsse. Der Zusammenhang der periodischen Rose mit gewohnnten abweichenden Ausleerungen hätten wir wohl gewünscht, näher erörtert zu sehen. IV) *Über eine Nervensicherepidemie mit Lungenentzündung*, von *Oertel* zu Freiburg an der Unstrut. (Es ist merkwürdig, dass diese gefahrvolle *Pneumonia typhodes* neuester Zeit so häufig vorkommt. Auch in des Rec. Gegend ist sie leider nicht selten, und noch hat sich keine Methode, sie zu heilen, legitimirt.) Der Vf. ist geneigt, die hauptsächlichste Ursache davon auf schlechtes, mit Trespse sehr vermischtes Getreide zu schieben. (?) Der Aufsatz ist nicht ergiebig an fruchtbringenden Resultaten! V) *Erfahrungen über die Natur und Behandlung der Phthisis puerperalis*, vom Herausgeb. Sie entstehe gemeinlich, wenn der erste Puerperalzustand wenig oder nichts Krankhaftes enthielt, ausser einem fort dauernden Gefühl von grosser Mattigkeit. Nun dauern die Lochien einer chronischen gelinden Diarrhöe ähnlich fort, und die Milchabsonderung wird immer gelinder und unbedeutender. Weiterhin kommt Fieber und Hysterismus, d. i. übergrosse Empfindlichkeit, irritable Schwäche, oder eine Art von Uempfindlichkeit (torpide Schwäche). Der Zustand der Lunge ist gewöhnlich sehr abnorm, der der Digestionswerkzeuge verschieden. Die Milchabsonderung dauert Anfangs 8—10 Wochen lang fort, hört aber weiterhin auf. Die Lochien halten noch länger an. Das Heilverfahren muss während reizend seyn. Ausser einer guten thierischen Kost rühmt Hr. H. besonders die warmen Bäder, warmes Verhalten und Bewegung. Von Arzneyen verwirft er alle salzigen, metallischen Mittel, die Mittelsalze, den Milchsucker und die Molken (unter den gehörigen Cautelen nicht verwerflich) auch die Antimonialien. Er empfiehlt dagegen 1) Aufgüsse aromatischer Pflanzen mit spirituösen (?) und bittern Mitteln, z. B. Baldrian, Angelica, Kalinus, Pfeffermünze, Galgant mit Bitterklee, Tausendgüldenkraut, Enzian, Wermuth u. d. gl. 2) Abkochungen stärkender Rinden und Wurzeln mit diffusibeln Mitteln vermischt und mit der ersten Klasse abwechselnd angewandt, China, Colombo, Weiden, Caryophyllata, isländisches Moos (was Hr. H. mit Unrecht oben zu den bloßen Schleimen zählte). Hierher gehören auch die Eisenmittel, besonders der *Liquor anodymus martialis* (und die *Naphtha aceti martiata*, auch vermischt Rec. die Myrrhe, den Wasserfenchel, den Fingerhut — Mittel, welche in verschiedenen Stadien der Krankheit mit Nutzen anzuwenden sind. Auch hätten wir noch Einiges vom Zustande der Gebärmutter nach dem Tode erwartet. Der ganze Krankheitszustand hat übrigens, besonders die beygefügte Krankheitsgeschichte Ähnlichkeit und Verwandtschaft mit den vormals so bekannten Milchmetastasen.

sen. VI) *Galvanische Versuche, angestellt im Wiener Irrenhause*, vom Prof. Erdmann zu Wittenberg. Aus diesen, mit grossem Fleisse angestellten und mit vieler Genauigkeit erzählten Versuchen ziehen wir nur einzelne Resultate aus: Durch die Application des Galvanismus, als eines allgemeinen Reizmittels, wurde zum Theil wirklich viel gegen den Wahnsinn ausgerichtet. Wenig leistete er hingegen bey der Armirung einzelner Seelenorgane, nach Gall's Schädeltheorie, S. 185. Richtig war es jedoch, dafs in mehreren Fällen die Bildung des Schädels dem Gemüthszustande vollkommen entsprach. Sonderbar ist es, dafs mehrere Galvanisirte nach einigen Wochen in asthenische Fieber verfielen. Im Ganzen genommen kann sich der wahrheitliebende Vf. keines sehr glücklichen Erfolgs, S. 190 feiner galvanischen Bemühungen, wie manche andere (namentlich der Apotheker Sprenger) rühmen. VII) *Übersicht der in dem ambulatorischen Klinikum zu Wittenberg behandelten Kranken*. VIII) *Miscellen*. IX) *Bemerkungen über Übelseyn und Krankheiten der Schwangeren und Wöchnerinnen*, von D. Winiker in Göttingen. Der Vf. theilt diese Zufälle in solche, die 1) bald nach der Empfängnis, 2) die während des Verlaufs der Schwangerschaft und 3) die gegen das Ende derselben eintreten. (Der Rec. ist aber nicht einig mit dem Vf., wenn dieser sagt, dafs die Säfte, welche zur Bildung des Fetus verwandt werden, dem Organismus der Mutter entzogen würden, und hieraus asthenische Diathesis entstehe. Dafs bishen Saft, das Anfangs für den Fetus verwandt wird, steht zuverlässig noch im Minusverhältnifs gegen die zurückbleibende Menstruation. Zudem ist ja Mutter und Frucht als eins zu betrachten, und es ist eine bekannte Sache, dafs jede Schwangere einen Überflufs an plastischer Lymphe hat. Aus diesem allen könnte man weit eher auf asthenische Opportunität schliessen. Ohne Zweifel lassen sich die Zufälle unmittelbar nach der Empfängnis ungezwungener von der neuen Nervenreizung erklären.) Die zweyte Klasse von Zufällen leitet Hr. W. theils von gradual verschiedener Asthenie überhaupt, theils von gestörtem Reproductionsprocess her. Die dritte Klasse entstehe von Störung des Blutumlaufs im Unterleibe, von Störung des Assimilationsprocesses und manche vom Druck des Kindeskopfes. Hiergegen empfiehlt Hr. W. eine reizende Methode. (Eine grössere Erfahrung wird aber Hn. W. belehren, dafs es sehr viele Fälle gebe, wo die schwächende Methode jener vorzuziehen ist.) XI) *Geschichte einer mit Zehrfieber verbundenen und glücklich geheilten Versio (nicht Inversio) uteri*, vom Herausg. Das eigentlich Diagnostische der Krankheit ist etwas dunkel. Man entdeckte in der Scheide durch die vordere Wand derselben (also zwischen der Scheide und Urinblase) einen plattrunden, etwas festen Körper. Wahrscheinlich mufs das Zurückschieben einer ungeschickten Hebamme die Veranlassung dazu gegeben haben. XII) *Beyträge zur praktischen Heilkunde*, vom Prof. Erdmann zu Wittenberg. Beschreibung einer verbes-

serten Bandage zu Heilung der Klumpfüsse bey Neugeborenen. (Scheint dem Rec. sehr zweckmäfsig.) Ver-  
eiterung der Nieren. (Sehr interessant!) Brustwasser-  
sucht Carcinom des Magens (ein leider nicht seltenes  
Übel!). XIII) *Nachträge über die galvanische Elektrici-  
tät als prästendirtes Heilmittel*, von D. Osthoff in Flottho.  
(Ein wenig weitschweifig erzählt, wie alles, was vom  
Vf. herkommt.). Das Resultat ist, gleich denen aller  
nüchternen Beobachter, für den Galvanismus nicht  
günstig. XIV) *Medicinisch-klinische Beobachtungen*,  
von D. Schneider zu Fuld. Wirksamkeit des Kamphers  
und Opium in der Manie. Der Vf. glaubt, es gebe auch  
eine asthenische Manie, und sie komme häufiger vor,  
als die rheinische. (Wenn Manie idiopathische Rase-  
rey seyn soll, so müste die Schwäche indirecter Art  
seyn, sonst findet keine Schwäche statt. Weder das  
Räsonnement, noch die Behandlung und die Formeln  
haben dem Rec. gefallen. Überladen ist die Mischung:  
2 Unzen Zimmtessenz und 1 Quentl Hallersches Sauer  
mit 4 Unzen Zimmetwasser; überladen und fehlerhaft  
folgende Mischung: *Rec. Rad. Valerian. unc. vi. Is-  
funde Aqu. ebull. f. qu. Colat. unc. IV. adde Tinct. cinam.  
unc. II.* unverhältnismäfsig auf der anderen Seite ist  
es, wenn der Vf. zu 1 Loth Baldrian auf 7 Unzen Co-  
latur 1 Quente *Calam. aromat.* setzt, tadelhaft ist eine  
Mischung aus *Naphth. vitrioli, Alkali fluor volatil,  
Tinct. opii Eckardi, Tinct. ambrae et Moschi aa.* Auch  
sind die Beobachtungen reich an selbst gefälligen Aus-  
drücken des ohne Zweifel noch sehr jungen Arztes  
und Schriftstellers.) XV) *Fragmente für die specielle  
Therapeutik*, von D. Ettmüller zu Jüterbok. Nutzen  
der concentrirten (?) Kantharidentinctur in bösaarti-  
gen Nervenfebern. (Verdient mehr versucht zu  
werden!) Nutzen der Belladonna im Keichhusten.  
(Einige zu leicht angenommene Hypothesen abge-  
rechnet, recht gut. Ohne Zweifel ein sehr wichtiges  
Mittel in dieser schweren Krankheit!) XVI) *Über  
das Sodbrennen*, vom Prof. Seiler in Wittenberg.  
Der Vf. leitet es ab: entweder von einer örtlichen  
Asthenie des Magens und vorzüglich des Gefäfs-  
systems ohne allgemeine Asthenie, oder von einer all-  
gemeinen Asthenie mit vorzüglicher Affection des  
Gefäfssystems des Magens. Er empfiehlt dagegen  
gelinde Reizmittel in sehr kleinen, oft wiederhol-  
ten Gaben, *Liquor. anod. Naphtha* (besonders *Aceti*)  
*Elixir. acid. H.*; weiterhin tonische Mittel. XVII)  
*Beytrag zur Pathogenie und Therapie der Schwämm-  
chenkrankheit jugender Kinder*, von D. Brefeld zu  
Telgte. Giebt noch keinen Aufschluss über beides,  
da der Aufsatz nicht beendigt ist. XVIII) *Miscellen  
und Recensionen*, welche wir nach dem Zweck un-  
seres Instituts nicht wieder recensiren können, schlie-  
ssen beide Bände.

Wir empfehlen diese Zeitschrift allen Ärzten,  
indem wir sie für die beste, d. h. gleich weit von  
roher Empirie und übermüthiger Speculation ent-  
fernte, den Überzeugungen der geübtesten jetzigen  
Praktiker am angemessensten erklären. Fj.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 N O V E M B E R, 1803.

## PHILOSOPHIE.

- 1) M A R B U R G, in d. akad. Buchh.: *Dieterich Tiedemanns Geist der speculativen Philosophie*. I Band von Thales bis Sokrates. 1791. XL u. 391 S. II Band von Sokrates bis Carneades. 1791. XII u. 587 S. III Band von der neuen Akademie bis auf die Araber 1793. XVI u. 567 S. IV Band von den Arabern bis auf Raimundus Lullus. 1795. XXV u. 648 S. V Band von Raimundus Lullus bis auf Thomas Hobbes. XXXII u. 624 S. VI Band von Hobbes bis Berkeley. Mit einem Register über alle 6 Bände XII u. 740 S. gr. 8.
- 2) G Ö T T I N G E N, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Joh. Gottlieb Buhle Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, und einer kritischen Literatur derselben*. I Theil bis auf Plato. 1796. 472 S. II Theil. 1797. 575 S. III Theil. 1798. 448 S. nebst einem polemischen Anhang. IV Theil. 1799. 511 S. V Theil. 1800. 708 S. VI Theil. 1 und 2 Hälften. 1800. zusammen 1063 S. VII Theil. 1802. 722 S. VIII Theil. 1804. 920 S. nebst einem doppelten Register über das ganze Werk. gr. 8.
- 3) L E I P Z I G, b. Barth: *Geschichte der Philosophie, von Wilhelm Gottlieb Tennemann*. I Band. 1798. 428 S. Einleitung LXXXVIII S. II Band. 1799. 560 S. III Band. 1801. 440 S. IV Band. 1802. V Band. 1805. XII u. 402 S. gr. 8.

Drey Werke deutschen Fleißes und Scharffsinns, wo nicht einzeln, doch zusammengekommen, der Maßstab dessen, was seit Brucker für die Bearbeitung der Geschichte der Philosophie geschehen ist, und was sie an Stoff und Form gewonnen hat — durch mehr eigenes, freylich auf so mancherley Art erleichtertes Studium der Quellen, durch schärfere Kritik, durch sorgfältigere Bearbeitung einzelner Theile, durch einen fester bestimmten Begriff der Philosophie und ihrer Geschichte, insbesondere aber auch dadurch, daß man mit mehr eigenem philosophischen Geiste sich auf den Standpunkt der Denker der Vorzeit zu versetzen, aus demselben ihren Geist richtiger aufzufassen wußte, den successiven natürlichen Gang der menschlichen Vernunft, den Übergang von einer Vorstellungsart zur anderen scharfsinniger bemerkte, und eben dadurch die Geschichte der Philosophie zu einem mehr zusammenhängenden und stätigen Ganzen auszubilden suchte.

Nur eines von allen drey Werken, das *Buhles*, geht bis auf die neuesten Zeiten herab, und *S. A. L. Z.* 1803. *Vierter Band*.

ist bis jetzt in dieser Art das einzige. Bey *Wolf* und *Berkeley* bricht *Tiedemann* ab, — aus einer eines Philosophen nicht ganz würdigen, ihm von einigen Recensenten verursachten trüben Laune (s. Vorr. z. VI B.). Und vielleicht ist dieses auch nicht so sehr zu bedauern, da bey einer solchen Stimmung eine recht unparteyische Geschichte der Philosophie vom *Kant* bis auf unsere Tage nicht zu erwarten gewesen seyn würde. Hr. *Tennemann* endiget den 5 Band erst mit der Geschichte des Skepticismus in seiner vollendeteren Gestalt. Wir würden aber zu weit zurück bleiben, wenn wir auf die Vollendung seiner Arbeit warten wollten. Der VI. hat doch schon so viel geliefert, daß sich über den Gehalt derselben im Ganzen bestimmt urtheilen läßt.

Rec. der nun bald ein halbes Jahrhundert sich mit der G. der Ph. beschäftigt, hat diese fast 34 Alphabete *con amore* durchgelesen, und ist sich bewußt, daß nicht die geringste Anwandlung übler Laune, welche bey trockenen und weidläufigen Werken zu entschuldigen wäre, sich in seine Kritik eingemischt hat: so sehr ihm auch manchmal die Tiedemannsche Schreibart, welche bald lateinische, bald französische Constructionsordnung affectirt, bald in den steifsten Kanzleystil fällt, besonders im ersten Bande, beschwerlich worden ist. Desto natürlicher und fließender ist der Vortrag der beiden anderen.

Bey der Zusammenstellung dieser 3 Werke wird wohl niemand die Absicht vermuthen, solche dem Publicum gleichsam erst vorzuführen — dies wäre zu spät — oder eine ins kleinste Detail eingehende Kritik jedes einzelnen zu liefern — dies erforderte ein ganzes Buch, wenn Rec. auch ohne weitere Ausführung, alles auszeichnen wollte, worin er bis jetzt anderer Meinung seyn zu müssen glaubt. Die Absicht ist vielmehr, die einzelnen Vorzüge einer jeden Arbeit im Ganzen, und in einigen Haupttheilen herauszuheben, aber auch dasjenige zu bemerken, was die gelehrten Vf. noch zu wünschen übrig gelassen haben, damit der künftige Historiograph der Philosophie die ersten in seiner Arbeit verbinden, aber auch auf das andere sorgfältig Rücksicht zu nehmen veranlaßt werde.

Mit Recht fragt man in unseren Tagen bey Werken dieser Art schärfer, als ehemals, was sich der Vf. unter einer Geschichte der Ph. gedacht, ob er die Idee derselben richtig gefaßt, durchaus festgehalten und verfolgt habe? Es ist hier nicht der Ort, die mancherley Gedanken, welche auch nur seit 16

M m

Jah.

Jahren Reinhold, Götz, Fülleborn, Grohmann, u. a. über den Begriff und die Behandlungsart der G. der Ph. geäußert haben, ausführlich zu prüfen. Aber das glaubt Rec., ohne jemand zu nahe zu treten, verlohren zu dürfen, — daß in Rücksicht einer genaueren Erörterung einer ausführbaren Idee einer G. der Ph. der Tennemannischen Einleitung der Preis gebühre, und daß jeder künftige Bearbeiter der G. der Ph. diese Propädeutik als sein Organon, studiren müsse. Weder die einzelnen, meist an sich guten und richtigen, aber auch oft, (wie S. VII der Vorr. zum IV B.) sehr einseitige und beschränkte Begriffe verrathenden Tiedemannischen Bemerkungen, noch auch dasjenige, was Hr. B. in den ersten §§. seines Werks, zwar kurz, aber weit bestimmter, und für seine anfängliche Ablicht, nur ein Lehrbuch in compendiarischer Form zu liefern, hinlänglich, sagt, kann mit jener Tenn. ausführlichen und gründlichen Propädeutik in Vergleichung gestellt werden. Dagegen zeichnet gleich bey dem ersten Anblick die so reiche, und doch ausgewählte Literatur der G. der Ph. nach allen ihren Theilen und Abschnitten, die B. Arbeit vor beiden anderen aus. Besonders sind die kleinen einzelnen, oder in größeren Sammlungen versteckten Abhandlungen, die so leicht übersehen oder vergessen werden, und doch oft mehr, als dicke Bände werth sind, mit einer solchen Rücksicht, selbst auf ganz specielle Gegenstände, zusammengestellt worden, daß, um nur ein Beyspiel zu geben, bey den zur heraklitischen Philosophie gehörigen Schriften, sogar *Hayne de animabus siccis Heracliti* nicht vergessen worden ist.

Die Tiedem. Arbeit ist das Werk eines mühsamen Sammlerfleisses und eines auch auf einzelne Gegenstände geschärften Nachdenkens. Aber, mit aller Achtung gegen die Manen dieses Mannes sey es gesagt! zum pragmatischen Historiographen der Philosophie war er nicht gemacht. Man vermißt bey ihm die Gabe einer lichtvollen reinen Darstellung fremder Gedanken, die Gewandtheit, sich erst ganz in den Ideengang anderer hineinzuarbeiten, gewisse Ideen, die den Alten nur dunkel vorschwebten, ans Licht zu ziehen, den Geist eines ganzen Systems richtig aufzufassen und darzustellen, den allgemeinen Charakter der Philosophie eines jeden Zeitpunkts richtig und treffend zu bestimmen u. s. w. Seine Darstellung wird zu sehr durch Streiten und Polemisiren unterbrochen; wobey der Zusammenhang des Ganzen verloren geht. Kaum fängt er an, die Lehre eines Mannes auseinanderzusetzen, so hängt er sich an einzelne Begriffe und Sätze, kritisiert und polemisiert, oft mit ermüdender Weitläufigkeit. Und wenn nur diese Kritik immer treffend wäre! Allein da Tied. nicht immer auf das Ganze blickt, da er sich durchsichs nicht verleugnen, nicht von gewissen Vorstellungen losreißen kann, so ist sein Urtheil oft schief, und sein Tadel ungerecht. Man sehe nur, wie er den Platon behandelt, besonders seine Gedanken von der Weltseele, wo alle Rücksicht auf das Poetische und Bildliche ganz vergessen ist. Die-

se steife Anhänglichkeit an gewisse Ideen hat auch einen nachtheiligen Einfluss auf die Beurtheilung des Werthes und der Verdienste einzelner Philosophen; wie denn nicht selten T. mit dem Lobspruch eines wesentlichen Verdienstes gar zu freigebig ist. Denn oft ist dieses kein anderes, als Übereinstimmung in gewissen Dingen mit Tied. Vorstellungsart. So ist es z. B. ein großes Verdienst eines Mannes, wenn er versucht hat, gegen die unendliche Theilbarkeit des Raums und der Zeit zu sechten, oder, wenn er die Ewigkeit der Welt bestritten hat, — Dinge, in welche Hr. T. sich nicht finden kann. — Durchaus ist ihm die Kunst entweder fremd, oder, hielt er sie für unbedeutend, das genau abgewogene Verdienst eines Mannes, für sein Zeitalter und für seine Lage, auf die eigentlichen Hauptmomente zurückzuführen, und recht auffallend hervorzuheben. Man vergleiche z. B. was T. über Wulf sagt, mit dem körnigen 1064 §. ff. der Buhleschen Geschichte.

Beiden anderen Vff. ist es zuvörderst um eine zusammenhängende helle Darstellung des ganzen Systems zu thun. Sie kritisiren auch, aber sie bemühen sich, das *πρωτον ψευδος* zu entdecken, wodurch die unnöthige Weitläufigkeit vermieden wird, zu welcher die Tied. Art zu polemisiren verleitet. Beide Männer verstehen die Kunst, gewisse sonst dunkle und unverständliche Gedanken der Alten auf neuere bekanntere zurückzuführen, und dahin einen Sinn zu bringen, wo keiner zu seyn schien. Dieses Hülfsmittel war Hr. Tied., bey seiner Abneigung gegen die neuere Philosophie, ganz unzugänglich. Freylich ist das auch eine Klippe, ander man leicht scheitern, und in den Fehler fallen kann, einen fremden Sinn in die Alten hineinzutragen. Vielleicht sind auch beide Gelehrte von diesem Fehler nicht ganz frey geblieben. Die *προληψις* des Epikurs ist gewiss nicht die kantische Anticipation der Wahrnehmung, wie Hr. B. S. 426 I B. zu glauben scheint. Vom leidenden Verstande des Arist. in Vergleichung mit Kants reinem Verstande weiter unten!

Ein unnützer Aufwand ist in Tied. Werke die viel zu weitläufig eingeschaltete synchronistische Darstellung der jedesmaligen politischen und kirchlichen Welt- und Völkerlage; wovon nur die Hauptpunkte herausgehoben und concentrirt werden mußten. Wozu alles das, was B. II. Hauptst. 6. B. III. 1. 2. 3. 8. B. IV. 1. 3. 7. B. V. 1. 8. 11. B. VI. 1 aus bekannten Geschichtsbüchern oft nur bequem abgeschrieben ist?

Um nur noch eins zu berühren, so ist die Trennung der Geschichte der speculativen Philosophie von der der praktischen eine Sache, welche Rec. nicht nachgeahmt wünscht. Die Geschichte verliert dadurch nicht nur viel von ihrem Interesse, sondern, ohne die praktische Tendenz mancher speculativen Lehren zu kennen, ist auch nicht einmal eine richtige Schätzung derselben möglich. Aber auch selbst die Grenze der speculativen Philosophie ist von Tied. sehr unbestimmt gelassen. S. Vorr. I B. S. XVII, verglichen mit der Ausführung selbst.

Bey allen diesen Mängeln des *Tied.* Werks wird sich doch in der Folge Gelegenheit genug finden, so manches unverkennbare Verdienst desselben um einzelne Theile der Geschichte der Philosophie bemerklich zu machen.

In der Geschichte der griechischen vorsokratischen Philosophie hat Hr. *Tennemann* selbst vor Hn. B. manche eigene Vorzüge. Der langsame und bedächtlich suchende Gang des ersten macht es dem Leser möglich, die Resultate selbst mitzufinden; da hingegen Hr. B. die von ihm gefundenen Resultate selbst giebt, ohne sich immer um die, wenigstens für viele Leser nöthigen Belege und Nachweisungen ängstlich zu bekümmern. Man vergleiche, was beide über Anaximander, Heraklit, auch Pythagoras sagen. So wünschte z. B. Rec. selbst zu wissen, worauf Hr. B. §. 104. 6. die Behauptung gründe: Nach Pythagoras wären die geraden Zahlen vollkommener, als die ungeraden; da, nach *Tennemann*, gerade das Gegentheil aus *Stobäus Ecl. phys. edit. Heer. p. 22* zu erhellen scheint. Oder liegt hier auch ein solches Mißverständnis zum Grunde, als S. 245 I B. bemerkt wird? Überhaupt hat es Hr. *Tenn.* dem Leser sehr bequem gemacht, die Richtigkeit seiner Angaben zu prüfen; da er nicht nur die Beweiskstellen citirt, sondern auch die Worte, auf die es ankommt, unter dem Text mit abdrucken lassen. *Tied.* will davon nichts wissen. Hr. B. hat dies auch, wiewohl etwas sparsamer beobachtet, als Rec. wünscht. Er empfiehlt die *Tenn.* Methode jedem künftigen Bearbeiter der Gesch. der Ph. Denn wenn auch, z. B. bey Plato, die Seirenzahl, es sey, welcher Ausgabe, noch so genau angegeben wird, so bleibt man doch oft, nach Durchlesung der ganzen Seite, ungewiss, worauf der Citirende eigentlich gesehen hat; da es manchmal auf ein bestimmtes Wort und Ausdruck ankommt; und dies wünscht Rec. nicht nur in Ansehung der älteren, sondern auch selbst der neueren Geschichte, obgleich hier das Bedürfnis geringer ist.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen dürfte es doch wohl nicht überflüssig seyn, noch mehr in das besondere einzugehen, und eins und das andere auszuzeichnen, wodurch theils jene allgemeinen Bemerkungen sich noch mehr bestätigen, theils aber auch noch manche Eigentümlichkeiten eines jeden Vf. ergeben werden.

Wo fängt sich die Geschichte der Philosophie an? Rec. wünschte doch auch diese Frage zur Entscheidung gebracht. Nach Hn. B. wo sich die philosophierende Vernunft zu entwickeln anfängt; und nach *Tenn.* wo die Vernunftthätigkeit sich zu entwickeln beginnt. Und nun zur Probe die Frage: Ob die Geschichte der Ideen der aufgeklärten nichtgriechischen Völker der alten Welt über Weltursprung, Gott etc. auch in einer Geschichte der Philosophie Platz finden? Weder Hr. *Tied.* noch Hr. *Tenn.* räumen ihr den-

selben ein. Ganz anders, und wie Rec. glaubt, mit Recht, Hr. B. Gesetzt, daß alles, was wir bey diesen Völkern und ihren Weisen über die Gegenstände alles Philosophirens finden, nicht den Namen der Philosophie verdiene; zugestanden, daß keine wissenschaftliche Philosophie, auch nicht ein Schatten derselben, bey diesen Völkern, vor ihrer Bekanntschaft mit den Griechen, anzutreffen war: so kann doch der Historiograph der Philosophie, ehe er nach Griechenland kommt, sich nicht entbrechen, sich an den Ufern des Nils, Euphrats, Ganges etc. umzusehen, um wenigstens die zu hohen Begriffe von der Weisheit dieser Völker herabzustimmen; und dem historischen Vorurtheile zu begegnen, als ob die Griechen alle die ihrige aus Aegypten, Persien, Indien geholt hätten. Hr. *Tied.* gönnt der Mythologie der Griechen eine Stelle in der Geschichte der Philosophie. Er gesteht auch S. 31. I B. selbst, daß *Thales* in Aegypten mit mancherley Kosmogonien bekannt worden sey, daß also ein Zusammenhang der griechischen Vorstellungen mit denen der nichtgriechischen Völker statt finde. Auch Hr. *Tenn.* mußte doch, um einen Anfang zu finden, den Gang des menschlichen Geistes überhaupt verfolgen, zu welchem ja die Geschichte der Vorstellungsarten jener alten Völker die Belege enthält. Und die Frage über das Daseyn einer besonderen morgenländischen Philosophie, vor und zu Christus und der Apostel Zeiten, kann ohne Bekanntschaft mit den Ideen dieser Völker, besonders der Perser, und ihres Zoroasters, nicht beurtheilt werden, davon weiter unten. \*) Hr. B. hat daher, mit weiser Mäßigung, und mit mehr Scharfsinn und Auswahl, als *Brucker*, auch diesen Völkern, so wie auch *Meiners* in seiner Geschichte der Philosophie, eine Stelle eingeräumt. Mit so vielem Aufwand von Witz und Gelehrsamkeit *Gatterer*, welchem B. folgt, die ägyptische Metempsychose zu einem von den astronomischen Cyklen hergenommenen Symbol der Fortdauer der Seele nach dem Tode auszustatten gewußt hat, so kann Rec. doch immer noch nicht dieser Meinung seinen Beyfall schenken. Es ist wahr, daß sich dadurch die Nachrichten des *Herodot*, auch *Hekataüs*, mit *Diodor*, *Plutarch* und *Porphyry* vereinigen lassen. Aber es ist die Frage: ob man hier eben auf Consequenz in der Denkart der sonst so oft, z. B. im Thierdienst, insequenten Ägyptier zu sehen hat. Sollte auch Herodot sich geirrt haben, so kann sich doch Rec. nicht ein Gleiches von Pythagoras und Plato überreden.

Was sich für die Ächtheit der von *Anquetil* herausgegebenen Handschriften sagen läßt, findet man hier in gedrängter Kürze gesagt. Am Ende ergiebt sich das Resultat: daß der Vendidad doch wohl ächter zoroastrisch sey, die übrigen Zendbücher aber späterhin für liturgische Zwecke geschrieben, und bey ihrer Abfassung die alte Zend- und Pehlvisprache beybehalten worden sey. Nach Hn. B. ist der ächte, noch

\*) Freylich verweist Hr. *Tennemann*, aber aus nicht passenden, sondern zu viel beweisenden Gründen (s. die Einleitung des V Bandes S. 36 ff.) alle Untersuchungen über Philosophie der Juden, Cabbala, u. s. w. ganz aus der Geschichte der Philosophie, worüber Rec. ganz anders denkt.

noch nicht so, wie in der Folge, modificirte Zoroastrianismus *reiner Dualismus*, ohne Abhängigkeit der beiden entgegengesetzten Principien von einem höheren. Soll dieses dem nicht widersprechen, was S. 170 des IV Theils gesagt wird: In der zoroastri- schen Philosophie war das Princip des Bösen be- dingt, es war ursprünglich nicht vorhanden, son- dern entstand erst in der Zeit, so müßte das letzte so verstanden werden, daß ein Anfangs auch gutes Princip erst mit der Zeit böse worden. Unter den in Europa bekannt gewordenen Schriften der Hindus ist Menou vergessen, den wir schon 1794 aus einer englischen Übersetzung kannten, nach welcher 1797 die deutsche gemacht ist. — Die Ansicht der Mytho- logie, so weit sie sich auf Betrachtung der Natur be- zieht, hat Rec. in der Hauptsache richtig befunden. Liegt einem Theil der Mythen, dieß ist die Fra- ge, ganz ursprünglich Physik zum Grunde? Ja, ant- wertet Rec., aber nicht als richtige simple Vorstel- lung, nur aus Armuth der Sprache und mit Bewußt- seyn jener richtigen nackenden Vorstellung, in al- legorisches Gewand gehüllt, sondern — *die Perso- nificationen der Naturkräfte sind die unmündigen ganz eigentlichen* Vorstellungsarten der alten rohen Kinder der Natur selbst. — Über das *αἰεῖον* des Anaximanders, über die mancherley Ideen, wel- che hier in einem Ausdruck verbunden sind, und über die Art, wie alle Dinge daraus entstanden, befriedigt Hr. Tennemann am meisten. Hr. B. läßt es bey einer bloßen Verdickung und Verdünnung des Urstoffs bewenden, da doch Aristoteles und Theophrast auch von einer Scheidung reden. Auch Hr. Tied. weiß nicht, wie er die Entstehung durch Scheidung, welche Aristoteles dem Anaximander beylegt, mit dem von eben demselben ihm beygele- gen Entstehen durch Verdickung und Verdünnung vereinigen soll. Hr. Tennemann zeigt sehr gut, daß das Zusammentreten der vorher im unendlichen, zerstreuten, gleichartigen Theile *πυκνωσις*, und der Zustand der Zerstreueung *μαρνωσις* heißen könne, — ein Umstand, der auch für das heraklitische System wichtig ist. — In Ansehung der pythagorischen Zah- lenphilosophie findet sich zwar Rec. durch alle drey nicht befriediget, nicht, weil er zu viel verlangt, sondern, weil man zu viel bestimmen will. Indessen hat jeder zur Aufklärung etwas beygetragen, Hr. Tied. z. B. schon dadurch, daß er *αρχας* auch auf Erklärungsgründe deutet, Hr. Tennemann, dadurch, daß er die Vieldeutigkeit des *αριθμός*, und Hr. B. unter andern dadurch, daß er den Doppelsinn des *απριον* und *περιτρον* selbst bey Aristoteles bemerkt. Pythagoras selbst, so denkt Rec. durch seine bekann- ten physisch - mathematisch - musikalischen Entde- ckungen aufmerksam gemacht, ahndete, daß in Zah- len, Größen, Verhältnissen, große Geheimnisse ent- halten seyn möchten, und daß sie vielleicht den Schlüssel zu den Geheimnissen der Natur enthalten, daß man dadurch manches *a priori* erkennen, und dahin gelangen könne, wohin keine Erfahrung reicht. Wie weit Pythagoras selbst diesen Gedanken getrie- ben, was hingegen späteres Spiel des Witzes und

Übertreibung war, läßt sich nicht ausmitteln. Daß Alkmaion aus Kroton die *αυτορχειας* auf 10 gesetzt habe, wie Hr. B. Th. I S. 246 behauptet, ist falsch. Aristot. Met. I. 5 sagt ausdrücklich das Gegentheil. Wenn es S. 264 heißt: Es leidet wohl kaum noch einen Zweifel, daß Pythagoras unter seinem Cen- tralfener die Sonne verstanden habe, so ist dieß aus der angeführten Stelle des Aristoteles so klar noch nicht. Noch viel weniger begreift Rec. wie Hr. B. S. 268 sagen konnte: „Nähme man, nach dieser Bestimmung, nämlich des Philolaus, das Central- feuer, und die Sonne identisch, so ist die Dekas der Sphären richtig: Der Olympe, die 5 Planeten, der Mond, die Erde, die Gegenerde, und die Sonne, oder das Centralfeuer. Unterscheidet man aber die Sonne und das Centralfeuer, so kämen 11 Sphären heraus.“ Allein das Centralfeuer selbst gehört ja nicht zu den 10 *σφαίραις*. Nicht zu gedenken, daß, nach mehreren Stellen im Plutarch, auch bey *Sextus Empiricus*, Aristarch aus Samos als derjeni- ge aufgestellt wird, der zuerst etwas, dem koper- nikanischen System ähnliches, gehandelt.

Daß die 2 ersten Kapitel des bekannten aristo- telischen Fragments *de Xen. Zen. et Gorg.* weder vom Xenophanes, noch vom Zeno, wie Tied. glaubt, sondern vom Melissus handeln, ist doch nun wohl hinlänglich ausgemacht. Den Unterschied zwischen Xenophanes, Parmenides, Melissus und Zeno scheint Hr. Tennemann am bestimmeten aufgefaßt, auch hin- länglich gezeigt zu haben, daß der erste nicht, wie der Sophist Gorgias, alle Realität aufgehoben habe; daß man ihn also nicht mit Hn. B. unter die Skepi- ker rechnen könne. Unter den zenonischen Einwen- dungen gegen die Möglichkeit der Bewegung ist bey Hn. B. der Achilles vergessen, welchen Aristoteles ausdrücklich ihm beylegt. Hr. Tenn. führt ihn an, beantwortet ihn aber nicht. Nach Rec. Urtheil ist die- ser Zweifel noch nie ganz genau gelöst worden; dessen ganzes Blendwerk eigentlich darin beruht, daß Zeno eine Progression von immer kleineren Zeit- brüchen annimmt, so daß, wenn man das erste Mo- ment der Bewegung 1" setzt, die nun folgende Pro- gression von Decimalbrüchen ins Unendliche keine ganze Secunde ausmacht; da hingegen, wenn man sich auf keine Brüche einläßt, offenbar wird, daß der geschwinder nachlaufende Körper schon in der 2 Secunde den langsamer vorausgehenden einholt, und am Ende denselben überholt hat. Ohnmöglich kann, wie Tied. und B. glaubt, die chaotische Ein- heit die Gottheit des Empedokles seyn. Denn in die- ser chaotischen Einheit ist ja alles gemischt; da hin- gegen nach Aristoteles Met. III. 4 die seligste Gott- heit weniger Kenntnisse hat, weil in ihr keine Mi- schung statt findet, Gleiches aber nur durch Gleiches erkannt werden kann. Eben so wenig folgt aus der Stelle *de gener. et corrupt. II. 7*, daß Empedokles die Elemente Götter genannt habe, wie Hr. B. und Tenn. meinen. *θεοὶ δὲ καὶ τὰυτα*, kann auch auf *φύλας* und *υἱὸς* gehen.

(Die Fortsetzung folgt.)



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 N O V E M B E R, 1 8 0 5.

## PHILOSOPHIE

*Fortgesetzte Beurtheilung der Tiedemannischen, Buhlschen und Tennemannischen Geschichte der Philosophie.*

Dem heraklitischen System hat Hr. Tenn. durch die Unterscheidung einer doppelten Bedeutung des Feuers ein Licht angezündet, welches weder Hr. Tied. noch B. ihm geben konnten. Dieß hat nun auch Einfluß bey beiden auf die Darstellung der stoischen Physiologie und Theologie. Daß Demokrit die Seele nicht nur aus Feuertheilen, sondern auch aus andern Atomen zusammengesetzt habe, wie B. glaubt, (vom Epikur ist nicht die Frage) folgt aus der Stelle *Sext. adv. Math. VIII. §. 116* keinesweges. Wenn Hr. B. den Anaxagoras unter die ionischen Philosophen zählt, so wollen wir darüber nicht mit ihm streiten, obgleich Rec. nicht sieht, wie man sagen könne (S. 201), die Philosophie der ältesten Ionier und die des Anaxagoras hingen gleichsam an einem Faden successiver Entwicklung aus einander zusammen. Wenn aber Hr. B. mit Tied. bloß auf das Zeugniß des Lucrez, welcher doch sonst die Lehre von den Homöomeren in mancher Rücksicht komisch genug entstellt, dem Anaxagoras die Meinung von unendlicher Theilbarkeit der Homöomeren beylegt, so ist das eben so wenig begründet, als wenn Hr. Tenn. sagt: In jeder Homöomerie wären Theile von jeder Art, Gestalt und Beschaffenheit enthalten, und jeder Theil sey ein Universum im Kleinen. Eben so möchte Rec. von Tied. und B. den Beweis fordern, daß Anaxagoras seinen *vos* als feurigen Äther gedacht habe. Wo hat das Aristoteles berichtet? Das Gegentheil ist aus den eigenen, von Simplicius aufbewahrten Worten des Anaxagoras klar, wo der *vos* nicht nur von *αἴρ* sondern auch *αἰθήρ* unterschieden wird, und eben so streitet dagegen eine von Tenn. ausgehobene Stelle des Plato im Phädrus.

Vergebens sahe sich Rec. in der Geschichte des Sokrates nach einen recht vollständig bestimmten Begriff der Ironie bey allen drey Schriftstellern um. Hr. Tenn. und B. gedenken ihrer gar nicht. Hr. Tied. glaubt: Sokrates habe sich derselben nur gegen die Sophisten bedient. Dieß ist falsch. Immer bleibt noch die beste Untersuchung, die Rec. zu Gesichte gekommen ist, ein Programm des Hn. Walthers (F. R. in Stendal 1778) über die sokratische Lehrart, welche in der Literatur bey *Fraguier* bemerkt seyn sollte. — Beym Stilpo mit Hn. Schwabe schon den bekannten Unter-

schied analytischer und synthetischer Sätze zu suchen, hätte Hr. B. nicht mehr wagen sollen. Stilpo leugnete nicht bloß die Gültigkeit solcher, die wir synthetische nennen würden, sondern auch analytischer Sätze, die nicht völlig identisch sind: Z. B. der Mensch ist ein vernünftiges Wesen. Sein eigentlicher Fehler war, daß er sich eine unrichtige Vorstellung von dem Sinn und Gehalt der Copula machte. Was Tied. II B. S. 252—214 darüber sagt, trifft die Sache gar nicht. Auch wünschte Rec., daß es Hn. B. gefallen haben möchte, die Stellen aus Aristoteles *Organon* anzuführen, welche zeigten, daß schon Aristoteles diesen Unterschied gekannt habe.

Ein entscheidendes Probestück für den Historiographen der Philosophie ist die richtige Darstellung des platonischen Systems; wobey jedoch nicht verlangt werden kann, daß alles ohne Ausnahme gleich deutlich werde. Auch hier gebührt Hn. Tenn. der Preis, so wie ihm auch Hr. B. willig diesen zugestelt. Wer das obige Urtheil über Tied. ungerecht gefunden haben sollte, vergleiche nur die Lehre von den Ideen, und von der Weltseele bey allen drey Schriftstellern. Tied. glaubt im ganzen Ernst, daß Plato die Ideen bald als Muster im göttlichen Verstande, bald als wirkliche Substanzen außer Gott, und irgend einem andern vorstellenden Wesen, betrachtet habe, und hängt sich an die Ausdrücke: *μερῆς, κοινωμία, παρρησία*, Einsenkung in die Materie. Auch wird gewiß niemand mit Tied. die feinere Emanationslehre bey Plato zu finden im Stande seyn. Die Schwierigkeit, die eigentliche Vorstellung zu finden, welche sich Plato von der Entstehung der menschlichen Seele, noch vor ihrer Einkörperung, gemacht hat, welche Schwierigkeit daraus entsteht, daß nur der unsterbliche Theil des Menschen von Gott gebildet ward, und gleichwohl, wie die Weltseele, aus dem Theilbaren und Untheilbaren, gemischt seyn soll, ist von keinem der drey Vff. gehoben, und Hr. Tenn. giebt alle Hoffnung auf, daß dieß jemals geschehen werde. Ist das Theilbare die Materie, so muß die Seele schon vor ihrem Eintritt in die grobe Materie einen Zusatz, wenigstens von feinerer Materie enthalten. Im Phädrus des Plato sind die Veranlassung der Herablenkung in den Körper die thierischen, der Geirigkeit unwürdigen Begierden; welche letztere ohne Vermischung mit der Materie sich nicht begreifen lassen. Sehr richtig hat Hr. Tenn. II B. S. 369 ff. den platonischen Hauptgedanken gefaßt: daß Gott der Urheber der Ideen sowohl (in uns) als auch der darnach gebildeten Dinge sey; *Manifestation der*

N n

Gott

Gottheit an dem Wesen der Dinge in uns, und ausser uns.

Wenn wir oben als einen Vorzug des Buhleschen Werks den Reichthum und die Auswahl der Literatur überhaupt rühmten: so giebt die Literatur der aristotelischen Philosophie dazu einen vorzüglichen Beleg. Schwerlich wird man irgendwo in so gedrängter Kürze das Wichtigste, was auch insbesondere die Kritik der ächten und unächten aristotelischen Schriften betrifft, beysammen antreffen, als hier. (verbunden mit dem Artike): Patrik §. 913 ff.) Dafs indessen die arabischen Gelehrten selbst manche ihrer eigenen Werke dem Aristoteles untergeschoben haben sollten, dürfte wohl eine bloße Möglichkeit seyn. In diesem Theile der Geschichte der Philosophie hat Hr. B. das meiste eigene, selbst in Vergleichung mit Tenn. Jener findet zwischen der kantischen Kritik des Erkenntnißvermögens, und der aristotelischen, wohin besonders die Bücher *de anima* gehören, eine grössere Ähnlichkeit, als Rec. zu entdecken im Stande ist. Am wenigsten kann der leidende Verstand mit Kants reinem Verstande, oder dem Vermögen der Kategorien eins seyn. Die S. 396 angeführte Stelle giebt dieses nicht. Denn wie passen die Worte: *ὁ δὲ παθητικὸς νοῦς φανερὸς*, auf Kants reinen Verstand? Jener muß etwas seyn, das am Körper haftet, und mit ihm zerstückt wird. Vergleicht man damit die Stelle *de anima* III. 4, so scheint der leidende Verstand weiter nichts zu seyn, als, *die von einer besonderen Seite betrachtete Einbildungskraft und Gedächtnis*, sofern dieselben nicht bloß einzelne Anschauungen, als einzeln, aufbewahren und liefern, sondern die von der mehrmaligen Wahrnehmung einzelner Dinge übrigbleibende ausgezeichnete Vorstellung des Gemeinsamen — das allgemeine Modell — enthalten, z. B. die Form des Menschen überhaupt. Dazu paßt auch das *παντα γινώσκει* sehr wohl. Wirklich scheint auch Hr. B. S. 73 des V.B. seine Meinung geändert zu haben.

Die Geschichte der älteren stoischen Philosophie hat durch Hn. Tenn. nicht nur dadurch, daß er, wie auch schon Büsching gethan, die einzelnen Stoiker von einander sondert, sondern insbesondere dadurch gewonnen und Licht bekommen, daß er sie mit der Geschichte der neuen Akademie verbunden hat. So sieht man, wie Arcefilas durch Zeno, Carneades durch Chrysipp zu ihrer scharfsinnigen Skepsis veranlaßt wurden, aber auch, wie es gekommen, daß Philo und Antiochus nach und nach ihre Zweifelsucht einschränkten, und ersterer völlig zur alten Akademie zurückkehrte. Sonst stehen gewöhnlich die Akademiker so isolirt da, und man begreift nicht die so vielfache Abwechslung ihrer Grundsätze seit Krates. So viel Mühe indessen sich Hr. Tenn. gegeben hat, auch in die dunkelsten Gegenden der stoischen Moral Licht zu bringen, und so weit er hierin seine Vorgänger zurückläßt, (wobey wir jedoch nicht übersehen, daß die Charakteristik der spätern Stoiker bey Hn. B. III Theil §. 499 sehr scharfsinnig und treffend ist): so bleibt doch in der Lehre von den Pflich-

ten immer noch eine Dunkelheit, die, auch das mitgerechnet, was Garve darüber gesagt hat, noch nicht gehoben worden ist. Sie entsteht, um es kurz zu bezeichnen, aus dem, was Cicero acad. quæst. I. 10 sagt: *Officia autem, et servata et prætermissa, in mediis collocabant*. Man mag sich über *off. med.* erklären, wie man will, so paßt es nicht. Versteht man mit Tenn. nach S. 107 eine Handlung, welche die Vernunft in Rücksicht auf Gegenstände der Sinnlichkeit, oder des annehmlichen und verwerflichen, billigt, wo also die Vernunft rathsam findet, das eine zu wählen, das andere zu verwerfen, also Handlungen, die zwar aus Trieben und Neigungen entstehen, aber, *sofern sie vernünftigen Maximen* unterworfen werden: so sieht man nicht, wie ein solches *off. prætermissum medium* seyn soll, da doch jede vernunftwidrige Handlung ein *ἀναρτήμα* ist. Der nämliche Zweifel bleibt, wenn man die andere Erklärung S. 108 annimmt. Mit dem Unterschied zwischen Legalität und Moralität ist die Sache nicht ausgemacht. *Ratio*, heisst es *de fin.* III. 17 *etiam in rebus mediis postulat, aliquid agere. — In iis quæ media sunt, aliud sumendum, aliud rejiciendum*. Wenn nun die Vernunft das fordert, wie kann man sagen: *Officium et servatum et prætermissum in mediis est*. Die Gegenstände des *officii communis* sind *media, quas secundum, aut contra naturam sunt*. Aber das Verhalten in *Concreto* in Ansehung dieser Gegenstände kann nicht *medium* seyn. Es ist entweder der Vernunftforderung gemäß, oder zuwider. Im letzten Fall ist es *ἀναρτήμα*, im ersten Fall aber nicht gleich *κατὰ φύσιν*. *Officia servata* gehören noch nicht zu den *bonis*, dieß ist begreiflich, aber *officia prætermissa*? Es scheint dieser Ausdruck vielmehr hinzuweisen auf gewisse Regeln, die aber, nach Befinden der Umstände, Ausnahmen gestatten, die kein anderer ausser mir so genau beurtheilen kann, wo man also jedem die Freyheit lassen muß, nach seiner Convenienz mit Vernunft und Überlegung zu handeln. Dahin scheinen auch die Beyspiele zu weisen: *Heirathen, Gesandtschaften übernehmen u. s. w.*

Die Götter des Epikurs lassen alle drey Vff. auch aus Atomen bestehen. Es würde eine ausführliche Abhandlung nöthig seyn, alle Gegenstände so aufzustellen, daß das Gegentheil einleuchtete, und die möglichen Einwendungen geloben würden. Hier begnügt sich Rec., ausser der Bemerkung, daß die Götter des Epikurs nicht zum All, *πάν, Universum* gehören, (man sehe *de Nat. d. I. 24. Concedam, ex atomis constare Omnia. Quid ad rem? Deorum enim natura quæritur*, wo der Gegensatz sehr auffällt; der durch das folgende: *Sint sane ex atomis*, nicht aufgehoben wird. Denn er will nur sagen: Gesetzt aber, man wollte annehmen, daß auch *dii ex atomis* bestünden etc.) nur auf folgende Hauptstellen hinzuweisen, *de Nat. d. I. 26* zu Ende: *27* zu Anfang; *37* zu Ende; welche dunkle Stelle der Rec. so versteht: das Bild, welches die Vorstellung von den Göttern erregt, und von ihnen ausgeht, *species, non eadem ad numerum est*. Es besteht aus Atomen, welche,

che, indem sie durch die durchsichtige, nicht widerstehende Substanz der Götter ungehindert, und ohne diese im geringsten zu afficiren, hindurchgehen, die Form der Götter annehmen. Es sind immer andere und neue Bilder, die auf diese Art zu uns gelangen. Auch hat nach des Rec. Meinung, (gegen Hn. Tenn.) Cicero in dieser Stelle offenbar auf eben das, was Diogenes von Laerte aus Epikur anführt, gesehen.

In der Geschichte des Skepticismus ist zwar der weitläufige Auszug aus *Sextus Empiricus* bey B. sowohl, als der kürzere bey Tied. alles Dankes werth. Aber das dem Pyrrho, und seinem würdigen Schüler, dem phliasischen Timon, eigene ist durch Tenn. auf die bedächtigste Weise so fein abgefondert, daß beide nicht als allgemeine Zweifler, sondern mehr als würdige Sokratiker erscheinen. Auch ist das, was Hr. Tenn. im V. Bande über Anesidemus, und Sextus Empiricus gesagt, in vielen Stücken nicht nur weit ausführlicher, sondern auch vielfältig bestimmter, als bey beiden anderen Vff. Hr. B. glaubt, der Skepticismus der Akademiker sey kein allgemeiner, die ganze menschliche Erkenntniß umfassender, sondern nur gegen den Dogmatismus gewisser Schulen gerichtet gewesen. Ihre Absicht sey dahin gegangen, den reinen oder auf gewisse Weise modificirten Platonismus zur Alleinherrschaft zu erheben. Arcefilas habe *dogmatisch* behauptet: Man könne über nichts entscheiden. Man müsse also über alles seinen Beyfall zurückhalten. Das Zurückhalten des Beyfalls sey ein Gut, das Beyfallgeben ein Übel. Doch habe er die Wahrscheinlichkeit im Handeln befolgt. Allein Cicero sagt ja ausdrücklich: *Arcefilaum ne illud quidem reliquisset, quod Socrates reliquerat, se nihil scire*. Das ist ja gerade der eigentliche Skepticismus. Und wenn von Carneades gesagt wird: Er habe *dogmatisch* die Ungewissheit der Erkenntniß gelehrt, wie stimmt das mit S. 278 überein: Er habe die Unbegreiflichkeit aller Dinge, und selbst die Unbegreiflichkeit des Satzes, daß alles unbegreiflich sey, behauptet.

Von hier an hat es Rec. mit Hn. Tied. und B. allein zu thun. Wir übergehen den Abschnitt von der Philosophie der Römer, so manche interessante Betrachtungen derselbe bey Hn. B. darbietet, da hingegen T. über seiner gewöhnlichen unnöthig weitläufigen Ausschweifung in die politische Geschichte der Römer die Hauptsache verliert.

Über die Frage vom Seyn, oder Nichtseyn einer originalen, von der griechischen unabhängigen orientalischen Philosophie, welche T. mit anderen leugnet, findet man bey B. eine so genaue und befriedigende Bestimmung und Entscheidung des Streits, daß Rec., welchem von den ersten Jahren seiner theologischen Laufbahn diese Sache genauer zu untersuchen, und alles für und wider dieselbe geschriebene zu lesen, eine besondere Angelegenheit, wurde der bald Mosheimianer, bald Ernestianer war, auf sein Gewissen versichern kann, alles darüber zu sagende hier in gedrängter Kürze beysammen gefunden zu haben. Der Herderischen Urkunde ist nicht

gedacht. Horns biblische Gnosis aber konnte der Vff. noch nicht benutzen.

Über den *logos* des Philo ist Tied. nicht genau. Wenn *Souverain* behauptet: der Logos werde vom Philo immer als etwas in Gott selbst betrachtet, so ist das eben so unrichtig, als wenn Tied. ihn bloß als Etwas außer Gott befindliches ansieht. Man muß ganz offenbar bey Philo einen doppelten *logos* annehmen. Der *logos*, welchen Philo zwischen *αγαθωτης* und *δυναμης*, als dasjenige, was beide verbindet, setzt, ist eine in Gott bleibende *δυναμης*, Urkraft. Indem aber Gott diese, wie Moses den Felsen, anschlag, ist daraus ein *λ. θειος γεννητος, λ. οργανον, δι' ε' κετεσκευασθη ο' κοσμος*, eine *ψυχη θεια και ευδαιμων*, von welcher jedes menschliche *πνευμα* ein *αποσπασμα* sey, zuerst, und vor allen anderen, was sonst war, entstanden. Hr. B. redet auch von einem doppelten *logos*, aber auf andere Art. (IV. 122 ff.)

Die allmähliche Entstehung der neuplatonischen Philosophie ist bey Hn. B. weit begreiflicher, als bey T. und anderen. Vom Alcinous geht Hr. B. aus. Mischung des Plato und Aristoteles ist ihm eines der wesentlichen Merkmale der neuplatonischen Philosophie, und diese findet sich schon auffallend bey Alcinous. Sollte aber das Charakteristische nicht noch weit mehr in der bis zum Unfinn ausgebildeten Dämonologie, und was damit zusammenhängt, zu suchen seyn? Hr. B. bleibt demohngeachtet berechtigt, mit Alcinous den Anfang zu machen.

Wenn man Tied. Einleitung zum Plotin liest, so befürchtet man, an Ihn den eingenommensten Vertheidiger dieser schwärmerischen Philosophie zu finden. Man freut sich, heißt es S. 263, endlich auf *lachelnde Gesilde* zu stoßen, und aus einer langen Dunkelheit ein *neues glänzendes Gebäude* durch Plotin hervortreten zu sehen. — Es hat um den menschlichen Verstand unvergeßliche Verdienste — es war, nach damaliger Lage der Sachen, das Vortrefflichste, was die menschliche Vernunft zu erzeugen im Stande war. Allein im Verfolg sieht man, daß es so böse nicht gemeint ist. Er deckt ihm, indem er ihm Schritt vor Schritt folgt, Schwächen, ja Unfinn und Widersprüche in Menge auf. (Er nennt ihn einen hypermetaphysischen Schwärmer, Taschenspieler, etc.) und hat in diesem Abschnitt ein so unleugbares Verdienst, daß ihm auch B. in der Darstellung des plotinischen Systems gefolgt ist. Beide lassen aber auch dem sonderbaren Manne Gerechtigkeit widerfahren, und geben die Vortheile genau an, die er der Philosophie, insbesondere der transcendentalen Theologie, auch durch Aufdeckung der Schwächen des Platonismus selbst, verschafft hat. Was Tied. S. 378 im letzten Absatz, u. f. aus ihm anführt, sind eben die Sätze, die späterhin Jo. Scotus Erigena behauptete, worüber sich Hr. Tied. IV. S. 189 ff. so sehr ereiferte. Den für Theodicee so wichtigen, bey Plotin aufgestellten Satz: daß, nach der Idee der besten Welt, alle beyfammen möglichen Arten und Stufen lebendiger, insbesondere auch vernünftiger Wesen da seyn müssen, würdigt T. zu tief herab.

Gern

Gern verweilte Rec. bey der Geschichte der Philosophie der Saracenen, um theils so manche feine, beiden Schriftstellern eigene Bemerkungen auszuzeichnen, worunter z. B. gehört, daß die Araber nicht bloß dem Aristoteles, sondern, und insbesondere Tophail, mehr den Alexandrinern folgten, auch mehrere Selbstdenker unter sich hatten, als man insgemein glaubt, theils auch einiges zu berichtigen, wenn nicht noch ein reicheres Feld zu durchwandern wäre.

Rec. war begierig, wie sich beide Vff. über die scholastische Philosophie, über die Zeit ihrer Entstehung und Dauer, und über den eigenthümlichen Charakter derselben erklären würden; da die Meinungen darüber so getheilt sind, und Walch (Religionsstreit. VIII B.) den Anfang der scholastischen Theologie und Philosophie, deren Wesen er freylich in der Anwendung der aristotelischen Philosophie auf Theologie, und in dem Gebrauch der Tradition setzte, schon bey den monophysitischen Streitigkeiten finden wollte; da hingegen nach Tied., aus hernach zu beurtheilenden Gründen, Alexander Halesius der erste Scholastiker war, Hr. B. setzt den Anfang in die Zeiten der Carolinger und läßt diese Periode mit Jo. Scotus Erigena anheben. Sein Raisonement verdient hier ausgezeichnet zu werden. Die scholastische Philosophie hat keinen eigenen Urheber, sondern bekam ihren Namen und Charakter durch zufällige äußere Umstände. Man muß also diese auffuchen. Aller philosophische Unterricht war im Zeitalter Karls d. G. im Occident auf die öffentlichen Lehranstalten, oder *Scholas*, eingeschränkt. Wer darin lehrte, hieß *Scholasticus*. Die Philosophie nun, welche, und wie sie in diesen Schalen gelehrt wurde, hieß die scholastische Philosophie. Diese, sowohl die ältere, als die spätere, bleibt sich nun in Ansehung des *Inhalts*, *Zwecks*, und *der Methode* von den Zeiten Karls d. G. an bis ins 14. Jahrhundert, gleich. Ihr Inhalt war zu den Zeiten Karls und in den nächsten Jahrhunderten eine aus den lateinischen Commentatoren des Aristoteles, besonders *Augustin*, *Boethius*, gezogenes Aggregat logischer Regeln und ontologischer Begriffe, die unter dem Namen Dialektik eine Wissenschaft, oder die theoretische Philosophie überhaupt ausmachten, und mit der spätern alexandrinischen Vorstellungsart von Gott, seinen Eigenschaften, und Verhältnissen zur Welt, verbunden, oder darauf angewendet wurden. Eben diesen Inhalt hatte der Hauptsache nach auch die spätere scholastische Philosophie, wenn schon in der Folge verschiedene Ansichten und Bearbeitungen eben dieser Gegenstände stattfanden, und der Ideenkreis durch Verbreitung der Werke der Araber, und des Aristoteles selbst, auch durch andere Umstände, nach und nach erweitert, und mannichfaltig modificirt wurde: so daß sich mit Recht verschiedene Epochen festsetzen lassen. Der Zweck war kein anderer, als, das dogmatische Religionsystem der Kirche zu vertheidigen und zu befestigen. Endlich die *Methode des Philosophirens* war im Zeitalter der Carolinger eben sowohl als in den folgenden Jahrhunderten durch die dialektische Form des Argumentirens bestimmt, die die aristotelische Logik vorschrieb. Hr. B. setzt auch drey Perioden

der Scholastik, aber nicht so willkürlich, wie insgemein geschieht, sondern nach wichtigen und auffallenden Veränderungen. Die erste bis auf *Roscellin*, oder *Rousselin*, wo sich der Streit der Nominalisten und Realisten erhob, die zweyte bis auf *Albert den Großen*, wo die aristotelischen Werke, außer der Logik, allgemeiner bekannt und commentirt wurden, die dritte bis auf die Wiederherstellung der alten classischen Literatur in der Mitte des 15. Jahrhunderts, und die dadurch bewirkte Verbesserung der Philosophie, oder noch weiter hin bis zur Reformation. Wir vermissen hier in der ersten Periode einen *Filbert*, *Berengarius* und *Lafrancus*. Desto interessanter war dem Rec. in der zweyten Periode §. 674 ff. die Widerlegung von Hn. P. Heeren Behauptung, daß die Araber an der ursprünglichen Verbreitung der aristotelischen Werke im Occident keinen Antheil gehabt hätten, und daß der Einfluß der arabisch-aristotelischen Philosophie erst nach den Zeiten der Kreuzzüge, erst nach dem 12. Jahrhundert, statt gefunden habe. Hr. B. hat nicht nur die Streitfrage mit aller Genauigkeit bestimmt, sondern es bleibt auch nach Erwägung aller Gründe kein Zweifel übrig, daß Hr. H. zu weit gegangen sey. In der dritten Periode hätten *Roger Baco*, von welchem man die interessantesten Nachrichten in den Betrachtungen über den Zustand der Kenntnisse, Literatur und des Geschmacks in England, seit der Eroberung der Normannen bis zur Regierung Eduard I. (S. *Archenholz* Literatur und Völkerkunde, December 1787) findet, und *Richard Swineshead*, wegen seines Verfalls einer *Mathesis intensorum*, unter dem Titel: *Calculator*, doch eine Stelle verdient.

Nach Tied. ist scholastische Philosophie diejenige Behandlungsart der Gegenstände *a priori*, wo, nach Aufstellung der meisten für und wider aufzutreibenden Gründe, in syllogistischer Form, die Entscheidung aus Aristoteles, den Kirchenvätern, und dem herrschenden Glaubensgebäude genommen wird, S. 338 IV B. Vor Alexander von Hales könne nach seiner Meinung keiner aufgestellt werden, der jene Methode, die Gründe auf beiden Seiten in solcher Form vorzutragen, und nach Ausprüchen des Aristoteles, vorzüglich in philosophischen Gegenständen, wie auch nach Ausprüchen der Kirchenväter zu entscheiden, bey metaphysischen Gegenständen gebraucht hätte. In Ansehung des Stoffs habe die scholastische Philosophie dies mit der vorhergehenden gemein, daß sie sich nur auf Untersuchungen *a priori* erstrecke, sie habe aber das *Eigene*, daß, sobald sie als Philosophie erscheine, und sich von der Theologie sondere, die Begriffe vornehmlich aus Aristoteles genommen, und nach dessen Ausprüchen bestimmt würden. Die Form dieser Philosophie, nach Autorität zu entscheiden, sey aus der ältern Theologie durch *Hilbert* von Lavardin, zuerst aufgebracht, von der Hierarchie entsprungen, und aus der Theologie in die Philosophie herübergekommen — und dies erst zu der Zeit, als die Philosophie bey den Dialektikern, *Roscellin*, *Wilhelm de Conches*, *Wilhelm de Champeaux*, *Abelard* und anderen anfang besonders getrieben zu werden. Diese aber dürften dennoch den eigentlichen Scholastikern nicht beygezählt werden, weil sie nur die Vernunftlehre, und einige wenige Sätze der Metaphysik abhandelten; und in der Philosophie noch keine feste Autorität anerkannten. Die Entscheidung nach Aristoteles sey erst alsdann eingeführt worden, als dessen Metaphysik anfang im Abendlande bekannter zu werden; zu Ausgang des 12., und zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Allein 1) eine solche Trennung der Philosophie und Theologie ist nirgends in diesem Zeitpunkt vorhanden. Tied. selbst V. 53 wo er von Raimundus Lullus redet, gesteht ein, alle übrigen, im Mittelalter als Verbesserer und Reformatoren auftretenden Männer hätten immer ihr Absehen auf die Theologie gerichtet gehabt, weil diese das vornehmste Studium damals ausmachte; als Verbesserer und gänzlicher Umschmelzer der Philosophie kündigte sich keiner an, und Raimund Lullus stehe von dieser Seite allein da. 2) Ist Aristoteles keine solche feste Autorität, nach der man immer allein entschieden hatte, sondern die Alexandriner hatten in demjenigen Zeitpunkt, von welchem Tied. redet, fast eben so viel, ja noch mehr Einfluß. Thomas z. B. ist in der natürlichen Theologie mehr Alexandriner. 3) Die Scholastiker widerlegen sogar vielfältig den Aristoteles. Die Buhlesche Bestimmungsart des scholastischen Perioden scheint daher dem Rec. weit natürlicher zu seyn.

(Der Beschlufs folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 N O V E M B E R, 1805.

## P H I L O S O P H I E.

*Beschluß der Beurtheilung der Tiedemannischen,  
Buhliſchen und Tennemannſchen Geſchichte der  
Philosophie.*

Uebrigens hat Hr. Tied. das unbezweifelte Verdienst, nicht nur die Hauptuntersuchungen der scholastischen Philosophie weit vollständiger, als bisher geschehen, aufgestellt, sondern auch die Verdienste der Scholastiker um die philosophirende Vernunft überhaupt, und die rationale Theologie insbesondere, in ein vortheilhafteres Licht gestellt zu haben. Daher auch Hr. B. selbst, ihm in den meisten Stücken gefolgt zu seyn, dankbar bekennt. Und bey dem Rec. ist von Neuem der Leibnitzſche Wunsch lebhaft rege worden, daß doch jemand sich finden möchte, welcher einen recht könnigen Auszug aus den bereits gedruckten, oder auch im Manuscript hin und wieder befindlichen Werken der berühmtesten subtilen Denker lieferte. Man sehe nur die angestrengten Bemühungen, die Intensitäts-Vermehrung und Verminderung zu erklären, so bekommt man mehr Achtung für diese Männer, als wenn man bloß den Namen Scholastiker, mit den angewöhnten Nebenideen hört. Schon Thomas erkannte den wichtigen Satz: Aus dem Beyſammenſeyn vieler kleinen, außer einander befindlichen Grade entsteht objectiv kein höherer Grad. (Tied. IV. 493.) Heinrich von Gent, welchen Brucker ganz übergeht, hat bey Tied. die verdiente Stelle bekommen; Roger Baco aber ist auch von ihm übergangen worden, und er mußte es, nach seinem Begriff der scholastischen Philosophie. Hingegen hätte, selbst nach diesem, des Richard Suiffet gedacht werden sollen. Wenn aber S. 643 zu Ende u. f. zwischen Cassiodor und Duns Scotus ein Zeitraum von 1145 Jahren verfloßen seyn soll, da doch jener um die Mitte des 6 Jahrhunderts, dieser 1308 starb: so konnte Rec. kaum seinen Augen trauen, da alle Möglichkeit eines bloßen Druckfehlers wegfällt.

Die ganze Periode vom Anfang der Wiederherstellung der Wissenschaften bis auf die Mitte des 18 Jahrhunderts ist von B. ohne Vergleich weit ordentlicher, vollständiger und belehrender bearbeitet, als bey Tied. Man vergleiche nur die Inhaltsanzeige des 5 und 6 Bandes bey Tied. und des 6 und 7 Th. bey B., so wird man sich davon überzeugen können. Wie concentrirt sind die Haupt- und Nebenur-

J. A. L. Z. 1805. Vierter Band.

sachen der veränderten Richtung des philosophischen Geistes bey letzterem, wie weitſchweifig und mit welcher unnöthigen Weitläufigkeit bey ersterem aufgestellt! Die Unvollständigkeit ist bey letzterem nicht etwa nur eine Folge der Trennung der Geschichte der speculativen und praktischen Philosophie, sondern auch ohne diese Rücksicht vorhanden. Von einem Baco wird nur, wie im Vorbeygehen, VI B. S. 34 aus sonderbaren Gründen — nichts gesagt. Nichts von Newton, nichts von Glanvill, dem Vorgänger Hume's. In der Überschrift des X Hauptstücks steht zwar Bayle und Clark. Allein in der Ausführung kommt nichts von Clark vor, sondern erst bey Leibnitz zu Ende des X Hauptstücks. Nur von Wolf allein wird gehandelt. Nicht ein Wort von seinen berühmtesten Nachfolgern und Gegnern. Nichts von der so merkwürdigen *arte cogitandi*; nichts von Tſchirnhausen, Rüdiger, Thomafius, Bilfinger und Crouſaz. Der 6 Band sollte doch die Geschichte der Philosophie bis in die Mitte des 18 Jahrhunderts fortführen; hier hätte also aus der englischen und französischen Literatur mehreres angeführt werden sollen. Aber nichts von Hume, nichts von Condillac etc. Wie sonderbar stehen Giffon und Irira, neben Ochinus, Bruno, Campanella und Cardan! Auch fehlt es nicht an einzeln Unrichtigkeiten und schiefen Urtheilen. Man vergleiche das Urtheil über Fr. Patrik (V. 490) mit der gründlichen und belehrenden Kritik bey Buhle S. 913 f. und S. 328 ff. des II Bandes. Die ganze Beurtheilung des Mallebranche ist fast durchaus ein Beweis der Schwäche. Sogar dieſes streitet T. dem M. ab: daß die Sinne uns nichts absolutes lehren. S. 177. 178. VI. Wie konnte Tied. sagen: Mit Mallebranche oder der cartesiſchen Schule wären die Theorien der Weltbildung, einige wenige Myſtikerausgenommen, aus der Philosophie gänzlich verschwunden? S. 203. VI. Wie weit die Antipathie gegen die gleichwohl mathematisch evidente unendliche Theilbarkeit des Raumes und der Materie, als Erscheinung im Raum, einen ſonſt ſcharffinnigen Mann führen könne, ſieht man aus den verſuchten Antworten auf Libertus Fromont Beweiſe dafür, z. E. gleich den erſten S. 601 f.

Daß der Spinozismus der vollkommenſte Idealismus, daß zwischen Denkkraft und Ausdehnung gar kein reeller Unterſchied ſey, daß z. B. kein, von dem vorgeſtellten Roth unabhängiges und realiter davon verſchiedenes Roth, ſondern daß dieſes vielmehr die Vorſtellung ſelbſt ſey, iſt richtig geſagt, und mit der claſſiſchen Stelle Eth. II. 7 ſeq., welche

auch

O o

auch Jacobi schon ausgezeichnet hatte, sattfam belegt. Aber die Widerlegung? (S. 235 f.) Es ist ja unwiderleglich darzuthun, daß das Roth, von welchem wir sagen, daß wir es anschauen, nichts, als unsere anschauende Vorstellung selbst ist, und wenn wir ein von dieser Anschauung noch verschiedenes Etwas voraussetzen, (es sey mit Grund, oder nicht) dieses nicht etwas angeschauts und anzuschauendes, sondern etwas hinzugedachtes sey, Gedanke und Anschauung sich auf das innigste vermischen. Daß Spinoza allerdings sich an die Schöpfung aus Nichts stieß, sieht man aus seinen *Cogitatis metaphysicis* Cap. X. im dritten Absatz: *Ubi notandum venit* etc. Ganz richtig findet Tiedemann, der Sache nach, bey Locke den Unterschied analytischer und synthetischer Sätze, ohne den Namen. Aber den Unterschied des Namen- und Sachwesens bey Locke tadelt er ohne Grund. Am unglücklichsten ist Tied. in seiner Polemik gegen Leibnitz. Man sehe nur die Widerlegung der prästabiliten Harmonie, aus der Erfahrung, S. 391 — der von L. behaupteten Theilbarkeit der Materie ins Unendliche S. 396. wo es Leibnitz im ganzen Ernste verübelt wird, daß er den Punkt nicht, als Theil der Ausdehnung gelten lassen will, — der Monaden S. 398 — ferner den Tiedem. Bescheid in Sachen Clarks wider Leibnitz, in Ansehung der Zeit und des Raumes. S. 408 ff. — die Zweifel gegen den Satz: daß in jeder Monas sich das Universum spiegele, S. 440 — auch das, was er dem Satz entgegnet: daß Gott alles aus sich selbst erkenne, 459 — was er gegen den, aus der strengen und nothwendigen Allgemeingültigkeit gewisser Sätze hergenommenen bündigen Beweis gewisser Kenntnisse *a priori* einwendet. S. 473. Des weitläufigen Auszugs aus Wolfs Logik und Metaphysik ohngeachtet, lernt man doch nicht bestimmt, weder, was Wolfs eigentliches Verdienst, noch welches der Erbfehler seiner Philosophie sey. Bey der Widerlegung des Berkleyischen Idealismus zeigt Hr. Tied. mehr Blößen, als Berkley selbst. Was soll das heißen: Nach Leibnitz sind zwar keine Körper wirklich da. Aber sie sind doch mehr, als bloße Vorstellungen. Es ist statt ihnen etwas, ihnen ähnliches, etwas, das ihre Ideen in uns hervorbringt?

Von hier an hat Rec. das Vergnügen, sich bloß mit Hn. Buhle zu unterhalten. Er freute sich (VI B.) unter den Wiederherstellern der griechischen Literatur des Philadelphus, eines Eydamus Joh. Chrysoloras gedacht, und aus seinen interessanten Briefen einige Proben ausgezeichnet zu finden, wie großmüthig und freygebig damals die Gelehrten ermuntert und unterstützt wurden. 3—400 Dukaten waren gewöhnliche Befoldungen. Welche niederschlagende Vergleichen bieten sich hier dar! Das Verdienst des Marsilius Ficinus um den Plato wird, durch Unterscheidung seiner Übersetzungen des Plato sowohl, als des Plotins, von der Darstellung des platonischen Systems, gegen Brucker, der beides verwechelt, treffend gewürdigt. Sein Gespräch zwischen Gott

und der menschlichen Seele zeigt ihn von der letzten Seite. So wird auch das Hauptverdienst des großen Pico, die gründliche Beseitigung des astrologischen Aberglaubens, gehörig herausgehoben. Die ganz widersprechenden Urtheile des Agrippa von Nettesheim in seinen beiden Werken *de occulta philosophia*, und *de incertitudine et vanitate scientiarum*, in Ansehung der geheimen Künste, werden hier sehr natürlich erklärt. Von dem interessanten Artikel: Franz Patrick ist schon oben geredet worden. Über Luther und Philipp Melanchthon hätte mehreres gesagt werden können, und sollen. Daß Valentin André wirklich, wenigstens mit Vöder *fraternitatis* R. C. sey, ist doch wohl zu positiv behauptet. Man sehe dessen Selbstbiographie, von Seybold aus dem lateinischen übersetzt, 1799. Die Hauptideen des Bruno sind hier so deutlich aufgestellt, daß die auffallende Übereinstimmung mit dem neuen Pantheismus unverkennbar wird. Es war auch einer von den Versuchen, das Viele aus Einem, das Endliche aus dem Unendlichen, die Veränderung aus dem Unveränderlichen herzuleiten, und die absolute Identität zu zeigen. Von seiner *bestia trionfante* wird hier eine wichtigere Ansicht gegeben, als man insgemein hat. Bey Vanni vermissen wir die Abhandlung in Stäudlins Beyträgen zur Philosophie, und Geschichte der R. und S. I B. Nr. 6. 1797 die der Geschichte des Mannes mehr Licht giebt. Die in der Geschichte des 16 Jahrhunderts eingeschaltete concentrirte Geschichte des Jesuitenordens ist, wegen seines Einflusses auf den Zustand der Philosophie überhaupt, und der Moral insbesondere, vornehmlich der katholischen Casuistik, keine müßige Episode. Über Cartesius und sein wissenschaftliches Verdienst ist im 965 J. verglichen mit 974 so vieles, und so bestimmt gesagt, daß es nicht kürzer und vollständiger gefaßt werden kann. Unter den Gegnern desselben wird hier der, als Gegner des Hobbesius, und durch seine *Jcepsis Scientifica* bekannte Engländer Glanvill, als zuverlässiger Vorgänger eines Hume in seinen Angriffen auf die Gültigkeit des Begriffs von Causalität ausgezeichnet. Wenn S. 654 behauptet wird: Die Hypothese der gelegentlichen Ursachen, wie sie die späteren Cartesianer, Mallebranche, La Forge, annehmen, sey im Wesentlichen mit der Hypothese des Cartes selbst, von der Assistenz Gottes dieselbe, den in Beziehung auf den Hauptpunkt unbedeutenden Unterschied abgerechnet, daß die Direction der Bewegung des Körpers durch den freyen Willen der Seele, welche des Cartes zugab, von jenen aufgehoben wurde, so ist das doch 1) kein so unbedeutendes, 2) nicht das einzige Unterscheidungsstück. Denn wo hat des Cartes behauptet, wie S. 662 geglaubt wird, daß die Vorstellungen von der Körperwelt von Gott unmittelbar hervorgebracht würden? Das interessanteste bey dem Artikel: Cudworth ist die beyläufige Widerlegung von Meiners vermeinter Übereinstimmung zwischen C. und Kants theoretischer und praktischer Philosophie. Man sieht hier, wie mißlich es sey, wovon schon Dütens ein warnendes Beyspiel gegeben hatte,



alles Neue schon bey den Alten finden zu wollen. Noch hätte dabey bemerkt werden können, daß man schon ehemals den von Kant versuchten Beweisgrund einer Demonstration des Daseyns Gottes 1763 mit dem cudworthischen, von den ewigen und nothwendigen Wahrheiten, oder von der Ewigkeit der Wesen der Dinge, hergenommenen, eben so unglücklich hat parallelisiren wollen. Was gegen die leibnitzische Theodicee erinnert wird, ist nicht alles von gleichem Gehalt, auch nicht so beschaffen, daß dadurch das Wesentliche derselben umgestossen wird. Rec. getraut sich allemal zu beweisen, daß von einer Welt, welche die *höchstmögliche relative Vollkommenheit* haben soll, (eben, wenn sie diese haben soll) in welcher also alle beysammen mögliche Arten und Stufen der lebendigen, insbesondere vernünftigen Creaturen anzutreffen seyn müssen, (und diese Idee selbst läßt sich aufs schärfste rechtfertigen) unmöglich alles metaphysische, moralische und physische Übel weg seyn könne, ob wir gleich nicht im Stande sind, einzusehen, warum gerade dieses oder jenes in individuellen Fällen nicht weg seyn konnte, sondern auch hier der Glaube zu Hülfe kommen muß. In Absicht auf die prästabilierte Harmonie hatte Baumgarten allerdings in Leibnitzens eigenen Worten einen Grund zu seinen Modificationen derselben, welche man nennen könnte, *h. p. non merae coordinationis*, sondern *aliqualis subordinationis*. Man sehe OO. *Leibn.* Tom. III. pag. 315. II. P. I. p. 20. Die Frage S. 994: Wozu bedarf es der sinnlichen Empfindung, wenn die Seele überhaupt ohne Einfluß des Körpers alle ihre Vorstellungen aus sich selbst entwickelt? hätte Rec. von einem so scharfsinnigen Denker nicht erwartet. Allerdings verlangt Leibnitz die *sinnliche Empfindung*, welche aber selbst eine aus der Seele entwickelte Vorstellung ist, als gelegentliche Ursache, als *Conditio, sine qua non*, zur Entwicklung der Kenntnisse *a priori*, wenn diese zum Vorschein kommen sollen. Leibnitz ist es ja nie in den Sinn gekommen, diese ausgemachte Factum aufheben zu wollen, und das wird auch durch seine Behauptung, wenn man seine Vorstellung von äußeren Empfindungen festhält, nicht umgestoßen. Wolf kam noch bey Langes Lebzeiten nach Halle zurück. Lange starb 1744. Das weiß Hr. B. selbst. (VII. S. 19). Wolf kam aber bald nach dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen nach Halle, und war schon 1743 Kanzler der Universität. Doch es ist immer eine Lobrede auf ein Werk, wenn man nur solche Kleinigkeiten hin und wieder zu bemerken findet. Die Verdienste Wolfs werden so unparteyisch und billig, als seine Fehler ins Licht gestellt — mit einem auffallenden Contrast gegen das harte Urtheil, das Meiners in dem Grundriß einer G. d. P. über ihn sprach. Daß Rüdiger der kantischen Bestimmungsart des Unterschiedes der Philosophie und Mathematik sehr nahe war, wird scharfsinnig bemerkt. Von Buddens wird, in Vergleich mit dem wenigen von Hollmann, zu viel gesagt. Die eigene Art, des letzten, die drey

Haupttheile der praktischen Philosophie abzuscheiden, sowie seine Bemühung, den ächt aristotelischen Begriff und Zweck der sogenannten *Metaphysicorum* zu bestimmen, hätten Bemerkung verdient. Sonst muß Rec. fast in allem, was über die vornehmsten Gegner und Anhänger Wolfs gesagt wird, mit deren nicht wenigen Rec. einen Theil seiner früheren Jahre zugleich gelebt und so manchen persönlich gekannt hat, einstimmen. Nachdem der Vf. solchergehalt im 7 Theil die Geschichte der wolfischen Philosophie bis etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts verfolgt hat, erzählt er noch im 24 Abschnitt d. G. der Philosophie in England, während des 18 Jahrhunderts, im 25, womit sich der achte und letzte Band anfängt, die Geschichte der Philosophie in Frankreich, und im 26 die Geschichte der deutschen Philosophie von der Mitte des 18 Jahrhunderts bis auf unsere Tage. Also nichts von dem neuen und dormaligen Zustand in Italien, Holland. Es ist wahr, daß diese Abschnitte etwas mager ausgefallen seyn würden. Aber so gut, wie Montesquieu, hätten doch auch die Bemühungen eines Filangieri, Beccaria, Lampredi, eine Stelle verdient, und ein Hemsterhuis, Wyttenbach, Hulshof, Pestel etc. konnten eben so gut, und noch mehr darauf Anspruch machen, als so manche *Dii minorum gentium* in der wolfischen Periode. Besonders würde es nicht überflüssig gewesen seyn, das nicht unbedeutende, was für die Verbreitung der kritischen Philosophie auch in Holland geschehen ist, zu bemerken. Die Namen und die Bemühungen eines Hennert, Chaudoir (Pr. d. Phil. zu Franeker), Cras (Pr. d. R. zu Amsterdam), Heumann, welcher zuerst Vorlesungen darüber hielt, Servaas, eines Arztes, auch Klinekers, sind gewiß Hr. B. nicht unbekannt. Aber selbst in der Geschichte der Philosophie in England, vermißt man manches von Wichtigkeit. Hätten nicht Gerard und Burke eben so gut, als Home mit seinen *Elements of Criticism*, genannt werden sollen? Monboddo war nicht nur durch sein Werk über den Ursprung und Fortgang der Sprache, sondern noch mehr durch seine *ancient Metaphysics*, und Harris nicht nur durch seinen *Hermes*, sondern auch durch seine *philosophical Arrangements* merkwürdig, welche letztere auch nicht unter der Literatur der aristotelischen Philosophie angeführt sind. Auch hätte etwas über die Versuche der Verbreitung der kritischen Philosophie in England durch Nietzsche, D. Willich u. s. w. gesagt werden können. Sehr vollständig ist dagegen die Darstellung der englischen Moralsysteme, und darunter insbesondere des dem kantischen so nahe kommenden, des D. Prior. Search ist nicht der wahre Name des Vf. von *Light of nature*, sondern Abraham Tucker, eines englischen Predigers. Warum ist in der Geschichte der Philosophie in Frankreich bey der Philosophie des Geschmacks nur Batteux und nicht vielmehr auch du Bos *Reflexions* genannt worden? Des Broffes über Sprache und Schrift ist doch in mehr, als einer Rücksicht, ein wichtiges philosophisches Werk. Und da der Vf. bey England

land so mancher politischer Hauptschriftsteller Erwähnung that, warum nicht auch mit wenigen bey Frankreich der ökonomischen und physiokratischen Schule? So sind auch *Kant*, und selbst *Fichte*, nicht so unbekannt und unbemerkt geblieben, daß nicht *Villers*, *du Flutte* und *Mercier* (*de l'Acte du Moi*) hätten genannt werden können. Manche Erinnerungen, z. E. in Ansehung der Weitläufigkeit der Auszüge aus manchen französischen Schriftstellern, hat der Vf. in der Vorrede sich selbst gemacht, so daß es unartig wäre, sie zu wiederholen; zumal da ein Schriftsteller gar leicht in den Fall kommen kann, in welchem er, nach *Bayle's* Entschuldigung, *nicht Zeit hatte, kurz zu seyn*.

In der neuesten Geschichte der deutschen Philosophie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts schildert der Vf. sehr richtig den schwankenden Zustand derselben zwischen der wolffischen und kantischen Periode, die Ursachen desselben, die Männer, die auf die eine oder die andere Seite sich neigten und Einfluß hatten, und, wie dieser Zustand endlich zur kantischen Revolution Anlaß gab und geben mußte. Und nun folgt endlich die Darstellung der kantischen Ideen, mit Einschluss von *Reinhold's*, *Salomon Ben Maimon's* und *Beck's* Bemühungen, dann *Fichte*, *Bouterweck*, *Schelling*, *Bardili*, und endlich auch noch etwas über *Jacobi*. Am ausführlichsten sind die Auszüge der vornehmsten kantischen Schriften. Keiner von allen diesen Männern wird sich beklagen können, daß er im Wesentlichen missverstanden, oder nicht gerecht und billig behandelt worden sey. Die Kritik des Vf. ist zwar kurz, trifft aber doch meistens den eigentlichen Hauptpunkt, und ist äußerst bescheiden. Kleine Unrichtigkeiten schaden dem Ganzen nicht. So ist z. E. der *doctrinale Glaube* an Gott nicht einerley mit dem *moralischen*, wie es nach S. 515 scheint. Auch hat *Kant*, so viel *Rec.* sich erinnert, nirgends so schlechthin gesagt, daß Freyheit unmittelbare Thatfache des Bewusstseyns wäre. Auch ist *das Ding an sich*, *Etwas an sich*, *ὄντως ὄν*, etwas, von unserer Vorstellung unabhängig seyendes, ein absolutes Seyn, nicht so ungereimt, als man zu glauben sich verwöhnt hat; nicht, wie es S. 708 heißt: ein ganz leerer und nichtiger Begriff etc. Nur muß man *Etwas an sich überhaupt* nicht verwechseln mit *Etwas ausser mir im transcendentalen Sinn*, welches freylich auf andere Art erhärtet werden müßte. Auch ist die S. 479 f. verglichen mit 708 f. gegen die transcendente Aesthetik erregte Schwierigkeit so groß nicht, als sie hier gemacht wird. Sonst ist die eigentliche Tendenz der Kritik der Urtheilskraft, das Band der praktischen und theoretischen Philosophie zu seyn, hier näher bezeichnet, als sonst geschehen ist. Ferner ist die wahre Meinung *Kants* in Ansehung der moralischen Auslegung der Bibel vorzüglich deutlich, und ohne Krümmungen, dargestellt. Bey aller Ausführlichkeit des Auszugs aus *Kant* ist doch seine Widerlegung des Idealismus in der 2. Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft nicht berührt, oder beurtheilt,

worden; als worauf es doch hauptsächlich ankam, wenn man *K.* beschuldigen will, daß sein Lehrgebäude ganz idealistisch, und daß die *beckische* Standpunktsphilosophie ganz im Geiste *Kants* sey.

Bey der reinholdischen Theorie des Vorstellungsvermögens hätte besonders auch auf die darin enthaltene Form des Beweises für das Daseyn der Aufsendinge Rücksicht genommen werden sollen.

Den sichten Ideal-Realismus hat *Rec.* immer geglaubt, nur so verstehen zu müssen: daß der *Gedanke* von einem Nicht-Ich nicht von aussen in uns hineinkomme, sondern ganz durch und aus uns selbst, nach den eigenen inneren Gesetzen der Vernunft, erzeugt werde, daß ein Nicht-Ich, nicht gefühlt, gesehen, empfunden werde, sondern, daß es immer nur *Etwas gedachtes*, aber mit *Grunde und Nothwendigkeit* gedachtes, bleibe, und nur dadurch seine *Realität für uns* erhalte; keinesweges aber ein solches, zwar nicht idealiter, aber doch realiter vom Ich unabhängiges Nicht-Ich von *Fichte* gezeugnet werde. Und dann ist das, nach *Rec.* Urtheil, wahre Philosophie. Doch wie leicht ist es, sich in einem solchen Vf. zu irren! Wenn Hr. B. in seinen vorläufigen Bemerkungen zu *Bouterwecks* Apodiktik 783 f. sagt: Auch der Skeptiker müsse aus Gründen beweisen, daß keine philosophische Wissenschaft existire, und existiren könne: so wird kein eigentlicher Skeptiker, der ja durchaus nicht Dogmatiker seyn will, dieses zugeben. Das absolute Erkenntnisvermögen des Hn. B. wird sehr gut abgefertigt. Aber *Rec.* würde sich nicht darauf beschränkt, sondern vielmehr mit der weit wichtigeren Kritik beschäftigt haben, wie Freyheit sich mit dem Spinozismus vereinigen lasse, oder mit der Virtualität, d. i. mit der absoluten Einheit entgegengesetzter, und nur durch ihre wechselseitige Entgegensetzung vorhandener Kräfte; da diese das unbedingte Letzte, das Realfundament der ganzen Apodiktik seyn soll. — Den *bardilischen* Rationalismus wird man besser aus *Reinholds* Beiträgen, und noch mehr aus dessen Briefen darüber, als von unserem Vf. kennen lernen, so wie man überhaupt das Charakteristische aller Philosophie von *Kant* bis auf *Schelling* in jenen Beiträgen weit concentrirter, auffallender und schneidender bestimmt findet, als anderswo. — Die kurze Darstellung der schellingischen Transcendental- und die ausführlichere der Natur-Philosophie endlich, läßt zwar so manche Sprünge, und zum Theil wahre Paralogismen, recht auffallend hervorstechen, aber auch den Reichtum an großen und neuen Ideen, glücklichen und scharfsinnigen Erklärungen und Mutmaßungen, kühnen und durchbrechenden Angriffen auf sonst gewöhnliche Vorstellungsarten etc. leichter überblicken, so wie auch die eigenthümliche schellingische Modification des Spinozismus oder Pantheismus, und Mysticismus kenntlich genug gemacht ist.

Noch hätten wir eine Art von Statistik der jetzigen Philosophie und des dormaligen Zustandes und Geistes derselben von dem Vf. gewünscht.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 N O V E M B E R, 1 8 0 5.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Handbuch nützlicher Rathschläge und Mittel, für Künstler, Fabrikanten, Landwirthe und Handwerker.* Herausgegeben von Christian Ludwig Seebass, Prof. der Philos. und Lehrer der Mathematik zu Leipzig u. s. w. (1804.) XXIV u. 376 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

**Z**u einer Zeit, da so viele Anleitungen und Hilfsmittel in zerstreuten politischen und wissenschaftlichen Zeitungen, Journalen und besonderen Schriften, mitgetheilt werden, ist es immer für den Künstler und Gewerbsmann eine sehr kostspielige Sache, wenn er, um mit der Geschichte und den Neuerungen seines Metiers fortzugehen, sich dergleichen Werke alle anschaffen soll. Das vorliegende Werk muß aus dieser Ursache willkommen seyn. Das 1 Kap. handelt: *Von den Körpern, deren man sich bedient, um das Wasser zu einem gehörigen Verbindungsmittel für Farben zu machen.* Dahin zählt der Vf.: 1) arabisches Gummi, 2) senegalesisches Gummi, 3) Leim, 4) Zucker, 5) Stärke, 6) Fischleim. Rec. hat durch eine mehrjährige Erfahrung in der Wasserfarbenmahlerey den *arabischen Gummi*, als das vorzüglichste Bindungsmittel, für die Farben gefunden. Gegen das Abspringen kann man sich leicht helfen, wenn man ihn nicht zu stark und nicht in gleicher Quantität auf jede Farbe anwender. Am besten ist: man nimmt zu Reibung der Farben zwey Geschirre, eines mit reinem Wasser und das andere mit aufgelöstem Gummi versehen. Beider bedient man sich nun nach Beschaffenheit der Farbe; ist der Körper derselben mehlicht oder trocken, so braucht man mehr, — hat aber die Farbe schon von Natur ein Bindungsmittel in sich, so braucht man weniger Gummi. — Der *Leim*, das bekannte vortreffliche Bindungsmittel der Farben, bedarf weiter keiner Beschreibung oder Empfehlung. — Die *Zucker*, *Schellacke*, *Maftix*, *Sandarack* und andere Harze, sind sehr brauchbar an ihrem Orte. Das 2 Kap. *Von den Körpern, deren man sich bedient, um den Weingeist zu einem gehörigen Verbindungsmittel für Farben zu machen.* Das 3 Kap. enthält: *Die Verfahrungsarten, um Gemälde und Mahlereyen in Öl mit Vernis zu überziehen und unbeschädigt zu erhalten.* Das 4 Kap. zeigt: *Die Verfahrungsart, um Mezotinto-Abdrücke oder Kupferstiche auf Glas abzutragen, und sie mit Farben in Öl, Wasser oder Vernis zu übermalen.* Das 5 Kap. handelt: *Von den ver-*  
S. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

*schiedenen Kunstgriffen, deren man sich bedient, um Zeichnungen oder Umriffe nach der Natur, oder nach gemahlten Abbildungen zu entwerfen.* S. 18. Beym Zeichnen nach der Natur: 1) mittelst einer durchsichtigen Tafel oder eines Schleyers, will Rec. nur folgendes hinzufügen. Man hat bis jetzt kein richtigeres und besseres Mittel, als dieses; allein es ist nur dieß dabey zu berücksichtigen, daß man den Schleyer oder die Leinwand nicht so straff in einen Rahmen spannen kann, daß selbiger, wenn man alsdann darauf zeichnet, nicht nachgeben sollte; und — das geringste Nachgeben und Verändern der Fläche ist der Richtigkeit der Perspective sehr nachtheilig. Wollte man sich auch eines sehr weichen Farbenstiftes dazu bedienen, so sind selbige gewöhnlich schmierig und weich, so daß man nicht leicht damit einen genauen Umriss machen kann. Das einzige ist, daß man einen solchen Umriss mit Hülfe eines zarten Pinsels mache. Man bedient sich dazu einer Farbe ohne Gummi, damit solche, wenn sie trocken geworden ist, sich durch den Schleyer reiben oder stieben läßt, um auf das Blatt zu bringen, auf welchem man das Stück ausführen will. S. 25 Nr. 3. Das Zeichnen nach der Natur, mit einer dunkeln Kammer. So bequem man hier auch einen Umriss von einem Prospecte oder anderen Gegenstände zeichnen kann: so ist doch zu bemerken, daß dieser Umriss nicht richtig ist; denn die Gegenstände, die sich an der Seite des präsentirten Bildes zeigen, vergrößern sich. Die Ursache ist, weil die Fläche, worauf das Papier gespannt war, und worauf sich der Schein als Bild präsentirt, gleich ist. Wäre diese Fläche concav, und dessen Radius aus dem Punkte des Glases, wodurch die optische Täuschung geschieht: so würde sich das Bild außerordentlich richtig auf dessen concave Fläche zeigen. — Da man aber ein solches Reißbret mit einer solchen Fläche nicht gut mit Papier überspannen kann: so ist dieß eine Ursache mehr, warum man die dunkeln Kammern zum Zeichnen nicht unbedingt empfehlen kann. Das 6 Kap. *Verfahrungsarten bey Verfertigung der Abgüsse von Figuren, Büsten, Mäuzen, Blättern, Thieren und dergleichen.* 7 Kap. *Verfahrungsart, um schadhafte Gemälde auszubessern, und zu reinigen.* 8 Kap. *Verfahren, um Ölgemälde von der Leinwand oder von dem Holze abzuziehen, auf welchem sie ursprünglich verfertigt wurden, und sie unverfehrt auf neue Stücke überzutragen.* 9 Kap. *Nützliche Vorschriften zum Gießen, in Silber, Kupfer, Messing, Zinn, Stahl und andere Metalle,*  
Pp wie

wie auch in Wachs, Gips, Holz, Horn u. a. nebst der Behandlung der zugehörigen Formen als Zusätze zum vorigen. 10 Kap. Das Übergolden; oder die Kunst, verschiedene Dinge, für den täglichen Gebrauch, auf eine dauerhafte, leichte und wohlfeile Art zu vergolden. 11 Kap. Das Überfilbern. 12 Kap. Das Bronziren. 13 Kap. Lakiren mit dunkeln Grunde, oder nach japanischer Art. 14 Kap. Helles Lakiren. 15 Kap. Holz, Elfenbein, Knochen, Horn, Alabaſter, Marmor und andere Steine zu färben. 16 Kap. Bereitung verschiedener Arten von Cementen, oder Bindungsmitteln. 17 Kap. Bereitung verschiedener Arten von Tinten. Hierbey hat der Vf. eine ganz gute Auswahl getroffen, und bey 37 sehr verschiedentlichen Tintenarten, mehrere beygebracht, die sich in ihrer Haltung, Dauer und Farbe, nach ihren mannichfaltigen soliden und reellen Bestandtheilen und Körpern so wesentlich unterscheiden, als vor einander auszeichnen und empfehlen. Das S. 265 Nr. 25 angegebene seltene Geheimniß, Gold nach Art der Alten, zum Schreiben oder Mahlen zu bereiten, mag sehr gut seyn; man kann sich aber statt dessen, auf kürzerem Wege, eines anderen bedienen, wenn man ungelüschten Kalch, armenischen Bolus mit Gummi, Tragant und Zwiebel-saft einreibt und darauf vergoldet und polirt. — Der Vollständigkeit dieser brauchbaren Sammlung wegen, will Rec. zu den S. 268 ff. aufgeführten 3 besonderen Recepten Nr. 30. 31. 32 von unzerstörlichen Tinten, ein ähnliches hinzufügen, welches neuerlich der Prof. Haldat (S. Nr. XI im *Bulletin de la Société d'Industrie nationale, pour l'an XI*) nach vielen Versuchen über die Tinte entdeckt hat. Dazu kommen: Galläpfel 8 Unzen, Fernambuckholz 4 Unzen, Wasser 12 Pfund, schwefelsaures Eisen 4 Unzen, arabisches Gummi 3 Unzen, gepulverter Indigo, — Rußschwarz, — Branntwein, — Zucker, — von jedem insbesondere 1 Unze. Man macht davon eine sehr gesättigte Abkochung der Galläpfel und des Fernambucks, gießt sie auf das schwefelsaure Eisen, Gummi und Zucker, und thut alsdann die Schwärze und den Indigo mit Branntwein verdünnt hinzu, worauf man das Ganze durch eine Leinwand gießt. Indigo und Schwärze müssen soviel seyn, daß die Tinte nicht zu dick wird, und von Branntwein muß ebenfalls nicht zu viel dazu kommen. 18 Kap. Sammlung verschiedener nützlicher Vorschriften zum besonderen Gebrauch für die Haushaltung und Landwirthschaft. Das Nr. 1 befindliche Mittel, gegen den Brand, bey allen Getreide und Feldfrüchten — kann Rec. der Natur der Sache und des Brandes nach — und bey den bisher allemal mißlungenen Versuchen damit, nicht als bewährt unterschreiben. Wir kennen den Brand und die Ursachen seiner Entstehung noch zu wenig; darum fehlen die meisten in der Wahl der Gegenmittel. Die meisten Proben darüber beruhen auf bloßen Hypothesen, weil die darauf erneuerten Versuche immer fehl schlugen. Rec. hält den Brand einzig und allein für die Wirkung einer in der Milchung erfrorenen oder zu derselben Periode vom Thau u. f. beschädigten Frucht; in gleichen, wenn solche zu naß

oder gar unreif geärndtet und eingebracht worden. Die Kraft des Keimes und der belebende Urstoff eines Saamenkorns dürfen keiner Verletzung unterworfen seyn, weil sonst der Saame entweder gar nicht aufgeht, oder dessen precäre Frucht sehr geschwächt erscheint, und den Brand erleidet. Es lassen sich keine allgemeinen Regeln dabey angeben, auch kann die oftmals als Ursache angeführte Lage der von Gebirgen eingeschlossenen, zu nassen Felder, seitdem die Meinungen so getheilt, als der Erfolg verschieden gewesen, zu keinem Beweise dienen. S. 289 Nr. 5. Die längere Aufbewahrung des Korns nach dem Ausdreschen mit der Spreu (was schon den Italienern in ähnlicher Hinsicht bekannt war) hat sich auch im siebenjährigen Kriege, in Sachsen ganz zufällig, bewährt. S. 327 Nr. 32. Die Salepwurzel hat dieselbe productive Eigenschaft und Wirkung auch bey anderen Flüssigkeiten, und ist dafür schon längst in der Chemie und Pharmacie bekannt. In einer gewissen Gegend von Frankreich macht man auch das Brod mit Buttermilch ein, was eine Bereicherung und Veredlung in der Masse und im Geschmacke hervorbringen soll. Was S. 347 Nr. 44 von der Erhaltung des Weizens gesagt wird, trifft mit gleichem Erfolge auch bey den übrigen Getreidearten und Hülsenfrüchten zu, und ist bey den südlichen und nordischen Völkern eine ganz bekannte alte Gewohnheit. Rec. glaubt sich zu erinnern, daß ein Italiener, Namens *Tuttieri*, der Erfinder davon ist. Bey dem S. 357 Nr. 53 angeführten Mittel: überall gutes Wasser zu bekommen, ist zu glauben, daß ein ganz besonderer Erdbohrer, im Fall derselbe in der Tiefe auf Steine treffen sollte, erforderlich seyn möchte. Rec. giebt sehr gern zu, daß die S. 360 Nr. 56 angeführte *Milchtünche zum Überstreichen der Wände* brauchbar seyn mag; sie ist aber doch bey weitem nicht von der Haltung und Dauer, als die Ölfarbe. 19 Kap. Sammlung einiger nützlicher Vorschriften bey leichten Beschädigungen des Körpers, und zur Erhaltung der Gesundheit.

Hiermit schließt sich der 1 Band, dem nach der Vorrede bald ein zweyter folgen soll. Es ist zu wünschen, daß der Vf. bey der guten Auswahl bleibe, da dieses Werk seinem auf dem Titel bestimmten Publicum gewiss Nutzen und Erleichterung schafft wird. Aber bey der geringen Schwierigkeit in Abfassung solcher Schriften, welche bloß ein gewisser Geschmack in der Auswahl leiten muß, und bey den vielen vorhandenen Hülfsmitteln, sollte man auf Erniedrigung der Preise derselben bedacht seyn, ohne daß deswegen dem inneren und äußeren Gehalte der Schrift etwas abgehen müßte! Übrigens muß Rec. den Vf. noch deshalb tadeln, daß er, die beiden letzten Kapitel ausgenommen, die Vff. der von ihm benutzten Schriften, so wie die Erfinder der vorgeschlagenen Mittel, sehr selten namentlich angeführt hat. Auch muß er ihm den Rath geben, künftig mehr Ordnung und Verbindung in den verwandten und zusammengehörenden Aufsätzen.

Hülfsmitteln ff. zu befolgen, und solche heterogöne Zusammenstellungen wie Kap. 13 zu vermeiden. Endlich dürfen botanische und andere lateinische Angaben und Benennungen nicht mit deutschen Lettern, was hier so oft geschehen, sondern müssen in der Grundsprache gedruckt werden.

Papier und Lettern, wie überhaupt die Richtigkeit des Druckes, sind lobenswerth. Allein warum fehlt auch bey dieser Schrift auf dem Titel die Jahreszahl? Z. Dn.

### KINDERSCHRIFTEN.

- 1) **BRESLAU u. LEIPZIG, b. Korn:** *Bilderbuch für meine Kinder zur nützlichen und angenehmen Unterhaltung.* Mit 24 nach der Natur sauber illuminirten Kupfern, worauf 75 Gegenstände abgebildet sind. 1804. 198 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)
- 2) **BERLIN, b. Maurer:** *Kindermärchen und Charaden.* Von Ernst Adolph Eschke. Dritte geänderte Auflage. 1805. 88 S. 8. (8 gr.)
- 3) **ALTONA, b. Hammerich:** *Unterhaltungen. Ein Hülfsbuch für Altern und Erzieher, die Jugend in den Erholungsstunden angenehm und nützlich zu beschäftigen.* (von H. Hr. W. Arendt). 1805. XX u. 246 S. 8. (18 gr.)

Die Abbildungen, so wie die Beschreibungen der grössten theils russischen Gegenstände, womit die Kinderwelt in Nr. 1 beschenkt wird, verdienen ihrer Treue, Eleganz und Verständlichkeit wegen, Lob und Empfehlung. Auch bey dem Gemeinsten weifs der Vf. etwas Nützliches, Angenehmes und Interessantes zu sagen, und so die Kinder auf eine aufmerksame Beachtung auch anderer, hier nicht abgebildeter, Gegenstände hinzuziehen. Der Ton der Erzählung ist sehr glücklich gehalten, und gleich weit entfernt von leerer Tändelei, als trockener Steifheit.

Nr. 2 und 3 haben für die Unterhaltung der Kinder auf eine andere Art gesorgt. Spiele, leichte physikalische Experimente nebst inagischen und anderen Kunststücken, unterhaltende Erzählungen von Menschen und Thieren, Räthsel, Gedichte und ein Kinderschauspiel hat Nr. 3 allein, Charaden aber mit Nr. 2 gemein, so wie diesem 32 Kindermärchen eigen sind. Beide Bücher sind der nämlichen Empfehlung werth, wie Nr. 1, und gewähren gewiss, was der Titel von Nr. 3 verspricht. Manche beherzenswerthe Wahrheit lehren auch die beiden Vorreden. D.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**STAATSWISSENSCHAFTEN.** Passau, b. Ambrosi: *Grundriss der Staatsklugheitslehre.* Ein Versuch von Joseph Müller, Prof. in Passau. 1803. XX u. 70 S. kl. 8. (8 gr.) Die Staatsklugheitslehre ist dem Vf. der Inbegriff der Grundsätze, die Rechtsprincipien unter den Bedingungen menschlicher Leidenschaften und den verschiedenen Verhältnissen zu realisiren; und zerfällt nach seiner vorausgeschickten Planskizze in folgende Zweige: A. Gesetzgebung, welche a) die Staatsverfassungslehre, als den Inbegriff der Grundsätze für die constitutive Gesetzgebung, und b) die Theorie der Gesetzgebung im engeren Sinne enthält, welche letztere, als legislative Gesetzgebung, in die bürgerliche und peinliche zerfällt. B. Gerichtsverfassungstheorie. C. Politik im engeren Sinne, als der Inbegriff der Grundsätze, äussere Sicherheit zu begründen und zu handhaben. D. Polizeywissenschaft, welche die innere Sicherheit begründen und handhaben lehrt. E. Finanzwissenschaft. F. Staatswirthschaftslehre. G. Regierungskunst. H. Politische Methodenchre. Ohne mit dem Vf. darüber zu rechten, warum er sich zur Bezeichnung seines Gegenstandes, statt des von seinen Vorgängern, z. B. *Wilh. Placidus, Busen und Behr* gebrauchten ungleich bestimmteren und passenderen Ausdrucks, *angewandte Staatslehre*, noch der vieldeutigeren Benennung *Staatsklugheitslehre* bedient habe, bemerken wir fürs erste: dass uns die Einreihung der Staatsverfassungslehre in die Theorie der Gesetzgebung überhaupt in eben dem Masse unschicklich erscheine, als die Bezeichnung der von ihm sogenannten Gesetzgebung im engeren Sinne durch legislative Gesetzgebung ungereimt ist. Den Beweis fürs letzte liefert die Natur der Sache selbst, und was das erste betrifft, so ist es jetzt unter den Staatsrechtslehrern ausgemacht, dass der Act, wodurch sich ein Volk entweder zuerst, oder von neuem wieder verfasst (constituirt), zunächst erst die Bedingung der Möglichkeit einer Gesetzgebung für dasselbe realisire, sonach nicht selbst schon unter die Kategorie der Gesetzgebung wulenschaftlich geteilt werden könne, wenn gleich der gemeine, aber sehr unrichtige, Sprachgebrauch eine solche Stellung einigermaßen begünstigen dürfte. Zweytens ist nach unserer Ansicht der Inbegriff der Grundsätze über Begründung und Handhabung der äusseren Sicherheit des Staats sehr willkürlich durch *Politik im engeren Sinne*, welcher

nirgends eine Politik im weiteren Sinne ausdrücklich entgegen-  
gesetzt ist, getauft, sowie überhaupt der beybehaltene Gebrauch des Ausdrucks: *Politik, politische Wissenschaft*, auf eine gänzliche Unbekanntschaft mit dem, was lange schon Schözer gegen diesen Ausdruck mit Grund eingewendet hat, oder auf eine überwiegende Anhänglichkeit gegen den vom Vf. selbst so sehr gerügten Schiendrian schliessen lässt. Da drittens die *Regierungskunst*, im praktischen Sinne, als wirkliche Fertigkeit in Anwendung der aufgestellten Regierungs-Normen nur Effect der sich eigen gemachten Wissenschaft seyn kann, im theoretischen Sinne aber unteigbar mit der Staatsklugheitslehre selbst zusammenfällt, und mit ihr eins und eben dasselbe ist: so begreifen wir nicht, wie Regierungskunst als ein *untergeordneter* Zweig der Staatsklugheitslehre aufgestellt werden könne. Endlich würde auch das, was der Vf. durch seine *politische Methodenchre* ausdrücken wollte, ungleich bestimmter und zweckmässiger durch *Theorie der Staatspraxis* bezeichnet worden seyn. Dats aber der Vf. bey der Politik im engeren Sinne *gelegentlich* von dem ewigen Frieden, dem Weltbürger-Rechte, dem sogenannten europäischen und aufereuropäischen Völkerrechte sprechen, und das Handels-See- und Wechsel-Recht als Zweige dieser behandeln will: diess verräth ein Miskennen des Gewichts, Gehalts und Umfangs der angegebenen Gegenstände, so wie der Schluss seiner Planskizze, „unter Staatswissenschaften versteht man alle politische Wissenschaften“ seinem Definirungs-Vermögen wenig Ehre macht.

Der Grundriss selbst, in welchem die Ordnung der Planskizze im Ganzen beybehalten ist, nur dass hier, was uns auch natürlicher scheint, die Politik im engeren Sinne der Polizeywissenschaft nachgestellt ist, beginnt nicht, wie es seyn sollte, mit Aufstellung und kurzer Erörterung eines Grundprincipis der Wissenschaft, sondern — mit einem halben Duzend affectvoller Irratsprüche, die, so wahr sie auch an sich seyn mögen, das rhetorische Kunstgefühl beleidigen, und dem affectlosen Zustande des Lesers Gewalt anthun: so wie überhaupt das kleine Werkchen zu sehr mit oratorischen Floskeln und gesuchten Sentenzen angefüllt ist, die wir jedoch dem Vf., wegen der nicht oft genug zu wiederholenden Wahrheiten, nicht zum Fehler anrechnen würden, wenn er nur nicht darüber die Hauptanfoderung zu sehr aus den Augen verloren hätte.

te, die man mit Recht an den Grundriss einer Wissenschaft machen kann, und die darin besteht, daß die Grundbegriffe und Grundprincipien derselben, deren Rechtfertigung, die Abtheilung derselben mit den Theilungsgründen, die Begriffe, Zwecke, Hauptbestandtheile, Umfang und Grenze sämmtlicher Zweige, in gedrängter Kürze, mit Vermeidung alles dessen, was zur Ausführung und Polemik gehört, dargestellt werden. — Mit besonderer Wärme rügt der Vf. einige Hauptfehler der wirklichen Staaten und ihrer Verwaltungen, und lenkt dann auf seine Wissenschaft ein, von der er sich mit Recht die Herbeiführung eines besseren Zustandes der Dinge verspricht. Nicht Beförderung der Glückseligkeit, der intellectuellen und moralischen Vervollkommenung, nicht Bevölkerung, sondern *Geltung und Sicherheit des Rechts* ist ihm der einzige Zweck des Staats, und wir sind darüber mit ihm um so mehr einverstanden, je inniger wir überzeugt sind, daß kein anderer Zweck im Staate und durch den Staat erreichbar sey; nur vermessen wir ungern die Grundzüge eines Beweises für diese Wahrheit, da doch die Gründe, warum jene ersteren nicht Zwecke des Staats seyn können, ganz richtig angegeben sind. Wenn ferner (S. 11) der Erwerb eines gesicherten rechtlichen Zustandes als die wichtige und einzige Angelegenheit, welche im gesellschaftlichen Verträge zur Sprache gekommen sey, angegeben, und kurz darauf (S. 14) behauptet wird, daß das, worauf das Daseyn des Staats beruht, kein factischer Vertrag, sondern nur das Ideal eines Vertrags sey, wie ihn Menschen, wie sie sind, nach den Forderungen ihrer Natur hätten schließen sollen: so scheint uns darin, wo nicht ein wirklicher Widerspruch, doch eine sehr große Undeutlichkeit zu liegen, die bey diesem wichtigen und so sehr streitigen Punkte vorzüglich hätte vermieden werden sollen. Ein entschiedener Irrthum aber ist es nach unserer Ansicht, daß (nach S. 15) die Menschen durch jenen Vertrag einen gemeinschaftlichen Zweck bekommen haben sollen, da vielmehr ihr gemeinsamer Zweck, in ihren Rechten gesichert zu werden, als die Ursache jenes Vertrags angesehen werden muß. — Alles das, was der Vf. (S. 19–27) gegen das bekannte Sonnenfelsische Bevölkerungs-Princip vorbringt, ist zwar ganz richtig, aber offenbar in einem Grundriss der vorliegenden Art nicht an seinem rechten Orte und auf jeden Fall verhältnißmäßig viel zu weitläufig. Die beiden Grundsätze und Kriterien seiner Staatsklugheitslehre: — *Was unrechtlich ist, hört auf, politisch gut zu seyn*, und — *Nur das ist politisch gut, was den einzig wahren Staatszweck, Sicherheit der Rechten nämlich, befördert* — müssen den ganzen Beyfall aller verdienen, denen es darum zu thun ist, dem bisherigen Unfuge politischer Willkühr eine vernünftig-nothwendige Grenze gesteckt zu sehen: daß es aber gleichviel sey, ob in einem Staate das Ruder von einem oder von mehreren geführt werde, können wir nicht unbedingt unterschreiben, da mehrere neuere Staatsrechtslehrer mit sehr triftigen Gründen bewiesen haben, daß nur derjenige Staat den Namen eines rechtlichen Staats verdiene, in welchem die drey Staatsgewalten getrennt, und jede derselben durch eine eigene (physische oder juristische) Person realisirt sey, und eben darum den bekannten Versen Pope's den Vorwurf einer Tautologie machen. Eben jene Gründe hätten von dem Vf., da er sich für die Monarchie erklärte, widerlegt werden müssen, wenn er auch seine fachkundigen Leser für seine Meinung stimmen wollte, was aber keinesweges geschehen ist. Wenn derselbe ferner das ganze Gebiet der Staatsverfassungslehre auf die einzige Untersuchung beschränkt, bey welcher Form sich das Fichtesche Ephorat am wirksamsten äußere: so setzt dies wieder etwas als ganz entschieden voraus, was noch sehr bestritten ist, ob nämlich das Fichtesche Ephorat wirklich recht- und zweckgemäß sey, wofür der Vf. auch nicht Einen Grund angedeutet hat. Gesezt nun, jenes Ephorat siele wirklich als zweckwidrig hinweg, so beruhte diese ganze Theorie der Staatsverfassung auf einer falschen Grundlage, und wäre sonach von keinem rechtlichen Bestande, oder es siele vielmehr nach der von ihm gesteckten Grenze alle Theorie der Staatsverfassung hinweg. Wollte man aber auch des Vf. Ansicht über Staatsverfassungslehre als die richtige annehmen, so Hessen sich doch seinen Gründen für die Monarchie und deren vorzüglichere Zweckmäßigkeit meh-

rere sehr erhebliche Gegengründe entgegenstellen, von denen wir nur den einzigen anführen wollen, daß es den Ephoren ungleich leichter sey, sich mit einem Macht-Inhaber (dem Monarchen) zur Unterdrückung des Volks zu vereinigen, als da, wo die Staatsgewalt unter mehrere vertheilt ist, wodurch der, vom Vf. als Hauptgrund angeführte, Vortheil von Monarchien, daß da nur eine Person Rechenschaft zu geben hätte, und die Schuld nicht so leicht, wie bey der *Mehrregierung* (ein unpassender Ausdruck) von diesem abgewälzt, auf jenen geschoben werden könnte, und so immer eine nie zu endigende Untersuchung bliebe“ wohl schon überwogen seyn dürfte. — Seiner flüchtigen Äußerung über Theokratien fehlt es an aller Deutlichkeit. — Die Hauptmomente der Gesetzgebungs-Theorie sind weder bestimmt noch vollständig aufgeführt, und es ist auch nicht einmal ein Grund angegeben, warum er den Fichteschen Abbüßungsvertrag, und das von diesem vertheidigte Recht, unter gewissen Bedingungen einen Verbrecher zu tödten, ohne alle Modification adoptirt hat. Mit desto mehr Aufwand von Beredsamkeit sind einige Rücksichten der Gerichtsverfassungs-Kunde erörtert, wobey wir seine Bemerkungen über die erforderlichen Eigenschaften eines Richters als sehr richtig auszeichnen zu müssen glauben. Sehr viel aber würden wir gegen seine, ohne alle Angabe eines Grundes hingeworfene, Behauptung einzuwenden haben, daß besonders in peinlichen Fällen das untersuchende Collegium von dem entscheidenden getrennt werden, und die Regierung sich die Appellation vorbehalten solle“ wenn es uns der Raum dieser Blätter erlaubte. — Der Zweck der Polizey ist ihm Begründung und Handhabung der inneren Sicherheit des Staats. Auf diese Weise aber ist offenbar die Polizey von der bürgerlichen und peinlichen Gesetzgebung und Rechtspflege, als welche ohne Zweifel denselben Zweck haben, nicht hinreichend unterschieden; uns scheint die *eigene Weise*, mit welcher die Polizey jenen gemeinsamen Zweck aller Verwaltungszweige zu bewirken hat, das sie charakteristisch unterscheidende Merkmal zu seyn, welches nothwendig in eine Definition der Polizey-Wissenschaft gehört, wenn sie befriedigend seyn soll. Unverzeihlicher aber ist es noch, daß unter den von dem Vf. so ganz *promiscue*, zum Theile aus Gassner, aufgeführten Functionen der Polizey so manche sich befinden, zu denen diese, selbst nach der durch jenen Zweck ihr gesteckten Grenze unmöglich berechtigt seyn kann, und wodurch sie, wenn sie sich solcher wirklich annähme, unvermeidlich in wahren Despotismus ausarten müßte; ein Fehler, dessen sich leider die meisten der bisherigen Bearbeiter der Polizeywissenschaft schuldig gemacht haben. — Die Tendenz, welche der Vf. der, von ihm sogenannten, Politik im engeren Sinne vorzeichnet, ist zwar ganz die richtige; aber in der Darstellung ihres Gebiets liessen sich leicht wesentliche Lücken nachweisen. — Bestimmte und befriedigende Begriffe von der Finanz- und Staatswirtschaftslehre und deren Hauptobjecten sucht man vergebens; das meiste, was über jene Zweige gesagt ist, sind Rügen dessen, was nicht seyn sollte. Noch flüchtiger eilt der Vf. über seine sogenannte Regierungs-Kunst und politische Methodenlehre hinweg. Denn bey der ersten wird nur vom Reformiren und dem Wegbahnen dazu gesprochen, und bey der letzten erfährt man nichts, als daß Routine und Praxis von einander unterschieden sey, und letztere auf Regeln beruhe, welche besonders die schriftliche und mündliche Verabreichungsart der Geschäfte zum Object haben. — Im Ganzen herrscht in dieser Schrift mehr Neben- als Hauptsache, blühende Diction ohne Gründlichkeit, und nur, wenn der Vf. sich in gleichem Grade der letzteren, wie der ersteren, bey seinen künftigen Arbeiten bekeimsigt, läßt sich hoffen, daß durch dieselben ein wahrer Gewinn für die Wissenschaft werde erreicht werden.

nn.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Erfurt, b. Keyser: Freyes literarisches Magazin für das Gemeinwohl der Völker und Länder, oder über Polizey-Finanz, Cameral-Handels- und Fabrikwesen, Land- und Gartenwirtschaft, Geschichte und Länderkunde, auch Gesetzgebung etc. Herausgegeben von C. C. A. Neuenhahn und J. Ch. Petri. 2 Bd. 1805. X u. 260 S. 8. (16 gr.) S. Rec. des ersten Bandes 1804. Nr. 261.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 N O V E M B E R 1 8 0 5.

## G E S C H I C H T E.

RAGUSA, b. Martecchini: *Notizie storico-critiche sulle antichità, storia e letteratura de Ragusa*. Tomo I. 1802. XII. und 332 S. Tomo II. 1803. 336 S. in 4.

Der Vf., *Francesco Maria Appendini*, ein aus dem Piemontesischen gebürtiger Priarist, lebt seit mehreren Jahren als Schullehrer zu Ragusa. Er suchte das neue Vaterland, wie es ist und war, kennen zu lernen. Was vor uns liegt, ist die Frucht seiner Untersuchungen, und stellt auch die physische Topographie dar. Zuerst beschreibt er auf 156 Seiten, was von Epidaurus, von dem umliegenden Dalmatien und von dem Anfang der Stadt Ragusa durch die Geschichtschreiber, Urkunden, Sagen und Vermuthungen zu seiner Kenntniß gekommen ist. Hierauf betrachtet er auf 70 Seiten die allgemeinen Verhältnisse. Endlich eine chronologische Folge der Hauptbegebenheiten von dem J. 656, nicht, wie der Vf. sagt, bis auf den Passarowitzer Frieden, sondern eigentlich bis auf das Erdbeben, wodurch im J. 1667 Ragusa verfiel.

Eine Stadt, welche tausend Jahre hindurch, mitten unter wilden, räuberischen Völkern, bey dem kraftvollen Ursprung und erschütternden Fall so vieler benachbarten Dynastien, Freyheit, Reichthum, Macht, Cultur und Sittlichkeit erwarb und erhielt, ihr Muth, ihre Klugheit, verdient eine Geschichte. Es ist unmöglich, selbst eine unvollkommene Darstellung ohne Theilnahme zu lesen. Wie gern würde man den Vf. weiter begleitet haben, wenn er nach der schaudervollen Erzählung jenes Untergangs die Herstellung, den mannichfaltig erneuerten Kampf, den Flor neuerer Zeit und was die Republik nun ist, hätte beschreiben wollen. Es ist unbegreiflich, wie er in dem Augenblick der gespanntesten Aufmerksamkeit aufhören mochte. Es ist ihm nicht von der Regierung befohlen worden, und der Privateifersucht sollte eine ruhige, nackte Erzählung der öffentlichen Begebenheiten ausweichen können. Es ist wahr, daß ein Geschichtschreiber Muth, ja daß er Seelengröße, braucht.

Die Erzählung ist einfach. Allzu oft wird sie durch topographische Noten unterbrochen. Es wäre zu wünschen, daß das Wesentliche derselben in den Text eingerückt, und eine allgemeine Schilderung vorangeschickt worden wäre. Seine kritischen Untersuchungen, wo er oft etwas anderes als *Lucius* *J. A. L. Z. 1805. Vierter Band.*

herausbringt, verdienen Prüfung. Auch spricht er von den benachbarten Völkerstämmen so, daß er ihre Abkunft und Verwandtschaft nicht auf *Gattevers* oder *Schlözers* Art untersucht zu haben scheint. Wir begnügen uns mit einem allgemeinen Abrisse des Inhaltes.

Im Alterthum verliert sich Hr. *Appendini* in Fabeln von *Kadmus*; die phöniciſchen Inschriften auf *Lagosta* und *Corzola* wären willkommener gewesen. Aus der illyrischen Sprache wird, wie von anderen, viel *etymologisiert*; nicht ohne Gefahr, Wörter unserer Zeit in gleicher Bedeutung der Vorwelt aufzudringen. Was er von den Sitten beybringt, die Vergleichung des *Bembels* am ersten May zu Ragusa, mit einer dyrrhachischen Sitte bey *Galenus*, ist schon merkwürdiger; Volksitten überleben die ursprünglich damit verbundenen Begriffe. Von des *Asculapius* alter Statue und besonders von der Höhle im *Sniescniza* wo seine Schlange gewohnt; Verzeichniß der die Grotte umgebenden heilreichen Kräuter (S. 36 f.); Trümmer auf dem Berg. Man sieht bis Apulien, ganz *Zaculmien*, der *Cattariner* schauerliches Gebirge, *Bosniens* Grenze und die *Herzegowina*. Die Gegenden sind vulkanisch. Nun von *Epidaurus* im Lande der *Sclepitane* (Inschrift), von *Salona*, der *Colonia Martia Julia*, slawisch *Stanna* (*gloriosa*). Es sollte scheinen, daß das Urvolk, so weit man hinauf steigen kann, schon slawisch gewesen. Bis funfzehn Fuß hoch haben die Wasser die Gassen der alten *Epidaurus* mit Erde bedeckt; prächtige Marmor, sehr vollendete Stücke erhobener Arbeit, und die Reste der 20 Miglie weit her geführten Wasserleitung, zeugen von Glanz. Den Fall beider Städte setzt der Vf. in das siebente Jahrhundert. Noch lange Zeit war Meer, wo nun Ragusa; aber an der Höhe im Wald mag *Paulimir* den Anfang von *Dubrovnik* (slawischer Name der Stadt) gemacht haben. Die Küste blieb römisch, das innere Land wurde barbarisiert. Um so mehr sammelte man sich um die Feste Ragusa. (Zweifelhafte) Urkunden, als wäre schon 730 der Erzbischoff *Dalmatiens* da gewesen. Im 9 Jahrh. war glücklicher Krieg wider die *Supane* von *Trebigne*, von *Zaculmien*, und wider saracenische Seemacht, und schon sieht man (die Lage ergab es) Ragusa dem fernen Hof zu *Constantinopel* ergeben, und zwischen *Venedig* und *Narenta* um ein Gleichgewicht bemüht. Handel entstand, es brachten die *Bosniaken* mit Gold vermengtes Silber, wobey Ragusa 250 Procente gewann. Auch daher die Eifersucht *Venedigs*. Der

Q q

Lit

List dieser Stadt (im J. 971), dem bulgarischen Samuel (974) und Kaiser Otto dem Zweyten (982) hatte Ragusa nur sich entgegen zu setzen. Wie dieses geschah, und der Charakter der Parteyen, wird gut angedeutet; man muß aber aus mehreren Stellen die Darstellung zusammen suchen; der Plan des Buchs bringt diese Unbequemlichkeit mit. Oft sieht man die Republik durch Gaben vergrößert, womit vertriebene Fürsten in besserem Glück ihre Gastfreyheit lohn-ten; eben dieselbe von Bodin, Statthalter Bulgariens, dessen verfolgte Verwandte sie aufnahm, hiefür 7 Jahre (1082—9) vergeblich belagert. Höhere Civilisation, größeren Handel brachten die venetianischen Grafen, die Ragusa von 1204 bis 1230, von 1232 bis 1338 sich gefallen liefs. Sie hatten keine grössere Gewalt als ein schweizerischer Schultheifs; 400 goldene Hyperperen (Zecchini) zum Gehalt. Angenommen wurde diese Form, als die Komnene, als die sicilischen Normannen, zum Schirm zu schwach, die serwische Dynastie der Neemane übermächtig war, und in der Stadt selbst Graf Damiano Juda eine tyrannische Gewalt erhob. Um etwas verdunkelte sich der Ruhm, doch lehrte die Folge, daß die Form eines Gemeinwesens für oder wider seine Freyheit weniger entscheidend ist als der herrschende Geist; dieser war hier nicht niedergedrückt. Jetzt mögen viele sich das merken, die der Macht der Umstände nachgeben müssen: Vergesset nur nie euerer selbst! Als Ludewig von Anjou, König von Ungarn, groß ward, nutzte Ragusa den ersten Augenblick (1359) so verständig, daß die Trennung von Venedig in der freundlichsten Manier vollständig vor sich ging. Das ist in Stadtgeschichten anziehend, wenn Geist und Art den Abgang der Übermacht ersetzen: Dadurch wurden die Bobali, die Vukassovich, die Mence, die Caboga, im Vaterland groß und ehrwürdige Namen in der Historie. Von dem an stieg Handelschaft und Flor zu solcher Grösse, daß die Sage den Kaufleuten eines Stadtviertels zwanzig Millionen Zecchini gab, und von einem einzigen Bürger dem Staate 200,000 vermacht wurden; um das J. 1480 sollen 7 Millionen im Schatz gelegen haben. 40,000 Einwohner zählte Ragusa; die prächtigsten Bauten erhoben sich; 300 Schiffe führten den Handel, eine ganze Strafe zu Florenz wurde nach den Ragusern genannt. Im Mittelmeer war Genua, im inneren Lande Sophia das Handelscentrum. Nicht nur waren die serwischen Gruben, die sie gepachtet hatten, sehr ergiebig; sie brachten den vielfastenden Slawen das Öl, sie trieben ausschließlichen Salzhandel mit ihnen. Was mehr ist, sie waren von dem baselschen Concilium zu dem Handel mit den Ungläubigen, durch ihren Vertrag mit den Türken dazu privilegiert, eine Freystätte der Vertriebenen zu seyn. Dieses wagten sie zu behaupten, als Morad II sie zu zerstören drohete, wenn sie Georgen Brankovich nicht liefern. Da sprach der edle Osmane: „Sollte ich die Stadt zerstören, welche so treu auf ihr Wort hält!“ Die Komnene, die Paläologe, die Laskaris, die Rale, und viele aus dem unterjochten Vaterland

flüchtige, gelehrte Griechen fanden hier Gastfreyheit, Geld und Schiffe, die sie nach Italien brachten. Man hielt immer viel auf das Studium der Alten: Dieses, urtheilt Hr. A., habe den Ernst und die Kraft erhalten, wodurch die Stadt ein Damm wider die Barbarey geblieben ist. Als die türkische Übermacht (welche nicht bloß physisch, sondern auch Geistesüberlegenheit war) die Königreiche der Serwier und Bosniaken unterwarf, als der Eroberer Mohammed nicht weniger als das ganze Gebiet forderte, und in den harten Kämpfen der Venetianer, und als im Occident alles neu ward, litt Ragusa das Unvermeidliche; doch Freyheit und Herrschaft und die großen Privilegien im türkischen Reich blieben. In der Noth wegen des Bündnisses zu Cambray wurde Venedig durch diese Stadt verproviantirt. Raguseer brachten die aus Spanien vertriebenen Mauren in ihre Heimath hinüber. Bessere Tuchmacherey lernte Frankreich von ihnen Meistern. Der Unternehmungsgeist erstreckte sich in die neuentdeckte Welt. Aber Karl V und Philipp II, die in unglücklichen Kriegen wider Afrika die Gefälligkeit von Ragusa mißbrauchten, brachten die Stadt in Gefahr und ihre Seemacht in solches Unglück, daß sie von diesen Schlägen sich nie ganz erhob. Die Geschichte wird an Thaten unfruchtbar: Sittengemahlde entschädigen. Es ist heimlich und lieblich zu sehen, wie viel frohes, humanes, vor alter Art, welche schöne Cultur bey so antiker Einfalt, auf dieser äußersten Grenze west-europäischer Sitte zum Theil bis auf uns noch besteht.

Wie klug und fest man sich benahm, als Lagosta venetianisch werden wollte (1603), ist lehrreich zu lesen. Ergreifend aber, wie nach vieltägigem dumpfen Gemurmel des Meeres, Morgens an dem 4 April des 1667 Jahres, da eben der große Rath sich versammelte, bey stillem, hellem Wetter, plötzlich ein Stoß die Felsen vom Gebirge gesprengt, im Hafen alle Schiffe an einander geworfen, und die ganze Stadt Ragusa aus ihren Grundfesten gehoben. Ein Kastell brach zweymal aus, fuhr zweymal wieder in einander. Die Schule fiel ein, mehrere Tage schrieten die Knaben aus den Ruinen hervor. Da unterlag dem einkürzenden Pallaste Simon Gheraldi, der Stadt Haupt, beynahe der ganze Senat und der große Rath. Dieser Augenblick brachte ganzen Geschlechtern, 5000 Menschen, den Tod. Aus den Trümmern fuhr die Flamme auf, weit und breit verzehrend. Räuberhorden kamen, 27 Tage wütheten Seestürme. Hart benutzte Venedig, barbarisch Kara Mustafa das Unglück; in der falschen Hoffnung, daß nach dem Untergang der Stadt die Raguseer vergessen würden, daß das Vaterland in den Männern ist.

Wie wird Marino Caboga (in Wahrheit der zweyte Stifter) hier kaum erwähnt! Warum die Bürger, die Mafsregeln, die Ereignisse nicht nennen, wodurch der Staat neu entstand! Was walteten da für, des Geschichtschreibers nicht würdige Rücksichten?

Der Inhalt des zweyten Theils dieses Werks ist weniger bekannt, aber fast durchaus reiner Gewinn für

für die Literaturgeschichte. Schon aus der allgemeinen Darstellung wird solches klar werden. Dieser zweyte Theil, in eben so vielen Abtheilungen, jede von diesen in eben so viel Büchern, umfaßt das Literaturwesen dieser merkwürdigen Republik; so daß bis S. 92 von ihren Geschichtschreibern, Antiquaren, Biographen, Ärzten, Mathematikern, Philosophen und Theologen, bis 214 von ihren juristischen Schriftstellern, deren einige über politische Sachen etwas hinterlassen, den Dichtern und Rednern, solchen die über das Kriegswesen geschrieben, endlich von den Künstlern gehandelt wird. Nach diesem geschieht der Übergang auf die slawische Literatur, sowohl zu Ragusa als in einigen benachbarten Städten und Ländern, wo denn bis S. 260 von den slawischen Dichtern überhaupt, nachmals von besonderen Arten, dem Heldengedichte, den scherzhaften Liedern, ihren Idyllen, dem Theater, den Nationalgefangen und Übersetzungen das Auffindbare beygebracht wird. Man erkennt überall den fleißigen Forscher, die Ordnung ist gut, die Schreibart eher trocken; und fällt sie hier und da in das enkomiaistische, so geschieht es selten, und meist weil der Vf., von Männern sprechend, welche auswärts nicht immer gehörig beobachtet worden, sein Gefühl ihrer Verdienste lebhaft ausdrücken möchte. Es ist keine Auswahl, wir haben eine vollständige *Biblioteca Ragusea*. Dieses läßt voraus errathen, daß der unbedeutenden Schriftsteller, besonders im religiösen Fache, eine nicht geringe Zahl mit aufgeführt ist, ein unvermeidliches Ubel, wenn man einmal irgendwo alles beysammen haben will. Dem ohngeachtet ist das Interesse des Werks mannichfaltig, und des guten Kornes weit mehr als der Spreu. Einmal sind der durch sich merkwürdigen Männer viele: der raguseische Geist war sehr fruchtbar. Wie viele Senatoren waren zugleich in Geschäften *gross* (oder was fehlte, um *Regulus* zu seyn, dem *Niccolo Bona* und *Marino Gozze*, die aus einem schrecklichen Kerker bey den Türken den Senat beschworen, sie darin sterben zu lassen, denn das werde heilsamen Eindruck machen, und Ragusa retten!) und, eben dieselben, in Literatursachen so eifrig, als lebten sie nur den Mufen! Alsdann wie viele Männer von unerkannter Eminenz; so wie *Marino Ghetaldi*, von dem unbegreiflich ist, wie ihn *Montucla* hat übergehen können (zuerst lehrte er die Anwendung der Algeber auf die Geometrie. Aber es ist an ihm erfüllt worden, was er zu sagen pflegte: *Malo scire quam nosci*. Er war ein edler, trefflicher Charakter); andere von berühmtem Namen, die *Bagliivi*, *Bosovich*, *Zamagna*, *Cunich*, *Stay* (von welchem Geschlecht auch der im baseler Concilium berühmte *Cardinal von Ragusa* gewesen). Die Lebensumstände dieser Männer sind ausführlicher erzählt und manchmal recht merkwürdig; man sieht wie der eine und andere sich emporarbeiten müssen, freylich auch, wie begünstigend Rom und die Hierarchie vielen war, bey anderen, wie das freye kühne Streben, das vaterländische Sitte war, geholfen, und wenn

auch die Strenge der Obrigkeit oft weit ging, der selbstständige Charakter edler Freunde sie emporhielt und entschädigte. Da treten auch unerwartete Ausländer in die Reihen: slawische Fürsten, die Bibliotheken verehren; Koinnene, vom Kaiserstamm; jener vielersahne *Sigismund Malatesta*; jener *Soderini*, der Florentiner milderer *Cato*; der gelehrte Jude *Flavio von Evora*. Oft hat der Vf. sich nicht mit bloßer Titelnote begnügt, sondern zumal aus den Dichtern diese und jene Probe geliefert. Auf diese Weise lernen wir den (noch lebenden) Senator *Giugno Resti* (um des bekannteren *Ferrich* jetzt nicht zu erwähnen) als einen glücklichen Vf. horazischer Epitheln und anderer lateinischen Dichtungen kennen. Es ist überhaupt nicht leicht ein Ort in der literarischen Welt, wo lateinische Mufen einen noch so guten Sitz wie in Ragusa behaupten. Einige dieser Männer verdienen auch diesseits der Alpen gelesen zu werden: *Vincenzo Petrovich* unter anderen († 1754), Sänger der Türkenkriege *Eugen's* (S. 148 ff.). Doch eben so reichlich und seltener ist die Ährde, wo der Vf. auf die slawische Literatur, die Geisteswerke eines von Ragusa bis weit in Asien in sechszig Völker verbreiteten Menschenstammes, kommt, dessen Sprache in Bosnien und auf Montenegro natürlich am reinsten seyn kann. Nach werden Sonntags in Dörfern und Städten die alten Lieder der Helden und Könige, wie Bruder *Andreas Cadicich* *Mioslich* von *Makarska* sie gesammelt, vor der erstaunenden Menge gelesen; viele sind im Gedächtnisse der Hirten und Krieger. Das sind die schrecklich tragischen *Popjevke*, dergleichen dieses poetische Volk immer noch dichtet; es hat auch seine *Sazinke*, wo mit der rauhen Mannheit oft anakreontische Feinheit sich paart (Wir berufen uns auf *Ignazio Giorgi's*, nur etwas zu langes, Gedichtchen über ein Johannismwürmchen, S. 296 ff.). Doch dergleichen Stücke dürften wohl alle aus neuer Zeit seyn: uns scheinen die *Gnomen* (*Pjesne*) S. 292, nächst dem Heldengefange das älteste. Wir hätten wohl gewünscht, aus Br. *Andreas* von letzterem noch ein paar Probestücke zu sehen. Eines, das einen guten Begriff erweckt, findet sich mit einer italienischen Übersetzung S. 259, „*Stephan's*, des Doge Sohns, unglückliche Brautführer.“ Ausführlicher werden ein paar neuere slawische Epopöen behandelt. Der vorzüglichste epische Sänger *Illyriens* ist *Johann Franz Gondola*, Sultan *Osman* († 1622) sein Held, und der Gegenstand aus dem Krieg, den derselbe mit den Polen geführt. Wer wird griechische Vollendung erwarten! Aber nicht ohne poetisches Verdienst erscheint er in den S. 265 — 271 angeführten Stellen. Uns hat *Palmotta*, nicht zwar einer der ersten slawischen Dichter, doch mehr angezogen. Er, ein Mann, welcher in Staatsgeschäften viel und nützlich gedient, erlebte den Tag des grauen Erdbebens, wodurch die Vaterstadt so ganz wie kaum je eine andere verfiel; er wird unter den Edlen genannt, welche nicht verzweifeln, und in der unsäglich Arbeit, wo man Tag und Nacht mit

Her-

Herstellung nicht nur der Mauer, sondern der Gesetze, und mit Vertheidigung nicht nur wider die morlakische Raubsucht, sondern auch wider die Barbarey des Großweßirs und venetianische Lift es zu thun hatte, fang er denselben letzten fürchterlichen Tag, wo

*ecco all' improvviso con orrendo  
Fragor, con spaventevole mugito  
Fin da' cardini suoi scossa la terra.  
Tremare e traballa. . . . .  
Tutto vacilla e crolla, e indarno cerchi  
Pia Ragusa in Ragusa . . .  
Li sacri tempi e li palazzi angusti  
Che per l'alte colonne, e spaziose  
Marmoree loggie in pria cotanta parte  
Colle fronti subline e larghe spalle  
Ingombravan del ciel, ora atterrati  
Son d'illustri rovine orrida scena.*

Das ist im Slawischen alles weit kürzer und vorzüglich gesagt. Wenn unter diese Nationen, wie billig zu wünschen ist, literarische humanisirende Bildung gebracht werden, zu dem Ende aber die ganze Kraft und der Reichthum ihrer Sprache erforscht werden soll: so sind die Gegenden, wovon hier gehandelt wird, und Hn. A. Notizen des genauesten Studiums würdig. Da ist eine unerwartete Mannichfaltigkeit, da ist vaterländische Unverdorbenheit, je tiefer man in Albanien, je traulicher man in die Hütten der montenegrischen Hirten eindringt. Nicht was wir Humanität nennen und oft mit Verweichlichung verwechseln, aber die Natur eines Volks finden wir, welches gegen das Geschenk humaner Veredlung uns manches andere geben kann, besonders heraufstimmende Empfindungen für Nationalität und Land, welche bey uns nicht weiter heimisch zu seyn scheinen.

Im übrigen sind dem fleissigen Mann in der langen Arbeit einige wenige Fehler entgangen, die er leicht verbessern mag. Gleich im ersten Artikel stimmen im Leben des (guren) Geschichtschreibers *Cervario Tuberone* die chronologischen Angaben mit

der Summe seiner Tage nicht überein, und S. 45 ist es auch so mit den Jahren des *Ghetaldi*, S. 66 f. mit denen des *Nicolo Gozze*. Wir wollen, da er die Quelle nicht näher angiebt, auch nicht widersprechen, daß der berühmte *Flacius* aus dem ragusischen Orte *Gionchetto* war (S. 9); doch hätte es genauer bewiesen werden sollen, da sonst Andreas Flach von Albona in Illyrien für seinen Vater gehalten wurde. Der Cardinal von Ragusa war nie Bischof zu Strasburg (160), und nicht *Alessandro Farnese* führte die Belagerung von Ostende (161). S. 197 f. ist *Matteo Giorgi's* Leben nicht genau erzählt: seine Geschäfte zu Ravenna sind vor der Schlacht bey Chiozza gethan worden, und gewiss hat nicht 1314 der Senat von Ragusa mit *Ladislaus* von Napoli tractirt; er war erst neun Jahre alt, und sein Vater regierte. Sonderbar, daß der Dichter der Osmanide den polnischen König immer *Wladislaw* nennt, wo er doch *Sigmund* hieß. S. 302 äußert der Vf. einen Wunsch, den in Deutschland aufbrachten lateinischen Typen sehr entgegen: er würde für ungemein ersprießlich halten, wenn die dalmatischen und illyrischen Slawen ihre lateinische mit glegolitischer Schrift vertauschen wollten. Sein Grund ist, weil die größeren Abtheilungen dieses Völkerstammes sich derselben bedienen. Sonst möchte man allerdings wünschen, durch Gleichstellung mit westeuropäischer Schrift die Verbreitung dieser Literatur erleichtert zu sehen: aber wie wären die Russen dazu zu bringen! Endlich, wer recht will, vermag auch wohl mehrere Alphabete zu lernen.

Es ist eine ursprüngliche Kraft in diesen Völkern, es ist etwas anziehendes in der mannichfaltigen Mühe der Raguseer, für ihren Staat, für ihr Durchkommen; die vielen durch lateinische Poesie verewigten Landstriche, Quellen, Ufer, Berghöhen, geben dem ohnehin romantischen Boden etwas classisches; überhaupt wie viel Leben in einem selbstständigen, auch kleinen Staat, wo jeder durch sich etwas ist!

Ths.

## KURZE ANZEIGEN.

**PÄDAGOGIK.** Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Hand- und Methodenbuch für Schullehrer, besonders für die in den niederen Bürger- und Landschulen.* Von *Carl Gottlob Bormann*, zweytem Lehrer an dem kurfürstl. Armen- und Waisenhauste zu Torgau. 1803. VIII und 118 S. 8. (18 gr.) Was der Vf. mit dem auf dem Titel angebrachten: *Besonders* sagen will, ist nicht abzusehen. Denn sein Handbuch hat ja durchaus keine andere Bestimmung, als für Lehrer der niederen Volksschulen. Überhaupt aber enthält es nichts, was nicht bis zum Überdruß, schon vor mehreren Decennien gesagt worden wäre. Jede Dorfschule soll, nach der Forderung Hn. Bs., wenigstens in 2 Klassen, und diese wieder in mehrere Kammeradschaften (!) abgetheilt werden, so daß nun der Lehrer in 3 verschiedenen Cursen der ihm anvertrauten Jugend alles Wissenswürdige mittheilen soll. Für jeden dieser Curse hat der Vf. die Grenzlinie abgetheilt, und Materie und Form in Nuce angegeben. Was er dabey einem *Villaume, van der Reck, Niemeyer* etc. nachspricht, verdient allen Beyfall; was er aber aus seinem eigenen Vorrathe hinzuthut, hält die Prüfung nicht aus. Dahin gehört z.

B., wenn er für die erste Klasse S. 23 fg. schon Berechnungen der wöchentlichen, monatlichen und jährlichen Einnahmen und Ausgaben, Contos der Handwerker, Abtheilung des Apothekergewichts nach Gran und Grän etc. ansetzt; wenn er die richtige Aussprache des *ph* an dem Worte Philosophie geübt wissen will; wenn die Dorfjugend der zweyten Klasse alle 10 Redetheile der deutschen Sprache zu hören bekommt, oder wenn der Lehrer mit ihr von Subject, Prädicat und Object spricht u. s. w. Auch hat der Vf. nicht immer genug für die Reinheit der Diction gesorgt, indem er bisweilen die richtige Zeitfolge bey den Zeitwörtern (wie S. 11) verfehlt, und zu wiederholtenmalen das Subject (wie S. 17. S. 46) verloren hat. Indess ist die Schreibart noch das Leidlichste am ganzen Buche.

**GESCHICHTE.** Leipzig, b. Barth: *Leitfaden zum Unterricht in der allgemeinen Menschengeschichte für Bürgerschulen*, von *M. Joh. Christ. Dolz*, Vicedirector der Rathsschule in Leipzig. 4. Aufl. Leipzig 1805. XVI und 156 S. 8. (7 gr.) Bekannt, schon oft und mit Recht, empfohlen.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 N O V E M B E R, 1805.

## KIRCHENGESCHICHTE.

HADAMAR, in d. neuen gelehrten Buchh.: *Kirchen- und Reformations-Geschichte der Oranien-Nassauischen Lande*, von Joh. Herm. Steubing, Consistorialrath und Inspector zu Diez. 1804. 416 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. CR. St. hat das Verdienst, daß er die Nassauische Kirchen- und Reformations-Geschichte vollständiger, als bisher geschehen war, bearbeitet hat. Er liefert uns zwar keine eigentliche pragmatische Geschichte, aber manche gute Materialien dazu, die er mit Mühe und Sorgfalt gesammelt, und wobey er auch die Archive genutzt hat. Man findet hier vieles, das aus ungedruckten Nachrichten getreu und wörtlich abcopirt ist. Freylich ist manches darunter, was nicht wichtig oder sehr unbedeutend ist, auch hätte das Ganze überhaupt besser verarbeitet und geschmackvoller eingekleidet werden können; aber im Ganzen ist es doch ein lobenswerther Versuch, der mit Dank anzunehmen ist. Der erste Abschnitt liefert einen kurzen Hinblick auf die Nassauischen Lande und ihre Regenten und eine Übersicht der ältesten Nassauischen Kirchengeschichte. Schon im vierten Jahrhundert soll Lubentius in den Lahngegenden das Evangelium gepredigt haben. Sicherer ist es, daß Bonifacius im 8. Jahrhundert das Christenthum auch in der Nassau gründete. In dem Beglaubigungs-Schreiben, welches er von Gregor III im J. 739 erhielt, wird der Bewohner des Westerwalds an der Nister und der Lahngegenden gedacht. Schon vom 9. Jahrhundert an entstanden Stifter und Klöster in der Nassau und in der Nachbarschaft. Die Kirchspiels-Kirchen und Kapellen wurden meistens im 12. und 13. Jahrhundert erbaut. Der größte Theil des Landes stand in Ansehung der geistlichen Gerichtsbarkeit unter Trier, und gehörte zu dem Archidiakonat Dikirchen. Wenn es S. 7 heist: nur ein wenigés von dem Siegenschen lag in der Mainzer Diöces, so ist dieses zu unbestimmt gesagt und eigentlich nicht richtig. Unter dem Mainzischen Archidiakonat St. Peter stand wirklich ein großer Theil des Siegenschen Landes, s. *Arnoldi* Gesch. der O. Nass. Länder 1 B. S. 12. Zu Wilnsdorf im Amte Siegen waren bereits im 13. Jahrhundert sogenannte Ketzer-Schulen, oder eine Secte, die vom herrschenden Kirchenglauben abwich. Dieser Ort wurde deswegen 1233 von dem Landgrafen Conrad von Hessen zerstört. Auch der

J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

berüchtigte Inquisitor Conrad von Marburg wüthete in der Nassau. Von der Sittenlosigkeit und den Ausschweifungen der Geistlichkeit vor der Reformation zeugt ein Brief des Erzbischofs zu Mainz an die Bürgermeister der Stadt Siegen vom J. 1345. Es wird darin von Priestern geredet, die des Nachts über die Mauern stiegen, in den Herbergen und Wirthshäusern mit Lärmen und allerley Unfugtreiben verweilten, Schlösser und Thüren zerbrachen, ihren unordentlichen Lüften nachgingen u. s. w. Der zweyte Abschnitt handelt von der Einführung der Reformation nach der Verbesserung durch Luther von 1517—1577. Einer der ersten, welcher in der Nassau den von Luther aufgestellten Grundsätzen folgte, war Gerh. Lorich, Prediger zu Hadamar. Er widersetzte sich 1524 den Religions-Mißbräuchen und lehrte, daß Ceremonien nicht Religion seyen, sondern daß diese bloß aus der Bibel gelehrt werden müßte. Die besonderen Verhältnisse, worin der Graf Wilhelm mit dem Kaiser stand, waren anfangs der Reformation in der Nassau hinderlich. Allein seit seiner Zurückkunft von dem Reichstag zu Augsburg 1530 ergriff er ernstere Mafsregeln. Die Messe und andere päpstliche Gebräuche schaffte er zuerst an seinem Hofe ab, und nachher geschahe dieses auch in seinem Lande in aller Stille. Der Hofkaplan des Grafen Heilman Crombach und Leonhard Wagner, Pfarrer zu Siegen waren dabey behülflich. Von dem ersten ist wahrscheinlich die älteste Nassauische Kirchenordnung und von beiden die Instruction für die einsältigen Pfarrherrn und Kirchendiener, welche 1540 bekannt gemacht wurde. Beide Stücke sind in den Beylagen mitgetheilt, das erstere ganz S. 319—327, das andere im Auszuge S. 328 ff. In dem J. 1534 wurden die Minoriten aus ihrem Kloster zu Siegen vertrieben, und Graf Wilhelm trat 1534 dem Schmalkaldischen Bunde bey. Er berief nun den Erasmus Sarcerius, um das Reformationswerk fortzusetzen. Dieser richtete 1538 die Synoden ein, die jährlich im Frühjahr und Herbst gehalten wurden. Auf diesen wurde über die Dogmen gesprochen, die Irrenden wurden belehrt, andere wurden examiniert, gute Bücher wurden zum Lesen empfohlen und in der folgenden Zusammenkunft wurde darnach gefragt. Auch war man auf diesen Synoden ernstlich bemühet, die Ausschweifungen und das unordentliche Leben der Geistlichen abzustellen. Schon 1538 drangen etliche Prediger auf die Abschaffung des Exorcismus, der in der Kirchenordnung noch beybehalten war. Im J. 1540 wurde den

. R r

Pre-

Predigern befohlen, ordentliche Taufregister zu halten und auch eins für Hurenkinder. Auch die Schulen wurden verbessert, und eine Stipendienordnung wurde von Sarcerius aufgesetzt. Die Trennung des Schmalkaldischen Bundes und das Interim störte zwar das Reformationswerk, und drohte es wieder ganz zu vernichten; aber Graf Wilhelm suchte durch sein kluges Benehmen dem Übel möglichst vorzubeugen. Der Religionsfriede gab allem eine glückliche Wendung. Schon seit dem Passauer Vertrag gab Graf Wilhelm 1552 Befehl, die Synoden wieder zu halten, und bestellte 1555 den M. Bernh. Bernhardt zum Superintendenten. Dieser ging von dem richtigen Grundsatz aus, daß die Reformation bey den Pfarrern anzufangen sey, daß man mit diesen auf das allerfreundlichste von der Reformation und ihrer Nothwendigkeit reden, und, wenn sie einwilligten, sie durch gute Bücher belehren und weiter anweisen müsse. Unter Graf Johann dem älteren wurde die Reformation auch in der Grafschaft Diez eingeführt. Mehrere Gemeinden und Personen hatten selbst den Grafen um rechtschaffene und christliche Prediger gebeten. Überhaupt wurde die Reformation in den Nassauischen Ländern durch die eingerichteten Kirchenvisitationen, Convente und Consistorien fester gegründet. Die Visitationsordnung 1570 setzte fest, daß die Bibel, die Augsburger Confession nebst der Apologie, Luthers Katechismus, die *loci communes Philippi*, die Schmalkaldischen Artikel und die Agenden bey jedem Pfarrer vorhanden seyn sollten. Im J. 1573 wurde auch eine *formula examinis ordinandorum* aufgesetzt, und Noviomagus entwarf neue Agenden, welche 1574 gebilligt und allgemein eingeführt wurden. Bey allen diesen Einrichtungen und Verbesserungen zeigten die Grafen Wilhelm und Johann gemäsigte und tolerante Gesinnungen; keine Gewalthätigkeiten wurden ausgeübt, sondern alles so viel als möglich durch Glimpf und Belehrung ausgerichtet. In dem dritten Abschnitt wird die Einführung der evangelisch-reformirten Lehre nach Kalvins Verbesserung von 1578 bis 1584 erzählt. Geldenhauer, genannt Noviomagus, hatte durch seinen Einfluß der Einführung des reformirten Lehrbegriffs vorgearbeitet, und die aus Sachsen vertriebenen Theologen, Pezelius und Wiedram, begründeten ihn noch mehr in der Nassau. Die Bekanntschaft des Grafen Johann mit dem Pfälzer Hofe und seine Verbindung mit den vereinigten Niederlanden trugen ebenfalls vieles dazu bey. Im J. 1577 wurde auf dem Convent zu Herborn das Brodbrechen bey dem Abendmahl eingeführt. In dem folgenden Jahr wurde auf der Synode zu Dillenburg eine Schrift, worin die Unterscheidungslehren zusammengestellt und untersucht waren, vorgelesen, und jeder mußte darüber sein Gutachten abgeben. Diese Schrift wird hier im Auszug S. 107 ff. mitgetheilt. Sie wurde auf mehreren Conventen gebilligt, und nun von den Predigern als Richtschnur der Lehre und des Kirchenceremoniels unterschrieben. Es war auch ein Commentar über diese Schrift, der

vieles näher erklärte und bestimmte, im Umlauf. Man war nun darauf bedacht, die Presbyterien und die Kirchendisziplin ordentlich einzurichten. Im J. 1581 wurde beschloffen, die Heidelbergische Kirchenordnung und den Katechismus, besonders die kurzen Fragstücke in Kirchen und Schulen zu gebrauchen, desgleichen eine gute Anzahl der besten Bücher, in welchen die reformirte Confession vgetragen und vertheidigt wurde, aus den unbenutzt liegenden Kirchengütern zu kaufen. Über die Einführung einer Kirchenordnung wurde lange berathschlaget. Die niederländische Kirchenordnung zu Middelburg 1581 wurde dabey zum Grunde gelegt. Auf der Synode zu Herborn 1586, woran auch die benachbarten Grafschaften, Wittgenstein, Solms und Wied Theil nahmen, wurde alles nochmals genauer erwogen, und nachdem man einiges in der Middelburgischen Kirchenordnung auf die Kirchen in der Nassau durch Zusätze und Verbesserungen näher angewandt und anpassender gemacht hatte: so wurde diese Kirchenordnung allgemein eingeführt. Vor dem J. 1569 waren keine deutschen Schulen im Lande. In den Städten und Flecken waren bloß lateinische Schulen. Noch auf dem Convent zu Diez 1582 war die Frage, ob neben den lateinischen auch deutsche Schulen im Lande einzurichten wären. W. Zepper machte einen Entwurf von Anordnung und Befehlung deutscher Schulen in Städten, Flecken und Dörfern. Von 1588 bis 1594 wurden auch viele solcher Schulen errichtet. Der Exorcismus bey der Taufe war schon früher ganz abgeschafft. Noviomagus war sehr dagegen, und schrieb unter andern an den Grafen: „Es ist ein schrecklicher Irrthum, daß Kinder besessen seyn sollen, und der Manichäismus bestätigt, daß der Teufel nach dem Fall dem Menschen sein Ebenbild wesentlich eingedrückt hätte. Solche Gewalt hat der Teufel um Christi willen nicht über die Menschen; sonst müßten ja auch Exorcismi geschehen bey den Alten und Getauften, weil wir vor Teufels Gewalt im Leben nicht frey sind; ja alle Speisen müßten exorcisirt werden, weil die Erde verflucht ist.“ Mit der Wegschaffung der Altäre in den Kirchen ging es am langsamsten. Den Predigern wurden von Zeit zu Zeit zweckmäßige Vorschriften gegeben, wie sie ihre Predigten einzurichten und das Volk zu belehren hätten. Graf Johann ließ unter andern den versammelten Predigern 1581 einschärfen: „Alle zänkische, mürrische Reden und Worte zu vermeiden, und solcher Gefindigkeit und Bescheidenheit sich zu befleißigen, daß die Zuhörer eine Treuherzigkeit und Andacht spüren möchten. — Also zu studiren, daß die Predigt nicht zum Gepränge, sondern zur Erbauung und klarem Verstand der Einfältigen gerichtet werde. — In allen Predigten zu zeigen, was einem jeden Stand besonders zu thun gebühre, und die Stände wohl zu treiben.“ In der Verordnung von 1582 wird befohlen: „dem Volk das Christenthum verständlich und leicht vorzustellen, damit sie sehen und erkennen lernten, was es sey und wie nützlich und nothwendig



dig es sey — die Leute mit guten Worten dahin zu bringen, daß sie von der Religion redeten“ u. s. w. Auch die Kirchendisziplin wurde geschärft, und dazu gehörten auch die weltlichen Rügen. Ein Wahrsager, Flucher, Gotteslästerer wurden mit Geld und auch mit dem Thurm bestraft, Einer hatte z. B. 5000 Sacramente geflucht, und mußte deswegen für jedes Taufend eine Woche im Thurm bey Wasser und Brod sitzen. Die lateinischen Kirchengefänge waren schon unter Graf Wilhelm abgeschafft worden. Im Jahr 1582 gebrauchte man die Psalmen Davids von Ambr. Lobwasser. Von den Nassauischen Gesangbüchern wird S. 184—187 eine kurze Nachricht gegeben. Der Heidelbergische Katechismus wurde 1582 eingeführt, jedoch ohne Zwang und ohne jemand an die Worte und die Form zu binden. Anfangs behielten viele den Katechismus von Luther noch bey, oder gebrauchten auch andere Katechismen. Endlich wurde 1611 verordnet, daß der Heidelbergische ausschliesslich vor allen anderen sollte gebraucht werden. Von den in der Nassau erschienenen Ausgabe desselben und anderen Katechismen ist S. 190 ff. verschiedenes angemerkt. Zu den besonderen Einrichtungen, wodurch die Reformation fester gegründet und verbreitet wurde, rechnet Hr. St. die Anlegung der hohen Schule zu Herborn 1584, die Errichtung einer Druckerey daselbst, wodurch die Schulen mit nützlichen Büchern versehen wurden, und die Verbreitung der Bibel nicht allein nach Luthers sondern auch Piscators Übersetzung. Zu einer Geschichte der Herborner Hohenschule macht der Vf. Hoffnung. Eine gutgeschriebene Geschichte dieser Anstalt, an welcher gleich anfangs merkwürdige Männer arbeiteten, wäre in der That sehr zu wünschen. Die 1595 zu Herborn veranstaltete Ausgabe von Luthers Bibelübersetzung wurde in einer besonderen Schrift der theologischen Facultät zu Wittenberg sehr verdächtigt gemacht. Unter andern wurde gesagt: „sie gehöre unter die Zunft der ehrbaren calvinischen Pöflein. — D. Luthers deutsche Bibel habe sich müssen gebrauchen lassen, dem calvinischen Teufel seinen Dreck und Schweren helfen umzuführen“ u. s. w. Dieses letztere bezog sich hauptsächlich auf den Heidelbergischen Katechismus, der dieser Ausgabe beygefügt war. Eine zweyte Ausgabe wurde 1601, und eine dritte, welche sehr correct ist, 1612 veranstaltet. Joh. Piscator erhielt von dem Gr. Johann den Auftrag, die Bibel in das Deutsche zu übersetzen. Sie erschien zu Herborn 1602 ff. und wurde von vielen Geistlichen eingeführt. Da aber an mehreren Orten der eine diese, der andere Luthers Übersetzung gebrauchte: so zog man die Abschaffung der einen oder anderen in Erwägung. Endlich wurde in dem Kirchen-Visitations- Abschied 1611, welcher 1613 von allen Nassauischen Grafen ratificirt wurde, festgesetzt, daß Piscators Bibel abgeschafft, und Luthers Übersetzung der Einformigkeit wegen allenthalben beybehalten werden sollte. Daß Piscators Übersetzung auch ausserhalb der Nassau an verschiednen Orten in den Kir-

chen gebraucht worden, und daß daher auch mehrere und verschiedene Ausgaben dieser Übersetzung veranstaltet wurden, ist von Hn. St. nicht bemerkt. Der vierte Abschnitt enthält die Recapitulation und Nachlese. Das 1 Kap. handelt von Gr. Johann und dessen Söhnen. K. 2 von den Kirchenordnungen. K. 3 von der Prediger-Anstellung und Instruction in alten Zeiten. K. 4 von den Diöcesen im 16 Jahrhundert und den Inspectionen. In dem Anhang wird von dem neuerrichteten Schul-Seminarium, welches noch eben im Entstehen ist, und von der Prediger-Wittwen-Casse Nachricht gegeben. Darauf folgte eine Übersicht der Synodal- und Convents-Verhandlungen in chronologischer Ordnung und eine Chronik der Kirchenvisitationen. Die S. 317—416 angehängten Beylagen enthalten, wie schon angedeutet ist, einzelne merkwürdige Stücke, die besonders den Geist des Zeitalters zur Zeit der Reformation und die Handlungsweise der Reformatoren genauer charakterisiren.

Am Schluss der Geschichte macht der Vf. Hoffnung zu einem zweyten Band, welcher die einzelne Geschichte aller Kirchspiels-Kirchen und aller Prediger, wie auch der einzelnen Hauptschulen und ihrer Lehrer beschreiben soll. Wenn dieses mit gehöriger Auswahl des Wichtigeren geschieht, und der Vf. überhaupt die gesammelten Materialien besser, als hier geschehen ist, zu verarbeiten und angenehmer darzustellen sucht, so wird dieser Band gewiss seine Liebhaber finden. T. D.

LEIPZIG, b. Feind: *Natürliche Theologie der Scholastiker nebst Zusätzen über die Freyheitslehre und den Begriff der Wahrheit bey denselben*; von W. L. G. Freyh. von Eberstein. 1803. 299 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Scholastik war mit allen ihren Gebrechen und Auswüchsen doch eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte, ein neuer Schwung, welchen der menschliche Geist nahm, welcher in seinem Entstehen, Fortschreiten und Sinken alle Aufmerksamkeit verdient, und große Kräfte entwickelte. Sie war gleichsam zauberisch in ihren Wirkungen, welche auch noch jetzt nicht aufgehört haben, und gewann den entscheidendsten Einfluss auf die Gesellschaft. Es war zwar einst Mode und fängt jetzt an, es wieder zu werden, die ganze Scholastik als einen Kram unnützer Subtilitäten zu verwerfen, und wenn man eine Philosophie verächtlich machen will, sie schlechthin Scholastik zu nennen. Diejenigen, welche so urtheilen, haben entweder die Scholastiker nicht gelesen, oder haben gar keinen Begriff von eigentlicher Philosophie, sondern sehen sie höchstens als ein vages Rasonniren über das Empirische, Positive und Willkührliche an, oder es treten auch wohl beide Fälle bey ihnen zugleich ein. Die Scholastiker waren unstreitig zum Theil Männer von großem philosophischen Geiste, sie wagten sich an alle Hauptaufgaben der Philosophie, und haben fast alle möglichen Auflösungen derselben versucht; und ob-

obgleich ihre Geistesethätigkeit vornehmlich durch *Augustinus* und *Aristoteles* angeregt wurde, so waren sie doch nichts weniger, als bloße Nachbeter. Sie haben namentlich zuerst etwas geschaffen, was den Namen einer natürlichen Theologie verdiente, und in manchen Stücken die Übereinstimmung der philosophischen- und der Schrift-Theologie trefflich ins Licht gesetzt. Ein Grund, warum man in unserm Zeitalter gewisse später entstandene philosophische und auch wohl theologisch-christliche Systeme und selbst die Lehren unserer symbolischen Bücher so oft mißverstanden hat, liegt in der Vernachlässigung des Studiums der Scholastiker, aus welchen jene Systeme hervorgegangen sind, oder auf welche sie Rücksicht nehmen. Man ist selbst so weit gegangen, daß man manche wichtige philosophische und theologische Begriffe bloß deswegen zurückgesetzt oder weggeworfen hat, weil die Scholastiker ihnen eine große Wichtigkeit beygelegt, und ihnen viel Fleiß und Nachdenken gewidmet hatten. Um desto willkommener muß die Erscheinung der vorliegenden Schrift seyn, in welcher in der That für die Darstellung der natürlichen Theologie der Scholastiker mehr geschehen ist, als man in den Schriften von *Cramer* und *Tiedemann* findet. Zwar möchte man allerdings wünschen, daß noch mehr geschehen wäre, daß nicht gewisse Abschnitte, welche doch gleichfalls zur natürlichen Theologie gehören, und worüber die Scholastiker gleichfalls philosophirt haben, gänzlich übergangen seyn möchten, und daß die Darstellung hie und da, wo es die Natur der Sache in der That zuließ, deutlicher, entwickelter und ausgeführter seyn möchte. Aber schon das, was hier geleistet worden, ist sehr verdienstlich und bahnt zugleich den Weg zu weiter fortzusetzenden Untersuchungen. Es war nicht leicht, eine solche Masse, als hier vorlag, auch nur einem Theile nach zu verarbeiten, dabey eine so gute Auswahl zu treffen, und das Ganze in einen verhältnismäßig so engen Raum zusammen zu pressen. Man findet hier, nach einer Einleitung über die Beschaffenheit der scholastischen Naturtheologie überhaupt, folgende Gegenstände nach den Lehren der Scholastiker dargestellt: *Beweise für das Daseyn Gottes* — *Möglichkeit einer positiven Er-*

*kennnißs Gottes* — *Nähere Bestimmung des Begriffs von Gott, als einem nothwendigen und unendlichen Wesen* — *Einfachheit und Substantialität Gottes* — *Allmacht, Ewigkeit und Allgegenwart Gottes* — *Verstand und Willen* — *Einheit Gottes* — *Schöpfung und Erhaltung der Welt* — *Rechtfertigung des Übels*, wozu noch die auf dem Titel benannten Zusätze kommen. Die Einleitung ist sehr brav, lehrreich und gedrängt geschrieben, und zeigt, wie ein Kenner der Geschichte der Philosophie überhaupt auch über einzelne Theile derselben weit besser schreiben könne. Einzelne Scholastiker sind hier treffend charakterisirt. In dem ganzen Buche bestrebt sich der Vf., das eigentlich Philosophische von dem Positiven in der Theologie der Scholastiker scharf zu trennen; übrigens hatte er wohl gewisse Raisonnements der Scholastiker über das Positive mehr benutzen anögen, um daraus ihre philosophische Theologie vollständiger zu abstrahiren. Sehr fleißig geht er bey den scholastischen Lehren auf den *Augustinus* zurück, und giebt ihnen dadurch Licht. Er führt auch die scholastische Theologie tiefer, als die eigentlich scholastischen Zeitalter dauerten, bis zu den späteren Lehrern herunter, welche noch scholastisch philosophirt haben, ohngeachtet es nicht mehr der herrschende Geist der Zeit war, und wirft selbst zuweilen Blicke auf andere philosophische Systeme, um sie mit den scholastischen zu vergleichen, oder auch diese durch jene zu berichtigen und zu widerlegen. Insbesondere macht er zu diesem Zwecke von dem Leibnitzisch-Wolfschen Systeme Gebrauch, für welches er auch hier große Vorliebe beweist, und durch welches er viele Zweifel der Scholastiker heben und viele ihrer Irrthümer berichtigen zu können glaubt, worin ihm jetzt wenige beytreten werden. Leichter sind die Stellen, wo er zeigt, wie gewisse Theile jenes Systems aus der Scholastik hervorgegangen sind. Am ausführlichsten verbreitet er sich über die Lehren der Scholastiker von Gottes Verstande und Vorkerwissen. Die letzten Abschnitte über die scholastischen Philosopheme über Schöpfung und Erhaltung der Welt, und das Übel in derselben, zeichnen sich durch größere Deutlichkeit als die vorhergehenden aus.

ZZ.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

THEOLOGIE. 1) *Wien*, b. Camolina: *Leitfaden zum katholischen Religions-Unterrichte für die erwachsene Jugend*, von *Karl Gistschütz*, Weltpriester, Director an der Michael von Zollerischen Hauptschule. Zweyte, größtentheils neu bearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. 1804. XIV u. 320 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) *Frankfurt a. M.*, b. Varrentrapp u. Wenner: *Erklärung der heiligen Messe nebst der wahren Art, dieselbe zu hören*, von *Jakob Brand*, Prof. zu Aschaffenburg. Mit Genehmigung der Obern: 1804. 54 S. 8.

Zweckmäßige Auswahl der zum Jugendunterricht gehörigen Gegenstände, Ordnung des Vortrags und ein gebildeter Stil zeichnen Nr. 1 vor den meisten Lehrbüchern dieser Art vortheilhaft aus. Die Art, wie Hr. G. die Moral mit der Religionslehre in Verbindung zu bringen weiß, und die paränetischen Bemerkungen, womit er gewöhnlich den Vortrag einer Lehre beschließt, haben unseren ganzen Beyfall. Den Unterscheidungslehren seiner Kirche hat er durchaus nichts verge-

ben; aber er hat sie so vorgetragen, daß der Anstoß, den manche etwa daran nehmen könnten, oft recht glücklich entfernt wird. Vorzüglich gefielen dem Rec. die Bemerkungen über den rechten Gebrauch der Sacramente S. 258 ff. Den Vorschlag S. 305, statt *christliche Kirche* zu sagen: „*christliche Kirche* d. h. nach Christi Grundsätzen eingerichtet“ können wir nicht billigen. *Christlich* ist sicher des Wohlklanges wegen in den Sprachgebrauch aufgenommen worden, wie *kirchlich*, *geistlich* u. a. Kein Mensch versteht auch etwas anderes darunter, als der Vf. unter seinem harten: *Christlichen* verstanden wissen will.

Auch mit den Erklärungen des Vf. von Nr. 2 kann man zufrieden seyn. Er belehrt zuerst, was Messe dem Namen und Begriff nach sey, und wie man sich bey dem verschiedenen Rituale derselben zu verhalten habe, und theilt dann die frommen Empfindungen des gläubigen Christen bey dieser heiligen Handlung mit. Das Gewöhnliche und Bekannte zwar, aber überzeugend und herzlich.

m. cr.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 16 N O V E M B E R , 1 8 0 5 .

## ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Dentu: *Voyage en Hanovre, fait dans les années 1803 et 1804; contenant la description de ce pays sous ses rapports politique, religieux, agricole, commercial, minéralogique etc. Le tableau des moeurs et usages de ses habitants; des détails sur la chaîne du Harz et les anciennes divinités Saxones; les extraits du projet de la conquête de l'Égypte, rédigé par Leibnitz et présenté à Louis XIV, et des évènements de la guerre de sept ans.* Par M. A. B. Mangourit, ancien agent diplomatique etc. An XIII — 1805. XII. 500 S. in 8.

HAMBURG, b. Schmidt: *Der Hannöversche Staat in allen seinen Beziehungen.* Geschildert in den Jahren 1803 und 1804. Nach dem Französischen des Mangourit. 1805. VIII u. 302 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Hr. Mangourit ist durch seine Geschichte der Vertheidigung von Ancona und insonderheit durch die daraus in deutschen Journalen gelieferten Auszüge auch in Deutschland als ein Schriftsteller bekannt, der durch Wärme der Empfindung und Lebhaftigkeit des Stils das Interesse der Leser zu erregen weis. Im Gefolge der französischen Armee besuchte er im J. 1803 Hannover, wo er sich bis ins folgende Jahr, wie es scheint, als Privatmann, aufhielt. Hier fand er ein Land, das durch die stillen, aber unermüdeten Bemühungen seiner Regierung, zwar langsam, aber desto gründlicher zu einem immer größeren Wohlstand fortschritt, und das, mitten im Frieden, den Deutschland, jetzt leider! vergeblich, so theuer erkaufte, ein Opfer der Rache für ihn ganz fremde Mafsregeln zu fallen bestimmt wurde. Stoff genug für den gefühlvollen Mann, der, wenn er gleich das Schicksal Hannovers und die Beweggründe, die es herbeyführten, als Franzose beurtheilt, doch sichtbar dem unglücklichen Lande seine Achtung und sein Mitleid nicht versagt, und ihm beide auch unter seinen Landsleuten zu verschaffen wünscht. Mag daher auch Hr. M. in mehreren seiner Angaben und in vielen seiner Urtheile irren; mag sein ächt französischer Haß gegen alles, was Englisch ist, ihn nur zu oft zu Übertreibungen und Ungerechtigkeiten verleiten; mag er, nach der Sitte seiner Landsleute, bisweilen über Dinge ab sprechen, die aufser dem Kreise seiner Kenntnisse zu liegen schelen; mag endlich seine Schreibart

J. A. L. Z. 1805. Viertes Band.

hin und wieder geschoben, sein Witz verunglückt seyn: — seine Absicht verdient immer Lob, und sein Werk kann, wenn es auch dem deutschen Statistiker keine grofse Ausbeute gewährt, unter seinen Landsleuten in mancher Rücksicht Nutzen stiften, und auf alle Fälle sie belehren, dafs man England nicht wehe thut, wenn man Hannover zu Grunde richtet. Zwar sollte man wohl vermuthen, dafs der stolze Engländer auch die persönliche Unbild, welche durch die Befetzung Hannovers seinen König treffen sollte, empfindlich fühlen mufste. Aber vielleicht will er sie lieber mit stiller Nichtachtung übersehen und so, da ihm auf diesem Wege nicht geschadet werden konnte, auch den nicht unwahrscheinlichen Zweck der Kränkung vereiteln. Was Rec. am meisten aus dieser Reisebeschreibung hinwegwünscht hätte, sind die Ausfälle gegen die englische Regierung und selbst gegen den König, dessen Denkungsart und ganzer persönlicher Charakter jeden unterrichteten und gebildeten Mann, er sey von einer Nation, von welcher er wolle, abhalten sollte, in einen Ton einzustimmen, der der altfranzösischen Feinheit (und dieser suchen sich ja doch die wiedergeborenen Franzosen auf alle Weise wieder zu nähern) so wenig entspricht.

Nach dieser Vorbemerkung will Rec., ehe er den Inhalt des Werkes näher angiebt, einige Erinnerungen machen, durch die er nachher nicht gern unterbrochen werden möchte. *Erstlich:* Hr. M. hat, vernünftlich um durch Abwechselung und Mannichfaltigkeit desto mehr zu unterhalten und zu gefallen, seine Schilderungen ziemlich unordentlich durch einander geworfen, und dadurch nicht nur die Übersicht erschwert, sondern auch durch häufiges Abbrechen und Wiederanknüpfen der abgehandelten Materialien das Vergnügen des Lesens vermindert. *Zweitens:* Es sind Gegenstände eingemischt, die in eine hannöversche Reise nicht gehören: zwey Kapitel über den siebenjährigen Krieg, aus des Hn. von Archenholz bekanntem Werke; zwey andere, die Leibnitzens bekannten Entwurf zur Eroberung Egyptens enthalten, und, was sich nur durch eine vielleicht von dem Titel des Kronprinzen von England herrührende Ideenassociation erklären lassen dürfte, eine Excursion über den ehemaligen wallis'schen Hofstaat. *Drittens:* die in französischen Werken gewöhnliche Verketzerung deutscher Namen findet man auch hier. Rec. will, was er wiederherzustellen vermag, angeben. Es dürfte so ziemlich das meiste seyn. In einer Note der Vorrede

S s

ver-

verdankt der Vf. Beyträge einem Hn. von *Archenholz*. In der *Minerva*, die ein Bruchstück dieser Reisebeschreibung liefert, hat zwar der berühmte Hr. von *Archenholz* sich darüber nicht geäußert. Rec glaubt aber Ursache zu haben, den Namen für verstellt oder verwechselt zu halten. Sollte er vielleicht *Arenhold* heißen? — S. 8 steht *Bäume* st. *Bohnte*, eine Poststation im Osnabrückischen; S. 11 *Mönkhauzen* st. *Münchhausen*; S. 160 *Harnswaldt* st. *Arnswaldt*; S. 244 *Niemeker* st. *Niemeyer*; S. 338 *Deunhausen* st. *Oeynhausen*, *Livesingen* st. *Linfsingen*, *Bulou* st. *Bülow*; S. 431 *Moses* st. *Möser*, S. 455 *le Duc d'Olders* st. *Oldenburg*. — Herrenhausen, meynt Hr. M., spreche man *Arnhaufs* aus, und *Neuehaus*, was er *Nienhaufs* nennt, läßt er gar *neus* aussprechen. Mancher Name ist auch wahrscheinlich nicht sowohl französisirt, als vielmehr durch Druckfehler entstellt. Z. B. *Patje* st. *Patje*, *Sherer* st. *Meyer*, *Rehberg* st. *Rehberg*, *Dies* st. *Diez*, *Diepenbroict* st. *Diepenbroik*, *Stedingt* st. *Stedingk*, *Hate* st. *Hake*, *Drechset* st. *Drechsel*, *Hefeld* st. *Hesfeld*, *Luxemburg* st. *Lüneburg*, *Low* st. *Löw*, *Hieglitz* st. *Stieglitz*, *Lenlin* st. *Lentin* etc.

Hr. M. beschreibt im 1 Kap. seine Reise durch Holland, Bentheim und Osnabrück nach Hannover. Gleich die zweyte Seite liefert eine Probe von falschem Witz — wenn anders ein *Deutscher* darüber urtheilen darf. Hr. M. nennt Nimwegen eine „*ville à jamais célèbre par son traité de paix et le paisible lit; qu'elle m'offrit.*“ — Am Schlusse dieses Kapitels rühmt Hr. M. die Ruhe, mit welcher seine Landsleute die Besitznahme von Hannover vollzogen, und der gröfsere Theil von Deutschland dürfte vielleicht, müßte unter unvermeidlichen Übeln einmal gewählt werden, eine französische Occupation jeder anderen vorziehen. Dafs Hr. M. keine Spuren von *Eroberung* fand, war sehr natürlich, denn im eigentlichen Sinne des Worts war ja nichts erobert. Wenn er aber meynt, die gewöhnlichen Folgen der Siege anderer Nationen finden sich bey den Siegen der Seinigen nicht: so frage er — nicht die *Schweiz*, nicht *Italien*, nicht *Bayern*, *Franken* und *Schwaben* — sondern das ohne Sieg gewonnene *Hannover*, welches die Folgen der unblutigen Besitznahme lange genug empfinden wird. Im 2 Kap. nennt Hr. M. zuvörderst die Männer, von welchen er Beyträge zu seinem Reifewerk zu erhalten hoffte. Gröfstentheils bekannte Namen: *Patje*, *Brandes*, *Bremer*, *von Münchhausen*, *von Bock*, *Feder*! Die Ausführung einzelner Partien läßt jedoch vermuthen, dafs ihre Beyträge nicht gleich vollständig und reichhaltig gewesen sind. Nach öffentlichen Nachrichten aus jener Zeit wurden die Antworten auf eine Menge statistischer Fragen bald nach der Ankunft der Franzosen in Hannover requirirt. Sollte vielleicht den genannten Herren die Beantwortung dieser Fragen aufgetragen gewesen seyn? Wenn indeffen Hr. M. verliert, durch sie werde er die hannöverische Regierung, den von ihr beschützten Cultus, ihre Finanz, Militär-, Justiz- und Polizey-Verfassung, den Zustand

der Landwirthschaft und des Handels, den öffentlichen Unterricht und die Naturgeschichte des Landes kennen lernen: so wird man es kaum begreifen, wie so viele Irrthümer in sein Werk haben einschleichen können. So, wie er sie wieder giebt, hat er jedoch die Beyträge sicherlich nicht erhalten. Sie sind nach seiner Art verarbeitet, und dabey hat er dann, vielleicht unwillkürlich, manches von den Seinigen hinzugehan, gröfstentheils Mißverständnisse und falsche Schlüsse. Was er, bey Gelegenheit des landschaftlichen Hauses, und dessen Überschrift: *Posteritati*, von der Heilsamkeit der hühlinger Convention sagt und nachher einige mal wiederholt; das wird ihm, was die heilsamen Folgen für seine Landsleute betrifft, wohl Niemand in Abrede stellen. In Aufhebung der Hannoveraner aber herrscht darüber, wie man aus mehreren damals erschienenen Schriften sich erinnern wird, selbst im Hannöverschen eine grofse Verschiedenheit der Meinungen. — Hr. M. schildert übrigens in diesem Kapitel einen Theil der Umgebungen von Hannover; die Wälle und ihre Aussichten, die ihm sehr wohl gefielen. Im 3 Kap. wandert er nach Herrenhausen, lobt die dahin führende prächtige Lindenallee, findet den im altfranzösischen Geschmack angelegten Garten mit Recht nicht schön und das Schloß mittelmafsig. Doch läßt er dem grofsen Orangeriesaal Gerechtigkeit widerfahren. Die darin aufgestellt gewesenen Büsten sind bekanntlich nach Frankreich gebracht worden. Während des siebenjährigen Krieges blieben sie unversehrt an ihrer Stelle. — Von einem faden Witz über die aus England nach Herrenhausen gebrachten Lorbeerbäume nimmt Hr. M. Veranlassung, seinen Landsleuten zu bezeugen, dafs keine Engländer im Hannöverschen angestellt seyen. Auch versichert er, sie seyen in Hannover nicht geliebt, und bey dieser Gelegenheit fällt er über die ganze englische Nation ein sehr einseitiges und ungerechtes Urtheil. Er kömmt in der Folge noch einige mal auf diesen Gegenstand zurück, und immer spricht bitterer Nationalhaß aus ihm. Rec. hat keinen Beruf, die Engländer zu vertheidigen. Aber es würde ihn gefreuet haben, Hn. M. auch hier eben so billig und human zu finden, wie er sich sonst in diesem Werke gezeigt hat. Auf der Rückkehr von Herrenhausen besuchte der Vf. den waldmodenschen Garten, den er sehr schön und lebhaft beschreibt. Über den Zustand der Künste in Hannover und insbesondere über die Baukunst weifs er nichts Rühmliches zu sagen. Mit Recht zeichnet er indeffen den Hofmaler *Ramberg* und die Kupferstecher *Huck* und *Riepenhausen* aus. In einem Lande, wo zwar viel Wohlhabenheit, aber nicht allgemeiner Reichtum herrscht, ist es sehr natürlich, dafs die Künste keine reichliche Nahrung finden. Im 4 Kap., wo der Vf. mit dem Zustande der Künste und Wissenschaften in Hannover im allgemeinen sich beschäftigt, nimmt er selbst auf diesen Umstand Rücksicht; erkennt aber dabey, dafs der mindere Flor der schönen Künste nicht berechtige, auf einen gleichen Zustand der

nützlichen Künste und der Wissenschaften überhaupt zu schliessen. Er bemerkt, dass hierauf der seit Jahrhunderten ununterbrochene regelmässige Gang der hannöverschen Regierung grossen Einfluss gehabt habe. Wenn er nun gleich hierin irrt (denn es ist kaum ein Jahrhundert, dass die hannöverschen Lande und ihre Regierung ihre gegenwärtige Gestalt erhielten): so hat er doch darin Recht, dass der kirchliche Friede im Lande, besonders für die Volksbildung, sehr wohlthätig gewirkt hat. Hr. M. lässt hier dem guten Geist der Religionslehrer volle Gerechtigkeit widerfahren, und um so mehr muss man es für einen Druckfehler halten, wenn er in dieser Verbindung von „*hypocrites spirituels*“ spricht. Der Übersetzer hat dafür *hippocrates* gelesen, was Rec. auch dem Zusammenhange nach für richtig hält. Die hier gegebene allgemeine Übersicht der Unterrichts- und anderer gelehrten Anstalten scheint ziemlich richtig zu seyn. Was Hr. M. von der älteren Geschichte der Stadt Göttingen nur in einigen Zeilen berührt, zeugt von gänzlicher Unkunde. Im 3 Kap. wird diese Materie fortgesetzt. Hr. M. nennt die Industrie-Schulen *écoles sextiennes*. Es ist richtig, dass der Consistorialrath *Sextro* in Hannover die erste Idee von diesen so nützlichen Anstalten ins Publicum brachte, und in Göttingen den ersten Versuch damit machte. Sie haben aber bekanntlich in Deutschland den Namen nicht von ihm erhalten. — In der genaueren Schilderung der hannöverschen Schulanstalten findet man verschiedene Unrichtigkeiten, deren Erörterung jedoch zu weitläufig seyn würde. Deutschen fehlt's nicht an Hülfsmitteln, sich besser zu belehren, und den Franzosen, für deren Schulwesen, wie neuerlich *Meiners* gezeigt hat, gute Beyspiele doch vorerst verloren sind, mag eine auch nicht ganz genaue Schilderung genügen. Mit Vergnügen hat Rec. das Bild betrachtet, welches der Vf. von der Häuslichkeit und dem stillen Leben der hannöverschen Gelehrten entworfen hat, und das wohl von den Deutschen überhaupt gilt. Wer wird nicht überrascht seyn, wenn er einen Franzosen und noch dazu einen *Pariser*, über ein deutsches Land also urtheilen hört? — „Ich weiss nicht...“ sagt der Vf. am Schlusse des 4 Kap. ... aber mir dünkt, dass Jemand, der glücklich genug gewesen wäre, manchen moralischen Krankheiten zu widerstehen, und häufige politische Epidemien zu überleben, wenn er um seiner Gesundheit willen die hannöversche Luft genießt, zu sich selbst sagen müsste: „ich befinde mich doch ganz wohl, denn ich sehe hier eine vernünftige Freyheit, eine gewisse National-Repräsentation, eine wohlfeile Justizpflege, geringe Auflagen, einen vorzüglichen, öffentlichen Unterricht, eine Art von Gleichheit, die den Zeitumständen angemessen ist, und, was mich vorzüglich vergnügt und zufrieden macht, ich finde duldsame Priester, der jeder religiösen Hypothese eigenen Herrschsucht ungeachtet.“ Wenn dieser Mensch, fährt Hr. M. fort, bey einem so richtigen Urtheile das zur Befriedigung mässiger Bedürfnisse

erforderliche Vermögen hätte, und der freylich etwas rauhen Landessprache mächtig wäre und dennoch Hannover verlassen wollte, in der Hoffnung es anderswo besser zu finden: so würde ich sagen, er sey unheilbar.“ — Das 5 und 6 Kap. füllt des Vf. Reise nach Hamburg. Er widmete derselben nur wenige Tage. Seine Bemerkungen sind grösstentheils oberflächlich, häufig unrichtig, zum Theil auch unbillig und unanständig, besonders gegen Hamburg. Er sah auf seinem Wege eine der unfruchtbarsten Strecken von Niedersachsen, und gerade da sucht er die Wiege der Volkskämme, die in alten Zeiten aus diesem Theile Deutschlands auswanderten. Gründliche Geschichtskennntniss scheint überhaupt seine Sache nicht zu seyn, obgleich er sich in historischen Erinnerungen sehr gefällt. Die lebhaften Naturschilderungen sind wohl das Beste an dieser kurzen und flüchtigen Reise. Dafs Hamburg mit dem Könige von Dänemark sich längst verglichen, dass es jetzt unbestritten Sitz und Stimme auf dem Reichstage hat, dass es an den römischen Kaiser kein Schutzgeld zahlt: das Alles hätte Hr. M. sehr leicht erfahren können. Das 7 Kap. beginnt mit Erwas über *Klopstock* und die Wohlthätigkeit des Handels, wo denn noch ein kleiner Nachtrag über Hamburgs bequeme Lage zum Handel vorkommt. Darauf besucht der Vf. das Lustschloß *Montbrillant* bey Hannover, das er mit Recht mittelmässig findet, und das deutsche und französische Schauspiel. Die Kritiken des Vf. kann nur beurtheilen, wer mit ihm Augenzeuge gewesen ist. Dafs der Herzog von Braunschweig die ehemalige hannöversche Schauspielergesellschaft unterhielt, ist falsch. Soviel Rec. weiss, hat dieser deutsche Fürst nie ein anderes, als ein französisches Hoftheater gehabt. Gelegentlich macht der Vf. einige Bemerkungen über die deutsche Sprache, die er übrigens nicht versteht, und endlich wagt er gar die anmassende Aufforderung: „*Messieurs le Germains . . . renoncez à l'idiôme des Teutons.*“ Komisch ist die Erklärung, die der Vf. von dem Bischofsstabe an dem im grossen Schloßtheater befindlichen Wappen macht. Er meynt, dadurch solle des Königs geistliche Oberherrschaft angedeutet werden. Aber das Wappen ist noch aus Kurfürst Ernst Augusts Zeiten, der bekanntlich auch Bischof zu Osnabrück war. Vom 8 Kap. ist schon oben die Rede gewesen. Es enthält noch einen Abdruck der bekannten Adresse des Hn. von *Villers* an die französischen Officiere im Hannöverschen, welche, soviel Rec. weiss, wenig Erfolg gehabt hat. 9 Kap. Vom *Georgianum*, welches Hr. M. fälschlich eine Militär-Schule nennt. 10 Kap. Das Neuhaus. Eine angenehme Schilderung dieser ungekünstelten, aber zum ruhigen und frohen Genuss der Natur einladenden Anlage. Sie gehört zu den vorzüglichsten Partien der Umgebungen der Stadt Hannover. — Des Vf. Bemerkungen über Blattern-Inoculation, Kuhpocken, Galvanismus und Mondsteine kommen hier, gleich letzteren, wie vom Himmel gefallen. Er

Er irrt, wenn er glaubt, die Blattern-Inoculation sey durch Nachlässigkeit der Ärzte oder der Regierung nicht genug ausgebreitet worden. Es geschah meistens, wenn gleich vielleicht nicht überall mit gleichem Eifer, was ohne Zwang geschehen konnte. — Die Kuhpocken-Impfung ging, wenn Rec. sein Gedächtniß nicht trügt, nicht, wie der Vf. sagt, von Göttingen, sondern von Hannover aus. 11 Kap. Von dem Hofmahler, Hn. Ramberg. Wer die Werke und die Poesie dieses verdienten Künstlers kennt, wird dem Lobe, welches Hr. M. beiden ertheilt, gern beystimmen. 12 Kap. Von den verschiedenen Religionsübungen, die im Kurfürstenthum Schutz finden, und ihrem gegenseitigen Verhältniß. — Der Vf. rühmt sehr das Consistorium zu Hannover. Irrig nennt er es aber „le consistoire suprême“, insofern man hieraus auf seine Competenz über alle deutsche Staaten des Königs von England schließen könnte. Bremen und Verden, Lauenburg, Osnabrück haben ihre eigenen Consistorien. Von der protestantischen Geistlichkeit sagt der Vf.: sie sey in der christlichen Welt vielleicht diejenige, welche sich durch ihre Sitten, ihre Einfachheit, ihre Lehre und ihren Bürgersinn am meisten auszeichne. — Unter allen hannöverschen Provinzen hat allein im Fürstenthum Osnabrück die katholische Kirche mit der lutherischen gleiche Rechte. Hr. M. glaubt, das Lutherthum werde dort bald den römischen Katholicismus verschlingen. Diefes dürfte jedoch schwerlich der Fall seyn, da das Lutherthum es auf das Verschlingen nicht anzulegen pflegt. — Von dem hannöverschen Gefangbuch erzählt der Vf. eine Geschichte, die auf einem Mißverständniß zu

beruhen scheint. Sie ist zu lang, und im Ganzen zu unerheblich, um mit ihrer Berichtigung sich hier aufzuhalten. — 13 Kap. Archive und Bibliotheken in Hannover. — Falscher Witz über die Archive! In der Bibliothek zu Hannover fand Hr. M., daß man bey der Wahl der Bücher mehr auf Nutzen, als Pracht und Luxus gesehen habe. Er hält sich darüber auf, daß man kostbare Bücher und andere Sachen von Werth, insonderheit auch Reliquien, deren Verzierung die Habsucht hätte reizen können, vor dem Einrücken der Franzosen in Sicherheit gebracht habe. Er mag am besten wissen, ob man dazu nicht Ursache hatte, wenn man nicht auch das Preis geben wollte. — Daß man ein Heiligenbild, womit in der Nachbarschaft abergläubischer Mißbrauch getrieben wurde, auf der Bibliothek aufbewahrt habe, wie Hr. M. einem angeblichen Hamburger nacherzählt, ist falsch. Rec. erinnert sich wenigstens, es in dem Behältniß der Reliquien unter der Schlosskirche einst gesehen zu haben. Und vielleicht steht es noch da. — Über Leibnitzens Correspondenz, von der der Hofr. Feder das Publicum mit einer interessanten Auswahl beschenkt hat. Hr. M. giebt daraus einige Proben, die er wohl ganz besonders für sein Publicum gewählt haben muß. — Über Leibnitzens Monument. Hr. M. stellt sich, als habe er geglaubt, es sey dem Vater des Vaterlandes errichtet, und dabey äußert er sich auf eine Art, die auch im Kriege unanständig ist, und um so unanständig, je gewisser Hr. M. von der Grundlosigkeit seiner Exclamationen überzeugt seyn muß. 14 und 15 Kap. Leibnitzens Plan zur Eroberung Egyptens.

(Der Beschluss folgt.)

### KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Ulm, in der Stettinschen Buchh.: *Der geschwinde Interesse- und Rabatt-Berechner oder Interesse-Berechnungen in Gulden und Kreuzern und in Reichsthalern und GGroschen, von 1 Woche bis 1 Jahr zu 3 bis 8 pro Cent, nebst Rabatt-Berechnungen zu 9 bis 33½ pro Cent in Gulden und Kreuzern und in Reichsthalern und GGroschen. Nebst andern nützlichen Berechnungen.* 1805. 45 S. 8. (8 gr.) So weitichweilig der Titel dieses unwichtigen Buchs ist, so gering ist der Inhalt desselben. Rec. konnte ihm auch nicht eine erträgliche Seite abgewinnen. Selbst als gemeiner Rechenknecht erfüllt es keinesweges seinen Zweck, weil der Tabellen viel zu wenig und solche auch nicht weit genug ausgedehnt sind. Die Interesse-Berechnung geht zwar von 3 bis 9 pr. Cent, aber bloß durch Ganze, ohne Brüche, welche doch jetzt so öfters (besonders 3½, 4½ pr. C.) vorkommen, und ist so spärlich nur auf Zehnen berechnet, daß man bey dem Gebrauch vieles mühsames Addiren und Auffuchen nöthig hat, und mit der gewöhnlichen Methode weit eher fertig wird. Z. B. den Zins von 3267 Guld. 30 kr. auf 7 Monat zu 3 p. C. zu berechnen, muß man nach der Tabelle setzen.

Zins von 3000 auf 3 Monat . . . . .	Guld. 22. 30
— 200 — . . . . .	1. 30
— 60 — . . . . .	— 27
— 7 — . . . . .	— 3
— 30 kr. — . . . . .	— 76

Hierzu den 6 Theil für ¼ Monat . . . . . Guld. 24. 30. 1½  
4. 5. ½

Guld. 28. 35. 1½

Doppelt genommen für 7 Monat Guld. 57. 10. 3½

Welche Arbeit! und noch dazu hat Rec. solche dadurch

mächtig abgekürzt, daß er nicht, wie eigentlich nach den Tabellen, da solche nur bis 6 Monat geht, nöthig ist, 3 und 4 Monate einzeln berechnet hat. Die gewöhnliche Art aber ist folgende:

3267 Guld. 30 kr.	
14 p. C. (Zins auf 7 Monat.)	
3267.	30.
1633.	45.
816.	52. 2.
Guld. 57 18.	7. 2.
kr. 10 87.	
pf. 3 50 ½.	

Welcher Unterschied! Auch findet sich hier ein grober Verstoß. Denn der Vf. rechnet das Jahr nur zu 48 Wochen; dieses hätte wenigstens sollen angemerkt werden. Auch bey dem Rabatt (der überdies ganz unnöthig ausgedehnt ist, da 16, 18, 22 p. C. etc. gar nicht vorkommen) mußte der Leser wissen, daß er nicht auf sondern in Hundert gerechnet ist. Jeder kleine Hauskalender kann die nämlichen, ja noch bessere Dienste wie dieses Buch leisten. Wh.

PÄDAGOGIK. Leipzig, b. Gräff: *Über die beste Art die Jugend in der christlichen Religion zu unterrichten*, von C. L. Drousen, Präpositus in Bergen, auf der Insel Rügen. 2 Th. 2 verbesserte Auflage. 1805. XVI u. 320 S. 8. (16 gr.) Auch unter dem Titel: *Elementarbuch der christlichen Lehre, oder die wichtigsten Lehren Jesu, zum christlich guten und frommen Verhalten, mit kurzen Beyspielen und Gleichnissen, für Anfänger. Vor und bey einem andern Katechismus brauchbar.* 2 verbesserte Aufl. S. Recent. des 3 Theils der 1 Aufl. 1804. n. 276.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 N O V E M B E R, 1805.

## ERDBESCHREIBUNG.

### Beschluss der Beurtheilung von Mangourit's Reise in Hannover.

**16 Kap.** Von der hannöverschen Regierung. Es ist nicht zu zweifeln, dass Hr. M. hierüber richtige, wenn gleich vielleicht summarische Nachrichten erhalten; es ist aber offenbar, dass er sie durch seine eigenen Deutungen und Missverständnisse häufig entstellt hat. Es ist falsch, dass, seitdem das Haus Hannover zum englischen Throne gelangt ist, sieben Minister die Regierung verwalten. Die Zahl ist nicht fixirt, und hat sich sehr oft verändert. Hr. M. hätte das leicht finden können, wenn er nur einige Jahrgänge des hannöverschen Staatskalenders hätte ansehen wollen. So aber hat er sich vermuthlich bloß nach dem neuesten von 1803 gerichtet, und aus dem damaligen Zustande auf den vergangenen geschlossen. — Die Regierung hat keinen Präsidenten. — Der Minister von der Wense ist nicht Chef der Polizey. Das Departement der General-Polizey verwaltet der Graf v. Kielmansegge, wie nachher Hr. M. selbst anführt. Der Chef der Bremischen Regierung ist nicht *président du collège de comtes et nobles*. — Hr. M. meint wohl den Ritterschafts-Präsidenten, welches im Bremischen ein Hr. v. Marschall ist, der aber keinesweges an der Spitze der dortigen Provinzial-Regierung steht, oder soll es gar: *Gräfe des Landes Adeln* — bedeuten? — Nicht gerade der *siebente* Minister (obgleich das jetzt, und zwar erst seit der französischen Occupation der Fall ist) befindet sich am Hoflager des Königs; sondern jedesmal der, den der Landesherr zu berufen für gut findet. — Das hannöversche Ministerium ist weit abhängiger von dem Könige und Kurfürsten, als Hr. M. meint. In gewöhnlichen Zeiten wird nicht leicht ein wichtiger Entschluss ohne dessen ausdrückliche Genehmigung gefasst. Die neuen Gesetze werden in der Regel von dem Könige selbst unterzeichnet, und in London oder wo er sonst residirt, expedirt, wie hundert Beyspiele Hn. M. hätten belehren können. Die Finanz-Administration steht nicht unter einer solchen Leitung des Ministerii, wie der Vf. glaubt. Die Kammer berichtet unmittelbar an den König. Auch die Armee ist dem Ministerio nicht untergeben. Das General-Commando, die Kriegskanzley, das General-Kriegsgericht stehen unmittelbar unter dem König. Von letzterem kann (was allerdings seine Unbequemlichkeiten hat) nicht ein-  
S. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

mal an das Tribunal, sondern nur an den Landesherrn appellirt werden. — Was Hr. M. von der Beforgung der auswärtigen Angelegenheiten durch politische Agenten sagt, bezieht sich auch bloß auf den Zustand von 1803. Sie erhalten übrigens von dem Könige selbst ihre Creditive. Ihr Urtheil über die Mittel, die französische Occupation zu verhindern, welches der Vf. als eine Thatfache referirt, ist ohne Zweifel nur aus *seinem* Kopfe. Lächerlich ist der Handels-Agent, den Hr. M. in Wetzlar unterhalten läßt. Die Justiz ist ja in Deutschland kein Gegenstand des Handels. — Was der Vf. unter: „*Conseillers privé du cabinet plebeiens*“ versteht, ist nicht wohl abzunehmen; es sey denn, dass das letzte Wort im Plural gelesen wird. Ein bürgerliches Cabinet ist ein Unding. Wohl aber hat man in Hannover geheime Cabinetsräthe von bürgerlicher Geburt. So wenig aber die Ernennung der Minister bloß aus dem Adelstande durch die Verfassung geboten ist: so gut könnte auch ein geheimer Cabinetsrath aus dem Adel genommen werden. Hr. M. hat überhaupt das Verhältniß nicht deutlich dargestellt, nach welchem die geheimen Cabinetsräthe und die geheimen Kanzley-Secretäre im Ministerio *vortragen*, und die auf ihren Vortrag von den Ministern (entweder in Departements-Sachen von Einem, oder von mehreren im Staats- oder im Cabinets-Ministerium) gefassten Beschlüsse *expediren*. — Es ist falsch, dass der hannöversche Adel keine Abgaben zählt, und Hr. M. fürchtet wohl ohne Noth, dass seine zahlreiche Descendenz die Bürgerlichen endlich aus allen öffentlichen Stellen verdrängen werde. — Was der Vf. von dem Verhältniß des Justizministers sagt, ist größtentheils unrichtig, oder kann doch leicht missverstanden werden. Bloß auf die Criminaljustiz hat das Ministerium, und zunächst der Minister, welchem das Justizdepartement anvertraut ist, unmittelbaren Einfluss. Es ist unpassend und falsch, wenn Hr. M. sich so äußert: „*quelque fois la régence indécié consulte l'électeur*.“ Rec. kann zwar bestimmen die Fälle nicht angeben, in welchen an den Landesherrn berichtet werden *muss*. Dass deren aber mehrere sind, und dass es nicht, wie Hr. M. meint, von dem im Ministerium herrschenden Geiste und dem Charakter seiner Glieder abhängt, weiß er gewiss. — Das Commerc.collegium hat bey weitem den Umfang nicht, den ihm Hr. M. giebt. — Es ist eine ganz unrichtige Ansicht, wenn derselbe dafür hält, die Regierungen seyen eigentlich mit der Gewalt bekleidet, welche die Landesherrn hätten. — Wie er  
T t da

dazu kömmt, den Landdrosten zu Ratzeburg zu einem Volkstribun zu machen, ist nicht wohl abzu-  
sehen. — Die hannöverschen Landstände bestehen nicht überall aus Prälaten, Edelleuten und Stadt-  
magistraten. In den Herzogthümern Bremen und  
Verden, in dem Fürstenthum Osnabrück und in der  
Grafschaft Hoya fehlt die Prälaten-Curie. — Die Rechte und Pflichten der Stände sind ziemlich richtig  
dargestellt, nur wieder mit eingemischten Bemerkungen, die zum Theil nicht passen. — Was Hr. M. von den Pflichten des Landesherrn anführt, ist, besonders sofern sie in der Constitution gegründet seyn sollen, nicht ganz richtig. Sonderbar aber ist es, daß er aus der nicht erfolgten, oder eigentlich misslungenen Vertheidigung des Landes gegen den französischen Einfall die Entbindung der Hannoveraner von ihren Unterthanen-Pflichten folgern will, da er doch oben die suhlinger und artemburger Con-  
ventionen (Acten der Unterwerfung unter das unvermeidliche Schicksal) als sehr weise und heilsame Mafsregeln der Regierung gelobt hat, von dieser aber behauptet, sie sey völlig mit den Rechten der landesherrlichen Gewalt bekleidet. Sobald man — und das wird Hr. M. gewifs thun — sich überzeugt hält, der Kurfürst von Hannover habe der französischen Macht mit Erfolg nicht widerstehen können: so kann man ihm ja auch keinen Vorwurf machen, daß er sein Land gegen den fremden Überfall nicht vertheidigt hat. Der König von England hatte dazu keine Verbindlichkeit, obgleich vielleicht gewisse politische Berechnungen sehr hätten durchkreuzt werden können, wenn sein englisches Ministerium mit dem Kurfürsten zu rechter Zeit gemeinschaftlich zu handeln gut gefunden hätte.

Von der Geburtstags-Feyer des Königs und der Königin giebt Hr. M. falsche Nachrichten. Die dadurch veranlaßten Hoffeste waren nicht die einzigen im Lande. Die Hannoveraner sind der regierenden Familie, und insonderheit dem Könige und der Königin so herzlich zugethan, daß jene Tage immer für jeden ein Fest waren, und selbst seit dem traurigen 4 Jun. 1803 wurden sie in stilleren Cirkeln gefeyert. Die Franzosen haben im Lauf der Zeit vermuthlich die Hannoveraner genug kennen gelernt, um zu wissen, daß sie in ihrer Anhänglichkeit fest und standhaft sind. Rec. ist auch von Augenzeugen versichert worden, daß diese nicht verhehlten Gefinnungen selbst von den französischen Machthabern im Lande geachtet worden sind.

Hr. M. irrt, wenn er glaubt, der König von England sey in Hannover nicht mehr, als der König von Preussen in Neuchâtel, und er hat ganz unrichtige Begriffe von der Lage des hannöverschen Ministers in London. Allerdings muß der Einfluß desselben bedeutend seyn, aber wie kann er in ein Verhältniß gerathen, wie es der Vf. sich zu denken scheint. Die Schilderung, die Hr. M. von dem inneren Zustande des Landes vor der französischen Occupation macht, ist wahr, und Rec. zweifelt nicht, daß Hr. M. auch gehört hat, wie viel das Land dem

Könige selbst unmittelbar zu danken hat. — 17 Kap. Von dem kurfürstlichen Hofstaat. Unbedeutend; aber auch nicht ohne mancherley Irrthümer, Mißverständnisse und schiefe Bemerkungen. — 18 Kap. Von der Gerechtigkeitspflege. Nach vorläufigen Betrachtungen über diesen wichtigen Zweig der Regierungsgewalt, und über die Organisation desselben in Frankreich im J. 1789, folgt eine in mancher Hinsicht undeutliche Darstellung der hannöverschen Gerichtsverfassung, der man es wohl anieht, daß Hr. M. die erhaltenen Materialien gar mächtig verarbeitet hat. Bey den Untergerichten nennt er nur die Patrimonial- (Stadt- und adeliche) Gerichte, und vergißt die der Zahl und auch größtentheils dem Umfange nach weit bedeutendern landesherrlichen Ämter. Er meint, die Unterthanen hätten in der Regel nur zwey Instanzen, und denkt nicht an das Oberappellations-Gericht. Die Einkünfte der hannöverschen Gerichtspersonen bestehen nicht bloß in den Sporteln. Wenn er übrigens Landbeamte, welche Pachtungen haben, schlechtweg „cultivateurs“ nennt: so dürften sich seine Landsleute darunter einen Dorf-Maire vorstellen, und folglich sehr irren, da alle Justizbeamte Rechtsgelehrte seyn müssen, aber eben nicht Doctoren der Rechte. Denn Hr. M. glaubt falschlich, daß dieser Grad von allen, die obrigkeitliche Ämter suchen, gefordert werde. — Über einen der wichtigsten Punkte — die eigentliche gerichtliche Ordnung — (die Leitung der Processe etc.) schweigt der Vf. — 19 Kap. Fortsetzung von der Justizverfassung. Von der peinlichen Rechtspflege. Das Begnadigungsrecht ist nicht, wie Hr. M. sagt, der Regierung in Hannover allein überlassen, und die Gründe, welche er anführt, warum der abwesende Landesherr es nicht ausüben sollte, sind unerheblich, und beruhen auf einer ganz unrichtigen Ansicht der Verhältnisse. — Von der Polizey hat Hr. M. keine deutlichen Begriffe. Was er daher von ihrer Verwaltung im Hannöverschen anführt, ist höchst unvollständig und oberflächlich. — 20 Kap. Von den Finanzen. Hr. M. hat dieses Kapitel, wie es scheint, absichtlich nicht sehr ausführlich behandelt, aus Delicatesse vielleicht, wie man aus dem Eingange zu schließen, geneigt seyn möchte. Rec. bemerkt daher nur, daß man in Gilberts Handbuch Theil 3 nicht viel weniger, und alles deutlicher und geordneter finden wird. Die landesherrlichen und landständischen Einkünfte, so wie die Ausgaben, sind durch einander geworfen. Die sämmtlichen landesherrlichen Einkünfte sind zu 4.250.000 Rthlr. angegeben. — Zur Erholung giebt Hr. M. noch eine Schilderung der Gegend um Hannover, wo die Leine fließt, die er in die Weser, statt in die Aller sich ergießen läßt. — 21 Kap. Die hannöversche Kriegsmacht. Keine Staaten sollten keine stehenden Heere haben. Cavallerie, Infanterie, Artillerie, Geniecorps, Miliz, Invaliden. Gewehrfabrik zu Herzberg. Stückgießerey zu Hannover. Keine Engländer dienen unter den Hannoveranern. — Man muß erwarten, welche Wendung das Schicksal, welches das

das achtungswerthe hannöverische Militär betroffen hat, nehmen wird: dies wird für den Statistiker mehr Interesse haben, als wie sein Zustand im J. 1803 war. Unter den kleineren Staaten ist vielleicht der hannöverische der einzige, der unter gewissen Verhältnissen mit wahrem politischen Nutzen ein stehendes Heer haben könnte. Was sonst ohne weiteren Zusammenhang die Kriegsmacht kleinerer deutschen Staaten hilft, hat uns aufs neue die Tagesgeschichte gelehrt. — Es ist unrichtig, daß man in Hannover kein Militär-Hospital hatte. — 22 und 23 Kap. Trophäen aus dem siebenjährigen Kriege, welche die Franzosen wieder erobert haben. Auszug aus der Geschichte des siebenjährigen Krieges. — 24 Kap. Bevölkerung und Ackerbau im Kurfürstenthum. Der Lindner Berg und das Dorf Linden. Innerer und auswärtiger Handel. Fabriken und Manufacturen. — Man sieht auch hier, daß Hr. M. die vorhandenen gedruckten Hilfsmittel nicht benutzt, und wahrscheinlich nur summarische Beyträge erhalten hat. Von der in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorgenommenen Messung scheint er nichts gehört zu haben. Daß in neueren Zeiten eine vollständige Zählung aller Unterthanen nicht Statt gehabt hat, ist richtig. Allein die Unbekanntheit mit dem Lande und der Landescultur, welche Hr. M. der hannöverischen Regierung vorwirft, folgt daraus nicht. Was derselbe über die Urbarmachung der vielen Haiden sagt, hat einigen Anschein. Allein er hat die vielen Hindernisse durch Gemeineigenthum und Dienstbarkeiten aller Art, wo eine geordnete Regierung nicht revolutionsmäßig durchgreifen kann, die häufigen Localhindernisse, und den großen Geldaufwand, welchen schnelle Fortschritte erfordern, nicht bedacht. Daß für die Verbreitung der Landescultur nach und nach viel geschieht — daß die Gemeinheittheilungen, durch den Landesherrn auf alle Weise befördert und begünstigt, im vollen Gange sind; daß in den Moorgegenden ganz neue Schöpfungen hervorgehen, daß die weisse Regierung, die nicht säen und andern zugleich will, nur unter den Eingebornen Colonisten sucht, und daß eben daher ihre Operationen zwar weniger Aufsehen erregen, als desto sicherere Erfolge versprechen — über alles dieses hätte Hr. M. leicht genaue Nachrichten einziehen können; und diese würden seinen Werke mehr statistischen Werth gegeben haben, als leere Declamationen über die öden Haiden Lüneburgs, die freylich gerade an der Heerstraße am ödesten sind, und tiefer in das Land hinein ist Hr. M. nicht gekommen. — Was Fabriken und Handlung betrifft: so verweist Rec. auf Hn. *Parjes Abriss*, den Hr. M. wohl nicht kennt, und wovon dem Publicum eine neue, bis auf die jetzigen Zeiten fortgehende Auflage gewiß willkommen seyn würde.

Dies ist der bey weitem wichtigere Theil der vorliegenden Reise. Rec., um nicht allzuweitschweifig zu werden, begnügt sich, von den drey letzten Capiteln bloß den Inhalt anzugeben, obgleich auch

hier noch manches zu berichtigen wäre. Kap. 25. Fürstenthum Osnabrück. Von den Alterthümern daselbst. Von den niedersächsischen Mineral-Wässern. Von den warmen Bädern zu Limmer. Kap. 26. Grenzen des Kurfürstenthums. Seine Gebirge; Waldungen, Flüsse, Klina. Naturmerkwürdigkeiten. Kap. 27. Der Harz. Von den alten sächsischen Gottheiten, die auf dem Harz verehrt wurden.

Nur noch ein Wort von der Übersetzung. Der Übersetzer beurtheilt das Werk im Ganzen richtig, und er hat wohl gethan, die schon oben bemerkten, zur Sache nicht gehörigen Gegenstände wegzulassen. Das leibnitzische Project zu einem Einfall in Aegypten steht übrigens nicht in Hn. *Feders Sammlung leibnitzischer Briefe*, wie der Übersetzer anführt. Die Übersetzung ist fließend und ziemlich getreu. Nur hätte der Verleger wohl gethan, wenn er einen des Hannoverschen kundigen Übersetzer sich zu verschaffen gesucht hätte. Dadurch würden Fehler, die das Original nicht hat, vermieden worden seyn. Z. B. S. 148 heist es: Rätbe, welche die kurfürstliche Kammer ausmachen st. geheime Cabinets-Rätbe. — S. 149 Kammer-Departement, wo der Vf. von den *bureaux* der Kammer redet, und anführt, daß in denselben Bürgerliche angestellt sind. Unter den Kammerräthen finden diese dergleichen keine Stelle. Überhaupt hätte das Buch durch Bearbeitung eines sachkundigen Übersetzers sehr gewinnen können, da allerdings eine gute Statistik der hannöverischen Staaten noch zu den frommen Wünschen gehört. So wie das Werk jetzt ist, verspricht der französische, und der deutsche Titel zu viel. Ms.

#### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KÖLN, b. Keil: *Biographie des doppelten Mordmörders, Pet. Jos. Schäffers, Pfarrers in Sennheim und Uffholz (im ehemaligen Elsass) nachher in Köln.* Zweyte und vermehrte Auflage. Mit seinem Portraite. 1804. 212 S. gr. 8. (1 Kthlr. 4 gr.).

Da Rec. die erste Auflage dieser Biographie nicht bey der Hand hat, so kann er auch nicht anzeigen, welches die hinzugekommenen Vermehrungen sind. Das Ganze zerfällt in 3 Theile. Den Anfang macht bis S. 8 eine Art von Vorrede, deren hochherfahrender Nonsens sich mit keiner Eile entschuldigen läßt. Nur eine Stelle aus ihr zum Beweise: S. 1 ff. „Peter Joseph Schäffers Name würde wohl nie aus dem Griffe der Unvergänglichen gekossen seyn, ein stiller, aber ein glückliches Dunkel würde über ihm wie über Myriaden seines Gleichen die ewige Zukunft hingelegen, an seinem traurigen Katafalke kein Wanderer mit Grausen und kaltem Schauer gewurzelt haben, seiner Thaten Gedächtniß in dem letzten Hauche seines ruhig zu Ende strömenden Lebens verloschen seyn; aber — so wollte es das unbegreifliche Fatum nicht. Ein einziger Moment, der unseligste aller seiner Tage, ein Moment, den das abtödtende Auge über den Sternen sah und beleuchtete, machte, daß er aus seiner mitternächtlichen Höl-

Hülle hervortrat, und hell und licht wurde“ etc. Auf die Vorrede folgt von S. 9—80 *Schäffers* eigene Lebensbeschreibung, die er während der Last zu köhn unterschrieb. Für das, was man eigentlich in ihr sucht, nämlich Angabe der inneren Ursachen des abscheulichen Verbrechens, ist wenig Ausbeute. Wo es auf die Erzählung desselben kommt, bricht die Selbstbiographie ab, und „die wenigen Worte, die darüber so kalt, so trocken, so hingeworfen, so unzulänglich niedergeschrieben waren, gleichsam als handele *Schäffer* einen ganz fremden Gegenstand ab,“ hat uns der Herausg. vorenthalten. Das Hauptinteresse dieser Selbstbiographie ist daher nur ein zufälliges, das mehr aus ihrem Auseren und Neben Umständen, als aus ihrem Inneren und der Hauptsache hervorgeht. *Schäffer* war ein abgefeimter Lügner und Betrüger, dessen Gefühle durchweg erlogen und erkünstelt waren, und so erscheint er auch in seiner Lebensbeschreibung. — Von S. 81 an bis zu Ende findet man Auszüge aus *Schäffers* Gedichten, Notizen über dessen Freunde, seine bürgerliche Rede bey der Einsetzung der neuen republikanischen Gesellschaft in Sennheim u. f. *Schäffers* Charakter und Denkungsart erhält dadurch manches Licht; nur für die Aufklärung des wahren Verhältnisses, in dem der Mörder mit den beiden Weibspersonen lebte, die er ermordete, dünkt Rec. nicht genug gethan. Am instructivsten wird die Schrift, wo sie das Untersuchungs-Verfahren erzählt, das besonders für diejenigen, die ähnliche Untersuchungen anzustellen haben, von großer Wichtigkeit seyn muß. Rec. ist dabey immer mehr überzeugt worden, daß von 20 Verbrechen, die unentdeckt geblieben sind, wenigstens 16 auf Rechnung der Nachlässigkeit und Ungeschicklichkeit der Criminal-Richter fallen. Auch in das feinste Gewebe der Bosheit schlägt der Zufall einen Faden ein, und wer ihn nur zu finden versteht, und sich die Mühe nicht verdrissen läßt, ihn zu verfolgen, wird gewiß das ganze Gewebe entwirren.

AN.

BERLIN, b. Quien: *Bildersaal seltener Selbstmörder. Ein Beytrag zur Beurtheilung der Sittlichkeit des Selbstmordes.* 1804. XX u. 171 S. 8. (12 Gr.)

Wenn es wahr ist, was der Herausg. S. IX behauptet, daß jeder Selbstmord nach einem besonderen Mafstabe gemessen seyn wolle, und daß es

Unrecht sey, die Moralität oder Unmoralität einer solchen Handlung nach allgemeinen Regeln zu bestimmen: so möchte sich wohl nicht leicht erklären lassen, wie eine Sammlung von Selbstmords-Geschichten auf irgend eine Weise zur Beurtheilung der Selbstentlebung, als einer Handlung überhaupt, beytragen könne. Der Zusatz des Titels: *Ein Beytrag* etc. scheint daher mehr ein Aushängeschild für die Käufer, als ein charakteristisches Merkmal der ganzen Sammlung zu seyn.

Was den Bildersaal selbst betrifft, so sind in demselben nicht mehr als fünf Geschichten von Selbstmördern, als eben so viel Gemälde, zu finden. Zwar sind die Schilderungen und Begebenheiten alle ganz leserlich vorgetragen; aber doch ist keine einzige Erzählung darunter, in welcher (was doch so nöthig wäre, um ein richtiges Urtheil zu fällen) der Gedanke des Selbstmords von seiner ersten Entstehung an bis zu seiner Ausführung in allen seinen verschiedenen Nuancen und Gestalten genetisch durchgeführt wäre. Freylich gehörten hierzu die alleroffenherzigsten Geständnisse der Selbstmörder selbst, die uns immer nur sehr wenige gethan haben, und, man kann hinzufügen, auch nur sehr wenige thun konnten. Gewöhnlich hängt sich der Gedanke des Selbstmords anfangs nur so leicht an die Seele an, daß sein Daseyn, als etwas sehr Flüchtiges und Unbedeutendes, fast gar nicht wahrgenommen wird, und in dem Augenblicke, da man ihn wahrnimmt, ist er vielleicht schon unausrechenbar fest gewurzelt. Geschieht es aber, was wohl bisweilen der Fall ist, daß der Gedanke des Selbstmords und die Ausführung desselben, wie ein Blitz, aus der Gewitterwolke des Gemüths herausfährt, so läßt sich darüber vollends nicht viel sagen.

Es wäre zu wünschen, daß der Herausg. die Quellen angezeigt hätte, aus welchen er seine Erzählungen geschöpft hat, und dann auch, daß er seinem Versprechen besser nachgekommen wäre, und die psychologischen Gründe, nach seiner Ansicht, mehr entwickelt hätte. — Den Beschluß macht von S. 144 an eine Abhandlung: „Über den Einfluß des Sensualismus d. h. des Hanges, nur aus sinnlichen Antrieben zu handeln, auf den Selbstmord, die zwar ihren Gegenstand nicht erschöpft, aber doch manche zu beherzigende Wahrheit enthält.

AN,

## K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) *Cythere: Amor's Staatsgeheimnisse; gegründet auf Menschenkenntniß und Erfahrung.* 1804. 94 S. 8. (8 gr.)

2) Leipzig, b. Graffé: *Das Treibhaus. Eine Schrift für bürge Jünglinge und junge Greise.* Erste Fortsetzung. 1805. 197 S. 8. (18 gr.)

In beiden Schriften soll dem Liebenden, dort im feineren hier im größeren Sinne, unter die Arme gegriffen werden. Der Vf. von Nr. 1 stellt 42 Maximen auf, durch deren Befolgung man in den Stand gesetzt werden soll, Liebe zu erwerben und zu erhalten. Sie enthalten viel Wahres. Der Vf. von Nr. 2 hat es mit Gegenständen der gröberen sinnlichen Lust zu

thun, und läßt sich darüber mit unter etwas plump und unverschämmt heraus: auch spricht er von Dingen, die man eher unterdrücken, als ans Licht ziehen sollte.

id.

Berlin, b. Matzdorff: *Abwechselungen. Ernsthaft, komisch, während, sinnreich, nützlich. Ein Ersatz für Romane.* 1805. 234 S. 8. Mit einem Titelkupfer. (1 Rthlr.) Wenn auch hier für nichts sonst gesorgt ist, so ist es doch für die Abwechslung in jeder Hinsicht geschehen. Man liest hier Erzählungen, Anekdoten, Schilderungen u. f. Daß es übrigens keine Kunst sey, aus zehn Büchern das erste zusammenzuschreiben, wird der Vf. wohl selbst am besten wissen.

x. o.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 N O V E M B E R, 1805.

## P Ä D A G O G I K.

*Über Oliviers ortho-epo-graphisches System.*

So lange auch die authentische Erörterung des Olivierschen ortho-epo-graphischen Systems zurück blieb, so wenig liefs man es dennoch an Schriften dafür und dawider fehlen. Natürlich konnte, auch bey der ruhigsten Erwägung, kein befriedigendes Resultat gezogen werden, da es an hinlänglichen Datis fehlte. Gewohnt ein jedes Ding mit dem Mafsstabe zu messen, den man sich durch seine eigene Thätigkeit erworben, pflegt man leider jede Neuerung, welche ein anderes Mafs erfordert, so lange zu verkennen, bis der neue Messer selbst einen jeden zum beliebigen Gebrauch gegeben ist. Wir wollen mit Olivier nicht rechten, warum er nicht vor allein anderen dafür sorgte, und dann erst jedermann zur ernstlichen Prüfung auffoderte; wir wollen seine Gegner, die ihm deshalb sehr unzweydeutig ihre Unzufriedenheit zu erkennen geben, nicht in Schutz nehmen. Aber Entschuldigung verdienen diese ohnfehlbar in eben dem Grade, als jener die schuldigen Rücksichten auf das Publicum aus den Augen setzte. Man kann nicht prüfen, wo es nichts zu prüfen giebt, und nichts versuchen, wo man nicht weifs, was zu versuchen ist. Hätte Olivier seine Theorie einige Jahre früher erfolgen lassen, darauf seine praktischen Versuche gegründet und mit Ruhe die Resultate für sich sprechen lassen: so wäre manches öffentliche Ärgernifs, zu nicht geringem Vortheil der Sache, ohnfehlbar unterblieben.

Doch wir wenden uns lieber zu dem hin, was wir nunmehr empfangen. Die theoretische Seite seines Systems finden wir vollständig entwickelt in dem theoretischen Theile seines längst versprochenen Elementarwerks. Der Titel ist:

DESSAU, in der Schulbuchh.: *Ortho-epo-graphisches Elementarwerk, oder Lehrbuch über die in jeder Sprache anwendbare Kunst, recht sprechen, lesen und recht schreiben zu lehren.* Von F. Olivier. Erster theoretischer Theil. 1804. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Werk besteht aus drey Theilen: 1) *Versuch eines Vernunftbeweises, dass die Lautmethode für eine vollkommene naturgemäfsse und gründliche Leselehre anzuerkennen sey.* (Ohne Vorr. 62 S.) 2) *Commentar zur tabellarischen Übersicht dieses Systems und der* J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

*darauf gegründeten Methode recht sprechen, lesen und recht schreiben zu lehren* (96 S.) 3) *Versuch einer vollständigen Analyse der Tonsprache und ihres Mechanismus, nebst (der) Theorie der artikulirten Töne oder Sprachlaute.* Mit 2 Kupf. (216 S.)

Der Beurtheiler eines sich als neu und allgemein nützlich ankündigenden Systems hat die doppelte Pflicht auf sich, es selbst prüfend darzustellen, und die eigene Darstellung des Urhebers zu beurtheilen. Ohne uns daher an die Ordnung und Darstellungsweise des Vf. zu binden, halten wir es fürs beste, das Ganze, so wie wir es aufgefasst haben, wiederzugeben: damit wir nicht unseren Lesern abgerissene Fragmente vorzuwerfen und selbst an einzelnen Brocken zu nagen scheinen; diefs um so mehr, je weniger sich die Darstellung des Vf. durch Anzüglichkeit zu empfehlen geeignet seyn möchte. Einige mehr das Detail betreffende Bemerkungen mögen zuletzt folgen.

Wir fassen das Ganze von zwey verschiedenen Gesichtspunkten, nämlich von der philosophisch-pädagogischen und psychologisch-didaktischen Seite. In der ersten Hinsicht betrachten wir die Sprache an sich als Gegenstand des Unterrichts; in der zweyten berücksichtigen wir die Beziehung derselben auf das sprechende Subject, und die naturgemäfsse Art und Weise, wie sie sich in demselben erzeugt.

Die Sprache ist der Inbegriff aller geistigen Thätigkeiten des denkenden Subjects objectiv dargestellt. Die Acte des Denkens sind absolut innere, und liegen als solche jenseits der Grenze des Wahrnehmens. Sie können daher an und für sich selbst nie Gegenstand unserer Erkenntnifs werden; es sey denn, dass sie durch etwas Äusseres vernünftlich erscheinen; und dieses Vernünftlichungsmittel im Allgemeinen, ist die Sprache. Das Innere erhält allezeit nur durch ein Äusseres für uns Realität, und das Äussere durch das Innere sein Daseyn. Daher giebt es kein Denken ohne Sprache und keine Sprache ohne Denken, eben so wenig als es ein Bedingtes ohne Bedingung und umgekehrt geben kann. So wie es daher eine allgemeine Übereinstimmung der Gesetze des Denkens giebt, so giebt es nicht minder einen allgemeinen Grund-Charakterzug aller Sprachen. Alle sind nur das Äussere der inneren Veränderungen. Deshalb kann es auch nur ein nothwendiges Band aller Sprachen und Zungen geben; alle müssen sich nach Einem Gesetze erzeugen. Nothwendig ist eine jede Sprachej Gedankenhülle. Aber nicht nothwendig ist sie an den Schall gebunden.

den. Die Tonsprache ist hinwiederum *nicht* nothwendig an bestimmte organische Operationen gefesselt, sie ist als Sache des Organs und etwas Auseres überhaupt völlig *willkürlich*. Das letztere ist sie aber nur insofern, als durch eine allgemeine Übereinkunft noch nicht mit einem bestimmten Laute ein eben so bestimmter Gedanke verbunden ist. Sobald dieses geschehen, so hört dadurch das Willkürliche von selbst auf, und dann ist ein jeder Complexus von Lauten die Hülle eines nothwendig bestimmten Gedankens. (Vergl. Nr. 2 S. 8—27.) Eine vollständige Darstellung der Gesetze, auf welche sich der Sprachmechanismus gründet, würde sonach eine vollständige und zugleich rein praktische Logik seyn; und eine vollständige und zusammenhängende Auseinanderfetzung der Regeln des Sprachmechanismus würde eine vollständige allgemeine Grammatik geben.

Die Tonsprache bietet unserer Betrachtung in zweyfacher Hinsicht ein sehr reiches Feld dar. Entweder wir können hier den Ton, oder die Hülle der Gedanken allein beachten; oder wir können den Inhalt derselben d. i. das Bezeichnete selbst auffassen. In dem ersteren Falle müssen wir durch Analyse die einzelnen Bestandtheile der Tonsprache aufsuchen; in dem letzteren liegt es uns ob durch dieselbe Operation ein jedes einzeln bezeichnete zu scheiden von einer ganzen Gedankenreihe, und für sich selbst zu beachten. Dadurch gelangen wir zu den Elementen der Sprache. Haben wir diese gefunden, so können wir durch Synthesis die ganze Tonsprache aufbauen. Sie wird dann als Produkt unserer eigenen Thätigkeit aus uns hervorgehen, und sich eben deswegen in uns selbst zu einem System bilden. Da sich *Oliviers* System nur über den organischen Theil der Sprache verbreitet, so ist es uns hier auch nicht gestattet, darüber hinauszugehen. Ohne die psychologisch-historische Genealogie der Tonsprache weiter zu verfolgen, der es allerdings nicht an Interesse fehlen könnte, nehmen wir Letztere, wie wir sie finden. Hier müssen wir zunächst gänzlich den Sinn oder den Inhalt der Sprache beiseitigen, und uns bloß an ihr Tonwesen halten. Indem wir dieses thun, so ersieht uns die Sprache als ein künstlich zusammengesetztes Gebäude von organischen Lauten. Wollen wir den Mechanismus desselben näher kennen lernen, so müssen wir die einzelnen Bestandtheile des Ganzen aufsuchen, und in unser Bewußtseyn auffassen. Diese müssen aber absolut einfache Laute seyn, die uns weiter keine Zergliederung mehr gestatten. Sie machen die Elemente der Tonsprache aus, deren Complexus ein vollständiges allgemeines Sprachalphabet giebt. Daher werden in Ansehung ihrer *Lautelemente* alle Sprachen übereinstimmen. Die Verschiedenheit der Sprachen kann sich in Ansehung des Tons nur auf die Art der Verbindung erstrecken. Der ganze Unterschied der Sprachen läßt sich daher nicht über folgende drey Fälle ausdehnen. a) Es können mit einem und demselben willkürlichen Laut mehrere ganz verschiedene Vorstellungen associirt seyn. b) Es

kann mit ganz verschiedenen Sprachlauten eine und dieselbe Vorstellung verbunden werden. c) Es können in Ansehung des Organischen gleiche Sprachlaut Elemente ganz verschiedene Sprachtoncombinationen oder Wörter bilden. Diese Combination der Sprachlautelemente ist bey einer jeden Sprache anders, und läßt sich bis ins Unendliche fort mannichfaltig denken; sie wird daher nie ganz erschöpft werden. (vergl. Nr. 1 S. 35 f. mit Nr. 2 S. 19 f.)

Die Tonsprache ist, als solche, Sache des Gehörs. Für das Gehör läßt sich ohne Beyhülfe eines höheren Vermögens kein Gegenstand als bleibend fixiren, sondern dieser Sinn ist ein dynamischer, der in Ansehung des Auseren, immer mehr das Wechselnde als das Bleibende andeutet. (vergl. Nr. 2 p. 12 f.) Auffassen kann man zwar das Gehörte ins Gedächtniß und behalten, aber nicht mit Zuversicht es gegen Vergesslichkeit verwahren. Denn das Innere ist in einem beständigen Wechsel, und vorhandene gewesene Vorstellungen lassen sich nur reproduciren. Nun erfolgt aber eine jede Reproduction unter anderen Umständen; sie kann daher nie in allen Punkten ganz gleich ausfallen. Diese und noch andere äußere Umstände mehr, machen es, daß die Sprache so lange noch unvollständig ist, als ihr Tonwesen noch nicht von Neuem objectiv gemacht worden ist. Die Objecte allein tragen, als solche, den Stempel des Beharrlichen an sich. Was einmal in einer bestimmten Form und auf eine bestimmte Weise objectiv geworden ist, das kann, ohne seine Individualität zu verlieren, sich nicht umformen. Sobald also der Ton durch etwas Auseres fixirt ist, so ist er gegen die eben erwähnten Unbequemlichkeiten gesichert. Dazu kommt noch, daß der Sinn des Gesichts uns die Vorstellungen am deutlichsten giebt, und eben deswegen dem Gedächtniß am besten zu Hülfe kommt. Daher ist es die Buchstabenschrift, welche der Sprache die höchste Vollendung geben kann, weil durch sie nur ein jedes Ton-Sprach-Element allein bezeichnet und folglich auch ins Bewußtseyn gefaßt wird. Auf diese Weise verhält sich die Buchstabenschrift zur Tonsprache eben so, als sich diese zu den Vorstellungen verhält, nämlich wie das Zeichen zu dem Bezeichneten. (Vergl. Nr. 1 S. 28 f.)

Ihrer Natur nach erfordert die Tonsprache, sobald sie sichtbar dargestellt werden soll, für einen jeden besonders wahrnehmbaren Ton auch ein besonderes Zeichen. Die Laute selbst sind hier das Objectiv, folglich auch das Unwillkürliche: die Zeichen hingegen sind das Zufällige und Willkürliche, insofern sie nämlich nur objectivirte Laute sind. Es kann daher eine jede Sprache ihr eigenes Alphabet oder ihre eigenthümlichen Zeichen haben. Sobald sich aber das Objectiv, d. i. hier der Sprachlaut, mit dem Zeichen durch Ideenassociation gleichsam assimilirt hat, so ist dasselbe eben so wenig mehr willkürlich als der Ton, sobald mit ihm eine Vorstellung sich verbunden hat. Mit der Ansicht eines bestimmten Sprachzeichens erwacht in uns nun



nun auch zugleich die Vorstellung des durch ihn bezeichneten organischen Lautes, und dadurch erst die Vorstellung. Wir müssen diesem zufolge bey dem Lesen allezeit die Schriftsprache in die Tonsprache, und diese dann erst in Begriffe umsetzen. Je geübter aber der Leser ist, desto näher rücken diese Übertragungen an einander, bis endlich die mittelbare Verbindung gänzlich zu schwinden scheint, und der Lesende in den Zeichen gleichsam lauter Vorstellungen sieht. In dieser Beziehung ist die Fertigkeit des Lesens keinesweges so gleichgültig, als man wähnen kann. Denn je unmittelbarer und ungehinderter die Außenwelt mit der Inneren verbunden wird, desto leichter gehen beide in einander über; und je näher das Reich der Objecte dem Subjecte gebracht wird, desto leichter setzt sich die sichtbare Welt um in ein System von Begriffen, wodurch ihr für uns das Leben eingehaucht wird, das ihr jenes Interesse und die große Bedeutung giebt, die nur der höher Gebildete faßt.

Lassen wir uns die Mühe nicht verdriessen, dem Mechanismus der Tonsprache näher noch auf die Spur zu kommen. Wir haben dabey vornehmlich zweyerley zu berücksichtigen: diejenige Eigenschaft nämlich, welche denselben vor das Forum des Gehörs bringt, d. i. den Schall selbst, und die Operationen der Organe, welche zur Hervorbringung desselben erforderlich sind. Bekannt ist es, daß sich der Schall erzeugt durch eine Vibration der Luftstriche, welche durch einen Stoß oder irgend eine Pressung der Luft entstehen. Bey der Erzeugung eines Sprachlauts bewirkt zunächst die Zusammenziehung der Lunge jenen Luftstrom, der sich durch die Glottis hindurch zieht und, wofern kein Hinderniß in den Weg tritt, zum Munde gerade auströmt; wie dies bey dem gewöhnlichen Athemholen geschieht. Tritt aber irgend ein Hinderniß entgegen, so entsteht eine Erschütterung der Luft, welche die objectiv Bedingung des Schalls ist. Wird das Stimmbälgen dabey in Schwingung gebracht, so entsteht ein Ton, der bey der Sprache aber durchaus als das Zufällige anzusehen ist, da er nicht den geringsten Einfluß auf die Modulation, noch viel weniger auf die Bildung der Sprachlaute hat. (Nr. 3 S. 20 Anm. S. 21 und 22.) Die Sprachorgane theilen sich vornehmlich in *innere* und *äußere*. Zu den ersteren gehören die Lunge, die Luftröhre, der Luftröhrenkopf, das Stimmhäutchen, welches die Stimmritze bildet. Die äußeren Sprachorgane sind der directe und indirecte Hauchkanal. Der erstere faßt in sich den Mund, die Wölbung samt den beweglichen Theilen, den Lippen, dem unteren Kinnbacken, der Zunge, dem Zäpfchen und dem Gaumensegel. Letzterer ist die Nase samt ihren Wänden. (Nr. 3 S. 8.) Die Wechselwirkung aller der genannten Sprachorgane faßt den ganzen Umfang der Sprachlaute in sich. Wollten wir alle Modulationen derselben mit in Anschlag bringen, so würde es hier eine unendliche Mannichfaltigkeit geben. Allein, so wie es zur Harmonie in der Musik wesentlich gehört, bestimmte gleich weit

entfernte Abstufungen festzusetzen, so ist es auch zur genaueren Bezeichnung der Sprachlaute nöthig, gewisse Grenzen zu bestimmen, innerhalb welcher man die organischen Operationen fixiren kann. (Nr. 3 S. 17 f. S. 118 Anmerk.) Es kann nicht fehlen, daß alle einzelnen Modulationen bey verschiedenen Völkern vorkommen müssen, und deshalb können wir eben nie haarscharf die Lautmodulationen der einen Sprache mit denen einer anderen vergleichen. Deswegen hält es so unendlich schwer, in Hinsicht der Sprache sich völlig zu entnationalisiren.

Strömt die Luft durch den directen Hauchkanal ungehindert so aus, daß sie sich durch mannichfaltige Vibrationen zu einer resonanzartigen Form bildet: so entsteht dadurch ein immer sich gleichbleibender Ton, den wir mit dem Namen eines Vocals belegen. Wird dieser Luftstrom durch das Dazwischentreten anderer Organe zu divergirenden Richtungen gezwungen: so entsteht, in Beziehung auf das eben genannte freye Ausströmen, ein unvollständiger organischer Laut, der erst in Verbindung mit einem vollständigen ein organisches Ganzes ausmacht; weshalb man es mit dem nicht ganz richtigen Namen, eines Consonanten belegt. (Nr. 3 S. 19 vergl. mit S. 81 f.)

Bey den Vocallauten findet also keine Flexion, sondern nur eine Vibration der Luftstrahlen Statt. Ausgepreßt muß aber auch hier dennoch die Luft nothwendig werden. Bleiben alle Organe in einer natürlichen Stellung, oder geschieht das Ausströmen der Luft so, daß die Luftstriche sich nach dem Ausströmen aus der Glottis nicht zertheilen, sondern parallel zu dem directen Hauchkanale sich hinaus ziehen: so werden wir einen Stoß der Luft und einen Laut vernehmen, der sich gleichsam außerhalb der Sprachorgane bildet, und einzig die Folge des eben genannten Concentrirens der Luftstrahlen ist. Verbinden wir damit einen Ton, so wird es kein anderer seyn können, als das tiefe *e* (in der Endfylbe z. B. Au — *e*). Seiner Allgemeinheit und der geringen Vorkehrungen wegen, welche er erheischt, kann er als die Naturlautform angesehen werden, die sich unwillkürlich einfindet, sobald irgend eine Lungenexplosion, z. B. bey dem Stöhnen, erfolgt. Alle Vocale bilden sich gleichsam aus ihm, indem diese die Luft, welche in der natürlichen Form bis zur Öffnung der Glottis hinströmt, gleichsam aufnehmen und auf diese Weise diesen Naturlaut abforbiren. (Nr. 3 S. 141 und 142.) Er selbst schwindet als Laut, sobald die Parallelität der Luftstrahlen aufgehoben wird. (Nr. 3 S. 55 — 73.) Ist die Ausbreitung des Mundes am weitesten, so daß die Luftstriche gleichsam in einem rechten Winkel aus der Glottis in den Mund treten können: so entsteht ein eigener, seiner Quantität nach am vollsten tönender Vocallaut, *a*. (vergl. Nr. 3 S. 31 Tab. II Fig. I Tab. I Fig. I.) Wird bey derselben Mundstellung die Zunge an den Gaumen näher angerückt, so entsteht ein etwas modificirter Laut, *ä*, welcher daher nur als Umlaut von *a* anzusehen ist. Wird der Winkel verengert, die Mundöffnung

öffnung durch Zusammenziehung der Lippen länger und schmaler, so entsteht ein höher klingender Ton *e* mit seinem durch dieselbe vorhin beschriebene Operation zu bewirkenden Umlaut *i*. (vergl. Tab. II Fig. II No. 3 S. 37—44.) Auf diese Weise bildet sich in einer getheftenen Stufenleiter folgende Vocalreihe, welche nach der Verengerung des Winkels, in welchem die Luft aus der Glottis in den directen Hauchkanal tritt, geordnet ist: 1) *e* (dieser hat als Naturlaut keinen Umlaut.) *a* *ä*, *e* *i*, *o* (in *O*ffen) *ö* (östlich), *o* *h* *ö* *h*, *u* *ü*. Will man nun zwey solcher Vocale möglichst gleichzeitig aussprechen, so muß man den Mund nothwendiger Weise so schnell als möglich, aus einer Stellung in die andere bringen. Liegen diese beiden Töne nicht unmittelbar neben einander, so wird man die dazwischen liegenden Töne natürlich durchlaufen müssen, ohngefähr eben so, als man bey einem Saiteninstrumente alle Mitteltöne durchlaufen muß, sobald man von einem Ton zum andern durch ein Hin- und Herfahren des Fingers übergeht; so wird man bey *au* die ganze Reihe der Vocale mit Ausnahme der Umlaute durchlaufen müssen. Diefes ist der eigenthümliche Charakter der Doppellauter, deren es in unserer Sprache drey giebt: *au* *aeu* *eu* *ai* *ei*. Nr. 3 S. 74—81.)

Wir gehen zu den Consonanten über. Auch sie erfordern zu ihrer Erzeugung einen Luftstrom, der aus der Lunge unmittelbar durch den directen Hauchkanal sich zieht, und nur durch eine mindere Pressung und den gänzlichen Mangel eines Stosses von dem *e* unterschieden ist. Diesen Lungenlaut finden wir mit *h* bezeichnet. Er ist für die Consonanten eben das, was das Schwa für die Vocale ist. Da er alle Eigenschaften eines Vocalelauts an sich trägt, so hat man ihn mit Unrecht in die Reihe der Consonant-Laute gesetzt. Gerade dieser Ton ist es, den wir vernehmen, wenn wir ungezwungen athmen. Aber als organischer Laut ist er nicht selbstständig, weil ihm die Form gebricht, die er erst durch den oben beschriebenen Naturlaut *e* empfangen kann. (Vergl. Nr. 3 S. 109 f.) Wenn dieser Hauch durch den Verschluss der Lippen gehindert wird, zu dem directen Hauchkanal hinauszuströmen, so daß er genöthigt ist, durch den indirecten sich seinen Weg zu bahnen: so entsteht eine besondere Modulation des Hauchs, oder ein Sprachlaut, den wir mit *m* bezeichnen. Verschließen wir aber auch den indirecten Hauchkanal, so entsteht eine völlige Hemmung des Luftstromes vermittelt der Lippen. Läßt man die Luft durch eine plötzliche Öffnung der Lippen hinaus, so entsteht eine Lippenexplosion, oder ein Lippenknall *b* und *p*. Die Hemmung wird dann entweder gar nicht oder durch ein verdoppeltes *p* bezeichnet. So ist in dem Worte *Lip-pe* die Hemmung in der ersten, und die Explosion in der zweyten Sylbe. (Vergl. Nr. 3 S. 84—86 und S. 98—100 mit S.

135—138 S. 144—147.) Wird dieselbe Hemmung des Luftstromes mit der Zunge so bewirkt, daß ebenfalls die Luft einen Ausweg durch den indirecten Hauchkanal suchen muß: so entsteht der Nasenlaut *n*, und wenn die Explosion durch den directen Hauchkanal gestattet ist, der Zungenknall *d* oder *t*. Mit der Zungen-Hemmung hat es hier dieselbe Bewandniß als mit der Lippenhemmung. Legt die Kehle dieses oben genannte Hinderniß in den Weg, so entsteht bey dem Ausströmen der Luft durch den indirecten Hauchkanal ein organischer Laut, für den uns ein eigenthümliches Zeichen fehlt, und den wir, vermöge einer unflathhaften Verwechselung mit dem Zeichen *n* belegen. Wir vernehmen ihn in den sogenannten französischen Nasenlauten *an*, *en*, *on* etc. (*Angel*, *Enkel*, *Onkel* etc.) Erfolgt die Explosion durch den directen Hauchkanal, so entsteht der Kehlknall *g* (in *Got*) oder *k*. (Vergl. Tab. I. Fig. 6. mit Nr. 3 S. 84 und 135 f.) Die Stufenfolge dieser Sprachlaute von der geringsten Mundöffnung bis zur weitesten ist hier *h*.

<i>m</i>	<i>n</i>	<i>ng</i>
<i>bp</i>	<i>dt</i>	<i>g'k</i>

Wenn das Ausströmen der Luft zwar nicht gänzlich verhindert, aber durch das Dazwischenwirken verschiedener Organe dennoch mannichfaltig flectirt wird: so werden ebenfalls verschieden modificirte Sprachlaute zum Vorschein kommen, die aber ein mehr oder minder scharfes, ein härteres oder sanfteres Säufeln als eigenthümlichen Charakter an sich tragen müssen. Erfolgt dieses Hinderniß durch ein sanfteres Zusammenziehen der Lippen, so entsteht der bebende und weichste mit einer Vibration verbundene Laut *w*. Legt man die Untertippe schärfer an die Zähne, so entsteht ein concentrirteres sonst ganz gleichartiges Säufeln, welches man mit *f* bezeichnet. Wenn sich die Zunge so an die Zähne legt, daß sie durch das Ausströmen der Luft in eine gelinde Schwingung geräth, so entsteht dadurch ein gelindes Summen *s*. Bleibt die Schwingung weg, so wird daraus das schärfere *ss*. Durch das Anlegen der Zunge an den Gaumen werden die Luftstrahlen so flectirt, daß wir, wenn eine Schwingung statt findet, den Laut *g* (in *lege*) und ohne Schwingung *ch* (in *sprechen*) vernehmen. Zieht sich die Zunge im Munde noch weiter zurück, so daß ihre convexe Seite sich leise an den Gaumen legt, so entstehen die Laute *g* (in *Orange*) und *sch*. Die tiefste Zurückziehung der Zunge wird zur Hervorbringung des Kehlsummers *g* (in *Wage*) und *ch* (in *schwach*) erfordert. (Vergl. Tab. I Fig. 8 mit Nr. 3 S. 118 f.)

Der Unterschied zwischen harten und weichen Consonanten wird mit Unrecht gewöhnlich in einem stärkeren oder schwächeren Ansprechen desselben gefunden. Das Charakteristische derselben beruht vielmehr in der mit einem dumpfen Tone begleiteten Schwingung derjenigen Organe, welche vorzüglich zur Hervorbringung desselben mitwirken. (Nr. 3 S. 119.)

(Der Beschlus folgt.)

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 N O V E M B E R, 1805.

## P Ä D A G O G I K.

*Über Oliviers ortho-epo-graphisches System.**(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Noch manche auch in wissenschaftlicher Hinsicht fruchtbare Bemerkung müssen wir umgehen, um die psychologisch-pädagogische Ansicht nicht unberührt zu lassen. Es ist hier vornehmlich das Verhältniß der Sprache zu dem sprechenden Subjecte zu berücksichtigen.

Wir bemerken folgendes. In dem Kinde findet sich unabhängig von allen äußeren Verhältnissen das Bedürfnis, die inneren Bewegungen des Gemüths äußerlich darzustellen, und auf diese Weise den Sinnen gleichsam vorzuführen. Dies Bedürfnis ist viel früher da als eine jede Sprache; daher wird sich ein jeder Mensch, auch wenn er nie in Gesellschaft mit anderen träte, seine eigene Sprache bilden. Dazu wirkt noch das äußere Bedürfnis der Mittheilung, das um so stärker ansprechen muß, je schwächer und abhängiger sich der Neugeborene fühlt. Daher ist auch hier immer das Äußere der Ausdruck des Inneren. Je mehr innerer Reiz, desto schneller und bestimmter die Sprache; je mehr und je unaufgeforderter die äußeren Bedürfnisse des Kindes befriedigt werden, desto geringer ist die Aufforderung zur Selbstmittheilung. Hier tritt die Erziehung als Kunst zuerst in ihre Rechte. Das Kind findet aber die Sprache schon objectivirt, und die Äußerungen innerer Veränderungen schon in eine bestimmte Form gegossen. Daher kann es die Sprache nur erlernen. Eine tiefer eingehende, hieher aber nicht gehörige, Analyse würde den Zusammenhang auffinden, in welchem die Sprachentwicklung mit der gesamten Menschenbildung steht, und in welcher Stufenfolge sie von der Bezeichnung des äußerlich Wahrgenommenen übergeht zu dem reinsten Ausdruck der inneren Thätigkeit, oder der Darstellung der Begriffe.

Auf diesem Wege erlangt das Kind seine Sprache, die aber für dasselbe gegenwärtig nichts ist und seyn kann, als eine subjective Fertigkeit, seine inneren Veränderungen äußerlich darzustellen. Soll es mit Bewußtseyn sprechen, so wird erfordert, daß sie ihm auch objectiv werde, damit er mit Freyheit sie sich erschaffe, und als sein eigenes Werk behandle. Dies wird nicht anders geschehen können als durch eine vollständige Analyse und Syn-

thesis der Sprach-Ton-Elemente. In der Natur geht das Bezeichnete seinem Zeichen voran; da nun die Sprache in Beziehung auf das Innere nur Zeichen ist, so muß auch ihr Inhalt, d. i. Vorstellungen, ihr selbst vorangehen. Wird sie aber objectiv: so tritt sie dadurch selbst in das Prädicat des Bezeichneten ein. Ihre Zeichen sind dann die Buchstaben (Nr. 1 S. 29 ff. Nr. 3 S. 184 und 185). Es ist leicht einzusehen, daß der Zögling unmöglich die Zeichen verstehen könne, wofür ihm das Bezeichnete noch unbekannt ist. Ohne vorhergegangene Sprachanalyse, und ohne das Auffassen der einzelnen Momente in der Tonsprache, sind daher die Buchstaben für das Kind ohne Sinn. Ein jedes hörbare Sprachelement muß aber auch in seiner Verbindung schon angeschaut seyn, sonst fehlt ihm hinwiederum die Beziehung. Denn kein Element ist an sich etwas, sondern in Verbindung mit anderen hebt es sich erst zur Individualität. Daher muß es auch zuerst in Verbindung mit anderen wahrgenommen, und dann erst daraus abgeleitet seyn. So legitimirt sich auch hier der Gang als vernunft- und naturgemäße.

Sind die Elemente abstrahirt, und mit eben so viel Klarheit als Sicherheit aufgefaßt: so hängt es dann ganz von uns ab, sie selbstthätig zu combiniren; es hängt von uns ab, die einzelnen Wörter durch mannichfaltige Zusammensetzungen ihrer Elemente selbst zu bilden. So verstaten uns die drey Elemente a. d. r. folgende wirkliche Sprachlaut-combinationen. *rad*, *ard* (*Eduard*), *dar* (z. B. *darf*), *dra* (*Draht*.) Diese Übung ist rein elementarisch, von welcher Seite sie auch angesehen werden mag. Sobald also die Elemente abstrahirt sind, so müssen die Übungen folgen. Dadurch wird ein jedes Element eben wiederum etwas Objectives. Haben wir nur erst das Object, so wird uns das Fixiren desselben für den Sinn des Gesichts nicht sonderlich mühevoll dünken. Es kommt nur darauf an, ihm diejenige Qualität zu geben, welche dieser Sinn als unerlässliche Bedingung fordert, nämlich die Form. Dies und nichts anderes ist die Buchstabenschrift. Ein jedes Sprachelement muß nun auch sein eigenenthümliches Zeichen haben, dessen Form völlig willkürlich ist. Auch hier giebt es für den Zögling nichts mehr zu erfinden, sondern nur das schon Vorhandene zu lernen. Nichts desto weniger muß ein jeder so geleitet werden, daß er denselben Gang des Erfinders wandle, und selbst die Wahrheit finde, (vgl. Nr. 2 S. 43 ff. und Nr. 1 S. 91 ff.) Die vollständige Analyse der Tonsprache, und der naturgemäße

Xx

mäße

mäße Gang ihrer Ausbildung und Entwicklung ist hier die Hauptsache, und wir können daher eben so wenig begreifen, warum man gerade diesen Hauptzug der Olivierschen Methode übersehe, oder wohl gar als überflüssig verurtheile, als wir es befremdend finden, daß man sich gegen die vermeintliche Einführung eines *Schwa's* auflehnen konnte. Dieser Laut kann in keiner Sprache fehlen, da er die Bedingung der Erzeugung eines Vokals in sich faßt. Ein jedes Element soll überdies vollständig und als für sich selbst bestehend fixirt werden. Man versuche es also, ein *b*, *p*, *d*, *t*, *g*, *k*, und andere Buchstaben rein auszusprechen ohne diesen Naturlaut, es wird natürlich niemanden gelingen! Eben weilsich dieser Laut in einem jeden Vokal auflöst, so ist er die natürliche Stütze der Consonanten, und der natürliche Stellvertreter eines jeden Vokals, vor deren keinem er sich behaupten kann, sobald man nicht seinen Organen Gewalt anthut. Da der Ton in der Sprache etwas sehr zufälliges ist, so kommt es gar nicht darauf an, ob er laut oder leise ausgesprochen werde. Das Betönen ist indeß der deutlicheren und bestimmteren Aussprache eben sowohl, als des sichern und bestimmteren Auffassens wegen notwendig. — Eben so gründet sich der Einwand der Weitläufigkeit, welchen man besonders gegen die Oliviersche Buchstaben-Tablatur erhoben, unseres Bedünkens, auf ein Mißverständnis. Denn ein vollständiges Sprach-Laut-Alphabet war aus den oben angedeuteten Gründen unerlässlich. Dem Zöglinge mußte dieses gegeben werden. Da es uns aber an einer hinlänglichen Summe von Zeichen fehlt, und anderer Seits auch das sichtbare Sprach-Alphabet nicht genau genug ist, so muß dieses auf irgend eine Weise ersetzt werden; und wir zweifeln, daß sich ein besseres Mittel finden werde, als die Localisirung; vermöge welcher auch zugleich ein allgemeines für alle Sprachen gültiges Alphabet sich aufstellen läßt. Sind die Zeichen erkannt, so ist auch das Lesen dadurch von selbst schon gelernt. Nur die Wechselwirkung der Laut- und Zeichen-Combinationen wird durch mehrfache Übungen noch zur Fertigkeit zu bringen seyn. Daher ist es eine der wesentlichsten Übungen, nach der deutlichen Einsicht des Einzelnen auch den Totaleindruck eines jeden Wortes auffassen zu lehren.

Daß sich hier ein jedes Glied an das andere reihe, wird ein jeder leicht ahnden, und nur dieses ist das richtige Maß für den Werth einer Methode. Der Elementarunterricht soll in Concreto dasselbe darstellen, was in Abstracto der menschliche Geist lebenslänglich zu thun hat. Wer sich nicht zu dieser Totalansicht zu erheben vermag, der wird schwerlich den einzelnen Theil richtig beurtheilen. Ihm geziemt es, bey dem Empirischen stehen zu bleiben, sich an Erfahrungen zu halten, und ein weiteres Raisonement anderen zu überlassen.

Auch dürfen wir sicher darauf bauen, daß eine Sache, die sich vor dem Auge der Vernunft allseitig bewährt, im Reiche der Erfahrungen nicht

anders erscheinen werde; da die Wechselwirkung zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt so innig und fest ist, daß sie sich nicht leicht aufheben läßt. Ist Kraft und Ernst da, so werden auch die Resultate auf beiden Wegen sicher und richtig gezogen werden. Von Vorurtheilen und Kälte dürfen wir auf keiner Seite etwas erwarten. Darum schien es uns gerathen, die Sache dem Geiste nach aufzufassen, und mit wissenschaftlichem Ernste sie ihren Grundzügen nach darzustellen; damit nicht der Dunkel hindurchschimmere, als gebühre uns ausschließend das Urtheil, und auf der anderen Seite ein engherziges Bemeistern des Einzelnen nicht den Totaleindruck des Ganzen störe, und zu neuen Schiefheiten verführe. Das System selbst hat uns eingeleuchtet, und wir haben keine wesentliche Lücke entdecken können. Die Vorstellung von der Wichtigkeit desselben hat uns die Mühe erleichtert und belohnt.

An der Darstellung ließe sich freylich manches tadeln und verbessern. Auch hat der Gallier seinen National-Charakter nicht ganz verleugnen können, wenn es ihm auch ziemlich gelungen ist, sich vor den etwanigen Angriffen der Grammatiker zu verwahren. Indess würde die Feinheit der Ton-Nuancen dem geraden und schlichten Germanier vielleicht auch entgangen seyn.

Einige Bemerkungen über einzelne Äußerungen und Meinungen können wir dennoch nicht zurückhalten.

Im Ganzen hat uns der lange und verwickelte Periodenbau nicht wohlgefallen. Der Vf. scheint recht viel in einem Athemzuge hersagen zu wollen, und vergißt dabey, daß einerseits nicht ein jeder das lange Athemholen gewohnt sey, andererseits auch, daß bey einer zu großen Mannichfaltigkeit der Worte und Gedanken das Ganze sich verwirre. Es scheinen sich ihm immer eine Menge von Ideen aufzudrängen, die er in ihrer Integrität wiederzugeben strebt, ohne zu bedenken, daß dadurch der fließende und deutliche Vortrag zugleich mit dem Interesse des Lesers unterbrochen werde. Wir müßten selbst einige sehr complicirte Worte hieher rechnen: z. B. Fundamental-Kinder-Unterweisung; Fundamental-Geistes- und Sprachbildung u. s. w. (Nr. 1 S. 33.)

Nr. 1 S. 48 heißt es: Zu den nächsten Zwecken des Leseunterrichtes kann man rechnen a) das eigentliche Lesenlehren, b) das geläufige Lesenlehren. Zuerst sind das keine Correlata sondern Subordinata. Nach unserer Meinung ist aber auch der Gedanke nicht ganz richtig. Der Zweck des Leseunterrichtes kann unmöglich das *Lehren* seyn; sondern die Methode überhaupt ist es, welche das Lehren in Anspruch nimmt. Der Unterricht im Allgemeinen geht allezeit auf das lernende oder auf sich selbst wirkende Subject, nicht auf das einwirkende. Das Rechtschreibenlehren, welches der Vf. ebenfalls hieher rechnet, kann nur sehr uneigentlich mit unter diese Rubrik begriffen werden, da es denn doch ein bedeutender Unterschied ist, die zu einem gewissen Worte erforderlichen Laute zu combiniren, und die

usuellen Zeichen zusammenzusetzen. Eine höchst zweckmäßige Vorübung zur Orthographie ist allerdings die Orthoepie; aber nur nicht die ausschließende Bedingung derselben.

Nr. 2 ist der interessanteste Theil, weil er am reichsten mit acht psychologischen Reflexionen durchwebt ist, die sich hier nicht einzeln herausheben lassen, so wie wir Nr. 3 für den wichtigsten und am meisten durchgearbeiteten halten müssen. Nur einiges bemerken wir. Der Vf. nimmt in Nr. 2 zuerst einen hypothetisch vollkommenen Zustand des Systems und der Lehrmethode an (S. 46 ff.), dessen wesentliches Kennzeichen er in der vollkommensten Übereinstimmung eines vollständigen Laut-Alphabets mit einem Zeichen-Alphabete findet. Erinnert an, daß ein jedes Element der Tonsprache in diesem Zustande sein besonderes Zeichen habe. Diesem entgegen steht der ausgeartete Zustand der Sprache, der eine Wiederherstellung des ursprünglich vollkommenen erheischt. (Eigentlich kann man nicht mit dem Vf. sprechen, daß das Princip verloren gegangen und wieder herzustellen sey, da dies auch der unvollkommensten Sprachverbindung immer noch zum Grunde liegen muß; nur die richtige und consequente Anwendung kann fehlen.) Psychologisch gefaßt ist diese Annahme ganz richtig. Es mußte sich in einem Menschen, den wir uns vollkommen ausgebildet denken, diese Überlegung allerdings von selbst einfinden, weil sie rein menschlich und vernünftig ist. Aber weder das eine noch das andere findet sich ursprünglich sogleich individualisirt. Historisch ist nicht das Vollendete zuerst da, sondern dies bildet sich erst in allmählichen Fortschritten aus; und was dunkel und theilweise die Sache Aller war, das faßt dann die Genialität eines Einzigen. Auch beweiset diese ursprüngliche Unvollständigkeit des Alphabets die Geschichte, indem es bekannt ist, daß z. B. das vollständigste griechische Alphabet mit 16 Buchstaben begann.

In der tabellarischen Übersicht wird zur ersten Vorübung ein richtiges und ausdrucksvolles Vorlesen gefordert. Diese Übung möchte Rec. nicht an die Spitze des ersten Unterrichts stellen. Denn sie setzt eines Theils voraus, daß das Kind schon seine Aufmerksamkeit fixiren gelernt habe, anderen Theils wird dadurch eine Menge von Materialien zusammengehäuft, wovon sich der Elementarunterricht doch ja zu hüten hat. Die Selbstthätigkeit ist vor allem anderen aufzuregen. An die Stelle des Vorlesens und Erzählens würden wir daher viel lieber eigenes Sprechen und Zusammensetzen der Wörter, das in allmählichen Fortschritten Declamation werden könnte, setzen. Über den richtigen Ausdruck im Lesen hätten wir wohl etwas Ausführlicheres gewünscht. Aus der ganzen Sprachton-Analyse würde es sich ohne große Mühe haben entwickeln lassen.

Fragt man uns: ob das Ganze etwas Neues enthalte, worüber mannichfaltig discutirt worden, so bemerken wir, daß bey dieser Frage nur das Gan-

ze aufzufassen ist. Ein ganz neu aufgeführtes Gebäude kann aus sehr alten Materialien bestehen. Wollte man dem Erfinder zumuthen, auch diese neu herbey zuschaffen, so würde man etwas Übermenschliches verlangen. Das System ist als solches neu, und bisher in der hier aufgestellten Form fremd gewesen. Wir müssen das hier um so bestimmter aussprechen, je geringeren Werth man gerade deshalb darauf zu legen schien. So sehr wir es daher mißbilligen, daß Hr. Olivier sein System anfangs etwas zu laut und imponirend ankündigte; so dringend wir ihm die Bescheidenheit anempfehlen, deren Gefeße er in der Darstellung seines Systems mehr beobachtete, als in der Ankündigung desselben: so kann uns dies dennoch nicht hindern, der Wahrheit getreu, dies gerechte Urtheil laut zu sagen. Weils jemand uns hierin des Irrthums zu zeihen, so sind wir bereit, es zurück zu nehmen. Insofern die Sache den Gang eines vollkommenen Elementarcursus rein und vollständig darstellt, insofern ist auch das Ganze Sache des Volks. Gerade dies machte eine vollständigere Zergliederung nothwendig. Dank sey es dem Zeitalter, daß es fühle und anerkannte, wie ungerecht es sey, das Volk mit einzelnen Brocken abzuspeisen, da dies gerade in aller Hinsicht eine bestimmte feststehende Norm erfordert. Der Geist der Gebildeten kann sich über die Gebrechen seiner Erziehung leichter erheben, aber das Volk leidet immer daran. Hat es eine bestimmte Richtung genommen, so erfordert es Menschenalter, diese zu verändern.

φ. λ.

ГОТНА, b. Perthes: *Werkstätte für Kinder*. Ein Handbuch für Altern und Erzieher, zu zweckmäßiger Beschäftigung ihrer Kinder und Zöglinge, von Bernhard Heinrich Blasche. Mit Kupfern. 1800. 1802. 4 Theile. v. 251, 250, 264 u. 242 S. 8. (3 Rthlr.)

Man wird bald gewahr, daß der Vf. dieses Werks sich den Endzweck desselben nicht deutlich genug vor Augen gestellt habe. Wenn mechanische Beschäftigungen „ein wesentlicher Zweig der Pädagogik“ seyn sollen: so muß auch durch sie auf den einzigen, höchsten Zweck derselben hingearbeitet werden, und sie dürfen nicht bloß als Zeitvertreib, oder nützliche Erwerbskunst in den Kreis der Erziehung eintreten. Wer seine Zöglinge, z. B. Papparbeiten machen lehrt, um ihnen die Langeweile zu vertreiben, oder sie einmal ihr Brod damit verdienen zu lassen, ist entweder ihr Spielkamerad oder ihr Lehrherr; keineswegs aber ihr Erzieher. Denn als solcher mußte er nur darauf sehen, daß durch diese Arbeiten der in den Zöglingen liegende mechanische Sinn geweckt, gerichtet, geübt und gestärkt würde. Darum mußte er auch weniger das im Auge haben, was hervorgebracht wird, als vielmehr darauf sehen, wie es hervorgebracht wird, und mehr auf den Producenten und den Sinn, der aus dem Producte spricht, merken, als auf das Product selbst. Und sonach müssen diese Beschäftigungen

gen eine freye Übung seyn, ein Kreis freyer Wirkungen, die von allem Zwange des Handwerksmäßigen entbunden sind. Dafs Hr. B. diese Ansicht nicht gehabt habe, beweiset er schon durch den Plan, den er bey der Ausführung sich vorgezeichnet hat. Er will nämlich, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, nach und nach alle ihm bekannte, für Kinder passende, mechanische Beschäftigungen, die, ausserdem dafs sie die körperlichen Anlagen und Kräfte entwickeln, auch zur Ausbildung der Seelenkräfte viel beytragen können, in deutlichen, zum Theil durch Zeichnungen erläuterten Beschreibungen, aufstellen. Der Umfang seines Werks beruht also hiernach auf seiner Bekanntschaft mit solchen Beschäftigungen; und wenn also Hr. B. nicht stille steht, sich Kenntnisse der Art zu erwerben, so wird sein Werk mit ihm von gleicher Dauer seyn. Diefs scheint er selbst eingesehen zu haben; denn er fährt fort: „es ist also ein Unternehmen, das nur nach und nach ausgeführt worden, und in der Ausführung nur Theilweise erscheinen kann.“ Wie er auf diesem Wege sein Buch für alle Familien-Verhältnisse, (?) für alle Anstalten der Erziehung und für alle Erzieher brauchbar zu machen glauben kann, ist nicht leicht zu begreifen.

Noch mehr aber wird man das Lockere, Unstäte und Schwankende seiner Idee gewahr, wenn man die Ausführung selbst in Erwägung zieht. So z. B. fängt er mit der Ökonomie der kleineren Hausthiere an, um ihre Wartung und Pflege daraus festzustellen. Man lese den Abschnitt selbst, und wünsche sich Glück, wenn man im Stande ist, hierbey eine Beziehung auf die Erziehung (es müßte denn hier Erziehung Zucht der Hausthiere selbst seyn) auszumitteln. Nicht einmal eine Stufenfolge in den mechanischen Beschäftigungen ist beobachtet. Das Arbeiten in weichem Ton, wobey man doch fast kein Instrument, als nur allein die Hand braucht, kommt

hinter einer Menge Beschäftigungen, die durch den Gebrauch von allerley Instrumenten gar sehr erschwert sind: und im dritten Theile kommen Gefichtsübungen vor, die gar nicht hierher gehören, oder wenigstens zu allem Anfange hätten gesetzt werden müssen.

Doch wir wollen im Beweisen nicht weiter gehen. Wir halten es für besser, einen kurzen Plan für eine solche Arbeit vorzulegen, der uns brauchbarer und zweckmäßiger zu seyn dünkt. Bey einer Schrift, welche die Absicht hätte, die Jugend zum Behuf der Erziehung in mechanischen Beschäftigungen zu unterrichten, müßte unserer Ansicht nach, zuerst eine Anweisung zum vortheilhaftesten Gebrauch der gewöhnlichsten Instrumente gegeben werden, z. B. des Messers, Bohrers etc. Denn müßte folgen: Kenntniß der verschiedenen Materialien, deren man sich bey mechanischen Arbeiten hauptsächlich zu bedienen pflegt, und die leicht zu handhaben sind, z. B. des Thons, Holzes, der Pappe etc. drittens: Kenntniß der Verbindungsmittel der verschiedenen Materialien, z. B. Leim, Nägel etc. und die Art ihrer Verbindung; und nun erst viertens käme Hr. B. mit seinem Buch: Aufgaben, die der Schüler anfangs nach Modellen, dann aber nach gegebener mündlichen Vorchrift, und endlich nach eigener Idee lösen müßte, und die nach einer gehörigen Stufenfolge geordnet seyn müßten.

Man würde Rec. ganz falsch verstehen, wenn man glauben wollte, er habe durch das Gesagte dem Buche seinen ganzen Werth und alle seine Brauchbarkeit abprechen wollen. Es enthält einen Vorrath angenehmer und nützlicher Aufgaben und Kenntnisse, die in einer anderen Beziehung und nach anderen Vorarbeiten recht wohl zu brauchen sind. Und in dieser Hinsicht verdient es empfohlen zu werden.

AN.

## KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. Weimar: *Ad audiendas orationes valedictorias trium Academiae condidatorum*, invitat Joann. Gottlob Sam. Schwabe, Gymnas. Vimar. Conrector. Praemittuntur pauca de nova Phaedri editione, addito specimine observationum. 1805. 10 S. 4. Der berühmte Vf. sagt der gelehrten Welt, dafs die in den Intelligenzblättern der A. L. Z. (1798 Nr. 9) angekündigte, im Jahre 1803 vergebens erwartete, neue Ausgabe des Phädrus nun in Kurzem, bey Hn. Friedr. Vieweg in zwey 8 Bänden erscheinen werde. Er macht uns in einer gedrängten Übersicht mit den Grundsätzen bekannt, die ihn geleitet haben, und theilt uns zwey Anmerkungen mit, die seine gründliche Gelehrsamkeit und seinen strengen Wahrheitsinn hinlänglich bekrunden. L. I. F. II. 15. 16 beweist er, gegen die erste Ausgabe, sehr überzeugend, dafs hoc einzig auf *pavidum genus* bezogen werden müsse, und folgt jetzt der Bentleyischen Conjectur *lateret für jaceret*, die durch den Anonymus Nilantii bestätigt wird. — Bey L. III. F. IV. 1. 2 verwirft der Vf. Pausers Meinung, die unter *simium* eine Fischart versteht, mit Scharf sinn und Belesenheit, und neigt sich zu der einfacheren Erklärung hin, dafs ein wirklicher ausgefchlachteter Affe gemeint sey. Es läßt sich zwar nicht durch Beweistellen darthun, dafs auch die Römer Affenfleisch gespeist haben; aber andere Völker thaten es doch; und nur in der Voraussetzung, dafs diese Leckerey bey den Römern sehr selten war, glaubt

Rec. die Frage „wie es wohl schmecken möge“ erklären zu können, so wie einem nach der äusseren Gestalt aburtheilen den Deutschen eine ähnliche Frage, etwa bey einer Schildkröte, frey stände. — Die doppelte Bedeutung von *caput* und *sapor* wird vom Vf. schön erläutert, und Boethius der Nutzanwendung widerstehende Erklärung, *caput sey totum animal*, durch die Rettung des angefochtenen *ἐπιμύδιον* verworfen.

Wir sehen der vollständigen Ausgabe verlangend entgegen, und werden dem Hn. Schwabe, der seinen Phädrus mit beyspielloser Innigkeit liebt, für seine vieljährigen, angestrengten Bemühungen, unseren wärmsten Dank nicht versagen.

DAE.

SCHÖNE KÜNSTE. Dresden, in Comm. b. Arnold: *Dr-mois oder der Zögling des Kriegs und der Liebe*. Aus dem Französischen von Lebrecht Nöller. Ohne Jahrzahl. Zwey Theile. XII, 236 u. 304 S. 8. Das Interesse dieser Geschichte, in der es an Liebes-Abentheuern aller Art auf keine Weise mangelt, wird mitunter durch das Langweilige und Gedehnte der Erzählung, so wie überhaupt durch das Französische der Begebenheiten, etwas geschwächt. Wenn der Vf. das Pferd der Empfindsamkeit oder des Witzes reitet, so gefällt er mehr sich, als anderen, eben so wie der Übersetzer, wenn er nach neuen Wörtern jagt.

K. O.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 N O V E M B E R 1 8 0 5.

## M A T H E M A T I K.

J E N A, b. Cröker: *Anfangsgründe der reinen Mathematik, oder die gemeine und höhere Rechenkunst, Geometrie, ebene und sphärische Trigonometrie.* Zum Gebrauch bey Vorlesungen aufgesetzt von D. Johann Carl Fischer, der Philos. Prof. zu Jena etc. Zweyte vermehrte Auflage. Mit VI Kupfertafeln. 1805. VIII und 516 S. 8. (1 Rthlr.)

Mit Vergnügen übernimmt Rec. die Anzeige dieses schätzbaren Werkes, welches er allen, die sich eine gründliche Kenntniß der reinen Mathesis verschaffen wollen, als ein systematisches und zweckmäßiges Handbuch empfehlen kann. Der Plan des Vf. ging dahin, nebst den gewöhnlichen arithmetischen Lehren, auch solche in seinen Anfangsgründen aufzunehmen, welche man bisher in keinem Compendium der reinen Mathematik dargestellt fand. Diese betreffen die einfachen und unreinen quadratischen Gleichungen, besonders aber die Lehre von den Functionen nebst den ersten Anfangsgründen der Differential und Integral-Rechnung. Es ist in der That zu verwundern, daß man die Grundsätze der höheren Arithmetik, welche doch mit allen Zweigen dieser Wissenschaft in so enger Verbindung stehen, und ihrer Darstellung öfters so großen Nutzen gewähren, bisher so gänzlich von dem Vortrage der Elemente ausschloß; da sie offenbar zur Grundlage eines tieferen mathematischen Studiums unentbehrlich sind. Es ist daher sehr zu wünschen, daß man in dem öffentlichen Unterrichte hierauf Rücksicht nehme, und das Studium dieses Theils der Mathematik, der auf die angewandte Mathesis und Physik einen gleich wichtigen Einfluß hat, immer mehr befördere.

Diese zweyte Auflage, welche sich durch Anwendungen, Erläuterungen und eine größere Correctheit vor der ersten auszeichnet, beginnt mit einer Einleitung von der Mathematik überhaupt und ihrer Lehrart, worin der Begriff, die verschiedenen Theile und der Nutzen der Mathematik, so wie auch das Wesentlichste der mathematischen Methode, deutlich dargestellt wird. — Über das *Endliche* und *Unendliche* erklärt sich der Vf. §. 4 also: „Ein Ding wird endlich (*finitum*) genannt, wenn es seine bestimmten Grenzen hat, *unendlich*, (*infinitum*), wenn es keine Grenzen hat. Aus der Erklärung des Endlichen folgt aber nicht, daß es sowohl einen An-

fang als auch ein Ende haben müsse; denn ein endliches Ding kann einen Anfang haben, und doch ohne Ende fortgehen.“ — Rec. kann mit diesen Erklärungen nicht ganz einstimmig seyn. Wenn man sich eine gerade Linie A — B denkt, welche in den Punkten A und B begrenzt ist, so ist diese Linie allerdings eine *endliche* GröÙe. Verlängert man sie nun in Gedanken dergestalt über B, daß sie in dem Verhältnisse 2 AB, 3 AB, 4 AB, 5 AB u. s. f. zunimmt, so wächst die Linie AB ins Unendliche, weil nichts vorhanden ist, was ihrer ferneren Verlängerung Schranken setzte. Die Linie AB hat also hier eine *unendliche* GröÙe, obgleich sie, wegen des Grenzpunktes A, doch nicht ohne alle Grenzen ist. Es folgt hieraus, daß das Wesen des Unendlichen nicht darin besteht, daß nur solche GröÙen unendlich seyen, welche gar keine Grenzen haben; sondern daß es auch unendliche GröÙen geben könne, die zum Theil noch beschränkt sind. Am schicklichsten wird daher wohl der Begriff des Unendlichen dahin erklärt, daß man sagt: eine unendliche GröÙe ist eine solche, welche entweder größer oder kleiner als eine jede angegebene (noch so große oder noch so kleine) gleichartige GröÙe werden kann. In jenem Falle ist es eine *unendlich große*, in diesem eine *unendlich kleine* GröÙe.

In der Arithmetik handelt das 1 Kap. von den Zahlen überhaupt und der Bezeichnung der Zahlen, worin die Erklärungen von ganzen, gebrochenen, bestimmten und unbestimmten Zahlen, von entgegengesetzten und zusammengesetzten GröÙen, nebst der Lehre von dem Decimalsystem und dem Aussprechen der Zahlen vorggetragen wird. Sehr zweckmäßig wäre es gewesen, wenn nach dem §. 13 die Aufgabe: Eine mit Worten ausgesprochene Zahl durch Ziffer anzuschreiben, aufgelöst worden wäre. Der Gegenstand des 2 Kap. ist die Darstellung der vier Rechnungsarten mit ganzen und gebrochenen Zahlen, worin die Rechnungsarten in gemeinen Zahlen und entgegengesetzten GröÙen, die Anfangsgründe der Buchstabenrechnung, und die Lehre von den gewöhnlichen und Decimalbrüchen vorggetragen worden. §. 18 heißt es unrichtig: „Diejenige GröÙe, von welcher eine andere subtrahirt werden soll, nennt man auch das *Subtrahend*, und welche von dem Subtrahend abgezogen wird, den *Subtractor* oder das *Subtrahens*.“ — Schon die grammaticalsche Bedeutung des Wortes: *Subtrahend* fordert es, daß diejenige Zahl so heißen müsse, welche abgezogen werden soll, und nicht die andere, wovon der

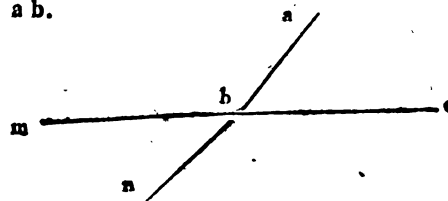
der Abzug geschieht. Diese letztere wird wohl am schicklichsten der *Minuend* genannt. Diese unpassenden Benennungen kommen aber auch in der Folge häufig vor. — §. 21 wird irrig gesagt: „Man addirt also entgegengesetzte Gröſsen, wenn man die negativen von den positiven subtrahiret.“ Es sollte heißen: Wenn man die kleinere von der gröſſeren abzieht, und dem Reste das Zeichen der gröſſeren vorsetzt. Denn wenn die negative Zahl die gröſſere ist, so wird die positive von der negativen und nicht die negative von der positiven abgezogen. — Nach der Aufgabe in §. 70, worin gefodert wird, eine vermischte Zahl in einen unächten Bruch zu verwandeln, hätte die zu ihr gehörige: Die Menge der Einheiten zu bestimmen, welche ein gegebener unächter Bruch enthält, die beste Stelle gefunden. Diese, der Rechnung mit gebrochenen Zahlen, so nöthrige Aufgabe wurde von dem Vf. gänzlich übergangen. — Bey der Aufgabe des §. 79, welche lehrt, wie man von zwey gegebenen Zahlen das grösste gemeinschaftliche Maſs finden soll, vermiſſt Rec. einen strengen Beweis der gegebenen Auflösung. Aus dem §. 76, welchen der Vf. citirt, kann derselbe noch nicht allgemein geführt werden. Zum Schlusse dieses Kap. trägt §. 103 die Aufgabe vor: Einen Bruch in einen eben so groſſen Decimalbruch zu verwandeln; wobey es Rec. gern gesehen hätte, wenn der für die Lehre der Decimalbrüche so wichtige Satz, daſs nicht ein jeder gemeine Bruch sich mit vollkommener Genauigkeit in zehnthelligen Brüchen ausdrücken laſſe, daſs man sich aber dennoch durch Decimalstellen seinem wahren Werthe so weit nähern könne, als man es nur will, besonders angeführt und mit erläuternden Beyspielen begleitet worden wäre. — Das 3 Kap. behandelt die Lehre von den Potenzen und Wurzeln und insbesondere von der Ausziehung der Quadrat- und Cubikwurzeln aus gegebenen Zahlen. — §. 118 enthält den Grundstein zur Lehre von den Irrationalzahlen in dem Lehrsatze: „Wenn sich der uneigentliche Bruch  $\frac{a}{b}$  auf keine ganze Zahl bringen läſst: so ist jede Potenz desselben ein Bruch von eben der Art.“ Den Beweis hierüber theilt der Vf., nach den beiden Fällen, wo der Bruch  $\frac{a}{b}$  entweder durch seine kleinsten Zahlen ausgedrückt ist, oder nicht. „Für jenen Fall, heiſst es, sey  $a$  aus den einfachen Factoren  $\alpha, \beta, \gamma, \dots, \pi$ , und  $b$  aus den einfachen Factoren  $\beta, \gamma, \delta, \dots, \rho$  zusammengesetzt; mithin kann keiner von den Factoren des  $a$  durch einen der Factoren des  $b$  abgemessen werden. Man erhebe nun  $\frac{a}{b}$  in die  $n$  Potenz, so enthält  $a^n$  jeden Factor von  $a$   $n$  mal, so wie  $b^n$  jeden Factor von  $b$  ebenfalls  $n$  mal enthält. (§. 110.) Demnach kann weder der Zähler noch der Nenner gemeinschaftliche Factoren haben, und der Bruch keine ganze Zahl seyn.“ — Gegen die mathematische Strenge dieses Beweises muſs Rec. folgendes einwenden. Der gegebene,

durch seine kleinsten Zahlen ausgedrückte, Bruch sey  $\frac{a}{b}$ , dessen Zähler und Nenner aus den einfachen Factoren  $5 \times 7$  und  $2 \times 3$  zusammengesetzt ist: so sieht man wohl, daſs keiner der Factoren 5 und 7 des Zählers durch einen Factor 2 oder 3 des Nenners gemessen werden könne. Also wenn  $\frac{a}{b}$  z. B. zur dritten Potenz erhoben wird, wo denn  $(\frac{a}{b})^3 = (\frac{5 \times 7}{2 \times 3})^3 = (\frac{5}{2})^3 \times (\frac{7}{3})^3 = \frac{5^3 \times 7^3}{2^3 \times 3^3}$ : so folgt daraus, daſs  $33^3$  jeden der Factoren 5 und 7, und 6 jeden der Factoren 2 und 3 auf der dritten Potenz enthalte, noch nicht, daſs diese  $33^3$  und  $6^3$  keine gemeinschaftlichen Factoren haben könnten. Die Hauptsache, worauf es hier ankommt, ist, zu beweisen, daſs sowohl  $(\frac{5}{2})^3$ , als auch  $(\frac{7}{3})^3$  keine reinen ganzen, sondern gemischte Zahlen seyn müssen, woraus denn wohl gefolgert werden kann, daſs auch  $(\frac{5}{2})^3 \times (\frac{7}{3})^3$  oder  $(\frac{a}{b})^3$  eine solche gemischte Zahl hervorbringe. — Von dem Zusatze §. 134, worin gezeigt werden soll, daſs das Quadrat einer vieltheiligen Wurzel die Quadrate aller Theile und die doppelten Produkte aus der Summe aller ersten Theile in der nächstfolgenden enthalten müsse, wünscht Rec. einen auseinandergeſetzten und für den Anfänger faſslichen Beweis. Der Vf. begnügt sich mit folgendem: „Es sey  $a = m + n + o + p \dots$ , und  $x = b$ , so ist  $a^2 = m^2 + 2mn + n^2 + 2(m+n)o + o^2 + 2(m+n+o)p + p^2 + \dots$ ;  $2ab = 2(m+n+o+p+\dots)x$ , und  $b^2 = x^2$ , wo in der dritten Zeile des Zusatzes nach  $o^2$ , durch einen Druckfehler,  $(m+n+o)p$  geſetzt worden ist. — Bey der Aufgabe in §. 136: Aus einer gegebenen Zahl die Quadratwurzel zu ziehen, könnte wegen Nr. 2 der bekannte Zweifel entstehen, ob das, was von dem doppelten Produkte in die höchste Klasse hinüber kommen kann, nicht ſoviel beitragen könnte, daſs dadurch die Wurzel vom Quadrate des ersten Theils gröſſer würde, als es eigentlich der erste Wurzeltheil für die gegebene Quadratzahl seyn sollte. Der Vf. hätte daher in einem Zusatze zeigen sollen, daſs dieses nicht wirklich erfolgen könne. — S. 105 Z. 1 ist ein bedeutender Druckfehler zu verbessern. Statt  $(a+b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$ , muſs es heißen:  $(a+b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$ . — In Rückſicht des §. 145, worin geſagt wird, daſs die Cubikzahl einer vieltheiligen Wurzel die Würfel aller Theile, die dreyfachen Produkte aus dem Quadrate aller vorhergehenden Theile in der nächstfolgenden, und die dreyfachen Produkte aus der Summe aller vorhergehenden Theile in das Quadrat des nächstfolgenden enthalte, muſs Rec. die bey §. 134 gemachte Bemerkung wiederholen; so wie auch in Nr. 2 von §. 147 das Nämliche von dem Cubus gilt, was zu §. 136 von dem Quadrate bemerkt worden ist. — §. 153 — 160 trägt der Vf. den so wichtigen *binomischen* Lehrsatz oder die *newton'sche* Regel vor. Bey der Aufgabe von §. 159: „Die Coefficienten eines jeden Gliedes in einer Potenz einer zweytheiligen Wurzel zu finden,“ hätte der Rec. wegen ihrer Wichtigkeit zur evidenten Darſtellung der newton'schen Regel einen strengeren Beweis der Auflösung

gewünscht. Kap. 5 wird von den Verhältnissen und Proportionen gehandelt, worin der Vf. die ganze Theorie der Rational- und Irrational-Verhältnisse, nebst den wichtigsten Sätzen von den arithmetischen und geometrischen Proportionen mit meisterhafter Kürze und Präcision darstellt. — Auf diesen Gegenstand folgt in dem 5 Kap. die Lehre von den Gleichungen und Progressionen. Zuerst handelt der Vf. §. 198—220 von den Grundsätzen der gewöhnlichen Algebra, und lehrt, wie man einfache und höhere, bestimmte und unbestimmte Aufgaben auflösen müsse, um den Werth des Unbekannten gehörig zu bestimmen. Sollte hier bey dem lichtvollen Vortrage des Vf. etwas vermisst werden: so sind es einige wirkliche algebraische Beyspiele und ihre Auflösungen in Zahlen, wodurch den Anfängern die bloß theoretischen Regeln um so anschaulicher geworden wären. Dem Satze des 252 §.: „Wenn der Zähler des Bruchs eine beständige Gröfse, der Nenner aber veränderlich ist, so wird der Bruch  $\infty$ , wenn der Nenner  $\infty$  wird,“ kann Rec. so wenig als dem Beweise, womit er unterstützt wird, seinen Beyfall schenken. Offenbar ist wohl, daß ein Bruch, dessen Nenner, bey unverändertem Zähler, immer größer und größer wird, an seinem Werthe immer kleiner und kleiner werde. Eben so ausgemacht ist es auch, daß der Bruch *ohne Ende abnehme*, wenn der Nenner *ohne Ende zunimmt*. Allein hieraus folgt noch keineswegs, daß der Bruch einmal  $\infty$  werden müsse. Er wird nur ohne Ende kleiner und kleiner, so wie dessen Nenner ohne Ende größer und größer wird. Sollte der Werth des Bruchs, bey dieser Veränderung ja wirklich  $\infty$  werden: so wäre hier sein Kleinerwerden beschränkt, und nothwendiger Weise müßte nun auch das Größerwerden des Nenners seine Grenzen haben, welches doch nicht seyn kann, da eben der Begriff des Unendlichgroßen ein *Wachsthum ohne Ende* voraussetzt, welches mit einer *gänzlich vollendeten Zunahme* schlechterdings nicht vereinbarlich ist, wie dieses der Vf. in der Erklärung des §. 251 selbst eingestehet. „Man kann also, in strengen mathematischen Sinne, nicht sagen, daß z. B.  $\frac{a}{\infty} = 0$  sey, sondern dieser Ausdruck heist soviel, als eine Gröfse, welche kleiner, als jede anzugebende, noch so kleine, Gröfse werden kann. Es folget hieraus, daß auch die Erklärung in §. 253, worin der Vf. sagt: „eben die Grenze, womit die Gröfse aufhört, eine Gröfse zu seyn, oder verschwindet, ist eben das, was man eine *unendlich kleine Gröfse* nennt,“ nicht die zweckmäßigste sey, indem eine Gröfse, welche aufhört eine Gröfse zu seyn, schlechterdings auch keine Gröfse mehr ist, und mithin den Namen einer *unendlich kleinen Gröfse* nicht verdienen kann. — Einem ähnlichen Einwurf ist der Lehrsatz in §. 254 ausgesetzt: „Wenn der Zähler eines Bruchs beständig, der Nenner aber veränderlich ist, so wird der Bruch  $\infty$ , wenn der Nenner  $\infty$  wird.“ Unstreitig wird, bey unverändertem Zähler, der Bruch immer größer, je kleiner dessen Nenner wird. Hieraus folget aber nur, daß der Werth des Bruchs ohne Ende zunehmen

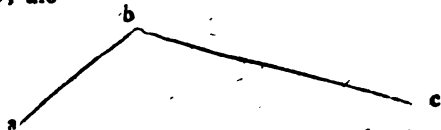
müsse, wenn der Nenner desselben ohne Ende abnimmt. Diese *Abnahme ohne Ende* kann aber den Nenner nie vernichten, oder  $\infty$  machen. Daher ist der Ausdruck:  $\frac{a}{\infty} = \infty$ , im wahren mathematischen Sinne, wieder ohne alle arithmetische Bedeutung, indem der Begriff des Bruchs hinwegfallen muß, wo dessen Nenner wirklich  $\infty$  seyn soll. Wenn nun der Vf. zum Schlusse seines Beweises noch sagt: „Verschwindet endlich der Nenner, so muß der Bruch eine Grenze erreichen, wo er zu wachsen aufhört, d. h. er muß  $\infty$  werden,“ so wird die unendlich große Gröfse als etwas angesehen, was wirklich eine Grenze erreicht, welches mit der Erklärung in §. 251 in offenbarem Widerspruche steht. — Das 7 Kap. handelt von der Differentialrechnung. — Im 8 Kap. hat der Vf. die wichtige Theorie der Logarithmen in ihren wesentlichsten Sätzen mit mathematischer Schärfe und einer glücklichen Anwendung der Differentialrechnung vorgetragen. — Den Beschluß der Arithmetik macht das *neunte Kap.* mit einer zweckmäßigen Übersicht der Integralrechnung.

Die *Geometrie*, welche der Vf. in die *ebene* und in die *körperliche* eintheilt, beginnt mit dem 1 Kap. von den geraden Linien und ebenen Winkeln. — Das 2 Kap. handelt vom dem Umfange der ebenen Figuren. Nach Rec. Urtheil hätte der Satz: Der Durchmesser theilt den Kreis in zwey gleich große Abschnitte und zwey gleich große Bogen, welchen der Vf. als Zusatz zum §. 33 vorträgt, um so eher einen eigenen Beweis verdient, da sich seine unmittelbare Evidenz nicht aus den 28—32 §. ergibt. — Das 3 Kap. enthält die Lehre von den Dreyecken, Parallellinien und Parallelogrammen. Der Vf. entwickelt §. 42 u. f. den Begriff von der Lage einer geraden Linie gegen eine andere, und bauet hierauf §. 53 sogleich den Lehrsatz, daß in jedem Dreyecke die Summe aller drey Winkel zweyen rechten gleich sey. Seine Darstellung ist scharfsinnig; allein sie besteht doch die streng-geometrische Probe nicht. Er sagt: „Was vor (für) eine Lage eine gerade Linie in einer Ebene habe, läßt sich nicht angeben, wofern nicht die Lage einer anderen geraden Linie in eben derselben Ebene als bekannt angenommen wird. Alsdann wird die Lage der Linie a b.



gegen die Lage der Linie bc durch den Winkel a b c bestimmt, welcher der *Abweichungswinkel* der Lage der Linie a b von der Lage der Linie bc genannt wird.“ — Allein nebst dem Winkel a b c bildet die Linie a b mit der verlängerten cb noch einen Winkel a b m. *Welcher von beiden* bestimmt nun die Lage der a b gegen die m c? Da die Einzige a b gegen die Einzige m c auch nur eine Einzige Lage haben kann: so muß

mufs sowohl Winkel  $abc$  als Winkel  $abm$  ein *Abweichungswinkel* seyn. Hat aber die  $ab$  gegen die  $bc$  nicht eine andere Lage, als eben diese  $ab$  gegen die  $bm$  hat? — Es fehlt also schon diesen Grundbegriffen des Vf. an der gehörigen Bestimmtheit. Verbessern liesse sich diese Darstellung allerdings dadurch, dass man der Linie  $a$  gegen die  $m$  eine *doppelte* Lage zuschriebe; deren eine sich auf die Seite des Winkels  $abc$ , und die andere auf jene des Winkels  $abm$  bezöge. Auf diese Weise müßte man, wenn von der Lage der  $ab$  gegen die  $m$  die Rede ist, die Lage der  $a$  bzw. *Rechten* von ihrer Lage zur *Linken* unterscheiden. Rec. überläßt die Anwendung davon auf den Beweis des Lehrsatzes in §. 51 der eigenen Beurtheilung der Sachkundigen. — §. 82. beginnt die Lehre von den Parallellinien mit der Erklärung: „Gerade Linien, die in einerley Ebene eine solche Lage gegen einander haben, dass sie nie zusammenstossen können, man mag sie auf beiden Seiten verlängern, so weit man will, heißen *Parallellinien*.“ Diese Erklärung enthält einen Lehrsatz, dessen Statthaftigkeit zuerst hätte gezeigt werden müssen. Die Frage ist: giebt es wirklich solche gerade in einerley Ebene gezogene Linien, welche die Eigenschaft haben, dass sie zu beiden Seiten ohne Ende verlängert sich nie durchschneiden? — Aus den Sätzen, welche der Vf. §. 49 — 51 von der Lage gerader Linien anführte, folgt wohl, dass es solche Linien geben könne, welche in einerley Ebene auch einerley Lage gegen eine dritte haben; allein von der Unmöglichkeit ihres Zusammenstossens auf beiden Seiten wurde nicht die mindeste Erwähnung gethan. Um diese Unvollständigkeit zu ergänzen, hätte der Vf. in §. 82 durch einen Lehrsatz beweisen sollen, dass solche Linien, welche, nach seiner Annahme, gegen eine dritte die nämliche Lage haben, auch die Eigenschaft besitzen, sich bey jeder Verlängerung niemals zu durchschneiden. Auf diesen leichten Beweis hätte die Erklärung der Parallellinien sehr schicklich folgen können. Die Lücke mag wohl daher entstanden seyn, dass der Vf. bey diesen geraden Linien die Begriffe: *einerley Lage haben*, und: *niemals zusammenstossen*, nicht gehörig von einander unterschieden hat, die doch, ihrer eigenthümlichen Bedeutung gemäß, gewiss nicht für gleichgeltend gehalten werden dürfen. — Das berühmte XI Axiom des *Euclid's* wird §. 90 nach *Karstens* Methode vorgetragen, welcher der Vf. nun auch folgen kann, da sie sich am Ende auf den Satz bezieht, dass die Summe der drey Winkel eines jeden Dreyecks zwey rechten gleich ist. — In dem Lehrsatz §. 107, worin die Gleichheit zweyer Parallelogrammen von einerley Grundlinien und Höhen bewiesen wird, wäre es schicklich gewesen, von den beiden anderen Fällen, welche in Rücksicht der Lage dieser Figuren Statt finden können, wenigstens ganz kurz einige Erwähnung zu thun. Das 4. Kap. handelt von dem Kreise und den regulären Figuren. — Der §. 121 enthält die Aufgabe: Durch drey gegebene Punkte  $a$ ,  $b$  und  $c$ , die



nicht in gerader Linie liegen, einen Kreis zu beschreiben; wo es in der Auflösung heisst: „Man ziehe die geraden Linien  $ab$  und  $bc$ , welche gewisse Sehnen des verlangten Kreises seyn müssen. Nun halbiere man“ etc. Allein man kann die geraden Linien  $ab$  und  $bc$  nicht eher als Sehnen eines Kreises ansehen, bis man zuvor dargehan hat, dass auch wirklich eine Kreislinie möglich sey, welche den gegebenen Winkel  $abc$  in  $a$ ,  $b$  und  $c$  durchschneidet. Der Sinn der obigen Aufgabe ist ja nicht: zu einer gegebenen Kreislinie den Mittelpunkt zu finden; sondern zu zeigen: wie eine solche Kreislinie durch die Punkte  $a$ ,  $b$  und  $c$  möglich sey. Jene also, welche das Schneiden der aus den halbirten Linien  $ab$  und  $bc$  errichteten Perpendikels daher beweisen wollen, dass eine aus der halben Sehne errichtete senkrechte Linie durch des Kreises Mittelpunkt gehe, erlauben sich einen fehlerhaften Cirkel im Beweisen, der sehr leicht zu vermeiden ist, wenn man die Nothwendigkeit dieses Durchschnittspunkts daher leitet, dass man zeigt, die Summe der beiden inneren Winkel, welche zwischen den zwey errichteten Perpendikeln und einer aus dem Halbirungspunkte von  $ab$  nach jenem von  $bc$  gezogenen geraden Linie liegen, müsse weniger

als zwey rechte betragen. — Das 5. Kap. enthält eine Anwendung der Rechenkunst auf die bisher vorgetragenen Lehren, und der Vf. trägt die hierher gehörigen Sätze von dem Maße der geraden Linien und Winkel, nebst einigen Aufgaben aus der praktischen Geometrie, welche sich auf die Bestimmung der Entfernung zweyer Orte beziehen, mit Deutlichkeit und Präcision vor. — Der Gegenstand des 6. Kap. ist die Ähnlichkeit der Figuren und die Vergleichung der Flächen geradliniger Figuren. — Der Beweis des Lehrsatzes §. 177 setzt zum voraus, dass die Seiten  $a$  und  $b$  der Dreyecke  $abc$  und  $bdc$  mit einem gemeinschaftlichen Maße ausmessbar seyen, welches doch, weder von diesen beiden Linien, noch von einem jeden Paare gegebener beschränkter Linien im Vorhergehenden bewiesen worden ist. Eben dieses gilt auch von dem Beweise in §. 196. — Hierauf folgt im 7. Kap. eine Anwendung der Arithmetik auf die im vorigen Kapitel vorgetragenen Lehren, worin der Vf. zuerst §. 216 — 236 dasjenige abhandelt, was ein Anfänger schlechterdings wissen mufs, um sich einen bestimmten Begriff von der praktischen Feldmessenkunst zu bilden. Mit §. 237 fängt die Untersuchung der Kreislinie an. §. 238 wird gelehrt, wie man für den gegebenen Halbmesser  $r$  eine Gleichung für die Kreislinie finden solle, und die Auflösung des §. 241 zeigt auf eine für den Anfänger sehr belehrende Weise, wie man durch Anwendung der Lehre von den Functionen im Stande ist, diese Kreislinie zu rectificiren.

Der Geometrie zweyter Theil, oder die *körperliche Geometrie*, handelt im 1. Kap. von der Lage der Ebenen und geraden Linien. — Der §. 270 enthält die Art und Weise, den *Neigungswinkel* einer Ebene gegen eine andere, die sie durchschneidet, zu finden, wobey der wichtige Umstand, dass die geraden Linien, welche man aus einem willkürlichen Punkte des Durchschnitts in diesen beiden Ebenen zieht, nothwendiger Weise auf der Durchschnittslinie senkrecht stehen müssen, gänzlich übergangen ist. — Das 2. Kap. ist den Prismen, Pyramiden, Cylindern und Kugeln gewidmet. Der Zusatz §. 293: „wenn ein Prisma mit einer den Grundflächen parallelen Ebene geschnitten wird, so ist auch die Durchschnittsfigur den Grundflächen gleich und ähnlich,“ wäre hier schicklicher als ein *Lehrsatz* vorgezogen und bewiesen worden, da er unmittelbar aus der in §. 291 vorausgegangenen Erklärung eines prismatischen Körpers doch nicht so gerade mit Evidenz hergeleitet werden kann. — Wegen des Beweises vom Lehrsatz §. 314: Wenn ein Parallelepipedum mit einer Ebene den Seitenflächen parallel geschnitten wird, so verhält sich das ganze Parallelepipedum zum abgeschnittenen, wie die Grundfläche des ersteren zur Grundfläche des anderen, bezieht sich Rec. auf die oben zu §. 196 vorgetragene Bemerkung. — Das 3. Kap. von der Berechnung des körperlichen Inhalts und der Oberflächen der Prismen, Cylinder, Pyramiden und Kegel. Zum Schlusse der Stereometrie, wird in dem 4. Kap. die Berechnung der Kugel vorgetragen. Der Vf. hätte aber vor der Erklärung dieses Körpers die Möglichkeit zeigen sollen, wie derselbe aus Bewegung eines Halbkreises um dessen unbeweglichen Durchmesser entstehen könne, weil dieses dem Anfänger die Natur dieses Körpers weit klarer und verständlicher macht.

In der *ebenen Trigonometrie* handelt das 1. Kap. sehr gründlich und mit Anwendung der höheren Arithmetik von den trigonometrischen Linien und deren Logarithmen, und in dem 2. Kap. wird die Lehre von der Berechnung der Seitenlinien und Winkel geradliniger Dreyecke und geradliniger Figuren eben so überzeugend aus einander gesetzt. Zum Schlusse wird die für die praktische Geometrie so wichtige Aufgabe: aus den drey gegebenen Seiten eines Dreyecks unmittelbar durch Rechnung seinen Inhalt zu finden, vorgetragen.

Auch die *sphärische Trigonometrie* theilt sich in zwey Kapitel, wovon das 1. die nöthigen Vorbegriffe von den körperlichen und sphärischen Dreyecken, und das 2. die wirkliche Berechnung der sphärischen Dreyecke mit Klarheit und geometrischer Schärfe abhandelt.

Rec. beschließt seine Kritik mit dem Wunsche, dass der Vf. dieses für den öffentlichen und Privat-Unterricht gleich nützlichen Werks bey einer dritten Auflage, die es allerdings mit Recht zu erwarten hat, die hier gegebenen Winke zur größeren Vervollkommenung seiner Schrift beherzigen, und zugleich auch Sorge tragen möge, dass die Verlagshandlung die Kupferstafeln in einem anständigeren Gewande erscheinen lasse.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 N O V E M B E R, 1805.

## TECHNOLOGIE.

BERLIN, in d. akad. Kunst- und Buchh.: *Magazin für Färber, Zeugdrucker und Bleicher, oder Sammlung der neuesten und wichtigsten Entdeckungen, Erfahrungen und Beobachtungen, zur Beförderung und Vervollkommnung der Wollen- Seiden- Baumwollen- und Leinenfärberey, der Zeugdruckerey und der Kunst zu bleichen.* Herausgegeben von D. Sigismund Friedrich Hermbstädt, königl. pr. Ober-Medicinal-Rath, der Chemie Prof. u. s. w. Erster Band. 1802. 312 S. Mit einer Kupfert. Zweyter Band. 1803. 307 S. Miteiner Kupfert. Dritter Band. 1804. 322 S. 8. Mit sechs Kupfert. (4 Rthlr)

Der wichtige Einfluss, den die neueren chemischen Fortschritte auf die Gewerbskunde und vorzüglich auf die Färberey haben, brachte den Herausg. dieses Magazins auf den Gedanken, alles was auf letztere Bezug hat, aus anderen Schriften, wodurch es weniger in die Hände thätiger Personen kam, die daraus zunächst Nutzen ziehen können, zu sammeln, in Gestalt dieser Zeitschrift herauszugeben, und seine eigenen über Färberey gemachten Erfahrungen damit zu verbinden. Ob daher gleich die hier gelieferten Aufsätze nicht alle das Gepräge der Neuheit haben: so verdienten sie doch allerdings für den ausübenden Färber unter einen Gesichtspunkt gebracht zu werden. Der erste Theil zerfällt in vier Abtheilungen. Die erste enthält Abhandlungen, Versuche und Beobachtungen über die Kunst zu färben, zu drucken und zu bleichen; die zweyte, Beyträge zur Färberwaaren- und Materialien-Kunde mit Rücksicht auf ihre mögliche Erzielung, und die Kenntniß, solche nach ihrer Güte zu prüfen; die dritte, Correspondenz - Nachrichten oder Auszüge aus Briefen über die Gegenstände der Färbekunst und des Bleichens, und die vierte, Literatur für Färber, Zeugdrucker und Bleicher. Die Abhandlung vom Herausgeber, womit dieser Band gleichsam als Einleitung beginnt, enthält interessante allgemeine Bemerkungen über das Rationelle der Färbekunst, und über die Nothwendigkeit, solche nach Grundsätzen auszuüben, wenn sie ihrer Vollkommenheit genähert werden soll. Eben so interessant sind des Herausgebers Versuche und Beobachtungen über das chemische Verhalten einiger neu entdeckten Metalle und Erden zu dem Pigment der Cochenille, ob sie gleich dem praktischen Färber noch keine reichliche Aus-

J. A. L. Z. 1805. Vierter Band.

beute gewähren. Es wurde zu den Versuchen von den Metallen der Kobalt, das Uran, Wolfram, Molybdän, Arsenik und das Bley gewählt, und von den Erden der Baryt und der Strontian. Bruchmanns Erfahrungen und Beobachtungen über die kalte Indigoküpe zeigen, wie sehr den praktischen Färber chemische Kenntnisse sicherer leiten. Bey dieser kalten Küpe wird bloß Indigo, Kalk und reiner Eisenvitriol angewendet; Operment oder Arsenik bleiben als unnütz oder wohl gar schädlich weg. Diesen Erfahrungen zufolge, gewährt die kalte Küpe beträchtliche Vortheile, nicht nur in Rücksicht der völligen Indigauflösung, sondern auch der Schönheit der Farben. Über die Bereitung des türkischen Garns in der Levante, besonders in Griechenland. Beschreibung zweyer Färbesätze zum Färben der Seide. Färbesätze, welche, ohne Prüfung von Sachverständigen, nicht wohl angewendet werden können, indem wahrscheinlich mehrere ganz unnütze Ingredienzien dabey mit aufgeführt sind. Fabroni's Anleitung, auf Seide und Wolle die unächten Farben des Campechen- und Brasilienholzes zu befestigen. Es besteht das Verfahren vorzüglich in der Anwendung des salzsauren Zinns. Um dieß zu erhalten, wird geraspelt Zinn mit verdünnter Schwefelsäure erhitzt, und dann Küchensalz hinzugesetzt. Das hiedurch entstehende salzsaure Zinn wird in Verbindung mit gereinigtem Weinstein und schwefelsaurem Kupfer als Beitzmittel gebraucht. Fabroni über die Hervorbringung einer goldgelben Farbe auf Seide, welche gegen die gewöhnlichen Proben, so wie gegen Luft und Licht unzerstörbar ist. Die zu färbende Seide wird etwa 4 Stunden in eine Mischung aus zwey Quentchen starker Salpetersäure und ein Pfund Weingeist oder Vorsprung gelegt. — Gmelin lehrte schon früher die Seide mit durch Wasser verdünnte Salpetersäure gelb färben. Hausmanns Versuche über die Farben, welche man mit der Zinnauflösung und mit den gefärbten Oxyden dieses Metalls erhält. Dieser Aufsatz macht sich wichtig wegen der verschieden oxydirten Zustände des Zinns, und der Art, wie durch die Auflösung des krystallisirten salzsauren Zinns mit Cochenillenauszug ein Carmin durch die Ausstellung des rothen Niederschlags an die Luft entsteht; der Drucker, vorzüglich wird bey Lesung dieses Aufsatzes auf mehrere ihm nützliche Bemerkungen stoßen. Beaumés Anleitung, die rohe europäische Seide ohne Anwendung der kalischen Substanzen, der chinesischen oder Nankin-Seide gleich zu bleichen, und ohne ihr die natürliche Steifigkeit zu rauben. Die Seide wird in einem

Zz

eigens dazu eingerichteten und hier genau beschriebenen Apparat mit einer Mischung aus Alkohol und ganz reiner Salzsäure behandelt. Ist die Seide gebleicht: so wird die Flüssigkeit abgelassen, und der Weingeist wieder durch Destillation geschieden. Da aber der Weingeist mit Säure versetzt ist: so muß die Säure entweder vor der Destillation mit Kali gesättigt werden, um ihn hernach aus einer gewöhnlichen Destillirblase zu destilliren, oder man muß die Destillation aus Glasretorten oder aus silbernen Blasen bewirken. *Fabroni's Entdeckung einer purpur-violetten Farbe aus den Blättern der Aloe, welche der Luft, den Säuren und den Alkalien widersteht.* *Chaptal's chemische Beobachtungen über die gelben Farben, welche man aus Pflanzenkörpern gewinnt; nebst einigen auf Erfahrung gegründeten Vorschlägen; solche zu verbessern und zu verschönern.* Das Mittel, diese Farben zu verbessern und zu verschönern, besteht in der Trennung des dabey vorhandenen Gerbe-theils. Es soll durch die thierische Gallerte geschehen, und deshalb braucht man bloß thierische Substanzen mit der Farbestühe zu behandeln. *Über eine nützliche Wirkung der oxydirten Salzsäure, zur Verschönerung der Farben.* *Chaptal's Beobachtungen über die chemische Wirkung der Beitzen, beym Rothfärben der Baumwolle.* Das gewöhnliche Verfahren ist hier mehr auf chemische Grundsätze zurückgebracht, wodurch die außerdem dazu nöthige Zeit abgekürzt wird. *Bancroft's Unterricht von dem Nutzen der Quercitronrinde, und den Mitteln, diese Rinde zum Färben und Drucken der Baumwolle, Seide, Wolle u. s. w. anzuwenden.* *Chaptal's chemische Betrachtungen über den Gebrauch des Eisenoxyds in der Kattundruckerey.* *Hausmann's Bemerkungen über das Färben und Drucken der Kattane mit kalihaltigem Eisenoxyd.* *Chaptal's und O'Reilly's Beschreibung einer neuen Methode, Baumwolle und Leinwand mittelst Dämpfen zu bleichen; nebst einer neuen Verfahrensart, leinene und baumwollene Zeuge ohne Seife weiß zu waschen.* Es werden bekanntlich die zu bleichenden Sachen mit einer schwachen Atznatronlauge eingeweicht, und solche darauf auf einem hölzernen Roste den Dämpfen der Atznatronlauge in einer Art Papinsdigester ausgesetzt. Zur Wiederholung der Wäsche ohne Seife bloß durch Einweichung der Wäsche, in eine schwache Ätzlauge, hat Rec. in verschiedenen Haushaltungen Gelegenheit gegeben, aber man hat keinesweges völlig reine Wäsche erhalten; in Hospitälern, wo man sich begnügt, der Wäsche nur den größten Schmutz genommen zu haben, mag man etwa davon Gebrauch machen können. *Über die Anwendung der brandigten Holzsäure zu einigen Operationen in der Färberey.* Die Verbindung dieser Säure mit dem Eisenoxyd wird hier in der Färberey, vorzüglich des mehreren Kohlenstoffgehalts dieser Säure wegen, empfohlen, und es werden zugleich Methoden angegeben, wie man diese Säure am leichtesten darstellen könne. *Über eine neue Methode, die Wolle und die Seide durch flüssige schweflichte Säure zu bleichen.* Man erhält die schweflichte Säure durch Behandlung der

Schwefelsäure mit verbrennlichen Dingen, z. B. mit Stroh oder Sägespähen in einer Art woulfischen Apparat, wo man die Einrichtung so trifft, daß die schweflichte Säure mit Wasser verbunden werden kann, und man zugleich die noch mit übergehende unveränderte Schwefelsäure mittelst des Hindurchleitens durch Wasser wegschafft. Ist die Waare gut gereinigt, so wird sie in dieser schweflichten Säure behandelt, welche Operation das alte Schwefeln der wollenen Zeuge weit zweckmäßiger vertritt. *Schneidlers Bemerkung über die kalte Indigküpe.* Es wird die Nothwendigkeit des schwefelsauren Eisens bey den kalten Küpen dargethan, indem das Eisenoxyd des schwefelsauren Eisens dem Indig einen Theil Sauerstoff rauben müsse, und wodurch er dann in den Zustand kommt, wo ihn der Kalk aufzulösen geschickt wird. Diese Bemerkungen sind gegen einen Aufsatz gerichtet, in welchem man statt schwefelsauren Eisens, schwefelsauren Kalk brauchen zu können vorgiebt. *Beschreibung einer Methode, wie man in Färbereyen am kürzesten und leichtesten den Inhalt der Gefäße berechnen kann.* *Über den Gebrauch des Schwefelkalks (der kalkerigen Schwefeleber) statt der Pottasche, beym Bleichen mit oxydierter Salzsäure.* Vier Pfund fein gestoßenen Schwefel, 20 Pfund gut gelöschten Kalk und 16 Gallonen Wasser, mischt man gut zusammen, und läßt es ungefähr eine halbe Stunde in einem eisernen Kessel kochen. Diese Flüssigkeit, die weit wohlfeiler als Pottasche ist, wird zum Bücken der Leinwand gebraucht, und dadurch eine beträchtliche Menge Pottasche erspart; vorzüglich sey der Schwefelkalk bey der chemischen Bleiche oder der Bleiche mit oxydierter Salzsäure anwendbar (Anderen aber hat diese Anwendung nicht den bemerkten Vortheil gewährt, — es müssen darüber noch mehr Erfahrungen gemacht werden). Die Beyträge zur Färberwaren- und Materialkunde, betreffen die *Fabrikation des Indigs aus den Blättern der Waidpflanze; ein neues rothes Farbeholz, nämlich die Paraquaranrinde aus Guiana; Anleitung zur Cultur der ächten Baumwolle in Deutschland; Taylor's Bereitung der Orseille in England.* Um diese Farbe hervorzubringen, wird die Kräutrorseille mit Harngeist, den man über ungelöschten Kalk abgezogen, behandelt; Alaun oder salzsaures Zinn macht die Farbe heller, kalische Dinge aber machen sie dunkler. *Über Thüringens Farbestoffe, vorzüglich den Waid, die Scharte und den Sufor von Hagenburch.* Diefen folgen Correspondenz-Nachrichten und die Literatur für Färber, Zeugdrucker und Bleicher.

Dem zweyten Bande dieses Magazins ist noch eine neue Abtheilung, nämlich die *Beschreibung von Maschinen, zum Behuf der Färberey und Druckerey*, hinzugefügt. Wir wollen auch hier auf das Vorzüglichste der in diesem Bande enthaltenen Abhandlungen aufmerksam machen. *Bruchmann's Erfahrungen und Beobachtungen über den blauen und weißen Druck auf leinene und baumwollene Zeuge, auch Wochsdruck oder Porcellandruck genannt.* Es wird hier vorzüglich das Fehlerhafte des gewöhnlichen Papps oder



Küts gezeigt, den man auf die Stellen tragen muß, die nach dem Färben weiß bleiben sollen, und eine bessere und wohlfeilere Vorschrift dazu gegeben. Die Vorschrift besteht aus 6 Maß Wasser oder Essig,  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Pfund Alaun, 2 Pfund schwefelsaurem Kupfer,  $\frac{3}{4}$  bis 1 Pfund Gummi, so viel gestoßenem Thon bis die Masse gehörig verdickt ist,  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Pfund Fett oder Talg, und 2 Pfund Stärke. *Jägers Versuche mit der Molybdänsäure in Hinsicht auf die Färberey.* Es gelang dem Vf. durch molybdänsaures Kali und salzsaures Zinn blau zu färben, was auch durch Hülfe des Quercitrons keine unangenehme grüne Nuancen gab; die blaue Flüssigkeit aus molybdänsaurem Kali und salzsaurem Zinn, gab durch vorsichtiges Abdampfen ein blaues Pulver, welches in kaltem Regenwasser auflöslich war, und als Saftfarbe gebraucht werden konnte. *Beschreibung der Art und Weise, wie die indianischen Kattune, oder Tizte in Indien gemalt werden.* Nach Savary's Angabe. Vom Herausgeber. *Über die beste Verfahrungsart, dem weißen Tuche die schöne grüne Farbe zu geben, welche sächsisch Grün genannt wird.* Es kommt hiebey sehr viel auf die Concentration der Schwefelsäure, wovon hier das Verfahren beschrieben wird, an. *Über die zweckmässigste Zurichtung der Zeuge zur Färberey, mit Rücksicht auf diejenigen Methoden, deren sich die Griechen und Römer dabey bedienen.* Vom Herausgeber. Ein interessanter Beytrag zur Geschichte der Färbekunst. *Schwarz: Beschreibung einer Verfahrungsart, wie man mit Ölfarben auf Atlas, Taffet, und jede Art glattes seiden Zeug, so wie auch auf das feinste und dünnste Papier malen kann, ohne das Auslaufen und Durchschlagen des Öls befürchten zu müssen.* Der Handgriff besteht darin, daß der Ölfarbe etwas leichte Seife beygerieben wird. *Voglers Methode, der Leinwand und Baumwolle eine schöne gesättigte und dauerhafte schwarze Farbe zu geben.* Salpetersaures Blei, Galläpfel, Küchen Salz, Leinwasser, Eisenvitriol und Blauholz sind die Ingredienzien zu diesem Verfahren, schwarz zu färben. *Berthollets Verfahren, das Garn und die Baumwolle roth zu färben.* Das vorzüglichste Beitzmittel bey diesem Verfahren ist der essigsaure Thon. Nach dem Auslaugen wird die Baumwolle gegallet, getrocknet in essigsauren Thon gebracht, wieder getrocknet, in eine Auflösung des Leims getaucht, wieder getrocknet, genetzt und mit Krapp ausgefarbt. *Voglers Versuche über die Seide, das Leinen und die Baumwolle auf eine bequeme und vortheilhafte Art mit Cochenille schön roth zu färben.* Diese Versuche können dem Färber immer manche gute Idee bey dem Färben mit Cochenille erwecken, ob sie gleich, so wie wir sie hier finden, für den praktischen Färber noch keine Anwendung finden werden. *Etwas über die heutige Baumwollenfärberey von Schneidler.* Ein sehr interessanter Aufsatz, aber hier keines Auszugs fähig. *Hausmanns Beobachtungen über das türkische Roth.* Das vorzüglichste dieser Beobachtungen besteht in der Anwendung des salzsauren Zinns, des essigsauren Thons und Zinns, des kalihaltigen Thons und dem Zusatz der Kreide zum

Krapp, um die bey ihm wahrgenommene Säure zu vernichten, und dadurch fattere Farben darzustellen. *Über den Gebrauch der Salzsäure in der Wollen- Seiden- Baumwollen- und Leinen- Färberey, und der Scharlachfärberey insbesondere, als einen eben so wohlfeilen als vollkommenen Stellvertreter des viel theuerern Scheidewassers.* Vom Herausgeber. Der Stellvertreter der Zinncomposition ist das weit wohlfeilere salzsaure Zinn. *Bemerkungen über die Waid- und Indigfärberey auf Seide, Baumwolle, Leinen und Wolle, wie solche in Frankreich ausgeübt wird.* Von Quatremere D'Isjonval. *Über die Darstellung einer dem Citronensaft gleichkommende Säure, aus inländischen wildwachsenden Beerenfrüchten; und über die Entbehrlichkeit des Citronensaftes in der Seiden- und Baumwollenfärberey.* Vom Herausgeber. Es wird hier auf den Saft der Traubenkirsche, der Preusselbeere, der Berberitzenbeere, Brombeere, Stachelbeere und Johannesbeere aufmerksam gemacht; Rec. machte öfter die Erfahrung, daß ein guter weißer Essig, in der Färberey die Stelle des Citronensaftes sehr gut ersetzen kann, und man dadurch eben so lebhafte Farben erhalte. *Versuche und Beobachtungen über die Veränderungen, welche sich zuweilen mit den Waid- und Indigkuppen ereignen, nebst einigen Versuchen zur Verhütung und Verbesserung derselben.* Von Quatremere D'Isjonval. Dieser Aufsatz ist hier keines Auszugs fähig, verdient aber sehr die Aufmerksamkeit des praktischen Färbers. *Voglers Versuche und Bemerkungen über verschiedene Gegenstände der Färbekunst.* Sie betreffen den Gebrauch des Schinacks, der silberfarbenen Potentille, und des Kleesamens in der Färberey. *Handgriff der Genueser oder Ligurier bey dem Schwarzfärben des Sammets.* *Über die Methode, die wollenen Tücher in Holland schwarz zu färben.* Es wird dabey der Sauerampfer in Anwendung gebracht. *Scholtz Versuche mit Persio, um denselben in der Wollenfärberey anzuwenden.* Die unternommenen Versuche fielen zum Vortheil dieses Farbematerials aus. *Favieux Beschreibung einer sehr einfachen Verfahrungsart, rohe oder ungereinigte Wolle dauerhaft blau zu färben.* Die Wolle wird mit feinem Indigpulver eingeschichtet, und hernach mit einer schwachen Kalilauge übergossen. *Eckard über die Zubereitung der leinenen und baumwollenen Zeuge, zur Darstellung einer glatten Oberfläche, auf welche man mit Wasserfarben malen, mit Gold und Silber drucken, und solche überspinnen kann, um selbige dann als Tapeten zu benutzen.* Der Handgriff besteht darin, die auf einen Rahmen ausgespannten Zeuge mit einem Kleister, aus Stärke und Milch bereitet, anzustreichen. *Erfindung aus mehreren Baumflechten (Lichenes) ein Substitut für das Senegal-Gummi und andere fremde Gummiarten zu gewinnen.* Dies Verfahren ist von dem Lord Dundonald, und aus den englischen Miscellen bekannt. *Über den Cudbeard, oder Cuthbeard, auch Cudbeardens Farbe genannt, und die in England übliche Verfertigung dieses Pigments.* Diese Farbe wird aus einer Art Steinmoos (*Lichen tartareus*) bereitet, welches man mit Ätzharngeist behandelt, wie bey

Bereitung der Orseille, man bringt auch dabey etwas Scharlachcomposition mit in Anwendung. *Vogler über die verschiedene Güte der Farbehölzer, besonders des Fernambucks- und Blau- oder Brasilien-Holzes.* Die verschiedene Güte der Farbehölzer hänge sehr von der Verpackung und Aufbewahrung derselben durch Fuhrleute, Kaufleute und Schiffer ab, inwiefern sie dabey der Luft und dem Licht ausgesetzt sind. Man wirft, um die Güte dieser Hölzer zu erfahren einen kleinen Antheil in ein Glas weiches Wasser. Je schöner und lebhafter die Farbe erscheint, die sie dem Wasser mittheilt, desto besser ist das Farbeholz. *Von dem Gelbholz in naturwissenschaftlicher und merkantilischer Hinsicht. Von der Cucum- oder Gelbwurzel, besonders in Absicht auf ihren Nutzen zur Färberey.* Über die Pflanze, wovon das Senegalgummi erhalten wird. *Bemerkungen über den Färberkrapp.* Krügers *Bemerkungen über den Indig, Waidindig und Plattindig.* Art und Weise, den Indig zu prüfen. *Correspondenz-Nachrichten und die Beschreibung der Weldonischen Mühle, wodurch die Rinden und Farbehölzer sehr leicht zermalmt werden können, beschliessen diesen Band.*

Dritter Band. *Bruchmanns Erfahrungen und Beobachtungen über die in Schlesien übliche Methode die Leinwand zu bleichen, nebst Bemerkungen über die Verbesserung derselben.* *Gratrix Beschreibung und Abbildung einer neuen Maschine, um das Färben der Baumwolle, der Leinwand und der baumwollenen Zeuge zu erleichtern.* *Jeffreys Beschreibung der jetzt in England und Frankreich üblichen Methode, die wollenen Zeuge vorzubereiten, um ihnen verschiedene Farben und verschiedene Muster zu geben; nebst der Beschreibung einer Maschine, um sie zu drucken.* Die in den beiden letzten Aufsätzen beschriebenen Maschinen erlauben ohne Kupfer keine deutliche Anschauung. *Betrachtungen über die Natur der Wolle, der Seide und der Baumwolle, als Gegenstände der Färbekunst.* Der nicht ganz empirisch verfahrenende Färber wird diesen Aufsatz sehr lehrreich finden, und er ist wirklich zu reichhaltig, um hier seine Hauptpunkte bemerkbar machen zu können; er muß ganz gelesen werden. Vorzüglich betrifft sein Inhalt die Färbung des türkischen Roth. *Bemerkungen, das Bleichen oder Weissmachen der feinen wollenen Tücher, Kasimire, Etamis und anderer Zeuge betreffend.* Vom Herausgeber. Das Bleichen geschieht ebenfalls mit Schweflichter Säure, aber man erhält sie durch die Behandlung des Schwefels mit concentrirter Schwefelsäure, indem die sich entwickelnde Säure in ein mit Wasser gefülltes Fals geleitet wird. *Neue Methode die Seide kalt zu spinnen, wobey Holz und Zeit erspart wird, und die Seide an Güte gewinnt.* *Apels Beschreibung und Abbildung einer Färbereyanstalt, in welcher mit einer bedeutenden Ersparung an Brennmaterial, bloß durch Wasserdampf geheizt, und statt der metallenen Kessel in hölzernen Geschirren gefärbt wird.* Diese Anstalt beruhet ganz auf Rumsfords Principien. Es wird dadurch die Hälfte Brennmaterial erspart, die Küpen oder Kessel brauchen bloß von Holz zu seyn, die zinnernen Kessel werden dadurch unnöthig, und

endlich ist sie mit beträchtlichem Zeitgewinn begleitet. Ein Kessel von 1200 Dresdner Kannen Inhalt, komme schon in 10 bis 15 Minuten zum Kochen, in welcher Zeit das Wasser nach der gewöhnlichen Feuerung kaum badwarm werde. Des Herausgebers *Erfahrungen und Beobachtungen über die Ersparung des faulen Urins bey der Wollenswäscherey und Walke.* Statt des Harns wird hier eine Sodaseife empfohlen, die man nach der hier gegebenen Vorschrift in jeder Manufactur leicht selbst bereiten kann. *Succow's Versuche mit der canadischen Goldruthen, und der Samtblume in Rücksicht ihrer Benutzung für die Färbereyen.* *Berthollets Betrachtungen über den Gebrauch des zootischsauren oder blausauren Kali und Kalks in der Färberey.* Der blausaure Kalk konnte eben so gut als das blausaure Kali gebraucht werden. *Berthollets Bemerkungen über die Wirkung der oxydirten Salzsäure auf die färbenden Theile vegetabilisch-animatistischer Substanzen; mit Rücksicht auf das Bleichen des Flachses und des Hanfes.* *Beschreibung der rheinischen Methode des Flachsröstens auf dem Lande, und dessen erhebliche Vortheile gegen die Wasserröste, auch in Ansehung eines feineren und dabey haltbaren Gespinnstes.* Der Flachs wird bloß auf einem Stoppelfelde und auf keiner Wiese ausgebreitet; ist die Witterung günstig, und es wechselt Regen und Sonnenschein, so ist die Röstung in 3 bis 4 Wochen beendigt. *Quatremere D'Isionval's chemische Zergliederung des Waid's, nebst einer Untersuchung der inneren Bewegung der Waid- oder Blauküpen.* Dieser Aufsatz, ob er gleich nicht neu ist, gewährt doch dem praktischen Färber eine Menge über die Blauküpe wichtiger Erfahrungen. *Frith über die in England gebräuchliche Methode, baumwollenem Garn und Gewebe verschiedene schöne und echte Farben zu geben.* *Hausmanns neue Erfahrungen und Bemerkungen über die Krappfärberey und das türkische Roth.* Es bestehen diese Erfahrungen vorzüglich darin, dem Krapp seinen säuerlichen Antheil zu benehmen, und dadurch die Farbe zu verschönern, und diese Wegnahme des sauren Antheils, bestehet in dem Zusatzte kohlenstoffsaurer Kalkerde. Außerdem kommt es dabey auf die Temperatur des Farbebades an. *Über die beste Methode, mittelst Waid auf Seide und Wolle verschiedene Farben zu setzen.* *Vasco über die Entschlingung der Seide.* *Hegmanns kurze Anleitung zur Führung der warmen Indig- oder Waidküpe.* Bekanntlich ist die Ansetzung und Führung der Indigküpe vorzüglich deshalb ein Hauptgegenstand des Färbers, weil er durch unweckmäßige Behandlung derselben oft in großen Schaden versetzt werden kann; und daher verdient jede dahin einschlagende Erfahrung, und auch die hier mitgetheilte Behandlung seine ganze Aufmerksamkeit. *Hausmanns Bemerkungen, über die Methode den weissen Grund in schon gedruckten Kattunwaaren mit oxydirter Salzsäure zu bleichen, ohne die Farben zu zerstören.* Dies Bleichen geschieht durch oxydirt salzsaures Kali, doch darf dabey die Salzsäure nicht die Oberhand haben. *Schörbing über die in Salzburg gebräuchliche Methode, Baumwolle zu bleichen; und die Kunst Baumwolle nicht roth zu färben.* Das Bleichen geschieht durch Seifenwasser, und die Färbung besteht in Gallung der Waare, und Behandlung derselben mit Zinnauflösung und Alaunwasser; die Farbe hält das Kochen mit starker Seifenlauge aus. *Beschreibung des Verfahrens, dessen man sich zu Mulmedy, im Pais de Franchimont bedient, um die Papp zu bereiten, welche die Tuchfabrikanten anwenden, um ihren Tüchern den höchsten Glanz zu geben.* *Curbull und Crook über die Verbesserungsarten der Engländer bey der Dampfbleiche.* *Dinglers Darstellung einer vollkommenen und wohlfeilen salpetersauren Eisenbeizte.* Der von der gewöhnlichen Eisenbeizte bleibende Eisenrost wurde in Salpetersäure aufgelöst. Die in diesem Bande befindlichen Beyträge zur Farbenwaaren- und Material-Kunde, betreffen den Anbau und die Zubereitung des Krapps in Holland. Bey diesem Bande machen einige Correspondenz-Nachrichten den Beschluß.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 23 N O V E M B E R, 1 8 0 5.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

### Ueber die Mnemonik.

Seit Hn. Gräffe's Untersuchungen über das Gedächtnis (im vierten Theile des neuesten katechetischen Magazins), besonders aber seit der bekannten Ankündigung des Freyherrn von Aretin und den mnemonischen Wanderungen des Licentiaten Duchet, ist die alte, angeblich von Simonides aus Cea erfundene Erinnerungswissenschaft, oder das systematisch geordnete Aggregat der von Erfahrung abstrahirten Regeln, bey deren Anwendung die natürliche Gedächtnisanlage auf eine bewundernswürdige Weise soll vervollkommenet werden können, aufs neue ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden. Müssen wir uns gleich, was die Geschichte dieser Erfindung und ihrer allmählichen Entwicklung durch die Rhetoriker betrifft, mit dürftigen Nachrichten begnügen, so hat sich doch die eigentlich für den Redner berechnete Methode selbst ziemlich vollständig und deutlich, besonders bey dem Verf. der Bücher an den Herennius, erhalten, aus dessen kurzgefaßter Darstellung mehrere Neuere, vorzüglich Schenkel, die alte Mnemonik wieder herzustellen gesucht haben. Lambert Thomas Schenkel, geb. zu Herzogenbusch 1547, von dem man in Val. Andreæ Bibliotheca Belgica (Lovan. 1643. 4.) weiter Nachricht findet, lehrte nämlich zu Ende des 16 und zu Anfang des 17 Jahrhunderts diese Kunst in mehreren Ländern über 40 Jahre lang mit großem Beyfall und Gewinn: in seinem Alter überließ er dieses Geschäft seinem Zögling, dem Schlesier, Martin Sommer, welcher die schon öfter gedruckte, absichtlich unter abentheuerlich gebildeten Wörtern und Siglen versteckte Anweisung seines Meisters in Venedig 1619. 8. wieder auflegen ließ. Von dieser seltenen Ausgabe ist nun eine freye und abgekürzte Übersetzung unter folgendem Titel erschienen:

ERLANGEN, b. Palm: *Compendium der Mnemonik oder Erinnerungswissenschaft aus dem Anfange des sebzehnten Jahrhunderts*, von Lamprecht (Lambert Thomas) Schenkel und Martin Sommer. Aus dem Lateinischen mit Vorrede und Anmerkungen, von D. Johann Ludwig Klüber. 1804. 104 S. gr. 8. (8 gr.)

Zu den in der Vorrede mitgetheilten literarischen Notizen mag folgendes als Ergänzung und Berichtigung hier seinen Platz finden. Schenkel, der noch J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band*.

1620 lebte, liefs seine Anweisung unter dem Titel: *Libellus artificialis memoriae*, mit einer Zueignungsschrift an den Erzbischof Ernst von Cölln zum erstenmal zu Lüttich 1595 drucken. Eine vollständigere und verbesserte Ausgabe erschien sehr wahrscheinlich noch vor 1602: zuverlässig aber ist die nicht von Schenkel selbst, sondern von einem eidbrüchigen Schüler oder sonst jemanden, der zum Besitz des Schlüssels gekommen war, veranstaltete und von dem Buchdrucker, Anton Bertram, einem Grafen von Hohenlohe-Langenbourg dedicirte Strasburger Ausgabe von 1610. 8, welche Hr. K. für die erste hält, wenigstens die zweyte. Zu den übrigen Abdrücken der Schenkelschen Mnemonik muß auch der sogenannte *Schenkelius detectus* gerechnet werden, dessen Herausgeber Joannes à Paëpp Galbairus (auch à Papen, unter den Beförderern der Gedächtniskunst im 17 Jahrhunderte vorzügliche Erwähnung verdient. Dieser Paëpp, von dessen Person und sonstigen Verhältnissen Rec., aller angewandten Mühe ungeachtet, bis jetzt nichts genaueres beizubringen weiß, lebte zur Zeit der Herausgabe seiner Schriften in Frankreich, besonders zu Lion. Nachdem er sich ohne sonderlichen Erfolg bemühet hatte, aus den Alten selbst und ihren Erklärern eine gründliche Kenntniß der Mnemonik zu schöpfen, so hörte er zwar von Schenkels Verdiensten um diese Kunst, konnte sich aber nicht entschliessen, den mündlichen Unterricht dieses Mannes zu suchen, der seine Zuhörer durch einen Eid der Verschwiegenheit band. In dieser Verlegenheit fiel ihm zufällig Schenkels Anweisung (aber gewiss nicht nach der Ausgabe von 1610) in die Hände, er entzifferte ihren Sinn, und machte sie auf vielfältiges Bitten seiner Freunde mit hinzugefügtem Schlüssel unter folgendem Titel bekannt: *Schenkelius detectus: seu, Memoria artificialis hactenus occultata, ac a multis quam diu desiderata, nunc primum in gratiam optimarum artium ac sapientiae studiosorum luce donata à I. A. P. G. S. P. D. u. f. w.* mit dem Motto: *Tantum scimus quantum memoria tenemus. Lugduni, apud Bartholomaeum Vincentium. M. DC. XVII. cum Privilegio regis. 220 S. 12.* In diesem sehr fehlerhaft gedruckten Buche, dessen Titel bey Hn. K. mit dem Titel von *Bruxii Simonides redivivus*, zusammen geschmolzen ist, findet man mehrere nicht unerhebliche Notizen zur Geschichte Schenkels und des damaligen mnemonischen Treibens. Nach einer Reise in die Provence gab hierauf Paëpp mit vollständiger Nennung seines Namens einen von ihm

versprochenen reichhaltigeren und deutlicheren Tractat aus: *Ensaywy seu introductio facilis in praxin artificiosae memoriae* A. D. I. Paëpp Galbaico Lugduni, sumptibus Auctoris: et venundantur apud Bartholomaeum Vincentium, M. DC. XLIX. cum Privilegio Caesaris et Gall. Regis. 102 S. 12. Hier wird die Kunst auf eine von Schenkeln zuweilen abweichende Art in fünf Dialogen gelehrt, und durch 8 Kupfertafeln erläutert. Als Anhang zu dieser Schrift erschien Ebendasselbst und in demselben Jahre auf 47 S. 12: *Vita M. Tullii Ciceronis in annos distincta ac in Epitomen secundum artem Mnemonicam reducta*. A. D. I. Paëpp Galbaico, mit hinzugefügtem Verzeichnisse der Pabste, Kaiser, Könige von Frankreich und Polen, auch einer Anzahl türkischer Wörter. Die letzte dem Rec. bekannt gewordene mnemonische Schrift dieses Verf. kam im folgenden Jahre bey demselben Verleger unter dem Titel heraus: *Artificiosae memoriae fundamenta, ex Aristotele, Cicerone, Thoma Aquinate, aliisque praestantissimis doctoribus petita, figuris, interrogationibus, ac responsionibus clarius quam unquam antehac demonstrata. Cui etiam praeter modum commodiorem eadem sine locis praestandi, quae cum illis, alia nonnulla ejusdem artis hactenus inaudita adjuvantur*, 12c S. 12. Sie ist besonders in Ansehung der Lehre von den Bilderplätzen, welcher Hr. K. ein eignes Supplement widmen mußte, sehr ausführlich und deutlich. — Auf diese mnemonischen Arbeiten des sehr wenig bekannten Paëpp, der seinen eigenen Weg zu gehen suchte, glaubte Rec., ohne sich hier auf eine genauere Anzeige ihres Inhalts und ihres Eigenthümlichen einlassen zu können, die künftigen Bearbeiter der mnemonischen Literatur um so mehr aufmerksam machen zu müssen, da sie unter die bibliographischen Seltenheiten gehören möchten.

Hn. K. sehr lesbare Bearbeitung des sommerischen Schenkel wird, nebst den hinzugefügten zweckmäßigen Anmerkungen, denjenigen gute Dienste leisten, die sich nicht nur mit der Methode historisch bekannt machen, sondern auch mit sich selbst Versuche anstellen wollen. Eine umständliche Zergliederung dieser in 8 Lectionen abgetheilten Anweisung wäre unnöthig. Rec. kann zwar die Übersetzung nicht mit dem Original von 1619 vergleichen, glaubt aber versichern zu können, daß Sommer im Grunde nichts Eigenthümliches hat, dessen von Hn. K. nur im Auszuge mitgetheilte Einladungsschrift: *Brevis delineatio* u. s. w. eigentlich nichts anders ist, als der schenkelsche Anschlagzettel verschmolzen mit dem Programm *de utilitatibus et effectibus mirabilibus artis memoriae et quid singulis lectionibus proponatur*. Beide Stücke findet man auch im *Schenkelius detectus*; aus dem Programm hat jedoch Sommer einiges weggelassen; wie die Anleitung zu einer Methode, einem Redner, Prediger oder Advocaten alle Worte, so geschwind er sie spricht, nachzuschreiben. Die sommerische Ausgabe mag eben so fehlerhaft gedruckt seyn, als der *Schenkelius detectus*, wenigstens scheint gleich im Anfange der ersten

Lection, wo gelesen werden muß: 3) Ordnung der Plätze und Bilder (*ordo locorum et imaginum*): 4) Praxis oder Anwendung (*Praxis s. ipsum exercitium*) — der Irrthum durch fehlerhafte Interpunction in der Urschrift veranlaßt worden zu seyn.

An die jetzt angezeigte Schrift schließt sich folgende, bloß literarischen Inhalts, an:

NÜRNBERG u. ALTORF, b. Monath u. Kufler: *Mein Contingent zur Geschichte der Gedächtnisübungen in den ersten Jahren des sechszehnten Säculums. für die Besitzer von Schenkels und Sommers Compendium der Mnemonik*, von D. Johann Ludwig Klüber. 48 S. 8.

Nach einer kurzen Einleitung, worin als Urheber und Beförderer von Versinnlichungsmethoden, mnemonischen Künsten, oder sinureichen und ungewöhnlichen Kunstgriffen das Gedächtnis zu stärken, *Simonides*, *Melicus* (soll heißen: *Simonides Melicus*) und andere angeführt werden, giebt der ungenannte Vf., veranlaßt durch von *Arctin's* Ankündigung und *Klübers* Compendium der Mnemonik, unter anderen literarischen Beyträgen auch eine nähere Nachricht von der Sammlung unter dem Titel: *Variorum de arte memoriae tractatus sex* u. s. w. Francof. et Lipsi. 1678. 8, ohne jedoch den Leser mit den Vf. näher bekannt zu machen. Aus der Anzeige sieht man nicht einmal, wie sechs Tractate herauskommen sollen. Rec., der zwar nicht die genannte Sammlung, wohl aber das *Gazophylacium artis memoriae* in Händen hat, bemerkt also, daß die vom Vf. angegebenen Seitenzahlen der ersteren mit den Seitenzahlen des letzteren vollkommen übereinstimmen, woraus sich zu ergeben scheint, daß die *Variorum d. a. m. tractatus sex* ein bloßer Nachdruck des *Gazophylacium* sind, und daß folglich von S. 339 — 378 die *Erotemata de arte memoriae seu Reminiscantiae*, — *Authore Joh. Sp. Herd*, anzutreffen seyn müssen, obgleich der Vf. nichts davon erwähnt. Zu den vier im *Gazophylacium* schon gedruckten Schriften von *Schenckel*, *Joannes Austriacus*, *Marafiotus* und *Herd*, wurden nun in dem Nachdruck noch die beiden von *Ravellin*, und *Jo. Willish* hinzugefügt. Jene kam, wie Rec., der sie vor sich liegen hat, bey dieser Gelegenheit anführen will, zum ersten male heraus unter dem Titel: *Ars memoriae: hactenus ab ejus primò autore, hujusque secundo quidem incognito, ita obscure studio tradita, ut legere neque intelligere quis posset. Jam vero in Gratiam et usum juventutis explicata, exemplis aucta per M. Franciscum Martinum Ravellin, in inclyta Academia Heidelbergensi Italicae et Gallicae linguae informatorem. Francofurti Typis Nicolai Hoffmanni, sumptibus Joann. Theodorici de Bry. Anno. M. DC. XVII. 107 S. 12.* nebst einem Register auf fünf nicht numerirten Seiten. — Womit sich aber der Vf. vorzüglich beschäftigt, sind des Franziscaners *Thomas Murner* gewissermaßen der Mnemonik angehörige Schriften, nämlich dessen *Chartiludium logices*, wovon vier Ausgaben, eine Cracauer 1507. 4. eine Straßburger 1509. 4. eine

eine Brüsseler 1609. 8. und eine Pariser 1629. 8. angeführt werden; das *Chartiludium Institute summarie*, eine mnemonische Bearbeitung der Institutionen, nach der Strasburger Ausgabe bey Knoblauch 1518. 4. und einem vielleicht von Murner selbst gefertigten in der nürnbergischen Stadtbibliothek befindlichen Manuscript; endlich der *Ludus Studentum Friburgenfium*, worin die Regeln der Prosodie durch das Schachspiel gelehrt werden, und wovon der Vf. zwey frankfurter Ausgaben von 1511 und 1512. 4. kannte. Diese abentheuerlichen Produkte werden ausführlicher beschrieben. Angehängt ist das Erasmische *Colloquium Ars notoria*, um zu zeigen, was Erasmus von den mnemonischen Künsten geurtheilt habe. Die kleine Schrift würde ein dankenswertherer Beytrag zur Literatur der Mnemonik seyn, wenn der Vf. sich einer grösseren Genauigkeit beflissen hätte. Schon durch den Titel wird man verleitet, Hn. K. für den Vf. zu halten. Was soll man dabey denken, wenn es S. 41 heisst: es gebe in der schwarzischen Bibliothek zu Altorf vom *Ludo scaci* eine zweyte frankfurter Ausgabe von 4 auch 5 Bogen.

Früher, als Klüber und von Aretin, hatte sich Hr. Kästner als mnemonischer Schriftsteller gezeigt. Durch Schenkels Werk zum Studium der Mnemonik gereizt, hatte er die wenigen ihm zu Gebote stehenden Schriften über diese Kunst gelesen, alles dasjenige, was ihm in den darin gegebenen Vorschriften nicht aus den Grundsätzen der Alten zu fliessen schien, abgesondert, und gegen passendere Rathschläge neuer Schriftsteller vertauscht, endlich die Gültigkeit und Tauglichkeit der so gesammelten Regeln an sich selbst erprobt. So vorbereitet fand er sich im Stande, im November vorigen Jahres zu Leipzig auf eine befriedigende Art zu beweisen, dass seine Bemühungen nicht fruchtlos gewesen waren. Die Resultate seiner mnemonischen Forschungen legte er dem Publicum in folgendem Werke vor:

LEIPZIG, b. Kummer: *Mnemonik oder System der Gedächtniskunst der Alten*, von Christian August Lebrecht Kästner, Pfarrer zu Behlitz bey Eilenburg. 1804. XVI und 143 S. 8. (12 gr.) worauf er bald nachher als Anhang folgen liess:

Ebend., b. demf.: *Erläuterungen über meine Mnemonik, oder das von mir herausgegebene System der Gedächtniskunst der Alten*. 1804. 77 S. 8.

Beide Schriften sind nun in der sehr bald nöthig gewordenen neuen Auflage der Hauptschrift, unter dem Titel:

Ebend., b. demf.: *Mnemonik, oder die Gedächtniskunst der Alten, systematisch bearbeitet von Christian August Lebrecht Kästner u. s. w. Zweyte ganz umgearbeitete Auflage*. 1805. XXIV und 270 S. 8. (1 Rthlr.)

in Eins verschmolzen. Rec. der sich bey der folgenden Anzeige vorzüglich an die zweyte ausbehalten wird, welche sich im Ganzen durch bessere

Ordnung sowohl, als durch grössere Bestimmtheit und Deutlichkeit vor der ersten vortheilhaft auszeichnet, findet daher unnöthig, auf die *Erläuterungen* u. s. w. jetzt noch besondere Rücksicht zu nehmen, worin man, zur fernerer praktischen Anleitung, einen Theil des in der Mnemonik gelehrtens auszuüben, Reihen von Päbsten und Kaisern, eine Anzahl von Jahren, die Summarien des Matthäus und der Genesis, die Hauptabschnitte der Bergpredigt und den 139 Psalm mnemonisch behandelt findet, nebst einer Anweisung zum mehrfachen Dictiren mehrerer Briefe. — In der Einleitung zur Mnemonik handelt der Vf. zuerst nach Locke, Flemming, Kant, Maass u. a. vom Gedächtniss überhaupt und den Vollkommenheiten desselben. Diese Vollkommenheiten dem Gedächtnisse näher zu bringen (ihre Erwerbung zu erleichtern), diene die Mnemonik oder Erinnerungswissenschaft, welche als ein *System der Regeln* definiert wird, *durch Verknüpfung der zu behaltenden Idee mit einer anderen dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen*. (In der ersten Ausgabe als eine *wissenschaftliche Darstellung der Regeln*, die hauptsächlich durch den Gebrauch der *Associationsgesetze* Vorstellungen alsdann erwecken lehren, wenn man sie zurück zu haben wünscht.) Sie soll zeigen, wie wir durch *willkührliche* Verknüpfung der Ideen in jedem nöthigen Falle Vorstellungen zurück erhalten, und dadurch bey gehöriger Übung zur *Gedächtniskunst*, oder zu der Fertigkeit gelangen können, durch das Gedächtniss Dinge auszurichten, welche die Natur nicht auszurichten vermag (welche es, sich selbst überlassen, nicht würde leisten können). Dass *willkührliche* Anknüpfung an eine Vorstellung für das Zurückrufen einer anderen wenigstens eben so nützlich sey, als *unwillkührliche* Verkettung, wird sodann vom Vf. aus Geschichte und Erfahrung bewiesen; die angeführten Beyspiele indessen, die man grösstentheils in allen Mnemoniken findet, und die noch leicht hätten vermehrt werden können, möchten wohl mehr als Beweise ausnehmend glücklicher und durch Übung ausgebildeter Gedächtnissanlagen geltend gemacht werden können, da wir doch nicht wissen, welcher Methode sich z. B. der Korfe bey Muretus bediente. Die Geschichte und Literatur der Kunst, welche in der ersten Ausgabe sehr unbefriedigend und unrichtig vorgetragen war, (wie hätte z. B. Schenckel, der 1547 geboren wurde, sein *Gazophylacium* A. M. zur Zeit der Reformation herausgeben können?) ist in der zweyten durch Benutzung der Klüberischen Schrift zwar etwas vollständiger, aber doch immer noch unvollkommen genug ausgefallen, und bis auf Hn. von Aretin und Duchet fortgeführt. Rec. bemerkt bey dieser Gelegenheit, was Hr. K. noch nicht wissen konnte, dass seitdem auch in Strasburg ein Mnemoniker, der sich *le Professeur Grégoire de Feinaigle* nennt und ein gewesener Cisterzienser aus Salmansweiler seyn soll, durch seinen Unterricht in der *Art d'aider et de fixer la mémoire* und durch merkwürdige Proben von der Wirksamkeit seiner Methode Aufsehen erregt hat. — Auf die Ehre

Ehre, etwas neues erfunden zu haben, macht Hr. K. keinen Anspruch, sondern er schränkt sich bloß auf die Gedächtniskunst der Alten ein, und entwickelt dem zufolge hauptsächlich die im *Auctor ad Herennium*, Cicero und Quintilian enthaltenen Grundsätze, zu welchen sein Werk als ausführlicher Commentar zu betrachten ist. Diefs geschieht in einem *theoretischen* und *praktischen* Theile. Jener bestand in der ersten Ausgabe aus drey Kapiteln, von den *Plätzen*, den *Bildern* und den *Merkmalen*: in der zweyten, worin sich der Vf. überhaupt näher an Sommer hält, ist dagegen das Kapitel von den *Merkmalen*, worunter alles verstanden werden sollte, *was eine Sache für uns interessant macht*, mit Recht in das Kapitel von den *Bildern* verwebt worden, wogegen zwey neue Kapitel, *von der Ordnung der Plätze*, und *von der Wiederholung der Plätze und Bilder*, hinzugekommen sind, so daß nun der theoretische Theil aus vier Kapiteln besteht. I Kap. *von den Plätzen*. Ein (mnemonischer) *Platz*, heist bey dem Vf. der (natürliche oder künstliche, wirklich vorhandene oder bloß einge bildete) *Raum*, wohin man die unter einem Bilde gedachte Vorstellung in Gedanken absichtlich setzt. Die Eigenschaften der Plätze werden nach den bekannten Stellen der Alten aus einander gesetzt, und die ganze Lehre durch Beyspiele erläutert. II Kap. *von den Bildern*. Nach des Vf. etwas undeutlicher Definition ist ein (mnemonisches) Bild jede Vorstellung, die man in Gedanken mit einem Platze verbindet, um dadurch entweder sie selbst, oder eine andere Vorstellung in die Seele zurückzurufen. Diese Bilder sind entweder eigentliche und uneigentliche, oder vollendete und unvollendete: eigentliche sollen nur das, was sie selbst vorstellen; uneigentliche hingegen (theils unmittelbar ohne Zwischenvorstellung, theils mittelbar vermittelt einer Zwischenvorstellung) eine andere Sache behaltbarer machen. *Vollendete*, oder vollkommene, Bilder sind diejenigen, welche für uns ein unmittelbares oder mittelbares Interesse haben: *unvollendete* (unvollkommene), bey denen das Gegentheil Statt findet. Natürlich macht die Mnemonik soviel als möglich von den ersteren Gebrauch: unmittelbares Interesse wird schon durch das Ding an sich hervorgebracht: mittelbares durch das Hinzudenken eines interessanten lebendigen oder leblosen Gegenstandes, einer interessanten Handlung oder Lage. III Kap. *Ordnung der Plätze*, worunter der Vf. die *Ähnlichkeit* versteht, *welche sich in der Art findet, wie die Plätze neben einander liegen*. Das IV Kap. endlich handelt *von der Wiederholung der Plätze und Bilder*, wobey zugleich, aus Scheuckel, das Nöthige von der sogenannten *Lethognomik*, oder dem Verfahren, die in den Plätzen angehefteten Bilder wieder zu vertilgen, beygebracht wird. — Dem Rec., welcher übrigens in der Praxis der mnemonischen Kunst ein Laie zu seyn gesteht, hat es geschienen, daß die beiden letzten Kapitel des theoretischen Theils eher in den praktischen gehört hätten, und daß es

systematischer und der Deutlichkeit zuträglicher gewesen seyn würde, wenn die Lehre von den Bildern, als das Fundament *dieser* mnemonischen Methode, vor der Lehre von den Plätzen abgehandelt worden wäre. Im *praktischen* Theile lehrt nun Hr. K. den Gebrauch der Gedächtnismittel in besonderen Fällen. Da wir nämlich, nach des Vf. Lehre, entweder *Dinge an sich* (Ziffern, Buchstaben, Sachen, Wörter), oder *bloße Beziehungen der Dinge* (Urtheile, Sätze), oder *Successionen* (z. B. Regentenreihen), oder endlich *Dinge, wiefern sie in irgend einen Abschnitt gehören* (z. B. das Jahrhundert, in welchem irgend eine Begebenheit vorkam), zu behalten wünschen: so zerfällt dieser praktische Theil ebenfalls in vier Kapitel, worin das zu beobachtende, und vom Vf. selbst zu Leipzig beobachtete, mnemonische Verfahren, sowohl durch eigentliche, als durch uneigentliche Bilder, gelehrt und durch zahlreiche Beyspiele erläutert wird. Diese praktische Anweisung, wobey Hr. K. von den Vorschriften des *Auctor ad Herennium* ausgeht, und die sich nicht füglich im Auszuge darstellen läßt, entwickelt eine große Menge von der Erfahrung abtrahirter mnemonischer Regeln, die, wie auch der Vf. bemerkt, einzeln genommen Niemanden eigentlich neu seyn können, der auf die Operationen seines Gedächtnisses achtet. Diefs kann jedoch der Mnemonik nicht zum Vorwurfe gereichen; auch sagt schon Schenckel in dieser Hinsicht sehr richtig: „*doceamus hanc artem ita naturae convenientem, ut exerceatur ab omnibus passim hominibus, quamvis ipsi ignorent. Sicuti enim omnium artium et disciplinarum initia a Deo indita sunt, quibus conjungentes exercitium praetlari evadunt, ita hujus etiam, quod patebit, si quis velit vitam suam ad memoriam revocare.* — — *Percurrendo totam vitam ad locos imaginum, personarum rerumque confugimus.* — *Quod vero arte et exercitatione, ex principiis a Deo cuique inditis, praetlari quid et admiratione dignum eliciatur, manifestum est in musicis, arithmetis, arte saltandi etc. ut etiam in mechanicis*“ u. s. w. Auch über die Wahl der von Hr. K. vorgeschlagenen Bilder läßt sich billiger Weise mit ihm nicht rechten, denn „*similitudine alius alia magis commovetur*“ sagt der *A. ad Herennium* — *quare sibi quemque suo commodo convenit imagines comparare.*“ Indessen möchte das Possirliche mancher solcher Combinationen, dergleichen auch im *A. ad Herenn.* vorkommen, und wobey man an *Bunonis Memoriale Institutionum* und *Corporis Juris* erinnert wird, dieser Methode selbst allerdings nicht wenig Abbruch gethan haben, indem man sie deswegen für bloße kindische Spielerey erklärte, und dabey vergaß, daß wir doch alle mehr oder weniger, ohne etwas von einer Mnemonik zu wissen, nur das Behalten von Worten, Zahlen und anderen Gegenständen auf ähnliche Weise zu erleichtern pflegen.

(Der Beschluß folgt.)



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 N O V E M B E R, 1805.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

## Über die Mnemonik.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was Hn. Kästner's Darstellung betrifft, so gesteht Rec., daß er diese Mnemonik, selbst nach der zweyten Ausgabe, für seine Person weniger lichtvoll gefunden hat, als den Schenkel und Paëpp, welche bloß praktisch zu Werke gehen, ohne den Leser durch vielfältiges Abtheilen und Unterabtheilen zu ermüden. Auch möchte vielleicht mancher es lieber gesehen haben, wenn Hr. K. sein Buch in der Form eines Commentars zu dem mnemonischen Abschnitte im *A. ad Herennium* ausgearbeitet, und also den Anmerkungen zu seiner Schrift:

LEIPZIG, b. Kummer: *Übersetzung und Erklärung der berühmten drey Stellen bey den Alten von der Gedächtniskunst. Nebst noch einigen Beyspielen von dem Gebrauch, den ich von dieser Kunst machte. Als ein Anhang zur Mnemonik.* Von Christian August Lebrecht Kästner u. s. w. 1805. Ohne Dedication und Vorrede. 90 S. 8. (8 gr.)

wodurch er manchem, dem seine Mnemonik noch nicht deutlich genug ist, einen Dienst zu erweisen glaubte, eine größere Ausdehnung gegeben hätte. — Eine treue und fließende Übersetzung jener drey Stellen (*Cicero de Orat. II, 86—88. Auct. ad Herenn. III, 16—24. Quintilian. X, 1, 11—26*) ist keine leichte Sache; auch muß man annehmen, daß es Hn. K. eigentlich bloß darum zu thun war, ihren Sinn zum Besten deutscher, der Ursprache unkundiger Leser im Ganzen wiederzugeben, so daß man im Einzelnen nicht allzu strenge Forderungen machen darf. Aber auch so hätten manche Unrichtigkeiten, wie *Skepsius Metrodorus, der Fechter Carystius, Larissus Eurypylus*, sorgfältiger vermieden werden sollen. Ferner hätte Hr. K. darauf Bedacht nehmen müssen, nach dem correctesten Texte zu übersetzen: bey der Stelle aus dem *Cicero de Oratore* erfahren wir aber nicht einmal, welcher Ausgabe er sich bediente. Die neueste Ernestische kann es nicht gewesen seyn: sonst wären II. 87. §. 358 die nicht füglich zu entbehrenden Worte: *admonetur memoria nostra atque excitatur*, nicht übergangen worden. Der Abschnitt aus dem *A. ad Herennium* ist zwar aus der Ernestischen (welcher?) Ausgabe verdeutscht; es wäre jedoch zu wünschen gewesen, daß Hr. K. die Schützische zum Grunde gelegt hätte, in welcher der Text und der Sinn bey schwere-

J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

ren Stellen sehr gewonnen hat. Dann hätte er den Anfang des 20 Kap. nicht so übersetzt: „Weil nun die Bilder den Sachen ähnlich seyn, und wir aus allen Wörtern die uns bekannten Ähnlichkeiten auswählen müssen: so müssen die Ähnlichkeiten nothwendig zweyfach seyn, Sachähnlichkeiten und Wortähnlichkeiten. Sachähnlichkeiten werden ausgedrückt, wenn wir uns von den Auftritten selbst, im Allgemeinen, Bilder entwerfen. Wortähnlichkeiten entstehen, wenn das Behalten eines jeden Namens und Wortes mit einem Bilde bezeichnet wird.“ Hier, wie im 21 Kap. (wo Hr. K. die Worte *a Regibus Marciis*, sonderbar genug giebt: *von den Marcischen Königen*) bieten die glücklichen Schützischen Verbesserungen einen weit bequemen und der Absicht des Schriftstellers gemäßeren Sinn. Gleich nachher, wo Schütz ebenfalls den Text wieder herstellt hat (Rec. fiel in dieser Stelle auf: *subornare in Iphigenia parantes Ag. et. Menelaum*, weil das Beyspiel nach der Absicht des Vf. alle einzelnen Wörter des Satzes mnemonisch ausdrücken lehren soll), heist es bey Hn. K. ohne gehörigen Sinn: *An einem anderen Orte führen Asopus und Cimper, in der Rolle des Agamemnon und Menelaus, die Iphigenia auf.* — Rec. findet übrigens an dieser Übersetzung, sowie an der aus Quintilian (XI, 2, 18), noch manches andere zu tadeln.

Die angehängten Anmerkungen erläutern und entwickeln weiter, was im Texte gesagt ist, enthalten aber nichts Wesentliches, was man nicht auch in der Mnemonik fände. Sie schließen mit einer tabellarischen Übersicht der in den drey übersetzten Stellen enthaltenen Regeln. Endlich zeigt noch Hr. K., wie er selbst die Mnemonik auf die ersten acht Jahrhunderte der christlichen Kirchengeschichte angewandt hat.

Durch die bisher angezeigten Schriften der Hn. Klüber und Kästner ist die Mnemonik, was die Methode betrifft, im Grunde nicht über den Punkt hinausgebracht worden, auf welchem sie zu den Zeiten des *Auctor ad Herennium* stand. Nun hat aber bekanntlich der Freyherr von Aretin (m. f. das Intelligenzb. dieser Zeitung 1804. Nr. 108. 112) gegen Subscription von wenigstens vier Dukaten eine Anleitung zur Erinnerungswissenschaft angekündigt, worin außer einer deutlichen und mit den nöthigen Tabellen und Beyspielen versehenen Anweisung, auch eine Geschichte und Kritik aller früheren Methoden, an deren Stelle Hr. v. Aretin eine bessere erfunden zu haben versichert, enthalten seyn wird. Die

Bbb

von

von Hn. *Duchet* nach dieser neuen ihm anvertrauten Methode an mehreren Orten öffentlich abgelegten Proben, so wie die darüber gefällten mancherley Urtheile, kennt man aus mehreren Zeitschriften. Über die Aretinische Erfindung, ehe sie bekannt gemacht ist, schon zum voraus absprechen zu wollen, findet Rec. wenigstens sehr voreilig. Wenn auch *Schenckel*, nebst seinen Schülern, und Hr. *Kästner* dasselbe, vielleicht gar noch vollkommener, geleistet hätten, was *Duchet* geleistet haben soll: so sind doch die Wege nicht gleichgültig, auf denen man zu demselben Ziele gelangt, und überdies war Hr. *Duchet*, als er seine mnemonische Reise antrat, gegen *Schenckel* wenigstens erst ein angehender Praktiker. Von Hn. v. *Aretin* darf man doch voraussetzen, daß er das Publicum nicht wird täuschen wollen: ihn selbst aber darf es nicht befremden, daß es ihm nicht besser ergeht, als dem ehrlichen *Paëpp*, welcher, ohne Subscription zu verlangen, die mühsam aus dem *Schenckel* erlernte Gedächtniskunst, soviel er selbst davon wußte, gleich öffentlich bekannt machte. Auch ist weniger gegen die noch zur Zeit dem Publicum nicht vorgelegte Aretinische Methode, als gegen die Bedingung ihrer Mittheilung; folgende kleine Schrift gerichtet:

Ohne Druckort (ANSPACH, b. Haueisen): Das enthüllte Geheimniß der Mnemonik oder Gedächtniskunst. Ein Neujaarsgeschenk für diejenigen, welche ein schwaches Gedächtniß haben und gern Geld ersparen wollen. Mit dem Motto, *Mundus vult decipi, ergo* . . . . 1805. 40 S. 8.

man würde sich aber sehr irren, wenn man, ob dieß gleich der Titel nicht sehr urban zu verstehen giebt, hier eine Enthüllung der aretinischen Methode suchen wollte. Denn der Vf. enthüllt eigentlich gar nichts. Worauf es bey der Mnemonik hauptsächlich ankomme, wußte man längst; und wer es nicht wußte, dem wird aus der hier so ausgedrückten Hauptregel: *Verwandelt Worte und Begriffe in Bilder, ordnet diese in Facher und an Plätze und beziffert sie gehörig*, kein sehr helles Licht, wenigstens nicht in Absicht auf Hn. v. *Aretin's* Methode, aufgehen. Ungeachtet der Vf. selbst gesteht, daß er drey Tage nach Empfang der Klüberschen Schrift an sich selbst Versuche angestellt habe, und dadurch in den Stand gesetzt worden sey, in einer halben Stunde von dreyßig Kapiteln der Genesis die Summarien vor- und rückwärts, in und außer der Ordnung, fast wörtlich; und in einer anderen drey sehr kurze deutsche Briefe drey verschiedenen Menschen zugleich dem Sinne nach zu dictiren; so läuft sein Urtheil über die ganze Kunst dennoch, worüber man sich wundern muß, darauf hinaus, sie sey wenig mehr als eine Spielerey, und nur zum Prunken, um Kunststücke zu machen, geeignet; es lasse sich davon schwerlich reeller Gewinn für die Wissenschaften und Nutzen fürs Geschäftsleben erwarten, und die Mnemonik sey und bleibe nichts weiter, als die Kunst nachzubeten. Indem er die *Duchet'schen* in

Berlin abgelegten Proben kritisiert, fragt er sonderbar genug, ob man nun durch eine solche Kunst etwa ein Mineraloge, Bergbauverständiger u. s. w. werde? ob man durch solches Auswendiglernen sich nun das eigene Studium der Wissenschaft entbehrllich mache? Hat dieß aber wohl jemand behauptet? Eben so wenig wird die Mnemonik von irgend Jemanden für eine neue Kunst ausgegeben: Hr. v. *Aretin* sagt ja bloß, *seine Methode* sey von der Methode der Alten abweichend und neu. Der Vf. bemerkt, was auch von anderen zum Nachtheile der Mnemonik geltend gemacht worden ist, daß ihm die Bilder der eintudirten Gegenstände mehrere Tage auf eine beschwerliche Art vorzuschweben fortführen: wie also, wenn die aretinische Methode, der nun auch Hr. *Kästner* gehuldigt hat, gerade diese Unbequemlichkeit vermiede? Auch *Schenckel* lehrte in seiner neunten Lection eine Gedächtniskunst, „*quae neque locis neque imaginibus indiget, cujus opera quidam maxima quaeque praestant, licet prima fronte ac in superficie parvis videatur momenti*“ (*Schenckel. det. p. 67*) und *Paëpp* that das nämliche (*Artif. M. Fund. p. 20 ff.*) nur auf eine andere Weise. Eben so hat kürzlich ein Hr. *Brunner*, Mechanicus in Nürnberg, ein mnemonisches Lehrbuch angekündigt, worin gelehrt werden soll, wie man durch 17 von ihm erfundene Regeln, ohne Bilder, dem Gedächtniß sehr wirksam zu Hülfe kommen könne. Man mag nun den von Hn. v. *Aretin* eingeschlagenen Weg der Subscription beurtheilen, wie man will: so sieht man doch, daß der Vf. des enthüllten Geheimnisses den Gesichtspunkt, aus welchem *Duchet's* und anderer mnemonische Proben zu betrachten sind, absichtlich oder nicht, gänzlich verfehlt hat. Es sollte und soll damit bloß gezeigt werden, was sich bey einer methodischen Cultur des Gedächtnisses, die in neueren Zeiten offenbar zu sehr vernachlässiget wird, leisten läßt: und so scheint es dem Rec. sehr erwünscht, daß die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand durch etwas Auffallendes wiederum rege gemacht wird. Vor dem Mißbrauche, den Marktchreyer mit der Mnemonik etwa zu treiben versucht werden möchten, wird hoffentlich der prüfende Zeitgeist schützen, und wer etwa seine mnemonischen Fertigkeiten öffentlich zu zeigen im Falle ist, der erinnere sich dabey an die Worte *Muratori's* (*Lamindo Pritanto Risless. sopra il buon gusto l. 10*): „*Senendo essu (la memoria artificiale) propriamente per chi vuol recitare in pubbl. co orazioni o altre cose, contribuisse di molto a far divenir ciarlatano, chi tale veramente non era. Quando mercè di questa Arte può taluno ridire all'improvviso inferi Poemi altrui, e cominciare ancor dall'ultimo verso, ovvero saper esporre con ordine una smisurata filza di nomi, o d'argomenti appena pronunziati da altri, e far altre simile prodezze: egli e ben certo di far rimanere estatici gli uditori, e di sentirsi intonare all'orecchio una strepitosa salva di viva. Nè per avventura sarà ingiusto questo applauso; ma non potrà però negarsi, che chi ne va in truccia con questo faticoso mestiere, non porti l'evidente carattere*

*tere di Cerretano, dal quale il buon gusto si ha da guardar con gran cura.*

Was endlich die Geschichte der Mnemonik in den ältesten Zeiten anlangt, so hat diese Hr. Prof. *Morgenstern* in Dorpat in akademischen Programmen zu behandeln angefangen. Das erste erschien

DORPAT, b. Grenz: *Praelectiones semestres in Universitate — Dorpat. — Inest Caroli Morgensternii Comm. de arte veterum mnemonica P. I, qua disputatur de artis inventore et perfectioribus.* 1805. 14 S. Fol.

Zuerst von dem angeblichen Erfinder der Gedächtniskunst, Simonides: ein vorzügliches Gedächtniß, welches er als Dichter besaß, und eine spätere Mißdeutung der bekannten Erzählung von dem Gastmahl haben jene Ehre der Erfindung ihm erworben. Viel wahrscheinlicher sey es, daß eine solche Kunst zuerst unter den Sophisten in Anregung und Ausübung gekommen. Hippias aus Elis wird hier als der erste Erfinder genannt. Theodektes, ein Zeitverwandter des Aristoteles, machte davon für die Redekunst Gebrauch. Charmadas, ein Schüler des Carneades und Metrodor aus Skepsis bildeten sie weiter aus. Auch römische Schriftsteller gedenken der Mnemonik; selbst Horazens *ponere signa novis praeceptis II, Sermon. 4, 2* wird von Hr. M. dahin bezogen.

Die Abhandlung ist interessant; die beygefügte literarischen Bemerkungen reichhaltig. Die etwas breite Manier aber, in welcher Hr. M. seine Gedanken ausführt, ward vielleicht einem solchen akademischen Programmen angemessen gehalten. Beschenkt Hr. M. ein anderes Publicum etwa auch mit einer deutschen Übersetzung dieses Schriftchens: so wird gewiß alles kürzer, gedrängter, anziehender erscheinen.

ПАМЯ, in der k. Buchdruckerey: *Opere del Dottore Lodovico Scapinelli, patrizio Modenese, soprannominato il Cieco.* 1801. Erster Theil, LX. und 256; Zweyter, 342 S. 8.

Lodovico Scapinelli, aus einem bey den eftenischen Fürsten hoch angeesehenen Geschlecht von Staatsdienern, wurde im J. 1585 blind geboren. Durch welche Mittel die unzähligen Begriffe, die man in seinen Schriften findet, in seine Seele gekommen, und wie sie in derselben waren, diese Erzählung, eine der wichtigsten, anziehendsten, würde dieser Sammlung den vornehmsten Reiz geben, fehlt aber so ganz, daß kaum am Ende in einem unpaginirten *Avviso* noch der Name seines Lehrers beyzubringen war. Seine Laufbahn erheller aus Briefwechseln und Protocollen, welche Hr. *Pompilio Pozzetti*, Bibliothekar und Professor der Geschichte zu Modena, zu dem voranstehenden Elogio benutzt hat. Ohngefähr in seinem ein und zwanzigsten Jahr kam Hr. Lodovico als Lehrer zu dem Erbprinzen Alfonso, einem bekanntlich sehr guten Herrn, der sich seiner sein Lebenlang auf das thätigste angenommen. Hier-

auf wurde Scapinelli nach damaliger Art je auf zwey, drey Jahre, mit jedesmal höherem Gehalte, außerordentlicher Professor der Beredsamkeit in Bologna. Einige Zeit stand er zu Pisa. Doch erhielt er endlich das höchste Ziel seiner Wünsche, nämlich die von dem großen Sigonius in Verehrung gebrachte, ordentliche Katheder zu Bologna. Es zeigt sich, daß er mit größtem Beyfall gehört wurde. Nicht weniger sein fürstlicher Freund in Modena als der medicische Hof behandelten ihn mit wahrer Zärtlichkeit. Seine voranstehende Figur bezeichnet ein interessantes Außere, und er mag etwas Herzliches im Vortrage gehabt haben; anziehend war schon sein angebournes Unglück. Er starb 1634 bey einem Besuche in Modena. Alles dieses im *Elogio*, welches mit vielem Fleisse geschrieben, übrigens, zumal anfangs, dem Redepomp des Thomas eher, als der anspruchlosen geistreichen Anmuth Fontenelle's, ähnlich ist. Es ist aber von 1794, und der Vf. hatte alle Anlage zur Vervollkommnung.

Die Werke von *orbo Scapinelli* (so nannte man ihn im gemeinen Leben) sind italisch und latein. Zuerst 82 Seiten Poelien; man kennt jenen verdorbenen Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts; doch unterscheiden sich diese durch etwas mehr Natur, und wo er einmal die unausstehlichen Ritor-nellen der Liebeslieder mit ernsterem Tone tauscht, in dem Spottlied über seine weichlichen Zeitgenossen, wird er interessant. Er ruft die Frauen auf, die Männer wieder männlich zu machen.

*Meglio è nel dipartir del vostra bene*

*Provar breve dolor, che in ozio indegno*

*Perder la vostra gloria e l'aitrui speme.*

Alsdann folgen lateinische Gedichte, ein italienischer und mehrere lateinische Aufsätze in Prosa. Überfließende Geniekräft haben wir nicht bemerkt, aber glückliche Aneignung der alten Sprache. Sie zeigt sich in vielen Gedichten, wenn besonders, wie für seinen Alfonso und dessen Isabelle (nach deren Tod ihm der Fürstenhut unerträglich war), das Herz mit spricht. Es ist auch das *Compendium vitae* der letzteren besser als das studirte Lob Cosimo des zweyten. Den ganzen zweyten Band füllt eine Reihe von *sechzehn Vorlesungen* über die ersten drey Kapitel des Livius. Daß jedes Wort, jede Wendung, von allen Seiten betrachtet, und Abschwefungen durchaus nicht vermieden sind, ergiebt sich schon hieraus; also daß er nicht unterlassen hat, seinen Schülern zu zeigen, von wie mancherley Seiten etwas betrachtet und benutzt werden kann. Es ist nicht zu läugnen, daß man für diese geschmacklose Weitläufigkeit durch viele gelehrte Abhandlungen über die Urgeschichten Latiums und mancherley politische Excursus entschädigt wird; alles in *schönem Latein*: so daß die, welche nicht in einem oder zwey Tagen diese sechzehn Vorlesungen durchzustudiren, sondern je in einer Sitzung Eine von dem interessanten Manne zu hören hatten, Belehrung und Vergnügen darin finden mochten. Es bleibt immer ein merkwürdiges Denkmal, was unser Geist über die Na-

Natur vermag, zu sehen, wie weit ein Blinder auch in Kenntnissen, die Lectüre voraussetzen, es bringen kann; viele Sehende würden mit Scapinelli's Schreibart und Gelehrsamkeit für sich sehr zufrieden seyn können. Druck und Papier sind *bodonisch*; die Buchstaben auch etwas schwärzer, als in einigen anderen Werken dieser Preffe. Leider nicht wenige Druckfehler; dem zweyten Bande fanden wir noch eine Seite voll *beygeschrieben*. Ths.

GOTHA, b. Perthes; *Meister Liebreich. Ein nützliches Lesebuch für Volksschulen und bürgerliche Familien.* Von Rudolph Christoph Lossius, Pfarrer in Schwerborn bey Erfurt. — 1800 u. 1801. 3 Thle. 262, 276 u. 220 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Absicht des Vf. gemäß soll diese Schrift eine Art moralischen Elementarwerks für die bürgerlichen Stände seyn. Zugleich aber wollte er auch die Kinder mit mancherley nützlichen Erfindungen und wohlthätigen Anstalten unseres Zeitalters bekannt machen, und sie zur Aufmerksamkeit auf ihren eigenen Körper gewöhnen: jenes, um die schädlichen Vorurtheile, wodurch die thätige Beförderung des Guten so oft erschwert und verhindert wird, zu verdrängen; dieses, um in anschaulichen Beyspielen gute und üble Folgen einer ordentlichen oder unordentlichen Diät zu lehren. Durch die Bemerkung, daß Nervenübel auch in diesen Ständen immer häu-

figer werden, wurde der Vf. veranlaßt, sich auch besonders über die Lehre von den Nerven auszuweiten, wobey ihm *Paulitzky* und *Thilow* als Führer dienten.

Rec. freut sich, sagen zu können, daß Hr. L. viel zur Erreichung seines Zwecks gethan habe. Er kannte sein Publicum und die moralischen Gebrechen desselben, und wußte auf welchem Wege ihm beyzukommen wäre. Mit reifer Überlegung wählte er die Mittel, die zu seinem Zwecke dienlich schienen. Besonders verdient eine rühmliche Erwähnung, daß er die Strenge der moralischen Grundsätze durch die Beziehung auf ihre Folgen angenehmer zu machen gesucht hat, was bey den niederen Ständen immer noch eine Zeitlang, bis ihre moralische Cultur auf einen höheren Punkt wird gebracht seyn, nothwendig zu seyn scheint, indem es gleichsam die Vorbereitung zu derselben ist. Die beygebrachten Kenntnisse aus der Naturgeschichte, Naturlehre, u. f. werden gern dazu behülflich seyn, richtigere Ansichten der Natur und ihrer Wirkungen hervorzubringen. Die Einkleidung in eine Geschichte, die der Vf. gewählt hat, ist zwar im Ganzen genommen ziemlich anziehend; aber ihr Interesse wird nur hie und da durch einige allzugedehnte und müßige Stellen geschwächt. Der Ton der Erzählung ist einfach und edel.

AN.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) *Magdeburg*, b. Keil: *Lebensgeschichte Siegfried Habermanns*, eines guten Landmanns in Mahrendorf. 1804. 246 S. 8. (12 gr.)

2) *Leipzig*, b. Baumgärtner: *Bemerkungen oder Briefe über Wien eines jungen Bayern auf einer Reise durch Deutschland*, an eine Dame von Stande. Ohne Jahrzahl. 180 S. 8. (1 Rthlr.)

3) *Glogau*, b. Günther: *Einfache Lebensscenen aus der wirklichen Welt.* Ein Beytrag zur Charakteristik des menschlichen Herzens, von J. G. und W. W. Zweytes Bändchen. 359 S. 8. (Beide Theile 2 Rthlr. 4 gr.)

Recht zweckmäßig benutzte der Vf. des empfehlungswürdigen Buches (Nr. 1) die Gelegenheit, einem alten Bauer gute Lehren für seine Landsleute in den Mund zu legen. Er schildert die vielen Vortheile, die für den Landmann mit der Erlernung eines Handwerks verknüpft sind, warnt vor übermäßigem Tanzen, und erklärt die Ursachen der schädlichen Folgen sehr deutlich. Der Nutzen des Soldatenstandes wird sehr einleuchtend geschildert. Ueberdies legt Hr. H. seinen Nachbarn die Pflichten der Kinder gegen Ältern, der Unterthanen gegen Obrigkeit, und umgekehrt sehr ans Herz, wobey er die Pflichten gegen sich selbst nicht vergißt. Wie verdient um das Wohl ihrer Unterthanen würden Regenten und Gutsbesitzer sich machen, wenn sie ihnen Bücher dieser Art in die Hände gäben!

Der Vf. von Nr. 2 giebt sich in seinen Briefen an seine theure Freundin Evelina alle Mühe, recht geistreich zu seyn, aber ergiebt sich diese Mühe natürlich umsonst. Dabey muß er gleichwohl von seiner Schreibart sich eine sehr hohe Idee machen, denn S. 71 schreibt er an seine geistreiche Evelina: Wenn Sie durch den Schluß meines letzten Briefes in eine gewisse sanft melancholische Stimmung versetzt wurden, so will ich durch den Inhalt des gegenwärtigen Ihre Gefühle zu beschwichtigen, und jede noch übrig gebliebene Nebelwolke von Ihrer sonst so heitern Stirn zu verschleichen suchen! Ein 17jähriges Fräulein von Arnestein nennt er eine *Amorin* — wie schön! S. 106 sagt er, seine Bemerkungen über Wien sollten nur in der Bundeslade seiner, und der Freundschaft seiner theuern Evelina niedergelegt werden. Es wäre zu wünschen, daß sie aus

dieser Bundeslade nicht herausgekommen wären. Der Vf. schreibt ferner auch nicht verstandene Wörter fremder Sprachen nach, um sich damit zu brüsten. Die Spanierinnen haben ihre *suos Machos*. Wie würde er *suos* übersetzen? Und dennoch macht er sich lustig über die Sprachfehler der Wiener, er, der S. 130 *vanzirt* für *rangirt*, *Geschmückigkeit* für Wohlgeschmack, so oft *lernen* für *lehren* und dergleichen undeutsche Sachen schreibt!

Nr. 3 ist ein Roman, wie es viele giebt, das heißt, höchst elend und erbärmlich. Der Leser hat sich erst durch das Labyrinth eines unverständlichen Wörterschwall durchzuarbeiten, ehe er dem eigentlichen Inhalte sich nähert, und ist er auch mit diesem zu Ende, so kann er nichts weiter behaupten, als: er habe unverständliches Zeug gelesen. Rec. hat diesen Roman durchgelesen, und würde gern, wenn auch nur eine ganz flüchtige Übersicht des Ganzen geben; allein er gesteht, daß dies ihm unmöglich sey. Er fand eine solche Menge Personen, daß er nicht weiß, welche eigentlich die Hauptpersonen sind, und im ganzen Buche ein so fadcs Raisonnement, mit so vielen französischen Brocken vermischt, daß er Gott danke, als er mit der Lectüre am Ende war. Die Schreibart ist überspannt und läppisch.

♂

1) *Bayreut*: *Der ansbach-bayreutische Armenfreund*, herausgegeben von Ch. S. Krause, Kriegs- und Domänen-Kammer-Absessor. Erster Band. 1804. 416 S. 8.

2) *Weissensfels*, b. Böse: *Wahrheit und Dichtung.* Eine Wochenschrift. 1804. 416 S. 8. (20 gr.)

Beide Schriften sind Sammlungen von verschiedenartigen Aufsätzen, größtentheils ernsthaften und nützlichen Inhalts, deren Wahl besonders in Nr. 1 nicht unglücklich ausgefallen ist. Da der Gewinn des Armenfreundes zu einer wohlthätigen Anstalt verwendet werden sollte: so wären ihm wohl mehrere Freunde zu gönnen gewesen. Das Wochenblatt hätte schon für sich, ohne alle Nebenrückichten, vor tausend starkgelesenen Büchern den Vorzug verdient.

A. F.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 N O V E M B E R, 1 8 0 5.

## S C H Ö N E K Ü N S T E.

**B E R N, b. Walthard:** *Geistliche Oden und Lieder von C. F. Gellert. Mit ganz neuen Melodien zu drey bis vier Singstimmen, nebst einer Klavierpartie mit dem Violineklüßel und beygefügetem Generalbasse.* In Musik gesetzt von Niklaus Käsermann, öffentl. Lehrer der Tonkunst und Kantor an der Hauptkirche zu Bern. 1804. 212 S. gr. 4. (3 Rthlr. 16 gr.)

Gewöhnlich ist das Fach der Melodien zu Oden und Liedern gleichsam der Tummelplatz angeheuer Kraftmänner, die keiner Kunstcultur zu bedürfen glauben, und welche wähnen, die zu dem Liede nöthige Stimmung des Geistes sey ohne ästhetische und grammatische Kunsterkenntnisse hinreichend, zu dem Texte eine Reihe Noten zu setzen, und die Begleitung aus den harpeggirten Accorden der Tonica und Dominante und aus den Umkehrungen derselben zu bilden. — Wie leicht sind auf diese Art Lieder componirt! Um sie ins Publicum zu bringen, bedarf es ja in verschiedenen Musikhandlungen weiter nichts, als daß der Vf. für sein Manuscript Exemplare der Verlagsartikel statt des Honorars annehme. Und warum sollten auch Musikhandlungen, die bloß auf mercantilischen Grund und Boden gebaut sind, nicht geneigt seyn, dem immer nach neuen Musikalien dürstenden Publicum auf eine so leichte Art etwas neues aufzutischen! — Der kritischen Zeitschriften, die sich ausschließend mit der Tonkunst beschäftigen, sind theils zu wenig, theils ist ihr Umfang zu sehr beschränkt, um von der großen Menge solcher Oden-, Lieder-, und Romanzen-Sammlungen jede insbesondere aufzunehmen, sie gehörig zu würdigen, und die bloßen Leyerer durch die Geißel der Kritik vom Parnass zu entfernen. So vereinigt sich denn Vieles, was Gelegenheit giebt, daß der ohnehin schon krebserregend gewordene Schade immer weiter um sich frist. — Zu diesem Vielen gehört unstreitig auch diejenige Art der Kritik, die sich im Fache der Musik seit geraumer Zeit zu behaupten sucht, nach welcher man gemeinlich vor den Kunstwerken der besten Tonsetzer der Zeit bloß niederfällt und anbetet, und dabey die Mißgriffe oder Vernachlässigungen des Meisters absichtlich ignorirt, oder sie wohl gar zu Originalschönheiten und besonderen Geniewürfen erhebt — worüber wahrscheinlich oft der Meister selbst, dessen Menschlichkeit man einen solchen Götz. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

terfunken unterlegt, heimlich lachen muß. — Diese Art der Kritik muß nothwendig sehr viel zu dem seither gewöhnlichen Übel beytragen, daß die mehrten angehenden Tonsetzer alles, was Kunstschule heißt, verachten, und bloß durch noch ungebildetes Genie das Ziel ihrer Laufbahn zu erreichen trachten. Daß alles dieses für die Kunst keine vortheilhaften Folgen haben könne, daran wird niemand zweifeln, und Rec. fand es nothwendig, diese Bemerkungen, worauf ihn die Menge der herauskommenden nichtsbedeutenden Compositionen zu Oden und Liedern führte, gerade hier um so weniger zu übergehen, weil sie den Vf. der oben angezeigten Sammlung nicht treffen, und eben deswegen nicht zu der Muthmaßung Anlaß geben können, als habe sich dabey die Kritik in Persönlichkeiten verirret.

Es verstehet sich unter den angezeigten Umständen von selbst, daß es dem Rec. sehr erfreulich seyn mußte, in dem angezeigten Werke eine so zahlreiche Sammlung (sie enthält nämlich 54 Oden und Lieder,) zu finden, die, wenn auch nicht durchgehends, doch größtentheils den Anforderungen der Kritik Genüge leisten. Der Vf. (dessen Arbeit Rec. durch dieses Werk zum ersten Male kennen lernt,) ist ein Tonsetzer, der weder Nachahmer der gebräuchlichen Opernmusik bey seinen geistlichen Liedern ist, noch nach der anjetzt gebräuchlichen Weise das Studium des Satzes vernachlässigt hat, sondern den seiner individuellen Empfindungsart angemessenen Gang selten Fusses gehet, ohne sich an den Klang der Tagesordnung zu kehren. Er erschüttert uns zwar nicht durch mächtige Genieblitze, führt uns nicht in der Begeisterung höhere Regionen, — und dies möchte wohl auch bey seinem dormaligen Gegenstande ziemlich am unrechten Orte geschehen seyn —: aber er erhebt, wenn wir ihm ohne Andenken an die Theatermusik folgen, unseren Geist zur Andacht, trifft oft unser Herz, und vermeidet das Kleinliche und Empfindende. Uns dünkt, daß dieses gerade die Eigenschaften eines Tonsetzers seyn müssen, der die Oden und Lieder unseres Gellerts componiren will.

Die Composition zu diesen Oden und Liedern ist nicht wie die von *Eman. Bach* als Choral behandelt, sondern in den Figuralgesang eingekleidet; das ganze Werk eignet sich daher mehr zur Erhebung des Herzens bey Privatbetrachtungen über religiöse oder moralische Gegenstände; als zum öffentlichen Gebrauche. Doch werden diese Gesänge (ob sie gleich,

gleich, wenige ausgenommen, nur dreystimmig gesetzt sind) auch von einem stärkeren Singchore getragen, ihre Wirkung nicht verfehlen. Diese Lieder können, so wie alle gewöhnlichen Lieder mit Klavierbegleitung, auch von einer einzelnen Person benutzt werden, weil der Vf. die Einrichtung dabey getroffen hat, in der Klavierparthie die beiden Oberstimmen des Liedes mit untergelegtem Texte zu vereinigen. Diese Klavierparthie ist im ganzen Werke durchgehends auf den linken Blattseiten, so wie die ausgeschriebenen Stimmen auf den rechten, enthalten, und zwar dergestalt, daß bey dem vorkommenden Falle des Umwendens alle Stimmen in gleicher Abtheilung mit einander fortgehen, und diestemnach eine nicht allzugroße Gesellschaft diese Lieder mit Begleitung des Klaviers benutzen kann, ohne daß es nöthig sey, daß die Stimmen nochmals abgeschrieben werden. Überdies hat der Vf. unter der Klavierparthie noch einen besonderen und bezifferten Bass hinzugefügt, damit durch die Ausführung desselben eine zahlreichere Gesellschaft der Singenden in Ordnung und reiner Intonation erhalten werden kann. Eine vorzüglich gute Eigenschaft dieses Werkes ist, in Hinsicht auf das größere Publicum, diese, daß nicht allein jede Singstimme wegen ihres fließenden Gesanges leicht zu treffen ist, sondern daß auch die Klavierparthie von jedem, der nicht ganz und gar Anfänger ist, ohne Schwierigkeit vorgetragen werden kann.

In Ansehung des Ausdrucks hat es dem Vf., wenn auch nicht immer, doch größtentheils, geglückt; seine Melodie ist fließend, und behauptet die ihr in Hinsicht auf ihren Gegenstand nothwendige Würde. Die Declamation ist größtentheils richtig, und die Harmonie, ob sie gleich keine hervorstechenden Wendungen enthält, hat die nöthige Abwechslung. — Und sey es auch, daß über verschiedene einzelne Gellertsche Lieder schon Compositionen vorhanden sind, welchen die des Vf. in mancher Rücksicht das Gleichgewicht nicht halten, so bleibt dennoch die ganze Sammlung ein sehr schätzbares Werk, von welchem kein Freund des guten Gesanges und der Privatandacht ohne Befriedigung zurückgehen wird.

Damit jedoch die Kritik ihr Amt rechtlich verwalte, mögen noch nachstehende Bemerkungen folgen: In dem Liede: *Mein erst Gefühl sey Preis und Dank* etc. (S. 12) hat der Vf. die beiden letzten Zeilen des Textes verschiedene Mal wiederholt. Durch diese Wiederholung gewinnt zwar der Ausdruck in dem ersten Verse des Liedes; allein bey der Wiederkehr der Melodie zu den folgenden Versen, fallen diese Wiederholungen mehrmals auf solche Wortverbindungen, die weniger zur Wiederholung geeignet sind, als die im ersten Verse. Wäre es daher nicht besser gewesen, die Einrichtung zu treffen, für diesen oder jenen Vers des Liedes die Melodie anders einzurichten? Freylich ist diese Einrichtung in einem so starken Werke mit viel Weitsehigkeit verbunden; bey alledem aber bleibt es eine

ausgemachte Sache, daß bey der unabgeänderten Wiederholung einer Melodie zu den übrigen Versen des Liedes Unschicklichkeiten zum Vorschein kommen, die dem Ganzen nicht wenig nachtheilig sind. — S. 28 muß im 18 Tacte das erste Achtel im Basse nicht *h* sondern *g* heißen. — Das Lied: *Dies ist der Tag, den Gott gemacht* etc. (S. 32) ist eins derjenigen, die dem Vf. nicht gelungen sind. Das tribrachysche Metrum, oder die drey kurzen Noten vor dem Niederschlage des Tactes, womit die kurzen und ungeradzähligen rhythmischen Glieder der Melodie durchgehends anheben, verursachen, daß die Melodie sehr holperig, und durch die durchgehends allzugroße Gleichheit des Tactgewichtes aller melodischen Theile, zu monotonisch wird. Auch die 6 Tacte lange Silbendeckung am Ende dieses Liedes würde Rec. weggelassen haben, theils weil der melodische Satz schon zu sehr verbraucht ist, theils und hauptsächlich, weil in den übrigen Versen des Liedes nicht allein ganz unbedeutende, sondern auch unsanfbare Silben (wie z. B. im zweyten Verse die Silbe *sei*, aus den Worten: *seinen Sohn*; im vierten Verse die Silbe *wirft*, aus den Worten: *und wirft uns Heil*, u. s. w.) auf diese melismatische Dehnung fallen. Bey dem Gefange des 10 Verses möchte vielleicht gar diese Dehnung bey manchen einen spöttischen Gedanken erwecken, weil in diesem Verse gerade die Silbe *neu* aus den Worten: *Sing ihm, dem Herrn, ein neues Lied*, auf diesen alten und ehemals sehr verbrauchten melodischen Satz fällt. Eben so würde Rec. auch die Silbendeckung zu Ende des Liedes: *Nach einer Prüfung kurzer Tage* etc. (S. 210) ausgelassen haben, weil in den folgenden Versen allzuoft die unsanfbaren Selbstlauter *i*, *u* und *ä* auf die Passage fallen.

Noch wäre in Hinsicht auf das ganze Werk zu wünschen gewesen, daß sich der Vf. mehrerer Verschiedenheit der melodischen Formen, der Tonschlüsse bedienet, und die Transposition eines Satzes aus der Tonart der Dominante in die Tonica, bey Gelegenheit der wieder in den Hauptton zurückkehrenden Modulation, nicht so oft gebraucht hätte. In Rücksicht auf einzelne Lieder veranlaßt zwar der Gebrauch ähnlicher Schlussformeln eben so wenig, als die angezeigte Art der Transposition, eine gewisse Art von Unvollkommenheit; sobald man aber eine merckliche Anzahl dieser Lieder nach einander singt oder spielt, springt der daraus entstehende Uebelstand mercklich ins Auge. — Auch weiß sich Rec. die Ursachen nicht zu erklären, warum der Vf. verschiedene Mal drey bis vier Tacte hindurch die zweyte Singstimme den Diskant hat überfließen lassen.

Der Satz des Vf. ist im Ganzen genommen rein; nur hin und wieder sind ihm einige grammatische Fehler entwischt; wie z. B. S. 28 im 14 Tacte zwischen der Mittelsstimme und dem Basse, und S. 82 vom sechsten zum siebenten Tacte der ersten Zeile, zwey Octaven in der geraden Bewegung, so wie S. 4 vom sechsten zum neubenten Tacte der ersten Zeile



le zwischen der Ober- und Mittelstimme, zwey offenbare Quinten.

Übrigens ist das Werk (ausgenommen auf der 5 Seite, auf welcher drey, jedoch leicht zu verbessernde Druckfehler, die bloß die Quantität der Noten betreffen, stehen geblieben sind,) correct mit scharfen Notentypen und Lettern gedruckt, und die Verlagshandlung hat dazu sehr schönes und starkes Papier gewählt.

O —

LEIPZIG, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Sammlung deutscher und italienischer Gefänge mit Begleitung des Pianoforte*, von Vincenz Righini, königl. preuss. Capellmeister. I Heft. 1804. 15 S. gr. 4. (16 gr.)

Wenn gleich die beiden italienischen Gefänge dieser Sammlung bey weitem die angenehmsten und ausdrucksvollsten sind: so werden doch die vier deutschen Lieder den Freunden des gefälligen Gefanges gewiß auch sehr willkommen seyn. Unter diesen zeichnet sich Nr. V durch Reichthum der Modulation besonders aus; bey den anderen giebt oft eine bedeutende und charakteristische Instrumentalbegleitung auch mancher ziemlich unbedeutenden und gewöhnlichen Melodie Leben und Nachdruck. Den italienischen Gefängen hat man auch deutsche Verse untergelegt, die aber ganz sinnlos und unsingbar sind. Der Übersetzer hat so wenig den italienischen Text verstanden, daß er sich durch die unrichtige Schreibart, mit der der Componist zwey Silben, die im Italienischen, vermittelt der Legatur nur eine Silbe ausmachen, zwey besondere Noten gegeben, verleiten lassen, diesen beiden Noten, die im Gefänge gebunden vorgetragen werden, wenn gleich sie von einander gesondert da stehen, ganz gegen das Silbenmaß zwey deutsche Silben unterzulegen. Hievon ein klein Probchen:

*Se l'accarezzo amica,*

*Tu mi prepari un laccio,*

*Se ti raccolgo in braccio,*

*Tu mi ferisse il cor.*

Wenn ich dir freundlich schmeichle,

Dann sinnst du mich zu betrügen,

Wenn ich in Arm dich presse,

Zerfleishest du mein Herz.

Ebendasselbst: *Sechs Lieder mit Begleitung des Pianoforte*, componirt von V. Righini etc. XI Werk 15 S. XII Werk 15 S. gr. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

In der ersten dieser beiden Sammlungen zeichnet sich No. I und IV und in der zweyten No. I durch große Naiverät äußerst vortheilhaft aus, und es wird bey diesen Melodien sicher niemand ahnden, daß der Componist ein Ausländer, oder doch nur nationalisirter Deutscher ist. Den anderen Liedern sieht man häufig den Zwang an, den ein schwerverstandener, mit fremder Hülfe bearbeiteter Text dem Componisten aufliegt. Die meisten Lieder haben auch dadurch eine ganz eigene Monotonie, daß einige gesuchte Modulationen häufig darinnen wie-

der vorkommen. Je auffallender die Wirkung einer solchen fremden; auch wohl harten Ausweichung ist; desto leichter und bestimmter wird sie die Wiederholung empfinden, und desto widerlicher ist die Monotonie, die aus ihrer öfteren Wiederholung hervorgeht.

Das sechste Lied in der ersten Sammlung hat fünf Variationen für die Singstimme. Es wäre ungerecht, den Componisten über das Widersinnige solcher Variationen, über Worte, die etwas mehr sagen, als *Amen*, zu chicaniren, da dabey wohl von dem Begriff ausgegangen wird, die Singstimme wie ein Instrument, und die Poesie wie einen Canavas, zu betrachten, auf welchem, nach Willkühr und Laune, Blumen und Vögel von allen Farben gestickt werden. Da die meisten singenden Schönen diese und alles Bunte auch wohl mehr lieben, als Wahrheit und Schönheit des Ausdrucks: so verdient sich der Componist wohl eben dadurch am Ende noch den meisten Dank.

Tr.

LEIPZIG, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Etude de Violon ou Caprices. Oeuvre posthume de Messieurs Franc. et Joseph Benda, cidevant Maitres de Concert du Roi de Prusse. Livre I. 15 S. Livre II. 15 S. gr. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)*

Das erste Heft enthält 16 Caprices von dem vortrefflichen *Franz Benda*, der eine edle und hohe Schule für sein Instrument stiftete, und bey seinem Unterrichte diese in ihrer Art vortrefflichen Stücke vorzüglich anwandte. Alle seine noch lebenden Schüler und deren Schüler werden diese nicht ohne Rührung erblicken, und nicht ohne Wohlgefallen diese saubere Ausgabe davon in die Hand nehmen. So sehr auch seit der Zeit Geschmack und Stil im Vortrage geändert haben mögen: so wird sicher jeder Violinlehrer, der es mit seinen Schülern gut meint, und neben dem guten Willen auch noch das Vermögen besitzt, das Rechte zu lehren, diese Caprices bey seinem Unterrichte vor hundert anderen Übungsstücken gerne anwenden. Sie sind nicht nur auf das innere wahre Wesen des herrlichen Instruments berechnet; sie sind auch selbst ein sehr reiner und kräftiger Abdruck des zarten und tiefen Gemüths, aus welchem der reinste und rührendste Vortrag hervorging, dessen sich das Instrument wohl je zu erfreuen gehabt hat.

Der edle *Franz Benda* war auch der väterliche Lehrer seiner Brüder, und in der Violine kam ihm sein Bruder *Joseph* am nächsten. Seine Caprices, die das zweyte Heft füllen, sind daher als Übungsstücke auch von nicht geringerem Werthe, wiewohl ihnen die Seele und die Kraft fehlt, die den Erfinder und Begründer auszeichnet.

Bey beiden Heften hat man die Fingerfetzung bemerkt, wiewohl nicht überall ganz richtig bey der Correctur des Sticks beobachtet. Häufiger ist aber noch in der Bezeichnung des Bogenstrichs gefehlt, und ganze Stellen, bey welchen die eigentliche bendaische Weise von Bedeutung und Ausdruck ist, sind ganz

ganz ohne Anzeige der Bogenstriche geblieben, wie z. B. in dem vortrefflichen vierten Caprice vom siebenten bis zum zehnten Tacte, in welchen von der ersten starken Note an das wiederholte *h* in der Oberstimme jedesmal zusammengebunden werden muß, und die beiden darauf folgenden Noten scharf gestossen werden müssen. Es scheint bey diesem übrigens sehr guten und saubern Druck überall nicht eine ganz correcte Abschrift zum Grunde gelegen zu haben; so ist das zweyte — vielleicht das schönste, sicher das gefühlvollste — im zweyten Theile nicht ganz rein von Änderungen und Abweichungen vom Original. Das Unternehmen ist indeß an sich schon so rühmlich, daß die Kritik billig dafür Achtung haben muß: auch läßt sich wohl noch ein vollkommeneres Original zur Nachbesserung benutzen.

Diese Capricen können ernstliche und fleißige Violinspieler zu den großen Violinsonaten des unsterblichen *Sebastian Bach*, ohne Bass, vorbereiten, die in demselben Grade schwerer sind, als die Arbeit daran größer und correcter ist, und die vielleicht das größte Beyspiel in irgend einer Kunst aufstellen, mit welcher Freyheit und Sicherheit der große Meister sich auch in Ketten zu bewegen weiß. er.

### NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, in Commiff. b. Hinrichs: *Lesebuch nützlicher Kenntnisse aus der Natur*. Zwölftes Bändchen. 1804. 140 S. 8. (12 gr.)

Die Aufsätze dieses Bändchens sind von verschiedenem Werth, zum Theil wohl vor vielen Jahren niedergeschrieben oder aus älteren Werken genommen; daher auch bey den meisten von ihnen Berichtigungen und Zusätze aus neueren Werken leicht möglich sind. Da aber der Herausgeber lauter solche Gegenstände gewählt hat, die dem ganzen Publicum zum Theil nützlich, gewiß aber alle interessant sind, seine Darstellung auch meistens Ausführlichkeit mit Kürze verbindet, und mehrere wirklich gute Aufsätze darin sind, so dürfte dies Werkchen leicht seine Leser finden. Schade ist, daß der oder die Vff. überall physico-theologische Ansichten einmischen, überhaupt bloß teleologisch die Natur betrachten; denn dergleichen Betrachtungen sind wohl dem gemeinen Sinne angemessen, lassen aber den Naturforscher ohne Belehrung. Wir nennen hier von den XXVI Artikeln, die vorzüglicheren: 1) *Über die Natur und Eigenschaften der vorzüglichsten Weine*; wie wohl diese Abhandlung sehr alt, besonders in Absicht der chemischen Vorstellungsarten, und etwas zu kurz ist: so enthält sie doch viele den Weintrinkern nützliche und interessante Nachrichten. 2) *Von der Dattelpalme, die den Bewohnern ganzer Erdstriche alle Bedürfnisse gewährt*. 3) *Vom Perlenfange auf Zeylon*. 4) *Vom Caut-chouc und den Mitteln, es aufzulösen*. 5) *Der sogenannte Schwefelregen im May und Junius*. 6) *Erläuterung der Selbstentzündung des Russes mit Leinöl und einiger anderer Materien*. 7—15) *Einzelne Bemerkungen für die Naturgeschichte*. 16) *Einige Versuche mit dem Zitteraal* (Auszug des schil-

lingischen Berichts an die berliner Academie). 17) *Der Honigthau*. 18) *Obst lange gut zu erhalten*. 19) *Naturhistorie der Aultern*. 20) *Einige Versuche, die Vermehrung der Gewächse und Verdoppelung der Blumen betreffend*. 21) *Ausführliche Nachricht von den Perlen und dem Perlenfange*. Die 6 Abhandlung über die Gasarten ist zu unvollständig und planlos, und bedarf zu vieler Berichtigungen, als daß sie im J. 1804 noch genannt zu werden verdiente. KL.

BERLIN, b. Frölich: *Physicalische Schösser geöffnet ohne Schlüssel. Oder Beyspielsammlung für den künftigen Unterricht in der Naturlehre in Dialogen für Kinder*, von *Johann Ernst Berls*. 1804. 302 S. 8. (1 Rthlr.)

Wenn man den Dialog liest, welcher diesem Werke zur Vorrede dient, so findet man sich nicht eben in große Erwartung versetzt. Es wird in einem weit-schweifigen Gespräch erzählt, wie ein sonst unverfälschter Trunkenbold von seiner Frau durch Drohschriften auf gesonnenen Eiern geschreckt und gebessert wird. Bis S. 4 wird unnützer Weise seine Trunkenheit geschildert, und S. 11 geht's erst an die Aufklärung dieses Wunderwerks. Um desto angenehmer wird man nach Überwindung dieses misslungenen Vorgesprächs, das weder auf die rechte Art die Kinder zur Naturbetrachtung erweckt, noch auch als Gespräch einigen Werth hat, überrascht durch die Vortrefflichkeit und Brauchbarkeit der 83 Gespräche selbst, welche allerdings die Kinder angenehm zu beschäftigen, zur Natur hinzureißen, und zu vernünftigem Nachdenken über ihre Werke und Kräfte zu leiten, vorzüglich geschickt sind. Man sieht in allen den geschickten und geübten Pädagogen. Diese Beyspiele umfassen in lauter interessanten Erscheinungen, das ganze Gebiet der Naturlehre; die Gespräche sind mit der einem verständigen Lehrer und zwey lebhaften kindlichen Schülern eigenthümlichen Munterkeit belebt, und was vorzüglich zu loben ist, sie sind progressiv, das Schwerere folgt auf das Leichtere. Der Vff. erregt immer erst Erwartung und Spannung auf ein Wunderbares, das der Lehrling leicht für unmöglich hält, und so über Möglichkeit und Unmöglichkeit behutsam und tiefer denken lernt. Sodann giebt er die Erscheinung rein und genau detaillirt. Endlich verweist er den nach den Gründen neugierigen kindlichen Frager auf sein eigenes ruhiges Nachdenken, und giebt zuweilen hiezu Fingerzeige und allgemeine Regeln. Die Überschriften sind ganz geeignet, die Neugierde zu reizen. So sind z. B. die ersten 6 Gespräche so überschrieben: 1) *Das Papier brennt nicht an, ob es gleich nahe an die Lichtflamme gehalten wird?* 2) *Kann man auch in einem papiernen Gefäße kochen?* 3) *Der Dampf brennt sogar an?* 4) *Was wiegt denn so schwer?* 5) *Die Finger im Wasser und doch nicht nass?* 6) *Die wunderbare Schweinsblase*. Das 6 Gespräch hat Rec. vorzüglich gefallen. Ohne Zweifel wird dies Werk sowohl für Lehrer, die sich eine gute Lehrmethode für Kinder zu eigen machen wollen, als auch für Kinder, sie mögen nun einen geschickten Lehrer haben oder nicht, eine sehr nützliche Lectüre seyn. KL.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 N O V E M B E R, 1805.

## LITERATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Martini: *Allgemeines biographisches Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter*, von Gottfried Lebrecht Richter, Pfarrer zu Mühlbeck bey Bitterfeld, in Kurfachsen. 1804. 487 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Nach so vielen gründlichen Vorarbeiten von Wetzel, Schamelius, Gottschald, Kirchner, Haug, Heerwagen u. a. ist die Abfassung eines Lexikon der Liederdichter mit keinen großen Schwierigkeiten verbunden. Man darf die in diesen Werken enthaltenen biographischen Nachrichten nur aufsuchen, erweitern, oder abkürzen und in alphabetischer Ordnung zusammenstellen, so ist die ganze Arbeit vollendet. Kein anderes Verdienst eignet sich auch der Vf. zu, als das des Sammlers. Doch muß Rec., nach genauer Durchsicht des Werks, gestehen, daß der Vf. mit vielem Fleiße und nicht gemeiner Sachkenntniß die vorgefundenen Nachrichten in ein Ganzes verarbeitet, und durch Benutzung anderer historisch-literarischer Werke seiner Arbeit die möglichste Vollständigkeit zu geben gesucht hat. Die Biographien der älteren Liederdichter schöpfte er größtentheils aus Schröckhs christlichen Kirchengeschichte, und die Charakter schilderungen der neueren aus Feddersens Nachrichten vom Leben und Ende gutgefinnter Menschen. Daß er aus diesen Werken mehrere Stellen abdrucken ließ, kann man ihm, bey der genauen Angabe der Citaten und der unverkennbaren Absicht, seinen Lesern eine reichere und anziehendere Darstellung zu geben, wohl nicht als Fehler anrechnen. So weit es Rec. möglich war, die Lebensbeschreibungen, von welchen einige etwas zu weit ausgedehnt zu seyn scheinen, mehrere auch nur aus Fragmenten bestehen, einer näheren Prüfung zu unterwerfen, fand er sie, selbst in Absicht auf Zahlen, größtentheils genau und richtig. Auch bemerkte er, daß einige neuere Liedersammlungen, besonders die Dresdner, die jene früheren Bearbeiter der Literatur des kirchlichen Gesangs noch nicht kannten, benutzt worden sind; doch vermißt er den Gebrauch der Berliner, Leipziger, Schneeberger u. a. neueren Sammlungen. Die Nummern der Lieder sind gemeinlich nur aus den Niederlausitzer, Dresdner und Delitscher Gesangbüchern aufgeführt. Zwey als Schriftsteller und Liederdichter rühmlich bekannte Männer, der Superint. Starcke in Bitterfeld und Past. Fulda in J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

Schochwitz, haben sich, wie der Vf. S. VIII der Vorrede, mit Dank bekennt, um die Vervollständigung dieses Werks sehr verdient gemacht. Besonders hat der letztere die Handschrift genau durchgesehen, durchgängig verbessert, und mit vielen schätzbaren Beyträgen bereichert. Durch die vereinigten Bemühungen beider so reichlich ausgestattet, ist dieses Werk ein nützliches Handbuch zur Kenntniß der Liederdichter für alle, die jene vorhin angeführten Hülfsmittel nicht besitzen; oder es dient doch wenigstens, im Fall man sie besitzt, zur Erleichterung der Übersicht. Der Vf. stellt Personen aus allen Ständen, vom Throne bis zur Hütte herab, gleichsam in einer Gallerie auf, Könige und Fürsten, Gelehrte aus allen Facultäten, Tonkünstler, Schauspieler, Buchbinder, Zinngießer, Schumacher, Hufschmiede, Leinweber, kluge Kinder, die im achten und zehnten Jahre schon Lieder dichteten, verschiedene Schwärmer, z. B. Abraham von Frankenberg, Quirin Kuhlmann und Valentin Weigel, inspirirte Weibspersonen, und unter diesen eine, die sogar im Traume dichtete. Daß die hier genannten fürstlichen Personen ohne Ausnahme Liederdichter waren, möchte schwerlich erwiesen werden können. Irgend Jemand dichtete ein Lied auf ihren Wahlpruch, auf eine wichtige Begebenheit ihres Lebens, oder auf ihr Absterben; unter ihrem Namen kam das Lied ins Publicum, und der wahre Vf. blieb verborgen. Eben so wenig verdienen mehrere Tonkünstler, z. B. der sonst als Chronolog berühmte Seth. Calvisius, Andr. Hammerschmidt u. a. hier eine Stelle, weil sie nicht selbst Liederdichter, sondern nur Componisten waren. Einigen Tonkünstlern schrieb man die Gefänge unbekannter Dichter zu, ob ihnen gleich höchst wahrscheinlich nur das Verdienst der Composition zukam. Überhaupt dehnt der Vf. den Begriff eines der öffentlichen und häuslichen Andacht gewidmeten, nach einer gewissen Melodie singbaren Gesangs viel zu weit aus. Er umfaßt unter dieser Benennung alle Gedichte religiösen Inhalts, selbst poetische Übersetzungen biblischer Bücher. Daher kommt es, daß er Brookes, wegen seines irdischen Vergnügens in Gott, Contius wegen seiner Lieder eines sächsischen Dragoners, Erlmann wegen der sieben Worte am Kreuz in gebundener Rede, Charlotte Unzerin wegen ihrer zärtlichen und sittlichen Gedichte, Valentin Voigt wegen seiner handschriftlichen Meistergefänge über biblische Bücher, in das Verzeichniß der Liederdichter aufnimmt. Auch Männer

ner durften hier nicht aufgenommen werden, die einem alten Liede ein paar Verse beyfügten, oder, von welchen es entschieden ist, daß ihnen das Lied eines anderen Vf. zugeschrieben ward, z. B. Markgraf *Albrecht* von Brandenburg, von dem der Vf. S. 7 selbst sagt, daß er ein Saul unter den Propheten sey, *Georg Mylius*, *Hieron. Weller*. Und mit welchem Rechte kann man *Andr. Blum* und *Joh. Karl Bretschneider* unter die Liederdichter zählen, weil sie die Fragen des Katechismus mit Liederverfen aus dem Hannöverschen, Schleizer und Dresdner Gesangbuche beantworten? oder *Joh. Clajus*, *Joh. Hecht* und *Zachar. Prätorius*, weil jener deutsche Lieder in hebräische, diese in lateinische Verse übertragen haben? oder *Friedrichs II*, Königs von Preussen, Gemahlin, weil sie Gellerts Oden französisch übersetzt hat? Letztere Notiz war darum nicht überflüssig, aber sie gehörte eigentlich zu dem Artikel: *Gellert*. Mehrere Dichter sind ohne nähere Anzeige ihrer Lieder aufgeführt, z. B. *Melch. Bischof*, *Christ. Brehme*, *Chryselius*, *Deyling*, *Dietmann*, *Dillherr*, *Polixena Dilthey*, *Ehrenfried Dürr*, *Joh. Hoffmann*, von *Schönaich*. Einige derselben verdienen die ihnen angewiesene Stelle; ob aber auch die übrigen? dies zu untersuchen ist hier der Ort nicht. Vorzüglich lehrreich sind die Nachrichten von *Gellert*, *Paul Gerhard*, *Giseke*, *Hölty*, *Kleist*, *Lavater*, *Less*, *Pratje*, *Schameli*, *Joh. Adolph. Schlegel*. Dagegen ist von *Klopstock* zu wenig gesagt. Auch die Literatur der katholischen und herrnhuthischen Liederdichter ist nicht ganz vollständig. Von letztern sind *Gregor*, *Wobeser* und *Graf Zinzendorf* beynahe die einzigen und vorzüglichsten, die hier genannt werden. Zur Ergänzung dieses specielleren Theils und des ganzen Werkes überhaupt, enthält *Otto's* oberlausitz. gel. Lexikon eine überaus reiche Nachlese. Schade, daß der Vf. dieses schätzbare Werk nicht benutzt hat! So groß auch die Zahl der beschriebenen Liederdichter ist (das Hauptwerk enthält 1290 und der Nachtrag 97 Namen): so sind doch mehrere mit Stillschweigen übergangen worden. Rec. will nur einige nennen, so wie sie ihm sogleich beyfallen: *Karl Christ. von Gehren* gab ein Gesangbuch zum Gebrauch der reformirten deutschen Gemeinde in Copenhagen heraus. (S. diese Lit. Zeit. 1804. Nr. 179); *Christian August Hausen*, Stadtprediger in Dresden, eine lateinische Liedersammlung, unter dem Titel: *Pietas melica*. Der verdienstvolle geh. Kriegs Rath *Müller* hat sich durch glückliche Verbesserungen auch um das Leipziger Gesangbuch verdient gemacht. (*Schlichtegrolls* Nekrolog für das 10. Jahrh. I, 322.) Von *Andreas Ohler* erschien bey Baumgärtner in Leipzig 1797 ein verbessertes Gesangbuch für alle Stände, in welchem auch einige Lieder von ihm stehen. (*Albrechts* sächsische Kirchen- und Prediger Geschichte I, 806.) *Albr. Christ. Roth*, Vater des S. 314 bemerkten *Christ. August Roth* (nicht *Roth*) ist Vf. eines Gebet- und Gesangbuchs, Halle 1690. *Ernst Turin*, geistlicher Rath und Pfarrer in Mainz, besorgte das mit Beyfall aufge-

nommene christkatholische Gesangbuch für die Mainzer Erzdiöces, zweyte Auflage, Mainz 1788. *Voigt*, Pfst. in Tharand, ein beyfallswürdiger Dichter, als sein Amtsvorgänger *Christ*, gab Lieder fürs Herz, Leipz. 1799; *Wagner*, Pred. in Rückerswalda bey Annaberg, Sterbe- und Begräbnislieder, Annab. 1800; *Wislicenus*, Pf. zu Battaune in Sachsen, Confirmationslieder heraus. Die letzteren wurden seit 1796 fünfmal aufgelegt. Auch *Kämpfe* und *Wokenius* sind als Liederdichter bekannt. S. *Meusels* gelehrtes Deutschland. — Aus dem bisher gefagten erhellt, daß die sonst fleißig bearbeitete Literatur der Liederdichter noch vieler Zusätze fähig ist. Rec. kann nur folgende Bemerkungen mittheilen, weil eine größere Ausführlichkeit der Raum dieser Blätter nicht gestattet. Der preussische Hauptmann von *Aderkas* starb zu Grossensalza bey Magdeburg, im Jul. 1792. Von dem auf der Kanzel durch den Blitz getödteten Pred. *Adolph. f. Otto I*, 7 und Nachrichten von dem Charakter und der Amtsführ. rechtschaff. Pred. III, 120. *Jo. Agricola* hat keinen Antheil am Interim. S. *Formula sacrorum emendand. a Jul. Pflugio composita*, vom Rect. *Müller* in Zeitz 1803 herausgegeben. Zu S. 6 verdient der Componist des Liedes: Straf mich nicht in deinem Zorn, bemerkt zu werden. Es war der zu seinen Zeiten berühmte Tonkünstler *Joh. Rosenmüller* in Leipzig. Überhaupt sollten die Namen der Componisten, deren Verdienst oft größer ist, als das der Liederdichter, aus der Dunkelheit hervorgezogen werden, und es ist zu wünschen, daß *Gerber* in der angekündigten neuen Ausgabe s. Lexikon der Tonkünstler auf diesen Umstand Rücksicht nehmen möge. Von *Christ. Arnold* und *Arnschwanger f. Wills* Nürnberg. gel. Lex. I, 41 ff. *Cornel. Becker* ward nicht wegen seines Eifers wider die Kryptocalvinisten, sondern wegen seiner Predigten wider den Rath zu L. suspendirt, wie Rec. aus eigenhändigen Nachrichten dieses Mannes weiß. Sein Pfalter Davids gesangweis, erschien mit *Polyc. Leyfers* Vorrede zuerst 1602, und ward mehrmals aufgelegt, auch von *Seth. Calvisius* und dem Kapellmeister *Heinr. Schütz* in Musik gesetzt. *Blumberg* geb. d. 24 Dec. (nicht Febr.) starb 1736 (nicht 33). Er ist Herausgeber des Zwickauischen Gesangbuchs 1703. Von seiner orientalischen Sprachkenntnis zeugt die 1716 zu Leipzig herausgegebene coptische Grammatik. *Joh. Augustin Bonitz* starb 1756 als Pfarrer an seinem Geburtsorte Auerbach im Voigtlande. *Christ. Brehmens* lustige und traurige Gedichte erschienen zu Leipzig 1637. Ein Lied von ihm: Das Kirchenjahr ist auch vorbey, stehet in Rochlitz. u. a. Gesangbüchern. Nach *Neumeisters* Urtheil war der Vf. *Spiritu mediocri poeta, qui rhythmos plerumque torquet*. Von *Ernst Gottfr. Brehme*, f. *Meusels* Lexik. I, 576. Lieder von ihm im Freyberger Gesangbuch. Bey *Buchholz* fehlt das Citat: *Jo. Andr. Lieblers* Nachrichten von dem Schöning. Liederdichter *Buchholz*. Naumb. 1725. *Chionusus* ist nicht nur Vf., sondern auch Componist des rührenden Gesangs: Allein zu dir Herr Jesu Christ. Er hat meh-

mehrere Gefänge für die Schule zu Frimar gedichtet und componirt. *Christ*, Pf. zu Tharand, starb im Jan. 1799. Mehrere seiner Lieder stehen im Freyberg. Gesangbuche. Sie sind nach dem Urtheil des Vf. im Ganzen gedankenvoll und lehrreich. Rec. setzt hinzu: Mitunter auch spielend und mystisch. Zum Beweis folgende Stelle, nach der auf diesen Gesang gar nicht passenden Melodie: Jesu meines Herzens Freud: „Fürst, von dem das Leben stammt, mußt du sterben! wird der Töpfer selbst verdammt von den Scherben?“ *Sam. Crell*, starb als Archidiac. in Waldenburg 1667. Von seinen Liedern urtheilt *Neumeister*: *Humi serpit poeta*. *Theodor Crusius* ist auszustreichen. Das ihm zugeschriebene Lied: Sey getreu, ist *Chr. Jägers* Arbeit. *David Denicke*, nicht 1630 sondern 1603 geboren. Seine Lieder, die *Otto I*, 236 genau verzeichnet: Wir Menschen sind zu dem, o Gott! u. s. w. waren bisher, nächst *Paul Gerhards*, die besten in unseren alten Liederansammlungen, und sind verbessert auch in die neuen übergegangen. *Dillherr* hat 30 Lieder gedichtet. Will. I, 264. Von *Paul Eber* heist es: Er schrieb eine sehr schöne Hand, daher ihn auch *Melanthon* als Copisten seiner Arbeiten sehr gut brauchen könnte. Rec. kann dagegen aus einem eigenhändigen Aufsatze *Ebers* von 1567 versichern, daß seine Hand zwar deutlicher als *Melanthons*, aber keinesweges schön zu nennen ist. Die Jahre der Ausarbeitung seiner Lieder weis man genau anzugeben, z. B. Wenn wir in höchsten Nothen seyn, dichtete er 1546, als der deutsche Krieg begann. *Paul Flemming*, der glückliche Nacheiferer des berühmten *Opitz*, hat mehrere Lieder gefertigt, die in der Sammlung seiner Gedichte, Jen. 1660 stehen, unter andern einen Gesang auf die Himmelfahrt Christi: Fahr auf, du Siegesfürst, in aller Himmel Himmel. Bey *Gellert* fehlt die Angabe seines Amtes. Er war bekanntlich seit 1731 außerordentlicher Prof. der Philosophie. Auch verdienen die Melodien zu seinen Liedern bemerkt zu werden, von *Ca. Phil. Eman. Bach* 1765 von *Nic. Käfermann*, Bern 1804, ingleichen die Übersetzungen in fremden Sprachen. Selbst slowakisch erschienen die Oden zu Presburg 1787. *S. Ernesti Memoria* und *Meisters* Charakteristik deutscher Dichter, B. 2. *Sam. Luther von Geret* wird noch als lebend aufgeführt. Er war seit 1755 Prof. der Philosophie und Prediger in Thorn, und starb daselbst als königl. preussischer Hof- und Kriegsrath, auch Bürgermeister am 28 Sept. 1797. Die Liederansammlung der *Henr. Cathar. von Gersdorf* erschien zuerst unter dem Titel: Geistliche Singestunden. Sie enthält 55 Gesänge, die dem Löbau. Gesangbuche als Anhang beygefügt sind. *Otto I*, 462. *Graun* starb 1796 und *Gregorius* 1761. *Grundig* gab 1750 geistliche Berggesänge heraus, und besorgte die Ausgabe des verbesserten Freyberg. Gesangbuchs, in welches er, als einer der ersten in Sachsen, die Lieder der neuen Dichter aufnahm. *Mart. Heinsius* wird ein unbekannter Geistlicher genennet. Er war aus Spandau, und starb als Inspector zu Frankfurt an der Oder 1667.

*Nic. Hermann* hat auch ein Lied vom Amt Johannis des Täufers gedichtet, das in *Clauders* Psalmodie steht. Um den Geist des Dichters kenntlich zu machen, bedarf es kaum mehr, als des einzigen Verses: Herodias, die böse Haut, die schürte fleissig zu, der schnöde Balg, die Teufelsbraut, hat nimmer Raft und Ruh. *Joh. Aug. Hermes* besorgte 1787 mit *Boyssens* das neue Quedlinburg. Gesangbuch, in welchem verschiedene Lieder von ihm stehen. *Hirsch* st. als Diac. zu St. Sebald in Nürnberg 1735. (Will. II, 130.) *Hochmuth*, nicht zu Meissen, sondern zu Zschorla, wo er zuletzt Prediger war, 1703 geboren. *Hönn*, Vf. des *Betruglexikon*, st. 1747. Zu *Homburgs* geistlichen Liedern, Jena 1659, hat *Werner Fabricius*, Organ. an der Nic. Kirche in Leipzig, Vater des berühmten *Jo. Alb. Fabricius*, die Melodien verfertigt. *Christoph* (nicht Christian) *Jäger* st. 1675 als Pst. zu St. Afra in Meissen. Das Lied: Sey getreu bis an das Ende, ist seiner dem Rect. *Lindemuth* gehaltenen und zu Budissin 1664 gedruckten Gedächtnispredigt beygefügt. *Kerzig* st. 1779 als Pf. zu Jahnsdorf bey Chemnitz. (*Weiz* gel. Sachs. S. 128.) *Kloy*, gewöhnlicher *Clajus*, st. als Pf. zu Kitzingen 1656. Ein zweytes Lied von ihm beginnt: Einst sprach der kühne Jonathan. Er hat auch den bethlehemitischen Kindermord als Trauerspiel bearbeitet. *Klesch* st. als Pfarrer an der Kaufmannskirche in Erfurt 1706. *Krause* st. 1746 nicht 1740. *Leisentrits* katholisches Gesangbuch erschien 1573 mit einer Zuschrift an Kaiser Maximilian II, und ward zu Budiss. 1584 zum drittenmal aufgelegt. Von *Liebichs* zahlreichen Liedern sind nur 2 in das Berliner und 3: Höchster Tröster komm hernieder; Gott führt uns Menschen väterlich; Dir, Gott, dir will ich fröhlich singen, in das Leipziger Gesangbuch ganz ungeändert aufgenommen worden. In ihrer ursprünglichen Gestalt sind sie, wegen zu vieler biblischen zum Theil auch mystischen Ausdrücke nicht singbar. Nur ein Vers aus der ersten Sammlung seiner Lieder S. 63. Wie hoch, wie selig ist mein Stand! Wie groß des Heylands Treu! Wer glaubt es, daß ein Höllebrand des höchsten Bruder sey? *Val. Ernst Löscher* hat das Delitsch. Gesangbuch 1704 unter dem damaligen Modetitel: Rauchwerk der Heiligen, herausgegeben. Sammler ist aber eigentlich *Theoph. Reibestahl*, Pf. zu Radefeld bey Leipzig. Mehrere *Luthern* zugeschriebene Gefänge waren schon zuvor vorhanden, z. B. Mensch, willst du leben seliglich, hatte man schon 1481 wenig abweichend von *Luthers* Verbesserung. Mitten wir im Leben sind, als Übersetzung des lateinischen *Media vita*, steht schon zum Theil in einem Plenarium von 1514. *Peisker* schrieb sich: Fürstlicher Dichtmeister und der deutschgesinnten Genossenschaft Unterschreinhalter. Die treffliche Melodie zu *Schaltings*: Herzlich lieb hab ich dich, o Herr! ist von *Mich. Gasteritz*, Organist in Amberg. *Schernack* (nicht Scharnack) geb. zu Treuenbriezen 1622 st. 1675 als Diac. zu Wittenberg. Seine siebenfache Himmelscapelle erschien daselbst 1674. Der Artikel: *Nich. Schirmer*

mer aus Jöcher, ist durchaus unrichtig. Der Freyberger und Berliner *Schirmer* sind allerdings zwey Personen. Jener war 1635 geboren, dieser — der Liederdichter — gab schon 1631 zu Leipzig eine lateinische Elegie in Druck, und übersezte 1668 Virgils Heldengedicht in deutsche Verse. S. 367 fehlen *Seidels* neue christliche Lieder zum Gebrauch der lödel. Armenschule, von Prof. *Sattler*, Nürnberg 1788 herausgegeben. *Stifel* lebte nicht als Professor sondern als Privatmann in Jena. S. von ihm *Gallerie der neuen Propheten*, S. 273—370. *Joh. Walther* besorgte eine Sammlung neuer christlichen Gesänge, in 4 und 5 Stimmen componirt. Witt. 1544 jetzt eine außerordentliche Seltenheit! *Weller* war Prof. am Gymnasium aber nicht erster Superint. zu Freyberg. Diefs war bekanntlich *Casp. Zeuner. Abr. Ziegk*, (nicht Ziecke) aus Luccau in der Lausitz, ft. 1694 als Rect. in Merseburg. *Mich. Ziegenspeck*, Vf. zweyer Lieder auf das Jubelfest 1630, und des Gesangs: Dein Zorn und Grimm, gerechter Gott, o schwere Noth! ist endlich ausgebrochen. Diese und andere Ziegenspeckische Lieder stehen in *Clauders* Psalmodie. S. 469 *Joh. Sam. Beyer*, aus Gotha, ft. 1744 als Cant. und Musikdirect. in Freyberg. *Gottfried Edelmann* ft. 1727 als Past. prim. in Lauban (Otto I, 278.) *Freyberg* ft. 1742 als Rect. der Annenschule in Dresden. Direct. *Plato* ist, nach *Henks* Archiv III, 717 Herausgeber des neuen Leipziger Gesangbuchs, und hat für diese Sammlung mehrere Lieder verfertigt.

Rec. bricht hier ab, und erinnert nur noch dieses, daß der sonst billig urtheilende Vf. zuweilen von den Forderungen der Billigkeit abzuweichen scheint. So sagt er S. 6 von *Erasm. Alber*: „Seine Lieder kommen so ziemlich mit seinem Namen überein.“ Freylich kann man nicht leugnen, daß sein: Ach Gott, thu dich erbarmen, und: Gott hat das Evangelium, höchst elende Producte sind; aber in jenem an eine raue und ungebildete Sprache gewöhnten Zeitalter waren sie doch nicht ganz ohne Werth, daher auch der oben genannte kursächsische Kapellmeister *Walther* die Composition des zweyten Liedes übernahm, und 1548 durch den Druck bekannt machte. Von *Dörings* Liedern heisst

es S. 56: „Sie sind ohne poetisches Verdienst und ganz im Geiste einer crassen Dogmatik abgefaßt.“ und S. 126 von *Hempels* Volksliedern: Sie sind sehr elende Waare. Hier konnte sich der Vf., auch wenn er nur ein bewährtes kritisches Blatt auführte, vor dem Vorwurf eines absprechenden Urtheils verwahren. Liefert man *Brumbey's* Schilderung S. 29, so ist es, als ob man einen bahrdfischen Ketzeralmanach vor sich hätte. Und was werden die zahlreichen Verehrer des *Jacob Böhme*, die diesem Ehrenmanne vor einigen Jahren ein öffentliches Denkmahl errichten wollten, und besonders die Freunde der neuesten Philosophie, dazu sagen, wenn der Vf. den unter dem Namen des deutschen Philosophen hochgepriesenen *Böhme* S. 305 einen verwirrten Schuster nennet? — Verschiedene mit der Literatur des Gesangs in keiner Verbindung stehende Notizen nahm der Vf. vielleicht nur darum auf, um Lesern, die an den einfachen Lebensumständen mancher Gelehrten kein Interesse finden, eine Art der Unterhaltung zu gewähren. S. 25 *Borchward* hatte in der Niederlausitz ein niedliches Gütchen, das er sein Tusculanum nannte, und wo es ihm immer am wohlsten war. S. 69 *Chr. Fischer* nannte die faulen Prediger Rasenwälder. S. 260 *Oheims* Mutter ward in den sechs Wochen von Gespenstern heftig geängstigt (!) daher sie ihren Sohn dem Dienste Gottes widmete. S. 325 *Saubert* rauchte gern Taback, damit es aber Niemand riechen möchte, hatte er dazu eine eigene Kammer und besondere Kleider. S. 450 Confistorialrath *Winkler* in Magdeburg soll fleissig in der Chemie laboriret haben. Dahin gehört auch S. 460 die aus *Jöcher* entlehnte Anekdote von dem nächtlichen Besuche in *Casp. Zieglers* Hause. — Nach der Schlufsanzeige hat *Kramer* in Zerbst dieses den Freunden der Literatur des Gesangs sehr nützliche Werk gedruckt. Im Ganzen ist der Druck sehr correct; doch sind noch folgende Fehler zu bemerken. S. 30 ft. *Büchner* l. *Buchner*. S. 286 *Practorii Syntagma music.* erschien nicht 1714 sondern 1615. S. 434 Z. 3 von unten ft. Arn. l. *Joh.* S. 447 Z. 1 ft. *Guligk*, *Auligk*. Auch den unedlen Ausdruck S. 213 *sich toll und voll saufen*, möchte Rec. gern unter die Druckfehler zählen.

F. K.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

LITERATURGESCHICHTE. *Magdeburg*, b. Keil: *Fünf und zwanzigjährige Stiftungsfeier der Handlungsschule in Magdeburg, nebst einem Verzeichnisse der bisherigen Zöglinge und Schüler dieser Anstalt, und einer kurzen Nachricht von ihrer gegenwärtigen Verfassung.* 1804. 128 S. 8. (8 gr.) Voransteht eine kurze Geschichte der Entstehung und allmählichen Erweiterung dieser Anstalt. Ein *J. Fr. Keller*, Elbschiffer und Kaufmann, der in seinen Geschäften zurückgekommen war, wollte, sich einen anständigen Erwerbszweig zu verschaffen, eine Rechen- und Schreibschule errichten, und vertraute seinen Plan dem damaligen Prediger an der Petrikirche, *Bracke*. Dieser rieth ihm, denselben zu erweitern, noch ein paar Gehülfen anzunehmen, und eine Art Schule daraus zu machen, in der das jungen Kaufleuten Wissenswürdigste gelehrt werden könnte. Er that es und eröffnete seine Anstalt den 1 Jun. 1778. Sie fand anfangs wenig Unterstüzung; aber ihr Beyfall und die Zahl ihrer Zöglinge wuchs von Jahr zu Jahr. Im J. 1782 wurde die bisherige Privatschule durch königliche Bestätigung eine öffent-

liche kaufmännische Lehr- und Erziehungsanstalt, und sie bezog, weil das alte Local für ihre Erweiterung zu enge geworden war, ein Haus, das man für 3650 Rthlr. kaufte. Doch nach 20 Jahren war auch dieser Platz zu klein geworden, und sie wurde in ein Haus verlegt, dessen Ankauf und Einrichtung über 20000 Rthlr. zu stehen kam. Seit einem Vierteljahrhundert ist die Zahl der Zöglinge bis in das achte Hundert gestiegen; und im Jahre der Stiftungsfeier waren deren allein gegen 100, außer Deutschland, aus Portugal, Spanien, Frankreich, England, Rußland, Italien, Holland, u. ff. — Nach dieser kurzen Geschichte kommen zwey Reden von *C. R. Ribbeck* und *Delius*, einem abgehenden Pensionär; ferner das Verzeichniß der Schüler, welche dieß Institut seit seiner Stiftung frequentirt haben, und endlich eine kurze Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung und Verfassung der Handlungsschule, aus welcher so viel erhellet, daß sie den Beyfall mit vollem Rechte verdiene, der ihr bisher geworden ist.

AN.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 28 NOVEMBER 1805.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Über Accidenzien und Predigergebühren*; eine Herzenserleichterung von J. J. B. Trinius. 1803. 64 S. 8. (6 gr.)
- 2) EISLEBEN, b. Verdion: *Gedanken und Vorschläge über Accidenzien und Predigergebühren, als Trostwort für den Herrn Prediger Trinius und für weitere Prüfung kompetenter Richter geschrieben*. 1804. 62 S. 8. (6 gr.)

Obgleich die zur Befoldung der Lehrer in Kirchen und Schulen gehörigen Accidenzien den Zwecken des Lehrtandes offenbar entgegen sind, obgleich die daraus entspringenden Nachtheile hell am Tage liegen, und obgleich alle Aufgeklärten darin übereinstimmen, daß jenes Unwesen abgeschafft werden müsse: so hat doch selten Jemand laut und nachdrücklich genug seine Stimme dagegen erhoben, und den schädlichen Einfluß davon auf die moralisch-religiöse Bildung der Menschen gehörig ins Licht gestellt.

Hr. Trinius hat sich daher durch Entwickelung des Gegenstandes kein geringes Verdienst erworben. Rec. muß gestehen, daß er, einige wenige zu schneidende Stellen abgerechnet, noch nichts Treffenderes und Gründlicheres gegen das Accidenzienwesen im geistlichen Stande und besonders gegen das Beichtgeld gelesen hat. Der Vf. (welcher Prediger zu Krosigk im Saalkreise des Herzogthums Magdeburg ist, und nach öffentlichen Nachrichten kürzlich selbst seine am Schluß dieser Schrift gethanen Vorschläge zur Umänderung der von ihm gemißbilligten Accidenzien in eine der Religion und ihren Lehrern angemessene Abgabe zu realisiren angefangen hat), zeigt mit überwiegenden Gründen, daß alle mit einzelnen Religionshandlungen verbundenen Abgaben an die Lehrer den mannichfaltigsten Schaden verursachen, und daß man sich vornehmlich in Hinsicht des Beichtgeldes wundere, wie man, bey allen vorgenommenen glücklichen und unglücklichen Reformen, hierin noch bis jetzt eine Reform ganz und gar habe übersehen können. — Zuerst redet er von den Accidenzien im Allgemeinen, versteht aber, wie man weiterhin, da er die Einkünfte der Prediger bey Trauungen und Todesfällen nicht verwirft, sondern vielmehr in Schutz nimmt und beybehalten wissen will, bloß die Taufgebühren und das Beichtgeld. S. 26 ff. kommt er dann auf das Beichtgeld besonders, gegen welches er mit überzeugenden Grün-

den spricht. So hart hätte indeß Rec. im Allgemeinen nicht geurtheilt, wie der Vf. S. 28. Hier heißt es: „Der ganze Unterschied, wie man bey diesem frommen Betrug immer (?) zu Werke ging (zu verstehen, seit der Zeit, da der Ablass eingeführt ward), verhält sich wie grob und fein gegen einander, und besteht bloß darin, daß die armen Menschen zu Tetzels Zeiten schriftlich und theurer, nachher aber und bis jetzt nur mündlich und wohlfeiler betrogen wurden!“ — Das ist doch wohl vielen würdigen Religionslehrern zu nahe gesprochen. Der Vf. hätte hier wenigstens mit Einschränkung und Ausnahme reden sollen. Eben so wenig hat auch das Grund, was S. 46 und 47 gegen das Beichtgeld gesagt ist, und worauf der Vf. fast das größte Gewicht zu legen scheint, daß um des Beichtgeldes willen mancher arme Mensch und selbst mancher Sterbende den Genuß des Abendmahls entbehren müsse. Wenigstens trifft dieß nur die unwürdigen Prediger, die sich weigern, oder sich auch nur nicht ganz bereitwillig zeigen, den Armen unentgeltlich das Evangetium zu verkündigen. Ein Urtheil des Vf. muß Rec. für ganz falsch erklären. Er erklärt sich S. 34 — 37 beyläufig über die Privatbeichte, ertheilt ihr bey weitem den Vorzug vor der öffentlichen gemeinschaftlichen Vorbereitung aufs Abendmahl, und findet eine Hauptursache des Vorzugs, welche der letztern vor der ersten gegeben zu werden pflegt, in der Bequemlichkeitsliebe der Prediger. Diese Ursache mag hier und da wirken, obgleich gewiß nicht so allgemein, als es der Vf. meint; aber wenn sie auch noch so sehr wirkte, so hat der Vf. in seinem Urtheile über den Vorzug der Privatbeichte doch nicht weniger Unrecht, und er hat nicht bedacht, daß in der Natur beider Arten von Vorbereitungsanstalten aufs Abendmahl die stärksten Gründe für die gemeinschaftliche Vorbereitung liegen; er hat nicht bedacht, daß es auch nur bey 20 Confitenten, und wie oft sind deren mehrere? dem Prediger bey der Privatbeichte an Zeit fehlt, um jedem, um nur einigen ans Herz zu reden, daß das Hineingehen in die Familienverhältnisse mehr Zeit erfordert, als hier erübrigt werden kann, daß der Beichtstuhl gar nicht einmal der rechte Ort ist, um besondere Laster an Einzelnen zu rügen, daß das mehr erbittert, als bessert u. d. m. Selbst dem Hauptzwecke des Abendmahls, dem zufolge es ein gemeinschaftliches Mahl zum Bekenntnisse der Religion und zur Vereinigung der Herzen in der Liebe seyn soll, ist die Privatbeichte entgegen.

E e e

End.

Endlich hat es uns befremdet, wie der Vf. in das über die Prediger-Accidenzien bey der Taufe und bey dem Abendmahl ausgesprochene Verdammungsurtheil nicht auch die Accidenzien bey Eheverbindungen und Sterbefällen mit eingeschlossen hat, da besonders die letzteren eine der Religion und ihren Lehrern eben so gehässige Seite haben, als das Beichtgeld. Der Grund für ihre Beybehaltung, daß die Handlungen, wobey sie gegeben werden, keine eigentlichen Religionshandlungen sind; ist nicht triftig, da, wie jeder weiß, der Schatten, worin die Menschen ihre Religionslehrer erblicken, von ihnen gewöhnlich auch auf die Religion selbst übergetragen wird. Für die Abschaffung der Leichengebühren sprechen außerdem die stärksten Gründe der Menschlichkeit und Wohlthätigkeit. Überhaupt sollte der Lehrstand mit Accidenzien gar nichts zu thun haben.

Am Schluss der Schrift finden wir den Vorschlag des Vf. zur Umänderung der Taufgebühren und des Beichtgeldes in eine anständigere Einnahme. Er besteht darin, daß der Prediger jährlich ein paar Mal in seiner Gemeinde umherzuschicken, und statt jener abgeschafften Abgaben ein Opfer, dessen Größe aber der Willkühr eines jeden überlassen werden müsse, einsammeln lassen solle. Der Vf. erklärt dies selbst für nichts mehr, als einen Nothbehelf, und mehr ist es denn auch wirklich nicht. Die wenigsten Nachtheile des Accidenzienwesens werden dadurch aufgehoben, und es bleibt immer zu wünschen, daß jede Gemeinde ihre Prediger in jeder Hinsicht auf einen festen Fuß setzen, und ihnen eine ganz und gar nicht mit Accidenzien verbundene Einnahme anweisen möge.

Der Vf. von Nr. 2 beurtheilt Nr. 1 als eine Schrift, worin Hr. *Trinius* einige Cruditäten in Ansehung der Begriffe, einige Inconsequenzen in den Schlüssen und eine unsichere Hand bey mancher Zeichnung verrathen, und worin er sich von manchem Fehlgriffe in der Wahl des Ausdrucks und von mancher Übertreibung habe beschleichen lassen. — Man muß einen Theil dieses Urtheils allerdings für gegründet halten, und man wird außerdem wahrnehmen, daß der Vf. von Nr. 2 seinem Gegner an Talent und Beurtheilungskraft überlegen ist. Auch hat er am Schluss seiner Schrift über die Ursachen des steigenden Verfalls des Religionscultus in der Kürze ein Paar treffende Bemerkungen beygebracht. Allein demohngeachtet kann man nicht in Abrede seyn, daß er dem Prediger *Trinius* hin und wieder zu nahe getreten ist. Ganz recht ist, daß der Vf. die Stellen in Nr. 1 rügt, wo die herrschende Verachtung der Religion und des Predigerstandes aus der geringen Taxe der Accidenzgefälle mit hergeleitet; wo zwischen dem tezeltschen Ablaszkram und dem heutigen Beichtwesen eine unwürdige Parallele gezogen; wo die Accidenzien von Copulationen und Sterbefällen in Schutz genommen, wenigstens für unschädlich erklärt werden. Mit vorzüglichem Nachdruck eifert unser Vf. gegen das Leichengeld, und

darin wird ihm jeder Unbefangene von Herzen beypflichten. Recht ist ferner, daß der Vf. die Blößen in Nr. 1 aufdeckt und die gewagten Urtheile darin ernstlich in Anspruch nimmt; wahr ist auch, was er gegen den Grund des Hn. *Tr.*, daß die Accidenzien und besonders das Beichtgeld in den Städten und da, wo mehrere Prediger an einer Kirche arbeiteten, die so nöthige Harmonie und collegialische Freundschaft störten — bemerkt, nämlich, daß dieses Übel nicht in den *Accidenzien* selbst, sondern in der *Art*, wie sie erhoben würden, liege, und daß dieselben ja so unter die Prediger vertheilt werden könnten, daß keine Veranlassung zu Zwistigkeiten und Zänkereyen übrig bliebe. Größtentheils gegründet sind die Bemerkungen des Tadels, welche er über die von Hn. *Tr.* getroffene Einrichtung macht, sich für das abgeschaffte Beicht- und Tauf-Geld ein Äquivalent auszuwirken. Besser, wiewohl auch nicht ganz annehmlich, ist der Vorschlag, den unser Vf. thut, man solle von jedem Hause jährlich einen Thaler in monatlichen Terminen an die Einnahmer der Staatskassen bezahlen lassen. Rec. glaubt, daß man eine möglichst genaue Vermögenssteuer dazu anordnen müsse, oder wenigstens eine ähnliche Steuer, wie in der Stadt Hameln im Kurfürstenthum Hannover, wo seit dem Anfange des J. 1804 das odiose Beicht- und Leichen-Geld aufgehoben, und in ein Fixum für die Geistlichkeit verwandelt ist. Sehr wahr ist endlich, was der Vf. über die Ursachen des herrschenden Kaltfinns gegen Religiosität und Religionsgebräuche sagt, daß die Abschaffung der Accidenzien dem gesunkenen Religionscultus wohl nicht wieder aufhelfen werde, daß vielmehr in dem Beyspiele der höheren Stände und in den Fehlern der Polizey weit schlimmere Ursachen der Verachtung des Gottesdienstes lägen, die vor allen Dingen aus dem Wege geräumt werden müßten. — Bey allem dem Wahren und Guten aber, was diese Schrift enthält, ist doch dem Prediger *Tr.* hie und da zu viel geschehen, und der Vf. hat als Kritiker selbst Blößen gegeben. So bezeugt er Hn. *Tr.* seine wahre Achtung, und giebt ihm doch Schuld, als sey es ihm nicht sowohl um *Abschaffung* der Accidenzien, als vielmehr um *Erhöhung* derselben zu thun; als scheine er einige skandalöse Auftritte, wozu die Accidenzien Anlaß gegeben hätten, *con amore* zu erzählen; als rede er gegen die Geistlichkeit der lutherischen Confession injuriös; als nehme er die Leichengebühren darum in Schutz, weil diese Quelle der Einnahme für ihn bisher wohl eine der ergiebigsten gewesen sey, man solle daher beynahe denken, die Abschaffung des Beicht- und Tauf-Geldes sey von ihm bloß eine Finanzspeculation gewesen. Wie können solche Urtheile doch mit jener vorgegebenen Achtung gegen Hn. *Tr.* bestehen? Auch urtheilt der Vf. im Einzelnen zu scharf, und übertreibt seinen Tadel in den Folgerungen, die er aus den Sätzen des Prediger *Tr.* herleitet, versteht diese Sätze auch nicht immer recht. So widerspricht er der Aufsehung des Hn. *Tr.*, daß die bisher erhobenen Gebüh-

hühren der Prediger für religiöse Handlungen mit der Religion im Widerspruch stünden, ganz und gar; aber er verfehlte den Sinn, den Hr. Tr. mit diesem Ausdrucke verband. Hätte es, freylich bestimmter und richtiger geheissen: *hinderlich wären*, oder noch besser: *der Wirksamkeit der Religion hinderlich wären*: so würde der Vf. schwerlich etwas dagegen erinnern haben. Wenn der Vf. S. 27—28 eine Probe giebt, wie ein Prediger bey dem Bestehen des Beichtgeldes zur öfteren Feyer des Abendmahls ernähren könne, ohne sich den Verdacht des Eigennutzes zuzuziehen: so ist es sehr zu bezweifeln, daß er damit, und daß er überhaupt mit allen anderen auch noch so schön klingenden Verwahrungen viel ausrichten werde, zumal wenn er sonst nicht als ein durchaus uneigennütziger Mann bekannt ist. Und wenn er auch wirklich uneigennützig wäre, so werden doch Leute genug übrig bleiben, die ihn verkennen, und die bey seinen Ermahnungen und Ermunterungen zur öfteren Feyer des Abendmahls gleich an das Beichtgeld denken. Rec. hält den Grund für die Abschaffung des Beichtgeldes, daß die Prediger dieser Abgabe wegen, ihre Gemeinden nicht wohl ernstlich und dringend genug zur Feyer des Abendmahls auffordern können, für unwiderleglich, und die Bemerkungen unseres Vf. haben ihm auch nicht einmal in der Gestalt geschwächt, worin er von dem Prediger Tr. aufgestellt ist. Überhaupt hätte unser Vf. besser gethan, wenn er, statt die Trinius'sche Schrift so scharf zu kritisiren, die Gründe für die Abschaffung der Accidenzien mit grösserer Bestimmtheit, Genauigkeit und Bündigkeit vorgetragen hätte.

— tt —

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Nachricht von der Abschaffung des Beicht- und Leichengeldes und von dem den Kirchen- und Schullehrern dafür ausgemittelten Aquivalente, wie auch von einigen anderen Veränderungen des Kirchen- und Schul-Wesens in der Stadt Hameln.* Nebst einigen Ideen zur Beurtheilung der Umwandlung der sogenannten geistlichen Accidenzien in feststehende Besoldungen im Allgemeinen. Von H. R. Matthäi, zweytem Prediger in Hameln. 1804. 104 S. 8. (10 gr.)

Diese Schrift erstattet öffentlichen Bericht von einer sehr wünschenswerthen Reform in dem Gebiete des Lehrstandes: von der Abschaffung des Beicht- und Leichen-Geldes in der Stadt Hameln, welche im engen patriotischen Verein ihrer sämmtlichen Bewohner, und besonders ihrer edel denkenden Obern, die schon so oft als chimärisch verschrieene Idee der Umwandlung der Accidenzien in ein Fixum durch eine rühmliche Thatfache realisirt hat. Rec. umgehet das, was der Vf. von der Beschaffenheit und Einrichtung des Prediger-Kirchen- und Schul-Wesens in Hameln umständlich vorträgt als minder allgemein interessante Gegenstände, und theilt sogleich die wichtige Nachricht über die Art und Weise mit, wie die gedachte Umwandlung der Accidenzien ausgeführt wurde. Man begreift leicht, daß die Beför-

derer der neuen Anstalt nicht ohne beschwerlichen Kampf mit dem in solchen Fällen sich mächtig regenden Vorurtheile, Herkömmlichkeitsliebe und Eigennutze ihr schönes Ziel erringen konnten; aber die Vorgesetzten, die Ersten der Stadt wollten, und ihr Wille siegte. Für das abgeschaffte Beicht- und Leichengeld wurde auf folgende Art die Äquivalentsumme herausgebracht: 1) von Kauf- und Verkauf-Contracten über liegende Gründe, als Häuser, Gärten, Wiesen und Ländereyen von 100 Rthlr. der Kaufgelder 1 pro Cent, halb vom Käufer und halb vom Verkäufer; auch von den Geldern, die für die Einlösung von Grundstücken bezahlt werden: 2) Von einem Morgen Gartenfeld oder Wiesenlande jährlich 5 pf. 3) Von den Bürgerhäusern jährlich 6, 5, 4 und 3 mgr. 4) Von einigen außerhalb der Stadt, aber im Stadtgebiete wohnenden Anässigen, von jedem 12 mgr. 5) Von den Inquilinen jährlich 1 mgr. 6) Von den Honoratioren, wie auch von den Officieren, welche eigene Häuser haben, theils 2 Rthlr. theils 1 Rthlr. Alles in allem gerechnet beträgt die jährliche Summe dieser Fonds über 716 Rthlr. Diese Summe kommt mit allen den Predigern schon verliehenen Fixis in eine eigene Cassé, welche einen besondern Rechnungsführer hat, der jedem Geistlichen monatlich oder vierteljährig, wie er es wünscht, seine Quota auszahlt. Auch der Pacht von den Ländereyen und die Miete der Dienstgärten der Prediger fließt in jene Cassé, und ihre Grundstücke werden als Gemeindegüter des Ministerii angesehen. Nur das Befoldungsgetreide kann jeder in Natura in Empfang nehmen, jedoch auch dem Rechnungsführer zu einem vortheilhafteren Verkauf überlassen.

Bey dieser vortrefflichen Anstalt fällt es aber mit Recht auf, daß die Accidenzien von Copulationen und Taufen noch fort dauern, und also die Gemeinden von den bey kirchlichen Handlungen zu entrichtenden Gebühren nur zur Hälfte befreyt sind. Man hätte hierin nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern eine durchgreifende Reform zu Stande bringen sollen. Bey der allgemeinen Empfehlung der gerühmten neuen Anstalt, welche ohne Zweifel auf einer Seite bedeutende Hindernisse des guten collegialischen Verhältnisses der Prediger, und auf der anderen mannichfaltige Versuchungen zu herabwürdigenden Handlungen des Eigennutzes, der Schmeicheley und Kriecherey entfernt, scheint der Vf. den wichtigen Punkt nicht scharf genug ins Auge gefaßt zu haben, daß dieselben nicht bestehen könne, wenn die geistlichen Stellen nicht mit hinlänglichen Fixis dotirt sind, weil außerdem eine gleichmäßige Vertheilung der Einnahme demjenigen Prediger, welcher bey einer grösseren Anzahl von Beichtkindern um einige hundert Gulden höher als sein College diente, einen beträchtlichen Schaden zufügen würde. Es dürften daher an Orten, wo die Prediger keinen zureichenden fixen Gehalt genießen, der Abschaffung der Accidenzien große Schwierigkeiten entgegenstehen, welches besonders in kleinen Städ-

Städten der Fall seyn würde, wo die oben genannten Quellen der Ersatztsteuer weniger ergiebig fließen. Inzwischen mögen auch in der Ausführung der mehrerwähnten Anstalt an anderen Orten bedeutendere, aus Localverhältnissen hervorgehende Schwierigkeiten begegnen: die Sache ist der innigsten Beherzigung unserer Regierungen und Consistorien würdig, und ihr thätiges Mitwirken — ohne welches in solchen Fällen überhaupt nichts gethan ist — wird der schönste Erfolg krönen. Denn das geistliche Accidenzienwesen, wenn man auch mit dem Prediger *Trinius* kein Zeter- und Angstgeschrey über dasselbe erheben kann, bietet doch so manche Seite dar, auf der es als ein den Religions-

lehrer nicht wenig herabwürdigendes Unwesen erscheint. Rec. findet daher die Ideen zur Beurtheilung der Umwandlung der Accidenzien in feststehende Besoldungen, welche der Vf. am Schlusse seiner Schrift vorträgt, ganz statthaft, und wünscht, daß sie alle Consistorien zu ernstern Berathschlagungen aufrufen möchten: wie überall nach Abschaffung der Stollgebühren und Abnahme der lästigen Okonomen, welche letztere ein noch größeres Übel und gar oft ein Hinderniß aller fortschreitenden wissenschaftlichen Cultur sind, den Geistlichen feste Besoldungen ausgemittelt, und gesichert werden können.

PB.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**VEHMISCHTE SCHRIFTEN.** Dessau, b. Tänzer: *Ist es rathsam, Predigerstellen abzuschaffen, und den Predigern ihre Ackerländereyen zu nehmen?* Von L. Ph. G. Huppach. 1805. 75 S. 8. Eine Streitschrift gegen den Aufsatz in *Henkens Enjebia* 2 B. 1 St. Nr. 7 und 2 St. Nr. 8: über die Accidenzgefälle der Prediger von Fr. Wilhelm Wolfrath, Prohste zu Hufum: die ein Wort seiner Zeit ist. Der Vf., selbst Prediger, glaubt vermöge einer vierzigjährigen Erfahrung, sich aufgefordert zu sehen, die unbesonnenen Vorschläge mancher neuerer Reformatoren zu prüfen, und er hat das auf eine Art gethan, die seinem Verstande und Herzen Ehre macht. In der Einleitung sagt der Vf., wie sein Gegner wünsche, daß die Accidenzgefälle der Prediger abgeschafft werden möchten, indem sie, wie jener selbst zugiebt, ein besonderes Hinderniß der wahren Beförderung der Moralität und Religiosität bey einem großen Theile des Publicums blieben; nur protestirt er gegen die Heilmittel, welche W. vorschlägt. Dieser will nämlich 1) daß Predigerstellen eingezogen, 2) daß den Predigern die ihnen zur Besoldung angewiesenen Ländereyen genommen werden sollen. Beides befreit unser Vf. mit Gründen, die jeder Unparteyische zugeben wird, wenn er anders eine richtige Ansicht von einer Sache hat, auf welcher nicht wenig beruht, denn sie betrifft das sittliche Wohl der Gemeinden. Mit Recht bemerkt er gleich vom Anfange, daß der Geist der Zeit manche Änderungen zum Vortheil des moralischen und religiösen Zustandes des Volks verlange; aber er macht auch darauf aufmerksam, daß dabey alle nur mögliche Vorsicht beobachtet werden müsse, wenn nicht aus den Änderungen noch schlimmere Produkte hervorgehen sollen. Besonders rügt er die Lasterungen, welchen in unseren Zeiten verschiedene Stände, auch der Regentenstand nicht ausgenommen, unterworfen sind; und bemerkt dabey, daß sie vor allen den Predigerstand treffen, und daß dies um so frecher geschehen könnte, weil man von ihm keine physische Ahndung zu befürchten hätte. Und doch, man mag auch noch so sehr gegen diesen Stand als einen unnützen und folglich überflüssigen Stand schreyen: man mag ihn selbst von oben herab eine andere Bestimmung zu geben suchen, indem man jetzt die Prediger zu Dienstarbeiten zwingt, die ganz außer ihrem Beruf liegen, und sogar in einem Lande, Rec. hat vergessen, in welchem, laut des Reichs-Anzeigers, von ihnen verlangt, daß sie auf ihre Kosten einen monatlichen Bericht über den physischen Bestand ihrer Gemeinden an die weltlichen Behörden einreichen sollen; er ist und bleibt einer der wichtigsten, weil er die moralische Volksbildung zu beforgen hat. Schon in dieser Hinsicht sollte man nicht von Einziehung der Predigerstellen sprechen; vielmehr möchte manche große Filial-Gemeinde noch einen eigenen Prediger bedürfen. Es soll zwar dieses Loos nur die überflüssigen treffen; aber Rec. hat noch keine Gemeinde, wenigstens auf dem Lande angetroffen, die das zugeben kann und wird. Freylich wenn man meint, daß der Prediger zu weiter

nichts da sey, als eine Predigt zu halten, gleichviel ob sie auf den sittlichen und religiösen Zustand der Gemeinde paßt oder nicht, und den öffentlichen Gottesdienst zu beforgen: so könnten nicht nur manche, sondern die allermeisten Predigerstellen eingezogen werden, da man zu diesem Dienste nur eines Menschen bedürfte, der eine Predigt ablesen kann, und Psalmen und Predigtbücher giebt es ja endlich genug. Aber wenn wirklich auf den moralischen und religiösen Zustand der Gemeinde gesehen werden soll, und daran muß doch wohl dem Staate viel gelegen seyn, da moralisch-gesinnte Bürger gewiss immer die besten sind: so muß auch ein Mann da seyn, der die moralischen Bedürfnisse der Gemeinde kennt, und ihnen durch seinen Unterricht abzuhefen sucht. Und kann man denn die Predigerstellen so geradezu einziehen, ohne eine Ungerechtigkeit an denjenigen Gemeinden zu begehen, denen die Prediger genommen werden sollen? In dem Lande wenigstens, wo Rec. lebt, sind die Besoldungen der Prediger nicht vom Staate ausgefetzt worden, sondern die Gemeinden selbst haben sie durch Unterstützung frommer Stiftungen gemacht. Oder sollen auch die Prediger säcularisirt werden? Man spricht so viel von den schlechten Besoldungen der Schullehrer; es ist Eine Stimme, daß auf sie Bedacht genommen werden müsse, auch das will man durch Einziehung der Predigerstellen bewirken; man fängt an die Nothwendigkeit einzusehen, ärztliche Routiniers auf dem Lande haben zu müssen; will man sie etwa auch durch die beliebte Einziehung der Predigerstellen dotiren? Aus einem eingezogenen Kloster könnten alle Schullehrer einer Provinz hinlänglich entschädigt werden, in den Ländern wenigstens, die so glücklich sind, Klöster einzuziehen zu können. Hr. Huppach zeigt in seiner Schrift zur Genüge, wie hinkend die Vorschläge des Hn. Probstes sind, und sie verdienen von allen denjenigen beherzigt zu werden, die eben dieser auffordert, seine Vorschläge zu realisiren, das heißt, von den ersten Dienern des Staats, in deren Händen das Wohl des Volks liegt. Sollte man auch dem Vf. nicht in allem beystimmen können, z. B. wenn er seinem Gegner abstreitet, daß eine große Pfarrwirthschaft einen eigenen Mann zur Aufsicht erfordere: so leuchtet doch aus der ganzen Schrift eine richtige Beurtheilung der Wolfrathischen Vorschläge hervor. Auch hat der Vf. die Grenzen der Mäßigung, Bescheidenheit und Wohlständigkeit gegen seinen Gegner nicht verletzt. Die Schrift wird jeden befriedigen, der sich für die auf dem Titel angegebene Frage interessirt.

Z. f. B.

**PHILOLOGIE.** Erfurt, b. Hennings: *Neuorganisirte lateinische Grammatik zur Anleitung eines ordentlichen, deutlichen, gründlichen, auch deutsch- und lateinisch-modernen Unterrichts.* Von Heinr. Elias Gottl. Schwabe. Neue, wohlfeile Auflage. 1805. XXXI u. 222 S. 8. (12 gr.) S. Rec. der ersten Auflage in 1804. Nr. 271.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 29 N O V E M B E R, 1805.

## B O T A N I K.

STOCKHOLM, b. Delén: *Svensk Botanik, utgifven af J. W. Palmstruch* (auf dem Titel des 3 Bandes mit dem Zusatz: *med text författad af E. Quensel. — Schwedische Flora*, herausgegeben von J. W. P., der Text von E. Q.) Förlsta Bd. Andra upplag. 1803. Andra Bd. 1803. 1804. Tredje Bd. Häft I—II. 1804. 1805. 8. (Jeder Band von 12 Heft. m. einem bl. Umschlag. Das Heft von 6 (fortgehend numerirten) color. Taf. u. eben so viel (gleich numerirten) Blätt. Text. Beym letzten Heft jedes Bandes Zugabe von Anmerkungen und systemat. und alphabet. Register. Pr. des Heft  $\frac{1}{2}$  Rthlr. schwed., die letzten Hefte jed. Bds etwas mehr; in Hamb. diese 35 Hefte 26 Rthlr. 6gr.)

Die Kunde der Gewächsorten überhaupt mehr zu verbreiten, insonderheit diejenigen Gewächse, welche in der Haushaltung und Arzneywissenschaft von vorzüglichem Nutzen sind, allgemeiner kenntlich zu machen, und dabey über ihre Benutzung einen falschen und sicheren Unterricht zu ertheilen, ist die Absicht des gegenwärtigen Werks, das zu dem Ende in einer schnellen (monatlichen) Folge von Heften, und zu einem niedrigen Preise erscheint. Hr. Rittmeister *Palmstruch*, als Zeichner, und Hr. E. W. *Venus*, als Kupferstecher, unternahmen die Arbeit. Letzterer ward in der ersten Auflage der ersten Hefte auch mit als Herausgeber genannt. Nachher unterschreibt sich bloß Hr. P. als solcher, und einige Blätter stach in der Folge auch *Ackerblad*. Der anfängliche Plan war, nur die in Schweden einheimischen medicinal- und ökonomischen Gewächse in Abbildungen zu liefern. Diese, etwa 400 an der Zahl (worin jedoch wohl nicht alle die nach *Westrings* Versuchen färbende Flechten begriffen werden können, für welche indess Hr. *Westring* nun selbst ein eigenes, sich auf die Weise an das gegenwärtige anschließende Werk herausgibt, das um so mehr Aufmerksamkeit verdient, da es von *Acharius* mikroskopisch-karpologische Untersuchungen über diese Familie enthalten wird), die etwa 400 dem Menschen nützlichsten schwedischen Pflanzen, sagen wir, dachte man in 6—7 Jahren sämmtlich in Kupfer gestochen zu haben. Nachher ward der Plan dahin erweitert, daß man, sobald die erste Aufgabe erfüllt seyn wird, in einer 2 Abtheilung auch alle zum Nutzen in Schweden anzuziehenden Ge-

J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

wächse, und endlich sämmtliche übrige Bürger der schwedischen Flor liefern will. Jeder Käufer ist aber nicht an mehr als Eine der drey Abtheilungen des Unternehmens gebunden. Wir billigen diesen Plan sehr, da er zuerst Popularisirung der Wissenschaft zum Zweck hat, und am Ende auch dieselbe an sich weiter zu bringen beabsichtigt. Die äußere Einrichtung ist ungefähr die von *Smiths* und *Sowerby's English Botany*, wozu das Werk ein Pendant werden wird. Daß die Ausführung minder elegant ist, wird man erwarten; wissenschaftlich steht sie ihr indess, wie wir versichern können, gar nicht nach. Die Zeichnungen sind nur selten, und auch dann meistens mit Verbesserungen aus einigen vorzüglichsten botanischen Werken entlehnt, in der Regel immer nach der Natur gemacht. Die Blätter Text sind ganz schwedisch geschrieben, selbst in den Artdifferenzen. Sie enthalten sonst weitere Beschreibung des Gewächses nach Art und Gattung, Geschichte desselben, medicinische und ökonomische Benutzung u. s. w. Hr. Prof. *Quensel* besorgt diesen Theil des Unternehmens, und Hr. *Swartz* unterstützt ihn darin (besonders in den früheren Heften; zuletzt scheint Sw's. Antheil fast ganz aufgehört zu haben), durch mitgetheilte Beschreibungen, hauptsächlich in den Familien der Gräser und Kryptogamen. Man wird auf diese Weise einer vorzüglichen Ausführung sich schon versehen; und es ist auf den neuesten Fortschritt, sowohl der botanischen Wissenschaft, als der Ökonomie und Medicin überall Rücksicht genommen. Die Beylagen von Anmerkungen zu Ende jedes 12 Hefts sind allen Arten von Verbesserungen und Zusätzen gewidmet; und man wünscht, daß alle kundigen Patrioten dazu ihre Erinnerungen liefern mögen, wie sich denn auch hier schon mehrere Artikel mit ihrer Vff. Namen finden. Auch auf die Kritiken der, leider nicht mehr fortgesetzten, *Äbber Lit. Zeit.* hat man eine dankbare und sorgfältige Rücksicht genommen. Die Bescheidenheit der Herausgeber, und ihr sichtlich Bestreben, Alles zu einer größeren Vervollkommnung anzuwenden, verdient überall ein ausgezeichnetes Lob.

Besonders für den deutschen Ökonomen enthält dies Werk sehr viel Wichtiges und Interessantes. Der minder allgemein verstandenen Sprache wegen, worin es abgefaßt ist, wäre zu wünschen, daß ein Sachverständiger Auszüge, ohne die Kupfer, deren wir in Deutschland in ähnlichen Werken eine genügende Fülle haben, liefern wollte. Die Grenzen einer Recension erlauben nicht,

fff  
die-

diesem Bedürfnisse hier nur einigermaßen abzuheben. Wir dürfen nur ein paar einzelne Bemerkungen ausheben, theils um von dem Reichthum des Werks einen Begriff zu machen, theils auch um auf Verbesserungen, die es noch erhalten könnte, und gewiss künftig erhalten wird, der Herausgeber Aufmerksamkeit zu lenken. So ist über *Primula-veris* Nr. 5 zu bemerken, daßs es diejenige Art sey, deren *tubus corollae* gegen den *limbus* zu sich erweitert, und wo die *filamina* länger als das Pistill sind. Es wird dabey der nächstverwandten und gewöhnlich verwechselten Art *tubo corollae medio incrassato*, *stamin. breviorr. pist. longiore* nicht gedacht, obwohl die Beschreibung von Hn. Swartz ist. Am *Polypod. vulgare* Nr. 37 ist unter c. die gesprungene Capfel nicht gut vorgestellt, da man sie als aus zwey Valveln bestehend sieht, Es scheint eben der sichere Unterschied der *Filices gyratae* von den übrigen Abtheilungen dieser Familie zu seyn, daßs die Capfeln der ersten durchaus *univalves*, *maturitate irregulariter rumpentes* sind. *Tilia europaea* Nr. 40 wird noch aufgeführt, ohne des Unterschieds von *Ehrharts* beiden Arten zu gedenken. Doch wird dies zu Ende des zweyten Bandes verbessert. Das *Rennthiermoos* (*Lich. rungifer.*) Nr. 47, welches für Lappland, als Nahrung der Rennthiere so wichtig ist, daßs Hr. Sw. in der Beschreibung mit Recht sagt, ohne dieses Product würde jene weite nördliche Gegend eine vollkommen unbewohnbare Wüste seyn, wird auch zum Futter anderes Viehes in den südlicheren Theilen von Schweden im Nothfall gebraucht. Es wird zu dem Ende, nach *Polhem's* Vorschrift, den Abend vorher mit kochendem Wasser abgebrüht, jedoch auch dann nur mit anderem Futter vermischt gegeben. Auch Brod bäckt man von dieser Flechte. Unter *Lycopod. clavat.* Nr. 59 erklärt sich auch Hr. Sw. muthmaßlich für die neuere Meinung, daßs die sogenannten zweyklappigen Capfeln dieser Gattung das Pollen enthalten. Widersprochen wird dieser Meinung bey *Lycop. Selago* Nr. 119 von Hn. Quensel. Es werden die Versuche der Engländer, aus dem Pulver der zweyklappigen Capfeln junge Pflanzen zu erziehen, angeführt. *Myrica Gale* erscheint, wie Hr. Sw. bemerkt hat, auch häufig mit den Blumen beiderley Geschlechts, und mit Hermaphroditblumen auf dem nämlichen Stamme, welches man gleichfalls in den Gattungen *Salix*, *Hippophae*, *Rhodiola*, *Hydrocharis* gewahrt wird. Diese Gewächse sollten also eher alle in Linné's Classe *Polygamia* Rehen, wenn man nicht lieber die klinischen Classen des Systems überall tilgen will, wozu die Vegetabilien der heißen Zone sehr rathen, und was Rec. auch höchst wünschenswerth scheint. Beym *Scolopendr. Lingua* Nr. 143 ist die Zeichnung der *Sori* und ihrer *Indusia* so wenig geeignet, die wahre Beschaffenheit beider darzustellen, als dies überhaupt noch in irgend einer uns bekannten Figur der Frucht dieses Farrens bis dahin erreicht ist.

Ganz neue Gewächse kommen bisher in diesem Werke nicht vor. Für die schwedische Flor erschei-

nen zum erstenmal *Agar. torminosus* Schöff. Nr. 184, *Rubus coryllifolius* Smith., dessen *Fl. britann.* überhaupt sorgfältig benutzt ist, Nr. 187, und *Boletus edulis* Nr. 197. Selteper sind allenfalls noch *Rubus arcticus* Nr. 26, *Cornus suecica* Nr. 221, und *Parnelia tartarea* Nr. 77. *Isidium gonatodes* Achar. ist von dieser kaum verschieden (jüngere Pflanze).

Papier und Druck sind gut. Die Illumination könnte (freylich auch wohl nur zu einem höheren nicht zu wünschenden Preise) mitunter besser seyn. Die Abbildungen sind sonst charakteristisch und treu, und gewöhnlich mit guten Analysen der Blüthen- und Fruchtheile begleitet. — h —

PARIS, b. Levrault, Schöll u. Comp.: *Alex. de Humboldt et Anati Bonpland Plantae aequinoctiales*, — In ord. digess. A. B.

Auch unter dem französischen Titel:

*Plantes équinoxiales, recueillies — p. Al. de H. et A. B. V. I. liere* Livr. 1805. 5<sup>1</sup> Bog. Text u. 2 schw. Kupf. im größt. Fol. Velinp., m. roth. Umschlag.

Von den Werken, die die unvergleichbare Reise der Vt. fast für alle Zweige der Naturforschung hervorbringen wird, ist gegenwärtiges Heft das erste, das Rec. zu Gesicht kommt. Es wäre vollkommen überflüssig, von einer wissenschaftlichen Unternehmung, auf die Europa seit mehreren Jahren mit einer ängstlichen Hefnung und mit der gespanntesten Erwartung blickte, die jetzt glücklich beendigt ist, und von der schon alle öffentlichen Blätter den *Conspectus* des zu erwartenden Ertrags, der auch hier auf dem Umschlage wiederholt wird, geliefert haben, bey dieser Gelegenheit im Allgemeinen reden zu wollen. Auch von den *Plantis aequinoctialibus* ist dies gleichsam nur eine Probe. Von zwey zu zwey Monaten sollen künftig Hefte von 10 Blättern, deren 10 einen Band ausmachen werden, erscheinen, und ein *systema plantarum aequinoct.* in 8 ohne Kupfer, wird bald möglichst gleichfalls geliefert werden.

Eine neue Gattung aus der prächtigsten Familie der Pflanzen, der *Palmen*, eröffnet würdig das Werk. Es ist wohl das größte bekannte Gewächs, bis 180 Fufs hoch, die Blätter 20 Fufs lang. Merkwürdig ist es besonders in zwey Rücksichten, zuerst, weil es sich, gegen die gewöhnliche Regel der Palmen, die die Höhe von 500 Toisen über Meeresfläche zu halten pflegen, von 600 bis zu 1450 Toisen Höhe, im Mitteldurchschnitt auf 900 Toisen, findet. Es wächst auch ausserdem nur auf einem kleinen Bezirk Landes von 15—20 Lieues, unter 4° 35' nördlicher Breite. Zweytens bietet es ein vorzügliches, zwischen Harz und Wachs das Mittel haltendes Produkt zum ökonomischen Gebrauch dar. Die botanische Bestimmung ist folgende: *Polygamia Monoecia: Ceroxylon undicola: Cal. ext. 3 fid., inter. (cor.) magn., 3 phyll. (die Figur stellt ihn nur 3 part. vor). Fem.: Styl. o. Stigmm. 3. Drupa cum nuce Isperma. Masc. Stamm. 12, varius 13, 14. Pist. rudim. (Spathae hermaphrodit. steril. et masculor. supremae, semi-*



*femineor. infimae*. Nächst verwandt mit *Iriarten* Ruiz. et Pavon. *Prædr.*). Ein angehängtes *Mémoire*, das Hr. B. dem National-Institut vorlas, giebt die nähere Auskunft über das Gewächs. Der Stamm ist durch die Rinnen, die vom Abfallen der Blätter entstehen, *annulatus*. Zwischen den Rinnen ist er mit einer über 2 Linien dicken Kruste der harz-wachsartigen Materie, die ihm gleichsam zur Epidermis dient, bedeckt. Mit  $\frac{3}{4}$  Unschlitt wird diese Substanz zu Kerzen etc. verschmolzen. *Mutis* hat von dieser Palme früher eine Kunde gehabt. (Eine andere brasilische Art derselben Familie, deren Blätter Wachs geben, hat *folia palmata*, unser Gewächs *folia pin-nata*).

In 6 Jahren hat *Bonpland* 60.000 Pflanzenexemplare gesammelt und getrocknet, die Zahl der Arten, die die Reisenden fanden, mag 6,200 seyn, darunter 400 Gräser, 150 *Melastoma*-, 86 *Molina*-, 88 *Eupatorium*-, 52 *Calceolaria*-, 58 *Psychotria*-, 40 *Lobelia*-, eben so viele *Ranunculus*-, und 43 *Quercus*-Species! Die Gewächse von Ruiz und Pavon werden einen neuen Aufschluss erhalten. Welche Reise war für die Botanik jemals einträglicher?

Das Außere ist des Inneren werth. *Turpin* hat die Zeichnung, nach der von *Humboldt* an Ort und Stelle gemachten ausgeführt, *Sellier's* unübertrefflicher Griffel im Stich ein Meisterwerk geliefert. Druck und Papier sind ohne alle Vergleichung prachtvoll.

Eine allgemeine Bemerkung sey uns erlaubt, Hinweisung auf den Fortschritt, den die *vegetabilische Geographie*, einer der interessantesten Zweige des Pflanzenstudiums, einer der ersten Zwecke aller Floren, durch H's. und B's. Arbeiten gewinnen wird. *Wahlenberg's* im ersten diesjährigen Stück der *Stockh. Acten* begonnene Flor der Insel *Gottland*, noch mehr aber künftig seine *Flora Lapponica* wird vom Nordpol her zu Erreichung desselben Zweckes kräftig beytragen. — h —

KIEL, in d. akad. Buchh.: *Botanische Briefe an Hn. Prof. Kurt Sprengel zu Halle: Ein Anhang zu seiner Einleitung in das Studium der kryptogamischen Gewächse, für die Besitzer dieses Buchs; von Dr. Fr. Weber. 1804. III S. 8.*

Der Vf. dieser Briefe gesteht *Sprengel*n in der Vorrede das Verdienst zu, durch seine Anleitung einen Hauptmangel unserer botanischen Literatur abgeholfen zu haben. Da er aber in derselben manches fand, das, so wie es da steht, besonders den Anfänger leicht auf Abwege leiten kann: so hielt er es nicht für überflüssig, diese Bemerkungen öffentlich bekannt zu machen. Es wird auch gewiss jeder Botaniker die hier mitgetheilten Beobachtungen mit Dank entgegennehmen; sie sind eine schätzbare Zugabe zu *Sprengel's* Schrift, die, trotz der etwas langweiligen Briefform, von jedem wiederholt gelesen zu werden verdient. Hr. W. findet es auffallend, daß Hr. S. die Algen und Pilze (nicht Schwämme, wie beide Vff. schreiben) ganz übergangen hat, und Rec. hat auch darüber vergebens nach einem Aufschluss

gesucht; denn nach S. *Außerungen*, scheint er sie nicht von den Pflanzen trennen zu wollen, und kann es auch nicht, da er die Lichenen dahin rechnet. Eben so richtig sind die Bemerkungen, daß S. zwar die bisherigen Definitionen der Kryptogamen tadelt, daß die seinige aber auch nicht vorzüglich ist; daß er gewöhnlich seine Beyspiele von seltenen Pflanzen wählt, etwas, das für den Anfänger immer unangenehm seyn muß, und den mehresten Lesern eine Vergleichung in der Natur erschwert, u. s. w. Über den verschiedenen Bau der Capseln bey den Farrnkräutern, nach *Mohr's* genauen und wichtigen Beobachtungen, die auch *Swartz* anerkannt hat. *Acrostichum*: nur die Bestimmung ist allgemein gültig, daß die Capseln einzeln in Menge auf der Unterseite des Laubes (des ganzen oder eines Theils) stehen. *A. furcatum* sey keinesweges, wie *Spr.* will, ein wahres *Acrostichum*, habe auch keinen gegliederten Ring; hierin muß aber Rec. auf S. Seite treten, denn der Ring ist deutlich da, und daß der Vf. ihn nicht sah, kommt vielleicht daher, weil an seinen Exemplaren keine reifen Capseln befindlich waren: Rec. ist gern erbötig, dem Vf. damit auszuhelfen; der Ring ist aber viel breiter, als bey *A. crinitum*, *villosum*, etc. oder bey den Polypodien, wo dieß Farrnkraut von *Swartz* mit Recht hingestellt war. Daß die kleinen Schleyerchen bey *Grammitis* S. 84 in der Anleitung, einem Druckfehler zugeschrieben werden müssen, zeigte ja schon die Bestimmung ebendasselbst S. 68. *Polypodium invisum*, das der Vf. selbst von S. erhalten hat, hat allerdings (gegen S.) Indusien, und bleibt ein *Aspidium*, so auch *P. pannigerum*. Berichtigung des Charakters von *Vittaria*. *Diplazium*; hier muß Rec. bemerken, daß an seinem sehr schönen Exemplar von *D. plantaginaceum*, die doppelte Capselreihe und das doppelte Indusium höchst selten vorkommt; es sind nämlich 403 Capselreihen daran, und unter diesen sind nur sechs bis acht mit einem doppelten Schleyer versehen. Käme der Fall häufiger vor, so wäre der Gattungscharakter doch sehr schwankend und zufällig. Bey *Woodwardia* führt der Vf. an, daß ein Haupttheil des generischen Charakters darin bestehe, daß die Capseln, wie bey *Gleichenia*, in *foveolis frondis immersae* gefunden werden; allein wir sehen darauf ja sonst nicht, z. B. bey *Polypodium phymatodes*, wo diese Vertiefungen doch viel stärker sind; Rec. sieht sie wenigstens an seinem Exemplar von der *Gleichenia polypodioides* und einer *Woodwardia* (*Blechnum*, *capl. Walter?*) viel schwächer. Mit Recht wird die Trennung der Athyrien von Aspidien und die Namenänderung, welche S. dabey vorgenommen hat, verworfen, und eben so unterschreibt Rec., was bey *Davallia* gesagt wird; *Sprengel's* Abbildung der *D. domingensis* stellt den Gattungscharakter nicht deutlich dar; und daß *Davallia aculeata* *Swartz* nicht, wie S. will, ein *Adiantum* sey, kann Rec. an seinen Exemplaren zeigen: die Schuppe ist sehr deutlich da; mit eben dem Recht könnte er die übrigen *Davallien*, *D. domingensis* nicht ausgenommen, zu

zu *Adiantum* bringen; die Abbildung, welche *Sprengel* von *Davallia aculeata* giebt, sagt gar nichts, und muß von einem schlechten oder sehr jungen Exemplar hergenommen seyn; die Blättchen werden ja auch viel grösser. Rec. findet auch so wenig, als der Vf., das Gewinde, welches S. an den Capfeln der *Orsmunda* annimmt, obgleich er noch so eben ein paar Arten und auch *O. regalis* untersucht hat; auch muß er gestehen, daß des Vf. Bemerkung über die Abbildung von *Lygodium* gegründet ist; Rec. besitzt das hier dargestellte *L. venustum*, kann sich aber in die vergrößerten Figuren nicht finden. Die Charaktere von *Danaea* und *Marattia* werden hier folgendermassen angegeben; *Danaea*: *Sporangium exterius, five conceptaculum universale, semper apertum; Indusium obsoletum ambiens, five sporangia frondi immersa.* *Marattia*: *Sporangium exterius, five conceptac. univ. initio clausum, demum dehiscens. Indusium plane nullum.* Einige berichtigende Bemerkungen über *Botrychium*, *Ophioglossum* und *Ptilotum*; *Bernhardi's Tmesipteris* (*Lycop. tannense*) wird in Schutz genommen; über *Pilularia*, *Marfilia*, *Salvinia* eine genaue Kritik. Die Arten der *Isoetes*, welche einige angenommen haben, findet unser Vf. bis jetzt nicht zu unterscheiden; er ist auch geneigt, *B. Jussieu's* Meinung beizutreten, daß es nur eine *Marfilia* gebe; er stützt sich auf die Vergleichung ägyptischer, europäischer und indischer Exemplare; die letzteren kommen Rec. immer verschieden vor, doch wagt er nichts zu behaupten, da er die ägyptischen Pflanzen nicht kennt. Völlig eben der Meinung, wie der Vf., ist Rec. daß *E. fluviatile* und *limosum* nach *Ehrhart* richtig verbunden sind; daß *E. palustre* von S. zwischen diese Spielarten gesetzt wird, ist um so weniger zu billigen, da Rec. auch den inneren Bau verschieden findet. *E. Heleocharin Ehrh.* nämlich hat einen hohlen Stengel, da dieser hingegen bey *E. palustre* einen röhrenförmigen (unter dem Mikroskop besonders zierlichen, aber auch schon mit bloßen Augen zu erkennenden) Bau hat. Über die Moose. Die von S. als die äußersten Bürger der Moosvegetation angegebenen,

wachsen fast überall in *subalpinis*; von denen, die zuletzt vorkommen, spricht der Vf. in seiner naturhistorischen Reife durch Schweden. Einiges für die männlichen Geschlechtstheile bey den Moosen, wovon sich aber Rec. so wenig als *Sprengel* überzeugen kann; so wie auch Rec. zweifelt, daß unsere Zeit des Zweifels, wie der Vf. sie nennt, mit dem Mittelalter zu vergleichen sey. Rec. wünschte nur einigermaßen den Weg kennen zu lernen, wie die sogenannten männlichen Geschlechtstheile bey den Moosen auf die weiblichen allein Zugänge verschlossenen wirken sollen; das *Operculum* sitzt so fest, zum Überfluß ist auch noch die *Calyptra* da, und an Insecten, die sich ins Mittel legen, ist hier schwerlich zu denken. Daß der Vf. die von *Sprengel*n für Conferven gehaltenen gegliederten Theilchen, nicht dafür, sondern für eigene Theile der Moose hält, scheint Beyfall zu verdienen; allein schwerlich die Behauptung, daß sich kein unvollkommenes Vegetabile in ein Anderes verwandle: dagegen sprechen *Carradori's* Beobachtungen zu laut. Über die einzelnen Gattungen sehr gute Bemerkungen. Die *Sphagna* kommen allerdings auch ausser Alpengegenden häufig genug mit Capfeln vor; Rec. wohnt weit von den Alpen entfernt, jene zeigen sich aber in seiner Gegend nicht selten. Die einzelnen Erinnerungen bey den Laub- und Lebermoosen sind zu zahlreich, als daß sie hier genannt werden könnten. Über die Flechten ebenfalls mehrere kurze Bemerkungen. — Rec. hofft, daß jeder in dieser Anzeige seine Unparteylichkeit erkennen wird. Er schätzt *Sprengel* und *Weber* sehr, diesen vorzüglich wegen seiner genauen Bekanntschaft mit den Naturkörpern in Hinsicht auf alles, was ihre Classification oder das System betrifft; jenen besonders wegen seiner vielleitenden anatomischen Untersuchungen. Dieser ist in *W. Briefen* nirgends Erwähnung geschehen; sie würden aber *Sprengel's* Einleitung immer einen bleibenden Werth zusichern, wenn auch noch viel mehrere Erinnerungen gegen die systematische Aufstellung zu machen wären.

J. K.

## KURZE ANZEIGEN.

**ÖKONOMIE.** *Helmstädt, b. Fleckeisen: Über den Zuwachs der Waldungen und der (die) Berechnungsart desselben.* Von *A. W. von Liebhaber*, Herzogl. Braunschweig. Lüneburgischem Forstrath. 1804. 172 S. 8. mit Tabellen und Kupfern. (1 Rthlr. 4 gr.) Eine Anleitung, um die prognostische Zunahme der Waldbestände unter den verschiedenen aus der Localität und der Bewirthschaftungsmethode hervorgehenden Umständen auszumitteln und zu berechnen. Neben einer fachkundigen Benutzung dessen, was von unsern besten Forstmännern bereits in diesem Fache geleistet worden, hat dem Vf. sein eigenes Nachdenken und seine praktische Erfahrung auf verschiedene neue Verfahrensarten geleitet, welche zum Theil zu sehr nützlichen Berichtigungen der älteren dienen können. Die Befolgung der darauf begründeten Regeln wird, ohne Zweifel, bey dem Forstabschätzungsgeschäft und dem Auffuchen eines richtigen Ertragsquantum, die erscheinenden Resultate der Wahrheit möglichst nahe bringen. Nur dürfte dem ungeübten Leser, um die Nutzbarkeit dieses Buchs sich zu eigen zu machen, das Studium desselben etwas beschwerlich werden, da

für Klarheit und Ordnung des Vortrags nicht immer hinlänglich gesorgt ist; selbst die öftere Abweichung von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, verbunden mit einer scheinbar gesuchten Kürze des Ausdrucks, muß der Falschheit des Werks, hin und wieder, zum Nachtheile gereichen. Wer sich indessen hiervon nicht abschrecken läßt, wird die aufgewendete größere Aufmerksamkeit durch reichliches Interesse belohnt finden.

KKW.

**SCHÖNE KÜNSTE.** *Wien, b. Degen: Der betrogene Betrüger.* Eine komische Oper in einem Acte. Nach dem Französischen des *Bernard Valville*. 1805. 56 S. 8. (4 gr.)

Ebendaf.: *Mädchenweiz.* Eine Oper in zwey Aufzügen. 1805. 70 S. 8. (4 gr.)

Diese beiden Opern sind für die k. k. Hoftheater geschrieben. Wenn diese damit zufrieden sind, so hat die Kritik verthan. Rec. ist es übrigens auch; denn er hatte nicht nöthig, lange zu lesen, um zu sehen, daß er hier ganz gewöhnliche und alltägliche Theaterwaare vor sich habe.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 NOVEMBER, 1805.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) **MAGDEBURG**, b. Keil: *Hieropolis, ein Versuch über das wechselseitige Verhältniß des Staats und der Kirche, nebst einigen Winken, der Kirche durch eine höhere Bildung ihrer Lehrer aufzuhelfen.* Allen Religions-Lehrern gewidmet von *Johann Christoph Greiling*, Prediger zu Neu-Gattersleben im Herzogthum Magdeburg. 1800. X u. 244 S. 8.
- 2) **BRANDENBURG**, b. Leich: *Die einzig richtigen Mittel, um die in unseren Zeiten überhand nehmende Gleichgültigkeit gegen die Religion zu vermindern*, von *C. A. Jänichen*. 1804. 124 S. 8. (8 gr.)

**B**escheiden nennt der Vf. von Nr. 1 dieses Product seines Fleißes einen Versuch. Zuverlässig werden aber alle Leser, die ihm nachdenken, viele Nahrung für Geist und Herz aus demselben erhalten, und aus diesem Grunde hält es Rec. für nothwendig, die Anzeige dieses von vielen vernachlässigten Werks hier noch nachzuholen. Der Vf. beginnt mit einer trefflichen Schilderung des Werthes eines moralischen Religions-Lehrers. Er bestimmt diesen Werth theils nach dem Zweck, auf welchen der Lehrer hinarbeite, theils nach den Mitteln, welche er anwende. Mit Recht wird von einem solchen Lehrer gefordert, daß er selbstgebildet sey. Und eben so wird mit vollem Recht wissenschaftliche und moralische Cultur und Verdienst als das Mittel bestimmt, wodurch der geistliche Stand sich allgemeine Achtung erwerben muß. Möchten angehende Religionslehrer diese Belehrung beherzigen! Der Vf. geht dann über zu der Bestimmung, wie wichtig die Untersuchung sey, in welchem Verhältniß Staat und Kirche stehen. Wichtig zuerst aus dem Grunde, weil das Verhältniß noch nicht bestimmt ist; sodann wegen der Schwierigkeiten, welche besonders nachgelesen zu werden verdienen. Manchem Staatsmann möchte beym ersten Anblick die Behauptung nicht gefallen, daß eine moralische Vereinigung der Menschen unter einem unsichtbaren göttlichen Oberhaupte nur in Ansehung ihrer Sichtbarkeit unter dem Staate stehen, und in Ansehung dessen, was in dieser Verbindung die äußere Form Rechens hat. Indessen ist diese Behauptung für jeden Nachdenkenden Wahrheit; und man lese das ganze Buch, so wird man sich überzeugen, daß der Vf. nichts behauptet habe, was dem Staate seine Rechte nimmt oder einschränkt.

Das Werk selbst zerfällt in 2 Abschnitte. In dem ersten wird das wechselseitige Verhältniß des Staats und der

*J. A. L. Z. 1805. Vierter Band.*

Kirche und der Religions-Lehrer zu beiden beschrieben. Dieser Abschnitt behandelt den Gegenstand in einer philosophischen Sprache und mit einer männlichen Freymüchigkeit. Kirche und Staat unterscheiden sich ihrem Wesen nach, in Ansehung des Gesetzgebers, der Beschaffenheit der Gesetzgebung, des Zwecks und der Mittel. Beide stehen in dem Verhältniß zweyer freyer Personen, welche auf einander einfließen, gegenseitige Rechte haben, und dadurch einander beschränken. Folglich im Verhältniß der Gemeinschaft. Der Stand der Religions-Lehrer gehört dem Staate an, als Bürger. In Ansehung seiner Existenz und Rechte, als Personen. In Ansehung seiner Thätigkeit wirkt er nicht auf etwas Auseres, sondern auf den Geist. Sein Zweck liegt also in der unsichtbaren Welt. Da aber die geistige Veränderung, welche der Lehrstand hervor bringt, durch Handlungen in der Sinnenwelt sich äußert, so tritt insofern der Lehrstand mit dem Staate in ein neues Verhältniß, wo das negative Recht des Staates, sich gegen unbürgerliche Handlungen der Kirche zu verwahren, gültig ist. Der Staat hat eine durchgängige Herrschaft des Rechts in allen Handlungen und Verhältnissen aller Personen, welche mit einander in Gemeinschaft stehen, zum Zweck. Die Kirche stellt vermittelt der Religion jeden Menschen unter den Schutz der Menschlichkeit, der Menschenliebe und des moralischen Kosmopolitismus.

Der Staat ist die äußere Bedingung aller Menschenbildung und aller Glückseligkeit. Die einzig mögliche Bedingung der Sicherung gemeinschaftlicher Rechte gegen gesetzlose Willkühr. Der Staat gebraucht Zwang, um den Gesetzen Einfluß auf die Handlung zu verschaffen. Der mögliche Zweck des Zwanges ist nur die legale Handlung, nicht die Bestimmung des Willens durchs Gesetz. Eine moralische Gesetzgebung erstreckt sich auf alle Pflichten und auf die Triebfedern des Willens, sie schafft eine innere Cultur. Je mehr der Begriff der Pflicht über einen Menschen vermag, und je weniger physischer Zwang ihm nöthig ist: desto größer ist eines Menschen Selbstständigkeit und Freiheit. Die innere Stärke des Willens in Befolgung der Pflicht aus Pflicht heißt Tugend. Diese kann und will der Staat nicht befördern. Seine Gesetzgebung ist eine äußere, sein Zweck geht nur auf Handlungen, und der Zwang, von welchem dessen Gesetze begleitet sind, sind ganz das Gegentheil des moralischen Selbstzwangs, der Willensbestimmung durch die Idee der Pflicht.

Da Moralität als etwas Inneres nicht unter öffentlichen menschlichen Gesetzen stehen kann, so müssen wir

G g g

wir zum Behuf der Idee eines ethischen gemeinen Wesens die Idee eines obersten allverpflichtenden Wesens, als allwissenden Zeugen und Wächters der Gesinnungen, zu Hülfe nehmen. Eine Vereinigung durch Gesez der Tugend zur Bewirkung einer allgemeinen Herrschaft derselben, nennt man die Kirche. Die Stiftung einer Kirche kann nur als eine göttliche Stiftung angesehen werden. Die wahre Kirche ist ihrem Verhältnisse nach unabhängig von aller politischen Macht, und frey und unabhängig unter sich. Die Lehrer sind nicht Herren des Glaubens, sondern das Organ der Wahrheit und Moralität. Eine Kirche kann, als intelligibler Gegenstand, nur durch absichtliche Vereinigung unter moralischen Gesezen, etwas Sensibles in der sichtbaren Welt werden. Mit Sicherheit kann man annehmen, daß unter den Menschen doch wenigstens einer sich empor heben werde von der Natur zur moralischen Freyheit. Diesem geht dann ein Licht auf. Dieser Erhabene wird sich ohne Zweifel berufen fühlen, ein Licht zu seyn den Verfinsterten, und sie zum moralischen Reiche Gottes einzuladen. Wie der Erleuchtete zu seiner neuen Einsicht gelangte, kann ihm selbst unbekannt seyn. Er kann sich als von Gott unmittelbar erleuchtet denken. Wendet er sich an das Volk, so wird er seine Wahrheit als unmittelbare göttliche Sprüche von Gott empfangen, und das moralische Gesez als Willen Gottes aussprechen. Die reine Religion ist nun den Menschen subjectiv ein Geheimniß, das einer Offenbarung bedarf. Sie wird sich als positiv ankündigen. Die positive unterscheidet sich bloß in der Form von der natürlichen. Was an einer Religion positiv ist, gehört nicht zu ihrem Inhalte sondern zur Methode. Ob eine Offenbarung eine Schrift zur Grundlage haben werde, kann die reine Vernunft nicht bestimmen; aber sie wird die Menschen glücklich preisen, denen ein solches Buch zu Händen gekommen ist.

Der Staat fordert von dem Religions-Lehrer, daß er ein bürgerlich-exemplarischer Mann sey. Er kann von ihm Beförderung des Staats-Zweckes erwarten, nur muß der Unterricht moralisch bleiben. Der Staat kann ihn nicht verpflichten, die Zwangsgeseze des Staats, sammt ihrer Triebfeder, dem äußeren Zwange, zu verkündigen. — Bey dieser Gelegenheit äußert sich der Vf. sehr warm und mit Empfindlichkeit gegen die Gewohnheit, daß Prediger die Geseze des Staats vorlesen müssen. Und wer möchte nicht als Philosoph gegen diese Gewohnheit eifern, welche offenbar ihren Zweck nicht erreicht, und in mehrerer Hinsicht, der gemeinschaftlichen Erbauung einer Gemeinde, welche der Religions-Lehrer beabsichtigt, entgegenwirkt! Sonst räumt er gern ein, daß der Staat berechtigt sey, von Religions-Lehrern, als Staatsbürgern, die Dienste zu fordern, welche sie, unbeschadet ihres Amtes, am besten leisten können. Sorge für Unterricht und Bildung der Jugend, kann als vorzügliche Pflicht der Religions-Lehrer bestimmt werden, und der Vf. erweckt zur Übung derselben mit einer edeln Wärme. Aber ebenso warm verbittet er, daß man die fortschreitende wissenschaftliche Bildung der Geistlichen nicht hindern möge. Er

fordert eine öffentliche Denk-Lese- und Schreib-Freyheit, nur mit der Einschränkung, daß diese das äußere Recht keines vernünftigen Wesens verletze. Er wünscht, daß tüchtige Lehrer angestellt, und die verdienten vom Staate möchten belohnt werden, macht dagegen aufmerksam auf das, was die Wirksamkeit der Lehrer hindert. Die Winke des Vf., die sich auf Abtöschung demüthigender Gebühren, auf zweckwidrige Einrichtung, der Kirchen-Visitationen, auf bessere Liturgie, auf Schulanstalten und Lehrbücher beziehen, verdienen die Aufmerksamkeit der Obrigkeiten und Consistorien.

Rec. hat aus der Abhandlung des I Abschn. absichtlich Auszüge gemacht, und den Vf. selbst reden lassen, damit unsere Leser desto leichter nicht nur mit dem Inhalt der vorliegenden Schrift, sondern auch mit der Sprache und dem Ton derselben bekannt werden, und darnach ihr Urtheil über den Werth derselben zu fällen, im Stande seyn möchten. Was der Vf. vom dem Verhältnisse der Kirche und des Staats gesagt hat, ist auch von anderen Moralisten, der Hauptsache nach, vorgetragen. Doch wird jeder, welcher sich an philosophischen Vortrag gewöhnt hat, diese Zusammenstellung gern lesen.

In II Abschn. welcher Vorschläge zu einer höheren Bildung der Religions-Lehrer enthält, ist die Sprache populärer. Gehten muß man es wohl, daß die christliche Kirche noch nie dem aufgestellten Begriffe einer Kirche entsprochen habe. Der Vf. hofft viel von Verbreitung der neuen Philosophie, und klagt über die Beschaffenheit der christlichen Kirche, wie sie sich uns durch Beobachtung darstelle. Die Sorge der Consistorien sey mehr negativ als positiv, ihre Rechte und Macht seyen zu beschränkt. Erfordert die Lehrer auf, daß sie ihren Unterricht zweckmäßiger einrichten, und auf die Religion des guten Lebenswandels hinarbeiten, daß sie in den Versammlungen das Herz ihrer Zuhörer mehr erheben mögen. Er ertheilt Winke zur gelehrten Bildung der Lehrer auf Schulen und Akademien, und schlägt eine literarische Polizeyanstalt, ein Journal über den Stand der Religions-Lehrer vor, welches freylich wohlthätig wirken könnte, aber auch von sehr gesetzten, vorsichtigen und unparteyischen Männern geschrieben werden müßte. Er empfiehlt eine sorgfältige Prüfung der auf Schulen gebildeten Jünglinge, ob sie die Fähigkeiten und Talente zu Religions-Lehrern besitzen, und giebt die Kenntnisse an, welche sie sich erwerben sollen. Er macht es den Consistorien zur Pflicht, ihre Examina zweckmäßiger einzurichten, erklärt sich aber wider den in unserer Zeit so oft wiederholten Vorschlag, Candidaten zuerst bey Trivial- und Elementar-Schulen anzustellen, und führt die Gründe an, welche demselben entgegenstehen. Die Schulen sind zu schlecht dotirt, der Schullehrerstand muß sich noch so viele Erniedrigungen gefallen lassen, die Fortbildung der Candidaten wird gehindert, die Schulen werden zu oft einem ihnen nachtheiligen Wechsel der Lehrer erleiden müssen. Rec. bekennt, daß er in Ansehung dieser Gründe ganz mit dem würdigen Vf. einstimme.

Page-

Dagegen wünscht er öffentliche Anstalten, welche die Fortbildung künftiger Religions-Lehrer bezielen; er nennt eine solche ehemalige in Coburg, eine noch gegenwärtige im Dessauischen. Aus den öffentlichen Nachrichten ist bekannt, daß das Consistorium zu Hannover schon seit mehreren Jahren von allen Candidaten jährliche Berichte verlange, in welchen sie angeben sollen, was sie in dem Jahre zum Gegenstand ihres Studirens bestimmt, und wie sie studirt haben, welche Bücher sie gelesen, und wie sich im Predigen und Katechisiren geübt haben. Eine Anstalt, welche wenigstens die Candidaten an zweckmäßige Anwendung ihrer Zeit erinnert, und sie zu derselben verpflichtet. Ähnliche Aufsichts-Anstalten für Prediger wünscht der Vf. Er fordert, daß jeder Prediger jährlich von seinem Unterrichte Rechenschaft ablegen, von dem Zweck, wornach er strebe, von der Art, wie er es gethan, und die Hauptsätze seiner Vorträge angeben solle. Etwas dahin abzweckendes geschieht im Hannöverschen, durch halbjährige Amts- und Schul-Berichte, welche jeder Prediger seinem Superintendenten einliefert, und welche von dem Superintendenten mit seinen Erinnerungen begleitet an das Consistorium gesandt werden. Das Consistorium unterwirft sie seiner Beurtheilung, und läßt seine Bemerkungen den Superintendenten zugehen, von welchen dieselbe den Predigern bekannt gemacht werden. Wie denn auch die zweckmäßige Haltung der Prediger-Synoden unlängst vom hannöverschen Consistorio verordnet ist. Endlich verlangt der Vf. eine kirchliche Sittenpolizey, welche den Menschen da aufnehme, wo ihn der Staat als Bürger in der Staatspolizey verläßt, welches gewiß eine äußerst wünschenswürdige Anstalt seyn möchte.

Lockend genug ist der Titel von Nr. 2. Denn zunehmende Gleichgültigkeit gegen Religion ist der Inhalt so vieler Klagen, nicht bloß der Religions-Lehrer, sondern Aller, welche Verehrer der Religion sind, und dieselbe als Mittel moralischer Besserung und Veredlung der Menschen betrachten. Das Nachdenken über die Mittel, diese Gleichgültigkeit zu vermindern, hat schon viele Einsichtvolle beschäftigt. Der Vf. verspricht die *einzig richtigen Mittel* anzugeben. Mit Erwartung las daher Rec. diese Abhandlung; aber er muß bekennen, daß sie ihn nicht befriediget hat. Zwar muß man dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in der Vorrede bescheiden von seiner Arbeit spreche, und schon zufrieden sich bezeuge, wenn er nur denkende Religions-Lehrer zum weiteren Nachdenken über die vorgeschlagenen Mittel leiten könnte. Aber immer entspricht doch das Werk seinem Titel nicht. Der Vf. redet weniger von Religion, als von religiösem Cultus. Ist jene freylich mit diesem verbunden, kann dieser jene befördern: so liegen die Ursachen der Gleichgültigkeit gegen die Religion doch wahrlich tiefer, als in der Geringschätzung der religiösen Feyerlichkeiten. Der Geist unseres Zeitalters, die unweise Erziehung junger Menschen, besonders in Hinsicht auf Moralität, diese verdienen Aufmerksamkeit. Wenn hier keine Änderung eintritt, so möchten

alle äußeren anziehenden Feyerlichkeiten, welche den religiösen Versammlungen und Handlungen gegeben werden, doch nicht viel wirken.

Wir wollen mit dem Vf. darüber nicht rechten, daß er seine Schrift damit anfängt, die Sinnlichkeit der Menschen zu vertheidigen, und sich überzeugt, daß man durch diese erst den Menschen für Religion gewinnen müsse. Freylich ist der Mensch ein sinnliches und anfangs ein bloß sinnliches Geschöpf; aber gerade dahin soll doch wohl Menschen-Bildung gehen, ihn zu einem vernünftigen Geschöpfe zu machen. Feyerliche Gebräuche, dieß fühlt und bekennt der Vf. selbst, sind doch noch nicht Religion. Er verlangt ausdrücklich, daß durch Unterricht Religiosität befördert werde. Nur hofft er, daß Achtung gegen das Ceremoniel sich bey Vielen in Achtung gegen Religion verwandeln werde. Davon möchte sich nicht Jeder überzeugen können. Der erste und weitläufigste Abschnitt der Schrift enthält Vorschläge, wie die religiösen Handlungen zu höherer Feyerlichkeit gehoben werden könnten. Wir müssen aber freymüthig gestehen, daß mehrere derselben nicht rathsam, mehrere nicht im Allgemeinen ausführbar, und mehrere durchaus nicht neu sind. Der Vf. redet zuerst von der Feyer des Abendmahls. Seine Vorschläge gehen dahin, daß sie nur selten, etwa vierteljährig, möge verordnet werden. Der Grundsatz, mit welchem er diesen Vorschlag unterstützt, ist wahr, daß die öftere Wiederholung auch des Feyerlichsten den Eindruck schwäche. Deste mehr besremdet es aber, wie der Vf. fast allen religiösen Handlungen durch Glockengeläute eine höhere Feyerlichkeit zu geben glaubt, da doch auch in der Hinsicht, die öftere Wiederholung keine Eindrücke mehr machen wird. Rec. erinnert sich dabey an eine Reichsstadt, in welcher am Tage der Beerdigung bemittelte und angesehene Personen von mehreren Kirchen zugleich geläutet wird. Das soll wohl eine feyerliche Stimmung der Gemüther erwecken. Aber in dem Geräusch der volkreichen Stadt wird das von dem größten Theil der Einwohner kaum wahrgenommen. Neu ist jener Vorschlag nicht, auch wirklich bey vielen Landgemeinden schon eingeführt. Daß durch Seltenheit der Communionen dieselbe feyerlicher würden, kann nicht geleugnet werden; nur würde eine vierteljährige Feyer des Abendmahls in volkreichen Städten nie eingeführt werden können. Auch möchte man sagen, der Grundsatz, daß das Feyerliche durch öftere Wiederholung verliere, sey deshalb bey den Communionen nicht anwendbar, weil die Communicanten nicht immer dieselben sind. Der Vf. wünscht ferner, daß die Vorbereitung auf die Feyer des Abendmahls mit der Feyer selbst in unmittelbare Verbindung gesetzt werde. Von dem Nutzen dieser Einrichtung kann Rec. sich nicht überzeugen. Für den gebildeten und rechtschaffenen Christen ist es freylich hinreichend, wenn der Prediger in ihm Gedanken und Empfindungen erweckt, welche die Feyer des Abendmahls ihm heilsam machen. Aber für die Gedankenlosen, Leichtsinnigen, mit ihrem moralischen Zustande Unbekannten möchte es doch wohl gut seyn, ihm Anleitung und Erweckung zur

zur Selbstbeachtung und Beurtheilung zu geben, dann ihm Zeit zu lassen, davon Gebrauch zu machen. Dieß würde aber nicht erreicht werden, wenn die Feyer des Abendmahls sogleich mit der Vorbereitung verbunden würde. Die kaum erweckten Vorstellungen verlieren sich wieder, wenn die religiöse Handlung gedeutet ist. Eben so wenig stimmt Rec. in den Wunsch des Vf., daß eine Beichte vorgelesen, einige an die Communicanten gerichtete Fragen von denselben bejaht, und sie dann absolvirt werden möchten. Wozu die aus dem Pabstthum stammende Beichte? Finden wir sie bey der Stiftung des Abendmahls? Und wozu die Absolution des Predigers? Der denkende Theil unserer Christen verlangt sie nicht, und bey Nichtdenkenden wird sie gemißbraucht. — Ferner wünscht Hr. J., daß alle Complimente bey der Feyer des Abendmahls wegfallen möchten. Wäre hier bloß von dem ärgerlichen und kindischen Rangstreit die Rede, so würden wohl alle Vernünftigen dem Vf. Beyfall geben. Aber er versteht auch die Verbeugung, welche der Communicant beym Hinzutreten vor dem Prediger zu machen gewohnt ist. Wahr ist; daß einige Personen diese Verbeugung so affectirt und unnatürlich tief machen, daß sie den Prediger aus seiner Fassung bringen könnten. Aber schwerlich dürfte es anstößig seyn, wenn eine kleine Verbeugung bemerkt wird, bey welcher es ja nicht auf Regeln der Tanzkunst ankommt. Wir nahen uns nicht leicht Personen, gegen welche wir Achtung hegen, ohne eine Verbeugung. Nach der einmal gewohnten Sitte würde es dem Communicanten neu seyn, wenn er ohne dieselbe hinzutreten sollte. Noch redet der Vf. mit Wärme gegen das Beichtgeld. Für die Abschaffung desselben möchte wohl der größere Theil würdiger und rechtschaffener Prediger, so wie der Gebildete in jeder Gemeinde, stimmen. Ihre Möglichkeit bezweifelt Niemand, und sie ist an manchen Orten wirklich veranstaltet. Aber woher nun Ersatz für den Prediger, dem doch auch diese Einnahme angewiesen ist, und der ihrer nicht entbehren kann? Des Vf. Vorschlag, die reichen Einnahmen der Domherren einzuschränken, und davon die Predigerbesoldung zu bestimmen, kann nur in einzelnen Ländern realisirt werden. Dieser Gegenstand ist Angelegenheit des Staats, und wird durch Verabredung der Obrigkeit mit den Unterthanen und Predigern am leichtesten und sichersten geordnet werden können. So lange das nicht geschieht, vermeide nur der Prediger das habßüchtige Wesen, das so leicht Anstoß erregt! Rec. kennt viele Prediger, welche von Dürftigen nicht nur nichts nehmen, sondern auch das ihnen Angebotene mit freundlicher Güte zurückgaben. — Endlich wünscht der Vf. noch in Rücksicht auf äußere Feyerlichkeit, daß das Abendmahl möge zur Abendzeit gehalten, oder am Tage die Fenster verdunkelt werden. Das scheint doch nicht rathsam, wenn man bedenkt, daß Dunkelheit bey Leichtsinningen mancherley Unordnungen veranlassen oder begünstigen könnte. Was von Läutung der Glocken, Singen der Chöre, Orgelspielen gesagt wird, ist nur auf Stadtgemeinen anwendbar. In Landgemeinden würde das Läuten einer Glocke nicht feyerlich seyn. Orgeln und musikalische Chöre sind dort entweder gar nicht, oder doch nicht allenthalben. Und die Musikverständigen, welche die Orgel zweckmäßig spielen, gehören ebenfalls zu den Seltenheiten.

In Hinsicht auf die Confirmation der jungen Christen vertheidigt Hr. J. die Wichtigkeit dieser Handlung, und wünscht, daß sie allenthalben mehr Feyerlichkeit erhalten möge. Rec. muß es mit ihm tadeln, daß an manchen Orten die Confirmation bloß in dem Zimmer des Predigers geschieht. Auch darin muß er ihm beystimmen, wenn er den Unterricht der Confirmanden auf mehrere Jahre ausgedehnt wünscht, besonders da, wo die Schullehrer nicht hinreichend vorarbeiten. Die Feyerlichkeit würde nach des Vf. Meinung durch Glockengeläute, Gesang mit musikalischer Begleitung, und durch eine eindringende Rede des Predigers erhalten werden. Nur werden viele dem Vf. darin nicht beystimmen, wenn er diese Handlung auf den Nachmittag verlegt zu sehen wünscht, um für dieselbe mehr Zeit zu gewinnen. Dagegen möchte doch wohl eingewendet werden, daß dadurch die Handlung verliere, weil weder die Seele des Predigers, noch der jungen Menschen nach dem Essen so heiter seyn wird, als in den Morgenstunden. Für eine lange Dauer dieser Confirmationshandlung würde Rec. auch nicht stimmen, und lieber rathen, die Prüfung der Confirmanden einen oder einige Tage vor der Confirmation öffentlich vorzunehmen, wie das schon an mehreren Orten zu allgemeiner Zufriedenheit angeordnet ist. Was der Vf. von der Feyer einiger Festtage sagt, ist allerdings der Beherzigung werth; nur möchte eine Versammlung im Freyen auf dem Kirchhofe am Osterfeste in unseren nördlichen Gegenden das wider sich haben, daß um diese Zeit die Witterung noch mehrentheils zu rauh ist, als daß ein längerer Aufenthalt in derselben dem Prediger und der Versammlung angenehm seyn würde. Hr. J. geht dann zu Copulationen und Taufe über. Beide will er in der Kirche gehalten wissen. Den zu Copulirenden soll der Prediger einen feyerlichen Eid abnehmen. Dieß scheint doch nicht rathsam zu seyn. Auch hat es etwas wider sich, daß den zu taufenden Kindern Fragen vorgelegt werden, die sie ja nicht verstehen und nicht beantworten können. Eine Copulations- und eine Tauf-Rede ist als Beispiel hinzugefügt, denen man das Belehrende nicht absprechen kann, die aber zur Rührung nicht geeignet seyn möchten. Nun folgen einige Bemerkungen über die öffentlichen Gottesverehrungen. Der Vf. wünscht, daß die Zahl der Predigten möchte vermindert werden, besonders der Wochenpredigten. Und wahr ist es, daß dieselben den Nutzen nicht schaffen, welchen unsere Vorfahren beabsichtigten. Die Erfahrung lehrt, daß die Klasse der arbeitenden Menschen zu diesen Wochenpredigten sich nicht wohl abmüßigen kann. Und die Zahl der Geschäftlosen ist nur klein. Er wünscht ferner Abschaffung der Kirchenmusiken, welche freylich in vielen kleinen Städten die Erbauung nicht befördern, und an deren Stelle Choräle mit Begleitung der Musik. Daß Prediger selbst sollen gut singen können, will uns noch nicht einleuchten. Die Störung der Versammlung durch das Umtragen des Klingelbeutels und durch die Gegenwart kleiner Kinder will Hr. J. abgeschafft haben. Wo mehrere Prediger sind, sollen dieselben mit den Predigten wechseln, das Verlesen des Evangelii oder der Epistel vor der Predigt soll wegfallen. Auch müssen nicht zu lange Kirchengebete nach der Predigt gesprochen und die Abkündigungen von der Kanzel vermieden werden. Alle diese Vorschläge sind zweckmäßig, und schon oft genug geäußert. Aber es ist die Sache des Staats oder der Consistorien, hierüber bestimmte Anordnungen zu ertheilen, wenn diese Wünsche erfüllt werden sollen. Im *zweiten Abschnitte* redet Hr. J. von der zweckmäßigen Bildung der Religionslehrer. Vorzüglich fodert er von dem Prediger die Geschicklichkeit, einen Religions-Vortrag gut auszuarbeiten, gut zu halten, und ächte Moralität. Zu deren Bildung verlangt er Seminarien in den Hauptstädten der Provinzen, welche mit einer Schulanstalt verbunden und unter der Leitung geschickter Prediger stehen sollen. Die Candidaten sollen auch ordinirt, und nach der Reihe, und nach Maßgabe ihrer Fähigkeit, entweder zu Predigern oder zu Schullehrern befördert werden. Dieser Abschnitt enthält bey aller Kürze doch Winke genug, welche vom Staate Beherzigung um so mehr verdienen, da sie nicht über die Möglichkeiten hinausgehen. Im *dritten Abschn.* redet endlich der Vf. von einer besseren Bauart und Verschönerung der Kirchen, auf welche Vorschläge wenigstens bey neu zu erbauenden Kirchen oder in wohlhabenden Gemeinden Rücksicht zu nehmen wäre.



# Monatsregister

v o m

N o v e m b e r 1 8 0 5.

## Verzeichniß der im Monat November in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

### A.

- A**bwechselungen 275, 336.  
*Ackermann* infantis androgyni historia et ichnographia 266, 257.  
 Anweisung, anatom. pathol., legale Leichenöffnungen zweckmäßig zu verrichten — 266, 264.  
*Arendis* Unterhaltungen 271, 301.

### B.

- Bemerkungen, oder Briefe über Wien eines jungen Bayern 281, 583.  
*Benda's* Etude de Violon ou Caprices. 1. 2 livre 282, 390.  
 Berechner, der geschwinde Interess u. Rabatt 274, 327.  
*Bergmanns* nomad. Streifereyen unter den Kalumukken. 3. 4 Th. 263, 239.  
*Berls* physikal. Schlösser, geöffnet ohne Schlüssel 282, 392.  
 Beschreibung aller Länder, Völker u. Städte der Erde. 9 u. 10 B. 4 Aufl. 263, 240.  
 Beschreibung, geogr. staatl., d. an Frankr. nach dem Lüneviller Frieden von Deutschl. abgetret. Länder. 1. 2 Th. 2 Aufl. 266, 264.  
 Betrüger, der betrogene, nach dem Franz. des *Bernard Valville* 285, 416.  
 Bilderbuch für meine Kinder 271, 301.  
 Bilderfaal seltener Selbstmörder 275, 336.  
 Biographie des doppelten Muechelmörders, P. J. Schäffer. 2 Aufl. 275, 334.  
*Blascher* Werkstätte für Kinder 1 — 4 Th. 277, 330.  
*Bormanns* Hand- u. Methodenbuch f. Schullehrer 272, 311.  
*Brands* Erklärung d. heil. Messe 273, 319.  
*Buhles* Lehrbuch d. Gesch. d. Philos. 1 — 3 Th. 268, 270, 273 — 289.

### C.

- Cythere 275, 335.

### D.

- Darstellung einiger offenbaren Sünden gegen das siebente Gebot 262, 231.  
 Darstellung, neueste geogr., aller Länder d. Erde. 3 Aufl. 263, 239.  
 Deutschland, das gewerblustige. 7 Th. 266, 264.  
 Deutschland, was würde aus, werden, wenn jedes besondere Reichsland seine eigene Ein-, Aus- u. Durchfuhrzollanstalt erschüfe? 265, 266.  
*Dolz, Döring* u. *Kotzer* catechetische Andachtsunterhaltungen. 1. 2 Band 261, 221.  
*Dolz* Leitfaden zum Unterrichte in d. allg. Menschengegeschichte. 4 Aufl. 272, 312.  
*Döring* f. *Dolz*.  
*Drossen*, über die beste Art, die Kinder in der christl. Religion zu unterrichten, 2 Th. 2 Aufl. 274, 328.  
 Dunois, oder d. Zögling des Kriegs und der Liebe. 1. 2 Th. Aus dem Franz. von *Nöller* 277, 352.

### E.

- Eberstein* natürl. Theologie d. Scholastiker 273, 318.  
*Eshke* Kindermährchen u. Charaden. 3 Aufl. 271, 301.

### F.

- Fischers* Anfangsgr. d. rein. Mathematik. 2 Aufl. 278, 353.

### G.

- Gedanken und Vorschläge über Accidenzien und Predigergebühren 284, 401.

- Geheimniß, das enthüllte, der Mnemonik 281, 379.  
*Gellerts* Oden und Lieder, in Musik gesetzt von *Käsermann* 282, 385.  
*Gensler* Accenstücke nach sämmtl. Arten des gerichtl. Verfahrens in Straffachen. 1 Abth. 263, 233.  
*Gensler* u. *Heyligens* sächsl. Civil-Acten-Stücke. 1 Abth. 263, 253.  
*Giftschütz* Leinfaden zum kathol. Religionsunterricht. 2 Aufl. 273, 319.  
*Gönners* auserlesene Rechtsfälle. 3 B. 264, 241.  
 — — über das rechtl. Princip der deutschen Territorialverfassung 264, 247.  
*Götze's* biblisches Spruchbuch 261, 218.  
*Greilings* Hieropolis 286, 417.

### H.

- Habermanns* Lebensgeschichte 281, 383.  
*Hamberger* d. gelehrte Deutschland. Fortgesetzt von *Mensel*. 11 B. 5 Aufl. 263, 240.  
 Handbuch der neuesten Geographie. 1. 2 Theil. 9 Aufl. 263, 259.  
*Happach*, ist es rathsam, Predigerstellen abzuschaffen 284, 407.  
*Heyligens* f. *Gensler*.  
*Hermbs* Magazin für Färber etc. 1 — 3 B. 279, 361.  
*Himmels* Versuch einer Entwicklung des Begriffes u. d. rechtl. Verhältn. d. Regalität in Deutschl. 264, 247.  
*Horn's* Archiv für medicin. Erfahrung. 5. 6 Bd. 267, 265.  
*de Humboldt* et *Boupland* Plantae aequinoctiales 285, 412.  
 — — — Plantae equinoxiales. V. 1. L. 1. 285, 412.

### I.

- Jänichen*, die einzig richtigen Mittel, um die in unseren Zeiten überhandnehmende Gleichgültigkeit gegen die Religion zu vermindern 286, 417.

### K.

- Käsermann* f. *Gellert*.  
*Käfers* Mnemonik 280, 373.  
 — — Erläuterungen über meine Mnemonik 280, 373.  
 — — Mnemonik. 2 Aufl. 280, 373.  
 — — Uebersetzung und Erklärung der berühmten drey Stellen bey den Alten von der Gedächtniskunst 281, 377.  
*Kläuber*, mein Contingent zur Geschichte der Gedächtnisübungen 280, 372.  
*Köchin*, die Wiener Kranken — 266, 263.  
*Königs* Grundriß des deutschen Staats- und Völkerrechts 264, 246.  
*Kotzer* f. *Dolz*.  
*Krause*, der ansbach- bayreuthische Armenfreund. 2 Band 281, 384.

### L.

- Lebensscenen, einfache, aus der wirklichen Welt. 2 Band 281, 383.  
 Leitfaden, kurzer, zur Mittheilung richtiger Christenthumskenntnisse 261, 218.  
 Lesebuch nütlicher Kenntnisse aus der Natur. 12 Bändchen 282, 391.  
*Liebhaver*, üb. d. Zuwachs d. Waldungen etc. 283, 418.  
 Lieder, sechs, compon. von *Righini*. 11 u. 12. V. rk 282, 389.  
*Lossius*, Meister Liebreich. 1 — 3 Th. 281, 383.

M

<b>M.</b>		
Mädchentreue	285 416.	
Mangouit Voyage en Hanover	274, 321. 275, 329.	
— — — der hannöversiche Staat. Aus dem Franz.	274, 321. 275, 329.	
Mayer's Leitfaden b. christl. Religionsunterricht	251, 218.	
Mathii's Nachricht von d. Abschaffung d. Beicht- u. Leichengeldes etc. in der Stadt Hameln	284, 405.	
Morgensternii Com. de arte veterum mnemonica. P. I.	281, 381.	
Müllers Grundriss d. Staatsklugheitslehre	271, 301.	
Museum für kathol. Religionslehrer. 1—5 Heft	262, 226.	
<b>N.</b>		
Neuenhahn u. Petri freyes liter. Magazin für das Gemeinwohl d. Völker u. Länder. 2 B.	271, 304.	
Notizie istorico-critiche sulle antichita, storia e letteratura de Ragusa. 1 2 T.	272, 305.	
<b>O.</b>		
Oliviers ortho-epo-graphisches Elementarwerk. 1 Th.	276, 337. 277, 345.	
<b>P.</b>		
Palmstruch Suensk Botanik med text författad af Quensel. 1. 2. 3 B. 1. 2 H.	285, 409.	
Petri f. Neuenhahn.		
<b>Q.</b>		
Quensel f. Palmstruch.		
<b>R.</b>		
Richters allgem. biograph. Lexicon alter u. neuer geistl. Liederdichter	283, 393.	
Righini Sammlung deutsch. u. ital. Gefänge, mit Begleitung d. Pianoforte. 1 Heft	282, 389.	
<b>S.</b>		
Sammlung abweichender Vorstellungen der neutestamentl. Schriftsteller, 1. 2 Th., nebst einer Abhandl. über Emanation u. Pantheismus der neuest. Schriftsteller	262, 228.	
Sammlung, neue, aller in Schlessen u. Glatz publicirten Verordnungen während der Regierung Fr. Wilhelm III. 7 B.	265, 249.	
Scapinelli opere. 1. 2 T.	281, 381.	
Schenkels u. Sommers Compendium d. Mnemonik. Aus dem Lat. von Klüber	280, 369.	
Schliepstein's Lehrbuch der Religion	261, 218.	
Schmidt, ältere u. neuere Gesetze für d. Fürstenthum Weimar u. die Jen. Landesposizion bis 1804. 9 B.	264, 248.	
Schmidt Müller, was ist die Wärme dem Organismus?	266, 263.	
Schröder's ausführl. sokratische Katechisationen. 1 B. 1 Th.	261, 221.	
Schwabe's neuorganisirte lat. Grammatik. Neue Aufl.	284, 408.	
Schwabe Programm de nova Phaedri editione	277, 351.	
Seebast Handb. nützl. Rathschläge f. Künstler etc.	271, 297.	
Sommer f. Schenkel.		
Steubing's Kirchen- u. Reformationsgeschichte d. oranien-nassauisch. Lande	275, 313.	
Stiftungsfeier, 25jährige, der Handlungsschule in Magdeburg, mit einer Geschichte d. Anstalt	285, 399.	
<b>T.</b>		
Tennemanns Geschichte d. Philosophie. 1—4 B.	268, 270, 273 — 219.	
Tiedemanns Geist der specul. Philos. 1—6 B.	268, 270, 273 — 219.	
Treibhaus, das, 1 Fortsetz.	275, 333.	
Trinius, üb. Accidenzien u. Predigergebühren	284, 401.	
<b>V.</b>		
Vortrag, ein Wort über d. neuesten, der christl. Religionslehren	262, 225.	
<b>W.</b>		
Wahrheit und Dichtung, eine Wochenschrift 1804.	281, 384.	
Weber's botanische Briefe an Hn. Prof. K. Sprengel	265, 413.	

## II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akadem. Kunst- und Buchhandl. in Berlin	279.	Grenz in Dorpat	281.	Leich in Brandenburg	286.
Akadem. Buchh. in Jena	263 (2).	Günther in Glogau	281.	Levrault, Schöll u. C. in Paris	285.
— — — in Kiel	285.	Hahn, Gebr., in Hannover	284.	Martecchini in Ragusa	272.
— — — in Marburg	268.	Hammerich in Altona	261, 271.	Martini in Leipzig	283.
Ambrosi in Passau	271.	Hartmann in Riga	263.	Mauke in Jena	266.
Arnold in Dresden	277.	Haueisen in Anspach	281.	Maurer in Berlin	271.
Attenkover in Ingolstadt	262.	Hemmerde u. Schwetschke in Halle	261, 263, 284.	Matzdorf in Berlin	275.
Barth in Leipzig	268, 272.	Hennings in Erfurt	284.	Meyersche Buchh. in Lemgo	263.
Baumgärtner in Leipzig	271, 281.	Hermannsche Buchh. in Frankfurt am Mayn	262.	Monath und Kufster in Nürnberg u. Altdorf	290.
Buchh., neue gel., in Hadamar	273.	Hierichs in Leipzig	282.	Oemigke d. J. in Berlin	267.
Camefina in Wien	273.	Hoffmeister und Kühnel in Leipzig	282 (3).	Palm in Erlangen	180.
Creutz in Heilbronn	263.	Industrie-Comptoir in Leipzig	272.	Perthes in Gotha	277, 281.
Cröker in Jena	278.	Kaiserl. Buchdruckerey in Parma	281.	Quien in Berlin	263, 275.
Crusius in Leipzig	261 (2).	Keil in Köln	275.	Schmidt in Hamburg	274.
Degen in Wien	285 (2).	Keil in Magdeburg	281, 283, 286.	Schmidt in Leipzig	261.
Delen in Stockholm	285.	Keyser in Erfurt	271.	Schulbuchh. in Dessau	276.
Dentu in Paris	274.	Knecht, Gebr., in Biberach	261.	Stettinische Buchh. in Ulm	274.
Dreyßig in Halle	263.	König in Halle	264.	Tänzer in Dessau	284.
Feind in Leipzig	273.	Korn in Breslau	265, 271.	Vandenhoek u. Rupr. in Götting.	268.
Fleckeisen in Helmstädt	262, 283.	Körner in Frankfurt a. M.	265.	Varrentrapp u. Wenner in Frankfurt am Mayn	273.
Franz u. Grossa in Stendal	266.	Krüll in Landshut	264 (2), 266.	Verdion in Eisleben	284.
Frolich in Berlin	282.	Kummer in Leipzig	280 (3), 281.	Verlagsbureau in Leipzig	266.
Göpperdt in Jena	264.	Kupfer in Wien	266.	Waltherd in Bern	282.
Grafé in Leipzig	275.			Weygand in Leipzig	262.
Graß in Leipzig	274.				

### III. Intelligenzblatt des Novembers.

#### Bemerkungen über Literatur und Kunst.

Reichstagsliteratur; Juh., Aug., Sept. 1804. 128, 1073.

#### Ankündigungen.

Akadem. Buchh., neue, in Marburg Verl. 130, 1095.

Akadem. Buchh. in Marburg Ankündigung einer Uebersetzung von *Degerando* histoire comparée

des Systemes de Philof., durch *Tennemann* 124, 1048.

Andreätsche Buchh. in Frankf. a. M. Verl. 123, 1056.

126, 1063. 127, 1070.

Archiv, nordisches, für Naturk., Arzneyw. und

Chirurgie, von *Pfaff* etc. No. XI u. XII. 127, 1067.

v. *Aretins* Bekanntmachung d. altfächf. Paraphrase

der Evangelien - Harmonie 123, 1056.

Apfelsche Buch - u. Kunsthandl. in Augsburg 134, 1125.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden Verl. 133, 1119.

Baedecker u. Comp. in Duisburg Verl. 135, 1120.

Beyer u. Marinq in Erfurt Verl. 134, 1127.

Breitkopf u. Härtel in Leipzig Verl. 135, 1133.

Comtoir für Literat. in Leipzig 126, 1064.

Cotta in Tübingen Verl. 128, 1079.

Craz u. Gerlach in Freyberg Verl. 127, 1069.

Crusiusische Buchh. in Leipzig Verl. 132, 1112.

Dienemann u. Comp. in Penig Verl. 123, 1035.

Falks Sarcyen, Grotesken und Naivitäten auf das

Jahr 1806 131, 1104.

Fleischer d. j. in Leipzig Verl. 123, 1038. 1039.

124, 1048. 125, 1054. 1065.

Franzen u. Grosse in Stendal Verl. 133, 1120.

Gädicke, Gebr., in Berlin Verl. 126, 1064.

127, 1070.

Gräff in Leipzig Verl. 158, 1079.

Guilhauman in Frankf. a. M. Verl. 132, 1112.

Hanitschs Wittwe in Hildburghausen Verl. 128, 1080.

Harts allgemeiner Kammeralcorrespondent für

Deutschland 134, 1123.

Hemmerde u. Schwetschke in Halle Verl. 127, 1069.

130, 1095.

Heyers in Gießen Verl. 135, 1133.

v. Kleefeldsche Buchh. in Leipzig Verl. 126, 1061.

Knick in Erfurt Verl. 125, 1035. 126, 1064.

Korn in Breslau Verl.

Kühs in Posen und Leipzig Verl.

Kümmel in Halle Verl.

Kammer in Leipzig Verl.

Lange in Berlin Verl.

Martini in Leipzig Verl.

Maurer in Berlin Verl.

Möllers Verzeichniß der in Zeitz und Naumburg

geborenen Künstler etc. 134, 1127.

Palm in Erlangen Verl.

Perthes in Hamburg Verl.

Reiffstabsche Musikhandl. in Berl. Verl.

Rinksche Buchh. in Altenburg Verl.

Schmidt in Leipzig Verl.

Schumann in Ronneburg Verl. 127, 1069.

Sinnerische Buchh. in Coburg u. Leipzig Verl. 134, 1128.

Standpunkt, über den neuesten, und das Princip

d. jurid. Lehre vom Ersatz der Kriegsschäden 131, 1104.

Vofs in Leipzig Verl. 131, 1103. 132, 1112.

Wilmanns in Frankf. a. M. Verl. 125, 1038. 126, 1062.

#### Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Ackermann in Heidelberg 127, 1065.

Adams in Petersburg 135, 1132.

Barna in Zamosc 130, 1092.

Bartels in Helmstädt 132, 1105.

Baupe in Leipzig 132, 1106.

Bene in Pesth 130, 1091.

Binder in Pentzlin 132, 1106.

Blühdorn in Magdeburg 132, 1105.

Borowski in Königsberg 127, 1066.

Bürg in Wien 130, 1092.

Butenichon in Maynz 135, 1132.

Carlovsky in Eperies 130, 1091.

Claproth in Petersburg 135, 1132.

Clausen in Strubekiöbbing 135, 1132.

Crenzer in Heidelberg 127, 1065.

v. Csáky in Debretzin 130, 1091.

Fürst v. Courtorsky in Wien 130, 1091.

Dambmann in Regensburg 127, 1066.

Derefer in Heidelberg 127, 1065.

v. Engel in Wien 130, 1091.

Erisei in Debretzin 130, 1091.

v. Falsbender in Wien 130, 1092.

Frank in Wilna 135, 1132.

Freidhof in Berlin 127, 1066.

Gall in Wien 135, 1132.

Gambsjäger in Heidelberg 127, 1065.

Gatterer in Heidelberg 127, 1065.

Giesebrecht in Berlin 130, 1093.

Glatz in Wien 130, 1091.

Görke in Berlin 132, 1105.

Grebe in Rinteln 132, 1106.

Hempel in Leipzig 135, 1132.

Henke in Helmstädt 127, 1065.

Herrmann in Petersburg 135, 1132.

Heym in Moskwa 135, 1132.

Holzappel in Rinteln 127, 1066.

Holzmann in Göttingen 127, 1065.

Janfon in Heidelberg 127, 1065.

Jordan in Wien 130, 1091.

Juch in Altdorf 127, 1066.

v. Kamptz in Berlin 132, 1106.

Kastner in Jena 127, 1065.

Kayser in Heidelberg 127, 1065.

v. Keliny in Ungarn 130, 1091.

Klein in Prefsburg 130, 1092.

Kosod in Kopenhagen 135, 1132.

Koken in Holzminden 132, 1106.

Krug in Petersburg 135, 1132.

Kübel in Heidelberg 127, 1065.

Kupez in Kasmark 130, 1092.

Láczay in Pápa 130, 1092.

Langerhanns in Berlin 132, 1106.

Larsen in Kiöbeloa 135, 1132.

Laurenzi in Csetnek 130, 1091.

Liebenberg in Kopenhagen 135, 1132.

Lübeck in Ungarn 130, 1091.

Martin in Heidelberg 127, 1065.

May in Heidelberg 127, 1065.

Mejzaros in Szathmar 130, 1092.

Meszlény in Waitzen 130, 1092.

Milttenberg in Frankf. a. M. 135, 1132.

Nasse in Petersburg 135, 1132.

Orsler in Inspruk 130, 1092.

Pavels in Kopenhagen 135, 1131.

Plachy in Türótz-Szent-Már-

ton 130, 1091.

Pongrátz in Großwardein 130, 1092.

Redowsky in Petersburg 135, 1132.

Refewitz in Magdeburg 132, 1105.

#### N e k r o l o g.

d. Abels in Usm 127, 1066.

Baudillon in Turin 130, 1093.

Befelin in Rostock 132, 1107.

Dudeck in Großwardein 132, 1106.

Dulague in Paris 132, 1107.

Friedrich August, Herzog von

Braunschweig - Oels, in

Weimar 130, 1094.

Gerhard in Berlin 130, 1093.

v. Hahn

<i>v. Hahn</i> in Remplin	132, 1107.	<i>Kaltenstein</i> in Wien	132, 1107.	<i>Rosa</i> in Wien	127, 1066.
<i>Hausen</i> in Frankf. a. d. O.	127, 1067.	<i>Kühnau</i> in Berlin	130, 1094.	<i>Schenke</i> in Wafungen	130, 1095.
<i>Heipl</i> in Gratz	132, 1107.	<i>v. Lajtsák</i> in Waitzen	132, 1107.	<i>Schulz</i> in Berlin	127, 1066.
<i>Honkeny</i> in Prenzlow	130, 1094.	<i>Laurenti</i> in Wien	132, 1106.	<i>Skokovinsky</i> in Lemberg	132, 1107.
<i>Hunyady</i> in Sályi	131, 1107.	<i>Metzger</i> in Königsberg	127, 1066.	<i>d'Usieux</i> in Chartres	132, 1107.
<i>Kahle</i> in Boldin	127, 1066.	<i>Rabe</i> in Weyheuzell	127, 1066.	<i>Wockner</i> in Berlin	130, 1094.

### Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Berlin, Preisaufgabe der königl. Akademie der Wissenschaften	134, 1121.
Bourg, Sitzung der Nacheiferungs- und Ackerbaugesellschaft am 1 Sept.	133, 1114.
Dijon, Preisaufg. d. Akad. d. Wissensch. u. Künste	133, 1113.
Madrid, Versammlung d. königl. Akad. d. Arzneiwissenschaften am 22 Aug.	135, 1129.
Marnedepartement, Sitzung der Gesellschaft des Ackerbaues, Handels, d. Wissensch. u. Künste	133, 1113.
Paris, Sitzung d. Celtisch. Akad. am 27 Aug.	133, 1113.
— Sitzung d. medicin. Gesellschaft d. Nacheiferung	133, 1114.
— Sitzung im Athenäum der Künste am 25 Oct.	135, 1129.

### Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

#### Universitäten- und Schul-Chronik

Von Altdorf	131, 1101.
— Berlin	133, 1116.
— Darmstadt	131, 1101.
— Dorpat	133, 1115.
— Franeker	131, 1101.
— Frankfurt a. d. O.	131, 1099.
— Göttingen	131, 1098.
— Greifswalde	126, 1057.
— Groningen	131, 1102.
— Harderwyk	131, 1102.
— Heidelberg	131, 1101.
— Leipzig	133, 1107.
— Marburg	126, 1057.
— Paris	133, 1116.
— Pesth	130, 1089.
— Turin	131, 1102.

### Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Akadem. Buchh. in Jena Berichtigung	130, 1096.
Allwatts Erfindung	125, 1050.
Anmerk. d. Redaction d. J. A. L. Z. auf <i>Werneburgs</i> Erklärung	124, 1048.
Annalen, österr., enthalten eine Uebersicht der jüdischen Liter. in d. österr. Staaten	133, 1118.
Antwort d. Recens. auf <i>Werneburgs</i> Erklärung	124, 1046.
Anzeige der Expedition der J. A. L. Z.	135, 1135.
<i>v. Arady</i> Schenkungen für das Taub. amen-Institut in Waitzen	130, 1090.
Athenäum, das. in Paris erhält für das Jahr 14 schriftl. Obligation	126, 1059.
Berlin, in, hat das Obercolleg. med. eine Prämiennedaille auf die Verbreitung der Schutzpocken prägen lassen	131, 1101.
Besançon, Entdeckung drey kupfern. Statuen	125, 1051.
Bombay, in, wird eine liter. Gefells. errichtet	133, 1115.
Caen, in, wird dem Dichter <i>Malherbe</i> ein Monument gesetzt	132, 1108.
Cöln, in, hat d. Commune d. Ertrag vom Jesuitercollegium zu and. Unterr. Anstalt. verw.	135, 1131.
<i>Csáky</i> f. v. <i>Püspöki</i> .	
St. Cyr, Preisvertheilung im Prytaneum	126, 1060.
Danjon's Skaphander	125, 1050.
Dietz Melodion	125, 1050.
Druckfehleranzeige in <i>Bouterwecks</i> Aesthetik	134, 1128.
Ecole polytechnique in Paris, was sie ist?	126, 1059.
<i>Edwards</i> Erfindung einer Erhaltungsboje	125, 1050.
<i>Eichstedt's</i> Bitte wegen Katalogenzusendung	123, 1040.
<i>Faust's</i> Berichtigung	129, 1088.
<i>Fiedler</i> , bey, in Jena, Bücher zum Verkauf	123, 1030.
	125, 1055.

Frankfurt a. M. Zeichenakademie für junge Handwerker	135, 1130.
Frankfurt a. M., Nachricht von den Preiszeichnungen der Schüler im Gymn.	135, 1130.
Franz II Befehl gegen ausländ. Kirchenbücher	133, 1117.
— Decret zur Errichtung eines deutsch-erbländ. Gymnas. für Theologen	133, 1117.
— Geldbeytrag für d. Sternwarte in Ofen	130, 1090.
— Geldbeytrag zur Wiederaufbauung des abgebrannten Gymnas. zu Szatmar	130, 1090.
<i>Gazi</i> besorgt Landcharten zum Besten der Neugriechen	133, 1118.
<i>Gebels</i> Widerlegung u. Aufforderung an das Publicum	125, 1051.
<i>Gelpke's</i> verbesserte astron. Maschinen	125, 1049.
Genus, in, ist d. marmorne Statue z. St. Dominique dem Erzbischof daf. übergeben worden	135, 1153.
<i>Geoffroi's</i> Beschreibung des yäromys	132, 1108.
<i>v. Gerstenberg's</i> Verbesserung d. Keithischen Nivellirwage	130, 1094.
<i>Josephine</i> , d. Kais., Auftrag an Hn. <i>Manskirch</i>	135, 1134.
Krakau, in, soll d. Univerf. neu organisirt werd.	133, 1117.
<i>Langenbecks</i> Anzeige wegen der Fortf. der chirurgischen Bibliothek von <i>Richter</i>	133, 1117.
<i>Lavoisiers</i> Wittwe läßt ihres Mannes hinterlass. Manuscripte drucken	132, 1108.
<i>v. Leefen</i> in Itzehoe Bücher zum Verkauf	129, 1088.
London, in, ist das Resultat d. Untersuchungen üb. <i>Offians</i> Gedichte bekannt gemacht worden	132, 1108.
<i>Loy's</i> Rechtfertigung	125, 1049.
Maynz, Nachrichten vom Lyceum	135, 1151.
Maynz, in, soll e. Normalschule angel. werd.	133, 1115.
— sollen künftiges Jahr alle Specialschulen eingerichtet werden	135, 1151.
<i>Meyers</i> Anzeige	127, 1072.
<i>Müllers</i> Privatexperimentalschule in Maynz soll zur Normalschule erhoben werden	135, 1131.
München, nach, sind verschied. Codd. Mscpt. gekommen	125, 1052.
<i>Odoacres</i> Gemälde, verfertigt vor seiner Abreise nach Rom	126, 1050.
Paris, Auftrag des Instituts d. Wissenschaften an Hn. <i>Villers</i>	133, 1115.
Pesth, Nachrichten von theol. General-Seminar.	130, 1090.
<i>v. Püspöki</i> u. <i>Csáky</i> Geldbeyträge zum Seminarsfonds d. Großwardeiner jüngern Klerus	130, 1090.
Religionsunterricht, auf den, soll in Neuostpreussen bey d. neuen Schuleinrichtung vorzügl. Rücksicht genommen werden	126, 1057.
<i>de Sacy</i> soll alle alte Denkmäler in Ligurien untersuchen	132, 1109.
Schaffhausen, in, hat das Gymn. eine zweckmäßige Einrichtung erhalten	126, 1058.
<i>Schumann</i> in Leipzig Bücher zum Verkauf	127, 1071.
<i>Steffens</i> Erklärung	126, 1059.
<i>Struve's</i> Lebensprüfer	125, 1049.
Tetschen, in, soll d. evangel. Schule zu e. philol. und theol. Gymnasialanstalt erhoben werden	130, 1090.
<i>v. Tipaldo</i> besorgt türkische Landcharten	133, 1118.
Ukaten, russisch - kaiserl., vom Jahre 1805.	123, 1055.
<i>Villers</i> ertheilt d. 4 Classe d. Nationalinstituts einen Rath	133, 1115.
<i>Voss</i> an den Hn. Hsfr. <i>Schütz</i> in Halle	131, 1104.
<i>Vulnius</i> Auktionsanzeige	134, 1122.
<i>Werneburg's</i> Erklärung an das wissenschaftl. Publicum	124, 1041.
<i>Winterl</i> in Pest wird eine Abhandlung über die Telika - Erde herausgeben	132, 1108.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 D E C E M B E R, 1 8 0 5.

## T H E O L O G I E.

**ALTENBURG**, im literarischen Comptoir: *Journal für Veredelung des Prediger- und Schullehrer-Standes, des öffentlichen Religionscultus und des Schulwesens*. Herausgegeben von Jonathan Schuderoff, Diakon. in Altenburg (nunmehr Superintendent zu Ronneburg.) Erster Jahrgang. I Band. 1—3 St. 1802. 464 S. II Band. 1—3 St. 1802. 472 S. Zweyter Jahrgang. I Band. 1—3 St. 1803. 472 S. II Band. 1—3 St. 474 S. Dritter Jahrgang. I Band. 1—3 St. 1804. 448 S. II Band. 1—3 St. 444 S. Vierter Jahrgang. I Band. 1—3 St. 1805. 304 S. II Band. 1. 2 St. 1805. 304 S. 8. (jedes Stück 12 gr.)

Dieses treffliche, den Bedürfnissen der Zeit so sehr angemessene Journal erhält sich in seinem Werthe, und liefert dem Prediger und Schullehrer, wie jedem, dem die Würde und Vervollkommenung des Prediger- und Schullehrer-Standes am Herzen liegt, mehrere instructive und interessante Aufsätze und Nachrichten. Mit dem dritten Jahrgange dehnt es sich auch auf das katholische Deutschland aus, da es bis dahin bloß dem protestantischen gewidmet war. Das heißt: nicht bloß die Vor- und Rückschritte der religiösen und pädagogischen Cultur sollen nun vom katholischen Deutschland mit berichtet werden, sondern der würdige Herausg. will auch von berühmten katholischen Religionslehrern Abhandlungen aufnehmen. Zu dem bisherigen Titel sollte, nach dem Versprechen des Herausg., für jeden Band noch ein zweyter kommen, nämlich: „*Annalen der Fortschritte der religiösen Cultur des 19 Jahrhunderts, namentlich in Veredelung des geistlichen Standes*“, u. s. w. Rec. billigt diese Ausdehnung eines so nützlichen Journals sehr, und wünscht ihm eine recht lange Dauer. Noch näher wird sich der Werth des Werks aus der Anzeige einiger vorzüglichen Beiträge ergeben; sie alle der Reihe nach aufzuführen, würde gegen den Plan unseres Instituts seyn.

I Jahrgang. II, 2. Nr. 1. *Über den protestantischen Religionscultus unserer Zeit*, von A—Z. Der Vf. dieses freymüthigen Aufsatzes behauptet zuerst, daß die so oft beklagte Erscheinung des überhandnehmenden Kaltfinnes gegen den Cultus der Religion auch eine erfreuliche Ansicht habe, daß man darin ein achtungswerthes Streben des menschlichen Geistes, sich von den Fesseln eines abergläubischen, willkührlichen, oft sinn- und zwecklosen Ritus loszumachen, erkenne. Er sucht diese Behauptung

tung durch eine lebhaft Schilderung der Mißbräuche zu erhärten, welche sich auch der Religionscultus der Protestanten noch immer zu Schulden kommen lasse, um damit sein Resultat zu begründen, „daß es der einsichtsvolle Freund der Sittlichkeit einsehe, daß diese Form eines Cultus dem fortschreitenden Geiste unserer Zeit nicht fromme, daß er ihm daher eine heilsame Reformation, die vom heiligen Sinne der wahren Religion ausgehe, wünsche.“ Sodann zeigt er, daß wenn man die Irreligiosität des jetzigen Zeitalters von der neuen Aufklärung, als von ihrer vornehmsten Ursache ableite, man sehr unbestimmt rede, und so wenig die wahre Aufklärung als jene Irreligiosität vorzuehen könne, welche den praktischen Unglauben bezeichne. Die Cultur der Wissenschaften habe zwar die Gleichgültigkeit gegen die Mißbräuche der äußeren Gottesverehrung herbeygeführt, aber die eigentliche Irreligiosität könne nur aus dem Verfall der Sittlichkeit selbst entspringen. Zu dem Verfall des Religionscultus habe außerdem auch das Beyspiel der Großen eine besondere Veranlassung gegeben. Sie, die leichtsinnigen Verehrer der *Bayle*, der *Voltaire*, der *Helvetiuse* hätten den Glauben, den sie nun zu ihrer Sicherheit so gern in seiner alten Macht wiederherstellen möchten, selbst zum Spott gemacht und das Volk gelehrt, nicht im Himmel sondern auf der Erde sein Heil zu suchen. Eine Folge davon sey jene Verbildung und Überbildung der Jugend gewesen. Aus dem allen folge, daß die beklagte Irreligiosität eine Wirkung von mehrern Ursachen und besonders vom unsittlichen Geiste des Zeitalters sey, daß man zu viel folgere, wenn man behaupte: unser Zeitalter sey für wahre Religion nicht mehr empfänglich, weil das Ansehen des Kirchthums gesunken sey. — Recht gut: allein der Vf. hat bey dieser Entwicklung den Fehler des Schwankens nicht ganz vermieden. Er will jenen Verfall des Religionscultus so wenig aus unsittlichen Quellen abgeleitet wissen, daß er ihn sogar von einer edeln und achtungswerthen Seite darstellt, daß er ihn für eine Folge der ächten Aufklärung hält; allein die Kraft der Wahrheit ließe es doch nicht zu, daß er den unsaubern Geist der Unsittlichkeit, der jetzt so sehr die Menschheit in ihren höheren Ständen ergriffen hat, als eine der ersten und wirksamsten Ursachen der Gleichgültigkeit gegen die Gebräuche der Religion ganz übersehen konnte. Aus diesem Grunde würde man denn nicht bloß über den Verfall des Cultus der Religion, sondern auch

H h h

über

über den Verfall der Religiosität selbst zu klagen haben. — 3) *Über das Interesse für Religion und Christenthum, und wodurch dasselbe befördert werde.* Von *Greifling*, Prediger in Neugattersleben im Herzogthum Magdeburg. Mit welcher Originalität der für Moralität und Religiosität gewiss erwachte Vf. seine Gedanken auch oft vortragt, sein Aufsatz wird

am wenigsten in der er-  
ragten Gemeinplätzen über  
Verbindung zwischen Re-  
man oft den Zusammen-  
rft S. 228, da er von der  
Interesse für Religion und  
t, erweckt er in dem Le-  
s hat Rec. doch auch Stel-  
taft eingreifend sind, und  
stellungsgabe des Vf. zeu-  
kschulen dadurch wesent-  
man mit ihnen allgemein-  
pände, als hie und da be-  
ind? Von Funk, Prediger  
gewöhnlichen Mängel sol-  
richtig beobachtet, und

seine Erfahrungen stimmen mit den Erfahrungen  
des Rec. leider mehr als zu sehr zusammen. Al-  
lerdings sind diese Industrieschulen oder, wie sie der  
Vf. richtiger benannt wissen will, Arbeitsanstalten,  
so wie sie noch zur Zeit an vielen, wo nicht an den  
meisten Orten beschaffen sind, der körperlichen wie  
der intellectuellen und moralischen Bildung der Ju-  
gend mehr schädlich als nützlich. Dabey verkennt  
der Vf. das Gute einer zweckmäßigen Verbindung  
der körperlichen Beschäftigung mit dem eigentli-  
chen Unterrichte keineswegs, und äußert unter an-  
dern den edlen Wunsch, daß es einem Pädagogen,  
der im eigentlichen Sinne des Worts mit der nothi-  
gen Gewerbskunde und mit reifer Kenntniß der  
Localverhältnisse ausgerüstet wäre, gefallen möch-  
te, „einen vollständigen Plan zu einer Arbeitsan-  
stalt zu entwerfen, die allen Forderungen eines In-  
stituts entspräche, welches durch körperliche Be-  
schäftigungen, wie die Lehrschale durch mündli-  
chen Unterricht den Verstand der Jugend zu entwi-  
ckeln zur Absicht hätte.“

II, 3. Nr. 1. *Über den Einfluss liturgischer Vor-  
schriften auf die Veredelung der Prediger und des öf-  
fentlichen Cultus.* Von *Wilmsen*, Prediger in Berlin.  
Hr. W. bemüht sich zu zeigen, daß von der Ver-  
besserung der liturgischen Formulare jene Verede-  
lung so wenig zu erwarten sey, daß man vielmehr  
größere Nachteile davon zu befürchten habe. Und  
in der That, das Formelnwesen ist nichts anders,  
als ein Ruhekitzen für träge und nachlässige Predi-  
ger. Es ist daher ungleich wichtiger, an dem Zwe-  
cke der Verbesserung des Predigerstandes, als an  
neuen Agenden zu arbeiten. Mit vollkommenem Rech-  
te fodert der Vf., daß jeder Prediger die Reden,  
die er bey liturgischen Verrichtungen zu halten hat,  
selbst verfertigen und frey ohne Buch vortragen sol-  
le. Erwägt man auch, wie gering der Eindruck ist,

den ein abgelesenes Formular, und wenn es ein  
Muster in seiner Art wäre, auf die Gemüther der  
Zuhörer machen kann, indem nur das zu Herzen  
geht, was aus dem Herzen kommt: so muß man  
sich noch mehr geneigt fühlen, jenen Verdammungs-  
urtheile beyzutreten, aber auch zu wünschen, daß  
es der schwachen Pfarrherren wegen überhaupt nicht  
mehr nöthig seyn möchte. Denn so lange man an dem  
Predigerstande noch keine Radikalkur vornehmen.  
d. h. so lange man nicht alles, was dazu nicht taugt,  
ohne alle Rücksicht davon abschneiden will: so lan-  
ge müssen wir uns das Übel des liturgischen For-  
melnwesens, um grössere Übel zu verhindern und  
zu verhüten, noch gefallen lassen. — 4) *Ist durch  
Schullehrer-Seminarien allein den Volksschulen un-  
tlich aufgeholfen?* Von S. — in B. — Wahr ist es, was  
der Vf. behauptet, daß den Volksschulen durch Schu-  
llehrer-Seminarien allein noch nicht aufgeholfen  
werde, und nothwendig ist die Anordnung und Ein-  
richtung einer ganz zweckmäßigen Schulinspec-  
tion, die er fordert. Wo eine solche Inspection noch nicht  
existirt, da schlägt der Vf. als den kürzesten und  
am wenigsten kostspieligen Weg vor, „daß in jeder  
Ephorie nach Verhältniß einem oder zwey Predi-  
gern die genaueste Aufsicht über eine bestimmte An-  
zahl Landschulen übertragen werden solle.“ Wer  
wird diesem Vorschlage nicht gern seinen Beyfall  
geben, und wer könnte unter den von dem richtig  
urtheilenden Vf. angegebenen Bestimmungen und  
Bedingungen an seiner Nützlichkeit und Ausführ-  
barkeit zweifeln? 5) *Sind die häufigen Klagen der  
Prediger über den Verfall der Religiosität zu billigen?*  
Von M. Schulze in Leipzig. Bey aller Kürze sehr  
bündig verneinend beantwortet. 6) *Die öffentliche  
Ausstellung der Leichen bietet Predigern, Schül-  
vern und Erziehern vielen Stoff zur Belehrung dar.*  
Von Ebendemselben. Allerdings! Daher kann es Rec.  
auch nicht billigen, daß man der Sitte, öffentliche  
und feyerliche Leichenbegängnisse anzustellen, im-  
mer mehr abhold wird, und daß man die entgegenge-  
setzte Sitte, die Todten gleichsam wie verstorben  
zur Erde zu bestatten, immer allgemeiner macht, ja  
in großen Städten schon so allgemein gemacht hat,  
daß Menschen mehrere Jahre hinbringen können,  
ohne einen Gestorbenen oder seine Bestattung zur  
Erde gesehen zu haben. Und doch ist ein solcher  
Anblick dem so sehr von Sinnlichkeit beherrschten  
Menschen von Zeit zu Zeit so heilsam und nützlich!

II Jahrgang. I, 1. Nr. 4. *Beitrag zur Verede-  
lung des Predigerstandes durch Verhütung unglück-  
licher Predigerehen durch die Obern.* Von Müller, Pre-  
diger in Hassel, in der Grafschaft Hoya. So wahr  
es ist, daß die Ehe des Predigers einen großen  
und wichtigen Einfluss auf seine Amtsführung hat,  
und so wünschenswerth es ist, daß alle Prediger  
glücklich verheirathet seyn möchten: so überflüssig  
und unstatthaft ist doch der hier gethane Vorschlag  
zur Verhütung unglücklicher Predigerehen. Der Vf.  
wünscht, daß sich das Consistorium in die Ehehaf-  
ten der Prediger mischen, und daß namentlich der erste



erste geistliche Rath nach dem Examen, *inter privatos parietes*, über diesen Gegenstand mit dem Candidaten reden, und ihm Belehrung und Rathschläge ertheilen möchte. Allein was laßt sich davon wohl erwarten? Soll es bey bloßer Belehrung und Berathung im Allgemeinen bleiben; was kann dann der Consistorialrath dem Candidaten eben sagen, was dieser nicht schon wüßte, und wovon mit Recht zu fordern und vorauszusetzen ist, daßs er es weiß? Soll sich der Rath aber in die näheren Verhältnisse des Candidaten einlassen, und soll der Candidat gehalten seyn, von der Person, die er zu heirathen gedenkt, und von ihren Umständen genau und getreuen Bericht zu geben: so könnte das vielleicht wohl besser helfen, aber wie sehr würde dadurch auch die natürliche Freyheit beschränkt? Will man denn dem Prediger nicht einmal das gewähren, was man jedem andern majorennen Menschen überläßt, daßs er sich selbst eine Gattin wähle? Doch eine so weit getriebene Einmischung der Obern in die Heirathsangelegenheiten der Prediger hat Hr. M. nicht vorgeschlagen; mit den den Candidaten zu ertheilenden Rathschlägen des Consistoriums dürfte aber nicht viel ausgerichtet werden. Und laßt uns doch auch erst nöthigere Dinge, die zur Verbesserung des Predigerstandes gehören, vornehmen. Mit den unglücklichen Ehen wird es sich dann schon von selbst geben. 5) *Wodurch beschränken mehrere Prediger in unseren Tagen die Wirksamkeit ihrer Religionsvorträge? Und wodurch könnten sie dieselbe aufs Neue befördern?* Von Hn. M. Schulze in Leipzig. Viele Prediger nehmen zu wenig Rücksprache mit sich selbst, so wenig in Ansehung des Auditoriums, für welches, als des Gegenstandes, über welchen sie reden wollen; manche Prediger lassen sich in ihren Vorträgen eine gewisse Kälte zu Schulden kommen; bey vielen ist das: „nach den Bedürfnissen des Zeitalters predigen,“ eine bald mißverständene, bald mißbrauchte Firma; mehrere, welche entweder an demselben Orte angestellt oder doch benachbart sind, lassen sich das Abweichende und Entgegengesetzte in ihren Grundsätzen zu auffallend merken; einige äufsern eine Sucht zum Neuen, Genialischen und Originellen, und mißbrauchen die Lectüre deutscher Schriften. — Über diese Abwege von der Bestimmung des Kanzelredners macht Hr. S. treffende Bemerkungen, und giebt zugleich Winke der Zurechtweisung. Am Schluss fügt er noch ein paar Worte über den Nutzen hinzu, den Prediger aus dem *pragmatischen Studium der Geschichte* schöpfen können.

II Jahrgang. I. 2. Nr. 4. *Revision dessen, was im Jahr 1802 zur Veredelung des Predigerstandes geleistet worden ist.* Von M. Schulze in Leipzig. Ein lezenswerther Überblick, wobey es jeder Leser gewiß gern gesehen hätte, wenn auch das bemerklich gemacht wäre, was von Seiten der Staaten hin und wieder für den genannten Zweck geschehen ist. Wenn auch diese Nachrichten nicht ganz vollständig gegeben wären, so würde man schon das dem Vf. bekannt Gewordene mit Dank angenom-

men haben. Es könnte sich indess auch wohl ein besonderer Aufsatz dieses Journals mit einer Zusammenstellung dieser Nachrichten befassen. — I. 3. Nr. 1. *Beartheilung einiger von Greiling, Prediger in Neugattersleben, von Müller, Diaconus in Langensalza, von Hn. M. T. in B. und von Pöschel, Pfarrer in Babenheim, gegen die vom Herausgeber vorgeschlagene Coordination der Prediger und Schullehrer erhobenen Bedenklichkeiten.* Vom Herausg. Es ist sehr belehrend, die Bemerkungen zu lesen, welche Greiling und Müller gegen die vom Herausgeber vorgeschlagene Coordination der Prediger und Schullehrer gemacht haben. Das Recht ist, nach den gegebenen Bestimmungen, unfreitig auf Schuderoffs Seite geblieben, jedoch mit der Bedingung, daßs der Schullehrer, sobald als er als Lehrer der Jugend dem Prediger coordinirt wird, durchaus nicht Küster bleibe. Denn daraus würde in unzähligen Fällen ein trauriges Verhältniß zwischen Kirchen- und Schullehrern entstehen. Nichts ist aber auch leichter als die gänzliche Trennung des Küsterdienstes vom Schuldienste, sobald nur erst die anderen Schwierigkeiten der Coordination der Prediger und Schullehrer gehoben sind. Wenn man einmal so viel für die Schule gethan hat, daßs man ihre Lehrer den Religionslehrern coordiniren kann, d. h. wenn man tüchtige Subjecte angesetzt, und ihnen hinlängliche Revenuen gegeben hat: so mag an den meisten Orten leicht noch so viel übrig seyn, um jemanden die geringen Arbeiten des Küsterdienstes aufzutragen. Da gewiß an jedem Orte mehrere Personen dazu bereitwillig sind, so bedürfte es schwerlich mehr, als einige 10 bis 20 Thaler jährlich, um diesen Aufwand zu bestreiten. — 2) *Kann von der Kirche und deren Lehrern eine gründliche Verbesserung unserer Volksschulen mit Grunde erwartet werden?* Von Funk, Prediger in Altona. Hr. F. erklärt den Beytrag, den die Prediger durch öffentliche Katechisationen und durch Schulbesuche zur Verbesserung der Schulen zu leisten vermögen, für gering und unbedeutend; das Ansehen an die Prediger aber, daßs sie den vorhandenen unfähigen Schullehrern einen besseren Unterricht ertheilen, und sie dadurch zu ihrem Amte tüchtiger machen sollten, findet er höchst bedenklich, und größtentheils verwerflich. Dagegen erkennt er es für desto nützlicher, wenn die Prediger selbst, so viel möglich, den Schulunterricht ihres Orts, wenigstens den Religionsunterricht, übernehmen. Diese Forderung thut er vornehmlich an Stadtprediger, fügt aber mehrere Einschränkungen bey, unter welchen sein Anmuthen doch nicht so sehr gegen die Meinung derer, welche die Theilnahme des Predigers an dem Schulunterrichte ganz verwerfen (S. Schuderoffs Erklärung S. 362 ff.), anstößt. Rec glaubt, daßs auch hier die Wahrheit in der Mitte liege, und daßs man allerdings dem Prediger, falls es seine bestimmten Berufsgeschäfte erlauben, den eigentlichen Religionsunterricht in der Schule seines Orts übertragen könne; denn dazu muß man bey ihm die größte Geschicklichkeit voraussetzen. Aber mehr darf man von ihm auch nicht verlangen, und selbst dieser Unterricht in der Religion darf

darf ihm nichts von der Zeit rauben, die ihm zu seiner Fortbildung nöthig ist. Dieß letztere ist am meisten bey den Stadtpredigern zu beherzigen, von welchen man daher gerade das Wenigste in Hinsicht der Theilnahme am Schulunterrichte fordern sollte.

Wir könnten weit mehrere Aufsätze auszeichnen, welche an Mannichfaltigkeit und Interesse den genannten nicht nachstehen. Allein wir überlassen dieß billig den für die Theologie ausschliessend bestimmten kritischen Blättern. Unsere Absicht ging bloß dahin, die Zeitgenossen auf dieses schätzbare Journal von neuem aufmerksam zu machen, und wir fügen bloß noch für den wackern Herausgeber die kleine Warnung bey, über einen und denselben Gegenstand nicht zu viele Aufsätze aufzunehmen, damit dadurch nicht das Interesse an dem Ganzen geschwächt werde.

—tt—

JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Versuch einer Übersetzung des Briefs Pauli an die Römer*, nebst Bemerkungen darüber von Karl Friedrich Wilhelm Möbius. XVI u. 198 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf., der hier zum erstenmal als Schriftsteller auftritt, hat sein Werk „für diejenigen bestimmt, welche sich der Theologie widmen, oder das (auf Akademien) Versäumte nachholen und sich weiter bringen wollen.“ Diese Absicht muß man vor Augen behalten, wenn man die Übersetzung sowohl als die oft zu sehr in's Kleinliche gehenden Sprachbemerkungen nicht unzumuthig finden will. Der Anfänger findet hier viel Gutes und Brauchbares, und die Übersetzung ist zuweilen recht glücklich im Ausdruck, und läßt sich wenigstens gut lesen, wenn sie gleich hinter dem Ideal noch zurück bleibt. Hr. M. gesteht S. V selbst, daß ihn „das Bestreben, alles recht deutlich zu machen, bisweilen wohl zu weit geführt habe.“ Ein auffallendes Beyspiel einer solchen verunglückten Paraphrase findet sich S. 44, wo der Vf. die Worte K. 11, 16. 17: *Εἰ δὲ ἡ ἀπαρχὴ ἀγία, καὶ τὸ Φύραμα καὶ εἰ ἡ ῥίζα ἀγία, καὶ οἱ κλάδοι* u. s. w. so umschrieben hat: „Und wenn die ersten Bekenner der Lehre Jesu Juden waren: so können es alle bis jetzt Unbekehrten auch noch werden; waren die, welche zuerst zur Kirche Christi aufgenommen wurden, Juden, so kann man es auch von denen hoffen, die noch nicht Christen sind. Wenn aber Einige der Juden verstoßen sind, ihr aber als rohe Heiden statt ihrer zu Gottes Volke aufgenommen und des Guten, das eigentlich für sie gehörte, empfänglich wurde: so sehet nicht mit stolzer Schadenfreude auf sie herab.“ Wer erkennt in solcher Nachbildung auch nur einen Zug des Originals? Das ganze schöne Bild von dem auf wilden Stamm gepropften edlen Zweig ist dadurch verloren gegangen. Eben so ist auch gegen die Übersetzung des allerdings schwierigen Anfangs dieses Briefes viel zu erinnern. Wir wollen die Ausdrücke, die uns verfehlt oder nicht gut gewählt zu seyn scheinen, durch den Druck auszeichnen. S. 1: „Paulus, ein Herold (δῆλος) Jesu Christi, an den der Ruf zum Apostelamt erging, der den Auftrag erhielt, eine Lehre zu verkünden, die von Gott kommt (ἀφωρισμένος

αὐτῷ εὐαγγελίου Θεοῦ), auf welche uns schon lange vorher die Propheten in ihren heiligen Büchern aufmerksam machten; die von seinem Sohne, Jesu Christo, unserm Herrn handelt, welchem als Mensch ein Sprößling Davids das Leben gab, dessen höhere Abstammung aber das Göttliche in ihm und der Umstand seiner Neubelebung mit den unumstößlichsten Beweisen belegte; der mir, ohne daß ich mich durch Verdienste dazu berechtigt fühlte (οὐκ οὐ ἐλάβομεν χάριν), das Apostelamt auftrug: um alle Völker zur gehorsamen Annahme seiner Lehre, statt seiner (ὕπερ τοῦ ὀνόματος αὐτοῦ) hinzuleiten u. s. w.“ Diese Proben, welche leicht noch vermehrt werden könnten, zeigen zur Genüge, daß Hr. M. noch tiefer in den Sprachgebrauch des N. T. eindringen, und die von Vielen für so leicht gehaltene Übersetzungskunst sorgfältiger studiren und üben müsse.

Die philologisch-exegetischen Bemerkungen, welche S. 67 ff. auf die Übersetzung folgen, enthalten zwar nichts Neues, tragen aber doch das Bekannte meistens richtig und zweckmäßig vor. Wir wundern uns, daß sich der Vf. hierbey bloß auf die grammatische Erklärung beschränkt, und dagegen fast keine Spur von historischer Interpretation, die gerade bey diesen Briefen so nothwendig ist, und wozu Semler, Schmidt und Augusti Veranlassung gaben, gezeigt hat. Hr. M. hat indess nicht mehr geben wollen, und man darf ihn daher hierüber nicht weiter in Anspruch nehmen. Doch hat er auch so noch Manches zu wünschen übrig gelassen. Die merkwürdige Stelle K. 9, 5 ist auf 19 Zeilen S. 139 abgefertigt worden. Es heißt bloß: „Nach πάντων ein Punktum. θεὸς εὐλογ. u. s. w. ist die Formel, deren sich die Juden so häufig als einer Lobpreisung bedienen, wenn sie von Jehova reden.“ Bey Kap. 8, 19 werden die vorzüglichsten Erklärungen von κριεῖς, welches Hr. M. durch *alle Christen ohne Ausnahme* giebt, aufgeführt. Aber gerade die ist ausgelassen, welche Rec. die richtigste scheint, nach welcher κριεῖς *das Volk Gottes, die Juden*, sind. Wenn Hr. M. K. 4, 1. S. 99 schrieb: „Ἀβραάμ, ἄβρα, eigentlich *Ab-ram*, nach dem Griechischen gebildet: *Ab-ra(h)am*, von ἄμ, *pater*, und ἄρ WW ἄρ hoch seyn u. s. w.: so muß er Genes. 17, 5 nicht gelesen haben. Dort findet er den Ἀβραάμ und den Ἀβραάμ in einer Person. Auf derselben Seite lesen wir: „*ἡνὶ extractus*.“ Das heißt es nicht, sondern das *particip. pass.* ist ἡνὶ. Eben deswegen muß ἡνὶ (welches nach der hebräischen Grammatik *extrahens* ist) ein ausländisches Wort seyn. S. 67: „Παῦλος. Diesen Namen legte sich der Apostel als Heidenbekehrer (als *Christ* vielmehr) bey, da sein ursprünglicher jüdischer Name Σαῦλος—Σαούλ, ἡνὶ ist. Dieß thaten mehrere Juden aus verschiedenen Absichten“ u. s. w. Wie unbestimmt! Sollte man nicht denken, mehrere Juden hätten sich den Namen *Paulus* beygelegt! Der Vf. will sagen: die Juden hatten die Gewohnheit, ihre Namen zuweilen mit einem andern zu vertauschen. Die Stelle S. 62: *den Tryphānas und Tryphosar* und andere der Art rechnet Rec. unter die Druckfehler. Die Einleitung S. IX—XVI ist doch gar zu kurz und dürftig ausgefallen.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 D E C E M B E R, 1 8 0 5.

## T H E O L O G I E.

WITTENBERG, in der Expedition des Journals:  
*Prediger-Journal für Sachsen.* Erster Jahrgang.  
 1803. 1—12 Hest. 840 S. Zweyter Jahrgang.  
 1804. 1—12 Hest. 931 S. Dritter Jahrgang. 1805.  
 1—12 Hest. 978 S. 8. (Jeder Jahrgang 2 Rthlr.  
 16 gr.)

Ein Land, wie Sachsen, welches so viele vorzügliche Theologen zählt, verdiente mit Recht ein eigenes Journal, das uns mit dem Geiste dieses Standes, und mit dem Grade der Aufklärung, den er erreicht hat, näher bekannt mache. Der Herausgeber, Hr. M. Rehkopf, Pastor in Globig bey Wittenberg, erwirbt sich daher durch gegenwärtiges Institut um seine Mitbrüder und das theologische Publicum kein geringes Verdienst. Über das Unternehmen selbst erklärt er sich in der Vorrede. „Es kündigt sich als Prediger-Journal für Sachsen an. Diese Bestimmung zeichnet dieser neueren Zeitschrift genau ihre Grenzen ab, innerhalb deren sie sich zu halten hat, und nur in einer solchen Grenzbestimmung kann, wie ich dafür halte, von einem Journalen Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit erwartet werden. Es beschäftigt sich also ausschliessend mit dem, was in irgend einiger Hinsicht gerade den sächsischen Prediger vorzüglich interessiren, was ihn näher unterrichten kann, über das Verhältniß, in dem er überhaupt zum Staate, in dem er gegen seine Obern, in dem er gegen seine Gemeinde steht; über die Pflichten und Geschäfte, die ihm besonders obliegen, so wie die eigenen Prärogativen und Gerechtsame, die ihm zustehen; und endlich über den Gang, den die religiöse Cultur insonderheit in seinem Vaterlande nimmt. Hat aber hierin nicht ein jedes Land sein Eigenes? Verdient nicht in diesem Betracht jede Verfassung ihre Rücksicht?“

Was man in diesem Journalen zu erwarten habe, erhellet sattsam aus der Angabe der Rubriken. Die 1. Abtheilung ist für Aufsätze aus dem Gebiet der (Religions) Philosophie, Dogmatik, Moral, Homiletik und Exegese bestimmt. 2. Für Entwürfe zu Predigten, Tauf-, Confirmations-, Beicht-, Trau- und Leichenreden. 3. Für Liturgik. 4. Für Casuistik. 5. Für Schulfachen. 6. Für höhere kirchliche Anordnungen, rechtliche und pfarrwirthschaftliche Gegenstände. 7. Für biographische in Vacanznachrichten. 8. Für Anfragen und sonstige kurze Nachrichten.

J. A. L. Z. 1805. Vierter Band.

Vorzüglich werden die Rubriken von Nr. 3. an den Prediger interessiren, und dieses Journal seiner wahren Bestimmung für Sachsen näher bringen. Wir wünschten daher, Nr. 1 und 2, wo nicht ganz entfernt, doch sehr beschränkt, da schon andere Journalen Aufsätze der Art genugsam liefern, und bitten den Herausg. recht sehr, wenn ja diese Rubriken sollten stehen bleiben, nur vorzüglichen Arbeiten einen Platz darin zu vergönnen, und die homiletischen Arbeiten nicht von einem, oder einigen wenigen, sondern von verschiedenen Verfassern zu liefern. Dann würde wenigstens daraus der Grad der Bildung des sächsischen Predigers erkannt werden können. Wir zeichnen aus dem mannichfaltigen Inhalte, zu dessen vollständiger Darlegung es einer allgemeinen Zeitung an Raume gebricht einige der vorzüglichsten Abhandlungen bloß aus dem ersten Jahrgange aus, und begleiten sie mit unseren Bemerkungen.

I Hest. Zur Beförderung der Predigten nach Grundsätzen der reinen Sittlichkeit. So nachdrücklich sich auch der Vf. für die Grundsätze der reinen Sittlichkeit erklärt, so hat er doch bey Angabe des Stoffs, zu gemeinnützigen Belehrungen, welche das System der reinen Moral darbietet, S. 17 ff. theils Materialien eingemengt, welche auf der Kanzel, auch bey der besten Behandlung, unfruchtbar bleiben, z. B. höchstes Gesetz der Sittlichkeit; aus demselben abgeleitete allgemeine Gesetze; allgemeine, unbedingte Vernunft; Pflichtgebot der Vernunft; (kategorischer Imperativ); theils den Gesichtspunkt viel zu weit gefaßt, und Ideen und Materialien eingemischt, welche nicht in das System einer ganz reinen Sittlichkeit gehören. Und wir zweifeln überhaupt, ob die geistliche Beredtsamkeit einerseits, und die Moralität der niederen Stände andererseits viel durch solche Predigten gewinnen werde. Solange nicht alle Menschen rein geistige Wesen werden, billigen wir den Unterschied, den viele unserer ersten Denker zwischen höherer und niederer Tugend festgesetzt haben. — Unter der Rubrik: Fromme Wünsche werden im II und III Hest interessante Bemerkungen aus der Pastoraltheologie geliefert. Die immer mehr überhand nehmende Geringschätzung des Predigerstandes glaubt der Vf. darin zu finden, daß das ganze Verhältniß dieses Standes, so wie die Art und Weise seiner Geschäfte, nicht mehr recht dem Zeitgeiste gemäß ist. In Absicht der Verhältnisse dieses Standes will er daher den protestantischen Klerus (wohl nicht die passendste Benennung!) mit einem anständigen Range und geziemenden Verhältnissen

der weltlichen Obrigkeit unterwerfen; alle Ehefachen, Schulsachen, Kirchenrechnungen, Kirchenbaue u. d. gl. vor das weltliche Forum gezogen wissen. Die Accidenzien, denen man ohnedies nicht hold ist, sollen bey der weltlichen Behörde abgetragen, und von dieser den Geistlichen, etwa halbjährig, ausbezahlt werden. Zum Ersatz des Beichtgeldes, soll eine Taxe, unter dem Namen Pfarr- (nur nicht, wie der Vf. will, Religions-) Steuer, in die Bezirks- oder Amts-Kasse entrichtet werden u. s. w. Die Gemeinden sollen, unter gewissen Einschränkungen, den Prediger selbst wählen. Der Prediger soll zugleich Obrichter im Dorfe seyn. — Dafs wir nur nicht, durch Realisirung solcher Vorschläge, den Predigerstand, wo nicht verächtlicher und verhasster machen, doch von seiner wahren Bestimmung noch weiter entfernen! In dem Verkennen seiner Bestimmung, (im ganzen Umfange des Wortes) in dem Zeitgeiste, dem dieser Stand nur allzuoft zur Unzeit nachgiebt, ist die wahre Ursache des Verfalls desselben zu suchen. Der Prediger sey nur ganz, was er seyn soll, was sein grosser Vorgänger war, und es bedarf keiner gewaltsamen Umschaffungen. Die Fortsetzung im III Hest enthält: *Vorschläge zu einer zweckmässigeren Einrichtung der Liturgie*. Am ausführbarsten möchte noch der seyn, jeden Sonntag und Festtag zu einem eigenen Feste zu schaffen, z. B. Weihnachten zu einem Geburtsfeste, Ostern zu einer Todtenfeyer, (warum nicht lieber die vorhergehenden Tage?) Himmelfahrt zu einem Unsterblichkeitsfeste, die Marienstage zu Festen des Alters, der Freundschaft; einige Sonntage würden den Jahreszeiten gewidmet. Doch könnte dies alles ohne die dazu vorgeschlagenen Embleme, Aufzüge u. dergl. geschehen. Nur allzusehnell wird das Sinnliche für den gemeinen Mann Hauptsache, und für den Gebildeteren einförmig und lächerlich. Man suche doch ja den Cultus durch Vergeistigung zu heben, und nicht durch Versinnlichung in seine vorige Kindheit zurück zu führen! — *Vorschläge zur besseren Einrichtung der Bestunden*. In der That werden die Bestunden so wenig besucht, weil, bey der gewöhnlichen Einrichtung, der gemeine Mann sich zu Hause die nämliche Erbauung gewähren kann, ohne den so oft lästigen Kirchweg zu übernehmen. Es würde daher zweckmässig und von den wenigsten Landgeistlichen zu viel verlangt seyn, wenn die Bestunden zur Erklärung auserlesener Stellen der Schrift, des neuen Gesangbuchs, der Hauptstücke u. s. w. benutzt würden. Rec. weifs aus Erfahrung, wie viel dies zur Aufklärung des gemeinen Mannes beytrage, und dafs ihm solche Unterhaltungen, aus leicht denkbaren Ursachen, gemeinlich schätzbarer sind, als die ausgearbeiteten Predigten. Indefs würden die Sonntagsbestunden, wenn Katechisationen damit verbunden sind, zu sehr dadurch verlängert werden. — *Ideen zur Verbesserung der Schullehrer-Besoldungen, ohne Geld dazu nöthig zu haben*. Anwendbare und chimärische, z. B. Wenn der Schulmeister der Dorfkämmer seyn, die Fleischsteuer, Landaccise, das Ge-

leite, die Armenkasse einnehmen soll. Der Ärgernisse und Collisionen, und des geringen Ertrags aller dieser Einnahmen nicht zu gedenken; so kennt Rec. Schulmeister, deren Zeit kaum zu den Schularbeiten hinreicht, und welche oft bis in die Nacht sitzen, um die Geschäfte des kommenden Tages vorzubereiten, — Doch das kurfürstl. Oberconsistorium, und namentlich der edle Reinhard und Tittmann, laßt sich jetzt ganz besonders angelegen seyn, den Zustand jener so nützlichen Staatsbürger zu verbessern, so dafs die Realisirung jener Vorschläge, (dergleichen auch im IV Hest wiederholt werden, und womit uns der Herausgeh. künftig verschonen möge) überflüssig wird. Ein rühmliches Beyspiel davon liefert gleich Nr. 2. IV Hest. *Die Lehre vom Gewissen, nach Vernunft und Schrift*. Es wird erstlich der Begriff vom Gewissen, nach den Grundsätzen der neueren Philosophie festgesetzt, und dahin bestimmt: *dafs es die mit Selbstachtung und Selbstverachtung verbundene Anerkennung unserer bestimmten Pflichten sey*. Dann wird die Übereinkimmung der Schrift mit diesem Begriffe gezeigt. Es sind freylich dabey mehrere Stellen des N. T., z. B. Röm. 9, 1 (welche Stelle, wenn man die Worte *συμμαρτυρουσιν μοι της συνειδησεως μου εν πνευματι αγιω*, mit einander verbindet, den eigenthümlichen christlichen Begriff des Gewissens giebt) und des A. T. z. B. Hiob 27, 6, wie auch der Apokryphen, z. B. Weish. 17, 11: Sir. 19, 10 (aus deren zweckmässiger Aufführung die allmähliche Entwicklung des Begriffs in lichtvoller Ordnung hätte dargestellt werden können) übergangen. Zuletzt werden die gewöhnlichen Eintheilungen des Gewissens geprüft, und zum Theil berichtigt. Die Fortsetzung dieser Abhandlung befindet sich im V Hest. — *Versuch zur Erklärung der Stelle*, Gal. 2, 14 bis 21. Der Streit zwischen Petrus und Paulus wird hier sehr gemildert dargestellt. Das *δικαιουν* wird in der Bedeutung: *probum declarare et beneficiis ornare*, und *δικαιοομαι*, *probum atque innoxium a Deo haberi*, genommen, und folgender Sinn der Stelle festgesetzt: Ob wir gleich keine heidnischen Götzendiener waren, die von Gott nicht als gute Menschen anerkannt werden können; ob wir gleich geborne Juden, und als solche Gott angenehmer als die Heiden waren: so sahen wir doch ein, dafs der Mensch nicht durch Beobachtung des Gesetzes — für einen guten Menschen anerkannt werden, und auf die Zufriedenheit Gottes mit sich rechnen konnte, sondern nur durch die Folgsamkeit gegen Jesus. — Sinnreich ist V. 19 die Erklärung von *Χριστω συνεσταυρωμαι*. Wie Christus durch seine Hinrichtung ausgestossen ward aus der jüdischen Kirche, und er dieses viel lieber erdulden, als durch einen Widerruf seiner Lehre — der guten Sache schädlich werden wollte, zu deren Ausführung ihn der Vater gesandt hatte: so wollte auch Paulus lieber nicht mehr von seinen Landsleuten und ehemaligen Religionsverwandten für den ibrigen erkannt werden, und lieber tausenderley Ungemach, ja selbst den Tod leiden, als der Sache Christi etwas vergeben.

Wie

*Wie sollen Prediger Leidende trösten und beruhigen?*

Es ist hier besonders von solchen Leidenden die Rede, welche noch sehr der Besserung bedürfen. Zwey Freunde, wovon der eine nur Beruhigung, der andere Besserung beabsichtigt, unterreden sich über dieses wichtige Amtsgeschäft. Rec. wählte bey solchen Gelegenheiten immer den Mittelweg. Da jeder, auch nicht ganz moralische Mensch, immer eine gute Seite hat, von welcher er für wahren Trost empfänglich, und desselben nicht ganz unwürdig ist: so fasste Rec. diese auf, hob mit sanften Tröstungen an, gewann sich dadurch das Zutrauen des Leidenden, und bahnte sich so den Weg zu ernstern Ermahnungen und Zurechtweisungen, wozu ihm der Leidende oft selbst Gelegenheit gab, ja oft ihn aufforderte. Vorzüglich unterließ er nie, den Genesenen das: „Siehe zu, du bist gesund worden“ — ernstlich ans Herz zu legen. — V Heft. *Wie können Prediger, welche sich nicht von der Möglichkeit und Wirklichkeit der Wunder überzeugen können, die evangelischen Wundergeschichten zweckmässig bey ihren öffentlichen Vorträgen darüber benutzen?* Nichts neues. Das beste ist der Schlussgedanke: mit der Behandlung der Wundergeschichten eben so zu verfahren, wie mit der Anwendung der parabolischen Erzählungen Jesu, welche gleich als wahre Begebenheiten von unseren besten Predigern in ihren Vorträgen zu zweckmässigen Belehrungen benutzt werden, Z. B. vom reichen Manne, ungerechten Haushalter u. s. w. — VI Heft. *Einige Winke zu einer Specialhermeneutik der Schriften Johannes.* Der Vf. macht auf die Eigenthümlichkeiten aufmerksam, mit welchen Johannes die Lebensumstände Jesu erzählt, und besonders den Lehrcharakter desselben darstellt. Er leiht ihm, sagt er, eine eigenthümliche Art des Unterrichts, die mehr den Gesprächston hat, sich mehr an die Disputirmethode jüdischer Rabbis anschmiegt, die überaus gnomisch und abgerissen, oft weiterschweifig und im Ganzen sichtbar dunkel, ist. Als Probe dieser Ansicht liefert er eine Erklärung von Kap. 3. Rec. kann sich nur noch nicht überzeugen, dass Johannes, der unzertrennliche Begleiter Jesu, den die innigste Liebe mit seinem Herrn vereinigte, und dessen Seele sich gewiss die Lehren Jesu am tiefsten einprägten, sich dennoch mehr als alle andere Evangelisten von der Lehrart Jesu entfernt und der Rabbinitischen solle genähert haben. Das, was dem Vf. Rabbinitismus scheint, ist vielleicht nichts mehr und weniger, als der eigenthümliche Genius des Morgenlandes, in welchem auch Jesus redete und disputirte. Vielleicht, dass wir im Johannes den Lehrcharakter Jesu (freylich mit manchen Eigenheiten des Jüngers selbst vermischt) am getreuesten dargestellt finden. Doch wir halten unser Urtheil bis zur Erscheinung der ausführlicheren Abhandlung zurück, welche der Vf. über diesen Gegenstand verspricht. Übrigens ist Joh. 3. 14 *ὁ υἱος ἀνθρώπου* gewiss nicht *tolli ad astra*; es ist vielmehr, wie sich aus der Vergleichung mit der ehernen Schlange sattsam ergibt, als Symbol der Entzündung aufge-

stellt worden. Das wie? wird nicht genauer bestimmt, weil Jesus absichtlich von seinem Tode geheimnissvoll spricht. Vgl. Kap. 8, 28 und 12, 32 wo es zwar Joh. V. 33 vom Kreuzestode erklärt, die Juden aber V. 34 bey ihrem Widerspruch nur das *ἐκ τῆς γῆς* urgiren. — Auch eine Ursache der Abnahme kirchlicher Versammlungen. Die Streitsucht der theologischen Partheyen. Rec. sollte es nicht schwer werden, auch in den Legionen gedruckter Predigtbücher eine Ursache davon aufzustellen. — *Einige Bemerkungen, über die Einführung des neuen Dresdner Gesangbuchs.* Wünschenswerth war das hier mitgetheilte höchste Rescript, wodurch den Predigern die Einführung dieses schätzbaren Buchs um vieles erleichtert wird. — Wenn aber der Vf. dieses Aufsatzes so viel von Störrigkeit der Gemeinden redet: so sollte er andererseits die Unklugheit, und das schiefe, durch keine Menschenkenntniß unterstützte Benehmen mancher Prediger nicht verschweigen. Rec. hat das N. G. eingeführt, ohne eines der fast allgemein befeizten Ubel zu empfinden, ohne Widerspruch, ja selbst auf vorhergegangenes Ansuchen der Gemeinde, andere zweckmässige Einrichtungen getroffen, und sich von Neuem überzeugt, dass gegenseitiges Zutrauen, gegenseitige Liebe, und Harmonie der Vorträge mit dem Geiste des N. G. mehr vermöge, als alle schaafe Declamationen und Katechisationen über Altes und Neues. VII Heft. *Einige Bemerkungen über den Beytrag des Predigers und Schullehrers zur Volksbildung.* Veranlaßt durch die National-Zeitung. 1803. 9 St. S. 192. Diese Bemerkungen sind Rec. ganz aus der Seele geschrieben. Ohne Einseitigkeit und Leidenschaft, und mit der erforderlichen Sachkenntniß und Amtserfahrung, fertigt der Vf. jenen Aufsatz in der Nat. Zeit. ab, dem wohl nur diese gereiften Gegenbemerkungen einige Aufmerksamkeit verschaffen dürften.

Wir glauben durch Gegenwärtiges schon den Geist dieses Journals sattsam dargestellt zu haben. Unter den *Predigtentwürfen* sind viele vorzügliche, und solche, welche keine gemeinen Themata behandeln. Wir machen bloß auf Heft I. Nr. 2, II. III. u. a. aufmerksam. Möge dieses Journal durch thätige Unterstützung derer, welchen es bestimmt ist, und sehr nützlich werden kann, den besten Fortgang haben, und sich immer mehr dem Ziele nähern, welches der fleißige Redacteur sich selbst sehr würdig bestimmt hat! — rf —

WITTENBERG, in der Expedition des Prediger-Journals: *Entwürfe zu öffentlichen Religionsvorträgen*, von einigen sächs. Predigern verfaßt, und herausgegeben von H. Heinrich Wohlthat Rehkopf. Pred. zu Globig bey Wittenberg. 1 Abtheil. 1804. 172 S. gr. 8. (12 gr.) 2 Abth. 1804. 190 S. u. 10 S. Register. gr. 8. (14 gr.)

Weil die zu dem *Prediger Journal für Sachsen* eingesandten Predigtentwürfe bey weitem nicht alle in diese Zeitschrift aufgenommen werden konnten: so entschloß sich Hr. R., sie besonders herauszuge-

zugeben, und in Zukunft dieser Rubrik in seinem Journal weniger Raum einnehmen zu lassen. Da der Preis der Hefte mässig ist, und der so ersparte Raum für andere Bedürfnisse des Predigers sehr gut benutzt wird: so ist diese Unternehmung zu billigen, und ihm alle Unterstützung zu wünschen. Man findet hier Entwürfe über die Perikopen, vorzüglich über die Evangelien, einen doppelten Jahrgang, — doch mit Auslassung mehrerer Perikopen — wovon einer ausschliesslich dem Hn. Dompr. Krause zugehört, und Entwürfe zu Passionspredigten, Homilien, Leichen- und Traureden, über selbstgewählte Texte. Dafs sich unter ihnen auch Mittelgut befindet, dafs auch manche der Besseren, da sie aus bekannten Predigtsammlungen, wie aus der Schatterschen, nur mit wenigen Veränderungen, entlehnt sind, hier hätten wegbleiben können und sollen; diefs hält Rec. eben so sehr für seine Pflicht freymüthig anzuzeigen, als dafs die mehresten, besonders die vom Dompr. Krause und auch einige vom Herausgeber, über nicht alltägliche, sehr interessante Materien, treffliche Arbeiten sind. Ein reiner, schöner, milder Geist spricht aus ihnen uns an, und auch dem, der sich getraut ähnliche zu lie-

fern, der sie also nicht handwerksmäfsig zu seiner Bequemlichkeit, sondern als Hülfsmittel braucht, zu neuen Ansichten und zu guten, brauchbaren Ideen geleitet zu werden, müssen sie sehr willkommen seyn. Viele sind ganz durchgeführte Entwürfe; andere, wie die mehresten der Krausschen, geben nur das Thema und die Haupttheile an. Bey vielen findet man die Herleitung des Themas aus dem Texte angegeben, bey mehreren aber nicht, und diefs hält Rec. für eine Unterlassungsfünde. Desn bisweilen, wie in dem Entwurfe von Krause am Sonntage Oculi, — wenn nicht etwa durch einen Druckfehler Oculi für Reminiscere steht — sieht man durchaus nicht, wie das angegebene Thema aus dem Texte herzuleiten sey. Rec. wünscht dem thätigen Herausgeber nur mehr Unterstützung, sowohl für diese Entwürfe, als auch besonders für sein Prediger-Journal. Es würde der kursächsischen Geistlichkeit nicht zur Ehre gereichen, wenn, besonders aus Mangel an Abonementen, diese, bey kleinen Mängeln, doch recht zweckmäfsige Zeitschrift, wie es verlauten will, sich nicht lange erhalten dürfte.

J. J.

## KURZE ANZEIGEN.

**THEOLOGIE.** Frankfurt a. M., b. Mohr: *Absolute Einheit der Religion und Vernunft*, dargestellt für den denkenden und fühlenden Menschen, von Ph. Fried. G. — b. Mit besonderer Rücksicht auf die Kirchenangelegenheiten des linken Rheinufers. 1805. VIII u. 149 S. 8. (12 gr.) Als Herausgeb. unterzeichnet sich unter der Vorrede Hr. J. B. Engelmann in Frankfurt. Der Titel könnte eben so gut heissen: *über Vernunft-, Verstandes- und Volks-Religion*, oder: *über die Aufgabe, jede positive Religion der reinen zu nähern*. Der Zusatz: „für den denkenden und fühlenden Menschen,“ ist ganz überflüssig, und die Rücksicht auf die kirchlichen Angelegenheiten in den französischen Rheindepartements läuft nicht etwa durch die ganze Schrift, sondern nimmt nur die letzten Seiten derselben ein. Rec. hat sie mit Wohlgefallen gelesen, denn er fand seine eigenen Ansichten der Religion darin wieder. Neues hat der Vf. durchaus nicht geliefert. Er folgt *Kant*, *Schelling* und *Fichte*; letzterem vorzüglich. Irrt Rec. nicht, so hat Hr. G. — b. auch mehrere Ideen eines gewissen Schriftstellers benutzt, den er, wie manche andere, die sich mit feinen Federn schmückten, ohne seiner zu erwähnen, nicht genannt hat. Doch thut diefs wenig zur Sache, da er allerdings gezeigt hat, er sey seines Gegenstandes mächtig. Der Gang der Schrift ist folgender. Ein Mensch wird aufgestellt, welcher die Religion aus seinem Innern selbstthätig entwickelt, und diese Herzensreligion (subjective) wird auf 83 Seiten in einem leichten, klaren Stil beschrieben. Dann geht der Vf. zur Darstellung der Religion im Leben, oder zur Volksreligion über, welche die verschiedenen Begriffe und Vorstellungen enthält, die sich das Volk von dem Übernatürlichen macht. Diese Religion ist nicht mehr reine, oder Vernunftreligion, sondern Verstandesreligion, und perfectibel, weshalb sie der ersten immer mehr angenähert werden soll. Auf einer gewissen Stufe der Cultur erscheint sie dem Menschen als geoffenbart, weil er nicht begreifen kann, wie er das Alles aus sich selbst geschöpft habe. Hierauf folgt eine Lektion an diejenigen Volksführer, welche das Positiv-statutarische in der Volksreligion so gern verewigen möchten, worüber der Vf. nicht nöthig gehabt hätte, sich so zu ereifern, da ihr Häuflein immer kleiner wird. Endlich wird die christliche Religion in Gemäfsheit zu den aufgestellten Principien gewürdigt, und das Vorgetragene auf die protestantische Kirche in den französischen Rheinprovinzen angewandt, wo der Vf. allgemeine Vorschläge thut, wie Lehrvorträge und Cultus zur Beförderung der rein moralischen Religion eingerichtet werden könnten.

De.

BABAUNOSCHAITEN. Marburg, in der neuen

akad. Buchh.: *Dispositionen über moralische Wahrheiten, ein homiletisches Hülfsbuch, aus den Werken der besten und neuesten Kanzelredner gesammelt*. Erster Band über freye Texte. Vorrede VIII u. 573 S. 1805. 8. (2 Rthlr.) Was für ein Unternehmen dieser Art gesagt werden kann, ist in der Vorrede genügend begebracht. Auch ist es nicht auf Gewinn allein berechnet, indem, der in der Vorr. wiederholten Erklärung zufolge, der Überschuß zur Erbauung der lutherischen Stadt zu Marburg abgegeben werden soll. Inzwischen ist von Neuem einzuschärfen, dafs man doch ja nicht zu freygebig seyn möge mit den Hülfsmitteln, die Predigerbedürfnisse zu bestreiten, so wie alle Käufer und Besitzer gemessen zu bedeuten sind, nur im äussersten und wirklich vorhandenen Nothfalle davon Gebrauch zu machen. Das Eintreten eines solchen Nothfalls aber kann man bey sparsamen und verstandigem Haushalten mit der Zeit grossentheils verhüten, und ist er nicht abzuwenden, so mufs man doch auch auf die Spannung der Kräfte durch die Noth rechnen, und wenn nicht Krankheit das Predigen geradezu unmöglich macht, so wird der gebildete, der Sprache und der Materien mächtige, Mann auch im Gedränge der Umstände nicht von seinem Genius verlassen werden. Dafs der Vf. nicht blofs kahle Skelete geliefert, sondern die Predigten excerptirt hat, macht seine Arbeit theils verdienstlicher, theils nutzbarer; aber an einen realen Gewinn für das Predigtwesen daraus ist um deswillen nicht zu denken, weil das Verdienst und der Werth unserer Kanzelredner erst aus ihren ganzen Arbeiten zu beurtheilen Rehen, und weil, was Manier, oder Kunst genannt werden mufs, nur aus der ungetheilten Behandlung der Materien ersichtlich ist. Zufälligerweise kann aber diese mühsame und verständige Compilation manchen Prediger zu guten und vortheilhaften Bekanntschäften leiten. Und das Beywort „verständig“ kommt ihr zu, weil laut der sechzehn Seiten betragenden Inhaltsanzeige die Materien sorgfältig geordnet, die Namen der Vff. mit Nachweisung der Seitenzahl ihrer Werke beygedruckt und am Schluß ein beynahe hundert Seiten haltendes homiletisches Wort- und Sachregister angefügt worden. Die Namen der Vff., die diesen Theil haben aussteuern müssen, heifsen: *Zollikofer, Spalding, Rosenmüller, Funk, Venturini, Ohlshausen, Gebhard, Pischon, Schleiermacher, Ammon, Sonntag, Merzoll, Pott, Lange, Grot, Christiani, Stolz, Koppe, Schmid, Herzlieb, Bartels, Hüfeli, Köler, Petiscus, Veilödter*. Dafs man nicht lauter ausgesuchte, ob wohl aufgesuchte, Arbeiten, sondern auch mittelmäfsige Dispositionen finde, wird man dem Rec. aufs Wort glauben.

De.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 D E C E M B E R, 1 8 0 5.

## JURISPRUDENZ.

OLDENBURG, b. Schulze: *Setzt geltendes Oldenburgisches Particular-Recht in systematischem Auszuge*. Erster Theil. 1804. XIII u. 252 S. 8. (22 gr.)

Unter allen Ländern Deutschlands ist vielleicht Oldenburg dasjenige, das die wissenschaftliche Ausbildung seines Privatrechts am meisten vernachlässigt sah. Selbst die, in diesem Lande ergangenen, landesherrlichen Verordnungen wurden nicht eher gesammelt, bis im J. 1722 der damalige Oldenburgische Regierungsrath und Archivar, nachheriger kön. dänische Conferenzzath, *Johann Christoph von Otken*, eine Sammlung derselben herausgab, und derselben 1732 den ersten, und 1748 den zweyten Supplementband folgen liefs. Der Archivar und Assessor der Kanzley, *Schloifer*, welcher die, von *Otken* (der 1755 starb) gesammelten, Materialien von dessen Erben erstand, gab, durch landesherrliche Vorshüsse unterstützt, im J. 1775 einen dritten Supplementband, der die bis zum August dieses Jahres erschienenen Landesgesetze enthält; so wie einige Jahre nachher der Erbmarschall *von Rössing* ein ziemlich vollständiges Register über das obgedachte *Corpus Constitutionum Oldenburgicarum* und dessen drey Supplementbände lieferte. So reichhaltig auch seitdem der Stoff zur Fortsetzung dieser Werke war: so erfolgte sie doch nicht. Der CR. H. C. *Lenz* in Oldenburg, welcher die Herausgabe der Oldenburgischen Kalender besorgte, nahm indeffen in dieselben seit dem J. 1782 das Verzeichniß und den summarischen Inhalt der, seit dem Januar 1774 ergangenen, Verordnungen, Rescripte und Resolutionen mit auf, welche Auszüge nachher in den J. 1794 und 1802 aus den Kalendern gesammelt, vermehrt, und nach der im Hauptbuch und den Supplementen beliebten, Folge geordnet, in 2 Octavbändchen besonders gedruckt wurden.

Die Zusammenstellung und wissenschaftliche Ordnung dieser Materialien ward zwar allgemein gewünscht, aber von Niemanden versucht. Im J. 1797 machten sich zwey junge Rechtsgelehrte, der gräflich-bentincksche Assessor *Siegen* und der Oldenburgische Obergerichtsanwalt *Gramberg* in Oldenburg, unter Anleitung des verdienstvollen Kanzley- und Regierungs-Raths *G. A. von Halem*, an die Ausarbeitung einer systematischen Darstellung des Oldenburgischen Civilrechts, welche wir schon früher

öffentlich erhalten hätten, wenn nicht *Siegen* gestorben, und sein Mitarbeiter Kammersecretär geworden wäre. Nunmehr übernahm der Oldenburgische Landgerichts-Assessor *Strackerjan* zu Neuenburg die Durchsicht und Herausgabe dieses Werks, wobey *Halem*, der hieüber eine ausführliche Nachricht als Vorrede dem Werk vorgesetzt hat, ihn nicht allein durch Beyträge, Lösung von Zweifeln und Sorge für correcten Druck mit deutschen Lettern, sondern auch durch Revision der Handschrift unterstützte, und gleichsam die Redaction des Ganzen übernahm. Der vorliegende erste Theil ist dem gemeinen bürgerlichen Recht gewidmet, und der zweyte Theil wird die besonderen Rechte der Städte und verschiedenen Landschaften, die Verfügungen in Kirchen- und Schulsachen, und das Kameral- und Polizey-Recht enthalten.

Der erste Theil zerfällt in sechs Bücher, nämlich: I. Eherecht, II. Vormundschafts-, III. Grundeigentums-, IV. Erbschafts-, V. Hypotheken-, VI. Vertragsrecht. Jedes dieser Bücher ist in zweckmäßige Abschnitte getheilt, und das Ganze zerfällt in 626 §§. Wenn gleich die Eintheilung des Ganzen der streng-logischen Ordnung nicht ganz gemäß seyn dürfte, indem theils die einzelnen Theile des Personen- und des Sachen-Rechts gegen einander nicht in coordinirter Ordnung stehen können, theils aber diese sechs Bücher nicht alle Theile des Personen- und Sachen-Rechts, z. B. weder die väterliche Gewalt, noch das Personenrecht der verschiedenen Classen der Staatsbürger, noch endlich das Recht der Realdienstbarkeiten umfaßt: so ist Rec. doch entfernt, deshalb diesem verdienstlichen Werke einen Vorwurf zu machen, weil, seiner Überzeugung nach, bey einem Provincial-Privatrecht es mehr auf Bequemlichkeit des Ganzen, als auf strenge logische Ordnung der Classification ankommt, und die, bisher übergangenen, Themen im zweyten Theil auf eine, für den Zusammenhang des Ganzen vielleicht passlichere, Art nachgeholt werden, und überdiß das vollständige Register, das dem Ganzen folgen soll, die Auffindung einzelner Materien sehr leicht machen wird. Die Zusammenstellung der gesetzlichen Vorschriften über einzelne Gegenstände ist so vollständig, so klar, so lichtvoll und so getreu mit den eigenen gesetzlichen Worten gegeben, daß dies Werk in dieser Hinsicht Andern zum Muster dienen kann, vor welchen es sich auch durch Reinheit des Stils — der S. 74 vorkommende Ausdruck: *etwaige*: und S. 97 statt *aus der*

Hand, unter der Hand ist vielleicht ein Druckfehler — auszeichnet; obgleich Rec. sich der hin und wieder vorkommenden lateinischen Erklärungen deutscher Ausdrücke, z. B. §. 151 Aufgeld (*Agio*) §. 230 beide Theile (*Pactiscenten*) deshalb nicht bedient haben würde, weil beide Ausdrücke gleich allgemein bekannt sind.

Rec. kann übrigens folgende Bemerkungen über dieses nützliche Werk nicht unterdrücken: 1) vermisst er ungern die Darstellung der, im Herzogthum Oldenburg geltenden, Rechte im Allgemeinen. Welche fremde Rechte hier gelten; wie sie hier geltend geworden sind; wie der privatrechtliche Zustand dieses Landes sich hier allmählich bildete: diese sind Rückfichten, worüber in diesem Werke ein ganzliches Stillschweigen herrscht; obgleich ihre Entwicklung dem Ganzen eine solide Unterlage gegeben, das sonst Dunkle in manchen Localverhältnissen aufgehellte, und, wenn Rec. nicht irrt, besonders für Oldenburg und dessen allmähliche Bildung eben so interessant, als aus der Meistersfeder eines *Halem* allgemein willkommen gewesen seyn würde. 2) Hätte Rec. gewünscht, dass einige Rückfichten auf die Literatur des Oldenburgischen Rechts, auf die, darin schon gemachten, Vorarbeiten genommen worden wäre. Ein Territorial-Privatrecht muss, nach unserer Meinung, die Resultate aller bisherigen Vorarbeiten enthalten, und wissenschaftlich ausgearbeitet seyn, wenn es sich von einem systematischen Repertorium unterscheiden soll. In dem vorliegenden Werke findet man auch nicht eine Spur von allen den interessanten, historischen und literarischen Bemerkungen, wozu doch ein so reichhaltiger Stoff sich darbot. 3) Würde Rec. die, in den obgedachten Oldenburgischen Gesetzsammlungen abgedruckten, Landesverordnungen nicht nach der Numer ihres Abdrucks, sondern nach dem Datum ihrer Erlassung angeführt haben. Dem Inländer werden die Gesetze dadurch bekannter, und der Ausländer hat alsdann nicht nöthig, immer zu den Gesetzsammlungen zurückzugehen. 4) An manchen Stellen, z. B. §. 57. 58 würde ein genaueres Detail über die Ortsobservanzen erwünscht gewesen seyn. 5) Scheint es Rec., dass an manchen Orten die Grenzlinie des bürgerlichen Rechts überschritten, und in das Gebiet eines anderen Rechtstheils, z. B. bey der Lehre von den Hochzeiten oft in das des Polizeyrechts, und §. 177 ff. in das des Staatsrechts übergegangen sey.

Rec. schließt diese Anzeige mit folgenden, auch auf andere Staaten anwendbaren, Worten des Hn. von *Halem* S. IX der Vorrede: „Wie große Lücken bey manchen wichtigen Rechtsmaterien immer noch übrig bleiben, dies wird gerade bey einer solchen Redaction am meisten sichtbar, und diese Sichtbarmachung der Dürftigkeit unseres Particularrechts möchte leicht eines der nützlichsten Resultate dieser Zusammenstellung seyn; denn eben hiedurch kann früher oder später der Gesetzgeber sich veranlaßt finden, da, wo Observanzen sich schwäch-

tern Bahn machten, oder Rechtsprüche wankten, die schöne Gewissheit bestimmter, aus geläuterten Quellen geschöpfter, zeitgemäßer Gesetze eintreten zu lassen.“ Zu dieser Veränderung qualificirt sich denn wohl unstreitig die §. 25 angeführte Vorschrift, vermöge deren die Ehe zwischen einem lutherischen Mann und einer katholischen Frau nur dann, wann letztere erlaubt, dass alle Kinder zur lutherischen Religion angeführt werden, vom Prediger und vom Consistorium gestattet, widrigenfalls aber von letzterem abgemahnt, und in *eventum* dem Landesherrn angezeigt werden soll; eine Vorschrift, die weder mit dem Geist der übrigen Gesetze Oldenburgs, noch mit der ausgezeichneten Humanität der gegenwärtigen Oldenburgischen Staatsverwaltung im Einklange steht.

M—St. St.

ANSBACH, b. Haueisen: *Handbuch des Rangrechts, in welchem die Literatur und Theorie, nebst einem Promptuar über die praktischen Grundsätze desselben, ingleichen die neuesten vorzüglichsten Rangordnungen in Anhang enthalten sind, von Johann Christian Hellbach, fürstl. Schwarzburg-Rudolstadtischem Rathe.* 1804. 310 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wenn über einen Gegenstand, der an sich nicht sehr bedeutend, und dabey so beschaffen ist, dass die Behandlung desselben leicht ins Kleinliche und Lächerliche fallen kann, ohne Geschmack und ohne Beurtheilung geschrieben wird: so lässt sich nichts anderes, als ein recht schlechtes, unbrauchbares Buch erwarten. Dies ist denn auch, nach unserem Urtheil, Hn. *Hellbachs* Rangrecht. Der Vf., dem es um Aufstellung allgemeiner Grundsätze, und um Entwicklung rechtlicher Begriffe gar nicht zu thun ist, der folglich die erste Anforderung an ein Handbuch eines allgemeinen Rangrechts ganz aus den Augen gesetzt hat, giebt dem Publicum, ohne allen wahren inneren Zusammenhang, und ohne alle Unterscheidung des Brauchbaren und Reellen von dem Unbrauchbaren und Lächerlichen, eine Menge ganz trivialer, oft ganz falscher Sätze, gewöhnlich ohne allen Beweis, — wenn man nicht etwa das Anführen eines Rechtsgelehrten aus dem 17 oder der ersten Hälfte des 18 Jahrhunderts, also aus einem Zeitalter, in welchem eine lächerliche Pedanterey, die gar keine Grundsätze kannte, unter den Menschen herrschte, für einen Beweis gelten lassen will; und giebt dies mit einem Selbstvertrauen, woraus man recht deutlich sehen kann, dass er von seinem Gegenstande gar keine richtige Vorstellung habe. Denn hätte er solche, so würde es ihm nicht entgangen seyn, dass eine Sache, wie der Rang in der bürgerlichen Gesellschaft, insofern solcher Gegenstand eines vollkommenen Rechtes seyn kann, etwas ganz positives sey, und wegen der verschiedenen Gesichtspunkte, von welchen man bey dessen Festsetzung ausgehen könne, gar mannichfaltige Ansichten zulasse, und daher auch ganz verschiedene Be-

Bestimmungen erhalten haben müsse, und daß sich daher nur sehr selten im Allgemeinen sagen lasse, dieser genieße den Rang vor jenem. Gleichwohl findet man davon besonders in dem Promtuarium die lächerlichsten Beyspiele. So lernt man z. B. S. 136, daß der Barbier dem Nagelschmidt, S. 269 daß der Weinschenk dem Schweinschneider, welchem der Vf. den letzten Platz im Staate anweist, vorgehe, und S. 139 daß bey Brüdern unter einander die Geburt entscheide, und der ältere Bruder Kaufmann dem jüngeren Doctor vorgehe. Wie wenig der Vf. seinen Gegenstand durchdacht habe, zeigen ferner die häufigen Widersprüche und schiefen Ansichten. So legt er S. 40. §. 3 den Reichsständen das Recht, Rang und Würden zu ertheilen, unbedingt bey; S. 103. §. 7 hingegen gibt er den Reichsgerichten eine gewisse Aufsicht darüber, und belegt diess mit einem unglücklich gewählten Beyspiele, wo der Reichshofrath eine Mecklenburgische Rangordnung, die dem Range der Landräthe und Landmarschälle nachtheilig war, aufhob. Hätte der Vf. gewußt, daß zuweilen die Grundverfassung eines Landes gewissen Personen und Würden den Rang anweise: so würde er S. 54. §. 2 eine fünfte Entscheidungsquelle der Rangkreitigkeiten haben angeben können, die wenigstens sicherer und lauterer gewesen wäre, als die rechtlichen Erkenntnisse der Spruchcollegien und einzelner Rechtslehrer, und er würde durch das Beyspiel nicht verleitet worden seyn, im Allgemeinen zu sagen, daß Staatsdiener, deren herkömmlicher Rang durch neue Rangordnungen gemindert worden, die reichsgerichtliche Hülfe imploriren könnten. So wie man allenthalben auf Lächerlichkeiten stößt, z. B. wenn S. 59. §. 4 beschrieben wird, wie Rangordnungen gemacht zu werden pflegen; S. 44. §. 7 wo gesagt wird, daß der Klingelbeutel nicht nach dem Range sondern nach der Reihe der Kirchstände herum getragen werden müsse, und daß der, welcher den Klingelbeutel vor einem andern verlange, als ein *turbator sacrorum* willkürlich bestraft werde; S. 60. §. 6 daß

die vorgeschriebenen Rangordnungen der Verstorbenen pünktlich zu befolgen seyen, und unzählige andere: so findet man über richtige Fragen des Rangrechts, z. B. von der Wirksamkeit eines Rangs außer dem Territorio desjenigen, der ihn ertheilt hat, von dem Einflusse des Ranges des Erbtheilers auf den ertheilten Rang, und von ähnlichen Fragen, entweder gar nichts oder etwas sehr wenig befriedigendes. Rec. der sich die Mühe nicht hat verdriessen lassen, das Buch ganz durchzulesen, kann versichern, daß er nicht eine einzige Bemerkung darin angetroffen, welche ihm neu geschienen und sich nur etwas über das ganz alltägliche und höchst triviale erhoben hätte. Auch ist die Literatur, ungeachtet die Citaten den bey weitem größten Theil des Buchs einnehmen, durchaus nicht vollständig, und noch weniger ausgefüllt. Es fehlen z. B. die wichtigsten neuen Schriften des Völkerrechts, von welchen der Vf. überhaupt keinen richtigen Begriff hat; von Memoiren und Staatschriften, aus welchen so viel für diese Materie zu schöpfen ist, weiß er nichts, wenn sie nicht etwa im Lünig, oder im Faber und ähnlichen älteren Sammlungen zu finden sind. Unverzeihlich aber ist, wenn der Vf. auf dem Titel sagt, daß im Anhang die neuesten vorzüglichern Rangordnungen enthalten wären, wo man doch nur ein unvollständiges, jetzt in unendlich vielen Punkten abgeändertes preussisches Rangreglement von 1713, ein hessische Rangordnung von 1762, aus welcher man noch dazu nicht recht klug werden kann, und endlich eine Sachsen-Gothaische Rang- und Hofordnung von 1730 findet, welche jetzt zum Abdruck gar nicht mehr qualificirt ist, weil sie sichtbarlich nur für den Moment paßt, in welchem sie gegeben wurde, indem der Rang mehrerer einzelner längst verstorbener Personen darin festgesetzt ist. Wie konnte Hr. Hellbach diese größtentheils unbrauchbaren Rangordnungen, die neuesten vorzüglicheren nennen, ohne sich einer Versündigung an der Rangordnung der Rangordnungen schuldig zu machen! pp.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**JURISPRUDENZ.** Marburg, b. Krieger: *Ist die Ehe zwischen Vater und Tochter zuzulassen? Ein Beytrag zur Aufklärung des XIX Jahrhunderts.* 1804. 78 S. 8. (5 gr.) Wenn diese Schrift, wie sie sich angiebt, als eine Verkündigerin der Aufklärung des 19 Jahrhunderts betrachtet werden sollte: so möchte diess in der That von übler Vorbedeutung seyn. Wer möchte nicht gern den Blick von einem Jahrhundert wegwenden, das so angekündigt wird? Doch diese Beforgnis dürfte überflüssig seyn. Neu ist die darin aufgestellte Behauptung allerdings, da bisher unter gesitteten Völkern, auch selbst in den revolutionären Zeiten, in denen alles, was dem Menschen jemals heilig gewesen ist, von neuem in Untersuchung gezogen worden, noch nie einer damit hervorgetreten ist: aber nicht jedes Neue führt zur wahren Aufklärung.

Nachdem der Vf. mit declamatorischer Beredsamkeit, übrigens aber in keiner vorzüglich einladenden und correcten Schreibart, in dem Eingange der Schrift, sich des in neueren Zeiten aufgegangenen Lichts erfreuet, vor dem verjährte Vorurtheile verschwinden müssen, ohne indeß die einzelnen Wahrnehmungen dabey näher anzudeuten, stellt er in dem 8 §. den Grundsatz auf: wie es als unbestritten angenommen werden

könne, daß die Ehe des Vaters mit der Tochter nicht gegen das Naturrecht sey, daher die Entscheidung der aufgeworfenen Frage sich nur darauf beschränke, ob diese Ehe durch göttliche Gesetze unter sagt sey. Sein Ideengang ist folgender. Wiewohl die mosaïschen Ehegesetze, welche weder durch Christum noch seine Apostel wiederholt werden, nur den Juden verbindlich wären, so seyen sie doch bey Christen zur Richtschnur angenommen. In diesen sey aber die Ehe zwischen Vater und Tochter nirgends namentlich verboten.

Der übrige Theil der Schrift ist gegen den Hofr. Michaelis gerichtet, welcher in der Abhandlung über die Ehegesetze Moses behauptet: daß diese Ehe schon vor der Zeit Moses und nach dem alten Herkommen nicht gleichgültig gewesen, und durch die Gesetze Moses, wenn schon nicht namentlich, verdammt sey; wie denn auch gewisse Verbrechen so abscheulich wären, daß der Gesetzgeber sie gar nicht erwarte, und deswegen kein Gesetz wider sie gebe, sondern deren Bestrafung der Willkühr der Obrigkeit überlasse. Der Vf. wendet dagegen ein: bey der von Moses erzählten Geschichte von Loth und seinen Töchtern sey keine Mißbilligung zu erkennen gegeben, wie man bey ähnlichen Veranlassungen sonst immer finden werde: es lasse

lässe sich ferner nicht erweisen, daß Moses bey diesen Eheverböten auf die Sitten der Cananiter Rücksicht genommen habe; hätte übrigens der Gesetzgeber diese Ehe für so abscheulich gehalten, so würde er sie auch ausdrücklich verboten haben. Von einem an Verstande und Weisheit beschränkten menschlichen Gesetzgeber sey kein Schluss auf den göttlichen Gesetzgeber zu machen; man würde sonst gegen keine willkürliche Auslegung mehr gesichert seyn. Durch diese Einwürfe glaubt nun der Vf. seinen Satz völlig erwiesen zu haben, und fügt nur, zu noch mehrerer Bekräftigung desselben, einige Bemerkungen hinzu.

Dem von *Michaelis* angenommenen (Rec. nicht völlig zu reichend scheinenden) Grunde der Eheverböte, der Verhütung der Unzucht in den Familien, soll diese Ehe nicht entgegen seyn. Da der Vater bey Lebzeiten seiner Frau die Tochter nicht ehelichen könne, und es nach deren Tode noch darauf ankomme, ob sie erwachsen und ledig sey, oder selbst Lust dazu bezeige: so lasse die Seltenheit dieses Falles keine üblen Folgen befürchten. (Wie wenig zutreffend dieses sey, braucht kaum bemerkt zu werden, da der sitzlose Vater leicht zu einem solchen Vergehen gereizt werden kann, wenn er hoffen darf, die Tochter nach dem Tode seiner vielleicht kränklichen Frau zu ehelichen.) In den römischen Gesetzen sey zwar diese Ehe verboten, aber da von allen menschlichen Verböten dispensirt werden könne, so sey auch in diesem Falle die Dispensation zulässig. Empörende und grausame Härte würde es seyn, zu einer solchen Ehe die Dispensation zu verweigern, wenn die Tochter ihre Einwilligung dazu gebe. Er verspricht sich von einer solchen Ehe oft glückliche Folgen, da die Tochter einer sonstigen Stiefmutter vorzuziehen sey, (wobey er wohl nicht an das Verhältniß mit ihren Geschwistern, oder etwa zu erwartenden Kindern denkt). Durch diese Dispensation würden vielleicht oft Versündigungen verhütet, die im Stillen vorgehen. Er schließt endlich mit dem Wunsche, daß der Gesetzgeber in den Ehegesetzen eine Reform vornehmen, und dabey mehr auf das Wohl der Menschheit Rücksicht nehmen möchten.

Schon aus dieser einfachen aber getreuen Darlegung leuchtet es von selbst ein, wie äußerst unbefriedigend dieser angeliche Beweis sey. Der Vf. geht in seinen Hauptargumenten offenbar nur auf den Buchstaben, nicht aber auf den Geist der mosaïschen Gesetze, bey denen es noch zweifelhaft seyn möchte, ob sie in der ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen sind. Würde man nicht dem Gesetzgeber eine Ungereimtheit bemessen, wenn dieses Eheverbot nicht bey ihm vorausgesetzt werden sollte, da er doch die Ehe des Vaters mit der Tochter Tochter, und mit des Sohns Tochter, so wie die Ehe der Mutter mit dem Sohne ausdrücklich verbietet? (3 Mos. 18, 7, 10.) Man darf solches indessen füglich auf sich beruhen lassen, da es bey Erörterung der aufgeworfenen Frage wohl nicht allein auf den Inhalt der mosaïschen Gesetze ankommen kann. Wenn sie auch als Ehegesetze oder Eheverböte zu betrachten seyn sollten, wovon doch einige Fälle nach richtiger Exegese auszunehmen seyn möchten: so werden sie doch nach der gegenwärtig fast übereinstimmenden Meinung der bewährtesten Theologen und Juristen nicht ferner als *allgemeine*, entweder natürliche oder positive, göttliche Gesetze anerkannt, die auch für Christen verbindlich sind. Vielmehr gelten sie nur durch die Annahme als Staatsgesetze, also als menschliche Gesetze. Der Vf. scheint solches §. 9 selbst anzunehmen, und doch ist sein ganzes Raisonement darauf gegründet, daß es allgemeine positive göttliche Gesetze sind. Obgleich das Christenthum durchgängig auf die innere göttliche Gesetzgebung der Vernunft hinweist, so soll man doch nach dem Vf. hier lediglich bey dem Buchstaben des mosaïschen Gesetzes stehen bleiben, welches zunächst für ein Volk gegeben ward, das damals noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur stand, und dem noch Vielweiberey, willkürliche Ehescheidung und Blutrache erlaubt war. — Wie konnte aber der Vf. sich verleiten lassen, den Satz als unbestritten vorzusetzen: daß die in Frage besangene Ehe nicht gegen das Naturrecht streite? Wenn es auch Schriftsteller gegeben hat, die in der Verzeiwelung, ein allgemein befriedigendes Fundament der Eheverböte ausfindig zu machen, es geleugnet haben, daß es nach dem Naturrechte einen Incest gebe: so ist dieses doch nie die allgemeine Meinung gewe-

sen. Im Gegentheil sind sogar schon häufig die mosaïschen Ehegesetze, wenigstens größtentheils, als Naturgesetze anerkannt worden; auch erweist man in der That den als göttlich angenommenen Verböten keine besondere Achtung, wenn man sie nur als willkürliche Verböte betrachtet, die in der sitzlichen Natur des Menschen nicht gegründet sind. Aus jener Schwierigkeit, zu den allgemeinen Principien zu gelangen, folgt auch nicht, daß es gar keine solche gebe, und nach dem Naturrechte jede Ehe erlaubt sey. Darf man behaupten, daß das Naturrecht schon durchgängig auf haltbare allgemeine Principien zurückgeführt sey? — Durch die neueren Untersuchungen über diesen Gegenstand, welche von dem CR. *Ammon*, Gen. Sup. *Nietzsch*, und Sup. *Schlegel* angestellt sind, ist man in Ansehung der Eheverböte diesem Ziele merklich näher gekommen. Die von ihnen aufgestellten zwar an sich verschiedenen Theorien kommen in Absicht dieser Ehe im Wesentlichen mit einander überein. Man darf mit ihnen, was hier nicht weitläufiger ausgeführt werden kann, annehmen, daß der sinnliche Geschlechtstrieb mit der Pietät, oder der Ehrfurcht gegen das älterliche und kindliche Verhältniß nicht bestehen könne, und daß dieses Pflichtverhältniß, ohne Herabwürdigung der Menschheit, nicht aufgehoben oder verletzt werden dürfe. Letzterer geht dabey von dem Grundsatz aus: daß der Mensch theils genöthigt, theils befugt sey, solche Maximen, die, wegen gewisser Bedingungen seiner sinnlichen Natur, auf die Entwicklung oder Bewahrung seiner Sittlichkeit eine notwendige Beziehung haben, als moralische Gesetze aufzunehmen, zu ehren und zu befolgen; daß es ferner Zweck des Staats sey, dessen Mitglieder in der freyen ungehinderten Ausübung der aus der Moralität hervorgehenden Gesetze zu schützen, und denjenigen sitzlichen Gesetzen eine außersetzliche Sanction zu erteilen, die dieselben empfänglich und bedürftig sind; welchen Grundsätzen Rec. beypflichten muß.

Doch sollte nicht auch, ohne förmliche Entwicklung der Gründe, jeder, wenn er sich unbefangenen seinem Gefühle überläßt, und weder durch Autorschaft noch durch Leidenschaften verblindet wird, es für einen Frevel erkennen müssen, jenes ehrwürdige, in der Natur selbst gegründete, in gewisser Masse stets fortdauernde Verhältniß, worin wir durch den Urheber unseres Daseyns veretzt worden, und welches als eine notwendige Bedingung nicht nur unserer Sittlichkeit, sondern auch des Wohls der Familien, so wie eben dadurch auch des Staats zu betrachten ist, eigenmächtig zu lösen, um ein anderes aus eigener Willkühr leichtsinnig an dessen Stelle zu setzen, welches nicht damit verträglich ist?

Dem Vf. scheinen diese neueren Untersuchungen gänzlich unbekannt geblieben zu seyn, woraus ihm kein Vorwurf zu machen seyn würde, wenn er sich nur nicht in einem für die Sittlichkeit so wichtigen Punkte zum Reformator hätte aufwerfen wollen, und ein so anmaßendes Schild ausgehängt hätte. Rec. will es dem Vf., welcher ein eifriger Anhänger der Offenbarung zu seyn scheint, gern zutrauen, daß er es mit dieser Untersuchung redlich meint, und daß er durch seine gleichsam als untrüglich vorgetragenen Behauptungen die heilig zu verehrenden Gesetze der Sittlichkeit nicht habe beeinträchtigen und untergraben wollen. Wie konnte er aber wohl, ohne das übereinstimmende Urtheil aller gebildeten Völker von den ältesten Zeiten her im geringsten zu achten, in einem so entscheidenden Tone darüber abprechen, und dieses bloß auf die Rechnung des Vorurtheils, und der Mode schreiben, über deren lang gedauerte Herrschaft er kaum sein Erstaunen bergen kann? — Der moralische Abscheu in Absicht dieser Ehe wird gewiß durch dieses unbändige Raisonement weder geschwächt noch gehoben werden; durch dessen Vertilgung Rohigkeit des Geistes und Sittenlosigkeit unaufhaltsam herbeygeführt, und alle Keime einer besseren Geisteskultur und des wahren Seelenadels erstickt werden würden.

Wenn Rec. die unangenehmen Empfindungen, welche die Behandlungsart dieses Gegenstandes in ihm erweckt hat, nicht ganz hat unterdrücken können, so mag der Vf. ihm solches um so eher verzeihen, da er selbst oft in heftigen Unwillen über diejenigen ausbricht, die diese Ehe bisher nicht gestiftet haben.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 5 DECEMBER 1805.

## JURISPRUDENZ.

HAMBURG, b. Perthes: *Handbuch über das praktische Seerecht der Engländer und Franzosen in Hinsicht auf das von ihnen in Kriegszeiten angehaltene neutrale Eigenthum, mit Rücksicht auf die englischen Affecuranz-Grundsätze über diesen Gegenstand*, von Friedr. Joh. Jacobsen; königl. dänischem Advocaten. 1 Band. 1803. LXXII u. 700 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

In der Dedication an die nordischen Seemächte, die Beherrscher von Dänemark, Rußland, Preussen und Schweden, fordert der Vf. dieselben auf, den Bedürfnissen des nordischen Seehandels nöthige Bestimmungen der Seerechte, durch friedliche Discussionen mit den diese Rechte beeinträchtigenden Regierungen, festzusetzen und zu erläutern. Die Einleitung enthält einen Auszug aus den Debatten des engl. Parlaments über den petersburger Tractat vom 17 Jun. 1801, und insbesondere über die demselben beygefügte Artikel wegen der Schifffahrt der Neutralen in Kriegszeiten an den Küsten der kriegführenden Mächte, nach deren Kolonien und blokirten Hafen und Küsten, wegen welcher Rec. auf öffentliche Blätter und andere Zeitschriften verweisen muß. Denn sie enthalten nichts Neues, wenn sie gleich in Beziehung auf den Inhalt des Buches, und die von dem Vf. in dem Verfolge der Einleitung beygefügte *placida desideria*, auf welche Art die Verfügungen dieses Tractats, so wie anderer bisher bestehenden und zum Theil usurpirten Seerechte, zu dem nach natürlichem Rechte und Billigkeit zu fordernden möglichsten Beschränkungen der Nachtheile, welchem Neutrale bey jedem Seekriege ohnehin ausgesetzt sind, eingerichtet werden könnten und sollten, mit beiden in wesentlicher Verbindung stehen. Der Vf. verspricht die in dieser Einleitung angefangenen Erörterungen seiner frommen Wünsche und der auf sie gegründeten Vorschläge, so wie ähnliche auf den Inhalt des Buches bezügliche Materien in der Einleitung zum folgenden Bande fortzusetzen, und diese mit einer Parallele zwischen den Grundsätzen der englischen und französischen Prisengerichte zu beschließen. Bey dem Mangel eines *juris scripti* in Prisenfachen bey den Engländern, die nichts weiter haben, als was die Kaperinstructionen, einzelne Verfügungen und Declarationen der Regierung, und die bekannt gewordenen Prisenacten enthalten, ist es des Vf. Absicht, die in diesen, vorzüglich in den Entscheidungs-

S. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

gründen der Urtheile in Prisenfachen, (von denen der Vf. gegen achthundert gedruckte und geschriebene zu benutzen Gelegenheit hatte,) enthaltenen Rechtsgrundsätze zu sammeln, und nach bestimmten Fächern zu ordnen; ohngefähr so, wie unsere alten statutarischen Rechte aus den in Stadtbüchern zusammengetragenen Präjudicaten entstanden. Dieser Fächer stellt der Vf. als Überschriften der einzelnen Abschnitte seines Werkes auf, deren jeder, mit Ausnahme des 7 und 8 Abschnittes, welche bloß Grundsätze der Engländer enthalten, zwey Kapitel hat, in deren Erstem die Grundsätze der Engländer, im Zweyten die der Franzosen, über den durch die Überschrift des Abschnittes bezeichneten Gegenstand enthalten sind. Einzelne Entscheidungen der Prisengerichte anderer Nationen, die nur beyläufig mit erwähnt worden, verdienen in Rücksicht ihrer geringen Anzahl gegen die der beiden genannten Nationen, kaum eine Erwähnung. Die Einleitung beschließt eine ganze Reihe von Beschwerden gegen die Verfassung, insbesondere der englischen Prisengerichte; hiebey viele dem größten Theile nach sehr zweckmäßig scheinende Vorschläge zu ihrer Abänderung zum Vortheile der Neutralen, — (wenn auch bey einzelnen derselben wie z. B. bey dem S. L. f. einige Einschränkungen oder nähere Bestimmungen Statt finden möchten,) — die zum Theil, wenn gleich zu einem ohne Vergleich geringeren, durch neuere von dem Vf. selbst mit angeführte neue Einrichtungen etwas erledigt sind, zum Theil aber, so wie eben erwähnte fromme Wünsche, schwerlich eine ganze Abhülfe zu erwarten haben dürften, so lange die Regierung der Nation, deren Vortheile sie so entscheidend bezwecken, eine entscheidende Stimme dabey behält. Das Werk selbst ist für den Seehandel aller Neutralen in Kriegszeiten vorzüglich interessant und instructiv, so daß Rec. von ihm, als von dem Ersten in seiner Art, sich zu einer ausführlicheren Anzeige verpflichtet hält.

Der Vf. erklärt das praktische Seerecht der Engländer und Franzosen in Beziehung auf Neutrale, für die *Wissenschaft* desjenigen, was bey diesen Nationen in Hinsicht des unter neutralen Flaggen von ihnen angehaltenen Eigenthums für Recht gehalten wird. Ohne darüber mit dem Vf. zu rechten, ob nicht bey einem so willkürlichen, und so oft von Convenienz geleiteten Verfahren, wie hier, Rec. möchte sagen in der Regel Statt zu finden scheint, und selbst in Bezug auf die Weise, wie die Grundsätze dieses Rechts von dem Vf. dargestellt und vorgetragen sind,

L 11

sind, das in der vorstehenden Erklärung gebrauchte Wort *Wissenschaft* gegen das der Sache angemessere *Kenntniß*, vertauscht zu werden verdiente; und ohne den Vf. darüber zu tadeln, daß das von ihm für fragmentarisch erklärte Verzeichniß der Quellen dieses Rechts, und dessen Literatur nicht vollständiger ist, geht Rec. gleich zu den folgenden Nachrichten von den englischen und französischen Prisenengerichten über. Von den englischen, ist Bestellung, Einrichtung, Einkünfte, so wie von den Viceadmiralitätsgerichten außerhalb England, vorzüglich in Westindien und Gibraltar erwähnt, desgleichen Marriots merkwürdige Forderung in Bezug auf die Eigenschaften eines englischen Prisenrichters, deren Erfüllung in Concreto schwerlich ganz vollständig zu finden seyn möchte. Sodann vom französischen Prisenconseil unter dem französischen Consulat und dessen Verfassung nach der angeführten Stiftungsurkunde dieses Gerichts vom 6 Germinal des VIII. Jahrs, von einigen später erfolgten Entscheidungen wegen der Beschaffenheit dieses Conseils selbst, der Art der Verhandlungen vor demselben, und der ihm zustehenden Befugniß, in seinen eigenen Urtheilen und Beschlüssen, nachdem sie abgegeben sind, und von denen keine Appellation Statt findet, Abänderungen zu machen.

Es folgen dann in zehn Abschnitten die aus bestimmten Regierungsverordnungen, Tractaten und erläuternden Erklärungen über beide, größtentheils aber aus den Entscheidungsgründen der Urtheile in Prisenfachen hergeleiteten Sätze mit ihren Belegen.

I. *Von den Grenzen und Vorrechten des neutralen Seegebietes und von Anhaltung, Wegnahme und Feindseligkeiten auf demselben.* Nach den Grundsätzen der Engländer wird in den Verhandlungen vor den Prisenengerichten keinem Privato erlaubt, diese Präliminarfrage, ob die Wegnahme auf neutralein Seegebiete geschehen sey oder nicht, in Anregung zu bringen, sondern es ist bloß den Regierungen, die ihre Territoria durch eine solche Aufbringung verletzt glauben, verstatet, die unrechtmäßiger Weise auf ihrem Gebiete genommenen Schiffe zu reclamiren, worüber sich jedoch das Prisengericht auch noch die Cognition vorbehält. — (Beides vielleicht als bloße Folge davon, daß bey den mehresten Fällen dieser Art ministerielle Verwendungen fremder Regierungen für bloß aus Privat-Interesse bewirkte Mafsregeln angesehen werden mögen, die den Aufgebrachten wenigstens den Beweis ihrer Behauptung ersparen, und zur Einleitung einer für sie günstigen Entscheidung das Übergewicht einer ministeriellen Verhandlung über einen Privatprocess wirksamer seyn muß, oder vielleicht bloß dafür gehalten wird — und durch vielleicht in einzelnen Fällen zu leicht erfolgte Bewilligung ministerieller Verhandlungen.) — Nach diesem folgt eine Erläuterung der von den Engländern selbst angenommenen Grundsätze, nach denen sie ähnliche Verletzungen ihres eigenen Territorii, wenn fremde Schiffe auf demselben von kriegführenden Mächten gegen

die sie selbst neutral waren, genommen wurden, angesehen und geahndet haben, nach dem Inhalte mehrerer über ähnliche Vorfälle abgestatteter rechtlicher Gutachten, und einer Erklärung des englischen Gouvernements von 1667. Auch wird bey dieser Gelegenheit erklärt, was die Engländer *the kings chambers* nennen. Die Unbestimmtheit der englischen Kaper- und Repressalien-Briefe in Rücksicht dessen, was als neutrales Territorium von ihnen respectirt werden soll, wird getadelt, — (wenn gleich die zur Aufbringung neutraler Schiffe berechtigten Engländer in diesen der bloßen Erklärung der neutralen Civil- und Militair-Behörden unterworfen sind, und es insofern wenigstens an den Gouvernements-Verfügungen nicht liegt, wenn dergleichen Behörden in desfalls abzugebenden Erklärungen nicht offen und entscheidend genug sind, oder diesen Erklärungen den gehörigen Nachdruck zu geben versäumen; —) ferner wird mit Anführung von Entscheidungen des Prisengerichts über die auf den Watten gemachten Prisen behauptet, daß die Engländer in diesem Falle gegen fremde Territoria weit gelindere Grundsätze annehmen, als die sind, deren Befolgung sie von Fremden für das englische Territorium fordern. Bey Aufstellung der Grundsätze der Franzosen über diesen Gegenstand behauptet der Vf., die Kanonenschußweite vom Strande sey von ihnen in den wildesten Revolutionszeiten, auch gegen die kleinsten Staaten, z. B. die damalige Republik Genua respectirt, und diese Grenze des unbezweifelten neutralen Seegebietes sey durch eine spätere Erklärung des französischen Justizministers im VII oder VIII Jahre der Republik, zur Norm für die späteren Entscheidungen des Prisenconseils auf zwey Lieues ausgedehnt worden.

II. *Von denjenigen, die befugt sind, neutrales für feindlich gehaltenes Eigenthum anzuhalten und aufzubringen.* Bey den Engländern wird diese Befugniß nur Staatschiffen und den mit Kaperbriefen versehenen Privatschiffen zugestanden. Den Ersteren in jedem Falle, den Letzteren nur in dem nicht, wenn die neutralen Schiffe sich unter Convoy von Kriegsschiffen befinden, wo den Ersteren dieses Recht (nach dem Vf.) nur reciproce in Hinsicht derjenigen Mächte zugestanden ist, die dem obenerwähnten petersburger Tractate beygetreten sind. Jedoch wird das Recht des Anhaltens und Aufbringens auch jedem anderen englischen Staats- und Privatschiffe, wenn es auch nicht dazu ausgerüstet und bemannt ist, offensiv oder defensiv zu agiren, zugestanden, sobald es von offenbaren oder versteckten feindlichen Gütern in neutralen Schiffen Nachricht hat. Feindliche Güter aber, deren es sich auf diese Weise bemächtigt, gehören dem Gröfsadmiral, der jedoch den Nehmern eine billige Vergütung wegen ihrer Mühe zugestehet, da in jedem anderen Falle die Prise dem Könige gehört. Beide, der König und der Gröfsadmiral, haben aber, wie in einer Note beyläufig erwähnt wird, längst ihren Rechten zu Gunsten der Nehmer entsagt, (und überdies werden für



für das Nehmen und Aufbringen feindlicher Kriegsschiffe, besondere ansehnliche Belohnungen zugesandt, auch für alles vom Feinde eroberte Geschütz, Kriegs- und Schiffs-Geräthe, und andere Vorräthe, nach gewissen sehr zum Vortheile der Nehmer bestimmten Taxen, Prämien bezahlt.) Bey den Franzosen ist es bloß den Schiffen des Staats, und vom Staate dazu ausdrücklich autorisirten Privatschiffen erlaubt, feindliche Schiffe zu erobern und aufzubringen. Wenn Privatschiffe ohne ausdrückliche Autorisation dazu dieses thun, so ist alles feindliche durch sie genomme Eigenthum gesetz- und verfassungsmäßig confiscirt; indessen wird ihnen gewöhnlich das Ganze, oder doch der beträchtlichste Theil desselben, als Belohnung für die dabey bewiesene Tapferkeit, Vigilanz, Patriotismus etc. zugestanden.

III. *Von der Verantwortlichkeit der Principalen und Bürgen der Captoren neutraler Güter, wenn diese sich Ungerechtigkeiten oder Verbrechen zu Schulden kommen lassen.* Die englischen mit mehr als 150 Mann bemannten Kaper haben 3000 Pf. Sterl. Caution zu stellen; die, deren Mannschaft unter dieser Zahl, beträgt 1500 Pf. Sterl. Der Vf. führt bloß solche Beyspiele an, die von den großen Schwierigkeiten zeugen, zu einem Schadenersatze desfalls zu gelangen, insbesondere, wenn bey den in der ersten Instanz eingeleiteten und gepflogenen Verhandlungen nicht gleich vom Anfang an bestimmt mit darauf angetragen, oder irgend ein anderes leichtes Versehen gegen die verwickelte englische Gerichtsverfassung begangen ist. Hierauf wird angeführt, was nach den vormaligen *Ordonnances de la Marine* von 1674, 1680 und 1778 wegen dieser Bürgschaften in Frankreich verordnet war: daß während des republikanischen Gouvernements in Frankreich gegen Kaper und deren Rhedereyen nur insofern ein sehr unbestimmter und unsicherer Regress Statt fand, als die Kaperführer, Eigenthümer der Kaper und deren Bürgen selbstsolvendo waren, dagegen aber für die von Staatschiffen begangenen Ungerechtigkeiten sehr oft von der Regierung selbst Vergütungen geleistet worden, ohne sie auf den sehr oft völlig unwirksamen Regress gegen die Captoren zu verweisen, wie dies in England in solchen Fällen gewöhnlich geschieht. Endlich wird der neueste Regierungsbeschluss vom 22 May 1803 als jetzige Norm für den Fall angezeigt. Nach dieser sind die mit weniger als hundert und fünfzig Mann bemannten Kaper zu einer Caution von 37000 Franken, und die mit mehr als dieser Anzahl bemannten, zu einer solchen von 74000 Franken verpflichtet, wobey sie die Zahlungsfähigkeit wegen der zu bestellenden Caution zu beweisen haben.

IV. *Von Widersetzung und eigener Befreyung aus der kriegführenden Gewalt.* Diese ist bey den Engländern gegen die von Seiten des Staates autorisirten Caporen, selbst dann, wann Neutrale sich unter Convoy befinden, schlechterdings nicht erlaubt, und hat gesetzlich Confiscation zur unausbleiblichen

Folge; doch läßt man nach Umständen Milderungen von der Strenge der Verordnung zu. Nach Ausführung der älteren französischen, mit den englischen darüber völlig übereinstimmenden, Verordnungen wird der Umstand erwähnt: daß während des Revolutionskrieges, und zu den Zeiten des Directorij, neutrale Schiffe bloß wegen der Möglichkeit, sich zu wehren, weil sie Geschütz und Pulver am Bord hatten, aufgebracht worden. Am Ende wird die neueste Bestätigung der älteren Verordnungen über diesen Gegenstand vom 2 Prairial des XI Jahres, erwähnt.

V. *Von der Fahrt der Neutralen mit Schiffen, die von einer kriegführenden Macht genommen, mit Fahrzeugen, die in feindlichen Häfen aufgekauft sind, und mit Prisenschiffen.* Nach den englischen Gesetzen ist eine mehr oder weniger förmliche, in England selbst für legal anerkannte Condemnation von einem daselbst anerkannten Prisengerichte durchaus nothwendig, um eine Prise legal besitzen und veräußern zu können. Der Ankauf eines Prisenschiffes in einem Lande, dessen Regierung nicht förmlich anerkannt ist, oder gegen welches man von Seiten Englands die gewöhnlichen Gesetze des Kriegs nicht beobachten zu dürfen glaubt, und dessen Gerichte nicht für competent anerkannt werden, ist äußerst gefährlich. Für illegal werden alle Ankäufe von Prisenschiffen gehalten, wenn die Prise nicht in dem kriegführenden Lande selbst, sondern durch einen Agenten dieses Landes in einem neutralen Lande, condemnirt ist. Selbst dann, wann eine solche angekaufte Prise nachmals als neutrales Eigenthum nach dem kriegführenden Lande, in welchem sie ursprünglich zu Hause gehörte, gebracht, daselbst in der unteren Instanz condemnirt, in der oberen für neutrales Eigenthum gerichtlich anerkannt worden, kann sie, wenn der ursprüngliche Eigenthümer sie später wieder erkennt, noch der Confiscation unterworfen werden. Nur dann ist der Ankauf eines Prisenschiffes legal, wenn a) die Regierung des feindlichen Landes, in welchem die Prise aufgebracht und condemnirt worden, (so wie das Gericht, welches die Condemnation verfügte) völlig anerkannt ist; b) wenn die Condemnation durch richterlichen Ausspruch während einer Zeit erfolgt ist, als die Prise in einem der kriegführenden Macht selbst, oder einem ihrer alliirten zugehörigen Hafen aufgebracht lag; c) wenn bey dem Einfall eines Feindes *jure belli* Schiffe genommen, und ohne förmliche Condemnationsacte auf Befehl des Höchstcommandirenden verkauft sind; d) wenn eine kriegführende Macht in dem Lande ihres Alliirten ein fremdes Schiff, welches in Rücksicht des alliirten Landes für neutral zu halten, durch dessen Delegirte hat condemniren lassen; e) wenn die Condemnation in einem kriegführenden Lande durch den Ausspruch eines anerkannten Prisengerichtes geschehen ist, wenn auch die Prise in einem neutralen Hafen aufgebracht lag. Wenn ursprünglich für englische anerkannte, zu Prisen gemachte Schiffe, an Neutrale unter

unter den in England nicht als legal anerkannten Umständen verkauft sind: so werden sie unter dem Kostenersatz, oder der Belohnung für das Aufbringen von  $\frac{1}{2}$  ihres Werthes an königl. Schiffe, und  $\frac{1}{2}$  dieses Werthes an Privatschiffe, der ursprünglichen Rhederey zurückgegeben. Selbst in dem Falle, wenn ein als Prise von einem in England nicht anerkannten Prisengerichte condemnirtes englisches Schiff später von einem höheren und in England unbezweifelt anerkannten feindlichen Prisengerichte für neutrales Eigenthum förmlich anerkannt worden, wird es von den Engländern nicht dieser letzten Anerkennung, sondern der ersten Verurtheilung gemäß behandelt, und die Vindication desselben den ursprünglichen brittischen Eigenthümern zugestanden. Indessen hat man neutralen Käufern solcher Schiffe wohl die auf ihre Erhaltung und Reparaturen verwendeten Kosten, gegen Abrechnung dessen, was die Schiffe verdient haben, bewilligt; doch gleichsam nur immer als eine besondere Nachsicht der englischen Gerichte, und mit hinzugefügter Verwarnung: daß, wenn Neutrale unter dergleichen arbeitsamen Rechtstiteln fortführen, das Eigenthum von Schiffen zu erwerben, sie die Folgen ihrer Unbesonnenheit auf sich zu nehmen haben würden. Die Engländer sehen jedoch die Condemnation von für sie fremden, nicht englischen, weder ihnen noch ihren Allirten ursprünglich gehörenden Schiffen, die von feindlichen Agenten in neutralen Ländern verfügt ist, insofern für legal an, daß sie selbst sich keine Cognition darüber erlauben. Noch einige Fälle, bey denen von nicht competenten englischen Consulatgerichten, Adjudicationen von Prisenschiffen verfügt worden, die später zum Vortheil neutraler Reclamanten entschieden sind, machen den Beschluß dieses so weitläufigen als für Schiffsrhedereyen insbesondere wichtigen Kapitels. Nach französischem Seerecht im Reglement von 1778 können Schiffe, die in feindlichen Ländern gebaut sind, oder feindliche Rheder gehabt haben, nicht als neutrales oder alliirtes Eigenthum angesehen werden, wenn nicht die Cession des feindlichen Eigenthums vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten, durch die nach vorgeschriebenen Formalitäten abgefaßten Documente erweislich ist. Hierauf eine Betrachtung über die aus solchen Fällen entstehenden Assuranzverpflichtungen; dann die Anführung, daß durch eine königl. französische Erklärung von 1780 dieser strenge Grundsatz dahin gemildert sey, daß von den Feinden Frankreichs eroberte, als Prisen condemnirte Schiffe ohne Molestation angekauft und gebraucht werden könnten, von deren Anwendung auf wirklich eingetretene Fälle dem Vf. noch keine Beyspiele vorgekommen sind, wohl aber von der Art, daß man die Anwendung dieser neueren Erklärung verweigert hat; mit Erwägung der Wichtigkeit der Präjudicialfrage in solchen Fällen, über den Zeitpunkt

des Ausbruches der Feindseligkeiten wird dieses gleich wichtige Kapitel geschlossen.

VI. Von der Fahrt der Neutralen mit Schiffsgesäßen, die im feindlichen Lande angekauft sind, und mit anderen ihrer Schiffe, von und nach feindlichen Häfen in Europa, und von der Beschäftigung neutraler Schiffe im feindlichen Handel, mit Ausnahme des Küsten- und Kolonie-Handels. Nach der englischen Praxis erlaubt man jetzt, daß in dem Hafen, in welchem sie aufgebracht werden, ah Neutrale verkaufte Prisenschiffe, Ladungen einnehmen, um damit nach ihrer neuen Heimath zu segeln. Vornals erlaubte man ihnen nur ledig, mit Ballast, nach Hause zu fahren. Die in Feindes Lande aufgekauften Schiffe, welche von der Zeit dieses Ankaufes an einige Zeit einen solchen Handel von und nach feindlichen Häfen geführt haben, der den Neutralen in Friedenszeiten untersagt ist, und selbst diejenigen ursprünglich neutralen Schiffe die von einem neutralen Lande zur Betreibung eines solchen Handels, der ihnen in Friedenszeiten untersagt ist, gesandt werden, sind confiscabel; (z. B. die zur Betreibung des Wallfischfanges und anderer großen Fischerey ausgesandten;) so wie auch die, deren Eigenthümer sich zur Betreibung eines solchen Handels mit ihren Schiffen nach kriegsführenden Ländern begeben. Die vormaligen strengen französischen Gesetze in dieser Rücksicht sind durch das von dem jetzigen Kaiser erneuerte Gesetz von 1778 sehr gemildert, nach welchem es allen französischen Kapern untersagt ist, neutrale, selbst aus einem feindlichen Hafen kommende oder dahin bestimmte Schiffe aufzubringen, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, welche blockirten, eingeschlossenen oder belagerten Häfen Hülfe zu bringen intendiren. Die Bestimmung nach einem feindlichen Hafen, wird jedoch bey sonstigen Umständen, die das Aufbringen eines neutralen Schiffes rechtfertigen, als ein aggravirender Umstand angesehen.

VII. Betreibung des feindlichen Küstenhandels. Nach den Grundsätzen der Engländer kann jedes neutrale Schiff, welches an der feindlichen Küste Frachten von Hafen zu Hafen verfährt, allemal mit Recht aufgebracht werden, um die Ladung desselben in Rücksicht ihres Eigenthums einer näheren Untersuchung zu unterwerfen. Die auf diese Weise aufgebrachten neutralen Schiffe verlieren die Fracht, und haben in der Regel auch noch die Kosten des Aufbringens zu bezahlen, wenn nicht ganz besondere, dem Anschein nach mehr politische als Rechtsgründe andere Veranlassungen zu Erkennung einer Entschädigung einleiten, wegen deren näheren Beschaffenheit Rec. auf das Buch selbst verweisen muß, da ihre weitere Auseinandersetzung hier zu umständlich seyn dürfte.

(Der Beschluß folgt.)

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 D E C E M B E R, 1 8 0 5.

## J U R I S P R U D E N Z.

HAMBURG, b. Perthes: *Handbuch über das praktische Seerecht der Engländer und Franzosen in Hinsicht auf das von ihnen in Kriegszeiten angehaltene neutrale Eigenthum, mit Rücksicht auf die englischen Asscuranz - Grundsätze über diesen Zustand*, von Friedr. Joh. Jacobsen, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

VIII. *Ueber die Betreibung des feindlichen Colonialhandels.* Nach den Instructionen für die Befehlshaber von Kriegsschiffen, auch die der mit *Marquebriesen* gegen Frankreich, Spanien und Holland versehenen englischen Schiffe von St. James den 25 Febr. 1798 ist der Handel der Neutralen nach feindlichen Colonieen von ihren eigenen Ländern aus, und zurück nach diesen, als erlaubt anerkannt, wenn das neutrale Eigenthum der in diesem Handel verschifften Güter erweislich ist. Indessen sind in der Folge manche Entscheidungen von den englischen Admiralitätsgerichten abgegeben worden, welche diese Freyheit bloß auf diejenigen Arten des Handels beschränken, die auch in Friedenszeiten für Neutrale von diesen Colonieen aus frey waren; wodurch denn der der Schifffahrt der Neutralen günstige Inhalt der angeführten Instruction beynahe so gut wie aufgehoben, so daß das bestehende Verbot des Handels nach feindlichen Colonieen als Regel, und der seltenere Fall der Instruction als Ausnahme anzusehen ist. Die Illegalität der Reisen von den Colonteen des Feindes nach Europa, nach andern als englischen Häfen selbst, oder nach den Häfen in den Ländern der Nation, zu welcher der sie verfabrende Neutrale selbst gehört, ist völlig etablirt. Gleiche Grundsätze finden für den ostindischen Handel Statt, und werden bey diesem beynahe noch strenger befolgt, als bey dem westindischen. Es sind in diesem Abschnitte die Entscheidungsgründe des englischen Admiralitätsgerichts über die Confiscation der Güter der holländischen, ostindischen Compagnie, welche nach Contracten dänischen Kaufleuten verkauft waren, um in dänischen Schiffen von Batavia nach Europa gebracht zu werden, besonders merkwürdig. — Für diese beiden Abschnitte fehlen aus leicht ersichtlichen Gründen die Rechtsgrundsätze der französischen Prisen Gerichte.

IX. *Von simulirter (Aus-) Clarirung und unrechter Kurssteuerung.* Die Erste ist ein illegaler häufig praktisirter Nothbehelf der Neutralen, den Handel nach

Häfen oder Colonieen kriegführender Mächte, blockirter Häfen und Küsten, oder auch Contrebandehandel zu maskiren. Sie wird nur in dem einzigen Falle, bey der Fahrt der Neutralen von dem Lande der Einen kriegführenden Macht zu dem einer Anderen jener feindlichen, tolerirt, indem es gewöhnlich in den Ländern kriegführender Mächte unterlagt ist, Schiffe nach feindlichen Häfen auszuclariren. Die englischen Grundsätze darüber scheinen zu schwanken, indem dergleichen simulirte Ausclarirungen bisweilen mit größerer Strenge gehandelt, bisweilen mit Gelindigkeit übersehen worden sind. Dello strenger wird aber die Steuerung eines falschen Kurfes in den englischen Gerichten angesehen. Beyläufig werden auch Fälle hier angeführt, welche sowohl in Rücksicht der Condemnation in den Prisen Gerichten, als auch wegen der Asscuranz einzig als rechtfertigend zugelassen werden. Gleiche Arten der simulirten Ausclarirung, welche die Engländer nicht strafen, scheinen von den Franzosen gleichfalls *tacite* zugelassen zu werden. Auch werden hier die französischen Grundsätze für die Fälle auseinandergesetzt, wenn bey Avantürreisen die Örter der Bestimmung des Schiffes nicht alle, sondern etwa nur der Erste, oder die zu befahrende See, oder gar nur die befahrende Weltgegend mit dem Zusatz: „und weiter;“ oder in den lateinischen Seepässen: „et ulterius ad ordinationem“ benannt sind.

X. *Von Blockaden.* Nach nicht ungegründeten Klagen über das Schwankende in den, nach dem Gerändniß ihrer eigenen Admiralitätsgerichte, von den Befehlshabern der zum Blockiren stationirten Schiffe selbst, bey den erweiterten Grundsätzen über die Blockaden nicht deutlich eingenommenen Vorschriften, stellt der Vf. folgende Grundsätze, mit Beziehung auf die beygefügtten Erklärungen, aus denen sie hergeleitet sind, auf. Nach englischen Grundsätzen sind neutrale Schiffe *confiscabel*: Wenn sie eine durch eine Notification an fremde Gefandte bekannt gemachte Blockade brechen, ohne Rücksicht darauf, ob diese Notification auch bestimmt bey den Obern dieser Neutralen, oder deren Gefandtschaften gemacht worden. Ferner: Wenn sie an Ort und Stelle, oder in der Gegend des blockirten Hafens, oder der blockirten Küste des Hafens ihrer dormaligen Bestimmung, oder sonst auf der Reise von der wirklich Statt findenden Blockade benachrichtigt wurden, und dennoch intendiren, in den blockirten Hafen ihrer ursprünglichen Bestimmung, oder einen anderen blockirten Hafen, oder irgend

M m m

ei-

einen auf einer blockirten Küste einzulaufen. Um nachfolgenden Kreuzern, oder blockirenden Schiffen gleich anzuzeigen, ob irgend einem Schiffe bey einer Statt findenden Blockade dieser Vorfall schon angezeigt, und dasselbe vor dem Versuche, die Blockade zu brechen, gewarnt worden, pflegt der Officier, welcher sie warnt, auf dessen Seepasse, oder irgend einem anderen in Kriegszeiten bey jeder Visitation des Schiffes zu producirenden wesentlichen Schiffsdocumente, dieses schriftlich zu bemerken; und jedes Schiff, das nach einer solchen Warnung einzulaufen versucht, oder nur eines solchen Versuches sich stark verdächtig macht, ist confiscabel, so wie alle nach einem durch förmliche Erklärung an ein diplomatisches Corps als blockirt notificirten Hafen bestimmten Schiffe, ohne alle Rücksicht auf die Entfernung von dem Orte der Bestimmung, auf welcher sie betroffen worden, so bald es sich nur erweislich annehmen läßt, daß dem ein solches Schiff führenden Schiffer diese Notification habe bekannt seyn können. Eine von einem Befehlshaber allein für sich *de facto* erklärte Blockade wird jedoch nicht für rechtmäßig gehalten, wenn sie nicht wirklich zu Stande gebracht ist; doch werden alle zu einer Blockade commandirten Schiffe, wenn sie sich auf ihren Stationen nicht halten, sondern beträchtlich davon entfernen, immer noch als wirklich blockirend angesehen, und ihnen die gegen alle nach dem blockirten Hafen bestimmten, so wie gegen alle aus demselben kommenden Schiffe vergönnten Rechte zugestanden, welche sie sich nach weniger strengen Grundsätzen nur durch eine wirklich effectuirt Blockade und durch Haltung ihrer dazu erforderlichen Stationen hätten erwerben können. Aus einem blockirten Hafen darf kein Schiff auslaufen, wenn es nicht schon vor dem Anfange der Blockade in dem Hafen war; es darf nur die Ladung mitnehmen, die es erweislich vor der Notification der Blockade wirklich eingenommen hatte. Unter allen anderen Umständen ist die Confiscation die unvermeidliche Folge des Auslaufens während der Blockade; und selbst in den angezeigten Fällen sind die Schiffe einer Aufbringung zu näherer Untersuchung unterworfen, ohne dessfalls Entschädigung hoffen zu dürfen. (Es sey denn, daß sie sich, bey Blockirung von neutralen Häfen, durch Agenten oder Repräsentanten der blockirenden Macht Erlaubnißscheine zum Auslaufen zu verschaffen wissen, — wie dieses nicht ganz selten geschieht, und bey der noch bestehenden Blockade der Elbe wenigstens der Fall gewesen ist, was dem Vf. nicht unbekannt seyn kann.) — Die Eigenthümer büßen sogar das Betragen ihrer Schiffer und neutralen Commissionärs, insofern sich solche eine wirkliche, oder bloß eingebildete, oder scheinbare Verletzung der Blockade zu Schulden kommen lassen, ohne Regress gegen diese zu haben, als im Falle der Confiscation. Nur dann sind nach blockirten Hafen bestimmte Güter im Aufbringungsfalle der Confiscation nicht unterworfen, wann die Eigenthümer oder ihre Commissionärs die Ordre zum Verschiffen der

Ladungen vor Bekanntwerdung der Blockade ertheilten, und die Zeit bis zu deren wirklicher Verschiffung zu kurz war, um diese Ordre zu widerrufen. Bey der in ihrer Art einzigen Blockade der Elbe und der Weser hat der Vf. sich bemühet, in Ausführung von Fällen und Entscheidungen, welche auf die dabey beobachteten Grundsätze einigermaßen näheren Bezug haben können, möglichst vollständig zu seyn; doch würde auch eine bloße Erwähnung derselben für diese Recension zu umständlich werden. — Rec. begnügt sich nur noch folgende allgemeine Grundsätze, die daraus abgeleitet werden, hier mitzutheilen. Europäischen Schiffen ist es nicht erlaubt, bey den blockirenden Schiffen Erkundigungen von der wirklich Statt findenden Blockade einzuziehen. Amerikanern, die aus ihrer Heimath kommen, hat man es connivendo zugestanden; bey beiden aber ausdrücklich erklärt, dergleichen Erkundigungen müßten früher eingezogen werden. Der Fall, wenn neutrale Schiffe, durch neutrale nicht gesperrte Fahrwasser zu blockirten Häfen kommen, unterwirft sie keiner Confiscation: so wie auch über Land, durch inländische Schifffahrt, die durch eine Blockade von der Seeseite allein nicht gesperrt worden, nach anderen neutralen Häfen versandte, und von diesen aus verschifft Güter keine Confiscation zu befürchten haben. Nur dringende Noth, die aus Umständen offenbar erhellt, kann die Intention des Einlaufens in einen blockirten Hafen rechtfertigen. Nach der französischen Verfassung, ist bloß der Handel nach wirklich blockirten, belagerten und umzingelten Plätzen untersagt, und dieses in dem Tractat mit Amerika vom 30 Sept. 1805 Art. 12, mit dem Zusatze geschehen: daß diese Verfügung bloß, wirklich (*réellement*) blockirte Häfen betreffe. Eine Inhalts-Anzeige der Abschnitte, und ein Verzeichniß der Schiffe, von denen Entscheidungen in Prisen- und Aufbringungs-Sachen angeführt worden, mit kurzen Bemerkungen der Veranlassung dieser Anführung machen den Beschluss. Aus diesem Verzeichnisse erhellt, daß außer den vorkommenden unmittelbaren Gouvernements-Erklärungen etc. die Entscheidungen von ungefähr Einhundert und sechszig bis siebenzig größtentheils sehr merkwürdigen Prisenfachen zur Darstelllung und Belegung der obigen Grundsätze benutzt sind. Diese Sammlung allein muß dem sehr reichhaltigen Buche, auch ohne alle Rücksicht auf die oft vorzüglichen Bemerkungen des Vf., wenn man sie auch nicht von aller Partheylichkeit gegen die englischen Prisenengerichte ganz frey findet, Beyfall erwerben, und eignet dasselbe zu einem Handbuche jeder Rhederey, jeder Affecuranz-Compagnie, und zum unentbehrlichen Hülsbuche eines jeden, der Geschäfte bey Entscheidung von Prisenfachen haben kann, oder von diesen Geschäften genauere Kenntniß zu erlangen wünscht.

...l.r.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GERMANIEN: Haupt- und Staatsstättenspiegel für Groß- und Kleins, oder: offene Briefe der Freyherrn

*herrn Arminius von der Eiche und seines Leibjägers Hans Heidekraut, während ihres Leid- und Fröndelebens in Frankreich, und: der Rheingraf oder das kleine deutsche Hofleben. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. 1806. 192 u. 254 S. 8.*

Was in Zeiten blühenden Friedens und Überflusses der Anblick eines Leichenzuges oder der Donner einer wohlberedten Sonntagspredigt oder eines erhabenen Trauerspiels hoher Zauber bewirkte, daß über dem lustigen Leben der gehörige Ernst nicht vergessen werde, das thut, eben so heilsam, in einem der dunkelsten Momente einer folgeschwangeren Zeit, ein Vf., welcher das traurige Nachdenken und Gefühl durch geistreichen Scherz ein wenig unterbricht, auf daß der Sinn, ungebeugt von dem, was man sieht und vorfieht, sich heiterer zu dem erhebe, was zu thun und wie die Sache zu nehmen ist. Man muß gestehen, daß der Herausgeber dieser Briefe seinen Zweck vortrefflich zu erreichen weiß. Die größten Thorheiten des Zeitalters hat er mit genauester Wahrheit von ihrer lächerlichen Seite geschildert: Solche Dinge haben im peloponnesischen Krieg die Athenienser sich von Aristophanes müssen sagen lassen. Gebessert (das ist leider wahr) wurden sie dadurch nicht: Soll man aber nicht *alle* Zugänge zum Herzen des entnervten Geschlechtes aufsuchen, ob es durch dieses oder das wohl noch erregt, noch Besinnung hervorgebracht werden könnte? Was dazu führt, ist allezeit gut. Sollte es endlich zu gar nichts dienen, als um zu trösten über das Schicksal von Leuten, an welchen alles vergeblich versucht worden, und welche nichts besseres werth sind, indem sie durchaus in ihrer Verblendung bleiben wollen! *Quid Paris? ut salvus regnet vivatque beatus, cogi posse negat.*

Der gute Junker Herrmann von der Eiche macht, wie so viele, eine Reise in jenes einzige Land, wo alles schöner und größer ist, als bey uns. In der dreyfachen Überzeugung zieht er hin, daß 1) alles in der That und im Ernste so ist, und so gemeint ist, wie es die Zeitungen allen Geschlechtern auf Erden verkündigt haben; 2) daß der einmal angestimmte Ton derselbige bleibt; 3) daß an allen den Warnungen und Einreden gar nichts und auf solche gar nicht zu achten ist; sie sind Früchte des englischen Geldes, oder verruchten Neides, oder einer heillosen Beschränktheit der Ansichten. Unser ehrlicher Landsmann sucht also die eigentliche Blüthe der Menschheit; besonders den Einzigen, den Mittelpunkt aller Hoffnungen, so wie den Größesten der Großen, der den Sinn der Revolution allein ganz gefaßt, und ganz in seinen Thaten auspricht. ... Nachdem der Junker mit seinen metaphysischen Träumen überall etwa so angekommen, wie wenn er mit der Allongeperücke eines alten venetianischen Senators in der feinen Welt erschienen wäre, wollte das Schicksal, daß der Mann des Jahrhunderts ihn endlich auch sah, leider aber als einen verrückten Kopf, wo nicht einen Verschwornen, welches zu untersuchen Bicêtre der schicklichste Ort zu seyn schien.

Eine in der That wohlthätige Verfügung, die ihn aus einem ungeheuren Gewirre von Prellereyen und Kupplereyen herausgebracht; möchte er nur nicht (wenn von Abenteuern eines deutschen Edelmannes erlaubt ist ein altheutsches Sprichwort zu gebrauchen) aus dem Regen in die Traufe gekommen seyn! Die kunstvollen Maßregeln der pariser Polizey verwickelten ihn bald in solche Verhältnisse, daß der letzte Betrug ärger als der erste ward. Jedoch, nachdem er mehrere Jahre das Einkommen vom väterlichen Gute vorausgenossen, auch wohl einige Zehenten und Grundstücke mobil gemacht, so erschien endlich die lohnende Glückssonne, da er den Gwalthaber, kurz vor seiner Erhöhung über alle Könige, in den Niederlanden sah, und vernahm, daß ihm angenehm seyn werde, ihn zu Paris zu sehen. Wie der Junker nun von Freyheitschwindeley durchaus geheilt, im Gefolge und Genusse des prachtvollen Hofes das übrige deutsche Geld und die altfränkische Gesundheit des Stammes von der Eiche vollends dem Ton zum Opfer gebracht, ist gegen Ende des Büchleins erbaulich zu lesen. Für seine Friedrichsd'or und sein gesundes Blut ist er, was nicht jeder, doch zum Verstande gekommen. „Die Menschen,“ findet er, „sind nun einmal so klein und erbärmlich, daß sie nur immer im gegenwärtigen Augenblicke leben. Weiß man ihnen den, wenn auch nur mit leeren Hoffnungen, die ihrer Trägheit und Eitelkeit schmeicheln, zu versüßen, so lassen sie sich willig von einem Tage zum andern hinhalten, und verlieren bald das Ganze so aus den Augen, daß sie zuletzt gar nicht mehr wissen, was sie gewollt haben. Wenn denn andererseits solch ein Mann, der gewiss weiß, was er will, und der seinen Zweck immer nüchtern vor Augen behält, jeden Augenblick, den die andern verschlafen oder verschwärmen, klug und zweckmäfsig zu benutzen weiß, so folgt natürlich bald daraus, daß sein Wille, als der alleinige kräftige und wirksame, schaltet und waltet. — Wenn er nun einem solchen Volke nicht anders wohlthätig werden könnte, als daß er zur Befriedigung der Verblendeten, deren Augen seit einem Jahrtausend an falschen Schimmer gewöhnt worden sind, und zur Verblendung der kleinen Regenten Europa's, die für nichts anderes Achtung haben und Ehrfurcht bezeugen als für äussere blendende Macht und Gröfse, wenn er nun also, zur Erreichung des Hauptzwecks, aus der zerrütteten entmannten Menge, vor den Augen des furchtsamen charakterlosen Europa's, eine sogenannte große Nation zu erkünsteln, auch alle die kleinen armseligen Kunstmittel von Titel und Orden, heiliger Schmiere und vergoldeten eisernen Kronen anwendet, wodurch Weiber und Kinder, Fürsten und ihre Edelknechte am sichersten ergötzt, geblendet und versteinert werden; — wer könnt' es, ihm verdenken? wer dürft' es tadeln?“ (S. 163 ff.)! Doch häufiger, herzlicher, munterer spricht, gleich vom Anfang an, über alles, der Mutterwitz aus dem Jäger. Es ist nicht möglich, seine Briefe ohne die wohlthätigste Erschütterung

rung des Zwerchfelles zu lesen, ohne die ehrliche deutsche Haut zu lieben.

Das zweyte Stück, *der Rheingraf*, enthält nicht weniger Lehre über die lächerliche Jämmerlichkeit kleiner Herrschaften, welche, statt durch das Beyspiel vernünftiger Haushaltung, liebenswürdiger Cultur und edler Befähigung zu Verdiensten uns Vaterland vorzuleuchten, lieber durch die abgelmackteste Caricatur eingebildeter Hoheit sich

selbst zur Last, Auswärtigen zum Gespött, ihren Unterthanen und ihrem Hause verderblich werden.

Eine Menge der originellsten Scenen in beiden Schriften lassen wir unberührt, weil jeder gebildete Mann das Ganze lesen wird. Er wird unter der komischen Maske immer die gesunde Vernunft erkennen, der wir den Anspruch täuschenden Prunks gern aufopfern sollen, wenn sie uns lehrt, was ächt groß, und was es nur durch die Schlechtigkeit anderer ist.

Ths.

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) Halle, b. Hemmerde u. Schwetfchke: *D. Martin Luthers Denkmal, oder Beyträge zur richtigen Beurtheilung des Unternehmens, diesem großen Manne ein würdiges Denkmal zu errichten, von der vaterländisch-literarischen Gesellschaft der Grafschaft Mansfeld*. Mit Luthers (schlecht verfertigtem) Bildniß. 1804. 82 S. 8. (8 gr.)

2) Dresden, b. Arnold: *Idee zu Luthers Denkmal*, von Carl Schäfer, Prof. der Baukunst zu Düsseldorf. Mit zwey Kupfertafeln. 1805. 18 S. 4. (9 gr.)

3) Braunschweig, b. Vieweg: *Entwurf zu einem Denkmale für D. Martin Luther*, von Leopold Klenze, Architekt. Mit drey Kupfertafeln. Zum Besten des Denkmals. 1805. 24 S. 4. (1 Rthlr.)

4) Frankfurt a. d. O., in d. akad. Buchh.: *Über Luthers Denkmal*, von Carl Dietrich Hullmann, aus dem Mansfeldischen, Prof. zu Frankfurt a. d. Oder. Zum Besten der Unternehmung des Denkmals. 1805. 34 S. 8.

Es ist, durch den Reichs-Anzeiger besonders, ganz Deutschland das Unternehmen bekannt worden, von welchem hier die Rede ist. Überall feyerte man Jubiläen der Reformation; und die protestantische Kirche begeht jährlich ein Fest zum Andenken dieser der Menschheit so heilsamen Epoche. Der Mann aber, der kühn der betäubenden Dunkelheit des Aberglaubens mit der Fackel der Wahrheit entgegen trat, hat noch kein anderes von den gewöhnlichen Monumeten, als das, welches Druckerpressen ihm gaben; abgerechnet, was Kupferstecher, Panegyristen, für ihn gethan haben, oder thun wollten, was hie und da ein Epitaphium bewirken sollte etc. — Man kann sagen: „Luthers Werk selbst ist sein schönstes Denkmal, und wird es ewig bleiben: Er gehört der Geschichte an.“ — Gewisse, so ist es. Von jeher aber gingen Empfindungen reger Dankbarkeit in Handlungen über, und Nationen und Staaten errichteten dankbar edlen, großen Männern, bey'm Leben und nach dem Tode Monumete: nur Luther, der Unvergessliche, fand noch nicht diese Dankbarkeit unter uns. Münzen hat man auf ihn geschlagen; viele Kirchen und Museen zeigen sein Bildniß: wo aber prangt ein eigentlich so genanntes öffentliches Monument der Monumete dieses großen Mannes?

Dies soll nun in der Gegend bey Mansfeld ihm errichtet werden, von der genannten Gesellschaft, an deren Spitze der Prediger Schaeze zu Grotz-Oernern steht. — Nr. 1 enthält den Plan des Unternehmens, die Debatten, welche darüber, besonders im Reichs-Anzeiger, geführt worden sind, einige Briefe des Königs und der Königin von Preussen, der Kurfürsten von Würtemberg und Baden, der Anhaltischen Fürsten u. a. nebst der Angabe ihrer Beyträge, und Meinungen über die Ausführung des Plans, wozu man Obelisk und Tempel vorgeschlagen hat. Eine Akademie soll darüber entscheiden; und reichen die eingehenden Beyträge hin, so will man von denselben auch ein wohlthätiges Institut gründen (§. 68), das gewiß dem Ganzen sehr angemessen seyn wird.

Etwas über das Unternehmen selbst, von mehreren Seiten betrachtet, über den Ort, wo eigentlich Luthers Denkmal stehen sollte, zu sagen, zu erörtern, ob der ganz zufällige Geburtsort eines großen Mannes, oder schicklicher, der, wo er handelte, der Punkt seiner Entstehung, oder der Kreis seines Wirkens und Waltens, gegründeter Anspruch darauf machen könnte, auch das ihm errichtete Denkmal, wie ihn einst selbst, vor sich zu sehen, — dies liegt außerhalb den Grenzen der Anzeige vorstehender Schriften, welche jedem Stoff zum Nach-

denken über dergleichen streitige Punkte reichlich genug geben werden. — Es haben die Hn. Schäfer und Klenze mit Einsicht und Wärme für das Ganze gesprochen, und besonders giebt die Schrift des ersten, auch über Monumete überhaupt, wohlüberlegte Winke. Als etwas beyfälliges ist noch zu erwähnen, daß Hr. Kl. zu Luthers Statue, in einem Tempel, (S. 17) das Kostum der Statue eines alten Philosophen vorschlägt, der man gewöhnlich den Namen Zeno giebt, und die jetzt im Museum zu Paris steht, Hr. Sch. hingegen (S. 8) wähle des Reformators Priesterornat, indem er dabey sagt: „Luthers Kostum eignet sich außerordentlich für die christliche Mythe, da es so anpruchlos in seinen Formen ist; ob es sich wohl auch so gut für die Bildhauerey und ihre Einschränkungen schickt, mag die Zeichnung und die Sätze über Statuen beantworten. Viele Kleidungen aus Holbeins, Dürers, Cranachs Werken tragen so viel Kunstvolles in ihrem Schnitt, daß man sie wohl sehr gerecht den Antiken an die Seite stellen kann.“

Die neuesten Nachrichten sagen uns, daß die Beyträge zu der Errichtung dieses Monuments, sich täglich und ansehnlich vermehren. Wir sind also berechtiget, auf eine baldige Ausführung eines Plans zu rechnen, der so wohl unterstützt wird.

Einen innigen Wunsch kann Rec. nicht bergen. Es ist der: *Herrern*, diesen denkenden Schätzer Luthers, bey Ausführung dieses Plans, noch am Leben, und zu Rathe gezogen zu sehen! Ihr fraget ihn um eine Inschrift? — *Eine feste Burg ist unser Gott!* — Wie könnte sie einen Künstler verlegen machen! Was müßte sie ihm nicht sagen! Wozu könnte sie ihm nicht begeistern!

Wir setzen voraus, daß von einem Kunstdenkmale noch jetzt die Rede ist. Oder will man lieber dem Rathe des Vf. von Nr. 4 folgen, und Luthern „ein Denkmal in deutschem Originalstile: eine Anstalt zur Bildung der unteren Volkslehrer Mansfelds“ errichten? — Es ist zu wünschen, daß die mit Wärme, nur in einem allzu oratorischen Stil abgefaßte, und ihren Hauptsatz etwas weit herholende Schrift recht viele einlade, diesen Vorschlag zu beherzigen.

L. P.

Gießen, b. Tsché u. Müller: *Die heiligen Weiber aus Palästina. Ein Buch zur Belehrung und Unterhaltung für edle deutsche Weiber*. Erster Theil. 1803. 172 S. 8. (16 gr.) Die heiligen Weiber, deren Geschichte hier nach der hebräischen Urkunde vorgetragen ist, sind Ruth, Rebecca, Deborah und die Tochter Jephtas. Es war dem Vf. hauptsächlich darum zu thun, sie in ihrer Zeit und ihren Umgebungen darzustellen, und sie so aus dem Schatten zu heben, in den einige von ihnen in neueren Zeiten gestellt worden waren. Wenn er nun auch auf diese Weise sie nicht von allen Fehlern und Mängeln hat frey machen können: so muß man doch so viel zugeben, daß er alles Mögliche aufgeboten hat, es zu thun. Gelehrsamkeit und Scharfsinn ist überall unverkennbar; ob aber unsere Weiber einen großen Wohlgefallen an diesen heiligen Weibern finden werden, daran zweifelt Rec. Weit besser wird dabey der Ausleger des A. T. seine Rechnung finden, der auf manche scharfsinnige und treffende Bemerkung stoßen wird.

D.

Neue Auflagen.

KINDERSCHRIFTEN. Berlin, in d. Realschulbuchh.: *Der deutsche Kinderfreund, ein Lesebuch für Volksschulen*, von F. P. Wilmfen, Prediger an der Parochial-Kirche zu Berlin. 5te durchgesehene Aufl. 1805. VIII u. 246 S. 8. (4 gr.)



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 DECEMBER, 1803.

## M E D I C I N.

LEIPZIG, b. Böhme: Dr. Friedrich August Weiz anatomisch-chirurgischer Katechismus für Lehrlinge in der Wundarzneykunst. Neue (dritte) verbesserte Auflage 3 Bdchen. Die Lehre von den Venen, den Nerven, lymphatischen Gefäßen und Drüsen enthaltend. 1803. 212 S. 8-4 Bdchen, die Chirurgie enthaltend. 1804. 200 S. 8. (16 gr.)

In dieser dritten Auflage sind nicht nur die in der zweyten befindlichen Sprach- und Druck-Fehler sämmtlich stehen geblieben, sondern noch durch eine Menge neuer dergleichen vermehrt worden, daß das Buch an Brauchbarkeit viel verloren, aber nichts gewonnen hat. Hier nur einige Beweise. S. 2 (wie in der 2 Aufl.): „Unter einem Plexum venosum versteht man u. s. w.“ statt, unter einem Plexu venoso. S. 40 ganz unten steht: „Venas acygos“ st. azygos, und „m“ st. mit. S. 46 „Venas iliace“ st. iliacas. S. 48. Z. 2, „Venas sacrales“ st. Venas. S. 62 h. „Die Venam labialem“ st. Venam. S. 66 steht (wie in der 2 Aufl.) zweymal: „Venam subclavensem“ st. subclaviam. S. 84 „Nervi oculorum notorii“ st. motorii. S. 94. Z. 6, „Canalem pterigeo-palatinum“ st. pterigo-palatinum u. s. w. S. 200, wo die vier, sehr bedeutenden, Arterien der Schilddrüse ihrer Merkwürdigkeit halber genannt, und auch der mutmaßliche Nutzen dieser Drüsen angeführt zu werden verdiente, muß es statt „Musculo hytreo-hyideo“ heißen: thyrio-hyideo. IV B. S. 180 steht: „Peltoides“ für Deltoides; S. 197 Fungus, für Fungus, und Funiculus, f. Furunculus; S. 198 Hyosciamus, f. Hyoscyamus; S. 199 Pedarthrocace, f. Paedarthrocace, u. s. w. Übrigens hat Rec. in dem 3 Bändchen auch nicht Ein Jota verbessert gefunden; es sind alle Fragen und Antworten ganz dieselben, wie in der 2 Auflage, geblieben. Auch das 4 Bändchen hat wenige Verbesserungen und Zusätze erhalten, so viel er es auch noch bedurfte. Wir heben nur Einiges aus. S. 3 „Wie endigt sich eine jede (!?) Entzündung? Antw. Eine jede Entzündung zertheilt sich entweder gänzlich, oder sie verwandelt sich in eine chronische langwierige (giebt's denn auch eine chronische kurz-wierige?) Entzündung, oder sie geht in Eiterung über.“ Der Vf. ist, in der Beantwortung dieser wichtigen Frage, offenbar von dem Richter'schen Lehrbuche, dem er sonst wörtlich folgt, und zwar zum Nachtheile seiner Lehrlinge abgewichen, indem er

einige andere Ausgänge der Entzündung nicht angegeben hat. Rec. würde die Frage so beantwortet haben; Eine Entzündung wird entweder zertheilt, oder sie geht in Eiterung, in eine andere fehlerhafte Structur, z. B. in richtig werden S. 4. Nr. 6 Härte, wenig Schmerz, vorhanden ist, oder w eine örtliche Stockung zu und besänftigende Mittel gegeben charakterisiren ei und fodern daher reizende Mittel, wie auch der Vf. in der nächstfolgenden Frage, sich selbst widersprechend, einräumt. Unter die Zahl der erweichenden Mittel hat der Vf. jetzt auch den Mehlbrey, und unter die zertheilenden und stärkenden den Salmiak noch aufgenommen. Letztere Mittel will der Vf. ungewähnt aufgelegt haben; welches aber wohl in den wenigsten Fällen gut thun möchte. — Auch das Verzeichniß der, am Ende einer Entzündung, anzuwendenden stärkenden Mittel hat hier S. 7 durch den Spiritus Saponis und durch das Linimentum volatile camphoratum einen Zuwachs erhalten. — Zu den besten erweichenden Mitteln, um die Eiterung zu befördern, wird jetzt von dem Vf. S. 10 auch die Herba hyoscyami gezählt. — S. 17: „man muß die Eiterung mit Charpie ausfüllen,“ es soll heißen: die Eiterhole mit Charpie. S. 22 werden, in der Beantwortung der 66 Frage, zur Verminderung einer zu starken Eiterung auch gelinde Abführungen genannt, ohne die Bedingungen zu erörtern, welche ihren Gebrauch zulassen. — Zu den Ursachen des Brandes im 3 Kap. hätte die geheimte Einwirkung, oder Zernichtung der zur Belebung eines Gliedes unentbehrlichen Nervenkraft bestimmt angeführt werden sollen; damit der angehende, bisweilen nur allzu dresste, Wundarzt auf Schonung der Nerven, besonders bey Operationen, Bedacht nehme, Rec. sah nach Ausrottung einer Balggeschwulst am Ellenbogen, wobey der Nervus cubitalis durchschnitten worden, schon den anderen Tag den Ring- und den Ohr-Finger derselben Hand brandig werden. S. 27 ist unter die Mittel zur Verhütung des brandigen Ausliegens auch das Extractum Saturni, und S. 28 eine gut gegerbte Rehhaut und ein mit Öl bestrichenes grünes Wachstuch aufgenommen worden. Indes möchte das Bleyextract, unverdünnt angewandt, mehr Schaden als Nutzen stiften; das Öl aber auf dem Wachstuche, durch baldiges Ranzigwerden, offen-

fenbaren Nachtheil bewirken. Übrigens kann Rec. da, wo die Umstände des Kranken eine Veränderung seiner Lage unmöglich machen, ein ledernes, mit Roßhaaren wohl ausgestopftes Kranz-Kissen, aus eigener Erfahrung, zur Verhütung sowohl, als zur Heilung des Durchliegens, nicht genugsam empfehlen. — S. 30 werden die *geriebenen rohen Kartoffeln* zu den Mitteln gegen den ersten Grad der Verbrennungen gezählt, wogegen sich um so weniger etwas sagen läßt, je mehr dieses empirische Mittel durch die Autorität bejahrter Matronen geheiligt worden ist. Desto mehr aber verdient der nachtheilige Gebrauch erweichender Breye und Salben getadelt zu werden, welcher unter dieser Rubrik annoch beybe-

Zu den Mitteln gegen den dritten Grad der Verbrennungen ist eine Salbe von Eiern und Öl noch hinzugekommen. Mitteln wird auch Abends ein n, welches Rec. (zumal in denjenigen, in welchen das Opium so sehr gemein) Lehrlinge der Chirurgie nicht möchte. — S. 31 will der Vf.

im vierten Grade der Verbrennungen, wo der kalte Brand zugegen ist, ein oder mehrere Male eine Ader geöffnet haben. Dies dürfte aber wohl nur in den seltensten Fällen rathlich seyn. — Im 5 Kap. von den Erfrierungen, vermißt Rec. ungern die Definition, so wie die Eintheilung dieser Krankheit in ihre verschiedenen Grade. Den Mitteln gegen eisernde Frostbeulen ist das *Emplastrum album coctum* zugesellt worden. S. 37 wird gesagt: „eine Hieb- wunde sey immer mit einer Quetschung verbunden.“ Dies läßt sich jedoch nur dann behaupten, wann der Hieb stumpf gewesen ist. Ausser den silbernen Sonden, welche S. 40 zum Untersuchen der Wunden besonders empfohlen werden, sind, nach Rec. langjähriger Erfahrung, die von *Fischbein* verfertigten unstreitig die besten: weil diese, vermöge ihrer elastischen Biegsamkeit, in jeden, sogar labyrinthförmigen, Wundcanal sanft und ohne allen Schmerz eingleiten, und überhaupt diejenigen Eigenschaften in sich vereinigen, welche man von einem solchen Instrumente verlangt. Nur allein zur Untersuchung der Knochen-Wunden haben die *silbernen* Sonden den Vorzug. Ausserdem aber geht nichts über die lebendige Sonde — den Finger des Wundarztes, wo derselbe applicabel ist! Dies hätte unser Vf. bemerken sollen. Auch hätte S. 43, bey Benennung der verschiedenen chirurgischen Näthen (Suturen), die eigene Anlegung einer jeden besonders angegeben, und ihre Anwendung bestimmt werden müssen. — S. 52 sind zu den Mitteln gegen geringe Quetschungen auch noch eine *Auflösung des Salmiaks* und der *Spiritus Mindereri* hinzugekommen. In der 10 Frage heisst es: „Was kann man sonst noch äußerlich thun? Antw. Man kann eine Binde etwas fest anlegen, oder das ganze Glied in eine Binde fest einwickeln u. s. w.“ Gegen heftige Quetschungen wird, ausser *Thodens* Schusswasser, noch eine Auflösung des Salmiaks und *Spiritus*

*Mindereri* empfohlen, auch Frage 14 wiederum gefragt: Was kann man sonst noch äußerlich thun? Antw. „Man kann noch äußerlich eine Binde anlegen, oder das ganze Glied in eine Binde einwickeln.“ — S. 62 ist ein *hysseron proteron*: Es heisst: man bekomme völlige Gewissheit von der Tollheit eines Hundes, „wenn an anderen Menschen oder Thieren (statt, an anderen Thieren oder Menschen) die er gebissen hat, die übeln Folgen davon sich bereits äußern.“ Übrigens ist in diesem Kapitel S. 63 das *Schusswasser* (welches?) und *Goulards* Bleywasser den Mitteln gegen Insecten-Stiche beygefügt worden. — S. 84 sind die Mittel zur Verengerung und Stärkung der ausgedehnten Stelle einer Blutader, durch eine *Auflösung des Salmiaks in Essig* vermehrt worden. Von den hartnäckigen varicösen Geschwüren, welche nicht selten Product der Blutaderknoten sind, wird hier nichts erwähnt. — Gegen die Hautkrankheit der Warzen soll S. 89, ausser dem Quecksilber, auch das *Gummi ammoniacum* mit *Extracto taraxaci* innerlich angewandt werden. — Die S. 93 angegebene Methode, „das Hünereuge mittelst einer Scheere abzukneipen,“ möchten sich wohl wenige Patienten gefallen lassen. S. 98 hat der Vf. seine äußerlichen Mittel gegen das Oedem durch Salz und Asche vermehrt. Die Ursachen der Wassergeschwulst sind S. 97 ganz richtig als solche angegeben, welche entweder allgemein auf den ganzen Körper, oder örtlich auf den leidenden Theil des Kranken schwächend wirkten. Um so mehr muß man sich aber wundern, wenn S. 99 bey solchen Fällen, wo das Übel unheilbar ist, unter andern der zeitige Gebrauch *kühlender Purgirmittel und entzündungswidrige Diät*, zur Verhütung hartnäckiger Geschwüre und zur Abwendung des Brandes, angerathen werden. — Schwerlich wird Richter selbst diesen, auf seine Autorität hier nachgerühmten, Rath jetzt noch befolgen. Das 18 Kap. von der *Wundgeschwulst* ist ganz unverändert. — Ob zwar der Vf. bereits bey Erscheinung der 2 Auflage wegen des so unbedingt, und in so großen Gaben empfohlenen *Sublimats* öffentlich getadelt worden ist: so hat sich derselbe dennoch nicht abhalten lassen, die alte Vorschrift dieses heroischen Mittels (ganz nach Richter) auch hier wieder beizubehalten. Wenn der Vf. S. 128 zur Heilung scrophulöser Geschwüre ein *Chinadecott*, mit Kalkwasser bereitet, äußerlich anwenden lassen will: so würde er seinen Zweck besser erreichen, wenn er die China nicht mit Kalkwasser, sondern mit gemeinem Wasser erst abkochen, und dem erkalteten Decocte alsdann das reine unzersetzte Kalkwasser, jedesmal bey der Anwendung, zumischen lassen wollte. — S. 129 werden zur Heilung der nach den Menschenblättern zurückgebliebenen Geschwüre, „*vorzüglich öftere Abführungen*“ (jetzt noch) angerühmt. — Der S. 132, in der Beantwortung der 100 Frage, ertheilte Rath: „die ganze Oberfläche eines sehr unreinen Geschwürs mit *gепуlvertem Höllenstein* zu bestreuen,“ möchte, obgleich Richter ihn gab, doch für einen Lehrling viel zu

zu gewagt seyn. S. 146 wird in der Beantwortung der 151 Frage der Schierling täglich dreymal zu einem Scrupel oder einem halben Quentchen (S. 176 sogar zu mehreren Quentchen täglich), die Belladonna aber Morgens und Abends zu 4—10 Gran, innerlich gegen böartige Geschwüre empfohlen. Rec. würde bey innerlichen Gebrauche dieser Pflanzengifte behutsamer verfahren, und selbst bey Erwachsenen immer nur mit ein paar Granen anfangen, und nach und nach höher steigen lassen. Statt der, am Ende dieses Kapitels, gegen übelriechende Geschwüre empfohlenen Myrrhenessenz, würde seiner Kohlenstaub einzustreuen, als weit hülfreicher anzurathen seyn. Hnd.

Jena, in d. akad. Buchh.: *Beiträge zur Wundarzneykunst und gerichtlichen Arzneykunde*. Von J. T. C. Bernstein, Dr. der Arzneykunde und Wundarzneykunst, Amts- und Stadtphysicus zu Rostla und Apolda. 1804. 318 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Beiträge sind mit ziemlichem Fleisse und nach geläuterten Grundsätzen bearbeitet. Ihr verschiedener Inhalt, so wie ihr Werth, wird aus folgender Anzeige hervorgehen: *Über Kopfverletzungen*. Der bisherigen verkehrten Behandlung und der zu späten Anwendung des Trepan's schreibt der Vf. größtentheils den unglücklichen Ausgang der Kopfverletzungen zu. S. 50. Kalte Umschläge auf den Kopf können weder bey Fracturen und Extravasat, noch weniger bey Commotion und Entzündung des Gehirns und seiner Häute, Statt finden. Dafür ist zwar der reizende Heilplan, als warme Fomentationen, Frictionen etc. sehr richtig indicirt; allein je mehr diese Kurmethode sich durch die Erfahrung bewährt, desto weniger ist die Indication zur Trepanation aus unserer bisherigen Erfahrung herzuleiten, und die oft unbedingte Anrathung des Vf. zu derselben ist dann nicht consequent. Der Rath von Richter, dann erst zu trepaniren, wann bey einem Stich in oder durch die knöchernen Theile des Schädels Zufälle entstehen, wird ganz verworfen. So heisst es an einem anderen Ort: Nach jeder Hieb- und die den Knochen getroffen, sie penetriren nun oder nicht, muß immer trepanirt werden (?). Selbst bey Depressionen an den Schädeln der Kinder rath der Vf. durchaus zu dem Trepan. Allein diese Methode, nicht auf die Zufälle Rücksicht zu nehmen, sondern schnell zu trepaniren, die besonders oft in der Militärpraxis befolgt wird, ist durchaus falsch; so wie die Behauptung, S. 27 daß die Trepanation eine ganz unschädliche Operation sey, die auch nicht den geringsten Einfluß auf den gesunden und kranken Zustand des Menschen habe, viel Einschränkung erfordert. Es ist die vorzüglichste Pflicht des Operators, nur bey einer bestimmten Indication den Patienten einer Operation zu unterwerfen, deren Ausgang und Kur immer langwierig und nicht ganz ohne Gefahr ist; und in der Privatpraxis muß der Wundarzt durchaus nach strengen bestimmten Gesetzen handeln. — *Einige Worte über den Gliedschwamm*. Den reizenden Heilplan, der hier vom Vf. empfohlen wird, sah Rec.

schon lange, nur mit einigen Modificationen, mit dem glücklichsten Erfolg anwenden. — *Über vorzeitige und späte Geburten*. Mit vielem Fleisse hat der Vf. über den erwähnten Gegenstand eine große Menge Citaten wörtlich angeführt, die den gerichtlichen Arzt, dem Vergleichen über den streitigen Punkt nothwendig sind, vorzüglich interessiren werden. — *Über die Amputation*. Ausser den Anzeigen zur Amputation, handelt dieser Abschnitt das Manuelle einer der Alanfonschen in gewisser Hinsicht substituirt Operations-Methode ab, die zwar ihre Vorzüge hat, aber vielen Wundärzten schon genau bekannt ist. Den Vorzug, den der Vf., der Pincette vor dem Bromfiel'schen Haken giebt, kann Rec. nicht finden. Er sagt S. 237: „Ich sah nach dem Gebrauch des letzteren Blutungen erfolgen, die aus einer kleinen Wunde über der Ligatur kamen, und bey dem Auffassen der Pulsader durch den Haken entstanden waren.“ Rec. kennt kein sichereres Instrument zu diesem Zweck, als den Haken. Wenn in dem Moment, da die Ligatur angelegt und gebunden wird, der Operateur das Gefäß etwas hervorzieht: so ist die Folge einer Verletzung von obiger Art gar nicht zu fürchten. Sehr zweckmässig ist die S. 241 nach den Grundsätzen der Erregungstheorie angegebene innerliche Behandlung nach der Amputation. — *Merkwürdige Kopfverletzung des Hn. \*, nebst Sectionsbericht und Gutachten*. Beides mit Gründlichkeit gearbeitet. — *Über die Zuverlässigkeit medicinischer Beobachtungen*. Betrifft vorzüglich einige Unrichtigkeiten, welche Hr. Dr. Schlegel in Ilmenau theils in seinen *Materialien für die Staatsarzneywissenschaft und praktische Heilkunde*, theils in einem Aufsatze in *Hufelands Journale* soll sich haben zu Schulden kommen lassen. Rec. betrachtet diesen Aufsatz als eine für die meisten Leser dieser Beiträge sehr unnütze Zugabe. Hr. Schlegel hat sich, gegen die ihm hier gemachten Beschuldigungen, in der 4. Sammlung seiner *Materialien* in einem etwas heftigen Tone vertheidigt, auch einige nicht zu verwerfende Attestate über manche streitige Punkte beygebracht, andere Punkte aber unbeantwortet gelassen. Die Wissenschaft gewinnt durch dergleichen Streitigkeiten, die nur durch eingeschränkte Local-Verhältnisse interessiren, sehr wenig; was die Streitenden dabey gewinnen, ist gewöhnlich sehr relativ. — d —

Breslau, b. Hamberger: *Geschichte der Kuhpockenimpfung in der Turkey, in Griechenland, in der Moldau, in Ostindien und in Persien*, von Johann de Carro, der Arzneykunst Dr. Mit vielen Actenstücken und Zusätzen des Verfassers bereichert, aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von Friedrich Gotthilf Fries, der Arzneyk. Dr., kön. Medicinalrath und Assessor des Colleg. Med. et Sanit. in Breslau. 1804. 176 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Man darf in diesen Bogen keine neuen Entdeckungen über die Kuhpockenimpfung erwarten, aber in historischer Hinsicht wird man dieselben mit desto größerem Vergnügen lesen, da die Authenticität der

Documente, welche der Vf. hiebey zum Grunde legte, und die Gelegenheiten, welche ihm seine Correspondenz mit den diplomatischen Agenten und den Ärzten des Orients gegeben hat, die ihn dazu erfahen, ihnen die Mittel zur Einführung dieser wohlthätigen Methode an den Orten, wo sie sich aufhalten, zu verschaffen, den erzählten Thatfachen ein unverkennbares Gewicht geben. Es ist merkwürdig, daß gerade in den Ländern, von welchen ehemals die Pockenseuche verderblicher in ihren Folgen, wie Pest und gelbes Fieber, zu uns herüber kam, nun von Europa aus ein so sicheres Gegenmittel gegen dieses fürchterliche Übel verbreitet wurde. Daß in manchen Gegenden die Anwendung dieser Erfindung, vorzüglich bey Völkern, die sonst allen Neuerungen so feind sind, so schnellen Eingang fand, ist allerdings zu bewundern. Am willfährigsten zur Aufnahme der Einimpfung der Kuhpocken zeigten sich die Indier, was besonders darauf zu beruhen schien, daß die Kuh, die Erzeuge-

rin dieses wohlthätigen Stoffs, als ein Gegenstand religiöser Achtung von ihnen betrachtet wird. Ausser der in den zahlreichen Briefen und Actenstücken enthaltenen Geschichte der Kuhpockenimpfung, theilt uns der bekannte Vf. manche interessante Bemerkungen mit, die sich fast durchaus auf die lehrreichen Resultate beziehen, die durch seine frühere berühmte Schrift: *Observations et experiences sur la Vaccination*, mitgetheilt wurden. — Die bekannte Vermuthung, daß die Kuhblattern ursprünglich von der Mankekrankheit der Pferde abstammen, wird durch die späteren Beobachtungen der Ärzte jener Gegenden, die dem Vf. mitgetheilt wurden, noch viel wahrscheinlicher, wodurch der Werth dieser Blätter ohne Zweifel noch erhöht wird.

Die Übersetzung dieser Schrift ließt sich angenehm, und die beygefügtten Bemerkungen sind größtentheils nicht überflüssig. Das hinzugefügte faubere Bildniß des Hn. Dr. de Carro wird den Lesern nicht unwillkommen seyn.

Kps.

### KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Cöthen, b. Aue: *Gekrönte Preisschrift über die Einimpfung der Schaafpocken, nebst Anweisung, solche auf eine sichere und geschwinde Art zu verrichten*. Von J. C. H. Salmuth, Dr., Kammerrath und Physikus der Grafschaft Warnsdorf im Anhalt-Cöthenschen. 1804. XXII u. 53 S. kl. 8. (9 gr.) Diese Schrift giebt zwar für die wissenschaftliche Seite der Thierarzneykunde keine besondere Ausbeute, verdient aber doch in Hinsicht ihrer empirisch-technischen eine dankbare Aufnahme. Ausser der gekrönten Preisbeantwortung der Frage: „Hat die Inoculation bey den Schaaßen wahren Nutzen, sichert sie wider die Ansteckung, und was für Regeln sind alsdann dabey zu beobachten?“ — welche die kön. Societät der Wissenschaften zu Göttingen 1798 aufgab, und die der Vf. in dem neuen *Hannöv. Magazin* von 1799 abdrucken ließ, findet man zugleich in diesen Blättern die Erzählung neuerer Versuche, welche nicht allein das zuerst sich ergebende Resultat bestätigten, sondern auch zugleich den thätigen Vf. in den Stand setzten, bestimmte Verfahrensregeln über diesen wichtigen Gegenstand anzugeben. — Man habe kein Beyspiel, daß sich die epidemischen Schaafpocken in hiesiger Weltgegend erzeugten, oder von selbst ausbrächen. Wer sie unter seine Heerden bekomme, wisse, von wo sie zu ihm gekommen seyen. Sie bleiben bey ihm, und morden so lange ungestört fort, als noch ein für die Krankheit empfängliches Thier übrig ist. Alsdann schleicht sie zum nächsten Nachbar über, wo sie wieder frische Nahrung und neuen Stoff sich fortzupflanzen findet. So geht sie in einem beständigen und fast genau zu bestimmenden Kreislauf, den sie binnen 5 6 Jahren beendigt, umher, kömmt auf demselben von Nordwest zu uns, nimmt nach Südost ihren Abzug, und fängt nach Verlauf der 6 Jahre da wieder an, wo sie vor dieser Zeit ihr Unwesen beendigte. Dieser unerklärliche Typus bey der Circulation mancher Epidemien findet sich ebenfalls bey manchen epidemischen Krankheiten des Menschen, wie Rec. mehrere Male bey dem Stickhusten, Mafern und Kinderblattern bemerkte. Der einfachste und ausführbarste Weg zur Ausrottung der Schaafpocken ist nach des Vf. Meinung folgender: Alle Lämmer, oder wenigstens den größten Theil derselben, nach der Wollschur im May und Junius zu inoculiren, dadurch die Ansteckung der Mutterschaafe zu bewirken; ferner einen angemessenen Theil eines anderen Schaafhaufens zu impfen, und die Thiere dadurch einige Zeit des Nachts in den Ställen enge zusammen zu halten, um die Krankheit schnell und zu gleicher Zeit über sie zu verbreiten; das Übrige aber der natürlichen Ansteckung zu überlassen. Bey dieser Veranstaltung sterben nach den gemach-

ten Erfahrungen nur sehr wenige, weil die Krankheit zu geschicklichen Jahrszeit unter sie ausgebreitet ist. Die Impfung selbst geschieht nach den Versuchen des Vf. am zweckmäßigsten an der inneren Seite des hinteren Oberschenkels der Thiere, zwischen dem Hüft- und Kniegelenke, und nach den neuesten Proben am zweckmäßigsten mit einer Lanzetnadel, die auf der einen Seite etwas ausgehöhlt ist, um das Eiter desto sicherer unter die Oberhaut zu bringen. Der Verlauf der Impfwunden fordert eine besondere Aufmerksamkeit, weil sie leicht in Brand übergehen. Das Impfgift heischt die vorzüglichste Auswahl, denn es kann zuweilen einen so hohen Grad von Bosartigkeit erreichen, daß die eingeeimpften Thiere schon den dritten Tag nachher am Brande sterben. Am sichersten ist es, von muntern Schaaßen es zu nehmen, deren Pocken noch im Wachthume begriffen sind, und eine wässerichte Lymphe oder milchartiges Eiter enthalten. Was die Zeit betrifft, so ist die Impfung so einzurichten, daß Ausgangs Junius die Heilung vor sich gegangen seyn kann. Der Winter ist die ungünstigste Jahrszeit. Blut, Eiter aus stark schwärenden Pocken, Nasenschleim, u. s. w. die einige zum Impfstoff vorschlugen, sind unschickliche Mittel. Durch die natürlichen Schaafpocken gingen in den benachbarten Gegenden des Vf. von 13,000 Stücken 1600 verloren, und ausserdem waren auf jeder Schäferey eine beträchtliche Anzahl verkrüppelter und ungesund gewordener. Manche Schäferey verlor das fünfte, andere das sechste, eine dritte das zehnte, im Ganzen ging das achte Schaaf verloren. Hr. S. hingegen verlor bey seiner Inoculation von 500 Stück nur sechs, und diese durch Umstände, welche höchst wahrscheinlich bey künftigen Impfungen vermieden werden können. Merkwürdig ist das Resultat der Berechnungen des Vf. über den ohngefähren Schaden, welche die Schaafpockenseuche jährlich anrichtete. Nach diesen Berechnungen sterben nämlich in Deutschland, mit Inbegriff der preuß. und österreich. Lande, von 50,283,000 Stück Schaaßen 1,047,555, welchen Schaden der Vf. nach einer sehr billigen Berechnung auf 2,095,110 Rthl. anschlägt. Ein Schaden, wodurch zugleich alljährlich 314,250 Centner Fleisch verloren gehen, was dem Verluste von 62,937 seiffen Stieren gleich kömmt.

Mit Recht dürfen wir uns der Hoffnung überlassen, daß die meisten Gegenden von Deutschland in Kurzem mit Ausrottung eines Übels sehr lebhaft beschäftigt seyn werden, welches bey dieser Wichtigkeit die Aufmerksamkeit der Staatsökonomie, wie die des Privatbesitzers, dringend zu fordern scheint.

Ker.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 D E C E M B E R, 1 8 0 5.

## M E D I C I N.

J E N A, b. Göpferdt: *Materialien für die Staatsarznege Wissenschaft und praktische Heilkunde*. Herausgegeben von Dr. Julius Heinrich Gottlieb Schlegel, Herzogl. Sachl. - Weimar. Amts - und Stadt-Physicus zu Ilmenau. *Erste Sammlung*. 1800. 182 S. *Zweyte Sammlung*. 1801. 170 S. *Dritte Sammlung*. Mit Kupfern. 1803. 187 S. *Vierte Sammlung*. 1804. XXVI u. 164 S. gr. 8. (zusammen 2 Rthlr. 16 gr.)

Als die bedeutendsten Aufsätze in der *ersten Sammlung* zeichnet Rec. folgende aus. V. *Diarrhoea chronica von einer ungewöhnlichen Ursache*, (einem Fingersdicken knorpelartigen Ringe vier Zoll ober- und innerhalb des Afters, der kaum die Spitze des kleinen Fingers aufnahm, höchstwahrscheinlich nicht gleich anfänglich als örtliche Krankheit vorhanden gewesen, sondern durch größeren Hämorrhoidalandrang, rheumatischen Stoff, und Krämpfe allmählich gebildet worden, und hier als ein fremder Körper zu einem immerwährenden Reize gedient hatte,) und tödtlicher Ausgang derselben, besonders durch Ailhards schwarzes Pulver. Von dem letzteren nahm der Kranke zwey (auf einmal?), und bekam von dem Augenblicke an Kolik und gänzliche Leibesverstopfung, die ihn am 13 Tage tödteten, nachdem er zwey Stunden vorher in der Gegend des Anfangs vom *intestinum caecum* plötzlich ein dumpfes Knallen und darauf ein gänzlich Nachlassen aller seitherigen Schmerzen gefühlt hatte. Bey der Section fand sich am Blindsack vom *Colon* ein über vier Zoll langer und einer halben Zoll breiter Riss, der aus drey kleinen Brandflecken entstanden war. Die dünnen Därme waren einigermaßen, die dicken aber heftig, entzündet, besonders das *Colon transversum*. Mit Recht eifert der Vf. gegen den öffentlichen Verkauf jener Pulver, der noch „in vielen Städten, z. B. in Erfurt,“ etc. Statt finde. Ohne allen Zweifel ist jedoch seitdem durch die eingetretene Regierungsveränderung dieser so schädliche Handel an dem letzteren Orte gehemmt worden. VII. *Von einem heftigen Gesichtschmerz*. Er war, nach zweywöchentlicher Dauer, mit Fieberbewegungen verbunden, und hatte seinen Sitz im Oberkinnladenbeine. Nach einem Pulver aus fünf Granen Belladonnablätter und drey Granen Rhabarber mit Zucker delirirte die Kranke, eine 48 jährige Frau, warf sich unruhig hin und her, verließ hastig das Bette, und

S. A. L. Z. 1805. *Vierter Band*.

wollte davon laufen, bis sie ermattete und in einen wohlthätigen Schweiß verfiel, worauf sie bey dem Erwachen früh Morgens sich fast ganz von ihrem Schmerze befreyt, und die Oberlippe dick und mit einem brennenden, juckenden, Ausschlage besetzt fühlte, dessen nähere Bestimmung und Dauer aber nicht angegeben wird. Abends darauf nahm sie noch zwey Gran Belladonna ohne alle Beunruhigung, und am folgenden Tage war keine Spur des Schmerzens mehr vorhanden. Gelinde diaphoretische und diuretische, endlich stärkenke, Mittel beförderten bald die gänzliche Wiederherstellung. X. *Heilsame Wirkung des Kirschlorbeerwassers*, 1) in Lienterie. Sechszig Tropfen davon zu vier Unzen von einem kalten *Infusum* der *Quassia* und zwey Unzen Pfeffermünzwasser gemischt, dreymal täglich zu einem Eßlöffel voll *pro dosi*, in der Folge zu zwey Eßlöffeln voll nebst einem täglichen Klystire aus anderthalb Quentchen Kirschlorbeerwasser und eben so viel in einem Pfunde lauwarmen Wasser aufgelöstem Stärkemehl; späterhin dreymal täglich zwey Eßlöffel voll von einer Mischung aus achthalb Unzen eines kalten Aufgusses der *Quassia* und einer halben Unze Kirschlorbeerwasser; endlich eine Mixtur aus einer Unze des letzteren, eben so viel Rosmarinwasser, und sechs Unzen *infusum Quassiae*, wovon täglich drey bis viermal ein Eßlöffel voll genommen wurde. — waren die Formeln, deren sich der Vf. mit dem glücklichsten Erfolge, neben gehöriger Diät, bediente. 2) In der Ruhr. Der Vf. erzählt sechs Fälle, wo dieses Mittel bey der Ursache der gewöhnlichen Ruhr von Erkältung, im Herbste sehr Vieles zur Heilung beytrug. Er gab es immer zu sechszig Tropfen *pro dosi* in Klystiren von *Amylum*, und dabey innerlich Opiate; letztere doch in sehr schwachen Gaben. Die Wirkung war sehr schnell. Nur in dem letzten Falle liefs er innerlich eine Mischung aus einem Scrupel Pflanzensalz, einem halben Quentchen Zucker, anderthalb Unzen Brunnenwasser, einer halben Unze Zimmtwasser, und dreyßig Tropfen Kirschlorbeerwasser binnen einer Stunde auf zwey Hälften nehmen. Einige Minuten nach der ersten Gabe kam Ekel, Angst, eine wie siedend Wasser das Gesicht durchglühende Hitze, und dann ein einziger, gelinder, weicher Stuhl und ein Wohlgefühl über den ganzen Körper; nach der zweyten Gabe fühlte die Kranke keine Beschwerden mehr. Doch liefs der Vf. aus Vorsicht den folgenden Tag durch noch vier Gaben von dieser Mischung nehmen. 3) In Tripper. Zwey günstige Erfahrungen von Injectionen aus

O o o Kirsch-

Kirschchlorbeerwasser mit lauwarmer Milch oder *emul-fio papaverina*; z. B. sechszig Tropfen von jencin zu sechs Unzen von dieser, u. s. w. Aufforderung an die Ärzte zu wiederholten Versuchen mit diesem Mittel, aber auch Warnung gegen seinen unzeitigen oder übermäßigen Gebrauch. XV. *Fragmente über den Nutzen lauwarmer Bäder im Weichselzopf*, u. s. w. (vom Dr. *Justus Schlegel*, zu Sklow in Weis - Rufsland.) Der Weichselzopf irrt sehr oft unter der Maske von Gicht und Rheumatismen im Körper umher, und scheint dem Vf. auch selbst nichts anderes zu seyn, als eine unvollkommene Krisis eines rheumatischen Stoffes, welche an und für sich einer eigenen Behandlung bedarf. Wurde er zu früh abgeschnitten: so sah er, wenn die Kranken nicht daran starben, Rheumatismen, Contracturen, Manie, Melancholie, fressende Geschwürchen auf den Augen, schwarzen Starr, erfolgen. Lag aber eine solche Materie im Körper: so kam sie oft nach wenigen Bädern zum Vorschein, und alle Schmerzen verschwanden. Große Unreinlichkeit und die zu tiefen und nassen Wohnungen der Polen sind wohl die wichtigeren Ursachen. Setzt man einen abgeschnittenen oder abgefallenen Weichselzopf einige Stunden ins Wasser: so werden die Haare ganz dick, jedes Haar wie ein dünner Bindfaden, an der Wurzel sowohl, als durchgängig. Diese zähe Materie, welche in den Haaren und Haarwurzeln aufgenommen worden, und nun stockt, dehnt die Haare aus: sie zerspringen und verwirren sich. Manche sind wie ein Packet Kuhhaare, die man in die Stühle pfpopt, trocken, manche mit zäher, ausgetretener, dem Vogelleim ähnlicher, Materie verklebt. Auch die trockenen Weichselzöpfe fühlen sich nicht wie natürliche Haare an, sondern wie Stuhlhaare von Kühen, ohngefähr, als wenn man sie halb verbrannt oder geröstet hätte. Blutlassen schadet größtentheils. Behandelt man diese Krankheit wie Hypochondrie, (sehr unbestimmt ausgedrückt,) und nimmt man bey Frauenzimmern auf die monatliche Reinigung, auf Wohnungen, etc. Rücksicht: so wird man fast jedesmal in der Heilung glücklich seyn. Eine Wöchnerin, bey der durch Schreck die Lochien zurückgingen, litt bald an heftigem Kopfweh, und bekam dann einen Weichselzopf. Senfmolken, *decoctum meceri*, Monate lang unterhaltene spanische Fliegen, Frictionen des Kopfes, *Sapo antimoniatu*s nach Kämpf mit Extracten, z. B. *extr. aconiti*, *fumariae*, etc. verbunden, brachten sehr vielen Nutzen. *Mercurialia* scheinen dem Vf. unschicklich zu seyn, weil der Mercurius sehr schwächt. Zweckmäßiger dürfte er aber wohl mit auflösenden stärkenden Mitteln vereinigt werden. Doch bey dem weiblichen Geschlechte muß man sich besonders davor hüten, insofern durch den lang fortgesetzten Gebrauch desselben und anderer auflösenden Mittel leicht Hämorrhagieen entstehen.

Unter den übrigen Aufsätzen ist der I. *Medicinisches Gutachten über einen complicirten Todtschlag*, hier aus *Loders Journal f. Chir.* wieder abgedruckt. Unbedeutend sind II. III. IV. XIV. *Gemüthszustandes-*

*untersuchungen*; (!) *Gutachten über die Unschädlichkeit eines zur chemischen Untersuchung erhaltenen Tabacksfabrikates*; *Berichte über den Gesundheitszustand verschiedener Gefangenen*; und von einer verbrannten Hornhaut. Der VI. (von einer durch Opium und Alaun geheilten Bleykolik,) VIII. (Krankheiten von Verletzung pforischer Schärpen nach innen,) IX. (*Melaina*, *vomitus cruentus*, und *diarrhoea cruenta*: zwey Fälle, die ebenfalls zur Empfehlung des Kirschchlorbeerwassers dienen,) XI. (Brand am männlichen Gliede, mit Blutkurz, Chancres und Phimosis; vom Dr. *Schlegel* zu Sklow,) XII. (Geschichte einer glücklich geheilten Lungenfucht; von demselben: worin besonders der Gebrauch des *tartarus emeticus* bey phthisischen und hektischen Personen gerühmt wird,) XIII. (Bluthusten und Fieber bey einer Schwangeren, von demselben,) XVI. (Geschichte einer Vergiftung durch Mohnsaft, vom Dr. *Pfündel*,) gestatten hier auch nicht den gedrängtesten Auszug. Der XVII. und letzte Aufsatz: *Beobachtungen über die Luiseuche*, vom Herausgeber, enthält vier Krankengeschichten, zum Beweise, daß der Hahnemannsche auflöbliche Mercurius das venerische Übel wenigstens eben so gründlich heile, als andere Quecksilberpräparate, wenn er nur standhaft und anhaltend genug fortgesetzt werde.

In der zweyten Sammlung sind folgende drey Aufsätze die wichtigsten. II. *Geschichte einer verheimlichten Schwangerschaft und Niederkunft*, von dem Herausg. An sich gehört der eigentliche Fall zu den gewöhnlichen; denn es kam bloß darauf an, ob die Beschuldigte ein todtgefundenes neugebournes Kind zur Welt gebracht habe oder nicht? Sie wurde dieses Verdachts vollkommen entledigt, und die Inquisition nur dadurch so weitläufig und verwickelt, daß der Herausgeber, Rec. Bedünken nach, die ihm zur Beantwortung von den Gerichten vorgelegte Frage weit über ihre Grenzen ausdehnte, und wegen eines einzigen bey der Untersuchung am 2. Januar am Muttermunde gefundenen rinnenförmigen Risses im Obductionsberichte als *wahrscheinlich* angab, daß die Inquisition „vor ohngefähr 3 bis 4 Wochen, wohl nicht ein ausgetragenes Kind geboret, doch aber abortirt oder eine *Mola* von sich gegeben habe,“ und daß sie, wegen der sehr verkürzten vorderen und beträchtlich verlängerten, hinteren Lefze der Vaginalportion, „vermuthlich noch gegenwärtig schwanger sey.“ Es ist der Mühe werth, den ganzen Verfolg dieser Inquisition aufmerksam zu lesen: angehende gerichtliche Ärzte können Manches daraus lernen, und erfahrneren wird er zu allerley Betrachtungen Anlaß geben. Daß die Section, nach dem am 17. August erfolgten Tode der Inquisition, des Vf. Urtheil zum Theil bestärkte und einen todten *Foetus* von fünf Monaten nebst zwey gelben Körpern zeigte, entschuldigt doch keinesweges sein Verfahren. V. *Medicinisches topographische Bemerkungen über das Thüringer Waldgebirg überhaupt und das Amt und die Stadt Ilmenau insbesondere*, vom Herausgeber. Eine schatzbare Abhandlung, aus welcher je-



doch auch nur die Hauptsachen auszuheben, die Grenzen dieser Anzeige verbieten. VI. *Wirkungen verschiedener Gifte*, vom Herausgeber. Die hier erzählten Krankengeschichten betreffen Opium, *Conium maculatum*, Barbeneyer, kauftischen Salmiakgeist und Pechöl. — In VII und VIII Aufsätze liefert der Herausgeber einige individuelle praktische Fälle, nämlich in jenem drey vom Millarischen Asthma, und in diesem einen von glücklich behandeltem *Catarhus suffocatus*. — Unbedeutend sind die übrigen, nämlich: I. *Gutachten über eine beschuldigte Schwangerschaft und Geburt*, III. *Obductionsbericht über einen Selbstmörder*, beide vom Dr. Krügelstein in Ohrdruff. IV. *Gutachten über einen Gegenstand aus der Thierarzneykunst*, vom Dr. Sulzer in Ronneburg. Die Überschrift ist zu weitumfassend; sie sollte heißen: über das unrichtige Heilverfahren eines Curschmidts bey einem Pferde.

Die dritte Sammlung hebt an mit I. *Gutachten über ein Heilverfahren des k. k. Bergarztes A.\*\*\* zu S.\*\*\* in O. (ber-) St.\*\*(eyermark, — im Jahre 1800 bey der Blatterkrankheit des bald fünfjährigen Knaben des Pastors P. in R. unter dem Criminalgericht der Herrschaft W. zu J.)* Der ganze, über 100 Seiten einnehmende, Aufsatz ist höchst interessant, und verdient allgemein mit Aufmerksamkeit und Theilnahme, auch von Laien, gelesen zu werden. Rec. weiß nicht, was ihn mehr in Erstaunen gesetzt hat, ob die übertriebene Arroganz, Dummheit, und so offenbare Bosheit des Arztes, oder ob die fast unbegreifliche Blindheit der Altern, oder die, statt der Strafe, nachher erfolgte Versetzung des Arztes in eine andere Provinz der K. K. Staaten nach O. V. in O. K. Es ist zu bedauern, daß der Herausgeber Bedenken getragen hat, die vorkommenden Eigen- und Ortsnamen auszuschreiben, damit der Mann doch wenigstens dem literarischen Schandpfahl nicht entgangen seyn möchte, wenn in der politischen Welt keiner für ihn da war.) III. *Über spasmodische Zusammenziehung der Gebärmutter*, vom Dr. Gustus Schlegel in Moskau. Ein schätzbarer Aufsatz, wozu wir noch praktische Bemerkungen in der nächsten Sammlung zu erwarten haben. IV. *Glückliche Versuche dem Freysamkraut, (Jacea, Viola tricolor L.) als antisyphilitischem Mittel*, von demselben. Er heilte in 18 bis 23 Tagen damit elf venerische Kranke, die nie diese Krankheit gehabt, noch Mercurialmittel gebraucht hatten, indem er eine halbe Unze von Kraut und Blüthen der *Jacea* in zwey Pfund Wasser bis zur Hälfte einkochen, und davon alle zwey Stunden eine halbe Tasse vollnehmen ließ. Wo das Chankergift im Halse sehr um sich gefressen hatte, ließ er das nämliche Quantum als Gargelwasser täglich verbrauchen. Wo noch harte Ränder Statt fanden, die sich nach 10 bis 12 Tagen am Mundwinkel nicht ganz verlieren wollten, ließ er sie einigemal damit waschen. Bey Tripperkranken ließ er den Penis täglich öfters in dem lauen Decocte der *Jacea* baden, und von demselben, mit der Hälfte Milch versetzt, Einspritzungen machen. Bey allen Kranken zeigten

sich folgende Wirkungen gleichförmig. Der Puls vermehrte sich um 10 bis 15 Schläge in einer Minute. In sehr eingewurzelter Krankheit wurden die ersten sieben, in minder überhand genommener nur die ersten drey oder vier, Tage hindurch die Schmerzen heftiger. Es sonderte sich der ausfließende Eiter bis zum vierten oder siebenten Tage, nach dem eben angegebenen Verhältnisse, in größerer Menge ab. Der Umfang sämtlicher Geschwüre entzündete sich stärker und wurde hochroth. Kutz, das Mittel wirkte reizend auf das System der lymphatischen Gefäße, und beförderte Absonderungen und Ausleerungen wässeriger lymphatischer Feuchtigkeiten. Ob die *Jacea* auch bey venerischem Knochenfraß, Knochen-schmerz, und sehr eingewurzelten venerischen Zufällen brauchbar sey, darüber fehlen dem Vf. Erfahrungen. S. 142 erzählt er ein neues, sehr warnendes, Beyspiel von der Ansteckung des venerischen Gifts durch Küsse und gemeinschaftliche Trinkgeschirre. Daß die *Jacea* bey allgemeiner und örtlicher venerischer Krankheit, bey unterdrücktem Milchschorf und Krätze, einen stärkeren Ausfluß durch die Harnröhre und bey Kindern von vier bis sechs Jahren fast jedesmal, unter jenen Umständen, eine Blennorrhagie oder Leukorrhoe machte, sah der Vf. (S. 146) häufig, besonders bey Kindern weiblichen Geschlechts. Dagegen verschwindet der sogenannte gutartige weiße Fluß nicht selten bey dem Gebrauche der *Jacea*. — Die übrigen Aufsätze eignen sich zu einer kürzeren Anzeige. II. *Beobachtungen von Polypen*, (einem Fleischpolypen in der Nase und dergleichen im Mastdarme,) vom Herausgeber. Hierzu gehören die beiden Kupferafeln. V. *Unächte Schwangerschaft von Hydatyden*, (Hydatiden,) vom Dr. Gustus Schlegel in Moskau. VI. *Geschichte einer* (durch partielle Ansteckung entstandenen, sieben-zehn Jahre lang unheilbar gewesen, und endlich durch *empl. canthar.* und *citrin. ana* gänzlich geheilten, örtlichen) *Menschenblatter* und eines (durch einen Kreyumschlag aus der in Wasser gekochten *rad. hellebori albi* geheilten) *Lippenkrebses*, von demselben. VII. *Derselbe von sechs verschluckten Blutigel*n. Er ließ die Kranke in eine stark geheizte Badstube bringen und ihr in der größten Hitze ein Stück Eis vor den Mund halten, wornach die Blutigel sich auf selbiges begaben. VIII. *Glückliche Heilung plötzlich in Suppuration übergegangener Hoden*, von demselben. IX. *Ausrötung einer grossen Balggeschwulst*, (unter dem Schulterblatte, die sich vom Brustbeine an über den ganzen Rücken erstreckte, und in der Gegend der siebenten falschen Rippe endigte,) von demselben. X. *Ein Stein in der Harnröhre eines zweyjährigen Kindes, durch den Schnitt geheilt*, von demselben. XI. *Einige Worte an gewisse Beurtheiler meiner Materialien f. d. St. A. W. etc.*, vom Herausg. Sie sind gegen den Vf. einer Recension in der N. Allg. Deutsch. Bibliothek gerichtet. I. π. o.

Vierte Sammlung. Von der Vorerinnerung gegen Hn. Bernstein hat Rec. in der vorhergehenden Recension

sion Nr. 292, S. 470 ein Wort gesagt. In der Sammlung selbst verdienen folgende Aufsätze ausgezeichnet zu werden. III. *Innere Wasserhose mit Wasser im Rückgradskanale*. Das Kind hatte Zucken in den Gliedern, schrie sehr oft, und verrieth heftige innere Schmerzen. Wenn sich der Anfall einstellte, pflegte dasselbe gewöhnlich seine Hände mit Gewalt auf die Brust zu drücken, worauf sich dann der Unterleib nach dem Oberleib emporhob, die Schenkel stark bewegt, und die Füße verzogen wurden. Öfters verdrehten sich Kopf und Arme nach hinten zu, der Mund seitwärts, die Pupille richtete sich immer nach oben, und das Kind schien sehr wenig unterscheiden zu können. Den Kopf konnte es nie ordentlich halten, konnte auch weder auftreten noch sitzen, auch gab es außer dem gewöhnlichen Schreien keinen Laut von sich. In der Form des Schädels äußerte sich nichts widernatürliches. Das Kind starb 17 Monate alt. Von der Section hebt Rec. folgendes vorzüglich aus: Die harte Hirnhaut nach hinten fest mit dem Cranium verwachsen. Zwischen dem großen und kleinen Gehirn hatte sich ein Sack gebildet, der eine obere Cassietasse voll Wasser enthielt. Die Gehirnhöhlen ohne Wasser. Das Gehirn natürlich gesund. Die Lunge von gräulicher Farbe, wie bey alten Personen, und in der rechten Lunge ein Geschwür mit vielem Eiter. Im oberen Theile des Rückgrads ebenfalls Wasser. — VI. *Manifest die Ausübung der Arzneywissenschaft, Chirurgie, Pharmacie und Geburtshülfe, im Departement Agogna in der italienischen Republik betreffend*. Dieses gegen den Unfug von unberufenen Ärzten, Aderlasshelden, Arcanenkräthern, Hebammen und dergleichen Charlatans mehr gerichtete Manifest hat zwar einen vortrefflichen Zweck; Rec. zweifelt aber, ob es länger in Kraft bleiben wird, als es leider der Fall mit dergleichen Verordnungen in Deutschland so häufig ist. VII. *Bemerkungen über die Frühlingsepidemie in Sklow in Weis-Russland*. Von Dr. *Justus Schlegel* in Moskwa. Was hier S. 79 unter topischen Fiebern begriffen wird, kann Rec. nicht ganz billigen. Eine solche begrenzte Local-Affection eines Körpertheils ist nicht recht denkbar. Die Beobachtung ist folgende: Bey einer Ballettänzerin starb der Zeigefinger der linken Hand einen Tag um den anderen ganz ab, er wurde zur bestimmten Stunde plötzlich bleich und kalt, der Nagel blau, und alles Gefühl ging während des eine Stunde langen Paroxysmus ganz verloren. Nachher wurde er wieder röther, wärmer, und bis zur 2 Phalanx entstand ein heftiger stinkender Schweiß. VIII. *Erinnerungen an den äußeren Gebrauch der Cochlearia Armoracia L.* von demselben. Über die glückliche Anwendung dieses Mittels theilt der Vf. mehrere Beobachtungen mit. Dieser Aufsatz verdient alle Aufmerksamkeit. Möchte er dazu beytragen, manchen Arzt aufmerksam auf die jetzt mit unter vernachlässigte Anwendung mehrerer äußerlicher Reizmittel zu machen! IX. *Wahrnehmungen über wirklich venerische und nur scheinbar venerische Krankheiten*, von demselben. Enthält zwar nichts Neues;

aber verdient doch sehr von dem Theil der Praktiker beherzigt zu werden, die hier Alles in Eine Klasse werfen. Folgende *Tripperarten* beobachtete der Vf.: *Haemorrhoidaltripper*, *Tripper von Gries und Steinen in den Nieren*, *gichtischer Tripper*, *Tripper aus Enthaltbarkeit*; *tripperartige Ausflüsse* etc. XII. *Hin-ke für Ärzte und Paedagogen die Onanie betreffend*, von demselben. Specifische Schärfen verschiedener Art können zwar eine consensuelle Reizung der Geburtstheile oder Erection erzeugen, und dadurch Anlaß zu onanistischen Vergehungen bey Kindern geben; allein zu den unwillkührlichen Handlungen kann man deswegen die letztere wohl nicht zählen, wie hier S. 121 geschieht, obwohl es alle Aufmerksamkeit verdient, bey allen Onanisten wohl Acht zu haben; ob nicht ähnliche Ursachen, als in einigen Krankheitsgeschichten hier angeführt werden, den Reiz zu ähnlichen Vergehungen erzeugten. XIII. *Kurze medicinisch-chirurgische Beobachtungen*, von demselben. Rec. hebr nur folgende Nr. aus: 1) *Caries der Tibia nach einem Beinbruche*. An sich interessant, aber unvollständig erzählt. Das cariöse Knochenstück wurde ausgesägt, der stark verkürzte Unterschenkel erhielt seine vorige Länge wieder; doch wird die Vorrichtung oder chirurgische Behandlung, wodurch dies erlangt wurde, gar nicht erwähnt. 4) *Tödliche Wirkung der Einbildungskraft auf einen Wiedergenesenden*. Ein junger Mensch bekam einen Schnitt im Halse, Luft- und Speiseröhre waren beträchtlich zer schnitten, und mehrere wichtige (?) Blutgefäße verletzt. Der Mörder vergrub ihn in Schnee, und trat die Wunde davon voll, auf welche Art er die ganze Nacht lag, ehe er entdeckt wurde. Die Verletzung heilte in 14 Tagen gut. Als er aber seinen ihm unbekannten Mörder zu sehen bekam, erschreck er heftig, und starb im Moment. Die hier nothwendige Untersuchung der Verletzten, ob zwar anscheinlich schon geheilten Theile, wäre hier sehr nothwendig gewesen. 5) *Würmer in den Lungen*. Der Patient hustete mehrere Male Ascariden aus, gewöhnliche Wurmmittel leisteten nichts; allein nach den Dämpfen von *Valeriana Semen Santoni* und *rutae* gingen die Würmer todt ab. XIV. *Skizze einer Haemorrhagia activa arteriosa mit blutigem Schweiß*, von Dr. *Giuseppe Gautieri* in Novara. Ein 75jähriger Greis wurde von einem allgemeinen Blutsturze befallen. Am Kopfe, Gesichte, Epigastrium und an der Spitze des rechten Daumens spritzte das Blut ziemlich weit, an den übrigen Körpertheilen war blutiger Schweiß. Der Daumen mußte gebunden werden, weil daraus binnen 7 Minuten 5 bis 6 Unzen arteriöses Blut ausfloß; der Patient genas nach 3 Tagen. XVI. *Fragmentarische medicinische Nachrichten*, von demselben. Mit dem glücklichsten Erfolg hat man die kohlen saure Potasche (den kohlen sauren Kali) innerlich und äußerlich gegen den Vipernbiss angewendet.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 D E C E M B E R, 1 8 0 5.

## PHILOSOPHIE.

MÜNCHEN, b. Lentner: C. G. Bardilis und C. L. Reinholds Briefwechsel über das Wesen der Philosophie und das Unwesen der Speculation. Herausgegeben von C. L. Reinhold. 1804. XII u. 302 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

In dieser Schrift sind neun Briefe von Hn. Bardili und acht von Hn. Reinhold enthalten, die theils ihres Inhalts, theils der Individualität dieser Philosophen wegen für das literarische Publicum ein nicht geringes Interesse haben.

Die Vorrede enthält Hn. R's. Geständniß, wie er mit Hn. Bardilis erster Logik bekannt geworden, und welche Vorurtheile er wegen der Darstellung dagegen gehabt; wie aber die Vergleichung des Denkens mit dem Rechnen ihn wieder angezogen und es dahin gebracht, daß er seiner kantisch-fichtischen Denkweise entsagt; diese sich abgewöhnt, und die Bardilische Denkweise angewöhnt habe. Er gesteht, daß es ihm schwer geworden, sich in der letzten zu orientiren; und daß Zurechtweisung und Belehrung des Hn. B. durch einen literarischen Briefwechsel ihm dazu ein sehr dienliches Mittel gewesen. Derselbe ward vom Decemb. 1799 bis den 3 May 1801 geführt.

I Brief von R., hat beynahe mit der Vorrede gleichen Inhalt. Er zeigt, wie er Denken von Speculiren und Vorstellungen unterscheiden, und so das Grundgebrechen der Philosophie da gefunden habe, wo es keiner vermuthete, nämlich in der Logik. — II Br. Antwort von B. Er sagt, wie lieb ihm es sey, von ihm verstanden zu seyn; ob er gleich nur aus innerem Drange geschrieben habe. Die Lehrer der Philosophie wären ihm ungünstig, „weil S. 10 jeder neubeistiegene Lehrstuhl neu seyn wolle und neu seyn müsse, weil alles, was unter ihm herumsitze, um des frischen Wassers willen hier vor Anker liege.“ Er zeigt, wie er auf den Inhalt seiner Logik gestossen. Indem er untersucht habe, was an der Erkenntniß, der Sinnlichkeit und der Vernunft angehöre, habe sich ihm, zugleich mit und aus dem zergliederten Gehalte unserer Erkenntniß, die ursprünglichen und stehenden Typen der Natur, nebst ihrem radicalen Prius emporgehoben, und er müßte alle Consequenz verleugnen, wenn er Vorstellungen von einer Welt hätte, und dabey nur sich selbst (wie die Idealisten) seinem Gemüthe vorstellen wollte. Gedanken über das System der Dinge zu hegen, und dabey nur an sich selbst zu denken, dünke ihm

J. A. L. Z. 1805. Vierter Band.

ein Gegenbild ohne ein Bildniß, eine Copie ohne Original, eine Antitypie ohne Typen. — So erscheint es auch dem klaren Auslagen des gesunden Menschenverstandes — (den aber die Philosophen zur Raïson bringen wollen) zu seyn. Die stehenden Typen (Urbilder, Ideen) in der Natur formen als Regeln das vereinzelte Daseyn, ordnen als das Allgemeine auch das Besondere. — Nun kommt S. 12 ein Zusatz, der auf das Bardilische System ein helles Licht wirft. Er sagt: „Ich bedarf aber auch einer Mittheilung eben derselben Typen an mich und meine Gattung, einer gemeinschaftlichen Grundlegung derselben bey und zu unserer Menschwerdung; das heißt mit anderen Worten, ich bedarf eines Übergangs eben derselben Typen in die Urelemente unserer Existenz, damit es uns nur auch möglich werde, irgend ein vereinzeltes Daseyn unter und mit seiner Regel in uns zu wiederholen, oder, welches eins ist, damit wir im Stande seyn, auch nur irgend etwas von einer Welt in uns zu antypiren, uns irgend etwas vorzustellen und zu erkennen. — Ich bemerke die Gesetze einer erforderlichen Coexistenz, einer Affinität und eines Gegensatzes, wenn eine Pflanze entstehen soll: ich bemerke aber eben diese Gesetze auch an meiner Imagination; und urtheile, daß, gleich wie sie dort die unerläßlichen Bedingungen vom wirklichen Organisirten einer Pflanze waren, sie hier die unerläßlichen Bedingungen vom Nachorganisiren oder Nachbilden jener Pflanze in meinen Vorstellungen seyn. Ohne diese Voraussetzung (quod sit demonstrandum) begreife ich nicht, wie die Pflanze in ihrem Daseyn, mit mir in meinen Vorstellungen, möglicher Weise zusammen kommen könnte; ohne sie wären wir beide, meines Bedünkens, ewig geschiedene, durch keine lebendige Repräsentation des einen in anderen vereinbare Wesen; wir blieben uns fremd in einer unendlichen Divergenz, wenn das eigene Werden der Pflanze und ihr Wiederwerden (Hervorbringung im Bewußtseyn) in meinen Vorstellungen, nicht in gemeinschaftlichen Gesetzen des Werdens überhaupt, zusammenliefen, und zuletzt wohl gar auf der identischen Basis eines und desselben Seyns ruheten.“ Diese Meinung hat der Rec. der Bardilischen Logik in Nr. 170—174 von 1804 dieses Blatts sehr einleuchtend gemacht. Hier bemerkt der Beurtheiler vorliegender Stelle, daß sich der Begriff des Denkens, der sonst schwer zu begreifen ist, sich gehörig aufhellen laßt.  $A = A$ , heißt die göttliche Vernunft als Weltprincip und die menschliche Vernunft als Denkprincip ist identisch, obgleich beide numerisch verschieden sind; was jene geschaf-

fen hat, kann diese begreifen, oder nachbilden, nachschaffen, im Bewusstseyn die Welt aufnehmen, und nach den ewigen Regeln, worauf die Natur beruht, produciren. So wie die Individuen unter Species, diese unter den Gattungen — diese alle unter einem Genus absolutum enthalten sind, als dem Realgrund, wodurch sie existiren: so sind bey der Reproduction, im Bewusstseyn, die Vorstellungen einzeln, im Begriff, dieser unter Ideen, diese in der Vernunft als ihrem Realgrund enthalten. Wenn  $A = A$  ist: so kann das Genus und die Idee, die Species und der Begriff (notio) das Individuum und die Vorstellung harmoniren. — Es ist möglich: Wenn die Harmonie da ist, dann hat der Mensch gedacht, sequitur naturam, die Copie stimmt mit dem Original, die Antitypie mit den Typen. — Ist sie nicht da, dann hat der Mensch aufgehört zu denken, nicht gedacht, oder nach der gemeinen Sprache, falsch gedacht, phantastirt. A kann nicht non A werden. Der Irrthum liegt in der Sinnlichkeit, die Vernunft irrt nicht; wer wahrhaft denkt, irrt nicht. Falsch denken, unrichtig denken sind trügerische Ausdrücke. — Die Vernunft des Menschen fängt mit individuellen Wahrnehmungen an, bildet Species, Genera; das heist (S. 24) sie geht von dem (durch Sinne) Wirklichen zum Möglichen. Aber der Grund dieses Möglichen ist im Menschen und in der Welt das Allerrealste, das die von Sinnen bemerkte Wirklichkeit selber erst möglich macht. Wer S. 25 §. 4 die Möglichkeit der Natur untersucht, erforscht zugleich das Wesen und die Natur des Denkens, weil die Regeln des Denkens und die Gesetze der Natur, identisch,  $A = A$  ist. So weit wäre alles noch sehr klar und deutlich. Die Möglichkeit des Lehrens und Lernens von der menschlichen oder göttlichen Vernunft, welche mit jener identisch ist, wäre enthüllt. Aber damit begnügen sich die Philosophen nicht. Sie wollen demonstrieren; das heist, aus dem Möglichen das Wirkliche erklären. Aber scheitern nicht hier die Philosophen und fangen sie nicht hier an, undeutlich zu werden? Das Beginnen ist gigantisch, und Hr. B. bemerkt §. 8 S. 25: Wüßte der Mensch einmal die Möglichkeit von allem, so wüßte er den Grund von allem, so würde er ein jedes Ding zugleich, mit und unter der Nothwendigkeit erkennen, durch welche und unter welcher es, als dieß Ding gesetzt wird, das heist, er würde es nach seinem Wesen oder als Ding an sich erkennen. Man vergleiche hiermit Bardilis Elementarlehre 1 Heft S. 89 bis 92. Also dabey wird es bleiben, daß man in der Wesenlehre (Metaphysik) heraufsteigen, und den Grund der Möglichkeit enthüllen, aber nicht herabwärts, wie die Idealisten, wird demonstrieren können. Eben so in der Logik, als Verstandeslehre, und zwar, weil beide zwey Stücke eines Ganzen sind, und also nur eine und dieselbe Behandlung erlauben. — Dieß verbreitet ein Licht über die dunkeln Flecke des rationalen Realismus, der oft sehr consequent, wie die Wissenschaftslehre ist, aber nicht auf diese Basis stützt. Hr. B. sucht in dem übrigens sehr langen

Brief, von dem Standpunkt des gemeinen Menschenverstandes und der vorkantischen und kantischen Philosophie seine Vernunftlehre, welche Logik und Metaphysik identificirt, zu beleuchten. — III Br. von R. zeigt, wie schwer ihm das Vorstellen des Denkens nach Bardili's Sinn falle, und glaubt daß es anderen nicht besser gehen werde. Er sucht aus der Natur des Rechnens das Wesen des Denkens zu entwickeln, wie es in seinen Beyträgen ausführlicher geschieht, und in diesen Blättern schon bemerkt worden ist. — Aber Rechnen und Berechnen ist nur eine Species des angewendeten Denkens. Da die Metaphysik und Logik als Wesen und Verstandeslehre identisch, die Typen und Genera früher als die Antitypen und Ideen sind, diese sich zu jenen, wie Nachbilder zu Vorbildern verhalten: so muß erst die Wesenlehre abgehandelt, und aus dieser die Verstandeslehre entwickelt werden, wenn Dunkelheiten und Abwege vermieden werden sollen. Die Gesetze der Mechanik kann man, wie sie bey dem Gehen des Menschen Statt finden, auf mancherley Weise nachbilden; aber nur, wie sie in der Wirklichkeit Statt finden, und dieser gemäß dargestellt werden im Bewusstseyn — sind sie wirklich gedacht, und die Denkregel und das Naturgesetz harmoniren in diesem speciellen Fall. Wahrheit kommt durch das wirkliche Denken, und nach der herkömmlichen Erklärung, durch Übereinstimmung des Begriffs mit der Sache, des Zeichens mit dem Bezeichneten. IV Br. Antwort von B. Hier wird Hr. R. Erklärung des Denkens beleuchtet. Am Ende S. 99 heist es: „Zwar giebt das Denken der Materie Form, aber es producirt weder in der Phantasie noch in der Natur, Materie als Materie.“ Bey diesem Satz muß man wohl bemerken, daß er in der Verstandeslehre richtig ist; nämlich nur die Gesetze begreift der Verstand, aber nicht dieß Ens per se. Aus dem einfachen Grunde, weil der Mensch nur das begreift, was er berechnen, produciren kann. Aber in der Wesenlehre, wo vom Princip aller Dinge gehandelt wird, muß wohl das Erste alles bis aufs Letzte begründet haben, wenn anders ein Princip das wirklich erste und der Grund von allem seyn soll. Was über Abstraction und Reflexion und vieles andere gesagt wird, muß Rec. übergehen. V Br. R. will wissen: 1) wie im Organismus sich die Form des Stoffes multiplicire; 2) wie das Object uns unter einem Denken, als unbeweglicher Mittelpunkt geworden. Der VI Br. von demselben zeigt, wie er Vorstellen und Denken verwechselt u. dgl. Der VII Br. von B. zeigt, daß eine wahre Idee dem Genus entspreche, und wie dieses ein Seyn habe und Realität besitze, daß die durch göttliches Denken entstandene Natur und deren Gesetze im Verstande sich bey dem wahren Denken wieder im Bewusstseyn auf gleiche Weise abspiegeln, reproduciren. Die Erörterungen über den Organismus dünken Rec. dunkel. Denn wenn man auch weiß, daß die sich unter einem A denken (der Gottheit) die Form vielfaltigte, so weiß man nicht vielmehr, als wenn

ich sage: Es ist ein organischer Körper, ein System, eine Welt im Kleinen, wodurch die Gottheit Zweck und Mittel zu einem Endzweck berechnet sind. — Das Object und das Genus sind identisch. Wer z. B. das Wesen einer Uhr erkennt, das *Zeitmessen*, kennt auch das unbewegliche *Genus* aller Uhren, sie mögen groß, klein, eine Farbe und Gestalt haben, welche sie wollen. Aus Plato wird die Meinung erklärt. Der VIII Br. von R. an *Bardili* bezieht sich auf die von ihm verfertigte Recension und die Aufnahme der ersten Logik. Der IX Br. von *Bardili* an R. erklärt die Formel der Wesen  $B = B + b$ , Pflanzen, Thiere, Menschen haben ein Wesen, die ersteren in der ersten, die zweyten in der zweyten, die dritten in der dritten Potenz, wo A identisch mit A in der Natur ist. Stimmt schon vor aller Erfahrung das Princip des Denkens und der Natur: so wird auch der *Endzweck der Welt im Bewusstseyn der Menschheit* aufgenommen werden können, und in Beziehung auf denselben ein System von Handlungen, Ethik, Moral Statt finden, das *sequi naturam, illi convenienter vivere* hiesse: also Gott ähnlich gesinnt seyn, in der erhabensten Bedeutung. Die näheren Expositionen obiger Formel muß man nachlesen; Rec. merkt nur an: das  $b$  ist einem kleinen Zirkel, das  $B = B$  dem größtmöglichen zu vergleichen, trotz der Verschiedenheit des Umfanges ist ersterer in und unter dem letzteren enthalten und auf gleiche Weise berechnbar. Der X Br. von R. klagt über die Schwierigkeit, seinen Zuhörern die Logik nach dem *Bardilischen* Grundriss vorzutragen. Das glaubt Rec. gern. Zuerst muß die Wesenlehre und dann die Verstandeslehre kommen, wenn es hier gut gehen soll; und der *curfus academicus* verlangt zuerst Logik und dann Metaphysik; zuerst die Darstellung der Kopie und dann das Urbild selber. Hier ist guter Rath theuer. Hr. R. bemerkte sehr richtig, daß nach S. 73 der *Gedanke Bardili's*, „daß der Gebrauch der Form, zum Formgeben für allen und jeden beygehenden Stoff, sich daran äußere, daß der Mensch alles zur Sprache bringen und ins Rechnen ziehen kann,“ sehr wichtig und der Beherzigung aller Denker werth sey. Ja wohl, eine allgemeine Sprachlehre müßte sehr gut die Verstandeslehre erhellen können: — denn der Verstand macht die Sprache möglich — giebt den Worten Sinn und Bedeutung — dieser Sinn ist nicht an einzelne Sprachen gebunden, sondern das Erbtheil aller, also nicht die Worte, sondern deren Verbindung, die Syntax ist die wahre Fundgrube für den Logiker. Hr. R. liefert aus einem Manuscripte: Prolegomenen über die Wissenschaftskunde, einige interessante Ideen. — Er meint S. 181: „ob Gott nur *moderator tanti operis* oder auch *ipsius materiae effector* sey, müßte die Philosophie dahin gestellt seyn lassen, und in diesem Geständniß liege ihm die *letzte* und *eigentliche* Bewährung der Philosophie auf der höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit, ihrer völligen Reife, als Wissenschaft. Rec. ist der Meinung nicht. Denn eben diesen Punkt auszumit-

teln, hat Hr. R. solche vielfache Begründungen des rationalen Realismus versucht: das Verhältniß der Identität (göttliches Denken) zur Nichtidentität (zur sinnlich wahrnehmbaren Welt) soll ja, als *Wesenlehre* betrachtet, die freylich mit der Verstandeslehre am Menschen, *identisch* ist, eben deutlich machen, daß die Identität mit der Nichtidentität, das Unmischbare aber auch Untrennbare in unzertrennlicher Vereinigung sey, und daß die Vorstellung des wahren Verhältnisses derselben, die *Wahrheit allgemein und besonders begründe*; die Vorstellung des unwahren Verhältnisses beider hingegen den Widerspruch Kepochen herbeyführe. Nun kann A die Identität, C die Nichtidentität, in vielen Verhältnissen gedacht werden. Eins kann nur, mit *Ausschluss der übrigen*, wahr seyn. Als A setzt das C und regelt dasselbe; das Princip begründet das System der Dinge (Gott schafft die Welt aus Nichts). Die Wahrheit desselben wird durch eine *deductio ad absurdum* bey allen übrigen Fällen dargethan. — Bezogen diese Wesenlehre auf die Verstandeslehre (die identisch mit jener als Copie und Urbild ist) giebt die Möglichkeit der logischen Principe im bisherigen Sinn, und erhellt die dunkelsten Gegenden der Logik. Soviel gehört hieher. XI Br. von B. Er versichert, daß *Reinholds* Zweifel ihm heller werden, und daß er auf völlige Übereinstimmung ihrer philosophischen Denkweise hoffe. Der Inhalt beschäftigt sich, die Harmonie des Seyns und des wahren Denkens deutlich zu machen. Worte beziehen sich auf Sachen. Die Übereinstimmung beider bringt Wahrheit. Diese liegt im Sinn und Geist der Worte — der Sinn und der Geist gehört nicht den letzteren, sondern dem Vernunftwesen, das die Syntax bildet, das mittelst der Copula das Gegebene, nämlich das Prädicat und das Subject, worauf alle Urtheile und Schlüsse sich reduciren lassen, verknüpft. — S. 208 glaubt er, daß sich die Existenz Gottes, als ein vom Stoff verschiedenes Wesen, das All der Dinge anordnendes, beherrschendes, keinem Wechsel unterworfenen, durch keinen Raum in seinem Seyn beschränktes, höchst einfaches und allerrealstes Wesen, nicht nur glauben, sondern auch *demonstriren* lasse. — Aber wenn dies möglich ist, so muß doch wohl auch sich das Verhältniß der Gottheit zur Materie mit Evidenz, wie oben angedeutet wurde, darthun lassen. XII Br. von R. Er versichert, der Hauptzweck des Schreibens sey erreicht, und er sey vollkommen überzeugt: daß das *Denken* als Denken überhaupt, folglich auch als Philosophiren, eben so wenig durch Worte als durch Gefühle und Vorstellungen bedingt seyn und heißen könne, sondern daß vielmehr die Worte, sowie die Vorstellungen und Gefühle, welche freylich *conditiones sine quibus non* der Anwendung des Denkens, als dieser Anwendung im menschlichen Bewusstseyn sind, gleichwohl als Sinn und Geist enthaltend, als eigentliche Zeichen der Gedanken, durchs Denken als Denken in seiner Anwendung bestimmt, festgesetzt und begründet seyn müssen. Es sey ihm völlig deutlich geworden, daß und wie die Philo-

sophie, als die wahre Erkenntniß, das reine  $\mu\alpha\theta\eta\mu\alpha$  νοησεως, und die durch Gott bestehende Wahrheit dem Wesen nach Eins und dasselbe sey. Dieß setzt Hr. R. weiter aus einander. Zu besserem Verständniß des Gesagten setzt Rec. hinzu. 1) Das Denken wird hier als Vernunft angenommen. Diese als reales Wesen macht erst Worte, Vorstellungen und Gefühle möglich. Aber umgekehrt entsteht nicht durch letztere das erstere. 2) Wenn aber eine Vernunft etwas denken will, was eine andere in Worten gedacht sich vorgestellt, oder gefühlt hat: so sind die Worte die nothwendigen Bedingungen, um das Gedachte, Vorgestellte und Gefühlte zu erfahren. 3) Die von Gott hervorgebrachten Wesen und die im Bewustseyn der Vernunftwesen damit harmonirenden Gedanken, d. h. die Wahrheit ist identisch mit ihnen im Allgemeinen und Besonderen. XIII Br. von B. erklärt den Widerspruch. Es heist: wer A für non A nimmt, begeht einen Widerspruch. Dieß bedarf Erläuterung. Die Gottheit A producirt und regelt das C die Materie, als Princip aller Dinge; dieß gilt von dem ganzen Universum im Allgemeinen wie von den individuellen Wesen insbesondere. Wer also annimmt, A regele nur das C oder C regele das A, oder das C producire und regele das A: begeht einen Widerspruch — der die Quelle aller Irrthümer in der *Wesenlehre* ist. Da nun die Verstandeslehre identisch ist mit der Wesenlehre, so begründet das bestimmt ausgefagte Verhältniß des A zum C, die *kategorische copula, principium identitatis*. Wenn A das C bestimmt, so kann C nicht das A bestimmen, es kann nur ein Verhältniß des A zum C mit Ausschluss der übrigen möglichvorstellbaren gedacht werden, *principium exclusi tertii*. Wenn A das C bestimmt, so ist es widersprechend, oder man begeht einen Widerspruch; ein anderes Verhältniß, anzunehmen *principium contradictionis* — dieser Widerspruch in der Wesenlehre zieht alle Widersprüche herbey; weil unter den allgemeinen Wesen der Dinge jedes besondere, also in der Verstandeslehre das besondere unter dem allgemeinen enthalten ist. Wer anders denkt, wird aus A *denkend* ein non A bloß *vorstellend*. Sein Denken und gött-

liches Denken harmoniren nicht. Er hört auf zu denken. Gott ist der Urgrund jedes Grundes, die Ursache aller Ursachen — (weil er das Wesen aller Wesen ist). Die vorstellbaren und wahrnehmbaren Dinge sind bloß Bedingungen, die auf jenen Urgrund hinweisen. Wo man von diesem zu jenen hinauf steigt, schließt sich die absolute Form an das Denken im Bewustseyn an. S. 276. Ohne Zweck kann keine Vernunft handeln, als die Kantische, die da will und soll, weil sie will und soll — Und ohne einen Endzweck, der mit dem göttlichen harmonirt, ist keine Moral gedenkbar. XIV Br. von R. Er zeigt seine glückliche Wiedergeburt, daß er nun einsehe, daß die Vernunft, als Denkkraft, weit über das subjective Ich erhaben und universal, wie das göttliche Princip im Universum sey. XV Br. von B. Er erklärt, daß er noch nicht einsehe, wie er das b' vermittelt der reinen Analyse, ohne etwas anderes vorauszusetzen, als allgemeine Grundsätze, demonstrieren könne. — Hier giebt er einen Fingerzeig, daß zwar die Gottheit, als Urmöglichkeit durch die Möglichkeit jede Wirklichkeit demonstrativ setze, und das Seyn das Werden begründe; daß aber die philosophische Demonstration vom Werden zum Seyn, vom Wirklichen zum Möglichen, vom Besonderen zum Allgemeinen, aber nicht in umgekehrter Ordnung, wie Hr. Reinhold, gehen könne. Also nach altem Sprachgebrauch: Der Philosoph kann nur die Möglichkeit der Dinge überhaupt, aber nicht die Wirklichkeit jedes einzelnen Dinges demonstrieren; also auch nicht das Wesen jeder Pflanze, jedes Thieres, jedes Menschen, sondern nur das Wesen überhaupt. Er verweist auf den Grundriß, Rec. auf die später erschienene Elementarlehre. Der XVI Br. sucht die Potenzirung der Wesen noch mehr aufzuheben. Wir kennen nur drey Grade der Wesen, aber aus Erfahrung, Pflanzen, mit äußerer Empfindungen — bey dem Thiere kommen dazu innere Vorstellungen, bey dem Menschen (als  $A = A$ ) Gedanken; aber dieß zu demonstrieren kann Bardili nach seiner Elementarlehre S. 89—91 nicht wollen. Rec. empfiehlt die Lectüre dieser Briefe dem, der neue Ansichten des rationalen Realismus zu haben wünscht. G. B. G.

### K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Eisenberg, b. Schöne u. Comp.: *Junker Oswald der Flachkopf, Herr auf Dachsburg, Scholast, Wendelingen, Sonnenberg, Kirchfeld und Heinsdorf. Keine Bittergeschichte, aber ein Liebesromm im neuesten Geschmack, doch in türkischer Manier. Von Ernst Bornschein. 1804. 427 8. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)* Wenn Hr. B. in feinen Zueignungsverfen an Hn. Steinbeck sich also ausgedrückt hätte:

Das Büchel hat  
Gar viele schnackische Sachen;  
Mit unter ist's ein wenig matt,  
Doch giebt's auch was zu lachen.  
'S ist angefüllt mit Liebesdrang  
Und Liebesavantüren,  
Und wird auch wohl ein Stündchen lang  
Leslust'ge amüsiren.

so hätte er sein Buch der Wahrheit gemäß charakterisirt, und Rec. hätte nichts weiter hinzuzusetzen, als den Wunsch, daß

Hr. B. in Zukunft mit seinem Witze etwas haushälterischer umgehen, und lieber weniger, aber guten, geben möchte.

T. A.

Halle, b. Renger: *Federzeichnungen*, von Ernst Scherzer. Erstes Bündchen. 1805. 313 8. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) S. 16 „Wo soll ich die Geduld hernehmen, meine geschnittenen Federn bis zu der Rückkehr des Ministers ruhig liegen zu lassen?“ — „Ey, wer verlangt denn das, bester Herzensfreund? Im Gegentheil: schreiben Sie immer darauf los. Schreiben Sie, so schnell Sie können.“ Nicht doch, meint Rec.; im Gegentheil: wenn es einmal geschrieben seyn muß, so schreiben Sie langsam, und vergessen Sie die Feile nicht. Sie sind nicht ohne Talent. Machen Sie es mit Ihren Federzeichnungen, wie Sie es Ihrer verunglückten Kammerjungfer S. 66 mit dem Kleide ihrer gnädigen Frau machen lassen, und Ihre Arbeit wird dem guten Geschmack besser zu Gesicht stehen.

T. A.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 11 D E C E M B E R, 1 8 0 5.

## P Ä D A G O G I K.

LEIPZIG, b. Gräff: *Beyträge zur Erziehungskunst, sowohl ihrer Grundsätze als ihrer Methode. Eltern und Erziehern gewidmet.* Herausgegeben von Christian Weiss, Prof. der Philos. und M. Ernst Tillich. 2 Bände. 1 Heft. 1805. 214 S. 8. (12 gr.)

Die Herausgeber fahren in dem vorliegenden Hefte fort, die Erwartungen zu rechtfertigen, die sie in den vorigen Heften (S. J. A. L. Z. 1804. Nr. 98.) bey jedem Freunde der Erziehungskunst erregt hatten. Der neue Stoff, den diese Kunst erhalten hat, macht eine Zeitschrift zum wahren Bedürfnis, welche die Hauptmomente aufstellt, die wichtigsten Gesichtspunkte wissenschaftlich erörtert, die gehaltreichsten Ideen der Zeitgenossen in einem Brennpunkte sammelt, und die wesentlichsten Materialien zu einem vollständigen System der Pädagogik liefert. Freylich muß jeder, der in den Geist dieser neuesten Richtung eindringt, überzeugt seyn, daß für jetzt auch nur noch Materialien möglich sind, bis sich die allgemeine Fermentation geläutert hat, und ein höherer philosophischer Geist, was praktisch gewonnen zu seyn scheint, auch theoretisch entscheidend bestimmt und würdigt. Immer aber wird sich der Beobachter durch diese Beyträge befriedigend orientiren, in der großen Angelegenheit des Tages, der Gründung eines künftigen besseren Geschlechts. Er wird, wenn er auch den höchsten Standpunkt vermissen, und über Manches eine andere Ansicht haben sollte, doch den Geist nicht verkennen können, der die wesentlichsten Aufgaben der Erziehungskunst ahndend und mit Bewußtseyn umfaßt, und der allenthalben aus ihnen hervor leuchtet. Er wird sie in Beziehungen gesetzt sehen, in denen man sie bisher nur selten zu betrachten gewohnt war. Er wird endlich, auf die weitere Ausführung und Auflösung der Probleme höchst begierig, nicht dem raschen und glücklichen Fortgang des Unternehmens, wünschen, daß die Vf. sich immer allseitiger auf das Ganze ihres Gegenstandes und seiner gegenwärtigen Lage und Bedürfnisse erweitern möchten.

Was die Vf. mit edler und männlicher Bescheidenheit versichern, daß sie nur das Interesse der Wahrheit kennen, und einen wohlwollenden Zuruf nicht verschmähen, das kann allein den Rec. leiten, seine Bemerkungen vorzüglich über die zwey ersten S. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

Aufsätze zu geben, um eben sowohl neues Licht zu empfangen als zu verbreiten.

Der erste Aufsatz von Hn. Tillich enthält den Anfang einer wissenschaftlichen Darstellung der arithmetischen und geometrischen Anschauung, mit Rücksicht auf den mathematischen Elementarunterricht. Der hier erscheinende Theil beschäftigt sich besonders mit der Darstellung der Arithmetik. Diese geistvolle Abhandlung würde an Bestimmtheit und Deutlichkeit gewonnen haben, wenn der wissenschaftliche und elementarische Standpunkt gesondert, und jeder für sich behandelt worden wäre. Weder der Erzieher noch der wissenschaftlich gebildete Denker werden sie zwar ohne reichen Stoff zu weiteren Untersuchungen aus der Hand legen. Nur dürfte von den ersteren nicht jeder fähig seyn, dem Gange derselben zu folgen, und die durch die Deduction der Anschauung aus dem Begriffe der GröÙe entstandene Verwirrung zu lösen. Die Abhandlung zerfällt übrigens in mehrere Abschnitte. In der Einleitung sucht der Vf. das Wesen der geistigen Entwicklung und den Stoff derselben zu bestimmen. Über Ersteres sind nur unbestimmte Winke gegeben. Desto vortrefflicher ist der Stoff der intellectuellen Entfaltung charakterisirt, den der Vf. mit Recht in dem Subjecte und in den Producten seiner ursprünglichen Thätigkeit selbst findet. „Der Mensch, so sagt er S. 4, trägt in sich selbst, ohne Zuthun einer fremden Kunst, die Elemente seiner geistigen Thätigkeit, so wie jedes Saamenkorn, das sich entfalten soll, in sich selbst die Elemente seiner so bestimmten organischen Thätigkeit trägt. Indem der Mensch diese zusammensetzt und trennt, so erzeugt sich in ihm ein Drittes, was durch diese Zusammensetzung einen eigenen Charakter empfangen mußte, der zwar in Hinsicht auf die Qualität, die Stoffe von beiden Factoren in sich vereinigt, aber der Form nach durchaus nichts mehr von seinen Erzeugern an sich haben kann. Diese Operation, bis ins Unendliche fortgesetzt, ist das, was wir Denken nennen.“ Es lieÙ sich hier erwarten, daß die Elemente selbst aufgezählt, und die allgemeine Form ihrer elementarischen Behandlung dargestellt wurde. Allein anstatt auf diese Weise die Anschauung und Construction derselben als Grundlage der praktischen Pädagogik zu erörtern, wird auf Raum und Zeit, und von diesen zur Bestimmung des Begriffs der GröÙe übergegangen. Die Einseitigkeit dieser Deduction, die den Vf. im Gebiete des Formellen fest hielt, ergibt sich klar aus dem von ihm aufgestellten Resultat: „Das Geben

ben der Qualität (S. 15) ist das Feld und die Schranke unserer rein geistigen Thätigkeit, und der wahre und einzig mögliche Übungsplatz für unsere gesammte Kraftäusserung. Rec. ist freylich nicht der Meinung derjenigen Philosophen, die vielleicht dem Geist ihres eigenen Systems zuwider behaupten, daß Form und Zahl den Menschen in Raum und Zeit fest rennen. Er ist vielmehr überzeugt, der Mensch gelange durch jene dahin, den Raum und die Zeit selbstthätig zu behandeln und zu beherrschen; der Verstand, der ihre Verhältnisse fasse und bestimme, sey nicht das Höchste, das bey ihrer Construction Statt finde, und der Mensch blicke durch sie wahrhaft ins Gebiet der übersinnlichen Welt, wie der Vf. sich ausdrückt, oder sie seyen mit anderen Worten der Ausdruck und das Symbol seiner ursprünglichen geistigen Natur. Allein obige Behauptung ist, im weitesten Sinne genommen, dennoch selbst nur insofern wahr, als das Gebiet der Quantität rein und ursprünglich zugleich Qualität in sich schließt, und in den Elementen desselben nicht nur Gröfse (Form) sondern Beschaffenheit (Stoff) gegeben und bestimmt ist. Das Wesen der Elemente selbst fodert auch beides nothwendig. Überdies, wo bleibt die Sprache, ohne die nicht einmal Einheit, d. i. Ichheit oder Bewußtseyn, und folglich eben so wenig Entwicklung durch Form und Zahl möglich ist? Wo die eben so ursprüngliche Richtung aufs Innere, die weder rechnet noch misst, und ganz andere als Gröfsenverhältnisse schafft und schaut? Die Definition der Anschauung selbst (S. 16) empfiehlt Rec. allen Pädagogen zur Beherzigung, die in den Grundlagen der neuesten Pädagogik immer noch nichts anderes sehen können, als was Basedow und seine Nachfolger aufgestellt haben. Hier ist der Punkt über den sie erst zur Klarheit gelangen müssen, wenn sie auf die Befugnis Anspruch machen, mit Gültigkeit über den Gegenstand zu urtheilen. Die fruchtbaren Keime, die überhaupt an manchen Orten reichlich ausgebreitet sind, kann Rec. hier nicht weiter berühren. Besonders unterschreibt er das (S. 23) über den pädagogischen Werth der Zahl Gesagte von Herzen. Desto weniger befriedigt ihn die aufgestellte Theorie im Ganzen. „Das arithmetische Verhältniß, heist es S. 17, an sich ist bloß formal. Es selbst berücksichtigt gar nicht Gröfsen-einheit, oder ein Quantum, sondern nur die Art des Vorhandenseyns der Gröfsen. Wird diese Art des Vorhandenseyns allein ungetheilt ins Bewußtseyn aufgenommen, so entsteht eine rein arithmetische Anschauung.“ Die arithmetische Anschauung in dem Sinn ist durchaus ein Unding. Wie sollen wir die Art des Vorhandenseyns einer Gröfse schauen, die nicht selbst als vorhanden gesetzt wird? Wie kann ein Verhältniß Statt finden, ohne so und nicht anders bestimmte Factoren, aus denen es hervorgeht? Gesetzt indeffen, der Begriff bringe diese Trennung zu Stande, was theoretisch allerdings denkbar ist: wird nicht die Anschauung, die nach dem Vf. entstehen soll, dadurch unmittelbar ipso facto auf-

gehoben? Daß er die Idee der Anschauung hier selbst nicht fixirt und ihr Wesen nicht im Auge behalten habe, wird noch deutlicher aus dem Folgenden, was er (S. 18) über Zahl sagt: „Die Zahl läßt sich äusserlich nicht fixiren, sondern nur innerlich. Sie ist die durch die Anschauung fixirte Darstellung der Verhältnisse an sich, ohne Rücksicht auf ein bestimmtes Quantum.“ Hiemit bestünde die Zahl nicht in den Factoren, sondern in den reinen Verhältnissen, in die sie zu einander gesetzt werden? Und diese Verhältnisse selbst sollten sich nicht durch die Anschauung des Mehr oder Minder der Elemente der Factoren wirklich äusserlich fixiren lassen? Die Zahl und die Verhältnisse der Zahl wären identisch? Rec. gesteht, daß er den Vf. hier entweder gar nicht verstanden hat, oder daß sich dieser durch Subtilitäten in Widersprüche verwickelte, die er durch einen festeren Standpunkt vermeiden hätte. Aus dem so und nicht anders bestimmten Quantum werden in der Construction die Verhältnisse so und nicht anders bestimmt. Das Quantum selbst aber wird nothwendig bestimmt durch die Zahl der Elemente, aus denen es besteht. Die Elemente sind daher die unmittelbaren Factoren der Zahl, die hinwiederum nichts anderes als das reine Factum derselben ist, insofern sie collectiv als Einheit ohne alle anderen Verhältnisse gedacht oder angeschaut werden. Nicht haltbarer ist das Raisonnement über die absolute Einheit, das Fundament aller Zahlenverhältnisse, von dem eigentlich hätte ausgegangen werden sollen. S. 24 heist es: Die absolute Einheit ist nichts weiter als das Princip des Zählens. An und für sich selbst ist sie wie jedes Element nichts, weil ja Zahl nur durch Entgegensetzung, durch ein Zusammen-setzen von Elementen sich erzeugt. Keine arithmetische Gröfse läßt sich (S. 25) an sich durch sie bestimmen, sondern immer nur begrenzen. Sie erscheint (S. 27) nicht als Element des Zählens, sondern nur als Element der Combination, d. i. als Bedingung der Möglichkeit des Zählens. „Indessen sieht sich der Vf. (S. 28) genöthigt, sie doch zu etwas zu machen, und ihr ausser der Formalität auch eine Materialität zuzuschreiben. Diese findet er in der absoluten Selbstständigkeit, durch die sie geschickt werde, als Grenze eine reine innere Extension zu umschließen und gleichmäfsig zu vertheilen.“ Als Grenze der Gröfse, umschließt sie (S. 29) ein Materiales, die Gröfse selbst. Allein, die Gröfse selbst ist ja nach seiner eigenen Definition (S. 7) nur das Verhältniß irgend eines Begrenzten zu einem anderen Begrenzten, insofern bloß die Qualität der inneren Extension berücksichtigt wird. Als Verhältniß müßte sie also nothwendig ausser dem Begrenzten, als seinen Factoren liegen. Der Gröfse als Verhältnißbegriff, sagt er gleichfalls, fehlt die Selbstständigkeit, die sie erst von der Zahl sich erbitten muß (S. 29). Wie kann denn die absolute Einheit, als bloße Grenze der Gröfse, ihr diese Selbstständigkeit geben? Wie kann die unselbstständige Gröfse auf der anderen Seite wiederum das Materiale

riale jener ausmachen, und ihr geben, was sie erst von ihr erbetteln mußte? Es ist auffallend, daß diese Widersprüche dem Scharfſinn des Vf. entgegen konnten; daß er durch diese Resultate seiner Folgerungen nicht die Prämissen, die Begriffe von Element und Gröſſe, schärfer ins Auge faßte. Rec. will seine Aufsicht hier niederlegen, um etwas Besseres zu veranlassen. Bey Begründung der arithmetischen Anschauung kann der Begriff der Gröſſe füglich auf der Seite gelassen werden. Rein genommen ist sie, um uns der Terminologie des Vf. zu bedienen, wie Zeit und Raum, ein bloß formales, von jeder Zahl, jeder Form, jeder äußeren Anschauung überhaupt unzertrennliches Schema des Bewußtseyns. Das Bewußtseyn selbst ist aber auch nur ein Schema der geistigen Thätigkeit, das die Potenz der Vernünftigkeit überhaupt bezeichnet. Alle Schemata drücken nur den individuellen Charakter, oder das Unterscheidende der Producte der Selbstthätigkeit in der Existenz aus. Alle Deduction aus ihnen, als dem nothwendig Formellen, wird nie auf etwas Reales, weder für die Anschauung, noch für den Begriff, und am allerwenigsten für die Begründung einer praktischen Kunst führen. Das liegt einzig in den Elementen selbst, als dem nothwendig Materialen der geistigen Existenz, oder des thätigen Hervortretens des Geistes ins Bewußtseyn. Mit der Construction dieser werden jene als ihre Formen nothwendig zugleich constructirt. Bey der Gröſſe, als dem gemeinschaftlichen Schema des Raums und der Zeit; geschieht dies durch die Construction von Form und Zahl schlechthin ohne weiteres Zutun. Es ist daher ein verkehrter Weg, ganz die Anschauung der Zahl und ihrer Verhältnisse durch den Begriff der Gröſſe gründen zu wollen, da diese von jenen unbedingt abhängt, wenn gleich unzertrennlich mit ihnen verflochten ist. Die Construction der Zahl selbst ist die reale Construction der Zeit, die durch jene ins Bewußtseyn tritt, und in ihm existirt, wie die der Form nichts anderes als die des Raums selbst ist. Die absolute Einheit, als Element, ist an sich nur ursprünglich real und formal zugleich. Real, als absolutes und selbstständiges Product der Thätigkeit, die nicht produciren kann, ohne ein Etwas zu produciren. Formal, insofern sie das Schema der Gröſſe in sich selbst trägt, d. h. ins Gebiet der Qualität gehört. Aus dieser Ansicht ergibt sich sowohl die Bedeutung der Zahl für die Pädagogik, als das Gesetz ihres Stufenganges für die Elementarbildung. Das Ganze, wie es (S. 30) bestimmt wird als Inbegriff der zur Einheit gewordenen Mehrheit, ist allerdings rein intuitiv. Allein dieser Begriff des Ganzen ist nichts anderes, als der Begriff der Zahl selbst. Als solcher ist dasselbe schlechterdings keiner Theilung ins Unendliche fähig, sondern nur einer Auflösung in seine Elemente, und findet in der absoluten Einheit eine unübersteigliche Grenze. Dieses Ganze kann daher so wenig, als die rein fixirte absolute Einheit, das Princip der Theilbarkeit werden. Die wirkliche Construction dieser Theilbarkeit ins Unend-

lichmögliche in der Anschauung ist indeffen für die wahre Elementarbildung durchaus unentbehrlich. Das zu entwickelnde Subject muß die Einheit als absolut schauen, und sich ihrer als solcher bewusst werden. Dies geschieht durch die Entgegensetzung des Principes des Theilens, dem Princip des Zählens in der Anschauung. Die Form bietet für letztere dieses Princip der Theilbarkeit dar, von dem aus eine eben so continuirliche Progression ins Unendliche Statt findet. So zeigt sich hier schon in den Anfangspunkten der Bildung, die Absolutheit des Elements, die sich in der Idee des Absoluten als ihrem höchsten Punkte wiederum schließt. Bey allen hier angezeigten Mängeln der Theorie verdient indeffen die von S. 34 u. ff. an vorgetragene praktische Ausführung der Zahlenlehre des Hn. T. keine geringere Aufmerksamkeit. Da der Werth und der Gehalt des Ganzen nur aus der von ihm versprochenen Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse völlig erkannt und beurtheilt werden kann: so will Rec. hier nicht vorgreifen, und erlaubt sich nur noch einige, die Grundsätze des praktischen Ganges selbst betreffende Bemerkungen. Indem er übergeht, was er über die psychologische Entstehung der Zahl und die Erklärung vom Bewußtseyn (S. 34 und 35) zu erinnern hatte, fällt ihm besonders (S. 36) die Erinnerung auf: „Nicht mit Benennung des Gegenstandes werde das Zählen begonnen, sondern ein jeder Gegenstand werde vielmehr als Einheit bezeichnet.“ Sie ist eigentlich gegen Pestalozzi gerichtet, der die Benennung des Gegenstandes, um das Kind zum Bewußtseyn der Zahl und der Operation des Zählens zu bringen, zugleich fodert. Rec. glaubt, Letzteres mit Recht. Er findet überhaupt in P. psychologischem Gange auch noch in manchem anderen Punkte als in diesem, eine philosophische Tiefe, welche nicht überall ergründet und begriffen ist. Die Hauptsache, um sich recht zu verstehen, bleibt nur eine genauere Zeitbestimmung des Eintretens jeder neuen Stufenfolge, was P. selbst nicht gethan, und dadurch zu so vielen Missverständnissen Anlaß gegeben hat. Fixirung der Objecte ist überhaupt der erste Act der sich in Raum und Zeit organisirenden geistigen Thätigkeit. Bey der einfachen Bezeichnung derselben ist dieses Vermögen im Allgemeinen zu Stande gebracht. Die ersten vernehmlichen Bezeichnungen sind Substantive, die das Kind in den Tönen, die es hervorbringt, sich schafft. Mit diesen bezeichnet es die Einheit zugleich. Als Einheit schaut es den Gegenstand, Einheit ist der Act des Anschauens, als Einheit charakterisirt er im Tone sich selbst. Bewußt wird es sich dieser Einheit durch die Wahrnehmung gleicher Objecte. Daher die Regel, nicht durch mannichfaltige, sondern gleiche Objecte die Zahl ihm zum Bewußtseyn zu bringen. Allein die Möglichkeit dieser Operation beruht darauf, daß es die Objecte wirklich fixire. Dies geschieht durch ihre Benennung. Durch sie wird der Zögling keineswegs durch Anschauung der Qualität zerstreut. Der Name ist nichts anderes als

als der Ausdruck der Fixirung des Object's an sich, wie schon der Gattungsbegriff ausweist, der ein collectiver oder Zahlbegriff ist. Versuche es jemand, ein 3 bis 4 jähriges Kind, ohne seine Aufmerksamkeit auf diese Weise fest zu halten, zum Zählen mit Bewusstseyn zu bringen. — Trefflich ist alles, was (von S. 38 bis 44) besonders über die bisherige Arithmetik gesagt ist. Desto mehr fällt die Behauptung (S. 43) auf: Es sey vergeblich, dem Kinde, das (vermittelt der Anschauung) zählt, gleich anfangs begreiflich zu machen, daß die zusammengesetzten Zahlen aus dem Wiederholen der Einheit entstehen. Der Vf. setzt hinzu: „Also nicht Eins und Eins ist Zwey, weil diese Reflexion erst erfolgen könne, nach dem die combinirte Zwey schon als solche fixirt sey.“ Rec. weiß gar nicht, was bey der Intuition begreiflich zu machen sey, oder welcher Reflexion es bedürfe. Das Kind *schaut* ja die zwey Einheiten als solche, und combinirt aus ihnen die Zwey. Der nämliche Fall tritt bey der Zusammensetzung combinirter Einheiten ein, ungeachtet (S. 46) behauptet wird, die Analyse könne nicht vor dem Auffassen des Totaleindrucks der Einheiten vollbracht werden. Dieß kann vernünftigerweise nichts anderes heißen, als die Synthesis müsse der Analysis, die Construction der Auflösung in Elemente vorausgehen. Allein eben hierin scheint die vornehmste Lücke des aufgestellten Systems zu

seyn, und gegen den Organismus der Entwicklung eine einseitige Vorliebe zur Analyse darin zu herrschen. Das Auffassen des Totaleindrucks der Einheit beruht ja gänzlich auf dem Combiniren der Elemente als ihren Factoren. Der Unterschied zwischen der concreten und abstracten Zahl, und das Abstrahiren selbst, das (S. 51) noch eine so große Rolle spielt, kommt in der reinen Anschauung der Zahl und ihrer Construction gar nicht vor, sondern ist durch sie völlig aufgehoben. Sie ist die *Darstellung und Fixirung des Abstracten selbst*, und es ist wunderbar, daß bey vorzüglichen philosophischen Köpfen hierin noch eine so allgemeine Täuschung Statt finden kann, über das innerste Wesen der Anschauung. Die Stufenfolge ist übrigens (S. 44–66) mit besonderer Klarheit auseinandergesetzt. Man erkennt, daß der Vf. seinen Stoff vielseitig bearbeitet hat, und wird mit wahrer Achtung gegen seine Talente durchdrungen. Vorzüglich verdient der Wink (S. 69) über die analoge Behandlung der Sprache Aufmerksamkeit. Eine Form ist es, nach der der Geist in allem ursprünglich operirt. Sie aufzufinden ist das große, jetzt schon nicht ohne Glück versuchte Problem, dessen Auflösung jedem Freunde des Geschlechts eben so willkommen seyn muß, als die Aufgabe für jeden, der sich fühlt, würdig ist. — Rec. sieht übrigens der Fortsetzung und Bearbeitung der geometrischen Anschauung mit Verlangen entgegen.

(Der Beschluss folgt.)

## KURZE ANZEIGEN.

CHEMIE. Berlin, in der Schuppelschen Buchh.: *Chemischer Handwörterbuch, nach den neuesten Entdeckungen entworfen* von D. David Ludw. Bourguet. Fortgesetzt von D. J. B. Richter, Assessor an der königl. Berg- und Hütten-Administration etc. Dritter Band. 1803. 396 S. Vierter Band. 1803. 450 S. Fünfter Band. 1804. 392 S. gr. 8. (jeder Band 1 Rthlr. 8 gr.) Im J. 1798 erschien der erste Band dieses Werks, bearbeitet vom D. Bourguet, und erst im J. 1802 folgte der zweyte von demselben Vf. nach. Diese lange Verzögerung läßt uns nur zu sehr vermuthen, daß das Publicum sich für dieses Buch wenig interessiert hat. Hr. Bourguet ließ es endlich liegen; Hr. D. Richter nahm auf Ersuchen des Verlegers den Faden wieder auf; seine Fortsetzung geht bis zum Worte *Verm*. — Man hat gewiss sehr selten Ursache zufrieden zu seyn, wenn ein literarisches Product von einem anderen beendigt wird; denn selten wird der Fortsetzer ganz den Gesichtspunkt seines Vorgängers auffassen, selten ganz mit dessen System übereinstimmen, und so entsteht eine allzu bemerkbare Ungleichheit. Wenn nun erst ein äußerst fehlerhaft angelegtes Werk von einem Manne fortgesetzt wird, der seinen Vorgänger weit an Kenntnissen übertrifft: so fällt die Ungleichheit noch mehr in die Augen. Dieß ist hier der Fall; und es ist sehr zu bedauern, daß Hr. Richter, statt sich zur Fortsetzung eines schlecht angelegten Werks verleiten zu lassen, uns nicht vielmehr ein eigenes lieferte.

Schon über den ersten Band hatte man ehemals ein sehr gegründetes Urtheil ausgesprochen, und Fehler des Plans angegeben, gegen die sich Hr. B. in der Vorrede zum zweyten Bande zu vertheidigen sucht. Aber seine Gründe sind leicht. So sagt er z. B. auf den Einwurf, daß das eingestreute Pharmaceutische füglich hätte wegleiben können: „ich habe bey der Bearbeitung meiner Schrift den Zweck, meinen Zuhörern insbesondere zu nützen, und da diese größtentheils angehende Ärzte sind, so hielt ich es für zweckmäßig, von der Pharmacie so viel mitzunehmen, als sich nur immer thun ließ, ohne die-

sem Zweige der angewandten Chemie zu viel Platz einzuräumen.“ Welcher Widerspruch! Und was sollen ganze Seiten von Arzneyformeln (s. z. B. 176) in einem chemischen Wörterbuche? Was die zahlreichen Beschreibungen roher Arzneydroquen? Hätte der Vf. das Buch vorzüglich für Ärzte und Apotheker bestimmt, und es als ein pharmaceutisch-chemisches Wörterbuch angekündigt: so hätte er diese Dinge mit aufnehmen müssen, aber dann würde es auch nöthig gewesen seyn, weit mehr aufzunehmen. Dem Vorwurfe des weisshewigen Drucks, wodurch der Raum ganz unnützerweise verloren geht, sucht er durch die Bemerkung zu begegnen, daß man für ein Buch gern ein paar Groschen mehr bezahle, um es bequemer lesen zu können. Ganz recht; aber ein Wörterbuch dient zum Nachschlagen, und weitläufiger Druck erschwert nur das Aufsuchen. So hat sich auch der Vf. erlaubt, Verbindungen aufzunehmen, die noch nicht gemacht worden sind, und auch dadurch viel Raum verplittet. Demohingachtet hoffte er das Werk in einigen Bänden beendigen zu können. — Hr. Richters Arbeit hebt mit dem Artikel *Laub* an. Er hat im Ganzen den vorigen Plan beygehalten; aber alle Artikel weit ausführlicher abgehandelt, vorzüglich was praktische Sachen anbelangt; und hier trifft man auf manche schätzbare eigene Erfahrungen. Übrigens ist die Literatur sehr vernachlässigt worden. Hoffentlich wird mit dem sechsten Bande das Werk beendigt werden. Da in diesem der Artikel *Verwandschaft* vorkommt, so wünschen wir sehr, daß Hr. R. Berthollets neue Ansichten vorzüglich seiner Aufmerksamkeit würdige. Doch steht dieß kaum zu erwarten, da er noch fest von der Wahrheit seiner stöchiometrischen Sätze überzeugt ist, die nach dem Bertholletschen System sich keinesweges behaupten können.

CR.

Neue Auflagen.

KINDERESCHRIFTEN. Berlin, b. Maurer: *Lesebuch für Taubstumme*, von E. A. Eschke. 2te geänderte Aufl. 1805. VIII u. 162 S. 8. (8 gr.)

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 D E C E M B E R, 1805.

## P A D A G O G I K.

Beschluß der Rec. über Weifs und Tillichs Beyträge zur Erziehungskunst etc.

Die 2 Abhandlung von Hn. Weifs enthält: *Gedanken über Nationalerziehung mit Hinsicht auf die verschiedenen Stände*. Dieser Aufsatz wurde zum Theil durch die Zöllnerischen Ideen über Nationalerziehung veranlaßt. Es ist lehrreich, die Ansichten beider Vff. mit einander zu vergleichen. Hr. W. unterscheidet sich von seinem Vorgänger besonders dadurch, daß er seinen Gegenstand von der Seite, von der er ihn auffaßt, genauer bestimmt, consequenter und philosophischer behandelt, festere Gesichtspunkte von der menschlichen Natur selbst aniebt, und den öffentlichen Unterricht, als Sache der Politik und des Staats, durch die Idee eines organischen Ganzen begründet und verknüpft. Er versucht die Deduction einer scharfen Gränzlinie der verschiedenen Stände in Hinsicht auf intellectuelle Cultur und Bedürfnisse. Erst weist er die Verschiedenheit dieser Cultur als eine Thatsache in der Wirklichkeit auf. Dann unternimmt er ihre Rechtfertigung aus dem Begriff der menschlichen Individualität und ihrer Bestimmung selbst. Von diesem Standpunkte der Idee des intellectuellen Unterschiedes aus, leitet er eine Classification der bürgerlichen Stände her; stellt dann endlich Form und Inhalt des öffentlichen Unterrichts nach den sich für die aufgestellten Stände ergebenden Modificationen und Verschiedenheiten in einer ineinandergreifenden Stufenfolge dar. Der letztere Theil umfaßt jedoch bisher nur die allgemeine Grundlage oder die Elementarbildung. Schon diese kurze Übersicht beweist die äußerste Reichhaltigkeit des hier zusammengedrängten Stoffs, dem der Vff. sowohl durch Bündigkeit und logische Schärfe, als durch Wärme und Würde des Vorrags, und eine Menge seiner psychologischen Bemerkungen ein vorzügliches Interesse zu geben wußte. Allein auch sie schon zeigt die Einseitigkeit der aufgestellten Theorie, als einer Theorie der *Nationalbildung*, oder als Grundlage eines der Nation als solche umfassenden *Erziehungsplanes*. Rec. erlaubt sich hier um so mehr ein wenig ins Detail zu gehen, nicht nur weil dieser Gegenstand jetzt an der Tagesordnung ist, sondern auch weil es ihm ein dringendes Zeitbedürfnis scheint, daß das Wesen der Nationalbildung bestimmter als bisher ins Auge gefaßt werde. Es ist zwar äußerst schwierig dies

J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

zu bestimmen, und um so weniger eine allgemeine Übereinstimmung dabey zu erwarten, da die theoretische, aufs Wissen gehende Richtung der gegenwärtigen Cultur ihr in gewisser Beziehung gänzlich entgegengesetzt ist. Die aus ihr entspringende Ansicht der bürgerlichen und politischen Existenz konnte nicht anders als den Sinn für das eigentliche Nationale schwächen und auslöschen. Gerade die heutigen Staatserziehungslehren, die Ansätze für Volksaufklärung, die Menge von Schriften und Versuchen darüber sind der sprechendste Beweis davon. Sie drehen sich um Allgemeinheiten, in denen alles Individuelle des öffentlichen Verhältnisses seiner Berührungspunkte und Genüsse beynahe verschwunden ist. Sie waren da nicht, wo die Nationalerziehung wirklich Statt hatte. Der hohe Werth von diesen charakteristischen Kennzeichen und Wirkungen der neueren aufklärenden Cultur darf nicht verkannt werden. Es ist den Völkern damit etwas anderes, vielleicht etwas Besseres gegeben. Nur dürfen die Worte niemand täuschen, als sey dadurch zu Stande gebracht, was der Hauptsache nach völlig mangelt. Wenn nicht Extreme sich berührten, und die Bildung der Menschheit auch eine ächt nationale Bildung wiederum zurückführen müßte: so dürfte letztere mit Recht entfernter als je betrachtet werden. Überdies ist zu vermuthen, es werde, bis der Genius einer höheren Gesetzgebung irgendwo schöpferisch hervortritt, und eine reelle Nationalorganisation beginnt, was darüber gesagt, geschrieben und versucht wird, immer auf ein bloßes Theoretisiren und Experimentiren hinauslaufen, das allein als Übung des Denkvermögens und Beobachtungsgeistes einen formellen Nutzen haben kann, weil die Basis, *die lebendige Darstellung der Idee der Nationalbildung*, fehlt. Rec. hofft diese Bemerkungen auch durch vorliegenden Aufsatz gerechtfertigt. Er verkennt nicht den eigenthümlichen und charakteristischen Standpunkt des Vff., noch seine guten Einsichten in die Natur des öffentlichen Unterrichts. Mit Vergnügen gesteht er, die Grenzen der Volkscultur nirgend so richtig und bestimmt gezeichnet und ihren Inhalt so consequent dargestellt vorgefunden zu haben. Indessen beweist der angegebene Gesichtspunkt, aus dem Hr. W. die Nationalerziehung betrachtet, daß er von ihrem eigenthümlichen Merkmal und ihrem reellen Gegenstande keine Kunde nahm. Gleich im Anfang (S. 77) wird ihr Volksbildung als gleichbedeutend zur Seite gesetzt. Allein beide Begriffe weisen bey genauerer Zergliederung auf

R r r

auf

auf eine völlig verschiedene Richtung. Letztere geht auf Absonderung des Volks von den höhern Ständen durch eine seiner individuellen Lage und Bedürfnissen angemessenen Unterricht; erstere auf die Verbindung und den Zusammenhang aller zu einem gemeinschaftlichen Ganzen. S. 78 wird die Nationalbildung auf folgende Weise charakterisirt. „Wir verbinden denn die Standpunkte des Menschen und des Bürgers mit einander, und wir fassen den letzteren so hoch und so weit, als es nur möglich ist. *Der Mensch soll Bürger werden und dabey nicht aufhören Mensch zu seyn?*“ Hier hätten nothwendig beide Standpunkte genau bestimmt, und aus dem, was das Eigenthümliche eines jeden ausmacht, auch der unveränderliche Gegenstand und Inhalt der Bildungsmittel eines jeden aufgestellt werden sollen. Rec. hat noch immer gefunden, daß man darin allgemein beym Oberflächlichen stehen bleibt, und die wesentliche Verschiedenheit des Stoffs und der Richtungen, die bey der reinen Entwicklung der menschlichen Individualität überhaupt, und bey denen des bürgerlichen Sinnes und Handelns Statt findet, gar nicht berücksichtigt. Eben diese Vermischung des Menschen und des Bürgers richtet die vorhandene Verwirrung in der Theorie, und in der Praxis die Erscheinung an, daß wir im Ganzen weder eine acht menschliche noch acht bürgerliche Cultur und Erziehung haben. Die Erziehungskunst an sich hat den Menschen in seiner Gesamtanlage zu entwickeln. Er selbst, seine innere Vollendung ist einzig ihr Ziel. Sie hat von allem, was nicht zu seiner Persönlichkeit gehört, keine Kunde zu nehmen. Seine Thätigkeit auf ihn selbst zu richten, und ihn in allem, was ihn umgiebt, sich selbst bekannt und fühlend zu machen, ist der Mittelpunkt aller ihrer Anstalten. Die Nationalbildung giebt dieser kraftvollen und in sich selbst vollendeten Individualität die Richtung auf die Nation, damit er selbstständig in ihr sich, wie in sich selber fühle, und wie in ihm die Humanität entfaltet ist, sich anstrengt, daß die Menschheit in seinem Volke oder dem individuellen Staatsverhältnisse, in dem er lebt, allseitig dargestellt werde. Diese Idee läßt sich wohl besser aussprechen. Wenn sie indessen ihrem Wesen nach ein Traum ist, so beweist dies nichts anderes, als daß es die Nationalbildung auch ist. Nicht ist diese dann anderswo zu suchen, sondern es kann von ihr überall nicht die Rede seyn. Näher wird die Bildung für das bürgerliche Verhältnisse (S. 80 und 126) in den Worten angegeben: „Sie soll, wie die Natur jeden stellte, wie der Staat ihn aufnahm, und ihn zum Mitarbeiter an seinem Gebäude der Sicherheit durch Wohlfeyn einladet, ihn führen und formen, so daß die Einzelnen sowohl ihrer psychologischen Individualität, als auch der Idee eines politischen Organismus gemäß, zu der Lebensweise vorbereitet werden, welche sie künftig erwartet.“ Allein die Standes und Berufs-Bildung drückt eben so wenig als die Volksbildung das Eigenthümliche der Nationalerziehung aus. Stände und Berufsarten gehören zwar zum in-

dividuellen und bürgerlichen Bedürfnis. Ihr gegenseitiger Verkehr ist ein nothwendiger Bestandtheil des Staats. Allein diese Gegenseitigkeit zwischen Bürger und Bürger, und zwischen diesem und dem Staate, wodurch dieser ihre Kräfte in Anspruch nimmt, und sie dafür wieder mit Wohlfeyn und Sicherheit abbezahlt, und das daraus entspringende rechtliche Verhältniß, enthält wie Hr. W. S. 98 selbst sehr richtig bemerkt, keine Grundlage zur Nationalbildung. So wesentlich und heilig es in anderen Rücklichten sey, in Bezug auf Nationalität bringtes nur Krämer und Politiker hervor. Ohne den seelenvollen Begriff des Vaterlandes, der alles zur Einheit bildet, kommt durch sie kein nationaler Organismus, sondern nur ein gesellschaftlicher Mechanismus zu Stande. Nationalgeist deutet schon als Sinn, als Geist, auf ein innigeres und heiligeres Band hin, und kündigt sich an als ausgehend vom Gemüth, als in Liebe bestehend. S. 81 geht Hr. W. nach den gegebenen Erklärungen alsobald auf die bestehenden Anstalten zur Nationalerziehung über. Er nennt und charakterisirt die Einrichtungen für den öffentlichen Unterricht von den Volksschulen an bis zu den Universitäten. Diese Charakteristik ist zum Theil sehr gelungen. Rec. ist ganz einstimmig: „daß es nie nothwendig und selten tauglich sey, daß die niederen Volksklassen, denen die Übersicht der größeren Verhältnisse fehler, eigenmächtig über diese Verhältnisse vernünfteln.“ Allein die freye Reflexion über ihr eigenes Thun und Lassen S. 32 bestreiten, und sie dadurch freylich unter mildernden Beschränkungen zu Maschinen in ihren eigenen Gewerbe in Hinsicht aufs Ganze zu verdammen, streitet gegen den ursprünglichen Charakter der Menschennatur, die persönliche Selbstständigkeit. Es ist selbst gegen die bestehenden Einrichtungen der gegenwärtigen Staaten. Gerade hier dürfte in praktischer Beziehung der Begriff des Vf. von der ursprünglichen Freyheit, auf den er seine Theorie baut, die erste Lücke verrathen. Freyseyn, heißt mit Bewußtseyn nach Zwecken handeln können. An dieses Bewußtseyn hat der Niedrigste wie der Höchste Anspruch. Und da lastet Geistesdruck und Sklaverey auf dem Volk oder dem Individuum, dem dazu die Mittel oder der Spielraum fehlt. Auch aus selbstständigem Bewußtseyn der nothwendigen Verhältnisse des Ganzen muß das Volk handeln können, sonst giebt es keine nationale Existenz für dasselbe, und es ist dadurch factisch außer der Nation. Der Begriff der Elementarbildung (S. 83 ff.) scheint dem Rec. zu weit und zu unbestimmt gefaßt. Er möchte damit den vollständigen Umfang der dem Stoff und der Form nach rein subjectiven Entwicklung bezeichnen. Diese muß die Forderung der persönlichen Selbstständigkeit schlechterdings realisiren, sobald sie da ist. Sie ist nach diesem Begriff die allgemeine nothwendige Grundlage der Nationalbildung, und bringt das Kind dahin, die Würde der menschlichen Natur erst in sich selbst anzuschauen, damit es die Würde der Nation und



das Herrliche, in dem Verhältniß mit derselben zu eben, schauen könnte. So lange sie das nicht leistet, kann sie nicht als vorhanden betrachtet werden. So ange existirt auch keine Pädagogik in der That und Wahrheit. Rec. hätte übergegangen, daß Hr. W., indem er von dem für Nationalerziehung Vorhandenen ausgeht, bloß auf die *Unterrichtsanstalten* Rücksicht nimmt, da er in der Folge eine Berücksichtigung des individuell als nationell Existirenden erwartet hätte. Allein (S. 134) erklärt der Vf. ausdrücklich, *daß sich die Nationalerziehung in keinem Falle weiter erstrecke*. Schon das Resultat, das sich aus seinen Untersuchungen ergiebt, die absolut notwendige Verschiedenheit des Unterrichts für die verschiedenen Stände, hätte ihn auf das Gegentheil führen können. Finde auch in der Idee dieses Unterrichts eine Stufenfolge statt, die einen organischen Zusammenhang begründet, in der Wirklichkeit kennt er die Nation, und theilt ihre Interessen. Nimmer werden ähnliche Schranken, man mag sie in intellectueller oder physischer Hinsicht, als Mittel zur Wirksamkeit oder zu Genüssen aufstellen, den Kampf von Ständen gegen Stände, und eine leidenschaftliche Einseitigkeit aus dem Staate verschwinden machen. Von Seite der höchsten intellectuellen Cultur findet diese wie von Seite der niedrigsten statt. Der Unterschied an Kenntnissen und Kräften muß seyn. Aber das allgemeine öffentliche Gemüth, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, muß ihn ausgleichen. Durch dieses allein wird die Einsicht und Gewalt der Hohen in einen sicheren Schutz für die Niedrigen verwandelt, und dadurch das natürliche Mißverhältniß aufgehoben. Dies allein bringt Gleichgewicht im Staate und jene öffentliche Gerechtigkeit hervor, die kein Staatsrecht und kein Unterricht zu organisiren vermögen, solche vielmehr an sich zu einem reellen Gegensatz damit fñhnen. Der Unterricht nicht minder, als das Eigenthum, und als alles Positive im Staate sind, *sobald von Nationalbildung die Rede ist*, als todte Massen zu betrachten, die, an sich ohne Selbstständigkeit von der letzteren bloß als notwendiger Stoff in ihrem Organismus aufgenommen und bearbeitet werden. Keinem dieser einseitigen Standpunkte darf das Ganze untergeordnet werden, sondern jeder muß sich diesem unterordnen. Nicht was trennt, sondern was in seiner Steigerung alle äußeren und inneren Bestandtheile der Gesellschaft zur Einheit verbindet, ist das Element des Nationalgeistes. Wollte man diesen Gesichtspunkt aus theoretischen Gründen widerlegen, so zeugt die Geschichte für ihn. Man erinnere sich nur an die Griechen. Weniger die Cultur des Wissens als das gemeinschaftliche und öffentliche Leben, in dem jeder sich als Glied des Ganzen der Nation und nur durch sie selbstständig, schaute, fñhlte und handelte, bildete den partanischen Gemeingeist. Nicht sowohl Unterrichts- als Übungs-Plätze waren ihre Gymnasien. Als durch die Trennung vom öffentlichen, die wissenschaftliche Cultur ein eigenes Leben für sich erhielt, löste sie sich auch in den philosophischen

Schulen bald völlig vom Staate ab, und erhielt, ihrer Natur gemäß, eine kosmopolitische Richtung. Interessant, aber viel zu kurz und unbestimmt, ist der Wink, der S. 93 von dem Verhältniß des Staats zur Nationalcultur gegeben wird. Hier wäre der Ort gewesen, zu zeigen, wie in Bezug auf die Frage der Staat wesentlich anders, kosmopolitisch, als Individuum der Menschheit selbst betrachtet erscheint, *so fern er die Beförderung der Entwicklung menschlicher Kraft überhaupt* (unwillkürlich und aus Nothwendigkeit) bezweckt; anders politisch, insofern er aus Klugheit und Berechnung das Volk erzieht, nur brauchbare Werkzeuge zu seinen Zwecken zu benutzen; anders als Nation, insofern er strebt, sich in jedem Individuum rein und herrlich darzustellen. Der bey weitem merkwürdigste Abschnitt ist S. 95—124, wo der Vf. aus mehreren Gründen, besonders aber aus dem Begriffe der Individualität, die Nothwendigkeit und Rechtllichkeit des Unterschieds der intellectuellen Cultur deducirt, und die wesentliche Rücksicht des Staats auf dieselbe bey der Organisation des Unterrichts rechtfertigt. *Individualität nennt der Vf. absolute Vereintheit des logisch (?) Allgemeinen zu einem Bestehen in Raum und Zeit*. Angewandt auf den Gegenstand heist es (S. 115): „Wir haben Vermögen in uns, diese Vermögen haben ihre Gesetze. Durch die Wirksamkeit der letzteren bildet sich allmählich in uns das, was die geistige Individualität eines jeden ausmacht; die Frage ist nun, wie viel von dieser Individualität aus der Energie jener Gesetze gefolgert sey? Und wir werden finden bey weitem das Wenigste. Nur die Form aber keineswegs die Materie unserer Individualität.“ Hier wäre vieles zu erinnern. Zuförderst, daß Hr. W. die geistige Individualität bloß formal durch die Wirksamkeit der Gesetze der geistigen Vermögen entstehen läßt. Allein wie konnte es ihm entgehen, daß die Individualität ursprünglich schon in dem Vermögen und mit seiner Wirksamkeit da ist? Man redet wohl von der Individualität eines gegebenen Menschen. Allein diese, die sein Charakteristisches bezeichnet, muß, als eine abgeleitete, von dem Begriff des Individuums an sich sorgfältig gesondert werden. Individualität an sich ist die Form zu existiren selbst. Das Logische ist ihr reiner Gegensatz, wie es der Gegensatz der Natur auch ist. Das Selbstständige, die Materie unserer Individualität, ist das geistige Vermögen an sich. Dies ist in allen Individuen identisch. Das Bewußtseyn, der Verstand, die Vernunft, jedes ist als Kraft, als absoluter Charakter der Menschheit eine absolute Einheit. Nur ihre Art der Auserung, um die Objecte, an denen sie sich thätig erzeigen, mit einem Wort, nur ihre Modification in der Erscheinung ist unendlich verschieden, wie dies in der Natur auch ist, die ihnen einen Urstoff in der Existenz in unendliche Gestalten ausprägt. Wenn also der Vf. (S. 166) sagt: Es gebe nirgend eine Bildung von *erkünstelter Identität*: so gilt diese Behauptung durchaus nicht von dem Wesen der menschlichen Individualität, sondern bloß von der

der Richtung ihrer Thätigkeit an einem gegebenen Orte; nicht von ihrer Bildung an sich, sondern von dem materiellen Stoffe, mit dem sie sich beschäftigt. Hätte Hr. W. diesen den ganzen Startpunkt verändernden Unterschied vor Augen gehabt, er hätte (S. 177) schwerlich geleugnet, daß es ein Vernunftgebot des Inhaltes gebe: *Mensch strebe theoretisch vollkommen zu seyn*. Dies ist ja wesentlich unter dem begriffen: Vervollkomme dich selbst, oder bilde deine Ichheit, jedes deiner Persönlichkeit eigenthümliche Geistesvermögen in dir aus. Er hätte gefunden, daß die Menschheit zur Erfüllung des zweyten: *Befreye sich von der Gewalt des Stoffes*, auf dem Wege der Cultur in einem beständigen Fortschreiten begriffen ist. Endlich, daß dieses Gebot nichts anders als die eigentliche bestimmteste Aufgabe der Elementarbildung selbst sey, die auch Pestalozzi schon ausdrückte: *Sie müsse das Kind der blinden Natur entreißen*. Hier sieht sich der Rec. auf dem Punkt, den eigentlichen Hauptvorwurf zu berühren, der das Wesen der Abhandlung selbst trifft. Es ist nämlich der doppelte Begriff der intellectuellen Cultur nicht genug berücksichtigt und gesondert, durch den der Streit über Volksaufklärung nach des Rec. Einsicht allein entschieden werden kann. Versteht man darunter die Cultur des Wissens und der Mittheilung allgemeiner und wissenschaftlicher Erkenntnisse: so bleibt das Volk durch seine Lage und Bedürfnisse davon ausgeschlossen. Die Aufklärung in dieser Rücksicht ist für den gegenwärtigen öffentlichen und Privatstand ein Unding. Begreift man aber darunter den Ausbau der geistigen Vermögen selber, so gebietet diesen nicht minder die Persönlichkeit selbst, als jedes Verhältniß, wenn der Mensch ihm gewachsen seyn soll, ihn fodert. Dieser Unterschied beruht ganz auf dem Grundsatz, daß es nicht auf Beschaffenheit der erkannten Objecte, oder den äußeren Stoff, sondern auf innere Thätigkeit des Menschen, bey seiner geistigen Cultur ankomme. Wodurch (S. 115) also der Sinn eines jeden bewegt, wodurch seine Einbildungskraft erweckt, womit sein Verstand erfüllt werden solle? das ist freylich in keinem Gesetzbuche des Inneren verzeichnet. Aber das Sinn und Verstand da, die Einbildungskraft geordnet und lebendig, die Persönlichkeit vollendet sey, und in allem Thun und Treiben des Menschen nicht die Natur, sondern die Selbstthätigkeit mit Bewußtseyn herrsche, das ist die Forderung der menschlichen Individualität, durch sie beherrscht er sich und den Stoff, durch sie allein erfüllt jeder den Ort, auf wel-

chem er gesetzt ist, ganz. So wird die Nationalbildung möglich, oder die Richtung der ganzen im Individuum entwickelten Menschheit aufs Vaterland, indem es sich, als in einer höheren Welt, bewegt. So wird kein natürliches Verhältniß der Dinge geändert, wohl aber alles an seinen Platz gestellt. So erscheint der Geist nicht in einer in der Natur begründet seyn sollenden Abhängigkeit von der Materie, sondern als *gehoben* von der Materie, und über sie erhaben, wie es seiner Würde zukommt, und wie er in jedem, der durch Austrennung und Liebe die wahre Menschheit in sich entwickelt, *wirklich* ist. Nach dieser Ansicht müßten denn auch die (S. 124 ff.) aufgestellten Resultate wesentliche Modificationen erleiden, die, so geistvoll und frappant sie an sich sind, weder so fruchtbar noch so haltbar für die Anwendung seyn dürften, als sie es scheinen. Daß der Sinn und die Idee keinen eigentlichen Gegensatz bilden, erkennt Hr. W. selbst (a. a. O.) besonders auch durch seine Bemerkungen über die Idealität des Gefühls bey der Weib (S. 133) und die Moralität des eigenen Mannes (S. 135). Mit Bedauern sieht sich jedoch Rec. genöthigt, den Faden seiner Bemerkungen hier abzubrechen, da er die Grenzen einer Rec. schon so sehr überschritten hat. Er wiederholt nur noch mit Vergnügen, daß er das Ganze als einen wahrhaft bereichernden Beytrag zu den Schriften über die Volkskultur, oder wenn man will, Aufklärung ansieht, der dem Denker und dem Volksfreunde gleich willkommen seyn muß. Möge die Menge populär und oberflächlich über diesen Gegenstand räsonnirender Schwätzer sich an des Vf. wissenschaftlichem Ernst so wie an der Ruhe und Würde des Vortrags spiegeln!

Noch findet sich in diesem Hefte eine lebhaft und gut geschriebene Abhandlung über die Entstehung und Ausbildung der Mutterliebe, und ihren Einfluss auf die Bildung des Kindes, von Hn. *Tillich*. Pädagogisch wichtig sind besonders die Bemerkungen über die Ausartung der mütterlichen Liebe in blinden Trieb, und über seine Veredlung. Eben so eine Frage von *Volke*: Wie lange wollen verständige Eltern noch Sprachmeister beybehalten und bezahlen? In den literarischen Anzeigen nimmt Hr. *Weiss*, die Olivierische und Pestalozzische Methode gegen *Zoellners* Angriffe gründlich in Schutz. Den Beschluss macht eine Nachricht von *Tillich* über die Beschaffenheit und den Fortgang der Pestalozzischen Lehrmethode. Er erklärt „daß er damit sein Wort für P. Sache als solche ende.“ J. N.

#### K U R Z E A N Z E I G E N .

**Schöne Künste.** Göttingen, b. Dietrich: *Novellen und Reflexionen. Aus den übrigen Papieren des Herausgebers der Geschichte des Grafen Donamar. 1805. 360 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)* Von den vier Novellen, die dieses Bündchen enthält, ist nur eine, Graf Lilienstein, oder der Leichtsin in der Klemme, neu; die übrigen drey standen schon in dem Romanen-Kalender. Hier erheben sie im eigentlichen Sinne verbessert, indem manche Auswüchse, die sie bey ihrer ersten Geburt entstellten, in dieser Wiedergeburt weggeschnitten sind. Glückli-

che Griffe in die Tiefen des menschlichen Herzens; Lebendigkeit der Darstellung und eine blühende Sprache sind Eigenschaften, die man des Vf. Schriften schon längst zugestanden hat, und die man auch in diesen Erzählungen wieder findet. Die Reflexionen am Ende zeugen von Menschenkenntnis und Scharfsinn. Ihre Einkleidung ist gefällig. Nur ein paarmal ist Rec. ihr Sinn etwas dunkel gewesen, z. B. „An einem *Corra* muß dem Weltmanne mehr gelegen seyn, als an allen Herzen, auf die er nicht *peinturen* kann.“ 12 x 37.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 13 DECEMBER 1805.

## G E S C H I C H T E.

WIEN, b. Galsler: *Tiroler Almanach auf das Jahr 1802*. 223 S. in 8, mit vier Kupfern; *auf das J. 1803*. 229 S. 8; *auf 1804*; 296 S. 8, auch mit Kupfern (die aber unserem Exemplar fehlen).

Ebendaf., b. Degen: *Tiroler Almanach auf 1805*. 232 S. in mittlerem Almanach-Format, mit dem Bildnisse Erzherzog Johann's und mehreren Kupfern (2 Rthlr. 12 gr.)

Nicht leicht ein Almanach verdient so sehr in gelehrten Blättern eine Anzeige als der, welcher zugleich der gelehrteste, in anderer Hinsicht aber auch der zweckmäßigste ist. Wie oft haben wir diese gute Gelegenheit, einem grossen oder bestimmten Publicum etwas an das Herz zu legen, zu elenden Romänchen und anderem leichten Geschwätz mißbraucht gesehen! Der Herausgeber dieser Almanache und sein vornehmster Vf. ist der Freyherr Joseph von Hormayr, dessen Gelehrsamkeit wir aus seinen Beyträgen zu der tirolischen Geschichte kennen, der aber auch in dem Landsturm die Waffen und als Hoffsecretär bey der Staatskanzley in Wien für andere Sachen die Feder mit gleichem Geschick und Eifer geführt hat, ein der grössten Auszeichnung und Ermunterung würdiger, noch junger Mann.

Der Hauptzweck dieses Almanachs ist Unterhaltung des Gemeingeistes in einem dafür bekannten Lande, welches die eigentliche Vormauer Oesterreichs ist. Zu dem Ende wird bald aus den ältesten Zeiten beygebracht, was die Entstehung und Natur der Verfassung erläutern, was Familien und Ortverhältnisse interessant machen kann, bald aus den neuesten Kriegen, welche Beyspiele von Muth, Biedersinn und Beharrlichkeit den Ruhm erneuert, und die in Wahrheit schöne Freyheit behauptet haben. „Das Felsenland hat noch,“ singt hier ein Dichter, hat noch, was nicht besitzt manch mächt'ger Staat, sein Landbuch, seine Ehre. Der deutschen Völkerschaften sind nicht viele in der physischen und politischen Lage gewesen, solche altgriechische oder schweizerische Scenen in unsere neueste Geschichte zu bringen. Ist aber für die Menschheit etwas wichtiger, als die Überzeugung, wie vielvermögend fester Wille allenthalben und allezeit ist?

Es würde zu weit führen, aus den älteren Jahrgängen alle einzelnen Stücke zu recensiren. Der Almanach des 1802 Jahrs ist besonders reichhaltig für die Geschichte des Landsturms von 1797, welche

theils überhaupt und *urkundlich*, theils durch die Darstellung einzelner Vorfälle und vaterländischer Helden sehr anschaulich erzählt wird; so dafs man sieht, wie viel ein gerader, mannhafter Sinn mit festem Blick auf Einen Zweck selbst gegen revolutionäre, siegetrunkene Schaaeren vermag. Bald würde einer sagen, dafs bey solchen Thaten im Vaterland nicht mehr so nöthig ist, an Alten und Fremden den Muth der Jünglinge aufzunähren, wenn nicht eben die Ewigkeit der Lorbeere von Marathon und Sempach das heilige Unterpfand wäre, dafs der Tod fürs Vaterland nicht blofs in gleichzeitigen Schriften und nur bey Einem Volk sein Lob findet. Auch P. Pirminius Berghofer erscheint unter den Helden, der bey Lissnago seinen Pfarrkindern zurief: „Nur, wenn ich gefallen bin, werde ich euch fliehen lassen;“ und allezeit am gefährlichsten Orte erschien — ein guter Hirte; er gab sein Leben für seine Schaafe.

Von anderen Sachen ist in diesem Jahrgang zu bemerken das Grundgesetz, das *tiroler Landrecht* von 1511, nebst der nach dem französisch-bayrischen Überfall abgefassten *Landzugsordnung* von 1704 am rechten Ort beide; die Landesordnung soll jeder wissen, seine Pflicht ein jeder so wie sein Recht.

Mannichfaltigeren Inhaltes ist der Almanach von 1803, ob schon Scenen der Kriege von 1797 und 99 auch hier nicht fehlen. Eine Ballade über den Ehrenkampf Graf Albrechts vor Mailand 1158 beginnt, eine, zum Andenken des Weibes, dessen Warnung 1408 Bregenz vor den Appenzellern rettete, schließt. Wir lieben diese heimischen Familienporträts, aber sie müssen die möglichste Ähnlichkeit behalten; sonst verwirren sie die Überlieferung, welche sie verewigen sollten. Warum die gute Hergothe, die für das Vaterland handelt, in eine Gräfin umgeschaffen, deren Motiv Zärtlichkeit für Einen ist! Hierauf erscheint zweckmäßig der bayrische Einfall 1703 (S. 11 — 43); man weifs, dafs das damalige undeutsche Bündnifs für Bayern einen glänzenden Anfang und schlechten Ausgang hatte. Bericht von dem zu Bozen 1508 vor dem Krieg des Cambraybundes, wider Venedig versammelten Landtage; die Stände waren freygebig, doch mit Sicherheit und kluger Umsicht. Es ist angenehm, einen seiner Zeit berühmten Ritter, einen der ältesten Dichter, von dem ip. Musik notirte Lieder sind, Oswald von Wolkenstein (S. 85 — 125; 1804: S. 127 — 159) auf das genaueste nach den urkundlichen Berichten beschrieben zu sehen. Er ist in Herzog Friedrichs romanhafte Geschichten

verflochten, worüber viel sonst nicht bekanntes zu Tage kömmt (vgl. 1805 die Erklärung der Kupfer). Es ist dessen so viel in der Mittelaltersgeschichte, daß ihre Bearbeitung zum Roman keine Entstellung nur Ausmahlung erfordert. Oswald's Werke sind in zwey Folioebänden in den Bibliotheken zu Inspruk und Wien: er (auch über die Kriegskunst einer der frühesten) singt mit rührender Einfachheit die Natur, die Liebe, die schöne castilische Königin, welche ihn den Greifenorden und seine große goldene Kette gab. S. 126 bis 187 in Verbindung mit 1804 S. 46 bis 103 und 1805 S. 34 bis 129 ist eine ausführliche diplomatische Geschichte der Herzoge von *Aleran* und ihrer Väter vom Huosigau, Norithal, Sundergau und von Andechs anzutreffen. Gewiß ist über dieses Haus nie mit größerem Fleiß, nie erschöpfender geschrieben worden. Ob aber diese Erörterungen nicht schicklicher in die diplomatischen Beyträge aufgenommen wären, ob für den gemeinen Leser, dem Almanache bestimmt zu werden pflegen, dieses eine Speise, ob der durch dieses Buch sonst bezweckte politisch-moralische Nutzen hiervon nahe liege, diese Entscheidung überlassen wir dem Vf., welcher seine tirolischen Leser kennen wird. Er ist an Urkunden und Geschichtsnotizen und an Phantasie zu ihrer Darstellung so reich, daß wir diese eigentlich dem Geschichtsforscher interessanten Untersuchungen mit Verwunderung im *Almanach* angetroffen. Die Urkunden sind populär merkwürdig, S. 186—192, wie ein armer Hirtenjunge, ein Fiadelkind, aus Mitleiden für die im Arlenberg erfrierenden Menschen daselbst im J. 1379 eine Rettungshütte errichtet, für die Unterhaltung eine Bruderschaft zusammengebracht, und wie freundlich die österreichischen Herzoge es unterstützt. (Dafs — im Vorbeygehen — der Vf. allezeit *Heerzog* schreibt, ist uns aufgefallen; weil Neuerungen in Kleinigkeiten eher bey Schriftstellern vorkommen, die sich durch nichts besseres auszuzeichnen wissen, und weil diese Schreibmanier nur für Eine Periode die wahre ist; bald waren die Herzoge nicht mehr Heerführer; auf mehrere spätere scheint so eine Rechtschreibung eher Satyre.) S. 201—215 gute Nachrichten über alte und neue Landesverwaltung; bis 228 über tirolische Künstler. Von Mubeln war jener *Colin*, Urheber des außerordentlich künstlichen Denkmals, welches Maximilian der Erste in der insprukschen Hofkirche hat. S. 229 wird in gleichzeitigen Versen die Bewirthung besungen, welche dieser Kaiser 1497 zu Stamans Gefandten des Padischa's Bajessid gab.

Auch der 1804 Jahrgang beginnt und schließt mit Balladen zu Verewigung zwey edler Züge der älteren Historie tirolischer Männer. In diesem und folgendem Almanach sind mehrere Züge der Landesgeschichte in der naiven alten Schreibart *Canzlar Burglechner's* eingerückt. Man liest sie mit Vergnügen. Da die Schreibart ohngefähr die Landemundart ist, so wird man auch im Tirol sie ohne Mühe verstehen. Hier kömmt vor, was bey des Kurfür-

sten Moriz Einfall (1552) begegnet. Gewarnt wurde man, aber der Übermuth glaubte es nicht. Ein wichtiges Actenstück (zu erläutern aus einer folgenden Abhandlung über die von Fründspurg) ist *Margareth Maultasche's* Übergabe des Landes 1363, eine Vollziehung eigentlich der schon vor ihres Sohnes Tode 1359 beschlossenen. Da kommen auch ihre Liebesgeschichten mit dem Passayr'er Bauern, mit den drey Brüdern Goldek, und ihre Dankbarkeit mit Ehren und Freyheiten zur Sprache. Übrigens wird aus einer Urkunde bewiesen, daß ein Schloß, wo sie (wegen der schönen Männer in der Gegend) besonders gern war, schon vor hundert Jahren Maultasch hieß; von dem kam ihr Zuname. Merkwürdige Abhandlung über die von Freundsberg (Fründspurg), Väter des deutschen Helden S. 160—211, wie auch über den Adel und über die Kriegsthaten der Freyherren von Madruz S. 220—243: Diese Erneuerung der berühmten Geschlechter ist so löblich als zu Erläuterung der Geschichte zwecknüssig. Dann kommen wieder aus der neuesten Zeit, untermenget mit älterer, denkwürdige Männer. Endlich aus dem Protocoll eines ehrsamten Gerichtes zu Glurus und Mals der 1519 wider eine Art Feldmäuse, *Lutmäuse* genannt, geführte Process, worin auf Klag und Antwort, nach Kundschaft und Recht, sie von der Feldmark der klagenden Gemeinde zwar vertrieben, doch (wie diese Menschen gutmüthig waren) den allzu jungen, auch den schwangeren Thierlein der Aufenthalt für noch etwas längere Zeit erlaube ward. Man sieht, wie die Gerichte das einfältige Begehren der Bauernsane zu eludiren wußten, ohne ihrem Glauben zu widersprechen.

In dem Almanach für das laufende Jahr, dessen Äußeres, auch die Kupfer, viel besser in die Augen fallen, ist schon in Erklärung letzterer, z. B. über die Burgen von Greiffenstein und Firminian (Formigär), viele angenehme Gelehrsamkeit. Von den Balladen ist eine nach wahrer, andere sind nach fabelhafter Geschichte. Hierauf werden vornehmlich die Urkunden des Bauernkrieges 1525, in so weit er Tirol betraf, beygebracht. So interessant sie sind (wir werden es sogleich beweisen), so ist die Sprache von einigen für das gemischte Almanachspublikum doch wohl zu schwer: Es wird den tirolischen Lesern eine kaum zu erwartende Ehre machen, wenn dieses sie nicht abschreckt: Anders wenn der Vf. sie *bea: beitet*, und nur gewisse Kraftausdrücke beybehalten hatte. Indefs, unser Wunsch ist kein anderer, als die Aufrechterhaltung seiner schönen Unternehmung. Die größtentheils mit urkundlicher Treue abgedruckten Plane der Bauern sind als Blüthen der im 15 und im Anfang des 16 Jahrhunderts aufgeweckten Denkkraft dieses Bergvolks unerwartet merkwürdig. Ihr Blick ist so unfassend, manchmal so richtig, dann wieder so kühn herumirrend, daß kaum zu anderer Zeit die durch nichts beschränkten Flüge revolutionärer Phantasie sich wilder haben herumtreiben können. „Es sollen“ lautet *Michel Gaismayr's* für sie aufgesetztes Schreiben. „Es sollen alle Frey-

heiten (Privilegien) abgethan, und hinfür niemand vor dem andern bevorthelt werden. Man soll die Ringmauren an den Städten, dergleichen all Schloßer im Land niederbrechen, und hinfür nimmer Stadt, sondern Dörfer seyn, damit nit Unterscheid der Menschen, also das einer höher oder besser weder der ander seyn wolle, darus dan im ganzen Land Zerrüthlichkeit entstehen mag, fördern ein ganze Gleichheit im Stand seyn. Die Juristen soll man ausreuten und derselben Bücher verbrennen.“ Die Gerichte und Pfarreyen sollen nach der Bequemlichkeit und Wohlfeile vertheilt werden, jedes Gerichte jährlich einen Richter und acht Geschworne wählen, mitten im Lande zu Brixen eine Regierung aufgerichtet werden, aus den Viertheilen des Landes; eben daselbst eine hohe Schule, welche drey gelehrte Leute bey der Regierung haben soll. Alle inneren Zölle sollten auf die Confinen verlegt werden. Aus den Zehnten Pfarrer und Arme zu erhalten, das übrige in eine Landnothdurftscasse. Man soll nicht länger wegen einiger eigennütziger Personen die Auen und Möser ungebaut liegen lassen; sie können gute Weide geben, und wenn man Wein und Korn gemischt anpflanzt, so werden die bösen Dämpfe vergohen; und das Land wird gesunder werden. Auch soll jede Gemeinde jährlich einmal ihren Wald reinigen. Handwerker in Seide und solchen Artikeln sollen zu Trident seyn, wo es wohlfeil ist, und ihre Waaren sollen (nach einem Maximum) unter polizeylicher Aufsicht im Land verkauft werden, damit sie jeder zu guten Preisen haben kann. Im ganzen Lande einerley Maß und Gewicht, und ein Jahrmarkt an der Etsch, einer am Inn. Dieses und mehr hatten sie vor, ehe Ferdinand mit frendem Volk sie nöthigte, einzulenken. Aber noch ließen sie nicht alles fahren. Es ist in ihrem *Artikeln* an ihn: das sie für den Zehnten etwas bestimmtes geben möchten; jede Gemeinde ihren Pfarrer selbst ein- und absetze; jede einen Vorrath von Korn und Wein habe, um billige Preise zu unterhalten; die jetztlebenden Pfaffen anständig unterhalten, aber nicht wieder ersetzt werden sollen; Wald und Wasser frey sey; die Hirsche wolle man, seiner Jagd wegen, schonen, bis sie in die Felder kommen und Schaden thun. Haben unsere Revolutionärs diese Acten gehabt, oder hat übergroßes Bücherlesen diese Alten verführt? Keines von beiden. Es ist im Herzen des Menschen, gewisse Einrichtungen unnatürlich zu finden, weil man ihn ihre Natur und ihren Zweck festlich zu erklären verschmährt, und es liegt in dem Verstand auch des Nichtlesenden, auf Gedanken zu gerathen, die darum nicht verwerflich werden, weil er sie sagt. Übrigens ist auch dazumal von beiden Parteyen alles leidenschaftlich, gewaltsam und auf das unmenslichste getrieben worden: so hell auch der Ungelehrte bey ruhigem Nachsinnen denken mag, so ungleich wird sich der Mensch, sobald Auflösung der Ordnung den Teufel in ihm losläßt. Auch ist, wie gewöhnlich, wenn man Extreme sucht, dazumal

alles ärger worden, als es zuvor war. S. 130 folgt eine schätzbare Abhandlung über römische Alterthümer. Die vornehmsten verewigen das Verdienst Kaisers Claudius um die Herstellung der zuert vom seinem Vater Drusus vom Po bis an die Donau gebahnten Straßen. Monumente des Dienstes der Isis und des Mithra. Es ist auffallend, noch zu Ehren Kaisers Moritz ein marmornes Denkmal anzutreffen. Das unbegreifliche Zeug S. 135 über die Römer hinauf zu datiren, ist wegen der Buchstaben, in deren einigen selbst der Vf. den Namen Augustus findet, unmöglich, und nicht weniger schwer dürfte seyn, erweislich etruskische Denkmale in tirolischen Rhätien aufzutreiben. Dafs übrigens der Vf., Hr. Pfarrer *Schranzhofer* zu St. Peter bey Tirol (dem Schlosse) für antiquarische Untersuchungen Fleiß und mannichfaltiges Talent habe, erhellt vornehmlich aus dem Aufsatz S. 144 über die, auf Trümmern der altrömischen Maja erbauten, und durch ausgebrochene Bergwasser und Sandströme weggeführten oder überschütteten Stadt Mays bey Meran, deren Überbleibsel genauer ergründet zu werden verdienen. Es folgt, nach einigen biographischen Notizen über *Tartarotti*, den tirolischen Regierungskanzlar von *Hormayr* (des Herausgebers Großvater) und über den Hofrath, Baron *Sperges*, eine eben so zweckmäßige als vortreffliche statistische Darstellung sowohl der alten vorarlbergischen Lande, Bregenz und Feldkirch, als der neuerworbenen Stadt Lindau und Grafschaft Rothenfels. Sie ist so reichhaltig, das ein Auszug ohne Überschreitung unserer Grenzen wohl nicht möglich ist. Bloß weil es einem auswärtigen Regierungsblatte gefallen hat, Lindau mit Genua in ohngefähr gleiche Linie zu setzen: so dient zur Nachricht, das dieses schwäbische Genua mit aller seiner Zubehörde in der That 726 und ein Viertel Foch weniger als eine Quadratmeile füllt. Nun überlassen wir anderen die Vergleichung des Bodensees mit dem mittelländischen Meer.

Ths.

#### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖRLITZ, b. Anton: *Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht*. Von A. Lafontaine. 4 Bände. 1804 u. 1805. 1 B. 376 S. 2 B. 392 S. 3 B. 337 S. 4 B. 328 S. 8. (6 Rthlr. 12 gr.).

Hr. Laf. sagt in der Vorr. zum 1 Band, der mit dem zweyten zugleich herauskam: „Ich übergebe dem Publicum das Museum für das weibliche Geschlecht, und einen Band von der Zeitschrift für Gattinnen, etc. die sich vergriffen haben, unter einer anderen und hoffentlich verbesserten Gestalt. Die Leserinnen werden für die weggeworfenen, einige neue Erzählungen, und die alten in einer besseren Ordnung wiederfinden.“ — Der Verleger erklärt in einer öffentlichen Ankündigung: „Wie bekannt enthalten der 1—3 B. alte und neue Erzählungen vermischt; der 4 aber enthält ganz neue Erzählungen. Dieser könne daher auch unter dem besonderen Titel abgelaßen werden: *Neue moralische Erzählungen*“

gen für Frauen und Mädchen (Töchter) gebildeter Stände.“ 1 B. Beiden Erklärungen widerspricht, in Ansehung des 1 und 2 B., eine anonyme Anzeige, die zu seiner Zeit in einem berühmten Blatte stand, worauf, so viel Rec. weiß, nichts geantwortet worden ist, und die so lautete: „Der b. Anton in Görlitz erschienene Sittenspiegel für's weibliche Geschlecht, von A. Lafontaine ist wörtlicher Abdruck der schon vor 7 oder 8 Jahren erschienenen Aufsätze und Erzählungen desselben Vf., die man auch schon in seiner Monatschrift fürs weibliche Geschlecht, von Bahrdt angefangen, gelesen hat.“ — Rec. ist nicht im Besitz des Museums und der Zeitschrift, hat sich beide auch nicht verschaffen können; er halt aber Hn. L. für einen rechtlichen Mann, der einen wörtlichen Abdruck älterer Arbeiten nicht unter der Firma: verbessert und durch neue die alten weggeworfenen ersetzt, wider an den Mann zu bringen versuchen wird. Was zwey bekannte Männer mit ihres Namens Unterschrift bezeugen, verdient mehr Glauben, als die Rüge eines Anonymus. Da nun aber Rec. nicht bestimmen kann, was in den 3 ersten Bänden alt oder neu, verbessert oder nicht ist; so glaubt er sich von der genaueren Beurtheilung derselben mit Recht dispensiren zu können, und hat es hier vorzüglich mit dem 4 Bande zu thun, der, nach der Versicherung jener Männer, lauter neue Erzählungen enthält. Nur einiges will er von den 3 ersten Bänden sagen. Die Leserinnen finden in ihnen Erzählungen, mit kleinen Abhandlungen, Briefen u. s. w. vermischt. Frauenzimmer sind ja in diesem Punkte sehr genügsam, das meiste wird sie also gewiß interessieren. Manche Artikel, wie *Anquetil du Perron* und *Enthusiasmus* im 3 Band sind Lückenbüßer, denn in einen *Sittenspiegel* fürs weibliche Geschlecht gehören sie, wie mehrere andere, nicht. Überhaupt möchte man wohl fragen, was sich der Vf. bey dem Titel, *Sittenspiegel* etc. eigentlich gedacht habe. Über die Anekdoten am Schluss des 1 Bandes, vom Vomiren der Römer bey Fische, und wie sich die *Omaguas* in Gesellschaft Klyftire geben, müssen die jungen Damen schnell wegsehen, und zu dem 2 Band eilen, wo die erste im Ganzen treffliche Erzählung sie die kleine Unartigkeit des Hn. L. bald vergessen machen wird. Viele Aufsätze in diesem 3 Band sind Collectaneen, die der Vf. bey seiner Lectüre sich gesammelt hat; und manches davon, wie über öffentliche Lustbarkeiten, Kleidung und Putz älterer Zeiten, Tanz etc. ist in Almanachen und Journalen schon vielfältig von anderen benutzt worden. — Der 4 Band, der seinen Titel, *Sittenspiegel*, mit größerem Rechte führt, hat drey Erzählungen: *Welch ein Herz! Der*

*Lohn der Treue*. Minchen. Rec. muß es unterschreiben, was mehrmals Hn. L. vorgeworfen ist: daß er sich selbst ausschreibt, daß die Hauptcharaktere in der einen seiner Erzählungen sich mit wenigen Veränderungen in der anderen wiederfinden. — So wird z. B. den alten *Lofse* und das Klärchen der ersten Erzählung, ein Leier der Lafontainischen Schriften als alte Bekannte, aber gewiß freundlich, begrüßen. — Daß es dem Vf. sehr um das Anbringen von Sentenzen und Reflexionen zu thun ist, und er oft deswegen Situationen herbeyführt; daß er überhaupt zu viel schreibt, um vortrefflich schreiben zu können, ist bekannt. Aber bey der unerfättlichen Gier unseres Publicums nach dergleichen Lesereyen, die von vielen elenden Buchnachern benutzt wird, ihre, der Sittlichkeit oft so schädlichen Machwerke zu Tage zu fördern, muß man es weniger hoch anrechnen, daß ein Schriftsteller wie Hr. L. auf solche Weise schreibt. Was er giebt, unterhält bey seiner lebhaften Darstellung, belehrt auch in mancher Rücksicht, rührt sein Publicum, erweckt schlummernde Gefühle fürs Gute und untergräbt die Sittlichkeit nie. „Nur das ewige lieben und geliebt werden!“ — Aber man weiß warlich nicht, was man mit diesem Einwurf will. Für Kinder von 6 bis 10 Jahren kann man wohl interessant schreiben, ohne Liebe zum Thema zu nehmen; aber auch für Erwachsene in der Blüthe ihres Lebens? Und werden sie nicht die Liebe und vielleicht gefährlicher für sich kennen lernen, wenn sie auch nie Bücher dieser Art lesen? — Dieß auf die vor uns liegenden Erzählungen angewandt, so zweifelt Rec. nicht, daß die Freunde Lafontainischer Darstellungen alle drey, auch die letzte, so unnatürlich, in gewisser Hinsicht, der Charakter der Heldin gezeichnet ist, mit Vergnügen lesen werden. — Eine Frage erlaube uns noch zum Schlusse dieser Anzeige der Vf.: Warum er nämlich in die letzte Erzählung — „den Mysticismus der Religion, den man jetzt so viel predigt“ — hineingezogen hat. Wir sehen nicht ein, wie dieser Mysticismus hieher kommt; es müßte denn seyn, daß der Vf. so bey Gelegenheit, unseren neueren Mystikern einen Schlag geben wollte, den sie aber wohl kaum fühlen werden. — Die Kupfer, zu jedem Bande eins, welche das Mädchen, die Jungfer, die Gattin und Mutter, und die Matrone im Kreise ihrer Kinder und Enkel, vorstellen, also gar keinen eigentlichen Bezug auf den Inhalt dieser 4 Bände haben, sind von Catal in Berlin gezeichnet, und von Veit in Dresden und anderen gestochen, und verdienen einer sehr ehrenvollen Erwähnung. Papier und Druck sind ebenfalls gut.

T. T.

## KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Hamburg, b. Vollmer: *Der fliegende Drache*. Ein hunsfütisches Wochenblatt zur Unterhaltung, Belehrung und Besserung des lesenden Publicum. 1804. 384 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) „Was man gewöhnlich fliegenden Drachen nennt, sagt der Herausgeber, ist eine glänzende Lustercheinung, leicht brennende Dünste, die sich irgendwo entzündend, und geschwinde verzehrt werden.“ Eine Lustercheinung ist dieß Buch allerdings, aber keine glänzende; wie

könnte ihm auch ein Herausgeber Glanz geben, der *Annologie* und *annologisch* schreibt? Es ist eine Art Wochenblatt für Hamburg und Altona, das die Begebenheiten des Tags in diesen beiden Städten erzählt; persiflirt und mit Anmerkungen begleitet. Unter sehr vielen schlechten, trivialen und mittelmäßigen Gedanken, löst man bisweilen auf einen erröthlichen Einfall; aber der Stille ist durchaus höchst nachlässig und incorrect.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 D E C E M B E R, 1 8 0 5.

## ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in d. Realschulbuchh.: *Bruchstücke zur näheren Kenntniß des heutigen Griechenlands, gesammelt auf einer Reise*, von J. L. S. Bartholdy. Im J. 1803 u. 1804. Erster Theil mit illuminierten Kupfern, Vignetten und Musikbeylagen. 1805. X u. 518 S. 8. mit einer Beylage der Kupf. u. Musik in länglichtem Format. (3 Rthlr. 16 gr.)

Eines der schönsten Geschenke, nicht für schwärmerische Bewunderer und Propheten, sondern zu richtiger Schätzung dessen, was ist und seyn kann. Hr. Bartholdy, welcher sein Tagebuch so gut als jemand in einer Reihe von Bänden hätte können abdrucken lassen, fand besser, die Beobachtungen über einerley Gegenstand unter gewisse Titel zu ordnen: Eine Art, welche viel Gutes hat, aber das Zutrauen voraussetzt, daß in die Zusammenstellung sich nichts eingeschlichen, das nicht in der Ansicht gewesen wäre. Hier wird solches durch die deutlichsten inneren Beweise gerechtfertiget. Der Vf. sah mit unparteyischem Blick, nicht ohne Wärme des Gefühls, aber so, daß der Verstand nie dadurch bestochen wurde, und was er sah, stellt er ohne Rücksicht auf Wünsche und Erwartungen dar, wie es sich ihm zeigte. Wir folgen ihm. Der erste Brief enthält eine Reise aus Euböa über Volo nach Larissa. Interessant durch Sitten, welche an die alte Zeit ungebildeter Einfalt und übel angewendeter Kraft erinnern. Griechen sind erkennbar, zumal das herrschende Volk sie ganz ihrer Natur überläßt; aber es ist, besonders in den Städten, ein durch Kalogeren mehr als durch Janitscharen herabgewürdigtes Geschlecht, unter den Albanern, unter den Türken, gutmüthig, auch offener, liebenswürdiger, je mehr man sich von der Küste entfernt, nicht ohne Anlagen, aber ohne einige Reise zu allgemeinen Unternehmungen. Die thessalischen Bauern und Hirten mögen wohl Peneus seyn: die Pferdezuucht steht allda der epirotischen nach; Rindvieh haben sie von erstaunlichem Wuchse, schöne große Heerden meist schwarzer Schaaf. Larissa, in der zwölf Stunden langen Ebene, Haupt eines Musseliniks, wo auf 300 Quadratmeilen 150,000 Menschen, in der Stadt 25000, wohnen, ist ein Handelsort, in den Händen reicher Beys die höchste Macht, aber weit und breit Unsicherheit, und nirgend fahrbare Landstraßen: Wie denn überhaupt von den Unbequemlichkeiten sowohl des Reisens als der Lebensart, besonders der Längen-

J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

weile, eine wenig einladende Schilderung entworfen wird. Eleganz vieler Janitscharen, die sich darauf legen, durch Männerliebe ihr Glück zu machen: von dieser Leidenschaft spricht man, als von einer angenommenen Sitte, zu Larissa ohne einigen Rückhalt; Muktar Pascha, Sohn des mächtigen Ali Wessir zu Jannina, zeigt mit Stolz und Lust seine Lieblinge, und der Knabentanz bey dem Aga von Kassaba Durguthli ist des alten Lydiens ganz würdig: Doch kommt in dieser Art bey Hn. Bartholdy viel weniger von Griechen vor als von den Türken; vermuthlich, weil jene die Religion wenigstens zur Verborgenheit nöthiget, indess die Begierde letzterer keinen Zaum kennt. Nach einem Brief über das Reisen in Griechenland überhaupt S. 75—106, wovon wir den Hauptinhalt schon angegeben, folgt eine Beschreibung vom Tempe, S. 112—170, die wir nirgend besser gefunden. Zwischen schönen Bäumen in hohen Ufern fließt schnell, nicht wild, der tiefe Peneus (bey dessen Anlaß bemerkt wird, wie alles eher als die Flüsse Nainen aus der alten Zeit behielt — welches die Untersuchung verdiente, ob nicht in der Sprache des Landmanns in isolirten Gegenden Spur von jenen zu finden sey; die neuen gehören den eingewanderten slawischen und andern Stämmen, durch welche das Hellenenvolk unterdrückt worden ist). Peneus, sagten wir, fließt in das dreyfache, in der Mitte enge Thal der Tempen. Man kann es einer zahnen Alpgegend vergleichen; die niedersten Abstufungen des Ossa und Olympe machen dasselbe. Noch werden an des heiligen Osman's Grabe die alten Pelorien gefeyert; wo Daphne's Tempelchen stand, ist der Lorbeer noch nicht ausgestorben. Der Strom fließt endlich durch eine wohlgebaute Ebene zwischen Olbäumen. (Daß S. 146 von Pyrrhus auf Pompejus 120 Jahre gezählt werden, ist ein, unter der außerordentlichen Menge unangezeigt gebliebener Druckfehler.) Erfreulich ist die Beschreibung von Ambelaki: Hier am Ossa leben unter selbstgewählten Obrigkeiten in großem Fleiß und Wohlstand 6000 Griechen, deren wohl 200 deutsch verstehen, und einige mit größter Zärtlichkeit sich an Jena und Halle erinnern. Auch Freyinaurerey blühet in Tempe. Von da ist auf andere schöne Gegenden, überhaupt auf topographische Gemälde, natürlicher Übergang S. 170—230; sie sind aber zu einem Auszuge nicht geeignet. Sollen wir der turkmanischen Filzzelte über den Trümmern der großen Diana von Ephesus erwähnen, oder der Camele und Rinder in den Gewölben des milesischen Theaters,

oder

oder der Steingrube des Aga von Sala, welche der Tempel des olympischen Jupiters ist, und der Kalkbrünnereyen zu Athen, in welche gegenwärtig die Säulen des Parthenon und der Propyläen verbraucht werden, oder wie öde, formlos, widrig, Delos nun sey, oder lieber Ida's herrliche Ströme und Wälder, die Annehmlichkeiten von Lesbos, von Chios, den übervölkerten Steinklumpen von Tine, Naxos hinter traurige Felsen verborgenen Garten, den reinlichen wohlgebauten Hauptort von Paros und seine Weinlauben, die reiche runde Ebene von Kos und den ihren Markt überschattenden Platanus, und bey Chryside des Alcinous eine halbe Stunde weit duftende Gärten? Sollen wir den gewaltigen, verdunkelnden Boreas, die Geißel der ägäischen Wasser, die Ungesundheit vernachlässigter Inseln, die nassen traurigen Winter, oder eher die lustige Lebhaftigkeit der Insulaner und bey jedem Schatten der Freyheit ihre Freude beschreiben? Am reinsten, gesündesten, mildesten fand der Vf. die attische Luft: kahl zwar die Berge und gelb, den steinigen Boden wenig fruchtbar, aber auch nur die marathonsche Ebene sumpfig, und von der Burg, vom Hymettus, von Phyle, überschwenglich schöne Ausichten; den Ölbaum nirgend vortrefflicher, noch sorgfältiger gebaut; vor wenigen Jahren noch trieb der Stamm des geheiligten auf der Cekropia Schößlinge. So fand Fauvel den Stumpfen des Myrthenbaums in den Gärten der uranischen Venus, und kam in die räumliche Gruft hinter dem Tempel. Neuntausend Einwohner zählt Athen, fürchtet die albanesischen Horden, und ist in Unwissenheit versunken. Diese ist überhaupt unbeschreiblich groß, und mag im achtzehenden Jahrhundert zugenommen haben: Da ist eine solche Erbitterung der Kalogeren wider die lateinische Kirche und alles aufstrebende Denken, daß der erste Gebrauch von wiedererlangter Freyheit allerdings ein Religionskrieg seyn würde; diese Mönche sind weit unter unseren Capucinern. Alles dieses nicht durch die Türken, welche von dem Gelehrtenwesen gar keine Notiz nehmen und nichts hindern. Der Adel, unfähig eitel auf unerweisliche Vorfahren, versteht vortrefflich das Ausfaugen der Länder. Nur nach und nach ist von den zunehmenden Handelsverbindungen zu hoffen, daß die dicke Rinde, mit welcher der griechische Geist seit wenigstens anderthalbtausend Jahren durch geistliche und weltliche Unfälle gleichsam überzogen worden, endlich weicher werde und endlich springe. Arkadien, still, bey seinen Schaafheerden, schweizerisch, westwärts voll der üppigsten Vegetation; aber drey Viertheile der peloponnesischen Heerden sind von den Albaniern geraubt worden. Gewaltigere Natur in des Taygetus schroffen zerrissenen Höhen. Anderthalb Stunden von Mistra in der fruchtbaren lakonischen Ebene liegt (Sparta) das alte Dorf ohne bedeutende Denkmale, doch große Schönheit, Fülle, und angenehmer Farbeton der Landschaft. Auf dem ganzen Lande liegt die Furcht der Maitotten. Von ihnen, von den Idrioteu, gute Berich-

te. Man glaubt sich bisweilen in die älteste Zeit vor der Cultur zurückgeworfen. Was fehlte Zacharias, dem Helden der neuesten mainottischen Lieder, der, wenn er aus den Eingeweiden und Knochen der Thiere den Willen des Schicksals erforscht, nicht minder behend und muthvoll Kriegslisten der Vorzeit erneuerte! Doch, ehe wir der tapferen Thaten gedenken, welche den griechischen Boden im neunzehenden Jahrhundert verherrlicht haben, ist von der Abhandlung über die Türken S. 253—300 etwas zu erinnern. Hr. Bartholdy beschreibt besonders die asiatischen als eine schöne kräftige Nation, unter der wenige Kranke, fast keine Verwachsenen sind, und ein hohes gesundes Alter nicht selten ist; Ruhe, Würde in den Zügen auch der geringsten; je größere, schnellere Glückwechsel, desto mehr Gleichmuth. Dem heutigen Großweirr schlug seiner Slaven einer durch zufälligen Wurf ein Auge aus. Schnell gab er demselben die Börse: „Fliehe, du bist frey, auf daß ich nicht einst bey unmuthiger Laune dich sehe und zürne.“ Es ist in ihnen sehr viel Naturgefühl: Schöne alte Bäume werden aufs zärtlichste gepflegt; in Troas bröckelte ein alter Mann Brod in einen Ameisenhaufen; als Athen von den Störchen vor der Zeit verlassen wurde, liefs der Commandant auf der Burg die jungen aufzähren; wer weiß, daß sein Pferd die Hufeisen verloren, und er treibt es bis Abends durch rauhe Wege, bekommt Stockschläge; der Jammer einer Schaafmutter um das weggenommene Lamm rührte den jetztregierenden Sultan so, daß er vor einem gewissen Tage nach Ostran keine Lämmer mehr wollte verkaufen lassen. Überhaupt ist bedauernswürdig, daß die Regierung dieser großen Nation, ihrer Natur nach, so zerstörend ist, daß die herrlichen Länder sich immer mehr entvölkern, und alles Gute verfällt und sich auflöst. Aber das ist einmal die stäte unabwendbare Folge eines Weltreichs, das nicht anders als in sehr vollmächtige und verdorbene Proconsulate, Paschaliks oder Praefecturen zerfallen, und wäre die herrschende Nation auch die liebenswürdigste, nur das Unglück der Menschheit hervorbringen kann. Wir müssen überschlagen was vom Zustande der Cultur und Künste vorkommt: der Landbau ist in Ansehung der Werkzeuge in die Kindheit zurückgefallen, Kunstsinne auch an Griechen wenig bemerklich, wenn man einige angeerbte schöne Formen, z. B. des Hausgeräthes ausnimmt. Die Wissenschaft besteht vornehmlich in dichterischem Ausdruck der Leidenschaften, in welchem Talent viele, auch Große, namentlich Veli Pascha, Ali Wessir's zweyter Sohn, sich hervorthut; Wohlthut ist Hauptgegenstand ihrer Lieder. Was anderes bleibt, wenn die Ehre der Selbstständigkeit hingewelkt ist! Wir haben aus dem Brief über die Griechen S. 301—456 vieles vorausgenommen. Unter anderem ist bey ihnen auch die Dichterey unerträglich matt; Reim und Klappen ist was gefällt: Bey den kriegerischen Stämmen in Arolien und dieselbe Westküste hinauf sind allein noch männliche Lieder; und an den Tafeln

feln der Fischer von Salahora (am Nordufer der Artabücht) noch bey dem Wein Skolien, oft sinnreiche, zu hören. Lieber wenden wir uns zu den tapferen Sulioten, Bewohnern eines mit der Chimera zusammenhängenden Berges, welche nach vieljährigem Kampf, nicht gegen schläfrige Befehlshaber der Pforte, sondern wider die Macht und List eines neuen macedonischen Philippus, Ali Weßir's, des Pascha von Jannina, der Übermacht weichen mußten, so aber, daß sie unüberwunden genannt werden können, und das Gefühl alten Heldenruhms erneuert haben. Ihre Geschichte ist bis 1792 aus dem genauen Bericht, welchen Eton drucken ließ, hierauf bis 1804, der Ausgang, nach des Vf. eigenen Erkundigungen beschrieben; eine Arbeit, welche vielen Dank verdient: vor unseren Augen, in Europa, geschehen Dinge, die alles Alte glaubwürdig machen, die zeigen, daß nicht die Natur, sondern wir anders sind, und über unsere fallenden Verfassungen ein gar nicht vortheilhaftes Licht verbreiten. Tausend bis zwölfhundert Männer in vier Dörfern (von 66 hoben sie Zehendsteuer), Leute von mittlerer Größe, stark, voll Schlaueit und Ausdauer, Krieger ausschließlic (Viehucht, Landbau, Hauswesen sind für die Weiber), wurden von Aly Weßir mit 20,000 Albanern angegriffen; ließen den Feind hinauf. Auf Ein Zeichen wurde er von allen Seiten überfallen, bis fast 4000 fielen, und Ali in solche Flucht geworfen ward, daß er kaum hinter Jannina's Mauern sich sicher glaubte. Hierauf ruhmvoller Friede, und Bund mit Paramathia. Dort ist auch so ein Bergvolk, bey 20,000 stark: griechisch redend, aber mohamedanisch; doch daß es sich den Wein nicht verbieten läßt; jede Familie besteht für sich; auch zu Hause, auch Nachts ist keiner ohne Gewehr; welcher Fremde ohne Geleit zu ihnen kömmt, wird verkauft. Ali aber führte hierauf mit den Sulioten mancherley Fehde mit schlechtem Erfolg. Endlich waffnete er 28,000 Mann; fanatisirte sie: „Er wisse daß das Reich der Osmane fallen müsse; dann werde sein Volk 40 Jahre siegreich und hierauf frey und ruhig bleiben, wenn — diese Bedingniß sey unerläßlich — die Sulioten bezwungen werden.“ Hierauf Bestechungen; Blokade; in allen Scharmützeln das Bergvolk sieghaft; große Beyspiele: Als er mit 800 Beuteln Dimos Zervas zu gewinnen vermeinte; sprach dieser spartanisch: „Des Geldes ist mehr, als ich zu zählen vermag; um das ist mir das Vaterland nicht feil.“ Als Hassan Aga ihre Gefangenen losbitten wollte, schrieben ihm die Sulioten: „Die welche sich in der Gewalt des Tyrannen befinden, rechne man für Verstorbene.“ Pronion der Paramathier, voll Ehre und Muth, blieb ihr Freund. Monate lang lebten sie aus Brod von Baumrinde. Aber nach und nach nahm dieses ab, wurden die Quellen, die Mühlen genommen. Endlich am 12 December 1803 capitulirte Fotos Giavella, der heldenmüthige Jüngling, Chaido der Heldin Geliebter: Freyen Abzug erhielten auch die, welche das Auserste wagten. Als Samuel, der Kalogere, das letzte Pulver über-

geben sollte, schoß er in das Magazin, daß es aufstog mit ihm und den Türken. Vom Felsen stürzten sich 39 Weiber und Kinder. 300 Mann, welche nach Theßalien flohen, wurden an der Brücke Korak umringt, und nahmen, nach entsetzlicher Rache, alle den Tod. Die übrigen haben sich durch das Gebirge und in die Inseln zerstreut: Denn, wahrlich, Männer, die das Vaterland verschmähen, sobald es das Joch der Ausländer trägt, finden ein ehrenvollerer Vaterland in der weiten Welt, überall wo Muth und Kraft etwas gilt. Der Vf. endiget mit Nachrichten von Ali Weßir: Er hat einen beträchtlichen starken Staat, worin vor ihm alles zittert; Laune ist sein Gesetz; nie sieht er sanfter als wenn er morden will, nie heiterer als im Kummer; er genießt nach beiderley Geschmack, ohne sich beherrschen zu lassen, und ist, wenn er will, sehr liebenswürdig.

Dieser Auszug mag die Lesenswürdigkeit des (auch durch sein Auserliches und die wohlgerathenen Kupfer) empfehlungswerthen Buchs genugsam beweisen, und den Wunsch baldiger Fortsetzung für Stimme des Publicums geltend machen.

Ths.

HAMBURG, b. Hofmann: *Johann Friedrich Reichardt's vertraute Briefe aus Paris geschrieben in den Jahren 1802 und 1803.* Zweyte verbesserte Auflage. Drey Theile. 1805. XLVIII u. 1318 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Von einem Werk wie dieses, das bey seiner frühesten Erscheinung den Weg zu einem sehr zahlreichen Publicum sich selbst gemacht, und über dessen erste Bände ein großer Schriftsteller sein Urtheil in unsere Blätter bereits niedergelegt hat, bleibt gegenwärtig nichts übrig anzuzeigen, als die Vorzüge des neuen Abdrucks und der dritte Theil, von dem die A. L. Z. noch keine frühere Erwähnung that. Die Veränderungen, die Zusätze sind weder unbedeutend noch selten; es wird sich jeder belohnt finden, der das Buch zum zweytenmal auch ihrentwegen durchliest. Bey der Unmöglichkeit, hierüber umständlich zu seyn, begnügen wir uns mit Erwähnung einer besonders merkwürdigen Stelle (Th. II, S. 50 — 54), worin die Frau von Staël mit solcher Wahrheit in so treffenden Zügen geschildert ist, daß, wer sie nie sah, nach diesem Gemälde sie am besten beurtheilen, und, wer das Vergnügen ihres Umgangs genossen und nun zu ruhiger Besinnung gekommen, seine Richtigkeit gewiß bezeugen wird. Überhaupt, je mehr die Leidenschaften sich legen, oder die Charakterzüge der aufgeführten Menschen sich unverkennbarer aussprechen, desto mehr wird man die Unparteylichkeit des Verfassers dieser Briefe ehren, welcher in der That nicht gleichgültig über Interessen der Freyheit und Humanität, in dem Augenblick da er schildert, doch alles vergißt außer dem was sich ihm wirklich in der Person darstellt. Hiedurch werden solche Briefe nicht, wie viele ähnliche Schriften, bloße Befriedigung der Neugier, sondern der Nachwelt würdig, der es um die Unbefangenheit der Berichte vornehmlich zu thun ist.

Der

Der dritte Band enthält dreyzehn Briefe, deren vollständigen Auszug zu geben überflüssig ist: Wir begnügen uns, einige hervorstechende Züge der behandelten Gegenstände auszuheben. Der Vf. sah den Staatschef bey einer Privatmesse, die er wie ein anderes nöthig erachtetes Ceremoniel zu betrachten schien. Sehr thätig ist für ihre Sache die Geistlichkeit, besonders weil Andacht und Schau ihre einigen Finanzquellen sind; aber bey der Nation scheint nicht sonderlich Empfänglichkeit für alten Katholicismus. Der öffentliche Unterricht beschränkt sich immer mehr auf mechanische körperliche Dinge (Fertigkeiten ohne Theilnahme des Herzens, welches bey der ausschließlichen Vorliebe der sogenannten höheren Wissenschaften eigentlich leer ausgeht). Die deutschen Blätter werden mit Widerwillen betrachtet; „weil sie überall philosophische und politische Ideen anbringen (S. 294).“ Die Anstellung verschiedener Gelehrten bey Staatsämtern, wo bekanntlich der Spielraum ihrer Wirksamkeit sehr genau abgemessen ist, entreißt sie der Wissenschaft, so, daß sie (236) endlich nur die Kunst üben, Entdeckungen und Ausarbeitungen grossen, in der Stille fortarbeitenden Männer, bunt ausgeschmückt, nach ihrer und ihrer Lenker An- und Absicht, der Welt vorzulegen; und wie leicht wird anbey der berühmte Name als Autorität für schlechte Zwecke benutzt! Übrigens werden von Condorcet, Suard, Morellet, Delille, Vauquelin, Chaptal, la Grange und anderen Gelehrten interessante Züge erzählt, überhaupt aber von dem guten Geschmack geurtheilt, daß er auf dem Wege des Untergangs ist, weil man einer rohen geschmacklosen Menge zu gefallen suchen muß. War es anders bey den Römern des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung! Unter den Officiers waren die von Moreau's Heer die gebildetesten; bey anderen war das glänzendste Aufseere und die grenzenlose Ergebenheit die Hauptsache. Übrigens herrschte für eine solche Stadt viele Stille; über Sachen des anderwärts sogenannten gemeinen Wesens wurde nicht gesprochen; sobald es etwas dunkel ward, liefs bey den Thuilleries sich niemand mehr blicken; ausser dem Hofe und den Ministern waren keine grossen Gesellschaften; um elf Uhr alles vorbei. Das Pantheon baufällig, Passy, Sèvres, öde, Bois de Boulogne meist ausgehauen. Unter dem Volk häufig Mord, auch an sich selbst. Malmaison's Hauptverdienst; die isolirte Lage; dortige Casernen, sechs mal so gross und weit ansehnlicher als die Wohnung; breite Graben und eine hohe Mauer. Häufiges Lob des Militärs: man sucht Friedrichs des Grossen Ordnung und Ernst. Mehrmals von Moreau,

wie er in seinem braunen Frak, so freundlich und einfach, wie unbefangen und heiter er war, ob schon sich damals die neue grosse Welt von ihm entfernte.

Alles dieses, wobey die besseren Seiten (die schönen Concerte, das Humane einiger Grossen) nicht vergessen werden, mußten den Vf., welcher, wie wir wissen, nicht zum erstenmal Frankreich sah, auf den Contrast vorinaligen Scheins mit der gegenwärtigen Realität aufmerksam machen. „Wäre,“ ruft er aus, „die Nation weise und gerecht genug gewesen, sich mit der Reform einer gemässigten constitutionellen Monarchie zu begnügen, und alle ihre grossen, so schändlich verschleuderten Kräfte wären für besseren Unterricht, echte Kunstbildung und Nationalmonumente in edlen Sinne der Römer und Griechen benutzt worden, was für ein begeistertes Beyspiel! Jetzt sind durch den tollen Gang der Sache alle Begriffe mehr als je verworren, aller Eifer für weisse Reformen erstickt, aller Muth und Geschmack für grosse, schöne, bleibende Unternehmungen erloschen. Das Eine Zerstreuungsmittel bleibt einem theilnehmenden Menschen das Theater, und wieder Theater, und immer wieder Theater (S. 186 f.).“ Die Kritik desselben füllt einen guten Theil dieser Briefe, ist aber unterrichtend.

Einige in verschiedener Rücksicht merkwürdige Actenstücke sind ganz aufgenommen: Die Apologie des Abbé Geoffroi S. 133 wegen seines Urtheils über die Demoiselle Duchenois und Georges, deren Vortrag nun die Parteyen eben so ernstlich beschäftiget, wie vor wenigen Jahren die Monarchie und Republik; einige kleine Gedichte (Friedrich wird nun um seine Loblieder bestohlen, auf daß die erkälten Musen unter veränderter Überschrift sie für den Helden unserer Jahre benutzen S. 160), der Küchenzettel des Restaurateurs Very S. 198, lehrreich zeigend, wie man es machen muß, um sich von Nachdenken zu zerstreuen, und durch physische Überladung den innern Sinn zum Schweigen zu bringen; ein Aufsatz über die Stereotypie.

Wenn eine so lebendige Nation, deren Feuer für die grössten Worte vor Kurzem das allgemeine Erstaunen erregte, durch Einen festen Willen so schnell auf den Grad um- oder heruntergestimmt wird: in welche wüste Barbarey müßten Menschen versinken, in deren Brust vollends kein so elektrischer Funke glühet! Doch, Maturität macht setzer als Prunk; und so wenig andere so bezaubert haben, so vernünftiger ist die Hoffnung, daß sie sich nicht so täuschen, lähmen, und, lieber das rechte Wort, unterwerfen lassen werden.

Ths.

#### K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Berlin, b. Matzdorff: *Moralische Anekdoten*, von S. C. Wogener. Dritter Theil. 1805. 295 S. 8. (1 Rthlr.) Dieses Product des Sammlerfleisses zeichnet vor so manchen anderen, nicht mißsamern, die Gemeinnützigkeit seines Inhalts aus. Daher Rec. auch dieses dritte Bändchen willkommen heisst, wiewohl er wünschen darf, der Vf. hätte, durch Ausschließung daseß, was nicht wirk-

lich moralische Anekdote ist (wie diesmal der längere, dem Ansehen nach nur erdichtete, conte moral von S. 83 bis 102, oder die Beschreibung der Einrichtung einer gemeinnützigen Anstalt S. 106, oder das, wenn auch zugeweihte, Gelegenheitsgedicht, S. 267) oder durch Verminderung der Zahl analoger Fälle ein Bändchen erspart.

ht.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 16 D E C E M B E R, 1 8 0 5.

## NATURGESCHICHTE.

ERLANGEN, b. Walther: *Der Schmetterlinge LII* Heft. Tom. IV tab. CXCV Noct. 115 und tab. CXCV Noct. 116. Bogen Sss—Yyy als zum 4 Theils 2 Bandes 1 Abschnitte und J, zum 2 Abschnitt dieses 4 Theils 2 Band. 1804. LIV Heft. Tom. IV tab. CXCVII. Noct. 118 und tab. CXCVIII Noct. 119. Bogen LIII (Mmmmm) bis Uuuu, welche zu des 4 Theiles 2 Bandes 1 Abth., und Bogen K, L und M, welche zu des 4 Theils 2 Bandes 2 Abschn. gehören. 1805. gr. 4. (Jedes Heft 2 Rthlr.)

Hr. Esper fährt in dem 52 Hefte fort, den Text zu einigen bereits seit sehr langer Zeit ausgegebenen Tafeln zu liefern. Die vor uns liegenden fünf Bogen fassen die Beschreibungen von der auf tab. CLI Noct. 72 fig. 4 abgebildeten *N. radica*, bis zu der auf tab. CLIX Noct. 80 vorkommenden *N. brasicae* in sich. Die Bearbeitung ist nicht mehr als die einiger früheren Hefte zu loben; eine richtige und gesunde Kritik vermisst man nur zu oft. An Beweisen dieser freylich harten, aber wahren, Behauptung soll es nicht fehlen. Bey seiner *N. radica*, einer aus der gelieferten Figur nicht zu entziffernden Eule, führt der Vf. der *Wiener*, *Viewegs* und *Borkhausens* *N. rufina* als Synonym an. Allein *Viewegs rufina* ist die Linneische Eule dieses Namens, mithin *Esper's catenata* und *Borkh. punica*, und daher gar nicht mit *radica* zu verbinden; *Borkh. rufina*, welche ohne Autopsie aufgenommen zu seyn scheint, darf schon um deswillen nicht von *Linne's* und *Viewegs rufina* getrennt werden, und endlich sind Andeutungen vorhanden, welche die *Wiener rufina* doch wenigstens hätten zweifelhaft machen sollen. Sollte wohl des Vf. *N. pulmonaris*, zu welcher er kein Synonym auffinden konnte, von *N. ochreago* Fab. verschieden seyn? Bey *N. concinna* hätte auch des Fabr. *N. picta* angeführt, und dagegen aus der Reihe der Synonymen der *Wiener birivia* weggelassen werden müssen. Die tab. CLII Nr. 73 fig. 2 unter dem Namen *N. lepidus* abgebildete Eule zieht der Vf. im Texte zu seiner *concinna* als Varietät des Männchens an. Dieses muß befremden, da, nach der gelieferten Abbildung zu urtheilen, *Borkhausen* nicht Unrecht hatte, diese *lepidus* mit seiner *carpophaga*, wenn gleich nur fragweise zu verbinden. Hätte *Borkh.* aber auch wirklich geirrt, so bleibt es nicht weniger unbegreiflich, aus welchen Gründen Hr. E. eine so seltsame

S. A. L. Z. 1805. Viertes Band.

Verbindung wagen konnte. *N. serina*, so schlecht die Abbildung derselben auch ist, scheint von *N. pistacina*, so wie *Schrank* selbige im Fueslenschen Magazine beschrieb, und *Hübner* sie in seinen Blättern abbildete, nicht im Mindesten verschieden, und *N. canaria* kommt mit der Fabricischen Beschreibung der *pistacina* ganz überein. *N. rubecula* ist zwar wohl *Rottenburgs* und *Borkhausens circellaris*, keineswegs aber *Viewegs citrigo*, sondern die *undosa* desselben, mit welcher *Hübners ferruginea* zu verbinden ist. Unter mehreren Abänderungen der *N. lambda Viewegs*, welche R. vor Augen hat, ist eine, welche gewiss einerley mit der *N. furva* des Hn. E. ist. *N. Deceptricula Hübners* ist die Eule, welche hier unter der Benennung *divisa* vorkommt. Hn. E. ist von jeher der Vorwurf gemacht worden, daß er zu sehr auf die Unfehlbarkeit seiner Vorgänger gebaut habe; und da er nur zu oft alle Selbstprüfung vernachlässigte, so konnte es nicht fehlen, daß er ihre Fehler in seine Schriften übertrug, zu welchen denn auch noch die von ihm selbst begangenen kamen. Vorstehende Rügen bezeugen dies hinlänglich. Auf den beiden mit diesem Hefte ausgegebenen Tafeln sind abgebildet, und in dem zu diesen gehörenden Textbogen beschrieben: *N. amasia*, eine zur Familie X. des *Wiener* Systems zu rechnende, in Taurien entdeckte Eulenart, welche zwischen *promissa* und *pacta* zu stehen kommen mußte. *N. bimaculosa*. Diese Eule hat von jeher dem Vf. viel zu schaffen gemacht, obgleich bey Bestimmung derselben nie Schwierigkeiten bey Seite zu bringen waren; *Linne* beschrieb sie gut und kenntlich, und daher verkannte sie *Vieweg* so wenig, als *Borkhausen*; nun kennt E. sie endlich auch, will aber nicht mehr die von ihm tab. CLIII fig. 3 abgebildete Eule dafür gelten lassen, welche er daher jetzt *binubeculosa* nennt: allein dieses Verfahren hat keinen Grund, wie einem jeden Sachkundigen auf den ersten Blick einleuchten wird. *N. Velleda*; ein schöner *Hepiulus*, auf dem Harze entdeckt, aber auch in der Lausitz vorgefunden. Hier ist das Männchen abgebildet, eine gute Figur des weiblichen Schmetterlings lieferte *Hübner*. *N. purpurina*; himmelweit von der gleichnamigen Eule des *Wiener* Verzeichnisses verschieden, und doch von Hn. E. mit dieser vereinigt. *N. radiosus*; *Wällner* entdeckte sie in der Schweiz, sie gehört zur Familie W. des *Wiener* Verzeichnisses, und stehet in naher Verwandtschaft mit den Eulen *dipsacae*, *omonis*, *scutosa* und *cardui*. *N. Malvae*; früher und besser bildete *Hübner* sie ab, die U u u

Bc.

Beschreibung dazu fehlt noch. — Eine literarische Unrichtigkeit steht noch S. 519: „Der seelige *Brahm*.“ *Brahm* aber lebt noch, wenigstens lebte er gewiss noch, als Hr. E. diefs schrieb.

Das 54 Hest (denn von dem 53 ist, durch ein Versehen, die Recension schon Nr. 225 abgedruckt worden) beschließt den 4 Theil, der in zwey Bände getheilt ist, von welchen der letztere wieder in zwey Abschnitte zerfällt. Wir liefern auch bey diesem Hefte die Resultate unserer auf die nicht immer angenehme Prüfung verwandten Aufmerksamkeit.

*N. cinnamomea* S. 637 tab. 92 fig. 4—6 erhielt durch Hn. E. ohne dringende Veranlassung den Namen *conica*; *Hübner* bildete sie unter der Benennung *N. perfusa* tab. 8 fig. 37 ab, also führt nun mit Inbegriff der De Villersschen „*pigra*“ diese Eulenart vier Namen! *N. lancea* S. 663 tab. 95 fig. 5, ist der *Wiener* und *Hübners* *N. secalina*, welche bis zur Unkenntlichkeit variirt, von der aber Hn. E. *Eulen labecula*, *didyma* und *leuco stigma*, wie die Zucht aus den Raupen es lehrt, nur Abarten sind. Ungegründet ist es, wenn es S. 671 heisst: „Noch aber hat sich die *N. flavago* des Hn. Pr. Fabricius nicht vorgestunden,“ da es unter den Entomologen eine längst entschiedene Sache ist, daß Hr. E. eben diese *flavago* mit dem Namen *togata* belegte, sie tab. 124 fig. 1 abbildete, und S. 336 beschrieb. *Hübners* *silago* nicht minder *Borkh.* *ochreago* gehören gleichfalls zu ihr. Ob *N. gilvago* S. 672 tab. 97 fig. 2 die gleichnamige Eule des *Wiener* Verzeichnisses sey, läßt Rec. unentschieden; gewiss ist sie aber von der *Hübnerschen* *gilvago* fig. 443 nicht verschieden, vielleicht gehört auch *N. sulphurago* Fabr. zu ihr. Unter den Synonymen zur *N. croceago* S. 674, auf der tab. 97 fig. 3—4 *N. fulvago* genannt, vermißt Rec. ungern des „*neuen fuesli'schen Magazins* 2 Band S. 219,“ weil *Schrank* uns dort zuerst diese Eule mit Zuverlässigkeit kennen lehrte. Zur *N. fuscago* tab. 97 fig. 5—6, S. 677 glaubte Hr. E. kein Synonym auffinden zu können; gleichwohl erkennt R. in ihr die *N. ochrago* Fabr. (in Suppl. Ent. Syst. S. 445) und was noch mehr ist, Hn. E. eigene *N. pulmonaris* tab. 72 fig. 5 S. 499, welche *Hübner* fig. 98 unter dem Namen *N. Pulmonariae* abbildete. Das Synonymen-Verzeichniß liefse sich noch ohne sonderliche Mühe verstärken. Daß die *N. ochreago* tab. 98 fig. 1, im Texte S. 678 *N. fulvago*, *Linnes* *fulvago* sey, hat auch nicht einmal einen schwachen Schimmer von Wahrscheinlichkeit für sich. *Hübner* in seinen Beyträgen trug diese Meinung zuerst vor; und verleitete Hn. E. ihm zu folgen, späterhin sah *Hübner* seinen Irrthum ein, verbesserte ihn, und nannte diese Eule *sulphurago* nach dem *Wiener* Verzeichnisse. — Daß in *N. depuncta* S. 683 tab. 98 fig. 3, die ächte Linneische Eule dieses Namens bestimmt sey, unterliegt keinem Zweifel; allein *Borkhausens* *depuncta* dürfte davon wohl verschieden seyn; in wie fern aber Hn. E. *N. schoenobaena*, tab. 78 fig. 2 und 3 zur linneischen *depuncta* gehören könnte, davon hätte doch Etwas, wenn auch nur muthmaßlich, gesagt werden können. Lin-

*nes* *N. litura* ist den Entomologen lange ein räthselhaftes Geschöpf geblieben; *Vieweg* glaubte in ihr die *N. bicolor* Hufn., und *Laspeyres* darin die *N. ditrapezum* des wien. Verz. zu erkennen; beide irrten gewiss, und höchst wahrscheinlich interpretirten *Borkhausen*, *Schneider* und *Esper* richtiger als jene, wenn sie die S. 686 unter dieser Benennung beschriebene, und tab. 98 fig. 4. 5 abgebildete Eule für die Linneische halten, welche aber sehr abändert, und auf deren wenigste Stücke *Linnes* Merkmale ganz passen. Sollte aber auch nunmehr die wahre *litura* wirklich ausgemittelt seyn, so bleibt dennoch in Ansehung der anzuführenden Synonymie eine größere Vorticht, als Hr. E. anwandte, sehr zu empfehlen. Waren Hn. E. des Fabricius Schriften geläufiger, so würde er nicht angestanden haben, dessen *N. capreae* und *P. Hattorfiana* mit unter die Synonymen der *N. retusa* S. 689 aufzunehmen. *N. calvaria* S. 692 ist von allen Classikern in der Glossatologie längst aus der Gattung der Eulen zu der der Zünsler verwiesen: vergebens nimmt daher Hr. E. zur ersteren Gattung ihre Rechte in Schutz, und was er unter andern von den Palpen sagt, wird von seinen Figuren, wenigstens von der des Weibes tab. 99 fig. 3 nicht unterstützt, denn an dieser blieben die Palpen in dem Pinsel des Malers. *P. Prothyralis* Vill. sollte auch mit unter den Synonymen stehen.

Rec. hat nicht geglaubt, sich noch näher einlassen und Numer für Numer den Inhalt der mit diesem Hefte ausgegebenen neun Textbogen nachweisen zu müssen; im Allgemeinen und zur Direction der Besitzer und Vergleicher des *esperischen* Werks bemerkt er nur summarisch, daß sie die Beschreibungen der 259 Eulenphalaene *N. pyramidea* Tab. 92, und der folgenden bis zur 280 *N. lucifuga* Tab. 99 fig. 8, in sich fassen.

Jetzt noch einige Worte über die Gegenstände der zu diesem Hefte gehörenden Tafeln 48 und 49 (118 und 119) und über die Beschreibungen derselben.

Die drey ersten Figuren der tab. 118 stellen die beiden Geschlechter und die Raupe einer Eule vor, welche Hr. E. *N. excusa* nennt (S. 70), und deren er schon vorher bey Gelegenheit der Beschreibung der *N. typica* als einer möglichen Abart dieser Eule gedacht hatte. Rec. erzog die *excusa* zwar noch nicht, allein er hat unbezweifelte Abarten der *typica* vor Augen, welche in Nichts von dieser *excusa* verschieden scheinen. Die 4 Figur dieser Tafel *N. bicolor*, zu welcher S. 70 und 71 gleich unrichtig sowohl *Hufnagels* als auch *Devillers* gleichnamige Eulen, welche mit einander auch nicht einen Punkt gemein haben, gerechnet sind, stellt nichts weiter als *Borkh.* *N. bipuncta* vor, welche *Linne* sehr gut unter dem Namen *P. duplaris* beschrieb, und *Hübner* trefflich unter der Benennung *undosa* abbildete. Also nicht einmal die leichte Mühe, *Hübners* Tafeln zu vergleichen, wollte Hr. E. sich geben. Noch ist hier zu bemerken, daß Hn. E. Figur nach einem schlechten verflogenen Exemplare entworfen ist. Die Arten Fig. 5—6 *N. monedula*, und 7 *N. coraci-*



na S. 73 und 74, beide Alpenbewohner, gehören offenbar nicht zur Gattung der Eulen im Linnéischen Sinne; erstere bildete *Hübner* in der 139 Figur seiner Zünsler unter dem Namen *rupicolalis* unbezweifelt ab, die letztere hingegen kommt einigen der Hübnerischen Spannern nah, und namentlich der *trepidaria* Fig. 343. Hätte denn hiervon Hr. E. auch gar nichts anführen können? — In der 1 und 2 Figur der 119 Tafel werden die beiden Geschlechter einer im südlichen Rußland einheimischen Bandeulenart vorgestellt, der S. 75 der Name *Neonympha* beygelegt wird, ein Name, den ihr auch *Hübner*, der sie Fig. 45a jedoch weit besser vorstellte, liefs. — *Borkhausens* *N. Saponariae* sollen die 3 und 4 Fig. dieser Tafel vorstellen; sie geben gleichwohl von ihr nur einen sehr unvollkommenen Begriff, und unter den S. 76 und 77 angeführten Schriftstellern wird das Citat aus dem „*tabellarischen Verzeichnisse der kurmärkischen Schmetterlinge*“, woselbst *Vieweg* dieser Eule den Namen *N. Calcitrapae* gab, vermisst. In der *N. brecciaeformis* tab. 119 Fig. 5, kann Rec. nichts weiter als eine Abart der *N. luteago* Fabr. = *brunneago* Esp. erkennen. Wer begierig ist von den schönen Gründen, welche Hn. E. veranlaßten, diese Eule *brecciaeformis* zu nennen, sich zu unterrichten, lese sie S. 79 selbst nach.

Hr. E. beschließt den Text dieses vierten Theils mit Aufzählung derjenigen Linnéischen Eulenarten von welchen Er keine Abbildungen liefern konnte. Es sind folgende: *N. ocularis*, *sanguinolenta*, *lucerna*, *narbonea*, *nivea*, *interrupta* und *plebeja*. Die Arten *nivea* und *interrupta*, welche Ausländer sind, kommen hier weiter nicht in Betrachtung. *N. ocularis* und *plebeja* hat im 2. Bande des Illiger'schen Magazins *Laspeyres*, wahrscheinlich genug, erstere für die *N. or. Borkh.* und letztere für einerley mit der *N. Parthenias* Linn. erklärt. *N. sanguinolenta* kennt Rec. so wenig als Hr. E., allein des letztern Vermuthung, daß sie zu seiner *B. flammea* gehören könnte, verdient einige Rücksicht. *N. lucerna* wird schon um deswillen stets problematisch bleiben, weil Linné's Beschreibung und Clerk's Abbildung derselben nicht übereinstimmen; *De Villers* und *Hübners* gleichnamige Eulen tragen hier zur Vermehrung der Verwirrung nicht wenig bey, da die des ersteren verimuthlich, die des letzteren aber gewiß nicht, Linné's Eule ist. *N. narbonea*, welche Rec. recht gut kennt, und eine Bewohnerin des südlichen Europas ist, muß zur Gattung der Zünsler verwiesen werden.

Hr. E. hätte nunmehr durch die Beendigung dieses Theils, zu welchem, sowie zu den drey vorhergegangenen noch Nachträge auf dem Umschlage zum LIV Hefte verheißten werden, sich seinem Ziele hinwiederum genähert, es gleichwohl noch lange nicht erreicht, denn es sind die Spanner nicht beendet, die auf diese folgenden Gattungen nicht angefangen, und endlich die ausländischen Arten nicht über einen Band hinaus vorwärts gebracht.

Bey seinem Entstehen hatte das Esper'sche Werk, als damals einzig in seiner Art, ein ungemein großes Verdienst; allein, kurz nach der Ausgabe der ersten Hefte desselben entstanden zwey andere von gleicher Tendenz *Bergsträfers Nomenclatur* und die *Papillons d'Europe*, von welchen jenes durch einen correcteren und minder weiterschweifigen Text, dieses durch bessere Abbildungen Hn. E. Unternehmen in den Schatten zu stellen droheten. Allein beide erreichten ihr Ende nicht. Denn *Bergsträfers* Neigungen bekamen eine andere Richtung, und *Gigot d'Orcy's* unglückliches Ende führte auch das hauptsächlich auf seine Kosten herausgegebenen französischen Werks herbey. Hn. E. Werk überlebte zwar beide, kroch aber langsam unter den Pressen hervor; und nun sahen wir abermals im südlichen Deutschlande ein Unternehmen entstehen, das durch Wohlfeilheit, Schleunigkeit der Herausgabe, und was noch mehr ist, durch ungleich bessere Abbildungen ganz darauf berechnet zu seyn schien, das Esper'sche entbehrlicher zu machen. Was *Bergsträfer'n.* an Beharrlichkeit abging, um sein Unternehmen ganz auszuführen, was die Herausgeber der *Papillons d'Europe*, durch die Schrecknisse der Revolution gezwungen, unvollendet aufgeben mußten, brachte kein Gelehrter, kein öffentlicher Lehrer, nein! ein zu Augsburg in Eingezogenheit und Stille lebender Künstler geräuschlos zu Stande. *Hübner*, ohne die gelehrten Kenntnisse eines *Bergsträfers* und *Esper*, und ohne die großen Mittel eines *d'Orcy*, leitete was nur sich leisten liefs, lediglich auf die Bekanntschaft mit wackern Männern in seinem Fache, und die Hülfsmittel seines Künstler-Genies eingeschränkt. Der Vergleich zwischen dem Hübner'schen und Esper'schen Werke fällt allemal zum Nachtheile des letzteren aus. *Hübner's* Werk ist als vollendet anzusehen, das Esper'sche ist es bey Weitem nicht. Enthält das Esper'sche auch einzelne Gegenstände, welche im Hübner'schen vermisst werden: so wimmelt dieses dagegen von neuen Arten, die man in jenem vergeblich sucht. Gerieth auch im Esper'schen Werke hin und wieder eine einzelne Figur, so mißglückte hingegen dem geschickten *Hübner* nur selten eine. Doch *Hübner* ist uns zu dem größesten Theil seiner Tafeln den Text noch schuldig. Freylich, allein das Wenige, das Er bis jetzt davon lieferte, überzeugt, daß dieser der minder wichtige Theil seiner schätzbaren Arbeit ist. Dieser Text soll aber auch weiter nichts als ein kurzer Commentar zu den gelieferten Abbildungen seyn, nur Vaterland und andere wissenswerthe Umstände kurz andeuten, und keineswegs in gedehnten Sätzen wiederholen, was der Pinsel treu und wahr dem Auge dargestellt hat. Vielleicht aber ist im Esper'schen Werke der Text der Haupttheil, so wie im Hübner'schen die bildliche Darstellung es ist. Ach nein! Eine ermüdende Weiterschweifigkeit, Sprachfehler ohne Zahl, Provincialismen, fade Höflichkeit und kleintadtische Demüthigungen gegen „*hohe Gönner*“, machen das Lesen desselben zum langweil-

weiligsten Geschäft. Wäre es sonst nur recht gehalten, so ging man auch darüber weg; allein, trotz es nicht von unrichtigen, von aller Wahrscheinlichkeit entkleideten, ja selbst von unsinnigen Deutungen? Finden sich nicht, beynahe auf einer jeden Seite desselben, die älteren oft gerügten Mißgriffe Anderer mit des Vf. eigenen selbstsam und oft widersprechend gepaart? Höchst undankbar würde die Mühe seyn, aus diesem Schlamme die wenigen darin vergrabenen Goldblättchen auswaschen zu wollen. Wo ist die Spur einer guten, gesunden Kritik sichtbar, wo im ganzen dickbelebten Werke eine nahnhaftige Zahl guter, vom Vf. selbst herrührender Synonymen zusammenzulesen? Ein blinder Glaube an Alles, was gedruckt sich vorfindet, ist überall unverkennbar; zwischen Möglichkeit und unumstößlicher Gewissheit nicht oft die höchst nöthige Grenzlinie gezogen. Wie oft hat nicht ein irriges Citat *Linne's* der Hermeneutik Hn. E's. zum Führer, der ihn auf dürre Abwege leitete, dienen müssen? Ein stattdisches, oft mehrere Seiten füllendes Schriftsteller-Verzeichniß prunket an der Spitze

so mancher Art; man ist anfänglich geneigt über die ungeheueren Belesenheit des Mannes zu staunen, allein, prüft man nun näher, so steht oft der Compilator in seiner Blöße da. Von Hn. E. schreibt sich die böse, seitdem so oft nachgeahmte Gewohnheit her, unnöthig den Raum durch Anführung untermässiger und feichter Schriftsteller zu füllen, und dadurch Namen auf die Folgezeit zu übertragen, die nicht früh genug der Vergessenheit übergeben werden konnten. Hätte Hr. E. nur die Classiker in seinem Fache nicht bloß durchblättert und angeführt, sondern Tag und Nacht recht durchstudirt; so hätten frühere Recensenten und auch der gegenwärtige nicht so oft gerechte Veranlassung gehabt, ihm Sorglosigkeit, Fehler, Mißgriffe und irrigere Deutungen vorzurücken. Wie hätte Hr. E. dem für ihn so günstigen Umstand, daß ein großer Theil des Textes zu seinen Tafeln lange nach dessen Erscheinen, nutzen können! Wie er es aber gethan hat, darüber mögen mit Rec. alle Sachkundige urtheilen.

### KURZE ANZEIGEN.

**NATURGESCHICHTE.** Halle, b. Renger: *Handbuch der Naturgeschichte des Thierreichs für die oberen Klassen*, von A. C. Buhle. 1804. 447 S. 8. (1 Rthlr.) Ganz nach Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte eingerichtet; nur das Allgemeine mehr zusammengezogen, das Besondere etwas ausführlicher angegeben. Was sich erinnern ließe, trübe also eigentlicher das Blumenbachische Handbuch. Eigenes findet man wenig. Wiesel und Hermelin sollen im Winter nicht weiß werden, sondern die röthliche sowohl als weißse Abart die Farbe behalten. *Anas segetum* wird nach Naumann als verschieden von *Anas Anser* angegeben, wovon sich Rec. ebenfalls überzeugt hat. Ein großer Mißgriff ist es, wenn *Anas cygnoides*, die türkische Gans, mit dem Singschwan, *Anas Cygnus*, verwechselt wird, welchen der Vf. von *Anas Mor* unterscheiden wollte. Rec. findet das ganze Werk sehr überflüssig. Die illuminirten Kupfer sind abscheulich. R. L.

**VERMISCHTE SCHRIFTEN.** Ohne Druckort. (Ulm, b. Wohler): *Woher kommt es, daß so viele katholische Geistlichen den weiseften kirchlichen Verordnungen der Obrigkeit entgegen streben?* Von einem Freunde der Wahrheit beantwortet. 1805. 63 S. 8. Bey den neuen Fortschritten wahrlich nicht des Lichtes, sondern der finstern Hierarchie, sieht Rec. mit Vergnügen, daß sich doch immer Stimmen aus der Wüste erheben, welche der römischen Curie und ihren Anhängern entgegen rufen, und welche durch ihr Geschrey die Fürsten zu bewegen suchen, der wieder mächtiger wachsenden und der deutschen Kirchenfreyheit drohenden römischen ihre künftige weltliche Macht entgegen zu setzen. Viele weise Obrigkeiten suchen der katholischen Kirche die so nothwendige und lang gewünschte Reformation zu geben. Der Vf. vorliegender Schrift behauptet, was auch ohnehin der Augenschein beweiset, daß ein sehr großer Theil (Ehre den würdigen Ausnahmen!) der Geistlichkeit jenen wohlthätigen Absichten der Obrigkeiten öffentlich oder insgeheim entgegen strebe, und so zu enträften oder gar zu zernichten suche. Die Ursachen dieses Verfahrens sind die Unwissenheit und zweckwidrige Bildung des Klerus. (Rec. könnte, wenn es der Raum gestattete, zum Beleg eine Schilderung der geistlichen Erziehungs- und Priester-Häuser zu Pfaffenhausen in Schwaben, und zu Dorfen in Bayern liefern,) die Liturgie, die Wallfahrten, die finstere Theologie, die von den Concilien und Päbsten aufgestellten falschen Grundsätze in Rücksicht der unumschränkten geistlichen Macht, das Messelesen ums Geld, und der Cölibat, wider dessen Schädlichkeit, und für dessen dringend nöthige Anhebung der Vf. mit Wärme eifert. Als weitere Ursachen, warum die Geist-

lichen sich den obrigkeitlichen Verordnungen so sehr entgegensetzen, giebt der Vf. an: Die Kränkung des Ansehens und ihrer bisherigen Herrschaft, und die Schmälerung ihrer Einkünfte, nicht eben ihrer bestimmten, sondern anderer, deren Quelle nach und nach ganz versiegt. Wider die Geldprellereyen, die sich die Geistlichen des Fegefeuers wegen, und an Wallfahrtsorten und in Klöstern erlaubten, wird zwar eine derbe Sprache geführt; aber jeder vernünftige Katholik wird Alles billigen, was in dieser kleinen Schrift gesagt wird.

L. M. O.

**Straßburg:** *Die verrätherischen Plane Englands und der Jacobiner wider das Leben des Kaisers und die Freyheit des französischen Volks.* Aus Originalquellen und dem Briefwechsel *Drayke's*, dargestellt von *Méhée*. Aus dem Französischen frey übersetzt. Mit einer illuminirten Karrikatur. 1804. 245 S. 8. (20 gr.) Ein interessanter Beytrag zu den neuesten, politischen Spuckgeschichten, deren es in der großen Welt eben so viele giebt, als in der kleinen. Natürlich treibt dabey der Poltergeist, der Verwirrungen anrichtet, sein Spiel. Es ist angenehm zu sehen, wie er sich in dem Ankleidezimmer gebärdet, und wie er sich zu seinen Rollen vorbereitet; ein Schauspiel, das den Liebhabern in diesem Buche angeboten, und von dem ihre Neugierde nicht unbefriedigt weggehen wird.

L.

**Altenburg u. Erfurt, b. Schnuphase:** *Das Dorf Familienruh, in dem ferner keine Klagen über schlechtes Gesinde gehört werden; oder Anweisung, wie das Gesinde durch die Herrschaften verbessert werden könnte, diesen in Dorf und Stadt gewidmet*, von Ernst Gottlob Winkler, Pastor zu Neunheilingen bey Langenfalza. 1804. VIII u. 134 S. 8. (12 gr.) Der Vf. hat zunächst die Landleute im Auge, aber er glaubt auch den Stadtern nützlich seyn zu können. „Denn erstlich, sagt er, treibt man in den kleinern und mittlern Städten Deutschlands Ackerbau, und die dazu nöthigen Diensthboten unterscheiden sich in nichts von denen auf dem Lande. Dann kommt es hier nicht auf den Namen, den die männliche oder weibliche Dienerschaft in größerem und großem Range trägt, und wodurch sie sich vom Knecht und Magd unterscheidet. Diese und jene müssen vernünftig behandelt und geleitet werden, wenn sie gut seyn und werden sollen.“ Die Regeln, die er giebt, haben sich durch seine eigene Erfahrung bewährt gefunden, und Rec. glaubt, daß sie sich auch anderwärts bewähren werden. Besonders schön ist, was er von der Gerechtigkeit gegen das Gesinde sagt, und jeder Billigdenkende wird in seine Grundsätze einstimmen. Möchte das Buch doch von recht Vielen gelesen und beherzigt werden! G. F.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 D E C E M B E R, 1805.

## B O T A N I K.

KOPENHAGEN, auf Kosten des Vf.: *Martini Vahl*ii, Prof. Botan. Havn. *Enumeratio plantarum vel ab aliis, vel ab ipso observatarum, cum earum differentiis specificis, synonymis selectis et descriptionibus succinctis*. Vol. I. LX u. 381 S. gr. 8.

Gewiss fühlt jeder, der dies Meisterwerk zur Hand nimmt, sich von Schmerz durchdrungen, das dessen trefflicher Vf. der Naturgeschichte so früh entziffen ward. Mit welcher Ruhe und Gründlichkeit sind alle seine Werke und vorzüglich dieses abgefaßt, wie gerecht ist er gegen jeden! — Wahrlich, man mußte den Menschen in ihm eben so lieb gewinnen, als den Schriftsteller. Sollte diese Schrift nach seinem Tode nicht fortgesetzt werden, so wäre der Verlust unerfetzlich: denn über 26 Jahre hat er daran gearbeitet, und vielleicht hat keiner aller jetzt lebenden Botaniker so viel zu sehen und selbst zu prüfen Gelegenheit gehabt. *Jussieu* beachtet hauptsächlich nur die Gattungen, und außer ihm wäre schwerlich jemand in Paris im Stande, ein solches Werk zu unternehmen; wer aber die dortigen Schätze nicht kennt, kann nie etwas ähnliches liefern. *Vahl* hat aber nicht bloß die Pariser Sammlungen benutzt, sondern bekanntlich selbst große Reifen gemacht; er stand auch mit den meisten Botanikern in Verbindung, und belafs ein Herbarium, dem an Reichtum und Ordnung wenige gleichkommen werden. Das Manuscript für die folgenden Bände, soll, wie Rec. schon vor zwey Jahren hörte, beendet seyn; allein da der Vf. das Werk selbst verlegt hatte (wahrscheinlich selbst verlegen mußte, wie man aus seinen Klagen in anderen Werken vermuthen möchte), so ist allerdings zu fürchten, das die Fortsetzung unterbleibt, obgleich kein Buchhändler verlieren kann, der den Verlag unternimmt, da dies Buch jedem Botaniker unentbehrlich ist.

Man kann es nicht als eine neue Ausgabe der *Species plantarum* von *Linné* ansehen, obgleich der Vf. in Ganzen *Linné's* System folgt, und nur die *Dodecandria* und *Polygamia* wegläfst, auch die Gattungscharaktere nur kurz anführt, und sich übrigens ganz mit den Arten beschäftigt. Hier sind nämlich so viele Arten hinzugekommen, das die *Linné'schen* beynahe dagegen verschwinden, und bey jeder hat der Vf. eine Beschreibung hinzugefügt, die theilweis von ihm selbst, und wo sie nicht nach *J. A. L. Z.* 1805. *Vierter Band.*

wilden, sondern nur nach in Gärten cultivirten Pflanzen abgefaßt werden konnte, mit einem Stern bezeichnet ist. Diese Fülle von musterhaften Beschreibungen ist freylich der größte, doch nicht der einzige Vorzug des Werks. Alle nichts sagenden oder zweifelhaften Synonyme sind mit Recht weggelassen, da sie den Platz ganz unnöthig beengten; der Vf. führt mit Recht nur die Stellen bey jeder Pflanze an, wo man über diese wirklich Belehrung findet, und nur solche Kupfer, die treu sind. Sind Pflanzen von verschiedenen Schriftstellern anders benannt, und hegt man Zweifel, ob es dieselben sind: so hat er darüber ausführlich gesprochen, und seine Gründe dargelegt. Denn nur Gründe sind zu hören, nicht Machtprüche. Man vergleiche z. B. die Stellen, wo er zeigt, das *Nematospermum* und *Lacistema* eins sind, das *Ancistrum* zu *Acaena* gehört, das *Salvia vulnerariaefolia* und *Habiziana* zur *Salvia scabiosaefolia* gerechnet werden müssen, u. dgl. m. In Ansehung des Wohnorts der Pflanzen findet man ebenfalls viele Berichtigungen und neue Angaben, wobey er auch zugleich seine Gewährsmänner anführt. Eins bemerkt man aber ungerne, das nämlich die Arten in manchen Gattungen nicht zum besten geordnet sind. So z. B. bey *Calceolaria*, wo 54, bey *Salvia*, wo 137 Arten aufgezählt werden, sind gar keine Unterabtheilungen, und oft stehen die Arten ziemlich bunt durch einander. Rec. gesteht gerne, das es nicht leicht ist, die *Salvey*-Arten gut abzutheilen; doch geben die Blätter und Blumenkronen immer Data dazu, und wenigstens müßten die verwandten Arten neben einander gebracht seyn.

Der vorliegende Band enthält die *Monandrie* und *Diandrie*. Die erstere erscheint hier sehr verändert. Die *Scitamineae* sind zur *Gynandrie* gebracht, weil der Griffel bey ihnen einigermaßen mit dem Filament zusammenhängt, so wie der Vf. auch anführt, das Anfänger sie schon ein paar Mal für *Gynandrien* angesehen haben. Für sehr glücklich hält Rec. die Veränderung doch nicht, da jenes Zusammenhängen sehr gering ist, und dann mit eben dem Recht noch manche Pflanzen zur *Gynandrie* gebracht werden könnten. *Boerhaavia* und *Mniarum* sind zur *Diandria* gebracht, auch sind *Mith. iditea* und *Cinna* nicht in der *Monandrie* aufgeführt. Dafür sind hinzugekommen: 1) *Hopsea* (nach *Willdenow*, hier mit Unrecht *Hopea* genannt, da sie dem Botaniker in Regensburg zu Ehren genannt ist); 2) *Mangifera*; ob diese Gattung hier mit Recht stehe,

Xxx

will

will Rec. nicht entscheiden; *Vahl* wendet bey dieser und der vorigen Pflanze den Grundsatz an, daß er nur die fruchtbaren Staubfäden zählt, daher sind ihm die *Hoppea* und *Mangifera* Monandrischen, obgleich jene zwey und diese fünf Staubfäden hat. Rec. findet bey seinen Exemplaren der *Mangifera* freylich auch nur einen Staubfaden länger als die Blumenkrone, und mit einer großen Anthere versehen, allein die übrigen vier kleinen Staubfäden besitzen doch auch Staubbeutel, die auch sogar zuweilen geöffnet, also wohl nicht ganz umsonst da sind. *Vahl* führt ferner selbst an, daß *Röttler* zwey Staubfäden beobachtet hat, so wie *Lamarck* der *M. laxiflora flores pentandros* zuschreibt. Weiterhin bleibt der Vf. auch noch dem Grundsatz treu; Rec. ist aber begierig zu sehen, wie dieser in der Decandrie wird befolgt werden können, wo bey den Caryophyllaten nicht selten nur fünf Staubfäden fruchtbar sind. 3) *Salmonia*; 4) *Zostera*. Diese sind die hinzugekommenen Gattungen; an Arten sind auch mehrere hier, als in den *spec. plant.* so z. B. sind deren 12 bey *Salicornia*; außer *Zostera marina* sind hier noch 3 Forskählsche Arten, von denen freylich nur *Z. unguiculis* dem Vf. in Hinsicht der Fructificationstheile bekannt ist.

Die Diandrie hat natürlich einen viel größeren Zuwachs erhalten. Neue Gattungen sind: 1) *Forsythia* (*Syringa suspensa* Thunb. Die *Forsythia Walter* mußte wegfallen, da sie *Linne's Decumaria* ist); 2) *Striga* nach *Loureiro*; 3) *Micranthemum* *Michaux*; 4) *Rottlera incana* (*Gratiola montana* *Röttler*: so schreibt nämlich *Vahl*, während die deutschen Botaniker stets *Rottler* schreiben; jener muß wohl wissen, wie sein Landsmann heisst, denn sonst möchte man zweifeln, da der Vf. bey *Hoppea* fehlte, und auch ein paar andere Namen zuweilen nicht genau geschrieben sind. Wenn der Vf. bemerkt, daß *Willdenow's Rottlera* wohl kaum von *Trewia* *Linn.* verschieden sey, so gilt dies allerdings von dessen *Rottlera indica*; Rec. kennt aber schon eine zweyte Pflanze, die *W.* mit dem Namen belegte (*R. bijuga*), als er in jener die *Trewia* erkannte); 4) *Curanga* nach *Jussieu*; 5) *Chaetochilus*, aus Brasilien, dem Vf. von *Thouin* mitgetheilt; 6) 7) *Sarmienta* und *Sanchezia* aus der *Flora Peruv.* 9) *Elytraria* nach *Michaux*; 10) *Schizanthus* *Fl. Peruv.*; 11) *Stachytarpheta* (wozu die mit 2 fruchtbaren, 2 castrirten Staubfäden versehenen *Verbenae* gebracht sind); 12) *Hoslundia* (ein Strauch, den *Thonning* nach seinem Begleiter auf seiner naturhistorischen Reise nach Guinea *Olof Hoslund Smith* genannt hat); 13) *Columella* *Fl. Peruv.*; 14) *Maytenus* *Fenzl.*; 15) *Margyricarpus* *Fl. Peruv.* Hieher versetzt sind *Fraxinus* *Gunnera* und *Boerhaavia*. *Paederota* ist zu *Wulfenia* gebracht, und *Aruna* zu *Dialium*. Von den in *Willdenow's* Ausgabe der *Spec. plant.* genannten Gattungen sind aus der Diandria weggebracht: *Phinia*, *Verbena*, *Globba* und *Crypsis*.

Die Arten sind in dieser Classe außerordentlich vermehrt, so hat *Piper* bey *Willdenow* 52 hier 136 Arten, *Salvia* b. *W.* 76, hier 137, *Boerhaavia* b. *W.*

12, hier 23, *Utricularia* b. *W.* 11, hier 34, *Pinguicula* b. *W.* 5, hier 12, *Calceolaria* b. *W.* 9, hier 54, *Euphorbia* b. *W.* 89, hier 147, *Gratiola* b. *W.* 14, hier 31. Dieser Zuwachs ist indessen bey weitem nicht ganz nach der Herausgabe von *Willd. spec. plant.* hinzugekommen, sondern konnte nur zum Theil nicht von *Willdenow* benutzt werden, da *Lamarck* und Andere ihre vielen neuen Pflanzen nicht gehörig beschrieben hatten, um sie aufnehmen zu können. *Vahl* hingegen konnte größtentheils die Pflanzen selbst kennen lernen. Und doch bey dieser Menge von Arten ist noch lange nicht zu hoffen, daß wir am Ziel seyn werden. So besitzt Rec. selbst noch zwey Arten *Piper*, die er hier nicht findet. Unter den vielen interessanten Arten nennt Rec. nur *Fraxinus angustifolia* aus Spanien, die der Vf. wohl mit Recht von *Fr. excelsior* trennt, wohin sie andere brachten; Rec. hat aber bey *Link* eine Art aus Portugal gesehen, die wieder abzuweichen scheint. — Einige Zusätze, besonders aus *Schrader's Comm. super Veronicis*, und ein sehr willkommenes Register der hier genannten Arten und der vorzüglichsten Synonymen machen den Beschluss. J. K.

WIEN, b. Schauburg: *Leopoldi Trattinnich Thesaurus botanicus*. Fasc. I et II. 1805. 4 S. und 8. ausgem. Kupfertafeln. Fol. Jeder Fascikel in einem Umschlage, der einstweilen als Titel dient. (12 Rthlr.)

Wir gestehen, an diesem *Thesaurus botanicus* nichts schätzartiges finden zu können. Der Plan scheint durchaus übel gewählt, und die Ausführung hat viele Gebrechen. Das *in magnis voluisse sat est*, müßte also etwa auch hier, wie bey seinen früher erschienenen *Generibus plantarum*, dem Vf. zu Statten kommen. Über den Plan erklärt er sich also: „Dem praktischen Botaniker, dem Gartenfreunde, dem Technologen“ u. s. w. soll eine Art von Handbuch über das Wissenswürdigste aus der Botanik geliefert werden. Luxus will man vermeiden, doch soll das Werk „den besten französischen und englischen Originalen an die Seite gestellt“ werden dürfen. Monographisch sollen nebenbey Gattungen, wie *Protea*, *Verbera*, *Aster*, *Pelargonium*, *Mesembryanthemum* u. dgl. m. behandelt werden; auch soll der *Thesaurus* Supplemente zu *Jacquin's Flora austriaca* enthalten, und „es sollen endlich auch vorzüglich viele ganz neue Arten, oder solche Pflanzen hier dargestellt werden, welche in“ — gar zu kostbaren — „Werken abgebildet sind, — vielleicht auch die wichtigsten technologischen, ökonomischen und medicinischen Pflanzen, — ja, — wenn die Käufer wollen, auch Kryptogamen und Schwämme in der Vollständigkeit, wie sie sich noch in keinem anderen Werke finden.“ Welcher Plan! Soll der *Thesaurus* Laien, oder Gelehrten dienen? Dem ersteren ist bey weitem nicht mit allem Versprochenen gedient, wenn er sich auch nicht wohlfeiler zu berathen wüßte! Denn da jede Tafel 1½ Thaler kostet, und Hr. Tr. „vor der Hand für eine äußerst interessante Auswahl von etwelchen (sic?) Tax-

Tausenden von Tafeln nicht verlegen ist: so ist vor der Hand etwa eine Aussicht auf eine Ausgabe von 5000 bis 6000 Thalern. Sollten die Leuten Lust haben? Dieser Preis muß auch diese abschrecken. Acht Groschen oder höchstens zwölf mag eine illuminirte Foliotafel bey einem Werk kosten, das von *allgemeinem Gebrauch seyn soll*. Dafür kann sie geliefert werden (vgl. *Willdenow's Hortus berol.* und viele andere Werke); was darüber ist, ist vom Übel. — Oder sollen die Gelehrten hier einen Zuwachs zu ihrem Bücherschatze haben? Allerdings auch: warum sollte man nicht Alles mit einemmale erreichen wollen? Es werden ja Monographien und Supplemente zu *Jacquin's Flora* versprochen. Nun, daneben sollen — weil man manche Gewächse „nicht ohne einen besondern Aufwand“ (für 5000 bis 6000 Thaler läßt sich doch bey allem dem eine ziemliche Auswahl botanischer Bücher haben), „und selteneren nicht jedem zu Gebote stehende Hülfsmittel kennen zu lernen vermag,“ — „manche Werke zu theuer sind,“ — „auch in den botanischen Schriftstellern manche Pflanze wohl 20 und 30 Mal abgebildet ist,“ — hier hübsch recht allerley, 20 und 30 Mal abgebildete Arten wieder abgebildet; ja auch Copieen aus anderen Werken geliefert werden, wo denn das Original der Abbildung oftmals um  $\frac{2}{3}$  wohlfeiler seyn wird, als es hier in Nachschick erscheint. Vereinige das, wer da kann! Besehen wir nun den Inhalt dieser 2 Hefte: so wird, glauben wir, unser Urtheil den meisten gerechtscheinen. T. 1. *Statice mucronata* L'Herit. *Stirpp.* I. t. 13 (nicht einmal dem Auge ganz gefällig); T. 2. *Dionaea muscipula* copirt; T. 3. *Dianth. deltoides*; T. 4. *Geran. striatum*; T. 5. *Parnassia palustris*; T. 6. *Parnass. asarifolia* aus dem *Jard. de la Malmaison*; T. 7. *Sagittaria sagittifolia*; T. 8. *Sagittar. lancifolia* Andrews *Botan. Repos.* Nr. 73. t. 333. Wichtige Bemerkungen sind uns bey allen diesen Pflanzen, die sämmtlich schon anderswo in Abbildung anzutreffen, und wovon kaum drey nicht jedem Anfänger in der Botanik höchst bekannt sind, nicht vorgekommen.

Wir fragen nun: zwingen nicht so planlose Spielereyen die Botaniker, darauf Verzicht zu thun; die Literatur ihres Fachs zusammenzuhalten? Rec. würde es fast für Pflicht achten, auf ein Werk dieser Art gar keine Rücksicht zu nehmen, um seinen Fortgang, der der Wissenschaft schadet, weil er anderes wirklich Nützliche aufhält, zu hindern. Sehr schön sind sonst wirklich die mehresten Kupfer. — h —.

WIEN, b. Geiskinger: *Fungi Austriaci ad specimen viva cera expressi descriptiones ac historiam naturalem completam. Österreichs Schwämme, nach lebendigen Originalen in Wachs gearbeitet, mit Beschreibung und einer ausführlichen Naturgeschichte*, von Leopold Trattinnick, Ehrenmitgliede der physikalischen Societät zu Göttingen. Erste Lieferung. 1804. 35 S. Zweyte Lieferung. 40 S. Dritte Lieferung 1805. 20 S. 4. (jede Lieferung 6 Thaler.)

Obgleich die Naturgeschichte der meisten Gewächse, welche im Linneischen System die 24 Klasse aus-

machen, seit 15 Jahren durch die scharffinnigen Entdeckungen berühmter Botaniker aufgebellt worden, und jede Ordnung dieser Classe eine eigene Literatur bekommen und ein wissenschaftliches Ansehen erhalten hat: so ist dennoch den künftigen Forschern Vieles übriggeblieben, und noch manche Lücke auszufüllen nöthig. Hr. T. fühlte daher einen besondern Beruf, die Schwämme, einen mit vielen Schwierigkeiten verwickelten Theil der Gewächskunde, aus ihrer Dunkelheit hervorzuführen, und in ein helles Licht zu setzen. Da man die Schwämme bey weitem nicht so leicht, wie Pflanzen mit deutlichen Geschlechtern, trocknen und zur weiteren Untersuchung in einem Herbarium aufbewahren kann: so entschloß sich unser Vf., die Arten und ihre Abänderungen nicht nur in lateinischer und deutscher Sprache genau zu beschreiben, sondern dieselben auch in Wachs abformen zu lassen, und in ihrer natürlichen Gestalt und Farbe darzustellen. Aus diesem Grunde wählte er zuerst die in Österreich wildwachsenden Schwämme, um dieselben an den natürlichen Standörtern, von der ersten Stufe ihrer Entwicklung bis zur völligen Ausbildung beobachten, und die Figuren darnach fertigen zu können. Ohne die verschiedenen Meinungen der Naturforscher zu berücksichtigen, folgt er seinen eigenen, durch Wiederholung begründeten Beobachtungen, bestimmt die Gattungen nach *Linne's* und *Persoon's* Anleitung, beschreibt die einer Gattung zugezählten Arten genau und deutlich, giebt Standort, Dauer und die Zeit ihrer Reise an, und zeigt endlich, in wiefern sie in technischer, ökonomischer und anderen Hinsichten gebraucht werden können. Jedes Heft begleitet sechs nach der Natur gefertigte Wachsfiguren in einem Kistchen mit der Aufschrift: *Mycologisches Cabinet*; dann folgen die Namen und Nummern der darin liegenden Figuren. Der Vf. verspricht alle Vierteljahre eine Lieferung von sechs Stücken, nebst dem dazu gehörigen Texte gegen Vorausbezahlung von 9 Gulden Wiener Courant, oder 6 Thalern Conventions-Geld erscheinen zu lassen. Auch soll die zu diesem Werke erforderliche Einleitung, nebst dem Titelblatte, mit derjenigen Lieferung ausgegeben werden, welche den ersten Band beschließt. Wenn der Künstler fortfährt, unter der Leitung des Hn. T., der höchstwahrscheinlich selbst die Exemplare hiezu wählt, so vortreffliche Figuren zu liefern, als diese ersten Lieferungen enthalten: so können wir versichern, daß diese Unternehmung die strengsten Forderungen der Kenner befriedigt.

Die 1. Lieferung enthält folgende Schwämme: I. *Agaricus partella* (*A. campestris* Linn.) Gemeiner Champignon etc. Nach der vorausgeschickten Beschreibung und Geschichte dieses in den Küchen wohlbekannten Schwammes, giebt der Vf. denjenigen, welche die Unwissenheit der Schwamm-sammler fürchten, einen kurzen aber deutlichen Unterricht, die zur Familie der Blatterschwämme gehörenden Arten von dem ächten eßbaren Champignon zu unterscheiden. Dann folgt eine Anweisung, den Cham-

Champignon mit Vortheil in den Gärten zu erziehen. II. *Agaricus pleuropus* (*A. stypticus* Pers.) Dieser an alten Weidenbäumen und faulem Holze hervorwachsende, an Vollständigkeit und Grösse verschiedener Blätterschwamm, welcher mit dem *Ag. alneus* und *Ag. variabilis* sehr nahe verwandt ist, variiert mit einem Centralstrunke, und seine zarten Lamellen anastomosiren sich abwechselnd miteinander; sein Geschmack ist anfänglich ekelhaft süßlich, dann styptisch. Er wird den Färbern empfohlen. III. *Daedalea quercina* Pers. (*Agaricus quercinus* Linn.) Eichenlabrynthschwamm. Hr. T. sah diesen an gefällten Eichbäumen, an Bretern etc. wachsenden Schwamm, fünf Fuß hoch über der Erde an einem Pfahl hervorkommen, und beobachtete die Fortpflanzung desselben aus Saamen. IV. *Daedalea fuaveolens* Pers. *varietas pileo multifido imbricato — juvenilis*. Die Naturgeschichte von diesem Schwamme verspricht der Vf. dann zu liefern, wann er einmal ein reifes und in seiner gewöhnlichen Form entwickeltes Exemplar vorlegen kann. Das mit dieser Lieferung ausgegebene Exemplar soll einstweilen bloß zur Erklärung mancher kritischen Erläuterung dienen. Deswegen liefert er nur eine kurze Beschreibung seiner *Daedalea*, und giebt vorläufig die Gründe an, daß der von Persoon in seiner Synopsis S. 530 aufgeführte *Boletus fuaveolens* aus der Zahl der Arten ausgestrichen, und an seine Stelle der *Boletus solicinus* des Boulliard gesetzt werden müsse. Angemerkt wird noch, daß, wenn man *Daedalea fuaveolens* wegen seines Geruches in Gefäßen aufbewahren will, das Sammeln in seinem jugendlichen Zustande geschehen müsse. V. *Boletus fumosus* Pers. Der beräucherte Löcherschwamm. Er ist von Persoon zuerst beschrieben, aber noch nirgends abgebildet. Hr. T. glaubt ihn in die österreichische Flora einschalten zu müssen, weil er sich, wiewohl selten, doch an manchen Orten nahe bey der Hauptstadt findet. Das vorliegende Exemplar ist dem Künftler wohlgerathen. VI. *Boletus unguatus* Boulliard, der Pferdeshupf. Dieser Schwamm wird mit dem gemeinen Zunderschwamm zur Bereitung des Zunders gebraucht.

II Lieferung. VII. *Agaricus (gymnopus) Austriacus*. Der österreichische Blätterschwamm. Dieser schöne Schwamm ist oft gesellig am Grunde verwachsen, hat einen schwarzrothen röhrigen Strunk, einen pomeranzenfarbigen, nach der Mitte zu braunen glänzenden Hut, und abgerundete Lamellen von dreifacher Reihe. Der Vf. glaubt diesen Schwamm für eine neue Art erklären zu dürfen, da er sich von dem Schleierfuß, mit welchem er zunächst verwandt ist, in mehr als einer Rücksicht unterscheidet. VIII. *Agaricus (pleuropus) Ag. salignus* Pers. (*Ag. ochraceus* Linn.) IX. *Boletus scutiformis*. Schildformiger Zunderpilz. Ein halbkugliger schildförmiger Löcherschwamm, von harter Substanz und graubrauner Farbe, welcher an cultivirten Obstbäumen, vornehmlich an den Ästen der Pflaumenbäume hervorkommt. Die verschiedenen Gestalten der Löcherschwämme, welche ehemals unter dem Namen des

Feuerschwammes aufgeführt wurden, wollte Hr. T. mit Persoon für bloße Varietäten annehmen; allein durch genaue und oft wiederholte Betrachtung sah er sich genöthiget, den Zunderschwamm in mehrere selbstständige Arten zu unterscheiden, welche in diesem Werke allmählich abgehandelt werden sollen. Er bemerkt vorläufig, ob es nicht besser wäre, die Arten der Feuerschwämme, welche in einer faserigen, dichten, harten, perennirenden, schichtweise geordneten Substanz und in wiederkeimenden Löchern zu bestehen scheinen, zusammen als eine neue Gattung aufzustellen. X. *Sistotrema versicolor*. *Boletus versicolor*. Linn et Pers. Bänderschwamm. Diese Schwammart gehört zu den schönsten, aber auch zu den kritischen Arten ihrer Gattung. Da sie schon mehrmals den Botanikern zu Irrungen Anlaß gegeben hat: so fand sich der Vf. bewogen, der Beschreibung eine etwas reichhaltigere Synonymie vorzuschicken. Das vor uns liegende Exemplar macht dem Künftler Ehre; die gebänderte filzige Oberfläche, welche mit bunten concentrischen Bändern prangt, ist der Natur sehr getreu nachgebildet. Rcc. fand auch bisweilen die Oberfläche dieses zierlichen Schwammes aschgrau mit braunen Bändern geziert. XI. *Morchella continua*. (*Phallus esculentus* Linn.) Gemeiner Morchelschwamm. XII. *Morchella patula*. Pers. Bastardmorgel. Beide Arten sind in den Küchen bekannt.

III Lieferung. XIII. *Agaricus (pratella) Vindobonensis*. Der Wiener Schwamm. Diese neue Schwammart, welche Hr. T. zu Wien auf mageren Wiesen antraf, unterscheidet sich von *Ag. campestris* Linn. bloß durch einen nicht schuppigen Hut und durch die in drey Reihen geordneten, äußerst gedrängten Lamellen. Die Kennzeichen, wodurch er sich von anderen ähnlichen Arten unterscheidet, sind im 3 Hefte S. 79 angezeigt. XIV. *Agaricus (Lepiota) caudicinus*. Pers. Stockschwamm. Der Vf. bemerkt, daß unter allen elsbaren Schwammarten, die man zu Markte bringt, keine in so großer Menge gekauft und verspeist werde, als diese Art. XV. *Merulius cantharellus*. Pers. Der Röhrling: wird auch in mehreren Gegenden Deutschlands häufig gesammelt und gespeist. Das vorliegende Exemplar ist trefflich gearbeitet. XVI. *Boletus cinnamomeus* Jacq. Von dem perennirenden Löcherschwamm unterscheidet er sich durch einen regelmässigen Hut, und durch den Mangel der concentrischen Ringe. XVII. *Boletus luridus*. Pers. *Boletus bavinus* Bolk. XVIII. *Psallium impudicus*. Ein Prachtexemplar von 6 Zoll Höhe, dessen ziemlich dicker, hohler, außerhalb zierlich gerunzelter Strunk aus einem weissen Eye hervorsticht und mit einem blafsgrünen, auswendig zelligen Hute gekrönt ist.

Auf dem Umschlage des zweyten und dritten Heftes ist noch angemerkt: „Für minder bemittelte Freunde der Botanik ist für eine äußerst sorgfältige Ausgabe der österreichischen Schwämme, in Kupfer gestochen und fein nach der Natur ausgemalt, auch einzeln für jede Lieferung in einem grünen Umschlag für 1 Kthlr. 20 gr. zu haben.“

H. ch. D.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 D E C E M B E R, 1805.

## S C H Ö N E K Ü N S T E.

LEIPZIG, b. Gräff: *Herbsttage von Sophie von la Roche*. Mit einem Kupfer und mit Musik. 1805. 324 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ebend.: *Lohn der Tugend*. Von E. Sophie Ludwig, geborne Fritzsche. 1805. 2 Thle. 248 u. 264 S. 8. (2 Rthlr.)

Ebend.: *Henriette, oder das Weib, wie es seyn kann. Aus der Familie Hohenstamm gezogen, von E. Sophie Ludwig, geb. Fritzsche*. Zweyte verbesserte Auflage. 1805. 422 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

LEIPZIG, b. Weigel: *Der Unglücksvogel, oder Begebenheiten eines Emigranten. Aus dem Französischen der Frau von Genlis*. 1803. 184 S. 8. (20 gr.)

Ebend.: *Therese, oder der Pallaß und die Hütte; und die Liebenden als Nebenbuhler. Zwey Erzählungen. Der grüne Unterrock. Eine Anekdote. A. d. Franz. d. Frau v. Genlis*. 1803. 184 S. 8. (12 gr.)

Ebend.: *Der Triumph der Herzensgüte, oder der brave Mann aus der Provinz. A. d. Franz. d. Frau v. Genlis*. 1804. 156 S. 8. (12 gr.)

Ebend.: *Der Abtrünnige oder die Fromme. A. d. Franz. der Fr. v. Genlis*. 1804. 147 S. 8. (12 gr.)

Ebend.: *Die Prinzessin Ursini. Eine Novelle. Weibervorurtheile und Darmanie und Herminie: Zwey Anekdoten. A. d. Franz. d. Frau v. Genlis*. 1804. 134 S. 8. (12 gr.)

Ebend.: *Das Schloß Kolmeres und der Aufseher im Verborgenen, oder Liebe und Freundschaft. Zwey Erzählungen. A. d. Franz. d. Frau v. Genlis*. 1805. 161 S. 8. (12 gr.)

Ebend.: *Grabesblumen, oder Schwermuth und Phantasie. Eine Erzählung. A. d. Franz. d. Frau v. Genlis*. 1805. 179 S. 8. (20 gr.)

Die letzteren sieben auch unter dem Titel:

*Kleine Romane und Erzählungen. Aus d. Franz. d. Frau v. Genlis*. Erstes bis siebentes Bändchen.

Frauen bleiben Frauen, und die Grundzüge ihres Wesens sind in Frankreich eben so unverkennbar, als in Deutschland: auch die gebildetsten unter ihnen können ihr Geschlecht nicht verleugnen. Überall sieht man's ihnen an, daß die große Welt nicht für sie, und sie nicht für die große Welt sind; ihre Ansicht. A. L. Z. 1805. *Vierter Band*.

sicht der Dinge, so wie ihre Darstellung bleibt in der Regel immer kleinlich und beschränkt: sogar ihren Gefühlen merkt man die engere Bestimmung an, und sie können nicht einmal fromm seyn, ohne zu frömmeln.

Die drey Damen, welche Rec. hier in Gesellschaft gebracht hat, werden ihm diesen Eingang nicht übel nehmen: es ist damit gar nicht auf ihre Herabsetzung abgesehen: denn was können sie dazu, daß sie Frauen sind? Nur das ist ihre Schuld, daß sie aus ihrem Kreise herausgetreten sind, und ein paar namentliche Belege mehr zu der allgemeinen Wahrheit gegeben haben. —

Die Französin, die sich hier am breitesten ausnimmt, hat, als Erzählerin, noch den besondern Fehler, daß in ihren Erzählungen zu viel Erzähltes ist. Ihr Unglücksvogel ist ein wahres Additions-Exempel von Unglücksfällen, das zuletzt die Aufmerksamkeit und die Theilnahme ermüdet. Selbst die Empfindungen scheinen nur erzählt, und treffen daher auch so selten auf mitschlingende Saiten. Liegt indeß in dieser Art zu erzählen wirklich eine Kunst, so hat sie Fr. v. G. ganz in ihrer Gewalt. Führt sie uns mitunter auch einen langen Weg zum Ziele, so macht sie ihn doch wenigstens nicht auch noch schwer, und ist man eben nicht an eine geistreiche Unterhaltung gewöhnt, so ist man ohne Gefahr sich zu langweilen. Übrigens muß Rec. zu ihrer Entschuldigung hinzufügen, daß sich alle französischen Romane und Erzählungen ungleich gefälliger im Original ausnehmen, als selbst in der besten deutschen Übersetzung. (Die Übersetzung der Romane und Erzählungen der Fr. v. G. gehört zu den besseren). Die eigenthümliche Schwatzhaftigkeit und Wortflüssigkeit (*fit venia verbo*) der französischen Sprache, an die man, durch die Erlernung, wie an etwas Nothwendiges, gewöhnt wird, wird im Deutschen nur gar zu oft widernatürlich und lästig.

So wie bey mehreren Büchern es unumgänglich nothwendig ist, wenn sie gefallen und Interesse erwecken sollen, daß man die Verf. derselben persönlich kennt: so ist dieß ganz vorzüglich der Fall bey den Herbsttagen der Fr. v. la Roche. Sie enthalten so viel Individuelles, daß man ihnen ohne diese Würze keinen rechten Geschmack abgewinnen kann. Sie scheint zu schreiben, wie sie spricht; nur Schade, daß Lesen und Hören nicht einerley ist, und daß man nicht immer lesen kann, als ob man hörte. Von ihrem edlen, gefühlvollen Herzen, das selbst

Y y y

selbst in ihrem hohen Alter noch mit jugendlicher Wärme schlägt, ist indeffen auch diese Schrift ein unverkennbarer Beweis; nur im Vortrage, der matter geworden ist, erkennt man die Spuren der überschrittenen siebenzig Jahre.

Wenn auch Madam Ludwig nicht der Kranz unter diesen dreymen gebührt, so verdient sie doch gewiss neben ihnen zu stehen. Dafs sie eine Frau ist, merkt man freylich auch ihren Schriften an, aber auch, dafs sie zu den Gebildeteren ihres Geschlechts gehört. Die Charaktere der Personen, die sie auftreten läfst, sind mit zarter Hand gezeichnet, und Sittlichkeit und Tugend weifs sie in das lebenswürdigste Gewand zu kleiden. Doch fehlt es auch ihrer Sprache bisweilen an Nachdruck, ihren Darstellungen an Leben, und ihren Entwicklungen an Leichtigkeit. Auch scheint es, als ob sie hie und da auf triviale Bemerkungen einen Werth legte, und als ob sie die Welt mehr in Büchern, als in sich selbst beobachtet hätte.

WIEN, b. Degen: *Le Peintre Graveur, par Adam Bartsch*. 1805. IV Vol. 424 — XV S. V Vol. 498 S. 8. Nebst *Copies faites d'après des Estampes tres rares de differens maitres decrites dans les Volumes I. IV. V. du Peintre Graveur par Adam Bartsch*. 1805. 8 Blätter kl. Querfol. (8 Rthlr.)

Es gab eine Zeit, da die Liebhaber und Sammler von Kupferstichen eigenhändige Blätter der Maler weniger schätzten und suchten, als nach dem inneren Kunstwerth derselben hätte geschehen sollen, indem diese Blätter beynahe wie Handzeichnungen zu betrachten sind. Gegenwärtig scheint man aber ihren Werth besser eingesehen zu haben, und die Sammler zeigen sich, zum Nachtheil der von eigentlichen Kupferstechern verfertigten Blätter, vorzüglich den eigenhändig von berühmten Malern radirten Stücken geneigt. Dieser Neigung nun kommt das Werk des Hn. Bartsch trefflich zu Statten; auch zweifeln wir keineswegs, dafs ernstgesinnte Liebhaber der Kunst viel Unterricht werden aus demselben schöpfen können. Der Vf. besitzt in dem Fache, welches er bearbeitete, nicht blofs oberflächliche Kenntnisse; überdies wurde er noch in seinem Unternehmen durch die grossen Kupferstichsammlungen in Wien begünstigt; sein Werk ist daher sehr reichhaltig und wird, wenn es einst zur gänzlichen Vollendung gediehen ist, den Liebhabern und Sammlern unentbehrlich werden. Man findet in demselben viele, gute sonst nur wenig bekannte Meister angeführt und von den bekannteren viel seltene Werke. Acht der allerrarsten, radirten Blätter hat Hr. B. treu copirt und diese Kopien in einem eigenen Heft den vorliegenden beiden Bänden seines *Peintre Graveur* beygegeben. Sie verdienen um so mehr geneigte Aufnahme, weil man mit ihrer Hülfe theils die chalcographischen Seltenheiten kennen lernen, theils auch Lücken ausfüllen kann, in Sammlungen, wo die Originalblätter noch fehlen.

GÖTTINGEN, ohne Anzeige der Verlagsbandl.: *Theoretisch-praktische Anweisung, Landschaften nach Kupferstichen, Gemälden, und nach der Natur zu zeichnen und zu copiren*, von C. Eberlein. 1804. mit 19 Kupferstichen und 69 Seiten Text in gr. 4. (2 Rthlr.)

Das Werk ist dem Kurprinzen von Bayern zugeeignet, und Hr. Prof. Bouterwek hat der Vorrede des Vf. eine empfehlende Nachschrift beygefügt. Hierauf werden allgemeine Ideen über Landschaftsmalerey vorgetragen, die nicht zu missbilligen sind; ferner erhalten die Anfänger im Landschaftszeichnen Kunde von den ihnen nothwendigsten Regeln der Perspective. Allerdings wäre Vortheil davon zu erwarten; wenn man beyin Unterricht im Zeichnen jedesmal den ersten gründlichen Weg einschlagen könnte; allein Rec. weifs aus Erfahrung, wie schwer und selten man hiezu gelangt. Ihm sind sogar geübte Landschaftsmaler bekannt, welche aus Scheu der Trockenheit, das Studium der Perspective ganz vernachlässigt haben. Andere aber, denen es nicht um die Meisterschaft in der Kunst zu thun ist, werden sich noch weniger gern dazu bequemen.

Die übrigen Abschnitte handeln von den Bäumen, vom Entwurf der Landschaft, vom Licht und Schatten überhaupt, vom Wiedererscheinen, Schlagschatten etc. und sind bis auf wenige Stellen, deren Berichtigung wir um Weitläufigkeit zu vermeiden, unterlassen müssen, befriedigend.

An den 19 radirten Kupfertafeln ist die Behandlung der Nadel grösstentheils lobenswerth, allein wenn Hr. Eberlein solche zum Nachzeichnen für Anfänger bestimmt hat, so wären Blätter von Lavirter- oder sogenannter Aquatinta-Manier zweckmässiger gewesen. Er selbst sagt S. 67: „Das Tuschen ist der Ausführung mit schwarzer Kreide vorzuziehen, weil man die Gegenstände sanfter und der Natur ähnlicher vorstellen kann, denn die Linien in den Schatten sind in der Natur nicht zu finden.“

— y — H.

LEIPZIG, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Terzette für drey Singstimmen mit Begleitung des Piano-Forte*, von August Bergt. Zweyte Auflage. I Heft. (gelochener Titel mit Vignette, 11 Bog.) II Heft. (Titelkupf. 14 Bog.) kl. Fol. (2 Rthlr. 4 gr.)

Es würde dieses Werkchen seinen ausgezeichneten Werth bey allen geschmackvollen Kennern der Vocalmusik behaupten, auch wenn die schnelle Vergrößerung desselben nicht auf dem Titel bemerkt wäre, die freylich bey Musikalien jetzt immer seltener zu werden pflegt. Vorher erschien diese Sammlung bey Enoch Richter in Leipzig. Der Componist hat sich durch diese Stücke ein ansehnliches Verdienst um die edle musikalische Unterhaltung erworben, und Rec., der sie von drey ausgezeichneten Terzettensängern, welche freylich dazu erfordert werden, exequiren hörte, gesteht, nichts vollkommeneres in dieser Gattung gehört zu haben. Ja, man möchte fast behaupten, dafs der talentvolle Componist eine

igene Methode mit dieser Art des Terzetts erfunden hatte. Sie zeigt sich in der Freyheit der Bearbeitung eines einzigen Textes, für drey verschiedene Stimmen (entweder Sopran, Tenor und Bass, der 2 Soprane und Bass), welche im eigentlichen erstende concertiren, indem sie oft im canonischen Wechsel einander folgen, zuweilen als Solostimmen hervortreten, dann bey einem allgemeineren Ausdruck sich vereinen, und in ihrer Verschiedenheit wieder durch eine zweckmäßige, oft nur kurze, (in einigen Stellen ganz pausirende,) oft aber vollere Fortepianobegleitung verschmolzen und getragen werden. Der Bass ist vorzüglich kräftig und mannichfaltig.

Die Musik ist von seltener Gediegenheit; der Satz gründlich, zuweilen auch gelehrt, ohne doch lebendiger Anmuth zu verlieren, wie z. B. der fügenähnliche Satz des ersten Terzetts S. 6. Der musikalische Ausdruck schmiegt sich meistens sehr nig an seinen Text, und bezeichnet das Einzelne, wie das Ganze, durch jene Stimmenvertheilung zu erlernen; die Declamation ist sehr gedacht; keine reinen Gesangsformeln sind hier anzutreffen; nur an einigen Stellen ist zu viel declamirt, der Gesang nicht eisend genug, und die Begleitung etwas abgebrochen. Gleich im 1. Gesange: „Warum sind der Thränen,“ wo das Thema sehr gut durchgeführt ist, so als, wie auch in den folgenden Gesängen, bey den verschiedenen einzelnen Sätzen die Einheit des ganzen Liedes doch nicht leidet, ist S. 5 jedes Glück hart declamirt, so ist auch S. 6 die Wiederholung unangenehm. Der Charakter dieses meisterhaften Stücks ist ruhige Betrachtung, und freudige Hoffnung. Das Lied: „Zu des Lebens Freuden,“ Nr. 2 trägt ganz den Charakter fröhlicher Unschuld, der auch durch eine lebhaftere, leichtbüßende Clavierbegleitung gehoben worden ist. Die Declamation S. 20 ist vorzüglich ausgezeichnet. Der 3. Gesang: „Freundschaft, Vaterland, Natur“ ist voll Ernst und Würde. Der Schlufs nur ist zu ausgedehnt.

Der 1. Gesang des 2. Hefts ist das schönste Stück dieser Sammlung, und ein wahrhaft originelles Meisterstück. Es füllt eine für drey Personen ganz eigene gedichtete Scene, den Abschied zweyer Neumahlten von dem Vater, aus; die Charaktere der Liebten, des Bräutigams, und des Vaters sind in ihrer Individualität verbunden, doch so, daß der in derselben nicht in den Opernton verfällt, sondern der schönen Wirklichkeit des häuslichen Lebens näher ist. Wir rathen den Componisten, vorzüglich diese glückliche Idee zu verfolgen, und in Gemeinschaft eines Dichters, dergleichen speciellere Lebensscenen, wie in dieser, hier von Rec. wenigstens erst gefundenen Art, durchzuführen. Denn so dringt eigentlich die Musik auch in das häusliche Leben ein, und wird durch Musik verherrlicht und veredelt. Dem sanften Charakter der innigen, mit der Wehmuth von dem Vater scheidenden Braut, des trübseligen aber männlichen Bräutigams, des mehr lectirenden, väterlichen Alten, der anmuthigen

Verschlingung von Gewalt und Rührung kommt nichts bey. Der erste feyerliche Satz hebt mit *Adagio* aus *Es dur an*, dann wird das Gefühl der Trennung im *Allegro* immer reger und lebhafter, und als es endlich bis zur höchsten Gewalt in den drey Stimmen vereinigt ist, schliessen einige *Adagiotacte* das vortreffliche Ganze.

Das darauf folgende; „*Wiederschen!*“ ist am wenigsten gelungen, es ist viel zu sehr declamirt, und durch die Vertheilung in Stimmen aus einander gerissen. Ein fließender Gesang würde das Lied mit weit mehr Rührung begleitet haben. Auch die Begleitung des Fortepiano ist hier und da etwas leer; und der Schlufs unbefriedigend.

Der 3. Gesang: „Wer wollte sich mit Grillen plagen,“ rollt sehr leicht und fröhlich dahin. Die Steigerungssätze „noch rinnt“ etc. — „noch ist die Laube“ etc. — „noch scheint“ etc. sind sehr schön in die wechselnden Stimmen vertheilt. Es folgt dann ein reiner Canon, auf die Worte: „O wunder schön;“ etc. der die innigste Bewunderung ausdrückt. Darauf der schnelle, heitere Entschluß „darum will ich“ etc. mit regerem Tempo. Nur S. 44 ist zu unbedeutend.

Die Gediegenheit dieses Werkchens verband uns zu dieser ausführlichen Beurtheilung. Durch Fortsetzung desselben wird sich der Vf. um musikalische Gesangsakademien und freundliche Cirkel gewiss sehr verdient machen.

Sein Äußeres ist sehr elegant, nur folgende Hauptdruckfehler müssen verbessert werden. I Heft 2 S., Zeil. 10, 1 Note *es*, II Heft S. 8, Syft. 2 Tact 3., muß die erste Note *es*, und S. 34, Syft. 1, Zeil. 5, Tact 2, die erste Note *a* heißen. M.....s

BRESLAU, b. Graffes Erben u. Barth: *Schlesische musikalische Blumenlese. Zweyter Jahrgang.* I Heft. 22 S. II Heft. 24 S. III Heft. 25 S. IV Heft. 26 S. 1803. 4. (2 Rthlr. 16 gr.)

Für den Gesang enthält diese Sammlung kleine Chöre von Berner, Lieder von Ebell, Hurka, Knecht, Schnabel und F. D. Weber, ein paar Volkslieder, die wohl nur für Handwerksbursche passen, mit modernen Compositionen von Hensel, und eine größere Composition: *Das Echo auf dem Kynast* von Knecht. Wenn hiebey gleich die Wahl des Gegenstandes ein Mißgriff seyn möchte, und die strenge und höhere Kritik gegen die Ausführung, im Einzelnen manches zu erinnern fände: so zeichnet sich diese Composition doch vor allen anderen als ein sehr braves Musikstück aus. Unter den Liedern steht ein *Trinklied* von Ebell besonders hervor, die anderen erheben sich nicht über das Gewöhnliche. Für das Clavier findet man hier eine brave *Phantasie* von Knecht, und von eben diesem Componisten *Walzer*, *Quadrillen*, *Angloisen* und einen *Bauerntanz* mit *Variationen*; von sehr ungleichem Werthe. Ferner eine sehr schwache *Sonate* von Hensel, und *Walzer* von Julie Merfort, auch *Minuetten* und *Walzer* von F. D. Weber in Prag, die eben weiter nichts Neues haben,

haben, als dafs sie *Balti Tedeschii* überschrieben sind. Zur angenehmen Gemüthsergötzung der Käufer hat man auch ein musikalisches Räthsel, welches eben keinen grossen Aufwand von Witz erfordert hat, und jedem Stück ein ziemlich schlechtes Kupferchen von schlesischen Gegenden und Anlagen beygefügt. Der Notendruck ist recht gut und leserlich, doch ist die Correctur eben nicht sorgfältig besorgt worden, und die grosse Nachlässigkeit, dafs die Poesie auf die Rückseite der Composition (statt der gegenüberstehenden) abgedruckt ist, und man daher die Musik erst auswendig wissen mufs, ehe man die folgenden Strophen singen kann, findet sich nur zu häufig in dieser Sammlung.

Dafs diese im Ganzen doch sehr mittelmässige Sammlung in Schlesien so viel Beyfall und Unterstützung gefunden, wie man aus der zahlreichen Subscribentenliste erfieht, die fast nur schlesische Städte angiebt: dies zeigt mehr von dem Eifer und der allgemeinen Musikübung der Schlesier, als von ihrem guten Geschmack. Man erkennt darin mehr die Nachbarschaft von Böhmen und Mähren, als von Berlin und Dresden. Tr.

1) ERFURT, b. Hennings: *Leiden des jungen Motz*. Vom Vf. des silbernen Kalbes. 1805. Erstes Bändchen. XVI u. 227 S. Zweytes Bändchen. 158 S. Drittes Bändchen. 181 S. 8. (1 Rthlr. 22 gr.)

2) BERLIN, b. Maurer: *Der goldene Stier*. Eine Biographie. Herausgegeben von Ludwig von Schbiger. 1805. Erster Theil. 394 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nr. 1. Der junge Werther litt, warum sollte der junge Motz nicht auch leiden dürfen, zumal da seine Leiden mit den Wertherschen in keinem Betracht etwas gemein haben? Der junge Motz stirbt auch, und dagegen wäre beynabe noch weniger einzuwenden, wenn wir nicht auf dem Sterbeblatte erführen, dafs wir es in diesen drey Theilen mit einem grossen Leben, ja einem Genie im höchsten Grade, der ein neuer Klopstock hätte werden können, zu thun gehabt haben. Damit übrigens der Leser sich nicht über Gebühr rühren lasse, sind diese Leiden zuweilen sehr glücklich durch Festins gemildert. So werden z. B. B. 2. S. 86 an Einem Tage bey dreyssig Schweine abgestochen. Zudem zeigen die politischen Meinungen eines modernen Schweinhirten Bd. 2. S. 108, wie sehr es dem Vf. darnum zu thun gewesen, beyspielweise Aufklärung und gesunde Begriffe unter der niedrigsten Menschenclasse zu verbreiten, und so das Nützliche dem Angenehmen beyzufügen. Noch ist ein Gespräch über einige Kunstwerke der Nation und über

*Engels Lorenz Stark* angehängt, welches in seiner Art ebenfalls merkwürdig zu nennen wäre.

Nr. 2 gehört zwar nicht zum Geschlecht der Motze, doch machen die neuesten literarischen Kälber einigen Anspruch darauf. Wie vor Kurzem das Weib, wie es seyn sollte; Männer und Knaben und alles mögliche ins Leben rief, so hat das goldene Kalb bereits ein silbernes, und nun sogar diesen Stier erzeugt. Dem ersten Theile nach, scheint er hauptsächlich vom Humör Profession zu machen.

X.

PENIG u. LEIPZIG, b. Dieneemann u. Comp.: *Sappho. Monodram* von Nöller, in Musik gesetzt von F. A. Kanne. Oeuvre VII. (12 gr.)

Was den Dichter oder Componisten bewogen, diese Romanze *Monodram* zu nennen, sehen wir nicht ein. Der Componist hat sie durchcomponirt, aber dabey den Hauptgedanken, wie sichs gehörte, möglichst bezubehalten gesucht. Der erzählende Theil ist indess von dem eigentlich lyrischen gesungenen merklich abgefordert, doch aber ist der Ton der Erzählung an sich nicht bestimmt genug; auch ist der Umfang der Stimme, von anderthalb fast zwey Octaven für den erzählenden Ton zu gross. Dieses wird jeder Sänger bey den Worten: *Sappho heifs sie*, leicht fühlen; eine Anrufung wie: *Sappho höre mich!* könnte nicht stärker herausgehoben seyn. Das zwiefache Zurückkehren von f dur nach d moll ist auch dem erzählenden Charakter nicht angemessen, und überdies dem gebildeten Ohre widerlich, um so mehr da der Componist nachher wieder nach f zurückkehrt. In der dritten schildernden Strophe hat die Musik viele glücklich malende und ausdrückende Züge. Von ganz besonderer Innigkeit ist die Melodie zu den Versen: *Ja du kennst das Leiden* etc. Der Folge wäre nur weniger Schnelle in den Modulationen und weniger Transpositionen zu wünschen. Auch ist der Gesang der Oberstimme oft zu einförmig und fast trocken. Sehr gut wird mit der letzten Erzählung auch wieder die erste Melodie aufgenommen. Überall sieht man, dafs Hr. K. seinen Dichter durchdenkt, und seine Composition mit Verstand anordnet: in der Ausführung leuchtet nur zu oft die Mühe und das mühsam Gesuchte hervor. Von Seiten der Harmonie und der richtigen musikalischen Orthographie sind manche Härten und Nachlässigkeiten, die der Componist bey genauerer Durchsicht leicht selbst finden wird; ihre genaue Nachweisung würde hier zu viel Raum einnehmen, und sich ohne Musikschrift nicht immer deutlich genug machen lassen.

Tr.

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Halle, b. Hendel: *Beschreibung der Hendelschen Gemäldesammlung in Halle, wie auch einiger antiken, moderner, geschnittenen Steine und Zeichnungen berühmter Künstler*. 111 S. 8. mit illuminirter Titelvignette. (16 gr.) Nach Maßgabe dieser Beschreibung enthält die Sammlung 226 Gemälde, 11 Zeichnungen und an Bildhauerarbeiten, geschnittenen Steinen etc. 22 Stücke, welche der Besitzer alle im Ganzen zu verkaufen wünscht. An berühmten Namen fehlt es in

dem Verzeichniss nicht. Z. B. J. Both, H. Carracci, Albrechts Dürer, J. Fyt, Holbein, Claude Lorrain, C. Moratti, Metz, Rubens, Ruysdael, Schwanefeld, Spagnoletto u. a. Freylich ist die Hauptfrage, ob die diesen Meistern zugeschriebenen Bilder alle erweislich ächt und wohl erhalten sind. Wenn aber dieses der Fall ist, so verdient die Sammlung allerdings Aufmerksamkeit, und man mufs alsdann wünschen, dafs sie unverzerrt beyammen bleiben möge. — y — H.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 D E C E M B E R, 1 8 0 5.

## C H E M I E.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Auswahl vorzüglicher Abhandlungen aus den sämtlichen Bänden der französischen Annalen der Chemie; zur vollständigen Benutzung derselben durch Ergänzung der von ihrem Anfange an den chemischen Annalen einverleibten Aufsätze für deutsche Scheidekünstler*, von D. Lorenz von Crell, Herz. Braunschw. Bergrathe, der Arzneygel. u. WW. ord. öff. Lehrer u. s. w. Erster Band. 1801. 430 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Auswahl gehört noch zur Ergänzung der mit dem J. 1803 geschlossenen *chemischen Annalen*. Hr. v. Crell hatte bekanntlich mehrmals versprochen, die französischen Annalen so vollständig als möglich in Übersetzungen und Auszügen zu benutzen, damit die Leser der deutschen Annalen des Originals nicht eben nochwendig bedürften. Bey allem Bestreben aber, sein Versprechen zu erfüllen, blieben ihm doch noch viele nützliche Abhandlungen zurück, die nun hier nachgeliefert werden. Abhandlungen, die schon in den *Annalen* oder in den *Beyträgen* zu denselben enthalten sind, findet man hier keinesweges wieder; indessen glaubte der Herausgeber auf andere Journalen verwandten Inhalts, keine Rücksicht nehmen zu dürfen. Dieser Band enthält die rückständigen Abhandlungen aus dem 17 bis 21 Bande der französischen Annalen, und die vorzüglichsten Abhandlungen sind folgende: *Blacks Zerlegung des Wassers von einigen warmen isländischen Quellen*, nämlich des Reykuma- und Geyser-Wassers. 10000 Gr. enthielten 0,51 kauftisches Natron, 0,05 Thonerde, 3,73 Kiesel Erde, 2,90 Kochsalz, und 1,28 getrocknetes Glaubersalz, und 10000 Geyser-Wasser, 0,05 kauftisches Natron, 0,48 Tonerde, 5,40 Kiesel Erde, 2,46 Kochsalz, und 1,46 getrocknetes Glaubersalz. Die Verbindung der Thon-Kiesel Erde wird von dem vorhandenen Natron abgeleitet, was Bergmann vorher bloß dem kochenden Wasser zuschrieb; doch könne die Kiesel Erde, wenn man diesem Wasser eine Säure zusetzt, nicht gleich getrennt werden, indem sie noch immer mit durchs Filtrum gehe: so bald das Wasser aber abgedampft, und ruhig hingestellt werde, trübe sich das Wasser, und die Erde trenne sich. Wie konnte aber hier das Natron als kauftisch ausgeführt werden, und wer hat noch den kauftischen Zustand des Natrons in Verbindung mit der Kiesel Erde erkannt? Bey dieser Gelegenheit wurde J. A. L. Z. 1805. Viertes Band.

den noch einige Bemerkungen über das Nichtgelingen der Trennung der Schwefelsäure aus den Salzen, in welchen sie vorhanden ist, durch salpetersaures Silber, gemacht, und eine Methode angegeben, wie man kleine Portionen Niederschläge in einem Filtrum sammeln und wägen könne. Die Zubereitung bestehet im Eintränken des Randes eines kleinen Filtrums mit geschmolzenem Wachs oder Talg. *Über die Zerlegung der Galläpfel und ihrer Säure*. Von Deyeux. Zur Zeit, da diese Untersuchung der Galläpfel durch Wasser, Alkohol, durch ihre Destillation mit Wasser, für sich u. s. w. unternommen wurde, war die Gegenwart des Gebertheils noch nicht entdeckt, worauf jetzt bey dergleichen Untersuchungen mit Rücksicht genommen werden muß; befand er sich etwa bey dem hier als Bestandtheil der Galläpfel mit aufgeführtem besonderem Harze, und dem grünfärbenden Stoffe, oder war er bey der Gallussäure geblieben? *Über das Bleichen der Seide, ohne zu bücken, so daß sie derjenigen ähnlich wird, die man unter dem Namen der chinesischen oder der Seide von Nankin kennt*. Von Beaumé. Die Hauptsache bey diesem Bleichen bestehet darin, daß man die gelbe Seide mit einer Mischung aus Alkohol und Salzsäure behandelt, wovon aber letztere gar keine Salpetersäure enthalten darf. Es wird hier zugleich gezeigt, wie die Seide mit einer Mischung aus zwey Quentchen Salpetersäure, und einem Pfund Weingeist gelb gefärbt werden könne; das Gelbfärben durch Salpetersäure war den Deutschen schon früher bekannt. *Real, über die beste Weise, das Leder undurchdringlich für das Wasser zu machen, ohne seiner Stärke und Weichheit Abbruch zu thun, und den Preis merklich zu erhöhen*. Das Leder wird mit Öl oder Fett getränkt, wobey man es über gelindes Strohfeuer hält, um durch die Wärme das Eindringen des Fettes zu erleichtern; übrigens enthält dieser Aufsatz mehrere nützliche Winke über die Ledergerberey. *Vauquelin's Analyse der Salsola Soda* L. Es wird hier zu beweisen gesucht, daß die Soda, welche man aus der Salsola durch die Verbrennung erhält, nicht von der Zersetzung des Kochsalzes abzuleiten sey, sondern daß sie solche natürlich enthalte. Merkwürdig ist es, daß aus der Asche der Salsola ein beträchtlicher Antheil Talkerde geschieden wurde. *Untersuchungen der Abhandlung des B. Bonhomme, über die Natur und Behandlung des Rachitis*. Von Hallé. *Auszug einer Nachricht für die Eisenarbeiter, die Fabbrikation des Stahls betreffend*. Von dem B. Vandermonde, Monge und Berthollet. *Auszug eines*

eines Berichts über die verschiedenen Mittel, um mit Vortheil die Soda (Natron) aus dem Kochsalze zu ziehen. Von Lelievre, Dorcet und Girond. Man soll entweder das Kochsalz durch Schwefelsäure oder Eisenvitriol zersetzen, um dadurch Glaubersalz zu erhalten, und solches mit Kohle und Kreide in hinlänglich hoher Temperatur zu behandeln, damit dadurch die Schwefelsäure in Schwefel umgewandelt werde, der sich dann mit dem Kalk zu Schwefelkalk verbinde; auch sucht man es aus Glaubersalz, Kohle und altem Eisen, und durch bloße Kohle zu bewirken. Ausserdem bediente man sich zur Zerzerzung des Kochsalzes der Bleyglätte, des Atzkalks, der Mennig und des Eisenkieses. Leblau's Verfahren aus Glaubersalz, Kohle und Kreide, giebt man hier unter allen diesen angegebenen Methoden den Vorzug. Über das Mittel, die Bereitung der Pottasche in Frankreich zu vervielfältigen. Vom B. Perthis. Auszug einer Anweisung zur Verbrennung der Vegetabilien, zu der Bereitung der Pottasche und der Waidasche, und über die Art, die Salpeterlauge zu sättigen. Von Vauquelin und Truffon. Die Verbrennung der Pflanzen soll in kleinen Graben unter Schuppen geschehen; das übrige Verfahren der Pottaschenbereitung ist von der bey uns üblichen und hinlänglich bekannten, wenig verschieden. Auszug aus der Anweisung, wie man es zu veranstalten habe, dass man das bedruckte und beschriebene Papier wieder umarbeiten könne. Von Deyeux, Molard, Pelletier und Verkaven. Das bedruckte Papier wird mit Ätzlauge, und das beschriebene mit verdünnter Schwefelsäure behandelt; dießes Verfahren zeigt den Deutschen nichts Neues. Bericht über die Bereitungen der Seifen; über ihre, der Natur der Öle und Alkalien nach verschiedenen Arten; über die Mittel, sie aller Orten mit den verschiedenen, von der Natur dargebotenen Stoffen zu bereiten. Von den B. Darcet, Lelievre und Pelletier. Es ist hier die Rede von der Baumölseife, Mandelölseife, Talgseife, Schmalzseife, Butterseife, Pferdeölseife, Kohlensäureseife, Rübsölseife, Buchölseife, Mohnölseife, Hanfölseife, Nussölseife, Leinölseife, Fischölseife; auch wird Anweisung gegeben, Seife im Kalten durch Bewegung oder Quirlen der Ätzlauge mit geschmolzenem Fett zu bereiten. Über die zu Romill gemachtten Versuche zur Feinmachung (affinage) des Glockenmetalls im Grossen, um das Kupfer daraus abzuscheiden. Von Pelletier und Darcet. Die Hauptsache bey diesem Verfahren beruht auf der Oxydation des Zinns, wozu hier das Braunsteinoxyd mit Vortheil angewendet wird. Bericht über die neuen von B. Armand Seguin angegebenen Versahrungsarten, das Leder zu gerben. Vom B. Lelievre und Pelletier. Es besteht dießes Verfahren, was die Hauptsache betrifft, im Aufschwellen der Häute durch Schwefelsäure und Behandeln derselben in einer starken Lohbrühe, statt solches in der Lohgrube zu bewirken. Ein Kalbsfell wurde nach diesem Verfahren in zwey Tagen, und ein Ochsenfell in 14 Tagen völlig gut gegerbt. Es sind des Hn. HR. Hildebrandts Versuche

hierüber bekannt, der aber das Verfahren in Ansehung der angegebenen Zeit, vorzüglich was das Soblleder betrifft, nicht ganz richtig fand, indem eine viel längere Zeit dazu gehörte, als hies angegeben ist. Über die ausserordentliche Gewinnung des Salpeters in Frankreich, in dem zweyten und dritten Jahre der Republik, und über die neue Methode den Salpeter zu raffiniren. Obgleich der Chemiker hier nichts Unbekanntes findet, so verdient dieser Aufsatz doch die Aufmerksamkeit des ausübenden Salpetersieders; die Reinigung des Salpeters geschieht durch Auswaschen desselben mit Wasser, und beruhet auf der leichteren Lösbarkeit der fremden Salze im Wasser. Beobachtungen über die Strontianerde. Von Pelletier. Hope habe diese Erde zuerst entdeckt. Um zu erfahren, ob der kohlenstoffsaure Strontian Kalk enthalte, wurde die Flusssäure angewendet, welche aber dessen Gegenwart nicht anzeigte; denn zwey oder drey Tropfen der Lösung des salpetersauren Kalks, der Strontiansauflösung zugesetzt, gaben sogleich mit der Flusssäure einen Niederschlag. 100 Theile kohlenstoffsaurer natürlicher Strontian, bestanden aus 62 Strontianerde, 30 Kohlenstoffsaure und 8 Wasser; zugleich wird hier die Verschiedenheit der Strontian- und Schwer-Erde gezeigt. Über das Verbrennen des Phosphors in dem sogenannten leeren Raume der Luftpumpe. Von von Marum. Der Phosphor entzündete sich im Sauerstoffgas nur dann, wann er in Baumwolle gewickelt, und mit gepulvertem Harz bestreuet worden; die Entzündung geschah aber auch bey dem Auspumpen der atmosphärischen Luft ohne Sauerstoffgas hinzuzuleiten. Andere Versuche zeigten, dass die Baumwolle an der Entzündung Theil habe, und zwar in wiefern sie die Verbreitung des Wärmestoffs hindere, und er aus dem Grunde an dem Phosphor zusammen gehalten werde, welches der Gebrauch eines Thermometers noch mehr versinnlichte. Über die Wirkung der Kälte auf die flüchtigen Öle und die in mehreren derselben sich findenden Concremente. Von Margueron. Die Versuche wurden mit dem Öle der Pfeffermünze, Pommeranzenblüthen, Citronenschalen, so wie auch mit dem Bergamott-, Lavendel-, Thymian-, Terpen- und Zimmt-Öle unternommen. Es bildeten sich in diesen Ölen, in dem einen mehr, in dem anderen weniger, krySTALLINISCHE Concremente. Bey einer stärkeren künstlichen Kälte nämlich bey 22° F. entwickelte sich, was allerdings merkwürdig ist, eine gasförmige Substanz, wodurch die Stöpsel der Gläser gehoben, und ein anfallender Geruch der Öle verbreitet wurde. (Es hat dießes Ähnlichkeit mit der Entwicklung der feinen Alkoholtheile aus dem Alkohol durch Erkältung nach von Moos.) Untersuchungen der in Deutschland angestellten Versuche über die angebliche Verbrennung in Stickluft u. s. w. und die daraus gezogenen Ereignisse. Von Fourcroy und Vauquelin. Die hier beschriebenen Versuche, sind eigentlich gegen die von Gütting und anderen, über das Leuchten des Phosphor im Stickstoffgas angestellten Versuche gerichtet, obgleich weder Gütting



lings neuere Versuche noch die Bekmannischen dabey benutzt worden sind. Sie unternahmen ihre Versuche mit dem Stickstoffgas, welches sie durch die Behandlung des Fleisches mit verdünnter Salpetersäure erhielten, ohne zu bedenken, daß dies Gas von ganz eigener Natur und sehr von dem eigentlichen reinen Stickstoffgas verschieden ist. Überhaupt scheinen Rec. doch diese Versuche noch nicht hinlänglich zu seyn, die von Götting angestellten zu widerlegen; vielmehr muß die ganze Verhandlung über diesen Gegenstand noch als ungeschlossen betrachtet werden. *Über Respiration und thierische Wärme. Von Armand Seguin. Nachricht von einigen von den B. Fourcroy und Vauquelin angestellten Versuchen über die Verpuffungen durch das Schlagen.* Die Versuche wurden mit dem oxydirt salzsauren Kali angestellt, und wurden theils in einem Metallmörser, theils auf einem Ambos durch Hammerschläge veranstaltet. Es wurde dem Salze gepulverter Schwefel, Kohle, Spiesglanz, Arsenikmetall, Eisenkies, Zinnober, Zucker, Gummiarten, Ather und Alkohol zugemischt; man konnte die Explosionen auch durch den elektrischen Funken bewirken. *Methode, das Leder gelb und roth zu färben, wie es in der Turkey geschieht; nebst Anleitung zum Zubereiten und Geben der Felle. Auszug einer Abhandlung des Hn. Bernard Preboß von Genf über die Ausdünstungen der riechenden Körper durch Hn. Fourcroy.* Nach Fourcroy's Meinung lassen sich die hier wahrgenommenen Erscheinungen auf die Verwandtschaft des riechenden Stoffs mit der Luft und dem Wasser und auf die in einem von beiden oder in beiden zugleich bewirkte Auflösung zurückbringen. M.

FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Beiträge zur Erweiterung der Chemie und deren Anwendung auf Hüttenwesen, Fabriken und Ackerbau*, von W. A. Lampadius, Prof. der Chemie und der Hüttenkunde an der Bergakademie zu Freyberg, Oberhüttenassessor daselbst etc. Erster Band. Mit Kupfern und Tabellen. 1804. 339 S. 8. (1 Rthlr. 15gr.)

Diese Schrift ist gewissermaßen als eine Fortsetzung der vom Vf. herausgegebenen Sammlung chemischer Abhandlungen zu betrachten. Wir wollen hier unsere Leser mit dem Vorzüglichsten des Inhalts dieser interessanten Abhandlungen bekannt machen. *Geschichte der Entdeckung des neuen Schwefelprodukts.* Schon 1796 erhielt der Vf. bey der Destillation einer Mischung aus 1 Pfund Schwefelkies und 4 Unzen Kohlenpulver, nachdem er eine mit Wasser zum Theil angefüllte Vorlage angeküttet hatte, eine sich unter dem Wasser angesammelte blaue gelbliche sehr bewegliche Flüssigkeit. Er hielt solche anfangs für Schwefel, der sich durch einen Zufall unter dem Wasser flüchtig erhalten. Aber die nähere Untersuchung dieses Produkts und seine ganz besonderen Eigenschaften, vorzüglich seine auffallende Flüchtigkeit, zeigten hinlänglich, daß es eine ganz eigene Schwefelverbindung sey. Durch wieder-

holte ähnliche Versuche gelang es dem Vf. nicht, dasselbe Produkt wieder darzustellen; er erhielt es aber wieder, als er verkieses Holz aus einem Erdkohlen-Lager auf dieselbe Art behandelte, wobey sich zugleich ein Beträchtliches an Schwefelwasserstoff und etwas empyreumatisches Öl zeigte. Der Vf. nennt dieses merkwürdige Produkt Schwefelalkohol, wendet bey seiner Darstellung einen Woulfischen Apparat an, läßt aber in die erste Flasche von der Retorte aus eine 2 bis 3 Schuh lange Glasröhre treten, die er mit einem Kütt aus Kalk, Kase und Kieselpulver anküttet. Durch ein oder zwey Mal wiederholte Destillation mit Wasser, wird diess Produkt völlig gereinigt. Ein Pfund verkieses Holz gab von diesem Produkt 2 bis 2½ Unze. Behandelte der Vf. ein Gemenge aus Schwefelkies und bituminösem Holz, oder statt letzterem Braunkohle, Steinkohle, Moortorf, fichtene Holzspähne oder Kohlenblende: so erhielt er immer dasselbe Produkt. Was nun die vorzüglichsten Eigenschaften des Schwefelalkohols betrifft, so findet man an ihm, außer seiner Dünflüssigkeit, eine außerordentlich große Flüchtigkeit und eben deswegen eine starke Erkältungsfähigkeit, wodurch das Quecksilber zum Gefrieren gebracht werden konnte. Wurde Papier, Leinwand, Leder u. s. w. damit bestrichen, so trennte sich gleich alles darin vorhandene Wasser. Es hat einen eigenen Geruch und starken brennenden Geschmack, ändert weder die Farbe der Lackmus- noch Curcumatinktur, ist sehr entzündlich, und das Produkt seiner Verbrennung ist schweflichte Säure. Die Metalle laufen davon an, und der Phosphor verbindet sich sehr gern damit; bestreicht man Papier oder Leinwand mit dieser Phosphor-Auflösung, so entzündet er sich nach einiger Zeit von selbst. Über die eigentliche Zusammensetzung dieses Produkts haben die Untersuchungen noch nichts zuverlässiges entschieden; doch scheint der Kohlenstoff kein Hauptmischungstheil desselben zu seyn, und hierin scheint auch hauptsächlich die Verschiedenheit desselben von dem Schwefelkohlenstoff des Clements und Desfontaines gegründet zu seyn, wie hier durch Vergleichung gezeigt wird. Am Ende dieses Aufsatzes ist noch die Anwendung dieses merkwürdigen Produkts in der Arzneykunde und in den Künsten bemerkbar gemacht. *Versuche über die Scheidung des Goldes aus goldamen Amalgamirsilbern auf trockenem und nassem Wege.* Diese Scheidung auf dem trockenen Wege geschieht durch die Behandlung des Guldischen Silbers mit Schwefel und Niederschlagung durch Glätte und nicht durch Blei. Bey der feuchten Scheidung besteht der Handgriff vorzüglich in der Anwendung des Woulfischen Apparats, um keine Salpetersäure zu verlieren. *Ökonomisch-chemische Versuche im Grossen unternommen in den Jahren 1801, 1802 und 1803 nebst einigen Witterungsbeobachtungen, in Bezug auf die Vegetation.* Die Versuche wurden mit dem Düngesalze, welches auf dem Siedewerke an der Halsbrücke verfertigt wird, mit Glaubersalz, das vorzüglich von einigen Engländern

als ein gutes Düngungsmittel empfohlen worden, und mit oxydirtter Salzsäure unternommen, und auf Graswuchs, Kartoffel- und anderes Feld angewendet. Es fand sich, daß das Düngesalz unter diesem Düngungsmittel den Vorzug verdiene. Um zu erfahren, ob Arsenik in die Gewächse bey ihrer Vegetation eintrete, und dadurch ihr Genuß schädlich werde, wurde auch etwas Acker mit Arsenik bestreuet; aber die Untersuchung des darauf gewachsenen Getreides zeigte keine Spur von Arsenik, und auch die aus dem Mehl zubereiteten Nahrungsmittel waren der Gesundheit nicht nachtheilig, woraus erhellet, daß eigentlich bloß der von außen auf das Getreide fallende Arsenik schädlich werden könne, wenn dergleichen nahe bey einer Mühle, wo Arsenikdämpfe entweichen, gebauet wird. *Versuche zur Erweiterung der Amalgamation. Über die Bearbeitung der Runkelrübe im Großen zu Bottendorf in Thüringen.* Die Zucker- und Arakbereitung nebst Benutzung der Rückstände als Caffee, wurde in Bottendorf im Großen betrieben, mußte aber mehrerer eingetretener Nebenumstände wegen, und vorzüglich, weil es an Unterstützung fehlte, wieder aufhören. Das ganze hier beschriebene Verfahren ist lehrreich, und kann allerdings Gelegenheit geben, auch diesen Zweig deutscher Betriebsamkeit über lang oder kurz wieder aufblühen zu sehen. *Beschreibung der Erzeu-*

*gung des Düngesalzes bey dem kurfürstl. sächs. Quiksalz-Siedewerke an der Halsbrücke bey Freyberg im Jahre 1804.* Bey Bereitung des Düngesalzes wird das Quiksalz (Glaubersalz) mit Kalk behandelt, wosich der Kalk mit der Schwefelsäure des Glaubersalzes zu Gyps, und das Natron desselben mit der Salzsäure des Eisens verbindet; das freygewordene Eisen fällt mit dem entstandenen Gypse nieder. Das Düngesalz bestehet also, aus schwefelsaurem Kalk, Eisenoxyd und etwas Kochsalz. *Noch einige vermischte kurze Bemerkungen.* Verschiedene Erfahrungen über kohlenstoffhaltige Körper; über die wahrscheinliche Ursache der Verwitterung mancher Schwefelkiese: Ob das geschwefelte Wasserstoffgas wirklich den Namen Hydrathionsäure verdiene? (Der Vf. bereitete dieses Gas, indem er es durch sehr hohe Entwicklungsröhren treten liefs, und die Lackmuspinktur wurde dadurch keinesweges geröthet;) Classification der Salze nach ihren Bestandtheilen (sie werden eingetheilt in Säuren, Kalien, Säurekalien, Säureerden, Säuremetalle, Kalierden, Kalimetalle und gemischte Salze); Zerlegung des Krebschiefers von Menilmontant in Frankreich; chemische Prüfung der Mineralquelle bey Schandau; über die Benutzung des Eyweifs - Kalks als Grundlage mancher Gattungen von Kütten und Bedeckungen.

x + y.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

CHEMIE. Hannover, b. den Gebrüdern Hahn: *Handbuch der Apothekerkunst.* In sechs Abtheilungen. Erster Theil. Erste und zweyte Abtheilung. Mit Kupfern und Tabellen. Von Johann Friedrich Westrumb, Bergcommissair, Senator und Apotheker zu Hameln u. s. w. Dritte verbesserte Auflage. 1804. 388 S. Zweyter Theil. 3 und 4 Abtheilung. Mit zwey Tabellen. 1805. 508 S. Dritter und letzter Theil. 5 und 6 Abtheilung. Mit einer Tabelle. 1806. 587 S. 8. (5 Rthlr.) Der Werth dieses Handbuchs ist entschieden, es braucht daher unsern weiteren Empfehlung nicht, und es ist hinlänglich, das Daseyn dieser dritten Auflage anzuzeigen. Die Verbesserungen und Zusätze konnte der Vf. nicht selbst an gehörigen Orten einschalten, weil ihn politische Geschäfte, worin er jetzt verwickelt ist, davon abhielten. Es ist daher durch den Rathsapotheker Schröter in Hannover und des Vf. vieljährigen Geistes, Namens Boffe, der dem pharmaceutischen Publicum schon durch einige nicht unwichtige Entdeckungen, z. B. durch die angegebene Bereitung der Salznaphte rühmlichst bekannt ist, geschehen. Sobald der Vf. Ruhe und Muße dazu erhält, sollen die Zusätze und Verbesserungen der zweyten und dritten Auflage für die Besitzer der ersten besonders abgedruckt werden. Dem dritten Bande dieser Auflage ist der Galvanismus und die Bemerkungen über pharmaceutische Nomenclatur hinzugekommen; letztere sind ebenfalls von Schröter. Das Register zu diesem Handbuche wird nachgeliefert.

x + y.

Koblenz, b. Lessault: *Synoptische Tabellen über den ganzen Umfang der Chemie als Leitfaden für die Vorlesungen über diese Wissenschaft in der Schule von Paris.* Von A. F. Fourcroy, Mitglied des National-Instituts, Staatsrath, Professor der Chemie am Museum der Naturgeschichte, in der polytechnischen Schule und an jener der Medicin. Aus dem Französischen übersetzt. Neue unveränderte Auflage. 1805. fol. (1 Rthlr. 8 gr.) Beym Vergleich dieser zweyten Auflage mit der ersten ist es Rec. so vorgekommen, als wäre der älteren Auflage nur ein neues Titelblatt beygelegt worden. Übrigens ist die Einrichtung dieser Tabellen unter den Deutschen hinlänglich bekannt.

x + y.

Leipzig u. Rostock, b. Stiller: *Die Grundwahrheiten der neuen Chemie nach Fourcroy's philosophie chimique,* herausge-

geben mit vielen Zusätzen, von D. H. F. Link, Prof. zu Rostock und verschiedener gelehrter Gesellschaften Mitglied. 1806. 254 S. 8. (20 gr.) Diese Schrift ist bloß eine neue Übersetzung von Fourcroy's *philosophie chimique*, wovon wir schon eine sehr gute von Gehler besorgte Übersetzung, welche 1796 bey Crusius in Leipzig erschienen ist, haben. Von dieser Seite betrachtet, könnte man diese neue auf den Wunsch des Verlegers veranlaßte Übersetzung leicht für ganz überflüssig halten, wenn sie sich dadurch nicht gewissermaßen rechtfertigen ließe, daß sie der Herausgeber bey seinen Vorlesungen zum Grunde legte; und die erste Übersetzung ganz ohne alle Anmerkungen und Zusätze geliefert worden war.

M.

Erfurt, b. Beyer u. Maring: *Über die Darstellung der reinen Gallussäure aus den Galläpfeln, mit Hinsicht auf die richterische Scheidungsmethode.* Von D. Joh. Barth. Trommsdorff, Prof. der Chemie. 1804. 19 S. 8. und: *Über die Gewinnungsart des leichten Salzsäthers nach Buffes Vorchrift.* Von Christl. Friedrich Bucholz, Apotheker zu Erfurt. 1804. 32 S. 8. (6 gr.) Hr. Prof. Trommsdorff wiederholte das Richterische Verfahren durch den nach dessen Vorchrift gereinigten Weingeist eine reine Gallussäure darzustellen; doch gelang ihm dieß nicht ganz nach Wunsch, weil es nach seiner Meinung der dabey ins Spiel kommende Gerbstoff hinderte. — Hn. Bucholz gelang die Darstellung eines leichten Salzsäthers nur dann, wann er statt geschmolzenen salzsauren Natrons, bloß abgekohltes oder stark getrocknetes wählte, und die Destillation kühl und mit ganz gelindem Feuer unterhielt.

M.

Berlin u. Frankfurt: *Entdeckte Geheimnisse, alle Sorten der feinsten Brantwein, Danziger, Erundschscham, Stettinischer und anderer Liqueurs selbst zu versetzen.* Zum allgemeinen Gebrauch herausgegeben von Friedrich Neubauer, Chemist und praktischer Liqueurfabrikant. 1806. 48 S. 8. (6 gr.) Obgleich der Titel dieser Bogen ganz neu ist, so ist doch der Inhalt sehr alt, und man hat ihn schon nur zu oft aus einer Schrift in die andere übergetragen. Wie konnte der Abschreiber der hier gelieferten Vorchriften auf den Gedanken kommen sich als Chemist anzukündigen? — Wahrscheinlich ist es Chemist noch aus dem funften Jahrhunderte.

x + y.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 20 DECEMBER 1805.

## B O T A N I K

LONDON, gedr. b. Taylor, zu haben b. d. Vf.:  
*The Heathery; or a Monograph of the genus Erica containing coloured engravings, with latin and english descriptions, dissections etc. of all the known species of that extensive and distinguished tribe of plants. By H. C. Andrews, author of the botanist's repository and engravings of heaths in folio. To be continued in Monthly numbers, containing six coloured figures etc. Price 3 S. 6 d. (deutsche Buchhändler nehmen für jedes Heft 1 Rthlr.) 1804. Nr. 1. 2. 3. 1805. Nr. 4. 5. 6. 8.*

Da der ausführliche Titel die allgemeine Einrichtung des Werks enthält, so haben wir ihn hier ohne Abkürzung mitgetheilt. Der Vf., Hr. Andrews, ist durch seine früheren Schriften, besonders auch als Kenner der Heiden, so vorthailhaft bekannt, daß jeder Liebhaber dieser Gewächse, der Erscheinung eines neuen Werks über diesen Gegenstand von seiner Hand sich freuen wird, obwohl auch in Deutschland unser *Wendland*, von einer nicht geringen Sammlung unterstützt, diese Familie bearbeitet. Das große Foliowerk über die Gattung *Erica* von Hn. A. war den meisten Liebhabern zu kostbar; deshalb entschloß er sich, auf diese Weise um einen wohlfeilern Preis die bekannten Heiden in Abbildungen zu liefern, und alle während der Herausgabe des Werks bekannt werdende Arten schnell den Botanikern vorzulegen. Wie Rec. glaubt, so kann sich der Liebhaber oder Dilettant am meisten über dieses Werk freuen, und für solche scheint es auch hauptsächlich bestimmt. Für den wissenschaftlichen Botaniker ist es weniger geeignet; denn auf Synonymen- und Species-Kritik wird keine Rücksicht genommen. Der Vf. giebt auf dem zu jeder Abbildung gehörigen Blatte nur eine allgemeine lateinische und englische Beschreibung, das Vaterland, die Blüthezeit und die Erklärung der Analysen. Da sowohl der Name dessen, der die vorgestellte Art zuerst beschrieb, als auch Synonyme und Citate völlig fehlen: so wird die wissenschaftliche Benutzung dieses Werks sehr erschwert. Rec. wird versuchen, diesen Mangel desselben durch diese Anzeige, so viel wie möglich, zu ergänzen. Für den Dilettanten, besonders den brittischen, wird es indess genug seyn, nach einer schönen Abbildung in diesem Werke, die Art, die er etwa selbst cultivirt, nach A. Namen kennen zu lernen, und

J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

um einen mäßigen Preis eine Menge vorzüglicher Kupfer zu bekommen. Hätte gleich der Vf. seinem Werke leicht einen höheren wissenschaftlichen Werth geben können, so ist es doch auch keineswegs zu leugnen, daß die Wissenschaft, durch die frühe Bekanntmachung neuer Arten in charakteristischen Abbildungen, von diesem Werk einigen Gewinn ziehen wird. Theils wird W. nicht im Stande seyn, die neuen Heiden, welche ihm doch größtentheils aus England zukommen, so früh wie A. den Botanikern vorzulegen, theils stehen seine, obwohl in Hinsicht der Analysen deutlichen Abbildungen, doch bey weitem an Schönheit den hier gelieferten nach.

Die in den ersten sechs Heften abgebildeten Arten sind: Heft I. 1) *E. jasminiflora* Andr. Ein Synonym dieser Art ist *E. lagenaeformis* Salisbury. In der Beschreibung steht *folia erecta, patentia*, dies ist ein Widerspruch. Es soll wohl *erecto-patentia* heißen. 2) *E. conspicua* Aiton. Sowohl in der Abbildung als in der Beschreibung wird nicht angegeben, daß die *corolla pilosa* sey. W. Figur dieser Art Heft III, 4 drückt diesen Umstand gut aus. 3) *E. cernua* Montis. 4) *E. exurgens* Andr. Dies ist die Heide, welche andere Autoren als Abart der *E. grandiflora* ansehen, und welche bey W. H. VII. abgebildet ist. *E. pharetraeformis* Salisb. gehört wohl als Synonym hieher. *Perfoon* begeht in seiner *Synopsis plantarum* den Fehler, sie zweymal Nr. 116 und 231 aufzuführen. 5) *E. physodes* Linn. W. Abbildung dieser Art H. VII. 6 leistet, obgleich sie nicht so schön ist, in Rücksicht der genauen Zergliederungen doch mehr. Bey Salisbury (in Linn. Transact. VI), der leider viel neue Namen für bekannte Arten hat, heist diese Heide *sequax*. 6) *E. viscaria* Linn. (*viscida salisb.*). Der *corolla scabra* wird nicht erwähnt. S. W. H. XII. 4. Heft II. 1. *E. versicolor* Andr. Weit schöner wie W. H. XI. 1. 2) *E. curviflora* Linn. Ebenfalls besser wie bey W. III. 3. 3) *E. droseroides* Lamark. Diese Art ward von Linné fälschlich zur Gattung *Andromeda* gebracht, von Bergius aber in der *Flora Capens.* zuerst als *Erica* unter dem Namen *E. glutinosa* beschrieben, welchen Namen auch Thunberg, Aiton und Willdenow beybehielten. Lamark in der Encyclopedie und unser Vf. zogen vor, den alten Trivialnamen herzustellen. Unrecht kann man ihnen hierin nicht geben. Die Abbildung ist gut. 4) *E. spicata* Thunb. Die hier gelieferte Abbildung ist die beste. Der älteste Name für diese Art ist *E. fissiflora* Linn. fil. Suppl., der neueste ohne Noth

A a a a

ge-

gemachte *E. favosa* Salisbury in Linn. Transact. VI. p. 365. 5) *E. pulchella*. Der Name *pulchella* ist an so manche Heide vergeben, daß es wohl der Mühe werth ist, auszumachen, wessen *pulchella* hier gemeint sey. Thunberg hat in seiner *Diff. de Erica* Nr. 24 eine *pulchella* beschrieben, und Tab. IV. Fig. 1 abgebildet, welche von dieser höchst verschieden ist. Ferner hat Salisbury l. c. p. 379 eine *E. pulchella* beschrieben, welches eine dritte Art ist. Nach der Meinung des Rec. ist die hier abgebildete die *E. pulchella* Houttuyn, die jetzt unter dem Namen *E. retroflexa* Wendl. bekannt ist, und zu der auch *E. aricularis* Linn. et Thunb. gehört. Bey Salisbury l. c. führt sie den Namen *E. caduceifera*. Dieser Schriftsteller giebt dabey an, daß es ihm an dieser Art zuerst deutlich geworden sey, daß die *aristae*, von denen man glaubte, daß sie ihren Ursprung aus den Antheren hätten, wie an dieser Art so an allen anderen, aus den Filamenten kämen. Hiernach ist es denn erklärlich, wie *A.* dieser Art *Antheras muticas* zuschreiben, und doch die *aristas* deutlich abbilden kann. Eine Rüge verdient bey dieser Art die sorglose Behandlung der Gattung *Erica*, so wie vieler anderen in Persoons *Synopsis plantarum*, wo unter dem Namen *pulchella* Nr. 109 *E. pulchella* Thunb. (*E. argutifolia* Salisb.) und *E. retroflexa* Wendl., zwey sich gänzlich unähnliche Arten vereinigt werden, und dann Nr. 256 noch zum zweytenmal eine *E. pulchella* (welches die von Salisbury ist) aufgeführt wird. 6) *E. pinea* Thunb. Die hier abgebildete Heide ist die wahre *E. pinea* Thunb., welche *W.* ehedem im ersten Hefte seiner Abbildungen mit *E. longifolia* Ait. verwechselte, welche letztere man dort unter dem Namen *E. pinea* Thunb. abgebildet findet. Im dreyzehnten Hefte hat Hr. *W.* diesen Fehler auch selbst eingesehen, und von der wahren *E. pinea* Thunb. eine gute, doch nicht so schöne Abbildung, wie die hier gelieferte, gegeben. Salisbury zieht die *E. longifolia* zur *E. vestita*. Hest III. 1) *E. tubiflora* Linn., hinreichend bekannt. 2) *E. caffra* Andr. Die *E. caffra* Andr. ist *E. frigosa* Ait. Wendl. II. II. *E. persoluta* Linn. Thunb., *E. subdivaricata* Berg. Caperf. Über die schwierige *E. caffra* Linn. und den damit verwandten Arten vergleiche man Hn. Prof. Rudolphi's Bemerkungen in Schraders botanischem Journal von 1800. B. II S. 228 ff., so wie Salisbury l. c. S. 323 unter *E. scaparia*, S. 327 unter *E. lamellaris* und S. 328 unter *E. procera*. 3) *E. melastoma* Andr. Salisbury zieht unter dem Namen *E. follicularis* diese *E. melastoma* und die *E. Petiveriana* Andr. zusammen. Ob es nur Varietäten oder verschiedene Arten sind, wagt Rec. nicht zu entscheiden. 4) *E. obliqua* Thunb. 5) *E. Archeria* Donn. Andr. *Antheras muticae*, *inclusae*, *stylis exsertis*. *Corolla* tubuloso-clavata, *pollicaris*, *villosa*, *rubro-purpurea*, *viscosa*. *Folia* sensa, *linearia*, *rigida*, *patentia*, *marginata*, *serrato-ciliata*. *Caulis* fruticosus, *erectus*, *sesquipedalis*. *Rami* *erecti* *simplices*. Rec. findet diese schöne Art vom Kap der guten Hoffnung nur in Donns horto Cantabrigienfi ed. III. S. 71 erwähnt. Sie ist der *E. vestita* coccineu

sehr nahe verwandt. 6) *E. quadriflora* Willd. Nr. 56. Rec. hält diese Art für *E. Bergiana* Linn. Thunb. und glaubt, daß Willdenow nur durch das Versehen der Schriftsteller, die bey *E. Bergiana* folia *ternaria* angeben, verleitet ward zu glauben, die mit *foliis quaternis* sey neu, weshalb er ihr den neuen Namen *quadriflora* gab. *W.* indess hat schon den Fehler seiner Vorgänger verbessert, und der *E. Bergiana* folia *quaternaria* zugeschrieben. S. *W.* II. II. S. 29 c. icon. Salisbury ist unserer Meinung, indem er unter dem Namen *E. Lamnastora* die *E. Bergiana* Linn. et Thunb. und die *E. quadriflora* Willd. verbindet. S. l. c. S. 377. Hest IV. 1) *E. depressa* Andr. Diefs ist keineswegs die *E. depressa* Linn. et Thunb., welche in Thunbergs *differt. de Erica* Tab. VI abgebildet ist. Rec., dem die von *A.* abgebildete Art nicht bekannt ist, begreift nicht, was den Vf. bewogen haben mag, einen schon anderweitig gebrauchten Namen zu wählen. Die Beschreibung ist: *Antherae* *aristatæ*, *inclusae*, *flores* *in ramulis terminales*, *subterni*, *subfistiles*, *bracteis adpressis*, *imbricatis*. *Corolla* *subcylindrica*, *subpollicaris*, *flava*. *Folia* *quaterna*, *crassiuscula*, *obtusula*. *Caulis* *fruticosus*, *robustus*. *Rami* *divaricati* *flexuosi*, *depressi*. Vom Cap der guten Hoffnung. 2) *E. costata* Andr. Obgleich auch Hr. Donn l. c. diese Heide als eine eigene Art ansieht, so glaubt doch Rec. Hn. Salisbury beypflichten zu müssen, daß es nur eine Varietät von *E. versicolor* Andr. sey, welche im zweyten Hefte Nr. 1 abgebildet ist. Salisbury beschreibt l. c. S. 353 und 354 mehrere Varietäten, welche die Mittelglieder zwischen *E. versicolor* und *E. costata* bilden. 3) *E. barbata* minor Donn. S. 72. *Antherae* *cristatae*, *subexsertae*, *flores* *terminales*, *umbellati*, *cernui*. *Corolla* *urceolata*, *pilosa*, *alba*, *viscosa*, *calyce glanduloso-piloso*. *Pedunculi* *colorati*. *Folia* *quaterna*, *barbata*, *ovata*, *patentia*. *Caulis* *fruticosus*, *bipedalis*. *Rami* *filiformes*, *laxi*, *patentes*. Die hier gelieferte Abbildung ist die erste, welche Rec. kennt. 4) *E. lutea* Berg., die bey Salisbury, so bekannt die Art auch ist, durch den neuen Namen *imbellis* unbekannter wird. Die hier gelieferte Abbildung ist habituell der von *W. H. I.* vorzuziehen, aber Hr. *A.* begeht den Fehler, diese Art als eine *mutica* anzusehen, da sie doch, obgleich die *aristae* nur klein sind, zu den *aristatis* gehört. 5) *E. empetroides* Andr. Diefs ist die gemeine *E. empetrifolia* Berg. Thunb. 6) *E. radiata* Andr. Synonym: *E. calamiformis* Salisb. l. c. S. 362. Hest V. 1) *E. obtata* Donn. *Antherae* *basi bicornes*, *inclusae*. *Flores* *terminales*, *quaterni*, *erecti*, *inflati*, *ore arcuati*, *lenticulati*, *nitidi*. *Limbus* *maximus*, *glandulae* *octofauci circumpositae*. *Folia* *quaterna* *reflexa*, *rigida*, *ciliata*. *Caulis* *fruticosus*, *pedalis*, *ramosus*. 2) *E. verticillata* Andr. Hr. Salisbury zieht unter dem Namen *E. mammosa*, diese Heide mit der *E. mammosa* Linn. und Andr., und mit der *E. abietina* Willd. zusammen S. l. c. S. 366. 3) *E. Bruniades*. S. über die Synonymenkritik dieser und der mit ihr verwandten Arten Salisb. l. c. S. 333 unter *E. biflora*, *E. velleiflora* und *E. carbofina*. 4) *E. filamentosa* Andr. An-

*therae muticae, inclusae, flores axillares sub apice ramorum verticillati, numerosi. Pedunculi longissimi. Corolla tubuloso-campanulata, purpurea. Folia sena, tremulenta, linearia, tenuia. Caulis erectus, sesquipedalis. Rami simplices verticillati. Vom Cap der guten Hoffnung. 5) E. calycina L. Thunb. 6) E. ferratifolia Andr. Synonym ist E. cylindriflora Salisb. Heft VI. 1) E. rubens. Es scheint doch die E. rubens Thunb. (peduncularis Salisb.) zu seyn. Der einzige Unterschied ist, daß Thunberg folia terna, A. quaternaria angiebt. 2) E. albens Linn. Die Abbildung ist ziemlich gut. Synonym ist E. viminalis Salisb. 3) E. ignescens. Rec. hält E. ignescens Wendl. für verschieden. 4) E. flammea. Keineswegs die E. flammea der Gärtner, welches E. curvistora Thunb. E. bibax Salisb. ist. 5) E. comosa Linn. var. corolla rubra. Die variet. corolla alba ist E. transparens Berg. Salisbury giebt beiden zusammen den Namen E. galiiflora L. c. S. 383. 6) E. acuta Andr. Antherae cristatae inclusae. Flores in apice omnium ramorum terni. cernui. Corolla urceolata, purpurea, nitida. Caulis erectus, pedalis, gracilis. Rami pauci, ramuli numerosi, brevii, erecti.*

Da die meisten Heiden mehrere Namen haben, und derselbe Name den verschiedensten Arten, von den verschiedenen Schriftstellern beygelegt ist: so würde die bloße Angabe der in diesen Heften enthaltenen Arten nach den Namen des Vf. allein, keinen Nutzen gehabt haben. Rec. unterzog sich daher gern der mühsamen Arbeit, die weniger bekannten Synonyme zusammen zu stellen, und hofft dadurch sowohl den Besitzern des Werks, als auch denen, die den wahren Inhalt desselben kennen zu lernen wünschen, einen Dienst geleistet zu haben.

—β—

### O E K O N O M I E.

FRANKFURT a. M.; b. Eslinger: *Allgemeines theoretisch-praktisches Wörterbuch über die Bienen und die Bienenzucht*, von Johann Ludwig Christ, Pst. prim. zu Kronberg an der Höhe bey Frankfurt am Mayn etc. 1805. X u. 407 S. 4. (4 Rthlr. 12 gr.)

Bey dem gewiß sehr ansehnlichen Vorrathe guter Bienenchriften, welche unsere Literatur aufzuweisen hat, war es allerdings zu verwundern, daß bis jetzt noch Niemand den Gedanken gefaßt hatte, das Ganze dieser Wissenschaft in der Form eines Wörterbuchs vorzutragen. Zwar hatte Overbeck bereits im J. 1765 ein Bienen-Wörterbuch herausgegeben; allein es war, seinem Zwecke gemäß, nichts weiter als ein Glossarium, d. h. es erklärte alle in der Bienenzucht vorkommenden Redensarten und Kunstausdrücke (auch aus griechischen und römischen Schriftstellern) nach ihrer wahren Bedeutung, ließ aber die Sache selbst unerörtert. Friedrichs Anweisung zur praktischen Bienenzucht in alphabetischer Ordnung, Berlin 1800, kömmt zwar der Idee eines praktischen Bienenwörterbuchs schon näher, ist aber immer noch zu kurz und unvollständig, um in jeder Hinsicht

brauchbar zu seyn; denn es begreift kaum die nöthigsten Artikel auf 8 Bogen. Ein vollständiges Wörterbuch über die gesammte Bienenzucht blieb daher gewissermaßen noch ein Bedürfnis. Ein solches Wörterbuch aber mußte eben sowohl den Naturforscher als den praktischen Bienenvater zu befriedigen suchen, und daher alles in möglichster Kürze, aber doch vollständig, enthalten, was bisher in physikalischer und ökonomischer Hinsicht Wichtiges über die Naturgeschichte der Bienen, so wie über ihre Zucht und Wartung, erschienen wäre; auch mußte es die abgehandelten Artikel durch beygefügte Kupfer erläutern, und überall die nöthigen Literarnotizen beybringen, damit es solchergestalt zu einem Repertorium und praktischem Handbuche dienen könnte. Hr. Oberpfarrer Christ, längst als Pomolog und ökonomischer Schriftsteller rühmlich bekannt, hat nun in vorliegendem Buche diesem Bedürfnis abzuhelpen gesucht. Mit froher Erwartung nahen Rec. das Buch zur Hand, fand sich aber, was er ungern gestehen muß, aufs empfindlichste getäuscht. Schon die Vorrede ließ ihm nichts Gutes ahnden. Ihr zu Folge nämlich haben drey verschiedene Vff. an der Arbeit Theil, Eyrich, Christ und Wurster. Der Erstere hatte bereits vor mehr als 20 Jahren den Plan dazu entworfen und den ersten Grund gelegt. Seine Arbeit kam in Christs Hände. Dieser änderte nun den Plan ab, und übertrug die Ausführung desselben dem Hn. Pfarrer Wurster, behielt sich jedoch die Direction dabey vor, und leistete auch noch selbst, so viel ihm seine Muße Zeit dazu verstattete, bey der Arbeit hülfreiche Hand. Unter diesen Umständen ist es daher keinesweges zu verwundern, wenn man vor lauter Planmachern keinen Plan in dem Buche gewahr wird, und am Ende nicht absehen kann, wem zum Besten es eigentlich da ist. Denn, so wie es ist; eignet es sich weder für den Naturforscher, dem doch wohl das theoretisch auf dem Titel gelten soll, noch für den Bienenvater, der sich nach dem Praktischen, das ihm hier versprochen wird, umsieht. Doch möchte vielleicht der letztere noch eher seine Rechnung dabey finden, als der erstere. Denn für jenen ist doch wenigstens etwas gethan, wenn gleich nicht alles; dieser hingegen wird seine Wißbegierde um so weniger daraus befriedigen können, je weniger Swammerdamms, Albrechts, Kortuins, Riems und Häbers Beobachtungen benutzt worden sind. Diese Unvollständigkeit beweiset sich auch noch sonst. Einige Artikel fehlen ganz und gar, z. B. Höfen, Spritze, Verspielen, Waage. Geschlechtsheile, Wermuth u. a. m. andere sind nur obenhin, so recht mit flüchtiger Hand, bearbeitet, z. B. der Artikel Fühlhörner, wo mit keinem Worte der Versuche gedacht wird, welche man mit Bienen angestellt hat, die der Fühlhörner beraubt waren. Unter dem Artikel Geschlechtsarten der Bienen ist das einzige System des Cantor Lukas aufgeführt, alle übrigen aber mit Stillschweigen übergangen, was sie doch nicht verdienen. Daß die Arbeitsbienen weiblichen Geschlechts sind, wird

ge.

geleugnet. Es muß also Hn. *Christ* unbekannt geblieben seyn, daß man bey einigen derselben einen Eyerstock entdeckt hat. Der Artikel *gemeinschaftliche Bienenstände* ist in 16 Zeilen abgefertigt worden, da er doch vor vielen einer größeren Ausführlichkeit werth gewesen wäre; wenigstens hätte des Plans gedacht werden sollen, welchen Hr. CR. *Riem* darüber mit so vieler Einsicht entworfen hat, u. ff. Diese Unvollständigkeit ist um so auffallender, da dies Wörterbuch von der anderen Seite ganz unzweckmäßig weitgeschweigt, und mit vielen unnöthigen Dingen überladen ist. Wozu z. B. die Artikel *Manna*, *Wachsbosiren*, *Wachsfärben* u. a. m. in einem *Bienenwörterbuche*? Auch sind der Wiederholungen zu viele, indem eine und dieselbe Sache mit wenigen Veränderungen und Zusätzen mehr als einmal vorgetragen worden ist. Man sehe nur *Bienensyrup*, *Fütterung*, *Malzsyrop*, *Syrup*, *Bienensich*, *Stich der Bienen* u. ff., ingleichen was unter den Titeln *Bayerische*, *Kurländische*, *Engländische*, *Französische*, *Russische*, *Ungarische Bienenzucht* gesagt worden ist, welche Artikel alle sammt unter dem einzigen: *Bienenzucht*, zusammengekommen werden könnten und mußten, um die Verschiedenheit derselben desto leichter darstellen zu können. Mit eben dem Rechte konnte ja auch die *Kronbergische*, *Bennädtische*, *Nischwitzer*, *Dresdner* u. ff. *Bienenzucht* auf einen Platz hier Anspruch machen. Und was soll es, daß die Pflanzen, Bäume, Sträucher, deren Zahl hier überhaupt viel zu groß ist, so weitläufig nach ihren botanischen Benennungen u. ff. angeführt, und von vielen Dingen vorgebracht worden sind, die keinen Bienenwörter in der Welt, als solchen, interessieren können. Man kann sich daher des Gedankens fast nicht erwehren, daß so viele fremdartige Materien bloß darum herbeygezogen worden sind, um die Bogenzahl zu vermehren, und die ganze Arbeit unterscheiden sich wenig von der gewöhnlichen Buchmacherey. Besonders verdient das wörtliche Abschreiben ganzer Artikel aus sehr bekannten Schriften nachdrücklich gerügt zu werden. Fast jede Seite giebt

dazu Belege, und Rec. fürchtet nicht, daß ihn Hr. *Christ* zu näherer Angabe derselben auffordern werde. Interessant ist es zu sehen, wie Hr. *Chr.* unter dem Art. *Fühlhörner* S. 135 nicht allein *Reaumur* (Geschichte der Bienen S. 56) und *Schirach* (Mellitotheologie S. 59) in eine artige Verbindung zu bringen, sondern auch aus *Reaumur'schem* Sinn *Christ'schen* Unsinn zu bereiten weiß. Zum Beweis stellen wir beide neben einander:

#### Reaumur.

Die Fühlhörner der Bienen haben nichts, das sonderlich merkwürdig wäre. Sie sind aus unterschiedenen hornartigen Theilen zusammengesetzt, und von einem Ende bis zum andern mit Gliedern versehen, und also beschaffen, daß sie können doppelt zusammengelegt werden, wie man sie auch allemal an den todten Bienen antrifft. Der untere Theil jedes Fühlhorns ist ein länglicher und glänzender röthlicher Knopf. Eine Spindel, welche brauner als der Knopf, hängt mit einem Gliede an demselben. Diese Spindel kann den erhabensten Theil des Kopfs erreichen. Der übrige Theil des Fühlhorns hängt mit einem Gliede an dieser Spindel, und macht gegen solche, bald einen engen, bald einen stumpfen Winkel. Dieser Theil ist fast so lang, als der vordere Theil des Kopfs, und besteht aus zehn Stücken etc.

#### Christ.

*Fühlhörner*: — Diese finden sich, wie bey den meisten fliegenden Insecten vorwärts am Kopfe der Bienen, und sind zwey aus verschiedenen hornartigen Theilen zusammengesetzte, und von einem Ende zum andern mit Gelenken versehene Glieder, die so beschaffen sind, daß sie doppelt zusammengelegt werden können, wie man an den todten Bienen sehen kann. Der untere Theil eines jeden Fühlhorns ist ein länglicher und glänzender röthlicher, aber an der Spitze weicher Knopf. Eine Spindel, welche brauner als der Knopf, hängt mit einem Gliede an demselben. Diese Spindel kann den erhabensten Theil des Kopfs erreichen. Der übrige Theil des Fühlhorns hängt mit einem Gliede an dieser Spindel, und macht gegen solche bald einen engen oder scharfen, bald einen stumpfen Winkel. Dieser Theil ist fast so lang, als der vordere Theil, und besteht aus zehn Stücken etc.

Genug, um jeden zu überzeugen, daß zwar durch diese Schrift die Bienenwelt ein Buch mehr, aber keineswegs ein Bedürfnis weniger hat. Nur wenig Artikel sind mit Fleiß gearbeitet, z. B. *Ablegen*, *Honig*, *Recht der Bienen*, wenn sie nicht etwa auch aus Büchern, die Rec. nicht zur Hand hat, abgeschrieben worden sind.

—sch—

### KLEINE SCHRIFTEN.

**BOTANIK.** Göttingen, b. Dieterich: *Verzeichniß der am Göttingen wildwachsenden (Sexual-) Pflanzen nebst Bestimmung des Standorts.* Als Einleitung zu der Flora von Göttingen, von Friedr. Wilh. Lohde, D. der Medicin und Privatlehrer. 1805. VIII u. 88 S. kl. 8. (3 gr.) Ein schlechterdings ganz unkriftliches lateinisch-deutsches Namenregister von Göttinger Sexualpflanzen. *Veron. Teucrium*, *Aira montana*, die *Agrostides*, *Bromi*, *Menthae*, *Caprices*, *Chenopod. viride et album* neben einander, 5 *Myofotis* Arten, „*scirpoid.*“, „*salvat. arvens.*“, *Lappula*, *collina*, *Ajuga pyramid.* statt *Aj. genevens.* *Salix monandra*“ five „*purpurea*“, *Sal. rosmarinifolia* mögen, unter unzähligen anderen Beweisen, daß der Vf., obwohl ein Göttingischer akademischer Lehrer, und also im Besitz aller literarischen Hülfsmittel — mit einem Schrader an einem Ort lebend — von botanischer Kritik heu-tiger Zeit, die doch auf die Göttinger Flor eine so schöne Anwendung litte, auch keine Ahndung hat. Weiteres wird uns Hr. L. — wie seine Flora selbst, — hoffentlich erlassen.

—h—

**SCHÖNE KÜNSTE.** Paris: *Moreaus Reise aus Frankreich nach Amerika, in malerischen Briefen an seine Gattin.* Aus

dem Französischen frey übersetzt. 1805. 219 S. 8. (16 gr.) So gut *Mareau* versteht zu zeichnen, so gering ist hier seine Kunst, malerische Briefe zu schreiben. Aber non omnia possumus omnes. Eine kleine Probe ist hinlänglich, das Ganze zu charakterisiren. S. 99: „Ich habe den Landmann gesehen, und preise ihn glücklich. Wie üppig grünen die Kinder, wie blühen die Mädchen, wie erröthet die Frucht ihrer Wangen, die Schönheit des Mundes, die lächelnde Stirn. Natürlich und gut, springen sie leicht durch die Welt, treiben sich um, und schäkern mit *Söhnen der Jugend*. S. e. Hegen in Liebe am Abhang des Felsens, indess der Strom brautend und jählings herabstürzt, indess Moos und sprossende Blumen dem Würger entgleiten.“ Eine treffliche Malerey.

#### Neue Auflagen.

Frankfurt a. M., b. Wilms: *Vermächtnis an Helene von ihrem Vater.* Vom Verf. des Greises an den Jüngling. 3 verbesserte Aufl. 1805. 362 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Leipzig, b. Kummer: *Der Eremit auf Formentera*, ein Schauspiel mit Gesang in 2 Aufzügen, von August von Kotzebue. 3 Aufl. Mit 1 Kupf. 1805. 120 S. 8. (12 gr.)



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N . 2 I D E C E M B E R , 1 8 0 5 .

## GRIECHISCHE LITERATUR.

HALLER, b. Kümmler: *Euripidis Hecuba*, ex recensione G. Hermanni cum animadversionibus, scholiis excerptis et indice copioso scholarum maxime in usum edidit Guil. Lange, Ph. D. et AA. M., Gymn. civ. Hal. collega, acad. Frider. Subbibliothecarius. 1805. XVI, 134 u. 87 S. 8. (22 gr.)

Die Ausgabe ist, dem Titel nach, für mehr als Eine Classe von Lesern bestimmt: daß sie für keine brauchbar sey, am wenigsten für Schulen, beweisen wir mit schlichter Darlegung des Inhalts.

Auf die Vorrede, worin Hr. L. mancherley erzählte, von der Unart jetziger Kritiker, von seiner Bedächtigkeit, von der Mißlichkeit metrischer Gesetze, von dem Nutzen der Humaniora, von der Verwandtschaft des Griechischen und Deutschen, von dem Unterschiede zwischen Poesie und Malerey, von dem Abwechseln der Jamben mit melischen Mäßen — folgt der Abdruck des Hermannischen Textes. Dabey hat den Vf. die p. X als herrlichste Frucht des Alterthumsstudiums gepriesene *attentio in rebus minutissimis* so sehr verlassen, daß er nicht nur alte Druckfehler fortpflanzt, wie V. 36 τῆς δε, 443 ἀτε, 717 γάρ, sondern auch neue hinzuthut, wie 117 ἦν für ἦν, 424 σχαῖρ', 489 ἡδ' Πριάμου, 1248 σοῦ γ' δόντος für σ. γ' ἐμοί δ.

Die Animadversionen sind theils exegetische, theils kritische: jene verschiedenen Werthes, doch so, daß das wenige Gute Gemeingut scheint; diese fast nur bestimmt, die Vulgata zu vertheidigen, d. h. irgend einen Sinn oder Schein von Sinn hinein oder heraus zu erklären. Da eigentliche Discussion meist unmöglich ist — denn wer mag fest halten, was ergriffen in Luft zerfließt? — so geben wir nur einige Proben.

V. 37 Hr. L. behauptet zuerst gegen Hermann ein Cenotaphium (nach seiner Orthographie *Coenotaphium*) des Achilles im Chersonesus; dann gegen Musgrave das Gegentheil; zuletzt kommt er zurück auf die erste Meinung. V. 45. Das Scholion δυοῖν καὶ δυεῖν γράφεται, δυοῖν ἐπὶ γενικῆς καὶ δοτικῆς, δυεῖν δὲ ἐπὶ γενικῆς gesteht er nicht zu verstehen, und darum streicht er καὶ δοτικῆς. Der Sinn ist aber offenbar, δυοῖν sey in beiden Cass. üblich, δυεῖν nur in dem einen. V. 107. Den Unterschied zwischen οἷος ὅτι und οἷος ὅτε hat Hermann ausführlich erläutert. Hr. L. aber meint, οἷος ὅτι und οἷος ὅτε sey dassel-

be; ja er meint, Hermann selbst gebe das zu, indem er sage; οἷος ὅτε bedeute nie etwas anderes als scis quando apparuit: ihm entgeht also, daß ein anderes ist scis quando apparuit, ein anderes scis quando apparuerit. Sodann billiget er Porsons Bemerkung plus est, si quis simul et rem ipsam et rei tempus, quam si rem solum memoret: nur möchte er sie, besser und klarer, so fassen idem est, si quis simul et rem ipsam et rei tempus, ac si rem solum memoret, d. h. 2 = 1. V. 160. ποῖ δ' ἦσω πόδα; Vor Reiske las man ποῖ δ' ἦσω; ποῦ; — Das nichtige ἦσω findet Hr. L. den Sprachregeln gemäß; ableiten will er es von ἦμι, Barnes Ableitung von ἦω bespöttelnd. V. 186. σφάζαι σ' Ἀργείων κοινά συντείνει πρὸς τύμβον γνῶμα Πηλεΐδα, γέννα. Den klaren Sinn hofft Hr. L. noch klarer zu machen, wenn er abruptim f. singultim liest σφάζαι — σ' — Ἀργείων — κοινά — etc. Wir möchten ihn hören. Dergleichen Striche empfiehlt er auch sonst, und nennt sie *lineolas mentales*. — Σκύμνον γὰρ μ' ὥστ' οὐριθρέπταν Μόσχον δειλαία δειλαίαν Εἰσόψει χειρὸς ἀναρπαστὰν Σᾶς ἄπο. Das übersetzt und construirt Hr. L. also, *videbis me regiae stirpis puellam* (σκύμνον οὐριθρέπταν) *tanquam miseram vitulam* (ὥστε μόσχον) *manibus tuis ereptam*. Dazu bemerkt er, *opponi sibi h. l. σκύμνον οὐριθρέπταν et μόσχον δειλαίαν, quarum illa melior sit et rarior, quam ut immoletur. ὥστε* stehe freylich nicht an seiner Stelle, aber das werde niemanden wundern in poeta. V. 234. σοὶ μὲν εἰρήσθαι χρεῖων. Musgrave und Brunck übersetzten εἰρήσθαι dixisse; Hr. L. damit unzufrieden, derivirt es von ἐρεσθαι, dem er 3 Bedeutungen beylegt, fragen, anreden, antworten; am Ende *equidem nihil hic definitio*. V. 238. ὀμμάτων 9' ὑπὸ Φόνου σταλαγμοὶ σὴν κατέσταζον γένων. Die alte Lesart ὀμμάτων τ' ἄπο glaubt Hr. L. völlig gerechtfertigt, wenn man nur unter Φόνου σταλαγμοὶ blutige Thränen verstehe. Deren aber gebe es 3 Arten: 1) gemenge aus Thränen und aus vom Kopf herunterfließendem Blute, 2) aus Todesfurcht vergossene, 3) so heftige, daß sie Blut aus den Augen selbst pressen: die erste Sorte sey hier anzunehmen. V. 367. ἄγ' οὖν, Ὀδυσσεῦ, καὶ διέργασαι μ' ἄγων. Aus der Ald. ἄγ' οὖν μ' vermuthet Hr. L. μ' ἄγ' οὖν. Die letzten Worte übersetzt er *inter ipsum eundem interfice*, was denn ihm selbst wunderbarlich vorkommt. V. 424. χαῖρ'. ὦ τεκοῦσα. Χαίρουσιν ἄλλοι, μητρὶ δ' οὐκ ἔστιν τόδε. Kings latinisirende Aenderung χαίρωσιν gefällt Hn. L. ausnehmend; warum sie Person soloek nenne, gesteht er sehr naiv nicht zu wissen. V. 430. κόμιζ'. Ὀδυσσεῦ μ' ἀμφιθέεις κάρα

Bbbb

κάρα

καρα πέπλοις. Das sey sehr dunkel. Man frage: 1) ob Polyxena selber verhüllt seyn wolle, oder ob sie dem Ulysses diefs zu thun rathe, 2) wenn sie, ob mit ihm oder mit Ulysses Kleide, 3) warum: *Verba nihil definiunt; tu igitur considera*. V. 433. ὦ Φῶς, προσεῖπεν γὰρ σὸν ὄνομα ἔξεστι μοι. Gegen die treffliche Vertheidigung der Jacobsschen und Wakefieldischen Conjectur ὄνομα erinnert Hr. L., σὸν ὄνομα unschreiben zu weit schicklicher als σὸν ὄνομα, da ja das Ding und des Dinges Name *profus idem* sey, und das Auge könne man nicht προσεῖπεν, sondern nur προσεῖδεν (sic). V. 591. ἀνδρῶποι δ' αἶε' ὁ μὲν πανηγὸς οὐδὲν ἄλλο πλὴν κακός, ὁ δ' ἐσθλὸς ἐσθλός. So emendirte Hermann für ἀνδρῶποις. Hr. L. nennt diesen Namen einen Nom. absolutus, und findet den weit unpassender als den alten Dat., den er Dat. loci betitelt: eins und dasselbe sey ja *inter homines* und *quod attinet ad homines* und *hominum*. V. 619. Das εἶτα der indignirten Verwunderung ist Hn. L. so befremdlich, wie 677 das γὰρ der Frage. Diefs nennt er pleonastisch; für jenes möchte er σὴν setzen. Nun fällt ihm freylich aufs Herz, der Spondeus σὴν passe wohl nicht in die vierte Region (τοῦ πρὶν στερρέτες σὴν δὴτ' ὀγκούμεθα): aber von diesem Zweifel absolvirt er sich 1168, wo er kecklich fragt, warum denn nicht der Spondeus in gleichen sowohl als ungleichen Stellen stehen solle. V. 721. Warum ὄρεσθαι für ὀδύρεσθαι gebraucht werde, war Hn. L. aufbehalten zu finden. Nämlich ὄρεσθαι ist *facere dū p, dūr, qui luscinae lamentantis sonus est*, und wird nach Belieben zusammengesetzt oder nicht zusammengesetzt mit ὦ. V. 752. πρὸς ἀνδρ', ὃς ἀρχεῖ τῆςδε Πολυμήτωρ χυθότος. Damit das Metrum fliesse, möge man lesen τῆσδ' Πολυμ., wie man auch 807, trotz Valckenaer, lesen könne πρὸς σῇσι πλεურῇσι παῖς. V. 925. ἐπεὶ με γὰς ἐκ πατρίας ἀπώλεσεν. Wenn das Metrum erlaubte, so würde Hr. L. ἀπέλαισεν *expulit* emendiren. Um das zu begreifen, belehre man sich aus dem Index, dass nicht ἀπελαύνειν, sondern ἀπολαύνειν heisst *expellere*.

In diesem Index potenzirt sich die Planlosigkeit und Fehlerhaftigkeit des Ganzen. Nicht zu erwähnen, dass da sorgsam verzeichnet ist, was auch dem rohesten Anfänger bekannt seyn muss: auch alle apostrophirten Formen, alle augmentirten, alle mit καὶ verschmelzten blähen sich in eigenen Artikeln. Da spucken Praesentia, wie ἀγάγω, λαβέω, πίνω, σῶ; da wird Αἰνόπαρις abgeleitet von αἶνος (sic) laus, und ἀνέστηκε vom α privat., und ἔρρει von ἐξ und ῥέω. ἀριστερός heisst *dexter* und ἐσθλός *stabat*. ἀνίστασθαι steht pro ἀνίστασθαι, ἀπαλλάσσω ist fut. von ἀπαλλάττω, ἀφαιμένος part. praes., διαβληθήσομαι fut. pass. von διαβλέθεω. Da wird gelehrt, ἦν regiere Indic. und Conjunct.; μὴ und οὐ werde verwechselt; νῦν und νυν, οὐκοῦν und οὐκοῦν seyen in notatione nicht verschieden. Da wird endlich, in guter Absicht freylich, βαίνειν parallelisirt mit beinen, βάλλειν mit ballen, κοίτη mit Kute, σπορά mit Spur, welche unter anderen hingestreute Körner machen.

Hr. L. tröstet sich p. XV mit den so oft gemisbrauchten Worten Galens, χαλεπὸν ἀνδρῶποι εἶτα μὴ διαμαρτάνειν ἐν πολλαῖς, τὰ μὲν ὅλως ἀγνοήσαντα, τὰ δὲ κακῶς κρινάντα, τὰ δ' ἀμελέστερον γράψαντα. Dafs er auf alle drey Arten gefündigt habe, leidet keinen Zweifel: ob aber wohl schwer gewesen wäre, nicht so zu sündigen? Qk.

PARIS, b. Delanue u. Lesneur: *Liber ignium ad comburendos hostes, auctore Marco graeco; ou Traité des feux propres à détruire les ennemis composé par Marcus le Grec. Publié d'après deux Manuscrits de la bibliothèque nationale*. An. XII. (1804) VI u. 17 S. 4.

Im Februarstück der *Aurora* v. J. 1804 hatte der Oberhofbibliothekar Freyherr von Aretin das Publicum auf die Entdeckung einer alten Handschrift in der Münchner Bibliothek aufmerkfam gemacht, in welcher die verloren geglaubten Recepte zu den verschiedenen Arten des griechischen Feuers sich erhalten haben. Er versprach damals, in den *Beyträge zur Geschichte und Literatur* dieses merkwürdige Denkmal, nebst einer vorgängigen historischen Abhandlung bekannt zu machen, welches aber bis jetzt unterblieben ist. Unterdeffen hatte jene in mehreren Zeitschriften wiederholte Nachricht vorzüglich in Frankreich Aufmerksamkeit erregt, und bewog den damaligen Minister des Inneren, Hn. Chaptal, die in der Pariser Bibliothek vorhandenen Handschriften gleichen Inhalts näher untersuchen zu lassen. Diesem Auftrage verdanken wir die Erscheinung des obigen Werkchens, wovon man nur eine sehr kleine Auflage veranstaltet, oder die Exemplare bald darauf gänzlich unterdrückt zu haben scheint; wenigstens ist nichts davon in den Buchhandel gekommen.

Nach der kurzen Vorrede des Herausgebers, Hn. la Porte du Theil, folgen die Recepte des Marcus Graecus selbst (S. 1—13). Unter dem Text, der aus zwey Handschriften geflossen, stehen fortlaufende kurze Noten, in denen die Varianten und gleichlautenden Stellen aus dem bekannten Werke, *de Mirabilibus mundi*, angezeigt sind. (Letzteres war wahrscheinlich schon im XIII Jahrh. vorhanden, und also wenig von dem Zeitalter des angeblichen Verf., Albertus Magnus entfernt.) Den Schluss machen einige Nachrichten über das griechische Feuer, die in den Werken des Hier. Cardanus und J. C. Sczlier enthalten sind. Man hat uns also bey dieser Ausgabe so wenig über den Gegenstand selbst belehrende Aufschlüsse mitgetheilt, als man auf die historischen Notizen, die in älteren und neueren Schriften von der Erfindung und Anwendung des griechischen Feuers vorkommen, Rücklicht genommen hat. Was die letzteren betrifft, so findet man das meiste und wichtigste, vorzüglich aus griechischen und lateinischen Historikern des Mittelalters, in einer schon 1749 erschienenen Dissertation: *De igne graeco*. Praef. M. C. Hanovio... tuebatur J. D. Tittius. Gedani. typ. J. Schreiber. 4.

Da es dieser Abhandlung gar sehr an der nöthigen Vollständigkeit fehlt: so würde es zweckmäßig seyn, dasjenige, was der Vf. übersehen, oder was seitdem in anderen Schriftstellern über diese Materie berührt worden, nachzutragen; nur würde eine solche Vollständigkeit hier am unrechten Orte seyn. Rec. begnügt sich daher zu bemerken, daß der Vf. der Dissertation den *Marcus graecus* so wenig, als die hieher gehörigen Stellen des *Rogerus Bacon*, des *Aeneas Tacticus*, Kap. 23, des *Julius Africanus* bey *J. Vossius* (*Observatt. var. Lond. 685. p. 87*) die Auszüge des *Vannuccio Biringuccio* (*Pyrotechniae, Venet. 1540. p. 164*) u. a. m. gekannt habe. Wo der Vf. von der Naphtha spricht, hatte die umständliche Nachricht in *Plutarchs* Leben des *Alexand. p. 51 ed. Bryan*, benutzt werden sollen. Unter den neueren Versuchen mit dem griechischen Feuer verdient die interessante Nachricht in der *Abeille du Nord*, 1805. Vol. II. Nr. 53 hier angemerkt zu werden. Auch kann Rec. nicht ganz unberührt lassen, daß in einem der neuesten Hefte eines ausgezeichneten Journals der Ausdruck *Feu Gregeois* aus Unwissenheit in ein *gregorianisches* Feuer umgewandelt worden ist.

Die Erfindung dieses Feuers, dessen in den Schriftstellern des Mittelalters häufig Erwähnung geschieht, wird einem gewissen Militärarchitekten aus Syrien, Namens *Callinicus* zugeschrieben, der unter dem Kaiser *Constantinus Pogonatus* gegen das J. 678 lebte. Von dem Vf. des obigen Werkchens, der diese Geheimnisse späterhin bekannt machte, hat man nicht die geringste Nachricht; auch das vorgebliche griechische Original hat sich bis jetzt noch nicht gefunden; das Zeitalter desselben wäre Rec. indessen geneigt, dem XI oder XII Jahrh. anzuweisen. Ein eigentlicher Gelehrter scheint *Marcus* nicht gewesen zu seyn, und sich übrigens in Italien aufgehalten zu haben, wo er wahrscheinlich jene Zubereitungsarten niederschrieb, die Andere darauf ins Lateinische überetzten. Rec. wenigstens scheint der Name *Marcus Graecus*, auf ein persönliches Verhältniß zu deuten, und wenn es wirklich das Interesse des byzantinischen Kabinetts forderte, die Composition des flüssigen Feuers geheim zu halten, so wird Niemand so leicht der Gefahr sich ausgesetzt haben, unter den Griechen selbst jene Recepte zu publiciren. Auch ist nicht zu zweifeln, daß man das Werkchen des *Marcus Graecus*, wenn es allgemeiner bekannt gewesen wäre; wenigstens in einigen handschriftlichen Sammlungen griechischer Tactiker schon längst würde angetroffen haben. Doch wir halten uns bey dergleichen Conjecturen nicht auf, da sich gegenwärtig noch nichts gewisses darüber ausmachen läßt; wir kehren daher zu der vorliegenden Ausgabe des *liber ignium* wieder zurück.

Wie gesagt, hat der Herausgeber sich zweyer Handschriften bedient, von denen die ältere aus der letzten Hälfte des XIV Jahrh., die andere aber um hundert Jahre jünger seyn soll. Beide sind sehr unleserlich geschrieben, ihre Abweichungen bestehen bloß in der Verschiedenheit einzelner Wörter; daß

der Text an vielen Orten corrupt ist, wird der aufmerksame Leser leicht bemerken. Die vom *H. von Aretin* entdeckte Handschrift hat zwar den Vorzug eines höheren Alters, denn sie ist ohne Zweifel aus der letzten Hälfte des XIII oder dem Anfange des XIV Jahrh., es fehlt aber in dem Codex, der aus mehreren physischen und medicinischen Tractaten besteht; das letzte Blatt, und, was sich erhalten hat, bricht mit den Worten — *quod cum vitellis p. 10* der Ausgabe ab. Demungeachtet, wenn auch das Manuscript diesen unangenehmen Defect nicht hätte, läßt sich keineswegs behaupten, daß sodann das Werkchen des *M. Graecus* uns hier vollständig und unentstellt erhalten seyn würde; denn auch hier begegnen uns sinnentstellende Schreibfehler, Auslassungen u. dgl. in Menge. Merkwürdig indessen sind die häufigen Abweichungen dieses Exemplars von den Pariser Manuscripten, und es ist der Mühe werth, hierüber eine nähere Anzeige zu ertheilen. Von demjenigen abgesehen, was in beiden Exemplaren sich auf Schreibfehler reduciren ließe, finden wir hier eine solche Menge von Worten, die in der Ausgabe ganz verschieden lauten, von kleinen Zusätzen, umständlicheren Ausführungen, und sonstigen Verschiedenheiten, daß man leicht zu glauben veranlaßt werden könnte, der Text der *M.* Handschrift und der Ausgabe seyen nicht aus derselben Urschrift gelassen, und daß wohl beide Exemplare für nichts anderes, als für verschiedene Übersetzungen des griechischen Originals, zu halten seyen. Zur deutlicheren Einsicht des Gesagten wollen wir die wichtigsten Varianten der Reihe nach anführen, und die Lesarten der Ausgabe jedesmal voransetzen: S. 1 *Liber ignium ad comburendos hostes*. Der Titel des Manuscripts, aber von etwas jüngerer Hand hinzugeschrieben, ist: *Iste est liber igneus a Marco Graeco descriptus*. Das. *Ilaec simil pista et in vase fictili vitrato et luto sapie (l. sapientiae) diligenter oblarato dimitte, donec liquefeat ignis subponatur. Liqueoris vero istius haec sunt signa: ut ligno intromisso per foramen ad modum butiri videatur*. In der *M. HS.* lautet diese Stelle so: *in simul pista et in vase fictili vitreato et luto prudentiae oblarato, drinde quoque ignis, ut videbis ligno per foramen intromisso ad modum butiri apparat*. Das. IV. *Lib. de alkitran graeco*. *Ms. 4. Lib. alkitran graeci*. Das. — *quoniam periculum immineret. MS. si enim ad altiora ignis ascenderet, peric. immin. — si hostes prope fuerint, intromittes, si vero remoti fuerint plus mittes. MS. si h. p. sint, infundo; si vero remoue, amplius remittatur. — Sub utro locabis. MS. sub utre localiter erunt. — Quidquid obviam fuerit. MS. quidquid sibi obviam fuerit. — Item (species) ignis qui comburit domos inimicorum in montibus suas, aut in aliis locis similibus. MS. modo... ignis, et est secunda, quae comburit dom. inim. in mont. fictis f.) aut in al. locis sublimibus. — Medullae cannae ferulae l. se. MS. medullam cannae ferulae l. 5. S. 2 pinguedinis avietinae liquef. l. 1, vel oleum terebintinae, sive de lateribus, vel aneturum. MS. ping.*

anectarum liquef. l. 5 unam. — *Sagittam quadrifidam faciens, de confictione praedicta.* MS. *sagit. quae deseratur fac. de combustione praed.* — *Ignem autem intus reposito in aere cum arcu dimittes.* MS. *igne aut intus mittens et reponens et in aerem cum arcu dimittens.* — *Alius modus ignis ad comburendos hostes ubicumque sitos.* MS. *modus comburendi per ignem, et est tertius, scilicet ad comburendos hostes, ubicumque fuerint, et ubic. sitos.* — *reposita in fimo.* MS. *reposita vero in fimo ovium.* — *Oriente enim sole ubicumque id liquefactum fuerit, accendetur.* MS. *Or. en. sole, ubi tracti illi liquefacti fuerint, accendetur.* Hier findet sich am Rande von einer jüngeren Hand folgende Stelle beygeschrieben, die in der Ausgabe fehlt: *Ignis inextinguibilis: Re. sanguinem bovis rubei cum fleobotatus, in vas cupri et dum infrigidatus fuerit, effunde substantiam aqueam superiorem, quae icor vocatur, si quae fuerit, et postea sanguis cum vase ipso cupreo super carbones arduos locetur, et tam diu cum virga cuprea commiscendo moveatur, quousque ignem emittat et etiam in vase vitreo ponatur, et carbonem quercinum impone, et videbis mirabilia: nunquam enim extinguetur nec consumetur, nisi carbō subtractus fuerit.* — *Ipsū est quod quaeris.* MS. *ipsū est quod sequaris.* — *Oleum scilicet fulfuris.* MS. *oleum valet* (soll vermuthlich heißen *videlicet*) *fulfuris.* — *Species ignis, cum quasi... hostiles domus vicinas.* MS. *spec. ignis alia, et est quarta, cum si... host. domos vicinas accendere poteris.* — *Quae quidem omnia commisceantur pista et ad prunas appone.* MS. *quae cum simul commisc. pista et a prunis pone.*

Um nicht in eine für die meisten Leser unangenehme Weitläufigkeit zu verfallen, müssen wir diese Vergleichungstafel schon zu Anfange der dritten Seite abbrechen. Doch wollen wir noch bemerken, daß S. 6 bey den Worten: „*in scrophulis contra lapides*“, der Herausgeber vermuthlich durch die Abbrüviatur des Wörtchens *contra* irregeführt worden; unser Manusc. hat hier gewiß richtiger „*in scrophulis* (S.) *circa lapides*.“ S. 10 heißen die Worte: „*modicum terrae de Mich'na dico messinae*“, in unserm

Codex: „*modicum terrae rubae de truchina dito* (S.) *Messinae*“ — Daß in einzelnen Wörtern die Handschriften so sehr variiren, daß eben diese Wörter gewöhnlich so sehr corumpirt und entstellt sind, läßt sich leicht erklären. Man weiß, daß dergleichen Recepte schon vor Alters von ihren Urhebern und den Eingeweihten durch die Menge abkürzender Charaktere und Zeichen, deren sie sich beym Aufzeichnen derselben bedienten, für die übrigen Leser unkenntlich und unzugänglich gemacht wurden. Daher konnte es leicht geschehen, daß das nämliche Original, wenn es verschiedenen Abschreibern, die jene Zeichen nicht kannten, und sie dennoch ganz ausschreiben sollten, in die Arbeit gegeben wurde, eine ganz verschiedene Gestalt in den verschiedenen Copieen annahm, und oft durch die Schuld eines ungeschickten Abschreibers gar viel von seiner Brauchbarkeit verlor. Rec. zweifelt nicht im mindesten, daß dieses der Fall bey dem *Liber ignium* gewesen; und wenn man noch überdies bedenkt, daß bey dergleichen schriftlichen Sachen, wenn ein Mitkenner sie zu seinem Gebrauche sich aufzeichnet, nicht so genau auf den bestimmten Ausdruck und einzelne Wörter gesehen wird, und ein solcher von seiner eigenen Einsicht noch hin und wieder einiges hinzusetzen kann: so dürften uns die Verschiedenheiten der Ausgabe und der Münchner Handschrift nicht einmal zu der Annahme einer zwiefachen Übersetzung nöthigen; auch könnte nach allen diesen die Vermuthung wohl eben nicht ungereimt scheinen, daß das vorliegende Werkchen ursprünglich, nicht in griechischer, sondern gleich in lateinischer Sprache abgefaßt worden sey.

Schließlich muß Rec. erinnern, daß in der Münchner Centralbibliothek noch eine andere Handschrift des *liber ignium* verwahrt wird, welche aber etwas neuer ist. Sowohl hierüber, als über die anderen hier nur kurz berührten Gegenstände, wird das Publicum seiner Zeit in den Beyträgen zur Geschichte und Literatur eine ausführlichere Abhandlung erhalten. Rtn.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

ORIENTALISCHE LITERATUR. Elberfeld, im Compt. f. Literatur: *Über die muhammedanische Religion, deren Secten, Gebrünche, Feste, geistliche Orden u. s. w.* Ein Beytrag zur Religionsgeschichte allen Theologen und Liebhabern der Geschichte gewidmet von Carl R. . e. 1800. 296 S. 8. (20 gr.) Die Anzeige dieses Buchs verdient seiner ausgezeichneten Schlechtigkeit wegen nachgeholt zu werden — zur Warnung für jeden, der, durch den Titel verführt, Belehrung über den interessanten Gegenstand in diesem gehaltenen Machwerk suchen möchte. Am Schluß der Vorrede sagt der Vf.: „Über Muhammed und den Koran habe ich die Auszüge aus dem *Herbelot* benutzt, um bey der Beschreibung der Secten des Muhammedaner und ihren (?) Mönchsorden habe ich die Nachrichten des *Herbelot*, *Ricant* und *Busnello* hierüber verglichen.“ Der Vf. hätte noch *Reiland* und besonders *Naretter* hinzusetzen sollen, deren bekannte Schriften er, so wie die genannten, nicht „benutzt“ und „verglichen“ sondern plan- und zuweilen sinnlos abgeschrieben hat. Möchte er aber nur mehr aus *Herbelot*, *Reiland* und anderen guten Schriftstellern abgeschrieben haben! So würde man doch nicht überall auf solche Erbärmlichkeiten und grobe Fehler stoßen, dergleichen wir hier nur einige zur Schau

ausstellen wollen. S. 84: „Was hatte Muhammed wohl vor eine Gestalt, Natur und welche Eigenschaften? Sein Bildniß sehe man in der *Histoire de la relig. de Turcs* p. M. *Bondier* L. I. S. 13. Er war nach der Beschreibung der Muhammedaner von starker gesetzter Natur (vielschrötig), weder zu lang noch zu kurz und von sehr gutem Ansehen“ u. s. w. wenn auch die „starke und gesetzte Natur“ durch einen Druckfehler aus der *Statur* hervorgegangen seyn sollte, so dient doch diese, so wie die folgenden Stellen dazu, die Natur unsers Autors zu charakterisiren. Wenn der Vf. S. 161 schrieb: „Eine andere Secte machen die *Kadariten* aus (von dem Worte *Kadar*, welches können oder vermögen bedeutet)“: so hätte ihn jedes Wörterbuch belehren können, daß *Kadar* auch das *Verhängniß*, *fatum*, heiße, eine Bedeutung, die einzig hieher paßt. S. 165: „die *Malumyten* (von dem Worte *Mulumy*, wissen, erkennen).“ Woher wohl der Vf. das Zeitwort *mulumy* haben mag? Rec. kennt bloß ein Zeitwort *alam* (wissen), wovon das *Participium malmum* den *wissenden* bedeutet. Sollte vielleicht unser Autor zu der auf derselben Seite beschriebenen Secte gehören: „die *Medschuliten* (wahrscheinlich von dem Worte *medschul*, *anwissend*)? Ja wohl ein *medschulit*! M. Cor.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 23 D E C E M B E R, 1 8 0 5.

## LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

WÜRZBURG, b. Stahel: *Jacobi Bayer Paedagogus Latinus Germanae juventutis sive Lexicon Germanico - Latinum et Latino - Germanicum.* Deutsch-lateinisches und lateinisch-deutsches Wörterbuch. Fünfte Auflage, durchaus von neuem ungearbeitet, vermehrt und verbessert von C. Ph. Mayer, Prof. der Grammatik am Gymnasium zu Würzburg. 1805. 1 Th. 948 u. Anh. XIV S. 2 Th. 486 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

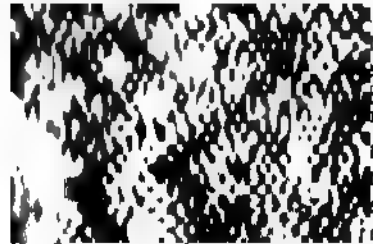
Die Vorrede versichert, dieses Wörterbuch sey „auf jeder Seite vielfach gebessert.“ Leider aber bedürfen die angeblichen Verbesserungen wieder eines Verbesserers, und das Buch konnte durch verständige Benutzung der vorhandenen guten Wörterbücher, namentlich Schellers und Bawers, bey gleicher Kürze zu weit größerer Vollkommenheit gebracht werden. Der deutsche Theil ist unstreitig als der wichtigere, auch nach der Absicht Hn. M., zu betrachten. Aber er ist bey aller Stärke sehr mangelhaft, und will noch durch einen beträchtlichen Zuwachs bereichert seyn, damit er der Jugend gehörig zu Statten komme. Rec. vermisste gleich auf den ersten Blättern, ohne ein ähnliches Wörterbuch zu vergleichen, eine große Menge üblicher Bedeutungen. *Abenteuer* wird bloß durch *prodigium*, *monstrum*, *portentum* gegeben. Aber es heißt auch, und zwar eigentlich, ein wundervolles Schicksal (von dem späteren Lat. *adventura*, Franz. *aventure*); mithin *mirabile fatum*, *casus* oder *fortuna prorsus inexpectata*. — Weiter fehlt *abgebrochen* (von der Rede gebraucht) *abruptus*, *mancus*. — *abnehmen* (etwas einem Kaufmann) *emere ab altero*. — *abputzen* (ein Gebäude von außen) *nova calce* oder *colere novo inducere*. — *abgesagt* (von einem Feinde) eigentlich *qui hostem se professus est*, dann *hostis acerrimus*. — *abschlagen* (von der Kälte gebraucht) *minui*. — *einen abtrumpfen*, *metaphorisch*, *gravi dicto refutare*, *acervo responso excipere*. So giebt es auf jeder Seite zu ergänzen. Aber das Deutsche ist meist richtig auf Lat. gegeben, und nur kleinen Erinnerungen ist Raum gelassen: als wenn *abgedroschen* bloß durch *vulgaris* gegeben wird, da *pervulgatus* und *decanatus* besser ist. Die feinste Latinität findet man freylich nicht. *Vorzüge* und *Verdienste* drücken die Lateiner durch *virtutes* aus. Aber unter keinem von beiden Wörtern ist *virtus* mit beygebracht, sondern *principatus*, *meritum* und andere. Um für die nöthi-

J. A. L. Z. 1805. Viertes Band.

gen Ergänzungen Platz zu gewinnen, könnte so manches Überflüssige wegfallen, nämlich: 1) zuerst alle passiven Participia, *eingeladen* (*invitatus*), *durchgeschlagen* (*percolatus*), *eingelassen* (*intromissus*): denn die Verba im Infinitiv, *invitare* etc. sind hinreichend. 2) Die Präterita und Supina ganz regelmäßiger Zeitwörter, wie auch die Participia präf. im Activ, *amans*, *labans*, *filens*, u. a. m. Hr. B. sagt in der Vorrede, dieses Wörterbuch sey für die Jugend besonders dadurch brauchbar, daß es im deutsch-lateinischen Theile mit solchen Erinnerungen aus dem etymologischen Theile der Grammatik versehen werden. Aber da in dem lateinisch-deutschen Theile dasselbe wieder vorkommt, so ist dieses kaum zu entschuldigen, geschweige, daß es für einen Vorzug gelten könnte. 3) Statt *per*, *br* und *long*. konnten die gewöhnlichen Zeichen der Quantität, *u* und — gesetzt werden. 4) Welche Wörter eigentlich griechisch sind, konnte der Vf. wohl bemerkt; aber größtentheils durch Hauptregeln, welche die durch die Präpositionen, durch die Vorsylbe *eu* und die Buchstaben *y* und *ph* an die Hand gegeben werden. Allein da wurde für jedes einzelne Wort das Zeichen *gr*. gewählt, welches doch durch eine ganz besondere Vernachlässigung bey einer sehr großen Menge griechischer Wörter fehlt. — Bedeutender ist der Fehler, daß so viele nur in gewissen oberdeutschen Provinzen gewöhnliche Wörter und Bedeutungen, die in der guten Büchersprache nicht vorkommen, geblieben und mit eingerückt sind; *ab dem Wege gehen*, *abbinden* (*paucis dicere*), *abfangen* (*intercipere*), *abgedroschen* (statt verahndet), *abselzen* (st. enthaupten), die Zufuhr *abstrichen* (st. abschneiden), *angeben* (st. vorausbezahlen), *einhausen* (st. verleumdern), ein *Fändchen* (st. eine betrügerische Rede), *Imbiss* (st. Frühstück).

Den lateinischen Theil verunstaltet der Hauptfehler, daß die Bedeutungen nicht gehörig gesondert, ohne logischen Grund vervielfältiget und durch einander geworfen sind. Es wird in einer besonderen Anmerkung zu Anfange dieses Theils gesagt, daß „die Ziffern 1. 2 u. s. w. die verschiedenen Bedeutungen des nämlichen lateinischen Wortes unterscheiden. Es werden also z. B. von *abducere*, 6 angebliche Bedeutungen aufgeführt, nach der Wahrheit aber nur zwey, die eigentliche und die metaphorische. *Persequi* soll deren zwölf haben, welche auch auf 2, höchstens 3, einzuschränken sind. Solche Wörter könnten wir in großer Menge anführen, *abiicere*, *ostentare*, *recedere*, *remittere*, *respicere*,  
C c c c

cere, etc. Diese Unordnung führt zu Widersprüchen und Irrthümern. *Adolescens* soll seyn „1) ein Jüngling, Jungfrau; 2) ein junger Mann;“ da es doch überhaupt nur eine junge Person ist, von einem Alter, dessen Grenzen der Sprachgebrauch nicht genau bestimmt hat. Bey *exherbare* heisst es: „1) Das Gras ausrupfen; 2) die Kräuter oder das Unkraut ausjäten;“ als wenn nicht das Gras auch zu den Kräutern, oder zu den Kräutern auch das Gras gehörte. In 1 Th. wird *einsetzen* erst tropisch gesetzt, dann eigenthümlich. Aber man findet es dort weniger anstößig, weil bloß Sätze durch \* von einander abgesondert, nicht von einander abgeleitete Bedeutungen numerirt sind. — Zu anderen Verirrungen führt die wohlgemeinte aber übel verstandene Kürze. In Beziehung auf diese sagt der neue Herausg., er wisse aus vieljähriger Erfahrung, daß die meisten Schüler, wenn sie, wie gewöhnlich, sich selbst überlassen, eine schriftliche Übersetzung verfertigen, selten oder gar nicht bey Auffuchung eines Wortes die großen Kolonnen im Wörterbuche, und die weiträumigen Erläuterungen jeder einzelnen Bedeutung durchstudiren: hätte der Schüler nur etwas Talent, so könnte er bey Vergleichung der kurz angegebenen Bedeutungen des Wortes mit dem Contexte seines Satzes leicht die wahre herausfinden. Aber der Schüler soll nicht bloß schriftliche Übersetzungen verfertigen, sondern überhaupt die alten Schriftsteller verstehen lernen, und dazu ein gutes Handlexicon haben. Bey *agitare* steht, als 2 Bedeutung, *halten*, und kein Wörtchen weiter. Das wende nun der Schüler auf *spumantem agitabat*



thlich ist gemeint *agieren halten*. Von *labor*, hier die 2te Bedeutung, Finsterniß der Sonne, Punktum. Besser wäre es, gesagt! Von *petere* ist nichts angegeben, *begehren*; 2) *anfallen*; *anfechten*; 3) *etwas zielen*; 4) *hervorheben*; 4) *verberibus* etc. wie leicht läßt sich da Nr. 3 das *hervorheben* falsch anwenden! Dieses zu verhindern, konnte ein Beyspiel dazu gesetzt werden, wie *metaphora petita est* etc. Dafür konnte manches wegfallen, z. B. außer den oben angeführten Grammatikalien, alle unlateinischen Wörter, nebst den späteren juristischen, *inrotulatio*, *veza*, *feudum*, *feudatarius* etc. — Dem ersten Theile ist angehängt ein Verzeichniß von Ländern und Städten nebst ihren lateinischen Benennungen: dem anderen eins von wirklichen Personen aus der Geschichte, und von erdichteten aus der Mythologie, dieses sehr mangelhaft (es nimmt nur 13 Seiten ein); dann auch eins von geographischen Gegenständen, etwas reichhaltiger.

W. Amb.

BRESLAU, b. Graffe u. Barth: *Lectiones flatorias ad usum scholarum accommodatae*. 1804. IV u. 334 S. 8. (20 gr.)

Gedike gab 1793 eine mit Beyfall aufgenommene lateinische Chrestomathie für die mittleren Classen

heraus. Sein Zweck war noch nicht die Bildung des Stils, sondern bloß lehrreiche und angenehme Mannichfaltigkeit. Die Bildung des Stils, glaubte er, müsse in der ersten Classe betrieben werden, woder Gebrauch der Chrestomathieen aufhore, und die Lesung eines ganzen Schriftstellers höchst nützlich sey. Hr. Prof. Etzler, Herausgeber dieser Chrestomathie, hat die Feinigkeit gesammelt, um mit den verschiedenen Arten des lateinischen Stils bekannt zu machen. Die nothwendige Vorbereitung zur Bildung desselben ist das rhetorische Analysiren (man erlaube uns diesen Ausdruck) der kürzeren und zweckmässigsten Meisterstücke der besten Classiker in den verschiedenen Gattungen der Prose. Diese Meisterstücke müssen aber schlechterdings ein Ganzes seyn. Man sieht übrigens leicht ein, ob diese Vorbereitungen zum Schreiben cursorisch oder statarisch seyn müssen. Die Chrestomathie des Hn. E. ist offenbar ein solches Vorbereitungsbuch auf die Übungen im Schreiben. Nach den 4 Hauptgattungen der Prose hat er dasselbe auch in 4 Theile zerlegt, wovon der erste, *Briefe aus Cicero und Plinius*, der zweyte, *didactische Aufsätze aus Cicero, Seneca*, dem älteren *Plinius*, *Quintilian* und *Gellius*, der dritte, *historische* aus *Cesar*,  *Livius*, *Tacitus*, *Suetonius*, *Valerius Maximus* und anderen, der vierte, *Reden aus Cicero*, *Livius* und *Salustius* enthält. Der erste und letzte Theil entsprechen jenem Zwecke am meisten, weil man hier lauter Stücke, welche ein Ganzes ausmachen vorzulegen im Stande ist; der zweyte und dritte aber nicht, weil man in den meisten Fällen nur schöne Theile, welche freylich auch ein Ganzes seyn müssen, aber doch nur ein untergeordnetes Ganzes seyn können, zum Studium vorlegen kann. Wie gut nun aber auch die Auswahl des ersten Theiles getroffen ist, so würden wir doch mehrere solcher Briefe aus beiden Schriftstellern gewählt haben, welche auf gewöhnliche und bey jedem Menschen vorkommende Veranlassungen geschrieben wurden, *Plinius* hätten wir *Cicero* vorangehen lassen; er hat, unserer Erfahrung nach, mehr Unterhaltendes für junge Leute. Aus ihm hatten wir auch anehr Briefe, und zwar von der eben bezeichneten Art gewählt, und sie mit ähnlichen aus *Cicero* zusammengestellt. Hat doch der Herausg. eine solche nützliche Zusammenstellung in seinem dritten Theile angebracht, wo er in einem eigenen Abchnitte unter dem Titel: *Facta quaedam et dicta memorabilia a variis auctoribus varie relata*, einige Anekdoten, welche von mehreren erzählt sind, in der verschiedenen Einkleidung hergesetzt, worin er sie bey den Schriftstellern angetroffen hat. Der übrige Theil dieser Chrestomathie ist eben so wohl gewählt, unterhaltend und lehrreich. Der Herausg. hätte aber auch die Ausgaben angeben sollen, welche seiner Chrestomathie zum Grunde liegen: man könnte alsdann da, wo man Verschiedenheiten im Texte entrißt, sehen, ob sie eigene Lesarten des Herausgebers, um seine Schüler, wie es zu Folge der Vorrede seine Absicht ist, in der Kritik zu üben, sind. So finden sich z. B. in den hier vorkommenden Briefen des



Dicero folgende Lesarten: S. 2 ad Div. 13. 66. ut hominis omnibus mecum — — — conjunctissimi morere debebat; Manut. und Korte debeat. S. 12 ad Div. 7. 12 quis enim est bonus mit Korte, Manut. und Graev. lassen bonus weg: S. 13. ad Div. 7. 16 cenitarem. ein Druckf. für coenitarem. Ebend. mit Graev. qui coelo et terra frui possint; Manut. und Korte possunt. In Plinius Briefen finden sich folgende verschiedene Lesearten: S. 72. lib. 1. c. 22. In summa, non facile quis quemquam — — huic viro compararit; Gesn. huic viro comparabis. S. 74. 1. 24. cholaasticis porro dominis. Schon vor Casaub. las man chok. porro studiosis. Casaub. erklärte es für eine bloße, und für eben so abgeschmackt dominis. Gesn. hat es auch nicht. S. 76. 2. 10. Der Herausgeb. mit Casaub. tibi maximam laudem: nobis, voluptatem? Gesn. maxima laude — — voluptate? S. 77. 4. 8. Der Herausg. mit älteren Ausg. videretur; Gesn. videatur. S. 238. c. 3 quid? tu dignitatis judicem putas esse populum? Ältere Ausgaben lasen mit Lambin. Quid? tunc aequum dignitatis judicem putas esse populum? eine Lesart, welche wir um folgender Stelle willen wieder aufnehmen würden: Nam quod ad populum pertinet, semper dignitatis iniquus iudex est, qui aut invidet aut favet. S. 261. läßt unser Herausg. nach Serranum den Zusatz non aultissimum hominem aus. Schon Lamb. las non aultissimum hominem; Freigius subtilissimum hominem. Freigius Änderung ist Ciceros Zwecke, einen Antiklimax zu bilden, entgegen. Um deswillen aber ist das non aultissimum hominem des Lamb., welches auch die Zw.ibr. hat, noch nicht zu verwerfen, sondern vielleicht unentbehrlich, weil von in summa familia lato, sapientissimo viro auf non solum ignobilum, venum sine virtute, sine ingenio, etc. kein Übergang eyn würde. Wir übergehen mehrere minder erhebliche Änderungen, und berühren, nur noch folgende wey. S. 298. c. 35 gegen das Ende macht unser Herausgeb. vor At tota Italia convenerat ein Punkum. In älteren Ausg. ist hier ein Komma. Die Zw. vagte ein Kolon. Unser Herausg. wählt mit Recht das Punkum, und zwar wegen der vorhergehenden Perioden Aderat mecum senatus etc. Aderat mecum unctus equester ordo; etc. Die angeführten Worte fangen einen neuen Satz an, nur daß ältere Ausgaben, und die Zw. ac lesen, der Herausg. aber t. Wir würden von beiden Ausdrücken lieber das c wählen. Da uns aber beides, sowohl ac als t rath zu seyn scheint, so würden wir die Periode anfangen Tota Italia etc. Dieses entspricht der Würde des hier eiteln Redners mehr. Ebend. c. 36. Der Herausg. hat den Anfang dieses Kapitels bis citiorum fuisset in viele kleine Sätze zerlegt. Wir weisen, daß er daran wohl gethan hat, weil nach unserem Bedünken die rednerische amplitudo darunter leidet. O.

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Hinrichs: Nouvelle Grammaire Allemande, ou méthode pratique pour apprendre facilement et à fond cette langue, nécessaire à pré-

sent plus que jamais: à l'usage de (des) François et de ceux qui possèdent la langue française. Avec des observations sur la grammaire allemande, des dialogues choisis et familiers, des morceaux tirés des ouvrages de deux auteurs allemands très-célèbres, un vocabulaire pour faciliter l'intelligence de ces morceaux, et enfin avec un recueil des mots les plus nécessaires pour parler. On a ajouté à chaque mot le genre et la déclinaison à laquelle il appartient. Par C. B. Schade. Quatrième édition. 1805. 547 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese hauptsächlich für Franzosen geschriebene, aber auch Deutschen zu empfehlende deutsche Sprachlehre fand schon nach der ersten Ausgabe Beyfall. Sie ist aber in der zweyten beträchtlich vermehrt worden. Die darin erklärten und behandelten deutschen Wörter und Formen aller Art sind ächt und rein hochdeutsch: und es kommt in dem ganzen Werkchen nichts vor, was sich nicht mit Beystimmung gelehrter Sprachforscher behaupten ließe. Die Introduction zwar erweckt kein gutes Vorurtheil. Die unnütze Weitläufigkeit der Methode in Frage und Antwort (ohne catechetische Zergliederung), die überflüssige Bestimmung mancher als bekannt postulirter Begriffe, des Wortes, des Redens, des Schreibens, die Mangelhaftigkeit der Regeln von der Aussprache des Deutschen, ließen den Rec. auch im Folgenden nicht viel Befriedigendes erwarten. Aber er söhnte sich mit dem Buche von Kapitel zu Kapitel mehr aus. Der Vf. zeigt übrigens die Quellen nicht an, aus denen er geschöpft hat. Er scheint aber ein Eklektiker, und wohl unterrichtet durch Lectüre und Umgang. Er zieht die Theile der Rede in der gewöhnlichen Ordnung von den Artikeln und Hauptwörtern an in Betrachtung, und setzt alles vollständig declinirt und conjugirt hin. Zur Ausübung der Regeln giebt er bey jedem Theile kurze niedliche Thèmes, größtentheils moralischen und historischen Inhalts; und unter denselben die zur deutlichen Übersetzung nöthigen Wörter sehr vollständig. Er schränkt die Declinationen der Hauptwörter auf fünf ein, da Adelung deren acht annimmt. Mit mehrerem Rechte geht er auch in der Bestimmung des Adjectivs von ihm ab. Adelung hält nämlich (Lehrgeb. der d. Spr. 1 B. 608 S.) die Eigenschaftswörter, hinter gewisse Verba gesetzt, für Adverbia. „Der Wald ist grün.“ „da ist grün“ sagt er, „das Adverbium.“ Dieses ist entschieden unrichtig, und wird schon durch die Analogie der Sprachen widerlegt. Hr. S. sagt also mit anderen richtiger, man brauche die Adjectiva auf eine doppelte Art; 1) on s'en sert sans les joindre immédiatement à un substantif, on en les y joignant simplement au moyen d'un verbe. Par ex. bon, gut; le jardin est grand, der Garten ist groß. C'est là ce qu'on peut appeller adjectif absolu, ou dans son état primitif: S. 94. Da sind sie, wie er lehrt, indeclinables. 2) On les joint immédiatement à un substantif, sans le secours d'aucun verbe. Un grand homme, ein großer Mann. C'est la meilleure ma-

nieren, es ist die beste Art. C'est là ce qu'on peut appeler adjectifs construits: S. 95. Unter den Pronoms possessifs substantifs, der Meinige, der Deinige etc. führt er der Meine, der Deine nicht mit an, und das mit Recht, besonders in einem Werke für Anfänger; so auch bey dem relatifs welcher nicht den Genitiv welches, sondern bloß dessen. Unter den relatifs hat er vermuthlich auch mit Absicht wer, was und so übergangen. — Das Verzeichniß der unregelmäßigen Zeitwörter wird nach gewissen Radicalbuchstaben in alphabetischer Ordnung gegeben, Da kommen also erste Verbes irréguliers ayant un a pour voyelle radicale à l'avant-dernière syllabe de l'infinitif. aben. Graben, creuser etc. acken. Backen; cuire. Da heist nach ihm das Imperfectum ich buck; so wie an seinem Orte von erschrecken, ich erschrack. Andere schreiben ich buk, ich erschrak; aber ohne hinreichenden Grund, bloß weil in vielen Gegenden, nach einer falschen Aussprache, die letzte Silbe gedehnt und wie circumflectirt wird. — Die Adverbia werden classificirt, und von jeder Klasse die Liste gegeben; adverbs de temps, de lieu, de qualité (wo wegen der zu großen Menge nur 3 zum Beyspiel angeführt werden) de quantité etc. Die, welche auch als Adjectiva im Gebrauche sind, werden durch \* ausgezeichnet. — Aber zu verwundern ist, daß S. 207 u. ff. von der methodischen Ordnung abgewichen wird; wo zwischen die Abhandlung von den Hilfszeitwörtern und die von den regelmäßigen Zeitwörtern eingeschaltet werden, règles sur la construction des phrases. Da kommt nothwendig

folg. Redetheile (der vor, die man eigentzungen dazu und zu prachlehre folgen erst ruat. sur la Syntaxe. tions sollten besser geht von dem Vf. herzu- das ihm anstreitig zu- cht ganz gemeine Be- b ausgedrückt. S. 127

sagt er, daß einige Sprachlehrer auch das zweyte Zahlwort decliniren; nämlich zween, zwe, zwey:

zweener, zweer, zweyer, u. s. w. Mais, setzt er dann hinzu, cette déclinaison n'est guère usitée ailleurs que dans leurs grammaires. Und S. 367 Allein s'emploie à-peu-près comme aber, pour exprimer une objection, mais non pas dans d'autres sens. — Die auf dem Titel erwähnten deutschen Aufsätze sind 2 Kleine Idyllen von Gessner und das Lied von Gutter, Beruf zur Liebe. Dann folgen auch noch einige Fabeln und Epigramme. Da findet sich auch eine gute Kupfertafel mit handschriftlichen deutschen Buchstaben. — Ein wesentlicher (manche werden sagen ein zweydeutiger) Vorzug des Buches ist auch der, daß das Deutsche mit deutschen Buchstaben gedruckt ist. Anfängern ist diese deutliche Auszeichnung und Absonderung der fremden Sprache sehr willkommen, und dient ihnen zu wahrer Erleichterung. Auch Papier und Druck nehmen sich gut aus. — Aber auffallend war es uns, daß die Vorrede dieser (angeblichen) Quatrième édition sich so anfangt: „La première édition de cette Grammaire s'étant écoulée un peu de temps, nous croyons rendre un service à ceux qui étudient l'allemand en nous chargeant d'une seconde impression“ etc. Über diesen Widerspruch zogen wir Erkundigungen ein, und erfuhren, daß die 2 Ausgabe zu Verhinderung des Nachdrucks in Frankreich veranlaßt worden ist, und daß, weil das Buch auch in den écoles centrales eingeführt wurde, man sich dort genöthiget gesehen, noch 2 unveränderte Auflagen zu veranstalten. Aber ist dadurch die Sache gerechtfertiget? Sollte nicht wenigstens ein verständiger Setzer, wenn sonst niemand sich des Buches gehörig annehmen will, über eine solche (nicht édition, sondern bloß) réimpression wachen, um solche Zeichen gewinnsüchtiger Übereilung zu tilgen? Es soll nächstens wieder eine neue Auflage mit wesentlichen Verbesserungen angefangen werden. Dazu wird man hoffentlich einen Mann von Kenntnissen gewinnen, der das ganze Buch durchgehe. Wenigstens ist es zu wünschen: sonst wird das Werkchen, wie der Anfang schon mit dem zweyten Abdrucke gemacht zu seyn scheint, mit übelgeordneten und unnützen Zusätzen beschwert.

W. Amb.

## KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHAFTEN. Leipzig, b. Fleischer d. j.: Der Weihnachtsabend in der Familie Thutberg. Für Kinder beschrieben von J. A. C. Lohr. Mit 15 Kupfern. 133 S. quer 4. (Mit illuminirten Kupfern und in einem geschmackvollen Einbände 4 Rthlr. 8 gr.) Hr. L. gehört zu den Wenigen, die Beruf haben für die Kinderswelt zu schreiben. Sein Wunsch in der Vorrede: „daß dieses Werk eben die günstige Aufnahme wie seine übrigen Schriften für Kinder finden möge,“ ist erfüllt. Mit allgemeinem Beyfall ist dieser Weihnachtsabend aufgenommen worden, und hat besonders Kindern nicht bloß für einen Augenblick Freude gemacht, sondern gewährt ihnen, wenn sie von Zeit zu Zeit ihn wieder in die Hände nehmen — wie Rec. dies bey seinen Kindern mit Vergnügen bemerkt — immer wieder eine ihnen sehr willkommene Unterhaltung. — Er enthält die Beschreibung der Weihnachtszeit — dieser für das junge Völkchen so interessanten Zeit — wie sie eine brave Familie froh unter einander und mit guten Freunden genießt. Diefes Thema hat Hr. L. gut bearbeitet; hat von den Weihnachtsfreuden und von der

Zeit, worin sie genossen werden, Gelegenheit genommen, bald manches minder Bekannte aus der Landerkunde, Geographien. dgl. seinen Lesern vorzutragen; bald gute Gefühle und Gefinnungen in ihren Herzen zu erwecken oder zu stärken; bald durch Scherz und Spiel sie zu belustigen. Die Kupfer — warum haben sich die Künstler nicht genannt? ihre Arbeiten machen ihnen ja alle Ehre: — sind von emore gezeichnet, gestochen und illuminirt, oder vielmehr ausgemalt. Die Verlagsbandlung hat durch Papier und Druck und Einband für dieß Büchelchen gethan, was es verdient. Wollen bemittelte Ältern, denen dieser Weihnachtsabend noch unbekannt ist, ihren Kindern ein gehaltvolles, nützliches und schönes Weihnachtsgeschenk machen: so empfiehlt ihnen Rec. dies Buch — das, da es keine Jahrzahl auf dem Titel hat, für jedes Jahr paßt — mit der Überzeugung, daß sie es ihm gewiß danken werden. Der Preis ist für dieß Buch, das 15 große Kupfer hat, nichts weniger als unbillig. Es wird auch mit schwarzen Kupfern für einen geringeren Preis verkauft.

J. J.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 D E C E M B E R, 1805.

## AUSLANDISCHE SPRACHKUNDE.

- 1) Quedlinburg, b. Ernst: *Kleines Übungsbuch zum Französischschreiben für die Jugend in Verbindung nützlicher Kenntnisse nach den Hauptstücken der Grammatik durchgeführt*, von Alb. Chrstn. Meinsche, Director der Schule zu Osterode am Harz. Dritte sehr verbesserte Auflage. 1804. 200 S. 8. (10 gr.)
- 2) Leipzig, b. Rein u. Comp.: *Zweyhundert Lectionen, ein brauchbares Hülfsmittel bey dem ersten Unterricht in der französischen Sprache*. Herausgegeben von Chrstn. Heinr. Pausler, Rector an der höhern bürgerl. Stadtschule zu Neustadt bey Dresden. 1804. 72 S. 8. (3 gr.)

Von Aufgaben für die Jugend, um irgend eine Sprache praktisch mit ihr zu üben, besonders wenn man einen öffentlichen Gebrauch von denselben zu machen gedenkt, wird billigermaßen verlangt, daß sie 1) dem Fassungsvermögen der Jugend angemessen seyen, 2) weder durch Leerheit ermüden, noch wohl gar, während sie die eine Gemüchskraft beschäftigen, der anderen durch ihren Inhalt schaden, (die Meidingerschen sind leer und für den Geschmack verderblich), sondern durch Mittheilung von Sachkenntnissen der Jugend doppelt nützlich werden, 3) die Regel der fremden Sprache, von welcher die Rede ist, hinlänglich üben, ohne jedoch um ihretwillen der Muttersprache etwas zu vergeben, und 4) richtige, dem Genius und Gebrauch der zu erlernenden Sprache angemessene Ausdrücke angeben.

Daß Nr. 1 diesen Forderungen größtentheils entspreche, darüber ist man in Deutschland einverstanden, und der zum dritten Male veranstaltete Druck dieser zweckmäßigen Schrift beweist dem verdienten Vf. die Zufriedenheit des Publicums. Gegen die Falschheit der einzelnen Stücke ist eben so wenig etwas zu sagen, als gegen ihren zweckmäßigen Inhalt. Freylich könnte in dieser Rücksicht manches schärfer bestimmt seyn. Dahin rechnen wir unter anderen die gleich in den ersten Aufgaben vorkommende Definition der *Theologie*, daß sie die *Lehre von Gott und von der Glückseligkeit des Menschen* sey, ferner die Bestimmung des *Mondes*, daß er ein *Planet* seyn soll S. 127. Eben so ist der edle Stolz, der Franz I von Frankreich antrieb, alle seine Kräfte gegen den übermächtigen Karl V aufzubieten, S. 140 auf eine Art geschildert, die jungen Leuten eine Abneigung gegen diesen liebenswürdigen

J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

gen König einflößen muß. Verkaufen denn nach S. 150 die Engländer rohe Wolle? In Rücksicht auf die dritte Forderung ist vielleicht am meisten gegen das Buch einzuwenden. Denn bald ist, um Fälle über die Regel anzubringen, das Deutsche holpericht, nachlässig, wohl gar ungrammatikalisch ausgefallen, bald sind Regeln entweder gar nicht, oder doch nicht zur Genüge geübt. Beyspiele von dem ersten Fehler sind S. 105, „würde Frankreich nicht gehabt haben,“ anstatt hätte Frankreich nicht gehabt, S. 188 „nachdem man Dichter gelesen haben wird,“ S. 136 „haben das Glück genossen, daß ihr Vorhaben geglückt ist.“ — Obgleich jeder Redetheil seine besonderen Übungen erhalten hat: so hätte man doch auch Aufgaben über die *Verbes Passifs* und *Pronominaux* erwartet, so wie man manche andere Regel, z. B. über den Gebrauch von *après*, nachdem, von *peut-être*, *aussi*, u. a. wenn sie vor dem *Verbe* stehen u. dgl. durch Beyspiele erläutert gewünscht hätte. Die irregulären Zeitwörter hingegen sind zu wenig geübt, denn die meisten kommen, anstatt daß der Lehrling auf die Bildung der von der Regel abweichenden *Toms* hätte aufmerksam gemacht werden sollen, imlich die vierte For Vf. gewählten fran die richtigen. So wie es S. 103 heißt der kein Franzos 1 ner, *avancer*. Eben wie nach S. 115 di ten, ausgedrückt w *contenir* ist hinreichend; besser aber noch würde hier *reprimer* seyn. — Anstatt *on a pris cinq zones*, man hat fünf Zonen angenommen, muß es S. 65 heißen *on a admis c. z.* In einem gewissen Sinne könnte auch *établi* gesagt werden. Auch hätte der Vf. sich nicht zu oft vorgreifen sollen. Warum wird z. B. gleich in den ersten Aufgaben über die Artikel gesagt, daß *écrire*, *apprendre* u. a. *Verbes Irréguliers* sind? — Besondere Constructionen hätten in den Wortverzeichnissen nicht unerwähnt bleiben sollen. Z. B. S. 19 wird der Anfänger übersetzen *de structure merveilleuse*, da es *d'une st. m.* heißen muß. Eben so sollte S. 33 bey *jouir* die Construction dieses Zeitworts angegeben seyn. — *suivent* S. 12, *suivra* S. 161 u. a. sind wohl nur Druckfehler.

Nr. 2 ist ein dürftiges, armseliges Büchelchen. Es enthält eine französische Grammatik *in nuce* und 110 deutsche Aufgaben, die zwar jeden Redetheil,

D d d d

aber

aber keinen befriedigend und vollständig erläutern. Überdies sind sie größtentheils aus anderen Übungsbüchern zusammengestoppelt. Ganz recht! So läßt sich etwas in einer anderen Sprache oder für dieselbe schreiben, ohne daß man wegen des Ausdrucks in Verlegenheit geräth. Hierauf folgen 90 kurze französische Übersetzungstücke, deren Inhalt größtentheils eine, durch nichts versinnlichte, moralische Maxime ist. Ob sie daher gleich eben so gedankenreich, als die deutschen Aufgaben leer und nüchtern sind: so dürfte doch der Anfänger weder bey den einen, noch bey den anderen sonderlich seine Rechnung finden. — Auf den wenigen Bogen wimmelt es von Druckfehlern.

Nimh.

- 1) LEIPZIG, in allen guten Buchh.: *Angenehme Unterhaltungen nebst freundschaftlichen und Handlungsbriefen zum Übersetzen ins Französische und Italiänische*, mit den dazu gehörigen Wörtern und Redensarten versehen, von Joh. Valent. Meidinger, Lehrer der franz. und ital. Sprache zu Frankfurt am Main. Neueste durchaus verbesserte, mit vielen Briefen und einer neuen Sammlung von sehr gebräuchlichen französischen und italiänischen Redensarten vermehrte Ausgabe. 1805. 496 S. 8. (1 Rthlr.)
- 2) HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Leichte Aufgaben zur Übung der Jugend im Französisch-Schreiben*, mit den dazu gehörigen Wörtern und Redensarten und einer kurzgefaßten französischen Sprachlehre, von Joh. Christian Wiedemann, Director des Handlungsinstituts und Rector der lat. Schule in Hagen in der Grafschaft Mark. 1805. 200 S. 8. (9 gr.)

Beide Schriften sind brauchbar; die erste für Geübtere, die andere für Anfänger im Französischen. Ähnlich sind sie sich hauptsächlich durch leichte, kurze, zum Theil auch angenehme und pädagogisch nutzbare Aufsätze; welche in einigen Stellen zu reichlich mit den zum Übersetzen erforderlichen Wörtern versehen sind. Der Druck ist in beiden sehr gut; das Papier besser von Nr. 1. Ubrigens aber müssen wir besonders bemerken von Nr. 1. Hr. M. hätte sein Werk in etwas einschränken und dadurch wohlfeiler machen können, besonders da seine Aufgaben nicht geeignet sind, dem Übersetzer zu aller Gewandheit zu bilden. Es sind größtentheils Erzählungen und Beschreibungen. Nämlich auch in den Briefen kommen Beschreibungen von Städten und Ländern vor. Mit Nutzen würden kurze moralische, ökonomische und andere Bemerkungen nebst ausführlichen Betrachtungen und einige interessante Gespräche, etwa in sokratischer Manier, in dieser zweiten Ausgabe statt einiger sehr abgenutzten Anekdoten und erdichteten Briefe Platz genommen haben. Ein Lehrer muß auch in schriftlichen Anweisungen einzig den Nutzen der Lernenden vor Augen haben, und sie nicht mit einförmigen Arbeiten über-

häufen. Aber Hr. M. versichert noch überdies in dem Vorberichte, daß er dieses Werk, „wenn ein diebischer Nachdruck erscheinen sollte, sogleich beträchtlich vermehrt, herausgegeben werde.“ Sucht er dann nicht bloß seinen eigenen Nutzen? An der ersten Ausgabe hatte man mit Recht getadelt, daß er dem Übersetzer zu viel Wörter an die Hand gegeben und sie in verschiedenen Stellen wiederholt hatte. „Allein,“ sagt er, „dieses that ich damals, und auch bey dieser Ausgabe wieder, mit gutem Bedacht. Denn wenn ein Schüler auch schon die französische Benennung eines Wortes etc. weiß, so ist er doch oft in Verlegenheit wegen der rechten Benennung und Rechtschreibung, und hat auch oft kein Dictionnaire zum Nachschlagen“: (gegen diese sonderbare Ausflucht ist mehr einzuwenden, als eine Parenthese füglich aufnehmen kann) „Ferner nahm ich auch Rücksicht auf die Schwachen, die oft mit dem besten Dictionnaire die abscheulichsten Schnitzer machen.“ Dieses läßt sich schon hören; wenn nur bloß möglichen Irrthümern vorgebeugt würde! Aber nachdem schon S. 25 und 33 und wohl öfter „sterben, mourir, morire“ vorgekommen war, stirbt S. 68 Sixtus V, und da wird das „sterben, mourir, morire,“ wieder in der besten Ordnung angebracht. Ja es fügt sich, daß unmittelbar darauf Carl V, als wäre das Übel epidemisch, wieder an mourir, morire stirbt. Dringt denn Hr. M. nicht darauf, daß seine Schüler die Ein Mal vorgekommenen Wörter merken? Ähnlicher Wiederholungen giebt es sehr viele. Die neue Sammlung von *besonderen* (so heißt es in der Überschrift; nicht, wie auf dem Titelbrette, *sehr gebräuchlichen*) Redensarten der Deutschen, Franzosen und Italiäner konnte wegfallen. Sie besteht aus Sätzchen und Phrasen ohne alle Ordnung zusammengerafft; meist figürlich oder sprichwörtlich in einer der drey Sprachen, einige trivial, so daß alles mögliche, was einen deutlichen Sinn enthält, mit gleichem Rechte darunter Statt finden könnte; z. B. „Er ist von geringem Herkommen, il est de naissance obscure, egli e di bassa, (oscura) nascita: Es ist trocken Wetter, il fait sec, fa tempo secco: Überlegt es, faites réflexion là-dessus, riflettetelo.“

Daß jeder Deutsche, der bloß das Französische lernen will, daß Italiänische mitkaufen und bey dem Gebrauche Zeitverlust und Unbequemlichkeit sich gefallen lassen muß, darüber will Rec. nicht aburtheilen. Aber — daß in dem Drucke zwischen den 3 Sprachen nicht der geringste Unterschied gemacht wird, findet er von allen Seiten verwerflich, so sehr auch der Geschmack jetziger Zeiten dafür zu seyn scheint. Allerdings muß die Einheit der Formen beygehalten werden, wo kein Grund zu verschiedener Schriftart vorhanden ist. Aber wetten, parier, faire une gageurs, seomettere; und laß liegen, laß da, laisse là, lascia stare, oder lascia colà, wie S. 4 z. B. steht, kann das wohl der Einbildungskraft behagen, dem Gedächtniß zu Statuten kommen, das Verständniß erleichtern? Überhaupt wäre

wäre zu wünschen, daß eine jede Sprache, die die lateinischen Buchstaben angenommen hat, sich so, wie die deutsche, durch etwas verschiedene Formen unterschiede. Muß man in diesem Buche nicht aller 3 Sprachen schon auf einen gewissen Grad kundig seyn, um nicht parier im obigen Beyspiele für Deutsch, laßt da für Französisch, und das Wort oder für Italiänisch zu halten? Es ist schon unangenehm und kann dem Anfänger wenig Lust machen, wenn er in der Meinung, das Französische gehe weiter, ein oder das andere Wort von dem Italiänischen mit hinzu nimmt, oder von dem entgegengesetzten Irrthume zurückkommen muß. Der Geübtere findet sich wohl leicht: aber für diesen ist das Buch nicht geschrieben.

Weit bequemer ist von dieser Seite Nr. 2. Hier ist das Deutsche gehörig mit deutschen Buchstaben gedruckt. Der Vf. gebrauchte übrigens erst das im J. 1796 herausgekommene *kleine Übungsbuch zum Französisch-Schreiben* von A. Ch. Meineke; fand aber sehr bald, wie die Unfleissigen dadurch, daß sie die Wörter unter jeder Aufgabe fanden, in ihrer Trägheit bestärket wurden. Die Knaben ließen es nämlich an den gehörigen Vorbereitungen fehlen, und der Lehrer konnte diese Vernachlässigung kaum merken. Er ließ also hier die zu jeder Aufgabe erforderlichen Wörter in besonderen Abätzen, nach der Folge der Aufgaben numerirt, zuletzt folgen, und machte auch sonst einige Veränderungen. Die Aufgaben folgen den Theilen der Rede in der gewöhnlichen Ordnung. — Die *kurzgefaßte französische Sprachlehre* ist ein Abriss größtentheils nach Daulnoy; ziemlich mangelhaft, weil von der Aussprache und der Syntax gar nichts gesagt wird. Wenigstens sollten, unseres Bedünkens, die Hauptregeln dieses letzten Theils Platz finden. Füglic konnten sie an die Stelle des angehängten Einmal-eins (*livret*) treten, welches gar nicht in das Buch gehört. Aber auch die Regeln der Aussprache sind nicht überflüssig. Freylich kann man den Ton nicht malen (aus welcher Ursache Hr. W. dieselben vielleicht übergangen hat); aber sie sind doch ein Anhalt, ein Erinnerungsmittel; für den Lehrer, um nichts Nöthiges zu übergehen; für den Schüler, um alle Töne für sich zu üben, die der Lehrer hat hören lassen.

W. Amb. †.

## SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) LEIPZIG, b. Köhler: *Leonhard von Wernoch*. Ein Roman in Kapiteln ohne Überschrift. (ohne Jahrzahl) 253 S. 8. (20 gr.)
- 2) ALTENBURG, b. Schnuphase: *Luise, Gustav, Hermann*. 1805. 166 S. 8. (16 gr.)
- 3) ZWICKAU u. LEIPZIG: b. Schumann: *Blumenberg und Julie*, eine unterhaltende und lehrreiche Geschichte. 1805. 187 S. 8. (16 gr.)
- 4) BONN (ohne Angabe der Verlagsh.): *Hermann, Bastard von Orleans*. Ein romantisches Gemälde aus der neueren Zeit. 1805. 262 S. 8. (18 gr.)
- 5) LEIPZIG u. ELBERFELD, b. Büschler: *Michel Morit der Kreuznacher*. Eine romantische Ausstellung aus der vaterländischen Geschichte mit historischen Farben gezeichnet. Vom Vf. der Henriette von Detten. 1805. 220 S. 8.

Armer Adel! der Vf. von Nr. 1 scheint dir den Tod geschworen zu haben. Armer Verfasser! deine Kränkungen werden in den Wind gesagt seyn, nur die letzte Volksklasse wird mehr als die ersten Seiten deines Buches lesen!

Nr. 2 könnte vielleicht bis zum Mittelschlage der Leser steigen, ja; dieser Roman würde sich vor manchem auszeichnen, wenn die Begebenheiten pikant wären, und der Vf. neue Ansichten der Dinge und einen lebendigen Vortrag hätte.

In Nr. 3 stirbt *Julie*, und *Blumenberg* erschießt sich auf ihrem Grabe. Es ist dies das interessanteste in diesem Buche, wir müßten denn ein Gedicht des glücklich verewigten *Blumenberg*, S. 165 dafür ansehen.

Nr. 4, wird durch seinen Helden, einen höchst-tugendhaften Spizbuben, Mordbrenner und Spieler, der ein natürlicher Sohn des letzten Herzogs von Orleans ist, weniger langweilig, als die drey ersten Numern; daher es am meisten verdient, sich eine Bahn durch den Haufen zu machen. Auf *gebildete* Leser wird der ungebildete Verf. wohl nicht gerechnet haben. *Hermann* endigt als republikanischer General in der Vendee,

Wenn Nr. 5 sich in Ansehung der kriegerischen Scenen dem vorstehenden *Bastard* anschließt, so nähert sich dieses Buch, in Ansehung des Langweiligen, den drey zuerst angezeigten Werkchen noch weit mehr.

X.

## KLEINE SCHRIFTEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. *Wien*, b. Rehms Wittve: *Kurze französische Sprachlehre für Anfänger in Schulen*. Von Aloys Bayrhammer, Lehrer der franz. Sprache an der Schulanstalt am Bauernmarkte in Wien. 1803. 111 S. 8.

Ebendaf., b. Ebendert: *Französisches Lesebuch für Anfänger. Nebst einer kurzgefaßten französischen Sprachlehre zum Gebrauche für Schulen*. Verfaßt von Ebendemselben. Erstes Bändchen für die Schüler der ersten und zweyten Classe. 68 S. Zweytes Bändchen für die Schüler der dritten Classe. 120 S. 8. (beide 12 gr.)

Diese drey in einander greifenden Werke sind ein Gewinn für den französischen Sprachunterricht in Deutschland, und gereichen im Allgemeinen zum Lobe ihres denkenden Vfs. Obgleich derselbe sich in der Vorrede nicht über das Eigenthümliche sei-

nes Elementarwerks ausläßt, so sieht man doch den Plan desselben sehr bald ein. Man hat lange genug nur zwey Methoden, junge Leute zur Kenntniß des Französischen zu führen, in Deutschland gekannt. Nach der einen betete man ihnen bloß Worte und Phrasen vor, und ohne Regeln vorausgeschickt zu haben, übte man sie in neuen Fügungen und Zusammensetzungen derselben, aus denen man es ihnen selbst überließ, sich Regeln zu abstrahiren. Dieser elende Unterricht, der die Sache als einen bloßen Mechanismus betrachtete, rächte sich durch das ganze Leben der Letzteren; sie konnten kein Buch periodisch übersetzen; sie redeten das Französische wohl mit Fertigkeit, allein sie begingen im Sprechen der Fehler so viele, daß sie kaum verstanden wurden, und noch weniger ihre Gedanken schriftlich ausdrücken konnten. Kurz, man hatte alle Ursache,

mit

mit der Methode der *Bonnet* unzufrieden zu seyn, und der Unterricht durch grammatische Regeln trat an ihre Stelle. Allein dieser Weg ist lang und verdrüsslich; am Ende desselben ist der Schüler wohl mit den Sprachgefeizen, aber nicht mit der Sprache bekannt geworden; auch mußte er bisher, wenn er endlich nach vieler Beschwerde zu den *Verbes Irreguliers* oder wohl gar zu den *Interjections*, als dem letzten Redetheile, gekommen war, und nun alles im Rücken zu haben glaubte, noch einmal von vorn anfangen. Wenn die Gouvernante den Körper ohne Geist gab: so gab der philosophischere Lehrer gewöhnlich den Geist ohne Körper. Es liegt am Tage, daß ein planmäßiger Unterricht die Coexistenz beider bewerkstelligen müsse, und auf diesen Zweck arbeitet Hr. B. in seinem Werke mit vieler Besonnenheit hin.

In seinen französischen Lesebüchern wechseln daher Aufgaben über die grammatischen Regeln mit solchen, die über bloße Worte gegeben sind, um diese dem Gedächtnis einzuprägen, ab. Von den Aufgaben der letzteren Art beschäftigt sich, der guten Ordnung willen, eine jede nur mit einem Grundbegriffe und mit seinen Theilen oder mit den Dingen, die mit demselben in der nächsten Beziehung stehen. Vor einer jeden gehen die Worte, die in derselben vorkommen, in einem genauen Verzeichnisse voraus, so daß sie der Schüler bereits memorirt haben muß, wenn er sie anwenden soll. Diese Wortverzeichnisse sind nicht nur reichhaltiger, als in den gewöhnlichen *Vocabulaires*, sondern sie enthalten auch zum Theil bessere Worte, und verbreiten sich über mehr Materien. So enthält eins die bey der Musik gewöhnlichen französischen Ausdrücke, ein anderes die Benennungen der in den mechanischen Künsten gebräuchlichen Werkzeuge u. dgl. Bey den Aufgaben über die grammatischen Regeln liegt die vom Vf. besonders herausgegebene Sprachlehre zum Grunde. Jede Bemerkung, die in derselben erteilt wird, verweist, um den Lehrling vertrauter damit zu machen, auf die in den beiden Lesebüchern beygebrachten Fälle, in denen in der That eine jede ihre Erläuterung durch Beispiele erhält. Was die Sprachlehre selbst betrifft: so ist auch diese mit deutscher Sorgfalt und Genauigkeit bearbeitet. Daß der Vf. z. B. die französischen Declinationen verwirft, das hat er mit vielen anderen gemein, aber darin unterscheidet er sich von ihnen zu seinem Vortheil, daß er anstatt der abgebrochenen Stützen dem Anfänger neue giebt, und an eben der Stelle, wo vorher in den Grammatiken die Artikel paradierten, im Voraus ziemlich bestimmte Regeln über den Gebrauch der Präpositionen *de* (*du, des*) und *à* erteilt. Eben so hat es uns sehr zweckmäßig geschienen, daß *être* nicht bloß in der Bedeutung *seyn*, sondern auch in der Bedeutung *werden* conjugirt ist, daß gleich nach der Conjugation der beiden Hilfszeitwörter S. 48 Regeln über ihren Gebrauch erteilt sind, daß die eigentlichen Conjugationen, die in der That wegen ihrer Leichtigkeit den großen Raum nicht verdienen, den ihnen andere Sprachlehren geben, nur eine kurze Abfertigung gefunden haben, u. dgl. mehr.

Bey allen diesen unleugbaren Vorzügen hat doch aber auch dieser *Cours de la langue Françoise* mancherley, zum Theil beträchtliche Unvollkommenheiten. Denn um nichts von einzelnen Unrichtigkeiten in dem französischen Ausdruck und von süddeutschen Provinzialismen zu sagen, sind alle drey Werke durch Druckfehler entsetzlich verunstaltet, und diese in dem angehängten Verzeichnisse nicht einmal alle berichtigt worden. In der Sprachlehre ist der Vf. häufig zu weitläufig. Wir wollen diesen Tadel nicht einmal auf die 13 Seiten lange Aufzählung der Adverbien gründen, die er für nothwendig erachtet haben mag, weil es ihm um Wortkenntnis zu thun war. Allein daß er sich bey Ausnahmen zu lange aufhält, und sie durch eine Menge Beispiele in den Lesebüchern erläutert, das kann um so weniger nachgesehen werden, da die Sprachlehre für Anfänger bestimmt ist, und eine solche Weitläufigkeit sie nicht nur verwirrt, sondern ihnen auch die Sprache verleidet. Am meisten muß man mit der Lehre von der Aussprache unzufrieden seyn. In der That, wenn diese Anfängern nach den Regeln, welche der Vf. aufstellt, beygebracht wird: so ist zu befürchten, daß sie von keinem Franzosen verstanden werden. Wen muß es nicht befremden, zu yegnehmen, daß e wie e in geben, oi

wie oe, oeil wie Höll (?) gelesen wird u. s. w.? Die Methode des Vf., alle Formen, unter denen ein Laut vorkommt, (z. B. oi, oid, oit, ois, oix, oids) zusammen zu stellen, ist offenbar der nachgebildet, nach welcher Hr. *Olivier* das Deutsche lesen lehrt, ist aber, wie diese, zu gelehrt, und läuft zu sehr auf eine grammatische Minutienlehre hinaus, als daß sie für Anfänger sehr fruchtbar seyn sollte. Überdies hat er sich in derselben Fehler zu Schulden kommen lassen, die unbegreiflich sind. Um nur einen Beweis anzuführen, wen wird er wohl überreden, daß in den Formen oie (in voie), ouet, ouhais, ouoient ein und derselbe Laut vorkomme? — Sehr zweckwidrig ist es auch, daß die Schüler des Vfs. in der ersten und zweyten Classe nur mit den Substantiven, Adjectiven und Zahlwörtern bekannt werden, und daß man sie erst in der dritten zu den *Pronoms* und *Verbes* führt. Der Unterricht soll in Cursus getheilt werden; aber unrecht ist es und offenbar falsche Methodik, wegen derselben die Wissenschaft zu zerstückeln, in welcher bloß Gradationen statt finden sollen. Schon in den ersten Classen muß eine völlige französische Sprachlehre gegeben werden; allein der besonnene Lehrer trägt in denselben von jedem Redetheile nur das Unentbehrlichste vor, und unterscheidet stets das Bedürfnis des ersten Anfängers von dem des Schülers, der schon weitere Fortschritte gemacht hat. Dagegen fängt er mit dem letzteren die Sprache wieder von ihren ersten Fundamenten an, um überall das einzufachen, was er bey dem ersten Vortrage zu übergehen genöthigt war. Ja, mechanische Übungen, wie die der Conjugationen sind, eignen sich aus mehr, als einem Grunde, für das frühere Alter gerade am meisten.

Es würde nicht nur vorthellhaft für die Käufer des Buchs gewesen seyn, sondern auch in den Schulen viele Zeit ersparen, wenn in den Aufgaben über die Regeln der Grammatik zugleich die Wörter, die der Schüler behalten soll, vorkämen. Dadurch würden nicht nur besondere Aufgaben über diese Wörter unnöthig gemacht worden seyn, sondern jene erlernen würden auch den Vorwurf, daß sie in Abticht auf ihren Inhalt ganz leer sind, und keine Sachkenntnis geben, nicht mehr in dem Grade verdienen, in welchem er wirklich auf ihnen haftet. Diese Aufgaben, die zu lang sind, folglich dem Schüler zu wenige Ruhepunkte darbieten, und das Auffinden der Beispiele zu den grammatischen Regeln (von denen immer eine Menge durch eine einzige Aufgabe erläutert sind) erschweren, hätten nicht durchaus französisch seyn sollen. Allerdings sollten zwar französische Beispiele vorausgehen, um die Regel zu verdeutlichen; aber dann mußten Übungen in deutscher Sprache folgen, um durch das Übersetzen die Nachahmung zu erleichtern, auf welche bey einer Sprache, die man erlernt, um sie zu reden, alles ankömmt. Daß unter den Verzeichnissen von Wörtern auch eins von den Kunstausdrücken (*Termes Techniques*) vorkömmt, ist für Anfänger wohl etwas zu gelehrt, und dürfte schwerlich von großem Nutzen seyn.

Nmh.

Berlin, b. Schöne: *Erster Unterricht in der französischen Sprache für die Jugend*. 1804. 124 S. 8. (4 gr.) Eine alte Schrift mit neuem Titel. Sie ist ganz planlos, sowohl in Rücksicht auf Form, als Materie. Die Aufsätze sind an keine Regel gebunden, und es findet demnach keine grammatische Folge, kein Übergang vom Leichterem zum Schwereren statt. Historische, selbst philosophisch seyn sollende Stücke wechseln mit Erzählungen in dem Tone, in welchem sie in *Campens* Kinderbibliothek vorgetragen werden. Unter jeder Aufgabe stehen einige wenige französische Worte. Dazu erfährt man in dem Werkchen, daß *Socrates* vom *Apollonius* für den Weisesten erklärt worden, S. 14, daß die Rhetorik eine zusammenhängende, die Dialektik aber eine abgebrochene Redekunst sey. S. 20 u. dgl. Sächelchen mehr. Nach S. 22 war *Aristipp* ein Verschwender, *Plato* mittelmäßig, und *Diogenes* ein Betler. Auch schreibt der Vf. *Tales* S. 27, *Jahrhuche* S. 23, er spricht S. 5 ihm nektet, S. 7 in der Schule, darin er ging, ebendat. seinen Schnupftuch S. 10 frug, S. 23 daß, wenn er an jemand was auszusetzen hatte, so fiel er u. s. w. S. 27 man beschuldigte ihm u. d. gl.

Nmh.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 25 DECEMBER, 1805.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts: *Gedanken und Meinungen über Manches im Dienst und über andere Gegenstände* von A. Zweyte vermehrte Ausgabe. 1804. VIII u. 364 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Interessante Bemerkungen, voll Sach- und Menschen-Kenntniß, größtentheils sehr wahr und beherzigenswerth. Die Bemerkungen von A. sind voll Witz, der indessen zuweilen gesucht ist, die Beyschriften von B und C zwar auch nicht ohne diese Würze, jedoch mehr von einem ruhigen und bedächtigen Verstande dictirt: alle drey aber gewähren eine höchst anziehende Lectüre. Wir geben zu-förderst einige Beyspiele, demjenigen, welcher mit diesem Buche noch nicht bekannt seyn sollte, zur Probe; dem damit bereits vertrauten Leser aber zur angenehmen Erinnerung.

„Der Dienst bey Hofe ist kein wahrer Staatsdienst, er ist nur eine Melodie davon, welcher aber niemals ein Text untergelegt wird, bey dem sich etwas vernünftiges denken liesse, und die daher in langweiliges Trallern ausartet“ (§. 7). „Sobald Rang und Gehalt sich zu der Arbeit wie 3 zu 1 verhalten, so ist die Stelle eine verkappte Sinécure, und wer Augen hat zu sehen, wird dergleichen auch unter uns finden, ohne dafs ich diese Dienstherrn nenne“ (§. 38). Die wahre Weihe empfängt die Polizey von der Moralität, die bey ihrer Dienerschaft so nothwendig und heilig seyn muß, wie bey den Kassenbedienten, wo es auch keine Kontrolle giebt, bey fehlendem moralischen Charakter des Rentanten die Kasse zu sichern, indem sogar Visitationen und Caution nur leidige Tröster sind (§. 35). „Der Staat mag immerhin die Augen haben auf alles, nur nicht die Hände in allem“ (§. 53). „Aus dem Abrichten entspringt die Routine, der ich zwar keineswegs allen Werth abspreche, allein ich möchte solche Routine-männer neben die Genies setzen, wie man Stangen neben junge Bäume stellt, ihren geraden Wuchs zu befördern, und sie vor mancher Windbeschädigung zu sichern“ (§. 60). Da jedes, der einen Unterschied zwischen seinem bloß gegebenen Wort und dem beschwornen macht, *eo ipso* undienstfähig ist, so würde es gewifs gut seyn, alle Dienstheide abzuschaffen“ (§. 66). „Dirigiren heist die Gabe besitzen, jedes Mafs von Kräften in die ihm möglichste thätige Anwendung zu bringen“ (§. 73).

Von den Conduiten-Listen heist es S. 152 sehr  
J. A. L. Z. 1805. Viertes Band.

wahr: allgemeine Urtheile sind falsch — unnütz, (denn wer die einzelnen Facta vor sich hat, aus denen der Chef seines Collegii sein allgemeines Urtheil zieht, wird eben so gut wie er, oder wegen völliger Unparteylichkeit noch besser daraus urtheilen können) und gefährlich, wenn die obere Behörde nicht von selbst so klug ist, den Angaben in den Conduitenlisten zu misstrauen. — „Das Moralisiren in Collegiis, heist es S. 335, sieht nach Furchtsamkeit aus, wenigstens nicht nach wahrem Ernst mit Abschaffung der Fehler.“

Wir fügen einige Beyspiele aus den Bemerkungen über andere den Dienst nicht angehende Gegenstände hinzu. S. 218 „Das Gewissen ist der treueste und klügste Rath des Verstandes, das Herz ist sein Günstling; kommen Rath und Günstling in Collision, so tritt der Verstand mehrentheils auf die Seite des letzteren und tröstet sich mit dem Sprichwort: der Klügste giebt nach.“ — „Das Herz ist die ältere Schwester, und als solche hat es immer die erste Stimme. Der Verstand ist der jüngere Bruder, der, wenn er zu Jahren gekommen ist, ein Recht erhält mit zu reden und als Freund zu raten. Aus der Übereinstimmung beider geht das hervor, was man eine schöne Seele nennt (S. 238).“ — Den Enthusiasmus, der zu den heldenmüthigsten Aufopferungen sich erhebt, immer exaltirten Egoismus zu nennen, halte ich für eine Sünde wider den heiligen Geist, und nicht für eine der kleinsten.“

Rec. theilt nunmehr von seiner Seite einige Beyschriften zu verschiedenen Bemerkungen dieses interessanten Buches mit. §. 40 wird die Frage aufgeworfen, ob es besser sey, die sämtlichen Regierungszweige einzelner Provinzen nur Einem Minister unter der Bedingung der strengsten persönlichen Verantwortlichkeit anzuvertrauen, oder besonderen Ministern ihre Geschäfte durch alle Provinzen anzuweisen? Wir sind der Meinung, dafs diese Frage nicht unbedingt, sondern bey diesem Staate so, bey jenem anders beantwortet werden müsse, nach der Verschiedenheit der ursprünglichen Verfassung, nach der Lage und Gröfse des Staats und nach seinem Verhältnifs zu anderen Staaten. Die Organisation des französischen Kaiserreichs giebt in dieser Hinsicht dem Stoff zu fruchtbaren Betrachtungen, auf welche wir aber nur hindeuten mögen. Wir halten übrigens dafür, es sey nicht nothwendig, dafs der General-Minister Einer Provinz gerade für alle ihm untergebene Fächer ein ganzer Mann sey. Er braucht eben so wenig als der Monarch, selbst alles zu ver-  
E e e e stehen,

stehen, selbst alles zu thun; aber er muß einen richtigen Überblick über alles haben, seine Leute gehörig zu wählen verstehen, und die Unterbehörden sowohl in genauer Aufsicht und Ordnung zu erhalten, als mit Eifer und Patriotismus zu beleben wissen. In denjenigen Staaten, wo es specielle Departements und Departements-Minister giebt, sind zwey Dinge dringendes Bedürfnis. Einmal ein weites Ressort-Reglement, und zweytens ein gemeinschaftlicher Geist. Es werden sonst Geschäfte, die zusammen gehören und die zusammen deutlicher übersehen und geschwinder abgethan werden könnten, getheilt, die Expeditionen vervielfacht, und der Geschäftsgang kostspieliger und langsamer. Dazu kommt die Eifersucht der verschiedenen Departements gegen einander, und die Sucht des einen seine Wirksamkeit zum Nachtheil des anderen zu erweitern. Wie viele unangenehme Collisionen giebt es nicht zwischen den Regierungen und Finanzkammern, zwischen beiden und den Justizhöfen! Wie traurig ist es nicht, wenn in Ermangelung eines gemeinschaftlichen Geistes Mafsregeln, welche das Regierungs-Collegium für nothwendig zum besten des Landes hält, die Zustimmung des Kammer-Collegii nicht erhalten können! Der Vf. tadelt §. 57 die Versorgung dienstunfähiger Soldaten durch Civil-Amt. Der Rec. möchte jedoch diese Maxime dann in Schutz nehmen, wenn entweder jenes Civilamt eine Sinecure ist, oder wenn die Bedienung so einträglich ist, daß der zu den Geschäften eigentlich gesetzte Secretär oder Commissarius an den Invaliden eine mässige Pension abgeben kann, und selbst dabey mit den Seinigen das gehörige Einkommen und den erforderlichen Lohn für seine Dienste behält. Ohne diese Einschränkung hat freylich jene Maxime sehr nachtheilige Folgen für den Dienst und für die Moralität. Über die Vermehrung der Dienerschaft findet sich manches wahre Wort in diesem Werke. Rec. setzt einiges aus seiner Erfahrung hinzu. An manchen Orten werden mehr neue Diener angesetzt aus Eitelkeit, an anderen Orten, weil der Regent der Intercession eines Günstlings, der Jemanden gern placiren will, nichts abschlagen kann. Gewöhnlich wird dann diesem neuen Diener ein so kleiner Gehalt ausgeworfen, daß er sich nicht für verbunden hält, dafür viel zu thun, und daß daher auch von seinen Vorgesetzten seiner Unthätigkeit und Unordnang durch die Finger gesehen wird: nicht zu gedenken, daß er sich nun für berechtigt hält, auf unredlichen Wegen das Fehlende zu ersetzen. So wenig indeß Rec. für die Errichtung neuer Ämter und die Vermehrung der Dienerschaft ist, so kann man dagegen nicht genug vor dem entgegen gesetzten Extrem warnen. Wir schweigen von dem Geitze, welcher dem einzelnen Arbeiter so viele Lasten aufbürdet, unter denen dieser zuletzt erliegen muß, wir berühren einen anderen Fall. Mancher Regent hat die gute Absicht, alles mit eigenen Augen zu sehen, er läßt sich sogar die unbedeutendern Vorfälle berichten, er will die Verwaltung simplifi-

ciren und mehrere Zweige derselben verbinden, er läßt sich über alles die detaillirtesten Tabellen verfertigen, und bürdet diese neuen Arbeiten, (deren Nutzen oft noch dazu sehr problematisch ist) den alten Dienern auf, die vielleicht vorher die wenige Mufse, die ihnen von den gewöhnlichen Dienstverrichtungen übrig blieb, zu Nebenarbeiten anwenden mußten, um einen Zuschuß für ihre und ihrer Familien Erhaltung zu verdienen. — Eines der wichtigsten und nothwendigsten, aber auch der schwersten Talente eines Chefs ist dieses, die Geschäfte zu kennen, und zu wissen, wie viel man von dem einzelnen Beamten billig fordern könne. Der Staatsdiener soll nicht müßig gehen, er soll eben so wenig die schönsten Arbeitsstunden am Spieltische und in Zerstreuungen hinbringen; allein er soll auch bey voller Arbeit sein volles Brod haben, und wenn ihm bereits jene zugetheilt ist, nun aber neue Gattungen von Arbeiten eingeführt werden, so spare man doch nicht ein paar hundert Thaler zu Befoldung eines eigenen hierzu bestimmten Mannes. In 67 §. heist es sehr wahr: Keiner, wes Standes und von welcher Geburt er auch sey, sollte zu höheren Stufen gerufen werden, wenn er nicht einige Zeit ganz im Ernst auf den niedrigeren gestanden hätte. Zu diesem frommen Wunsche fügen wir noch den hinzu: möchte doch alsdann bey der Beförderung zu höheren Stellen die Unparteylichkeit auswählen! Es giebt Köpfe, welche am besten stets auf einer niedrigen Stufe bleiben und in einem eingeschränkten Wirkungskreise nützlich sind. Die Natur hat aber hierzu nicht immer den Bauers- oder Handwerkersohn bestimmt.

Wenn der Vf. die Wahl hätte zwischen Collegien oder einzelnen Officianten, so würde er sich für die letzteren erklären (§. 83). Allein man darf nicht vergessen, daß die Collegien unter gewissen Umständen unentbehrlich sind. Sie wirken gewöhnlich dem Nepotismus kräftig entgegen. In kleinen Staaten würde besonders die Gerechtigkeitspflege selbst den Schein von Unparteylichkeit verlieren, wenn nur Ein Officiant angestellt wäre, indem es nicht fehlen könnte, daß entweder der Kläger, oder der Beklagte, oder der Anwalt der einen oder der anderen Parthey mit dem Richter verwandt wäre. In dem Collegio dagegen kann doch das verwandte Mitglied sich seines Voti enthalten: auch hat der unter Collegien so oft eintretende Mangel an Übereinstimmung in den Gesinnungen seine nützliche Seite. In einem Collegio kommt es nur hauptsächlich darauf an, daß der Präsident ein gewiegter Mann sey, der seine Leute kenne, einem jeden zutheile, was sich am besten für ihn eignet, und darauf genau halte, daß kein Mitglied sich auf das andere verlasse, und dem Voto seines Vorgängers blindlings beytrete. Ist dies nicht der Fall, so kann man freylich zuweilen die Entschuldigung: „Ich dachte, Sie hätten es durchgesehen, Herr College!“ hören, und Decrete im Namen des Collegii erscheinen sehen, worüber dieses selbst in der Folge, wenn es angefochten wird, sich wundert, und

und Mühe hat es für das feine zu erkennen. §. 92 wird der Vorschlag gethan, daß wenn in einem Collegio ein Mitglied krank würde, oder eine eigene Geschäftsreise unternähme, ersterer  $\frac{1}{2}$  letzterer  $\frac{3}{4}$  des auf jeden Abwesenheitstag treffenden Gehalts unerläßlich bezahlen solle. Wir finden dieses hart und ganz gegen die Natur der collegialischen Verbindung, die es mit sich bringt, daß Krankheit eines Mitglieds den Geschäftsgang nicht aufhalten kann, ohne daß demselben ein weiterer Nachtheil zuwächst. Die Krankheit selbst ist schon ein Übel, soll es noch dadurch verschlimmert werden, daß man während derselben seines Gehalts verlustig geht? Nie bedarf man mehr des Geldes als in kranken Tagen. Und wie, wenn man nun in und durch das Amt die Krankheit bekommen hat? Diese Fälle sind eben nicht so selten. — Was die Privat-Reisen anlangt, so wird es nicht leicht geschehen, daß ein Rath zu Reisen in eigenen Angelegenheiten oft und auf lange Zeit Urlaub erhält. Sollte es aber doch geschehen und die Abwesenheit lange dauern, so ist es billig, daß eine zweckmäßige Einrichtung getroffen wird, damit nicht die übrigen Räte umsonst fremde Arbeiten übernehmen müssen, und dafür pflegt derjenige, welcher um Urlaub bittet, vorher immer selbst zu sorgen. Ist es nicht, heist es im §. 93, eine auf Dienstvernachlässigung gesetzte, wenigstens dazu weckende Prämie, wenn man ein schweres Departement dem, der es verabsäumt, nimmt, und es einem bekannt fleissigen zutheilt, ohne ersterem an seinem Gehalt etwas zu kürzen? Rec. setzt hinzu: Man sieht ja zuweilen Beispiele, daß Jemand in einem Dienste, zu welchem er nicht die hinlänglichen Kenntnisse besitzt, angestellt, und hernach, wenn eine bessere Stelle offen wird, unter dem Vorwande, daß er zu jenem nicht recht passe, zu dieser befördert wird, anstatt daß man von ihm verlangen sollte, sich zu jenem Amte gehörig zu qualificiren. Wahrlich Etwas sehr niederschlagendes für den fleissigen, bescheidenen, von Gönnern entblößten Candidaten.

Nicht ohne Bedauern haben wir in diesem interessanten Buche über die *Bezahlung der Staatsdiener* sehr harte und ungerechte Aufserungen gefunden, die vielleicht hin und wieder um so leichter Eingang finden könnten, je wahrer und richtiger die meisten übrigen Beobachtungen der Vff. sind, und je mehr unsere Machthaber zum Ökonomisiren in diesen Punkte geneigt sind. Wohl den Dienern, die der Vff. im Auge zu haben scheint, deren Gehalt mehr als hinreicht, zu ihrer und der ihrigen standesmäßigen Erhaltung und Versorgung! Dem Rec., der auch nicht ohne Erfahrung in Dienstsachen ist, sind dergleichen Beispiele nur als eben nicht häufige Ausnahmen von der Regel vorgekommen. Es ist nicht nöthig auf die traurig genug lautenden und öffentlich bekannt gewordenen Berechnungen der Einnahme des Kanzley- Personals bey dem höchsten Reichsgerichte in Wetzlar hinzuweisen; ein jeder Leser wird ohne Mühe in seiner Nachbarschaft

die nöthigen Beobachtungen darüber, wie die Staatsdiener gewöhnlich bezahlt werden, anstellen können. Unser Zeitalter hat allerdings — Rec. erkennt es mit inniger Dankbarkeit an — mehrere Beweise von großmüthiger Unterstützung gegen verdiente und kärglich bezahlte Diener des Landes aufzuweisen. Allein sollte die Bemerkung des mit der Welt und dem Geschäftsleben wahrlich nicht unbekannten *Schlossers* jetzt gar keine Anwendung mehr finden, der von dem Gesichtspunkte spricht, aus welchem manche Fürsten ihre Civildienner ansehen, — sie betrachten dieselben als ein nothwendiges Übel, als einen Haufen von Leuten, die ihnen nichts eintragen, wie ihre Pächter thun, die sie nicht amüsiren, wie ihre Jäger und Sänger und Mätressen thun, die ihnen keinen Glanz und Ansehen geben, wie ihr Hofstaat thut, die nichts zu ihrer Bequemlichkeit beytragen, wie ihre Kammerdiener thun, und die so selten aufs Commandowort pariren, wie ihre Officiere und Schildwachen thun. — Dem Rec. sind wohl einzelne reich dotirte Ämter bekannt, die mehr als Einen Mann ernähren könnten, Sinecuren wo sich die Arbeit zum Verdienst verhält wie 1 zu 3. Er würde auch herzlich wünschen, daß diesen das zuviel abgenommen würde, wenn man dadurch anderen schlecht bezahlten Dienern etwas zulegen, und schlechte Stellen verbessern wollte. Aber nur selten wird eine solche Rücksicht beobachtet. Zwar geschieht es häufig genug, daß der neu angestellte Officiant nicht die ganzen Emolumente seines Vorgängers bekommt, indem die Stellen oft wie an den Mindestbietenden gegeben werden, und bey der grossen Menge Menschen, welche sich um jeden, seys auch noch so geringen Dienst, in Hoffnung besserer Zeiten, die den Menschen immer begleitet, bewerben, es nie an Candidaten dazu fehlt. Wie wird aber zuweilen dasjenige verwendet, was dem Poeten von seinen vorigen Einkünften abgebrochen wurde? — Aus diesen Ursachen würde Rec. nicht so unbedingt anrathen, einer Stelle das anscheinende Zuviel wegzunehmen, da ein so einträglicher Posten wenigstens manchmal einem alten treu verdienten Officianten, der lange in einer geringen Stelle darbt, zur Belohnung gegeben wird, auch der Wunsch zu derselben befördert zu werden, ein Sporn zu seyn pflegt, der zu grösserem Diensteifer antreibt. S. 82 wird behauptet: da bey dem Dienstantritt jeder weis, was er einzunehmen hat, wird es ihm nicht dadurch erleichtert, seinen Ausgabeetat zu machen, und von Nahrungsorgen ununterdrückt zu bleiben? „Ja wenn nur, fügen wir hinzu, der Staat die Garantie übernehmen wollte, daß die Preise der Lebensbedürfnisse sich inzwischen nicht ändern würden, oder daß, wenn dies geschähe, er dem Diener diese Differenz ersetzen wollte, so daß er zu jeder Zeit ganz gewis so viel einzunehmen hätte, und mit seinem Gelde so weit ausreichen könnte, als damals, da er den Dienst übernahm. Besonders ist nicht zu vergessen, daß ein Diener, der zwanzig und mehrere Jahre im Dienste gewesen ist, in zwey Artikeln, in wel-

welchen er schlechterdings nicht sparen kann, nicht sparen darf, — in den Krankheits-, und in den Erziehungs-Kosten, einen unermeßlichen Unterschied zwischen Jetzt und Sonst findet, woran diejenigen Chefs gewiss nicht denken, die so streng über dem einmal festgesetzten Etat halten.“ Eine Krankheit von wenigen Monaten nimmt nicht selten bey den hohen Preisen der Medicamente, unter welchen mancher Arzt, in dessen Hände man gefallen ist, gerade die theuersten auswählt, und bey den von dem Staate selbst gesetzten taxmässigen hohen Honorare (das wirklich, beyläufig gesagt, in keinem Verhältnisse mit der Taxe der Arbeiten eines gewöhnlichen öffentlichen Officialen ist,) eine einzige Krankheit sagen wir, nimmt die Einkünfte von mehr als Einem ganzen Dienstjahre weg. Ferner, was kostet nicht jetzt der Unterricht mehr, als vor zwanzig Jahren? Der Unterricht in der Religion ist freylich wohlfeil genug, aber dagegen — was gegenwärtig zu dem Fortkommen eines jungen Menschen in der Welt fast nothwendig ist, — kostet der Unterricht in den lebenden Sprachen, in der Musik und in den

mathematischen Wissenschaften weit mehr als sonst, so wie auch die Subsidien des Unterrichts viel theurer geworden sind. — Der Trost, den wir S. 91 lesen, daß wer sich anderweitig vortheilhafter zusetzen wisse, den Dienst ja niederlegen könne, ist erbärmlich und grausam. Ist es denn so leicht aus einem Gewerbe in das andere überzutreten, wo man nicht die nöthigen Vorkenntnisse, Übung, Bekanntschaften, oft nicht den ersten erforderlichen Verlag hat? Ist nicht der Übertritt selbst durch die Staatsverfassung in den meisten Fällen, durch schwer zu überwindende Schwierigkeiten verhindert? Und wehe dem Lande, in welchem es Maxime, von oben herab gurgeheissene Maxime wäre, den Staatsdienst nur als einen Nothbehelf zu betrachten, mit welchem man sich nur zu befaßten brauchte, so lange als man keinen einträglicheren Erwerb wüßte, und den man natürlich nur als Miethling treiben könnte, weil das ganze Augenwerk darauf gerichtet seyn würde, eine ergiebigere Erwerbsquelle auszuspähen, und sich zu einem einträglicheren Gewerbe geschickt zu machen!

(Der Beschlufs folgt.)

### KLEINE SCHRIFTEN.

**MEDICIN.** *Alt Dorf: Nachricht von der Anstalt für arme Kranke zu Alt Dorf vom May 1802 bis dahin 1803 nebst einigen medicinisch-chirurgischen Bemerkungen und Erfahrungen.* Herausgegeben von D. Christian Erich von Fabrice, Prof. der Anatomie und Chirurgie, Physicus des Pflegamts Akdorf etc. 1803. 60 S. gr. 8. (4 gr.) Diese Nachricht scheint vorzüglich dazu bestimmt, eine öffentliche Rechenschaft von der Verwendung der zum Besten kranker Armen eingegangenen Beyträge abzugeben. Man tadelt jene Wohlthätigkeitsanstalten mit Recht, welche diese öffentliche Rechenschaft vernachlässigen; und die Öffentlichkeit der Rechnungen ist als eines der sichersten Mittel der Erhaltung solcher Anstalten anerkannt; vorzüglich wird hiedurch das öffentliche Zutrauen geweckt, und der Zufluss freywilliger Beyträge vermehrt. Es muß daher nicht wenig auffallen, wenn von anderen deutschen Provinzen, welche viel kostspieligere Krankenanstalten für Arme unterhalten, gar keine Nachricht ins Publicum kommt. Die Vortheile solcher Nachrichten beziehen sich nicht bloß auf die Anstalt selbst, sondern sie geben, besonders bey volkreichen Städten, eine Übersicht der Succession der Krankheitsformen, eine nähere Bekanntschaft mit den allgemeinen Schädlichkeiten und vorzüglich denen, welche von der Örtlichkeit abhängen, daher sind diese Nachrichten für den thätigen Gesundheitsbeamten von größter Wichtigkeit. Die zweckmäßig behandelte Anstalt ist eine reichliche Quelle der Belehrung für den angehenden Armenarzt, er sieht, wie man mit geringen Ausgaben doch vieles leisten könne, und lernt die bey Armenanstalten so nöthige Ersparnis. In Hinsicht der Medikamente wird in manchen Orten zu sehr auf die Armenkasse hinein gestürzt, so daß Belehrungen über diesen Gegenstand, welche aus guten Mustern zu schöpfen sind, keineswegs überflüssig scheinen. Die vorliegende Nachricht ist zwar keineswegs so vollständig, daß sie in dieser Hinsicht lehrreich seyn könnte, denn wir erfahren nur im allgemeinen den Kostenbeitrag für Arzneyen, welcher in Beziehung auf die Summe der Kranken sehr gering ist. Allein in Hinsicht der Verpflegung und Wartung der Kranken scheint wenig oder nichts geschehen zu seyn, da die Rechnung gar nichts über diesen Punkt enthält, und doch ist diese das wichtigste bey der Heilung. Die Anstalt besorgte in einem Jahre 133 Kranke, wovon 201 genesen, 5 gestorben sind, 24 keine fernere Nachricht ertheilten, und 3 in der Kur verblieben. Der Betrag für Arzneyen ist 204 Guld., 42 kr. rhein. Unter den beygefügten medicinisch-chirurgischen Bemerkungen sind die über die Wasserleiche vom Hundsbiss und ihre Heilung die interessantesten. Unter den äußeren Mitteln gegen die Wunde giebt der Vf. den Azmitteln und dem Ausbrennen durch Schießpulver den Vorzug,

unter den inneren bestätigt er das bisherige Lob der Belladonna. Mit der Inoculation der Krätze machte er einen Versuch, der, so empirisch er scheint, alle Aufmerksamkeit verdient. Er sah nämlich auf den Ausbruch dieses Ausschlages die Zufälle der anfangenden Wasserleiche wieder verschwinden, dieß veranlaßte ihn in einem Falle, wo die Vorboten der herannahenden Wasserleiche ziemlich deutlich wären, die Inoculation der Krätze zu versuchen, und die Zufälle verschwanden.

*Erjurt, b. Hemming: Bemerkungen über die Krankheiten des Zahnfleisches mit und ohne Entzündung, für Zahnärzte, von Friedrich Hirschfeld, Königl. Großbrit. und Kurf. Hannover., Herzogl. Sächsisch-Weimarischen, u. s. w. Hof-, wie auch wirklichem Göttingischen Universitäts-Zahnarzte. 1804. 101 S. 8. (10 gr.)* Hr. H. der sich schon in einer früheren Schrift über die Krankheiten der Zähne rühmlichst bekannt gemacht hat, handelt in der vor uns liegenden von den vorzüglichsten Krankheiten des Zahnfleisches, die gewiss eben so sehr den Beyfall der Kenner erhalten wird. Die Entzündung des Zahnfleisches theilt er in die umgrenzte und unbegrenzte, und rath bey letzterer, wenn sie in Eiterung übergegangen, die Geschwulst durch einen großen Stich zu öffnen, damit der Eiter und das Blut hinlänglich ausfließen könne. Die Diagnostik der beiden Arten von Zahngeschwüren, wovon die eine sich durch das Zahnfleisch öffnet, bey der anderen hingegen der Eiter zwischen dem Zahnfleisch und dem Zahne abfließt, ist sehr genau. Beym complicirten Zahngeschwür ist entweder noch ein schadhafter Zahn vorhanden, oder eine Stelle am Kinnbackenknochen, oder ein Zahnhöhlenfortsatz cariös; zuweilen sind auch andere Eiterquellen zugegen, oder es liegen andere entfernte Ursachen zum Grunde. Beym empfindlichen Zahngeschwür empfiehlt der Vf. besonders geitige Auszüge aus fixen Roborantien, z. B. *Ess. Chin. Ess. Serpentar.* Fixe und flüchtige Reizmittel sind bey dem ichorösen Zahnfleischgeschwür heilsamer, als das Messer. Die Zahnstiel, das cariöse Zahngeschwür, das gangränöse Zahngeschwür, die polypöse Zahnfleischgeschwulst, der ichmerzhaftes Schwamm-Auswuchs des Zahnfleisches, sind sehr gut in pathologischer und diagnostischer Hinsicht geschildert, sowie die Heilung derselben nach der Erregungs-Theorie deutlich bestimmt wird. Im letztem Kapitel handelt Hr. H. von der nicht entzündeten Zahnfleisch-Geschwulst, deren Grund gewöhnlich in einem cariösen Zahne, oder in einer cariösen Stelle an der Kinnlade zu suchen ist, deshalb auch der nächste Zahn gewöhnlich herausgezogen werden muß. Will demohingeachtet die Stelle nicht heilen, so ist etwas Vitriol-Cupri, in Kalkwasser aufgelöst, und Rosenhonig beygemischt, das wirksamste Mittel.

M. H.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 D E C E M B E R, 1 8 0 5.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts: *Gedanken und Meinungen über Manches im Dienst und über andere Gegenstände*, von A. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir verbinden hiermit wegen der Verwandtschaft des Gegenstandes die Beurtheilung einer weiter unten vorkommenden Stelle. Es wird daselbst S. 131 behauptet: „Kants Argument, dass ein Dienstmann, sofern er, um sich zu dem Dienst geschickt zu machen, Zeit und Mühe hat anwenden müssen, die er stattdessen zu Erlernung eines anderen Berufs hätte verwenden können, dafür eine Vergeltung oder ein Äquivalent fordern könne, passt nur in höchst wenigen Fällen. Dem Kanzleisten gebührt dafür, dass er schreiben gelernt hat, keine Vergeltung, denn das hätte er doch gelernt, kann es auch zu anderen Dingen brauchen. — Eben so unrichtig ist Kants Satz, dass der Staat darum keinen Officianten seines Amtes entlassen könne, weil sonst niemand sich zu Ämtern vorbereiten würde. Fehlt es doch bey Wahlämtern in Republiken nie an geschickten Subjecten, selbst wenn die Ämter nur auf ein Jahr gelten.“ Wir sind keineswegs derselben Meinung, sondern behaupten, dass die Vergeltung des Dienstes die Regel, das unentgeltliche Dienen die durch besondere Verhältnisse herbeygeführte Ausnahme sey, und dass die Staatsklugheit es erfordere, denjenigen, der sich einmal dem öffentlichen Dienste gewidmet hat, wenn er sich nur nicht dessen unwürdig machte, lebenslänglich angemessen zu placiren und zu versorgen.

Wir erinnern zuförderst, dass hier nicht die Rede sey von denjenigen durch die gesellschaftliche Verbindung herbeygeführten Diensten und Ämtern, die keine besonderen wissenschaftlichen Vorbereitungskenntnisse, sondern nur die bey allen wohlgezogenen und verständigen Gesellschafts-Mitgliedern vorauszusetzenden Kenntnisse, Einsichten, Fähigkeiten und Rechtschaffenheit erfordern, die man mit einem passenden lateinischen Worte *munera civica* nennt, z. B. Vormundschaften, die Ämter der Kirchen-Schulen-Armen-Vorsteher u. s. w. Diese Dienste beruhen auf besonderen Verhältnissen, und hierauf leidet das Nachfolgende keine Anwendung. — Es giebt allerdings eine Verpflichtung von Seiten der Bürger des Staats, dem Rufe desselben, wenn er sie zu gewissen Diensten für fähig hält, zu folgen.

J. A. L. Z. 1805. Viertes Band.

Allein man kann dem Einen nicht anmuthen, dass er seine Dienste umsonst und ohne Vergeltung zum Besten der Anderen leiste. In unseren dermaligen Staatsverfassungen giebt es zudem fast lauter solche Ämter, welche eine eigene Vorbereitung erfordern, Kenntnisse und Wissenschaften mancherley Art voraussetzen, die nicht nur mit vielen Kosten erworben werden müssen, sondern, welches die Hauptsache ist, bey deren Erlernung und Übung der junge Bürger in einer Lage sich befindet, wo es ihm sehr schwer ist, für einen anderen Beruf sich mit Erfolg geschickt zu machen. Wären die öffentlichen Ämter ohne Äquivalent für die geleisteten Dienste, wären sie nur auf kurze Zeit: so würde es zwar nicht an Dienern wohl aber an geschickten, gelehrten, eifrigen und redlichen Dienern fehlen; ja, die genannten Eigenschaften würden nicht einmal von einem Staatsdiener mit Strenge zu fordern seyn, und die Bestechlichkeit und Habsucht würde Entschuldigung verdienen. Wir wollen nicht in Abrede stellen, dass unter einem Volke von ganz einfachen Sitten, dessen Land klein ist, und welches mit anderen Völkern eben so wenig in Verbindung lebte, als die innere Verfassung des Landes wenig zusammengesetzt und die Bedürfnisse wenig künstlich wären, die öffentlichen Ämter in der Reihe herum von allen Bürgern unentgeltlich verwaltet werden könnten; allein dieß passt nicht auf unsere künstlichen, aus so mannichfachen Theilen zusammengesetzten Staatskörper. Lehrt nicht die Geschichte, dass in den grossen Republiken, wo die gewählten Staatsbeamten ihr Amt nur Ein oder einige Jahre bekleideten, die grössten Erpressungen und Schlechtigkeiten vorfielen, sobald als der Luxus auf einen gewissen Punkt gestiegen war, und dass der Staatsbeamte sich erlaubte, sein Amt in Einem Jahre so zu nutzen, dass er nach seiner Abdankung auf lange Zeit genug hatte? Es passen aber überhaupt die von Rom und Griechenland hergenommenen Beyspiele gar nicht auf unsere jetzigen bürgerlichen Verfassungen, in welchen nun einmal eine vielseitige gelehrte Bildung bey den meisten Civilämtern unumgänglich nöthig ist. — Der Kanzleist, um auf das von dem Vf. gebrauchte Beyspiel zurück zu kommen, hat ein ganz anderes und besonderes Schreiben zum Behuf der Kanzley-Arbeiten gelernt, als dasjenige, das in dem gemeinen Leben gebraucht wird. Und dann, wenn er in der Kanzley schreibt, arbeitet er nicht für andere, die kein Recht haben von ihm zu fordern, dass er, anstatt seine eigenen Geschäfte zu betrei-

treiben und für sich zu sorgen, für sie, die Müssigen, ohne Vergeltung arbeite?

Rec. hat oben behauptet, daß es die Staatsklugheit erfodere, denjenigen, der sich einmal den Staatsgeschäften gewidmet hat, wenn er sich anders dessen nicht unwürdig machte, lebenslänglich angemessen zu placiren und zu versorgen. Daraus folgt aber nicht, daß jeder Staatsdiener ein unbedingtes Recht habe in dem einmal übertragenen Amte lebenslänglich zu bleiben. Die Erfahrung zeigt, daß nicht immer in der angestellten Prüfung, so streng sie auch seyn mag, die wirkliche Brauchbarkeit des Candidaten für das bestimmte Amt mit Untrüglichkeit erkannt wird. Findet sich in der Folge, daß dieser Diener seinen Posten nicht gehörig ausfüllt, so muß er sich gefallen lassen, in einen anderen passenderen versetzt zu werden, wenn derselbe auch weniger einträglich seyn sollte. Ist zu derselben Zeit gerade kein solcher offen, so gebührt ihm von Rechts wegen ein angemessenes Wartegeld oder eine hinlängliche Pension, bis daß er auf eine nützliche und angemessene Art wieder placirt werden kann. Eine große Ungerechtigkeit ist es, wenn eine Regierung, weil eine beliebte Veränderung des Administrations-Systems gewisse Landes-Stellen überflüssig macht, und dagegen andere neugeschaffen werden, die treuen und geschickten Diener, welche in jenen vorher angestellt waren, durch einen Machtpruch absetzt, und großmüthig genug gewesen zu seyn glaubt, wenn sie denselben eine dürftige Pension zuwirft. Sie thun ja nichts dafür, heißt es, und ist es nicht Gnade genug, einen Gehalt zu bekommen, ohne Dienstleistung? Aber wie gering sind oft diese Pensionen, und wie übel ist der vielleicht schon bejahrte Diener daran, der ohne anderswo eine neue Anstellung erwarten zu können, weil er nicht mehr in seiner vollen Manneskraft ist, jetzt in seinem Alter, welches der Bedürfnisse so viel hat, zu darben genöthiget wird, ohne sein Verschulden, bloß darum, weil sein Amt oder auch vielleicht seine Person nicht in das neue Regierungs-System passen.

Rec. hat es für seine Pflicht gehalten, über diesen Gegenstand, der das Wohl und Wehe manches braven Mannes, mancher braven Familie so nahe angeht, der selbst auf die öffentliche Wohlfahrt einen so entschiedenen Einfluß hat, sich ausführlich zu erklären. Lehren der Art, wie sie das beurtheilte, übrigens so interessante Buch enthält, und die Rec. bestritten hat, finden nur allzu leicht Eingang bey mancher Kammer und Finanzbehörde, so daß es von der größten Wichtigkeit ist, die Meinung des Publicums nicht irre zu leiten. Denn welche andere Controlle der Regierungen giebt es, als die öffentliche Meinung, und die Stimme des verständigen Publicums!

Rec. beschließt seine Beyschriften mit einer Anmerkung über die Einrichtung der Secretariate. Im §. 94 wird die Meinung geäußert, das Secretariat könne wohl ganz entbehrt werden. Wenn man unsere heutigen Secretäre, besonders in den Obercollegien, betrachtet, so muß man sie für wahre Zwi-

ter halten, halb Schreiber, halb Rätthe. Das erstere sind sie in Ansehung der Ausfertigung der Decrete, und der meisten Expeditionen, die sich auf den Schlenndrian des gewöhnlichen Geschäftsganges beziehen. In so weit bedürfen sie durchaus keiner gründlichen gelehrten Kenntnisse. Allein der Secretär hat auch Arbeiten von sehr großer Wichtigkeit. Die Berichte, die Anschreiben an andere in- oder ausländische, gleiche oder höhere Behörden, in welchen nicht selten Deductionen streitiger Rechte und die Darstellung dunkler verwickelter Materien enthalten sind, erfordern einen die Sache selbst gründlich verstehenden und die Gabe des Vortrags besitzenden Mann. Zwar sind die Vota der Rätthe das Material, das der Secretär zu bearbeiten erhält; allein wer in diesem Fache durch eigene Erfahrung bewandert ist, wird wissen, wie viel einem geschickten Secretär immer noch zu thun übrig ist, und daß er selbst an der Entscheidung der Sache keinen geringen Antheil hat. Und wäre es auch weiter nichts, als die Form und die Darstellung: wie viel kommt nicht darauf an! — Da dem Secretär so wichtige Arbeiten zugleich mit obzuliegen pflegen, so hat man hin und wieder dem Secretär ein Votum gegeben, und ihn zum wirklichen Mitgliede des Collegii gemacht. Ist die Wahl dabey auf einen Mann von erprobter Uneigennützigkeit, Redlichkeit und Ordnungsliebe gefallen: so hat Rec. nichts dagegen, wenn die Geschäfte des Secretärs in der That grobentheils solche sind, welche die Kenntnisse eines wirklichen Mitglieds des Collegiums voraussetzen. Da indessen die Secretariats-Geschäfte zugleich subalterne Arbeiten enthalten, die schnell und mit Pünktlichkeit besorgt werden müssen, weshalb eine strenge Aufsicht nöthig ist; da ferner der Secretär oft auch das Sportulwesen unter sich hat, in Ansehung dessen die Kontrolle ebenfalls nicht streng genug seyn kann: so ist die Verbindung des Secretariats mit dem Amte eines wirklichen Mitglieds des Collegii bedenklich, und nur als Ausnahme zuzulassen, wenn man seinen Mann gehörig und genau kennt, und die Aufsicht und Controlle über ihn, jener Verbindung unbeschadet, streng genug geführt werden kann.

Aus allen den bisher entwickelten Ursachen dürfte also gefolgert werden, daß diejenigen Arbeiten des Secretärs, welche bloß mechanisch sind, den in der Registratur und Kanzley eigends zur Haltung und Ordnung der Acten, so wie zum bloßen Schreiben bestellten Subalternen zugetheilt; die Berichte und wichtigeren schriftlichen Ausarbeitungen aber entweder von dem Referenten und Decernenten, oder bey collegialisch behandelten Sachen, von demjenigen Mitgliede des Collegiums, den der Vorsitzende hierzu bestimmen würde, abgefaßt werden könnten. Dabey wäre freylich ein Unterschied zu machen, und dem einen dieser, dem anderen jener Gegenstand, je nachdem die Gegenstände sich am besten für den einen oder den anderen eigneten, zu übertragen.

Der Raum dieser Blätter erlaubt dem Rec. nicht, seine Erinnerungen auch über die anderen, den Dienst nicht angehenden Betrachtungen mitzutheilen. Sie sind



sind ebenfalls interessant, und wenn sich auch darunter mancher halb wahre Satz befindet, so wird doch der Leser durch die vielen geistreichen Gedanken und treffenden Beobachtungen zur Genüge entschädigt. E. i.

### P Ä D A G O G I K.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Über die Fehler in der Erziehung vorzüglich in Hinsicht auf die gesellschaftlichen Uebel.* Von Joh. Joseph Precht. 1804. XXVI u. 332 S. 8.

Der Vf. fängt mit dem Begriffe des isolirten Menschen an, und zeigt, wie im Laufe der Zeiten die Cultur erwachen mußte. Er leugnet die Pflichten ausserhalb des geselligen Zustandes. Zuerst entstanden nämlich Pflichten durch die häusliche Gesellschaft, und diese ist die erste Epoche des gesellschaftlichen Vereins. Noch leitet hier der Naturtrieb alles, er leitet durch den Vater den Sohn. Aber bald vermehren sich die Bedürfnisse und Widerstreite, und nunmehr erst giebt es mit dem Eigenthum auch Pflichten, und damit vermehrt sich auch der Unterricht. Das Eigenthum und das Recht haben die Liebe vercheucht, und Eigennutz und Haß und tausendfältiges Unheil herbeigeführt, dabey aber auch den Luxus, die Herrschaft über die Erde, höhere Bildung und Gefühle, mit einem Worte Cultur. Man hat sich mit Bequemlichkeit in die vielfachen geselligen Verhältnisse dieses Zustandes gefunden, und in allem hat sich das Bewußtseyn des inneren Werthes als des größten Gutes entwickelt. Dadurch ist nun auch die Erziehung schwieriger geworden. Die philosophischen Systeme haben den Menschen in Hader mit sich selbst geletzt; und weil man leider den jetzigen Culturstand zum Maßstabe bey der Beurtheilung der Kinder angenommen hat, so sah man in den Kindern ein Verderben der menschlichen Natur, das nicht vorhanden ist. Die Erziehung ist also nothwendig jetzt „die den jedesmaligen inneren und äußeren Verhältnissen, den Bedürfnissen und Umständen der gesellschaftlichen Vereinigung, sowie den Privatverhältnissen der Individuen so viel möglich angemessene Leitung des Menschen und seiner Anlagen zur Würde und Glückseligkeit.“ Sie verbindet die Bildung der Klugheit mit der Sittlichkeit; keines von beiden darf einseitig betrieben werden. Die Gesellschaftlichkeit fodert als Tribut die Rücksicht auf den äußeren Kreis bey der Entwicklung der Anlagen. Ganz falsch ist es dagegen, daß diese Entwicklung ihr eigener Zweck sey. Denn sonst wäre sie für die Humanität des Menschen wesentlich, und ihre Unmöglichkeit, die sich doch so häufig findet, müßte das Wesen des Menschen vernichten, müßte ihn zum Thiere machen; der Begriff eines isolirten Menschen widerspräche sich alsdann selbst, und etwa zwey Drittheile der Menschen wären bloß Embryonen der Menschheit. (Ein bedeutendes Sophisma. Der gradweise Unterschied in der Bildung der Menschen ist in einen specifischen verwandelt. Die Humanität ist nämlich die *fortgehende* Entwicklung zum Ideale hin, da giebt es nun Stufen, und die niedrigste ist die des Na-

turmenschen. Sie ist in der Anlage schon da, nur nicht in dem Grade, wie in der Ausbildung; durch die Tendenz dieser Anlage zur Ausbildung besteht die Würde und die Humanität auch des isolirten Menschen, der aber freylich nicht weit über die Anlage hinaus kommen würde, also insoferne allerdings nur als Embryo der Menschheit anzusehen wäre. Sonach hat der Vf. das gar nicht widerlegt, daß die Entwicklung an sich, d. i. die Vortrefflichkeit, ihr eigener Zweck sey.)

Also, fährt er fort, kann eine menschliche Erziehung nicht bloße Ausbildung der Anlagen an sich beabsichtigen wollen, sie ist vielmehr beschränkt und bedingt dadurch, daß sie dem gesellschaftlichen Kreise angemessen seyn soll. (Also wäre die *Brauchbarkeit* förmlich als Erziehungszweck erklärt!) Diese Angemessenheit zur Gesellschaft wird bey jedem Volke die Angemessenheit für dieses Volk. Daher muß jedes Volk seine eigene Erziehungsart haben. Durchaus soll man also Rücksicht nehmen auf den Zustand des Volks, auf die Privatverhältnisse, und auf den künftigen Stand, sowohl in der körper- als Geistes-Bildung. Die Gymnastik z. B. darf keineswegs allgemein seyn. Auch die Unwissenheit ist etwas Relatives. „Ein Bauer, der sein Geschäft gut versteht, ist so gelehrt als der Präsident einer gelehrten Gesellschaft.“ „Die Aufklärung ist der dem individuellen Wirkungskreise angemessene Kenntnissvorrath.“ Weil nun von den Übeln in der Welt weder die Staatsverfassungen noch die Religion Ursache sind (?), so fällt die Schuld lediglich auf die Erziehung, und so hängt das Heil der Welt nur ab von der Verbesserung der Erziehung.

Da fällt es aber nun sogleich als ein Grundfehler in die Augen, daß eine Nation die Cultur der anderen nachahmt; die *gepriesene Nachahmung der Griechen und Römer führt uns vollends ganz irre.*

Hierzu nun noch andre Hauptfehler, nämlich die Voraussetzung einer natürlichen Bosartigkeit der menschlichen Natur, die Strenge der Behandlung überhaupt, insbesondere der körperlichen Züchtigungen, so manche Vernachlässigungen der zarten Kindheit, z. B. auch, daß man keinen schönen Namen für das Kind auswählt, und dasselbe nicht genug zur Zufriedenheit mit der Welt gewöhnt; insbesondere die Unterdrückung der Vaterlandsliebe. Dieser letztere Fehler und alles Unheil in der Welt, das liebende Seelen zu erleiden haben, ist die Folge jener Strenge in der Behandlung. Die wilden Nationen können zum Muster dienen (?), wie viel besser die Milde wirke, wie auch England, welches jetzt mit einer besseren, d. i. milderen Erziehungsart eine bessere Vaterlandsliebe bewirkt hat. „Auch sind ja die sogenannten Mutterhücheln größtentheils immer besser geworden, als die unglücklichen Knaben, denen ein unaufhörlicher Thränenbach die Wangen furchte.“

Weil nun unter uns, wegen der Angemessenheit mit dem äußeren Kreise, so viele Kenntnisse nothwendig geworden sind, und die häusliche Erziehung gewöhnlich zu schlecht ist: so sind öffentliche Schulen nothwendig, hauptsächlich in Städten. Sie sind zweyer-

zweyerley: Volksschulen und höhere Schulen (Gymnasien). In beiden finden sich noch jene Fehler in Absicht der Volkserziehung. Die Gymnasien nämlich, statt sich nach den Bedürfnissen des Staats zu richten, geben sich hauptsächlich mit dem *leidigen Lateinlernen* ab (hierbey eine ganze Litaney über dieses Unheil, freylich nach der Methode beurtheilt, welche lateinische Verse erarbeiten läßt u. dgl.) *Auch ist es schlimm genug, daß man die alte Geschichte der neuen vorzieht*, da muß der Patriotismus des Schülers nun ganz unterliegen, denn „die Helden des Alterthums verkleinern seine neuen Vaterlandsvertheidiger.“ Die Haupttriebfeder in den Gelehrtenschulen ist der von den Griechen und Römern eingefogene Ehrgeiz, und damit wird das Übel vollendet. Dafür sollte man ganz andere Triebfedern wirken lassen, z. B. Freundschaft, Dankbarkeit, Liebe. Diese sanfteren Gefühle, ja selbst die Geschlechtsliebe kann man nicht genug erwecken, denn aus diesen, nur aus diesen, entwickelt die Erziehung eine bessere Menschheit. „Daher zeugt die jetzt so eifrig betriebene Trennung der Geschlechter in den Schulen von geringer Kenntniß des menschlichen Herzens.“ Was würde es denn schaden, wenn Knaben und Mädchen frühe schon in der Schule den süßen Zug gegen einander empfinden lernten? Haben doch unsere Landleute mehr Sittengüte, weil sie mehr Geschlechtsliebe haben, und werden doch die Europäer von allen anderen Nationen aus demselben Grunde an häuslichen Tugenden, an sittsamer Ruhe und an Gelassenheit übertroffen u. s. w. Doch wir können nicht umhin, eine Stelle hierher zu setzen. Nachdem der Vf. aus St. Pierre eine Beschreibung der nächtlichen Zusammenkünfte der Liebenden auf Isle de France angeführt hat, welche sich damit schließt, daß diese vor Tages Anbruch so voll Kraft und so munter als jene, die gut geschlafen haben, zurückkommen, und daß die Nacht des Liebenden Reiz giebt dem Tagwerk des Slaven, fährt er fort: „Wie schön und edel würde nicht auch die liebende Anstrengung eines munteren Knaben, die Augen seiner kleinen Gespielin auf sich zu ziehen, ihn zum Fleiße ermuntern! Wie sehr ist diese Auszeichnung, durch Liebe und unschuldige Empfindungen bewirkt, von jener, welche Ehrgeiz oder Wettseifer hervorbringt, verschieden! Jene füllt das Herz mit schönen, sanften, der Humanität eigenen Empfindungen; diese mit Neid und Unruhe. Welche Mühe wird sich nicht der kleine Schüler geben, um den Beyfall des Lehrers zu erhalten, wenn er weiß, daß seine kleine Gespielin ihn beobachtet; und wie wird sich im Gegentheil die kleine unschuldige Julie bemühen, die Augen ihres unruhigen Carls auf sich zu ziehen.“

Was über die Fehler der Mädchenerziehung gesagt wird, unstreitig das Beste des Buchs, übergeht Rec., weil es bekannte Gedanken von Kant sind, welche dort auch namentlich in ganzen Stellen angeführt sind. Dieses Werk, dessen Inhalt wir hier in seinem Zusammenhange dargestellt haben, empfiehlt sich, auf den ersten Anblick, durch seine freundlichen Winke bey den Klagen über das Weltverder-

ben, durch seine tiefscheinenden Blicke in die Menschheit, durch seinen gebildeten und unterhaltenden Vortrag, der mit manchen Anekdoten aus der Völkerkunde durchwebt ist, selbst durch seinen Rousseauischen Ton, und ganz vorzüglich, einige zum Theil von uns angemerkte Sophismen abgerechnet, durch die gehaltene Consequenz des Ganzen für eine dem Anscheine nach so menschenfreundliche Art der Erziehung.

Aber bey genauerer Betrachtung wird eben diese Consequenz immer bedenklicher, und endlich steht dem Leser in derselben ein System ganz helle vor den Augen, das gefährlich genug unter jenem Farbenschimier der Menschheit droht. Daß der Vf. dieses selbst mag im Bewußtseyn gehabt haben, ist Rec. nicht geneigt zu glauben, (so wenig er glauben kann, daß die berühmte Verlagsbandlung diesen Geist des Werks gekannt haben mag;) dieses interessiert uns hier nicht zunächst: wir haben hier nur das System vor Augen, das gleichsam eine wirkende Idee geworden ist; und hierauf mußte Rec. das Publikum aufmerksam machen. Er fand daher eine ausführliche Darstellung nöthig, weil er sich nicht erinnert, diese Denkart irgendwo besser dargelegt gefunden zu haben, als in dem vorliegenden Buche. Man bedenke nämlich folgende Hauptsätze: 1) Jedem Volke gebe man seine angemessene Portion Aufklärung; 2) diese besteht in den Kenntnissen, welche ihm für seine Lage dienen, um es der Ruhe, Gelassenheit, und dem Genügenlassen mit seiner Beschränktheit zu übergeben; 3) aus dieser Ruhe flöre man es doch ja nicht auf, etwa durch Vorhalten der gebildeteren Menschheit anderer Völker; 4) was das Volk seyn und werden soll, darüber haben hier nach lediglich keine Erzieher zu verfügen; 5) diese Erzieher, welche in dem gelehrten Stande gebildet werden, dürfen ja nicht durch fremde Cultur, am wenigsten durch die Größe der Alten zu einem Trachten nach Höherem aufgeregt werden; auch sie müssen sich zur gelassenen Hingebung und zu der dem Volke angewiesenen Portion der Aufklärung gewöhnen; 6) man unterhalte die sanften Gefühle, die Weichlichkeit der Geschlechtsliebe, und überall die Stimmung zum ruhigen Hingeben; 7) man befördere im Ganzen den Patriotismus, d. h. die blinde Unterwerfung unter den Geist, welcher das Volk leitet; 8) man setze das Höchste der Menschheit darin, auf solche Art von freiem Geiste unter dem Namen der angemessenen Volkscultur theils bey der bisherigen Weise festgehalten, theils nach fremder Absicht geleitet zu werden. Man bedenke dieses, und mehreres andere, was damit zusammenhängt (weshalb Rec. die Lectüre dieses Buches empfiehlt), ob man etwas anderes darin finden kann, als ein Festhalten der Menschen bey der *Gemeinheit*, so daß man sorgfältig ihnen jene Ideale großer Menschen vorenthält; und eine tiefe Begründung der *Passivität*, welche sich völlig fremder Willkühr hingiebt; mit einem Worte: eine neue unter dem Scheine der verbesserten Erziehung und Aufklärung sein geschmiedete aber mit geheimer Macht die Menschheit bindende und, so die Götter wollen, lähmende Fessel.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 27 DECEMBER 1805.

## M E D I C I N.

ERFURT, b. Hennings: *Kunst, die Krankheiten der Menschen zu heilen, nach den neuesten Verbesserungen in der Arzneywissenschaft*. Von dem Hofrath und Prof. Hecker zu Erfurt (jetzt in Berlin). *Erster Theil*. Die Theorien, Systeme und Heilmethoden der Ärzte seit Hippokrates bis auf unsere Zeiten. Allgemeine Grundsätze der Kunst Krankheiten zu heilen. Fieber; Entzündungen. 1804. 671 S. *Zweyter Theil*. Auschlagsfieber, hektische und phthisische Fieber; chronische Krankheiten. 1805. 808 S. 8. (5 Rthlr. 16 gr.)

Ein gutes Handbuch, welches die Kunst, die Krankheiten der Menschen zu heilen, jungen Ärzten vorträgt, muß kurz, bestimmt, und in bündiger Ordnung alle die Kunstregeln enthalten, die durch Vernunft und Erfahrung sich wahrhaft nützlich und statthaft erwiesen haben. Fern von hypothetischen und schwankenden Lehren, soll es nur die ewig bestehenden, durch Erfahrung gereiften und erprobten Grundsätze, und auch nur diejenigen Gemälde der Natur aufstellen, die der junge Künstler an dem Krankenbette sogleich erkennt, wahr findet, und die seine Schritte sicher zu leiten vermögen. Zur Abfassung einer solchen praktischen Vorschrift wäre Niemand besser geeignet, als ein Collegium vorzüglicher praktischer Ärzte, die es sich zum Gesetz machten, alle einmal bestätigten Regeln der Kunst rein und unverbrüchlich zu erhalten, und diesem einmal geschriebenen Gesetze nichts beyzusetzen, was nicht durch die reinste Erfahrung ächter Heilkünstler sich als unumstößlich erprobt hätte.

So gewiss aber ein solches Unternehmen nur ein frommer Wunsch ist, und vermuthlich auch bleiben wird: so dankbar muß man die Bemühungen derjenigen Ärzte aufnehmen, die sich einzeln an diese Arbeit wagten, und uns den Kern der Heilkunst, wiewohl nach ihren eigenen Ansichten und Anordnungen, folglich auch mit ihren Irrthümern, zusammenbrachten. Hr. Hecker zeichnet sich unter denselben vortheilhaft aus; sein Werk dient gewiss angehenden Ärzten als ein sicherer Leitfaden in ihrem schweren Wirkungskreise. Er erklärt sich in der Vorrede ganz für die *rationelle Empirie*, die aber das Resultat aller Kenntnisse seyn muß, die von Anfang bis auf diesen Tag zur Begründung und Erweiterung der Kunst beygetragen haben. Diefem Grundsatz getreu, giebt er von 1 bis 272, eine fast zu J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band*.

ausführliche Übersicht aller bisher vorzüglich bekannten Theorien und Systeme, um zu zeigen, wie die Erfahrung sich immer gleich blieb, indessen jene immer sich abänderten, wie eine Entdeckung der anderen die Hand bot, und wie aus diesen zahlreichen wissenschaftlichen Fortschritten, aus diesen Arbeiten aller Zeiten und aller Völker die hippokratische Wahrheit sich immer bestätigte: *vanam esse, quae ex observationibus non deducatur, doctrinam*. Diese Zusammenstellung der Theorien hat der Vf. schon vor 2 Jahren, besonders abgedruckt, dem Publicum vorgelegt: Rec. muß deswegen erinnern, daß, obwohl diese Arbeit als einzelner Band angezeigt und verkauft wurde, nichts desto weniger derselbe hier diesem Buch, ohne eigenen Titel, wieder vorgesetzt, und mancher Käufer also in die Nothwendigkeit versetzt sey, dasselbe zweymal zu bezahlen.

Der Vf. äußert auch im 2 Theile seines Werks, daß man hier keine theoretischen Untersuchungen verlangen könne. Dagegen muß man gestehen, daß die technische Anwendung, die Praxis sehr gewagt sey, wenn die theoretischen Grundsätze nicht festgesetzt, und bestimmt vorangeschickt werden. Wenn sich aber ein praktisches Handbuch nicht mit der Bestimmung und Würdigung der Theorien abgeben kann: so hat auch hier die Kritik dem Vf. alles zu erlassen, und nicht darauf einzugehen, ob er wohl eine solche Erregungstheorie, wie sie auf dem gegenwärtigen Standpunkt unseres Wissens möglich sey, aufgestellt habe. Man hat dem Vf. schon anderswo gesagt, daß er diese Pflicht nicht streng genug erfüllt habe, und es ist zu hoffen, daß er bey der versprochenen Umarbeitung des Handbuchs der Therapie über seine hier vorgetragenen Lehren genauere Rechenschaft geben werde. Die Verhältnisse der Factoren bey der Erregbarkeit in sthenischen und asthenischen Krankheiten überhaupt sind einmal nicht für so gewiss anzunehmen, wie sie der Vf. mit so vielen anderen Schriftstellern angenommen, und als oberstes Princip einer allgemeinen Eintheilung untergelegt hat. Reil und Harles haben dieß schon früher bemerkt, und Rec., der die Eindrücke des Zeitgeistes auf seine Wissenschaft wohl zu würdigen weiß, hofft mit Zuversicht von der kritischen Scharfsicht und dem praktischen Blick des Vf., daß er hierauf die nöthige Rücksicht nehmen, und manches ändern werde, was dem System zu Liebe hier stehen blieb.

I Th. S. 1—46 giebt der Vf. die *allgemeinen Grundsätze der Kunst, Krankheiten zu heilen*. Wie billig g g g

lig geht er hier von der Grundursache des Lebens aus, und gesteht als ein Eklektiker: Was Leben an sich sey, wisse man nicht; von der demselben zum Grunde liegenden Mischung und Organisation wisse man ebenfalls noch wenig; man kenne alles dies bloß durch Erscheinungen, und die Bedingungen, unter denen das Leben sich äußere, seyen die inneren und äußeren Reize. Wie dieselben auf die Erregbarkeit wirken, die Mischung und Organisation der thierischen Materie verändern, wisse man eben so wenig. Doch werde sicher diese Erregbarkeit (so wie auch mit derselben das im verkehrten Verhältniß stehende Wirkungsvermögen) dadurch bald vermehrt, bald vermindert, verstärkt, geschwächt, aufgehäuft, erschöpft etc. Dann wird erklärt, wann die Erregung stark, direct, oder indirect schwach, oder gemischt sey. Das Verhältniß zwischen der Erregbarkeit und den Reizen mache also Gesundheit oder Krankheit. Die Anlage zu Krankheiten wird dann erklärt, und der Charakter der sthenischen und asthenischen Krankheiten überhaupt ausgemittelt. Sehr gut sagt der Vf., daß zwar alle örtlichen und allgemeinen Krankheiten unter diesen Gesichtspunkt gebracht werden; aber es sey immer schwer, in manchen Fällen Stenie von Asthenie, und örtliche von allgemeinen Krankheiten zu unterscheiden. *Krankheiten heilen* heißt, nach dem Vf., das der Gesundheit angemessene Verhältniß aller Einflüsse auf unseren Körper, zu seiner Mischung, Organisation und Erregbarkeit herstellen. Da wir aber diese Verhältnisse nach des Vf. eigenen Angabe nicht kennen: so kann keine vollkommene Theorie zur Heilung der Krankheiten existiren; wir müssen uns an die Empirie halten, und das allgemein gültige Princip, die Erregbarkeit derselben unterlegen. Mit Recht spricht der Vf. der Heilkraft der Natur, den Krisen, das Wort. Dies bestimmte Gesetz der thierischen Ökonomie: *naturae morbis medentur*, wird immer bestehen; und wenn man auch einerseits zu viel auf dieselben gerechnet hat, so ist es andererseits eben so unbillig, wenn man dieselben als Chimären gar nicht beachtet. Die *sthenischen, entzündlichen Krankheiten* heilt man durch Verminderung der Reize und durch Schwächung der Erregbarkeit. Letztere wird durch die anhaltenden Reize von selbst herabgestimmt und ins Gleichgewicht gebracht; auch kann, was Brown gar nicht verstehen wollte, durch die Entziehung solcher Nahrungsmittel, wodurch dieselbe ersetzt wird, die Erregbarkeit geschwächt werden. Die *asthenische*, reizende, stärkende Methode besteht nach dem Vf. in solchen Mitteln, die nicht nur als Reize erregen, sondern auch die thierische Materie, folglich auch die geschwächte, verminderte, erschöpfte Erregbarkeit ersetzen. Allerdings kann hier nicht immer die Rede von Reizen seyn; es muß auch der Stoff selbst wieder ersetzt werden, der wieder verschiedene Mischungen eingehen und zu erregbarer organischen Materie werden muß; die dadurch veranlaßten Abänderungen können nicht als Reize angesehen werden. Die Blutverminderung auf einer, und die ei-

gentlich reizlosen aber kräftig nährenden Speisen auf der anderen Seite zeigen dies jedem Praktiker auffallend.

Dies sind nach dem Vf. die allgemeinsten Eintheilungen der meisten Krankheitsformen, und müssen denselben folglich auch alle untergeordnet werden. Doch ist er weit entfernt, allen Formen des Übels seyn geradezu schwächende oder reizende Mittel entgegen zu stellen. Auch die Kenntniß des Grades der Stenie und Asthenie, wenn er auch zu bestimmen wäre, giebt noch keinen sichern Plan zur Heilung der Krankheiten. Dies kann nur eine genaue Diagnose. Sie beruht aber 1) auf der verschiedenen Beschaffenheit der verschiedenen allgemeinen Einflüsse, welchen der Kranke ausgesetzt war; 2) auf der Entstehung der Krankheiten aus eigenthümlichen specifischen Ursachen; 3) auf der bestimmten Form der Krankheit, auf dem Eigenthümlichen ihrer Erscheinungen, ihres Verlaufs, Ausganges etc. die sich mehr oder weniger immer gleich bleiben, die der praktische Arzt unter den nämlichen Umständen immer wahrnimmt, insofern er die verborgenen Ursachen, und ihre Einwirkungen auf die thierische Ökonomie nie kennt; 4) auf den einzelnen Symptomen der Krankheit. Das Studium derselben, so weit man auch dasselbe wegwirft, ist für die Diagnose eben so nothwendig, als der Stock für einen Blinden; 5) endlich auf den individuellen Verhältnissen eines jeden Kranken, die jeder praktische Arzt wohl kennt. — Sodann werden allgemeine Bemerkungen über die Heilmethode vorgetragen. Von der schwächenden Diät das Bekannte. Zwischen Reizen und Stärken macht der Vf. den gehörigen Unterschied, und giebt hier manche sehr nützliche praktische Regel, die Rec. seinen jungen Amtsbrüdern, welche sich etwa zu sehr an die bequeme Heilmethode der Erregungstheorie hielten, so wie manchen Alten, die nicht aus Überzeugung, sondern aus unüberlegter Nachahmungslust ihre ganze Praxis in Asthenie und flüchtige Reize setzen — um so mehr empfehlen will, als gerade hierin eines der wichtigsten Hilfsmittel einer glücklichen Praxis liegt. S. 47—83. *Von Fiebern überhaupt* Der Vf. begnügt sich mit der empirischen Kenntniß der vielfachen Einflüsse, welche laut der Erfahrung Fieber erzeugen. Die Eintheilung aller Fieber nimmt der Vf. aus der Erregungstheorie, und benennt sie sthenisch oder asthenisch, *Entzündungsfieber* oder *Typhus*. Rec. findet freylich bey Hippokrates (*lib. de affect.*) daß die Seitenstücke im Winter gewöhnlich *sehr heftig* und *stark* *ισχυροταται*, im Sommer aber *weich* *μαλακότεραι* gewesen wären. Die *συνocha* und *συνεχης* der Griechen ist hoffentlich noch in aller Ärzte Andenken, und selbst Hofmann, vorzüglich aber die scharfsichtigen Beobachter der Epidemien, Sydenham, Huxham, Baglid, Raymond, Cloture, Graut, Stell etc. haben diese zwey klassischen Verschiedenheiten eines und desselben Fiebers laut und bestimmt ausgesprochen: daher nimmt auch der Vf. hier die *Synocha* als sthenische, und den *Typhus* als asthe-

che Fieber-Ordnung an, in jener ist das Wirkungsvermögen geschwächt, die Erregung aber erhöht, und in dieser umgekehrt. Den Typhus theilt der Vf. in *Faul- und Nerven-Fieber* ein. Die gastrischen Fieber, die Wechselfieber, die Fieber mit Entzündungen einzelner Organe, die Auschlags- und hektischen Fieber nehmen ja nach der Verschiedenheit der äußeren Einwirkungen, und der individuellen körperlichen Beschaffenheit bald die fihenische, bald die asthenische Form an, und erfordern auch die dadurch bestimmte Heilmethode, die aber doch nach den eigenthümlichen Verhältnissen jedes Kranken möglichst durch den Arzt individualisirt werden muß, zumal da auch manche zufällige Verbindungen sich mit einfinden, die nicht immer ihr nosologisches Kennzeichen deutlich darbieten. Diese Individualisirung empfiehlt der Vf. vorzüglich, und Rec. ist um so mehr dieser Meinung, weil gerade hierin der praktische Tact und das Gefühl liegt, das jeder Arzt selbst erlernen muß; und weil nur zu oft die ganze Diagnose und Heilmethode einer Krankheit bloß von der Beschaffenheit der äußeren Einflüsse hergenommen wird. Rec. sah mehrmal fihenische Lungenentzündungen mit allem Apparat von Reizmitteln behandeln, bloß weil dieselben durch Kälte entstanden!!

Was hier von der Vorherfagung, so wie von der Heilung in Fiebern überhaupt gesagt wird, unterstreicht Rec. größtentheils. Doch glaubt er nicht, daß bey Wechselfiebern nur die einzige Rücksicht auf Sthenie und Astenie zu nehmen sey. So wie bey örtlichen Entzündungen, gastrischen und hektischen Fiebern der Arzt immer noch die örtliche Behandlung zu berücksichtigen hat: eben so wenig darf er bey Wechselfiebern die Baueingeweide, und bey Ausschlagskrankheiten das Hautorgan vernachlässigen, wenn er bald und sicher heilen will. Auch wird der Vf. hier es nur *überhaupt* gemeint haben, wenn er sagt: „Es kann daher nie eine gleichzeitige Verbindung der fihenischen und asthenischen Methode Statt finden, und es würde die größte Empirie verathen, in verwickelten Fällen stärkende und schwächende Mittel zu verbinden.“ Dennoch wenigstens hat der Vf. selbst das Aderlassen in gewissen Asthenien als zulässig erklärt, und Rec. sah sich doch öfter in der Nothwendigkeit, gegen diesen Ausspruch handeln zu müssen, wenn es um die ernstliche Würdigung einzelner Fälle zu thun war.

Das einfache, entzündliche, fihenische Fieber (S. 5—109). Der Vf. zeichnet hier ein Ideal dieses Fiebers, welchem sich die in der Natur vorkommenden Fälle mehr oder weniger nähern. Die Aufstellung aller einzelnen individuellen Verschiedenheiten ist eben so unmöglich, als die Individualisirung der Heilart gelehrt werden kann. Angegeben sind nämlich hier die Anlage, die Zufälle, die Diagnose, die Dauer, die Ausgänge, die nächsten und entferntesten Ursachen, die Prognose, und endlich die Heilung dieser Synocha. Rec. bemerkt, daß ihm bey der Bestimmung einer nächsten Ursache dieser und

der asthenischen Fiebergattung immer glaubwürdig sey, daß die Afficirung irgend eines vorzüglich erregbaren Theiles durch eine schädliche Einwirkung, durch einen rheumatischen, arthritischen Stoff, durch Congestion, oder Entzündung irgend eines sehr empfindlichen, oder durch seine Function unentbehrlichen Theiles, z. B. des Herzens, der Blut- und Schlagadern, der Nerven, vielleicht der Lymphgefäße etc. Fieber erzeugen könne. Auch ist gewiß, daß die Einwirkung der Atmosphäre, die Beschaffenheit der Säfte, z. B. die Galle abändere, und dem Blut eine fihenische oder asthenische Eigenschaft mittheile. Richtige Schätzung der Kräfte ist bey diesen Fiebern überhaupt der vorzüglichste Punkt des Arztes, und bey der Heilung jeder Synocha hängt es auch eigentlich von diesem Meisterblick ab, daß man immer seinen antisthenischen Apparat nach der Höhe der Sthenie berechne. Dem Typhus (von S. 109 bis 155) liegt verminderte Erregung und erhöhte Reizbarkeit der Organe zum Grunde. Daher die Heftigkeit in den Actionen derselben; daher die Neigung zu Mischungsveränderungen und Verderbnissen der Säfte. Alles, was nicht Synocha ist, zählt der Vf. also in diese Reihe, und vom gewöhnlichsten remittirenden, rheumatischen oder katarrhalischen Fieber bis zum höchsten Grade der Pest ist bey ihm alles Typhus. Diesen Typhus theilt er jedoch sogleich in *Faul- und Nerven-Fieber* ein. Ersteres ist ein Typhus mit überwiegender Neigung zur Zersetzung der Säfte, insbesondere des Bluts, das seiner natürlichen Gerinnbarkeit mehr oder weniger beraubt ist. Sehr gut werden die Symptome beschrieben. Über die nächste Ursache des Faulfiebers glaubt der Vf. nichts Gründliches sagen zu können; desto mehr hält er sich hier bey den entfernten auf. Dauer, Verlauf der Krankheit, Vorherfagung, Heilung sind durchaus gut vorgetragen. Bey der Empfehlung des Weins als Vorbaumungsmittel, welchen der Vf. bis zu einem mäßigen Rausch zu trinken rath, glaubt Rec. den Ausdruck so abändern zu müssen, daß man, wie der Vf. selbst von Leidenschaften sagt, des Weines sich so bediene, daß er eine heitere Gemüthsstimmung unterhält, die Kranken nicht kleimüthig und furchtsam werden läßt, und dadurch die Erregung des Körpers mächtig hebt. Rausch ist schon Überreizung, und die Abmessung des Grades immer eine sehr missliche Sache. Brechmittel werden hier nicht unbedingt empfohlen; ob aber anstreckende Krankheitsstoffe niemals weggebrochen werden können, bezweifelt Rec. — Bey der zweyten Heilanzeigen werden die reizenden Mittel, um die Kräfte zu heben, und das Fieber zu mindern, sehr faßlich und gut angegeben. Hier liegt allerdings alles daran, daß man den Grad des Fiebers, den Zeitpunkt der Krankheit, und die Kräfte gehörig zu schätzen weiß; daß man das Fieber, ohne die Erregung noch tiefer herabzusetzen, vermindert, die Kräfte erhebe, ohne jenes zu vermehren, und endlich sich in alle individuellen Verhältnisse seines Kranken einzustudiren bemühe.

Das *Nervenfieber* (S. 156—180) zeichnet sich vor dem Faulfieber darin aus, daß die Fieberbewegungen vorzüglich auf dem Nervensysteme in den Empfindungs- und Bewegungs-Organen liegen; das Herz und die Blutgefäße sind weniger gereizt, und die Säfte äußern weniger Hang zur Entmischung. Die Symptome sind durchaus Nervenzufälle, erscheinen ohne Stetigkeit und ohne Ordnung, und stehen sogar mit sich meistens im Widerspruch. Über die nächste Ursache desselben wird hier außer der Asthenie nichts Bestimmtes angegeben, und die Eintheilung in das hitzige und schleichende Nervenfieber angenommen. Ersteres hat oft den Schein einer Synocha, Die entfernten Ursachen sind schwächende Einwirkungen aller Art. Der Verlauf, Ausgang, die Leiden, Vorherfassung sind hier durchaus unsicher, und eben so schwer die Heilung, weil die verstimten Nerven bey der höchsten Asthenie auch immer ungewöhnliche Wirkungen auf die gegebenen, angezeigten Mittel äußern, und die Krankheit ebendeshalb wegen fast niemals gehörig beurtheilt werden kann. Die Heilung dieser Fieber unterscheidet sich von jener der Faulfieber vorzüglich durch die Anwendung der Brechmittel, wenn denselben reizende Mittel bald nachgetragen werden. Der Vf. empfiehlt hier vorzüglich die oben genannten flüchtigen Reizmittel, nebst dem Wein, dem Mohnsaft, und dem Phosphor, flüchtige Laugensalze, Kanthariden innerlich und äußerlich, geistige Fomentationen und Bäder. Die Pest ist nach dem Vf. aus einem Faul- und Nerven-Fieber zusammengesetzt, und die Heilung richtet sich nach denselben.

Hierin besteht also nach dem Vf. die Haupteintheilung aller Fieber. Alle übrigen Fieberarten stehen entweder unter einem oder dem anderen, haben entweder den Charakter der Synocha, oder des Typhus, und unterscheiden sich bloß durch die leidenden Organe.

Von S. 181—244 werden nun, als Unterarten, die *gastrischen Fieber* aufgeführt, die der Vf. sogleich in *Gallen-Schleim-Wurm- und Saburral-Fieber* eintheilt. Sie stehen sammtlich mit dem allgemeinen Charakter des Fiebers in Verbindung, und sind nur als örtliche Krankheit der Verdauungswege, oder zufällig oder als Folge desselben anzusehen. Rec. erinnert hiebey, daß diese örtlichen Krankheiten nicht immer als Folgen, sondern ganz sicher zu Zeiten auch als Ursachen eines Fiebers anzusehen sind. — Die *Wechselfieber* (S. 245—309) haben ebenfalls einen entzündlichen oder typhösen Charakter, und sind mit gallichtem, schleimichtem Zustand, mit Würmern und Saburra der ersten Wege, Ausschlägen, und anderen örtlichen Krankheiten verbunden. Durch lange Erfahrung, die Rec. in einem Orte sammelte, in welchem die Wechselfieber endemisch waren, glaubt er bemerkt zu haben, daß die nächste Ursache des Typhus und seiner Verschiedenheit bey Wechselfiebern, nicht von gastrischen Unreinigkeiten, doch aber allerdings von einer eigenen Affection dieses oder jenes Baueingewebes herkomme. Eine Sache, die der Vf. S. 273 etc. bey gastrischen Fiebern selbst einzugehen scheint. Ohne deswegen die gastrische Methode unbedingt angewendet zu haben, hielt sich Rec. schon vor 20 Jahren an die von dem Vf. hier vorgeschlagene Heilart, und heilte beynahe alle Wechselfieber ohne Chinarinde und ohne Mohnsaft, durch bittere und reizende Mittel, sehr viele durch Abführungen, sehr wenige durch schwächende Mittel, und gar keines durch Gifte.

Die *Entzündungen* trägt der Vf. (S. 310—560) hier besonders vor; er zeigt ihre wichtige Eintheilung in *sthenische* und *asthenische*, und ihre Verbindung mit den oben angeführten Fiebergattungen. Unter den örtlichen Entzündungen wird die *Pneumonie* als Muster etwas umständlicher behandelt.

(Der Beschlufs folgt.)

#### KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Ohne Druckort und Verleger: *Untersuchung einiger medicinisch-gerichtlichen Fragen*. Von D. A—Z. 1804. 2 Bogen 8. (3 gr.) Nach der Vorrede zu urtheilen, wird die Aufgabe dieser Fragen, so wie die gelehrte Lösung derselben, dem Veranlasser nur wenig nützen können, wenn er nicht durch irgend einen anderen Weg sich dieses, ihm lästig scheinenden, Glückes entziehen kann. Die in der Physiologie und der gerichtlichen Medicin noch immer sehr unbestimmten Lehren über das Wesen der Empfängnis, die in der täglichen Praxis, selbst durch richtige Erfahrungen noch immer schwankender werden, lassen hierüber nur sehr selten eine Entscheidung zu. Auch sind die angegebenen Data in solchen Fällen so unsicher, daß man, in den Gerichtsstuben schon daran gewöhnt, nur vorzüglich bemerkt: Ob die Zeit der Geburt mit jener der Begattung übereintrifft; und: so lange übrigens dann der Beschuldigte keinen gegründeten Verdacht auf einen Anderen zu bringen weis, so werden sich die Richter immer an ihn halten, weil er durch die Begattung, fruchtbar oder nicht! doch immer der wahrscheinlichste Vater bleibt. Daß das Wort *Beyschlaf*, für den Begriff, den man gewöhnlich damit verbindet, nicht gut gewählt sey, zeigt die Veranlassung dieser Schrift deutlich. Während die Tochter sich mit einem jungen Menschen begatete, schlief der Vater im Wagen neben ihnen. Was die eigentlichen medicinischen Gründe betrifft, die der Vf. hier, nach seiner Idee, physiologisch bearbeitet zu haben glaubt, so muß Rec. gestehen, daß sie ihm nicht genuthun. Die erste Frage, die sich mit den Hindernissen befaßt, wodurch die jungfräulichen

Zeugungsorgane die Begattung erschweren, stellen die Zeichen der Jungfrauschaft genau dar, aber wie dieselben im gegenwärtigen Fall beschaffen waren, wird nicht erwiesen, und dient im Grunde auch zu nichts. Denn nicht immer beweisen diese fehlenden Zeichen die verlorne Jungfrauschaft oder gar Schwangerschaft; sind sie aber auch gegenwärtig, so dürfte vielleicht der Kampf bey Überwindung derselben nicht mehr Lärm machen, als ihn der Vf. p. 13 nach Abraham a St. Clara angiebt. Endlich, was würde der Vf. sagen, wenn man ihm in der Geschichte Schwangerschaften bey unverletztem Jungferhäuschen nachwies? Was hier von der Lage, der Schwere, und der Unbeholfenheit des Mädchens gesagt wird, das weiß die Natur von allen Seiten gut zu machen, und in diesem Drang erreichen die thierischen Kräfte auf eine oft unglaubliche Art ihren Zweck. Ob der in der Chaise dabey sitzende beraufchte Vater wirklich, oder nur scheinbar schlief, wer will dies entscheiden?

Bey der zweyten Frage hat der Vf., trotz der anatomisch erwiesenen Hindernisse, den lebenden Organismus und die Physiologie der Liebe nicht genug beherzigt. Daß die bedeutende Schwere des auf dem Schoß sitzenden Mädchens die Erectionen bey dem vermuthlich liebenden Jüngling physisch hindern sollte, hoc credit Judaeus Appellat. So bedarf auch die Natur zur Erzielung einer fruchtbaren Begattung weder des Zirkels, noch des Lineals der Anatomiker; zumal bey ganz gesunden, jungen, sich liebenden Leuten, wo sie nur zu oft gegen alle Erwartungen ihren Zweck erreicht.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 D E C E M B E R, 1805.

## M E D I C I N.

ERFURT, b. Hennings: *Kunst, die Krankheiten der Menschen zu heilen, nach den neuesten Verbesserungen in der Arzneywissenschaft. Von dem Hofs. und Prof. Hecker, etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

Die Anordnung des zweyten Theiles scheint mit der des Sellenischen Handbuchs der medicinischen Praxis einige Ähnlichkeit zu haben. Nur sind hier die Krankheiten der Schwangeren, Gebärenden, der Kinder eine eigentliche Eintheilung geblieben, und alle chirurgischen, so wie die örtlichen venerischen Krankheiten weggelassen worden; auch ist am Ende eine Auswahl und nähere Bestimmung der Arzneymittel beygefügt. Die Krankheiten, die noch in die Classe der Fieber gehören, machen hier (S. 1—504) den Anfang; den übrigen Raum nehmen die chronischen Krankheiten ein. Die einzelnen Krankheiten sind hier durchaus sehr gut gelehrt: ihre Darstellung verdient jungen Ärzten sehr empfohlen zu werden.

Von den *Ausfallsfiebern überhaupt*. Die Hautausschläge für sich sind bloße Localkrankheiten, die ihrer ihrem eigenthümlichen Verlauf nicht so viel Aufmerksamkeit, als das Fieber selbst erfordern. Auf Gelegenheit der gastrischen Fieber erinnert der Vf., dass man ehemals die Quelle der Ausschläge in den ersten Wegen suchte, und die gastrischen Fieber ohne Grund mit Ausleerungsmitteln behandelte. Dass man hierin zu viel that, weiß Rec. gar wohl; insofern haben die besseren Beobachter immer, und auch Rec. sich durch viele hundert Beobachtungen erzeugt, dass manche Ausschläge durch Vernachlässigung dieser Rücksicht, eben so viele durch fehlerhafte Behandlung, und vorzüglich durch die unbedenklich angewandte reizende Heilart entstehen. Die Wirkungen der gastrischen Reize auf die Haut sind nicht genug bekannt. Ein Quacksalber in der Gegend des Rec., der die Idee hat, dass bey Frauen Weibern überall ein versteckter Friesel die Krankheitsursache sey, giebt ebendesswegen eine unermessliche Menge Kämpfer und andere schweißtreibende Mittel, wodurch er den vorerwähnten Ausschlag nicht fast immer zum Nachtheil des Kranken herbeibringt. Dergleichen Ausschläge sind daher, wie schon der Vf. bald darauf sagt, Folgen animalischer Proceßse, die theils durch das Fieber, theils durch die gastrische Krankheit, theils durch die Heilmethode veranlasst werden. Gerade desswegen.

J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

gen hätte Rec. in praktischer Rücksicht nützlich gefunden, wenn der Vf. die specifischen, ansteckenden Ausschläge von jenen getrennt hätte, die nur Folgen eines Fiebers, oder eines gastrischen Zustandes sind, indem sie in ihrer pathologischen Eintheilung sowohl, als in ihren Folgen und der Heilmethode, wichtige Verschiedenheiten und Ansichten darstellen.

Diese Ansichten, den Fiebergrad, die Complicationen desselben, und den richtigen Verlauf der Ausschlagskrankheiten betreffend, sind hier vortreflich angegeben. Die *Pocken* geht der Vf. (S. 35—124) sehr gut, aber etwas weitläufig durch. Wenn er nicht dadurch die wesentlichen Vorschriften, die man mit den erforderlichen Veränderungen bey allen andern Ausschlagskrankheiten von specifischem Ansteckungsstoff anwenden muss, gegeben, und aller Verhältnisse der Fieber mit dem Ausschlag hier zum Muster erwähnt hätte, so hätte diese Weitläufigkeit dem Vf. zum Vorwurf gereichen können, indem man jetzt der völligen Ausrottung der natürlichen Pocken schon beynahe mit Zuversicht entgegensteht, und die Ärzte hoffentlich bald der wirklich oft sehr schwierigen Behandlung derselben ganz überhoben seyn dürften. Die *Schutzpocken* sind vortreflich behandelt. Doch findet Rec. die Lehre, den Impfstoff zwischen dem 5 und 10 Tag zu nehmen, allzu unbestimmt, und würde wenigstens zwischen dem 6 und 9 dies zu thun empfehlen, weil meistens schlechte Pocken entstehen, wenn der Stoff einen Tag zu früh oder zu spät genommen wird. Das Kapitel der *Masern* und des *Scharlachs* hat Rec. vorzüglich gefallen. Nach seinen Erfahrungen wäre er geneigt, die *Rötheln* nicht als selbstständigen Ausschlag anzuerkennen, indem dieselben immer eine bald zu den Masern bald zum Scharlach gehörige Modification ausmachen. Auch *Nessel-Blasen*- und *Frieselausschlag* sind ganz gewiss bloße Symptome verschiedener Fieber und allgemeiner Krankheitsformen, Producte des herrschenden Krankheitsgenius, der Heilmethode, oder des schlechten Verhaltens, wie dies Rec. seit 3 Monaten häufig zu beobachten Gelegenheit hat, wo er nichts als rheumatische, katarrhalische und gastrische Krankheiten, und auch allerlei davon abstammende Hautausschläge sah. Die Ansteckung des Friesels zählt der Vf. mit Recht auf jene des Typhus, und die erdrückende Beängstigung vor dem Ausbruch des ersteren ist dem Rec. immer ein pathognomonisches Symptom gewesen. Auch dem *Pemphigus* dürfte man seine eigene Form streitig machen. Rec. duldete ihn selbst als gastrische

Hhhh

sche

sche Folge, so wie er denselben auch den höchsten Typhus begleiten sah. Unter allen Formen berücksichtigte er immer nur die allgemeine Krankheit. *Bleymittel* aber widerräth Rec. aus Erfahrung. *Petrarchien* sind, wie die *Vibices*, symptomatische Suggillationen, und dienen dem Arzt zur Bildung der Diagnose sowohl als der Vorherfügung. Die *Aphiten* zählt der Vf. auch hieher; sie sind nie selbstständig, sondern immer das Product einer anderen Krankheitsform, meistens der gastrischen Krankheiten und der Asthenie. Noch nie sah Rec. dieselben bey Kindern, die bloß mit Muttermilch erzogen, und reinlich gehalten werden. 4 Gran ätzendes salzsaures Quecksilber in 4 Unzen Chinadecoct, ist ein Mittel, womit Rec. aus Furcht des Abschlingens, den Mund nicht ausspülen möchte. Das *Rothlauf* hätte Rec., nach *Selle*, lieber zu den Entzündungen der Haut gezählt, und dort abgehandelt: so wie dann auch die Rose der Füße und Brüste, die Verbrennungen, Frostbeulen, und Rothlauf der Kinder dort besser gestanden hätten, als hier unter den Anschlägen. Ist nicht das verhärtete Zellgewebe bey Kindern dieses Ursprunges? Überhaupt sieht Rec. das Rothlauf bey Erwachsenen und Kindern, so geringe dessen Anfälle sind, im Grund doch immer als bedeutend an, zumal wenn es öftere Perioden macht.

*Von hektischen und phthisischen Fiebern* (S. 291 bis 404). Die Eintheilung derselben ist sehr gut, und die Ausmittlung der Ursachen der Erfahrung gemäß. Nur glaubt Rec. nicht, daß die allgemein angezeigte Methode hier die reizend stärkende sey. Es giebt sehr viele Fälle, wo gerade diese Mittel wie Gifte, schwächende hingegen, geringe Gaben Salpeter, selbst kleine Aderlässe vortrefflich wirken. Aber es fordert allerdings einen geübten Blick, um den sthenischen Localzustand der Lunge mit der Asthenie des übrigen Körpers zu vergleichen. Nicht jede verletzte Integrität des Organismus schließt, wie der Vf. hier sagt, den sthenischen Zustand aus. Sagte er vielleicht deswegen hier nichts von den Bluthäufungen und ihren Folgen auf der Lunge? Von S. 404—478 handelt der Vf. von den Fiebern, die durch andere örtlich bestimmte Krankheiten eine eigenthümliche Form erhalten, z. B. *Katarrhe*, *Rheumatismen*, *Gicht*, *Ruhr*, etc. die sich so, wie die Entzündungen und Anschläge zu den oben aufgestellten Fiebergattungen verhalten. Die *Influenza* sah Rec. im J. 1800 oft mit Typhus, und im März 1805 immer mit gastrischem Zustand. Die *Gicht* unterscheidet sich von dem Rheumatism nach des Vf. lichtvoller Angabe durch ihre Ursache sowohl als die Heilmethode sehr genau. Die arthritischen Metastasen hätte der Vf. einer näheren Untersuchung würdigen sollen, da die Theorie derselben auf die Praxis gar so unterschiedenen Einfluß hat. Die Organe werden dabey mit Congestionen, und schnell tödtenden Entzündungen befallen. Woher entstehen dieselben? Was bestimmt sie da oder dorthin? Die Schwäche eines Organs? Ist es der phosphorsaure Kalk, der sich dort absetzt? Und wäre dieß nicht Gichtmaterie, nicht

eine pathologische Schärfe, die man freylich jetzt nur *Entmischung* nennt? Bey der *Ruhr*, deren Heilung hier sehr gründlich angegeben ist, vermißt Rec. eine genauere Angabe der örtlichen Symptome, welche die sthenische, asthenische, rheumatische, und die mit örtlichen Entzündungen verbundene Ruhr begleiten; denn gerade diese Auffindung der Diagnose wird jungen Leuten schwierig, und sie kann nicht immer mit Sicherheit vom Charakter des Fiebers hergenommen werden. Weiter sagt der Vf.: „eine bestimmte Heilmethode der Ruhr giebt es nicht, noch weniger irgend ein bestimmtes Mittel gegen die örtliche Krankheit.“ Allerdings muß das mit derselben verbundene Fieber, und der allgemeine Zustand nach seinem Charakter behandelt werden; aber nichts destoweniger läßt sich hier auch für die Ruhr selbst, für die örtliche Krankheit vieles thun, und Rec. glaubt sogar, daß dieser Rücksicht auf das Localübel der glückliche Praktiker viel zu verdanken hat. Weist er nebst den allgemeinen Rücksichten die Gedärme zu besänftigen, und die Tendenz der Säfte auf die Haut zu lenken: so hat er den größten Schritt zur Heilung gethan. — Unter den hervorreichenden Fiebersymptomen macht der Vf. vorzüglich und mit großem Recht auf die Schwäche aufmerksam, die als Symptom des Fiebers sehr genau von jener Schwäche zu unterscheiden ist, die man als Grundcharakter des Typhus aniebt. Rec. hätte gewünscht, daß dieser Gegenstand tiefer erforscht, und genauer auseinandergesetzt worden wäre. So lange Unkundige, wie der Vf. selbst sagt, bey wahrer und großer Schwäche, einen sehr kraftvollen Zustand annehmen können: so lange ist hierin die Semiotik zu unvollkommen, und um so gefährlicher, als Rec. leider, jetzt noch täglich von Ärzten asthenische Krankheiten behandeln sieht, die auch von weitem nicht als solche anzuerkennen sind.

*Chronische Krankheiten* (S. 505—764) leitet der Vf. überhaupt nur von Schwäche veränderter Mischung und Structur der Organe her, und sagt (S. 507): einen sthenischen Zustand bey chronischen Krankheiten giebt es nicht. Rec. glaubt, daß, wenn Schlagflüsse, gewisse Geisteszerrüttungen und Blutflüsse, dann Engbrüstigkeiten, Koliken etc. hieher gezählt werden, jeder Praktiker dieselben gar oft mit allgemeinem, oder doch mit örtlich-sthenischem Zustand beobachtet, und als solche vorzüglich mit asthenischen Mitteln behandelt habe. Nimmt doch der Vf. selbst active Congestionen und Blutflüsse von Vollblütigkeit an, und Rec. getraut sich zu behaupten, daß alle Ursachen, die den lebenden Organismus in Unordnung bringen können, bey chronischen Krankheiten als Ursache angesehen werden müssen. So bequem es auch immer wäre, dem System und der Übersicht zu Liebe nur Schwäche als vorwaltende Ursache aufzustellen: so dürfte einmal dieß zur glücklichen Heilung nur wenig praktischen Nutzen haben. Lieber lehre man die jungen Leute nach einer soliden Semiotik bey jedem Individuum mittelst einer genauen Diagnose das Wesen der Krankheit zu erkennen.

nen, und durch praktischen Scharfblick zu entscheiden, ob man sich an die nächste Ursache des Übels, oder bloß an die entfernten bey der Heilung zu halten habe. Die Complicationen der allgemeinen und örtlichen Stenise oder Asthenise, mit der veränderten Mischung der Säfte, und Structur der Organe, und was eben so oft geschieht, mit der Fortpflanzung heftiger Reize durch Consensus, mit Congestionen etc. machen die Diagnose und auch die Therapie meistens so schwierig, und fodern das strengste Individualisiren so dringend, daß man gewiß mit dem hier aufgestellten Grundprincip der Schwäche vielleicht eher eine schädliche Routine als eine schulgerechte Praxis befördert. Daher kommt es auch, daß Rec. so eben einen Hypochondristen sieht, der jetzt für seine Übel ein Graswurzeldecoct mit Seife und Weinstein mit Nutzen braucht, das ihm auf einer Universität empfohlen ward, indessen er ein Jahr zuvor auf einer anderen Schule bey demselben Übel vor lauter Moschus, Othor und Bibergeil fast zu Grunde ging! Daher glaubt Rec. in dieser Hinsicht von den *Nervenkrankheiten* das nämliche behaupten zu müssen, wo es, nach des Vf. eigener Angabe (S. 537), bey vorausgesetzter erhöhter Erregbarkeit des Nervensystems keinen Einfluß auf den Organismus, und keine Veränderung desselben giebt, die nicht unter gewissen Verhältnissen eine solche Krankheit hervorbrachte. Wie oft ist der ganze Körper, und selbst der Nervenbau ganz gesund, und eine kleine reizende Ursache erregt irgendwo durch Mitleidung, durch Wechseleirregung eine chronische oder Nervenkrankheit, selbst bey sthenischer Anlage! — *Geisteszerrüttungen*. Die Heilung wird nebst der gastrischen und psychischen Methode durch stärkende Mittel bezweckt. Aber so wie es auch manche Fälle giebt, wo schwächende Mittel angezeigt sind, eben so bedürfen z. B. die *Schlagflüsse* derselben weit häufiger, als der Vf. hier angiebt. Wenn auch die Grundursache der Schlagflüsse, und ihre Folgen von Asthenie zeugen: so kann der Praktiker im Anfall sich nicht mit der nächsten Ursache, sondern nur mit den entfernteren befassen, z. B. das Blut vom Gehirn ableiten, oder abhalten, gastrische Reize entfernen, Wechseleirregungen ansuchen u. s. w. Wie oft schon hat ein Aderlaß, ein Abführmittel, zur rechten Zeit gegeben, dieß Übel verhütet, oder vermindert! Und wie viel Unheil ist mit der Idee von Asthenie, mit der immerwährenden Anwendung berühmter Reizmittel nicht hierin schon gestiftet worden! Ob der Biss eines *wasserscheuen* wüthenden Menschen ansteckend sey, ist noch nicht erwiesen. Gewiß aber ist, und dafür bürgt des Rec. eigene Erfahrung, daß Blut, Speichel, Schweiß eines Wüthenden durch die Berührung bey unverletzter Haut nicht anstecken. Wahre Hydrophobie kann nur durch chirurgische Localbehandlung verhütet — die ausgebrochene vielleicht nie geheilt werden. Die *Kopfschmerzen* werden hier unter den Krankheiten des allgemeinen Gefühls aufgezählt, vermuthlich weil der Vf. für dieselben in sei-

nem System keine andere Stelle fand! Die Heilung *aller Krämpfe und Convulsionen*, abnormer Bewegungen verweist der Vf. auf die Heilart der Nervenkrankheiten, und zählt hier nur die Reizmittel auf, die man von jeher entweder aus rationeller Anzeige, oder Empirie anwandte. Von Aderlässen, Abführungen, erschlaffenden, besänftigenden und anderen in der That asthenischen Mitteln, mit denen *Friedr. Hofman, Pomme, Tissot*, und so viele hundert praktische Ärzte Nervenkrankheiten heilten, wird der Nutzen nur auf irgend ein örtliches Übel bezogen!!

Sthenische Blutflüsse sollen und müssen nach der Erregungstheorie selbst aufhören, sobald der gehörige Grad der Schwäche eintritt. Das ist: sie hören auf sthenisch zu seyn, und das Blut wird, wenn z. B. eine andere determinirende Ursache vorwaltet, immer aus Schwäche fortfließen. Aber woher kommt es denn, was Rec. so eben sieht, daß nach einem 4jährigen Mutterblutfluß, an dem die Kranke dem Tode ganz nahe war, nachdem Rec. den dort sitzenden Polyp unterband, schon am andern Tag, ohne alle Medicin, durch 5 — 6 Lothel voll Wein der Puls sich wie in einem sthenischen Zustand erhob, während man den höchsten Grad directer Schwäche und Erschöpfung aller Erregbarkeit hatte vermuthen sollen? Die örtlichen Ursachen werden bey dieser Theorie immer kurz abgefertigt, obwohl gerade die Blutflüsse fast immer durch mechanische Ursachen, durch Congestionen, durch consensuelle Reize, bey vorausgesetzter örtlicher Disposition der Organe, erzeugt werden. Der Vf. giebt nur eine *Plethora ad vires* zu; auch über die in Praxi noch immer cultivirte Revulsionslehre spricht der Vf. verneinend ab. Übrigens denkt Rec. bey Blutflüssen, wie bey den Schlagflüssen. Es ist nicht immer um die nächste Ursache, sondern auch um die *Symptomata causae* zu thun. Eine durch gastrische Reizung erzeugte Congestion auf der Brust wird in einem tauglichen Subject einen Blutfluß erzeugen, dem ein Aderlaß und ein Abführungsmittel mit Nutzen entgegengesetzt werden können, wenn anders der Kranke nicht vorher schon zu sehr geschwächt ist. Reizend stärkende Mittel sind hier früher gegeben nachtheilig, und nur angezeigt, wo in einem übrigens gesunden Organismus erschöpfte Kräfte die Ursache des Übels sind. *Reine Schwäche* ist in der Pathologie eine seltene Sache, und durch die Lehre, daß alle Blut- und Schlagflüsse an sich asthenisch seyen, und als solche behandelt werden müssen, werden junge Leute sehr leicht irre geleitet, und veranlaßt, überall lieber empirisch zu Reizmitteln zu greifen, als einer richtigen Diagnose des Übels mühsam nachzuforschen. Rec. sagt diese praktischen Wahrheiten hier nur deswegen, weil sie als eine äußerst wichtige Sache jedem praktischen Arzt täglich vorkommen, und weil von der Entscheidung derselben Leben und Tod abhängt. Bey *Hämorrhoiden* und anderen blutigen Congestionen im Bauch hat Rec. wie der Vf. die Mittelsalze in kleinen Gaben immer zuträglich, aber auch dabey ge-

funden, daß bittere, gewürzhafte reizende Mittel auch in Verbindung mit jenen nachtheilig waren, sobald der Eretismus etwas bedeutender ist. Das Gefühl und Bedürfnis magenstärkender Mittel, welches solche Kranke immer vorzüglich bemerklich machen, ist in diesen Fällen meistens trüglisch.

Von *Wassersuchten*, vom *Scharbock*. Sollte diese Krankheit wirklich mit dem Faulfieber die nächsten und entfernten Veranlassungen gleich haben? Wenn bey *Atrophie*, *Rachitis* und *Skrofeln* eine Identität der Ursachen Statt hat: so glaubt Rec. die Abweichungen der Krankheitsformen in den Entwicklungsperioden zu finden. Vor dem Zahnen Atrophie, bey demselben Rachitis, und von dort bis zur Mannbarkeit Skrofeln. Die Behandlung *venerischer Krankheiten* verweist der Vf. auf seine hierüber verfaßte sehr gute Schrift, übergeht daher hier alle örtlichen Übel als chirurgische Gegenstände, und behandelt nur die eigentliche Lues. Bey der *Harnruhr* verdient das Kalkwasser empfohlen zu werden. Bey der Krätze huldigt der Vf. der Milbentheorie.

Beiden Theilen sind Formeln und Vorschriften angehängt, die der Vf. durch sein Buch in den verschiedenen Krankheiten empfiehlt, und auch näher

re Bestimmungen darüber in seinem Geist und in seiner Manier ertheilt. Dieselben sind durchaus gut, zweckmäßig gewählt, und für Anfänger so eingerichtet, daß sie dieselben zwar allgemein zur Richtschnur nehmen, am Krankenbette aber durch eigenes Urtheil nach dem Grade und der Form der Krankheit, so wie nach allen verschiedenen Verhältnissen, abändern können. Doch könnten sie etwas einfacher seyn; manches Mittel könnte entbehrt werden, das, auch um der Abänderung willen, noch überflüssig ist. Z. B. *lac sulphuris*, die *Anagallis*, die *Weywurm-Lattwerge*, dann die giftigen *Laurocerasus*, *Rhus-toxicodendron*. Auch würde Rec. den Löwenzahn und die Graswurzel nicht unter die bitteren, reizverstärkenden Mittel (Th. I.) gezählt haben. Die Formel CXXXII Th. II ist nicht angezeigt. Warum hat übrigens der Vf. die neue Nomenclatur nicht gewählt, oder der alten beygesetzt, da dieselbe doch in Deutschland sicher das Bürgerrecht erhält? Im ersten Theil werden nach jeder Abhandlung die vorzüglichsten praktischen Schriften angeführt; im zweyten sind sie weggelassen, und der Vf. verspricht dieselben bey einer anderen nahen Gelegenheit nachzutragen. Das Papier ist gut, der Druck correct.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**MEDICIN.** Leipzig, b. Steinacker: *Der Kaffee in seinen Wirkungen*. Nach eigenen Beobachtungen von *Samuel Hahnemann*, d. A. D. 1803. 56 S. 8. (brosch. 6 gr.) Das Verdammungsurtheil, welches Hr. H. in diesen Blättern dem Kaffee spricht, gehört zu den vielen einseitigen und übertriebenen, von denen die Geschichte der Arzneykunst, und der Diätetik insbesondere, voll ist. Aus der neuesten Zeit führen wir nur die Jeremiaiden über die Bleygläser und den Brantwein an. Bedachte man doch, daß durch solche, wenn auch im Eifer für das Gute, dennoch viel zu allgemein ausgedrückten, einseitigen Behauptungen der Sache selbst weit mehr geschadet als genützt wird; daß das Publicum gar zu leicht mißtrauisch wird gegen das Urtheil überhaupt, und spöttisch lachelt, wenn es z. B. sieht, daß auf der einen Seite Tausende bey dem Genuß des Kaffees und des Brantweins sich wohl befinden und alt werden, und auf der anderen *Hufeland* und *Hahnemann* vor beiden Dingen, wie vor schrecklichen Giften warnen, und bey nahe das ganze physische Elend aus dem Gebrauche derselben ableiten. Hr. H. giebt in diesen Blättern sogar die geistige Erschlafftheit, den kleinlichen Egoismus unserer Tage, und den Mangel an großen Tugenden dem Kaffeetrinken Schuld; welche Übel wohl in weit höher liegenden Quellen zu suchen sind.

Da wir uns hier in keine besondere Widerlegung der von dem Vf. dem Genuß des Kaffees zu reichlich aufgebürdeten Beschuldigungen einlassen können: so bemerken wir nur, daß er zum obersten Grundsatz seiner Schrift aufstellt: „Um gesund und lange zu leben, bedarf der Mensch Speisen, welche bloß nahrhafte, aber keine reizenden, arzneyliehen Theile enthalten, und Getränke, welche entweder bloß anfeuchtend und nahrhaft zugleich sind, aber keine arzneyliehen und reizenden Bestandtheile enthalten, wie das reine Quellwasser und die Milch.“ Dieser Satz, wie er hier steht, ist viel zu allgemein und auch wieder unvollständig ausgedrückt, und leidet große Ausnahme. Leben kann man allerdings auch bey Wasser und Brod, oder bey Wasser und Wurzeln, welche Diät eigentlich die natürlichste wäre; ob aber auch unter körperlichen Anstrengungen und Beschwerlichkeiten, denen sich doch eine Menge Menschen unterziehen muß, oder bey großer, fortgesetzter Geistesbetheiligung, welche der Staatsmann, der Gelehrte, der Künstler (im höheren Sinne des Wortes), der Geschäftsman zu ihrer Bestimmung nöthig haben? Ob in diesen Fällen nicht gerade geistige, reizende Mittel erforderlich sind, um den Lebensproceß

in seiner vielfachen, verzehrenden Äußerung zu unterhalten, ob nicht überhaupt durch solche eine höhere Geistesbetheiligung, ein regeres Leben geweckt wird: das sind Fragen, die zuvor zu beantworten sind, ehe sich jener Satz mit allen seinen Folgerungen begründen läßt. Und besteht denn, fragen wir Hr. H., das thierische Leben, der Organismus des Menschen in der bloßen Ernährung? Bedarf es denn keiner anderen Reize zu seiner Erhaltung, Wirksamkeit und Dauer, als Speise und Trank? — Hatte der Vf. bloß vor dem Mißbrauch des Kaffeetrinkens gewarnt, so würde man ihm allen Beyfall geben müssen. Aber dann hätte er eben so gut über das Brod, das allgemeinste Nahrungsmittel, viel Böses sagen können, wovon uns *Linget* ein Beispiel aufstellte; wie denn auch der übermäßige Genuß desselben, besonders bey Kindern, sehr leicht *Atrophie* und *Kachexie* herbeyführt.

J. C.  
**Mannheim**, b. Schwan u. Götz: *Unterricht für Landhebammen zum Gebrauch öffentlicher Vorlesungen*. Dritte von neuem durchgesehene und verbesserte Auflage. 1804. II u. 136 S. 8. (6 gr.) Die Verbindung der Materien und der Vortrag selbst in diesem Buche sind so beschaffen, daß man auch für eine mittelmäßige Fassungskraft davon Nutzen absehen kann, wenn gleich bey manchen einzelnen Punkten sowohl, als auch bey der Form des Ganzen, einiges zu erinnern seyn möchte. Z. B. bey dem Recepte: Nr. 3. S. 97: „Man nimmt 1 Loth Fiebrindenpulver, 1 Quentchen gestoßenen Zimmt, 1 Quentchen Anisfaamenpulver, 2 Loth weißen Zucker, 1 Loth weiße Magnesia, mische dieses unter einander, und gebe der Schwängern Morgens und Abends eine gute Messerspitze in einem Löffel voll Wasser.“ Es müssen sonderbar starke Messer seyn, wenn eine Spitze voll derselben von dieser Mischung irgend etwas leisten soll, und wozu Recepte in einem Landhebammenbuche? Entweder enthalten sie wirkliche Mittel und dann passen sie nicht zu der Urtheilskraft solcher Personen, oder sie sind unwirksam und nur gleichsam der Form wegen hingestellt, und dann können sie beygreiflicher Weise nicht nutzen, da sie doch auch dann durch den Dünkel, womit sie eingeschränkte Köpfe aufblähen, allemal schaden. So, wenn S. 82 auf die aufgeworfene Frage: woher entstehen die Würmer, was für Übel können daraus entstehen, wie müssen dieselben aus dem Leibe gebracht werden? die ganze Wurmcure durchgegangen wird, ist es doch offenbar außer der Sphäre dieser Schrift, Laxiermittel von Jaippenharz vier Gerstenkorn schwer u. dgl. allgemeine Vorschriften, die so viele Nebenbestimmungen erleiden, zu rathen.

Nimm.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 30 D E C E M B E R, 1805.

## FREYMAURERSCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Über den Ursprung und die vornehmsten Schicksale der Orden der Rosenkreutzer und Freymaurer*. Eine historisch-kritische Untersuchung von Johann Gottlieb Buhle. 1804. 418 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Geschichte jedes geheimen Ordens kann in einer doppelten Hinsicht versucht werden. Da der Charakter einer solchen Verbindung nicht immer durch das Geheimniß ihrer Existenz, sondern durch die Unbekanntheit der Nichteingeweihten mit dem Streben oder Zwecke desselben bestimmt wird: so theilen sich die historischen Untersuchungen in die der inneren und äußeren Geschichte. Das Gebiet der letzteren nimmt da seinen Anfang, wo die geheime Gesellschaft den Profanen bekannt wurde, und ihre Aufmerksamkeit erregte, indess die innere, nur dem Orden selbst bekannte, Geschichte vielleicht noch mehrere Jahrhunderte zurückgeführt werden muß, um die Begründung des Instituts zu entwickeln. Wie der Standpunkt, von welchem beide Wege ausgehen, verschieden ist: so sind es auch die Quellen, aus welchen geschöpft werden muß. Die innere Ordensgeschichte kann die Data nur aus den Ordensarchiven und Ordensdocumenten, die äußere aber aus der allgemeinen Völker- und Cultur-Geschichte entlehnen; jene bleibt ein Eigenthum des Ordens, indess sich diese der Notiz jedes Wissbegierigen darbietet. Dieser Unterschied muß bey jeder Würdigung von Ordensschriften dieser Art um so fester gehalten werden, da er immer die Norm ist, nach welcher das Geheime und das, was zu leisten war, gehörig bestimmt werden kann.

Das vorliegende Buch hat, wie schon der Titel sagt, zwey in sich verschiedene Ordensinstitute zum Gegenstand, deren einem der Name eines geheimen Ordens in einer von dem zweyten ganz separirten Bedeutung zukommt. Die Rosenkreutzer machten allgemein den Zweck ihrer Verbindung und die anzuwendenden Mittel zur Erreichung desselben — die Auffindung eines Geheimnisses — bekannt; ja sie wiesen sogar dem gesuchten Geheimnisse die bestimmtesten Grenzen an, innerhalb welcher dasselbe als Princip wirken sollte. Die Freymaurer hingegen, man mag annehmen, daß sie ihr Geheimniß noch suchen, oder daß sie dasselbe bereits gefunden haben, begründen mit demsel-

J. A. L. Z. 1805. Viertes Band.

ben den Zweck ihrer Ordensverbindung, und verhüllen dem Uneingeweihten die Absicht ihrer inneren Wirksamkeit. Hieraus ergibt sich, daß der historische Charakter beider Institute auch an sich ganz verschieden seyn muß; selbst wenn man, wie wir in der Folge sehen werden, beide auf einen gemeinschaftlichen Punkt zurückführt.

Sowohl das wirkliche Entstehen des Freymaurerordens, als der Zeitpunkt, in welchem er der gegenwärtigen Form nach bekannt wurde, hat in der zweyten Hälfte des 18 Jahrhunderts eine Menge von Untersuchungen veranlaßt, unter welchen Lessings Ernst und Falk, Nicolai's Werk über die dem Tempelherrn gemachten Beschuldigungen, und die von demselben veranlaßten, in dem neuen Mercur ab-

gedruckten Briefe  
erregten. Lessing  
sprach die Notiz  
über diesen Gegen-  
stand damit die An-  
den vielleicht hat  
werden könnte. A  
historischen Excerpt  
Lessings und war g  
Lessings Lehrer zu se  
wo er als Kritiker

sation  
es Ge-  
ntlich  
erbin-  
I. Or-  
gstens  
en bi-  
rthum  
l, Les-  
r da,  
eltheit

aufklären, kurz den pragmatischen Geschichtsforscher zeigen wollte. Obgleich selbst diesen Gegenstände nicht gewachsen, und mehr in den Gefilden der Phantasie in seiner eigenthümlichen Sphäre, wies Herder dennoch mit vielem Scharfsinn Hn. Nicolai, der durch seine Worte jeden Zweifel beendet zu haben wähnte, in Hinsicht mehrerer Irrthümer zurecht. Diese und alle folgenden Bemühungen leisteten genau betrachtet wenig, da sie keine historische Wahrheit fest begründeten; selbst die unermüdete Thätigkeit, mit welcher ein Mann, wie Bode, den besten Theil seines Lebens diesem Gegenstande widmete, wurde weder der inneren, noch äußeren Geschichte des FM. Ordens erspriesslich, da ihn der Tod vor der Beendigung seiner Untersuchungen von der Lebensbahn abrief; das von ihm gesammelte Archiv aber, vom verstorbenen Herzoge von Sachsen-Gotha erkaufte, unter der sorgfältigsten Aufsicht jeder Bekanntwerdung entzogen wurde.

Hr B., dessen Thätigkeit zur Ergründung des Entstehens der beiden genannten Orden schon aus den Göttingischen Anzeigen (1803. St. 7. 8.) bekannt ist, entwickelt in dem vorliegenden Werke die Resultate seiner Bemühungen mit kritischer Gründlich-

liii

keit,

keit, und muß die Aufmerksamkeit der Freymaurer um so mehr auf sich ziehen, da er den FM. Orden aus dem der Rosenkreutzer entstehen läßt, und also jenen mit diesem in eine nahe Verwandtschaft bringt, welches die Freymaurer oft so mühsam von sich abzulehnen suchten. Der Gang, welchen Hr. B. bey dieser Untersuchung wählt, ist der, daß er zuerst die wesentlichen inneren und äußeren Merkmale beider Orden entwickelt. Er findet sie in der Gleichheit der persönlichen Rechte ihrer Mitglieder in Beziehung auf ihren Zweck, in der Entfernung der Weiber, Kinder, Nichtchristen und Unfreyen von der Ordensweihe, in dem Anspruche auf Geheimnisse, in den allgemein eingeführten Zeichen, Gebäuden, Symbolen, Mythen und Festen, in dem Streben nach Wohlthätigkeit, und endlich, außer einigen negativen allgemeineren Ordensvorschriften, in der Freyheit der Mitglieder, sich zu jeder Zeit von der Verbindung wieder trennen zu können. Es ist dem aufmerksamen Leser auffallend, wenn der Vf., vielleicht aus zu großer Vorliebe für die nachher aufgestellten Resultate, nun nicht die Beleuchtung der charakteristischen Verschiedenheit beider Verbindungen folgen läßt, sondern diese unter dem Vorwande, daß sie die historische Untersuchung des ursprünglichen Verhältnisses beider erfordern, zurückweist. Hr. B. läßt vielmehr sogleich die Beurtheilung der ersten historischen Spuren von der Existenz jener Orden folgen, indem er zuvörderst zeigt, daß sie mit den orphischen und eleusinischen Mythen, mit der geheimen Hieroglyphen-Lehre der Ägypter, mit den neu-platonischen Verbindungen, wie auch mit den Magiern, Esseern, Therapeuten u. s. f. gar nichts ähnliches haben, woraus eine wechselseitige Verwandtschaft in Rücksicht des Entstehens jener neueren Institute gefolgert werden könne; vielmehr findet er in dem Anfange des 17. Jahrhunderts die erste zuverlässige Spur von dem Daseyn beider Orden. In Rücksicht des Rosenkreutzer-Ordens möchte diese Behauptung auch mit der größten Wahrscheinlichkeit aus der im dritten und vierten Kapitel enthaltenen Darstellung ihres Entstehens und aus der Beurtheilung der dahin gehörigen historischen Urkunden hervorgehen. Wenn aber Hr. B. in den rosenkreutzerischen Ideen, welche in England durch Fludd's Schriften um das J. 1630 so viele Anhänger fanden, und geschlossene Gesellschaften bildeten, zugleich die ersten Spuren der Maurerey nach jetziger Form findet; wenn er zeigt, wie diese aus jenen hervorging, und daraus den Schluß macht, daß der FM. Orden erst durch die Rosenkreutzer veranlaßt wurde, und seine ganze Existenz jenen zu verdanken habe: so verwechselt er offenbar die *innere* und *äußere* Geschichte desselben.

In folgenden vier Punkten ist unseres Vf. Resultat dieser Untersuchung über den *Ursprung* und *Charakter* der ächten Freymaurerey bis zum Meistergrade zusammen gefaßt: 1) Die ältesten FM. waren eine Gesellschaft, welche sich während des Decenniums von 1630 — 1640 bildete, und deren Mit-

glieder den Zweck hatten, die Philosophie der Natur, in cabbalistischer und alchimistischer Bedeutung gemeinschaftlich zu suchen, und einander unter eidlicher Verpflichtung zur Verschwiegenheit gegen Profane mitzuthellen. Dieses ist das *Licht aus dem Orient*, welches dem Maurer leuchtet, und welchem er nachgeht. 2) Das Symbol dieses Zweckes war der salomonische Tempel, der erbaut werden sollte, mit welchem die wahre christliche Kirche, deren Fundament und Eckstein Christus ist, bezeichnet wird. Das Studium und die Übung der *wahren Magie* ist das Mittel zur Erreichung des Zweckes. 3) Die ältesten FM. betrachteten sich als lebende Steine, welche sich zur christlichen Kirche vereinigten. Daher ahmten sie die äußere Form der wirklichen Maurerzunft nach, daher versammelten sie sich in den Herbergen derselben, benutzten Zunftattribute, Symbole, Legenden u. s. f. und traten auch mit der Maurerzunft in nähere Verhältnisse. 4) Aus dem Maurergewerke sind die drey Ordensgrade, die des Lehrlings, des Gefellen und Meisters entlehnt. Mit dem Letzteren ist die vollendete Kenntniß des wahren Zweckes der Maurerey geschlossen. Der große Meister Christus ward getödtet, als er den Tempel der Menschheit begründen wollte, von welchem der babylonische Thurbau und der Salomos-Tempel geheimnißsvolle prophetische Vorbilder sind. Der große Meister ist wieder auferstanden, lebt und wird ewig triumphiren. Christus und Hiram haben hier gleiche Bedeutung. Der Liebling des großen Meisters, Johannes, ist der gefeierte Lehrer und Schutzpatron der FM.

Wenn Hr. B. diese Ansicht aus dem Gesichtspunkte aufgestellt hätte, daß sie nach den Quellen der profanen Geschichte das Bekanntwerden des FM. Ordens in seiner gegenwärtigen Form, mithin die äußere Geschichte desselben, enthielte: so würde gewiß der aufmerksame Leser diesem gelehrten Werke seinen unbedingten Beyfall gegeben haben. Da er aber glaubt, daß hiermit auch die innere Ordensgeschichte der FM. aufs Reine gebracht sey, so begeht er ohne freitig einen Irrthum. Um jenen recht offenbar an den Tag zu legen, wäre es vor allen Dingen erforderlich, hier einige Facta der inneren Ordensgeschichte anzugeben, und deren Richtigkeit kritisch zu erweisen; aber die anfänglich gegebene Nachweisung von den der inneren Geschichte gehörigen Quellen, zeigt von den Schwierigkeiten, denen die Erfüllung dieser Forderung unterworfen ist. Um nur eines anzuführen, erwähnen wir der bekannten alten Handschrift über Freymaurerey, welche durch eine Copie von der Hand Königs Heinrichs VI von England auf uns gekommen seyn soll, und nun bereits mehrere Jahrhunderte hindurch für authentisch gehalten ist. (s. Magazin für FM. St. 1. S. 70 ff.)

Nach dieser allgemeineren Beurtheilung der vorliegenden Schrift, mögen hier noch einige auf Specielle Äußerungen Bezug habende Bemerkungen folgen. — Nach dem vierten Punkte der aus derselben



ausgehobenen Resultate, wähnt Hr. B., daß der von den FM. verehrte Johannes der Evangelist sey; es ergiebt sich aber aus allen Urkunden, daß es Johannes der Täufer ist. — Wenn Hr. B. äußert, daß die FM. zur Verbreitung allgemeiner philosophischer Religionsansichten bedeutend gewirkt haben, so verdient es einer großen Beherzigung für die gegenwärtige Generation, ob nicht die Thätigkeit des Ordens, wenn sie auf die festeste Begründung unserer in den neuesten Zeiten so sehr in Verfall gerathenen positiven Religion gerichtet wäre, für häusliches und Staatenglück die erspriesslichsten Früchte erzeugen könnte?

Ungern liest man S. 343 folgende Stelle: „Der verstorbene Herder urtheilte freylich oft mit erstaunlicher Anmaßung über Dinge, die er nicht verstand; und kein Schriftsteller hat sich in so hohem Grade, wie dieser, der Kunst bemächtigt, seichte oberflächliche Kenntnisse in Feldern des Wissens, die ihm fremd waren, für tiefe Einsicht bey dem grossen Haufen der Gelehrten geltend zu machen. Er bekriegt auch Nicolai's Untersuchungen über die Tempelherrn und die FM. meistens mit schlechten Waffen, mit sophistischen, nicht selten hässlichen Luststreichern und Ausfällen, ohne ihre Gründe und Resultate für die unbefangenen Wahrheitsforscher wirklich zu widerlegen, und die Gegenstände des Streites besser in's Licht zu setzen. Er hat die Züchtigung vollkommen verdient, die er nachher von seinem Gegner erfuhr.“ Wenn man bey diesem parteylichen Raisonement nicht annehmen darf, daß Hr. B. die Namen beider Gelehrten verwechselt habe und da Herders Namen nannte, wo Nicolai gemeint war, so liegt gewiss eine persönliche Ursache zum Grunde, die solch ein einseitiges Urtheil veranlaßte. Das *Bene de mortuis* verdient wohl keiner mehr, als Herder, der das Gute schätzte, wo er es fand, und bey vielen Kenntnissen und herrlichen Talenten so vieles leistete.

Mochte die Aufmerksamkeit, die Hr. B. dem FM. Orden in der Darstellung dieser aufseren Geschichte geschenkt hat, ihn auch bestimmen, die innere Geschichte desselben mit eben so vielem kritischen Scharfsinne zu bearbeiten! Der Erfüllung dieses Wunsches kann man mit desto größerer Erwartung entgegen sehen, da er gewiss von dem Orden selbst, dessen Mitglied Hr. B. ohnstreitig ist, mit der größten Bereitwilligkeit bey einem solchen Unternehmen unterstützt werden würde.

CRR.

### PHILOSOPHIE.

ERFURT, b. Rudolphi: *Neues, philosophisches, allgemeines Real-Lexicon, oder Wörterbuch der gesammten philosophischen Wissenschaften, in einzelnen, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artikeln, aus verschiedenen Schriftstellern gezogen, von Joh. Christ. Lassius, Prof. zu Erfurt. Erster Band. 1803. XIV u. 759 S. Zweyter Band. 1804.*

701 S. Dritter Band. 1805. 733 S. gr. 8. (9 Rthlr.)

Ein *neues philosophisches Real-Lexicon*, zu einer Zeit, und unter einem Volke, wo, seit vielen Jahren, von der Philosophie selbst, in Schulen und Schriften, nur die Erscheinung als Realität, und alle und jede Realität nur als Erscheinung, öffentlich verkündigt ward, erregt wirklich eine grössere Erwartung, als frühere Arbeiten dieser Art, an welchen wenigstens wir Deutsche gar häufig nichts anderes, als eine philosophische Trödlerbude, wahrnahmen, worin man veraltete Kleider unvermögenden Leuten um herabgesetzte Preise feil bot.

So sehr nun aber auch Hr. L. manche andere Erwartungen zu erfüllen, oder zu übertreffen, fähig gewesen seyn möchte: so wenig scheint ihm, zufolge vorliegender Urkunde, sein Genius berufen zu haben, der bescheidensten Erwartung da zu entsprechen, wo von irgend etwas *Realem* in der Philosophie die Rede ist.

Schon das bunte Allerley, das sich, in einem, der Philosophie gewidmeten, Wörterbuche doch wohl bey jedem gemeinen Leser von selbst rügen muß, verspricht für die Behandlung der Hauptsache nicht viel erspriessliches, und läßt bereits die ersten Blicke in dies Buch diejenige Dürftigkeit seines zugesagten, *wesentlichsten* Inhalts befürchten, von welcher sich die schärfere sollte durch *fragmatistischer, militärischer* griffe, wie z. B. *Bjell, Banko*, — dumme, Zerfaserung wie durch die *Pre* tel eines *Real-Lex*

lein auf was hätte da den Vf. der gutwillige Leitfaden des Alphabets noch führen müssen, wenn er sich mit der unabsehbaren Mannichfaltigkeit solcher, in die besondern Bedürfnisse und Verhältnisse des Lebens einschlagenden, Dinge, nur auch etwas mehr als oberflächlich, und nicht bloß unter der willkürlichsten Auswahl, befassen wollte? — Freylich wäre, von einer anderen Seite her, ungemein zu wünschen gewesen, dies *Real-Lexicon*, — wenn es ja selbst je erscheinen mußte, — hätte sich, mit gänzlicher Beseitigung alles *Abstracten*, jene *concrete* Art von Erscheinungen ausschliessend zum Ziele gesetzt. Der Philosophie würde dadurch kein Abbruch geschehen seyn; und das Verdienst einer höchst durchsichtigen Falschheit, welches man dem Vortrage des Vf. zugestehen muß, würde sich an jenen Artikeln ausnehmend haben verherrlichen können. Allein es sollte nun einmal die Philosophie selbst seyn, die man, in dieser vermischten Gesellschaft, abermal vor dem deutschen Publicum aufzuführen gedachte, und der erste bedeutende Begriff aus ihrem höheren Gebiete, durch dessen Zergliederung sie sich hier, nach der Ordnung des Alphabets, empfiehlt, ist der Begriff der *Abstraction*. Was *Plato, Ar istoteles, Poiret, Crusius* u. s. w. von der *Ab*

*Abstraction* und den *abstractis* gelehrt haben sollen, findet man theils hier, theils unter dem Artikel: *Angebohrne Begriffe*: — und zwar an letzterem Orte mit einem noch reicheren Verzeichniß *klassischer* Denker! nach des Vf. Ansicht zusammen getragen. Was hingegen die *Abstraction* sey, sagt vielleicht Uneingeweihten ihr natürlicher Verstand schon vorher bestimmter, als sie es hier erfahren. Hier wird sie nämlich bald für nichts anderes, als für einen Behelf, für eine Krücke des beschränkten Verstandes erklärt, wodurch er sich der vergeblichen Mühe überhebe, von allen einzelnen Dingen sich Begriffe zu bilden; bald schaut gar der Verstand durch die *Abstraction* gleichsam an, und zwar so an, daß er in einem Klassennamen eine Menge einzelner Dinge erblickt, die er, unter der Ähnlichkeit ihrer Merkmale, in jenen Klassennamen begriffen hat; bald heißt es: „*Abstraction* sey die *Verrichtung des Verstandes*, nach welcher er die Eindrücke des Mannichfaltigen, das sonst mit einander verbunden ist, im Gedanken trennt, um jeden besonders zu denken.“ Ob sich wohl ein Mensch hiebey etwas denken kann, und, wenn er sich ja etwas dabey denken will, ob er im Stande ist, den Sinn, den er diesen Worten unterstellt, mit obiger Behauptung zu vereinigen, daß die *Abstraction* vom *Einzelnen* und *Besonderen* an den Dingen absehe, und auf das Gemeinsame an denselben hinsehe? — Dieß letzte scheint auch wirklich der vorherrschende Begriff des Vf. von der *Abstraction* zu seyn; denn, ungeachtet sich seine Anhänglichkeit an den Kantischen Buchstaben in keiner, zur höheren Philosophie gehörigen, Materie verbirgt: so läßt er sich doch „die *abstracta*, die sich der Verstand vorerst im Allgemeinen gedacht hatte, auch wieder an den Dingen selbst, als solchen, (laut S. 71 des ersten Bandes) einfinden, wenn man sich diese in der Erfahrung, als *einzelne* Dinge gegenwärtige.“ Und gerade an diese richtige Vorstellung des Vf. hätte sich, dünkt Rec., der zwar mißkannteste, aber *naturmässigste* und *einfachste* Be-

griff von der *Abstraction* vollends anknüpfen lassen. Sie ist nämlich die, sich in dem Bewußtseyn verständiger Wesen, als solcher, von selbst einstellende Scheidung, Disjunction, Beseitigung einzelner sinnlicher Merkmale an einem Sinngegenstande, nicht um, wie die Kantianer sprechen, diese aus dem Bewußtseyn *auszustossen*; sondern um sich dieselbe vielmehr sogleich wieder an das, durch ihre Disjunction hervorgehobene, *Allgemeine*, der Gattung u. s. w. worunter sie in der Natur selbst stehen, auch im Gemüthe des verständigen Menschen anschließen zu lassen. Was in der Natur das *Erste* (*natura prius*) seyn mußte, damit nur auch irgend eine *Individualität*, in welchem ihrer Reiche es sey, werden konnte, — das *Allgemeine* nämlich — dieß macht sie, durch die sogenannte *Abstraction*, bey Verstandeswesen ebenfalls wieder zum *prius*, unter welchem sofort das Einzelne und Besondere *naturgemäße* begriffen, seiner Urheberin *nachgebildet*, erkannt werden kann und soll. Darum, und nur auf diese Weise allein, wird begreiflich, wie der Mensch mit der Lössius'schen Krücke der *Abstraction* in der Welt so große Schritte macht, warum er z. B. mit ihr über Planeten und Sonnen hin, bis zum allgemeinen Weltverband fortschreitet. Die Natur selbst hat ihm ihre Krücke geliehen; und diese ist, Gott sey Dank, noch nicht in allen Köpfen zur subjectiven Stelze geworden.

Ganz nach demselben Mafß und Zuschnitt, wie die Lehre von der *Abstraction*, sind auch die übrigen philosophischen Artikel in diesem Wörterbuche behandelt. Es sind Collectaneen aus der früheren und späteren Lectüre des Vf., hier und da untermischt mit eigenen Bemerkungen, welche die gute Meinung des Publicums von dem richtigen Sinne des Vf. für empirische Ansichten größtentheils bestätigen. Vorzüglich gut, obgleich bey weitem nicht erschöpfend, schien Rec. die hier gegebene Erörterung der *Association*, theils nach psychologischen, theils nach kritischen Gesichtspunkten. Cx.

## KURZE ANZEIGEN.

**SCHÖNE KÜNSTE.** Rom: Bruder Jonas der Mennonit. Herausgegeben vom Verfasser des Fürsten von Schwabenburg oder der neuesten privatirenden Fürsten. 1805. Zwey Thle. XVI, 221 u. 208 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) Gewöhnliche Romanenleser werden das Buch bald auf die Seite legen; es ist keine Nahrung für sie. Es sind Briefe, in welchen ein Mennonit (freylich von ganz eigenem Schlage) seine Ansichten von allerley Gegenständen und Begebenheiten, hauptsächlich unserer Tage vorträgt. Sind nun auch diese, wie auch der Herausg. selbst gesteht, nicht immer neu, so sind sie doch größtentheils richtig, und mit Wärme und Eifer für die gute Sache dargestellt. Der fromme Bruder läßt sich besonders über Angelegenheiten der Religion vernehmen; doch bekommt auch die Politik ihren Theil. Nur ein paarmal hat der Erzieher ins Blaue geschossen: z. B. Thl. I. S. 55: „Hätte Frankreich und Preußen besiegt unterliegen müssen; hätte Oesterreichs System triumphirt, was würde dann aus der Welt geworden seyn! Ach! ich glaube, ein einziges großes Kloster würde sich gewiß auf den Ruinen des Protestantismus, blutroth wie der Dom zu Mainz, emporgehoben haben.“ 22 x 37

Glogau, b. Günther: Der Dichtersfreund. Eine Auswahl der besten Stücke deutscher Dichter. Zum Behuf orthographischer, declamatorischer und Leseübungen, vorzüglich aber zur Umarbeitung in Prosa, für Schulen, Erziehungsanstalten und Privatunterricht. Erster Theil, Fabeln, Erzählungen und Romane enthaltend. 1804. 296 S. 8. (20 gr.) Der ausführliche Titel giebt den Inhalt und die Absicht dieses Dichtersreundes deutlich genug an, die Sammlung ist nicht ohne Werth, aber sie läßt noch manches zu wünschen übrig. Hauptächlich ist es zu tadeln, daß die Stufenfolge vom Leichterem zum Schwereren, besonders für die Umarbeitung in Prosa, nicht streng genug beobachtet worden ist, und daß in dieser Hinsicht zu wenig Erzählungen, acht poetisch vorgetragen, aufgenommen wurden, bey denen die Uebersetzung in Prosa vorzüglich nützlich wird. Es sind auch Anmerkungen zur Erklärung schwerer Wörter beygebracht, die sich aber hie und da bey zu bekannten Wörtern verweilen, auch wohl unrichtig sind. So z. B. ist das Wort *Heimath* erklärt, und bey dem Worte *Mitmenschen* findet man die Anmerkung: „so nennt man jeden kleinen Menschen.“ AN.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 31 D E C E M B E R, 1 8 0 5.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZÜRICH, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Isis. Eine Monatschrift von deutschen und schweizerischen Gelehrten.* Januar bis October 1805. 952 S. 8. (Pränum. Preis für den ganzen Jahrgang 4 Gulden 30 kr. Ladenpreis 6 Gulden 45 kr. den Carolin zu 10 Gulden.)

Im den zwey letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts war bey denselben Verlegern eine, zwar Deutschland weniger bekannte, aber gehaltreiche Monatschrift: *Das schweizerische Museum, sechs Jahrgänge 1783—1792 und das neue schw. M., zwey Jahrgänge und dritten Jahrgangs 1—5 Stück 1793—1796*, herausgegeben von Heinrich Füssli, erschienen; sie erhielt, theils Aufsätze über die Schweiz von Ausländern und Eingebornen, theils andere Aufsätze über die mannichfaltigsten Gegenstände von schweizerischen Verfassern, und erwarb sich durch ihren Inhalt die Achtung und den Dank der Kenner und Liebhaber alter vaterländischer Geschichten, und überhaupt des gebildeteren Theils der deutschen Bewohner der Eidsgenossenschaft. Dafs sie aufhörte, erklärt sich durch die Zeitumstände. Während der helvetischen Revolutionsperiode verschlangen die politischen Angelegenheiten jedes andere Interesse; die Flugschriften, die in dem Sinne der einen oder der anderen Partey geschrieben waren, machten auf kurze Zeit einiges Glück, und die Musen und Graven wurden durch den leidenschaftlichsten Factionskrieg verschreckt. Eine bey Steiner zu Winterthur erschienene *helvetische Monatschrift* suchte zwar das öffentliche Publicum zu sammeln; woran es aber auch legen haben möge, schon mit dem 7 Hefte ging sie ein, und die in unseren Blättern (1804 Nr. 30) gezeigte *schweizerische Minerva* konnte sich noch weniger behaupten; schon mit dem 2 Hefte ward der Mund auf immer verschlossen. Die Herausgeber vorliegender Monatschrift scheinen den Zeitpunkt der Ankündigung und Mittheilung ihrer *Isis* sehr gewählt zu haben, und was wir in den, bis hin erschienenen zehn Heften lesen, scheint derben, wenn ihr nicht der leider wieder ausgebrochene Krieg schadet, nicht nur ein längeres Daseyn versprechen, sondern wir glauben auch, dafs jene r auf dem betretenen Wege fortwandeln dürfen, und dieser Zeitschrift in ganz Deutschland Aufmerksamkeit und Einführung in alle Lesecirkel zu verschaffen.

J. A. L. Z. 1805. *Vierter Band.*

Diese Blätter haben durchaus kein blosses Localinteresse, und obgleich die Schweiz, als Vaterland, nicht ganz aus dem Gesichte verloren wird, so schränkt sich doch der Plan bey weitem nicht auf dieß einzelne Land ein. Die Vff. schreiben als Weltbürger, denen nichts, was die Menschheit angeht, fremd seyn soll; dem Nützlichen und Schönen jeder Art sind ihre Arbeiten geweiht; jeder haben sie einen Altar bestimmt und ein Opfer zugedacht; insbesondere bemühen sie sich, Ereignisse der neueren Geschichte gut darzustellen und unbekanntere Anekdoten aus den Urkunden der Vorzeit auszuheben; Übersetzungen aus so eben erschienenen, anziehenden und durch die Ereignisse des Tages merkwürdig gewordenen Schriften erlauben sie sich (nur nicht zu oft) mitzutheilen; sonst aber sollen keine schon gedruckten Abhandlungen vorkommen; auch wird versprochen, dafs diese Zeitschrift nie in ein polemisirendes Institut ausarten solle; höchstens soll zuweilen von Werken, welche in mehreren Rücklichten die ganze Aufmerksamkeit des Lesers verdienen, eine solche Nachricht gegeben werden, die den Leser, der die erforderlichen Vorkenntnisse hat, in den Stand setzt, den Gehalt derselben selbst zu würdigen.

Nun eine kurze Nachricht von einigen sich auszeichnenden Aufsätzen. Die nachher in *Zschokke's Denkwürdigkeiten* (Th. III) aufgenommene Schilderung des Schultheissen Niklaus Friedr. v. Steiger ist mit *Ith's Trauer* über diesen Staatsmann von grossen Fähigkeiten, „dessen Sinn sich nicht beugen konnte unter der Gewalt der Umstände, und der den Kampf mit Frankreich wollte, um ehrenvoll vor Europa und beklagt von der Menschheit unterzugehen,“ zu vergleichen. — Reich an neuen interessanten Bemerkungen ist v. Bonstettens, eines Mannes, der mit vielseitigen Kenntnissen die zarteste Beobachtungsgabe verbindet, *Gemälde des heutigen Roms* (aus dessen *Voyage sur la scene des six derniers livres de l'Enéide, suivi de quelques observations sur le Latium moderne*. f. Jen. A. L. Z. 1805. Nr. 15.) Gott, welches schreckliche Elend hat der vollkommene glaubwürdige Vff. noch in der neuesten Zeit selbst gesehen! „Wenn dem Papste zu Paris, schrieb ein französisches Journal, zufällig v. Bonstettens Reise durch Latium in die Hände fällt, so kann er — allerley daraus lernen.“ — Aus *Heinrich Meister's études sur l'homme dans le monde et dans la retraite* sind Bruchstücke eingerückt, welche ungemeine Unterhaltung gewähren. Bewunderungswürdig ist, was

Kkkk

der

der Vf. aus *Diderot's*, eines sehr unparteyischen Zeugen, Munde, der es ihm mehr als Einmal erzählte, als Beyspiel der Macht einer lebhaften *grossen Empfindung* anführt. „Einem Ordensgeistlichen sollte der Stein geschnitten werden. Man bat ihn, sich die Beine und Arme halten zu lassen. Er wollte sich nicht dazu verstehen. Ich weiss wohl, sagte er zum Bruder *Kosmus*, ich bin höchst empfindlich; aber geben Sie mir nur das *Crucifix*, und, ich sehe Ihnen dafür, ich werde nicht zucken. Man musste nachgeben. Und wirklich, indem er das heilige Bild seines Erlösers an die Brust drückte, sank er in eine so innige stille Verzückung des Geistes, dass er keinen Schmerz zu empfinden schien; und als man ihm die Vollendung der Operation anzeigte, sah man auf seinem Gesichte nur den schönsten Ausdruck des Vertrauens, der Anbetung, des Danks und der Liebe.“ — Unverkennbar ist der mit Recht gepriesene humoristische Vf. der Schrift: *Auch ich war in Paris*, (S. Jen. A. L. Z. 1804. Nr. 8 und 267.) Hr. Landschreiber *Hegner* zu Winterthur, in *Fragmenten aus dem Tagbuche einer Reise in das bernersche Oberland im Sommer 1804*. (Warum mögen wohl nur *Fragmente* mitgetheilt seyn? Ist etwa die Cantons-Censur zu schwierig, als dass das Ganze erscheinen dürfte?) — Vorzüglich zeichnet sich in dem Aprilhefte ein origineller Aufsatz aus, betitelt: *Homilie über ein Wort des Diogenes von Sinope*: (Ich suche Menschen). Was die Herausgeber in einer Vorerinnerung davon sagen, unterschreiben wir ganz. „Unverkennbar ist dieser Homilie das Gepräge der Genialität aufgedrückt; ein immer reicher, nie versiegender Strom von sinnvollen, launigen, witzigen Einfällen zieht durch das Ganze. Bald sollte man glauben, der Vf. habe sich die Manier *Jean Pauls*, bald die des Satyrikers *Swift* annehmen wollen; und doch kannte er diesen nur aus einer alten Übersetzung, und jenen gar nicht, sondern was er ist, ist er ganz durch sich selbst ohne Vorbild. (Er heisst *Dennler*, und ist ein Apotheker zu Langenthal im Canton Bern.) Mag immerhin dem Kunsttrichter noch eine gewisse Rohheit und Derbheit in diesem Producte missfallen, der Mann, der es hervorbrachte, bleibt eine merkwürdige neue Erscheinung in der literarischen Welt, und verdient, dass man nach ihm frage. (Ein ungerechtes Urtheil über *Ulrich Zwingli* wird dieser Homilie hoffentlich zurücknehmen, wenn er sich die Mühe nimmt, sich näher zu erkundigen, wie es sich mit der *Cappler-Schlacht*, und *Zwingli's* daselbst erlittenem Tode eigentlich verhielt.) — Eine äusserst anziehende Sammlung von Briefen *Klopstocks* an *Bodmer*, betreffend seine Liebe zu *Fanny* (*Demoiselle Schmidt* zu Langensalza) dürfen wir eben so wenig mit Stillschweigen übergehen. Wie zart liebte Kl. diese seine Cousine! Wie rein, edel und innig! „Ich weiss nicht, sagt er, ob der, dessen Schicksal mir so viel Schmerz ordnet, hier keine Glückseligkeit für mich sieht, wo ich so viel Glückseligkeit sehe, oder ob er vorher sieht, dass ich die Freuden der ersten Un-

armungen auszuhalten noch nicht fähig seyn würde, und ob er mich also erst ruhiger werden lassen will. Ich weiss nur, dass ich auf seinen ewigen Tafeln nicht den leisesten Zug hindern kann, und-dass ich viel Beruhigung darin finde, dass ich mich ihm unterwerfe; und dass ich derjenigen, die ich so unbeschreiblich liebe, die allerreinste Glückseligkeit, auch wenn sie mich nicht wieder liebt, aus vollem Herzen wünsche.“ So schrieb Kl., nachdem er einen Monat vorher an B. lateinisch geschrieben hatte: „*Scias, me, hominem tranquillum antea animi et firmi, uno improvisi amoris impetu tam esse percussum, ut respirare vix queam. Certo nemo ante me amavit sic, aut si ita quis amaverit, illius memoria amoris nullo in libro extat.*“ Wie viel Einfluss diese Liebe auf seine Dichtungen hatte, bedarf keiner Erinnerung. Aber auch ein drey Jahre jüngerer Brief des sel. Oberhofpr. *Sack* an *Klopstock*, der sich damals (1751) zu Zürich aufhielt, ist merkwürdig. Ein Missverständniß war zwischen B. und Kl. entstanden; hierüber schreibt *Sack* an Kl.: „Wie? B. und Kl. lieben einander nicht mehr! Ich möchte fast an eine gewisse poetische Erbsünde glauben, wenn ich nicht annähme: B. und Kl. sind schon wieder ausgesöhnt und lieben einander stärker, als jemals. Nie werden die Vff. des *Messias* und des *Noah* den besten und frömmsten Theile des menschlichen Geschlechtes den betrübenden Anstoss und dem Unglauben die Freude geben, zu sehen, dass man von Tugend und Religion sehr hoch und einnehmend, ja beineisternd schön denken und doch sich entzweyen könne. Mein Herz blutet, wenn der Gedanke mir einfällt: Nun wird der *Messias* und der *Noah* nicht mehr erbauen. Nein! Kl. muss das Herz seines B. wieder gewinnen, und nie wieder verlieren; er muss hingehen, und wäre er auch der Beleidigte und Thränen der zärtlichsten Wehmuth weinen, die ich so oft weinte, wenn ich den *Messias* las. Kl. muss diess thun, er muss, als B's. Freund aus Z. reisen, oder mein Herz wird kalt bleiben, und mein Auge wird nicht mehr weinen, wenn ich gleich die stärksten Stellen des *Messias* lese. Ja Kl. muss als B's. Freund aus Z. reisen, oder kein Mensch fühle mehr die Stärke seiner Gedichte, sein *Messias* werde ein mittelmässiges Stück und seine *Oden* kriechen, und *Schmiedtinn* gedenke nicht mehr an ihn; Kl. muss B. wieder lieben, oder die ganze Welt müsse glauben: Kl. hat Unrecht und B. hat Recht.“ — Eine Parallele: *Batavien und die Schweiz*, und ein Beitrag zur geheimen Geschichte des achtzehnten *Fructidors* in Frankreich wird die Freunde der neueren Zeitgeschichte unterhalten. — *Friederike Brün* erzählt mit Phantasie und Gefühl, was ihr auf einer Reise von Genf bis Villeneuve und Martigni im Walliserlande begegnete. — Die Freunde von Sprachforschungen finden bey einer sehr schätzbaren Probe eines schweizerischen *Idiotikons*, deren Vf. Hr. *Stalder* zu Escholzmatte ist, ihre Rechnung. — Briefe aus Paris vom März und April 1801, in denen man die Feder des Hn. *Meisters* auch in der Übersetzung nicht ver-

verkennen kann, schildern diese Hauptstadt, wie sie damals war, in Vergleichung mit früheren Zeiten, in denen der Briefsteller sie genau kennen gelernt hatte. — *Pestalozzi's Leben und Lehre*, mit viel Kenntniß dargestellt, verdient auch eine rühmliche Erwähnung, so wie ein Aufsatz über Doctor *Mosner* zu Paris und aus *Marmontels Geschichte der Regentenschaft* ist ein sich sehr auszeichnender Abschnitt: *die Pest zu Marseille i. J. 1720* in einer Übersetzung aufgenommen. So ist für mancherley Leser gesorgt, und vollkommen bewiesen haben wir, daß es dieser Zeitschrift nicht an *Mannichfaltigkeit* fehle.

Aber um so strenger müssen die Herausg. in der Wahl der Aufsätze seyn, je leichter oft durch wenige übelgewählte Beyträge ihrer Mitarbeiter der Ruf einer Zeitschrift auf immer verschertzt werden kann, und je schwerer das Publicum von einer, gegen ein Buch einmal gefassten ungünstigen Meinung wieder zurückkömmt. Auch die *Isis* hat Aufsätze, die ihrem Ruhme nachtheilig werden könnten. Zu diesen rechnen wir vorzüglich eine kleinliche und schiefe Kritik von *Schillers Wilhelm Tell*, die man aus der Schweiz am wenigsten erwartet hatte, und die das neunte Heft durch einen Schillern rühmlichen Aufsatz, wie es scheint, wieder hat vergüten sollen. Mit der lebhaftesten und dankbarsten Freude sollten die Schweizer, zumal unter den jetzigen Zeitumständen, dieses Schauspiel aufnehmen, und, wenn sie nicht im Stande sind, etwas Besseres zu liefern, über die etwanigen kleineren Fehler einer durch so hohe Schönheiten glänzenden Dichtung von so ächtrepublikanischer, und Tyrannenhaß so zeitgemäß unterhaltender Tendenz hinwegsehen. Es thut uns für die Schweizer in der That sehr leid, wenn sie (S. 212) den *Schiller'schen Tell ohne Enthusiasmus (!) aufnehmen*, und sogar hin und wieder „etwas mittelmäßig“ fanden; leid auch für den ungenannten Kritikus, der von diesem Kunstwerke, das so viel Studium erforderte, das Urtheil fällen konnte, „es gehöre zu den *mittelmäßigsten* Werken dieses Dichters.“ Seine Beurtheilung in allen Stücken zu controlliren, würde zu weit führen; allein wir können uns nicht enthalten, wenigstens *Einen Punkt zu berichtigen*, weil der Ungenannte in Ansehung desselben das Vorurtheil *besserer Ortskenntniß* für sich haben könnte. *Schiller* wird nämlich S. 224 getadelt, daß er zu *Treib* den *Seppi* sagen läßt: „*Des Landvogts Router kommen angesprengt*.“ Wahr ist hier zwar, daß von Thal *Unterwalden* bis nach *Treib* nie ein ordentlicher Weg ging, der *reitbar* gewesen wäre; allein es bleibt darum doch immer das Wahrscheinlichste, daß *Gesslers* Knechte dem *Baumgarten* in höchster Eile und am wahrscheinlichsten durch *Unterwalden* aufwärts nachgesetzt haben. Das dringende Verlangen des Fiehenden nach dem jenseitigen Ufer des Sees ist darum sehr natürlich, weil es den Leuten des Landvogts mehr Zeit kostete, wenn sie erst über den See setzen mußten, und weil man jenseits in dem Canton *Schwytz* noch nicht wissen konnte, was dies-

seits vorgefallen war. Die mikrologische Kritik S. 226 über den *Mytenstein* nöthigt ein unwilliges Lächeln ab. Als ob der Dichter nicht gewußt hätte, daß der *Myten* (*Schwytzer-Haken*) einige Stunden vom *Grütli* entfernt läge, was schon jede Special-Landkarte der Schweiz deutlich zeigt! Aber wie, wenn er noch mehr gewußt hätte als dieser kundige Kritikus? Daß nämlich gerade bey *Grütli* draussen im See ein einzelnes Felsstück hoch hervorragt, welches *Coxe* (S. dessen Briefe aus dem Englischen übersetzt, Zürich 1781 S. 89. 90) mit folgenden Worten beschreibt: „Gleich zur Rechten fiel uns ein abgerissenes Felsstück in einer kleinen Entfernung vom Ufer in die Augen. Es hebt sich auf ungefähr 60 Fuß empor, ist mit Gebüsch und Stauden bedeckt, und erinnert mich einigermaßen an den Felsen, der mitten in dem Rheinfalle bey Schaffhausen steht. Dieses Felsstück ward einem unserer Correspondenten, der in der Schweiz wohl bewandert ist, von Schiffleuten *Myrenstein* genannt,“ und weil wir dies schon früher gehört hatten, so glaubten wir bey dem Lesen des *Schiller'schen* Schauspiels bey dieser Stelle nur einen Druckfehler zu finden. S. 227 breitet sich der Anonyme tadelnd darüber aus, daß *Tell* nach dem *nächsten Wege nach Küßnacht* fragt. Allein gerade hier wäre die Ortskenntniß des Dichters zu bewundern gewesen. In alten Zeiten ging nämlich die eigentliche Strasse von *Brunnen* und *Schwytz* über *Steinen* nach *Art*; dies war aber ein Umweg, um zugleich als Strasse in die bewohnten Ortschaften zu dienen. *Tell*, dem dies bekannt seyn mußte, dachte, es müsse irgendwo ein näherer Weg seyn, der nur für Fußgänger brauchbar sey, und nach diesem fragt er den Fischer. Der jetzt für Fußgänger allgemein bekannte Weg war höchst wahrscheinlich vor 400 Jahren noch nicht vorhanden, weil die Waldung noch ganze Thäler ausfüllte. *Gessler* war gewohnt, sich der Strasse über *Steinen* zu bedienen, und konnte schon darum keinen anderen Weg nehmen, weil er zu Pferde war. An dieser Strasse war auch *Staufachers* Haus, bey welchem er einst still stand, sich ärgernd, daß Bauern so schöne Häuser hätten. *Tell*, der dem Landvogte zuvorkommen wollte, fragt nicht nach dem gewöhnlichen, sondern nach dem *nächsten Wege*. „*Nennt mir den nächsten Weg nach Art und Küßnacht*.“ Es ist gut, daß hier der Ungenannte endet; es war an dem Gegebenen schon zu viel, und eine sonst so gute schweizerische Zeitschrift hätte diese schielende Kritik nicht aufnehmen sollen. — Eben so wenig kann sich die *Isis* durch den Aufsatz: *Über Deutschlands Lieblingschriftsteller*, empfehlen; denn da wird in vollem Ernste behauptet, man sey auch den *mittelmäßigen* Schriftstellern, wenn deren Werke nur gelesen würden, *Achtung* schuldig, und Werke von geringem ästhetischem Gehalte seyen, wenn sie bey dem großen Haufen Beyfall finden, *nicht minder ehrwürdig (!)* als die Schriften der größten Genies u. s. w. — Auch dem Übersetzer von Hn. *Heinrich Meisters* Aufsätzen ein Wort! Er ist der deut-

schen

schen Sprache noch nicht genug mächtig; durch seine nicht selten gar zu steife Übersetzung verliert das zierliche Original oft mehr, als verziehen werden kann. S. 438 läßt er z. B. Hn. M. sagen: „Die Gräfin hatte sich von ihrem Verführer getrennt, welchem eine unbegreifliche Verwirrung des Verstandes sie alle ihre Pflichten hatte aufopfern lassen.“ Wie schülerhaft ist hier die französische Wortfügung beygehalten! Ein anderer hätte gesagt: „welchem sie, unbegreiflich verblendet, alle ihre Pflichten aufopfert hatte. Auch sagt man in Deutschland nicht: *Der gleiche Lärmen, die gleiche — gleiche — gleiche*, sondern: *derselbe Lärm, dieselbe u. f. w.* nicht *Sackuhr*, sondern *Taschenuhr*“ u. dgl. m. (Das Wort: *Meisterlosigkeit*, um dies beyläufig noch zu bemerken, kommt irgendwo in der *Ihs* vor; man vermuthet aber in Deutschland den Sinn nicht, den man in der Schweiz damit verbindet, wo es so viel als *Leckerhaftigkeit* sagt.) — Die Herausgeber werden endlich gebeten, der *Auszüge* aus neuen französischen

Werken nicht zu viele zu veranstalten. Gewöhnlich erscheinen *dieselben* Auszüge aus anziehenden französischen Schriften, die gerade den Reiz der Neuheit haben, in mehreren deutschen Monatschriften, z. B. der *Minerva*, dem *Journal: Frankreich*, den *europäischen Annalen*, u. a. m. und der Leser wird dann zuletzt verdrießlich, dasselbe vielleicht zum dritten, vierten Male lesen und resp. bezahlen zu sollen. Dies ist z. B. der Fall mit den Auszügen aus *Neckers* Handschriften, die seine Tochter, Fr. v. *Staal* herausgab. Wer freylich bey der starken Concurrenz der Monatschriften das Glück hat, der erste zu seyn, der solche Auszüge aus neuen fremden Schriften mittheilt, der verpflichtet sich das Publicum; allein selten dürfte die zu Zurich erscheinende *Ihs* in der Lage seyn, sich diesen Vortheil in Ansehung der großen deutschen Lesewelt verschaffen zu können, ob sie gleich diefalls ihr kleineres *heftisches* Publicum befriedigen kann.

Bn.

## K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Frankfurt a. M.*, b. Guilhauman: *Le nouveau Robinson, pour servir à l'amusement et à l'instruction des enfans*, par M. Campe. Traduction revue et corrigée d'après la dernière édition originale, enrichie de notes allemandes et d'un vocabulaire complet par J. B. Engelmann. Seconde édition entièrement retouchée. 1804. XIV. 376 u. 94 S. 8. (1 Rthlr.) Die getreue und gut-französische Übersetzung bedarf bey dieser neuen Auflage keiner neuen Empfehlung. Die kleine Vorrede des Autors zur 4. Auflage 1789 hatte mit übersetzt werden sollen, wenn die Übersetzung, wie der Titel sagt, nach der letzten Originalausgabe verbessert ist. Doch hat Rec. bey genauer Vergleichung mehrerer Stellen aus der 4. Auflage mit der Übersetzung keine Missethätigkeit gefunden. Spät befann er sich, dass die in der Ausgabe der letzten Hand gemachten Veränderungen, nach Hn. Campen's eigener Versicherung, bloß in einigen Sprachberichtigungen und in Vertauschung einiger Redensarten bestehen. Beiderley Veränderungen können so beschaffen seyn, dass der Übersetzer davon gar keine Notiz nehmen darf. Indessen war es so rathsam, als billig, dass Hr. E. dieses erinnerte. — Den in dieser Ausgabe hinzugekommenen deutschen Noten und dem angehängten Wörterbüchlein traut Hr. E. zu viel zu: *l'écouter, sagt-er, peut suivre maintenant usage de cet ouvrage sans maître et même sans dictionnaire*. Keins der beiden Hülfsmittel giebt mehr, als Verdeutschung, ohne einige weitere etymologische oder sonstige Erläuterung. Wer also nicht alle biegsamen Wörter mit allen ihren Anomalien zu decliniren und zu conjugiren weiß, der ist nebenbey noch einer genauen Anweisung gar sehr bedürftig. — Der Druck des Buches ist gut, und die eingeschlichenen wenigen Druckfehler sind am Ende bemerkt. W. Amb. +

*Gotha*, b. Becker: *Abendstunden im Familienkreise gebildeter und guter Menschen*. Herausgegeben von Carl Stille. Erster Band. 1804. 350 S. Zweyter Band. 1805. 348 S. 8. (2 Rthlr.) Durch diese Abendstunden sollen dem Publicum „Beiträge zu einer durchaus reinen und schuldlosen Unterhaltung, aus welcher auch Jünglinge und Jungfrauen Theil nehmen dürfen,“ in die Hände gegeben werden. Die hier gelieferten Aufsätze, welche größtentheils in Erzählungen bestehen, haben sich eben so rein von moralischer als ästhetischer Befleckung erhalten, und entsprechen somit ihrem Endzwecke, gute und gebildete Menschen zu unterhalten. Besonders aber sind es die Beiträge

des Herausg., die sich durch die in ihnen herrschende Wahrheit und Zartheit der Empfindung, und durch eine eigene Lieblichkeit der Darstellung auszeichnen. Auch hat Rec. die Selbstliebe von *Collenbusch*, *Karl* und *Ida von Schuderoß*, und mehrere der *Schollmayerischen* Beyträge mit Vergnügen gelesen. Mehr Simplicität und stille Anmuth wäre wohl der Erzählung Nr. 3 im zweyten Bande: *Die Sieger in den olympischen Spielen* zu wünschen, welche den Hn. Prof. *Mörlin* in *Altenburg* zum Vf. hat.

NZ.

1) *Nürnberg*, b. Endter: *Kleine Tugendlehren, oder Abschilderung der Tugenden und Laster, in welche der Mensch gerathen kann, und welche auf Erden herrschen; nebst den Quellen aus welchen sie entspringen; der Darstellung des Glücks und Unglücks, in welche der Mensch durch sie gerathen kann, und den Mitteln sich erstere (?) eigen zu machen, letztere (?) aber endlich fliehen zu lernen; mit belehrenden Regeln aus den Werken guter Schriftsteller gezogen und für die Jugend bearbeitet* von Chr. Ph. Fr. Beyer. 1804. 230 S. 8. (6 gr.)

2) *Bremen*, b. Seyffert: *Der Weg zur Weisheit. Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend aus dem Englischen* von S. In zwey Theilen. 1803. 252 und 242 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Zwey Versuche, die Kleinen und Großen unter den Menschen tugendhaft, weise und glücklich zu machen.

Der Versuch Nr. 1 ist höchst unglücklich ausgefallen; es müßte denn seyn, dass Unfug die Menschen zur Tugend bekehren könnte. Hr. B. schreibt geradezu, ohne zu wissen, was er schreibt. Man lese z. B. S. 85: „Die Hoffnung können wir eine Tugend, aber auch ein Laster nennen, je nachdem sie beschaffen ist. Sie ist auch im Grunde keines von beyden u. f. w.“ oder S. 164: „Die Ungeschicklichkeit ist ein Laster, wenn er bey demjenigen, was er wissen sollte und könnte, vernachlässiget, und eine Handlung, die von der Übung der Gliedmaßen seines Leibes hauptsächlich abhängt, auf eine sehr unvollkommene Art und Weise verrichtet.“ Solchen sinnlosen Schnickschnack findet man fast auf jeder Seite.

Der Vf. von Nr. 2 hat, um den Weg zur Weisheit zu finden, seine Zuflucht zu dem englischen Zuschauer genommen. Man kennt die Manier dieser Zeitschrift. Sein Buch ist ein Auszug aus der Berliner Übersetzung desselben, der keinen Schaden stiften wird.

AN.

*Jena*, gedruckt bey Johann Michael Mauke.



# Monatsregister

v o m

D e c e m b e r 1 8 0 5.

## Verzeichniß der im Monat December in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

A.

- A**lmanach, Tiroler, für 1802—1805 297, 505.  
*Andrews, the Heathry.* No. 1—6. 303, 553.

B.

- Bardili f. Reinhold.*  
*Bartholdy's* Bruchstücke zur näheren Kenntniß  
des heutigen Griechenlands. 1 Th. 298, 515.  
*Bartsch, le peintre graveur.* IV. V Vol, nebst Copies  
faites d'apres des Estampes etc. I. IV. V Vol. 301, 559.  
*Bayer* Paedagogus latinus. 11 Aufl. von *Mayer.* 305, 569.  
*Bayrhammer's* kurze franz. Sprachlehre 306, 581.  
— — — franz. Lesebuch nebst einer kurz-  
gefaßten franz. Sprachlehre. 1. 2 B. 306, 581.  
*Bergt,* Terzette für drey Singstimmen etc. 2 Aufl.  
1. 2 Heft 301, 540.  
*Bernstein's* Beyträge zur Wundarzneykunst u. ge-  
richtl. Arzneykunde 292, 469.  
*Beyers* kleine Tugendlehre 312, 631.  
*Blumenberg* und *Ju'le* 306, 582.  
*Blumenlese, schlesische musikal.* 2 Jahrg. 1—4  
Heft 301, 542.  
*Bornschein's* Junker Oswald der Flachskopf etc. 294, 487.  
*Bourguet's* chemisches Handwörterbuch, fortge-  
setzt von *Richter.* 3—5 B. 295, 495.  
*Bruder Jonas,* der Mennonit 1. 2 Th. 311, 623.  
*Bucholz,* über die Gewinnungsart des leichten  
Salzählers 302, 552.  
*Buhle's, A. C.* Handbuch der Naturgeschichte des  
Thierreichs 299, 527.  
*Buhle, J. G.,* über den Ursprung und die vor-  
nehmsten Schicksale der Orden der Rosenkreu-  
zer und Freymaurer 311, 617.

C.

- Campe, le nouveau Robinson,* traduit par *Engel-*  
*mann.* 2 edit. 312, 631.  
*de Carro's* Geschichte der Kuhpockenimpfung in  
der Turkey etc., übersetzt von *Frieße* 292, 470.  
*Christ's* allgem. theoret. prakt. Wörterbuch über  
die Bienen und die Bienenzucht 303, 557.  
*Crell's* Auswahl vorzüglicher Abhandlungen aus  
den sämtlichen Bänden der franz. Annalen  
der Chemie. 1 B. 302, 515.

D.

- Denkmal, *Martin Luthers* 291, 463.  
Dichterfreund, der. 1 Th. 311, 624.  
Dispositionen über moral. Wahrheiten. 1 B. 283, 440.  
*Drache, der fliegende* 297, 521.

E.

- Ehe, ist die zwischen Vater und Tochter zuzu-  
lassen? 289, 445.  
Einheit, absolute, der Religion u. Vernunft 288, 439.  
*Eschke's* Lesebuch für Taubstumme. 2 Aufl. 295, 496.  
*Esper, der* Schmetterlinge. 52 u. 54 Heft 299, 521.  
*Euripidis* Hecuba, ed. *Lange* 304, 561.

F.

- Fabrice's* Nachricht von d. Anstalt für arme Kran-  
ke zu Altdorf vom May 1802 bis dahin 1803. 307, 591.  
*Fourcroy's* synoptische Tabellen über den ganzen  
Umfang der Chemie. Aus dem Franz. überf.  
Neue Aufl. 302, 551.

G.

- Gedanken u. Meinungen über manches im Dienst.  
2 Aufl. 307, 585. 303, 593.  
*Gentis, der* Abtrünnige. Aus dem Franz. 301, 537.  
— — Grabesblumen. Aus dem Franz. 301, 537.  
— — die Prinzessin Urfini. A. d. Franz. 301, 537.  
— — das Schloß Kolmeres und d. Aufseher  
im Verborgenen. Aus dem Franz. 301, 537.  
— — Therese. Aus dem Franz. 301, 537.  
— — der Triumph d. Herzensgüte. Aus dem  
Franz. 301, 537.  
— — der Unglücksvogel. A. d. Franz. 301, 537.

H.

- Hahnemann, der* Kaffee in seinen Wirkungen 310, 615.  
Haupt- und Staatsstützenpiegel für Groß und  
Klein 291, 460.  
*Hecker's* Kunst, die Krankheiten der Menschen zu  
heilen. 1. 2 Th. 309, 601. 310, 609.  
*Hellback's* Handbuch des Rangrechts 289, 444.  
*Hendelsche* Gemäldefammlung in Halle, Beschrei-  
bung derselben 301, 543.  
*Hermann, Bastard* von Orleans 306, 582.  
*Mirsek's* Bemerkungen über die Krankheiten des  
Zahnfleisches 307, 592.  
*Hüllmann, über* *Luthers* Denkmal 291, 463.

I.

- Jacobsen's* Handbuch über das prakt. Seerecht der  
Engländer und Franzosen. 1 B. 290, 449. 291, 457.  
*Journal, Prediger-, für* Sachsen. 1—3 Jahrg. 288, 433.  
Ils, Jan. bis Oct. 312, 625.

K.

- Kanne f. Nöller.*  
*Klenze's* Entwurf zu einem Denkmale für D. M.  
*Luther* 291, 463.  
*Kotzebue, der* Eremit auf Formentera. 3 Auf-  
lage 303, 560.

L.

<b>L.</b>		<i>Reinholds und Bardilis Briefwechsel</i>	294. 481.
<i>Lafontaine's Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht.</i> 1—4 B.	297. 510.	<i>Religion, über die muhammedanische</i>	304. 567.
<i>Lampadius-Beyträge zur Erweiterung der Chemie.</i> 1 B.	302. 549.	<i>Rheingraf, der, oder das kleine deutsche Hofleben</i>	291. 461.
<i>Lectiones Itatariae ad usum scholarum accommodatae</i>	305. 571.	<i>Richter f. Bourguet,</i>	
<i>Leiden des jungen Motz.</i> 1—5 B.	301. 545.	<i>v. la Roche Herbsttage</i>	301. 537.
<i>Leonhard von Werneck</i>	306. 582.	<b>S.</b>	
<i>Link, die Grundwahrheiten der neuen Chemie nach Fourcroy's philosophie chimique</i>	302. 551.	<i>Salmuth, über die Einimpfung der Schafpocken</i>	297. 471.
<i>Londes Verzeichniß der um Göttingen wildwachsenden Pflanzen</i>	305. 559.	<i>Schade nouvelle grammaire Allemande.</i> 4 ed.	305. 573.
<i>Loffius, J. Ch.; neues philosoph. allgem. Reallexicon.</i> 1—3 B.	311. 621.	<i>Schäffers Idee zu Luthers Denkmal</i>	291. 468.
<i>Löhr, der Weihnachtsabend in der Familie Thalberg</i>	305. 575.	<i>Scherzer's Federzeichnungen.</i> 1 Bd.	294. 483.
<i>Ludwig, Henriette.</i> 2 Aufl.	301. 537.	<i>Schlegels Materialien für die Staatsarzneywissenschaft.</i> 1—4 Samml.	293. 473.
— — <i>Lohn der Tugend.</i> 1. 2 Th.	301. 537.	<i>Schuderoff's Journal für Veredelung des Prediger- und Schullehrerstandes etc.</i> 1—3 Jahrgang.	
<i>Luise, Gustav, Hermann</i>	306. 582.	<i>4 Jahrg.</i> 1 B. 2 B. 1. 2 St.	287. 425.
<b>M.</b>		<i>v. Selbiger, der goldene Stier.</i> 1 Th.	301. 543.
<i>Marci liber ignium ad comburendos hostes</i>	304. 564.	<i>Stille's Abendstunden im Familienkreise.</i> 1. 2 B. 3. 2.	312. 632.
<i>Mohie, die verrätherischen Plane Englands und der Jacobiner wider das Leben des Kaisers und die Freyheit des franz. Volks. Aus dem Franz. überf.</i>	299. 528.	<b>T.</b>	
<i>Meidingers angenehme Unterhaltungen zum Uebersetzen ins Franz. u. Ital. Neueste Aufl.</i>	306. 579.	<i>Tillich f. Weisf.</i>	
<i>Meinecke's kleines Übungsbuch zum Französischschreiben für die Jugend.</i> 3 Aufl.	306. 577.	<i>Trattinnick thesaurus botanicus. Fasc. I. II</i>	300. 532.
<i>Michel Mort, der Kreuznacher</i>	306. 582.	— — — <i>Fungi Austriaci etc. Oesterreichs Schwämme etc.</i> 1—3 Lief.	300. 533.
<i>Möbius, Versuch einer Uebers. d. Briefes Pauli an die Römer</i>	287. 431.	<i>Trommsdorff, über die Darstellung der reinen Gallussäure aus den Galläpfeln</i>	302. 552.
<i>Moreaus Reise aus Frankreich nach Amerika. Aus dem Franz.</i>	303. 559.	<b>U.</b>	
<b>N.</b>		<i>Unterricht, erster, in der franz. Sprache für die Jugend</i>	306. 584.
<i>Neubauer's entdeckte Geheimnisse, alle Sorten der feinsten Breslauer etc. Liqueure zu verfertigen</i>	302. 552.	— — — <i>für Landhebammen.</i> 3 Aufl.	310. 616.
<i>Nöllers Sappho, in Musik gesetzt von Kanne. Oeuv. III</i>	301. 644.	<i>Untersuchung einiger medicinisch-gerichtlichen Fragen</i>	309. 607.
<i>Novellen und Reflexionen</i>	296. 505.	<b>V.</b>	
<b>O.</b>		<i>Vahl's enumeratio plantarum etc. Vol. I</i>	300. 529.
<i>Oldenburgisches Particularrecht, jetzt geltendes.</i> 1 Th.	289. 441.	<i>Vermächtniß an Helene von ihr. Vater.</i> 3 Aufl.	303. 560.
<b>P.</b>		<b>W.</b>	
<i>Pauslers zweyhundert Lectionen</i>	306. 577.	<i>Wagners moral. Anekdoten.</i> 3 Th.	298. 519.
<i>Prechtel über die Fehler in der Erziehung etc.</i>	308. 597.	<i>Weg, der, zur Weisheit</i>	312. 632.
<b>R.</b>		<i>Weiber, die heiligen, aus Palästina.</i> 1 Th.	291. 464.
<i>Rehkopfs Entwürfe zu öffentl. Religionsvorträgen.</i> 1. 2 Abthl.	288. 438.	<i>Weisf, Beyträge zur Erziehungskunst.</i> 2 B. 1 H.	295. 489. 296. 497.
<i>Reichards vertraute Briefe aus Paris.</i> 2 Aufl.		<i>Weiz anatom. chirurg. Katechismus.</i> 3 Aufl.	
1—3 Th.	298. 518.	3. 4 B.	292. 465.
<b>S.</b>		<i>Weftrumb's Handbuch der Apothekerkunst.</i> 1—3 Th.	302. 551.
<b>T.</b>		<i>Wiedemanns leichte Aufgaben zur Uebung im Französischschreiben</i>	306. 579.
<b>U.</b>		<i>Wilmsen, der deutsche Kinderfreund.</i> 5 Aufl.	291. 464.
<b>V.</b>		<i>Winkler, das Dorf Familienruh</i>	299. 528.
<b>W.</b>		<i>Woher kommt es, daß so viele kathol. Geistlichen den weitesten kirchl. Verordnungen der Obrigkeit entgegenstreben?</i>	299. 527.

## II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Anton in Görlitz	297.	Becker in Götting	312.	Buchhandlung, akad., in Frankfurt	
Arnold in Dresden	291.	Beyer u. Maring in Erfurt	302.	s. d. Oder	291.
Aue in Cöthen	292.	Böhme in Leipzig	292.	— — — akad., in Jena	292.
				Buch	

Buchhandlung, neue akadem., in Marburg 288.  
 — — — Realschul-, in Berlin 291. 292.  
 Büschler in Leipzig u. Elberfeld 306.  
 Comtoir, literar., in Altenburg 287.  
 — — für Literat. in Elberfeld 304.  
 Craz u. Gerlach in Freyberg 302.  
 Delant u. Lesneur in Paris 304.  
 Degen in Wien 297. 302.  
 Dienemann und Comp. in Penig und Leipzig 301.  
 Dietrich in Göttingen 296. 303.  
 Endter in Nürnberg 312.  
 Ernst in Quedlinburg 306.  
 Eslinger in Frankf. a. M. 303.  
 Expedition des Prediger-Journals in Wittenberg 283 (a).  
 Fleckeisen in Helmstädt 302.  
 Fleischer d. j. in Leipzig 305.  
 Gabler in Jena u. Leipzig 287.  
 Gafner in Wien 297.  
 Geistlinger in Wien 300.  
 Göpferdt in Jena 293.  
 Gräff in Leipzig 295. 301 (g).

Grafte Erben und Barth in Breslau 301. 305.  
 Guilhaumann in Frankf. a. M. 312.  
 Günther in Glogau 311.  
 Hahn, Gebr., in Hannover 302.  
 Hamberger in Breslau 292.  
 Hauelsen in Anspach 289.  
 Hemmerde u. Schweitschke in Halle 291. 306.  
 Heudel in Halle 301.  
 Hennings in Erfurt 301. 307. 309. 310.  
 Hinrichs in Leipzig 305.  
 Hoffmeister u. Kühnel in Leipz. 301.  
 Hofmann in Hamburg 298.  
 Köhler in Leipzig 306.  
 Krieger in Marburg 289.  
 Kummer in Leipzig 303.  
 Kummel in Halle 304.  
 Lassaulx in Coblenz 302.  
 Lentner in München 294.  
 Maurer in Berlin 295. 301.  
 Matzdorf in Berlin 298.  
 Mohr in Frankf. a. M. 288.  
 Orell, Füssli u. Comp. in Zürich 312.  
 Perthes in Hamburg 290. 291.  
 Rehms Wittve in Wien 306 (a).

Rein u. Comp. in Leipzig 306.  
 Renger in Hille 294. 299.  
 Röwer in Göttingen 312.  
 Rudolphi in Erfurt 311.  
 Schaumburg in Wien 300.  
 Schnuphase in Altenburg u. Erfurt 299. 306.  
 Schöne in Berlin 306.  
 Schöne u. Comp. in Eisenberg 294.  
 Schulze in Oldenburg 284.  
 Schumann in Zwickau und Leipzig 306.  
 Schuppelsche Buchh. in Berlin 295.  
 Schwan u. Götz in Mannheim 310.  
 Seyffert in Bremen 312.  
 Stahl in Würzburg 303.  
 Steinacker in Leipzig 310.  
 Stiller in Leipzig u. Rostock 302.  
 Tasché u. Müller in Gießen 291.  
 Taylor in London 303.  
 Vieweg in Braunschweig 291. 302.  
 Vollmer in  
 Walther in  
 Weigel in  
 Wilmans in  
 Wohlex in

### III. Intelligenzblatt des Decembers.

#### Bemerkungen über Literatur und Kunst.

Großmann, über die verschiedenen wissenschaftlichen Principien. Mit Rücksicht auf einige der Gallschen Schädellehre gemachte Einwendungen 136, 1137. 137, 1153.  
 Reichstagsliteratur Oct., Nov., Dec. 1804. 140, 1177.

#### Ankündigungen.

Andreäische Buchh. in Frankf. a. M. Verl. 142, 1198.  
 144, 1215.  
 Apfelsche Buch- u. Kunsthandlung in Augsburg Verl. 138, 1165.  
 Beyträge, kritischer, zu Storrs Dogmatik 146, 1231.  
 Böhnersche Buchh. in Schwerin u. Wismar Verl. 147, 1239.  
 Bohns in Lübeck Verl. 141, 1191.  
 Bücher, zu empfehlende 138, 1165.  
 Buchh., neue akadem., in Kiel Verl. 141, 1189.  
 v. Dobbsch's Medicinalgericht. 1 Th. 144, 1211.  
 Ernsts in Quedlinburg Verl. 140, 1182.  
 Fleischers, J. B. G., in Leipzig Verl. 140, 1184. 141, 1191.  
 Fleischers, G. d. J., in Leipzig Verl. 142, 1200.  
 144, 1214. 1215.  
 Frommanns in Jena Verl. 147, 1240.  
 Göpferdts in Jena Verl. 144, 1214.  
 Hüfners Ankündigung einer Beschreibung der Herrschaft Schmalkalden 139, 1176.  
 Hanische Buchh. in Hildburghausen literar. Ankündigung 139, 1171.  
 Hartknochs in Leipzig Verl. 142, 1197. 144, 1213. 1215.  
 Hermannsche Buchh. in Frankf. a. M. literar. Ankündigung 139, 1175.  
 Himburgsche Buchh. in Berlin Verl. 141, 1187. 1191.  
 Korn, J. F. d. ä., in Breslau Verl. 144, 1215.  
 Kühns in Posen Verl. 147, 1239.  
 v. Löwenfeld's medicin. Topographie vom Landgerichtsbezirke Sulzbach 146, 1231.  
 Martinis in Leipzig literar. Anzeige 140, 1181.  
 Mohr u. Zimmers in Heidelberg Verl. 142, 1199.  
 Mohrs, J. C. B., in Frankf. a. M. Verl. 142, 1149.  
 Neergardt vergleichende Anatomie u. Physiologie, mit einer Vorrede von Blumenbach 142, 1198.  
 Palm in Erlangen Verl. 147, 1240.  
 Perthes in Hamburg Verl. 144, 1215.

Perthes in Gotha Verl. 144, 1216.  
 Platons Werke. 2 Th. 1 B. von Schliermacher überf. 144, 1214.  
 Reichards in Braunschweig Verl. 142, 1198.  
 Richters in Dresden Verl. 140, 1188.  
 Schwan u. Götz in Mannheim Verl. 140, 1179.  
 Seidlers in Jena Verl. 144, 1213.  
 Steffenhagen und Sohns in Miesau Verl. 147, 1238.  
 Sternberg's Literatur-Zeitung für d. Medicin u. Chirurgie etc. 2 Jahrg. 4—6 Heft 142, 1195.  
 Steudel u. Keils in Gotha Verl. 145, 1221—1224.  
 Ungers in Berlin Verl. 140, 1180.  
 Waldecks in Münster Verl. 147, 1239.  
 Wie kann man künftige Ereignisse erforschen? 140, 1182.

#### Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

d'Agincourt in Rom 146, 1250.  
 Balser in Gießen 145, 1220.  
 Bartels in Helmstädt 145, 1220.  
 Baß in Darmstadt 145, 1220.  
 Bosse in Braunschweig 146, 1250.  
 Callisen in Kopenhagen 158, 1164.  
 Chezy in Paris 145, 1220.  
 Crighthon in Petersburg 143, 1204.  
 Dominicus in Erfurt 143, 1204.  
 Donnant 146, 1250.  
 Eisenmann in Miltenberg 141, 1185.  
 Fehri in Erlangen 145, 1220.  
 Fahrenkrüger in Jena 143, 1205.  
 Fehr in Meiningen 145, 1204.  
 Feuerbach in Landshut 146, 1230.  
 Flatt in Tübingen 143, 1204.  
 v. Freytag in Petersburg 145, 1230.  
 Fuchs in Casan 143, 1202.  
 Gaillardot in Paris 116, 1230.  
 Gall 146, 1250.  
 Gensler in Buttenheim 143, 1205.  
 Gilbert in Halle 144, 1230.  
 Gregoire in Paris 146, 1250.  
 Hase in Paris 145, 1220.  
 Hildebrand in Moskwa 145, 1230.  
 Jaddel in Rostock 146, 1230.  
 Illiger in Braunschweig 145, 1204.  
 v. Klein

*v. Klein* in Baden  
*Köler* in Mainz  
*Lenhoffek* in Ungarn  
*Maine-Biran* in Dordogne  
*Marscard* in Oldenburg  
*Meyer* in Hamburg  
*Millevoye* in Paris  
*Motherby* in Königsberg  
*Mouchet* in Paris  
*Müller* in Gießen  
*Murray* in Göttingen  
*Mynster* in Kopenhagen  
*Nebel* in Gießen  
*Prehn* in Rostock

*Quarez* in Paris  
*v. Sserdashely* in Waitzen  
*Volta* in Como  
*v. Wehrs* in Hannover  
*Wolfrath* in Glückstadt  
*Zimmermann* in Ofterode

### Nekrolog.

*v. Armin* in Klokow  
*Baculard* in Paris  
*v. Bothmer* in Bayreuth  
*Cacault* in Clifton  
*Herzogin Jul. Giovane*  
*Hüpeden* in Rothenburg  
*Lutericke* in Hamburg  
*Parquoy* in Paris  
*Pestel* in Leyden  
*de Ratie* in Montpellier  
*Richelmann* in Rostock  
*v. Sonnenberg* in Jena  
*de Villers* in Besançon

### Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Amsterdam, Preisaufgaben der anatomischen und chirurg. Schule 145. 1212.  
 Auch, Sitzung des Athenäums am 19 Aug. 142. 1294.  
 Bordeaux, Preisaufg. der Gesells. der Wissensch. und Künste am 21 Aug. 142. 1295.  
 Brüssel, Preisaufg. der medicin. Gesellschaft 145. 1218.  
 Erfurt, Sitzung der Akad. nütz. Wissenschaften am 9 Sept. 144. 1209.  
 — — Sitzung der Akad. nütz. Wissenschaften am 2 Dec. 144. 1210.  
 Götting, Preisaufgaben der kurfürstl. sächs. oberlausitz. Gesells. der Wissenschaften 146. 1225.  
 Göttingen, Preisvertheilung und Preisfragen der königl. Societät der Wissenschaften 147. 1235.  
 — — Sitzung der königl. Societät der Wissenschaften am 12 Oct. 146. 1225.  
 — — Versammlung derselben Societät am 16 Nov. 147. 1235.  
 Haag, Versammlung der Gesellschaft zur Vertheidigung der christl. Rel. am 22 Aug. 147. 1235.

145. 1220.  
 147. 1230.  
 146. 1230.  
 145. 1220.  
 146. 1225.  
 145. 1203.  
 138. 1164.  
 143. 1204.  
 145. 1220.  
 145. 1220.  
 143. 1204.  
 138. 1164.  
 145. 1220.  
 146. 1229.  
 146. 1230.  
 145. 1220.  
 143. 1204.  
 141. 1185.  
 146. 1230.  
 145. 1220.  
 141. 1185.  
 143. 1204.  
 138. 1164.  
 146. 1230.  
 138. 1164.  
 146. 1230.  
 145. 1220.  
 146. 1230.  
 146. 1230.  
 146. 1230.  
 138. 1164.  
 146. 1230.  
 141. 1185.  
 145. 1220.  
 138. 1164.

Kopenhagen, Preisaufgaben d. Königl. Gesells. 146. 1227.  
 Nancy, Sitzung der Soc.roy. d. d. Wissensch. u. Künste im Nov. 142. 1193.  
 Nizza, Preisaufg. d. General-Gesells. 142. 1196.  
 Paris, Nachrichten von den Arbeiten d. Classe d. schönen Künste d. Nationalinstitute im J. 13. 139. 1169.  
 — — Preisvertheilung in der Ecole de pharmacie 146. 1226.  
 — — Sitzung der Gesellschaft zur Aufmunterung der Nationalindustrie am 2 Aug. 145. 1217.  
 — — Sitzung d. medicin. Schule am 11 Nov. 146. 1226.  
 — — Sitzung der philotechnischen Gesells. 146. 1227.  
 Seine-Departement, Sitzung der Gesellschaft des Ackerbaues am 17 Nov. 145. 1227.  
 Ungarn, Preisvertheilung 145. 1220.

### Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Universitäten- und Schul-Chronik  
 Von Erlangen 146. 1228.  
 — Jena 138. 1161.  
 — Leipzig 138. 1161.  
 — Straßburg 146. 1229.  
 — Tübingen 143. 1205.

### Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Antikritik gegen den Freymüthigen 140. 1183.  
*de Beauvais* bereichert die Entomologie 147. 1233.  
*Benzenbergs* Bemerkungen zu der Rec. der Versuche von St. Michael etc. 143. 1206.  
 Bericht über die Polyglotten-Methode des Hn. de Cambray 141. 1187.  
 Berichtigung einer Anzeige im Intell. Bl. der Jen. A. L. Z. 141. 1199.  
 Druckfehleranzeige in der Jen. A. L. Z. No. 306. 133.  
 Eichstädts Erklärung in Bezug auf Wismar 138. 1166.  
 Ellwangen, Nachricht von der Bibliothek 143. 1204.  
*v. Erthal* Erbvermächtniß 145. 1221.  
 Expedition der Jen. A. L. Z. Anzeige 139. 1176.  
 Havannah, in der, sind alle Klöster aufgehoben 146. 1232.  
*Jufches* Aufforderung 140. 1184.  
*Juring* arbeitet sein Werk über die Hymenoptera Lin. um 141. 1188.  
*Köhlers* Entdeckung in Taurien 139. 1171.  
 Horn, Fr., in Fürst Anzeige 144. 1216.  
*Lindbloms* Prüfung einiger Schüler in Lund 138. 1164.  
 Lyon, in, hat das Museum einige Gemälde erhalten 147. 1237.  
*Marker* hat das Pantheon in einen Carneol geschnitten 145. 1222.  
 Metz, Nachricht vom Lyceum 143. 1202.  
*Nicolovius* im Königsberg Bitte zu *Jöfches* Aufforderung an die Correspondenten *Kants* 140. 1184.  
 Organisation, neue, der Schulen- und Studienleitung in den kurpfälz-bayerischen Staaten 138. 1162.  
*Pons* hat einen Cometen entdeckt 147. 1238.  
 Pouilly sur Loire, in, Entdeckung 139. 1171.  
 Rothweil, neue Anordnung des Schulwesens 143. 1201.  
*Seftini* läßt Stiche von griechischen Münzen besorgen 139. 1172.  
 Stuttgart, in, soll ein beständiges Hofgericht errichtet werden 143. 1204.  
 Summen, die d. Fürst *Besborodko* zur Errichtung des Gymn. in Nashin ausgesetzt hat 145. 1202.  
 Toulouse, Eröffnung der Rechtsschule 146. 1229.  
 Tübingen, in, soll nach *Hillers* Zurückkunft das geburtsbüß Institut eröffnet werden 143. 1206.  
 Turin, Installation der Universität 146. 1229.  
 Versailles, in, Errichtung einer franz. Schule 138. 1164.  
*Volneys* Bemerkungen über *Pallas* Vocabulaires compares etc. 141. 1182.  
*Vulpins* Erklärung gegen den Freymüthigen 144. 1216.









